



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

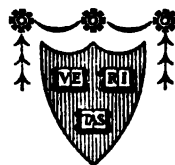
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

362.1

Harvard College
Library



FROM THE BEQUEST OF
SUSAN GREENE DEXTER

Heurich

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842.

Erster Band.

32-113
5-10

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1842.

Erster Band.

J a n u a r b i s J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1 und 2, literarische Anzeiger Nr. I—XVIII.)

Leipzig:

J. M. Brockhaus.

1842.

~~2 4, 179~~
BP 362.1

✓

1876, Oct. 23.

R e g i s t e r.

- Abendfahrten auf den Lagunen. Herausgeg. v. G. Log. 1236.
- Abkunft der Völkersämme im asiat. Archipel. 38.
- Abantes, Rab. Junot b', Etienne Saulnier. X. d. Franzöf. v. Em. Wille. 27.
- Abysfinen, Nachrichten über. 1435.
- Académie française. 635, 940.
- des jeux floraux. 740.
- Achert, J., Dramat. Versuche. I. Bbch. 1351.
- Adami, Fr., Frauenromellen. 160.
- Agassiz, E., Untersuchungen über die Gletscher. 357.
- Ajazzi, Capella Rinucc. 106.
- Alberi, Eug., f. Relazioni.
- Albrecht, Sophie, Anthologie aus deren Poesien. 237.
- Album deutscher Schriftsteller d. R. Palt- aus. 405.
- Aldenhoven, F., Itinéraire descriptif de l'Attique et du Pélopon. 112.
- Alexander Graf von Württemberg Gesamm. Gedichte. 930.
- Alison, A., Geschichte Europas. Deutsch v. E. Meyer (Deutsch. v. F. v. Sybel) 513.
- Aller, A., über das nordamerikan. Ges. lingsnissystem. 860.
- Allport, Douglas, Collections, illustrat. of the geology, hist. etc. 594.
- Almanach, Demotratisther. I. Jahrgang. (angez. v. J. P. Jordan) 879.
- Amptere, J. J., Mein Weg in Dante's Fußstapfen. Bearb. v. Th. Hell. 385.
- Anselot, Emerenzia, a. d. Franzöf. v. D. v. Birkenack. 1263.
- Andersen, F. G., Bilderbuch ohne Bilder. X. d. Dän. v. J. Reuschner. 203.
- Andreas und Elene. Herausgeg. v. Jaf. Grimm (angez. v. Karl Gbdeke). 410.
- Anekdoten aus der Normandie. 15.
- Angely, E., Baubewilles und Lustspiele. I—4. Bb. 1355.
- Anschütz, G., Vermischte Gedichte. 1401.
- Antinori, Vinc., über meteorolog. Beobachtungen. 459.
- Antiquar. Reminiscenzen. 128.
- Arblay, Mad. d', Diary and letters. 1055.
- Arincourt, Bic. b', Ida u. Katalie. X. d. Franzöf. v. B. E. Besché. 779.
- Arndt, G. M., Das Lurnwesen. 1061.
- Arnim, G. D. E., Reise nach Paris, Spas- naba u. f. w. 329.
- 1842.
- Artaud de Montor, Histoire de Dante. 880.
- Asch's, Comt. de, Romane. 1244.
- Athen, Topographie von. 424.
- Athenaeum (Copie desselben). 56.
- (Dresdner Correspondenz). 119.
- Atuppen. 1363.
- Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen. 539.
- Aus dem Leben und den Schriften des Magist. Ferle und seines Freundes Mänte. 1316.
- einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau v. B. 591.
- Bacherer, G., Duft der Blume der Mitte. 1236.
- Bachsch, Ferdin., Albrecht der Unartige. 1057.
- Balbi, Abr., über Malta. 174.
- Ballads, songs and poems, transl. from the german, by Lord Lindsay. 47.
- Ballanche. 819.
- Bannstrahl, Kraft desselben. 588.
- Barthou de Penhoen. 940.
- Baron, B., Hist. abrégée de la littérat. franc. 1120.
- Batarnicki, A., Die Ungöttliche Komödie. 41.
- Bauer, Generalin, Das Ehrenfräulein, überf. von Fanny Tarnow. 1115.
- Beauvois, Roger de, Die Bescombat; a. d. Franzöf. v. B. E. Besché. 1379.
- Bedini, G., über Metastasio. 399.
- Bed, K., Janko, der ungar. Kossirt. 537.
- Belani, F. G. R., Don Fernando. 182.
- — — — Georginen. 283.
- — — — Die Auswanderer nach Texas. 587.
- — — — Schillers Dramen in erzähl. Form. I. Bbch. Zell. 675.
- — — — E., Novellentanz. 1087.
- Bellingori, C. F., Della influenza del cibo e della bevanda. 252.
- Benedict, Robert., Der Schmuggler. Die Ronne. 239.
- Bentley, Rich., The correspondence of. 619.
- Bereslas, Ferd., Xensen - Immen - Krieg. 715.
- Bergmayr, Cath. Ceraf., Stimmen der Einsamkeit. 1227.
- Bericht über deutsche Poeten aus d. J. 1841. Erster Artikel. 701.
- — — — Zweiter — 921.
- — — — Dritter — 1213.
- — — — Vierter — 1401.
- Bernard. Ch. de, Jung und Alt. X. d. Franzöf. v. Fr. Steger. 99.
- Bernhard, A., Christian VII. und sein Hof. 791.
- Berthet, E., Das Thal Amborra. X. d. Franzöf. v. Fanny Tarnow. 1363.
- Berthier, Frdin., Notice sur Robian. 188.
- Berthold, Franz, Gesammelte Novellen. 600.
- Bertin, Louise, Glanes. 300.
- Betrachtungen, Polit., über Scandinavien, Rußland, England und Deutschland. 625.
- Bettina, Engl. Urtheil über. 852.
- Beyle, F. (F. de Stendhal), Rétrolog. 932.
- Biasoletto, Bartol., Relax. del viaggio del Re di Sassonia. 1137.
- Biographie du clergé contemporain. 848.
- Biondelli, Atlante linguist. 506, 1284.
- Birch, Chr., Ludwig Philipp, I. Bb. 51.
- Blanc, L., Histoire des dix ans. 783.
- Blarru, P. de, La Nancéide. 228.
- Blaubart im Original. 667.
- Blaze, F., Uebersetzer und Dichter. 1236.
- Blenda, romant. Selbstgesch. a. d. Schwed. 715.
- Blessington, Lady, Wanderungen in Ita- lien. X. d. Engl. v. Im. Winter. 754.
- Blücher, G. G., Nordseebilder. 757.
- Blicke auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich. 241.
- Blüten aus Albion. 1424.
- Bobin, J., Das Heptaplomeres. 1035.
- Bohemus, Pygea und Gros. 816.
- Bohlen, P. v., Autobiographie. 555.
- Böhmisch-czech. Literatur. 187, 236, 320, 643.
- Böhm. Literatur und ihre Stell. zum Sla- wenthum und Germanenthum (v. J. P. Jordan). 685.
- Bohn, Ed., Christl. Meeresstempel. 713.
- Böckh, A., Rede zur Feier des Jahrestags Friedrich's II. 363.
- Bonnycastle, Rich. H., The Canadas in 1841. 199, 559.
- Book of beauty. 308.
- Boston, Correspond. aus. 1458.
- Bowitzsch, E. Bischof, Nordlichter. I. Riefe. 1250.
- Boz, Barnaby Rudge. 180.
- — — — X. d. Engl. v. E. X. Moriarty. 319.
- — — — Jules Janin über. 468.
- Brandis, Chr. A., Mittheilungen über Griechenland. 1229.

- Braun von Braunschweig, Don Juan. 843.
 Braunschweig, J. Dan. v., über die alt-amerikan. Denkmäler. 1432.
 Bredow, Georg Frhr. v., Heinrich v. Braunschweig. 479.
 Breiter, Ed., Die Tataren in Kroatien und Dalmatien. 27.
 — — — Wien vor vierhundert Jahren. 428.
 — — — Der Fluch des Rabbi. 816.
 Bremer, Freder., Morgenwachen. 903.
 — — — Morgenbitterungen. 903.
 Bretschneider, K. G., Clementine. 261.
 Briavoinne, De l'industrie en Belgique. 1104.
 Briefe der Liebe an eine berühmte Künstlerin. K. v. Franzöf. v. J. B. Wolf. 350.
 — Militair., eines Verstorbenen. 905.
 — an Joh. v. Müller. Herausgeg. v. Maurer-Constant. 2—6. Bd., 1185.
 Brinckmeier, Ed., Liebe und Leben. 240.
 Britenlieder. Ausgew. u. übertr. v. B. Corneliu. 1. 2. Bd. 1219.
 Bronzetti, J. G., Erinnerung an Griechenland. 1031.
 Brunner, Sam., Reise nach Senegambien. 1285.
 Bruno, J., Irma und Ranka. 1324.
 Brupacher, G., über die Verschiedenheiten des Klimas. 1284.
 Buchdruckerkunst, Literatur der jüngsten Säkularfeier derselben (v. K. G. Um-breit). Dritter Artikel. 401.
 Bull, John — Johann Doh. 1239.
 Bülow, Ed., Das neue Novellenbuch. 628.
 Bülow-Sumnerow, Preußen, seine Verfassung. 937.
 Bulwer, E. E., Zanoni, K. v. Engl. v. D. v. Czarnowski. 1223.
 — — — Eva and other poems. 1304.
 Buonarroti's, Mich. Ang., sammtl. Gedichte, ital. u. deutsch v. G. Regis. 71.
 Buret über das engl. Armenwesen. 486, 1176.
 Bürtner, Rob., Christian Günther. 495.
 Burns, Rob., und Lord Byron. 454.
 Burns' Schwester. 1072.
 Büttner, G., Wanderungen (angez. v. Victor Jacoby). 878.
 Buß, Fr. Jos., über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat. 1. Th. 1313.
 Burton, Th. Row., Der afrikan. Sklavenhandel. K. v. Engl. v. G. Julius. 181.
 Calabralia, Baron., The tempter and the tempted. 1275.
 Calvin, Oeuvres franç. 736.
 Campbell, Th., Frederick the great. 180, 439, 472.
 Canada und die canad. Wilden. 199.
 Cancan eines deutschen Edelmanns (angez. v. Herm. Marggraff). 521.
 Cantù, Cea., Storia universa. 677.
 — — — Il medio evo. 677.
 Capesque, seine literar. Thätigkeit. 893, 1108.
 Carrière, M., Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes. 1. Heft. 35.
 Carus, K. G., Zwölf Briefe über das Erleben. 1066.
 Cary, H., Memorials of the great civil war in Engl. 472.
 Casales, Eug., Etudes sur la langue séchuane. 220.
 Castelli, Spirid., Vues rétrospect. 5.
 Cattaneo, Gert. 512.
 Chamier, Fred., Passion and principle. 984.
 Champollion-Figeac, Paléographie universa. 884.
 Caritas f. 1843. 1465.
 Charlatanismus, literar., in Paris. 503.
 Charles, Jean, Schöne Welt. 491.
 Chastel, Phil., über die neueste deutsche Literatur. 1411.
 Chels-d'oeuvre des dames franç. 160.
 Cherbuliez, Rab. Lourte, Amaliens Tagebuch. 320.
 Chevalier, M., Hist. et descript. des voies de communicat. aux Etats-unis. 748.
 China, Franzöf. Schriften über. 1036.
 Chiodwick, Nachschatten. 243.
 — — — Glaube, Liebe, Hoffnung. 360.
 Choral, Der evangel., und die alte deutsche Volksmusik. 332.
 Chownig, Jul., Eugen Reuland. 63.
 Christern, Theater. 1. Th. 1351.
 Cid, Der. Vollständige Übers. v. J. M. Duttonhofer. 1405.
 Classifier Europas in böhm. Sprache (v. J. P. Jordan). 236, 643.
 Clemens, K., Goethe als Naturforscher. 794.
 Colet, Mad. Louise. 1140, 1259.
 Colson, Fel., De l'état prés. et de l'avenir des principautés de Moldavie et Valachie. 1133.
 Cooper, Fenim., Ansechtungen in seinem Vaterlande. 504.
 — — — Die zwei Admirale. K. v. Engl. überf. v. Adrian. 1391.
 Corbère, Ed., Der Banian. K. v. Franzöf. 64.
 Cormenin, Fragm. politiq. et littér. de L. Börne. 880.
 Cornelia f. 1842. 117.
 — — — 1843. 1298.
 Corvin-Bierbicki, D. v., Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande. 140.
 Cosmar, K., Ein Heirathsgesuch aus dem modernen Leben. 428.
 Costello, E., The adventures of a soldier. 8.
 Costello, Luise Stuart, Der Giftnischer der Königin. K. v. Engl. überf. v. B. K. Lindau. 1392.
 Cotta, H., Principes fondament. de la science forest. p. J. Nougier. 116.
 Creuzwieser, v., Dichtungen. 925.
 Cunat, Ch., Histoire de Rob. Surcouf. 1451.
 Cunningham, P., Extracts from the accounts of the revels at court. 900.
 Cyanen f. 1843. 1297.
 Czaykowski, Mich., Hetman Ukrainy (angez. v. J. P. Jordan). 518.
 — — — Bernphora. 1454.
 Damenalmach v. Math. v. Labouliot. 123.
 — — — 1468.
 Dänemark, literar. Notizen aus. 268, 364, 526.
 Dania, Auswahl von Gedichten aus dem Dän. v. E. Bennett. 703.
 Dante Alighieri's lyr. Gedichte. Übers. u. erklärt v. K. E. Rannegieser und K. Witte. 1057.
 Darlegung der im vorigen Jahr. wegen Einführung der engl. Kirchenverfassung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. 1310.
 Davy, J., Notes and observations on the Ionian Islands and Malta. 1375.
 Denkmäler für Geographie, Geschichte und Alterthümer von Neurusland (v. J. P. Jordan). 1206.
 Deoband, Engl. 304.
 Depping, G. B., Geschichte des Krieges der Türken und Äthier. 378.
 Der liebe Gott als Zeiland des frommen K. Herm. Franke (v. Bith. Rörte). 606.
 Dethmar, J. B., Freundschaftige Erinnerung an Holland. 3. Bd. 731.
 Didier, Ch., La campagne de Rome. 808.
 Dichtungen, Neue engl. 24, 92, 140, 636, 1316, 1373, 1396.
 — — — franzöf. 68, 142, 152, 228, 300, 468, 480, 540, 976, 1004, 1096, 1140.
 Dickens, f. Boz.
 Diefenbach, Eor., Gedichte. 929.
 Dingelstedt, Fr., Heptameron. 627.
 Diplomatie, Die, und ihre neuesten Arbeiter (Auffag v. Herm. Eudewig). 1381.
 Dodd, Parliamentary pocket-companion. 180.
 Dove, P. B., Die Bitterungsverhältnisse von Berlin. 363.
 Dramen, Span., überf. v. E. X. Dohrn. 1. Th. 1365.
 Dramat. Literatur der Deutschen im J. 1841. Erster Artikel. 465.
 Zweiter — 829.
 Dritter — 1349.
 Duller, Ed., Fortsetzung v. Schiller's Gesch. des Abfalls der vereinigten Niederlande. 438.
 — — — Der Fürst der Liebe. 1149.
 Dumas, Alex., Johanna d'Arc. K. v. Franzöf. v. B. E. Besché. 1116.
 Dumas, Matth., Souvenirs. 209.
 Dumont d'Urville, Voyage au Pole Sud. 60, 1108.
 Duncan, Jon., History of Guernsey. 56.
 Duquesail, Am., Du travail intellect. en France. 336, 860.
 Dulle-Bimbam. 702.
 Dusommerard. 1176.
 Duval, G., Souvenirs de la terreur. 75.
 Eberl, Ant. Frhr. v., Erinnerung an Tirol. 1318.
 Eginhardt, Mathilde, Novellenfranz. 100.

- Epiphanius, Neue Übersetzungen. 724.
 Epistlerin, Die. K. d. Engl. u. G.
 Gruning. 124.
 Eisenbahnliteratur, Franzöf. 772.
 Euler, L., Der Titanide. 855.
 Ellis, Mr., The women of England. 7.
 Enzyklopedien, Franzöf. 904.
 Enz, M., Epistel des Horat. über die
 Dichtkunst. 535.
 Epp, S., Schilderungen aus Ostindiens
 Archipel. 749.
 Erinnerungen aus d. J. 1837, 1838 und
 1839. 313.
 Eusebius, Der, episches Gedicht der
 Neugriechen. 1263.
 Erzähler, Der. 1444.
 Erzählungen aus den Papieren der Herz-
 ugin von Nottingham. 1086.
 Eschenbach, Wolf. v., Leben u. Dichten.
 Herausgeg. v. San Marte. 2. Bd. 683.
 Europas bevorsteh. polit. Verwischung. 647.
 Extreme, Die. K. d. Dän. v. K. v.
 Keltisch. 911.
 Faber, St. L., Die Maurischen Brüder.
 1348.
 Falconer, Forbes, Analyt. account of
 the Sindbad Namah. 164.
 Familie, Die, von Steinfels. 191.
 Fane, H. E., Five years in India. 524.
 Fay, Th. S., Die Gräfin. K. d. Engl.
 v. G. Elbrecht. 135.
 Foletz, M. de, Jugements histor. et littér.
 860.
 Ferrari, Idées sur la politique de Pla-
 ton et d'Aristote. 848, 1189.
 Feuchtersleben, G. Freih. v., Beiträge.
 2. Bd. (Lebensbilder). 107.
 Feuillide, Capo de. 1140.
 Fischart der jäng., Lado der Heide. 320.
 Figgare-Ennen, Em., Die Kircheneinweisung
 zu Hammarby. 427.
 — — — Emma's Herz. K.
 d. Schwed. v. Eichel. 1115.
 — — — Ivar, der Skjuts-
 Junge. K. d. Schwed. 1187.
 — — — Gustav Lindorm; a.
 d. Schwed. v. G. B. 1247.
 — — — Der Professor und
 seine Schützlinge. 1444.
 Foglar, L., Cypressen. 929.
 Foissac, P., über den Einfluß des Klima
 auf den Menschen. K. d. Franzöf. v.
 K. Westramb. 653.
 Foisset, Th., Le présid. de Bromes.
 1036.
 Forchhammer, P. B., Panathenäische Fests-
 rebe. 452.
 Forget me not f. 1842. 307.
 Fouqué, Frdr. Baron de la Motte, Aus-
 gewählte Werke. 1301.
 — — — — — Der
 Pappenheimer Krieger. 1358.
 Fourcy. 1304.
 Fourier, Umfassgreifen seines Systems. 4.
 Fourcieliteratur. 24.
 Fowler, G., Three years in Persia.
 168.
 Franke, K. Chr. L., Geschichte der halle-
 schen Reformat. 202.
 Franz, Agnes, Neue Samml. v. Parabeln.
 706.
 Franzöf. Kritik deutscher Philosophie (v.
 G. Julius). 293.
 Frauen, über die Rechte der. 6.
 Frauenalter in der Poesie. 279.
 Fried, P. J., Epheuranen. 702.
 Friedensjahre, Sechszwanzig. 744, 905.
 Friedrich d. Große, als Begründer von
 Familienglück, v. Bertram, G. Karoli
 und K. v. Sartorius. 240.
 Friendship's offering and Winter's wreath.
 307.
 Frignani, Ang., Mein Wahnsinn im Ker-
 ker. 1253.
 Fried, Ida, Erzählungen. 118.
 Fröhlich, Abt. Eman., Ulrich Zwingli. 709.
 Fröhlich, Come Dav., Des différends
 entre les nations civilisées. 625.
 Fund, J., Erinnerungen aus meinem
 Leben. 2. Bd. 1429.
 Gailhabaud, Jul., Monumens anciens et
 modernes. 652, 760.
 Ganganelli's Tod und röm. Pasquille. 651.
 Garthausen, G., Antonello. 714.
 Gault de St. Germain, La vie compl. de
 Nic. Poussin. 204.
 Gauting, Eremit von, Reise durch Eng-
 land. 31.
 Gedächtnis, Die. 587.
 Gedendbuch zur 4. Jubelfeier der Buch-
 druckerkunst in Frankfurt. a. M. 406.
 — — — Thüring. - erfurter. 407.
 Gedente mein f. 1842. 117.
 — — — 1843. 1209.
 Gefängnisverbesserung. 101.
 Geibel, Eman., Zeitstimmen. 165.
 Genesie der Kulturrevolution. 2, 177.
 Genoude, Biblioth. chrét. 924.
 George, 1805, ein histor. Roman. 1059.
 Gerhardt, Paulus, Leben und Lieder.
 Herausgeg. v. Langbecker. 507, 1445.
 Gerlach, Fr. Dorothea, Histor. Studien
 (angeg. v. Karl Zimmer). 990.
 Gerle, W. K., Der bürgerl. Salon. 828.
 — — — Folgschnitte. 1067.
 Gernsfall, Clem. v., Einsame Stunden.
 1216.
 Gervais, Ch., Xthol. 837.
 Gervinus, Gesch. d. poet. Nationallitera-
 tur, Urth. eines Engländer. über. 547.
 Geschichte und Darstellung des Organismus
 der preuß. Behörden. 449.
 Giederr's allgem. Kirchengeschichte. 2. Bd.
 1. Abthl. 102.
 Globe, Der ehemal., und die Stellung
 seiner Mitarbeiter. 699.
 Göben, K. v., Vier Jahre in Spanien.
 313.
 Göbete, K., Novellen. 779.
 Gollmitz, K., Deutscher Gängersaal. 1401.
 Gofner, Joh., Sammlung kleiner geistl.
 Schriften. 1259.
 Goethe und W. Scott, nach franzöf. An-
 sicht. 568.
 Goethe's neueste Parabolomena (v. Karl
 Rosenkranz). 65.
 — — — sämtl. Werke, Nachträge dazu,
 gesamm. v. G. Boas. 1070.
 Gottschell, Jerem., Ein Episteltraum.
 855.
 Goylan, L., Das Schloß Ramhouillet. K.
 d. Franzöf. v. Emilie Wille. 284.
 Granier de Cassagnac, Voyage aux An-
 tilles. 652.
 Gribosjedow, Alex. Sergiejew (von J. P.
 Jordan). 997.
 Griebentert, W. K., Das Musikfest. 675.
 Gries, Joh. Dietrich. 433.
 Gros, De la personnalité de Dieu (beurth.
 v. G. Julius). 293.
 Grötsch, J. G., Persog Richelieu. 1357.
 Grünmeyer, Fr., Gebete im Geiste der
 kathol. Kirche. 611.
 Guichard, Jul., Procès de Jeanne d'Arc.
 204.
 Guiraud, Philosophie cathol. de l'hi-
 stoire. 148.
 Guizot, Madame Ramford. 264.
 — — — Collect. des mémoires. 800.
 Günther, Fr., Romane und Balladen.
 925.
 — — — J., Gedichte und Lieder in ver-
 schied. Mundarten. 1217.
 Gustav vom See, Das Gasthaus zu Karbal.
 1199.
 Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst.
 406.
 Guttenstein, W. F., Parfisan. 1060.
 Guglow, K. 349.
 — — — Briefe aus Paris. 1121.
 Gutzlaff, Ch., China opened. 281.
 Habloubé's Gedichte. Herausgeg. v. L.
 Ettmüller. 1450.
 Hage, J. van den, Schloß Bernstein im
 J. 1570. 995.
 Hagen, K., Deutschlands literar. u. relig.
 Verhältnisse im Reformationszeitalter.
 822.
 Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Ulrich. 169.
 — — — — — Reisebriefe. 329.
 — — — — — Erinnerungen aus
 und an Frankreich. 1321.
 Hackländer, F. B., Vier Könige. 443.
 Hall, Mrs. E. G., Irland. Erzählungen,
 a. d. Engl. v. Linette Homberg. 155.
 Hallwel, J. Orch., On the character of
 Falstaff. 164.
 Hanusch, J. J., Die Wissenschaft des
 slav. Mythos (angeg. v. J. P. For-
 dan). 1099.
 Hardeastle, Dan., Banks and bankers.
 896.
 Harmisch, W., Briefe an seine Tochter.
 747.
 Haschka, Eor. Leop. 1395.
 Haupt, Leop., Prophetenstimmen. 971.
 Havemann, W., Handbuch der neuern Ge-
 schichte. 2. Th. 804.
 Heath's picturesque Annual. 306.
 Hebbel, Fr., Jüdisch. 481.
 Heeringer, Gust. v., Die Gebrüder de Ma-
 tos. 122.
 — — — — — Ein Ausflug nach
 England. 741.
 Heerschen der bekanntesten pariser Heu-
 tonisten. 739.
 Hegel's krit. Zenien. 592, 684.

- Hegel'sches Paradoxon, Gedr. 872.
 Heimweh, Das (Aufsatz v. Karl John-
 baum). 889.
 Heinsius, Th., Die bedingte Pressfreiheit.
 145.
 Heinen, R., Gedichte. 933.
 — Doctor Rebel. 1349.
 Held, Irrfahrten eines Komdbianten. 458.
 — Freundschaft. 839.
 Heller, Rob., Novellen aus dem Süden.
 239.
 Hellmann, Joh., Briefe über die moral.
 Bildung des Menschen. 167.
 Hende, K. L., Die Götabelle v. Antwer-
 pen. 1020.
 Hennes, J. G., Andenken an Bartholom.
 Fischenich. 622.
 Henricus, Br., Novellen. 260.
 Herloffsohn, G., Mein Wanderbuch. 427.
 — Buch der Liebe. 1403.
 Hermes, R. F., Geschichte der letzten fünf-
 undzwanzig Jahre. 1—6. Hefte. 902.
 Hess, Bernh., De Kraba u. sein Schwert.
 206.
 Hesse, A., Meister Wolfram, der Mär-
 chenerzähler. 779, 912.
 Hettich, F. D. F., über das Heimweh.
 895.
 Heusinger, G., Europäische Bilder. 851.
 Heyden, Fr. v., Rankzeichnungen. 28, 99.
 Hiede, R. F., Der deutsche Unterricht auf
 deutschen Gymnas. (angez. v. B. X.
 Passow). 425.
 Hilding, J. G. L., Der Saga Saal. 715.
 Hirsch, Rud., Balladen. 922.
 — Buch der Sonette. 922.
 Hofer, Andr., zu dessen Charakteristik. 376.
 Hoffmann, G. D., Umrisse und Skizzen. 912.
 — G. F., Greyslaer. X. dem
 Engl. v. F. Künzel. 995.
 Höfken, Gust., Xirocinium eines deutschen
 Offiziers in Spanien. 313.
 Hoggner, Frdr. v., Reise nach Cappland.
 161.
 Honorare italien. Autoren. 1204.
 Hood, Th., Eugen Aram's Traum. überf.
 durch v. Grand u. Kufte. 704.
 Hook, Th., The parish clerk. 164.
 Horn, Franz, Psyche. 693.
 Howard, Sir Henry Morgan, 636.
 Howitt, R., Neuere Erzählungen von.
 476, 492.
 Hugo, Victor, in der Phalange. 447.
 Huhn, Eug., Poet. Schriften. 702.
 Hulbigung den Frauen f. 1843. 1467.
 Hylarius, J., Die Geschwister und Wie-
 dersehen. 1444.
 Jäger, A., Die Eroberung von Konstan-
 tin. 827.
 Jahr, Th., Harfe und Stab. 714.
 Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Heraus-
 geg. v. F. B. Gubitz. 21. Jahrg. 473.
 Jahre, Ged. in Griechenland. 1031.
 Jahrbuch, Das 19., des Thierreichs.
 1095.
 Jach, F. J., Denkschrift f. d. Jubelfest
 der Buchdruckerkunst zu Bamberg. 409.
 Jacob, P. R., Die Schwester des Mäu-
 grabin. X. d. Franz. v. G. Gräning. 428.
 Jal, Sur quelq. docum. 844.
 James, G. P. R., A hist. of the life of
 Richard Coeur-de-Lion. 244, 430.
 — — — Frankreich vor der Re-
 volution. X. d. Engl. v. G. Eusemühl.
 1347.
 Jameson, A handbook to the public
 galler. 678.
 Jasmin, Jacq., provençal. Dichter. 724.
 Jels, B., Skizzen aus der Lebenswirk-
 lichkeit. 899.
 Jenichen, Ed., Harfe und Rauschwerk. 1217.
 Jerrmann, Ed., Die Jäbin von Kolo-
 bo. 207.
 Jesse, Capt., Notes of a half pay etc.
 503, 948.
 Immergrün f. 1843. 1297.
 Immermann, R., Aus einem Briefe des-
 selben. 446.
 — — — Kristan und Holbe (be-
 urth. v. Dr. R. L. Mayer). 545.
 Incedon, Ch. de, Miscellanea. poema. 367.
 Joubert, Pensées, maximes et essays.
 892.
 Iris f. 1843. 1473.
 Italien, Aus. 108, 174, 216, 252, 315,
 382, 459, 512, 687, 786, 1232, 1284.
 Julius, G., über die Hebung des kirchl.
 Lebens in der protestant. Kirche. 1197.
 Jung, Alex. 873.
 Kabale und Liebe des 16. Jahrh. 478.
 Kairis, Theoph., und seine Lehranstalt auf
 Andros. 1119.
 Kalender, Alter, v. 1375 (v. Matth.
 Koch). 416.
 — Berliner f. 1843. 1474.
 Kangelberechtbarkeit. 360.
 Kapp, Alex., Die Gymnasialpädagogik im
 Grunde. 578, vgl. 720.
 Karlistische Krieg, Der (v. F. Kaube). 313.
 Käßner's, Abr. Gottf., gesamm. poet. und
 prof. Werke. 237.
 Keopsake, The, f. 1842. 307.
 Kegergericht zu Koblenz. 588.
 Kilian, Tableau histor. de l'instruct. se-
 cond. en France. 188.
 King of Ulster, The last. 51.
 Klausen, R. F., Aneas und die Penaten.
 505.
 Klein, Paul., Parabeln u. Gemälde. 705.
 Klüngen, Th. v., Russ. Zustände. 1063.
 Klüben, R. F., Die Rechte der Juden im
 Mittelalter. 58.
 Klose, R. L., Leben des Prinzen Karl
 Stuart. 497.
 Knorring, Graf, Skizzen. X. d. Schwed.
 v. G. Eichl. 1392.
 Kobbé, Th. v., Humoresken. 123.
 Koch, G. F. J., Freiheit, akadem. Frei-
 heit. 230.
 — Matth., Kurzgef. krit. Gesch. der
 Erfindung der Buchdruckerkunst. 413.
 Koch, P. de, Jenny und Die drei Blus-
 menmärkte. X. dem Franzöf. von G.
 Brinkmeier. 1060.
 Kohn, J. G., Die deutsch-russ. Diktatio-
 nary. 641.
 — — — Reisen im Innern v. Ruß-
 land und Polen. 1037.
 Köhler, L., Der neue Thader. 1212.
 Konrad's v. Würzburg Goldne Schmiede
 v. Willh. Grimm. 516.
 — — — Silbeker v. Willh.
 Grimm. 516.
 Köster, F., Schauspiele. 834.
 Krause, J. F., Die Gymnasial und Ag-
 nistik der Heinen. 267.
 — — — Pythien, Remern und
 Jähmen. 297.
 Krebs, Jul., Passiflora. 260.
 Kreuser, J., Deutsche Rheinlieder. 702.
 Krug's Lebensreise. 715.
 Kugler, Fr., Geschichte Friedrichs d. Gr.
 195.
 — — — Handbuch der Kunstgeschichte.
 585.
 Kühne, F. G., Sospiri (angez. v. F.
 Koenig). 33.
 Kuhn, Ph. F., Geschichte der Entdeckungs-
 reisen. 1. Abth. 1. Bd. (Gesch. der Rei-
 sen und Entdeckungen in Afrika. 1. Bd.)
 274.
 Kulmann, Rud., Gedichte. 932.
 Labitte, Ch., De la démocr. chez les
 prédicat. de la ligue. 664.
 Laing, Sam., Notes of a traveller. 408.
 Lamatsch, Paul v. Wernemünde, Erzäh-
 lungen, Sagen und Gedichte. 458.
 Lambert, Miss, The handbook of needle-
 work. 896.
 La Monnoye, Noël borguignon. 1203.
 Lamoth-Langon, Die beiden Familien. R.
 d. Franzöf. v. B. L. Beseh. 395.
 Langbecker, G. G., f. Gerhardt, Paul.
 — Kurze Lebensgesch. der Anna
 Maria Gerhardt. 508.
 Langenn, Fr. A. v., Moriz, Herzog und
 Kurfürst zu Sachsen. 583.
 Langer, Joh., Neue Erzählungen und Hu-
 moresken. 3. u. 4. Bd. 360.
 Laroche, Soph., u. Franz. Burney. 1055.
 Laston, Mary, Histoire du midi de la
 France. 484.
 Latouche, H. de, Un mirage. 748.
 Laube, F., Der Wandmaler. 563.
 — — — Der Präsident. 563.
 Laverne, Alex. v., Das Geheimniß der
 Brichte und der Zerstreute, überf. v.
 Fanny Larnow. 260.
 Laville de Mirmont, L'an 1298. 1384.
 Leat, König, im Original. 1255.
 Leban, R., Deutsche Anklagen und Zu-
 stände. 1. Bd. 1. Abth. 695.
 Lebensbilder aus dem Befreiungskriege.
 Erster Artikel. 485.
 — — — Zweiter — 669.
 Leben, Tod und Hüllensahrt des weltber.
 Doctor Daus. 1254.
 Lebenswirren in aristokratischen Kreisen.
 319.
 Lecher, G. B., Geschichte des engl. Deis-
 mus. 125.
 Le Glay, Mémoires sur les bibliothèques
 publiq. du departement du Nord. 204.
 — — — Edw., Histoire de Jeanne de
 Constantinople. 224.
 Lehmann, Die Volksmundarten in der Prov.
 Preußen. 575.

- Schubert, Poet., eines deutschen Studenten. 1215.
 Seibrod, K., Balthus von Scharfstein. 27.
 — — Die schwarzen Husaren. 259.
 — — Die Wittwen und ihre Pfleger-
 kinder. 911.
 Leroy, O., Corneille et Gerson. 284.
 Lester, Edw., The glory and shame
 of England. 92.
 Lettres de Marguerite d'Angoulême. 204.
 Leuret's Werk über die Behandlung des
 Zahnschmerzes. 1268.
 Levitschnigg, Rustan, romantisches Gedicht.
 1414.
 Ewald, K., Theaterroman. 289.
 Ebbiard, B., 168.
 Ederer der Zeit. 706.
 Ebdner, Br., Sachsens große Erinnerun-
 gen. 924.
 — J., Konradin. 477.
 Literary fund society. 775.
 Eöchner, G. B. K., Geschichte des Mit-
 telalters. 2. Bd. 1431.
 Eoost, F., Reingeloten. 1. Bd. 459.
 Eodichos, Meine Gondel und mein Gebiöl
 (angez. v. F. Koenig). 33.
 Eöwenigh, Barto v., Die Landschaft Poz-
 zuoli. 754.
 — — Kaleidostop o. verm.
 Gedichte. 1216.
 Eog, G., Die inhaltsschwere Depesche. 996.
 Eua, K. E., Gedichte. 1217.
 Eubojasch, Fr., 1830. Histor. Roman. 1283.
 — — Zwei Novellen. 1444.
 Eucht's, K., Berurtheilung. 403.
 — — Souvenir de Fontainebleau.
 1236.
 Euden, G., Geschichte der Deutschen. 1. Bd.
 (angez. v. Karl Zimmer). 1053.
 Eustspiel-Preisauflage, Die. 1350.
 Eutser's, Mart., deutsche geistl. Lieder,
 herausgeg. v. G. v. Winterfeld. 1442.
 Eynar, Fürst v., Der Ritter von Rhodus.
 841.
 — — Die Medicer. 841.
 Eyncker, Fr., Scherz und Ernst. 830.
 — — Irrungen der Eifersucht.
 1358.
 Eynr, Chr., Die drei Schwestern. 855.
 Eabinogion, The, from the Litr Coch
 etc. by Charl. Guest. 817.
 Eackenzie, K. S., Narrative of the se-
 cond campaign in China. 716.
 Eaclean, Mrs., Lady Anna Granard.
 1103.
 Eaien, K., Sternbilder. 708.
 Ealta, Nachrichten über. 174.
 Eander, Karl von. 78.
 Earggraf, Herm., Johannes Mackel.
 1127.
 Eariens Tagebuch. 758.
 Eartinski, K., Russ. Geschichten und Er-
 zählungen. K. d. Russ. v. F. v. Brackel.
 311.
 Eartineau, Alf., Der Reger von S. S.
 Domingo. 259.
 Easson, Rich., und J. B. P. Eassite,
 Die drei Mariten. K. d. Französl. v.
 B. E. Besch. 155.
 Eatties, K., Phil. Melanchthon. 1077.
 Eauduit, Découvertes dans la Troade.
 1232.
 Eayer, Maur., Commentaires des Lettres
 persannes. 220.
 — F., Volkunterr. in England. 341.
 — K. K., Neapel und die Neapoli-
 taner. 1079.
 Eazzarosa, Ant., Le pratiche della cam-
 pagna lucchese (v. Alfred Reumont).
 156.
 Eeiffel, K. K., Leben und Wirken Kapst.
 Hartwig Bessly's. 571.
 Eeiffertwerke, Der ital. Dichtkunst, überf.
 v. K. Streckfuß. 91.
 Eeillin, G. F., Schwedens Schutzgeist wacht
 noch. 764.
 Eelos, G. S., Die Brüder. 843.
 Eendelsjohn, Jos., Pariser Briefe. 737.
 Eenschenopfer bei den Rhonds. 107.
 Eerck's, J. F., ausgewählte Schriften, v.
 K. E. Stahl. 109.
 Eerle, Trente ans de souvenirs etc.
 1248.
 Eerr, Gul., Psalterklänge. 711.
 Eessenhauser, G., Demosthenes. 479.
 Eeyer, Joach., Schiller's Wilhelm Tell.
 324.
 — J., Gutenberg-Album. 402.
 Eeyhöfer, Zwei Predigten: 360.
 Eicheliet, E., Vorlesungen über die Ver-
 ständlichkeit Gottes. 961.
 EicHELL, N., The traduced. 712.
 Eickewicz, Vorlesungen über Elawismus
 und slav. Liter. 384.
 Eilton's verlorrenes Paradies. K. d. Engl.
 überf. v. Kottentamp. 1407.
 Einding, Jul., Fünf Bücher Gedichte.
 930.
 Eicht, E. S., Fant und seine Nachfol-
 ger. 1. Bd. 782.
 Eiffes, Dr., Gedichte. 926.
 EicHELL, J., The life of Wallenstein.
 1135.
 Eionate, Drei, in Paris. 733.
 Eonte, Heinrich, der Preußen Herzfürst.
 477.
 Eoht, Der, oder das Haus Holstein-Got-
 torp in Schweden. 1—3. Th. K. d.
 Schwed. 1318.
 Eoore's, Th., irische Gesänge, übertr. v.
 B. Cornelius. 1219.
 Eorig, K., Christus der Überwinder. 711.
 Eosen, Jul., Der Congress von Verona.
 1033.
 Eöfer, Just., Etwas Ungebr. 1031.
 Eothewell, B., und Rob. Eannahill's
 Gedichte, deutsch v. F. J. Feinge. 1218.
 Eöchler, K., Doppelsucht. 55.
 Eöhlbach, E., Novellenbuch. 99.
 — — Der Jögling der Natur.
 723.
 — — Glück und Geld. 1423.
 Eöhler, F. v., Gedichte. 1402.
 Eöhler, F., Die deutschen Stämme und
 ihre Fürsten. 1 u. 2. Th. (angez. v.
 Karl Zimmer). 390.
 Eöhler, K. Otf., Geschichte der griech.
 Literatur. 229.
 Eöhler, Bolfg., Junge Lieder. 226.
 — B., Des Bettlers Wabe f. 1842.
 117.
 — — — — f. 1843.
 1474.
 Eöndgen, Correspondenznachr. 222.
 Eöndhausen, Ph. D. v., Graf Et.-Ger-
 main (angez. v. Rich. Morning).
 542.
 Eöndt, Th., und sein neuester Roman:
 Ehemals Eöndger (angez. v. F. Koenig).
 137.
 Eöre, W., Journal of a tour in Greece.
 244.
 Eörsenalmannach f. 1843, herausgeg. v. Fr.
 Steinmann. 1461.
 Eöfset, Alf. v., Der letzte Herzog von
 Guise, n. b. Französl. v. Othob. Berner.
 1147.
 Eöchdruck, Der belgische. 431.
 Eöchfusius, Phil. Engelb., Koch funfzig
 Gedichte. 705.
 Eöffen, Joh., Gedichte für das Volk. 702.
 Eögersklaverei und Eögerhandel der neue-
 sten Zeit. 17.
 Eögebauer, J. Ferdin., und Ferd. Eiden-
 hoven, Handbuch für Reisende in Eri-
 chenland. 1229.
 Eöttegment, Alf., neueste Schriften. 1328.
 Eöugrleischische Literatur. 1412.
 Eöiclovius, Alf., Denkschrift auf G. F.
 E. Nicolovius. 1049.
 Eöiemerwicz, poet. Werke in Versen und
 Prosa. 1130.
 Eöina, Historische Erzählung. 135.
 Eöch ein Wort über Censur und Press-
 freiheit (von D. G. von Eendach).
 1325.
 Eöbler, Ch. 800.
 Eördameritan. Miscellen. 36, 76, 124,
 144, 196, 236, 350, 448, 648.
 Eöorden, M., Die Brüder und der Eöndch.
 183.
 Eöotizen, Eiterar., aus England. 12, 24,
 52, 56, 84, 92, 120, 140, 148, 156,
 164, 168, 180, 244, 256, 276, 296,
 306, 340, 388, 412, 436, 472, 476,
 492, 600, 604, 612, 624, 636, 639,
 644, 804, 948, 1192, 1204, 1272,
 1296, 1312, 1324, 1344, 1348, 1352,
 1364, 1372, 1384, 1388, 1408, 1427,
 1436, 1444.
 — — — — 4, 8, 20,
 24, 40, 48, 52, 60, 64, 68, 72, 116,
 120, 152, 160, 172, 188, 192, 204,
 220, 224, 228, 256, 264, 280, 284,
 308, 336, 340, 356, 388, 392, 428,
 440, 468, 476, 480, 484, 492, 496,
 508, 524, 540, 548, 552, 556, 592,
 612, 616, 639, 652, 664, 696, 727,
 736, 748, 772, 776, 788, 804, 820,
 840, 844, 860, 864, 868, 880, 908,
 928, 940, 944, 952, 956, 968, 972,
 976, 988, 1000, 1003, 1008, 1012,
 1016, 1028, 1084, 1088, 1096, 1108,
 1112, 1120, 1128, 1144, 1156, 1160,
 1176, 1200, 1204, 1220, 1248, 1268,
 1280, 1292, 1300, 1328, 1332, 1344,
 1360, 1376, 1392, 1404, 1408, 1420,

- Sand, G., Die Prospekt. Manufaktur. 1833.
 Sand's, G., Rauscher Roman und die
 französ. Roman. 656, 872.
 Sandford, Mrs. John, Woman in soc. and
 domestic life. 7.
 — — — Female improve-
 ment. 7.
 Sauton, J., Westward. ägyptisches. 1419.
 Satori, J., Kento. 899.
 — — — Wahrer Hebe schenkt kein Opfer.
 1348.
 Savigny, Fr. R. v., System des heut.
 röm. Rechts. 1—5. Bd. 332.
 Savardin, Die. R. Remoine. bearb. v.
 Fr. G. Linder. 1363.
 Schafarik, P. J., Slav. Ethnographie. 895.
 Schaller, Jul., Gesch. der Naturphilo-
 sophie. 1. Th. 789.
 Schatten und Licht. Festg. von Stockmar
 u. Wagner. 407.
 Schelle, L., Der Christenjungling. Die
 Kriegerklärung. 709.
 Scheller, K. F., Karl von Rotteck über
 Wesen u. Stud. des Bernstorff. 914.
 Schefflin, P., Versuch einer vollständigen
 Thiergesamtheit (Aufsatz von Karl
 Fohndbaum). 1261.
 Scherr, F., Der Student von Ulm. 259.
 Schiefpfeiler, Das. 1089.
 Schiff, Hincen ob. Erziehungsresultate. 249.
 Schiller u. Goethe. Einpsychol. Fragm. 395.
 — — — Geschichte des Abfalls der verein.
 Niederlande. Fortges. v. Ed. Duller. 438.
 — — — Dramen in erzähl. Form. 675.
 Schiller's Braut von Messina in engl.
 Übersetzung. 1328. 841.
 — — — dramat. Nachlaß.
 — — — Jungfrau von Orleans ins Engl.
 übersetzt. 1372.
 Schilling, K., Fieber und Bazillen. 1402.
 Schlegel's, Fr., Lucinde. Herausgeg. u.
 fortges. v. Christern. 947, vgl. dazu die
 Berücksichtigung von Gb. Higg. 1390.
 Schleier, R. E., Gedichte. 934.
 Schmid, Siegf., Dram. Werke. 1. Bd. 831.
 — — — B. Sprakänge. 1218.
 Schmidt, Jul., Joh. Kasp. Kretzsch. 462.
 Schneider, L., Der böse Blick. 3. Kthl. 90.
 Schnitter, W., Dram. Schriften. 1. Th. 838.
 Schön, Ad., Sophokles. Sein Leben und
 Wirken. 577.
 Schomburgk's, R. F., Reisen in Guiana.
 529.
 Schoppe, Am., Hypothese. 100.
 — — — Aus Haß, Liebe. 1347.
 Schott, W., Die Deutschen am Monte
 Rosa. 1453.
 Schröder, F., über die Abbildungen des
 Demosthenes. 1123.
 Schubar, E., Memoiren eines Bernsteins.
 1464.
 Schubert, C., Graf Sabroni. 330.
 — — — F. pariser Buchhändler. 752.
 Schubert, C. F. v., Erzählungen. 2. Bd.
 1261.
 Schulze v. J. 1748. 1087.
 Schulprogramm v. J. 1723. 671.
 Schuch, W., Seine Alermann und seine
 Familie. 588.
 Vermischte Gedichte. 708.
 — — — letzte. 934.
 — — — Karl Gutberg. 99.
 — — — Gedichte. 933.
 — — — F. König Rübzahl und
 n. 1413.
 — — — für, Notizen über. 419.
 — — — (beurth. v. Rich. Mor-
 93.
 Scott, J. L., Narrat. of a rec. imprison-
 in China. 1228.
 — — — Journal of a tour to Waterloo
 and Paris. 624.
 Scott, W., Die Jungfrau vom See. 1409.
 Scrove, G., Geoprengte Fesseln. R. d.
 Franzöf. v. E. Gehler. 1361.
 Seidl, G., Land und Radeln. 723.
 — — — Bisoffen. 1230.
 Seiblig, Jul., Revellen. 1294.
 Serres, Marcel de, Die Kosmogonie des
 Moses. K. d. Franzöf. v. Fr. E. Gsch.
 1150.
 Severn über die Frescomaler. 735.
 Seppent, Boib., Briefe aus London. 745.
 Shaftpeare's Feil. Dreikönigsabend, Quelle
 von. 131.
 Shaftpeare-Literatur. 229, 248.
 Sherwood's ausgew. Erzählungen. Rozo-
 bel. K. d. Engl. v. Louis Kaczewski. 1270.
 Shoberl, Fr., Excursions in Normandy.
 951.
 Silbermann, G., Album typograph. 405.
 Sionia f. 1847. 118.
 Stägen aus der vornehmen Welt. 623.
 — — — ab. b. parif. Kunstleben. I. Kunst-
 handel mit Aquarellen. 807.
 — — — — — II. Pariser
 Kunstvereine. 847.
 — — — — — III. Die Samm-
 lung Standbild im Louvre. 883.
 — — — — — IV. Öffentliche
 Ausstellungen. 915.
 — — — — — V. Pierre Jean
 David. 959.
 Slav. Literatur, Not. 320.
 Smetana, Jos., Physik (Anzeige v. J. P.
 Jordan). 928.
 Smith, Hor., Oliver Cromwell. 615.
 — — — Oliver Cromwell. K. d.
 Engl. übers. v. B. K. Einbau. 335.
 — — — Der Seemann. K. d. Engl.
 v. B. K. Einbau. 1148.
 — — — Will. Athelwold. 1192.
 Sonntag, Der. in London. R. d. Engl. v.
 F. Beta. 912.
 Sophus, Der Magister und das Gemein-
 mächten. K. d. Dan. 1364.
 — — — Drei Novellen. 1364.
 Sostmann, Wilhelm, Drei Novellen. 135.
 — — — Die Frauen des Hau-
 ses Raubrecht. 899.
 Soulié, Fr., Die Eisenhütte. K. d. Franz.
 v. B. Schulze. 63.
 Soulié, Fr., Margarethe; a. d. Franzöf.
 v. B. Schulze. 1378.
 Spanien, Franzöf. Schriften über. 1047.
 Spatra, Gr. v., Der letzte Freigeister. K.
 d. Schwed. v. G. G. 360.
 Spex, Fr. v., Trugnachtigall. 1007.
 Spitzer, Wm., Der Prophet und sein
 Lausach. K. d. Engl. übers. v. B.
 K. Einbau. 427.
 Springmann, Fr., Glodentöne. 712.
 Sprachwörter der Franzosen. 960.
 Stäber, G., Preussentier. 703.
 Stehmann, Fr., Die Raubertende auf
 Storfild. 84.
 Ständesunterschiede. K. d. Schwed. v. G.
 G. 136.
 Steger, Fr. Aug., Der Heiland. 710.
 Stehling, Rital, Das jüngste Gericht. 1221.
 Stendhal, F. de, Metrol. 932.
 Stengel, Fr. v., Die letzten Jähre. 1424.
 Stephens Reisebericht über Centralamerika.
 333.
 Sternau, C. D., Knochen. 1403.
 Sternberg, K. v., Der Diffonair. 573,
 1163.
 Stiegitz, F., Ein Besuch auf Montenegro.
 773.
 Stöber, K., Erzählungen. 28.
 Stodart's, Hans, Heimfahrt nach Jeru-
 salem. 729.
 Stolle, Herb., Deutsche Viehwörter. 586.
 Storch, E., Neueste Novellen. 62.
 Straß, F., Handbuch der Weltgeschichte.
 5. Th. 804.
 Straube, Eman., Der Krappel von Be-
 rona. 294.
 Strauß, D. Fr., Die christliche Glaub-
 benslehre (beurth. v. J. B. Ganne).
 Erster Actitel. 81.
 Zweiter — 365.
 Dritter — 1417.
 — — — und Bauer, engl. Kritik über. 520.
 — — — von de Socy beurth. 812.
 — — — Diet., Gedichte. 987.
 — — — Zwölf Gesänge. 1225.
 Strickland, A., Lives of the Queens of
 Engl. 1052.
 Strindholm, K. M., Wikingsage u. f. w.
 der alten Stamban. K. d. Schwed.
 v. F. Frisch. 301.
 Strombeck, Fr. R. v., Memoiren aus dem
 Leben und der Regierung des Königs
 Karl XIV. Johann. 255.
 Studenten-Musicalmanach f. 1843. 121.
 Studien, Apologet, I. Karl Euglow. 349.
 — — — II. Alex. Jung. 873.
 Sut, Eug., Des maître Genthur. 778.
 — — — Les mystères de Paris. 1044.
 Suhr, Agathe v., Altbrit. Erzählungen.
 428.
 Swift, Jon., Works etc. by Th. Roscoe.
 1215.
 Sybel, Hm. v., Geschichte des ersten
 Kruzugs (angez. v. K. Kurgel).
 717.
 Symbols Goethiana, Anspruchslose. 216.
 Talvi, Die Unschtheit der Heber Offen's.
 1277.
 Tarnowski, Sabat., Napoleon und die Phy-
 labelphren. 184.
 — — — Balduf. 458.
 — — — Blauige Fußtapfen.
 1101.
 Taschenbuch, Berliner, v. F. Kette, K.
 Dunder u. Ed. Paniel. 1463.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 1.

1. Januar 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Politische Literatur.

Unsere Literatur — es läßt sich nicht leugnen — ist durch und durch politisch und, was noch schlimmer bedünken mag, sie ist zu drei Vierteln liberal geworden. Dafür ist nun freilich die Politik selbst ein Anderes als sie vor einem halben Jahrhunderte war. In der guten alten Zeit war die Staatsklugheit das Monopol einiger Vornehmen und vorweg Nehmenden. Am dunkel geheimten Orte wurden die diplomatischen Fäden zum Gewebe ausgesponnen, worin sich die treuen Unterthanen in aller Unbefangenheit fangen ließen, um methodisch, aber langsam, etwa auf dem Wege der allmähigen Reform, ausgefaugt und getrocknet zu werden. Allein seit der französischen Revolution fiel mancher Schleier von den Augen. Die Stürme dieser Revolution haben so viele Köpfe vom Nacken gerissen und so viele Beutel gefegt, daß selbst die hingebendsten Unterthanen nur noch kopfschüttelnd und die Hand auf der Tasche dem Staate gegenüberzutreten wollen. Seitdem hat das Denken auf höchst bedenkliche Weise überhand genommen. Selbst der Bauer, dessen Sohn zum Soldaten conscribirt und in den bunten Rock eingepaßt wird, denkt wol daran, ob dies für den Staat oder nur zum Staate geschehe; ob Paradeplatz und Exercirplatz ebenso gut das deutsche Vaterland vertreten als der frankfurter Bundestag die deutsche Nation, oder die Rheinschiffahrtscommission den freien deutschen Rhein, oder die politische Centraluntersuchungscommission die deutsche Freiheit überhaupt. Dem Handwerker, der sich den sauren Wein sauer verdient hat, schmeckt dieser um so saurer, wenn er daran denkt, daß er selbst trinkend dem allgegenwärtigen Staate seine indirecte Abgabe entrichtet. Der Krämer, der seinem Kunden ein Pfund Zucker vorwiegt, denkt vielleicht an Lompen und holländische Handelsverträge, und wer steht dafür, ob nicht in seiner zufriedenen

Seele einige Zweifel an der alleinseligmachenden Kraft des deutschen Zollvereins aufsteigen? Der Beamte und glückliche Familienvater hat eine Tochter zu verheirathen; er denkt an die Aussichten seines etwaigen Eidams und erwägt vorsichtig, ob er nicht sein Kind dem entfernten Verwandten eines Hochverräthers verspreche, ob nicht der Bund der heiligen Ehe diesmal in die Kategorie der staatsgefährlichen Verbindungen, der verbotenen Affectionen gehöre. Der Gelehrte, der sein Manuscript dem Censor eingeschickt hat, denkt vergeblich über die Nothwendigkeit der Censur nach; er denkt, bis ihm der Verstand stillsteht, und thut jetzt erst, was der Staat von ihm verlangt. Kurz, dieser Staat hat sich Allen so fühlbar gemacht, daß die Politik immer in alle Köpfe steigt, und daß man froh genug sein muß, wenn sie nicht auch den Weg in die Häufte findet. Ist es nun so im Leben, wie könnte es in der Literatur anders sein? Ob diese in Prosa oder in Versen spreche, es ist gleichviel! Sind es doch meistens nur politische Gedichte, die in schneller Folge immer neue Auflagen erleben. Und ob sich die Literatur in den ernsten, dunkelfarbigen Mantel der Philosophie oder Theologie kleide, oder in das leichte flatternde Gewand der Belletristik: man kann kein Dogma mehr vertheidigen oder angreifen, ohne sich in das Verhältniß zwischen Staat und Kirche jämmerlich eingeklemmt zu fühlen, ohne links oder rechts Opposition zu machen; man kann keinen Liebhaber mehr seuffzen lassen, ohne ihm zugleich ein politisches Glaubensbekenntniß in den Mund zu legen, und es genügt nicht mehr, die Wangen der Geliebten nur weiß und roth zu malen, denn sie würde farblos erscheinen, wenn nicht auch etwas politische Farbe beigemischt wäre. Wie der Geist des alten Hamlet läßt die Politik an hundert Orten des hohen Staatsbodens ihre Stimme hören und die Censur läuft verzweifelt ohne Rast und Ruhe umher. Aus tausend Quers

ten bringen die Wasser der Tiefe in alle Rillen des morschen Gebäudes. Die politische Sündflut steigt immer höher und droht selbst die zu höchst stehenden Köpfe zu erreichen. Wir schämen uns fast mehr, von Politik nichts zu wissen, als von dem Staube, auf dem wir getauft sind. Das kommt daher, weil jetzt auch die Politik ihre Confessionen hat und neben der himmlischen zu einer irdischen Religion geworden ist, die alle Beziehungen der Gesellschaft mit ihren Dogmen und ihrem Cultus zu umfassen, zu durchbringen, zu gestalten strebt. Gibt es doch sogar Viele, denen der irdisch sociale Glaube keinen Raum mehr für einen überirdisch religiösen gelassen hat. Auch dies ist begreiflich und leicht zu erklären. Die Wenigen, die sich von Gottes Gnaden geschrieben, hatten so lange die Erde für sich in Besitz genommen und dem Volke die Speculation auf dem Himmel gelassen, daß es nur eine sehr natürliche Reaction ist, wenn es jetzt Leute im Volke gibt, die es umgekehrt machen wollen. Es ist schwer zu helfen gegen diese fieberhafte Unruhe in unserer neuesten Literatur, so lange man das einzige und einfache Mittel verschmäht, welches helfen könnte, das der freien Bewegung. Denn wie sie an den Füßen gebunden, so schlägt sie nur um so convulsivischer mit den Armen um sich; und sind ihr auch die Arme gefesselt, so bleibt ihr doch stets noch ein Finger, mit dem sie auf ein politisches Princip hinweist. Als sich die deutsche Presse gegen französische Gesetze erhob, konnte sie dies nicht thun, ohne auch bemerklich zu machen, was Alles in Deutschland noch fehlt, um diesem bei einem Conflict mit dem Auslande den Sieg zu verhüten. So rief ein sehr beachtenswerther Aufsatz der „Deutschen Jahrbücher“ in den lauten und klaren Entschlossenheiten das schneidende Wort hinein: „Rechnet nicht auf Opfer an Gut und Blut, ehe auch Ihr durch die Freiheit der Schrift und Rede, durch ein ungehobenes Vereindrecht, durch die Öffentlichkeit einer populären Verleumdung solche Opfer verdient habt; zählt nicht auf den Geist der Nation, ehe Ihr durch die Anerkennung seines Rechts auf feststehende Offenbarung auch diesen Geist versöhnt und gewonnen habt.“ Als der holländisch-deutsche und der englisch-deutsche Handelsvertrag tausend Federn in Bewegung setzte, lesen doch endlich alle Klagen auf den einen Klagepunkt hinaus: daß man sich immer noch einbilde, für das Volk handeln zu können, ohne mit ihm zu handeln, daß selbst die materiellen Interessen noch keine populäre Vertretung haben. So fährt alles Besondere auf ein Allgemeines, wie das Allgemeine auf ein Besondere; und alle Mühe der Censur blüht endlich bei den Lesern nur die Fähigkeit aus, auch zwischen den Zeilen zu lesen. Diese Fähigkeit ist es, die besonders auch in Anspruch genommen wird durch die

1. Genesis der Julirevolution, oder die Staatsidee in Frankreich in ihrer notwendigen Entwicklung von Ludwig XIV. bis Ludwig Philipp. Mit einem Rückblick auf Deutschland. Stgen u. Wiesbaden, Friedrich. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vom Standpunkte der Hegel'schen Philosophie aus segelt der Verfasser auf dem Strome der immanenten Logik die

politische Geschichte Frankreichs bis zur Julirevolution hinab, vom bewegenden und bewegten Gedanken, der diese Geschichte geschaffen und in allen Besonderheiten durchdrungen hat, nicht auf gut Glück fortgerissen, sondern getragen und so weit gehoben, um jeden wichtigen Moment in scharfen und deutlichen Zügen auffassen zu können. Er ist ein gekräftigter und besonnener Schiffer, den nicht jeder vorüberziehende Wind bald da, bald dort an den Strand wirft, sondern der stets die rechte lebendige Mitte des Stromes hält; der sich für die Fahrt, wie seine zahlreichen und rechtzeitigen Belege und Citate beweisen, durch gründliches Studium ausgerüstet hat, ohne sich doch mit unnütz gelehrtem Ballast zu beschweren. Er entwickelt, mit steter besonderer Beziehung auf Frankreich und mit mehr Ausführlichkeit von der Zeit Ludwig's XIV. an, wie sich erst dem göttlichen Rechte des Papstes das göttliche Recht der Fürsten kämpfend entgegenstellte; wie nun diese Fürstenmacht, mit Hülfe des dritten Standes, sowohl ihre Unabhängigkeit vom Papstthume, als auch — der Aristokratie und Hierarchie des eigenen Landes gegenüber — eine absolute Vollgewalt im Innern errang; wie die zum Gehorsam gezwungenen privilegierten Stände ein Werkzeug in der Hand der Monarchen wurden; wie daraus der Gegensatz des dritten Standes gegen König und Privilegierte, sowie die erste französische Revolution hervorging; wie in der Charte Ludwig's XVIII. die beiden Principien des göttlichen Fürstenrechts und des zumal in der Pressefreiheit anerkannten Rechts des Volksgeistes noch mechanisch vermengt waren, was endlich durch neue Spannungen die Julirevolution erzeugte. Hätte der Verf. seine Entwicklungen weiter fortsetzen wollen, so hätte er zeigen müssen, wie jetzt zwar der siegreiche Grundsatz der Volksgewalt in Frankreich anerkannt wird, wie man sich aber gegen dessen Konsequenzen noch sträubt und hiernach in jenes schwankende Juste milieu gereth, das eigentlich nur das politische ABC einer dritten Periode des europäischen Völkerebens ist. Er beschränkt sich jedoch darauf, die Wirren und unerfreulichen Erscheinungen der neuesten Geschichte Frankreichs mit den kurzen Worten zu berühren: „Die französische Nation ist, wie alle Nationen Europas, nicht bloß in einer politischen, sondern auch in socialer und religiöser Krise begriffen; und wenn dort die Symptome der beiden letztern augenfälliger werden als anderswo, so sind sie darum doch nicht Wirkungen jener politischen Principien.“ (S. 57.) Dies ist wahr! Treten doch auch in Großbritannien, bei sehr abweichendem politischen Bildungsgange, die Symptome einer socialen und religiösen Krise kaum minder augenfällig als in Frankreich hervor; nur darf man freilich nicht übersehen, daß bei dem innerlichen Zusammenhange alles Völkerebens stets auch vom Gebiete der Politik aus in den Verlauf solcher Krisen fördernd oder hemmend, mildernd oder aufreizend eingegriffen wird.

Jede Revolution ist auch Restauration, und es gibt im Leben eines Volkes keine Umwälzung ohne Rückwärtsung, die wieder auf die Urquellen seiner Geschichte zurückführt. Im länger fortgesetzten Kampfe der Gegensätze wird jedoch Das zum Bewußtsein gebracht, was in der

Kindheit der Nation nur als dunkler Trieb vorhanden war, und zu Recht und Gesetz erhoben, was sich früher mehr nur als Sitte und Herkommen geltend machte. So kamen denn auch durch die beiden französischen Revolutionen die urgermanischen Institutionen der Volksvertretung, der freien Verhandlung aller Gegenstände des Gemeinwohls, der öffentlichen Gerichtspflege, mit Theilnahme des Volks in der Jury, wieder in den Vordergrund der Geschichte. Im Rückblicke auf Deutschland hebt die „Genesis“ hervor, daß die Deutschen mit ihrer Reformation dieselbe Aufgabe im Gebiete der Religion gelöst haben wie Frankreich in dem des Staats. Damit im innerlichsten Zusammenhange, wird sehr anschaulich gemacht, wie die höchste Macht stets aus der höchsten Idee, aus der Idee Gottes entsprungen ist. Vom einen göttlichen Papste ging diese Gewalt auf die Aristokratie der Fürsten von Gottes Gnaden über; aber im Kampfe der einen Gewalt mit der andern richteten sich beide zu Grunde, und so sind wir nun zur dritten Periode, zu derjenigen der Völker von Gottes Gnaden gelangt. Alle Geschichte kann fortan nur die Anwendung und Geltendmachung des uralten ahnenden Wortes sein: des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Darum ist auch sehr erklärlich, daß der sogenannte alte Liberalismus, der sich die Resultate der französischen Revolution erst nur kurzer Hand zu einem politischen Glaubensbekenntnisse zusammengestellt hatte, gleichwol in seinen praktischen Forderungen mit den Konsequenzen der neuesten Philosophie zusammenfällt und zusammenfallen muß, so weit diese die Revolution als die Folge der notwendigen Entwicklung der Staatsidee zu erklären und mit der Erklärung zu rechtfertigen sucht. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß damit zugleich der Stab gebrochen wird über jenen Wismasch von Albernheit und Knechtsinn, der sich mit brutalem Franzosenhass brüstet und dem guten Volke der Deutschen den Wunsch nach einer freien Presse, nach Öffentlichkeit u. dgl. nur darum verleiden möchte, weil es Frankreich war, wo diese Seite des germanischen Volkslebens wieder zuerst ans Licht geleitet wurde. Im höhern Sinne ist also die „Genesis der Julirevolution“ zugleich eine Versöhnungsschrift für Deutschland und Frankreich und schließt sich damit an die jüngsten Kämpfe zwischen deutscher und französischer Presse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fronte des Lebens. Novelle von Adolf Ritter von Eschabuschnigg. Zwei Theile. Wien, Rohrmann. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

Eschabuschnigg's Bestrebungen müssen den besten zugerechnet werden, und seine Leistungen erheben sich wenigstens weit über die gewöhnlichen, wenn sie auch der Kritik noch manchen frommen Wunsch übrig lassen. Er trägt die Idee eines Kunstwerks in sich, er fühlt, wie es beschaffen sein muß, wenn es seine erste und letzte Bedingung, die einer vollendeten Schönheit, erfüllen und das ästhetische Gefühl vollkommen befriedigen soll. In Ansehung dieses Zieles bietet er alle Kräfte auf, dasselbe zu erreichen, und er erringt damit wenigstens, daß sich in seinen Producten diese directe Richtung nach dem Schönen hin unverkennbar an den Tag legt. Einerseits äußert sich dies in dem,

was er wirklich leistet, andererseits in dem klaren Selbstbewußtsein, welches er über die Mangelhaftigkeit seiner eigenen Leistungen hegt. Dieses letztere läßt er sich in der Vorrede zur vorliegenden Novelle unverhohlen aussprechen. „Indem ich“, heißt es darin, „dies Buch den Lesern übergebe, verkenne ich nicht, daß der Grundton der zweiten Abtheilung von der ersten unverkennbar abweicht, daß die Ausführung nicht gleichmäßig fortgeschritten und daß man manchen Einzelheiten die milde Stimmung des Verfassers anmerkt.“ Die Einheit also in Form und Inhalt ist es, die er selbst daran vermißt, und in der That liegt darin der Grundfehler des Buchs, um dessentwillen vielleicht von Manchem seine sonstigen Vorzüge verkannt werden. Die ursprüngliche Idee des Verf. war: die Fronte nachzuweisen, welche den herrlichsten Erscheinungen des Lebens, namentlich der Liebe, inwohne. „Das Wesen der Liebe“, sagt er, „stellt sich in unberechenbaren Widersprüchen dar, ihr Aufwand an Blüten und Dufte ist oft nicht mehr als eine prächtige Phase, die einen kurzen gemeinen Trieb kostbar verschüllt, oft aber wieder hat ihr Samenkorn Anspruch auf himmlische Abkunft. Ich versuchte, ihre Phasen aufzugreifen, die Geschichte ihrer Entwicklung zu verfolgen und so einen Beitrag zu ihrer Auslegung zu bereiten.“

Gemäß dieser Grundidee hatte der Verf. die Absicht, an drei verschiedenartigen Paaren die endliche Nichtigkeit der Liebe darzulegen. An zweiten hat er diese Absicht ausgeführt, am dritten ist sie gescheitert. Das dritte Paar sollte nämlich die höhere, himmlische Liebe repräsentiren; aber eben deshalb sollte es zu keiner irdischen Befriedigung gelangen, weil eben die höhere Liebe — nach des Verf. ursprünglicher Ansicht — in den irdischen Verhältnissen nothwendig untergehen muß. Er wollte ihr daher nur eine Existenz im Gebiete des Unendlichen gestehen, und dieses Zugeständniß, meinte er, sei hinreichend, um die ausöhnende, tröstende Schlussidee des Ganzen zu bilden. Fremder Einfluß hat ihn von diesem ursprünglichen Plane zurückgebracht, er räumt dem dritten Paare am Ende doch ein irdisches Glück ein und somit erklärt er den Aufwand, den er gemacht hat, um den Aufwand der Liebe als eine Ironie darzustellen, selbst für eine Ironie. Wäre unser Verfasser nicht schon Ritter, so verdiente er, um dieser ritterlichen Selbstopferung willen zum Ritter geschlagen zu werden. Es wäre auch wirklich traurig gewesen, wenn er hartnäckig darauf bestanden und uns ohne Gnade und Barmherzigkeit alles Liebesglück in die Luft gesprengt hätte. Lieber die Ironie selbst preisgegeben! Die Welt kann immer eher ohne Ironie fertig werden, als ohne Liebe! Darum wollen wir sie immer noch eine kleine Weile leben lassen, selbst wenn sie nicht so fromm und himmlisch sein sollte als die zwischen Eleanore und Julie. Soll ich aufrichtig sein, so muß ich gestehen, daß ich mir gerade bei diesem Paar kein groß Gewissen daraus gemacht hätte, es ebenfalls um die irdischen Rosen zu pressen. Aber ich hätte mir ein anderes Paar geschaffen, das besser als dieses diese Rosen zu würdigen und, unbeschadet seiner Frömmigkeit und Tugend, zu genießen gewußt hätte. Warum das irdische Glück gerade einem Paare zueignen, das kaum noch auf der Erde lebt? Die Erde ist für dieses nicht gut genug, es gehört wie Henoeh in den Himmel.

Welt wahrer als diese Wahrheit der Liebe ist an den beiden andern Paaren die Ironie der Liebe geschilbert; jedoch sind auch hier manche Ausstellungen zu machen. Die eine Liebe, zwischen dem Raler Adlerhorst und Stella, ist eine sogenannte überschwengliche, phantastische; die andere, zwischen dem Grafen und Kammerherrn Abel und Albertine, eine sogenannte ruhige, verständige. Daß jene, die ein glänzender Stern schien, sich plötzlich schneuzt und in die Luft zerfährt, das ist wirklich Ironie, eben weil der Erfolg so wenig der Erwartung entspricht; aber daß diese, die nie etwas war und, genau genommen, sich nie für etwas ausgab, im Verlauf sich auch wirklich als nichts betheiligte — wie kann das Ironie genannt werden? Wenigstens ist es keine Ironie der Liebe, sondern nur des äußern Glanzes

des vornehmen Wesens und des zufriedenen anspruchlosen Einnes. Der Gedanke übrigens, daß auch die Zufriedenheit, von der man sich so leicht das volle Glück verspricht, ja, die Viele schon für das Glück selbst halten, dem Unglück anheimzufallen könne, muß ein sehr glücklicher genannt werden, und er ist vom Verfasser mit pikanten Zügen und scharfer Zeichnung der Charaktere ausgestattet.

Die sonstigen Vorzüge des Buchs bestehen hauptsächlich in sehr gelungenen landschaftlichen Schilderungen, treffenden Bildern des vornehmen Lebens, geistreichen Reflexionen über die verschiedenartigsten Gegenstände, namentlich über Literatur und Kunst, in der Entwicklung mehrerer interessanter Persönlichkeiten und endlich in der feinen, gewandten, durchweg nobeln Darstellung. Des Verf. Styl ist blühend, ohne phrasenhaft zu sein. Obwohl im Allgemeinen ziemlich gleichmäßig, besißt er doch die Fähigkeit, sich eng an den Gedanken anzuschmiegen und sich der Stimmung gemäß bald rascher, bald langsamer, bald kräftiger, bald garter fortzubewegen. Für die Sprache der Ironie bezeugt er, wie sich schon aus der Wahl des Stoffes vermuthen läßt, kein gewöhnliches Talent. Als Beleg dafür sei es mir erlaubt, zum Schluß noch einige Gedanken des Magister Szwilisch mitzutheilen, den man sich als den Vertreter des ironischen Prinzips zu denken hat.

„Verbreiteste Hochzeitsgäste!“ sagt derselbe in einer Rede über die Ehe, „Es sei mir vergönnt, den Faden dort zu ergreifen, wo ihn der ehrenwerthe Pfarrherr vor wenig Stunden sinken ließ und seiner Borrede der Trauung eine Nachrede anzuhängen. Ehe ist ein rechtmäßig erzeugtes Wort deutscher Sprache; obwohl es im menschlichen Leben offenbar unter die Cardinalhauptwörter gehört, wollen doch Einige behaupten, daß es vom Nebenworte ehe abstamme und beiläufig bedeuten sollte: ehe bedacht und dann erst gethan; aber die modernen Sprachforscher leugnen diese Kindschafft, und wir Deutsche folgen unsern Gelehrten. Die Ehe ist der lobwerthe Vertrag zwischen dem Blinden und dem Lahmen; was dabei allenfalls zu rügen wäre, ist, daß am Ende Dieser tragen und Jener sehen soll. Aus dem Ehevertrage entstehen Rechte und Pflichten, wovon jeder Theil annimmt, daß die Rechte ihm und die Pflichten dem andern zukommen. Die Ehe ist das Übereinkommen, alle Schwächen gegenseitig durch ein volles Leben zu tragen; der Brautbrief für diese lebendige Waare enthalten die Ehepacten. Ja, ich schätze die Ehe so sehr, daß ich sie den meisten Dingen vorziehe, sogar den sieben letzten. Die Ehe ist ein uraltes Institut; über die erste sprach die biblische Schlange den Segen. Ehen sollte man wie Kaufmittel nur im abnehmenden Monde belieben, weil die Hörner des zunehmenden für den Ehemann ein böses Vorzeichen sein könnten. Ehemann et Compagnie ist die Firma, unter der das Weib nach der Hochzeit den Detailhandel in der Liebe rechtmäßig fortreibt. Sind die Mädchen vor der Ehe Räthsel, so sind sie nach derselben Charakteren und daher leichter aufzulösen. Da ich schon vom Monde sprach, so muß ich nur noch bemerken, daß die Liebe nach der Trauung dem Monde am Tage gleicht. Die treueste Frau ist diejenige, welche erst mit den Zähnen des Mannes locker wird. Die Ehen, sagt man, werden im Himmel geschlossen; hiervon ist der Grund zu suchen, daß manche im rauhen Klima der Erde nicht recht fortkommen. Gleichwohl gibt es Beispiele von sehr glücklichen Ehen, wie die der Rebekka mit ihren sieben ersten Männern, die der Turkeltauben, die der Claren'schen Rimill und manche andere, von denen die Weltgeschichte schweigt; ja, es würde, nach dem Zeugnisse aller Verliebten, noch weit mehr musterhafte Ehen geben, wenn sie sammt und sonders getraut würden. Einen Beweis, daß es auflebende Ehen gibt, liefert auch das Factum so vieler zweiten und dritten Ehen, obwohl Abzwillinge dies dem Stolge der Menschen zuschreiben möchten, die nicht Efel sein wollen und daher öfter auf das Eis gehen. Ja, Manchem schlägt seine erste so gut an, daß er bald darauf mit des Seilers Tochter Hochzeit

hält.“ Im fernern Verlauf dieser Rede sagt er einmal: „Ehen und Thüren haben wenigstens diese Ähnlichkeit, daß man nur dann gut durchkommt, wenn sie nicht geschlossen werden“; und an einer frühern Stelle spricht er sich über die Ironie des Lebens selbst also aus: „Gute poetische Ironie weiß ich wenig zu erklären, aber die des Lebens ist mir deutlich. Sie ist der schöne reizende Aufwand unserer Hingespinnste, das bunte, goldglänzende Gewand einer Seifenblase; die Ironie der Natur ist der Frühling, diese Pracht ohne Grenzen und ohne Halt; die Weinrebe, der Weizen blühen nur still und ungesehen; die Rose aber trägt dann eine Dornfrucht. Wozu diese tausend Blumen ohne Erfolg, die tausend Lieber ohne Text, die tausend Farben ohne Zeichnung? Die Ironie des Wissens ist der Glaube und die Hypothese, die des Willens der eble Entschluß, die des Lebens ist die Liebe! Wozu der tolle morgenländische Pomp um das gemeine Geheimniß unserer Gewesse? Verat von den Thieren die kluge Oekonomie eurer Triebe, die Rekllichkeit des Zugeständnisses eurer Absichten! Wer die hohe Schwärmerei einer ersten Liebe sieht, das Bonnebeben, die Jubelstürzen der taumelnden Herzen, der macht sich gefaßt, daß die glänzende Scene jetzt und jetzt hinter Rosengewölke entschwebe, aber nicht auf die gemeine Versenkung ins Brautbett.“ Diese scharfe Ironie behauptet der Magister, bis die Entwicklung der Geschichte ihn davon zurückbringt. „Der Kreis“, fügt der Dichter hinzu, „pries diese Entwicklung und sein altes Herz beging die Fehler der Liebe, gegen die er, vom bösen Irrthum befangen, so lange und so hartnäckig angekämpft hatte.“ 1.

Notizen.

Das Fourier'sche System scheint jetzt um sich greifen zu wollen. Einer seiner Anhänger, ein Engländer, Namens Young, begütert und gläubenselig, hat die Benedictinerabtei Cîteaux mit ihren weitläufigen Domänen angekauft, um dort eine Colonie zu gründen. Einige Mitglieder dieser Sekte haben bei Santa-Catarina, 50 Meilen von Rio Janeiro, ein Stück Landes erkanden, welches für ein Agriculturperiment vorzüglich günstig gelegen ist; ein Acker ist überdies mit 100 Arbeitern für die neue Niederlassung von Havre ausgefahren; 1900 werden ihnen in Kürze folgen. In Texas ist ebenfalls ein großer Strich Landes von einem Herrn Pellegrini, einem Bewunderer der Fourier'schen Lehre, den Anhängern jenes philanthropischen Theoretikers angeboten worden.

Man hat der historischen Galerie von Versailles jetzt folgende Gemälde eingereiht, welche die letzte Ausstellung in den Sälen des Louvre schmückten: 1) Die Generalkaaten von Paris unter Philipp von Valois im J. 1328, von J. Mair; 2) die Unterwerfung von Ptolemais an Philipp August und Richard Löwenherz im J. 1191, von Blondel; 3) die Einnahme von Tyrus, von Caminade; 4) die Schlacht von Ascalon, von Lafaye; 5) die Schlacht von Mons-en-Puelle im J. 1304, von Philipp Garbrière; 6) die siegreiche Seeschlacht der St. Johannsritter, die Einnahme der Insel Episcopia im J. 1323, von A. Mayer; 7) die Aufhebung der Belagerung von Rhodus 1480, von E. Obler; 8) die Procession der Kreuzfahrer um Jerusalem, den Tag vor der Einnahme der Stadt im J. 1099, von Victor Schneg.

Eine der kleinen Baudouille-Verämrtheiten, Théaulon, durch seine dramatische Fruchtbarkeit ausgezeichnet, starb zu Paris im Laufe des Novembers. Théaulon war zu Aigues-Mortes im J. 1787 geboren; seine Familie bestimmte ihn für die Advocatur und Magistratur, Talent und Krönung machten ihn zum dramatischen Dichter. Allein oder in Gemeinschaft mit Andern hat Théaulon mehr als 250 Stücke von dem verschiedensten Genre für fast alle pariser Theater geschrieben. 2.

Politische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

2. *Vues rétrospectives sur la question d'Orient et sur le ministère français du 1er Mars. Par Spiridion Castelli.* Leipzig, D. Wigand. 1841. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser, offenbar ein verkleideter deutscher Landmann, dem der Mantel der französischen Sprache ziemlich schwerfällig um die Schultern hängt, hat sich für die Beurtheilung der orientalischen Frage auf einen Standpunkt gestellt, wie meines Wissens noch kein Anderer vor ihm und nach ihm. Er gehört schwerlich dem jungen Deutschland an, sondern hat wol schon „seinen Reifegrad vom Salze der Zeit“. Höchst bläffert durch die krampfhaften Bewegungen einer Geschichte, die sich so lebhaft auf der Stelle rühret und ihm noch so wenig von der Stelle gekommen scheint, mag er von den sogenannten Fortschritten der Menschheit nicht gar viel wissen. Da aber die schwachen Sterblichen irgend etwas, und wäre es ein goldenes Kalb, anbeten müssen, so hat er sich die den Staatsegoismus vertretende Staatsklugheit und besonders wol seine eigene zum Bögen gemacht, den er aller Dpfer werth hält, müßte auch das Leben selbst für den Nachruhm dieser Klugheit hingegeben werden. Sehr wahrscheinlich gehört Hr. Spiridion Castelli zu den Menschen, von deren Einem St.-Just sagte, daß sie ihren Kopf wie das Allerheiligste nur mit Ehrfurcht auf den Schultern tragen; und er hat nicht ganz unrecht, denn er ist wirklich „verdammte Geistes“. Nach seiner Ansicht von der Geschichte fertigt er freilich die französische Revolution und ihre Folgen mit der banalen Phrase ab: „Schreckliches Drama, das, durch Täuschungen über die Perfectibilität des Menschengeschlechts erzeugt, seit 50 Jahren die Menschheit in Blut gebadet, auf Abwege geführt und in der Mehrheit den furchtbaren Schwindel einer möglichen Reglerung der Menge zurückgelassen hat.“ Was es mit dieser angeblichen Regierung der Menge eigentlich zu bedeuten hat, und daß die in weiten Kreisen herrschend gewordenen politischen Meinungen doch noch etwas mehr sind als der von einem Zeitstänze zurückgebliebene Schwindel, ist in der „Genese der Julirevolution“ deutlich genug gezeigt. Hr. Spiridion hat es indessen nur mit einem ganz besondern Falle zu thun, den er der höhern Diplomatie zu Beispiel und Lehre vorhält, und so dürfte wol jene Re-

denart nur als *captatio benevolentiae* zu betrachten sein. Als Motto hat er seiner Schrift die Worte Suizor's, dieses neuen Friedensfürsten des vierten und fünften Jahrzehnds unser's Sæculums, auf die Stirn gedruckt: „Rien de plus légitime que de conseiller la guerre à son pays, si on la croit nécessaire.“ Allen Bewegungen der orientalischen Angelegenheit, so versichert der Verf., sei er aufs genaueste gefolgt, habe aber seit Ende Augusts 1840 die Überzeugung gewonnen, daß das Ministerium vom 1. März in seinen Entschlüssen kläglich hin und her schwankte, daß es keinen festen und entschiedenen politischen Plan vor Augen habe. Um die orientalischen Verwicklungen im Interesse Frankreichs zu benutzen, habe Thiers die neapolitanische Schwefelfrage zeitig genug verwickeln und England dahin bringen sollen, den Prinzen von Capua nach Sicilien zu werfen, um auf diese Weise das um die Ruhe Italiens besorgte Osterreich argwöhnisch und den Diermächtebund von vornherein unmöglich zu machen. Aber auch zur Zeit des Abschlusses des Vertrags vom 15. Juli sei die englische Seemacht in der Levante weit geringer als die französische, und diese um 15 Kriegsschiffe überlegen gewesen. Durch ein glückliches Verhängniß seien damals 40 türkische und ägyptische Linienfahrer und Freigatten im Hafen von Alexandrien vereinigt worden. Man habe also die französische Flotte unter Baudin, einem der ausgezeichnetsten Admirale, nach Alexandria schicken sollen, um eine Verbindung mit der ägyptisch-türkischen Marine zu bewerkstelligen und letztere unter die Leitung französischer Befehlshaber zu stellen. Im Nothfalle, der aber bei der Lage und den Dispositionen des Vicekönigs kaum zu erwarten gewesen, habe man dafür selbst Gewalt anwenden müssen. Dann habe man den Krieg erklären und alsbald die Flotte Stopford's angreifen und vernichten sollen, was bei einer Übermacht von 70 Kriegsschiffen gegen 15 bis 16, trotz aller Wunder britischer Tapferkeit und seemannischer Überlegenheit, mehr als bloß wahrscheinlich gewesen sei. Die französische Flotte habe nun die thracischen Meerengen forciren, die russische Flotte angreifen und schlagen, die Marineetablissemens in den russischen Häfen des schwarzen Meeres zerstören, hierauf zurückziehen und in den französischen Häfen des mittelländischen und atlantischen Meeres alle noch disponiblen Schiffe und Mannschaften mit sich vereinigen sollen, um so verstärkt in der

Ostsee zu erscheinen und auch hier die russische Seemacht mit vernichtendem Schlage zu treffen. Man sieht, es geht in dieser Schrift Alles ziemlich schnell und leicht ab. Indessen ist gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß unter den eigenthümlichen Conjunctionen des J. 1840 wenigstens der britischen Herrschaft eine schwer heilbare, vielleicht eine tödtliche Wunde beigebracht werden konnte. In dieser Beziehung wurden später die Ansichten des Verf. durch Napier's Bemerkungen über schlechte Bemannung und Bewaffnung der britisch-levantischen Flotte auf das bestimmteste bestätigt. „Nur mit Schauern“, sagte der tapfere britische Seemann in der Sitzung des Unterhauses vom 24. Sept. 1841, „kann ich daran denken, was wol unter den Verhältnissen des vorigen Jahres erfolgt sein würde, wenn eine französische Seemacht die englische angegriffen hätte.“ Wäre nun dies Alles geschehen, so würde, nach des Verf. Meinung, wenigstens für ein Jahrhundert, bis das noch jugendliche Nordamerika seine vollen Kräfte entwickelt hätte, die Herrschaft zur See und das Steuer der Weltgeschichte an Frankreich übergegangen sein. Für dieses große Unternehmen habe der kleine Thiers die ganze Verantwortlichkeit, selbst auf die Gefahr seines Kopfes hin, übernehmen müssen; aber dieser habe leider! den Kopf lieber vorher als vielleicht nachher verloren. Zur Ausführung sei freilich auch die Zustimmung Ludwig Philipp's, des friedlichen Bürgerkönigs, nöthig gewesen. Der Minister habe indessen dem Könige wol begreiflich machen können, daß jede neue Dynastie — und in Frankreich noch mehr als in jedem andern Staate — der Laus des Blutes und des Ruhmes bedürfe. Und sei der König hartnäckig friedfertig geblieben, so sei es die Pflicht des Ministers gewesen, von seiner Stelle zurückzutreten, und die gloire éternelle werde sich endlich wol von selbst um seine Stirn gelegt haben.

Der Verf. konnte leicht voraussehen, daß man ihm den Vorwurf des Nachlaßwellsismus machen würde. Er fürchtet ihn nicht, sondern nimmt ihn als eine Ehre in Anspruch. Er erinnert daran, wie England 1804, ohne vorgängige Kriegserklärung, vier spanische Gallionen wegnehmen ließ; er erinnert an den Überfall von Kopenhagen 1807, an die Eroberung von Florida durch Jackson 1818, an das untoward event von Navarin u. dgl. Zwar bin ich der einfältigen Meinung, daß schließlich die ehrlichste und gerechteste Politik die klügste ist. Allein die Zeit, da der Grundsatz, „seinen Nächsten als sich selbst zu lieben“, als Richtschnur des Völkerrechts gelten wird, ist freilich bis jetzt nicht vorhanden. Man muß also zuweilen noch ein Auge zudrücken, wenn in den höhern Kreisen der Politik mitunter die „große Moral die kleine tödtet“; und man könnte sich schon zufrieden geben, wo in Wahrheit die Triebfeder ihres Handelns ein großartiger nationaler Egoismus, keine kleinliche und beschränkte individuelle Selbstsucht ist. Der Verf. der „Vues rétrospectives“, ob er nun selbst den höhern Kreisen der Gesellschaft angehört oder nicht, kennt wenigstens vortrefflich den Geist, der diese Gesellschaft beherrscht, und sagt ehrlich genug heraus, daß man die gemeine bürgerliche Ehr-

lichkeit dort nicht zu suchen hat. Sehr wahr und schon lange bekannt! Aber wenn sich nun auch im großen Haufen der sogenannten Liberalen einige Bekenner des Grundsatzes fanden, daß der Zweck die Mittel heilige; wenn sich diese Wenigen in einer noch schülerhaften Nachahmung ihrer Meister von der Gegenpartei getrennt; und wenn nun diese Gegenpartei, wie noch ganz kürzlich auf sehr offensiblen Weise geschehen ist, einen heiligen sittlichen Zorn zur Schau stellen und sich vermaßen will, vom moralischen Standpunkte aus über ihre politischen Widersacher den Stab zu brechen: so könnte eine solche Procecur freilich nur als Pöffe gelten, die auf den Geschmack einer dummgläubigen Menge berechnet ist. Die Conservativen sind häufig klüger, pfiffiger und geriebener als ihre plumpern Gegner; was aber das reinere sittliche Element betrifft, in dem sie umherschwimmen — *passons cela sous silence.*

Im Schwunge seiner Feder eilt zwar Hr. Spiridion etwas gar zu rasch von Sieg zu Sieg; allein immer bleibt seine Schrift — man muß sie vollständig lesen — eine höchst umsichtige Auffassung der Conjunctionen des J. 1840 und eine darauf gegründete äußerst scharfsinnige Combination des politischen Verstandes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die Rechte der Frauen.

Nach englischen Schriften und Revuen.

Die Frage der Frauenemanzipation, welche noch vor kurzer Zeit zu so heftigen Declamationen und noch entzündeteren Romanen Anlaß gab, scheint zwar jetzt in den Hintergrund geschoben, aber darum noch nicht erledigt zu sein. Es kann sich jetzt noch unumgänglich darum handeln, den Frauen alle mit so vielen Wirrthelheiten verbundenen Rechte und alle strengen und oft so rohen Functionen der Männer freizugeben zu wollen. Hierüber hat man sich im Allgemeinen wol verständigt und dargethan, daß es nicht der Unterdrückungssucht der Männer und dem Mißbrauch, den sie von ihrem Rechte größerer Stärke machen, zuzuschreiben ist, wenn den Frauen die Privilegien und Functionen der Männer, mit gänzlicher Berrückung der Naturgesetze, nicht eingeräumt worden sind, vielmehr der Galanterie und gewissen jarten Rücksichten, für welche die Frauen statt Groß nur Dankbarkeit hegen sollten. Indes wird man auch nicht ableugnen können, daß sich in der Stellung der Frauen und namentlich in ihrer Erziehung Mängel bemerkbar machen, nach deren Beseitigung ihr Einfluß günstiger und sichtbarer hervortreten und einer immer größeren Ver menschlichung der Civilisation und Geschichte vorarbeiten würde; es ist im Allgemeinen die Einseitigkeit, Beschränktheit, Engherzigkeit und auf tändelhaften Prunk gerichtete Erziehung, woran das weibliche Geschlecht noch krankt. Nichts läßt sich leichter verbildern, nichts leichter durchbilden, nichts leichter mit Eiskälte erstarren, nichts leichter mit der göttlichen Flamme der Begeisterung erwärmen, nichts leichter auf einen Abweg, nichts leichter auf den rechten Weg bringen als ein Weib; schade nur, daß unsere Ausnahmeweiber eben darum, weil sie zu sehr Ausnahmen sind, bloß deshalb über ihr Geschlecht hervorragten, um zu tief in das männliche hineinzufragen, die nothwendigen Grenzen, welche die Natur gezogen hat, muthwillig und geniesüchtig zu überspringen und sich mit Bewegungen, Gebärden und Berzungen auf dem öffentlichen Markte der Literatur sehen zu lassen, die selbst für einen Mann zu heftig und gewaltsam wären, wenn man ihnen nicht zugleich etwas Kindisches und Kindisches ansähe. Bei dieser Lage der Dinge ist es von

Kugen und Interesse, auf mehrere Schriften hinzuweisen, welche in England und zwar zum Theil in mehreren Auflagen erschienen sind, Schriften, in denen meist der praktische Verstand der Briten vorwaltet und die Excentricitäten französischer Schriftstellerinnen und die großblumigen Phrasen deutscher Autoren, welche dieselbe Emancipationsfrage behandelten, weniger wahrzunehmen sind. Wir führen hier an:

Woman in her social and domestic character. By Mrs. John Sandford. Sechste Ausgabe. London 1839.

Female improvement. By Mrs. John Sandford. Zweite Ausgabe. London 1839.

The women of England, their social duties, and domestic habits. By Mrs. Ellis. Dritte Ausgabe. London und Paris 1839.

Woman's mission. Achte Ausgabe. London 1840.

Woman's rights and duties, considered with relation to their influence on society, and on her own condition. By a woman. Zwei Bände. London 1840.

Die beiden Schriften der Mrs. Sandford sind in einer reinen und gesunden Haltung religiöser und sittlicher Empfindung geschrieben. Ihre Tendenz ist mehr die Erziehung als die sociale Stellung des Weibes zu besprechen; aber man vermisst jene Originalität des Denkens, jene Kraft oder Gesälligkeit des Stils, welche nöthig sind, um Eindruck zu machen und einen weiteren Kreis von Lesern anzuziehen.

Die Schrift der Mrs. Ellis ist ein gut angelegtes Werk, welches von beachtenswerther Beschäftigung zeugt und in einem ernsten und frommen Sinne verfaßt ist. Die Verfasserin beabsichtigte, den englischen Frauen ein Handbuch ihrer sowol geselligen als häuslichen Pflichten in die Hand zu geben. Zu bedauern ist, daß sie zu ausschließlich blos die Frauen Englands im Sinne hatte, da sie im Gegentheile, wie aus Vielem hervorgeht, wol dazu berufen war, das Weib, wie es sein soll, überhaupt zu schildern. Besonders wichtig ist, was die Verfasserin tadelnd über die über-Erziehung und die zu anstrengenden Arbeiten sagt, denen die jugendlichen Geister zuweilen unterworfen sind; dagegen falsch, wenn sie Lebenswürdigkeit und praktischen gesunden Verstand der geistigen Ausbildung und dem Wissen, als damit unvereinbar, gegenüberstellt.

Die kleine Schrift: „Woman's mission“ ist ein sehr verdienstlicher Versuch, Aimé Martin's treffliches Werk „Sur l'éducation des mœurs“ zur Kenntniß der Engländer zu bringen, indem darin die interessantesten Partien, welche zugleich von der französischen Rationalität am meisten frei erscheinen, übersetzt sind. So viel uns bekannt, haben wir in Deutschland noch keine — oder wenigstens keine populair gewordene — Übersetzung des trefflichen Werkes von Aimé Martin, und während die Engländer nur höchst selten einen französischen Roman in ihre Sprache übersetzen, lassen wir Deutsche kaum einen einzigen unübersetzt, während wir manche sehr treffliche wissenschaftliche Schriften der Franzosen unbeachtet lassen. Dieser verkehrten Richtung halber steht es auch mit der Durchschnittsbildung des Volkes, besonders in Städten, bei uns so schief und precar, wenn schon verhältnißmäßig mehr Individuen bei uns den Komödientettel an den Straßen zu beschabern und ihren Namen halb leserlich zu schreiben wissen als anderswo. Das heißt bei uns Volksbildung!

Ein sehr verdienstvolles Werk ist das unter dem Titel „Woman's rights and duties“ erschienene, das jedoch an einiger Beschränktheit leidet. Die Verfasserin untersucht zuvörderst die Lage und Natur des Weibes im primitiven, wilden und Naturzustande, in den barbarischen Staaten und unter der alten Civilisation, sodann die Veränderungen, welche der Zustand des Weibes im ritterlichen Mittelalter und in den christlichen Ländern erlebte, endlich folgt in zwei Capiteln eine Betrachtung über die gegenwärtige Lage und den Einfluß der Frauen, über das gegenseitige Verhältniß zwischen Mann und Weib, über die zukünftige Vererbung des weiblichen Geschlechtes

und alles dies in einer billigen, gemessenen Haltung, welche von aller Parteilichkeit und Vertheiltheit frei ist.

Über denselben Gegenstand und dieselben Schriften bringt Nr. 147 des „Edinburgh review“ unter dem Titel „Rights and condition of women“ einen gesunden, vernünftigen Artikel, welcher in seinen Grundansichten sehr mit dem Artikel über Frauenleben und Frauenemanzipation im „Conversations-Bericht der Gegenwart“ übereinstimmt. „Aus dem Umfange“, sagt unser Bräutigam, „daß das Weib bei den rohen Naturvölkern im Zustande der Unterdrückung schwachtet“ (nicht überall, wie man hinzusetzen muß, da es auch Völkerschaften gibt, bei denen das Weib die Oberherrschaft führt) „und daß sich dasselbe Beispiel bei den niedrigsten und wenigst gebildeten Classen der civilisirten Gemeinwesen wiederholt, und daß mit der größeren Freiheit und Befestigung des menschlichen Geschlechts auch die Befestigung und Freiheit der Weiber im Zunehmen sind, könnte man folgern, daß die Civilisation auf ihrer höchsten Höhe auch in politischen und wissenschaftlichen Dingen ein Niveau zwischen Mann und Weib herbeiführen müsse.“ Dem sei aber nicht so, fährt er fort, trotz Plato, welcher das Weib in geistigen Angelegenheiten dem Manne gewachsen und nur an körperlicher Kraft untergeordnet halte, trotz Professor Dugald, welcher glaube: daß die moralischen und intellectuellen Unterschiede ganz allein die Ergebnisse der Erziehung seien, trotz Voltaire, welcher das Weib in jedem Talente, nur in der Erfindung nicht, dem Manne gleichstelle. Die geistigen Fähigkeiten seien vielmehr bei beiden Geschlechtern wesentlich verschieden. Die Weiber hätten weniger activen und mehr passiven Muth als die Männer; mehr Nervengereiztheit und alle Eigenschaften, welche damit zusammenhängen; sie seien enthusiastischer, lebendiger in ihrem Mitgefühl und besäßen eine feinere Auffassung für die kleineren Um- und Zustände. Ob sie, wie Prof. Stewart behaupte, einen größeren Sinn für Bergesellschaftung und Genossenschaften, insofern diese vom Verstande ausgingen, besäßen als die Männer, sei vernünftigerweise zu bezweifeln. Sie ständen hinter dem Manne in der Fähigkeit logischen Reasonirens zurück und seien weniger geeignet, ihre Gefühle ihrem Urtheile unterzuordnen, zu combiniren und zu generalisiren, und obgleich sie einen hohen Grad von Geduld besäßen, sei ihre Ausdauer doch geringer u. s. w. Die schwierigste Frage sei nun die, in welcher Rücksicht und bis zu welcher Ausdehnung diese Unterschiede den Einflüssen der Erziehung zugeschrieben werden könnten. Die Überlegenheit der Weiber im passiven Muth, ihre größere Sensibilität, ihr wärmerer Enthusiasmus und ihre lebhaftere Sympathie könnten nicht auf Rechnung der bloßen Erziehung geschrieben werden, eher schon ihre feinere Auffassung für die Einzelheiten, ihr Mangel an concentrirter und stetiger Aufmerksamkeit u. s. f. Doch hänge auch dies mit der größeren Feinheit ihrer Nerven und einer gewissen Zoghaftigkeit zusammen, welche aus dem Gefühle größerer Schwäche entspringe. Der Verfasser des Aufsatzes ist sogar der Meinung, daß wenigstens in den ersten dreißig Jahren unseres Jahrhunderts die Töchter aus den höhern und mittlern Classen besser und angemessener unterrichtet wurden als die Knaben. „Die Mehrzahl der Knaben“, sagt er, „lernten unvollkommen Griechisch und Lateinisch und kaum noch etwas sonst, wogegen die Mädchen nicht nur Sprachen, vielleicht auch Musik und Malerei erlernten, sondern auch solche wichtige Kenntnisse, welche einem wesentlichen Theile einer wohlgeordneten Erziehung ausmachen und für sie das ganze Leben hindurch von Werth waren. Wir glauben fast, daß, der Mehrzahl nach, ein Mädchen von sechzehn Jahren in allen Dingen, mit welchen wohlunterrichtete Personen im geselligen Verkehr vertraut sein müssen, besser unterrichtet war, einen ausgebildeten Verstand und größere Fähigkeit besaß, sich mit ältern Personen auf eine verständliche Weise zu unterhalten, als ein junger Mensch von demselben Alter. Wenn das so ist — und wir stellen diese Behauptung, obgleich wir sie nicht durch Beweise unterstützen können, in dem Vertrauen auf, daß nur wenige Leser mit uns nicht übereinstimmen könnten —,

so kann nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß die geistige Superiorität des Mannes über das Weib, die man nicht leugnen kann, mehr der Erziehung als der Natur zuzuschreiben sei."

Freilich, fährt er fort, begünne die Erziehung eines jungen Mannes erst recht von der angegebenen Periode an, indem vom sechzehnten Jahre an ihm die Fägel immer looser gelassen würden und die Selbsterziehung, die hohe Schule des männlichen Geschlechts, immer mehr Raum gewinne. Es trete dann bei dem jungen Manne ein Drang ein, sich mit Allem bekannt zu machen, sich über Alles zu verständigen. Da erst zeige sich der Unterschied der Geschlechter in markterer Weise. „Die Selbsterziehung“, heißt es weiter, „mag sie nun ohne alle Beihilfe, oder mehr unter einer gewissen Beihilfe als unter einer wirklichen Controle geschehen, ist in der That nur ein anderer Name für die Entwicklung der intellektuellen Kraft, womit die Natur selbst das Individuum beschenkt hat. Kein vernunftbegabtes Wesen kann auf sich selbst eine Macht anwenden, die nicht ursprünglich in ihm liegt. Woher sonst als aus dem Bewußtsein, eine solche Kraft zu besitzen, die den Erfolg sichert, kann die Hoffnung entspringen, welche den Bestreben zu Anstrengungen begeistert, die den Erfolg verbürgen? Wenn die Superiorität des Mannes hauptsächlich der Selbsterziehung zugeschrieben werden muß, so darf man noch weiter gehen und behaupten, daß sie zuletzt doch immer von der ursprünglichen Kraft des Geistes und Verstandes abhängt, ohne welche die Selbsterziehung keine Wirkung gehabt haben würde.“

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Während des englischen Feldzugs in Spanien fand zwischen den Soldaten der beiden feindlichen Heere ein ziemlich freundliches Verhältniß statt, welches damals freilich nicht offenkundig werden durfte, weil jeder Verkehr unter ihnen verboten war und daher möglichst verheimlicht ward. G. Costello erzählt in seinem vor kurzem erschienenen Werke „The adventures of a soldier“: „Während der ganzen Zeit, daß wir bei Torres Vedras standen, begegneten wir oft den Franzosen beim Baden in dem Rio Tago und stellten dabei häufig körperliche Übungen an, wobei wir jene meistens besiegten, was ihrer entblößten traurigen Lage zugeschrieben ward. Diese bei dem gedachten verbotenen Verkehre gemachte Beobachtung rührte uns, bis endlich unsere Leute sogar mit denselben ihre Rationen Zwieback theilten, womit wir durch unsere Flotte regelmäßig von England aus versehen wurden. Unsere ganze Nationalfeindschaft ging in der Sorge unter, Jenen zu helfen. Tabac war etwas sehr Gesehtes; wir pflegten ihnen von dem unserigen zukommen zu lassen, wogegen sie uns ein wenig Branntwein brachten. In Fuentes d'Onor waren die gegenseitigen Schilddwachteln sehr dicht nebeneinander; die französische war von uns nur durch eine schmale Planke getrennt, die über einem Wehre lag, dessen andere Seite von unserer Compagnie besetzt war, die auf Pfist stand. Ein Schmied von uns, Namens Tiby, hatte in der alten Mühle seine Werkstätte eingerichtet und war beschäftigt, die Pferde der Offiziere zu beschlagen. Die französische Schilddwache war über die Planke herübergekommen, um ihre Pfeife anzuzünden, und stand sorglos, mit mir plaudernd, da, als mich plötzlich General Crawford, den ich hätte kommen sehen sollen, fragte, ob Tiby sein Pferd beschlagen habe. Die rothen Epauletten des Franzosen zogen bald die Aufmerksamkeit des Generals auf sich und dieser fragte rasch mit seinem gewohnten strengen Blicke: „Mit wem, zum Teufel, schwätzt Ihr, Schläge?“ Ich unterrichtete ihn, daß es die französische Schilddwache sei, die herübergekommen wäre, um sich die Pfeife anzuzünden. „Laßt ihn nur an sein Geschäft gehen“, erwiderte der General, „er hat kein Recht hier, ebenso wenig wie wir Beide“, was er seinem Adjutanten zuflüsterte, worauf

er hinwegging. Costello's nicht zu umfassende Schrift ist eine der besten in ihrer Art, die Erzählung eines echten Soldaten, ein treues und lebendiges Bild des Soldatenlebens mit allen seinen ergötlichen, wie schreckensvollen Wechseln, in der Darstellung streng an seine persönlichen Erlebnisse geknüpft. Zugleich gibt die Schilderung dieser harten Contraste ein charakteristisches Kennzeichen für jenen Feldzug, während dessen Verlaufs unter den Truppen eine dumpfe, gleichgültige Apathie herrschend ward, die sich um Gut und Schlecht, um Leben und Tod wenig kümmerte und neben den erschütternden Erscheinungen, wie die obigen, auch Scenen der äußersten Rohheit herbeirief. Am widerlichsten erscheinen letztere bei der Beschreibung der Erstürmung von Badajoz. Das Soldatenleben Costello's geht bis zu Beendigung des Kriegs durch die Schlacht bei Waterloo, welche er mitgemacht hat, und erneuert sich mit dem Zuge der englischen Legion im Dienste der christlichen Partei in Spanien.

Der französische Prof. Saint-Priest hat soeben zu Paris folgenden Satz drucken lassen: „Luther ce moine ivre de bierre et de licence avait fait bruler Zwingli“ u. s. w. Die Jesuiten und die Pfaffen haben oft die Geschichte verdrängt und manches historische Märchen erdichtet, aber so unverächtlich als eben, oder dreist, wie der Hr. Prof. Saint-Priest zu Paris, haben dieselben der Welt nie vorgelegen.

Auf einem Hügel beim Dorfe Geseaux in der Nähe von Lausanne, der früher eine reiche Fundgrube römischer Alterthümer gewesen, entdeckte kürzlich der Student Tropen aus Lausanne auch gallische Gräber. Derselbe deckte nach und nach 166 solcher Gräber auf. Ihre stufenweise Lage gibt schon an sich einen Überblick über die Kunstentwicklung mehrerer Generationen, während ihr Inneres nicht minder die reichste und für die alte Geschichte interessanteste Ausbeute gewährt. Die Gräber brachten mit andern Entdeckungen, daß die Gallier unter der römischen Herrschaft ihre Sitten, ihren Cultus und ihre Kunst bewahrten. Der Entdecker hat die Beschreibung der Gräber mit Abbildungen herausgegeben.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Vollständiges Taschenbuch
der Münz-, Maass- und Gewichts- Verhältnisse,
der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.

Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet

von
Christian und Friedrich Noback.

Erstes und zweites Heft,
Aachen — Frankfurt a. M.

Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das Werk, das aus 5—6 Heften besteht, hat gleich nach dem Erscheinen des ersten Heftes die allgemeinste Anerkennung gefunden und wird vollständig binnen Jahresfrist in den Händen der Abnehmer sein.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 3.

3. Januar 1842.

Politische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Das vollständige Gegentheil von den Rückblicken sind die Fernblicke, die unter dem Titel:

3. Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer. Zürich und Winterthur, Literatur-Comptoir. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

erschienen sind. Dort galt es, ein bestimmtes Moment der nächsten Vergangenheit in seiner ganzen Bedeutung scharf ins Auge zu fassen; hier dagegen öffnet sich ein ganzer Himmel voll Zukunft und voll Vassgetigen, auf denen sämmtlich Hr. Th. Rohmer herumgelgen möchte, um seinem deutschen Vaterlande zum Vortanze im Völkerreigen aufzuspielen. Seine Schrift, mit ihren jugendlichen Illusionen und Präntensionen, gehört wol dem allerjüngsten literarischen Deutschland an, das jetzt schon wieder ein ganz anderes als das ci-devant junge Deutschland ist. Sie ist ein Toast und Vivat hoch! mit Umständen auf das Wohl des deutschen Vaterlandes, und wie beim „Landesvater“ auf einem Burschencommerce die Hüte und Mützen, so werden hier die Reiche und Nationen auf den Schläger der Germania aufgespießt, doch, versteht sich, nur auf das Schwert des Geistes, denn es geht schließlich Alles ganz friedfertig her. Etwas Vergangenheit wird vorausgeschickt, um daraus die Intention der deutschen Geschichte und, als letzte Intention, die der Hegemonie von Europa und aller Welt hervorgehen zu lassen. Daran schließt sich etliches Ethnographische; aber das ordnende Princip für den Organismus des Völkerlebens, wie es S. 65 fg. entwickelt werden soll, ist schwer herauszufinden, und man mag hier wol ausrufen: „Wer findet mir die Eintracht dieser Zwietracht?“ Indem er nun etwas mehr auf Besonderes übergeht, wofür schon in der Geschichte selbst die scharfsten Grenzen gezogen sind, kommt manches Gute zum Vorschein. Auch wird hier und da auf Einiges hingewiesen, was man als unmittelbar praktisch bezeichnen mag, wie auf die Stellung und Bestimmung Oesterreichs im Osten unsers Welttheils, gegenüber dem Anwachs der russischen Herrschaft; auf das Interesse der deutschen Großmächte, sich durch die Pflege der polnischen Nationalität eines künftigen Bundesgenossen zu versichern u. s. w. Nur ist freilich das Wahre nicht sehr neu. Zwischendurch fehlt es

nicht an pretentiös vorgetragenen Gemeinplätzen, wie etwa: „Ich (Theodor Rohmer) muß es hier den Kleingläubigen, die auf den Schein der Dinge, nicht auf den Kern sehen, wieder sagen: die unkräftig wirkende Natur wird alle Künste der Politik zu Schanden machen.“ Diesen langweiligen Trost haben sich die guten Deutschen schon oft genug gegeben. Auch macht sich der Verf. seine Weltverbesserung dadurch bequem genug, daß er die harte Ruß, woran die jetzige Gesellschaft ganz besonders zu kauen hat — den Pauperismus, die schroffer werdenden Gegensätze zwischen Armen und Reichen, die Gebrechen in der Organisation der Arbeit — unberührt bei Seite liegen läßt.

Hr. Rohmer findet die deutschen Zustände in Vergangenheit und Gegenwart kläglich genug, was aber seinem politischen Optimismus so wenig Eintrag thut, daß ihm alle Missethate nur ein Wegweiser in eine desto glänzendere Zukunft ist. So beweist er S. 52 u. 53 sehr geschickt die Nothwendigkeit der Staaten von Ruß und Lichtenstein für die Einheit Deutschlands. Er ruft bewundernd aus: „Welch ein ordnender, tiefer Sinn liegt in dem bunten Gewürfel von Tausch, Entschädigung und Arrondissement, aus dem im wiener Congresse die deutschen Bundesstaaten sich constituirten; welche eine leitende Hand in den selbstthätigen Entwürfen, die das Particularinteresse dem einzelnen Staate gebot.“ Besonders erfreut ist er über die staatliche Zerlegung der rein deutschen Volksstämme. Sein Beweis zur Rechtfertigung dieses Glücks läuft etwa darauf hinaus: die politische Zerrissenheit Dessen, was nach dem Rechte der Natur und Geschichte zusammengehört, erzeugt das Bedürfnis der Einigung und dem deutschen Mangel ist die Haut nur darum ein wenig auseinandergerissen, damit in ihr desto gewisser die Tendenz entstehe, wieder zusammenzuheilen. Gewiß eine sehr lokale Politik, deren Urheber keine Anklage wegen entfernten Conats zum Hochverrathe zu besorgen hat. Im gleichen Sinne sagt er: „Genug, daß alle Staaten (Deutschlands) durch ein nominelles Band umschlungen werden, genug, daß es eine Versammlung gibt, welche die deutsche Einheit, wäre es auch nur durch Sitzungen, repräsentirt.“ Dies ist zwar für die Versammlung keine sehr schmeichelhafte Bemerkung; doch er hat es loyal gemeint!

Hr. Rohmer läßt es an Athem nicht fehlen, um uns das „Seid einig!“ und „Bleibt einig!“ zuzurufen. Su-

ter Theodor! Wir haben das schon oft gehört und am häufigsten damals, als wir am uneinigsten waren. Bräute uns dieser Imperativ vorwärts, wir müßten um ein gut Stück weiter vorgerückt sein. Aber wir Deutsche sind wie ein Haufe Soldaten, die, von ihren Freiheitskriegen ermüdet, die Gewehre in Pyramiden gesetzt und sich gruppenweise gelagert haben, um sich zur weitem Stärkung von philosophisch-politischen Marketen den bekannten Lichtenberg'schen „Schnaps der Hoffnung“ einschenken zu lassen. Räme nun ein großer Geist wie Hr. Rohmer und commandirte sein „Vorwärts Marsch!“ so würden sich zwar schwerlich viele Beine rühren. Geschehe es dennoch, so würde entstehen, was entstehen mußte und schon öfters entstanden ist: ein buntes Durcheinander. Denn sollte es vorwärts gehen, so müßten erst die Deutschen in Reihe und Glied stehen, mit den Waffen des Geistes ausgerüstet, die das Volk, welches das Pulver und die Presse erfunden, zwar vor seinen Obern präsentiren, womit es aber nicht im Feuer exerciren darf, es sei denn, um sein Pulver in den blauen Himmel der überschwänglichen Hoffnung zu verpuffen, wobei sich das neben die Scheibe Schießen ganz von selbst ergibt, und vielleicht müßte diese Nation zuvor auch ein Organ des Nationalwillens haben, das die deutsche Einheit noch durch etwas mehr als durch bloße Sitzungen zu repräsentiren vermöchte. Man zeigt triumphirend auf den deutschen Zollverein. Gewiß! er ist ein erster Schritt aus der größten Confusion heraus, der um so mehr Lob verdient, als aller Anfang schwer ist. Wenn wir aber auf Luxemburg sehen, wie es zwar nicht dem deutschen Handelsbunde beitrete, ihm aber doch eine Verfassung à l'allemand octroyirt wird, die sich Wpn Heer höchlich verbitten würde, die indessen für die deutschen Luxemburger passiren mag; auf Hanover, wie es fortwährend auf einer englischen und einer deutschen Achsel tragen möchte; auf Hamburg, wie Halsstarrigkeit der Kaufherren dieser freien deutschen Hansestadt ihre Speculationen noch immer nicht mit dem Handelsvereine in Einklang bringen will — so fodert das vorläufig zu einiger Bescheidenheit auf. Es ist wahr, wir fabriciren jetzt in zehn Friedensjahren mehr als in zehn Kriegsjahren. Das geschieht auch in Rußland und ist selbst in Spanien, ungeachtet der Kriegsjahre, geschehen. Darum ist wol noch ein bescheidener Zweifel erlaubt, ob sich die Elle, womit wir unsere baumwollenen und linnenen Zeuche messen, sogar bald zum Zepter deutscher Hegemonie ausschütten lasse. Hat es doch allen Anschein, daß wir das Capital, von dem die deutsche Kriegsflotte gebaut werden soll, noch einige Zeit in einer Sparkasse anlegen und uns einstweilen mit der Berechnung des Interusuriums unterhalten können. Aber freilich! wer wie Hr. Rohmer über die Jahrtausende disponirt, dem braucht es auf einige Jahrhunderte nicht anzukommen.

Und doch! wir müssen Ihnen nur unsere Schwäche eingestehen. Es gibt, außer Ihnen, noch einige Andere, die den Glauben an eine große Zukunft der deutschen Nation festhalten; die ihr in der Reihe der Völker eine hohe und höchste Stellung weissagen, weil die Herrschaft im

Völkerleben mehr und mehr eine Herrschaft des Geistes werden muß; weil Deutschland das Land des unversehrten Wissens ist, das endlich auch zum Können führt; weil die Deutschen vor jedem andern Volke den Sinn der Gerechtigkeit voraushaben; weil es die Gerechtigkeit ist, welche die Völker erhebt und den Spruch in Erfüllung gehen läßt, daß die Letzten die Ersten sein werden. Aber gerade darum, weil es uns neben der Hoffnung auch um die Erfüllung gilt, hätten wir es gar gern, wenn mit dem nächsten angefangen würde. Diese papierenen Assignationen, wodurch die Deutschen auf Jerusalem und das gelobte Land angewiesen werden; diese Wechsel, auf lange Sicht ausgestellt, womit wir unsere Insolvenz für die Forderungen der Gegenwart nur zu bemänteln suchen; diese immer wiederkehrenden Vertröstungen auf irgend einen literarischen Hocuspocus, auf irgend eine sociale Universalmedicin, die, in dieses oder jenes Buch eingewickelt, nur mit einiger Resignation verschluckt werden muß, um uns politisch selig zu machen; diese Illusionen, womit sich politische Kinder einseifen, um die Welt glauben zu machen, daß sie Haare auf den Zähnen haben — alles das bedünkt uns nicht bloß sehr überflüssig, sondern sogar positiv schädlich. Diejenigen, die ihre Haut zu Markte getragen haben, und wäre es nur für eine politische Unbesonnenheit, gelten uns immer noch für mehr als die Producenten von Worten, Worten und nichts als Worten, die bei aller Fernsicht eine specielle Rücksicht auf ihre eigenes Wohlbefinden nicht aus den Augen verlieren und bei jedem Worte, das sie in den Mund nehmen, sich den großen Mann im voraus anschnacken.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Rechte der Frauen.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Der Verfasser des Aufsatzes kommt nun auf jenen Conflur geistiger Eigenschaften und productiver und ausübender Fähigkeiten zu sprechen, welche man unter dem Namen des Genie zusammenzufassen pflegt. Das Genie, sagt er, ist unabhängig von der Erziehung, es läßt sich sogar von Keinerlei hemmenden Einflüssen unterdrücken. Wären die geistigen Eigenschaften unter beiden Geschlechtern gleich vertheilt, so müßte man unbedingt erwarten, daß die Zahl der genialen Weiber, welche in Literatur und Kunst eine eminente Stufe erreichten, ebenso beträchtlich sein müsse als die Zahl der Genies unter den Männern. In der Kriegs- und Staatsverwaltungskunst wolle er sich nicht weiter umsehen, weil diese mit den Sitten des weiblichen Geschlechts überhaupt nicht verträglich wären; sogar die eigentliche Wissenschaft wolle er als ein zu ernstes Gebiet bei Seite lassen; dagegen wolle er die Poesie und die schönen Künste, wofür das zartere, empfänglichere und einbildungsfähigere Temperament des Weibes diesem sogar ein Übergewicht über den feisternvorigern und roher gestitteten Mann versprache, zur Basis seiner Vergleichung wählen. Aber obgleich sie wohl erzogenen Frauen mit der eleganten Literatur ebenso vertraut, vielleicht noch vertrauter wären als die Mehrzahl der Männer; und obgleich viele Frauen zu allen Seiten Werke gemacht hätten, und obgleich sprichwörtlich der Dichter nicht gemacht, sondern geboren werde, und obgleich in den Gewohnheiten und Sitten der Frauen nichts sei, was ihnen verböte, ihrem dichterischen Feuer zu gehorchen, so müsse man doch fragen, wo die Dichterin sei, welcher selbst die Parteilichkeit eine Stelle neben Shakespeare,

Spenser, Milton, Dryden, Byron anweisen könne? „Die Frauen“, sagt der Verfasser, „haben vorzüglich in England gut und viel genug geschrieben, um zu beweisen, daß sie von Natur für die Poesie nicht ungeschickt sind, und mehr (wovon einige noch leben) haben mit einem Grade von Kraft und Schönheit geschrieben, welcher sie zwar nicht bis zur höchsten Classe erheben, noch einen starken Einfluß auf den öffentlichen Geschmack üben kann, aber sie doch weit über den verächtlichen Charakter der Mittelmäßigkeit heraushebt.“

„Die Künste der Musik und der Malerei“, fährt er fort, „scheinen sogar mehr mit den Eigenschaften zusammenzuhängen, welche man dem weiblichen Charakter zuschreibt, als mit der erstern und weniger sensiblen Natur des Mannes. Selbst die Erziehung, besonders bei uns Engländern, begünstigt auf diesem Gebiete die Frauen; für zwanzig Mädchen, bei denen Musik und Malerei einen Theil der Erziehung bilden, wird man kaum einen Knaben finden, bei dem Dasselbe der Fall wäre. Zudem werden diese Künste von vielen Frauen nicht als bloße Schmuckartikel des Lebens, sondern wie ein wirklicher Handwerf und mit dem glühendsten Eifer betrieben — aber wo sind die großen Namen? Wir kennen kein Weib, das als Malerin oder gar Componistin jenen Männern zugesellt werden könnte, deren Namen so lange dauern wird, als man ihre Kunst, Malerei oder Musik, als einen wichtigen Theil der unschuldigen Vergnügungen der civilisirten Welt betrachtet wird.“

In Diejenigen, welche die Theilnahme der Weiber an der Ausübung der politischen Macht forderten und verteidigten, richtet unser Britte folgende Fragen: Welche Beweise von legislativer und administrativer Fähigkeit sind bisher durch ein Weib gegeben worden? Allerdings ist das Weib ausgeschlossen von der politischen Praxis, aber wo oder wie hat je ein Weib in der Theorie eine tiefe Kenntniß der politischen Grundsätze dargebracht? Was für ein Werk ist je aus einer weiblichen Feder hervorgegangen, welche Worte sind je von weiblichen Lippen gehalten, die so voll von politischer Weisheit wären, daß man sie mit Vortheil studiren möchte? Von den verstorbenen Schriftstellerinnen über politische Gegenstände ist Frau von Staël die einzige, welche in dieser Hinsicht als eine bemerkenswerthe Ausnahme genannt zu werden verdient. Aber wer, der ihre berechneten Werke las, fühlt nicht, daß deren Verdienst mehr im Glanze als in der Tiefe besteht, daß sie mehr blenden als überzeugen, daß sie Eigenschaften entwickeln, welche mehr für den Redner als für den Staatsmann passen, daß sie kein Vertrauen auf das Urtheil der Schriftstellerin erwecken, noch uns überzeugen, daß die Leitung öffentlicher Geschäfte mit Sicherheit der Verfasserin dieser glänzenden Epigramme anvertraut werden konnte?

„In allen Geistesarbeiten“, sagt die verständige Verfasserin von „Woman's rights and duties“, „worin sich die Männer ausgezeichnet haben, haben auch, bis auf einen gewissen Punkt, die Frauen außerordentlich gute Erfolge gehabt. Aber wo die größten Kräfteleistungen erfordert werden, sei es an Urtheil, Einbildungskraft, Aufmerksamkeit, Ausdauer oder irgend einer andern Eigenschaft, da wird die höhere Kraft des männlichen Geistes offenbar.... Auf den niedern Stufen der Civilisation kann es zufällig geschehen, daß der Vortheil aus Selten der Frauen wahrgenommen wird, da irgend ein Umstand in ihrer Lage, welcher ihnen die Nothwendigkeit einer größeren Übung der Beobachtung und des Urtheils auferlegt, die Wege zu ihren Gunsten wendet. Aber in den verwickelteren und mühsamen Geschäften der civilisirten Gesellschaften kann die Erziehung dem weiblichen Geschlechte ein allgemeines Ueber- oder nur Gleichgewicht nicht geben.... Eine entgegenge setzte Meinung ist gelegentlich von geistreichen Frauen aufgestellt worden, welche, in leichtfertigen Sphären lebend, ihr Übergewicht über die sie umgebenden inhaltslosen und trivialen Männer (common-place men) fühlen.... Aber sie haben diese Meinung, weil sie die schwer zu fassende Natur der Forschungen nicht kennen, welche in der wissenschaftlichen Welt, in deren wahrhafte Gegenstände und

Wichtigkeit sie keine Einsicht haben, befangen sind. Selbst in Berken allgemeinerer Bedeutung sollten sie wol daran denken, daß sie nicht Tiefe genug haben, den großen Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Ordnung des Genies zu fühlen und zu verstehen.“ In einer andern citirten Stelle sagt dieselbe Verfasserin, es läge ebenso sehr im Interesse der Weiber selbst als in dem der Männer, daß die öffentlichen und häuslichen Geschäfte zwischen beiden Geschlechtern sich theilten, damit durch Uebergänge keine Verwirrung entstände, daß z. B. die Medicin und Wundarzneykunst in deren Händen sei, deren Nerven und Fähigkeiten dazu am meisten geschickt wären, daß das Gesetz, die Rechtsentscheidung, die Vertheidigung der Unschuld von denen gehandhabt werde, welche am meisten befähigt seien, in den trockensten Studien auszuharren und die menschliche Natur zu studiren. „Wohes genug, das weiß der Himmel“, sagt sie, „ist aus der Schwäche und Unfähigkeit der Menschen entstanden; aber die Ämter und Berichtigungen, welche die möglichste Geschicklichkeit und Energie erfordern, denen übertragen wollen, die noch schwächer sind, das heiße gegen beide Theile ungerecht werden.“

Der Verf. kommt weiterhin auf speciellere, in die britische Verfassung selbst eingreifende Punkte zu sprechen; er widerlegt Baille, den Verf. der gut geschriebenen Abhandlung „The rationale of representation“, welcher behauptet, daß rücksichtlich der Witwen oder ledigen Frauenzimmer, welche eine Haushaltung oder so viel Eigenthum besitzen, als zur Bewilligung des Stimmrechts notwendig ist, es schwer sei, nur den Schatten von Vernunft zu begreifen, warum sie von dem Wahlrecht ausgeschlossen sein sollten.“ Unser Reviewer sagt, daß diese Frauen zu der ganzen Zahl der Wähler in einem gar geringen Verhältniß stehen und ihre Macht, die sie als eine Classe ausüben könnten, äußerst gering sein würde. Eine Verbesserung in der Lage des weiblichen Geschlechts könnte hierdurch in keiner Weise herbeigeführt werden. In allen modernen wohl civilisirten Staaten werde das Weib von den Männern mit vorzüglicher Rücksicht, Zärtlichkeit und Höflichkeit behandelt. Diese Behandlung verdankten die Frauen nicht ihrer Stärke, sondern ihrer Schwäche. Die Rücksicht, die Zärtlichkeit, die Höflichkeit der Männer gegen das andere Geschlecht gründe sich hauptsächlich auf das Gefühl, daß die Frauen des Schutzes bedürftig seien. Aber man verleihe den Frauen wirkliche Macht, man lasse den Mann fühlen, daß er sich auf der Defensiven halten müsse und der Geist der von Dürcke so schön beschriebenen Ritterlichkeit werde sogleich verschwunden sein. Die Weiber, als eine Classe, könnten nicht zu derselben Zeit die Vorrechte der Schwäche und die Vortheile der Macht genießen. Der Schein der Macht würde für sie um so mehr ein Unglück sein, da dadurch eine eifersüchtige Opposition hervorgerufen werden würde, welche die Frauen zuletzt auch derjenigen Vortheile berauben müßte, die jetzt die Männer ihnen ohne Widerstreben zugestanden. Man habe sich darauf berufen, daß ja das großbritannische Reich von einer Königin beherrscht werden könne, aber zwischen der Lage und den Functionen einer Königin von Großbritannien und derjenigen ihrer Unterthanen und Unterthaninnen sei ein zu offener Unterschied, als daß man darüber noch Worte verlieren dürfte. Diese ganze Ausführung unseres Reviewers ist höchst glücklich, schlagend und logisch gerundet. Er citirt hierbei die Verfasserin von „Woman's mission“, welche sagt, daß die Frauen an politischen Interessen nur als moralische Agenten Theil nehmen sollten. Sie besäßen einen großen Einfluß, der aber nur dann ein glücklicher genannt werden könnte, wenn er in seinen natürlichen Kanälen, nämlich den häuslichen, verlief. Die Theilnahme an Scenen populärer Erregung sei sehr geeignet, das Gewissen irre zu leiten und die Liebe zu erstickern. Es sei von höchster Wichtigkeit, daß die Männer, wenn sie ein Weib, eine Mutter oder eine Schwester, um Rath befragten, fühlten, daß sie von ihren Leidenschaften und Vorurtheilen, als in einem zweiten Selbst verkörpert, nicht an sie appellirten.

Nach gegen die Zulassung des Frauen zu den Parlamenten beharren spricht sich der Verf. aus, da diese Zulassung dazu verhelfen müsse, mehr an den Redner als an den Gegenstand zu denken, mehr an den Personen als an den Principien ihrer zu nehmen. Man habe ohnehin beobachtet, daß Frauen, welche sich für politische Angelegenheiten interessiren, in ihrem Parteilichsein noch heftiger und bitterer wären als die Männer. Sie zu Zuschauerin politischer Schauspiele machen, ließe die Intimität nur vermehren, womit sie leider allzu geneigt seien, die Opponenten ihrer eigenen Freunde zu betrachten; und die Harmonie und der Frieden der Gesellschaft, die ohnehin durch politischen Zwiespalt nur zu oft gestört seien, würden dann wesentlich leiden müssen. Dagegen gibt der Verf. zu, daß die Forderung vieler Frauen, auf die Gesetzgebung größeren Einfluß zu gewinnen, nicht ohne Grund und Vernunft sei. Er weist nach, daß namentlich innerhalb des ehelichen Verhältnisses der Mann zu sehr bevorzugt ist, daß die Gattin nur anjuschmen scheitern: die Interessen des Ehemanns und der Ehefrau sind identisch, fast identisch, wo und wann diese Interessen nicht identisch sind. Das Eigenthum betreffend, fehlt es an wahrer geschlechtlicher Schutze. Hierunter, sagt er, kann auch der Mann leiden: denn wenn die verschwenderische Ehefrau Schulden contrahirt, so kann der Mann dafür ins Gefängniß geschickt werden. Noch drängiger sind die Gattin in Betreff der Erhebungen. Die Aufführung der Ehefrau konnte noch so exemplarisch, die des Mannes noch so frech und brutal gewesen sein — wenn aber eine Erhebung erfolgt, obgleich durch seine Lafter herbeigeführt, so dürfen ihre Kinder, selbst in der frühesten Kindheit, von ihr genommen und ausschließlich seinem Schutze anvertraut werden, je das doppelt als Frau und Mutter betheiligte Weib durfte sie nicht einmal ohne seine Einwilligung sehen. Es war ein Orakel, ruft der Verf. aus, welches wider die Worte der Religion und Natur kündigt. Zwar, fährt er fort, ist durch die in der Sitzung von 1839 durchgeführte Act for the custody of infants dieses harte Gesetz etwas gemildert worden, aber der Vater ist auch jetzt noch vor der Mutter auf eine unbillige Weise bevorzugt.

Wenn diese Ungerechtigkeiten gegen die Weiber aus den englischen Gesetzen verschwinden, so würde, hofft der Verf., das Wesen einer ganzen Hälfte des weiblichen Geschlechts noch politischer Gleichstellung von selbst ein Ende nehmen. Er schließt mit folgenden Worten aus: „Woman's rights and duties“: „Das Weib für die Rechte der Frauen muß in dem vollen Beistand der Gesellschaft gesucht werden; es muß mit ihrem eigenen Intellektuellen und sittlichen Fortschritte wachsen, denn der Einfluß der Intelligenz und Thätigkeit ist unumkehrlich. Wie die besondere Pflicht des Mannes darin besteht, die Gesellschaft zu beherrschen und zu vertheidigen, so ist es die des Weibes, Tugend, Frömmigkeit und Aelternlichkeit durch Beispiel zu weihen. Das Weib hat ein directes Interesse, das andere menschlicher und milder zu machen. Der Mann ist um selbst gerecht zu sein gegen die, welche er nur zu sehr zu achten, er ist zu kraftvoll, um sich von ihnen zu lassen, die er achtet, ohne sie zu lieben. Die des Weibes muß nicht blos durch dessen Gefühl für sie, sondern durch Amuth und Aelternlichkeit, durch die, die sie durch das Leben verbreitet, erzungen werden, — er ihre Rechte werden weiter ihrem socialen Einfluß Wärme hinzusetzen, noch ihre häusliche Lage sichern, es sei denn, daß sie in Wahrheit darauf begründet sind, die Tugend und das Glück der Gesellschaft zu fördern.“ 5.

Literarische Notizen.

„A residence on the shores of the Baltic, described in a series of letters“ (2 Bde.), ist der Titel eines Werkes, welches eine Darstellung von Pettersburg liefert, die das „Quarterly review“ die beste Schilderung nennt, die je über diesen

Gegenstand erschienen, und ferner das gesammte England nach allen seinen Erscheinungsformen beschreibt, das Land, die Provinzialhauptstadt, besonders aber die häuslichen Einrichtungen, die häuslichen Sitten, den Landadel u. s. w. Diese Briefe, welche überall lobend erwähnt werden, rühren von einer erstunden Lady her, die eine seit langer Zeit an einen englischen Edelmann verheiratete Schwägerin besuchte und zwar durch das „Quarterly review“ bei dem literarischen Publikum Englands eingeführt wurde. Die Verf. hält sich besonders mit weiblicher und nicht annehmlicher Anfälligkeit bei den Airingenständen des heimlichen Lebens auf und bildet gerade hierdurch eine nicht zu verachtende Ergänzung zu Keats's Schilderungen aus Skotland. — Der Reiseleiter führt auch eine Schrift unter dem Titel: „Fragments of Italy and the Rhineland“, von J. G. Wille, Kapitan des Marquis von Donschitz, an, welche in sehr natürl. fast drolligem Charakter gehalten ist, trotz der sonstigen Droll- und Scherzwerke, zu der er sich zuweilen ausschraubt. So sagt er, daß sechs Gemälde im Palast Berberini „really seem to concentrate in themselves the very palm of painting“ (!) — Rafael's Madonnafigur ist fertig mit „exquisite master“ ab und sieht ihnen Marillo's Madonnen wegen ihrer „most tender lady-like flesh and blood“ vor. Er ist auch eine Art von Philologe und meint, daß „O dear!“ eine Verschärfung des italienischen „O die!“ sei. — Ferner erschien: „A run through the United States during the autumn of 1840“, von A. W. Maywell (2 Bde.). Der Verf. ist ein enthusiastischer Bewunderer der nordamerikanischen Freisatzen. „Wie sah ich“, ruft er aus, „ein schöneres Land und ein trefflicheres Volk, keine Betrunknen, keine jubelnden Bettler, keine übermächtigen Rufen, keine Forscher an der Wand, keine Fremdenbegasser, nein, Alle sind hier mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt.“ Kurz, wie befinden uns in Herrn Maywell's Nordamerika wie im Paradies, in einem Lande, wo die Muth der Unschuld und der Hingebung des Glückes in Erbarmen fließt.

In zwei Bänden erschien in London: „Memoirs of extraordinary popular delusions“, von Charles Macan, Verf. von „The Thames and its tributaries“. Das Werk behandelt unter andern folgende Gegenstände: das Selbstproject, die Insipiente der Holländer, die Reliquien, die modernen Prophezeiungen, die Zwiespalt und Wettergerichte, die Wunderkraft, die Kreuzkämpfe, die Hymanie, die gespenstischen und verheerenden Häuser, das Mississippiproject u. s. w. Übrigens ist das Buch nur eine Compilation, wenn auch als solche lesbar und interessant, und keineswegs in einem philosophischen Geiste geschrieben. Die Portraits von John Law, welcher den berühmtesten Mississippiplan entwarf, und von Jakob I., dem Démonologien, sind beigegeben. — Ferner erschien ebenfalls in zwei Bänden: „The history of duelling; comprising narrations of the most remarkable personal encounters, from the earliest period to the present time“, von W. Wülfing, Verf. der „Curiosities of medical experience“. Das Buch trägt den Charakter einer Art von Tactvortrag und enthält einen Theil aus englischen und französischen Annalen.

In zwei starken Bänden erschien in Paris: „Examen critique des doctrines de Gibbon, du Dr. Strauss et de M. Salvador, par Marie Nicolas Sylvester Guillon, évêque de Marée, aumônier de Sa Majesté la reine des Français“, ein Werk, worauf die Journale als auf ein Ergebnis langer Studien schon vor seinem Erscheinen aufmerksam machten und über dessen Tendenz und Wasse wir später dem Publikum Rede machen werden.

Nach der Genöuise St. Germain hat jetzt seinen speziellen Almanach, welcher unter dem Titel „Almanach de la rive gauche“ erscheint und sehr hübsche Biquetten enthält, worin die historischen Merkwürdigkeiten, die Monuments und Sitten dieses Stadttheils dargestellt sind. 2.

Dienstag,

Nr. 4.

4. Januar 1842.

Politische Literatur.

(Schluß aus Nr. 3.)

Und was ist's nun eigentlich, was Hr. Rohmer den Deutschen verheißt? Nicht mehr und nicht weniger als ein drittes Evangelium, ein großes Wort, ein weltmächtiges Wort. Denn „wie vor 1800 Jahren muß das Wort als der Morgenstern aufgehen in den Herzen der Völker, und muß die Welt erretten, als eine Kraft Gottes, fest zu machen Alle, die daran glauben“. Und mit diesem Worte soll ein Princip ausgesprochen werden, das die höchste Sehnsucht der Menschheit nach einer gerechtfertigten Weltanschauung befriedigt, das durch die selbst-eigene Fülle seines Inhalts die Gegensätze versöhnt und woraus sich der Staat friedlich und sicher entwickeln wird. Und aus diesem Principe soll eine neue psychologische Heilslehre entspringen, „deren Wirkung, wäre sie (die Lehre) erst vorhanden, für die Gegenwart von unermesslicher Bedeutung, für die socialen und politischen Fragen schlechthin entscheidend sein würde. Die demokratische Gleichheit, die im Westen, die absolute Bollgewalt, die im Osten gepredigt wird, sind beide dadurch wie mit einem Schlage vernichtet.“ Das ist nun freilich alles Mögliche, was man von einer Psychologie erwarten kann. Diese neue Lehre, diese erste und wahrhaftige Philosophie der Geschichte soll sein eine Wissenschaft von den Individuen, aus welcher hervorgehen wird eine Wissenschaft der Gesamtindividuen, der Racen, Völker, Nationen, Stämme und Familien. Und durch jene Wissenschaft der Individuen soll die „menschliche Seele zergliedert, ihr Räderwerk zerlegt, der Gang des Uhrwerks von der Stunde der Geburt an bis zu der des Todes enthüllt und nach den einzelnen Stadien beschrieben werden“. Da haben wir also, nach allem Gerede über „falsche Aufklärung“, über „Voltairianismus“ u. dgl., denn doch unsern lieben Herrgott zum genfer Uhrmacher degradirt, dem wir seine Handwerksvotheilchen von A — Z absehen und aus dem wir uns fortan nicht viel mehr zu machen brauchen. Da haben wir den aufgewärmten Kohl eines neuen St.-Simonismus, wonach natürlicherweise der Verkünder der neuen Heilslehre als St.-Simonistischer Papst an die Spitze gestellt werden mußte, um als oberster Uhrmachermeister alle die Millionen „Räderwerke“ zum neuen Staatengetriebe zusammenzusetzen. Da haben

wie aber auch im Hrn. Th. Rohmer den gutmüthigen deutschen Studenten, dem der Teufel ins Stammbuch geschrieben hat: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.“ Die Lehre, die er weissagt, ist nichts weniger als christlich, und wer sie für philosophisch und politisch gelten ließe, wäre mit sonderlichem Glauben gesegnet. Da er aber seine Verheißungen mit einigen biblischen Sprüchen verbrämt hat, würde man sich nicht zu wundern haben, wenn einige Kindsköpfe oder einige Fromme, die mit der Gabe der Einfalt zum Übermaße ausgerüstet sind, so weit sich beschören ließen, um allen Ernstes etwas Kern hinter der bunten Schale zu suchen. Wir werden hören, was die Kritik sagt. In Deutschland ist es möglich, daß sie alles Mögliche und noch etwas mehr sagt und „das eben ist der Humor davon“.

Es wäre nicht der Mühe werth, auf die Schrift näher einzugehen, wenn man es nicht mit einer fixen Idee zu thun hätte, die in einigen Ländern unseres Welttheiles schon ansteckend geworden ist. Dixeriten in England, St.-Simonisten und Fourieristen in Frankreich sind sehr ähnliche Erscheinungen; da und dort tauchen die politischen Erbsen zu Dutzenden auf, wie sich denn ganz neuerdings auch ein Hr. Leroux in Paris als ein solcher Messias gerben zu wollen scheint. Dixeriten und Fourieristen sind aber wenigstens bescheiden genug, die Individuen zuvor in bestimmte sociale Verhältnisse zu bringen, um dann erst nach ihren Neigungen und ihrem Thun die verschiedenen Berufsfähigkeiten zu bemessen. In Deutschland dagegen soll ein psychologischer Rußnacker erfunden werden, der gleich bei der Geburt das ganze Leben bloß legt. Das wäre für die armen Sterblichen sehr langweilig. Es hat übrigens keine Noth! Das Leben wird auch in Zukunft ein Räthsel bleiben, das den Reiz des Geheimnisses nicht ganz verliert; es wird erlebt werden müssen, um begriffen zu werden. Darum werden wir gewöhnlichen Leute uns immer daran versuchen, die Bäume an ihren Früchten zu erkennen und auch die individuellen Kräfte im Staate nach ihren Wirkungen zu schätzen. Damit aber die rechten Kräfte an der rechten Stelle wirken, fordern wir, daß sich das wärmende und alle Keime weckende Licht des Geistes bis in die untersten Schichten der Gesellschaft frei ergießen dürfe; wir fordern eine ungehemmte geistige Circulation, welche die Talente in die Höhe leitet und die rohen

den 25 Regierungsjahre König Wilhelm's. Von A. v. Rohl. III. Geschichte der Rechtsordnung betreffenden oder betreffenden organischen Einrichtungen in Württemberg, während der ersten 25 Jahre der Regierung des Königs Wilhelm. Von A. v. Garwey. Gr. 8. Ludwigsburg, Rast. 1841. 20 Ngr.

Pfäfer, Die speculative Dogmatik von Dr. David Friedr. Strauß. 2ter Band. Gr. 8. Tübingen, Fues. 22 1/2 Ngr.

Reibel, G., Selbstkennen. Zwölf Gedichte. 8. Paderb., Köpfersfeldt. 1841. 12 1/2 Ngr.

Die Universität Göttingen. Aus den deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst abgedruckt. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr.

Säntner, J. J., Schulleben. 1ter Band: I. Das Kirchenjahr. Mit einer historischen und erbaulichen Erklärung des christlichen Kirchenjahres. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seyd, Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. 2ter Band. Mit dem Bildniß der Herzogin Sabina und 1 Kärtchen. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1841. 2 Thlr.

Kabale und Liebe des sechzehnten Jahrhunderts. Dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen. Gr. 8. Kiel, Schwes. 1841. 25 Ngr.

Kock's, P. de, Physiologie des Chemannes. Aus dem Französischen von D. v. Birkened. — Physiologie des Pariser Studenten. Erst nach dem Französischen von O. Moritz. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Liebner, L. A., Predigten gehalten in der Universitätskirche zu Göttingen. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1841. 1 Thlr.

Lubojakly, 1830. Historischer Roman. 3ter Theil. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

Melzer, G. J., Denkschrift über die wissenschaftlich notwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Enthaltend die Constructionen einer Universitäts-Encyclopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1841. 15 Ngr.

Münchberger, J. G., Populäres astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie, sammt Nachrichten von der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen, biographischen Notizen und einer kurzen Andeutung der Methoden und Werkzeuge. Mit Ausschluß aller irgend entbehrlichen analytischen Formelsprache. Mit Figuren: Tafeln. 1tes Heft. Gr. 8. Rempten, Dannheimer. 1841. 10 Ngr.

Parboe, Mik, Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Deutsch von E. v. Kisenleben. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, Ph. Reclam jun. 3 Thlr.

Prange, W., Natur und Menschenleben als notwendige Bildungsgegenstände der Jugend. Für gebildete Leser, besonders für Eltern, Lehrer und Erzieher. 1te Abth. über bildende Naturbetrachtung. Gr. 8. Dresden, Kaumann. 7 1/2 Ngr.

Puchta, W. F., Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornehmlich für Anfänger in der juristischen, besonders Renter-Praxis. 8. Kordlingen, Beck. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reiff, J. G., Das System der Willensbestimmungen oder die Grundwissenschaft der Philosophie. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr.

Rippel, W., Die Schönheit der katholischen Kirche, dargestellt in ihren äußern Gebäuden, in und außer dem Gottes-

dienste, für das Christenthum. Neu bearbeitet und herausgegeben von F. Himeloben. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1841. 26 1/2 Ngr.

Reinen allschwäizerischer Frömmigkeit. Aus dem Tagebuche eines großen Pilgers per pedes apostolorum. 1tes Bändchen. 2te verbesserte Auflage. — Auch u. d. T.: Sitten und Sitten der Heimath. Herausgegeben von A. Steiger. 1tes Bändchen. 2te verbesserte Auflage. 8. St. Gallen, Scherlin u. Bollhofer. 1 Thlr.

Russeger, J., Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841. 1ster Band. Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien. Mit 1 Atlas. — Auch u. d. T.: Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in dem Jahre 1836. Mit 4 Karten und vielen Durchschnitten. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

Sallet, F. v., Latein-Geometrie. Jamben. 16. Cripzig, Boldmar. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiller's dramatischer Nachlaß. Nach dessen vorliegenden Plänen ausgeführt. In 2 Bänden. 1ter Band in 2 Lieferungen. 1te Lieferung: Marbach. Historisches Drama in fünf Aufzügen nach einem Entwurfe von F. v. Schiller, in dessen dramatischem Nachlasse. Gr. 16. Nürnberg, Winter. 4 Lieferungen. 2 Thlr.

Schrörs, P., Ursprung und Wachstum des Preussischen Staates. Eine geschichtliche Abhandlung. Gr. 8. Lirer, Eng. 1841. 10 Ngr.

Schütz, Die bildende Kunst in München. Gr. 12. München, Lentner. 2 Thlr.

Stöber, A., Zwei Erzählungen. Eine Probe des zweiten Bandes der Erzählungen. Gr. 12. Dresden, Kaumann. 1841. 5 Ngr.

Straß, F., Handbuch der Weltgeschichte, fortgesetzt von W. Havemann. 5ter Theil. Handbuch der neuen Geschichte II. Theil. — Auch u. d. T.: Handbuch der neuen Geschichte von W. Havemann. 2ter Theil. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Studenten-Briefe. 1tes Semester. Briefe und Lieder eines alten Burschen und eines kranken Fuchses. 8. Jena, Frommann. 10 Ngr.

Kieler philologische Studien. Gr. 8. Kiel, Schwes. 1841. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Tschirachnitz, C. G., Naturkunde der sprachlaute darstellend das wörterreich der deutschen Sprache nach lauten und begriffen naturwissenschaftlich begründet und geordnet. Gr. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 1841. 2 Thlr.

Die neunzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Braunschweig, im September 1841, und deren Charaktere, Situationen und Forschungen. Ein humoristisches Album für die Mitglieder, Theilnehmer, Freunde und Verwandten der Versammlung. Mit 1 Titelbild, das Lokal der allgemeinen Sitzungen darstellend. 8. Leipzig, Kormann. 18 1/2 Ngr.

Berner's, J., ausgewählte Schriften. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von seinen Freunden. 14ter, 15ter Band. Einzige und rechtmäßige Original-Gesamtausgabe. — Auch u. d. T.: Zacharias Berner's Biographie und Charakteristik, nebst Original-Mittheilungen aus dessen handschriftlichen Tagebüchern, herausgegeben vom Professor Schütz. 2 Bände. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1841. 20 Ngr.

Reigel, G. B., Der Dresdener Parnass oder die Pictur in Dresden und Leipzig. Eine Humoreske aus der Gegenwart. Mit mehreren Federzeichnungen. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1841. 11 1/2 Ngr.

Mittwoch,

Nr. 5.

5. Januar 1842.

Negerflaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

Seit der Zeit, wo das britische Parlament (1807) die Frage der Negerflaverei zum ersten Male ernstlich erbeterte, ist ein Kampf der Meinungen entstanden, der, jährlich allgemeiner werdend, hinsichtlich der leidenschaftlichen Führung in neuern Zeiten kaum seines Gleichen hat. Persönliches Interesse und politische Absicht standen dabei dem Rechtsgeföhle und gutmüthigen Voraussetzungen entgegen, Sachkenntniß und Erfahrung kämpften mit Unwissenheit und absichtlicher Verfälschung der Wahrheit, und wie überall begegneten sich auch auf diesem Felde philosophische Anschauung und bigote Beschränktheit, um sich unverföhnllich abzustößen. Je länger die Untersuchung dauerte, um so mehr fremdartige und unlautere Motive mengten sich, Verwirrung bringend, ein, bis endlich die ganze Frage fast zur unlösbaren wurde. Die Ruhe großer Länder ist gefährdet worden, seit man den alten Krebseschaden der Negerflaverei der Untersuchung unterworfen und sich befreht hat, Heilmittel zu entdecken, die in der Anwendung sich nicht selten ebenso gefährlich erwiesen als das Ubel selbst. Man weiß, welches Mißvergnügen über die britischen Antillen verbreitet ist und wie der Wohlstand dort abnimmt, seit der Sklave die Freiheit erhält. Jenem Bunde der Vereinigten Staaten, auf dessen, soweit glückliches Bestehen die Bürger mit Recht stolz sind, droht, 60 Jahre nach der Begründung, in der unvermeidlich werdenden Erörterung jener Frage eine Klippe, an welcher er zerschellen wird. Zwei große Parteien, repräsentirt durch mächtige, den Meeren gebietende Völker, stehen sich jetzt entgegen und bieten Alles auf, um jenen Menschenhandel zu unterdrücken, oder ihn zu befördern und zu erweitern. Solche gewaltige Kämpfe konnten nicht ohne Hülfe der Presse geführt werden, und daher rührt eine jetzt fast unübersehbliche Literatur, die, nothwendig von sehr verschiedenem Gehalte, doch eine große Zahl von sehr ausgezeichneten Schriften darbietet. Die Leidenschaften sind aber auf das Äußerste gestiegen, seit die Maßregeln Englands gegen den Sklavenhandel wirksamer zu werden begonnen haben und die Bewohner der südlichsten unter den Vereinigten Staaten, sowie des spanischen Westindiens, die Negeremancipation der englischen Inseln als eine für sie gefährliche Begebenheit ansehen lernten und die Überzeugung faßten, England

beabsichtige durch alle jene Vorkehrungen nichts Anderes als den Untergang der fremden Colonien. Abgesehen von einer Flut von Zeitungsartikeln, haben auch die letzten 15 Monate in Amerika wieder eine Menge von Flugschriften erzeugt, die zum größten Theile der Slaverei das Wort reden. Wie groß die Aufregung sein müsse, ergibt sich am deutlichsten aus zwei in Brasilien gedruckten Pamphleten, die sich in Schimpfsworten gegen die britische Regierung Luft machen und ziemlich unverhohlen zum bewaffneten Widerstande, wenn nicht gar zur Ermordung derjenigen Engländer auffodern, die es wagen sollten, bis auf brasilischen Boden die flüchtende Demannung aufgefangener Sklavenschiffe zu verfolgen. Besser sind die im Süden der Vereinigten Staaten erschienenen Broschüren, und auch insofern lesbarer, als sie zwar den Besitz eingeborener Neger als ein nothwendiges Ubel darzustellen und die europäische Meinung für die in das Schöne gemalte nordamerikanische Slaverei zu gewinnen suchen, das Herbeiholen von Schwarzen aus Afrika hingegen nicht vertheidigen wollen. Wenn diese den gewöhnlichen Anstand nicht verletzen und die Ausübung des Lynchgesetzes den untersten Volksclassen überlassen, so herrscht doch in ihnen nicht minder viele Bitterkeit und ein unverkennbares Streben, den unbefangenen Leser durch Trugschlüsse zu verwirren; sie sind mit einem Worte nicht die Ergebnisse einer innern tiefgewurzelten Überzeugung, sondern Versuche zur eigenen und fremden Täuschung, hervorgebracht durch Bewußtsein von Schuld oder Furcht vor der Zukunft. Die Gegner des Menschenhandels haben unstreitig das einfachste Mittel zur Beantwortung so vieler und so giftiger Angriffe dadurch ergriffen, daß sie die ganze Scheußlichkeit jenes Verkehrs actenmäßig darstellten und, wo es irgend möglich war, Zahlenbeweise führten. Indem wir nun in diesen Blättern denselben Gegenstand zur Sprache bringen, ist es keineswegs die Absicht, in die Einzelheiten jener Fragen einzugehen, vielmehr wird das allgemeinere Geschichtliche des Sklavenhandels und der gegen ihn gerichteten Bestrebungen als bekannt vorausgesetzt. Allein wir werden zu zeigen haben, wie weit diese letztern mit Erfolg gekrönt werden, auf welcher Stufe der Negerhandel sich eben jetzt befinde und welche neue großartige Plane eben jetzt in der Absicht ausgeführt werden, seine vollständige Unterdrückung zu erzielen.

England hat weder Menschen noch Schätze zu opfern angestanden, um die von ihm ausgesprochene Vernichtung des Sklavenhandels zu erzwingen, und ist in Verfolgung dieser Absicht um so beharrlicher geworden, seit der Widerstand eine Höhe erreicht hat, die man einst nicht für möglich gehalten haben würde. Von den eigenen europäischen Unterthanen war leicht Gehorsam zu erlangen, da das Geschäft des Menschenhandels dem durchschnittlich tüchtigen und moralischen Volke nicht zusagt und daher schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von ihm nur mit geringem Eifer, am ersten noch von Bristol aus, betrieben wurde. Viel schwieriger war es schon, die Bewohner der eigenen Colonien dahin bringen, die neuen, mit angestammter Gewohnheit im Widerspruche befindlichen Gesetze zu achten, denn der gewaltige Widerstand der westindischen Pflanzer erhielt daheim, und sogar im Parla- mente, die Unterstützung einer mächtigen, stark interessirten Partei. Durch nicht unbedeutende Opfer wurde der Zutritt der andern Seemächte zu jenem Bündnisse gegen den Sklavenhandel erkaufte, indessen meistens nur so viel erlangt, daß die Regierungen für sich dem schändlichen Geschäft entsagten und England das Recht überließen, die das Gesetz verletzenden Privaten zu ergreifen und vor die Gerichtshöfe zu bringen, die, aus Richtern der contrahirenden Mächte zusammengesetzt, durch Schläffheit und Parteilichkeit gar bald bewiesen, wie wenig Ernst es ihnen, oder vielmehr den Bevollmächtigten, um Erreichung der Endabsicht sei. Nicht abgeschreckt durch diese, anfangs höchst ungenügenden Erfolge, schloß England immer neue Verträge, erweiterte und berichtigte die bestehenden, schärfte die Gesetze, entwickelte immer größere Mittel, um sie zu schützen, und ging endlich sogar so weit, seine westindischen Inseln zur Hälfte zu ruiniren und die dort befindlichen Negerklaven durch ungeheure Summen freizukaufen. An der Küste von Afrika begründete man neue Niederlassungen und behauptete mit großem Aufwande manche ältere, die, ganz nutzlos in jeder andern Beziehung, gute Standpunkte zur Überwachung der in jenen Meeren handeltreibenden Schiffe abgaben. Mit einigen Negerhäuptlingen wurden Bündnisse geschlossen, andere durch Waffengewalt gezwungen dem alten Verkehre zu entsagen, und an der Küste eine Flotte stationirt, deren Dienst beschwerlicher und mehr Gefahr bringend war als im Kriege. Wenige Schiffe kehren von der westafrikanischen Station nach dreijährigem Aufenthalte zurück, ohne durch das verderbliche Klima eine sehr beträchtliche Verminderung ihrer Mannschaften erlitten und zumal mehrere Offiziere verloren zu haben, die in diesen friedlichen Zeiten, wo dem Emporstrebenden daheim nur wenige Aus- sichten sich öffnen, meistens zu den vorzüglichsten ihres Standes gehören. Mit der Bevölkerung aller Sklaven haltenden Colonien von Virginien bis an den Plata hat England, durch die Consequenz, mit welcher es jenen Plan verfolgt, sich verfeindet, daß nirgend auf guten Willen rechnen und hat vor weniger als einem Jahre in Bra- silien zu ernstern Drohungen schreiten müssen, um Sicherheit für seine Unterthanen zu erlangen, die man, um

sich für die Thätigkeit der englischen Kreuzer zu rächen, zu misshandeln angefangen hatte.

Es ist nicht wenig zu bedauern, daß diese seit 1816 fortgesetzten und jährlich gesteigerten Anstrengungen, weit entfernt davon dem Negerhandel ein Ende zu machen, ihn nur unvollkommen beschränkt und unglücklicherweise es veranlaßt haben, daß er einen Charakter annahm, abscheulicher als er je vorher besessen. In Texas, Louisiana, Cuba und Brasilien findet die Importation von Afrikanern die eifrigste Unterstützung, je nöthiger sie den Colo- nisten dünkt, und um sie durchzusetzen, werden große und leider sehr erfolgreiche Anstrengungen gemacht. Ein Fall, der schon in frühern Zeiten eingetreten, wird jetzt wie- derum beobachtet. Man weiß, daß ehemals die Colonien eine außerordentliche Zufuhr von Negern bedurften und dennoch sich mit denselben nicht überfüllten. Durchschnittlich berechnete man im vorigen Jahrhunderte die einjäh- rige Negerzufuhr in Westindien und Nordamerika zu 74,000 Köpfen, obgleich in einzelnen Jahren diese Zahl noch überstiegen wurde, z. B. 1768, wo 104,000, 1766, wo 100,000 Afrikaner ankamen. Sowie damals diese ungeheure Zufuhr kaum ausreichte, die Negerzahl auf dem gewohnten Bestande zu erhalten, so geschieht es auch jetzt wieder, obgleich in einer kurzen Periode (etwa von 1796 — 1816) dieselbe Erscheinung nicht bemerkt worden ist. Die Erklärung liegt nicht fern, obgleich auch hier Parteilichkeit thätig gewesen ist, die Wahrheit zu verhalten. Weder das Klima noch die verhältnißmäßig geringe Zahl von Weibern ist die Ursache der geringen Fortpflanzung der schwarzen Sklaven, denn das erstere ist dem afrikanischen keineswegs sehr unähnlich und die letztern sind heutzutage in hinreichender Zahl vorhanden. Die stets erneuerte Nothwendigkeit der Einfuhr von Negern erklärt sich vielmehr aus ihrer großen Sterblichkeit, die nicht so- wol Folge grausamer Misshandlungen, als vielmehr des Überarbeitens und des Mangels gehöriger körperlicher Pflege ist. Gerade in den letzten Jahren sind ungewöhnliche An- strengungen von den Negern verlangt worden, denn eine Menge von theils zufälligen, theils in der Zeit selbst be- gründeten Ursachen haben es nöthig gemacht, die Produc- tion möglichst zu erhöhen. Während des langen europäi- schen Krieges war dieses nicht nöthig und außerdem Wie- dererzeugung von Sklaven schwierig, folglich ihre Behand- lung im Allgemeinen schonender und daher eine wirkliche Zunahme eingeborener (westindischer) Neger bemerklich. So sehr auch diese Schonungslosigkeit die Sterblichkeit der Sklaven und also den Verlust an Betriebscapital erhöht, wofür dort einmal der Neger gilt, so steht doch eben die- ser Verlust in keinem Verhältnisse zum Gewinne der for- cirtten Production. Die Bewohner der spanischen und portugiesischen Colonien werden nicht wie jene der engli- schen und französischen Niederlassungen durch strenge Ge- setze gezwungen, die Arbeiten den Negern mit Mensch- lichkeit zuzumessen. Sind Verordnungen über diesen Gegenstand vorhanden — und allerdings gibt es einige, bereits im 16. Jahrhundert erlassene —, so sind sie ent- weder in Vergessenheit gerathen, oder die Behörden finden

es nicht rathsam, auf ihre Erfüllung zu bringen. Ein so starker Verbrauch von Negern veranlaßt eine angemessene Zufuhr und sichert den Verkäufern allezeit ansehnliche Preise, und eben hierin liegt einerseits der Grund der Gleichgültigkeit gegen das Leben einzelner Sklaven, und andererseits erklärt sich die Kühnheit der Eigener und Capitaine, welche ihre Schiffe und Personen an den gefährlichen Sklavenhandel wagen. Zum Ausrüsten solcher Fahrzeuge sind immer Capitalisten bereit, denn der Gewinn einer mittelmäßig glückenden Expedition ist stets sehr ansehnlich, ungeachtet der bedeutenden Auslagen und hohen Besoldungen. Der Capitain eines solchen Sklavenschiffes erhält monatlich 100 spanische Thaler (Pesos) und zehn von jedem Hundert ausgeschiffter Sklaven; der erste Steuermann 80 Pesos und zwei Sklaven vom Hundert, jeder der Matrosen 30 — 40 Pesos monatlich. Bestechungen erfordern sehr große Summen, denn vom Generalcapitain der Insel bis zum geringsten Hafenoffizier wollen alle für ihre Nachsicht bezahlt sein und der jetzige Generalcapitain von Cuba soll der erste gewesen sein, welcher die herkömmliche Summe von einer Dublone (gegen 82 Francs) für jeden eingeschmuggelten Neger zurückwies. Dafür ist aber der Einkaufspreis der Neger in Afrika sehr gering, denn in der Bai von Benin zahlen die Händler für jeden ausgewachsenen Mann eine Quantität von Waaren, Schießgewehre, Pulver, Brauntwein, Stückgüter u. s. w., die nach westindischem Preise 14 Pesos werth ist. Nun ist aber der Preis der Neger auf den spanischen Inseln seit 1823 fortwährend im Steigen gewesen, erhob sich um 1836 sogar auf 400 — 420 Pesos für einen kräftigen Mann, fiel zwar nachher wieder um etwas, weil trotz der englischen Kriegsschiffe der Markt mit Negern überfluthet war, soll aber 1840 wieder auf fast 400 Pesos sich gehoben haben. Man hat mit ziemlicher Sicherheit nachgerechnet, daß eine gut ausfallende Expedition dem Unternehmer in der Havana 200 — 250 Procent, dem Brasilier an 160 — 170 Procent einträgt. Daß man die Gefahr, durch Kreuzer, aufgebracht zu werden, eben nicht für sehr groß halten müsse, ergibt sich aus dem bekannt gewordenen Prämiensätze von 8 — 10 Procent, welchen die geheimen Versicherungsgesellschaften in Havana und, wie gesagt wird, einiger Seestädte des südlichen Nordamerika verlangen. Solche Versicherungen beziehen sich auf das Schiff nicht allein, sondern auch auf die eingeschifften Neger, die man zu drei Vierteln ihres westindischen Werthes taxirt, in dessen nur gegen Wegnahme durch Kriegsschiffe, nicht gegen Verlust aus andern Ursachen asscurirt. Schon dieses methodische Betreiben jenes Handels ist ein Beweis, wie tief das Institut des Sklavenhandels und Sklavenbesitzes mit den Interessen einer großen und reichen Bevölkerung verwachsen sein müsse, und wie schwer es halten werde, dasselbe zu unterdrücken. Man kann kühnlich behaupten, daß die Masse des Volks im spanischen Westindien und an den Küsten Brasiliens an einer großen Verschwörung Theil nehme, und immerdar eng zusammenhalten werde, um die Pläne der englischen Regierung gegen den afrikanischen Menschenhandel zu vereiteln. Mit persönlicher

Gefahr haben es allerdings einige verständige Männer gewagt, in den brasilischen Kammern gegen Einführung neuer Sklaven zu sprechen, allein sie haben nichts Wesentliches durchgesetzt. Die afrikanischen Häuptlinge halten die Versuche Englands für Eingriffe in ihr altes Recht der Menschenjagd und für gewaltsame Schmälerung ihres gewohnten Einkommens, und auf nicht sehr verschiedene Weise urtheilen die amerikanischen Creolen und sonstige Pflanzer.

Unter solchen Umständen hört es auf wunderbar zu sein, daß jener abscheuliche Handel zu beiden Seiten des atlantischen Meeres die thätigsten und aufrichtigsten Beschützer findet. Die fremden Kreuzer dürfen nur an sehr wenigen Punkten der afrikanischen Küsten auf redliche Mitwirkung der Häuptlinge oder sogenannten Könige rechnen, denn auch von denjenigen, welche tractatenmäßig dem alten Handel entsagt haben, gibt es nur sehr wenige, die bei gebotener Gelegenheit nicht zu ihm, wie zu einer liebgewonnenen Beschäftigung, sogleich zurückkehren würden. Selbst da, wo Bündnisse bestehen, setzen sich einzelne Weiße den größten Gefahren aus, wenn sie als Gegner des Sklavenhandels unvorsichtig auftreten. Der vielgeprüfte Lander wurde nur darum ermordet, weil er den Capitain eines englischen Kreuzers in seinem Dampfboote einige Meilen flussaufwärts führte und den Verdacht erregte, er habe die Aufführung verborgener Sklavenschiffe erleichtert. Während den Kriegsschiffen jede Nachricht vorenthalten wird und grobe List sogar versucht ihre Commandanten auf falsche Fährten zu leiten, erfreut sich der amerikanische Sklavenhändler der besten Aufnahme. Erlaubt es die Drücklichkeit, so bringt man sein Schiff in ein sicheres Versteck und macht dann jede Anstrengung, um ihm die Menschenladung schnelligst herbeizuschaffen, damit er bald aus einer Ge-
gend entkomme, wo ihm stündlich die Gefahr des Entdecktwerdens droht. Über die Bewegungen der Kriegsfahrzeuge sind die Capitaine der Sklavenschiffe durch Vermittelung der Eingeborenen stets im Klaren und die letztere reist sie sogar oft aus den gefährlichsten Lagen. Man hat erlebt, daß sie von Kreuzern gejagt, aber von eingeborenen Piloten geführt, zwischen Klippenreihen hindurchgesegelt sind, wo die Verfolger umkehren mußten, und daß sie nach Gewinnung eines kurzen Vorsprungs gleichsam verschwanden. Sobald sie in einen der engen Meerarme entkommen, welche die unendlichen Mangle-Sümpfe der afrikanischen Küsten durchschneiden, streichen sie schnell die obere Masse und sind dann von der See aus nicht zu entdecken. Nicht selten schlugen schon die mit den Sklavenhändlern verbündeten Neger die verfolgenden Böte der Kriegsschiffe zurück, deren Mannschaft ohnehin schon durch die Art des Landes in größtem Nachtheil gebracht wird und den hinter einer undurchdringlichen Vegetation verborgenen Feind zu spät entdeckt. An allen Flußmündungen der afrikanischen Westküste finden sich solche Verstecke, und da der Sklavenhandel von der Bai von Benin bis Kongo betrieben wird, so würde zur genauen Beobachtung dieser Küste selbst eine zehnfach stärkere Flotte

als eben dort beschäftigt ist, nicht zureichen. Daher entkommt eine große Zahl von Sklavenschiffen. Die Commission von Sierra Leone, deren Beamtete der britischen Regierung jährlich 7000 Pf. St. an Gehalten kosten, condemnirt durchschnittlich in einem Jahre nur zwölf Fahrzeuge und hat öffentlich ihre Überzeugung ausgesprochen, daß höchstens jedes achtzehnte Sklavenschiff aufgebracht werde. In Westindien angekommen, empfängt der Regierhändler ähnlichen wirksamen Beistand. Ihm thun sich alle kleine, dem gewöhnlichen Kauffahrer gefällig geschlossene Häfen auf. Niemals nähert er sich unvorsichtig dem Lande, denn mit den Bewohnern bestehen stets alte Einverständnisse. Eigner und Agenten kennen die Zeit der wahrscheinlichen Rückkehr ihres Schiffes von Guinea, der Landungsplatz ist ihm voraus genau bestimmt, Piloten und Fischer sind im Interesse und kreuzen auf der Höhe, um die nöthigen Mittheilungen zu machen, und Privat-signale geben zeitig Nachricht, wenn irgendwo ein Hinterhalt gelegt sein sollte. Das in einer kleinen Bucht sicher untergebrachte Fahrzeug sendet unter den Augen der bestochenen Behörden schleunigst seine Menschenladung an das Land, und wenn die nöthigen Reinigungsarbeiten und alle verdächtige Spuren verschwunden sind, segelt es mit falschen Papieren als in Ballast befindlicher oder Ladung suchender Kauffahrer dem nächsten großen Hafen zu und ankert mit stillem Hohne neben einem Kriegsschiffe, dessen Offiziere geübt genug sind, den Betrug sogleich zu entdecken, aber unfähig, den Beweis zu führen, schweigen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Die Memoiren-Literatur ist neuerdings vielfach bereichert worden. Es erschienen z. B. die „Souvenirs de M. le comte de Pauline“. Dieser Staatsmann, welcher seit 50 Jahren an den meisten Angelegenheiten Frankreichs Theil genommen hat, Mitglied der konstituierenden Versammlung und Präsident und Minister unter Ludwig XVIII. und Karl X. war, gibt in diesen Erinnerungen viele Belträge, welche zur Aufklärung mancher dunkeln und bisher unenthüllten Ereignisse dienen können. Man rühmt die Fülle interessanter Anekdoten, die Reflexionen „pleines de philosophie véritable et de science réelle“, wie den einfachen und eleganten Styl. Hierher gehören ferner: „Le mémorial du gouverneur Morris“, in das Französische übersezt von A. Sandals. Das englische Original ist von Jared Sparks, der auch die Biographien von Washington, Franklin u. A. geschrieben hat. Morris befand sich als amerikanischer Gesandter von 1792—94 in Frankreich; seine Correspondenz, die hier abgedruckt ist, gibt sowohl über die französische wie über die nordamerikanische Revolution interessante Aufschlüsse. Zu nennen sind noch die „Mémoires et voyages de Monseigneur le duc d'Angoulême, précédés d'une notice sur sa vie et sa mort, par M. le comte de Chaulot, gentilhomme de la chambre et capitaine-général des chasses de S. A. R. le duc de Bourbon“, mit Portraits und Facsimile.

„Emerance“ heißt ein neuer Roman von Mad. Ancelot, deren frühere Romane „Gabrielle“ und „Marie“ einen so großen Erfolg hatten. Das Thema ist ein bereits oft verarbeiteter; die Verfasserin schildert darin die schönen Tugenden eines edeln, deutschen Hergens im Kampfe mit den Gefahren und

Läufungen des pariser Lebens. Nur die enthusiastische Auffassung, welche den Franzosen, besonders den Damen, bei der Behandlung solcher „intimen“ Gegenstände zu Gebote steht, läßt dies verbrauchte Thema einigermaßen neu erscheinen. Ein begeistertes Journal rühmt die „unendliche“ Kunst, womit die Verf. die Charaktere ihres Romans zu schildern und die Ereignisse bis zur äußersten Spannung zu verfolgen gewußt habe. Auch von Mad. Camille Robin erschien ein neuer Roman: „Laurence“, und von Alfred des Essarts, Verf. des Romans „Une perle dans la mer“ und des von der französischen Akademie 1841 gekrönten Gedichts über den Orient, „Le lord bohémien“. Ein Roman des Vicomte von Beaumont: „Bessy“, dessen Buch „Les Suédois depuis Charles XII“ soeben die zweite Auflage erlebte, befindet sich unter der Presse und trägt den Titel: „Swedenborg ou Stockholm en 1756“. Sein poetischer Natur sind die „Souvenirs et tableaux poétiques“, von R. Depasse und die „Ternaires“ von Brizet, an denen ein überschwängliches Journal metaphysische Tiefe, Begeisterung, Reinheit und Glanz hervorhebt, mit dem Zusage, man habe von diesem Sohne der Bretagne, dem Verfasser der „Marie“, der schon früher die Sitten und Landscapen seiner Provinz mit so großem Liebreiz geschildert habe, es nicht anders erwarten können.

Der überflüssige Geschichtsschreiber Capesigue hat soeben ein neues Werk: „Charlemagne“, in zwei Bänden erscheinen lassen. Die „Histoire criminelle du gouvernement anglais“ von Etienne Regnault ist jetzt beendet und von der „Histoire de dix ans 1830—40“ von E. Blanc die erste Lieferung des ersten Bandes angekündigt, welche einen Rück- und Überblick auf die Restauration und die Geschichte der Juli-revolution bis zum 9. August enthält. Das Ganze ist auf vier Bände berechnet. Von Victor Hennequin's, Advocaten am königlichen Gerichtshofe zu Paris, „Introduction historique à l'étude de la législation française“, ist der erste Theil unter dem Titel „Les juifs“ erschienen.

2

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder - Conversations - Lexikon für das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vier Bände in 54 Lieferungen.

Mit 1238 Abbildungen und 45 Landkarten.

400 Bogen in gr. 4. 1837—41.

Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.

(Auch in Lieferungen zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Dieses Werk verbreitet sich, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, über alle dem gewöhnlichen Leben angehörende Gegenstände, und bietet neben der Belehrung anziehende Unterhaltung. Die vielen dem Text eingebrachten Abbildungen vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Darstellung. Die sauber in Kupfer gestochenen Karten machen für die Besitzer jeden Atlas überflüssig.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Donnerstag,

Nr. 6.

6. Januar 1842.

Negerflaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Zu keiner Zeit hat der Negerhandel für ein besonders ehrenvolles Geschäft gegolten und immerdar hat es Männer gegeben, die wegen des dabei unvermeidlichen Anblicks menschlichen Jammers Schiffe nicht haben commandiren mögen, die, zwischen Afrika und den amerikanischen Colonien fahrend, zum regelmäßigen Transport von Negern dienten. Indessen waren die Capitaine solcher Fahrzeuge häufig gute, wenn auch raube Menschen, und bisweilen geschah es, daß die Neger bei Ankunft in Amerika gewaltsam von ihrem Führer gerissen werden mußten, den sie während einer langen Reise lieb gewonnen hatten. Seit aber jener Verkehr nicht allein gebrandmarkt ist, sondern der ergriffenen Mannschaft eines Sklavenschiffes die härtesten Strafen auferlegt werden können, haben sich von ihm Alle zurückgezogen, welchen Ausstoßung aus der Gesellschaft und irdisches Verbrecherleben nicht ganz gleichgültig schienen. Daher ist nun der große Nachtheil entsprungen, daß gegenwärtig der Sklavenhandel, oder vielmehr das Sklavenholen in Afrika nur durch Menschen befördert wird, die zum Auswurfe der europäischen und amerikanischen seefahrenden Völker zu rechnen sind, zum großen Theil sogar zu jenen Seeräuber-Gesellschaften gehört haben, die von 1819 — 26 den Golf von Mexico und das Antillenmeer mit ihren leichten Fahrzeugen nach allen Richtungen durchzogen, Hunderte von der Bemannung wehrloser Kauffahrer mit raffinirter Grausamkeit mordeten und endlich nur durch mehrjährige Anstrengungen combinirter Kriegsflottillen gezwungen werden konnten, ihr entsetzliches Handwerk aufzugeben. Dergleichen Gesindel, welches laut der Berichte der Commissionen und Seesoffiziere das Ansehen und die Gesinnung losgebrochener Galeeren-Sklaven hat, herrscht während einer mehrmonatlichen Reise über die eingeschifften Schwarzen mit der Unabhängigkeit, welche der Matrose am Bord der Sklavenschiffe in gewissen Beziehungen ebenso in Anspruch nimmt wie unter der Piratenflagge. So wie die Sachen jetzt stehen, passen nur verzweifelter und zu jeder That bereites Volk zur Bemannung der Fahrzeuge, die gewöhnlich stark genug bewaffnet sind, um ein Gefecht mit einem kleinen Kreuzer aufnehmen zu können. Dergleichen Actionen sind mehre in den neuesten Zeiten vorgefallen, indem man in

Havana Schooner und Briggs von 12 — 20 Kanonen gebaut hat, die mit Gewalt sich ihren Weg zu bahnen suchten und schon darum im Vortheil waren, weil die Offiziere der Kriegsfahrzeuge kaum jemals ihr Feuer gegen den Körper eines mit Negern angefüllten Sklavenschiffes zu richten wagen. Leicht kann man sich ein Bild des Schicksals machen, welches unter solchen Bedingungen die Sklaven trifft. Alle Berichte schildern mit wahrhaft schrecklichen Farben die Scenen, die an Bord genommenen Sklavenschiffe sich darlegen, und bei dem Vorherrschen der gefangenen Matrosen sind Thatfachen an den Tag gekommen, vor welchen selbst die in Afrika eingebürgerten und durch den Anblick häufiger Greuel abgestumpften Weißen zurückschauerten. In dem langen Verzeichnisse von Verbrechen steht das Ersäufen der eingeschifften Sklaven noch keineswegs als das entsetzlichste da. Häufiger, als man weiß und vermuthet, mag es in der Zeit geschehen sein, wo ein angehaltenes und des Menschenhandels verdächtiges Schiff nur dann condemnirt werden durfte, wenn sich wirklich Neger an Bord befanden. Damals retteten sich verfolgte Sklavenhändler dadurch, daß sie ihre Ladung in das Meer warfen, und oetennüchig ist ein Fall bekannt worden, wo die Zahl der ertrunkenen Unglücklichen sich auf 218 Individuen jedes Alters erhob. Vielleicht verhindert die gegenwärtig größere Strenge des Gesetzes wenigstens die Wiederholung solcher Morde in Masse, denn andere Beweise als Verhandeln von Negern reichen zu, um über ein verdächtiges Fahrzeug die Condemnirung zu bringen. An Bord eines jeden Sklavenschiffes müssen gewisse Vorrichtungen angebracht sein, die auch bei sinnreicher Verbergung dem Auge eines erfahrenen Seemannes nicht entgehen und Verurtheilungsgründe abgeben. Wenn sich an Bord eines sonst schon durch Ansehen, Wapp, Flagge und Bemannung verdächtigen Fahrzeuges eine ungewöhnliche Zahl von Waffenfässern, Matten oder gar Pfoften vorfinden, so wird es angehalten, wäre es auch vor wenigen Tagen erst aus dem amerikanischen Hafen ausgelaufen, und nach einem der Häfen beordert, wo Untersuchungscommissionen sitzen, denn jene Vorräthe deuten die geheime Bestimmung an, zumal die Pfoften, die zur Errichtung von Scheidewänden und zur Absperrung der Neger bestimmt sind. Noch leichter zu entdecken ist es, ob ein sonst leeres Fahrzeug

eben zum Negertransport gebraucht worden sei, indem die Spuren desselben auch bei größter Vorsicht in mehreren Tagen sich nicht verwischen lassen; auch in solchen Fällen verfügen die Gerichtshöfe in der Regel die Wegnahme. Gerade aber diese verschiedenen Umstände geben die Veranlassung, daß der Sklavenhändler Alles auf einen großen Wurf ankommen läßt. Der angegebene enorme Gewinn der gelingenden Speculation verursacht, daß man diese jetzt auf das Äußerste treibt, denn wenn die Sterblichkeit der Sklaven während der Überfahrt auch sehr gesteigert ist durch den Mangel ehemals beobachteter Vorsorge, so decken die Verkaufspreise der überlebenden Neger völlig die auf der Reise entstandenen Verluste. Als der Sklavenhandel noch erlaubt war, lag es theils im Interesse der Unternehmer, für die Neger möglichst zu sorgen, theils bestanden, zumal in englischen und französischen Colonien, Gesetze, welche die Zahl der aufzunehmenden Sklaven nach dem Tonnengehalte des Fahrzeugs regelten. An die Stelle der ehemaligen Dreimaister sind jetzt kleine, niedrig auf dem Wasser liegende, zum Schnellsegeln eingerichtete Schooner getreten, die eben deshalb im Innern wenig Raum bieten. Ihr gemeinlich kaum fünf Fuß hohes Zwischendeck wird so mit Negern angefüllt, daß nur die eine Hälfte derselben halb ausgestreckt schlafen kann, die andere inzwischen in unbequemster Stellung zusammengelauert warten muß, bis auch an sie die Reihe kommt, auf der harten Bretterbiele so gut als möglich Ruhe zu suchen. Oft geht die Überfüllung des Zwischendecks so weit, daß zur Unterbringung überflüssiger Vorräthe kein Raum bleibt. Wenn die Reise nur eine Woche länger dauert, als man vorausgesetzt, so reicht zumal das genau berechnete Wasser nicht aus, welches den unglücklichen, in einer verdorbenen und erstickten Luft aufeinander geschichteten Negern am wenigsten entbehrlich ist. Natürlich werden diesem Mangel eher alle Schwarze als ein einziger der weißen Besatzung des Schiffes zum Opfer gebracht. Innerhalb der letzten zwei Jahre sind vier Beispiele dieser Art zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Das schrecklichste war unstreitig dasjenige einer nach Brasilien bestimmten portugiesischen Brigg, die, von Mozambique kommend, in der Nähe von Pernambuco durch ein englisches Kriegsschiff angehalten wurde und schon bei Umseglung des Cap der guten Hoffnung Wassermangel gelitten hatte. Von 180 ursprünglich eingeschifften Sklaven blieben nur noch 25 übrig, die sich im elendesten Zustande befanden, alle andere waren den schrecklichen Tod des Verdurstens gestorben. Wahrscheinlich bricht solche Noth an Bord der Sklavenschiffe weit häufiger aus, als man weiß. Um den Kreuzern zu entgehen, nehmen diese theils Umwege, theils fahren sie in sonst gern vermiedener Richtung. Einer dieser Kurse, die sogenannte Middlepassage, führt möglichst nahe am Äquator über das atlantische Meer und bringt daher in die Region langdauernder Windstillen, die nothwendig einem vollgefüllten Sklavenschiffe verderblicher sein müssen als einem gewöhnlichen Kauffahrer.

Von dieser Übersicht des beim Sklavenhandel heutzun-

tage gewöhnlichen Verfahrens wenden wir uns nun zu den numerischen Ergebnissen desselben. Neun Zehntheile jener gutmeinenden, aber nicht immer genau unterrichteten Bewohner Englands und des europäischen Continents, welche mit lebhaftem Antheil die britischen Anstrengungen gegen den Sklavenhandel verfolgen, bilden sich nicht ein, daß eben diese im Ganzen nur sehr geringen Erfolg haben. Man vermag auf mehreren Wegen zu beweisen, daß die Exportation von Sklaven aus Afrika jetzt eben größer ist als selbst in den Zeiten, wo ihr kein gesetzliches Hinderniß entgegenstand. Aus amtlichen Berichten ergibt sich, daß seit 1830 in Mittelzahl jährlich 8294 Neger durch Ausbringung von Sklavenschiffen befreit worden sind. Da jedoch nach Aussage der Commission von Sierra Leone überhaupt nur jedes achtzehnte jener Schiffe genommen wird, so wird sich die gesammte Negerausfuhr jährlich auf 149,400 Köpfe belaufen müssen. Ähnliche Resultate erhält man durch eine auf andere Elemente begründete Rechnung. Über die Negerzufuhr in Brasilien in der Zeit vom Januar 1829 bis Juli 1830 geben die Zollhauslisten Ausweis. Sie zeigen, daß in Jahresfrist in den fünf großen Häfen Rio, Bahia, Pernambuco, Maranhão und Pará 78,331 Afrikaner gelandet wurden. Mit Ablauf der den Brasilianern vergönnten Zeit, um sich mit Negern zu versehen, hat die Einfuhr nicht aufgehört, sondern ist eher gewachsen, indem viele neue Pflanzungen angelegt und das Bedürfniß von schwarzen Arbeitern erhöht worden. Wohlunterrichtete Männer schlagen die jährliche Einfuhr (von 1835 — 39) auf Cuba zu 60,000 Köpfen an; 40,000 dieser Afrikaner werden in und um Havana, 20,000 in Trinidad und S. Jago de Cuba gelandet. Man erhält also durch diese Berechnung die Summe von 138,300 nach Cuba und Brasilien gebrachten Afrikanern. Die an der zuerst gegebenen Schätzung noch fehlenden 11,000 Sklaven vertheilen sich zwischen Texas, Portorico, dem südlichen Brasilien und Montevideo, über deren Negerzufuhr zwar Nachweise mangeln, die aber jedenfalls nicht niedriger ist. Zu dieser Erstaußen einfließenden runden Summe von 150,000 jährlich nach Amerika transportirten Afrikanern ist noch die Sklaveneinfuhr nach den mohammedanischen Märkten in Marokko, Tunis, Ägypten, Arabien und den indischen Grenzländern zu rechnen, welche laut der Nachrichten, die von den neuern und zuverlässigsten Reisenden im innern Afrika gesammelt worden, sich auf 50,000 Individuen beläuft. Der Imam von Maskate führt jährlich auf arabischen Fahrzeugen 30,000 Neger von der Nordostküste Afrikas nach den Küstenländern des rothen Meeres, des Golfs von Persien und nach Arabien, und 20,000 Schwarze finden ihren Weg durch die Wüste nach Bornu, Timbuktu, Houssa und Darfur.

Wenn sonach die Negerländer nach Amerika und den oben genannten mohammedanischen Märkten jährlich 200,000 Individuen liefern, so ist diese Zahl noch keineswegs die wirkliche und erschöpfende aller in ihrem Vaterlande ergriffenen und an das Ausland als Sklaven verkauften Neger. Im günstigsten Falle gehen 25 Procent der Gefangenen theils

in dem afrikanischen Seehafen, theils auf der Fahrt nach Amerika verloren. Männer, welchen ein richtiges, auf lange Erfahrung begründetes Urtheil zusteht, sind sogar der Meinung, daß die Sterblichkeit weit größer sei, und daß, um 100 Sklaven in Amerika zu landen, 133 — 150 in Afrika eingeschifft werden müssen; Captain Ramsay, der lange Zeit eine gegen die Sklavenschiffe kreuzende Kriegsloup commandirte, Commodore Owen, der, mit geographischen Arbeiten und physikalischen Untersuchungen beschäftigt, mehrere Jahre an den Ostküsten von Afrika sich aufhielt, endlich Maclean, der Gouverneur von Cape Coast Castle, haben nacheinander ihre Überzeugung ausgesprochen, daß nicht leicht ein Sklavenschiff auf der Middlepassage nach Amerika ohne sehr erhebliche Verluste an Sklaven gelange, und daß eine Mortalität von 33 Procent während der Reise für die geringste gelten müsse. Allein hiermit ist die Rechnung noch nicht abgeschlossen, denn gerade noch einmal so viele Neger, als endlich eingeschifft werden, verlieren ihr Leben theils während des Marsches nach der Küste, theils bei den Gefechten, welche der Gefangenennahme vorausgehen. Aus leicht begreiflichen Gründen ist es unmöglich, über diesen Punkt genaue Nachweise zu geben, allein es ist höchst wahrscheinlich, daß bei Gelegenheit der Überfälle und während der innern Kriege noch weit mehr Menschen umkommen, als eben annähernd angenommen wurden, und daß sogar bisweilen die Zahl der Getödteten die Zahl der Gefangenen weit übersteige. Ein englischer Geistlicher, John Newton, der lange Zeit ein Beobachter des Sklavenhandels war, schrieb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über die Kriege im Innern von Afrika, leitete sie allein von der Begierde ab, Gefangene zu machen, und behauptete, daß man weit mehr Neger tödte, als zum Transport nach der Küste aufpazare. Major Denham, der berühmte Reisende, der sich geraume Zeit im tiefsten Innern Afrikas aufhielt und daher die vortheilhafteste Gelegenheit besaß, umständliche Nachrichten zu sammeln, erwähnt zwei große Gefechte, von welchen das eine 20,000 Menschen das Leben kostete, während die Zahl der in Sklaverei abgeführten Gefangenen sich nur auf 16,000 belief, das andere sogar noch blutiger war, indem auf jeden Gefangenen zwei Erschlagene kamen. Rendez, der Verfasser einer sehr gelehrten Abhandlung über die Ursachen der Sterblichkeit unter den Negerklaven, schätzt die Zahl der auf dem Marsche nach der Küste sterbenden Gefangenen zu fünf Zwölfttheilen der ursprünglichen Summe. Es geht also aus diesen verschiedenen Angaben mit größter Wahrscheinlichkeit der Sag hervor, daß wenigstens noch einmal so viele Individuen um das Leben kommen, als endlich wirklich eingeschifft werden. Wenn jährlich 150,000 Neger in Amerika gelandet werden, so sterben 30,000 durch die der Akklimatisirung vorangehenden oder während der Überfahrt erlangten Krankheiten; setzen wir zu diesen die auf der Seereise gestorbenen 37,500, endlich noch 187,500 in den Gefechten, auf dem Marsche und in den afrikanischen Häfen umgekommenen, so ergibt sich als Endresultat, daß 255,000 Individuen hingeopfert werden, um

Amerika mit 120,000 arbeitenden Sklaven zu versehen. Schon unter dem arithmetischen Gesichtspunkte ist dieses Verhältniß ein entsetzliches; aber wenn man auf die Einzelheiten eingeht und erfährt, mit welcher unbegreiflichen Grausamkeit die Vernichtung so vieler Tausende geschieht, so begreift man erst die ganze Gräßlichkeit des Sklavenhandels, wie er heutzutage betrieben wird.

Dergleichen unleugbare Thatfachen werden indessen nimmermehr dem Sklavenhandel in Amerika Abbruch thun, denn um sie kümmert sich keiner der dort Angehörigen und der Negerarbeit Bedürftigen. Was die Neger gestatten haben mögen, ehe sie in Westindien feilgeboten werden konnten, ist dem Pflanzer gleichgültig, denn er tröstet sich mit dem Gedanken, an diesen Verbrechen keinen directen Antheil gehabt zu haben, er wäscht seine Hände und beglückwünscht sich am Ende noch selbst ob der guten That, wenn er durch Kauf eine Zahl der Sklaven, wie er meint, erlöst und nach seiner Pflanzung bringt, wo allerdings das Loos der Neger nicht immer ein ganz schlechtes ist. Eine Ungerechtigkeit begehen jedoch auch die Wortführer der Emancipation, wenn sie, erbittert über den geringen Erfolg ihrer Bestrebungen, über die westindischen Pflanzter herfallen und diese darum der größten Unmenschlichkeit zeihen, weil sie so lange als möglich im Besitze von Sklaven zu bleiben und durch diese ihr Geschäft fortzusetzen sich bemühen. Man vergißt, daß billigerweise es Niemand zugemuthet werden kann, ein gewinnbringendes und häufig als Lohn vieljährigen rechtlichen Fleißes erst im reifen Mannesalter erlangtes Besitzthum aufzugeben. Während die eigentlichen Sklavenhändler Verworfenen sind, gibt es unter den Pflanzern des tropischen Amerika nicht wenige wackere Männer, welche das Sklaventhum mit Bedauern betrachten, den eigenen Neger die Dienstbarkeit möglichst erleichtern und die täglich mißlicher werdenden Verhältnisse der sklavenhaltenden Colonien richtig beurtheilen, aber die Emancipation fürchten und selbst zu verhindern bemüht sind, weil sie unvermeidlich Verarmung über die Besitzer bringen muß. Das Beispiel von Jamaica und Demerara liegt zu nahe, um übersehen zu werden. Der Geist unserer Zeit verlangte die Zurückgabe von Menschenrechten an die unterdrückte Race Afrikas. Halbten Maßregeln abhold, hat man auf einmal die Freilassung der britischen Sklaven ausgesprochen; Recht und Menschlichkeit haben, wenn auch auf beschränktem Raume, einen glänzenden Triumph gefeiert, aber eine Zahl blühender Colonien ist dem Untergange geweiht worden, der schneller herbeizieht, als selbst die Furchtsamsten erwarteten. Leider gibt es keinen Mittelweg, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der Neger als Freier dem Pflanzer den gehofften Beistand nicht leistet, sondern nur als Sklave, das heißt als menschlich behandelter und gut gepflegter Sklave, arbeitet. Die ansehnlichsten Landgüter verwildern aus Mangel an Händen und meistens sind ihre Besitzer gezwungen, ihre Betriebbarkeit auf die Hälfte zu beschränken. Indolenz und Leichtsinns sind Erbfehler der Schwarzen und wenn man auch annimmt, daß beide unter dem Sklavenjoch sich

vermehrt haben, so wird dadurch die Hoffnung nicht größer, daß die Pflanzungen sich erhalten sollten, bis eine neue Generation freigebohrer Neger heraufgewachsen und bereit wäre, zur Arbeit sich zu vermieten. Über den Charakter dieser Menschen urtheilen die Gemäßigten beider Parteien übereinstimmend genug, und auf eben dieses Urtheil fußend, vermag man das Schicksal aller der Colonien vorauszusagen, die zeltzer durch Sklavenarbeit allein productiv gewesen, früher oder später aber, sei es freiwillig oder gezwungen, die Emancipation auszusprechen haben werden. Neger sind sprüchwörtlich schlechte Wirthe und zu einer ruhigen und abwechselungslosen Thätigkeit, wie Bodencultur sie überall erheischt, wenig geschickt. Selbst der freie verwendet das mühsam Erworbene selten zur Verbesserung seiner persönlichen Lage, sondern um vorübergehenden Einfällen oder dem Triebe einer sehr rohen Sinnlichkeit Befriedigung zu schaffen. Im Zustande leidenschaftlicher Aufregung verliert er die Besonnenheit, vergeudet seine Ersparnisse, um durch Füllersaat den Gegenstand einer flüchtigen Neigung abenteuerlichst herauszuputzen, oder er verschwendet sie auf einmal, um während eines Augenblicks seine Genossen zu überglänzen. Das kräftige, eigentlich nur auf gemeine Maitrofen angewendete Sprüchwort der Engländer: „Geld verdienen wie ein Pferd und es verthun wie ein Esel“, gilt auch von dem Neger. Dem Landbau ist er in Amerika nirgend heiß, zumal wenn der Besitz so klein ist, daß er persönliche Handanlegung erfordert. Unter 30,000 Negern, die seit der Revolution von 1830 auf den französischen Antillen freigelassen worden sind, hat laut amtlicher Berichte kaum der zehnte Theil den Ackerbau zum Subsistenzmittel erwählt, sondern vielmehr Beschäftigungen vorgezogen, welche bei großer Abwechslung weder Kopf noch Hände sehr anstrengen. Die Rollen von Eckensteuern, Bootsführern in einem lebhaften Hafen, Lohnlakaien oder Dienern in öffentlichen Häusern fanden immer den meisten Beifall. Wo ihm die Wahl freisteht, wählt der Neger die Städte zum Wohnorte und unterscheidet sich hierin, wie fast in allen andern Dingen, gar sehr vom Indier, der in allen von Weißen beherrschten Ländern dem zurückgezogenen Landleben den Vorzug gibt, theils weil er überhaupt für Gesellschaft wenig Sinn hat, theils auch die Unbilde schwer vergift, die er durch die in den Städten wohnenden Europäer erleidet. Auf Haiti haben die Neger gewiß Zeit genug gehabt, zur Besinnung zu kommen und die Vortheile zu benutzen, welche der unbeschränkte Besitz eines sehr fruchtbaren Bodens ihnen gewähren konnte, allein selbst die der Revolution unverwundet entgangenen Pflanzungen liegen zum größten Theile vernachlässigt da, die Mehrzahl der Bewohner lebt von einem Tage zum andern und von den kleinen Gewinnen, die ihr der Zufall oder eine wenig geregelte Thätigkeit zuführt. Der Begründung eines wirklichen Bürgerthums scheint unter den frei gewordenen Schwarzen endlich noch Abneigung gegen ein bindendes eheliches Verhältniß entgegenzustehen. Zur Zeit der Emancipation haben die Neger auf den britischen Inseln

allerdings eine Menge von Ehen geschlossen, denn das ganze Verhältniß des bürgerlichen Lebens war ihnen etwas Neues, und solchen streben die Schwarzen nach mit der Begierde der Kinder, allein jene Verbindungen waren von kurzer Dauer. Ermüdet durch die Einsamkeit, ließen die Paare schnell wieder voneinander. Ähnliche Erfahrungen hat man auch in Afrika gesammelt, wo die Regierung jene, seit 1807 durch Kriegsschiffe befreiten Eingeborenen auf der nördlichen Küste der Halbinsel von Sierra Leone angesiedelt hat. Ihre Zahl beträgt fast 30,000, allein ungeachtet ihrer gesicherten Lage und des Genusses voller persönlicher Freiheit leben sie selten in geregelten Ehen und vermehren sich wenig. Auch in Nordamerika, wo gerade die Zunahme der Freineger Besorgnisse erregt, werden die weißen Schwarzen außer der Ehe geboren, indem eigentliche Verheirathung oft erst im spätern Alter an die Stelle des unregelmäßigen Zusammenlebens tritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Neue englische Dichtungen sind: „Madness, or the maniac's hall“, ein Gedicht in sieben Gesängen, von dem Verf. des „Diary of a solitaire“; ferner „The patrician's daughter“, eine Tragödie in fünf Acten, von J. Westland Marston. Dies Trauerspiel wird von den Journalen sehr gerühmt. „Mr. Macdonald wird und muß zu einer großen Bedeutung kommen“, sagt die „Era“, „Alles dies ist wirklich von der höchsten tragischen Schönheit“, sagt das „Metropolitan magazine“, und der „Atlas“ nennt es ein viel versprechendes Werk. Zu erwähnen ist noch: „The prophecy of Balaam, the Queen's choice, and other poems“, von J. Lowe, Verfasserin von „Cephalus and Procris“. Das „Quarterly review“ empfiehlt das frühere Werk der Dichterin mit den Worten: „Wir können mit Wahrheit sagen, daß wir in Rücksicht auf Alter und Geschlecht der Verf. diesen Band mit Entzücken gelesen haben. Die Herrschaft über die Sprache, die Vertrautheit mit griechischer Literatur und Mythologie, der prägnante Gedanke, der an den jugendlichen Milton erinnernde Ton lassen sich Lowe's „Cephalus and Procris“ als eine Werthwürdigkeit erscheinen.“ Eine andere Dichterin, Lady Emmeline Stuart Wortley, gab heraus: „The maid of Moscow“, ein Gedicht in vier Gesängen; „Angiolina del Allaso, or, truth and treachery“, ein Drama in fünf Acten; „Alphonso Algarves“, ein Drama, und „Lillia-Blanca“, eine italienische Erzählung. Von A. Rahon erschien ein satirisches Gedicht: „London as it was and is“, nebst noch andern Gedichten; und von W. P. Hutton: „A tribute of song“, wobei der Verf., wie er selbst sagt, einen wichtigsten Zweck, nemlich ein literarisches Verdienst vor Augen hatte.

Die Fourier-Literatur bildet sich in Frankreich immer mehr zu einer compacten selbständigen Masse aus, bis die Mode, die sie geboren hat, wieder in ihrem fruchtbaren und zerstörenden Schooße begraben wird. Hierher gehören folgende neu erschienene Schriften: „Fourier et son système“, von Mad. Gatti de Camond; „Réalisation d'une commune socialiste d'après la théorie de Charles Fourier“, von Derselben; „Croisade du 19ième siècle, appel à la piété catholique, à l'effet de reconstituer la science sociale sur une base chrétienne; suivi de l'exposition critique des théories phalanstériennes“, von E. Rouffau; „Théorie de l'association et de l'unité universelle de Ch. Fourier, introduction religieuse et philosophique“, von E. de Pompery. 2.

Freitag,

Nr. 7.

7. Januar 1842.

Negerflaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Zu verargen ist es sonach dem Landbesitzer in Westindien und Brasilien nicht, wenn er der ausnahmslosen Freisprechung der Sklaven auch dann entgegenwirkt, wenn schon der Werth der letztern ihm vom Staate ersetzt werden soll, denn mit dem empfangenen Capitale verschafft er sich keine Arbeiter. Auch die entschiedensten Wortführer der Emancipation hatten von dieser eine Störung des westindischen Ackerbaues von solchem Umfange, als wirklich sich gezeigt hat, nicht erwartet. Um dem Übel abzuweichen, hat man an Einwanderung von fremden Arbeitern gedacht, aber vergessen, daß in Westindien, Louisiana und vielen Gegenden Brasiliens nur der Afrikaner die schweren und ungesunden Arbeiten des Landbaus auf die Länge aushalte. Am wenigsten verträgt der Europäer jenes Klima und kann selbst die mühseligen Culturen der Baumwolle und des Kaffees nicht ohne großen Nachtheil für seine Gesundheit betreiben, da sie stets Aussetzung gegen die Sonne erheischen. Thermometrische Vergleichen allein beweisen hier nichts. Im südlichen Europa ist stellenweis das Klima weit glühender als in Westindien, und allerdings arbeitet der Bauer da ohne Schaden im Freien, aber zwischen der trockenen Hitze jener Länder und der feuchten Wärme tropischer Gegenden, wo die Luft mit den Ausdünstungen einer in Auflösung begriffenen Vegetation angefüllt ist, herrscht hinsichtlich der Einwirkung auf den Körper des Menschen ein großer Unterschied. Man hat behauptet, daß die gleichförmige Wärme der Äquatorialländer die Gesundheit fördere und die Arbeitsfähigkeit erhöhe, welche durch die von kalten Klimaten unzertrennlichen Wechsel nothwendig leiden müssen. Die sechsmonatlichen Regengüsse bringen aber an den Küsten Amerikas Erscheinungen hervor, die alle Vortheile aufheben, welche aus der gleichförmigen Wärme entstehen können. Ihnen trozt kein Europäer ungestraft, und da man eine so vielfach beobachtete Thatsache gewiß als allgemein bekannt voraussetzen darf, so wird man sich eben keine hohe Idee von der Menschlichkeit jener Befreier der Emancipation machen können, welche die Verlockung nordeuropäischer Handarbeiter nach Jamaica und ähnlichen Niederlassungen entweder stillschweigend zuließen, oder thätig an ihr Theil nahmen. Es ist natürlich, daß man ernstlich auf Mit-

tel sinnt, den Folgen der Freilassung der Schwarzen vorzubeugen, seit diese vom Parlamente ausgesprochen und von der Regierung, trotz alles Widerspruchs der Pflanzler, mit großer Energie durchgeführt worden ist. Unter den ergriffenen Auswegen muß die Einlabung, man sollte richtiger sagen die Aufkaufung, von Feldarbeitern von sehr verschiedener Abstammung und ihre Versetzung nach Westindien, geradezu mit dem Namen des Verbrechens gebrandmarkt werden. Die Opfer solcher Speculationen sind fast noch mehr zu bedauern als die ehemaligen Negerflaven, weil sie Völkern angehörten, welchen afrikanische Gewöhnung, Leichtsinns und Unempfindlichkeit abgehen. Untersuchungen haben die Schändlichkeiten an das Licht gebracht, welche in Indien vorgegangen, als man die Idee gefaßt, die Kulis, Feldarbeiter der niedrigsten Kasten, unter dem Scheine gewöhnlicher bürgerlicher Verträge nach Capton, Mauritius und Demerara zu verlocken. Da man nicht erwarten durfte sie zeitlebens zu behalten, so ging man schlechter mit ihnen um als mit den ehemaligen Negerflaven, suchte aus der Periode ihrer Dienstbarkeit den möglich größten Nutzen zu ziehen, lud ihnen unangemessene Leistungen auf und hatte nicht einmal Billigkeit genug, für ihre Verpflegung zu sorgen. Große Handelshäuser in Kalkutta und Bombay haben geradezu Handel mit jenen betrogenen Indiern getrieben, bis die immer lauter werdenden Klagen das Einschreiten der Behörden veranlaßten. Wie in den schlechtesten Zeiten des Negerhandels beobachtete man kein Verhältniß zwischen der Zahl eingeschiffter Männer und Frauen, vielmehr wurden die erstern in betrüglischer Absicht überredet, ihre Familien in Indien zu lassen. Eine andere Schändlichkeit hat der Engländer Steedholm Hodgson aufgedeckt. Vor einigen Jahren überredete man eine Anzahl der Bewohner von Cayal und Mabeira, sich nach dem britischen Westindien einzuschiffen und den dortigen Pflanzern sich zur siebenjährigen Dienstbarkeit zu verbinden. Von den anlockenden Versprechungen wurde keine gehalten, sondern man verkaufte die Getäuschten bei ihrer Ankunft an die Meistbietenden, indem die Form des Contracts den Autoritäten jedes Einschreiten unmöglich machte. Die armen Insulaner wurden, ohne Berücksichtigung ihrer Familienbände, über die Colonien vertheilt und genossen nicht einmal die Vortheile der Sklaven, die sich bekanntlich zu

jeder Zeit freikaufen durften. Flucht war für sie theils unmöglich, theils nicht rathsam, denn den Wiederergriffenen drohte Zwangsarbeit in Ketten auf den Heerstraßen. Sie mußten ohne Berücksichtigung ihres verschiedenen Ursprungs dieselbe Arbeit in glühender Sonne auf Zuckerseldern leisten wie einst die Afrikaner, und ihre Bitten um Schonung wurden entweder nicht berücksichtigt, oder aus Mangel an Dolmetschern nicht verstanden. Auch in den Städten fanden sie wenig Mitleid, oft nicht einmal Aufnahme in öffentlichen Krankenhäusern. Ganze Familien starben aus und führten den Beweis, daß selbst die Eingeborenen der Azoren Negerarbeit in Westindien zu leisten unfähig sind. Die unbrauchbar gewordenen trieb man von den Pflanzungen, und die freigebornen Unterthanen einer fremden Macht sahen — zum Glück nicht umsonst — die freigelassenen Neger um Hülfe an. Zu spät wurden diese Grausamkeiten der gerichtlichen Untersuchung unterworfen. Vielen mag die Geschichte einer Gesellschaft deutscher Auswanderer noch in frischem Andenken sein, die in den ersten Regierungsjahren Dom Pedro's auf ähnliche Weise nach Bahia, also in ein Land verlockt wurden, dessen Klima nicht absolut ungesund ist und wo kein Mangel an Negerklaven herrscht. Die Männer erlagen der harten und ungewohnten Arbeit, die Weiber und Mädchen ergaben sich, von Hunger getrieben, den lusternen Brasiliern und sanken bald auf die niedrigste Stufe der Ehrlosigkeit; was von den verwaissten Kindern dieses Unglück überlebte, wuchs unter den Farbigen auf und besitzt jetzt nichts Deutsches als den unverwischbaren körperlichen Charakter. Es mag ein Beweis sein von dem Vertrauen der gewissenlosen Pflanzler auf deutsche Unwissenheit und Arglosigkeit, daß sie es nach solchen abscheulichen Vorgängen dennoch versuchen, durch glänzende Vorsepiegelungen deutsche Colonisten sogar nach jenen dem Nordeuropäer tödtlichen Niederlassungen des britischen Guyana zu verlocken. Noch in den ersten Monaten des verfloßnen Jahres sind dort ernstliche Schritte gethan worden, um solche Zwecke zu erreichen, und das ganze Unternehmen droht den Arglosen um so verderblicher werden zu können, als die Verfertiger des ehrlosen Projects öffentlich die Nothwendigkeit anerkennen, Alles zu vermeiden, was der Einladung und dem Contract das Ansehen einer Seelenveräußerung geben könne. Wie aber die Worte auch beschaffen sein mögen, so ist die geheime Absicht unbedingt eine so schändliche und würde sicherlich auf Kosten der Betrogenen so vollständig erreicht werden, daß deutsche Mächte die Pflicht haben, nicht abmahnend, sondern verbietend einzuschreiten, wenn früher oder später Gesellschaften von verführten Emigranten der Einladung nach Demerara zu folgen geneigt sein sollten. Wir wollen übrigens noch hoffen, daß, ehe ein so strenger Schritt nothwendig wird, die deutsche Presse eifriger und einflussreicher, als sie bisher gethan, diese Umtriebe verfolgen, sie in ihrer nackten Abscheulichkeit hinstellen und ihre Vereitelung als Angelegenheit unsers Volks betreiben werde.

Solche Ereignisse berechtigen zum Schlusse, daß die weißen Landbesitzer der westindischen Colonien nicht geneigt

sind, ohne vorher ein jedes Mittel versucht zu haben, ihrer gewohnten Weise zu entsagen. Man kann die Freilassung der Neger nicht mit ruhigem Beifalle betrachten, wenn man bedenkt, zu welchen Verbrechen sie da noch führen kann, wo sie vom Gesetze überwacht wird, dem eine energische Regierung Gehorsam zu verschaffen weiß, wo aber Mangel an Arbeitern herrscht und ein großes Eigenthum auf dem Spiele steht. Früher oder später wird freilich allen diesen Bestrebungen rechtlicher oder unrechtlicher Art durch die unausbleiblichen Folgen der begonnenen Emancipation ein Ende gemacht werden, denn dem gegebenen Beispiele werden sich weder die Spanier noch die Nordamerikaner in ihren Besitzungen entziehen können, und dereinst wird, wahrscheinlich auf sehr blutige Art, eine Umkehrung jener Verhältnisse auch in Brasilien eintreten. Mindestens ist das Schicksal der Antillen schon jetzt als ein besiegeltes anzusehen, denn an die Stelle des alten Gebäudes der Negerklaverel, dem trotz der Vertheiltheit der Anlage und der Schlechtigkeit der Materialien eine große Festigkeit bewohnte, hat man etwas Besseres zu setzen nicht vermocht. Die Thaten der Eroberer des 16. Jahrhunderts tragen jetzt ihre bitteren Früchte. Der unabweisliche Untergang der Antillen ist genau verkettet mit jenem Systeme der Colonisirung, welches schon der große Admiral auf seiner Pflanzung in S. Domingo, wo 1523 der erste von der Geschichte erwähnte Negeraufstand ausbrach, zu befolgen genöthigt war. Dereinst wird die schwarze Menschenrace fast ausschließlich Westindien besitzen, wenn auch nicht durch Eroberung mit bewaffneter Hand, doch durch freiwillige und gradweise Entfernung der Weißen, welche den Ackerbau aufzugeben genöthigt sein und höchstens in hinreichender Zahl zurückbleiben werden, um zu verhüten, daß ihre Herrschaft ganz und gar zur nominalen herabsinke und die arbeitsscheue und dabei hungernde farbige Bevölkerung Raubstaaten begründe, deren Befiegung nicht leicht sein würde. Ein Theil des Welt Handels muß in Folge dieser Umkehrung untergehen, denn die Inseln, die bisher Laufende von Schiffen beschaftigten, können zu kaufmännischen Unternehmungen nicht länger einladen. Die neuen Besitzer des theilweise erschöpften Bodens werden zufrieden sein, die zum Leben unumgänglichsten Bedürfnisse zu erbauen, und den geringen Ueberschuß des Ertrags zur Anschaffung von solchen Producten des europäischen Kunstfleißes verwenden, die zu den einfachsten und gewöhnlichsten und daher zu den wohlfeilsten gehören, also auf den Welthandel keinen Einfluß üben. Wann und in welchem Umfange dieses Schicksal die einzelnen Inseln ergreifen werde, hängt ganz von örtlichen Verhältnissen ab, denn die spanischen Eilande und Louisiana können schon wegen des Ubergewichts der Weißen sich länger in ihrer gegenwärtigen Lage erhalten und nöthigenfalls auch ohne Sklaven den weißen Bewohnern noch manche Vortheile darbieten. Für diese Länder ist es ein Glück, daß sie keineswegs auf Gewinnung gewöhnlicher Colonialwaaren allein hingewiesen sind, schon jetzt andere reiche Hülfsquellen, z. B. Viehzucht besitzen, oder unzertrennliche und unentbehrliche Theile eines gro-

sen Staates bilden, der für seine einzelnen Glieder sorgen und durch angemessene Mittel ihrem Untergange vorbeugen muß. Einer großen Umkehrung aller gewerblichen und socialen Verhältnisse gehen indessen alle slavenhaltende Länder Amerikas zumal da entgegen, wo die Zahl der Afrikaner jene der Weißen überwiegt. Am günstigsten wird der Ausgang da sein, wo bei rascher Zunahme der eingeborenen weißen Bevölkerung, wie in einzelnen Provinzen von Brasilien es schon der Fall ist, die Negerarbeit überflüssig wird, oder doch nicht als entschiedenste Nothwendigkeit erscheint, und durch Befolgung eines milder einseitigen Verfahrens der Bodencultur der allgemeinen Verarmung vorgebeugt werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Balduin von Scharfstein, oder die Kaiserwahl zu Frankfurt. Ein Rittergemälde aus der Zeit des Kaisers Rudolf von Habsburg. Von Aug. Leibrodt. Zwei Theile. Leipzig, Röllmann. 1841. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Ein Ritterroman mit dem Reichthum der Begebenheiten, der Mannichfaltigkeit der Ereignisse, dem Zusammentreffen der Zufälle, den stets genährten und verzögerten Erwartungen, den lebenden und verwirrenden Überraschungen, denen das Mittelalter ein so weites Feld bietet. Jene Zeit der Willkür des Einzelnen und der Dhmacht des Gesetzes, mit dem Recht des Stärkern und dem strengen Kampfe der Eist und Kraft ist gut geschildert, und die Bilder damaliger Zustände: geharnischte Ritter, Turniere, Zweikämpfe, Schlachten, das zarte Minnelied und der Heldeugesang ziehen an dem Leser vorüber; er sieht die wehenden Federbüsche, die flatternden Schärpen, hört das Klirren der Schwerter und Gläser, sowie auch das der Saiten der Sphex, indem er von Begebenheit zu Begebenheit eilt, oft fürchtend, oft hoffend, und so die Stunden ihm schnell fliehen, so daß er nach manchem Herpochen der Besorgniß für den Lieblingshelden, den jungen Balduin, den zweiten Theil des Romans mit Befriedigung schließen und denselben andern Lesern aus Bibliotheken, die der Monotonie des Lebens durch Lectüre ein spannendes Interesse zu geben wünschen, anempfehlen wird; solches thut Ref. auch mit gutem Gewissen.

2. Etienne Saulnier. Historischer Roman von Mad. Junot d'Arantes. Aus dem Französischen übersezt von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Röllmann. 1841. 8. 2 Thlr.

Die erste Hälfte des ersten Theils nimmt das ganze Interesse des Lesers in Anspruch, indem die Verfasserin in diesen Blättern eine Gruppe von vier edeln, voneinander ganz verschiedenen Menschen in scharfen charakteristischen Zügen darstellt: Etienne Saulnier, Mitglied der Universität zu Paris, der, mit einer Sendung an Calvin beauftragt, als Calvinist zurückkehrt, den Gefahren seines neuen Glaubens, den schmerzhaftesten Martern, ja dem Feuertode sich aussetzen entschlossen ist und der schönen, heißgeliebten Braut, Martha von Souvrey, entgehen will, um sie nicht an sein Schicksal zu binden und frei seinem Glauben leben und sterben zu können; Martha von Souvrey, die fromme Katholikin, die mit Herz und Phantasie an dem Glauben ihrer Väter und ihrer Kindheit, aber auch mit heißer, innigerer Liebe an dem abtrünnigen Geliebten hängt; die Mutter, Katharina Saulnier, mit dem glühenden Kerkerhass, die den Sohn wegen des Glaubenswechsels mit ihrem Fluch beladen von sich stößt; der fromme, stille, geisteschwache, von Allen verächtlich behandelte Pater Faber, der dem Verfluchten und Ketzer ein Asyl bietet und dort vor dem stolzen, gelehrten Calvinisten das demüthige, fromme, selbstvergessene Leben des un-

wissenden Christen entpflückt, der von aller christlichen Weltseht nur das eine Wort: Deus caritas est behalten und es sich als Motto und Leitsaden seines Lebens erwählt hat. Bis zu diesem Punkt verspricht der Roman viel, erfüllt indes nur wenig; die historischen Data sind oberflächlich berührt, die historischen Personen nicht gehörig charakterisirt. Etienne Saulnier schließt die von der Selbsten erhaltenen Reliquien von sich und tritt sie mit Füßen, er schändet den Altar und führt die blinde, rothe Menge zur Entweihung des Heiligsten an. Er will Calvin werden nach Frankreich zu kommen und dort seine Lehre zu verbreiten; doch Calvin genügt es in Genf Herrscher zu sein und dort seinem strengen Jopter Gehorsam zu erhalten, und Etienne kehrt allein nach Frankreich und nach Paris zurück. Man sieht ihn aber dort nicht handelnd auftreten, wie man zu erwarten berechtigt war, er wird gefänglich eingezogen, verhört und zum Tode geführt. Martha von Souvrey aber, die treue Liebende, die er im blinden Schwärmerseiner seines Glaubens zu verwertheten Malen von sich geworfen hat, will ihn retten. Der Präsident des Gerichtshofes, Minard, ist bestechlich und sie rafft alle ihre Schätze zusammen und bietet ihm ihre Güter, Ästel, das ganze Erbtheil ihrer Ähnen, für Saulnier's Rettung; sie erlangt die Erlaubniß, den Geliebten im Kerker zu besuchen, die Vergünstigung eines kurzen, schmerzlichen Wiedersehens. Doch Minard kann nicht des Fräuleins Güter und Ästel annehmen, ohne ein von den stolzen Verwandten anerkanntes Recht darauf zu haben, und um Saulnier's Leben zu retten, reicht Martha dem betrügerischen Minard die Hand; doch dem glänzenden Feste der Vermählung folgt ein anderes, das Autodafé eines Ketzers — Etienne Saulnier's — und Martha stirbt mit ihm, indem sie den Scheiterhaufen erstlettert und in zärtlicher Umarmung den Feuertod mit ihm theilt. Viele Verzerrungen der französischen Schule bietet dieses Werk, viele Längen, wenn auch manche lobenswerthe Schilderung und manches schöne Wort über die verschiedenen Glaubenslehren. Die im zweiten Theile enthaltene Skizze: „Die Ordensgeistlichen des Saint-Leonhard“, ist unbedeutend, ohne hervorspringende Charaktere oder Zustände; daß Emanuel, der fromme, besriedigte Klosterbruder, durch den Anblick eines glücklichen Ehepaars sich des vereinsamten Lebens und der Entbehrungen seines Standes bewußt wird und nach erlangter Dispensation in die Welt zurückkehrt, dort einige Liebesabenteuer hat und Verhältnisse anknüpft, die ihm das Ungeduldende des Weltglücks vor die Seele führen, daß er verlassen wird und wieder verläßt, um wieder ins Kloster zurückzukehren, könnte, wenn er selbst nur einigermaßen interessant und weniger unbedeutend wäre, vielleicht interessieren, so aber verfehlt selbst der Tod des ihn liebenden, von ihm verlassenen Weibes, die Alles für ihn aufzugeben, die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen; in frommer Reue verweist er sie aus seiner Hütte, wo sie ein Asyl sucht, und überwältigt vom Schmerz bricht sie zusammen und stirbt. Der Leser wendet sich kalt von dieser Erzählung hinweg, da ein so schlaffer, schwacher Charakter unmöglich Theilnahme zu erregen vermag und weder im Kloster noch in der Welt ein Glück verdient.

3. Die Tataren in Kroatien und Dalmatien. Historisches Gemälde aus den Zeiten König Bela's IV. Von Eduard Breier. Wien, Stöckholzer v. Ströckfeld. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 7¼ Ngr.

Dieses Werkchen zeugt von sorgsamem Studium der Geschichte und des Charakters jener Ereignisse des 13. Jahrhunderts; das Romansujet paßt vollkommen in den historischen Rahmen, es ist der Empfindsamkeit späterer Zeiten fern gehalten, mit der wilden Poesie jener wilden Völker ausgeschmückt, und aus den Schilderungen von Raub, Mord, Feuerbrunst und Schlachtengewühl ragt der grausame Tatarenbefehlshaber Alan, mit seinen riesigen Gliedmaßen, der kurzen Nase, dem hartlosen zusammengedrückten Kinn und großen Mund, als eine Hauptfigur entgegen. Man sieht ihn in seinem Tataren Bek (Kajzer) an der Drava, im Belt von Thiersehlen, heißbeläutet

von der Flamme des Hellschiffes, umringt von Kataraschdungen, den Krieger des großen Khan Balu. Arula, die von ihm verschmähte Geliebte, in Panzer gekleidet, erzählt die Sage „von dem Manne, der schneller wie der Vogel in der Luft, härter wie das Eisen in der Wüste und unüberwindlicher wie der Felsen selbst“, von dem mächtigen Dschingis-Khan, der ein Schmied gewesen, und die härtigen Männer lauschen aufmerksam der Erzählung. Arula wird aber, trotz des belobten und gepriesenen Vortrags, nicht wieder in Gnaden aufgenommen, und ihre Rache und Eifersucht ist der Windstoß, der dann und wann die romantische Wildheit der Erzählung ansaßt, während die kräftige Gestalt des edeln Königs Bela IV., mit den jungen Heldenbrüdern Arsz, Kupissa und Rad, und deren 38 Verwandten, den Contrast der vorgeschrittenen Civilisation und deren veredelnder Einwirkung gegen die Kataraschwildheit bietet. Tapferkeit, Kühnheit, Lobesverachtung, starke Leidenschaften sind die charakteristischen Züge jener Zeit, die sich in einer Reihe von Niederlagen und Siegen vor den Augen des Lesers entfalten und ein treues Bild der Vergangenheit und der blutigen Kämpfe in Kroatien und Dalmatien geben.

4. Randzeichnungen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen von Friedrich v. Heyden. Erster Theil. Leipzig, Einhorn. 1841. 8. 2 Theile.

Ref. findet es zwar unrecht, wenn die Kritik eines Buches auch den Autor mit einschließt, hier aber zieht der Autor selbst in der Vorrede die Aufmerksamkeit an sich und deutet an, daß er einen ernstlichen Lebensberuf hat und daß diese Novellen nur „die Randzeichnungen des angestrengten Tagewerks, die harmonischen Nachklänge, in die ein wüthes Brausen sich auflöst, Beschwichtigungen einer aufgeregten, überreizten Stimmung sind“. Er nennt sie Randzeichnungen, „nach den bewundernswürdigen Pergamentschriften des Mittelalters, deren sauber geschriebener Text auf allen Blättern beim Anfangsbuchstaben, auf den Rändern und am Schluß der Capitel mit den herrlichsten vignetten und Arabesken, Text, phantastisch, farbenreich, auf den Text sinnig heiter anspielend, bemalt sind, auf azureblauem, purpurrothem und goldenem Grunde. Dem reblüchigen Schreiber waren diese artigen Dinge nur Nebensache, Käufer und Leser anzuloden. Der Text blieb seine ernste, feierliche Pflicht.“ Der Verf. vergleicht sein ganzes Leben mit einem solchen handschriftlichen Gode, und die Novellen sind die Randzeichnungen, die er in der Einsamkeit, „welche er so sehr liebt“, neben den vollgeschriebenen Seiten seines Tagewerks aufzeichnet. Der Verf. liest auch schon seit lange keine kritischen und belletristischen Journale und erfährt nicht mehr, was vielleicht darin von ihm gesagt werden mag; er tritt sehr bescheiden auf, die Kritik nicht fürchtend. „Bloße Lobpreisungen, die Einer dem Andern nachbetet, reichen lange nicht aus, den Geist ausgezeichneter Zeitgenossen zu würdigen; wenn dieser wirklich echt ist, muß er sich auch auf dem Probierstein des scharfen Widerspruch bewähren. Solcher ist aber nur für die Werke großer Meister vorgerichtet, was unser einer hervorzubringen vermag, bleibt unter ihm. Er dürfte solche Prüfungen weder bestehen können noch zu fürchten haben.“ Ein Angriff auf das bezahlte Urtheil der Tagesblätterrecensenten ist scharf, aber vielleicht nicht ganz ohne Grund. Es ist nicht zu leugnen, daß die Kritik lange nicht das ist, was sie sein sollte, und daß Eridenschaften aller Art dieselbe leiten und beherrschen. Wenn auch das Urtheil wol nicht künstlich ist, wie Dr. v. Heyden behauptet, so ist es doch häufig beschränkt, und so lange ein menschliches Wesen zu Gericht sitzt und Urtheile über Bücher spricht, muß die Stimmung, in welcher es liest, die persönliche Bekanntheit des Autors, die individuelle Richtung seines eigenen Verstandes auf die Kritik influiren; ganz unparteiisch ist kein menschliches Wesen. Wenn nun Ref. nach dieser Vorrede den Verf. als einen ersten Mann, der mit der Welt, dem geselligen Leben und den Journalisten abgeschlossen, zu kennen glaubt, so

muß er sich um so mehr wundern, wie dieser auf den Einfluß kommt, Novellen zu schreiben, da die Novellenform doch auch etwas der Mode unterworfen ist, die ihr alle fünf oder zehn Jahre einige Veränderung in Anlage und Ausföhrung auferlegt. Noch gewagter scheint es dann, Novellen aus der großen Welt zu unternehmen, wie die erste „Die Bewerbtungen“. Sie enthält manches Gute, wohl Durchschnitts und ist gewiß werthvoller als manche Novelle des neuern Geschmacks, doch ist die Zusammenstellung der Umstände, Ereignisse und Entwicklungen so unnatürlich, so ganz anders, als es in der Epöche worin sie spielt zugeht, daß man sich oft des Staunens nicht enthalten kann. Das Sujet könnte für ein französisches Lustspiel passen, wo es noch allensfalls angeht, daß ein Bewerber um die erste Liebhaberin sich gutwillig mit der zweiten abfinden läßt. So zahlreiche gefällige Unwahrscheinlichkeiten und Laltlosigkeiten fallen darin vor, daß man sie nur mit des Autors Fernleben von der Welt erklären und rechtfertigen kann. Die Erzählung „Anton Bart“, und die Novelle „Der graue Sohn“ sind dagegen sehr gut und bruchunden das Talent des Verfassers, wie dessen reifes, ernstes Nachdenken über Leben und alles in das Leben Eingreifende; besonders „Der graue Sohn“ ist empfehlenswerth.

5. Erzählungen von Karl Stöber. Gesamtausgabe mit Zeichnungen nach Professor Richter. Erster Band. Dresden, Neumann. 1841. Gr. 12. 1 Theil.

Diese Erzählungen möchte Ref. für das Volk und für die halberwachsene Jugend empfehlen, sie enthalten Gutes, der strengen Moral Angemessenes, haben sämmtlich eine fromme, lobenswerthe, meist eine den christlichen Glauben befördernde Tendenz, sind anmuthig und gut vorgetragen und dann und wann mit Humor gewürzt. Die Schweizererzählungen scheinen Ref. besonders anziehend in der Sammlung, die Zeichnungen sind brav, im Geiste des Werks gehalten. 8.

Miscellen.

In dem unglücklichen Feldzuge des Grassus gegen die Parther hatte dieser römische Feldherr einige Schwabronen Reiterei, welche aus Deutschen bestanden, auf die Grassus ganz vorzüglich sich verließ. Die Tapferkeit dieser Truppen war ausgezeichnet, aber, wie Plutarch (im Leben des Grassus) erzählt, den Durst konnten sie nicht ertragen. Dasselbe Zeugniß gibt den Deutschen Tacitus und spricht von ihrer Liebe zum Trunke, worüber die geschichtliche Befundung bis weit in die spätern Zeiten hinaufreicht, so daß sogar der „Sachsenspiegel“ davon gesetzliche Spuren trägt, indem dort bestimmt ist, daß die von den Landleuten zu entrichtenden Geldstrafen von den Bauern in der Gemeinde zu vertrinken seien. Daher sagt noch Montaigne (gest. 1592) von den Deutschen des 16. Jahrhunderts: „L'ivrognerie me semble un vice grossier et brutal; aussi la plus grossière nation de celles, qui sont aujourd'hui, c'est celle la seule, qui le tient en crédit.“

Ulrich Obrecht, der Rechte Doctor (gest. 1701), ein geborener Strasburger, schrieb, als seine Vaterstadt noch dem deutschen Reiche angehörte, einen „Prodromus rerum Alemannicarum“, worin Vieles gegen Frankreich vorkam. Als hierauf Strasburg (1681) der französischen Hoheit unterworfen worden war, ließ der König so viele Exemplare des gedachten Buchs, als zu bekommen waren, sammeln und vertilgen, wodurch das Werk selten geworden ist. Zudem ward Obrecht der Befehl erteilt, selbst eine Widerlegung zu schreiben. Dessen wußte er aber geschickt durch die dem Könige gemachte Vorstellung aus: „daß Sr. Majestät durch Ihre siegreichen Waffen die Widerlegung bereits geliefert hätten.“ 9.

Negerklaverei und Negerhandel der neuesten Zeit.

(Wescher aus Nr. 7.)

Ob die britischen Gegner der Sklaverei, als sie die Negeremancipation durchsetzten, den ganzen Umfang der seitdem eingetretenen für Westindien verderblichen Folgen voraussahen, oder ob sie durch dieselben unangenehm überrascht worden sein mögen, soll nicht untersucht werden. Indessen gereicht es ihnen doch zur großen Ehre, daß sie, ohne sich irren zu lassen, mit ruhiger Consequenz den einmal eingeschlagenen Weg verfolgt haben. Die seit 1830 immer gesteigerten Anstrengungen haben, wie schon erwähnt, bewiesen, daß mittels gewöhnlicher Verfolgung dem Negerhandel niemals vollständig ein Ende zu machen sei. Um das Uebel an der Wurzel anzugreifen, bleibt nur ein Mittel, Colonisation der afrikanischen Küste und Civilisation der weiter im Innern wohnenden Negervölker. So riesenhaft dieses Unternehmen jedem ruhigen Beobachter erscheinen muß, so ist es doch begonnen worden, und jene große britische Expedition hat bereits ihren Weg nach dem Innern Afrikas angetreten, welche man, alle zeitlicher ihrer erkaufenen Erfahrungen benutzend, auf das umsichtigste ausgerüstet und beauftragt hat, vor Allem das Land zu erkundschaffen und vorbereitende Bündnisse zu schließen. Vielleicht tragen endlich die großen Opfer an werthvollen Menschenleben und Schätzen, die man seit Rungo Park demselben Zwecke brachte, endlich ihre Früchte, vielleicht mißlingt aber auch dieses große Unternehmen, wie alle die ihm vorangegangenen. Weniger in der That ist dieses zu fürchten in Hinsicht der geographischen und physikalischen Entdeckungen, denn ohne solche ist noch keine, wenn auch noch so unglückliche Expedition der Engländer wiedergekehrt, und selbst Luedy's Zug nach dem Kongo, von welchem kaum ein Theilnehmer höhern Ranges zurückkam, lieferte ansehnliche Vermehrungen unserer Kenntnisse jenes seit uralten Zeiten unzugänglichen Welttheils. Aber bezweifelt nie von vielen erfahrenen und parteilosen Männern der Erfolg des Planes, durch Colonien die Negervölker zu civilisiren und sie dahin zu bringen, dem Sklavenhandel freiwillig zu entsagen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß über diesen Gegenstand in England einige, zwar gründliche, jedoch vernünftige Denkschriften gedruckt worden sind, denn ungeachtet des bisweilen gar zu argen

Parteiwesens, mit welchem dort alle öffentlichen Fragen verhandelt werden, scheuen sich ruhige und unabhängige Männer nicht ihre Meinung unbefangen zu äußern. Gewiß gehört einiger Muth dazu, den Plan eines Unternehmens als wenig durchdachten zu bezeichnen, für welchen sich die größere Hälfte der Volks interessirt, und in einer Zeit, wo das Ministerium der Colonien sogar auf Kosten der südafrikanischen Bauern seine philanthropischen Ansichten durchführt, die Opfer zu tadeln, die man Civilisationsversuchen unter wilden Negervölkern bringen will. Zu leugnen ist es gewiß nicht, daß die Ausführung jenes Planes durch viele und große Hindernisse erschwert, wo nicht vereitelt werden kann, und daß im besten Falle der Erfolg nur Frucht einer langen und nie ermüdenden Anstrengung sein kann. Die Mißlichkeit der Colonisation ergibt sich aus vielen Umständen. Ein solches System wird in einem Lande wie Afrika niemals im hinreichenden Umfange ausführbar sein, denn die eingewurzelte Barbarei der Neger verwehrt eben, wie die Eifersucht der maurischen Völker, kleinen Gesellschaften den Zutritt und die klimatischen Fieber lauern als fürchterliche Wächter an jenen Gestaden. Die Erfahrung mehrer Jahrhunderte hat bewiesen, daß im tropischen Afrika alle Versuche der Weißen, um größere Niederlassungen zu begründen, ebenso mißlingen als ihre Entdeckungszüge in das Innere. Das neueste und darum noch nicht traurigste Beispiel gibt Lander's Reise auf dem Quorra; von 40 im besten Alter stehenden Männern, die im Genusse voller Gesundheit die Fahrt antraten, waren nach vier Jahren nur noch vier übrig. Abschreckend ist auch der Umstand, daß alle in rein kaufmännischer Absicht unternommenen Ansiedelungen keinen Nutzen gebracht haben, daß sich dem Welthandel dort keine neuen Häfen erschlossen, wol aber Vermögen und Leben verloren ging. Der Neger hat Weniges im Tausche zu bieten, nur geringe Bedürfnisse und keine Industrie; er ist froh, wenn ihm die tyrannischen, den Alleinhandel treibenden Häuptlinge gestatten, die unentbehrlichsten Lebensmittel zu erbaufen. Selbst Liberia hat alle Erwartungen getäuscht und keinen Einfluß auf die Civilisation von Afrika erlangt. Unter günstigen Umständen begründet, hat diese Colonie jetzt den Haß aller den Menschenhandel betreibenden Hauptlinge auf sich geladen und die eigene Fortdauer un-

durch unaufhörliche Kämpfe und Ausrottung ihrer Nachbarn zu sichern vermocht. Man dürfte den wohlgemeinten Civilisationsversuchen der Gegenwart den unbeschränktesten Erfolg versprechen, wenn die innern Verhältnisse der Negervölker einer alten vorgefaßten Meinung entsprächen, die dadurch an Unrichtigkeit nichts verliert, daß sie aus menschlichem Mitleidgefühl entsprungen ist. Man pflegt in Europa unter dem Neger einen Unglücklichen sich zu denken, der in seinem Vaterlande ein idyllisches Leben genoß, bis die Räuberhand der Weißen ihn ergriff und über das Weltmeer in harte Dienstbarkeit schleppte. Wären die Küstenländer Afrikas so wenig durchforscht wie das Innere von Neuholland, so hätte man kein Recht, diese Ansicht zu verurtheilen, die obenein durch die Aussagen der westindischen Sklaven vor den permanenten Commissionen eine neue Bestätigung zu erlangen schien. Aber die Widersprüche, die in den gerichtlich abverlangten und in den freiwillig gegebenen Erzählungen der Neger aufzufallen, würden an sich schon ihre Glaubwürdigkeit erschüttert haben, wäre nicht Sowodich in Ashantee Zeuge gewesen von dem Leben, welches die Afrikaner unter ihren eigenen Herrschern führen, hätten nicht Andere in Dahomei, Benin und am Quorra den Zustand der niedern Volksklassen so beschrieben, daß im Vergleich die westindische Sklaverei als Ruhe und Lebensglück gelten kann. Dienstbarkeit der höchsten Art ist in Afrika ein volksthümliches Institut und muß es sein, wo Hunderte von Stämmen, verschiedene Sprachen redend, angereichte Feindschaften nähren und, hart nebeneinander wohnend, besondere Kriegerkassen unter sich zählen, die auf den ersten Wink des raubgierigen Häuptlings in das Nachbarland einfallen. Wo nur das Recht des Stärkern gilt, kann Freiheit und Glück nicht Vielen zu Theil werden, und der Einzelne setzt sich der blutigsten Rache aus, wenn er irgend ein Streben nach einem geordneten und geselligen Zustande, oder Widerwillen gegen das Joch der grausamen Priester und der Adelskaste verräth. Die niedern Volksklassen sind dort von jeher zum Slaventhume verurtheilt gewesen, ein Spielzeug in den Händen ihrer rohen Herrscher, die oft aus Langeweile Grausamkeiten begehren und ihre Leibeigenen nicht einmal als werthvolle Besitztümer betrachten, indem ein gelingender Angriff auf das nächste Volk Tausende derselben herbeischafft. Das Volk ist so gewöhnt an diesen Druck, daß in ihm selbst die natürliche Reigung zum Freisein erloschen ist; die Ruhe und sogar Heiterkeit, mit welcher die Mehrzahl der nach Amerika verpflanzten Neger die Kette trägt, muß auch den unbefangenen Beobachter zu der Meinung bringen, daß sie daheim niemals im Besitze der Freiheit gewesen sind. Widerstand der Niedrigen gegen die Häuptlinge scheint selbst dann nicht vorzukommen, wenn diese mit dem Leben ihrer Untergebenen auf das muthwilligste spielen, denn die außerordentlich häufigen Unruhen und durch Hungersnoth gefolgten Bürgerkriege sind das Werk der Priester und des Adels, die, wenn die blutige Umwälzung mißlingt, sammt ihren Heeren theils hingerichtet, theils an die Weißen verkauft werden. So erklärt sich das

Vorkommen jener ehemaligen Fürsten und Vornehmen unter den Sklaven der westindischen Pflanzungen, welchen von den Mitleidenden bisweilen höhere Achtung bewiesen wird, die aber keineswegs so zahlreich sind, als gutmüthige, durch Negerausagen getäuschte Männer geglaubt haben. Welche Aussicht ein so unglücklicher Zustand der Gesellschaft Denjenigen eröffne, die es sich zur Aufgabe stellen, die Negervölker des westlichen Afrika zu civilisiren, bedarf wol kaum der Erörterung. Aber wenn auch der Widerstand der Häuptlinge und herrschenden Kasten endlich besiegt, das Volk selbst an den Genuß von Menschenrechten so weit gewöhnt sein wird, daß es gutwillig unter das alte Joch nicht zurückkehrt, so bleibt die Zukunft der ganzen Race darum immer noch eine unsichere, weil sie in sich selbst die Mittel nicht trägt, um zu etwas Besserm zu gelangen, zu etwas Allgemeinem sich zu verbinden. Bis in die entlegensten historischen Zeiten erscheint sie in derselben traurigen Gestalt, denn daß sie nie zu einem klaren Bewußtsein menschlicher Würde gelangt ist, ergibt sich aus dem Mangel aller Versuche, durch welche eine das persönliche Recht sichernde Stellung gewonnen wird. Unter den Negervölkern hat es niemals eine Staatsverfassung gegeben und niemals haben sie sich zur Bildung größerer, wenn auch barbarischer Reiche vereinigt. Der Einzelne war zu allen Zeiten ein willenloses Ding in den Händen seiner Beherrscher, verblutete bald auf den Altären eines unmenschlichen Cultus, bald in den endlosen Zwistigkeiten kleiner Horden, in die sich der ganze Stamm zerspaltet hat. Wie jetzt nach Amerika, so wanderte schon in der grauesten Vorzeit der Negerklave nach Aegypten und Phönizien; er bearbeitete die Bergwerke der Karthager und mit ihm trieb Tyrus und Sidon denselben Handel, welchen 2000 Jahre später die Völker von Westeuropa wieder belebten. Der Periplus des Hanno schildert die Neger der Guineaküste wenig anders, als es die Reisenden unserer Zeit thun. Von Culturfähigkeit ist es sicherlich kein Beweis, daß diese Völker Jahrtausende hindurch, ohne irgend erheblicher Veränderung ihres Zustandes, dieselben Wohnsitze behaupteten, nie geschichtliche Denkmäler errichteten, nie bedeutame Überlieferungen besaßen, niemals erobrend aufgetreten, wol aber von jeher den Mißhandlungen und der Unterjochung ihrer Nachbarn ausgesetzt geblieben sind. In ihren Religionen legen sie nirgend eine erhabnere Anschauung zu Tage, denn entweder bequemten sie sich von jeher unbedenklich zum Glauben ihrer Vorgesetzten, oder sie blieben Fetischdiener, für welche der einzige Beweggrund, etwas Höheres zu verehren, die Furcht ist. Vielleicht kann es einseitig und ungerecht genannt werden, wenn man das Beispiel der Neger anführt, die in der Mitte oder doch unter dem Einflusse gesitteter Nationen aufwuchsen und immerdar eine gewisse, nicht eben hohe Culturstufe zu übersteigen unfähig erschienen sind. Gibt man auch zu, daß der Freineger in Nordamerika, in den südlichen Republiken der neuen Welt, zumal aber auf den von Europäern beherrschten Inseln Westindiens nicht in der Lage sei, sich vollkommen entwickeln zu können, so bietet doch das schon erwähnte

Beispiel von Haiti eine Menge wenig tröstlicher Thatfachen. Werfen wir zuletzt noch den Blick auf die Missionen der afrikanischen Westküste, so werden auch da die feurigen Hoffnungen auf endliche Civilisation der Neger wenig gerechtfertigt. So weit Gold das gute Werk fördern konnte, ist dort nichts gespart worden und unstreitig haben manche der Missionnaire ihren Zweck nicht allein mit Eifer, sondern auch mit großer Verständigkeit verfolgt, allein noch nirgend ist es gelungen, einer zahlreichen Gemeinde Liebe zur Ordnung, zur Sittlichkeit und zum Christenthume so fest einzuprägen, daß man hätte hoffen dürfen, sie würde nach Entziehung aufmerksamer Leitung in die vormalige Roheit nicht zurückfallen. Die Ursache eines so geringen Erfolges muß nothwendig in einer angestammten Ungelehrigkeit gesucht werden, zumal wenn man denselben mit den Resultaten vergleicht, welche das ganz ähnliche Verfahren der Missionnaire unter andern Völkern hervorbrachte. Durch die Bemühungen dieser Männer ist mindestens ein Theil der den Negern nahe verwandten Nation der Kaffern von seiner Roheit entwöhnt worden, hat das unändliche Nomadenleben mit festen Ansiedelungen vertauscht und einer Disciplin sich unterworfen, welche keineswegs ein jeder Europäer ruhig ertragen würde.

Bei parteiloser Prüfung erscheinen die Hindernisse, welche bisher der Sittigung der Negervölker entgegenstanden, in Besorgniß erregender Größe, aber es ist darum nicht unmöglich, daß Zwischenfälle, die außer aller menschlichen Berechnung liegen, sie beseitigen oder doch überwindlich machen. Niemand kann entscheiden, ob das eben von Europa aus mit Ernst begonnene Werk nicht bestimmt sei, eine in der höchsten Absicht liegende Umgestaltung und Erhebung der rohen Afrikaner zu begründen, denn ein solches Ereigniß wäre in der Geschichte ebenso wenig ein beispielloses, als andererseits die Abnahme und sogar das vollständige Verschwinden von einstmaligen großen und gebildeten Völkern. Im Sklavenhandel liegt die Ursache der afrikanischen Verwilderung. Gelingt es, diesen an der Wurzel zu vertilgen, so ist das Schwierigste vollbracht, der Civilisation ein sicherer Weg gebahnt und die schwerste Schuld getilgt, die je ein Menschenstamm, im Verkehre mit dem andern, sich aufgeladen hat. *) 10.

Reise durch England, vom Eremiten von Gauting. Stuttgart, Hallberger. 1841. 8. 15 Ngr.

Reisebeschreibungen sind, wie der Verf. der vorliegenden selbst sagt, nur Dem verständlich, der das Land gesehen hat, und ich glaube, der braucht sie nicht. Was Ref. betrifft, so steht derselbe nicht ein, warum in dieser „Reise nach England“ so viele Notizen aufgezeichnet stehen, die man in jedem mittelmäßigen Handbuche der Geographie findet; der berühmte Reisende nimmt sich häufig gar nicht die Zeit, ins Einzelne einzugehen, er laßt uns nicht selten mit einigen nichtsagenden allgemeinen Bemerkungen ab. Und Unterhaltung, was man gewöhnlich so nennt, wird hier doch auch wol nicht gewährt;

denn der Eremit ist gar zu apothekisch in seinen Mittheilungen. Kaum glauben wir mit ihm in Baden-Baden zu sein, so hat er uns schon in London; kaum kommen wir daselbst zu Aithem, so hegt er uns über Winchester, Salisbury, Bath nach Bathol und so fort über Eisenbahnen und durch Kathedralen und Hospitäler nach Schottland und Irland, und das Alles auf nur 99 Seiten Kleinoctav. Alles, was uns aus diesem Werthchen zugute kommt, sind einige pikante Phrasen, einige treffende Improptus und einige scharfsinnige Combinationen, welche sich übrigens zu Hause, oder auf einer Fahrt durch Deutschland ebenso gut aussprechen und geltend machen lassen als auf einer Reise durch England. Eine Ansicht von London gibt der Eremit von Gauting in folgenden Versen:

Häuser, Kirchen, große Massen,
Kothbedekte, enge Straßen,
Gefängnisse, Paläste, Brücken,
Von der Them' bespült, zu bilden.
Schön von außen, leer von innen
Schweizertolles Zeug den Sinnen.
Gewerbe, Künste, Spielzeug, Karten,
Karren, Kutschen aller Art.
Richter, die Guineen wittern,
Lords, ein Wachsweib macht sie zittern.
Diebe, die zur Nachtzeit rauben,
Heute, Schöppen ohne Glauben.
Dichter, Advocaten, Pfaffen,
Edle und unedle Affen,
Männer in der Armuth Kleide,
Buben, led in Gold und Seide.
Weiber, wie in allen Städten,
Fromme und die niemals beten,
Manche häßlich, manche schön,
Ehrde und die's gerne sehn.
Mancher Stutzer ohne Geld,
Manche Witwe, der's gefällt,
Mancher Handel, haß du Kanben;
Wie gefällt dir's? Das ist London.

Wieweit wird der Eremit gar scharf, z. B. wenn er sagt, das Wort Lord kommt aus der Zeit, wo die Dänen in England landeten. Die Engländer nannten damals einen reich gekleideten, müßigen Dänen Lurdbane oder Lordbane, wie man häufig im Norden einen müßigen Menschen Lord nennt, und dieser schimpfliche Spottname wurde endlich der Ehrentitel für eben solche müßige Menschen. In Italien heißt Barone ein Edelmann und ein Lump. In Köln nannte man die Lumpen Domgrafen, wie die in der Domkirche präbendierten Grafen. Das Wort Lory, sagt unser Reisender, welches die Irländer Lorie schreiben, ist unter den Banditen in Irland noch gebräuchlich und heißt „Gib mir“. In einer andern Stelle spricht der Eremit so: „Sagt man den Engländern, sie seien freie Engländer, so erwidern sie: Kann ein Volk frei genannt werden, wo Einer Alles und Alle nichts haben?“ Die Religiösität der Engländer betreffend, heißt es einmal: „Es gibt in England viel Religionschwindel, und obwol jede Sekte die Liebe zum Nächsten vorschreibt, so verfolgen sich doch alle. Unterdessen spielen die Pfaffen in der Kirche, wie die Komödianten auf dem Theater. Ein englischer Bischof, der sehr erbaulich gepredigt hatte, setzte auf einer Fuchsjagd wie die übrigen über Hecken und Büsche. Man machte ihm die Bemerkung, wie keine Schrift beurkunde, daß der heilige Petrus auf einer Fuchsjagd gewesen sei, worauf er lachend antwortete, Petrus habe auch keine 10,000 Pf. St. Einkünfte gehabt.“ Über die Industrie in Deutschland spricht der Eremit nicht ohne Bitterkeit, wenn er sagt: „Was wir in Deutschland selbst machen könnten, kaufen wir lieber von den Engländern, weil wir zu viel Geld haben und unsere Regierungen sich mit ihrem Gehalte begnügen, ohne die Industrie des Volks zu wecken. Der kluge Volksgelst in Sachsen hat damit angefangen und Preußen ist auf dem Wege zu folgen, nachdem der König von

*) Nächstens besprechen wir ausführlicher Thomas Fowell Buxton's Werk über den afrikanischen Sklavenhandel und die Niger-Expedition. D. Red.

Ägypten, Mesopotamien &c., aus Aken mit seinen großen Götter-
anlagen vorangegangen ist."

Wir erwähnen noch, daß in diesem Buchchen, wenn es
so aphoristisch mitgetheilt und bunt durcheinander gewürfelt
ist, auch Sprachproben des gallischen, flandernischen und irän-
dischen Dialects mitgetheilt werden. Schließlich sprechen wir
es anerkennend aus, daß in dem ganzen Tone dieses kleinen
Schrift sich ein jugendliches Feuer und die männlichste Ent-
schiedenheit kund gibt. 11.

Bibliographie.

Krage, D. F., Unterhaltungen aus dem Gebiete der Na-
turlunde. Vier Theile. Aus dem Französischen überfetzt von G.
F. Grieb. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1841. 26 1/2 Ngr.

Staatswirthschaftliche Blätter. Herausgegeben von L. W.
Klemm. 1ster Band. 1stes Heft. Stuttgart, J. F. Stein-
kopf. 10 Ngr.

Bonafont, P., Bunte Erzählungen für Leser aller
Stände. 1stes Bändchen. Gr. 16. Eberfeld, Schwachter-
berg. 15 Ngr.

Die besten Pommerschen Chroniken herausgegeben von F.
L. Baron v. Redem. I. Ranzow. — Mit d. Z.: Thomas
Ranzow's Chronik von Pommern in hochdeutscher Sprache. Aus
der Handschrift des Verfassers herausgegeben von F. L. Baron
v. Redem. 8. Anclam, Dieke. 1841. 1 Theil. 5 Ngr.

Dellarosa, L., Der Gottesgerichtskampf am Ritter-
nach, oder: Der wandelnde Geist in den Ruinen von Greifen-
stein. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus den Zeiten Kai-
ser Rudolfs von Habsburg. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien,
Singer u. Coering. 26 1/2 Ngr.

Dolz, J. G., Die Katheschule in Leipzig während der
ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens. Gr. 8. Leipzig, C.
Wigand. 1841. 20 Ngr.

Duller, G., Die Geschichte des deutschen Volkes. Mit
100 Holzschnitten. 2te Auflage. 2 Bände. Gr. 16. Leipzig,
C. Wigand. 1841. 1 Theil. 20 Ngr.

Eitner, A., Die Identität in der Weihnachtskrippe. Ein
Mährchen. 16. Berlin, A. Duncker. 1 Theil. 5 Ngr.

Für den Bischof Dr. Dräse. Eine protestantische Be-
leuchtung nebst einem Anhang: Gedrängte Uebersicht
Gr. 8. Leipzig, Thomas. 10 Ngr.

Harthausen, A. Freih. v., Ueber den Ursprung und die
Grundlagen der Verfassung in den ehemals slavischen Ländern
Deutschlands im Allgemeinen und des Herzogthums Pommern
im Besonderen. Eine Einleitungsschrift zur Erdtrierung und
literarischen Beschreibung. Gr. 8. Berlin, Krause. 17 1/2 Ngr.

Jahn, O., Pentheus und die Mainaden. Eine archäo-
logische Abhandlung. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 4.
Kiel, Schwes. 1841. 20 Ngr.

Jebel, W., Skizzen aus der Lebens-Wirklichkeit, Novell-
en und Fabeln. Gr. 12. Kachen. 1841. 12 1/2 Ngr.

Kaulfuss, R. S., Die Slawen in den ältesten Zeiten
bis Samo (623). Eine linguistisch-geographisch-historische
Untersuchung nebst einem Anhang: Gedrängte Uebersicht
der heutigen Slawen. Gr. 8. Berlin, Schroeder. 15 Ngr.

Klosterpiegel in Sprichwörtern, Sprüchen, Anekdoten und
Kanzelsprüchen. 8. Bern, Jenni Sohn. 1841. 15 Ngr.

Kurz, F., Handbuch der poetischen Nationalliteratur der
Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. Vollständige
Sammlung von Musterstücken aus allen Dichtern und Dich-
tungsformen, nebst Angabe der früheren Erzeugnisse, biographischen
Notizen und literarisch-ästhetischem Kommentar. 3te Abthei-
lung: Kommentar. Schmal gr. 4. Zürich, Meyer u. Zeller.
1 Theil. 2 1/2 Ngr.

Kavater's, J. K., ausgewählte Schriften. Herausgege-
ben von J. A. Dreili. 1ster Theil. 16. Zürich, Schulthess.
1841. 17 1/2 Ngr.

Senen, K., Gedichte. 1ster Band. 3te Auflage. — 2te
Band. 3te Auflage. 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1841.
3 Theile. 15 Ngr.

Leon, F., Dr. Karl von Rotte's Ehren-Lempel. Eine
Uebersicht seiner Verdienste als Gelehrter und Volksvertreter, nebst
Abbildungen und Beschreibung der Ehrengeschenke, Medale, Me-
dalen, Bürgerkrone und Aufbewahrungslässen, eines perspectiv-
schen Aufsatz des Schönhofes, der Abbildung des Adelswappens
und der geprägten Gedächtnismedaille, in Stahlstich, mit ein-
gekommenen Adressen, einigen Hst., Gelegenheits- und Land-
sagen, Gedichten, Losen. Mit 16 Stahlstichen. 8. Jena,
burg, Weigand. 1841. 1 Theil.

Loch, B., Das Dogma der griechischen Kirche vom Pan-
gatorium. Gr. 8. Regensburg, Manz. 1 Theil.

Loose, P., Matengloeden. 1stes Bändchen. 8. Stutt-
gart. 1841. 27 1/2 Ngr.

Mähler, F. v., Gedichte. 8. Berlin, Hof. 1 Theil.
15 Ngr.

Nebenius, G. F., Die katholischen Zustände in Baden,
mit steter Rücksicht auf die im Jahre 1841 zu Regensburg er-
schienene Schrift unter gleichem Titel. Gr. 8. Karlsruhe,
Müller. 22 1/2 Ngr.

Neumann, A. G., Gedichte. 8. Kachen, Kopsch.
1841. 1 Theil. 10 Ngr.

Der Nibelungen Roth illustriert mit Holzschnitten nach
Zeichnungen von Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen
Reureuther. Die Bearbeitung des Textes von G. Pfizer.
1ste Lieferung. Hoch gr. 4. Stuttgart u. Tübingen, Cotta.
17 1/2 Ngr.

Deutsche Pandora. Gedentbuch zeitgenössischer Zustände
und Schriftsteller. 4ter Band. 1ter. 8. Stuttgart, Literatur-
Comptoir. 1841. 1 Theil. 26 1/2 Ngr.

Pfeiffer, F., Goethe und Klopstock. Beilagen: Brief-
wechsel zwischen Goethe und Klopstock. Aus dem Schreiben et-
was noch lebenden persönlichen Freundes Klopstock's an den Her-
ausgeber. Briefe aus Dittenen. Stimmen über Goethe und
Klopstock aus der ersten Zeit ihres Ruhms. Klopstock's Dicht-
graphie. Klopstock's Schreiben an den Minister Roland. Gr. 12.
Leipzig, Engelmann. 1 Theil.

Röhr, J. F., Daß viele christliche Staaten unserer Zeit an
ihrem eignen Verderben arbeiten. Eine Predigt bei Eröffnung des
Landtages im Großherzogthume Sachsen-Weimar am 24. Sonn-
tage nach dem Trinitatis-Feste in der Haupt- und Stadtkirche
zu Weimar gehalten. Gr. 8. Jena, Frommann. 1841.
3 1/2 Ngr.

v. Rotte's gesammelte und nachgelassene Schriften mit
Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von
seinem Sohne F. v. Rotte. 3ter Band. Landständische
Vorträge über Verfassungs-Angelegenheiten, überhaupt über hö-
here oder allgemeinere, geistige und politische Interessen. 8.
Pforzheim, Dennig, Fied u. Comp. 1841. 1 Theil. 15 Ngr.

Saß (A. Soltwedel), F., Meiner Stellung in Lübeck.
Gr. 8. Hamburg, Heroldsohn. 5 Ngr.

Satorf (Neumann), J., Kenta, Tochter des Großfür-
sten Boris Gudunow von Rußland. Ein historischer Roman.
8. Danzig, Gerhard. 1 Theil. 20 Ngr.

Über die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung auf
dem Königl. Schloßtheater im neuen Palais bei Sanssouci.
Drei Abhandlungen von A. Böckh, G. F. Voelken, Fr.
Förster. Gr. 12. Berlin, Schroeder. 15 Ngr.

Eine Vertheidigung katholischer Grundzüge des Fürsten Au-
gust Demetrius von Gallizien in einem Briefe an einen protes-
tantischen Prediger in Amerika. Aus dem Englischen. 8.
Berlin, Burmeister. 20 Ngr.

Zeitschrift für vergleichende Erdkunde. Zur Förderung und
Verbreitung dieser Wissenschaft für die Gelehrten und Gebil-
deten herausgegeben von J. G. Lohde. 1ster Jahrg. 2 Bände.
12 Hefte. Gr. 8. 1stes Heft. Magdeburg, Bartsch. 8 Theil.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 9.

9. Januar 1842.

Schriften über Venedig.

1. Meine Gondel und mein Sediol bei dem Kaiserzuge Ferdinand's I. im Jahre 1838. Venetianische Beduten und Bissuten von Lotichios. Hanau, Kdnig. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Sospiri. Blätter aus Venedig. Von F. Gustav Kühne. Braunschweig, Westermann. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zwei Schriften über Venedig, fast zu gleicher Zeit versendet, begegnen sich von Hanau und Leipzig aus auf meinem Tische. Glücklich angesehen, haben beide, was die Einrichtung ihres Inhalts angeht, einige Verwandtschaft miteinander: beide sprechen sich in einer chronologischen Reihe von Betrachtungen — erstere in Briefen, die andere in Monologen aus. Desto verschiedener sind beide, bei näherer Bekanntheit, nach ihrem Inhalt und in ihrem Styl. Lotichios erzählt die Festlichkeiten, die 1838, beim Besuche Kaiser Ferdinand's, in Venedig stattgefunden. Stadt und Meer gelten ihm für das aufgeschmückte Theater dieser Feste. Seine Darstellung ist für ein neubegieriges, Unterhaltung suchendes Publicum lebhaft und umständlich. Kühne theilt seine Forschungen und Empfindungen über venetianische Kunst mit. Venedig selbst gibt die verfallenden Wände für die herrlichen Kunstgegenstände her. Die Darstellung ist für ein gebildetes Publicum geistvoll und anregend.

Kühne hat einen deutschen Namen, im Doppelsinne dieses Wortes. Seine „Kloster-Novellen“, seine „Rebellen in Irland“ sind noch in lebendigem Andenken. Seine literarischen Kritiken und Charakteristiken lassen uns die alte geist- und liebevolle Behandlung erwarten, die hier auf Kunstgegenstände ausgeht. Lotichios, mit dem griechischen Ausklang eines deutschen Namens, ist den Lesern zum Theil wol noch unbekannt. Einige erinnern sich vielleicht seiner Reisemittheilungen im „Morgenblatt“. Seine früheren Correspondenzen aus Italien in der „Allgemeinen Zeitung“ konnten ihm keinen Namen machen, da sie keinen trugen. Mit der vorliegenden Schrift bahnt er seinen literarischen Ruf an. Man spricht von poetischen und andern Werken, mit denen seine Muse guter Hoffnung sei. Und gewiß fehlt es einem Manne, der längere Zeit in Italien, im Kreise Neapolitanischer Fam-

lien gelebt und hübsche Reisen durch Frankreich, die Schweiz, Italien und Griechenland gemacht hat, nicht an interessanten Mittheilungen, wie man sie jetzt liebt; wenn wir auch aus seinen Erlebnissen nicht erwachen können, was er in poetischer Production zu leisten vermag.

Daß der Verf. sich Lotichios nennt, ist eine Laune. Lotich klingt nicht so voll, aber darum nicht unangenehmer. Dieser Name weist nach den waldigen Ufern der Rungig, in das enge, baumreiche Thal von Schlächtern. Hier war zur Zeit der Reformation ein Lotich Abt des Klosters, und sein Nefte, nach der Liebhaberei damaliger Zeit an lateinischen Namensendungen, Lotichian geheissen und secundus zubenannt, ist durch seine Lebensabenteuer und seine lateinischen Gedichte noch bekannter als der Oheim. Unser Lotich ist, glaube ich, ein Abkömmling jener Familie. In Schlächtern geboren und auf dem dasigen Gymnasium von damals vorgebildet, ging er später nach Lausanne und bereitete sich vor, als Lehrer oder Gesellschafter in gräflichen und fürstlichen Häusern die Welt kennen zu lernen. Von dieser Laufbahn und einem längern Aufenthalt in Italien kehrte er vor etlichen Jahren wieder nach seinem heimatlichen Schlächtern zurück, in dessen Nähe er sich bäuerlich ankaufte und ansässig machte. Von hieraus besuchte er im Herbst 1838 noch einmal Oberitalien und nahm bei dieser Gelegenheit die venetianischen Feste mit, die er in vorliegendem Buche beschreibt. Man muß das wissen, ehe man seine Beschreibungen liest. Styl und Anschauungsweise erinnern nämlich nicht unbedingt an des Verf. frühere Stellung in Italien, sondern manchmal auch ein wenig an seinen spätern Verkehr in seinem lieben Schlächtern und Herolz. Das Buch berührt Vieles, was die ausgebreitete Bekanntheit interessiert, die der Wagnawanderte besitzt; manchmal aber glaube man auch den Erzähler auf der hölzernen Bank sitzen zu sehen, auf der er sich in seiner lieben Unabhängigkeit zu Denen herabläßt, die mit ihm das bergige Ackerfeld bestellt oder die heimlichen Waldwiesen gemäht haben.

Für diesen Kreis ist der erste Brief vom 5. Oct. umständlich genug, und der Wirth in Conegliano mit seinem wiederholten „sag' ich“ und „sag' ich“ ganz ergötzlich. Dagegen erhebt sich der Verf. für poetisch- und

historisch-gebildete Leser im zweiten Briefe beim Anblicke Venedigs:

Da sah ich sie wieder, die man nie ohne Emotion und Begeisterung wiedersehen kann, die wunderbare, wundervolle Stadt Venedig, einst am Schine der Feuerbrünste der Völkerwanderung aus dem dunkeln, geheimnißvollen Meere gestiegen, gebildet von dem mächtigen Vulkan jener Zeiten, wo das prächtigste Reich untergehen mußte; vom letzten Hauche, vom letzten Ach dieses Reiches belebt, stieg sie empor, und wie unheimlich das Brüllen ihres geflügelten Feuers, des Feuers in des Meeres Wüste, tönen mochte, gleichsam wie aus schauervoller Höhle, überboten ward es von den Reizen der Zauberin, die da des Morgenlandes letzte schöne Gabe mit der ersten des Abendlandes zusammen bildete und mit dem Staube der Blume der alten Zeit die Pflanze der neuen zur Blüte befruchtete! Da lag sie wieder vor mir, diese unbeschreibliche Stadt im rothigen Gesilbe der Morgenröthe! Im rothigen Gesilbe der Morgenröthe gingen die Heiligen, gingen und schwebten die Engel ihrer Kuppeln und Thürme! . . . Wie ein Zauberschiff lag sie da, von des Meeres leiseften Wellen gewiegt, und drinnen schlief der Kaiser, ausruhend vom Frohlocken seines Volkes, das ihn einen Titus nennt und ihn wie einen Sieger bewillkommt hatte.

Die auffallende Ungleichheit des Styls, die wir in seinem Buche finden, scheint dem Verf. selbst zu gefallen, ja von ihm beabsichtigt zu sein. Wenigstens sagt er im Briefe vom 7. Oct., nach der ein wenig feierlichen Beschreibung der Messe, die der Kaiser in der Marcuskirche gehört hat (S. 46): „In diesem Tone werde ich natürlich nicht fortfahren.“ Entweder glaubt nun unser Autor, die abwechselnden Bilder, die er mittheilt, erforderten einen so abwechselnden Ton, oder der Geschmack des Verf. hat sich aus dessen verschiedenen und höchst ungleichen Lebensstellungen noch nicht vollständig gesetzt, durchdrungen und abgeklärt. Und so ist denn unser lieber Lotichios noch nicht recht zur schönen Einheit eines Styls gekommen, der sich allerdings erheben und senken darf, wie es der höhere oder niedrigere Gegenstand erfordert, ohne daß er darum bald feierlich, bald spaßhaft, bald chronikenartig, bald bibelndmüßig zu werden braucht. Es sind eigentlich Genrebilder, die der Verf. gibt, die an sich sehr interessant sind, aber durch die Darstellung noch viel gewonnen hätten, wenn sie mehr zusammengedrängt, übersichtlicher gruppiert und hier und da von geistreichen Streiflichtern erhellt und schattirt worden wären.

Sehen wir über diese Ungleichheiten der Darstellung hinaus, so gibt der Verf., der Venedig nicht zum ersten Mal besuchte, viel anziehende Mittheilungen über diese merkwürdige Stadt, spannende und unterhaltende Details über die verschiedenen Feste, wie über die Zustände und Stimmung der Bevölkerung, und erhebt sich an mancher Stelle zu wahrhaft poetischen Bildern.

Die Feste eröffnen sich mit der Regatta, der Wettfahrt der Schiffer auf dem Canal grande. Es folgen Lanner'sche Musiken, öffentliche Glückspiele, Feuerwerke und dergl. und führen uns zu den Hauptfeierlichkeiten nach Malamocco und Chioggia.

Eine Fahrt auf der classischen Lagune in Gesellschaft lebenswürdiger, heiterer Freunde, mitten in einer Flotte von größern und kleinern Fahrzeugen, denen der Kaiser auf seinen Schiffen folgte; das Schauspiel der Feierlichkeit, bei welcher von Sr. Majestät der Grundstein zu einem Werke gelegt wurde,

durch welches Venedig wieder emporkommen soll; das Schauspiel der frohlockenden Jubelung des merkwürdigen Fischervolkes; das Abenteuer eines Sturms auf historisch so berühmten Wellen mitten im Festgebränge; Manches, so sich nicht zur Erzählung hergeben läßt, deshalb aber um gar nichts weniger lebenswürdige und lebenswerthe Erinnerungen abgibt; die Fahrt aus Sturm und Nacht heraus in die magische Beleuchtung der Lagunenelände und des Marcusplatzes: das ist der kurze Inhalt unserer Geschichte dieses Tages.

Es ist wahr, die Beschreibung dieses Ausflugs mit den Ausblicken auf das Meer und die Häuserreihe zwischen Meer und Lagunen, die festliche Grundsteinlegung zu dem schützenden Marmordamm, der zwei Miglien weit ins Meer hinausreichen soll; die Fahrt an Palestrina und den Murazzi hin; das Leben und Treiben des fröhlichen Volks bis zur Rückkehr nach Venedig, und diese Rückkehr mit lust- und weintrunkenen Schiffen im wilden, wachsenden Sturm hat, der Breite der Erzählung ungeachtet, eine dramatische Lebhaftigkeit in der Entwicklung und Wirkung auf den Leser.

Das Meer stürzte mit unbändiger Wuth — ergüßte Loschios — und während draußte der Wind ihm entgegen, die Wellen bäumten sich, ihr Schaum und viele Schauer flogen — über uns her, der Wind piff, der Kiel zischte, das Meer und die Lagune brausten und häubten, es regnete, es donnerte, es bligte, es war Nacht, es war Sturm! Im Sturm, in der Nacht flogen die unzähligen Segel des Festes; ihrer Fahrzeuge Quirlen flatterten zerrissen in den Lüften und ihrer Fortunen Trompeten bliesen Angst und Roth! Man hörte das Ried der Wehklage und die Schiffer redeten die Sprache des Sturmes: All' orza! all' orza! und ein Angstgeschrei folgte stets auf diesen Ruf; und mitunter wurde der Stand der Segel gewechselt, wobei sich die Barke jäh bis an den Rand auf die andere Seite legte, und ein Angstgeschrei begleitete stets diese grausenhafte Operation!

Lotichios liebt solche Gemälde und sie gelingen ihm auch sehr. So ist das Bild des venetianischen Morgenlebens auf den Randalen, auf den Plätzen und Märkten sehr anschaulich und anziehend. Dann und wann erhebt er sich zu poetischen Bildern, z. B. bei „Venezias Traum“ (S. 61). Ein trauliches Stilleben, selbst für den Pinsel eines Malers, bietet die Landung am Judentrichhof.

Dieser Todtenhof zwischen der Lagune und dem Meere, welche Einsamkeit! Wie wußt: schauerlich ruhen da die Todten! Halbgrüner Rasen, unterbrochen von Leichensteinen, zieht über sie hin, zuweilen mit wilden Blumen sich schmückend. Wann im Sturm die Wellen des Meeres über die Gräber fahren, liegen die Blumen geknickt und begraben im Sande des Meeres, und der Sand des Meeres bildet Hügel über den Leichensteinen. Wie die Todten da an der Wüste des Meeres ruhen!

Eingeschaltet in die Erzählung der Festlichkeiten kommt manches über Venedig Belehrende vor. Weniger bedeutend sind die eingeschalteten Betrachtungen über Kunstgegenstände, z. B. über die Marcuskirche. Hierin, wie in Allem, was aus geistreicher Combination, aus großem historischen Überblick hervorgeht, müssen wir Kühne's Schrift vorziehen, die sich ebenso einfach und bedeutsam ankündigt, als der Titel des andern Buches überladen und seltsam aussieht. Beide Schriften werden wahrscheinlich ganz verschiedene Kreise von Lesern aufsuchen. Wenn man aber beide vornimmt, so muß man erst Lotich's Buch lesen, das uns mit eifriger Fröhlichkeit im

den bunten Lärm vorübergegangener Tage einführt. In Kühne's Schrift nimmt aber der tiefe Ernst eines einsamen Beschauers unsern Geist für höhere, bleibende Interessen ein und erhebt unsere Seele.

(Der Beschlus folgt.)

Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes. Von Moriz Carriere. Erstes Heft. Achim von Arnim und die Romantik. Die Sündenode. Gräfenberg, Levysohn. 1841. 8. 7½ Ngr.

Dr. Moriz Carriere gehört zu der großen Schar jüngerer Schriftsteller, die freilich nicht ohne Geist und nicht ohne eine gewisse literarische Bildung sind, die aber diese guten Eigenschaften durch Präension in ihrem Auftreten sehr in Schatten stellen. Die Gegenstände, die sie behandeln, werden immer mit solcher Empase und Entschiedenheit abgehandelt, jeder erträgliche Gedanke wird mit solcher Wichtigkeit und Selbstgefälligkeit vorgetragen, als wenn uns ein neues Evangelium verkündet werden sollte. Dabei drängt sich die eigene Persönlichkeit immer mit einem so auf die Spitze getriebenen Selbstgefühl hervor, daß jeder angenehme Eindruck, den hier und da eine treffende Bemerkung, ein gutes Bild oder ein sonstiger Geistesblitz hervorbringen würde, wenn dergleichen in den Schranken seiner Berechtigung bliebe, nothwendig erstickt werden muß. Es ist gewiß ein Irrthum, wenn man auf solche prählische Weise dem Publicum zu imponiren glaubt. Ein solches Auftreten ist jetzt schon zu abgenutzt, als daß es die gehofften Wirkungen hervorbringen könnte. Eher möchte jetzt gerade umgekehrt das Publicum durch Anspruchslosigkeit und angemessene Gegenständlichkeit überrascht und in Erstaunen gesetzt werden.

Der Verf. gibt uns hier in einem kleinen Heft zwei Recensionen oder besser Besprechungen, die er „Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes“ nennt. Sie betreffen die Werke von Achim von Arnim und das letzte Werk Bettina's „Die Sündenode“. In der etwas prettösen Widmung an Barnhagen von Ense vergleicht er diese beiden kleinen Aufsätze mit einer „Kugel, die in das eigene Blut getaucht wären und die einem alten Schützen glauben zufolge daher nothwendig treffen müßten“. Ramentlich die erste Recension enthält jedoch manches Wahre und Treffende und gibt den Beweis, daß Dr. Carriere allerdings etwas leisten könnte, wenn er nur nicht gleich ungeduldig die Wirkungen jedes flüchtigen Gedankens sehen und seine Früchte im Applaus der Lesewelt ernten wollte, bevor sie reif wären. Achim von Arnim ist im Ganzen glücklich, wenn auch, wie zu erwarten, etwas vage und apologetisch charakterisirt. Manche wahre Bemerkung über einzelne Werke Achim von Arnim's; eine gründliche Entwicklung darf man natürlich nicht erwarten. Das Beste ist die Einleitung, die eine kurze Würdigung unserer sogenannten romantischen Schule als Replik gegen das einseitige Manifest der „Deutschen Jahrbücher“ gibt: „Die Romantik behauptete zunächst den Selbstzweck und die Sittlichkeit der Kunst, die man zum Mittel für Eudisches, zur Unterhaltung und Belehrung herabsetzen wollte. Sie weckte den Sinn für die menschlichstättigen Offenbarungen, in denen das Schöne zu verschiedenen Zeiten seine Herrlichkeit verkündet, sie wies der Versandesplatttheit der sogenannten Gebildeten zum Trost auf die frischen Klänge des Volksliedes, auf die herzinnige Heimlichkeit der Märchenwelt, auf das heitere Spiel der Phantasie bei den Italienern, auf die mythische Blut bei den Spaniern, auf die Innerlichkeit und Kraft bei den mittelalterlichen Dichtern des Vaterlandes, auf Shakspeare und Cervantes neben Goethe hin. Sie vertiefte sich dem Rationalismus gegenüber in die Regionen des Christenthums und der Natur, in die Glaubenswunder früherer Tage, in das großartig kirchliche Leben, das alles Dasein weihen sollte, sie sprach es aus, daß nicht die Historie

als solche, sondern der Geist die bewahrende Macht der Religion ist, und daß sie nicht den Gott von Holz und Leinwand verehrte, aber im Symbol das Ewige genoss und in der Einheit mit Gott seine Stimme unmittelbar vernahm. Aus dem Volksgeist, der mit seiner nivellirenden Ausländererei das Volkstümliche zu unterdrücken suchte und Aitelwuth, Aetenraub und Kamoschendienste producirte, flüchtete sie in die Geschichte des Mittelalters und sah in seinem Ritter- und Bürgerthum, in seiner zusammenhaltenden Einheit bei der reichen Gliederung, in der Treue seines freien Gehorsams die Elemente und die Bilder eines öffentlichen Lebens, in dem auch wir eine schönere Zukunft finden sollen, freilich nicht durch Bewahren von Lobsaten, sondern durch Erzeugung allgemeiner Freiheit. Aus dem Kreis des trockenen (nach dogmatischen) Moralismus endlich und der conventionellen Stiefheit erhob sich die Subjectivität und wollte nicht im Kampf der Triebe mit dem Gesetz, noch im altväterlichen Herkommen sich um den Genuß des Daseins und die Freude der Bewegung betragen lassen, sondern in ungebundener Sittlichkeit die Reize der Welt aufnehmen und gestalten nach Herzenslust, daß das Leben, von der Poesie umgänzt, im heitern Spiel selbstbewußter Genialität zum Kunstwerk sich erschaffe.“

Es wird dann kurz und ebenso treffend angegeben, wie diese romantische Richtung in ihrer ironischen, allen Lebensernst, alle frische Thatkraft und Sittlichkeit aufhebenden Übertreibung sich selbst zerstörte. „Weil ihr alle Handlung, alles Dasein nur endlich und widersprechend erscheint, so flieht sie einerseits die Verührung mit der Wirklichkeit, um die leere Reinheit des Herzens zu bewahren, die innere Harmonie nicht aufzugeben (die doch erst aus der Wechselwirkung und Durchdringung mit der Außenwelt hervorgehen kann), und unvermögend, ihr Denken in Sein zu verwandeln, verglimmt sie als krankhafte Schönfärglichkeit in sich und schwindet als ein gestaltloser Dunst, der sich in die Luft auflöst (Pegel); andererseits treibt sie mit der Welt das tollste und freivolste Spiel ihrer Launen, indem sie mit pflanztem Muthwillen den Cultus der Freiheit und Genussucht predigt und die hergebrachte (warum nicht auch wirkliche, wahre?) Pflicht, Sittsamkeit und Scham für das Rabengekrächz ausgibt, das der königliche Aar verachtet und der ruhig stolze Schwan nicht wahrnimmt.“ — „Die Romantik erhob sich zwar über das gewöhnliche Verpöten einzelner Schwächen und Tendenzen zu einer gewissen Allgemeinheit, blieb aber doch zu literarisch und es fehlte ihr die feste Grundlage des ernsten Bewusstseins; seine Poesie reizt uns zu einem geistvollen Lächeln, zu einer kalten Bewunderung der feinen Verständigkeit, aber das Menschengeschicksbewingende, das Urbegegnliche des Genius habe ich wenigstens bei ihm nie gefunden.“ Auch in diesem Urtheile über Tieck wird wol so ziemlich Jedermann mit ihm übereinstimmen. Tieck's Dichtungen haben gewissermaßen sämmtlich eine kritische oder eine polemische Tendenz. Man sieht daraus, welche Muster er für sich hält, und was er verwirft, und in dieser Beziehung sind sie bildend und wichtig. Es sind Nachdichtungen, zu denen er durch seine literarisch-ästhetischen Forschungen veranlaßt wurde. Um uns die Schönheiten früherer Poesie auseinanderzurollen, hätte er lieber kritische Abhandlungen schreiben sollen, zu denen er vortrefflich befähigt war, statt sie in Übertreibungen noch überbieten zu wollen.

Mit Recht erklärt der Verf. sodann Achim von Arnim für das bedeutendste poetische Talent unter jenen Männern, die man wol mit Unrecht alle zusammen unter die Rubrik der sogenannten romantischen Schule bringt. Arnim gehörte wenigstens keiner Schule an; sein Talent war ein ursprüngliches, was sich aus eigener Inspiration Bahn brach. In einer Zeit, die so wenig würdigen poetischen Stoff in Befassung und Handlung darbot, mußte seine Poesie freilich auch häufig in extravaganter Phantasie oder ironischer Spielerei ausarten, aber der heilige Lebensquell echter reiner Poesie raucht doch immer hörbar durch alle seine Schöpfungen und zuweilen schwellt er zu

einem mächtigen Strom an, der auf seinen Fluten bedeutende und ewige Gestalten dahinstreckt. Neben Xenius hätte allerdings Verano wol Erwähnung verdient. Wenn wir auch nicht sehr viel, Beschäfte vom brauen Rasen und der schönen Rannet" jenes überlebene das eines vollkommenen reinen Kunstwerks beklagen können (die Verführung der Jungfrau durch ein ihr aus Betrug geschüttetes stimulierendes Medicament ist doch gar zu wehrlich profan), gar zu mechanisch empfunden und kann sich dem Unschönen aus den Worten eines Eur oder Bago an die Seite stellen), so zeigt sie doch von mächtigen Gaben, und das ganz vergebene Lustspiel „Ponce de Leon" ist voll der gerarsten Empfindungen und feinsten Gestalten.

Der zweite Aufsat: „Die Gänderode“, ist weit schwächer als der erste. Man merkt freilich, daß der Verf. die wunderbare Erscheinung Bettina's in ihrer ganzen Bedeutung anzuerkennen sich bestrebt; allein es ist ihm nicht gelungen auch nur eine entfernte Schilderung derselben zu geben. Es ist das auch nicht leicht; aber wenn man nicht genügend über das Herrliche und Göttliche zu sprechen weiß, so soll man lieber schweigen. Nicht durch vorlauten Anpreisen und Ausposaunen feiert man den Genius, sondern durch stille Verehrung. Hr. Gariere hätte jedenfalls noch einige Jahre warten und sich an der heiligen Flamme mehr durchwärmen sollen, ehe er sich berufen halten konnte jenes mit Engelungen geschriebene Buch zu besprechen. Wie erfahren zuletzt aus jener Recension weiter nichts, als daß Hr. Gariere auf seine Weise eine gewisse Verehrung für das Hebravollste tieffte Gemüth, für die verklärteste Weltanschauung, die jetzt in der Hölle Bettina unter uns lebt. Und diese Richtigkeit kann uns Allen ziemlich gleichgültig sein. Um den Eindruck zu schildern, den das Buch auf ihn gemacht, gibt er seiner lahmen Begeistern die Sporen und bemüht sich in ähnllichem Style, wie Bettina, seinen Jubel auszudrücken. Das heißt aber Wasser zum Wein gießen. Und wenn er sich dann in einigen begeisterten Redensarten abgeht hat, schlägt ihm mit einem Male der Schulfuß wieder in den Nacken, denn die Fegelschen Schulandernacht vergißt er nicht, auch in der höchsten Ertase. Nachdem er einige Stellen aus Bettina's Werk herausgerissen, die freilich von tiefer Bedeutung sind, aber doch um nichts mehr als jedes andere Wort, was darin steht, fährt er selbst fort: „So finden wir das geniale Subject in Bettina.“ O, Hr. Gariere, das war kein geniales Ausdrück. Jetzt wissen wir also, was wir in Bettina zu bewundern haben, Jedermann kann es jetzt auswendig lernen; hier steht es schwarz auf weiß: „Bettina ist das geniale Subject.“ Wer das geniale Subject aber nicht ist, das weiß ich auch. 12.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Der „Advertiser“ von Jersey City erzählt folgenden merkwürdigen Vorfall: Im Monat Juli wurde das Haus eines Einwohners von Bergen — George Newkirk — gegen Mittag von einem Blitzstrahle getroffen und vom Giebel bis zum Grunde mehr oder weniger beschädigt. Der Blitz theilte sich in drei Strahlen und fuhr in verschiedenen Richtungen durch das Haus in den Boden. Auf einer Stelle wurde dadurch der Schornstein von der Wand um 6 Zoll abgerückt und der Strahl schlug dann quer durch das Zimmer in einen Spiegel, den er in tausend Stücken zerschmetterte. Er zerbrach zugleich große Steine über 1 Fuß dick auf seinem Wege und an vielen Stellen war das Haus versengt, als ob Pulver darin aufgeblitzt wäre. Die Frau des Newkirk, die etwa 3 Fuß vom dem Fenster stand, in welches der Blitz hineinfuhr, erhielt aussehend den ganzen Schlag, denn deutliche Spuren davon fanden sich von der linken Schläfe bis zu den äußersten

Spitzen der Beine. Ihr Mann, der in demselben Zimmer auf dem Bette lag, wurde zwar ebenfalls betäubt, bekam jedoch keine bedeutende Verletzung und kehrte bald wieder zur Besinnung zurück. Man glaubte anfangs, die Frau sei todt, denn in den ersten 20 Minuten gab sie durchaus kein Lebenszeichen von sich. Als man sie aber mit Wasser besprengte, erhobte sie sich zusehends und ihr Körper gerieth in einen heftigen Schweiß. Nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war, blieb noch die ganze linke Seite, die der Schlag getroffen hatte, mehrere Stunden taub und geschwollen, während sie auf der rechten Seite am heftigen Juckungen litt. Sie warde durchaus nicht, wie sie zu der Beschädigung gekommen war, und fragte die Umstehenden, als sie die vielen Brandflecken an ihrem Körper bemerkte, warum der Arzt ihr Zuggpflaster aufgelegt hätte. Sie bemerkte zugleich, daß ihre Krankheit sehr plötzlich gekommen sein müsse, weil sie gar nichts davon verspürt habe, bis die Doctoren allerlei Versuche mit ihr angestellt hätten. Sie ist zwar noch am Leben, aber sie liegt hoffnungslos darnieder, da ihr Zustand ohne Zweifel dadurch bedeutend verschlimmert worden ist, daß sie bald darauf, zwei Monate zu früh, von einem todten Kinde entbunden wurde, welches wahrscheinlich durch den Blitzschlag sein Leben verlor.

Wie schnell man jetzt in einigen Theilen der Vereinigten Staaten reisen kann, ergibt sich aus einem Berichte im „Cleveland Herald“, einer Ohiozeitung. Ein Herr reiste am 7. Juli um 5 Uhr Abends von dort ab und traf am 10. um 11 Uhr Vormittags zu Newhaven in Connecticut ein. Er legte also eine Strecke von 800 englischen Meilen in 66 Stunden zurück, wiewol er fast 4 Stunden während dieser Zeit still lag. Die Reise von Cleveland nach Buffalo machte er in 15½ Stunde, von da nach Rochester in 9 Stunden, von da weiter nach Syracuse in 10 Stunden und von da nach Albany in 12 Stunden, hierauf nach Newport in 11 Stunden und von da nach Newhaven in Newengland in 5 Stunden, zusammen 62½ Stunde.

Die Richter in den Staaten von Newengland, bemerkt ein bössener Journal, haben meist ein sehr hohes Alter erreicht und gewöhnlich ihre Ämter sehr lange versehen. Sewell, der erste Districtsrichter im Staate Maine, nahm seine Entlassung erst, nachdem er ein Alter von 83 Jahren erreicht hatte. Die Richter Paine in Vermont und Davis in Massachusetts haben ihr Amt über 40 Jahre bekleidet und sind beide gegenwärtig über 80 Jahre alt. Seit Gründung der Bundesverfassung hat es nur zwei Districtsrichter im Staate Massachusetts gegeben, Sewell und Davis, und nur drei im Staate Maine, Sewell, Harris und Ware, auch nur zwei Districtsrichter, Sewell und Russell, die beide sich noch am Leben befinden. 13.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meizer (Dr. C. F.), Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyclopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brockhaus.

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 10. —

10. Januar 1842.

Schriften über Venedig.

(Schluß aus Nr. 9.)

Wie ganz anders sieht nicht schon Kühne die Feste an, die Lotich beschreibt!

Es ist überdies — sagt er S. 83 —, da hat man die todtkranke Lagunenstadt jubeln lassen. Feste wurden gefeiert, Regatten veranstaltet, die märchen Paläste hingen schöne Teppiche zu ihren zerbrochenen Altanen hinaus, bunte Fähnlein trugen die grauen Kuppeln auf ihren mähnen Häuptern. Kaiser Ferdinand, der Erbe Habsburgs, der Besitzer gesammelter Königreiche, zog ein und sah, daß Alles gut war und heiter. Man hatte ihm in Mailand eine Krönung bereitet. Die ägyptische Lombardenstadt ist eine saftige, unverwundliche, breitschultrige Schönheit; sie braucht um den fetten Hals nur ihr Sonntagsgewand zu thun und ein Fürst, der einzieht, kann glauben, sie sei eine Braut, die ihn empfinde. Aber Venedig, die alte Dame mit den Runzeln des Grams im tiefgefurchten Antlitz! dieser zu sagen, schürze dein Kleid und schmücke deine vergilbten Wangen! O pfui, es konnte wol nicht Spott sein, es wäre zu bitter; aber ein Irrthum war es.

Es ist nicht bloß die geistvolle Anschauungsweise und der edle, gehaltene Styl, womit Kühne einzelne, bedeutende Gegenstände behandelt, sondern hinter diesen Monologen, die wie Lotich's Briefe nur die Miene einer bloß chronologischen Folge annehmen, verbirgt sich doch eine kunstvolle Composition des Ganzen. Indem der Reisende bei seiner Einklehr das stille, sterbende Venedig beschaute, erinnert er sich des Ursprungs und der Bedeutung dieser wunderbaren Stadt; er macht sich über die eigenthümliche, heimliche und unerbittliche Politik einer weltwirksamen Handelsaristokratie klar und überzeugt sich, wie und wodurch Venedig mächtig werden mußte und ward, wie es, einzig in seiner Macht und Lage, sich unabhängig von der Allgewalt Roms erhielt, selbst in der Zeit, da auch die mächtigsten Herrscher und Reiche die Obergewalt der Kirche anerkennen mußten. Dieser Darstellung des Wachstums und einer, oft grausenhaften Selbständigkeit gegenüber spannt der Verf. gegen das Ende seines Buchs die andere Seite seines großen historischen Rahmens aus, indem er den Verfall der Republik durch die Feigheit einer ausgearteten Aristokratie und die stille Gesellschaft denkender Männer schildert, die sich in den Klosterläuben von San-Giorgio Maggiore zu dem „Oratorium von der Liebe“ versammelten und eine Reform des katholischen Glaubens bezweckten. Und in diesen Rahmen großartiger Betrachtung der politischen Macht und Ohnmacht, sowie

der kirchlichen Unabhängigkeit und der religiösen Entwicklung vergangener Zeiten faßt Kühne die dauernde Herrlichkeit venetianischer Kunst mit dem köstlichen Bildnisse Meister Tizian's. Dies der Grundgedanke des inhaltreichen Buchs!

Diesen so anziehenden Inhalt zu bezeichnen, dürfen wir uns hier nur kurz fassen. Kühne geht der venetianischen Kunst von ihren Wurzeln in ihre Verzweigungen nach, oder vielmehr, er steigt von den Zweigen zu den Wurzeln herab. Indem er aber den Wurzeln in die Klüften und Paläste nachgeht, überfliehet er diese merkwürdigen Bauwerke selbst nicht. Im Gegentheil, man kann die Markuskirche schwerlich anschaulicher beschreiben und ihre Bedeutung für Venedig geistvoller entwickeln, als wir es in seinem Buche (S. 43 fg.) finden. Der Mischung der Baustyle in Venedig, der Architektur des 17. und 18. Jahrhunderts geschieht Erwähnung. Auf diesen Besuchen, die eigentlich der Kunst gelten, fallen doch auch heitere Blicke auf das gewerbliche Treiben und auf das Volksleben, z. B. auf den Rialto, wo sie mit braunen Gesichtern sich in die rothen Gurken einbeissen, für einen Kreuzer schmelzen, lärmern, selig und witzig sind.

Ausdrücklich freilich bespricht Kühne die Werke des Pinsels. Man kannte bisher diesen Poeten und Kritiker weniger von Seite seiner Kunstkennerschaft, und es ist wahr, die eifrigsten Liebhaber der Kunst können Einen mit ihrer Besprechung von Bildern, die man nie gesehen hat und oft sein Lebenlang nicht vor Augen bekommt, in Verzweiflung setzen. Gewiß theilt auch Kühne in seinen Monologen viel von neugemachten Studien mit. Aber freilich, wie er es thut, ist die Sache. Diese Studien steigen nämlich lebendig aus der Anschauung des Reisenden, als augenblickliche Wahrnehmungen und Beobachtungen, und werden wieder zu Anschauungen für den Leser. Fasse man z. B. (S. 102 fg.) die Beschreibung und Erklärung des Bildes vom Martertode des heiligen Laurentius in der Kirche Maria assumta, um zu lernen, wie man sich in ein großes Werk der Kunst versenken muß und wie man von der Gewalt eines solchen gefaßt werden kann. Nachher freilich, wenn die überall versteckten Bilder, die bald genug einen solchen Forscher und Bewunderer wittern, sich in Menge zu ihm hervorbringen, um sein Herz und Urtheil zu gewinnen, kann der Nichtken-

ner, der nüchternste Leser, ein wenig verwirrt werden. Aber dann eben erfährt man auch wieder, wie frei in seinem Enthusiasmus der Blick des beschauenden Monologen bleibt, um bei Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes den Zusammenhang der Kunst selbst mit dem Leben und den übrigen Richtungen des Geistes nicht zu verlieren. Die geistreichsten Ansichten und Combinationen begegnen uns zwischen jenen Bildern. Wir können hier am Ort diese funkelnd eingesprengten Gedanken nicht alle herausheben und zu einem hübschen Schmucke aneinanderreihen. Einige müssen wir aber mittheilen, um das Buch durch sich selbst am besten zu charakterisiren. Vom Katholicismus heißt es (S. 107):

Im katholischen Christenthum ist Christus nicht. Es feiert die Wunder seines Kommens und Gehens und that Wege um seiner blutenden Wäyle willen, macht sich die Martyrerschichte seines physischen Leidens in getreuer Sorgfalt gegenwärtig; aber es kennt den lebenden Christus nicht. Den weissen Jesus von Nazareth, diesen Sokrates des Christenthums, und den wunderthätigen Propheten, der das Judenthum festhält, den alten Bund mit Kraft seines Geistes besiegelnd, diesen Jesus Christus hat der Mariendienst verdrängt; ihn hat erst der Protestantismus von neuem entdeckt und aus dem Tempelschutt der zerfallenen katholischen Heiligenbilder herausgeholt. Er gehört dem Protestantismus. Und der Maler dieses Christus ist Tizian.

Das Leben Tizian's zieht sich mit einzelnen Unterbrechungen durch Kühn's Kunstbetrachtungen. Man könnte auch diese zerstreuten Stellen ausheben und zu einem Lebensbilde des großen Meisters zusammenfügen, das vielleicht in der glänzenden Färbung des Stils an Tizian's eigenen Pinsel erinnern würde. Einen Überblick dieses reichen und langen Künstlerlebens gibt folgende Stelle (S. 116):

Er hat als unermüdlicher Knabe Bilder gezeichnet, er hat als träumerischer, als fanatisch entzückter Jüngling, als protestantisch denkender Mann, er hat noch als starrer, stolzer Greis gemalt, Pinsel und Palette geschwungen, bis das Zittern des Sterbens seine Hand gelähmt. Er hat in einem langen, weiten Leben alle Weisheit des Geschicks mit ruhiger Kraft überdauert; die Taune der Menschen hat ihn bald zum Gott erhoben, bald um Wüstenbilder willen verschmäht und verleugnet. Earmendes Glück mit seinem Schellenjubil hat ihn umflost und oft hat er doch einsam geseffen vom Gift der Weiber krank und bleich. Die Liebe hat ihm ihr Paradies verschlossen, er hat sich abkündig in ihre Schauer versenkt und sie dann wie Wollen von sich geschüttelt, die seine sonnebeglänzte Eitern geträbt. Er war verzagt gewesen, kleinmüthig über seine Künstlerherrschaft, als Mensch bis in den Tod betrübt, und dann wieder gotttrunken, jovialstark, aretisch. Und so auf dem Wellensuf des Lebens auf und ab, bei all diesen Schwingungen des Geistes, Bedungen der Seele hat er immerfort Bilder gemalt, gestreut, stetig, ruhig, groß und fest, immer nur mit den Stoffen beschäftigt, von den Objecten erfüllt, nur dann und wann unabhängig den Pinsel in sein eigen Herz tauchend. Sein eigenes Selbst verdrängt sich nur wie Shakespeare, gibt sich in seinen Bildungen nicht förmlich hin, wie Goethe.

Über diesen unsern Goethe führen wir zum Schlusse noch von S. 114 des Buchs einige treffende Worte an:

Mit Goethe hat Tizian zugleich die Unsterblichkeit der geistigen Empfindung gemeint. Goethe's Welt ist ein weites Gebiet, es liegt zwischen Shakespeare und Voltairre mitten inne, es grenzt südlich bis an Homer und Sophokles, nördlich bis an Milton und Ossian hinauf. Ein Epitaph des Menschenges-

chlechtes, ein Erbe der Weltgeschichte, hält er die Hände über die Schätze der Jahrhunderte gebreitet. Der deutsche Genius überflügelt Alles, indem er innerlich sich mit den Stoffen aller Menschenvelt vermählt. So hingegen herrscht er im 17. und sollte er darüber sein nächstes Vaterland verlieren.

Und hiermit sinken wir selbst und aus dem zauberten Venedig glücklich in den Mittelpunkt unsers politischen Vaterlandes zurückversetzt, und legen nun das liebe Büchlein „Sospiri“ in die Hände unserer Leser, in den Schoos unserer Leserinnen. In diesen „Sospiri“ werden sie keine Schmerzenslaute finden, sondern jenes frohe Aufseuffen eines liebevollen Herzens erkennen, das beim Anblicke des Verfalls politischer Größe sich nach den bleibenden Schöpfungen des Menschengesistes rettet.

H. Koenig.

Die Abkunft der Völkersämme im asiatischen Archipel.

Die Abkunft der verschiedenen Völkersämme im asiatischen Archipel ist eine der schwierigsten Fragen für den Forscher der menschlichen Geschichte. Schon die Alten hatten Kunde von den dortigen Bewohnern, und die Beschreibung jener Himmelsstriche muß weit über unsere Zeitrechnung hinaustragen. Im Allgemeinen ist man der Meinung, daß die Völker nur bunte Vorstellungen von diesen Ländern gehabt haben; wenn man aber Java ausnimmt, über welches Sir Stamford Raffles ein gutes Werk geliefert hat, so ist unsere Kenntniß nicht viel weiter gediehen, denn Sumatra, Borneo und Celebes sind noch größtentheils unbekannt. Und doch wußte schon Ptolemäus von der Insel Java und Herodot kennt sogar die granfamen Batta (Battak) in Sumatra. Einer Angabe nach lebt ein Volk in östlicher Richtung von Indien, welches er Padai nennt, das die Gewohnheit habe, seine nächsten Verwandten zu verzehren, wenn sie krank werden, damit das Fleisch nicht verderbe. Auch unter den Wildern herrsche der nämliche Gebrauch; auch alte Personen finde man nicht, weil sie sämmtlich vor der Zeit verschlungen werden. Diese Erzählung ist merkwürdig, weil sie mit den Sitten der Padai, wie sie sich selbst nennen, übereinstimmt, und sie Niemand anders als die heutigen Batta sein können, welche allein die Gewohnheit haben, Menschenfleisch unter solchen Umständen zu genießen.

Allgemein wird angenommen, daß der sanfte, ackerbauende Hindostaner über den asiatischen Archipel sich verbreitet habe, weil die Trümmer der dortigen Denkmäler den Charakter der indischen Baukunst an sich tragen und die asiatischen Inseln überhaupt noch Spuren einer frühe aufgeworfenen Cultur darbieten. Kann man den Forschern über die dortigen Alterthümer Glauben beimesse, so tragen die javanischen Städte, Klasse und Berge noch sanskritische Namen; den indischen Chakras, die Yugaperioden und Tagennamen findet man bis nach Palau hin, und die gelehrte Sprache von Java ist eine Mundart des Sanskrit. Dalton, der erst neuerlich bis auf 80 deutsche Meilen in das Binnenland von Borneo gedrungen ist, wo man nie zuvor einen Europäer erblickt hat, erzählt, daß er in jeder Felsenschlucht die Trümmer von Tempeln entdeckt habe, die ganz jenen gleichen, die er auch zuvor in Hindostan und Java gesehen und wovon er Zeichnungen zur Vergleichung mit sich führte. In der Landschaft Bagan habe er mehr von außerordentlicher Schönheit angetroffen, vollkommen mit der Urforn

*) Dieser Name wird in Europa hie und da irrtümlich Bati geschrieben. Die Indier haben die Gewohnheit, p und t wie b und d auszusprechen; daher der Irrthum. Laut dieser Erklärung, die dem Verfasser von einer in Indien geborenen und erzogenen Person mitgetheilt worden, hat der Name dieser Insel eine hohe Bedeutung.

auf der Küste von Koromandel und in Bengalen abwärtskam. Mehrere Hundert Böder von Getraide seien ihm vorgekommen, auch viele von Pfeffer, doch seien die letztern weit seltener, weil er vermuthet, daß die Eingeborenen dieses Metalls einschmelzen, um Ringe, Perlen und Schmuckdinge daraus zu machen. Viele unter den dort vorhandenen Vögeln und Thieren seien ziemlich gut erhalten, mit hindostanischen Inschriften versehen; aber eine größere Zahl sei durch die mohammedanischen Priester und ihre Anhänger zerstört worden, die gleich manchen kirchlichen Eifern nichts anderes als den eigenen Unsin zu dulden wöllen.

Von den Ueberresten dieser Rasse ist aber keine Spur mehr zu finden, und auch der Gottesdienst ist verschwunden, mit Ausnahme der kleinen Insel Pail, in der Nähe von Java, wo der Hindu-Kultus und Buddhismus nebeneinander bestehen. Als höchstes Wesen betrachten die Palinesen Brahma oder den Feuer-gott. Ihm zunächst steht Biskna, Gott der Flüsse, und Siggata, Beherrscher der Berge. Auch ist ihnen Rama bekannt, der von einer Insel hergekommen sein soll, die durch den Zusammenfluß des Yamuna und Ganges sich gebildet hat, dessen Zug nach der Insel Ceylon im Ramayana geschildert ist. Von ihren Tempeln werden noch über zwölf in der Nähe von Palikung und Singit angetroffen. Sie sind sämmtlich mit Erdmauern umgeben und enthalten nichts als Bilderschnitten, unter welchen man den Ganefas und die Götin Durga bemerkt, die aber hier nicht mit Schlangen umgeben ist, sondern auf einem Stierre sitzt. Das Verbrennen der Witwen findet noch häufig statt, beschränkt sich aber bloß auf die Frauen und Weisheitsfrauen des Königs, den Dienerinnen der Königin, den Priesterfrauen und den Frauen reicher Leute. Ihr Tod ist freiwillig. Man verbrennt sie mit den Leichen der Verstorbenen auf besonderen Holzstößen, welche mit Öl getränkt und mit Schwefel bestreut sind. Beim Absterben des Königs entschließen sich gewöhnlich 10—12 Frauen zum Feuertode, beim Absterben der Priester und reichen Leute nur zwei oder drei. Vor ihrem Tode werden sie in die verschiedensten Gewänder gekleidet, mit den zartesten Lederbissen genährt, und sie dürfen alle ersehnlichen Lustbarkeiten genießen. Außer diesen trifft man auch noch einige andere Gebräuche der Hindus unter den Palinesen an, in andern aber sind sie sehr von ihnen verschieden.

Aus welchem Grunde und mit welchem Rechte kann man aber schließen, daß diese Denkmäler und Gebräuche wegen hindostanische Colonien über den asiatischen Archipel sich verbreitet haben müssen, wie es Wahlen will? Das Verbrennen der Leichen war und ist auch noch bei vielen andern Völkern gebräuchlich, und die alten Karabern, Ispagier, Seten und Germanen haben auch ihre Witwen verbrannt. Um Colonien an überseefischen Gefilden anzulegen, muß man eine rege Schifffahrt voraussetzen, welche die ersten europäischen Seefahrer nirgend im Hindostan angetroffen haben. Im Gegentheil war es den Indiern verboten auf das Weltmeer sich zu wagen, und kein guter Hindostaner hat es je gethan, weil der Verlust seines Kastens, rechts und Charakters damit verknüpft war. Alle Gepahs versagten den Engländern den Dienst, sobald von einer Seereise die Rede war, erboten sich aber willig zu folgen, wenn man sie zu Lande dem Feinde entgegenführen wollte. Dies hat Sir Eyre Coote 1772 erfahren, bis die Priester die Befehle im Interesse der Weisen ausgelegt und die Gepahs bewogen hatten. Der nämliche Fall trat auch bei der Eroberung von Montithus ein; und als Warren Hastings im Parlamente angeklagt wurde, wollte man den Subadar*) der Prinzessin Durni Begum als Zeugen im England haben, allein es war vergeblich. Die Prinzessin selbst schwor nach Agra, daß, wenn der Subadar die Befehle machte, so würde sein Jüngling seinen Glauben nicht verlassen, weil er durch diesen Schritt seine Befehle und seinen Charakter verliere. Wenn man aber solche Strenge noch im 18.

Jahrhunderte bemerkt, wie muß sie früher gewesen sein, da doch gewöhnlich im Laufe der Zeit alle menschlichen Einrichtungen erschaffen? Zwar wird gesagt, daß dieses Verbot erst in neuerer Zeit erschienen sei; allein wann und wo ist es erschienen? Die Kasteneinteilung der Indier geht über dies alte Gesetzbuch hinaus; und wenn man annimmt, daß das Verbot noch der Einführung des Brahmanismus gemacht worden sei, so wäre es sonderbar, daß ein Priestergesetz die Verbindung des Mutterlandes mit den Colonien auf einmal gerissen und den einträglichen Verkehr zerstört hätte. Die Indier tragen manchen Forderkrang, und es ist gar nicht nöthig ihnen Schifffahrt anzubieten, die sie nicht befehlen.

Wären die Indier ein seefahrendes Volk gewesen, so mußten die Beweise bei Ankunft der Europäer klar vor Augen liegen; allein gerade diese Beweise sind es, welche fehlen. Auf Vasco de Gama's Aussage, daß er indische Handelsleute im Reiche Melinda, an der afrikanischen Küste, getroffen, kann man gar nicht gehen, weil er sie nicht kannte, von Indien noch keinen Begriff haben konnte, und weil diese mutmaßlichen Bananen in Indien geborene, fremde Blutverwandte sein konnten. Mehr Rücksicht verdient die Behauptung, daß es in Kalikut von Schiffen wimmelte, welche zum Theil jene von Vasco de Gama weit an Größe übertroffen haben, vergift aber zu sagen, wenn sie gehörten und wo sie hergekommen. Kurz, es ist mehr als erwiesen, daß die Indier zur damaligen Zeit zwar eine bedeutende Flussschifffahrt, aber keine Seeschifffahrt gehabt haben, und diese Eigentümlichkeit hat sich bis nach Birma hinüber erstreckt, wo heute noch die nämlichen Verhältnisse stattfinden. Auf den Inseln des asiatischen Archipels dagegen wurden ganze Flotten angetroffen, die dahin gehörten. Könige herrschten in Sumatra, die 500 Segel ausrüsten konnten, und Java hatte an 100 Kriegsschiffe. Magelhaens war erstaunt über die Schifffahrt und den Verkehr der dortigen Gewässer mit Siam und Anam und fast allen Theilen Ostindiens. Hier war der Handel mit fremden Waaren uralt, und selbst der König von Siam schickte seine Schiffe nach der Küste von Koromandel. Alle Gewässer des südlichen Asiens wurden befahren; der älteste Schiffsverkehrsverkehr des menschlichen Geschlechts hat aller Wahrscheinlichkeit nach hier begonnen.

Ganz anders aber wendet sich das Blatt, wenn man die ursprüngliche Bevölkerung des asiatischen Archipels in Ostindien sucht, wo geographische Lage, Sprache, Sitten und Gebräuche die Urewohner des Inselraums in jedem Winkel verblenden. Unter allen Völkern in den dortigen Himmelstreich sind die Kugigien die unterwürdigsten. Sie zeichnen vergangene Begebenheiten sorgfältig auf, und nirgend kannten so viele interessante Thatfachen gesammelt werden, als unter den Gelehrten von Kytie, Katakast, Wagu und Bont. Alle sind aber der Meinung, daß die dortigen Inseln von Siam, Sumbaja und Anam bevölkert worden, und daß Ostindien nichts dazu beigetragen hat. Diese Ansicht ist auch in der That so einleuchtend, daß man erst nach Europa kommen muß, um die einfachsten Dinge der Welt verwickelt zu sehen. Seit unbestimmten Zeiten besteht zwischen diesen Inseln und dem Festlande ein ausgedehnter Handel, und man hier gehen unaufhörlich Schiffe nach Mligidano (Mlagindanao), den Saluinseln, den nördlichen Theilen von Borneo und nach Celebes. Hunderte von Proas segeln beständig hin und her. Nach Mligidano segeln jährlich von Anam und Sumbaja 140 größere und kleinere Fahrzeuge, wovon jedes zwischen 50 und 500 Auswanderer hinüberbringt, die auf eine bestimmte Zeit sich verkaufen, um ihre Freiheit bezahlen zu können. Einer von den Oberhäuptern am westlichen Zweige des Sumbaja erhebt eine Abgabe von fünf Pfaffen auf jeden auswandernden Kopf, welche der Schiffseigenthümer bezahlt und bei Ankunft sich wieder erstaten läßt. Die Inseln Palawan und Mligidano sind außerordentlich bevölkert, und auf der ersten herrscht ein König, welcher mit dem Kaiser von Anam verwandt ist. Ungeachtet der gedrängten Bevölkerung in Palawan kommen doch alle Jahre 7—10,000 Men-

*) Subadar heißt Statthalter oder Statthalter, bedeutet aber auch Offizier unter den Gepahs.

schen von Anam herüber und verbreiten sich von hier über die andern Inseln aus. Im nördlichen Theile von Borneo ist die Bevölkerung ebenfalls groß, und von Cambaja kommen hier jährlich 500 Fahrzeuge an, welche an 50,000 Auswanderer herüberbringen. Hier ist also ein jährlicher Volksstrom von wenigstens 60,000 Menschen, welche bleibend die östlichen Theile des Archipels überziehen. Zwischen den Bewohnern von Anam und Cambaja und jenen des Archipels herrscht auch die größte Ähnlichkeit in der Gestalt, Sprache, den Sitten und Gebräuchen. Die Sprache von Anam wird in Palawan und Nigibano gesprochen, weiter gegen Abend aber ist sie mit jener der Bugiesen vermischt. Im nördlichen Theile von Borneo ist die Mundart von Cambaja sehr gebräuchlich; allein die bugiesische Sprache ist von allen andern verschieden, in ihrer Reinheit aber nur in Bont und Bagu zu Hause. Mehrere andere Mundarten sind aus der Vermischung nördlicher und östlicher Einwanderer entstanden und können auf Celebes, Java und Sumatra nachgewiesen werden. Im westlichen Theile von Neuguinea wird auch die Bugiesensprache verstanden, und alle tragen Spuren von arabischen Wörtern, die sich jedoch bloß aus Religionsgegenständen beziehen. Dagegen ist zwischen den Javanesen, Sumatranern und Hindus nicht die mindeste Ähnlichkeit zu finden; Sitten und Gebräuche haben nicht die geringste Uebereinstimmung, Körperbau und Gesichtszüge weisen die Abkunft nicht nach, und zwischen der Sprache besteht keine Verwandtschaft. Wenn also Sumatra und Java in uralten Zeiten von Indern bevölkert worden sind, so sind sie auf näherem Wege als durch eine lange Seefahrt dahin gekommen, und es ist wahrscheinlich, daß es bloß mit ihnen verwandte Volksstämme waren.

Genau betrachtet müssen die Bewohner des asiatischen Archipels aus drei verschiedenen Volksströmen entstanden sein. Der erste fällt in die frühesten Zeiten des indischen Alterthums. Die alten Indier betrachteten den nördlichen und mittleren Theil ihres Landes, vom Himalaya bis an die südlichen Berggruppen des Hindhya, als den eigentlichen Kern und Urboden ihrer Vorfahren. Daraus geht hervor, daß das ganze Thalgebiet des Brahmaputra zu Hindostan gerechnet würde, das zunächst an Hinterindien streift. Von hier, am Südrande des Himalay, wälzte sich die Urwelt östlich und bedeckte die Halbinsel jenseit des Ganges mit einem Menschenstrom. Ist diese Behauptung richtig, so muß sie sich aus den ältesten Denkmälern ergeben.

Zu den ältesten Denkmälern der Indier gehören die Felsentempel, unterirdische Werke von außerordentlicher Macht und mit Staunen von allen Reisenden bewundert. Man findet sie schon diesseits des Indus in Damian, und sie erstrecken sich bis in den tiefsten Süden hinab. Dahin gehören die Grotten auf der kleinen Insel Ceylon bei Bombai, die Höhlen von Kinnari und der Tempel zu Ellore. Alle diese Wunderwerke sind bekannt; sie abermals zu beschreiben, wäre nutzlose Wiederholung. Weniger bekannt aber dürften die ähnlichen Werke am Dah, Syeng und Salwin in Maulmain sein, über welche Ralcolin erst kürzlich berichtet hat. Das ganze Gebiet oberhalb Maulmain besteht aus angeschwemmtem Boden, und die Felsen bestehen hauptsächlich aus blauem Kalkgestein. Kleine Berge, welche stockförmig der Erde entsteigen und 5—600 Fuß hoch sind, setzen Fingerhaken nicht eben sehr unähnlich, weil sie an ihrer Grundlage nur wenig breiter als auf dem Gipfel sind. Bäume und Staudengewächse bedecken die Seiten und über sie hinweg ragt in der Mitte ein senkrechter Felsen hervor. Weiße Pagoden sind auf diesem Felsen hier und da erbaut, wo man fast nirgend eine Stelle zum Hinaufklettern bemerkt. Viele von diesen Bergen enthalten Höhlen, welche künstlich ausgegraben sind. Riesenhafte Säulen scheinen das über ihnen schwebende Haupt des Berges zu tragen, während künstliche Wurzeln die auffallendsten Gestalten an sich tragen. Zwanzig englische Meilen oberhalb Maulmain liegt eine solche Grotte um Salwin, welche am Fuße des Berges betreten wird, der hier senkrecht abgeschnitten ist. Der Eingang führt durch eine starke Mauer von gebrannten Steinen und bildet eine große Vor-

halle. Die Halle ist mit Bildern aller Art reichlich gefüllt, und im eigentlichen Heiligtum überragt die Arbeit alle Beschreibung. So überraschend ist dieser unterirdische Tempel mit Statuen, frommen Herbergen und kleinen Pagoden angefüllt, daß ein Schiff von 1000 Tonnen die Bilder allein nicht laden könnte. Auf der äußern Fläche des Berges stehen Statuen von Sandamas in jeder Größe, bis zu einer Höhe von 90 Fuß hinauf. Fast jedes hervorstechende Felsenstück trägt ein vergoldenes Marmorbild, und die Arbeit, die hier verschwendet worden, ist unglaublich.

Vergleicht man endlich die Pagoden und Tempel in Birma und Siam mit jenen der Hindus, so weiß man nicht, welchen von beiden der Vorzug gebührt. Es ist ein Guß, ein Gieß, welcher beide geschaffen hat. Eine kleine Stunde von Rangun liegt die berühmte Pagode Schudagong. Sie ist auf einem Hügel gebaut, welcher terrassenförmig gebohrt worden. Kleinere Pagoden, fromme Herbergen und Klöster umgeben dieses Prachtwerk, das auf einer Grundfläche von 90,000 Quadratfuß ruht. Von der Stadt Rangun führen zwei Hauptstraßen nach dem Hügel, welche zu beiden Seiten auf 20 Minuten Wegs mit den schönsten Pagoden besetzt sind, die fast jener von Schudagong an Größe gleichkommen. Aber das Wunderwerk selbst ist Schudagong. Seine Spitze reicht in die Wolken, seine goldenen Seiten blenden unter der Strahlenbrechung der asiatischen Sonne. Um die Pagode herum stehen prächtige Herbergen, gothische Grabmäler, riesenhafte Löwen und Krüge, Stützenbilder, Sphynx und Wächter. Überdies stehen noch in Rangun selbst über 500 Pagoden, die mehr Raum einnehmen, als der ganze übrige Theil dieser unansehnlichen Bambusstadt. Gleich bemerkenswerth ist die große Pagode von Pegu, mit ihren 100 vergoldeten Thürmen — ein Goldwald in der Ferne. Vom Gipfel bis zum Fußgestelle ist das Gold dicht aufgetragen, obgleich ihre Höhe 360 Fuß beträgt. Pagan soll im J. 107 v. Chr. gegründet worden sein. Die Stadt ist verschwunden, nur Pagoden und Tempel bezeugen noch ihre ehemalige Größe. Auf mehrer Stunden im Umkreise ist das Land von ihnen bedeckt, und in geschichtlicher Beziehung sind sie merkwürdig, weil die Tempel offenbar neuerer Bauart sind und mächtige Hallen mit Bogengängen und prächtigen Gesimsen bilden. Hier soll Arahon, ein buddhistischer Priester, im 9. Jahrhunderte das Wort der Belehrung begonnen haben, und aus dieser Zeit scheinen auch die Tempel herzustammen. Ava ist fast ebenso reich an Pagoden als Pagan, und enthält eine unglaubliche Menge kostbarer Bilder in Giebeln, Marmor und gebrannten Steinen, von ausgezeichnetester Arbeit. Die große Pagode in der Nähe Sagatung misst 1000 Fuß im Umkreise, ist 170 Fuß hoch, und jene von Umerapura wäre noch größer geworden, hätte man sie vollendet. Man kann sich einen Begriff von diesem Werke machen, wenn man bedenkt, daß die dazu bestimmten Löwen 90 Fuß hoch sind. Die Glocke war ebenfalls fertig, und soll ein Gewicht von 320,000 Pfund haben. Diese Pagode hätte der Anlage nach die meisten ägyptischen Pyramiden an Größe übertroffen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Von Poujoulat, einem der Autoren der „Correspondance d'Orient“, erscheint in Paris eine „Histoire de Jérusalem“, ein „tableau religieux et philosophique“, worin folgende Hauptgegenstände abgehandelt sind: Einzug der Hebräer in Kanaan, ihre Schicksale unter den Königen, ihr Geist und Charakter; Jesus Christus; die Stiftung und die ersten Jahrhunderte des Christenthums; die Wallfahrten und die Gründung des französischen Königreichs im heiligen Lande; die Herrschaft der Muselmänner bis auf unsere Tage. Der erste Band ist erschienen, der zweite wird nächstens folgen. Das Werk ist mit zwei schönen Stichen geschmückt und mit einer Karte versehen.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 11.

11. Januar 1842.

Die Ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von A. Batornicki. Leipzig, Weber. 1841. 8. 1 Thlr.

Der Übersetzer theilt uns über diese wunderbare Dichtung nur so viel mit, daß sie, ein Erzeugniß der neuesten polnischen Literatur, in dieser ein so großes Aufsehen erregt habe, daß sie in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte, und noch jetzt als eine gewissermaßen räthselhafte Erscheinung viele Polen beschäftigt. Über Titel und Tendenz weiß er nur so viel zu sagen, daß diese polnische „Ungöttliche Komödie“ mit der italienischen göttlichen nur das gemein habe, daß in beiden von stürmischem Anfang und Mitte ein himmlisches Ende herbeigeführt werde, während sonst Dante's „Komödie“ die Welt nach dem Tode zum Schauplatz habe, in dieser hingegen die dramatischen Personen Menschen dieser Erde seien, mit ihrem irdischen Wahne, ihren Hoffnungen, Leidenschaften, Täuschungen, und der Erbsünder nur im Hintergrunde sich zeige. Er meint, der leitende Gedanke des Dichters sei, daß von den irdischen Interessen unserer Zeit ein jedes noch so hohe immer in einem höhern aufgehe und daß endlich dem wahren Christenthume Alles subordinirt sei. Eingekleidet werde diese Stufenleiter in einen Kampf, nämlich den des subjectiven Gedankens mit der objectiven Wahrheit. Der subjective Gedanke sei der innere, in der Wirklichkeit nicht vorhandene Gedanke, die Ahnung oder die Erinnerung des Dichters, welcher zugleich der Mann, der Held des Dramas ist. Dieser als seine Poesie sei die seines blinden, frühreifen Knaben Georg, dem die Außenwelt nichts ist und der in seiner innern Welt den Tod kennt seit der Geburt u. s. w. Der Übersetzer wünscht über diese räthselhafte Dichtung auch die Meinung eines Deutschen zu vernehmen.

Räthselhaft ist diese „Komödie“ allerdings, d. h. dunkel in den Motiven, bruchstückartig in der Ausführung, eine Vision in der Lösung oder Nichtlösung. Von erschütternder, aufregender Gewalt; aber von keiner Befriedigung. Von einem dichterischen Geiste geboren, gefaßt, aber in der Ausführung läßt sich der Dichter nur hier und dort blicken. Zur dichterischen Klarheit, zur höchsten Höhe dichterischer Anschauung ist er nicht durchgedrungen. So objectiv er die Dinge zu fassen, die Menschen zu gestalten versucht, er ist und bleibt, befangen in seiner eigenen Ideenwelt. Der psychologische und metaphysische Cha-

rakter, den der Übersetzer dem Werke vindiciren möchte, dürfte doch der mindest intendirte, der am unklarsten ausgesprochen, wenigstens der sein, der im Erfolge von dem subjectiven Ergüssen des Hasses und der Verachtung, welche den Verf. inspirirt, ganz überschüttet und überwältigt wird. Wir wollen diese Erklärung des Übersetzers daher ganz bei Seite lassen und zu dem positiv politischen Elemente übergehen, welches doch das Fundament, der Hebel, die Seele des ganzen Gedichts ist. In dieser den Dichter überwältigenden Intention geht der psychologische und auch der dichterische Faden unter.

Der Übersetzer gibt uns die Erklärung, daß der Autor, seiner äußern Stellung nach, der Partei der Aristokraten angehört. Er sei ein Graf, dessen Name wohl bekannt unter seinen Landsleuten sei, den zu nennen aber die Discretion ihm verbiete. Er trete in diesem Gedichte handelnd auf für das Princip seines Standes, das in seiner Ansichtswelt der Poesie nicht ermangele und dem manche glänzende Seite nicht zu versagen sei. Während ihn hindern, von der einen Seite, der große Haufe seiner Standesgenossen, ein Ekel erregender, an veralteten Vorurtheil festhaltender Pöbel neben ihm stehe, trete ihm gegenüber der revolutionnaire Sansculottismus auf. Es gibt zwischen beiden einen Kampf, auf Tod und Leben. Das Gebäu des Adels stürzt unter dem schlachtenden Messer des Jacobinismus, aber um es ganz zu vertilgen, sei Einer nöthig, der die Leidenschaften zu zügeln, seinem Willen unterzuordnen versteht. Dieser Eine, das notwendige Ergebnis jeder socialen Umwälzung (?), einer jeden Bergregierung, der Pankratius, besiegt auch den Mann, da er ihn nicht zu beugen vermag; er steht auf dem Gipfel seiner Bahn, er hat sein Tageswerk vollbracht. Da erbarme sich denn der zerstörten, wiedergemeßelten Welt das Kreuz, und des Galiläers bleibe der Sieg.

Diesen Ideengang wird sich der Leser denn wol selbst herauslesen; denn nachdem der Dichter die politische Bahn seines Helden einmal betreten, ist der Weg ziemlich klar und deutlich, das Räthsel hört auf Räthsel zu sein und der Übersetzer hätte sich die Mühe dieser Erklärung ersparen können. Wir vermiffen vielmehr den Wegweiser, der aus dem ersten Theil in den zweiten weist, die Motive zu den Handlungen in diesem, welche doch in jenem angedeutet sein müßten. Wir vermiffen den Zusammenhang,

die Nothwendigkeit. Und das Gedicht selbst bleibt ihn uns schuldig. Der erste Theil, die Privatangelegenheiten wenn man will, die Familienzustände, der Seelenproceß des Individuums ist da, dichterische schöne Würfe, nur keine Klarheit, keine Individualisirung, kein Nachweis, warum es so sein und werden muß. Im zweiten Theile wird dies Individuum in die großen Weltkämpfe hineingeschleudert, man weiß nicht recht wie, und noch weniger, woher und warum sie da sind. Kurz, sie sind da und das Individuum, der Mann, findet darin seine Rolle, nicht eine Rolle, welche aus seinen früheren Seelenzuständen, dem geistigen Entwicklungsproceß nothwendig und daher bedingt erscheint, sondern er handelt, schlägt zu und opfert sich als Aristokrat, nicht durchdrungen von der Überzeugung einer Nothwendigkeit oder ewiger Gültigkeit des Adelsinstituts, sondern weil der Zufall ihn als Aristokraten ließ geboren werden. Wir wissen hier, wo wir sind. Wenn auch nicht die Personen, kennen wir doch die Partien. Bei der vagen Auffassung ist es dem Dichter doch nach Möglichkeit gelungen zu individualisiren und seine Gruppen plastisch darzustellen. Er und somit auch sein Held sind nicht deutsche reflectirende Naturen. Die Parteien demonstrieren nicht ihr Recht, sie handeln; es geht Schlag auf Schlag, und er weiß, ohne uns für eine Person Liebe einzusößen, — denn auch seinen Mann können wie in seiner Consequenz nur achten, wir werden von seiner spröden Natur nicht gefesselt — das Interesse für alle in Spannung zu erhalten. Der Becher wird bis auf den letzten Tropfen geleert, und, nachdem er umgeköpft ist, wissen wir, wie wir dran sind. Seine politische Tendenz ist uns kein Räthsel mehr.

Wohl aber ist uns etwas Anderes räthselhaft. Möglich, daß irgendwo ein Aristokrat — aber meines Erachtens müßte es immer ein germanischer Aristokrat sein, wenigstens einer aus einem Lande, wo die Ideenwelt über die reale sich zu erheben Kraft hat —, möglich, daß ein Aristokrat sich demassen in Begeisterung einstimmen kann für den Adel und die Feudalformen des Mittelalters, daß er, geblendet von der Schönheit und Ehrwürdigkeit derselben, das Vergänglichke für etwas Ursprüngliches, von Gott Gegebenes, Ewiges erkennt. Ja, wie geben zu, er mag es ethisch, ohne alle selbstliche Beimischung meinen. Er mag so dichterisch dafür durchgläht sein, so fanatisch entzündet, daß er darüber vergißt, wie diese Formen nicht von Uraufgang waren, daß andere schöne und ehrwürdige Staatsformen, völlig durchgebildet, ihnen vorangingen, und daß dasselbe Verderben, was jene, nach den Gesetzen der Natur, als sie fertig waren und faul wurden, anfraß und vernichtete, auch über diese kommen muß. Aber ich begreife nicht, wie gerade ein Volk dazu kommt. Ich meine ein Volk, als solcher ohne Beachtung der Gegenwart. Polen, das Land, wo alle statischen Elemente in der wildesten, ungezügeltsten Naturkraft sich durch seine ganze Geschichte lebendig erhalten, Polen ist nie vollkommen vom Geiste des Mittelalters durchdrungen gewesen. Nur einzelne Stadien desselben sind in das statische Blut eingebrungen, die Macht und der Glanz der Kirche, der Geist der Ritter-

lichkeit. Aber das Element der Ordnung, diese Pyramidenform des Feudalismus, hat hier keine Wurzel gefaßt. Kaum daß die Frömmigkeit gothische Dome gebaut, deren doch keiner mit dem Jahrhunderte aushaltenden Riesenfließ der germanischen Völker den Vergleich aushält. Wo sind die gothischen Königsschlösser, die hohen Rathshäuser, die Feudalbürgen des germanischen Mittelalters? Wo der Glanz der Fürstentrone, die Macht der Städte, wo selbst der Lebensverband, der das deutsche Mittelalter als mächtiger Lebenskern durchdrang? Von den tausendfachen künstlichen Gliederungen und Subordinationsketten, die oft den Hohen wieder zum Lebensträger des Niedrigen machten, nichts als die Sonderung zwischen Herrn und Sklaven, das wilde, alte, rohe Naturverhältniß, kaum durch Gesetze gemäßig, geordnet; und wo das Gesetz mächtig werden wollte und Grenzen ziehen, zertrat und zerriß es die Gewalt. Hätten und auch Schlösser von Holz und Lehm, Schanz und Pracht, Verschwendung und Armut, unumschränkte Gelehrte, Diner Niemandes als ihrer Leidenschaft, Leibeigene, die die Sohle des Herrn trafen: — das sind Zustände, die auch gelobt und geklagt werden, die auch ihr Poetisches haben mögen. Aber daß von daher die gute alte Zeit des Mittelalters einen solchen Fürsprecher gewinnen konnte, kann nur befremden.

Sei es. Aber daß ein Volk in der Gegenwart, ein Volk, der auf den Trümmern seines Vaterlandes sitzt, zu dem seine blutende, zerrissene Nationalität ihre Stauffen aufschickt, daß ein Dichter unter den heutigen Völkern gerade von diesem Thema sich begeistert führt, ist mir viel räthselhafter als die räthselhafte Dichtung selbst. Wüßte, zühnehtischender Adelmuth, Lebensmuth und Todesverachtung, Menschenhaß und die Lust, was krebt und was bekräht, zu vernichten, das kann ich mir denken. Aber daß ein polnischer Graf aus allen diesen entsetzlichen Kämpfen, denen sein Vaterland endlich definitiv erlag, keine andere poetische Anschauung gewinnt und sich zu keiner andern poetischen Aufgabe inspirirt fühlt, als über den Untergang der alten Staatsformen, die Vernichtung des Adels und den Sieg des Sansculottismus zu klagen, das begreife, wer es begreifen, das erkläre, wer es erklären kann. Wenn etwas heilig ist, was ist ihm denn mehr heilig auf Erden als das Vaterland. Er, der Verf., ist freilich nicht so Dichter als Mickiewicz, der, trotz seines blutenden Herzens, sich über die Leichenhaufen und Brandstätten hinausschwingen kann zu heilern Höhen und in plastischer Ruhe die Eigenthümlichkeiten seines untergegangenen Volkes wieder reproduciren mag. Er, der Verf. der „Komodo“, muß, ein anderer Dyrus, seinem Schmutze in subjectivem Feuerhauch Luft machen; er vorzieht blutige Dyrone, aber woher? Daß es überaus so in der Welt hergeht. Daß das Hohe, Große, Schöne, Ehrwürdige, Eigenthümliche untergeht; daß es dem Blutdruck des Goldmuth, dem Hunger der Gemeinheit, der Verschlingung der allgemeinen Bildung erliegen muß. Das nehme ich eine Emancipirung des Geistes über die Nationalität. Wir Andern müßten, wenn ein Volk dichtet, wie dieser, d. h. mit diesem Gefühl, mit diesem völkischen Schwerm,

dann mußte die Warte Warte werden und der Buchstabe brennen. Nicht, nichts von Klagen, nichts von Weh-
zern, keine Verzeiwelung über sein Volk, sein Land. Es
ist Alles voraussgemeinert, es ist aus dem Polen ein Mensch
geworden und ein rein aristokratischer Mensch. Aber
erklärt war: das feine Batwandes Tobeswunde, davon
ging Polen unter, daß das Kriegerthum den Adel über-
gipfelte, der Pöbel über die Guten und Edeln den Sieg
davontrug? Die Geschichtsbücher, die ich nachschlage,
sagen: davon nichts. Es steht dort geschrieben, daß im
Augenblick der höchsten Gefahr, als die Frage auf Sein
und Nichtsein stand, der Reichstag den Antrag auf Auf-
hebung der Leibeigenschaft ablehnte. Da blickten sich die
Deutschen, die es in den Zeitungen lasen, unglaublich an.
Sie meinten, es sei eine hochste Erfindung. Andere
aber, die die polnische Nation kannten, schüttelten weh-
müthig den Kopf und sprachen, es ist wahr und wird
ewig so sein, und sie sprachen: der Reichstag hat auf
neue das finis Poloniae gesprochen.

(Der Bericht folgt.)

Die Abkunft der Völkerstämme im asiatischen Archipel.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

Von Siam nach Siam haben sich mit dem fortwährenden
Vollkommen die nämlichen Denkmäler verbreitet. Schomons
„Beschreibung von der Stadt Indu“ (Ayutthia) ist vom Jahre
1686. Er nennt sie „die schönste Hauptstadt des Reichs,
voller schöner, und mehr als 300 Tempel und Klöster; welche
alle über die meisten künstlich erbaut; mit einer großen Anzahl
vergoldeter Thürme, Pyramiden und ungläublicher Menge Bilden
aus allerlei Stoff gegossen sind“. In einem solchen Tempel
habe er über 500 Bilden gesehen, die von Fuß auf ganz
vergolbet waren; und in einem andern, nicht weit von der hollän-
dischen Factori, sei ein sitzendes Bild, dessen kleinster Finger
so dick gewesen sei als ein Mann um den Leib. Selbst sitzend
habe es oben im Tempel angeköpft. Der einzige Unterschied,
welcher in der Bauart der Siamesen und Birmanen gefunden
wird, besteht darin, daß die Birmanen alle Kunst auf Pagoden
und Klöster verwenden, während die Siamesen ihre Ausge-
bung in Tempeln und Kapellen suchen. Im Kaiserthum Anam
haben die stolzen Denkmäler der indischen Welt auf, obgleich
dem Anschein nach ein Hindustamm bis in das Gebirgsland
von Champa gedrungen ist und eine besondere Mundart bis-
her beibehalten hat. Uebrigens hat der Buddhismus in Anam
nur schwache Fortschritte gemacht; dagegen ist er in Birma,
Siam und Siamboja in voller Kraft. Die Gebirgslette, welche
Gochingina von Siamboja scheidet, scheint auch die Scheidewand
zwischen dem hindostanischen und siamesischen Volksleben geblie-
ben zu sein, und in der Mitte der östlichen und westlichen
Hälfte der Halbinsel von Hinterindien fließen die Lehren von
Buddha und Confucius zusammen. Der Trümmer altindischer
Denkmäler in Boeneo ist bereits gedacht worden, und jene von
Java werden von allen Reisenden mit Bewunderung betrachtet.
Die Abkömmlinge sind dort meistens von Rindern, über sieben
Ellen hoch, und aus einem Stocke geformt. Achtehn riesen-
mäßige Wächter führen zu der geweihten Stätte von Chandi-
kon. Das Ganze besteht aus 100 kleinen Tempeln, in deren
Mitte der größte emporragt, auf dessen Stufen Ephyne, das
Gefährt, hoch oben, stehen.

Wie endlich ein Blick auf die Sprache geworfen, so ist
es anerkannt, daß das Pali mit dem Buddhismus sich ver-
breitet hat und auf diese Weise nach Hinterindien und dem Archi-

pel gekommen ist. Burnouf und Lassen haben die Palsprache
als die Mutter des Sanskrit bezeichnet; und da sie als die
Religionschrift des Buddhismus zu betrachten ist, so läßt sich
auch erklären, wie sanskritische Wörter in jenen Himmelsreichen
vorkommen können. Deutzutage sind die Sprachen der Siamesen,
Siamesen und Siamesen (Siam) im Wesentlichen ein-
ander gleich, welche unter ihnen aber die ursprüngliche ist, kann
noch nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Die Sprachen von
Birma und Siamboja sind vielsyllbig, jene von Siam und Anam
einsyllbig. Was aber in den beiden letzten Mundarten auf ge-
wöhnliche Ausdrücke und religiöse Begriffe Bezug hat, stammt
aus dem Pali her, welches ebenfalls vielsyllbig ist. Diese Aus-
drücke werden jedoch gewöhnlich abgekürzt, indem man beide
Endsyllben in eine Sylbe zusammenzieht. Selbst die Schrift
der Siamesen ist nur wenig vom Pali verschieden. Was in
der siamesischen Sprache außer den bezeichneten Ausdrücken als
vielsyllbig erscheint, ist Zusammensetzung, wie z. B. namta, von
nam, Wasser, ta, Auge. Die birmanische Sprache ist außer-
ordentlich einfach und wird leicht geschrieben. Druck und Hands-
chrift sind gleich. Sie hat 11 Selbstlauter und 33 Mitlauter.
Der vielsylligen Zusammensetzungen wegen braucht man zum
Drucke fast 1000 Charaktere. Alle rein birmanischen Wörter
sind einsyllbig und kommen meistens aus dem Pali her; und
diese Sprache scheint überhaupt den Grundstein der verschiedenen
Mundarten von Hinterindien zu bilden.

Aus diesen Betrachtungen ist es erlaubt zu schließen, daß
in grauer Vorwelt die Hochgebiete des Indus, Ganges, Brah-
maputra, Irrawaddy, Mekong u. s. w. von einem in der Cul-
tur weit vorgeschrittenen Volke bewohnt waren, das sich von Hin-
terindien, am Westrande hinab, über die Inseln des Archipels
verbreitet hat; und es ist gar nicht nöthig, hindostanische Colo-
nisten in diesen Gewässern zu erkennen, da hier die Inseln fast
mit dem festen Lande zusammenhängen und der Völkerstrom
seinen natürlichen Weg hier allein gefunden hat. Von diesen
Völkern kennen wir weder Namen noch Zeit, weder ihr sittli-
ches noch politisches Leben; aber man kann mit Recht als eine
Hauptperiode dieser Wanderung jene bitteren Tage der Mel-
lengonischen betrachten, die sich zwischen dem Behnwalismus und
Buddhismus entsponnen haben. Ist diese Ansicht gegründet, so
dürften die späteren und beträchtlicheren Völkerzüge wol mit dem
2. oder 3. Jahrhunderte v. Chr. begonnen haben, da nach den
heiligen Büchern der Siamesen, die wir als die nächsten Nach-
barn betrachten müssen, Buddha ungefähr um das Jahr 600
geboren wurde. Das historische Auftreten Buddhas, oder sein
Buddhwerden, fällt in sein 25. Jahr und die Dauer seines
Wirrens wird auf 45 Jahre bestimmt, nach welcher Zeit er mit
600 seiner Priester in ewige Vernichtung eingetreten ist. Dies
bedeutet seinen Tod in das Jahr 546 v. Chr., während die
Siamesen ihn in das Jahr 544 und die Siamer in das Jahr
542 setzen.

Der zweite Völkerstrom, welcher Hinterindien überzog,
kam aus dem nordöstlichen Asien herein und bestand haupt-
sächlich aus Mongolen. Dieses Volk wird bekanntlich zur gel-
ben Menschenseite gerechnet, und ihre Gesichtszüge sind überall
in Hinterindien und im Archipel zu finden. Sie unterscheiden
sich durch kleine Statur, einen untergeordneten, sehr muskelhaften
Körperbau, gelbliche Hautfarbe, schwarzes Haar, einen fast vier-
eckigen Schädel und eingedrückte Nase, mit flachem, breitem,
fast bartlosem Gesichte. Diese Kennzeichen sind auch den heu-
tigen Siamesen eigen. Sie haben einen mehr oder weniger
viereckigen Schädelbau, sind antroch, etwa vier Zoll kleiner
als das Mittelmaß der Europäer, und zeichnen sich durch eine
gerade Nase und wulstige Lippen aus. Ihre Farbe gleicht
in der Jugend der hellen Malattensfarbe, wird aber mit dem
Alter dunkler. Eine blaue, gelbe Farbe ist ihr Stolz; und von
der Königin bis auf die Kinder herab sieht sich die weibliche
Bevölkerung an. Diese Vorliebe für die gelbe Farbe ist im
jüngsten Archipel zu Hause. Die Frauen sind schwarz, der Bart
nur auf der Oberlippe dicht, am Kinn aber ist er sehr dünn

gest. Die Siamesen sind von der nämlichen Beschaffenheit, und eben dahin gehören auch die Völkersämme, welche das Innere der asiatischen Inseln bewohnen. Dieser Mongolenstamm, wovon einzelne Nebenstämme durch barbarische Gebräuche sich ausgezeichnet haben, muß an die Stelle der garten Hinduroer getreten sein und diesen Völkersamm unterjocht haben. Ein Theil der Mongolen zog wahrscheinlich am Irrawaddy herab, ein anderer durch Siam und Anam. Von ihren barbarischen Gebräuchen zeugen noch die Dymts in Borneo, die Batta auf Sumatra und die Menschenopfer auf andern Inseln. Die Götter Kali, mit dem Halsbande von goldenen Schellen, hat sich in den Dymts auf eine furchtbare Weise verewigt und neben Spuren einer höhern Cultur das Schäßige mit dem Nützlichen vereint. Auch in andern Gewohnheiten und Gebräuchen herrscht eine große Uebereinstimmung zwischen den Bewohnern von Hinterindien und des Archipels. Das Siegel der ehelichen Verbindung ist der Gebrauch, das Braut und Bedächtigam aus einer Schüssel essen, und dieser Gebrauch erstreckt sich bis nach China hin und ist auch bei den Dymts zu Hause. Die Hahnengesichte, an welchen die Birmanen, Siamesen u. s. w. so große Freude haben, sind auch Lieblingsbelustigung der meisten Bewohner des Archipels geworden, und in den übrigen Gebräuchen herrscht große Ähnlichkeit.

Demnach wäre der zweite Völkerstrom in jenen Himmelsstrichen aus mongolischen Stämmen entstanden, die einen höhern oder niedern Grad der Cultur erreicht hatten, aus welchen zuletzt die Malaien sich entwickelt und verbreitet haben. Sie sollen von den Molukken nach Celebes, Borneo und Sumatra gekommen und zuletzt auf die Küsten von Hinterindien gebrungen sein. Ihr Name wird von mala, bringen, und aya, Holz, hergeleitet; und wenigstens so viel ist gewiß, daß die Malayusprache auf den Molukken am reinsten gesprochen wird. Die Halbinsel von Malakka (Zana Malayu) ist jetzt ihr Hauptsitz; aber sie schwinden zusammen und nirgend haben sie eine bleibende Stätte. Bis in die letzten Zeiten herab, haben einige Vagabundherrscher über einige Malaienstämme geherrscht, von welchen sie immer als Sklaven betrachtet werden. In 24 so genannte metallische Königreiche sind auf der Halbinsel von Malakka zu finden, wovon fast jedes mehre Stämme zählt. Sorimenant ist sogar von 12 Stämmen bewohnt, und Schilabu zählt über vier. Manche darunter bestehen kaum noch aus 2000 Seelen. Von den Malaiennegern, die sich von Malakka bis nach Merqui verbreiten, gibt es wenigstens fünf Stämme, ihre Zahl aber dürfte nicht über 2000 betragen. Sie stehen tiefer als die Malaien und wohnen in Felsenklüften und auf Bäumen. Der Wirtwart aber die nähere Abkunft der verschiedenen Völkerschaften im asiatischen Archipel wird sich hoffentlich aufklären, sobald wir die Wörterbücher von den dortigen Stämmen besitzen, an welchen Dr. Brown schon seit Jahren in Siam arbeitet.

Noch muß hier das Pferd betrachtet werden, das dem Menschen in seinen Wanderungen gefolgt ist und offenbar dazu dienen kann, die Richtung der vorwaltenden Völkerzüge zu bezeichnen. Hinter dem Brahmaputen erreicht das Pferd seine gewöhnliche Größe nicht mehr. Sobald man Hindostan verläßt und nach Birma hinüberzieht, wird es beträchtlich kleiner und gelangt nur selten zu einer Höhe von 13 Fuß, obgleich es im übrigen lebhaft und gut gebaut ist. Man gebraucht es nur im Kriege, nie zum Ziehen und selten zum Tragen von Lasten. Weiter gegen Süden und Südosten hinab, in Sav, Siam und Cochinchina, wird es noch kleiner und selten zum Reiten gebraucht. In Malakka werden gar keine Pferde gefunden, weil die Malaien ein Amphibienleben führen und diese Thiere wahrscheinlich seit ihrer Ankunft verschwunden sind. Dagegen hat das Innere von Sumatra zwei stammverwandte Rassen der Birmanenpferde, die jedoch noch etwas kleiner geworden sind, und in Java werden sie in großer Zahl angetroffen und häufig zum Reiten gebraucht. Pali und Lumboc haben noch schlech-

tere Pferde; aber Sambawa besitzt zwei Rassen, welche zu den geschäftigsten des Archipels gehören. Nach Sambawa wird das Pferd noch in Flores und Limor gefunden, wo es seinen höchsten Wohnort erreicht. Auf den Molukken sind keine Pferde; dagegen werden sie wieder zahlreich auf Celebes, und hier wird auch die beste Race im Archipel gefunden. Die Eingeborenen gebrauchen sie zur Jagd und im Kriege, und sie sind als gute Renner bekannt. Zuletzt finden wir das Pferd noch im nordöstlichen Theile von Borneo und auf den Philippinen; zur wilden oder vielmehr verwilderten Zustände gibt es bloß Pferde in Celebes, und diese Thiere können nur mit den Völkerschaften aus Korben über den Archipel sich verbreitet haben, da ihnen die Natur hier selten Gräser zur Nahrung weiseth. Ueberhaupt aber ist der Pferdeschlag in Hinterindien und im Archipel derselbe und das Stammland ist offenbar auf den naheliegenden festen Lande zu suchen, gleichwie auch der Mensch dort seine Abkunft zu suchen hat.

Der dritte Völkerstrom endlich muß von den Arabern hergeleitet werden, war aber allem Ansehen nach von geringer Bedeutung. Arabische Handelsleute besuchten den asiatischen Archipel lange bevor Mohammed den Koran über die Welt verbreitet hat. Arabische Eroberer kamen erst im 12. und 13. Jahrhundert in den dortigen Gewässern an, und um diese Zeit scheinen Malakka und Agoon auf Sumatra zum Islam übergetreten zu sein. Der Einfluß der Araber hat sich jedoch kaum über den Küstenrand einiger Inseln verbreiten können. Unter den zur Sklaverei geborenen Malaien haben sie großen Einflüsse errungen, in Gamboja dagegen nie festen Fuß fassen können. In Borneo ist ihr Einfluß beschränkt, in Celebes kaum der Erwähnung werth, und selbst auf den Saluinseln haben sie nur die Küsten im Besitze. Was endlich die Regerkämme betrifft, die auf den Andamaneninseln leben und wovon auch ein kleiner Theil auf Malakka angetroffen wird, so mögen sie immerhin von den Afrikanern etwas verschieden sein, können aber ursprünglich bloß aus Afrika herkommen, gleichwie auch auf Neuguinea und weiter östlich die Gesichtsbildung der Regerkämme vorwaltend.

14.

Historische Miscellen.

Der an den Papst Urban VIII. abgeordnete spanische Gesandte war beauftragt, vorzüglich die Ansprüche des beim päpstlichen Hofe im größten Ansehen stehenden Cardinals Antonio zu erforschen. Es wollte ihm aber damit nicht gelingen, weil er die Umgebung des Cardinals vergebens sich genügt zu machen suchte. Nun gab ihm einer seiner Bekannten den Rath, sich an die Geliebte des Cardinals, welche Alles bei demselben vermochte, zu wenden; einem andern Weg, zum Zwecke zu gelangen, gebe es nicht. Der Gesandte weigerte sich aber dessen, „denn — sagte er — es verträgt sich weder mit meinen Religionsgrundsätzen noch mit der Majestät des Reichs, dessen Gesandter ich bin, daß ich der Gunst einer Bühlerin etwas zu verdanken haben soll. Lieber also will ich nichts, als auf diesem Wege etwas ausrichten.“ Und so geschah es auch; denn ohne sein Wissen wurde zwischen Frankreich und dem Cardinal Antonio ein Spanien sehr nachtheiliges Bündniß geschlossen.

Ganz auf ähnliche Weise benahm sich ein anderer spanischer an den König von England, Karl II., abgeschickter Gesandter. Die Vertheidigung Spaniens machte Spanien die Hülfen Englands höchst wünschenswerth. Der Gesandte sollte also dem König für Spanien zu gewinnen suchen. Man gab ihm dem Rath, die Maitresse des Königs und durch solche diesen selbst auf seine Seite zu bringen. „Nein“, antwortete darauf entrüstet der Spanier, „eher soll der König, mein Herr, die Hülfen seines Reichs verlieren, als durch die Gunst einer Dirne einen Theil davon wiedergewinnen!“ Der französische Gesandte, den von dem Spanier verschmähten Weg einschlagend, erreichte seinen Zweck vollkommen.

9.

Mittwoch,

— Nr. 12. —

12. Januar 1842.

Die Ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von
L. Batornicki.

(Beschluss aus Nr. 11.)

Der Form nach wählte ich dies mysteriöse Gedicht nur mit einem deutschen zu vergleichen, mit Immermann's „Merlin“. Aber trotz seiner Dunkelheit ist dieser beiweitem poetischer, gestaltungsreicher und die positive Mythe gibt eine romantische Scenerie, feste Gestalten, reine Heiterkeit, Glauben, Liebe, Hoffnung mitten unter den Trümmern der Verzweiflung und Vernichtung. Der polnische Dichter schwimmt im vagen Blauen, er muß sich Alles, was er will, erst selbst machen, drittligen, zeitlichen Hintergrund, Mythe und Wahrheit. Aber, man muß es ihm lassen, das geschieht mit kräftigen Pinselstrichen. Die Selbsterwelt, die er hervorruft, weiß er mit wenigen Mitteln zur Anschauung zu bringen; er individualisirt aus dem Geiste heraus und wir werden unwillkürlich hineingerissen in den Kreis seiner Gestalten, deren Kleider, Gesichter, Statur wir nicht sehen, deren Namen wir nicht einmal wissen, viel weniger Vaterland, Herkunft. Das ist der Griff eines Dichters, wenige thun es ihm nach.

Ein Schutzengel und das Chor böser Geister sprechen den Prologus: „Selig unter den Erschaffenen, wer ein Herz hat — er kann noch erlöst werden — gutes und treues Weib erscheine für ihn und ein Kind werde geboren in Euerm Hause“, ruft der Engel. Die bösen Geister beschwören den Schatten der gestern gestorbenen Buhlerin, die Geliebte des Dichters, ihn zu verführen — sie citiren den Ruhm — „Alter, in der Hölle ausgestopfter Adler, vom Pfahl herabgenommen, an den dich im Herbst der Jäger gehängt hat“ — sie citiren das „verfaulte Bild des Paradieses, Beelzebub's Kunstwerk, — die Löcher verkleben und verwischen wir mit Kienis“ seinen Sinn zu verwirren, ihn streben zu lassen nach dem Unerreichbaren.

Die Trauung ist Wonne. „D ewig, ewig wirst du mein Gedicht sein“, ruft der beglückte Bräutigam. Die Braut erwidert nur: „Ich werde dir ein treues Weib sein, wie die Mutter sagt, wie es das Herz mit sagt.“ Da erscheint das Phantom. Der Mann: Dichter: Held ist ihm nach, auf Kirchhöfe und in Wäldern. Die ängstliche Gattin ruft ihn: „Mein Theurer, was fehlt dir, deine Stimme zittert, deine Wangen glühen fieber-

haft!“ „Frische Luft fehlt mir“, antwortet der Mann. Das Gefühl der geistigen Unbefriedigung in der Ehe durchschauert ihn: „Seit meinem Hochzeitstage schlief ich den Schlaf der Erstarrten, den Schlaf der Zecher, den Schlaf eines deutschen Fabrikherrn bei seiner deutschen Frau.“ — Das Kind ist geboren, der Zauber, die Liebe längst entflohen. Der Mann geht dem Geiste nach, das Weib schickt zum Conditor, um Torten zum Kindtauschmaus zu bestellen, Chocolatentorten mit dem Namen des Glücklings in Zuckerguß. Der Mann erklärt dem unglücklichen Weibe: „Ich fühle, daß es meine Pflicht ist, dich zu lieben.“ Das Weib fühlt sich getödtet mit dem einen Worte. Sie beschwört ihn, lieber zu sagen: „Ich liebe dich nicht, wenigstens werde ich dann Alles — Alles wissen.“ — Paphen und Priester und Torten sind da, der Mann kann es nicht aushalten bei dem Weibe „aus Lehm und Roth“. Er ist entflohen. Verwirrung. Das Kind wird ohne ihn getauft. Da tritt die Mutter zwischen die heilige Handlung, sie unterbricht die priesterliche Beschwörung und legt die Hände auf das Haupt des Kindes: „Ich segne dich, Georg, ich segne mein Kind — werde ein Dichter, damit dein Vater dich liebe und einft nicht verwerfe — dann wird er deiner Mutter vergeben. — Ich fluche dir, wenn du kein Dichter wirst.“

Das Phantom ist dem Manne, der ihm nachsteht, entflohen, in Moder und Staub versunken. Er kehrt gerührt zurück. Er sucht die Gattin; man hat sie gestern abgeholt ins Irrenhaus. Er sucht sie auf.

Der Mann. Erkennst du mich, Maria?

Das Weib. Ich schwöre dir Treue bis zum Grabe.

Der Mann. Komm, gib mir die Hand, wir wollen hinausgehen.

Das Weib. Ich kann nicht aufstehen, die Seele hat meinen Körper verlassen, ist in den Kopf getreten.

Der Mann. Komm, ich will dich hinaustragen —

Das Weib. Noch ein Paar Augenblicke laß mich und ich werde deiner würdig.

Der Mann. Wie so?

Das Weib. Ich betete drei Nächte und Gott hat mich erhört.

Der Mann. Ich verstehe dich nicht.

Das Weib. Seit ich dich verloren, ist ein Wechsel in mir vorgegangen. Herr Gott, betete ich und erschlug meine Brust, und legte eine geweihte Kerze an meine Brust und küßte: „Laß über mich kommen den Geist der Dichtkunst“, und am dritten Morgen ward ich eine Dichterin.

Der Mann. Maria!

Das Weib. Jetzt wirst du mich nicht mehr verachten, Heinrich, ich bin voll von Begeisterung.

Der Mann. Nimmer — nimmer.

Das Weib. Blick auf mich, bin ich dir nicht gleich geworden? Alles begreif ich, sah ich, offenbar ich, kühn ich, — das Meer und die Sterne, den Sturm und die Schlacht.

Der Mann entsezt sich. Das Weib umarmt ihn und ruft, wie glücklich sie sei! Für den Mann ist der Tag des Gerichts gekommen. Sie vertraut ihm noch eins: „Dein Sohn wird ein Dichter.“ Ja, der Verf. ist ein Dichter. Ich wüßte unter allen neuern Dichtungen keine, wo mit so wenig Mitteln eine ähnliche, erschütternde Wirkung als in dieser Wahnsinnszene hervor gebracht würde. Es hat ihr Jemand „ein Licht in den Kopf gehängt und das Licht flackert unentzündlich“. Ihr ist wohl und sie stirbt; aber zuvor hat sie noch ein Gedicht gesprochen: wie Alles sein würde, wenn Gott in Wahnsinn versiele, was wir, als Hinweisung auf den Grundgedanken des Dichters, hier noch mittheilen:

Alle Welten fliegen bald hinauf, bald herunter, jeder Mensch, jeder Wurm schreit: „Ich bin Gott“ und alle Augenblicke stirbt einer nach dem andern — Kometen und Sonnen erlöschen — Christus erlöst uns nicht mehr; er nimmt sein Kreuz in die Hände und wirft es in den Abgrund. — Hörst du, wie dieses Kreuz, die Hoffnung von Millionen, an den Sternen zerstückelt, zerbricht, zerpringt, in Stücke zerfliegt und immer tiefer und tiefer, bis aus seinen Bruchstücken ein großer Sturm entsteht. Die heilige Mutter Gottes allein betet noch, und die ihr dienenden Sterne haben sie noch nicht verlassen; aber auch sie wird hingehen, wohin die ganze Welt stürzt.

Der Mann hat nun entdeckt eine Grabeshöhle in seinem Herzen, er kann alle Gefühle bei ihrem Namen nennen, und in ihm ist keine Begierde, kein Glaube, keine Liebe — nur ein Paar Ahnungen irren in dieser Wüste umher: von seinem Sohne, der blind geworden und ein Seher, von der Gesellschaft, in der er aufgewachsen, daß sie sich auflösen werde, und er leidet eben, wie Gott glücklich, in sich allein, für sich allein. Womit, sollte man erwarten, würde er nun diese entdeckte Grabeshöhle besser füllen als mit der Liebe zum Vaterlande? Ein Pole, der Alles verloren, den Glauben an Jugend, Gott, sich, das Lied „Polen ist noch nicht verloren“ summt ihm ins Ohr wie ein Zauberpruch; es weckt die geistig Todten, wenigstens auf Augenblicke, wie Huon's Horn ruft es die Alten und Ehebaren zum schwindelnden Tanze. Ein blasierter Curtius hatte noch Kraft, sich fürs Vaterland in den Abgrund zu stürzen. Diese Weise fehlt, dieser Ton schlägt nicht an. Einen Adler, der ihn zum Ruhm aufruft — die zweite Verheißung der bösen Geister — der ihm zuruft: „Kämpfe mit dem Degen deiner Väter für ihre Ehre, ihre Macht!“ erkennt er für ein Gaukelespiel des Nephthiskopfes, aber er folgt doch dem Rufe. Was ist's für ein Ruf? Für das Vaterland und gegen seine äußern Feinde? Nein, er zieht den Degen und kämpft für die Gesellschaft, in der er aufgewachsen, die sie mit tönendem Namen die gute, alte Ordnung der Dinge heißen. Wie klinge wie fürchterlicher, höhrender Spott, das im Munde eines Polen, aber es ist bitterer, wenn man will heiliger Ernst dem Dichter.

Er ist ein edler Aristokrat, gewiß. Er erkennt die mit vermoderten Burgen umhangenen Vorurtheile seiner Standesgenossen; wie er denn vortrefflich ihre Misereabilität, ihre Halbheit und ihren Bettelstolz in der fürchterlichen Krisis ausmalte. Aber dem einzigen Hake für sich in der allgemeinen Berserkerei, Regierung und Zerrissenheit erblickt er im Festhalten und Vertheidigen bis auf die letzten Kräfte der unterminirten gothischen Burg. Dieses Symbol wird in der Burg der heiligen Dreifaltigkeit individualisirt. Hierhin ziehen sich die letzten, dem allgemeinen Geschlachte entronnenen Aristokraten, Würdenträger, Priester zurück. Hierhin schlägt sich der „Mann“ durch und ermuntert die Wankenden zur letzten Anstrengung wider den Feind. Es geschieht das Mögliche, die männliche Kraft des erwählten Feldherrn, erprobt sich im Kampfe wie gegen den äußern so gegen den innern Feind, bis das Unaufhaltbare über die letzten wankenden Mauern zum gemeinsamen Untergange einbricht. Da, über Pulverdampf, rauchenden Trümmern, gesprengten Mäuren, über Rebel und Graus, erscheint ein Lustbild, das Kreuz, und der Weltbesieger, der Berggipfel des Sansculottismus ruft, zusammensinkend: Galilaei viciisti!

Wenn man nur den Zusammenhang faßte! Die Vision paßt zu Dem, was hier unterging und hier siegt, wie die Faust aufs Auge. Die alte verschimmelte Aristokratie, nach der eigenen Schilderung des Dichters, hat mit dem Christenthum nichts gemein, als daß sie die ihr bequemen Formen auch dieser höchsten Emanation des ewigen Geistes ausdrückte. Was da Christenthum genannt wurde, das ging freilich mit dem Mittelalter unter. Will der Dichter nun andeuten, daß das reine, wahrhafte Licht des offenbarten Glaubens die Trümmer der Feudalherrschaft überdauern werde? Das wird es gewiß; es wird leuchten und bestehen auch ohne Erzbischöfe, Prälaten, Chorherren, ohne wunderthätige Bilder und Weisrauchsässer. Was soll das aber hier? Die Weisheit der Chaldäer und die Mysterien der Ägypter werden untergehen, aber der evangelische Glaube wird sich aus dem Sektengewesen der Amerikaner zum reinen Christenthum emporarbeiten. Dieser Schlussatz ist nicht unlogischer als das Kreuz in der Luft nach jenem Greuel. Aber der „Mann“, der Held, um den sich das Drama dreht, vielleicht ist er der Träger des christlichen Gedankens? Wie ein Cato ein Christ ist. Des Mannes Schule ist eine stoische. Er will ausharren bei dem Bestehenden. Er erkennt die große Lüge, die ihn angähnt, Alles verschlingt, aber er verkennet auch nicht die Lüge, für die er das Schwert zieht. Die intensiven Fäden und Fibern, wie diese Lüge mit der ewigen Wahrheit zusammenhängt, bleibt er uns schuldig. Wie denn überhaupt das Christenthum, wie es die Conservativen zu ihren Zwecken behandeln und ausnutzen, keinen Heller mehr werth ist als der Gott der Saint-Simonisten. Auch ihnen ist's kein Geist, der über den Wassern schwebt, der die Tiefen der Brust durchschauert, der im Sündigen die Gnade weckt, der den Gedrückten erhebt, den Stolz demüthigt, die

Thäler und Berge abnet und über den Dymst der Regen-
wart den Blick zu ewiger Heterkeit erhebt. Es ist ihnen
wie jenen ein faßliches Werkzeug, ein Ritt, um das Be-
stehende zu erhalten. Ist überschleicht mich die Frage: wer
sündigt mehr gegen den heiligen Geist? Der ihn leugnet,
oder der ihn zum Mittel und obligaten Diener für seine
egoistischen Zwecke herabwürdigt?

Mit vieler Kenntniß und vielem Haffe ist das feind-
liche Heerlager geschübert. Das Persönliche geht da na-
türlich unter. Es ist ein Sturmwind, ein Feuerbrand,
ein verheerender Strom; da steht man und verfolgt nicht
die einzelnen Lustzüge, Flammen, Wellen! Aber zusam-
mengeworfen ist, was die Philosophen und Demagogen
seit 50 Jahren geträumt, gesprochen, gehandelt. Mit dem
alten Jakobinismus von 1792 vermischte sich der Republi-
kanismus von 1830 und 1840, der Saint-Simonismus,
die Frauenemancipation und das junge Deutschthum, der
altorientalische Jubengrimm, die Schlaubheit der Bertaufen
und selbst die Doctrinale schatteten sich ab. Wo war
das Alles je vereinigt, wo siegte es auf diese Weise?
Könnte der praktische Historiker fragen. Winkerten nicht
vielmehr die vielfachen Reactionen und Restaurationen die
zerstörende Kraft des Stromes, machten sie ihn nicht viel-
mehr immer reiner von Leidenschaften, von Einseitigkeit?
Ward er kräftiger, ward er schwächer? Freilich ward er
kräftiger, aber seine Kraft ist unsichtbar. Er zerstört nicht
mehr wie ein wildbrauses Bergwasser, das Trümmer
über Trümmer häuft. Er ist ein Luftstrom geworden,
gegen den man keine Schranken baut. Wo aber, außer
Frankreich und jetzt Spanien, hat er jemals gewüthet,
wie ihn der Dichter malt? Ewa in seinem Vaterlande?
Wir schrieben schon die Antwort auf, nach der Niemand
sich umzusehen braucht. Sein Vaterland ist vernichtet,
ausgelöscht aus der Reihe der lebendigen Nationen, nicht
daraus, weil der Saneulottismus das Ehrwürdige und
Überkommene unter die Füße trat; sondern um deswillen,
weil die Gewaltigen der Nation nicht vom Alten und
Überkommenen lassen wollten, weil sie die wüste Freiheit
der Mächtigen für höher schätzten und heiliger achteten
als Ordnung, Sitte, Fortschritt. Wie viel herrliche,
leuchtende Momente in Polens Geschichte gingen spurlos
vorüber, wie viel mächtige Aufschwünge geistiger Kraft
verwehten wie Spreu im Winde, weil gleich nach der
That, oder noch während der That, die unselige Zwi-
etracht der „Männer“ das Werk verdarb, der Männer,
denen nichts höher galt als ihr eigenes, ererbtes Recht.
An diesem Erbthum aus der guten alten Zeit erlag eine
Nation, begabt mit den leuchtendsten, herrlichsten Eigen-
schaften. Auch der Dichter ist, obwol eine seltene Er-
scheinung in seinem Volke, durch und durch Pole. Nur
als solcher konnte er über das Heiligthum des Erbtheils
den ewigen Geist verkennen, der über alle Völker und
ihre Geschichte hinaussieht und nur die zum Untergang
verdammt, welche ihn nicht hören und sehen bleiben wol-
ten, wo ihre Väter standen.

Das über die Idee des Dichters. Es hindert uns
nicht, unsere Achtung vor der Kraft, mit welcher er sie

auspricht, auszudrücken. Es ist ein ungewöhnliches Ge-
dicht, welches er uns schenkt, und empfohlen sei es der
deutschen Leswelt, welche ein solches aus Polen nicht ge-
wärtigte, wol aber berechtigt war, es zu erwarten, wenn
seine Dichter aus dem französischen Formalismus sich
emancipirt hatten. Ein polnischer Byron lag viel näher
Dem, was wir uns vom polnischen Charakter denken,
als die plastische Ruhe und Klarheit, zu der Mickiewicz
sich durchgearbeitet hat. Wir sind sehr begierig, ob dies
ein Einzelwerk des Dichters bleiben wird, ein Werk, in
dem der ganze Mensch aufgegangen ist, was es allerdings
den Anschein hat, oder, wenn die productivte Kraft in ihm
nachhaltigen Wurzeltrieb hat, wohin sie sich wenden wird.

Der Übersetzer entschuldigt einzelne Härten in der Aus-
druckweise mit der aphoristischen Kürze der Sätze und da-
mit, daß die deutsche Sprache nicht seine Muttersprache
ist. Es bedurfte dieser Entschuldigung nicht. Die Über-
setzung ist so fließend und ausdrucksvoll, daß wir,
und gerade in den poetischen Stellen, an ein Originalwerk ge-
mahnt wurden. 15.

Ballads, songs and poems, translated from the german.
By Lord Lindsay. Wigan 1841.

Dieses Werk ist auf Kosten des Verfassers prachtvoll ge-
druckt und nicht in den Buchhandel gekommen. XII und 160
Seiten in groß Quart mit schönster typographischer Ausstat-
tung umfassend, macht das Buch einen durchaus edeln, seines
Inhalts wie seines Verf. würdigen Eindruck. Durch ein gün-
stiges Geschick ist Ref. in den Besitz eines Exemplars dieses
ebenso seltenen als schönen Werks gekommen, und da man bei
uns mit Recht stets darauf aufmerksam ist, wie unsere Litera-
tur im Auslande betrachtet und beurtheilt wird, glaubt er in
der Kürze auf diese Erscheinung aufmerksam machen zu dürfen.

Nach der Zueignung an Mrs. James Lindsay, unter deren
Beifall das Werk ausgeführt worden, spricht sich der Lord in
einer kurzen Vorrede über die Grundsätze aus, welche er bei
seiner Uebersetzung befolgt; es ist die möglichste Treue im Wieder-
geben der Idee des Originals, möge auch der äußere Klang
der Form hin und wieder darunter leiden. Ein Gedicht, sagt
der Verf. in einem niedlichen Gleichniß, wie es frisch aus Berg
und Hand seines Schöpfers strömt, kann an Geist und Form
einem Bögelschen verglichen werden, das in einem goldenen
Bauer verschlossen ist. Des Übersetzers Geschäft ist, den Vogel
zu fangen und ein neues Käfig für ihn zu bauen, so genau als
möglich nach dem Muster des frühern. Nur allzu oft entschlüpft
das Thierchen während dieses Vorgangs; gelingt es ihm aber,
es in seine neue Wohnung zu übersiedeln, und seine Freunde
sehen es und hören es singen zwischen den Stangen, so darf
er sich glücklich schätzen, und — wäre auch das neue Käfig
von Eisen.

Die Gedichte, mit Notizen über die Verfasser und erklä-
renden Anmerkungen versehen, sind durchaus trefflich gewählt:
ein altdeutsches, ein altschwedisches, ein altdänisches, zwei von
Herder, sechs von Goethe, sieben von Schiller, funfzehn von Uhland,
eins von Körner, eins von Chamisso, eins von Platen, eins
von Heine, eins von Freiligrath. Uhland scheint, wie über-
haupt die Engländer häufig, unter den deutschen Dichtern den
Verf. am meisten angesprochen zu haben. So wird denn auch
das Ganze eröffnet mit Uhland's deutscher Sprachgesellschaft.
Daran reißen sich unter dem Titel „Old tontonic, chival-
ric and historical“ folgende Stücke: „Das Hildebrandslied“
nach der modernen Version in dem zu Karau erschienenen neuen
„Freidank“; „Das Lied von König Oluf“ aus Grimm's „Das

nischen Heldensiebern"; „Der König im Norden“, aus Schamisso's „Schlemihl"; Goethe's „König in Thule"; „Die sterbenden Helden"; „Die drei Lieder"; „Die Bättergruft"; „Des Sängers Fluch"; „Der König auf dem Thurm"; „Lailafer"; „Jungfrau Sieglinde“ von Uhland; „Der Graf von Habsburg“ von Schiller; „Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe“ von Justus Kerner; Uhland's „Romanzenzyklus über den Grafen Eberhard den Kaufmann"; „Der Handschuh“ von Schiller und Platen's köstliche Romanze über Kaiser Karl vor St. Juss, bei deren Übertragung man indes die gleiche Länge der beiden Verseilen vermisst, welche eine eigenthümlich feierliche Gehaltigkeit hervorbringt.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Spanische Mäunde, schließt mir auf die Thür!

thut eine ganz andere Wirkung, als:

'T is night, and tempests whistle o'er the moor,
Oh! Spanish father, open the door!

Die zweite Abtheilung mit der Überschrift „Romantic“ gibt zuerst ein schwedisches Volkslied nach Ohlenschläger's Übersetzung unter dem Titel „The strength of sorrow“. Darauf folgen einige Goethe'sche Balladen: „Der Fischer“, „Erikbnig“, welche sich ganz besonders für Übertragung ins Englische eignen und ausgezeichnet gelungen sind. Ferner „Der schwarze Ritter“ von Uhland; „Die wandelnde Glocke“, „Der Zauberlehrling“ von Goethe. Den Schluß der Abtheilung bildet Heine's „Seegespenst“: „Ich aber lag am Rande des Schiffes“ u. s. w.

Eine eigene Abtheilung bilden drei größere Gedichte von Schiller: „Das verschleierte Bild zu Gais“, „Die Kraniche des Ibykus“ und „Der Taucher“. Unter dem Titel „Miscellaneous“ stehen endlich noch folgende Stücke: Mignon's Lied „Kennst du das Land“; Schiller's „Ideale“, fast wörtlich an das Original anschließend:

And wilt thou, faithless, from me sever
With all thy graceful fantasy,
With all thy joys, thy griefs — for ever
Wilt thou inexorably flee?

Weiter: Schiller's „Theilung der Erde“; „Das Lied eines Armen“ und „Des Schäfers Sonntagslieb“ von Uhland; die Fabel von der Wette zwischen Wind und Sonne nach Herder; endlich noch drei Stücke von Uhland: „Einkuhr“ („Bei einem Birthe wundermild“ u. s. w.), welchem der Übersetzer ein arabisches Liebesden an die Seite stellt; „Der Kranz“ und „Die verlorene Kirche“. Zur Probe möge hier die Übersetzung einer Uhland'schen Romanze stehen:

The three lays.

King Sigfried sat in his feast-hall gay —
„Ye harpers! who knows me the sweetest lay?“
Oatsteepp'd a youth from the crowd with pride,
His harp in his hand and his sword by his side.

„Three lays know I, — the first song
Thou hast indeed forgotten long;
My brother hast thou basely slain,
Yes! thou hast him basely slain!“

„The second lay — I dreamt it aright
In a gloomy and stormy night —
Thou must fight with me for life or death,
Yes! fight with me for life or death.“

He leant the harp against the board,
Then each drew at once his keen bright sword;
Blade to blade and frown to frown
They fought, till the King in his hall sank down.

„Now sing I my third and sweetest lay —
I shall sing it untiringly ever and aye;
King Sigfried lieth in his red heart's-blood,
Yes! lieth, lieth in his red heart's-blood!“

Literarische Notizen.

Spuren deutscher Nationalität in der umgekehrten Bedeutung des Wortes.

Jules Janin sagt über Scirbe's neues, bereits auch in Deutschland viel besprochenes Lustspiel „Une chaine“: „Bereits seit dem zweiten Acte ist, wie es mir scheint, das Stück beendigt, oder es hat vielmehr noch gar nicht angefangen. — Es ist ein sehr schlechtes, sehr unbedeutendes Lustspiel! Doch nein! es ist so geschickt gezeichnet, so voll von Mannichfaltigkeiten, von sonderbaren Gruppierungen, von kleinen unvorhergesehenen Hülfsmitteln, von groben und geschickten Lügen, der Verf. macht sich die Sache mit so großem Eifer schwierig und überwindet die Schwierigkeit mit so großem Glück, die Dinge, die darin vorgehen, sind von so unmöglicher Art, die Bewegung, der Lärm, das Hin- und Hergeräusche des Dialogs — doch was soll ich sagen? es macht Vergnügen, einem so häßlichen Tänzer so gewandt, so leicht auf seinem schönen Seiden- und Goldfaden tanzen zu sehen.“ Das Lustspiel scheint mithin ein niedliches und ergötzliches Kunststück, eine Seitentänzerarbeit, eine Art dramatischer Pirouette zu sein, aber keineswegs ein Kunstwerk, keineswegs das Werk eines ernstlichen gebiegenen Meisters. Und doch strecken unsere Übersetzer und mit ihnen unsere Bühnen und unser Publicum alle zehn Finger ihrer Begierde und ihres Heißhungeres nach diesem unechtem Schaustück aus! Ein schnellfingeriger Übersetzer in Berlin, ein gleich schnellfingeriger Übersetzer in Dresden überstellen sich, in den Zeitungen den Bühnen ihr betreffendes Manuscript anzubieten, ein dritter in Berlin überholt sie alle und läßt seine Übersetzung zu einem wohlfeilen Preise wie ein Volksbüchlein sogleich in Druck erscheinen. Rein! So lange noch Paris über unsere Moden, Trachten, Conversation und Salongebäude, und je höher hinauf desto mehr, die entscheidende Stimme hat; so lange das Hauptingredienz einer gebildeten Erziehung im bloßen französischen Parfitem besteht; so lange unsere Bibliotheken von pariser Caricaturen und symbolischen Zweideutigkeiten wimmeln; so lange jeder noch so schlafprige französische Roman, warm wie er aus dem Ofen kommt, in das Deutsche sich umhaken lassen muß; so lange der Verbrauch französischer Ausdrücke in deutschen Originalwerken, wie zur Rococozeit, noch im Zunehmen ist; so lange wir noch ängstlich den französischen Journalen nachzählen, wie viel Stimmen diese oder jene Fraction in der Deputirtenkammer mathematisch verlieren oder gewinnen könnte; so lange noch irgend eine deutsche Bühne ihren Haupttruhm und ihr Hauptinteresse darin finden kann, jede neue französische Oper, jedes neue französische Drama gleichsam aus dem Leibe der Mutter zu nehmen und möglichst früh figurieren zu lassen — so lange halten wir Alle jene Rheinlieder und Rheinweinlieder für zwar gutgemeinte, aber mehr oder weniger haltlose Fanfaronaden und uns für ein Volk, dem es mit Recht geschieht, daß man es, wie eine englische Zeitschrift sagt, „halb mit Erbarmen lobt“, oder, wie die Franzosen thun, im Allgemeinen mehr als die Russen und Türken ignorirt.

Der Baron Ch. Dembrowski gab in Paris heraus: „Deux ans en Espagne et en Portugal pendant la guerre civile (1838—40)“. Das Buch enthält interessante Nachrichten über das Privatleben, die Volkslieder der Spanier, den Schmuggelhandel der Engländer in Andalusien, die Revolution von La Granja, die Fueros der baskischen Provinzen und Navarra u. s. w.

Unter der Presse befinden sich die „Mémoires du général Belliard“. Von ähnlichem Interesse ist das Werk des Grafen von Chatillon, welches unter dem Titel „Quinze ans d'exil dans les états romains pendant la proscription de Lucien Bonaparte“ erschienen ist und zugleich Portraits und Zeichnungen enthält, welche die in dem Buche geschilderten Hauptpersonen darstellen.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 13.

13. Januar 1842.

Tavole cronologiche e sincrone della Storia Fiorentina, compilate da *Alfredo Reumont*. Florenz 1841.

Vom Verfasser selbst angezeigt.

Von einer Colonie von Fiesolanern wurde um die Zeit des Unterganges der römischen Republik die Stadt Florenz gegründet. Diese Meinung scheint wenigstens denjenigen vorgezogen werden zu dürfen, welche der Stadt, die mit der Zeit zur Herrschaft über Toscana gelangte, etruskischen Ursprung gibt. Vom Meere und von den großen Verbindungsstraßen zwischen dem nördlichen und südlichen Theil der Halbinsel entfernt gelegen, blieb Florenz beinahe unbeachtet, während Pisa, durch Handel mächtig, schon jenseit der Meere gefürchtet war. Die Fremdherrschaften der Gothen, der Longobarden, der Franken machten auch hier die in den übrigen Provinzen und Städten des obern und mittlern Italiens herrschenden Verhältnisse geltend. Toscana ward von Herzögen, nachmals von Grafen oder Markgrafen beherrscht. Unterdessen war das ungeheure Frankenreich getheilt worden: von einheimischen Fürsten lange bestritten, war die italienische Krone auf immer, so schien es, den deutschen Königen anheimgefallen; Venedig hatte sich unabhängig gemacht; der römische Papst war ein nicht unmächtiger weltlicher Herrscher geworden. Als 1052 Markgraf Bonifaz III. starb, gingen die toscanischen Städte der Unabhängigkeit entgegen, obgleich unter den Kaisern des fränkischen Hauses die Oberherrlichkeit des Reiches, ungeachtet des Widerstrebens der Kirche, zum Theil mit großer Kraft aufrecht gehalten ward. Im J. 1116 starb die große Gräfin Mathilde. Mittels ihrer berühmten Schenkung überließ sie der Kirche ihre Staaten, die indeß nichts Anderes als Reichslehen waren. Daher neue und anhaltende Kämpfe, während deren die factische Freiheit der Städte und Gemeinden sich gründete, wuchs, kräftigte. Denen, welche an der Spitze der Verwaltung solcher Gemeinden standen, zu bestimmten Zeiten wechselnd, wurde der alte Name Consuln gegeben. Frühe schon hatten die Zwistigkeiten mit jenen Herren begonnen, welche, unmittelbare Lehnsträger des Reiches und weder von Stadt noch Gemeinde abhängig, in den Kastellen wohnten und herrschten. Die Einnahme von Monte Orlando und jene von Prato 1107 bezeichnen den Anfang dieser Epoche und der Erweiterung des florentinischen Stadtbezirks, während die bis dahin unabhängigen Edeln

der Umgebung genöthigt wurden, sich der Gemeinde zu unterwerfen und zu Bürgern zu machen. Eine Reaction erfolgte zu Zeiten der Kaiser Friedrich's I. und Heinrich's VI., aber die Städte behielten die Oberhand, nachdem die Macht des Reiches unter Friedrich II. wesentlich abgenommen hatte. In der innern Administration fand eine Umwandlung statt, als man, dem Beispiele der lombardischen Städte folgend, das Amt des Podestà schuf, dem statt der frühern Consuln (*de placitis*) die Handhabung der Gerechtigkeit oblag. Seit 1207 wurde die Podestarie nur Fremden übertragen. Um dieselbe Zeit begann jener Brand, welcher Stadt und Land verwüstete und mehr denn einmal die Nationalunabhängigkeit an den Rand des Abgrundes führte: die Scheidung in die Parteien der Ghibellinen und Guelfen. Schon um 1185 hatten diese sich gezeigt, dann hatten sie neuen, thronreichen Ursprung in Florenz 1215 durch die Ermordung *Buondelmonte's de' Buondelmonti*.

Edle und Volk scharten sich auf der einen wie der andern Seite. Von Anfang an aber zeigte das Volk sich dem Guelfenthum geneigt; daher kam es, daß ungeachtet so mancher Kämpfe, aus denen sie siegreich hervorgingen, die Ghibellinen ohne fremde Hülfen immer festen Fuß zu fassen vermochten. So geschah es nach der blutigen Schlacht von *Mont'Aperti* (1260); sechs Jahre lang behielt in Florenz die kaiserliche Partei die Oberhand, bis der von Karl von Anjou über König Manfred erfochtene Sieg (1266) ihr auf immer die Thore von Florenz verschloß. Nichts nützte ihr die großartigen Bemühungen Heinrich's von Lützelburg (1311—13), nichts der Sieg bei *Monte Catini* (1315), nichts die Größe des *Castruccio* (1316—28). Die Stadt blieb standhaft in guelfischer Gesinnung.

Darum aber blieb sie doch nicht ruhig, noch einig. Unter den Vornehmen, zum Theil Bewohnern von Florenz von den ältesten Zeiten her und vielleicht römischer Abkunft, zum Theil vormaligen Herren von Kastellen und genöthigt in die Stadt zu ziehen, unter diesen und zwischen ihnen und den Popolanen waren längst schon Misstrauen und Uneinigkeit herrschend. Als der demokratische Geist, vom Guelfenthum gefördert, stärker ward, begann das Volk Maßregeln zu ergreifen, die Übermacht des Adels zu mindern. Es empfand die Nothwendigkeit, einen Mit-

telpunkt zu besigen, wo es zur eigenen Vertheidigung sich vereinigen und von welchem aus es seine Operationen leiten konnte; und zu diesem Behufe wurden 1286 die Zünfte mit ihren Vorständen geschaffen. Die Befähigung zur Theilnahme an der Verwaltung wurde sodann von dem in diese Zünfte Eingeschriebensein abhängig gemacht, eine Bedingung, die strenge erfordert und noch geschärft ward durch die demokratische Reform des Giano della Bella (1293), welche, indem sie die gesammte administrative Gewalt den Popolanen in die Hände gab, mittels der sogenannten Justizverordnungen (*ordinamenta iustitiae*) dahin gelangte, den alten Adel beinahe völlig von den Magistratsstellen auszuschließen, ausgenommen im Falle, wenn die Mitglieder dieses Adels, dem Volke sich zugesellend, sich willig fanden, nicht blos dem Namen nach, sondern in der That Zunftgenossen zu sein. So war die Scheidung zwischen Adel und Volk vollkommen. Es fehlte nur noch ein Zwiespalt, der die gesammte guelfische Partei trennte. Auch dieser fand sich, und 1300 entstanden die Factionen der Weissen und Schwarzen, welche, den alten Haß zwischen Ghibellinen und Guelfen erneuernd und bald in diese übergehend, die Stadt mit Verbrechen und Blut erfüllten.

Als diese Parteizwiste zu Ende waren, stand Florenz da mit verminderten Kräften, ungeachtet des blühenden Zustandes des Handels und der Gewerbe. Die Eifersucht gegen den von Alters her in den Waffen geübten Feudaladel, vereint mit der Sucht nach Reichthümern, trug dazu bei, das florentinische Volk allmählig der Kriegskunst zu entfremden. Um der ghibellinischen Partei Widerstand zu leisten, ward es also nöthig, fremde Fürsten zu Hülfe zu rufen, welchen für eine Zeit lang eine dem Anscheine nach durch verschiedene Vortheile und Bedingungen beschränkte, in der Wahrheit aber beinahe dictatorische Gewalt anvertraut wurde. Das Haus der Anjou, welches in Neapel herrschte, der Guelfen vornehmste Stütze im Kampfe gegen die letzten Hohenstaufen, gegen Heinrich VII., gegen Ludwig den Baken, war dasjenige, an welches die Florentiner sich wandten. So geschah es 1313, als die Signoria dem Könige Robert angeboten ward, der seine Stellvertreter sandte; 1325, als die Stadt dem Herzog von Calabrien, Robert's Sohne, huldigte. In ähnlichem Bedürfnisse hatte ihren Ursprung die Herrschaft des Herzogs von Arden 1342, während der Krieg gegen die Visconti und die Visconti Gefahr brachte; eine Herrschaft, die, von kurzer Dauer nur, von größter Wichtigkeit in ihren Folgen war. Wenn nämlich die Anstrengungen des Adels, diesmal einstimmig mit dem Volke, wesentlich zur Befreiung der Stadt von einem tyrannischen Joch begetragen hatte, diesem Adel die Gunst (wenn man es so nennen darf) der Wiederzuerkennung zu den Aemtern zu Theil hatten werden lassen, so war doch nur wenig erforderlich, den alten Zwiespalt wieder ins Leben zu rufen. In der Unwissenheit, welche folgte, unterlagen nach mannhaftem Widerstande die Großen unter den rauchenden Trümmern ihrer Paläste (1343) und aller politische Einfluß war ihnen von jetzt an genommen.

Während auf solche Weise das Bestreben der Popolanen, den alten Adel gänzlich auszuschließen von der Verwaltung, oder aber ihn zu nöthigen, seine Würde zu verleugnen und durch Veränderung von Familiennamen und Familiennamen die historischen Erinnerungen zu vernichten, sein Ziel erreicht hatte, theilten die Popolanen selber sich bald, indem eine wahre Gleichheit, nicht den Rechten nach, sondern an Macht und Ansehen unmöglich ist. Bald erhob sich auf den Trümmern des Feudaladels ein neuer städtischer von reichen Popolanen. Nebenbuhlerschaft fehlte nicht: die der Familien der Albizzi und Neri war höchst verberblich; denn unter dem Vorwande, die guelfische Gesinnung rein und unverfälscht zu erhalten, gelangte man dahin, von den Magistratsstellen eine Menge Familien auszuschließen, mittels der sogenannten Ammonirungen von Seiten jenes alten Magistrats der Hauptleute der guelfischen Partei, welcher, in den Zeiten der heftigsten Kämpfe der beiden großen Factionen entstanden und damals ein Centrum für guelfische Interessen, jetzt in den Händen der Mächtigen nur dazu diente, einer enge begrenzten Oligarchie den Weg zu bahnen. Der zu stramm gespannte Bogen brach. Einige unter den Popolanen, ebenfalls reich und angesehen, aber der Gemeinschaft der Albizzi entgegen, glaubten letztere mit Hülfe des gemeinen Volks stürzen zu können. Sie stürzten sie, aber die Folge davon war die grauenvollste Anarchie, in welcher der niedrigste Pöbel zur Regierung gelangte (1378). Dieses Ereigniß, welches man den Tumult der Ciompi (Vollkammer) zu nennen pflegt, von dem Stande Derjenigen, welche diesen momentanen Sieg errangen, war die unheilvolle Epoche, in welcher die Familie Medici sich die Volksgunst erwarb. Aber vier Jahre darauf, nach anhaltenden Unordnungen, wurde die zwar kurze, aber schwachvolle und an aller Willkür reiche Obergewalt des gemeinen Volks vernichtet. Die aristokratische Partei (denn so kann man die der Albizzi nennen) bemächtigte sich von neuem der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; sie kehrte aus Ruher zurück, erbittert durch erlittene Verluste, Verbannungen, Hinrichtungen. Es folgten neue Beeinträchtigungen, neue Verbannungen, neue Hinrichtungen, denen die Anhänger der feindlichen Partei unterlagen. Diese Maßregeln gingen Hand in Hand mit anhaltenden Kriegen und mit Abgaben, die immer erhöht wurden, den steigenden Bedürfnissen des Staats zu genügen. In der Absicht, diesen ein Ziel zu setzen, drang das Volk 1411 durch mit Verordnungen, welche die Macht der Gewaltthäter schwächten. Aber sie fruchteten wenig. Während die Mißverständnisse zwischen der Menge und dem neuen Adel sich mehrten, stieg die Gunst jener Geschlechter, welche den Interessen des Volks sich geneigt zeigten. An der Spitze derselben standen damals wie 1378 die Medici, die indeß, klüger geworden durch Erfahrung, ihrem Ziele mit langsamern und sichern Schritten sich näherten. Die Albizzi erkannten die wachsende Gefahr, aber die von ihnen vorgeschlagenen Maßregeln fanden entweder keinen Anklang bei ihren Parteigenossen, oder waren unzulänglich. Der aus dem Volke hervorgegangene Adel, welcher mit kurzen Unterbrechungen

70 Jahre lang die Republik regiert hatte, fiel in der Revolution von 1434, welche Göttsch von Medici aus Rom brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Philipp, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens, von Christian Birch. Erster Band. Stuttgart, Hallberger. 1841. Gr. 8. 2 Bde. 15 Mgr.

Der Verf. wählte zum Gegenstande seiner historisch-politischen Forschung eine Persönlichkeit, welche in der heutigen Epoche eine der merkwürdigsten ist, durch ihre Stellung zwischen den Tendenzen einer neuen Staatsgesellschaft und den conservativen Interessen der Legitimität. Der erste König der Franzosen, der nach der Julirevolution den europäischen Frieden zu erhalten verstand, obgleich sein neuer Staat den Widerspruch der absoluten Mächte, sowie die Art, wie er zur Herrschaft gelangte, ihr Mißtrauen aufregte, hat dadurch ohne Zweifel einen ausgezeichneten Charakter bezeugt, welcher zur unparteiischen Beurtheilung auffodert und jedem Zeitgenossen, der sein Jahrhundert verstehen will, zur Pflicht macht, die Umstände gründlich zu wägen, unter welchen Ludwig Philipp die Erfüllung seiner großen Aufgabe unternommen hat. Gegen den König der Franzosen gerecht zu sein, ist ein Bedürfnis der Zeit, denn es würde ohne fruchtbaren Erfolg sein, wollte man, nach vorgefaßter Parteilichkeit, die ihm günstige oder ungünstige Meinung im Voraus für die allein gültige erklären. In Zeiten, wo Parteien kämpfen, ist Recht und Unrecht ungefähr in gleicher Mischung auf beiden Seiten vertheilt. Gründliche Beurtheilung muß sich aber die Parteien stellen, soll sie auf den Weisfall der Nachwelt Anspruch machen. Dr. Dr. Birch hat diese Nothwendigkeit anerkannt, er hat weder den Republikanern noch den Legitimisten zu Gefallen geschrieben, sondern unbefangen in seiner Biographie des Königs der Franzosen die Erzählung desselben, seine stets bewährten Gesinnungen und die gebieterischen Verhältnisse, in welchen der Herzog von Orleans, im Laufe eines vielbewegten Lebens, sich befand, mit Unparteilichkeit aufzufassen und der Geschichte würdig darzustellen gesucht. Es ist ihm dieses auch in einem Grade gelungen, der ihm die Achtung der Leser sichern muß. Indessen ist eine gewisse Vorliebe des Verf. für seinen Helden in dem Buche sichtbar. Dies könnte Männer, die bereits für eine andere Ansicht gestimmt sind, verleiten, dem Verf. Parteilichkeit vorzuwerfen. Bedenkt man aber die unendlichen Schwierigkeiten, welche Ludwig Philipp bisher zu überwinden so glücklich war, so wird man eine Begeisterung für diesen Fürsten begreiflich finden und sich hüten, dieselbe nur der Einseitigkeit zuzuschreiben. Ref. gehört nicht zu den unbefangenen Verehrern dieses Königs, doch muß er gestehen, daß Hrn. Birch's durchgeführte, auf Thatfachen begründete Wertheilung Ludwig Philipp's belehrender für ihn war, als es eine mit bloßen Phrasen ausgeschmückte, aber die bedenklichen Verhältnisse hinwegsehende Anklage hätte sein können. Namentlich erscheint uns des Verf. Rechtfertigung des Herzogs von Orleans, in Bezug auf dessen Betragen zur Zeit der Rückkehr Napoleons von Elba, als eine meisterhafte Deduction, welche dem Nachdenken der Diplomaten und solcher Publicisten, die der Diplomatie in die Hand vorzuarbeiten beauftragt sind, empfohlen zu werden verdient. Die Lage, in welcher sich Ludwig Philipp in Beziehung auf die ätern Bourbonen, auf sein eigenes Haus und auf Frankreich befand, war eine der complicirtesten, die sich denken läßt. Wer sie zu würdigen versucht, wird den Scharfsinn, die Gewandtheit und die Mäßigkeit des Verf. in Darstellung dieser Verhältnisse ihm zum Verdienst anrechnen, sollte er auch die Ansprüche der Zeit an einen Regenerators Frankreichs in der Politik Ludwig Philipp's seit der Julirevolution nicht erfüllt zu sehen glauben. Aber die

Geschichte seit 1830 hat Hr. Birch sich noch nicht erklärt, denn der bis jetzt erschienene erste Band seiner Schrift geht nur bis zur Thronbesteigung des Königs; erst im zweiten wird er nicht umhin können, den Mann nicht bloß als eine achtungswürdige Persönlichkeit aufzufassen, sondern auch die ihm zur Seite stehende Größe der Zeit in Rechnung zu bringen und sich und uns zu sagen, welche Stelle der König sich in der Geschichte erworben habe, in Beziehung auf das allgemeine Interesse der europäischen Gesellschaft und auf die Forderungen der Civilisation in einem zur höhern Entwicklung fortschreitenden Jahrhundert. Je ianiger wir von der Bedeutung dieser Forderungen überzeugt sind, desto gespannter ist unsere Erwartung von dem zweiten Bande dieses Werks, dem, wie wir gern anerkennen, ein ehrenvoller Rang in der deutschen politischen Literatur, unter den Schriften für die Zeitgeschichte, einzuräumen ist. Die Darstellung des Verf. ist einfach, klar und durchaus würdig. Unsere Publicisten können, in mehr als einer Beziehung, von ihm lernen. 17.

The last King of Ulster. Drei Bände. London 1841.

Der ungenannte Verf. dieses Werks beschreibet sich als zurückgezogener Militär, der sein „müthiges Schicksal mit einem bequemen Armstuhl und seine bunte Uniform mit dem dunkeln, die Auflösung der irdischen Bande andeutenden Sabel vertauscht“ und so die Studien wieder aufnehme, die er in den Tagen seiner Jugend geliebt. Der Militär will in Spanien gewesen sein und unter den dort gesammelten Papieren ein merkwürdiges Manuscript heimgebracht haben, das er im irischen College zu Salamanca entdeckt, das die Geschichte der alten Familie D'Donnell erzählt und dessen Verf. ein irischer Mönch sei, der ehrwürdige Pater D'Duogan. Die Scene der Erzählung liegt hauptsächlich in der Provinz Ulster, die noch unter Elisabeth der englischen Macht Widerstand leistete und, angeführt von den D'Reill, D'Donnell, D'Hanlon, Mac Mahon, Mac Gure und andern eingeborenen Fürsten, ihre Unabhängigkeit behauptete, bis die Führer, abgemüdet durch die langen Kämpfe, vor der jungfräulichen Königin die Waffen streckten. Die in ihren Grundzügen streng historische Novelle berichtet die romantischen Abenteuer des jungen Hugh D'Donnell, des Hingewandten von Tyrone, oder des rothen Hugo, wie er in seinem Vaterlande hieß. Die Verwirrung, durch welche der englische Abgeordnete, Sir John Perrott, sich der Person des jungen D'Donnell bemächtigte und ihn jahrelang auf der Burg zu Dublin in engem Geforsam hielt, während sein Vater und seine Verwandten, dem Verrath treu, ihrem treulosen sächsischen Bundesgenossen die wichtigsten Dienste erwiesen, das ist eine aus Irlands Geschichte entnommene Thatsache; und auf sie hat der Verf. oder der Mönch seine Mittheilung gebaut, jener oder dieser mit antiquarischem Wissen reichlich ausgestattet und gut bewandert in der frühesten Literatur der grünen Insel. Nebenbei bietet ein trefflich erzählter Besuch des Grafen D'Reill von Tyrone am Hofe der Königin Elisabeth in London Gelegenheit zu einer Charakterzeichnung dieser hervorragenden Frau, die mit großem Geschick geschrieben ist. Neu aber war Ref. die Beschreibung der Inauguration eines Königs oder Dynasten von Ulster auf Tullough-oge, d. h. der Bahlhügel, und des wunderbaren Clogh-or, d. h. des vergoldeten Steins, dem das Zauberamt oblag, bei den Krönungen eines Hauptes der D'Reill zu respondiren und dessen Legende mit der vom Schicksalsfaden zusammenhängt, welcher aus Irland nach England gebracht und hier in den Krönungsstuhl eingesetzt worden ist.

„Nachdem der Reiterzug sich gebildet“, hebt die Beschreibung an, „nahm er den Weg nach Tullough-oge, ein Cyren geleitet des Fürsten ihrer Wahl, beim Jubelrufe des Volks, das in dichten Massen längs der Straße gewartet stand. Angekommen am Orte der Weihe, schritt D'Reill, baarhauptig inmitten seiner Großen, dem steinernen Stuhle zu, auf welchem seit Jahr-

hundertsten die Dynastien von Ulster an hellem Tage und Angesichts des Volks, aber das sie zu herrschen trufen, feierlich eingeführt worden. — Zur Seite des Inauguralstuhls war ein Altar errichtet, vor welchem der ehrwürdige Fürst Primas von ganz Irland, der hochwürdige Edmund Mac Gouvanan die Krone las, er, der mit Gesähe seines Lebens aus seinem sichern Berst in der Burg von Mac Swire nach diesem Theile von Ulster gekommen. Ehler Prälat, Freund von Päpsten und Königen, nimmer hätte ich geglaubt, als ich die Tausende vor dir trauen sah, deinen Segen zu empfangen, und dem Lobe deiner vollen Stimme lauschend, die zur Frier des Tages sich erhob, daß in kurzer Frist dein Leben ein Opfer fallen würde deinem Gifte für die Sache Irlands. Die eichenen Stige der übrigen Bischöfe standen neben dem Hochaltar, auf dessen Stufen der Thron des Fürst Primas. — Sobald die religiösen Gebräuche vorüber, führten die Herolde, mit fliegenden Bannern, voraus die Trompeten, den Zug nach dem Cligh-or, ihnen zunächst D'Hanlon, der erbliche Fahnenträger von Ulster, dann D'Gaehogain, das Haupt des Clans, dann D'Gahane, der oberste Schiedsrichter. Ihnen folgte der erwählte D'Keill, von vier Fürsten geleitet, die bei seiner Ankunft am Staatsstuhle ihn der Versammlung als denjenigen vorstellten, auf den ihre Wahl gefallen. Voraus ein Herold verkündete, daß er vollmächtig und im Besiz aller Fähigkeiten des Geistes und Körpers, die Einer besitzen müsse, dem die Regierung des Staates anvertraut worden, im Frieden zu herrschen durch seine Weisheit und im Kriege den Sieg zu verbürgen durch seine persönliche Tapferkeit. — Dann wurde dreimal gefragt, ob Jemand etwas einzuwenden habe wider den ernannten Fürsten. Dieses Schweigen ringsum. Da wurde er auf den Staatsstuhl geführt, wo der Primas ihm den feierlichen Eid abnahm, den Teagase Klogh, und nach dessen Erfolg die Gesetze von Gormac verlas, durch die er sich verpflichtete, sämmtliche alte Gebräuche und Freiheiten des Volks aufrecht und unverfehrt zu erhalten und die Würde, mit der er jetzt bekleidet worden, seinem Tanist, d. h. Nachfolger, zu überreichen, ohne den geringsten Versuch, die Gesetze der Nation in Betreff der Nachfolge zu ändern. Dann wurde ihm von einem der Bischöfe der Amtskrab gereicht im Namen unserer heiligen Kirche, des Urquells jeglicher Macht. Diesen in der Hand, trat „der D'Keill“ auf den Inauguralstuhl, indem er, altem Fortkommen gemäß, seinen Fuß in die tiefe, von seinem großen Urahn zurückgelassene Tappe setzte, und während er dreimal sich im Kreise drehte, verbeugte er sich gegen die versammelte Menge; und so oft er das that, schmetterten die Trompeten und ertönte eine der Bischöfe dem Volke den Segen. — Die Feierlichkeit schloß damit, daß der Fürst Primas den Dynasten an die Stufen des Altars führte und hier auf sein Haupt das Aelon setzte, d. h. den königlichen Kopfschmuck, auch einen Siegelring an seinen Finger steckte, der zur Devise die rothe Hand hatte zwischen den Buchstaben A. O., den Anfangsbuchstaben von des Dynasten Namen. — Nach einigen geringfügigern, von D'Gahane verrichteten Ceremonien, die der Beschreibung unwert, weil das Volk sie nur beachtete als Überbleibsel abergläubischer Gebräuche, deren Ursprung unbekannt, begingen die Führer das hohe Fest in Zelten, die darauf vorbereitet. Der Wein floß in Strömen, jedes Herz schwoll von Lust, die Farben sangen ihre bewundernswürdigsten Weisen, das Lied der Freude, des Krieger, des Ruhms und der Trauer entzückte die Fürsten und wurde auch von ihrem Gefolge gehört, und erst als die Morgenröthe ihre Strahlen auf den Cligh-or warf, trennte sich die Versammlung, die auf so feierliche Art — den letzten König von Ulster eingefest.

Das Einzige, was Ref. in dem Buche unangenehm berührt hat, sind gewisse bittere, satirische Ausfälle. Sie mögen dem Irländer zu verzeihen sein, der für die Wunden seines Vaterlands fühlt; doch schließt sich keine Wunde, die immer frisch aufgerissen wird. England hat an Irland freventlich gesündigt,

und nur ein freundlicher Geist der Gesegnung kann die Wundschuld tilgen. Das Ministerium Melbourne-Russell begann die Schuld abzutragen, die Wunden zu heilen. Es wäre natürlich, wenn das Begonnene nicht fortgesetzt, doppelt schmerzhaft, weil die Fortsetzung erzwungen werden würde. Quod Deus avertat! 18.

Literarische Notizen.

Ein Roman: „Jem Bant, by the old sailor“, wird von einem englischen Journalen „a yarn which drags its slow length along“ genannt und als sehr langweilig geschildert; die Sprache sei schal, die Charaktere ohne Charakteristik. Hauptsächlich, heißt es weiter, seien die Illustrationen, besonders diejenigen von W. Bee. Auch Ch. Diller's neuer Roman aus dem Zeitalter Georg's II.: „Farrers“, wird getadelt und von ihm gesagt, daß er den Ruf, welchen Diller durch seinen Roman „Inesilla“ erworben habe, nicht vermehren könne. Des überaus fleißigen James „The Jacques or the lady and the page“ kommt zwar desselben frühern Romane „The ancient regime“ nicht gleich, ist aber nicht uninteressant; der Insurgentenhauptling Gaillet ist mit Kraft geschildert; die Beschreibung des Auftrahs fodert zur Vergleichung mit der Darstellung ähnlicher Scenen im „Quentin Durward“, „Gola Kienzi“, und besonders im „Barnaby Rudge“ auf, wo Alles Leben und Bewegung ist. James hat seine Auftrahgemälde wenigstens mit Präcision entworfen; sie verrathen, sagt ein englischer Recensent, überall die Hand nicht des Meisters, sondern des Zeichenmeisters. Gleich, der Verf. des „Subaltern“ läßt in seinen „Veterans of Chelsea hospital“ die ausgedienten Krieger ihre Schlachten in Erinnerung und gegenseitiger Unterhaltung noch einmal durchkämpfen; doch tadelt man den Mangel an individueller Charakteristik und die gleichmäßige Sprache, welche von den verschiedensten Personen geführt wird. In Kingsworth's neuem Romane „Old Saint Paul's: a tale of the plague and the fire“ findet sich Vieles, was an die wilde, oft auch verrenkte Kraft seines frühern Romane „Rookwood“ erinnert; doch sind die beiden ersten Bände das Beste und Interessanteste, was Kingsworth geschrieben hat, und reizen den Leser unwillkürlich mit sich fort; im dritten Bande häufen sich die Wunder und Wunderlichkeiten zu sehr. Ein englisches Journal bemerkt: „In einer gewissen Straße Wiens gibt es einen Pfad, in welchen jeder Lehrling der Stadt, wenn er seine Wanderschaft, welche einen Theil von der Erziehung eines deutschen Handwerksmannes bildet, begann oder endete, einen Nagel treiben mußte. Diese Sitte ist jetzt außer Gebrauch gekommen. Mit dem Baue der Geschichte änderte es sich nicht so schnell wie mit dem Überreste des wiener Balbes. James allein treibt, abgesehen von seinen historischen „tenpennies“, jährlich seine vier Nägel hinein, Kingsworth eine gleiche Zahl, während der „Subaltern“ und Andere mit solchem Eifer ihre Fortschritte und Thaten zu markiren suchen, daß kaum noch ein Raum für die Fleißigsten unter diesen Handwerksleuten übrig bleibt, um ihr Kennzeichen anzubringen.“

Von dem bekannten Michel Chevalier, dessen „Briefe über Nordamerika“ schon die vierte Auflage erlebt haben, erscheint eine „Histoire et description des voies de communication aux Etats-unis et des travaux qui en dépendent“, in vier Lieferungen mit 25 Kupfertafeln; drei Lieferungen sind bereits im Buchhandel. Der Verf. scheint sich diesem Gegenstande speciell gewidmet zu haben, da auch ganz vor kurzem seine „Lettres sur l'inauguration du chemin de fer de Strasbourg à Bâle“ erschienen sind und seine Schrift „Des intérêts matériels en France“ hauptsächlich die Eisenbahnen, Communicationswege, Kanäle und Eisenbahnen zum Gegenstande hat. 2.

Freitag,

Nr. 14.

14. Januar 1842.

Tavola cronologica e sincope della Storia Fiorentina, compilata da Alfredo Reumont.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

Bevor diese Betrachtungen über den Gang der politischen Geschichte von Florenz fortgesetzt werden, ist es nöthig sehen zu bleiben, um zu sehen, welcher Art die inneren Verhältnisse der Stadt und ihrer Bewohner waren. Als im 11. Jahrhundert unserer Ära ein König von Luni politische Handelsleute frug, wer die Florentiner seien, antworteten sie: sie sind unsere Araber im Binnenlande, das heißt, Bergbewohner und arm. Während vom 9. Jahrhundert an die Amalfitaner ausgebreiteten Handel mit der Levante führten, durch ihre Erfindungen die Kunst des Seefahrers vervollkommnend; während Pisa Beherrscherin eines großen Theils des mittelländischen und des schwarzen Meeres wurde, Italiens Waaren nach Europa führend, Colonien und Waarenlager an den Küsten Syriens, Anatoliens, Thrakiens, ja an den Mündungen des Don gründend; mit Schiffen und Kriegern den Herzügen der Kreuzfahrer kräftigen Beistand leistend, wuchs Florenz langsam und in möglichster Stille. Es sind die Zeiten, welche Dante in seiner berühmten *Divina Commedia* (Paradiso, 13. Ges.) so schön geschildert hat. Dann kam die Eröffnung der Stadt, die Verknüpfung mit den Fiesolanern und dem Landvolk, was daher die Misverständnisse zwischen denen, die sich als Adeler hochhielten und Patrizier, und dem neuen Volk. Die Vergrößerung kam im Gefolge sich mehrerer Bedürfnisse und bald wuchsen die Florentiner sich von Geworden und dem Handel. Das erste Gewerbe, welches zur Blüte gelangte, war das der Wollenweber, und schon 1204 kommen deren Vorsteher vor. Der lombardische Orden der Humiliaten, welcher 1239 in Florenz sich niederließ, trug wesentlich bei zum Aufblühen dieses Gewerbes. Zu gleicher Zeit begann die Arte di Calimala zu blühen, die sich mit dem Färben und Vollenden fremder, roh angekommenen Wollentuchs beschäftigte. Wichtiges noch war die Seidenweberei, welche bis auf unsere Tage ihren vornehmsten Ruf bewahrt hat. Mehr aber vielleicht als alles Andere verschafften der Stadt ungeheure Reichthümer die Wechselgeschäfte, welche von den Florentinern in allen Ländern und Städten getrieben wurden und denen beinahe alle ihre großen Familien ihre Schätze und ihren Einfluß verdankten. Statt der übrigen mögen

hier nur die Namen der Albizzi, der Medici und Strozzi stehen.

Mit solchen Mitteln war die Stadt groß, reich, mächtig geworden. Die Chronik des Nov. Villani hat uns Nachrichten aufbewahrt, welche von dem blühenden Zustande 1338, kurze Zeit nämlich vor der tyrannischen Herrschaft des Herzogs von Athen und vor den Verheerungen durch die große Pest (vom J. 1348), das deutlichste Bild geben. Die Stadt selbst hatte unter so glücklichen Verhältnissen wunderbar sich entwickelt müssen. Klein war der Umfang ihrer ersten Mauer, als sie bloß auf dem rechten Flußufer sich erstreckte. Im J. 1078 wurde der zweite Mauerkreis begonnen. Den Anfang des dritten und letzten setzt man in das J. 1284; fortgesetzt wurde dann 1299, dann zu den Zeiten Heinrich's VII. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde er vollendet. Dieser ist der Kreis, den man noch heutzutage sieht, vielfach verändert durch die im 16. Jahrhundert zur Zeit Clemens' VII. vorgenommenen Veränderungen, durch die Bastionen, welche während der Belagerung 1529—30 entstanden, durch die Festung des Herzogs Alexander, die Bastionen Cosmus' I. und das Fort von St. Georg, womit 1590 Ferdinand I. den letzten Zusatz zu den Befestigungen machte. Wenn das politische System der Florentiner nicht von der Art war, Ruhe und Harmonie aufrecht zu erhalten, so mußte der hochsinnige, strebende, von Vaterlandsiebe erfüllte Charakter der Nation die aus diesem System entspringenden Nachteile aufzuwiegen, wo es sich um den Ruhm und die Interessent der Stadt handelte. Glänzend zeugen dafür die von diesem Volke ausgeführten Riesenwerke; es zeugt dafür die Beharrlichkeit, die in Zeiten von Glück wie Unglück dabei gezeigt worden; es zeugt dafür die Bereitwilligkeit Aller, der Heimath zu nützen, durch die Werke des Geistes und der Hände der Einen, die Andern mittels ihrer Reichthümer. Und dies war noch der Fall, als der mercantile Geist, die Sucht nach Gewinn, schon herrschend geworden, ein Geist, von welchem oft gesagt worden ist, er könne nicht vereint sein mit dem Adel der Gedanken. In Florenz aber erdödete er diesen nicht. Zu welcher Höhe in jenem, in so manchen Beziehungen beglückten, zugleich aber von so schweren Übeln heimgesuchten 14. Jahrhundert die Literatur sich aufschwang, welche Wunder die kaum wiedererstandene Kunst schuf: Monumente aller Art,

ewigem Ruhme geweiht, sagen es; es redet dafür die von allen Zeiten ihnen gezollte Bewunderung.

Mit dem Fortschritte der Bildung und der Ausdehnung der wechselseitigen Beziehungen hatte sich das Bedürfnis fühlbar gemacht, dem alten Gewohnheitsrecht, welches ohne förmliche Anerkennung legale Geltung hatte, eine schriftliche Abfassung zu geben. Solche Sammlungen von Verordnungen waren theils auf das Allgemeine anwendbar, theils betrafen sie nur einzelne der Corporationen, in welche die Bürger sich schieden. Die erste geordnete Compilation florentinischer Statuten wurde 1285 vorgenommen. Im J. 1292 durch die Justizverordnungen des Giano della Bella vermehrt, welche die Verhältnisse des Volks zum Adel bestimmten, wurden die Statuten dann noch in den J. 1321 und 1324 vervollständigt, und 1354 durch Tommaso da Subbio neu geordnet, wobei namentlich auf die, während dieser Zeit so bedeutend vergrößerte Landschaft Rücksicht genommen ward. Im J. 1404 begab man sich an die letzte Umarbeitung, welche Ende 1415 durch den berühmten Rechtslehrer Paolo da Castro beendet ward. Diese Statuten wurden auf die den Florentinern untergebenen Städte und Ortschaften ausgedehnt, obgleich manche derselben auch noch ihre Particulargesetze behielten, und blieben bis auf unsere Zeiten in Anwendung.

Wenden wir den Blick nach auswärts und betrachten wir, welcher Art die politischen Verhältnisse und die Stellung von Florenz, den toscanischen Städten und ganz Italien gegenüber, waren, ehe die Familie Medici aus Fuder gelangte, so finden wir, daß diese Stellung sehr ehrenvoll, diese Verhältnisse sehr glücklich waren. Der Einnahme der Kastelle der nähern Umgebungen, die im 12. Jahrh. begann, waren wichtigere Eroberungen gefolgt und nach der Einnahme von Pisa 1406 erstreckte das Gebiet von Florenz sich über den größten Theil Toscanas, da nur Siena einen unabhängigen Nachbarstaat bildete und Lucca bald frei, bald fremden Nachbarn unterworfen war. Auch ein Theil der Romagna, der Garfagnana und Lunigiana gehörte zum Gebiet der Republik. In der Mitte stehend zwischen dem südlichen und nördlichen Italien, war diese gleichsam die Vormauer des Guelfenthums gegen die übermächtigen Visconti, welche einen großen Theil der Lombardei und, eine Zeit lang, das durch bürgerliche Zwiste zu Grunde gerichtete Genua regierten, den Reichthumsträgern in der Lunigiana Beistand leisteten und einmal ihre Herrschaft bis Bologna, Lucca und Pisa erstreckten. Bei der großen Beständigkeit in Vertheidigung der guelfischen Interessen blieb dennoch die Harmonie mit dem heiligen Stuhl nicht ungetrübt; denn während der letzten Zeiten des Aufenthalts der Päpste in Avignon streute das feindselige Verhalten ihrer Legaten in Italien (1375) den Samen aus zur Zwietracht, und es entstand ein Kampf, in welchen die meisten Städte des Kirchenstaats verwickelt wurden, welcher der Stadt die schärfsten kirchlichen Censuren zuzog und erst endete, nachdem Rom von neuem der Sitz der Nachfolger Petri geworden war.

In diesem Zustande, von solchem Geiste erfüllt, mit

so bedeutenden Mitteln versehen, Herrin eines so ausgedehnten und schönen Gebietes, einer so angesehenen politischen Stellung sich erfreuend, war die Stadt Florenz, als 1434 Cosmus von Medici, ein Sieger, zurückkehrte aus dem Exil, zu welchem seine Gegner ihn verurtheilt hatten — eine halbe Maßregel, deren Unzulänglichkeit und Gefahr Rinaldo degli Albizzi von vornherein erkannt hatte, obgleich es ihm nachmals an Entschlossenheit gebrach, als es darauf ankam, die letzte Anstrengung zur Rettung der sinkenden Aristokratie zu wagen. Wir befinden uns beim Andruck des Tages, an welchem Florenz die bitteren Früchte seines Verfahrens kostete, an welchem es die Resultate der systematischen Verfolgung jenes Theiles seiner Einwohner gewahrte, welche allein vielleicht es hätten bewahren können vor der Tyrannei, der es unter demokratischen Formen entgegenging. Cosmus war reich und prachtliebend; reich hatten Handel und Wechselgeschäfte ihn gemacht; prachtliebend zeigte er sich aus Neigung wie aus Politik. Die Künste liebte und begünstigte er; er begünstigte die Wissenschaften, mehr vielleicht weil die Richtung der Zeit als weil sein eigener Geschmack ihn zu ihnen hinzog. Gegen seine Anhänger zeigte er sich großmüthig; auch dem Volke gewährte er mannichfache Unterstützung; aber als die Bedürfnisse des Staates durch die bedeutenden Kriegskosten sich mehreten, waren die vermehrten Abgaben eine um so größere Last, als das Land durch Unfälle mancher Art gelitten hatte. Sehen wir auf den politischen Zustand, so finden wir die Regierung völlig in den Händen der Faction, welche Cosmus als ihre Haupt anerkannte. Alle zu seiner Zeit durchgesetzten Maßregeln strebten dahin, den Kreis der Herrschenden zu verengern und die Gewalt in Einer Familie zu besesseln. Indes war noch ein coup d'état nöthig, den Volksempörender den letzten Stoß zu geben: ihn führte mit Cosmus' Zustimmung Luca Pitti aus (1458), um der Diktatur einen Anstrich von Gerechtigkeit zu ertheilen. Bei alle diesem hatte Cosmus' Regierung auch gute Eigenschaften und war erträglich, wenn man sie mit der des Sohnes vergleicht. Piero der Sichbrüchige, kränklich und geringern Talentes als der Vater, besaß weder die Eigenschaften, welche sich diesem nicht absprechen lassen, noch die Gunst der Menge. Er ließ seine Anhänger schalten und diese waren die schlimmsten. So war die kurze Zeit, während welcher er dem Anscheine nach die Republik leitete, eine Reihe von Verschwörungen, Verrath, Verfolgungen und Verbannungen.

Die politischen Verhältnisse Italiens hatten sich während der ersten Epoche der Medicischen Herrschaft durchaus verändert; denn 1435 endigte, mit dem Ableben Johann's II., in Neapel das Haus Anjou, vor Alters der Florentiner engste und beständige Bundesgenossen, und es begann die Herrschaft der Aragonesen, ursprünglich ghibellinischer Gesinnung. Bald darauf, 1447, erlosch in der Lombardei die Familie Visconti, welche der Republik gefährlichste und unveröhnlichste Gegner und Vorkämpfer der Partei gewesen, die man die kaiserliche zu nennen pflegte. Dem letzten derselben, Philipp Maria, der nicht lange vorher das ganze mittlere Italien zu ver-

schlagen gedroht hatte, folgte, durch Waffengluck begünstigt, der erste der Sforza, dessen Verhältnis zu Florenz lange dauernd und freundlich gewesen und der in der Republik eine Freundin gegen offene und heimliche Gegner sich zu erhalten wünschte. So kam es, daß die alten Feindschaften meistens schwiegen und unter den italienischen Staaten ein System des politischen Gleichgewichts sich ausbildete, welches nach einer verhältnißmäßig langen Zeit der Ruhe durch persönlichen Ehrgeiz Einzelner und fremde Waffen umgeworfen ward. Lorenzo der Erlauchte, welchem nach seines Vaters Piero Tode die obere Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anheimfiel, war der größte und der glücklichste, der aus dieser Familie hervorging. Er hatte nicht den Titel eines Fürsten, aber er regierte als unumschränkter Herr. Die gegen ihn angezettelten Verschwörungen, die nicht den Zweck hatten, Florenz die Freiheit wiederzugeben, sondern im Haß und Neid gegen die Größe einer Familie von Bürgern ihren Ursprung fanden, dienten nur dazu, seine Macht zu befestigen. Lorenzo zur Last liegen grausame, gewalthätige Handlungen, wie die Plünderung von Volterra; unethische Handlungen, wie die Eingriffe in Privat Eigenthum, selbst Pupillengelder, unter dem Vorwande der öffentlichen Bedrängniß. Er vollendete das von seinem Großvater begonnene Werk und ließ seine Vaterstadt demoralisirt und schwach, trotz dem Reichtum Einzelner, trotz dem äußern Glanze, trotz den Verbindungen mit der gesammten Welt. Der Ruhm, welchen über sein Leben und seine Regierung der Schutz verbreitete, den er Wissenschaften und Künsten angedeihen ließ, er selbst ein Mann von den glänzendsten Talenten, trug nur zu sehr dazu bei, das Übel, von dem er nicht freisprechen ist, zu verhüllen und vergessen zu machen. (Die Fortsetzung folgt.)

Doppelfucht, um den Verfolgungen der Franzosen zu entgehen. Bruchstück aus Erinnerungen meines Lebens von Karl Müchler. Kottbus, Meyer. 1841. 8. 20 Mgr.

In einer Zeit, wo viele radicale, unzufriedene Kosmopoliten und Europamüde in Deutschland ihre Blicke noch immer auf Frankreich, als auf das Land des Heils, richteten, wo deutsche Poeten sich nicht entblöden zu sagen, daß sie ihre Knie vor Napoleon beugen, obgleich das Vaterland lange genug unter dessen Geißeltrieben geblutet habe, oder in lyrischen Gefängen die Rückkehr seiner Asche nach Frankreich feiern, wo deutsche Schriftsteller es wagen eine „Geschichte Napoleon's für alle Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge“ und ein „Napoleon's Album auszubieten, und allerhand Illustrationen und Kunstblätter in Deutschland des Kaisers Andenken zu verewigen streben — in einer solchen Zeit, sagen wir, ist die Erscheinung einer Schrift, wie die oben genannte, durchaus nicht unwichtig. Denn sie zeigt uns auf das deutlichste, wie loßend Napoleon's Herrschaft in Deutschland gewesen und wie das Heiligthum des Hauses von seinen rohen Schergen nicht unversehrt geblieben ist, wie eine jede freie Regierung mit der anglikanischen Sorgfalt bewacht wurde und durch die Mittel der Gewalt unterdrückt werden sollte. Der Verf., der bejahte preussische Kriegsrath Müchler, dessen Namen eine jüngere Generation fast nicht mehr kennt, die alten Männer aber in gutem Gedächtniß haben, spricht als Augenzeuge, als selbst Gemüthsarbeiter, ganz im Sinne seiner Zeit, und es ist daher zu wünschen, daß seine Worte von recht Vielen mögen gelesen

und beherzigt werden. Man entgegne nicht, es seien ja bloß die Erlebnisse eines Privatmannes. Gerade dadurch ist Napoleon's Einfluß auf Deutschland so nachtheilig gewesen, daß das Glück vieler Einzelnen untergraben und die Ruhe der Familien (nicht allein durch den Verlust ihrer Söhne, die für des Kaisers Ehrgeiz in Spanien und Rußland gefallen sind) bis in das Innerste gestört worden ist.

Müchler, der im J. 1806 im Departement des General-directoriums unter dem damaligen Minister von Hardenberg angestellt war, hatte durch einige patriotische Gedichte die Aufmerksamkeit des französischen Gesandten Esforest in Berlin so sehr auf sich gezogen, daß sein Name auf die Proscriptionsliste gesetzt war und er sich, kurz zuvor ehe die Franzosen nach der Schlacht bei Jena in Berlin einrückten, durch eilige Flucht retten mußte. Unter mancherlei Abenteuern und durch die edelste Unterstützung ihm persönlich unbekannter Personen gelangte er nach Stettin, wo aber auch sein Aufenthalt nur kurz sein konnte, da die Franzosen eiligst nahen und Palm's Schicksal schreckte. In Stargard fand er eine längere Zuflucht und jede Aushilfe treuer Freundschaft und achtpreussischen Bürgerkants. Wie müssen die Einzelheiten übergehen, wie wohlthuend sie auch aus einer Zeit sind, wo so manche Tugend wandte. Zur Geschichte jener Zeit sind die Anfänge der Schill'schen Unternehmungen wichtig, ferner die Gefangennahme des französischen Marschalls Victor zu Arnswalde 1807 durch den preussischen Artillerieunteroffizier Schmidt und 14 selbst rangirte preussische Soldaten, nicht durch Schill, wie gewöhnlich angegeben ist, und endlich der kleine Krieg, den die königlichen und herrschaftlichen Höcker in Pommern auf ihre eigene Rechnung gegen die Franzosen führten. Bei einer solchen Gelegenheit ward der Oberst Grouville, französischer Commandant von Stettin, erschossen. In Stargard verfertigte Müchler auch das Gedicht „Der Eroberer“, welches später die Veranlassung zu seiner zweiten Flucht vor den Franzosen geworden ist.

Nach dem tilster Frieden lehrte Müchler nach Berlin zurück. Das genannte Gedicht war in Abschriften so viel verbreitet, ja sogar aus der Schweiz wurde es, in Spielmanns verkleidet, einem berliner Kaufmann zugesandt, daß der Marschall Davoust davon Kenntniß nehmen zu müssen glaubte. Nach manchen falschen Nachforschungen gerieth endlich Müchler in Verdacht und zog sich zu einem Freunde nach Lichtenberg bei Berlin zurück. Gendarmen spürten ihm überall nach, die Brutalität, mit der sie sich gegen Müchler's Gattin bei einer solchen Hausdurchsuchung benahmen, schildert die Knechte wie den Herrn. Müchler trrete indeß bald hier bald dort herum, denn außerhalb Berlin brauchte er keine Verordnungen zu fürchten, und kam erst nach Berlin zurück, als das Schill'sche Corps einrückte.

Außer diesen beiden Erzählungen finden sich noch manche andere Scenen, welche die Tyrannei der französischen Gewaltthaber gegen jede Regung deutschen Patriotismus schildern, wie z. B. gegen den Verfasser des bekannten Liedes „Schill, eine Weiserstimme“ nach dessen Tode. Müchler, von dem es herrührte, entkam nur, weil man französischerseits gehört hatte, es sei von einem gewissen Müller verfaßt, und weil der Polizeipräsident Justus Gruner, der von der Wahrheit wohl unterrichtet war, mehrere Berliner dieses Namens verhören ließ, unter denen allerdings der rechte nicht war. Daher kam es auch, daß eine Zeit lang Adam Müller als Verf. dieses Gedichtes galt. Uebrigens hat Müchler darin ein besonderes Schicksal erfahren, daß seine Gedichte sehr häufig Andern beigelegt sind. So hat man als den Verfasser des Gedichtes „Der Eroberer“ in verschiedenen Zeitschriften bald Kogebue, bald den leipziger Prof. Erhard, bald Schiller genannt. Den letztern, von Müchler selbst schon 1835 in der „Abendpostung“ berichtigten Irrthum hat Schiller's Biograph Hoffmeister in der Nachlese zu Schiller's Werken (III, 1, S. 181) getreulich wiederholt und Hr. Müchler daher zur öffentlichen Abwehr in einer besonders gedruckten und in dieser Schrift wiederholten Reclamation genöthigt. Ferner rühret das Lied „Der Wein erfreut des Menschen Herz“,

welches selber componirt hat, ebenfalls von Wächter her, nicht von J. A. Köp. und in Sonnenberg's Gedächtnis stehen ebenfalls fünf Gedächtnisse (unter ihnen das von Wächter in Krupp gesetzt: „Rechtlich in Acht“) von Wächter.

Nach diesen biographischen und literarisch-historischen Notizen lassen sich in den „Denkwürdigkeiten“, mit denen Hr. Wächter nach seiner Verheirathung beschäftigt ist, manche interessante Aufschlüsse erwarten. Er hat eine bewegte Zeit durchlebt und mit eifrigen, vorurtheilsfreien Staatsmännern in näherer Verbindung gestanden.

Notizen.

Das „Athenaeum“ bringt unter der Überschrift „Printing and piracy new discovery“ folgende seltsame Notiz: „Der Fortschritt der Erfindung ist so rissig schnell, daß kaum eine Woche vergeht, worin wir nicht über irgend eine ihrer Wunderwerke zu berichten hätten. Hier eins dergleichen. Anfangs October erhielten wir von unserem Correspondenten in Berlin einen Wiederabdruck von vier Seiten des „Athenaeum“ (in London am 25. September ausgegeben), zugleich mit den Illustrationen zu der Beschreibung des Porzellanthurms; wie hervor gebracht, darüber konnte uns unser Correspondent keine Erklärung geben, aber ersichtlich durch keine bisher bekannte Verfahrungsart. Die Copie war ein so vollendetes Facsimile, daß wir, wäre sie uns unter andern Umständen gekommen, niemals vermuthet haben würden, daß sie nicht aus unserer eigenen Offizin hervorgegangen sei. Ja, trotz unserer so speciellen Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet, konnten wir nur als einzigen Unterschied entdecken, daß der Druck weniger scharf und in der Druckerschwärze weniger Körper war. Wir vermuteten daher, daß der Proceß ein wesentlich lithographischer ist, indem der Druck des Originals durch irgend ein Mittel auf die Fläche eines Steins oder einer Zinkplatte übertragen wird. Als Antwort auf unser dringendes Ansuchen erwidert uns der Correspondent: Berlin, den 25. Nov. „Ich habe in meinen Bestrebungen, die von Ihnen gewünschte Aufklärung zu erhalten, nicht nachgelassen, aber Alles, was ich beibringen kann, ist in der Kürze folgendes: Der Proceß, durch welchen diese nachgedruckten Facsimiles hervorgebracht werden, ist von einem Gelehrten zu Erfurt entdeckt und als ein tiefes Geheimniß bewahrt. Seitdem ist mir eine Copie von einem antiken Manuscript aus dem 13. Jahrhundert zu Gesicht gekommen, sowie von einem Blatte eines im Jahre 1483 gedruckten Buches, beide so ohne alle Abweichung von den Originalen, daß Ihre Bibliothekarien an dem Besitze eines Unikums nur immer verzweifeln können. Die Theilnehmer an diesem Geheimnisse gehen damit um, hier das „Athenaeum“ wieder abzu drucken und wollen ihre Operationen mit der ersten Nummer des künftigen Jahres beginnen. Ich sah den Abzug des Prospectus, worin sie den Preis auf jährlich 3 Thlr. ansetzen. Mit 300 Subscribenten, meine ich, werden sie bereits gesichert sein, woraus sie auf die wahrscheinlichen Kosten der dabei stattfindenden Verfahrungsart schließen können, welche weniger betragen müssen, als Ihnen das bloße Papier kostet.“ Das „Athenaeum“ bemerkt hierzu, daß es sich um den ihm dadurch drohenden Verlust wenig kümmere, da der Abzug des Journals, vermöge der hohen Postgebühren, sich in Deutschland auf die Hauptbibliotheken, die literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften und einige wenige Privatpersonen in den Hauptstädten beschränkt; auch fühle es sich durch die ihm dadurch gemordene Anerkennung und durch die Ehre belohnt, das einzige englische Journal zu sein, welches auf dem Continent nachgedruckt wurde. Aber für die Verleger von Büchern und besonders von kostspieligen, mit Holzschnitten ausgestatteten Werken sei dies allerdings eine Frage von äußerster Wichtigkeit. Man möge nun bedenken, daß man, wie dieselbe Correspondenz berichtet, Vorbereitungen zu einem Abdruck von Knight's Chalkprocess trifft, wozu die Nummer nur einen Stempel kosten

solle! Schließlich wird die Regierung aufgefordert, zu internationalen Maßregeln zu schreiten, um das Recht der europäischen Nationen — und alle Nationen wären dabei betheiligte — gesichert zu werden. Welche demnach Maßregeln haben in dieser Hinsicht, aber deren Wahrheit die nächste Zukunft Aufklärung geben muß, nur einen englischen Puff finden wollen.

So wenig Interesse auch sich an einer geschichtlichen Darstellung, wie die Geschichte einer Insel wie Guernsey ist, knüpft läßt, so bildet doch die jetzt erscheinende „History of Guernsey, with occasional notices of Jersey, Alderney, and Sark, and biographical sketches,“ von Jonathan Duncan, einen keineswegs werthlosen Beitrag zu der britischen Localbeschreibung. Bis zum Einbrüche der Normannen ist allerdings von den Kanalinseln so gut wie nichts bekannt; nach jener Zeit kamen sie in den Besitz der Herzöge der Normandie und gingen an England mit dessen normännischen Herrschern über. Zur Zeit der normännischen Eroberung scheint der größere Theil Guernseys im Besitze eines Venedike gewesen zu sein; im folgenden Jahrhunderte hatte ihn der Graf Montain, darauf ein de Beeres inne. Während der Krige Edward's III. gelangte es zu einiger Wichtigkeit; hauptsächlich ist es aber der Königin Elisabeth seine Bedeutung schuldig, welche in dem ersten Jahre ihrer Herrschaft ihm einen seine alten Privilegien bestätigenden Brief bewilligte und zu dem nämlichen Zwecke ein Originalpatent erließ, worin das Privilegium der Neutralität ausdrücklich bis zu dem Umfange festgestellt wird, als der Geschäftswert eines Menschen von einer der Inseln reicht. Dieselbe gründete die dortige gelehrte Schule, welche den Namen Elizabeth-College trägt; und sie verblieb bis zu ihrem Ende die Beschützerin der Insel. Bei Beginn des Parlamentskriegs wurden Pryme und Burton als Gefangene nach Guernsey gesandt, von deren Einflüsse wol die Partei hergeleitet werden kann, welche Guernsey in jener Zeit nahm. Obgleich seine Bewohner der Volksmenge fast anhängen, so hielt doch Gastle Cornet bei dem Könige aus, woher, wie Duncan nachweist, der Irrthum der meisten englischen Geschichtschreiber entstanden sein mag, als sei Guernsey immer royalistisch gewesen. Bei der Restauration wurden die Einwohner von dem Könige zu Gnaden aufgenommen. Wichtiger noch als die geschichtlichen sind die statistischen Bemerkungen Duncan's, die sich vorzüglich über das auf der Insel herrschende System des Landbaues und des damit zusammenhängenden Landbaus beziehen, dessen Einführung er namentlich für Irlands Ruhe und Glück für sehr erprießlich hält; es beruht auf der von ihm warm vertheidigten Grundlage der Zerlegung des Grundbesitzes in kleine Theile, wie sich dieselbe mit gleich günstigen Erfolgen wie auf Guernsey auch auf den französischen Gebieten von Anjou und Touraine findet.

Literarische Anzeige.

Auf die mit dem 1. Januar d. J. in meinen Verlag übergegangene

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von E. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Dritter Jahrgang. 1842. Preis 20 Rgr.

werden bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungs-Expeditionen fortwährend Bestellungen angenommen, wo auch Probenummern dieses Blattes gratis zu erhalten sind. Anzeigen werden mit 2 Rgr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Januar 1842.

J. A. Brockhaus.

Tavole cronologiche e sincrone della Storia Fiorentina, compilate da Alfredo Reumont.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Raum war Lorenzo der Erlauchte todt, so sah Florenz sich hineingezogen in jenen Wirbel, welcher den gesammten politischen Zustand Italiens umwälzte — eine unglückliche Zeit, mit welcher die allgemeine Verfall, die Einbuße jeglicher Freiheit, der Verfall des Nationalgefühls, die Umwälzung der Verhältnisse zum Auslande, endlich das Überwiegen der Fremdherrschaft ihren Anfang nahmen. Der Herzog König Karl's VIII. von Frankreich, welcher als Erbe der Anjou, die selber gekrönte Usurpatoren waren, auf beide Theile Anspruch machte, gab den Fremden das Zeichen, in Italien Sättigung ihrer Ehrsucht und Gier zu suchen. Unglücklicherweise reichten die immer getheilten Italiener selbst ihnen die Hände und wurden ihrer Täuschung nicht inne, bis es zu spät war. Die Ankunft des Königs veranlaßte in Florenz die Revolution, welche die Medicci vertrieb (1494); dann folgten der Krieg gegen das freigewordene Pisa, die Wirksamkeit Fra Girolamo Savonarola's, das lebenslängliche Gonfalonierat, endlich der Medicci zweite Rückkehr aus dem Exil (1512). Die Größe dieser Familie schien gesichert; in kurzer Zeit sah sie zwei ihrer Glieder als Päpste; sie schloß Verbindungen mit regierenden Häusern; sie beherrschte Florenz ohne Widerstand 15 Jahre lang. Aber 1527 wurde sie von neuem gestürzt. Es war das letzte Aufflackern eines erlöschenden Feuers. Die Revolution war schlecht geleitet, es war keine Einheit da im Denken und Handeln, keine Entschlossenheit und hinreichende Kraft in den Führern; Fahrlässigkeit und Verrath von außen verschworen sich mit der geringen Klugheit im Innern. Doch wie auch immer beklagenswerth, zeigt diese Epoche uns so glänzende Tapferkeit, eine solche Uneigennützigkeit, solche Selbstverleugnung und Standhaftigkeit im Leiden, eine so glühende Liebe zum Vaterlande, daß immer glorreich bleiben wird die Erinnerung an die Belagerung von 1530, ward auch umsonst vergossen so viel Blut, ging auch das Gemeinwesen unter, verschwand selbst der Anschein von Freiheit.

Die Alleingewalt begann, unsichern Schrittes noch im ersten Herzoge Alexander (1531 — 37), einem Manne von Geist und Talent, aber ausschweifend und jeder Gewaltthat fähig. Mit ihm endigte die Linie Cosmus' des

Alten, wenn Alexander derselben angehörig genannt werden kann. Cosmus I. verstärkte die Ketten, an welche schlecht nur die Florentiner sich gewöhnten, Toscana hat keinen andern Fürsten gehabt, der ihm gleichläme; Italien vom 16. Jahrhundert an wenige. Er brachte Ordnung in das Chaos, welches er fand, als er, jung und ohne Erfahrung, den Thron bestieg. Seine Regierung war despotisch und hart; er bereicherte sich durch Gütereinziehungen und unaufhörliche gezwungene Anleihen und bediente sich jedes Mittels, seine Widersacher zu verderben; aber dem Lande im Allgemeinen nutzte er auf vielfache Weise, und während er einen eisernen Fuß auf den Nacken der Florentiner setzte, begann unter ihm das unglückliche Pisa wieder sich zu heben, begannen andere Orte zu blühen, die einst, nach der Art und Weise der Republiken aller Zeiten, tyrannisch behandelt worden waren. Die Hüfsquellen Toscanas schienen unter seiner Regierung sich zu mehren; sie schienen es, denn das System von Zöllen, Abgaben, Anleihen mit Verlust des Capitals, welches Cosmus auf's Äußerste trieb und vermöge dessen er seinen Schatz immer gefüllt zu erhalten mußte, während Karl V., Franz I., Philipp II., Heinrich II. beinahe anhaltend in Nothen waren, ließ die Finanzen bloß durch gewaltsame Mittel blühend erscheinen und war dem wahren Reichthum des Staats höchst nachtheilig. Cosmus' Gesetze sind großentheils blutig, aber vielen von ihnen kann man nicht absprechen, daß sie geeignet waren, wenn man den damaligen Zustand Toscanas bedenkt und die Alternative, in die der Herzog sich gesetzt fand. Das Glück war ihm stets günstig. Im J. 1555 vereinigte er das Gebiet von Siena mit dem florentinischen. Gegen das Ende seiner Regierung sah er Familien, die ihm früher als entschiedene Feinde gegenüberstanden, mit ihm sich verständigen, um in die Heimat zurückzukehren, und bei seinem Tode ließ er fast völlig erloschen jenen Geist der Unabhängigkeit, der einst nur gewaltsam unterdrückt gewesen. Sein Privatcharakter kommt hier nicht in Betracht. Was er für Kunst und Wissenschaft that, wird von Allen anerkannt. Freilich sank die Kunst in seiner Zeit, doch nicht an ihm liegt die Schuld, sondern an der politischen und moralischen Lage von ganz Italien. Ihm fehlte es weder an Sinn, noch an Willen und Ausdauer, große Werke zu schaffen: vorüber war die Blüthezeit; aber Das, was er

entstehen hieß, stößt immer noch Achtung, ja Bewunderung ein. Dem Handel und Gewerbfleiß nützte Cosmus' Regierung und die Ruhe, die nach so vielem Unglück zurückkehrte. Die Wollenweberei, ganz gesunken in der letzten Epoche der Republik, lebte wieder auf; die Seidenweberei blieb blühend; andere Industriezweige bekamen neues Leben: Bergwerke, Marmorbrüche wurden vom neuem in Bewegung gesetzt und die verborgenen Hülfquellen des Landes ans Licht gezogen. Der Ackerbau gewann, mehr dem Umfange als dem System nach. Die Verminderung des Capitalvermögens durch Handelsverluste kann nicht Cosmus zur Last gelegt werden, denn ungeachtet seiner entschiedenen politischen Stellung that er Alles, dem Verkehr volle Anhängigkeit zu lassen.

Dem Großherzoge Franz I. (1574—87) fehlte es nicht an Geist, noch an Geschicklichkeit, aber er verstand es nicht, Toscana auf jener Stufe relativer Wohlfahrt zu erhalten, auf welcher er das Land von seinem Vater überkommen. Die öffentlichen Angelegenheiten geriethen in allmähigen Verfall. Den Anzeichen von Rebellion, die hier und da sich blicken lassen, wurde mit einer in Cosmus' spätern Jahren nicht mehr gekannten Strenge begegnet. Zwischen einen wenig beliebten Vater und Bruder und schwache Nachfolger in die Mitte gestellt, hinterließ Ferdinand I. (1587—1609) ein ehrenvolles Andenken, das er verdiente, wenn man seine guten Absichten, günstigeren Verhältnisse herbeizuführen, die Werke, die er ausführte, den Geist der Billigkeit und Mäßigung, der ihm eigen war, in Betracht zieht. In der Politik zeigte er sich schwankend. Er versuchte es, dem drückenden spanischen Einflusse sich zu entziehen, aber es gelang ihm nicht. In den kirchlichen Angelegenheiten wich er von jener festen Stellung ab, welche, mancher Concessionen ungeachtet, Cosmus und Franz eingenommen hatten, und bereitete dadurch große Übel, an denen Toscana während der ganzen Folgezeit der Medicischen Herrschaft lankte. Die Absichten Cosmus' II. (1609—21) waren gut, dennoch begann mit ihm das sichtsliche und nun nicht mehr unterbrochene Sinken des Landes; der Wohlstand minderte sich auf erschreckende Weise und Industrie und Handel wurden zu Schatten. Zum Theil war es nicht der Herrscher, der dies verschuldete, zum Theil trugen aber seine Verordnungen und Maßregeln dazu bei. Während der Regenschaft zur Zeit der Minderjährigkeit seines Sohnes vermehrten diese Übel sich in hohem Maße; sie nahmen nicht ab unter Ferdinand II. (1621 (1627)—70), obgleich er ein Mann von Talent war. Zu den Leiden und Unglücksfällen aller Art, welche das Land betrübten, kamen die Streitsigkeiten mit Rom, wo die Barberini herrschten, ein Krieg, von Wüthern geführt, die des Krieges entohnt waren, ein fruchtbarer Gegenstand für Spott und Satiren. Die Zeit Cosmus' III. (1670—1723), statt Rath zu schaffen, mehrete jegliches Unheil und ließ Toscana verarmt und tief gesunken. Dies zeigte sich nur zu sehr, als es sich darum handelte, zu bestimmen, wem die Nachfolge der dem Aussterben nahen Medici gehören sollte. Zwanzig Jahre lang war das Schicksal des Lan-

des ein Spielzeug der Politik der stets uneinigen großen Höfe und die darüber gepflogenen Verhandlungen vergifteten die spätern Jahre Cosmus', dessen Pläne alle durchkreuzt wurden, und die Lage Johann Gasto's, mit welchem die großherzogliche Familie 1737 endete. Wie hatten die Medici Toscana gesunden und rufe hinterließen sie es! *)

(Der Beschluß folgt.)

Die Rechte der Juden im Mittelalter und ihre übermäßige Anhäufung in Polen.

In dem Programm der berliner Gewerkschule von 1841 befindet sich „über die Stellung des Kaufmanns während des Mittelalters, besonders im nordöstlichen Deutschland“ eine Abhandlung vom Director R. F. Köben, welche des Interessanten so viel bietet, daß man Programmen solchen Inhalts, statt des kleinen Leserkreises, auf welchen sie in der Regel beschränkt sind, die größte Verbreitung wünschen möchte. Vorzüglich lesenswerth erscheint in genannter Schrift, was über die damaligen Verhältnisse der Juden, ihre so ganz verschiedene Stellung in Deutschland und Polen und ihre übermäßige Vermehrung in Polen gesagt wird. Bekanntlich ruht über die Art, wie, und über die Zeit, wann die Juden sich über den Nordosten Europas verbreiteten, dunkle Nacht. Früh ist es jedenfalls geschehen, ja es scheint ihnen leichter geworden zu sein, im heidnischen Slawenlande Aufnahme zu finden, als unter den Christen, denn im erstern Land ihnen kein fanatischer Widerstand entgegen. Wahrscheinlich sind sie schon während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung in Polen eingedrungen und haben dort als Fremdlinge ein erträgliches Loos gefunden, das selbst durch den Uebertritt der Polen zum Christenthum wesentlich keine Änderung erfahren zu haben scheint. In Deutschland war die Lage der Juden seit Karl dem Großen eine sehr wechselvolle gewesen. Bald verfolgt, bald geschützt und begünstigt, wurden die widersprechendsten Verordnungen gegen sie erlassen, die ihren Zustand zu einem fast rechtlosen machten. Hören wir, was das berliner Stadtbuch darüber sagt und worin sich zugleich die damals allgemein geltende Meinung ausdrückt: „Die Juden glauben allein an den lebendigen Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und des Erdraths, und alles Dessen, was darin ist. Sie halten das alte Gesetz und sind des neuen Gesetzes Widersacher, das ist, der ganzen Christenheit, weil sie Christum, den wahren Gott, zu dem unschuldigen Tode für die Menschen brachten. Darum ist es wunderbar, daß man gestattet, den Juden bei den Christenleuten zu bleiben. Nun lehren die heiligen Lehrer der Christenheit, daß man die Juden bei den Christenleuten leben läßt um vier Ursachen willen: die erste, weil wir das Gesetz von ihnen haben, in welchem wir Zeugniß haben von Christo; die andere, um der alten Väter willen, von denen Christus den Anfang seiner Menschheit nahm, nämlich von dem Geschlechte Jesse her; die dritte, um der Juden Bekehrung willen, weil sie alle noch vor dem strengen Gerichte Gottes bekehrt werden sollen; die vierte, um des Gedächtnisses Jesu Christi; denn so oft wir die Juden sehen, so oft sollen wir auch das Gedächtniß seiner theuern Wärdner im Herzen tragen.“

Folgende Rechte haben, fast das ganze Mittelalter hindurch, im nördlichen Deutschland in Bezug auf die Juden gegolten: Wenn der Jude einem Christen etwas verkauft, so

*) Bei Johann Gasto's Tode zählte man 800,000 Einwohner, 1745 nur 882,277. Bei Peter Leopold's Regierungsantritt war die Zahl auf 945,063 gestiegen, 1791 auf 1,058,930, 1814 auf 1,154,696, endlich 1838 auf 1,406,752.

brauchte er ihm keine Gewähr zu leisten, d. h. der Jude brauchte weder sein Eigenthumsrecht an der von ihm zu verkaufenden Sache nachzuweisen, noch für deren Güte, oder für den dem Käufer etwa aus dem Ankauf erwachsenden Schaden zu stehen. Ein christlicher Käufer war dagegen, auch wenn nichts dergleichen besonders festgesetzt wurde, stillschweigend zur Gewähr verpflichtet. Durch diese eigenthümliche Einrichtung war der Jude vorzugsweise auf den Handel mit gekauften Sachen angewiesen. Allein kein Kauf, den ein Jude schloß, hatte gesetzliche Gültigkeit, und ebenso wenig, wenn er etwas zu Pfande nahm, wenn es nicht in Gegenwart von einem christlichen und einem jüdischen dabei unbetheiligten Zeugen, bei Tageslicht und im offenen, unverschlossenen Hause geschah. Hand man aber bei einem Juden erkaufte oder verpfändete Kirchengeräthschaften, Kelche, Patenen, Messgewänder, Bücher u. s. w., die bereits geweiht worden waren, so wurden ihm diese nicht bloß weggenommen, sondern er wurde als ein Dieb dieser Dinge gerichtet. Das geschmolzene Metall der Kirchengeräthschaften aber konnte er kaufen. Nach der Weise des Mittelalters hatte jeder das Recht der Pfändung und beherrschte dazu nicht der Gerichte. Wenn daher ein böser Schuldner nicht zahlte, so stand auch dem Juden das Recht der Pfändung zu, und dieser konnte ihm Pferde, Gewand oder Korn abnehmen, wenn er es bekommen konnte, doch hatte dies nur rechtliche Gültigkeit, wenn es bei Sonnenschein oder hellem Tage geschah; wurde es des Nachts ausgeführt, so mußten die Nachbarn des Juden von beiden Seiten seines Hauses Zeugen sein, sonst war es Raub. Die abgepfändeten Sachen konnte der Jude verkaufen, an wen er wollte, und hatte davon dem Landesherrn nichts zu zahlen. Wollte man dem Juden nicht glauben, daß die Sachen für seine Schulden an ihn gekommen wären, so stand ihm der Beweis durch Zeugen und Eid zu. Diese Pfändungen wurden mit Helleisen ausgeführt und mancher gemeine Jude fand Geschmack daran und trieb nachher das Handwerk auf eigene Hand, auch wenn er keinen Schuldner vor sich hatte. Daher fanden sich unter den Wandern häufig Juden. Kein Jude durfte christliches Gefinde halten, Knechte, Mägde, Kammern u. dgl. Dies stand nicht allein gesetzlich fest, sondern wurde auch außer dem sehr oft, wiewol vergeblich, eingeschärft, denn die gute Bezahlung reichte stets zu Übertretungen. Seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts durfte im nordöstlichen Deutschland keine neue Judenansiedlung mehr gebaut werden; die Ausbesserung der alten Gebäude war erlaubt. In Festtagen der Christen durfte kein Jude seinen Laden öffnen; auch mußte er ihn schließen, wenn das heilige Sacrament vorübergetragen wurde. Während der Sperrwoche sollten sie sich möglichst in ihren Häusern halten und nicht, wie wol geheißen sei, sich Holz und übermäßig zeigen. Besonders aber war es ihnen verboten, am Charfreitag auf die Gasse zu gehen oder ihre Thüren und Fenster zu öffnen. Eine Ehe zwischen Juden und Christen war nicht erlaubt. Wo sie etwa vorkam, wurde sie wie ein Ehebruch behandelt, worauf für beide Theile das Schwert stand. Ließ sich eine Christin außerehelich mit einem Juden ein, so wurde sie zur Stadt hinausgepeitscht und verbannt, der Jude aber in eine hohe Geldstrafe von mindestens 10 Mark Silbers genommen. Da die Juden Ketten Frieden hatten (über den von Vespasian verliesenen Königsfrieden und die damit zusammenhängende, den Juden späterhin gegebene Benennung „des Königs Kammerfreude“ gibt Hr. Ribben nähere Erläuterung auf Grund des „Sachsenspiegels“, B. 3, Art. 7) so durften sie, wie die Christen, keine Waffen tragen. Wer sie dann gewaltsam angriff, erlitt die Strafe des Friedebrechers, und hatte er den Juden getödtet, auch die Strafe des Todtschlägers, ebenso als hätte er einen Christen erschlagen. Abgesehen durfte in wichtigeren Dingen kein Jude vor Gericht gegen einen Christen zeugen, wol aber umgekehrt, und nur bei geringen Sachen und ihren Käufen hatte das Zeugniß eines Juden Gültigkeit. Wo es in wichtigeren Dingen auf einen Zeugenbeweis ankam, brauchte der Jude das Zeugniß von zwei Christen und einem Juden, der Christ aber

gegen den Juden das Zeugniß eines Christen und eines Juden. Durch einen bloßen Reinigungs Eid konnte sich der Jude seiner Anschuldigung entziehen, denn dies war eine kaiserliche Begnadigung, und auf solche durften sich die Juden nicht berufen, sondern bei gewöhnlichen Klagen wurde das gemeine Kaiserrecht auf sie angewendet. Dies Alles machte nöthig, die Juden schon äußerlich als solche erkennen zu lassen, und da sie sich zum Theil so trugen, daß sie schwer von den Pfaffen zu unterscheiden waren, so wurden ihnen solche Kleidungen untersagt, und auf den Kirchenversammlungen von 1233, 1267 u. 1314 wurde festgesetzt, daß sie zur Auszeichnung einen hornartig gekrümmten Hut, oder ein Rad auf der Brust und die Weiber ebenfalls eine abweichende Kopfbedeckung tragen sollten. Kleidung und Zeichen waren jedoch nicht an allen Orten und zu allen Zeiten dieselben. Da man in einigen biblischen Stellen gefunden haben wollte, daß es gänzlich unerlaubt sei, Geld auf Zinsen zu leihen und daher allen Christen solche Geschäfte als sündlich verboten wurden, so wurde der ganze Geldhandel und das Pfandleihgeschäft ein ausschließliches Eigenthum der Juden. Ludwig IX. verbot zwar auch den Juden das Nehmen aller Zinsen, dies Verbot konnte jedoch nicht lange bestehen. Im Landfrieden des rheinischen Bundes von 1255 wurde festgesetzt, daß kein Jude von 10 Pfunden wöchentlich mehr als 2 Pfennige Zins, oder auf ein Jahr mehr als 4 Unzen nehmen sollte. Ersteres waren $\frac{1}{100}$ Procent wöchentlich, oder $4\frac{1}{2}$ Procent jährlich; das zweite waren jährlich 25 Procent. So ansehnlich hiernach auch der erlaubte Gewinn war, so blieb man doch bei ihm nicht stehen und an allen Orten erhoben sich Klagen über die hohen Zinsen, welche die Juden nahmen. Nur ausnahmsweise waren die Juden Grundbesitzer, öfter Gastwirthe, besonders in Polen, und außerdem Ärzte, obgleich kein Christ Arznei von ihnen nehmen sollte. Großer Ruf und Geschicklichkeit des Arztes führten ihm jedoch immer christliche Kunden zu. Kein Jude sollte oder durfte ein öffentliches Amt bekleiden. Obgleich dies Gebot immer als ein wichtiges betrachtet wurde, so sehen wir doch die Fürsten gar oft dagegen sündigen. Sie trugen den Juden nicht bloß Zwangsgeschäfte auf, sondern übergaben ihnen auch Ämter, in welchen sie in dieser Beziehung und für ihr Interesse wirksam werden konnten, ja sie machten wol gar mit ihnen in wucherischen Geschäften gemeinschaftliche Sache. Dagegen ist dem Verfasser kein Fall bekannt, wo ein Jude ein städtisches Amt bekleidet hätte, obgleich sie in den Städten des nördlichen Deutschland Bürger werden konnten und alle Rechte des Bürgers erhielten. Nicht alle Städte in der Mark hatten jüdische Begräbnisplätze. Es war daher öfter nöthig, die Leichen ziemlich weit zu fahren. Kam sie nun an einer Zollstätte vorüber, so mußte sie verzollt werden; Dasselbe geschah in Städten, welche einen jüdischen Begräbnisplatz hatten, wenn die Leiche nach einer andern Stadt gefahren wurde, nicht aber mit Leichen, die auf dem Begräbnisplatz derjenigen Stadt beerdigt wurden, wo der Jude gewohnt hatte. Der Zoll einer Judenleiche war hoch und betrug in Prignitz einen halben Bierding, oder eine Achtel Mark, in Ruppin 30 Pfennige, und wenn der Zoll umfahren wurde, 30 goldene Pfennige.

Dies war die Lage der Juden in Deutschland und besonders im Nordosten desselben; anders in Polen, wo die Zahl der Juden ungemein gewachsen war, wozu wol die während des ersten Kreuzzuges am Rhein begonnene und durch ganz Deutschland fortgesetzte Judenverfolgung wesentlich beigetragen hat. Angstvoll flohen die Juden vor ihren Wörtern her, denn auf dem ganzen Wege, den diese Kreuzhorden eingeschlagen hatten, war für sie keine Rettung, und selbst als sie Prag erreicht hatten, waren sie des Plünderns und Mordens noch nicht müde und die rheinischen Scenen erneuerten sich. Die Juden fanden keine andere Stätte als in den Wendeländern und Polen, durch welche kein Kreuzheer zog, und hier, scheint es, wurden sie freundlich aufgenommen, nicht bloß von ihren dort schon ansässigen Religionsverwandten, sondern auch von den Fürsten. Der Handel, zu welchem der Pole wenig Neigung hat, befand

sich hier fast ganz in den Händen fremder Kaufleute und der Juden. Durch die neuzugewanderten deutschen Juden, deren eine große Menge nach Polen gekommen zu sein scheint, erhielt der Handel einen neuen Schwung, und hier, wo das Kunstwesen nicht eingeführt war, beschäftigten sie sich auch mit Handwerken, was ihnen in Deutschland unmöglich gemacht war. Zwar verbot dies kein positives Gesetz; allein Handwerke durften nur in den Städten getrieben werden, jedoch von Niemand, der nicht zur Kunst gehörte, und kein Jude wurde in eine Kunst auf- oder als Lehrling angenommen. Anders in Polen und wahrscheinlich auch in den Wendeländern, obwohl in den letztern, des fortdauernden Kriegszustandes wegen, in welchem sie sich befanden, niemals die Juden so zahlreich gewesen sein mögen als in Polen. Hier aber wurden sie besonders begünstigt und erhielten nach und nach immer mehr Privilegien, namentlich 1175 eines von Miesław dem Alten, 1203—7 von Heinrich dem Bärtigen, Herzog in Schlessen, 1264 von Boleslaus dem Frommen, Herzog von Kalisch, und 1334 von Kasimir dem Großen. Ihre fürstlichen Beschützer erklärten selbst, daß ihnen die Mittel, Geld zu erwerben, gesichert werden mußten, damit sie im Falle der Noth dem Regenten davon abgeben könnten. Sie waren von Steuern befreit, die alle Einwohner des Landes ohne Ausnahme zu tragen hatten, den gesetzlichen Strafen konnten sie sich nur zu leicht entziehen, und außerdem waren sie zu unehrlichem, d. h. für die übrigen Einwohner nicht erlaubtem Gewerbe autorisirt. Wir wollen ihre dortigen Rechte etwas näher betrachten. Während in Deutschland keine Klage eines Juden angenommen wurde, wenn sie ihn nicht selbst betraf, konnte in Polen dagegen ein Jude nicht anders als auf ausdrückliches Verlangen eines Klägers vor Gericht gestellt werden. Allein nur der König oder der Bojewod konnte über ihn Recht sprechen; keinen andern Richter brauchte er anzuerkennen, während er in Deutschland vor den Stadtrichter gestellt wurde. In Polen konnte er sich von der gegen ihn erhobenen Inschuldigung durch einen Eid reinigen, in Deutschland konnte dies zwar der Christ, nicht aber der Jude. Den Mord eines Juden richtete in Polen allein der König und bestrafte den Mörder durch Confiscation seiner Güter; in Deutschland richtete der Vogt darüber nach Landrecht. War ein Jude in Polen nur verwundet, so richtete der Bojewod darüber. Betrat ein Richter den König oder Bojewoden, so durfte er keinen Juden unmittelbar vor sich fordern, sondern er mußte sich in den Bereich einer Synagoge begeben und dort die Untersuchung beginnen. Daß der König oder der Bojewod zu Gericht, so geschah dies auf feierlichere Weise. Wurde ein Jude eines Verbrechens beschuldigt, so mußte es durch das Zeugniß dreier Christen und dreier Juden bewiesen werden, sonst war es nicht gültig; in Deutschland brauchte der Christ dazu nur einen Christen und einen Juden. Am Sabbath oder einem andern jüdischen Feiertage durfte keine Rechtsache gegen einen Juden vor Gericht gebracht werden. Die Polizeinehmer durften einen Juden, der über die Grenze reiste, nicht visitiren, wenn er erklärte, daß er den Leichnam eines verstorbenen Glaubensgenossen mit sich führe, um ihn zu beerdigen. Die Entweihung eines jüdischen Kirchhofs oder einer Synagoge wurde ebenso wie Kirchenraub bestraft. Das polnische Gesetz verbot, die Juden zu verleumben, oder den Argwohn zu verbreiten, als ob sie Christenblut zu abergläubischen Ceremonien gebrauchten, welches eine Fabel sei. Eben wegen dieses Wahns hatten die Juden in Deutschland viel zu leiden, und es macht den polnischen Fürsten Ehre, daß sie in diesem Punkte heller sahen als die deutschen Fürsten, weshalb denn auch in Polen nie solche Judenverfolgungen ausbrachen wie in Deutschland. Ebenso günstig waren sie in Bezug auf den Handel gestellt. Die Juden durften in Polen auch auf unbewegliches Eigenthum Geld leihen, ja selbst auf christliche Heiligthümer, nur mußten sie diese einer geistlichen Person zur Aufbewahrung übergeben. Bei- des war in Deutschland nicht gestattet. Hatte ein Jude in Po-

len Geld ausgeliehen und wurde dasselbe nicht zur festgesetzten Zeit zurückgezahlt, auch nicht innerhalb des nächsten Monats, so war dem Juden gestattet, Zins von Zins zu nehmen, und wenn Jahr und Tag über die Rückzahlung hinging, so wurde das Pfand Eigenthum des Juden.

Da aber die Juden schon frühe in Polen so bedeutende Rechte besaßen, und zu einer Zeit, wo die Wendeländer größtentheils noch nicht unter deutschen Fürsten standen, so läßt sich erwarten, daß sie von den slawischen Fürsten dieser Länder, welche mit Polen innig zusammenhingen und in deren Ländern slawisches Recht galt, das entweder mit dem polnischen gleich oder von ihm nur wenig unterschieden gewesen ist, ähnliche Begünstigungen erhalten haben. Eben deshalb mag es auch schon in frühen Zeiten in der Lausitz, der Mark Brandenburg, Mecklenburg und Pommern viele Juden gegeben haben; die meisten dürften aber bei der Germanisirung dieser Länder sich nach Polen gezogen haben, da sie wußten, daß sie unter deutscher Regierung sich nicht dergleichen Vortelle zu erfreuen hatten, und dieser Umstand mit dem früher erwähnten mag wol vorzüglich dazu beigetragen haben, die Juden in Polen so übermäßig anzuhäufen.

Zum Schluß dieser Mittheilung aus der Klöden'schen Schrift können wir nur aufrichtig wünschen, daß die Programme der höhern Schulen, statt ihres gewöhnlich trockenen und uninteressanten Inhalts, recht häufig solche tüchtige und ansprechende Abhandlungen, wie die uns vorliegende, bringen mögen! 20.

Literarische Notizen.

Dumont d'Urville's berühmte Reise erscheint unter dem Titel: „Voyage au Pôle Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté par ordre du Roi pendant les années 1837, 1838, 1839 et 1840, sous le commandement de M. Dumont d'Urville, capitaine de vaisseau.“ Das Ganze wird 14 Bände und einen Atlas von ungefähr 250 Stichen und Lithographien bilden. Die erste Abtheilung umfaßt die Beschreibung der Reise selbst (5 Bände, 200 Lithographien, 10 geographische Karten), die zweite die Zoologie (3 Bände, 150 colorirte Kupfertafeln), die dritte die Botanik (2 Bände, 80 colorirte Kupfertafeln), die vierte die Anthropologie und Physiologie (1 Band, mit 50 Lithographien), die fünfte die Mineralogie und Geologie (1 Band, mit 20 Lithographien), die sechste den philologischen Bestandtheil (2 Bände, mit vergleichenden Tabellen). Der erste Theil und die beiden ersten Lieferungen des malerischen Atlas sind erschienen. Von der Beschreibung der Reise wird eine kleine Ausgabe in 10 Decavbänden mit 10 geographischen Karten veranstaltet.

Als ein neues, herrlich ausgestattetes Werk, welches soeben die französische Presse verlassen, ist zu nennen: „Le mémorial de Shakspeare ou contes shakspeariens“, von Karl Lamb, aus dem Englischen überfetzt von R. A. Borghers. Die Einleitung ist von Ph. Chades, die Biographie Shakspeare's und Lamb's von A. Pichot. Das Werk ist mit 45 Illustrationen geschmückt, worunter 21 größere Stiche und 24 Holzschnitt-Bignetten. — Von dem illustrierten Werk: „Les saints évangiles“, Übersetzung von Lemaitre de Sacy, neue Ausgabe, mit einer Abhandlung über die Autorität der Evangelien, von Freppiauss, Bischof von Hermopolis, 8 prächtigen Kupferstichen nach Ribera, Wandbyck, Carracci, Rubens, Dürer u. s. w. und einem Plane von Jerusalem, sind jetzt 73 Lieferungen beendet. — Unter den vielen Eurasausgaben mag sich noch bemerken: „Petites misères de la vie humaine“, von Old Rid und Grandville, mit 50 größern Illustrationen und mit Bignetten in Holzschnitt. Die geschilderten und abgebildeten Scenen sind weniger ernst und tragisch als komisch und ergötzlich. 2.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 16.

16. Januar 1842.

Tavole cronologiche e sincrone della Storia Fiorentina, compilate da *Alfredo Reumont*.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Die Regierung Franz II., mit welchem die lothringisch-habsburgische Dynastie den Thron bestieg, kann als Übergangsepoché bezeichnet werden. Im Regentschaftsrath saßen Männer von Talent und Verdienst, leider aber zum Theil Fremde. Nach einigen Schwankungen, die in mancher Beziehung als schädlich sich erwiesen, wurden entschiedene Schritte zum Bessern gemacht, namentlich gewann die Administration durch größere Ordnung, die in sie eingeführt ward. Die Bevölkerung, die sich sehr gemindert, hob sich nach 1745, dem Zeitpunkt ihres niedrigsten Standes. Das Land aber litt bei alledem an den vielen Übeln, die von einer Regentschaft unzertrennlich scheinen und die noch vermehrt wurden durch die bedrängte Lage, in der die österreichischen Erbstaaten mehr denn einmal sich befanden, wobei die Kräfte des Großherzogthums in Anspruch genommen wurden. Diesen Übeln wurde abgeholfen durch Peter Leopold. Die Toscaner sprechen seinen Namen nur mit den Gefinnungen der Verehrung und Dankbarkeit aus, und sie haben Recht, denn er förderte des Landes Interessen wie Keiner, indem er der Verwaltung eine gleichmäßige, feste Grundlage gab, viel Hindernißes aus dem Wege räumte, Ackerbau und Gewerbe begünstigte, größere Gleichheit der Rechte einführte, die Gesetzgebung wesentlich verbesserte. Man kann in Zweifel ziehen, ob manche seiner Maßregeln der Zeit und den Umständen angemessen waren, ob er immer die vorgesehnen Rechte geachtet und Ersatz für erlittenen Verlust gegeben, ob er auf die nothwendigen Folgen seines Handelns stets vorbereitet gewesen, ob er nicht zu häufig und eigenmächtig längst bestehende Verhältnisse zerstört, ohne neue an die Stelle setzen zu können, von denen glückliche Erfolge sich erwarten ließen. Und mehr noch, ob er nicht in der Absicht, materielle, vielleicht momentane Güter zu mehren, Institutionen abgeschafft, die, wenn nicht ohne Übelstände noch Mißbräuche, doch ihrem Princip nach gute waren, und ob er nicht dazu beigetragen, den revolutionären Grundfäden, denen eine neue Fremdherrschaft folgte, das Eindringen zu erleichtern. Wie dem auch sei, dem Großherzog Leopold gebührt immer eine bedeutende Stelle unter den neuern Gesetzgebern und die Praxis hat die ent-

schiedene Nützlichkeit vieler seiner Anordnungen dargethan, denn unter seiner Regierung (1765 — 90) erhob Toscana sich von neuem zu einer Blüte, die den glänzendsten Contrast bildete mit dem frühern Zustande. Ferdinand III. hatte kaum acht Jahre geherrscht, als die Umwälzung von Europa ihn nöthigte, Toscana gegen ein deutsches Fürstenthum zu vertauschen. Das Großherzogthum wurde ein Königreich Petrurien; es wurde eine französische Provinz; es kehrte zurück unter den Scepter eines Fürsten, welcher mit den vortrefflichen Eigenschaften, von denen er früher schon so schöne Beweise gegeben, jetzt größere Reife des Urtheils und Erfahrung vereinigte. Welcher Art der Geist war, der ihm besaßte — welche die Grundsätze und Ansichten sind, die die Regierung seines Nachfolgers leiten, zeigt der stete und sichere Fortschritt der öffentlichen Institutionen, der Wissenschaften und Künste, zeigen die wesentlichen Verbesserungen der Agriculturn und jeder nützlichen Kunst und Industrie, die legislativen und administrativen Umgestaltungen, der blühende Zustand des Landes und die großartigen Bemühungen, welche zum Zwecke haben, zum Wohlstande des Ganzen auch jene Theile zurückzuführen, die durch die Schuls von Jahrhunderten unglücklich geblieben sind. Endlich zeugt dafür die in kritischen Zeiten ohne Störung bewahrte Ruhe und die Liebe der Nation zum Herrscherhause. Solche Beweise wird Keiner für trügerisch halten.

Dies sind, in kurzem Umriss, die Grundzüge der Geschichte, welche ich in dem Buche, dessen Titel diesen Bemerkungen voransteht, darzustellen versucht habe. Mein Zweck bei der Abfassung desselben war, in einen möglichst beschränkten Raum zusammengebrängt, eine Übersicht jener Ereignisse zu geben, welche die Annalen von Florenz füllen, und auf solche Weise Denen, welche diese Geschichte bereits kennen, ein Erinnerungsbuch zu bieten, Jenen aber, welche sich noch mit derselben bekannt machen wollen, diejenigen Thatfachen an die Hand zu geben, welche gewissermaßen die Hauptzüge bilden. Bei der unendlichen Menge von Facten habe ich meist mich begnügen müssen, sie mit wenigen Worten anzudeuten, um Raum zu gewinnen, die hervorsteckendsten zu erzählen. Es konnte dabei nicht meine Absicht sein, größere Werke, die von diesen Geschichten handeln, ersetzen zu wollen; vielleicht

aber können diese Tabellen neben solchen Werken von Nutzen sein, indem sie vermöge ihrer Form und Einrichtung eine Art Leitfaden bilden. Bei der Ausarbeitung bin ich stets zu den Quellen zurückgegangen: sämtliche Chroniken und Annalen, sofern sie von einiger Bedeutung waren, habe ich zu diesem Zwecke durchgesehen und die neueren Forschungen, so weit sie mir zu Gebote standen, benützt. Mit einigem Detail habe ich nur die Zeit von 1260 — 1555 behandelt; denn die, auch jetzt noch sehr verwickelte, frühere Geschichte hat, in ihrer Beziehung zu Florenz als Stadt, mehr ein antiquarisches denn ein allgemein-historisches Interesse. Die Epoche aber, welche mit der Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Anfang nimmt, hat einerseits für mich sehr wenig Anziehendes, andererseits wird sie auch meinem eigentlichen Gegenstande entfremdet, indem die florentinische Geschichte, in engerer Umgrenzung, mit dem Herzoge Alexander endet und dann die des Großherzogthums beginnt, welche von Ferdinand I. an bis zu Leopold I. wenig von bedeutendem Interesse darbietet. Für diese spätere Zeit der Medicaischen Herrschaft genügt mir also einfache Auszüge aus Galluzzi's umfangreichem Werke, dem einzigen, das sie ganz umfaßt. Ohne die Geschichte der Wissenschaften und Künste wäre eine solche Arbeit zu unvollständig geblieben. Zwei Columnen jeder Tabelle sind also dieser gewidmet, nicht mit bloßer Berücksichtigung von Florenz, indem eine solche Aermnung schwer, wenn nicht unmöglich gewesen wäre, sondern ganz Toscana und das übrige Italien, namentlich Mittelitalien, umfassend. In den Jahreszahlen habe ich mich der möglichsten Genauigkeit beflissen und, so viel mir bekannt, in dem kunsthistorischen Theile nur solche aufgeführt, für welche Inschriften, Urkunden oder völlig zuverlässige Angaben Gewähr leisteten. Bei allen übrigen, die bloß auf Vasari oder auf Localschriften beruhen, wurde dies angemerkt. Zu dem Zwecke, eine Vergleichung der Specialgeschichte von Florenz mit den wichtigsten Ereignissen der allgemeinen Geschichte zu erleichtern, fügte ich endlich eine Columnne gleichzeitiger Vorgebeheiten hinzu, in der wenigstens die bedeutendsten Facta der italienischen Geschichte erwähnt sind, von dem übrigen Europa nur wenig, da der Raum zu beschränkt war. Verzeichnisse der Kaiser, römischen Könige und Päpste begleiten den Text, sowie genealogische Angaben über die hervorragendsten einheimischen Familien. Eine Übersicht der Veränderungen der Verfassung, nebst Details über die wichtigsten Magistrat zur Zeit der Republik, sind in einer Einleitung beigegeben.

In sechs Epochen ist das gesammte Gebiet florentinischer Geschichte getheilt. Die erste geht von der Gründung der Stadt bis auf die Schlacht von Campaldino (1289), welche das Übergewicht der guelfischen Partei in Toscana entschied. Hiermit beginnt die politische Größe und die Zeit der Bewegung. Die zweite Epoche umfaßt die Jahre 1290 — 1343 und endet mit der Vertreibung des Herzogs von Athen. Vom Sturze des alten Adels, welcher jener Vertreibung folgte, geht der dritte Zeitraum bis zum Tumult der Ciompi, 1378. Der vierte zeigt den neuen Adel im Kampfe mit dem gemeinen Volke und

dessen vornehmen Häuptern und die Verwaltung dieses neuen Adels, welche mit der Rückkehr Cosmus' von Medici ein Ende nahm. Die fünfte Epoche nun führt die verschiedenen Phasen der Medicaischen Suprematie vor und den zweimaligen Sturz derselben bis zum Untergange der Republik. Den Schluß macht der sechste Abschnitt, von der Installation eines erblichen Herzogthums bis auf unsere Tage.

Ferne liegt es mir zu glauben, ich habe auf so wenig Blättern einen so unendlich reichen Stoff erschöpft. Selbst von Werken bedeutenden Umfangs kann solches nicht gerühmt werden. Nur einen Leitfaden habe ich geben wollen, in welchem das Wichtigere den Blicken rasch sich darbietet. Ubrigens möge man mir es nicht als Anmaßung deuten, wenn ich über eine fremde Geschichte in fremder Sprache geschrieben habe. Nach vieljährigem, in mancher Beziehung beglücktem Aufenthalt in Italien und fast anhaltender Beschäftigung mit vielen Dingen, welche auf toscanische und römische Geschichte und Landeskunde sich beziehen, glaubte ich es wagen zu dürfen, den vielen Wohlwollenden und Geneigten, bei denen ich bei unzähligen Veranlassungen das freundlichste Entgegenkommen und die förderndste Unterstützung gefunden habe, irgend eine Frucht meiner Studien darzubieten, als Beweis der Dankbarkeit für vielfache Güte, wie der Theilnahme, die mich für sie und ihr schönes Vaterland besetzt. In diesem Sinne habe ich die Tabellen florentinischer Geschichte entworfen und den toscanischen Freunden gewidmet.

Rom, Ende August 1841.

Alfred Reumont.

Unterhaltungsliteratur.

1. Neueste Novellen von Ludwig Storch. Stuttgart, Hoffmann. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn unter der Sündflut von Novellen, die jetzt dem Leser entgegenströmt, nur dann und wann einige, wie diese Sammlung sie bietet, auftauchen, so soll er nicht ohne sehr Klagen über diesen Hauptzweig der jetzigen belletristischen Literatur, der wie auf einem belebten Maskenball dem Geiste und Talent des Autors stets wechselnde Masken, bald Charaktercostüms, bald Dominos u. s. w. vorhält. Die erste Novelle von vorliegender Sammlung „Der Knabe und die Bibel“ ist fromm und schön, die Charaktere sind mit Wahrheit geschildert, die Vorgebeheiten geschickt herbeigeführt, das Interesse für die Liebenden als Hauptinteresse gehalten. „Die Schicksale einer deutschen Oper“ sind unbedeutender, sie vergönnen einen Blick in jene wenig interessante Bühnensphäre, hinter den Coulissen, und deren kleinliche Intriguen, woran die Oper scheitert, und zeichnet Caricaturen. Dagegen überragt „Lycho Brabe“ sowohl durch Interesse des Stoffes als der Behandlung die beiden vorhergehenden und außer diesen noch unzählige Novellen, die Ref. in neuester Zeit gelesen hat. Franz Tagnagel, der große Schüler des großen Meisters Lycho Brabe, beginnt in Briefen das Leben des ausgezeichneten Chemikers, Astronomen und Dichters, auf der Insel Poem zu schildern, und man lernt seine ganze Umgebung, die bürgerliche Frau, die blühenden Töchter, die geliebte Schwester und die wunderbare Freundin Elva kennen, als einen glücklichen, einigen, vorwärts strebenden Familienkreis. Später verfällt die Erzählung in biographische Form, man erfährt die Lebensgeschichte des großen Mannes, dessen Erziehung, Entwicklung, erwachte Größe; man sieht ihn als Sonne und als Stern von Danemarl geehrt, hochgeehrt und reich, in der Uranienburg und Sternenburg wirkend, schaffend und die Wis-

enschaft stöbern. Sein häßliches Äußeres, seine falsche Nase von Metall, die er sich selbst verfertigt, sein ganzes Erscheinen und die ungezügeltere Heftigkeit, der eiserne Troß seines Charakters geben die Schattenseite davon. Durch diese Heftigkeit, die rücksichtslos nur die Wissenschaft im Auge hat, durch den Stolz des Gelehrten, mit dem er sich überhebt, durch den Troß gegen den Adel, der ihn wegen seiner Heirat mit einer Bürgerlichen, da er selbst von vornehmer Abkunft und ein Ritter, höhnt, und durch die Intriguen des Hofmarschalls Wallendorff, der ihn haßt, sei er bei dem jungen neunzehnjährigen Christian IV., dessen Vater, Friedrich II., ihn so hoch gehet, in Unnade; er mußte seiner geliebten Insel Dänemark weichen, lebte selbst in Kopenhagen nicht in Ruhe und verließ endlich sein Vaterland. Nach langem Herumirren fand er eine ehrenvolle Aufnahme bei Kaiser Rudolph zu Prag, wo er sich ungestört seinen Forschungen hingab; das Ausland erstete ihm reichlich, was ihm das Vaterland genommen, und er beschloß sein Leben im 54. Jahre, umgeben von Gelehrten und Großen, die ihn alle hochachteten. Er starb, wie es einem Weisen ziemt. Tagnagel hatte ihn in Unglück und Glück nicht verlassen und war sein Schwiegervater geworden. Die wunderbare Luova, deren Erscheinen über diese Erzählung ein romantisches Licht ergießt, des Lachos Brahe geheimnißvolle Schülerin und Freundin, die ihm bei seinen Forschungen und Studien zur Seite steht und ihm Trost zuspricht in den Stunden der Verzweiflung, erlangt in Kopenhagen die ärztliche Praxis und wird durch glückliche, medicinische und chirurgische Curen, vorzüglich aber durch die Erfindung eines heilsamen Pflasters sehr berühmt; sie erreicht ein Alter von 124 Jahren und wird wie eine Heilige geehrt und gefürchtet. Das ganze Land machte Wallfahrten zu ihr, in der die heil spendende Göttin des alten Nordens wieder aufstanden zu sein schien, und ihr ernstes Wesen, ihre Chelofigkeit, ihre hohe, edle Gestalt unterfüßt den Wahn des Volks. Lachos Brahe war am 14. Dec. 1546 geboren, und starb 1600; die vorliegende, interessante Biographie trägt den Stempel jener Zeit, die so reich an Vorurtheilen, Aberglauben und Mißbräuchen war, sie deutet auf des Autors sorgsame Studien guter Quellen.

2. Die Eisenhütte. Von Friedrich Soulié. Aus dem Französischen von W. Schütze. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 2 Thlr.

Der allzu große Vortuschwall des französischen Autors ist im Deutschen noch störender als im Original; die ewigen Gerörterungen hemmen das Vorschreiten der Begebenheiten. Verwickelung und Entwickelung ist durch unzählige Unwahrscheinlichkeiten und abenteuerliche Zusammenstellungen herbeigeführt, das Personal aus lauter Unnater zusammengesezt. Soulié stellt uns eine wahre Sammlung von Caricaturen vor: den Hättensbesitzer, der in seiner Eitelkeit alles bisher vom Hefen Wohl brachte für sein eigenes Werk ausübt und diesem die Abtrezung der Hälfte des von ihm selbst erworbenen Vermögens vorenthält, während der geduldige Held sich das Alles gefallen läßt und eine wahre Caricatur von Trefflichkeit und edelm Stolz ist; die Lante des Helden, die als eine Frau, welche davon geht, bezeichnet wird, welche Bezeichnung aber Ref. sehr unverständlich scheint. Ref. meinte erst, sie wolle sich entführen lassen, oder sie habe die galoppierende Schwindstocher und werde sterben; sie soll indeß ein träumerisches, liebeskrankes, sich stets schmerzendes Geschöpf sein, das geliebt und verstanden werden möchte und jegliches Glück in ihren Verhältnissen entbehrt. In ihrer sanften Ergebung und den mühevollen Ausbrüchen von Zorn, in ihrem stillen Wohlthun und in ihrem Haß und Vergeltungsgeist gegen ihre Rivalin, in ihrem ganzen Wirren, unheimlichen Auftreten liegt etwas Widerliches. Auch der Graf Waldstein ist eine Caricatur von Schlichtigkeit, dessen Sohn ein schwacher Wüßling, von dem man nicht recht begreift, wie er in demagogische Umatrübungen so einfließen konnte, da ihm das Vergnügen immer näher gestanden haben mag als das Vaterland. Die Heldin selbst entwickelt ihre Individualität nicht ge-

ausam, um durch ihr edles Erscheinen die Caricatur um sie her vergessen zu machen. Man liest zwar die beiden Theile mit Spannung, mit jener Neugierde auf das Ende, die eigentlich einem Roman zum Lobe gereicht, doch am Ende erkennt man die Unnatur des ganzen Gewebes, den Mangel jeglicher Tendenz. Der französische Leser mag allerdings einige Befriedigung in dem Werke finden, da er dessen Zustände und Personen für deutsch halten kann, weil der Schauplatz in Deutschland angenommen wird; die Frau, die davongeht, mag ihm dann für die Repräsentantin der deutschen Sentimentalität gelten und die Caricatur des Dichters Leopold als ein Repräsentant der deutschen Autoren. Deutsche können aber unmöglich viel Freude an solchen Verbildern finden und Ref. rechnet die beim Lesen der „Eisenhütte“ verbrochenen Stunden, trotz des gefestigten Interesses, für verloren.

3. Eugen Reuland, oder so wird man Minister. Roman von Julian Chownig. Zwei Bände. Leipzig, Franke. 1841. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. berichtet in der Vorrede, daß er schon in mehreren Zeitschriften Wiens Novellen erscheinen ließ, welche Novellen à la mode genannt und sogar parodiert wurden, was der Verf. höchst schmeichelhaft findet. Er rühmt sich auch, daß den Redactoren der Zeitschriften von Seiten des Polizeiministers untersagt wurde, die Producte seiner Feder fernernhin aufzunehmen, weil man versteckte Persönlichkeiten darin vermutete. Ref. hegt große Achtung für den Polizeiminister, der die Werke dieses Autors verbot, wenn die Novellen diesem vorliegenden Roman gleichen. Es gibt zwar sehr verschiedenes Publikum, unter dem gebildeten und dem ungebildeten noch unzählige Abtheilungen, so möchte sich also leicht in Cafetenen, Tavernen u. s. w. für „Eugen Reuland“ ein Beifall gollendes finden, Ref. indeß möchte es Keinem empfehlen und bedauert nur, daß er nicht die Macht des Polizeiministers hat, es irgend Einem zu verbieten. Die Tendenz des zweibändigen Romans ist: daß man durch Unverschämtheit, Lüge, Betrug, Grobthum, Schlechtigkeit zur Ministerwürde gelangt. Der Held versüßt ein unschuldiges Mädchen und verläßt sie, um den glorreichen Weg einzuschlagen; er trägt einen armen Bauer, um ein Abendsessen und Nachtlager zu erlangen und nach Wien gefahren zu werden, statt zu gehen; er erlangt durch die Protection einer Köchin eine Stelle in der Hofkammer und durch einen ehebrevirten Liebeshandel mit der jungen Frau des Hofraths weitere Beförderung; freilich besitzt er auch Geld — und vor allem Glück. Glück steht höher als Verdienst. Der Weg zum Minister ist bunt ausgeschmückt mit Aufstiegen aller Art: eine uneheliche Niederkunft, mit dem Wehgeschrei der Gedehrenden, eine Orgie, nebst Verführung eines jungen Mannes, Ehebruchscenen, Gift- und Verdaunungszenen; besonders scheint der Autor seine Freude an Nachtszenen zu haben, die zuletzt in einem Todesfall auf diesem illustren Orte schließend. Ref. will nun nicht etwa die deutsche Literatur für Mädchenschulen eingerichtet sehen, er verlangt nicht eine gänzliche Education derselben von allen obseönen, natürlichen, leidenschaftlichen Schilderungen. Zum Verständnis einer Leidenschaft gehört oft der leidenschaftliche Moment, der Witz braucht auch nicht immer nach den Anstandsregeln eingeleitet zu sein, und die englische Pruderie, die Mägen, Hemd, Bett und Schlafstube nicht ohne Erdbeben zu nennen vermag, möchte er selbst belächeln; es können auch wol schlechte Menschen oft ihr Bestreben mit Erfolg gekrönt sehen, es kann wol selbst in jetzigen Zeiten, wo sogar das Glück nicht mehr ganz blind ist, ein Schatz es zur Ehrenstelle bringen; aber solchen Weg als den Weg zum Minister zu bezeichnen, obseöne Schilderungen lieblicherer Szenen als die Ausschmückung dieses Wegs zu benutzen, möchte wol eine Verirrung des Talents sein, ein Mißbrauch der Autorensfeder, die, wenn auch nicht auf pebanische Tendenzromane beschränkt sein, doch gewis nicht schlechten Tendenzen dienen soll. „Eugen Reuland“ wird vielleicht gelesen werden, vielleicht sogar als abgelesenes, besetztes Exemplar einer Leihbibliothek dem Autor in

seinem beschmutzten Zustande ebenso schmerzhaft danken als die Parodie seiner Rowelletten; ob er ihm aber zum Ruhm gereichen wird, ob er ihm die Bahn zu Ehre, Reichthum, Macht, Minifterwürde u. s. w. bricht, die jeder gern einschlägt? — Ref. will ihm das Beste wünschen.

4. Die Zauberrube auf Storfield, oder der Schiffbruch am norwegischen Raalkstrom. Seegemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von Friedrich Stahmann. Quedlinburg, Wasse. 1841. 8. 1 Thlr.

Der Verf. versichert in der Nachrede, daß diesem Roman — der indeß wol kaum ein Roman genannt werden kann — die wahre Geschichte eines stattgehabten Schiffbruchs im J. 1431 bei Norwegen untergelegt sei. Man hat in neueren Zeiten von so vielen Schiffbrüchen gelesen, theils in Romanen, theils auch in den Zeitungen solche furchtbaren Tragödien des wirklichen Lebens mitgetheilt, daß das vor Jahrhunderten stattgefundene Ereigniß an Interesse für den Leser verlieren würde, wenn nicht Sagen und Sittenschilderungen mit eingewebt wären, die das Ganze zu einem anziehenden Sittengemälde jenes Landes und jener Zeit stempelten. Die Zauberrube, das alle, dem Sturm befehlende Weib, das mit dem Kalautermann, dem Schiffs- oder Seegeist, auf einem Bruch neben einem dem Untergang geweihten Schiffe einherfährt, gehört zu jenen dunkeln Sagen des Aberglaubens, denen die romantische Phantasie des Nordländers huldigt, denn die Phantasie ersetzt ihm die Leidenschaften des Südens. Die Rettung der Schiffbrüchigen schließt die Erzählung, die, wenn auch nicht zu den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur, doch gewiß nicht zu den ganz mitelmäßigen gerechnet werden darf.

5. Der Banian. Seeroman von Eduard Corbière. Nach dem Französischen. Zwei Theile. Quedlinburg, Wasse. 1841. 8. 2 Thlr.

Es ist seit einiger Zeit Mode geworden, Verbrecher zu Romanhelden zu wählen, und gewiß ist es, daß deren Laufbahn dem honetten Leser neue Zustände erschließt und insofern sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Die Kaste der Banianen, deren religiöse Gebrauche an den Starrsinn der alten Israeliten erinnern, überläßt sich in ganz Hindostan jener Art nomadischen Handels und kleiner kaufmännischer Speculationen, wie sie die Juden noch in einigen Theilen Europas ausüben. Die Seefahrer, welche Indien oft besuchen, haben den Namen Banian vermöge der Analogie denjenigen kleinen Kaufleuten beigelegt, die sie durch ihre Activität für den untergeordneten Erdbel an die Gierigkeit der handelnden Race der indischen Halbinsel erinnerten. So bezeichnen auch die Matrosen mit der Benennung Banianen diejenigen Europäer, welche sich auf der Insel niederlassen, um daselbst die niedrige Agiotage zu betreiben. So hat denn auch der Abenteuerer Gustav Letameur, der, indem er sich, ohne Köthen zu können, als Küchenmeister auf das Schiff „Immer derselbe“ vermietthete, um auf diese Weise unentgeltlich nach Martinique transportirt zu werden, und dort einen kleinen Handel begann, diesen Beinamen erhalten. Durch eine Reihe von Betrügereien und Intriguen schwingt er sich zu Ansehen und Reichthum empor, bis er von dem Gipfel seiner Größe herab und ins Elend stürzt. Er selbst ist eine zu widerwärtige Person, um einem Roman von zwei Theilen Interesse zu geben, doch führt sein Schicksal verschiedene Zustände zu Wasser und zu Land herbei; Martiniques Eigenthümlichkeiten und Lebensweise werden ohne Pedanterie geschildert, einzelne Charaktere in den Nebengruppen aufgestellt, sodaß man gern liest und die Stunden schnell dabei verstreichen fühlt. 8.

N o t i z.

Vor einiger Zeit brachte das „Journal des débats“ einen Artikel von Delecluze über Delaroche's großes Frescogemälde

im Palaste der schönen Künste, welcher seiner Vollständigkeit wegen auch in englische Journale überging. Bald darauf erschien in demselben Journal ein an den Herausgeber gerichteter Brief von B. R. Haydon, der sich selbst „Geschichtsmaler in England, dieser rara avis in terra nigroque simillima cygno“ unterschreibt und den die Redaction des „Journal des débats“ in den kurzen Einleitungsworten einen Künstler nennt, welcher unter den englischen Malern den ersten Rang behauptet. Dieser seltene Vogel macht dem Journal zuvörderst einige nichtsagende Complimente, z. B. daß er daraus oft genug gediegene Aufschlüsse über die Künste, die Literatur, die Russen und die Theater geschöpft habe. Er meint, Herr Delecluze sei ein Kritiker von vielem Talent und bringe Bemerkungen, welche auf die Kunst in England ebenso wol als auf die Kunst in Frankreich anzuwenden seien. Kamentlich beklage er, Haydon, mit Delecluze, daß die Künstler alle isolirt ständen und ohne Controle wären, und daß der Gebrauch, fünf oder sechs Schulen unter der Leitung ebenso vieler Hauptmeister zu bilden, ganz abgekommen wäre, woher es denn auch käme, daß in der malerischen Ausschmückung der öffentlichen Gebäude die Einheit nicht mehr zu finden sei, welche in diesen Arbeiten geherrscht hätte, als sie noch von einer Hauptleitung regulirt worden wären. Das „Athenaeum“ bemerkt hierbei, daß unter diesen Haupt- und dirigirenden Meistern die rarae aves, zu denen sich Haydon selbst zähle, verstanden werden müßten. Haydon fährt fort: das Werk von Delaroche sei allerdings eine Ausnahme; auch habe er das Genie dieses Malers in hohem Grade bewundert, indem er oft Gelegenheit gehabt habe, die Gemälde zu sehen, die er für Herzog Sutherland und Lord Egerton gemalt habe — nämlich den Tod Stafford's (wobei dasselbe englische Journal ein Fragezeichen macht) und die Kinder Edward's. Doch habe Delaroche Unrecht gehabt, in seinem Frescogemälde, worin bekanntlich die verschiedenen Kunstepochen in ihren Repräsentanten dargestellt sind, Apelles auf den Thron oder Gerichtsstuhl zu erheben und Phidias ihm zur Seite stehen zu lassen. „Der monumentale Maler Griechenlands“, fährt er fort, „war nicht Apelles, sondern Polygnotos. Apelles war der Äglian, nicht der Rafael seiner Zeit. Seine Werke waren Figuren und Portraits von hoher Vollendung, aber nicht grob nationale Werke wie diejenigen im Vatican. Er war der Vorläufer des Kunstverfalls, wie es ein so vollendeter Virtuose immer ist. Dagegen war Polygnotos der große Erfinder, der große epische Compositur. Er malte einen Othys zu Delph, einen andern zu Thebis, die Polikle und die Propyläen zu Athen. Der Rath der Amphiktyonen decretirte für ihn, daß er auf Kosten des Volks unterhalten werde, und er bot seinem Vaterlande seine Werke umsonst an. Er war ein Genius, würdig des Phidias; er war der Mann, welcher auf den Thron erhoben werden mußte, und nicht Apelles, dieser fashionable Portraitmaler, welcher Venusgestalten verfertigte, aber kein fruchtbarer Schöpfer im großen Style war.“ Dagegen sagt das „Athenaeum“: „Die Richtigkeit dieser Ansicht über Polygnotos zugegeben, so sehen wir doch nicht ein, wie dies Argument die Absicht des Delaroche entkräften kann. Apelles nimmt den Gerichtsstuhl ein als einer der größten Meister des Alterthums, deren Namen auf uns gekommen ist; nicht als ein Repräsentant irgend einer seiner Schulen, sondern als einer der Preis austheilenden schweigenden Richter, nach jenem Princip der Adoption, vermöge dessen irgend ein Künstler nach 2000 Jahren in seiner biblischen Erklärung der modernen britischen Kunst, wenn es auf die Namen der großen Meister ankäme, ebenso leicht auf die Namen des Sir David Wilkie, obgleich dieser nur ein Maler von Cabinetsstücken, oder des Sir Joshua Reynolds, obgleich dieser nur ein Portraitmaler ist, als auf den Namen des Mr. Haydon oder irgend eines andern Malers der monumentalen Schule geleitet werden dürfte.“ 2.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 17.

17. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

Die Klage über Goethomanie und Goethokorax findet jetzt schon keine Veranlassung mehr laut zu werden. Kiemer's entomiasische Idiosynkrasie ist sogleich allgemein als ein Überfluß aufgenommen. Aber daß nur nicht das Studium Goethe's mit der Beseitigung einer vergötternden Partei auch in Abgang komme, denn noch lange werden wir von Goethe zu lernen haben! Es ist mir aufgefallen, daß meines Wissens noch keiner der eigentlichen geschworenen Goethe-Kritiker eine Zusammenstellung der Novitäten gemacht hat, welche in der 1836 veranstalteten Quartausgabe vorkommen. Gotta wird ohne Zweifel auch an einer besondern Ausgabe derselben es nicht fehlen lassen, welche für die Besitzer der Duodez Ausgabe als Supplementband längst seine Schuldigkeit gewesen wäre. Dann würde auch, wäre alles Neue so auf Einen Fleck zusammengebrängt gewesen, die Kritik sich schneller damit bekannt gemacht haben. Aber jene Quartausgabe soll sich eben durch diese mit einem Sternchen als neu hinzukommend bezeichneten Fragmente verkaufen und hat daher, um auch der Octav- und Duodez Ausgabe ihre Eigenthümlichkeit nicht zu rauben, eine Menge Goethe'scher Arbeiten, seine Übersetzungen aus dem Französischen, seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen weggelassen. Durch Studien anderer Art von solchen Literaturberichten abgehalten, erwartend, daß eigentliche Literaten doch endlich daran gehen würden, habe ich mich lange nicht entschließen können, öffentlich ein Wort über diese Paralipomena zu sagen. Allein es steckt in mir für unsere Nationalliteratur etwas von Dem, was Lessing das Pflichtbewußtsein eines Bibliothekars nannte. So wenig ausführlich zu sein durch viele Umstände mir vergönnt ist, so kann ich doch nicht widerstehen, einen katalogartigen Überblick über diese Goethe'schen Neuigkeiten zu geben, da es mir zu wichtig scheint, sie in die allgemeine Auffassung Goethe's einzugliedern.

Unter den Liedern finden wir S. 17: „Hans Ederlich“:

Ein Glas zu dem Schmaß,
Run, das schlürft sich so süß!
Versauf' ich die Schuh,
So behalt' ich die Fuß.
A Raib und a Wein,

Mußt und Gesang,
I wollt' I, so hätt' I's
Mein Leben entlang u. s. w.

Obwol Goethe den volksthümlichen Liedton sehr in der Gewalt hatte, so möchte ich doch glauben, daß dieser „Hans Ederlich“ ein wirkliches Volkslied sei, oder mindestens, daß die Motive einem solchen entnommen sind. Dasselbe dürfte S. 21 von der „Zerstörung Magdeburgs“ gelten!

O Magdeburg die Stadt!
Die schöne Mädchen hat,
Die schöne Frau und Mädchen hat.
O Magdeburg die Stadt.

Da Alles steht im Flor,
Der Tilly zieht davor,
Durch Garten und durch Felder Flor.
Der Tilly zieht davor.

Der Tilly steht drauß.
Wer rettet Stadt und Haus?
Geh', Lieber, geh' zum Thor hinaus
Und schlag' dich mit ihm drauß u. s. w.

In den Volkslieder Sammlungen, die mir im Augenblicke zu Gebote stehen, finde ich zwar kein ähnliches Lied, allein das ist der geringste Grund, die Volksthümlichkeit zu bezweifeln.

S. 50: „Requiem dem frohesten Manne des Jahrhunderts, dem Fürsten von Ligne, gestorben am 14. Dec. 1814.“ Fragment. Gehört zu den höfischen Poesien, worin das theatralisch gefällige Arrangement den Strom der Dichtung in lauter niedliche Bachlein zertheilt. Italien z. B. charakterisirt sich folgendermaßen:

Das Behn der Himmelslüfte
Dem Paradiese gleich,
Des Blumenfelds Gedüste
Das ist mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beschließt;
Das ist der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Wenn Jemand dies auf Attilas Boden anwendete, wär's ebenso richtig. S. 52: Drei Oden 1767, „An meinen Freund“, nämlich, wie aus der dritten hervorgeht, Behrisch. Sie gehören zu dem Goethe'schen Prometheus Genre, worin er so einzig war und mit welchem er so vielen Deutschen das Selbstgefühl einflößte, das Leben auch ohne Vormundschaft zu versuchen. Er sieht Behrisch von

sich scheiden. Er rath ihm selbst, weil er ein ehrlicher Mann sei, dies Land zu fliehen.

Flehe sanfte Nachgänge
In der Mondendämmerung,
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken —

Sehr schön sagt er zu ihm, er solle die Blumenfesseln der Freundschaft, die ihn für ihn zurückhalten wollten, zerreißen.

Ich klage nicht,
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

In den vermischten Gedichten ist S. 65 vom J. 1775, aus den „Leiden des jungen Werthers“, eine literarische Reliquie hinzugekommen. Diese beiden Strophen hatten den Zweck, davor zu warnen, sich Werther zum Ideal zu nehmen:

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh', dir winkt sein Geist aus seiner Hölle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach.

S. 68: „Wilhelm Meister's Wanderjahre“, eine Schilderung der poetischen Praxis, mit welcher der Meister sich ins Gleiche zu setzen sucht, eines jener Gedichte, in denen Goethe sein Dichten sich selbst abspiegelt, sich Rechenschaft gibt und den Wunsch ausdrückt, auch seinen Freunden wieder einen Bildungstoff zuzuführen.

S. 69:

Was ist der Himmel, was ist die Welt?

Antwort:

Alles das, wofür eben einer sie hält.

Am Schluß wird gesagt, daß dies Kleinlein von einem Prinzen vorgelesen sein solle, der mit Zunamen Rade-gik heißt. S. 69: „In das Stammbuch Johann Peter Reynier's von Frankfurt am Main, 1680“, enthält ein artiges Conterfei der amüsanten Art, wie Goethe am eschenheimer Thore hinterm Ofen bei borsdorfer Äpfeln in lieber Gesellschaft sich erlustert, um Martini 1774. Die Manier ist die Hans Sachs'sche. Die Nachschrift besagt:

Den Abend drauß, nach Schiltschuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staats-Kirchentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier,
Und Äugelein und Lichter Glanz,
Nam, Sittha, Hannemann und sein Schwanz.

Man könnte fast behaupten, daß Goethe noch vor den Schlegeln der Indomanie ergeben gewesen sei, wenn man sieht, welch große Rolle damals in seinen scherzhaften Unterhaltungen der Affenfürst Hanumann und die schöne Sittha spielten.

Unter den „Epigrammatisch“ überschriebenen Pointen tritt S. 76 Mephistopheles als Etymologe auf, indem der Gleichklang vom Kriegsgotte Ares mit der Kunst ars,

und einem sonst auch bekannten Theil des menschlichen Leibes dazu Veranlassung gibt, die Gleichgültigkeit des Lones gegen seine Bedeutung hervorzuheben und letztere nicht aus ihm herauszuhören zu wollen:

So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt,
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein.

In einigen Zeilen äußert sich auch noch der Unmuth gegen die Poetaster, die eigentlich nur Metriker sind und vor dem Zählen der Füße und Wägen der Spilben nicht zur Sache kommen:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichen Schmaus.

S. 78: „Ländlich“, reizende erotisch-idyllische Verse. Eben-dasselbst „Erinnerung“; mag wol ein Stückchen aus einem Opernbuett sein. S. 82 eine „Lebensregel“ in dem zuversichtlichen, rüstigen, maßvollen Lebensmuth, der sich nicht mit der Grübelelei den Tag verdirbt, wie es wol gestern anders hätte sein mögen oder morgen werden können.

„Parabolisch“ bringt S. 87 im „Drauf des Storchs“ einen jener glücklichen Epigrammen, mit denen sich Goethe's derbe Natur so oft Lust machte. Der Storch nährt sich da unten von Frosch und Wurm, sitzt aber doch da oben auf dem Kirchturm und klappert Tag und Nacht, ohne daß Alt und Jung ihn zu stören magt.

Boburch — gesagt mit Reuerenz —

Kann er sein Recht beweisen?

Als durch die löbliche Tendenz,

Aufs Kirchendach zu — —

S. 102: „Goethe's Wohnhaus in Weimar“ hält sich über die Gasser auf, die an Thür und Thor herum schleichen, statt zu gutem Empfang getrost einzutreten. S. 109 aus der „Gott, Gemüth und Welt“ überschriebenen Gruppe der tief sinnigsten Gedichte noch eine Invektive gegen die Newton'sche Farbenlehre.

S. 133 — 138 findet sich eine eigene Abtheilung: „Invektiven“, die größtentheils ganz neu und von dem köstlichsten Salze sind. Das seines Werths, seiner Arbeit ohne Überhebung bewußte Selbstgefühl äußert sich besonders gegen den Recensentenunfug, gegen die Umtriebe der Kleingeister, eine augenblickliche Herrschaft bei der Menge zu erringen, gegen Kosebue, gegen Frömmerei u. s. w. Als Axiom ist an die Spitze gestellt:

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump
Zu Wagen, Pferd' und Fuße;
Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für eine Sache eingenommen,
Die Welt, den' ich, muß mit mir kommen;
Doch welch' ein Gräuel muß mir erscheinen,
Wenn Lumpen sich wollen mit mir vereinen.

Das Ultimatum meint, Merkel, Spazier und Kosebue mußten sich collegialisch vereinen, alle Tage ein Pasquill auf Goethe zu schreiben, was, wenn er noch hundert Jahr lebte, eine schöne Zahl geben würde:

Gern würd' ich dieses holde Wesen
Zu Abend auf dem lesen,
Große Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;

Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Die „Politica“ bringen eine Reflexion über die Wirkung von „Epimenides' Erwachen“, daß er mit diesen „lyrischen Liebesfächeln“ wol den rechten Moment verfehlt haben werde:

Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.

Ich war von reinem Gefühl durchdrungen,
Bald schein' ich ein schmelzender Kober:
Ich habe der Deutschen Juni besungen,
Das hält nicht bis zum October.

Eine sehr mannhaftige Xenie besagt auch auf die Frage:

Warum denn wie mit einem Wesen
Wird so ein König hinausgekehrt? —
Wären's Könige gewesen,
Sie stünden noch alle unverkehrt.

Ich bemerke, daß unter den „Invectiven“ nicht wenige politisch sind, namentlich diejenigen, in denen er ingrimmig über die herrschsüchtigen Bemühungen der Pfaffen herfällt, z. B. wenn er 1818 bei Gelegenheit der thauraturgischen Reisen der Frau von Krüdener sagt:

Junge Puren, alte Nonnen
Hatten sonst schon viel gewonnen,
Wenn, von Pfaffen wohl beraten,
Sie im Kloster Wunder thaten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Europens edle Weite!
Hosgemäße Löwen schranzen,
Äffen, Hund' und Bären tanzen —
Neue leid'ge Zauberflöten —
Purenpad, zuletzt Propheten.

Dasselbe gilt zum Theil von der Abtheilung „Religion und Kirche“, die fast lauter neue Gedichte bringt, oben an: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G. 1765.“ An diesem langen Gedichte könnten sich nun diejenigen weiden, die an Goethe so oft die positive Christlichkeit oder, wie sie auch zu sagen lieben, das specifisch Christliche vermißt und ihm daraus einen bitteren Vorwurf gemacht, ja wol gar für sein ewiges Seelenheil jährlüche Bange getragen und poetische Messen dafür gelesen haben. Hier fehlt es nicht an der Terminologie des Luther'schen Lehrbegriffs, nicht an Engeln und Teufeln, nicht an Himmel und Hölle, Sünde und Tod. Stünde nur nicht auf dem Titel, daß er diese Gedanken „auf Verlangen“, vielleicht des Fräuleins von Klettenberg oder sonst einer frommen Seele, entworfen habe. Also aus sich ist der Wolfgang nicht darauf gekommen! Es ist nur eine Gefälligkeit, die er gehabt, nur eine Manier, in die sein vielseitiges Talent sich geworfen hat. Sein Herz hatte am Ende keinen Antheil an diesen Reimen. So wird man reflectiren, allein die Thatsache nicht wegreflectiren können, daß Goethe in dieser Gesangbuchweise sich mit Leichtigkeit bewegte, und daß diese Verse ebenso gut in einem, für kanonisch erklärten Gemeindegesangbuch stehen könnten, als so viele andere. Der poetische Culminationspunkt ist die Anrede, die Christus den höllischen Scharen hält:

Jetzt spricht Er, Donner ist Sein Sprechen,
Er spricht und alle Felsen brechen,

Sein Athem ist dem Feuer gleich.
So spricht Er: glühet, ihr Dornbüsche!
Der, der in Eden euch verführte,
Kommt und zerstört euer Reich.
Seht auf! Ihr waret Meines Kindes,
Ihr habt euch wider Mich empört,
Ihr stolt und wurdet freche Sänder,
Ihr habt den Lohn, der euch gebot u. s. w.

Die Xenien, in denen Goethe gegen die geistliche Faulheit, gegen den Ultramontanismus, gegen alle Pfafferei sich mit inniger Lust erklärt, strohen, so zu sagen, von alprotestantischem Selbstgeföhle. Auf die Spitze treibt sich die Ironie, wenn er sagt:

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben u. s. w.

Das Klosterwesen, worin jetzt mancher Hypochondrist die Rettung des Christenthums erblickt, persiflirt er herbe mit dieser Anweisung:

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehen
Mit gehörigem Sündenvorrath,
Damit es ihm so früh und spät
Nicht mßg' am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen.

Rom aber traut er ein für allemal nicht. Man müsse sich mit ihm gar nicht einlassen. Das sei die wahre Klugheit, die man gegen dasselbe zu brobachten habe. Unterhandle man erst mit ihm, so sei man auch schon in Gefahr.

„Ist Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?“ —
Ja, sangt einmal mit Rom nur an,
Da seht ihr angeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Volksunterricht in Frankreich.

Die französische Presse veröffentlicht jetzt den Ministerialbericht über den Stand und die Entwicklung des Volksunterrichts während der drei letzten Jahre. Es ist dies ein Actenstück von großer und erfreulicher Bedeutung, das zu vielfacher Betrachtung anregt und mittelbar einen heitern Schein auf unsere deutsche Volksbildung wirft. Als sich das französische Volk das erste Mal der socialen und politischen Despotie entzog, waren die Massen seiner Gesellschaft ohne diejenigen nothwendigen Elementarkenntnisse, welche unstrittig erst zur moralischen und intellectuellen Lichtigkeit des nationalen Ganzen führen. Der Convent erkannte dies wohl: er stellte inmitten seinen schrecklichen Geschäften das Princip auf, daß das freie Frankreich auch das aufgeklärte werden müsse, aber er hatte weder Zeit noch Geschick, das Princip der allgemeinen Volksbildung in Anwendung zu bringen. Das Waffengeräusch und der Siegesglanz des Kaiserreichs ließ kaum das Bedürfnis einer solchen bescheldenen und friedlichen Vertiefung fühlen, und die Restauration schloß sich in ihrem barbarischen Haß gegen Aufklärung und Volksbildung noch weniger bewegen, die Massen mit den Hilfsmitteln der Bildung zu versehen. Wenn man bedenkt, daß die Restauration nur 50,000 Fr. auf den Primarunterricht verwenden mochte, und diese lächerliche Zahl mit den Millionen vergleicht, die der Staat heute darauf verwendet, so liegen anscheinend Jahrhunderte zwischen diesen beiden so nahen Epochen. Erst dem Regimente der Julirevolution war die

Ehre aufbehalten, das große Princip des Convents zu verwirklichen und den französischen Volksunterricht in einem der Nation würdigen und notwendigen Style zu entwickeln. Von allen den bis jetzt zweifelhaften Resultaten der Julirevolution ist diese Organisation des Unterrichts vielleicht das entscheidendste und unzweifelhafteste Resultat. Im J. 1833 wurde in Frankreich das erste umfassende Gesetz über die Volkserziehung gegeben. Es war ein mähvolles, schwieriges und kostspieliges Unternehmen, dieses Gesetz auszuführen, denn die Lehrer, wie die Schüler, mußten erst herangebildet werden, und überdies fehlte es auch an Localen, Pflanzmitteln, Methoden und Fonds. Welche außerordentlichen Anstrengungen und Fortschritte indessen geschehen wurden, ist daraus ersichtlich, daß 1838 von 37,295 Gemeinden Frankreichs, also acht Jahre nach der Julirevolution, 33,000 Gemeinden mit Schulen versehen waren: und seit diesem Jahre bis jetzt ist die Organisation des Primarunterrichts wiederum in 3486 Gemeinden vorgenommen worden.

Wenn sich auch nach den Zahlenverhältnissen, die der „Moniteur“ darbietet, Frankreich in der durchgreifenden Verbreitung und Ausdehnung des Volksschulwesens immer noch nicht mit dem druckten und zurückgebliebensten deutschen Staate messen darf, so überflügelt es doch in dieser Hinsicht beinahe das auf seine Civilisation so stolze England, das in seinem unermesslichen Subjet kaum die Summe von 30,000 Pf. St. für den Volksunterricht aufzuweisen hat und das übrige der Privatmildthätigkeit überläßt. Sonderbar erscheint es, daß die französischen Gesetzgeber in den Unterrichtsplan das weibliche Geschlecht fast gar nicht aufgenommen haben. Als Deutsche wollen wir gewiß am wenigsten die närrischen und verworrenen Ideen gutheißen, die sich neuerdings über die Emancipation und die politische Stellung der Frauen geltend gemacht haben; aber wir sind dennoch mit dem aufgeklärten Theile der französischen Nation überzeugt, daß das Werk der Volksbildung nicht vollständig sei, so lange sich diese Bildung nicht auch auf das andere Geschlecht, selbst in den niedrigsten Stufen der Gesellschaft, ausdehnt. In dem Berichte über die Bewahrungsanstalten für Kinder ist hingegen bei der französischen Regierung eine größere Sorgfalt und ein ausgedehnterer Eifer bemerklich, als in diesem Zweige bei irgend einer andern Regierung. Dieselbe spendet besonders jenen oft den höchsten Stufen der Gesellschaft angehörenden Frauen ein gerechtes und aufmunterndes Lob; die in dem Gefühl von Mutter und Weib allenthalben diese jungen und des Schutzes bedürftigen Anstalten gleichsam unter ihre Flügel nehmen. Sonderbarerweise übersteigt jedoch die Menge der in Frankreich in dergleichen Anstalten gleichzeitig aufbewahrten Kinder bis jetzt nicht die Zahl 51,000. Die Schullehrerseminarien, ohne welche das Ganze nicht bestehen könnte, nehmen ebenfalls einen wichtigen Platz in dem Berichte ein. Die Details über die innere Einrichtung dieser Anstalten, in welchen die künftigen Lehrer für ihren beschiedenen und mähvollen Beruf mit einer spartanischen Nüchternheit erzogen werden, sind den deutschen Einrichtungen dieser Art nicht unähnlich. Endlich ist in dem Berichte auch eine ernste Frage behandelt, nämlich die Frage über die Stellung und die wahre Wirksamkeit der geistlichen Corporationen, die ihre Thätigkeit dem Volksunterrichte zuwenden. Die Befürchtungen, die man über diesen Gegenstand nicht mit Unrecht in Frankreich macht, scheinen wol einigermaßen vor den aufgeführten Resultaten zu verschwinden; aber wir wissen ja von jeher nur zu gut, daß die Geistlichkeit, wenn es sich um eine unbefangene, vorurtheilsfreie und der Aufklärung huldigende Erziehung handelt, nie der beste Erhelfer gewesen ist, noch sein wird. Das Verhältniß stellt sich in Frankreich so heraus, daß von 42,504 fungirenden Volksschullehrern 4136 religiösen Ordens angehören. Fast alle diese geistlichen Lehrer sind Mitglieder der Association des frères de la doctrine chrétienne, die sich unter mancherlei Namen dem Volksunterrichte widmet. Indessen sind die Mitglie-

der der Congregation dem gemeinen Rechte unterworfen; sie unterliegen sich wie die übrigen Schulamtskandidaten öffentlichen Prüfungen und müssen bei ihrer Beförderung Zeugnisse ihrer Fähigkeit vorlegen. Auch sind ihre Anstalten, wie alle andern, den Bevollmächtigten der Universität unterstellt und der Concurs, den sie mit den weltlichen Schulen auszuhalten haben, soll sie schon von selbst nöthigen, ihre alterthümlichen Unterrichtsmethoden immer mehr zu reformiren.

Die französische Nation hat durch den anhaltenden Eifer und den gründlichen Fleiß der Comités, die zur Unterstützung der Organisation des Primarunterrichts auf Anordnung der Regierung an den verschiedenen Orten zusammentraten, bewiesen, daß sie diesen Fortschritt und die wohlthätigen Folgen desselben sehr wohl begreift. Besondere Anerkennung verdient aber auch in allen Stadien der großen Angelegenheit der Minister Orgot, der die Sache vielfältig angeregt, vorbereitet, das Gesetz in der Kammer unterstügt und theilweise zur Ausführung gebracht hat: wenn er nie der Wohltäter Frankreichs gewesen wäre, so war er es gewiß in diesem Falle. 4.

Literarische Notiz.

Eine junge Dichterin, Mlle. Pauline de Flaugergues, gab ihr erstes poetisches Lebenszeichen in einer Sammlung Dichtungen, welche unter dem Titel „Au bord du Tage“ erschienen sind. Unter dem schönen Himmel des Friedens entstanden, sind diese Gesänge der Erinnerung an das ferne Vaterland geweiht und athmen im Allgemeinen ein wahres und rührendes Gefühl, eine durch Glauben und Resignation gemilderte Melancholie, welche eine ähnliche Stimmung in dem fühlenden Leser zurückläßt, aber ohne einen herben oder bitteren Beigeschmack. Auch G. Chabot gab einen Band Poesien unter dem Titel „Margalla“ heraus; ferner G. Chatenet: „Mes premières ailes.“ Unter den neuen Romanen sind zu nennen: „Gabrielle-Claire“, von Mad. D'Estolles, und ein neuer sogenannter Sittenroman von F. Soulié unter dem etwas zweideutigen Titel: „Si jeunesse savait! si vieillesse pouvait!“ in 52 Lieferungen, wovon jede Woche eine erscheint, und mit mehr als 120 Illustrationen nach G. Straub von J. Sagnon in Holz gravirt. Das „Journal des débats“, der Schiltträger und unermüdlige kritische Advocat und Herold Soulié's, verspricht dem Werke denselben Erfolg, welchen Dickens' Werke in England haben — etwa nur den Abfaß von 100,000 Exemplaren! Von A. Damas' Schrift „Sur les bords du Rhin“ erschien der dritte und letzte Band. Koch sind zu nennen: „Un lion aux bords de Vichy“, von Roucard-Lafosse und dem Dr. Mettals (2 Bde.), „Andalousia“ von Eottin de Baval (2 Bde.), und „Les entrainements du coeur“, von A. Bouchère. 2.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint in meinem Verlage folgende interessante Schrift, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

C a n c a n

eines
deutschen Edelmanns.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brockhaus.

Dienstag,

Nr. 18.

18. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

S. 145 — 147 folgt ein bedeutendes Fragment vom „Ewigen Juden“. Aus Goethe's Autobiographie sind wir mit dem Plane dieser Dichtung hinlänglich bekannt. In Italien ging sie ihm wieder nach. Er wollte Christus schildern, wie derselbe nach 3000 Jahren einmal wieder auf die Erde kommt, zu sehen, was denn aus seinem Christenthume geworden. So wollte sich Goethe Gelegenheit schaffen, die Caricaturen des Christenthums zu schildern. Der ewige Jude aber sollte den Historiker machen und Christo als Augen- und Ohrenzeuge die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte erzählen. Das Fragment läßt sich con amore in der unbändigsten Freiheit rechts und links gehen. Der ewige Jude tritt als Schuster in Judäa nur zu Anfang auf. Es wird gleich zur Schilderung des religiösen Parteiwesens übergesprungen. Erst werden die Hierarchen in ihrer Verweltlichung geschildert:

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren als wie sie immer waren,
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.
War er vorher wie ein Ameis krabblig,
Und wie ein Schlänglein schnell und zählig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohl behagen,
Und ich schwöre bei meinem Leben,
Hätte man Sanct Paulen ein Bisthum geben,
Vortrater wär' worden, ein fauler Bauch
Wie caeteri confratres auch.

Mit außerordentlichen Laune wird das Queruliren der Separatisten über die bestehende Kirche geschildert. Sie sind zu gut für diese Gemeinschaft. Sie müssen im Conventikel zusammenkommen, wo man gehörig Kenntniß voneinander nehmen kann:

Der Schuster aber und seines Gleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Daß einer pred'gen sollt' für Geld,
Als hätt' der Geist ihn hingestellt.
Nickten die Köpfe sehr bedenklich
Über die Tochter Zion kränklich,
Daß, ach! auf Kanzel und Altar
Kein Moses und kein Aaron war,
Daß es dem Gottesdienste ging,
Als wär's ein Ding, wie ein andres Ding,

Das einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter dürr zusammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
Herr, tilge sie von deiner Erden,
Laß sie im Pfuhl gebraten werden,
Und, Herr, dann gib uns ihren Thron!“

So sang das Häuflein, froch zusammen,
Theilten so Geists als Liebesflammen,
Safften und langweilten nun,
Hätten das auch können im Tempel thun.
Aber das Schöne war dabei,
Es kam an jeden auch die Reih' u. s. w.

Die Schilderung, wie Gott der Vater den Sohn ruft, könnte man wol für eine Parodie des überschwänglichen Wesens halten, in welches damals so viele Nachahmer des Klopstock'schen „Messias“ gefallen waren. Gegen das Pretiöse und vornehm Feierliche, Langweilige, gegen die salbungsvolle Überhebung derselben, schlägt der Ton hier in eine fast joviale Vertraulichkeit herunter.

Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn,
Ruft' zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her,
Und fragt: was zu befehlen?
Der Vater fragt ihn, wo er sitzt —
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe“ u. s. w.

Christus fährt auf die Erde hernieder zum Berge, von dessen Höhen der Satanas ihn einst mit der Herrlichkeit der Welt versuchte. Wie er so die Erde wieder anschaut und sich seiner letzten auf ihr erlittenen Todesqual erinnert, wird er wehmüthig und bricht in folgende wunderschöne Verse aus:

Sei, Erde, tausendmal begrüßt!
Gesegnet all, ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnenvolle Zähre fließt
Aus meinem trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir,
Und du, mit Herz- und Liebesarmen,
Fließt du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt, voll wunderbarer Wirrung,
Boll Geist der Ordnung, träger Irrung,

Du Kettenring von Bonn' und Behe,
 Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebär,
 Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
 Im Gange doch nicht sonderlich verstehe,
 Die Dummheit deines Sinns, in der du schwebtest,
 Daraus du dich nach meinem Tage drängst,
 Die schlängelnartige Begier, in der du bestest,
 Von ihr dich zu befreien strebst,
 Und dann befreit dich wieder neu umschlangst,
 Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
 Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn u. s. w.

Christus wandert nun umher, findet aber leider wenig Befriedigung:

Er war nunmehr der Länder satt,
 Wo man so viele Kreuze hat,
 Und man, für lauter Kreuz und Christ,
 Ihn eben und sein Kreuz vergist.

Beim Eingang in eine Stadt wird er befragt, wer er sei? „Kinder, ich bin des Menschen Sohn“, erwiderte er ganz demüthig und ging gelassen davon. Der Schreiber und die Wache standen ganz verbucht und ließen ihn gehen. Seine Worte hatten immer Kraft. Aber nun entstand die Noth, wie man ihn in den Rapport eintragen solle:

Was thät der Mann Curioses sagen?
 Sprach er wol unsrer Nase Hohn?
 Er sagt: er wär des Menschen Sohn!
 Sie dachten lang, doch auf einmal
 Sprach ein brantwein'ger Corporal:
 Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
 Sein Vater hat wol Mensch geheissen.

Dieser, wie die Überschrift sagt, erste „Fegen“ des „Ewigen Juden“ schließt damit, daß Christus bei einem Oberpfarrer einen Besuch machen will. Er klingelt. Die Köchin öffnet. Der Herr ist nicht zu Haus, im Convent. Die Köchin erklärt ihm, was das heiße.

Die „Maskenzüge“ bringen uns noch einen Zug Lappländer vom 30. Jan. 1781 ganz in der Manier der übrigen Societätspoesien dieses symbolisch-mimischen Genre.

Unter den „Gedichten an Personen“ ist das an Mademoiselle Deser zu Leipzig von Frankfurt am 6. Nov. 1768 das bedeutendste, und war schon früher, wenn ich nicht irre, in einer Zeitschrift abgedruckt. Es gehört zu den eigenthümlichen Seelenmalereien und Vertraulichkeiten, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Verkehr zwischen beiden Geschlechtern einen so wunderbaren Schmelz verliehen. Man hegte Freundschaft füreinander, die doch nicht ohne Liebe war, Liebe, die doch nur Freundschaft sein wollte, die nicht auf Verlobung und Heirath ausging. Man beschrieb sich empfindungsvoll seinen Tageslauf und setzte voraus, daß alle Kleinigkeiten desselben den Andern interessiren müßten. Dies Gedicht schwebt zwischen Hingebung und Zurückhaltung, zwischen aufrichtiger Verehrung und zwischen Compiment, zwischen Mittheilungslust und Unterhaltenwollen etwas zweideutig in der Mitte. Ubrigens streicht Goethe die Leipzigerinnen so heraus und stellt die Frankfurterinnen gegen sie so in den Schatten, daß diese es ihm billig übel nehmen sollten. Zur Vergegenwärtigung der allseitigen An- und Aufgereiztheit, worin Goethe da-

mals lebte, ist dies Document sehr interessant. Das Gedicht, „Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaar am 25. Juli 1774“, als von den Geschwistern des Bräutigams dargebracht, ist ziemlich gewöhnlich.

Es würde zu weit führen, alle die Kleinigkeiten aufzuzählen, welche sich noch bis zum „Westfälischen Divan“ hin als Neuigkeiten eingestreut finden und welche bald durch rhetorische Bierlichkeit, bald durch sinnige Anmuth, bald durch treffenden Witz sich auszeichnen. Noch weniger geht dies bei dem „Divan“ selbst an, dessen Paradiesesgarten seinen Reichthum durch viele frische Blumen vermehrt hat. Sehr Vieles nicht nur, sondern auch sehr viel Inniges, echt Lyrisches ist hinzugekommen. Die leichte Grazie, das ätherisch Hingehauchte, Melodische, Einfache und doch immer vom tiefsten Gefühl Durchdrungene dieser Lieder ist entzückend. Manches darin nimmt sich seltsam aus, wie „Die Nachbarschaft“, worin zuweilen das Deutsche mit dem Orientalischen, z. B. Esurf mit Hasis tritt, wie S. 348:

Soll' einmal durch Esurf fahren,
 Das ich sonst so oft durchschritten,
 Und ich schlen, nach vielen Jahren,
 Wohl empfangen, wohlgefiten.

Wenn mich Alten alte Frauen
 Aus der Bude froh gegrüßet,
 Glaub' ich Jugendzeit zu schauen,
 Die einander wir verfühet.

Das war eine Bäckerstochter,
 Eine Schusterin daneben;
 Gule keinesweges jene,
 Diese wußte wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
 Wetzzeffern mit Hasisen,
 Und der Gegenwart erfreuen,
 Das Vergangne mit genießen.

Am reichlichsten ist das Buch „Guleika“ ausgestattet. Von Goethe, als Liebenden, gilt schlechtthin, was er von ihm sagen läßt:

Schreibt er in Roski,
 So sagt er's treulich;
 Schreibt er in Kalik,
 S' ist gar erfreulich.
 Eins wie das ander,
 Genug, er liebt!

Diese zarten, leidenschaftlichen und doch durch die Höheit des Pathos selbst wieder in den schönsten Schranken gehaltenen Ergüsse des liebestranken Herzens, diese verklärte Feler der Geliebten, dieses Spiel mit dem Abgrunde der Sehnsucht, Wehmuth und doch ohne alle Heine'sche Fronte, im Gegentheil mit aller deutschen Ehrlichkeit, mit allem Ernst, diese vielen und orientallisch neuen Bilder, diese prachtvollen Vergleiche, ohne doch sich zu todten Massen aufzulagern, es sind die kostbarsten Producte darunter, deren irgend eine Literatur sich rühmen kann. In der Liebe war Goethe stets ein Jüngling, und es brechen auch noch oft Jugendweisen, Prometheusche, hervor, wie S. 360:

Last mich weinen! umschränkt von Nacht,
 In unendlicher Wüste.

Kameele ruhen, die Treiber desgleichen,
Rechnend still wacht der Armenier;
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden ägerlichen Krümmungen u. s. w.

Die Prosafragmente, welche unter dem weitwichtigen Titel „Ethisches“ zusammengestellt sind, bringen eine ganze neue sechste Abtheilung und in ihr höchst werthvolle Reflexionen aus der gesunden Hausphilosophie Goethe's. Sehr viele dieser Fragmente sind wirkliche Definitionen, z. B. S. 455: „Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch Demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt.“ Das Aphoristische kann zunächst abstoßen, ja verwirren. Unsere Zeit ist mit Einzelgedanken so übersättigt; Journale in den Abschnitten, wo sie Miscellen, Gedankenpläne, Lese Früchte, Leseperlen, Abschnitzel u. s. w. geben; Albums u. s. w. unterhalten das zerstreute Denken in solchem Grade, daß die Noth eigentlich die ist, wie man all diese Tropfen mindestens zu einem Bache vereinige. Goethe, der schon in den „Kenien“ einer so vielseitigen Zerstreung sich hingab und sich ihr hingeben mußte, um die tausendfältige Anregung des Tages nach ihrem Werthe sich zurechtzulegen und sich wenigstens zur momentanen Herrschaft darüber zu erheben, hat auch das Bedürfnis empfunden, in die Fragmente einigermaßen einen Zusammenhang zu bringen. Wenn er z. B. S. 455 sagt: „Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden“: so geht diesem Aphorismus ein anderer vorher, in welchem er sagt, daß jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, dem stockenden pedantischen Volke ein Uergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit sei. Dieser frühere Satz enthält somit eine Einleitung, und diese selbst wird erst wieder in dem nächsten Aphorismus ganz erschöpft, indem derselbe sagt, daß jene an das Phantastische grenzende anfängliche Realisation einer Idee eigentlich das sei, was man Ideologie im guten und übeln Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war. Dieser Gedanke läuft nun noch in einen neuen erläuternden Aphorismus aus, daß man nämlich die Möglichkeit einer Idee anerkennen und doch, sie vollkommen zu nutzen, nicht recht verstehen könne. Diese angezogenen Aphorismen bilden also unter sich eine verwandtschaftliche Gruppe. Es wäre zu wünschen, daß diese Fragmente Zahlen hätten, damit man sich selbst bei ihrem Studium die zusammengehörigen leichter ausfinden könnte.

Indem ich noch einmal bringend auf die Reichhaltigkeit dieser Reflexionen aufmerksam mache, kann ich mich nicht enthalten, zur Aufmunterung, mit ihnen sich ernstlicher zu beschäftigen und sie als ein gebiegenes Dungmittel zu verbreiten, noch einige auszuheben, welche zu Fragen der Gegenwart in näherer Beziehung stehen:

Jüdisches Wesen. Energie der Grund von Allen. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verräthe, und zwar ein

irdisches, zeitliches, augenblickliches. — Jüdensprache hat etwas Parthisches.

Den teleologischen Beweis vom Dasein Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt; wir lassen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontothologie bis zur Rhythothologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir in Bliz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blütenduft und lauen Lustsäugeln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Michel Angelo Buonarroti's des Ältern sämtliche Gedichte, italienisch und deutsch, mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse, herausgegeben von Gottlob Regis. Berlin, Dunder u. Humblot. 1842. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch ist eine Erscheinung, die wir mit Freuden begrüßen. Michel Angelo erscheint hier zum ersten Male vollständig im deutschen Gewande, und zwar mit einer Blerlichkeit im Äußern, wie bis jetzt wenige in Deutschland erschienene Dichter nachzuweisen haben. Text und Uebersetzung stehen einander gegenüber, sodaß, mit Ausnahme der wenigen längern Gedichte, jedesmal ein Sonett oder ein Madrigal eine Seite füllt. Das vor dem Titel befindliche Bildniß Michel Angelo's ist eine wahre Zierde des Buchs.

Es sollte uns gar nicht wundern, wenn Manche bei den Worten Sonett und Madrigal etwas fluchten und diese Dinge nicht recht mit dem großen, gefeierten Namen des Michel Angelo in Verbindung zu bringen wüßten. Denn gewiß thun wir dem sonst wohlbelesenen deutschen Publicum nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß Ungähliche zwar Michel Angelo den großen Bildhauer, den Maler der Sixtinischen Kapelle, von deren Herrlichkeit Jeder, der seine Kasse nach Italien beschreift, Neues zu berichten sich abquält, den Hauptbaumeister der Peterskirche vollkommen zu kennen glauben und von ihm wie von einem alten Bekannten reden, und daß dennoch nicht Allzuvielen wüßten, daß dieser ernste, strenge und geniale Mann unter Anderm auch Liebesgedichte geschrieben hat, noch Wenigern aber eins oder das andere von diesen Gedichten wirklich gelesen haben. Und doch sind diese Gedichte ein wahres Juwel, wie ein Italiener sagen würde, etwas ganz Einziges in der italienischen Literatur. Wer sie wegen der Ähnlichkeit der Formen mit denen des Petrarca vergleichen wollte, der müßte freilich oft den Kopf schüttern; denn wie Michel Angelo im Leben Alles heftig, gewaltsam, stürmisch angriff, was er unternahm, so scheint er es auch mit vielen dieser Gedichte gemacht zu haben. An ein so fortgesetztes peinliches Fellen, wie es Petrarca geübt, war bei ihm wol nicht zu denken. Von reiner, edler Liebe zu einer der ausgezeichnetsten Frauen und Dichterinnen seiner Zeit ergriffen, der durch Schönheit, Geist und Tugend gleich achtungswerthen edeln Witwe, Vittoria Colonna, die er bis an ihr Ende, 1547, er selbst schon ein Greis von 72 Jahren, mit dem Feuer der Jugend und der Liebe eines Künstlers verehrte, hat er mit ungeübter Feder, aber mit reichem, tiefem Sinn, seine Gefühle für sie in diesem Gedichten ausgesprochen. Wie er selbst sagt, daß in dem Marmorblock das edle Gebild verborgen liege und auf die Hand des Künstlers warte, die es daraus befreien soll, und wie man von ihm erzählt, daß er nicht allein mit Begeisterung, sondern mit einer Art von Wuth den Marmor angurrt habe, sodaß ganz buchstäblich die Stücke davon flogen: so ringt er auch in seinen Gedichten aus dem Chaos seiner Gedanken die schöne Form zu entbinden; er geht oft stürmisch auf den Gedanken los, der seine Seele erfüllt, und wirft ihn in wenigen kühnen Zügen hin, kurz, abgerissen, energisch, aber durchaus eigenthümlich; und wie bei seiner Art zu messeln es ihm doch

zuweilen geschah, daß er sich verhielt und ihm der Marmor fehlte, das Bild seiner Seele daraus zu schaffen, so ist ihm auch die poetisch gegebene Form oft zu weit, sodaß er Manches zur Ausfüllung derselben hinzufügen muß, was nicht immer ganz im Verhältnis zum Ganzen steht. Ueberdies ringt er beständig mit der Sprache, die er nicht ganz geläufig zu handhaben weiß; man fühlt es ihm wol an, daß er besser mit dem Meißel als mit der Feder umzugehen versteht, und nicht immer gelingt es ihm auf gleiche Weise, das schöne Gebilde seines Gedankens aus dem rohen Sprachstoff herauszuarbeiten, sodaß es klar und deutlich vor unsere Augen träte. Manche seiner Gedichte gehören daher zu den schwierigsten von allen, die wir in italienischer Sprache besigen. Unter allen Italienern ist er dem Dante am nächsten verwandt, ohne jedoch dessen Kraft und Kunsthut ganz zu erreichen.

Daß die Übersetzung solcher Gedichte unendlich schwierig sein müsse, begreift man wol leicht, und wenn wir offen gestehen, daß uns die Leistungen des Hrn. Regis, den wir doch sonst als einen großen Meister anerkennen müssen, hier weniger befriedigen, so mag die Schuld wol an der Beschaffenheit des Originals liegen; obgleich doch wieder einige vortrefflich geredete Übertragungen einzelner dieser Gedichte den Verdacht erregen, es hätte Hr. Regis, wenn er sich mehr Zeit genommen, auch in den übrigen Besseres leisten können. So wie sie hier sind, fürchten wir, werden nicht viele des Italienischen unkundige Leser großen Genuß davon haben, indem selbst der Wortsin im Deutschen oft schwerer zu errathen ist als im Original. Als Probe sowohl des Originals als der Übersetzung geben wir hier das erste der beiden trefflichen Sonette auf Dante, dessen Übertragung zu den gelungensten dieser Sammlung gehört:

Dal mondo scese al ciechi abissi e poi
Che l'uno e l'altro inferno vide, e a Dio
Scorto dal gran pensier vivo salio
E ne diè in terra vero lume a noi,
Stella d'alto valor col raggi suoi
Gli occulti eterni a noi ciechi scopriò,
E n'ebbe il premio alfin, che 'l mondo rio
Dona sovente ai più pregiati eroi.

Di Dante mal far l'opre conosciute
E 'l bel desio, da quel popolo ingrato
Che solo ai giusti manca di valute.

Pur fusa' io tal! ch'a simil sorte nato,
Per l'aspro esilio suo con la virtute
Darei del mondo il più felice stato.

Sum finstern Abgrund stieg er von der Erde,
Sah beide Höllen, dann zu Gott hinan
Trug lebend ihn hoher Gedanken Bahn,
Wohin uns treulich leuchtet seine Fährte.

Ein mächt'ger Stern, mit seinem Strahl erklärte
Uns Blinden er geheimster Weisheit Plan,
Bis endlich er vom höchsten Volk empfahn
Den Lohn, den es den Besten oft gewährt.

Schlecht wurden Dante's Werk und edles Streben
Erkannt von jenen undankbaren Thoren,
Die nur dem Heil der Guten widerstreben.

Doch, wir' ich Er, zu gleichem Loos geboren,
Frei hätt' ich für der Erde schönsten Leben
Mir seine Augen, seinen Damm erlorn.

Es ist die vor uns liegende Ausgabe eine Art édition de luxe, nicht für Gelehrte, sondern für das gebildete Publikum bestimmt, welches Kenntniß nehmen und Genuß haben will von Allem, was die Poesie auch bei andern Völkern Herrliches hervorgebracht hat. Es wäre daher wol unbillig zu verlangen, daß Hr. Regis die vielen Varianten hätte anführen sollen, welche sich aus einer Vergleichung mit den Handschriften und den Anführungen des Barchi ergeben; wol aber, glauben wir, hätte

er nicht übel gethan, wenn er, da er doch einmal Erläuterungen geben wollte, diese auf viel mehr Gedichte ausgedehnt hätte, als er gethan; namentlich hätte es an genauern Erörterungen über das Verhältniß des Michel Angelo zur Vittoria Colonna und zu andern Freunden nicht fehlen dürfen. Eine Untersuchung, ob die Gedichte, welche von Biesen als nicht an Vittoria Colonna, sondern an einen Freund, Tommaso Cavallieri, gerichtet, betrachtet werden, auch wirklich diesem und nicht der Vittoria angehören; vorzüglich aber, woher es komme, daß nur einige wenige dieser Gedichte, und zwar, nach unserm Gefühl, gerade die frohigsten und sprödesten an diese Dame überscriben sind, wäre ebenfalls willkommen gewesen; sowie auch eine, wenn auch nur leicht skizzirte Biographie des Michel Angelo nicht hätte fehlen sollen. Doch wir wollen nicht weiter mit dem Hrn. Übersetzer rechten über Das, was er nicht gethan, sondern vielmehr dankbar annehmen, was er gibt, und damit die Hoffnung verbinden, daß entweder er selbst, oder ein sonst Befähigter uns bald mit einer philologischen Ausgabe dieser Werke Michel Angelo's beschenken möge, wozu aber freilich das Material in Deutschland nicht leicht zu beschaffen sein möchte.

21.

Notizen.

A. Blanqui, ein Mitglied des Instituts von Frankreich, hat an die Bevölkerung Malta's eine Zuschrift erlassen, worin er sich dahin ausspricht, daß Malta und Gozzo durch die Baumwollencultur zu Grunde gerichtet seien und daß sie, wenn sie dabei verharren, unfehlbar zu Staub verbrennen müßten. Der gelehrte Akademiker besuchte nämlich Malta während der Dürre, welche im vergangenen Herbst auf der Insel herrschte, bei seiner Rückkehr aus der Levante. Der Anbau der Baumwolle, behauptet er, verhindert die Baucultur, und gerade der Mangel an Bäumen verursacht die Trockenheit des Klimas. Sobald man nur erst Bäume angepflanzt haben wird, wird auch diese Trockenheit aufhören und die herrlichsten Resultate werden in weniger als zehn Jahren erfolgen. „Das klingt recht gut,“ bemerkt ein englisches Journal, „aber wir fürchten, daß sich Herr Blanqui zu sehr von seiner Einbildungskraft hinreißen läßt, wenn er versichert, daß, seitdem der Pascha von Aegypten in Nieder-Aegypten für Baumanpflanzungen gesorgt habe, der Nil sich jährlich über sein früheres Niveau erhebe. Baumwolle ist seit undenklicher Zeit auf Malta cultivirt worden und dessenungeachtet befindet sich das Geland, wie wir glauben, in einem so blühenden Zustande als nur je.“

Eine interessante Bücheruction fand zu Paris im Dec. v. J. statt, in welcher die reiche Bibliothek des Buchhändlers Bossange versteigert wurde. Bossange, der Vater, hatte mehr als 50 Jahre lang seine Aufmerksamkeit auf Anschaffung der besten und schönsten Ausgaben verwendet und seinen Zweck um so vollständiger erreicht, da er Filialbuchhandlungen nicht bloß zu London und Leipzig, sondern selbst zu Montreal, Mexico u. s. w. hatte. Unter den Seltenheiten des Katalogs macht sich vorzüglich bemerkbar das „Antiphonarium ad usum Canoniorum regularium sanctae Crucis“, ein mit bewundernswürdigen Miniaturen geschmücktes Manuscript, ferner ein Werk, dem an Pracht der Ausstattung selbst kein französisches sich vergleichen kann, darstellend die Ceremonien, die bei der Krönung Georg's IV. stattfanden. Der Text ist in Gold gedruckt und jede im Texte erwähnte Person Gegenstand eines Miniaturbildes von feinsten Vollendung. Ohne der schönen Ausgaben von Buffon, Rebouté, und der vielen Prachtwerke, deren ausgedehnteste Exemplare hier zu finden sind, ausführlicher zu gedenken, nennen wir noch besonders ein von Mignard gemaltes Portrait Mollière's, von dessen Werken zugleich alle bekannten alten und neuen Ausgaben im Besitze Bossange's waren.

2.

Mittwoch,

Nr. 19.

19. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Sehr merkwürdig ist S. 455 die Äußerung, daß die Apokrypha einer neuen zusammenfassenden kritischen Revision unterworfen werden müssen, indem sie besonders das Christenthum, in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervorzutreten, bisher gehindert hätten.

Das unheilbare Übel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der eine Theil auf Märchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich Niemand beruht.

Wichtig ist auch die Äußerung, daß vor der Revolution Alles Bestreben war, nachher sich Alles in Forderung verwandelte.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden eingeklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Kaum zutrauen aber werden Manche Goethe folgende Äußerung:

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus: denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen: denn der Übermächtigste, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern.

Zu den naturwissenschaftlichen Aphorismen ist in der fünften Abtheilung auch manches Neue gekommen. Man möchte eine Taschenausgabe aller dieser Fragmente wünschen, sie auf Reisen bei sich zu führen, denn eine anregendere Lecture, die man läßlich behandeln kann, die uns Probleme zum Nachdenken liefert, eben Erfahrenes darstellt, vielfache Anknüpfungen bietet, somit selbst etwas Reiseartiges hat, läßt sich kaum für jetzt denken und würde uns mehr fruchten als mancher Guide.

Bei den dramatischen Dichtungen im zweiten Theile sind die Fragmente an sich nicht gerade so bedeutend, wol aber die Mittheilung der Schemata zu einigen, besonders solchen, von denen wir auch späterhin nur erst Bruchstücke besaßen. Wir werden durch die Übersicht des Plans in Stand gesetzt, uns nun das Bruchstück im Sinne des Ganzen zurechtzulegen. Es ist im Allgemeinen wahr, daß man den Poeten nicht nach Dem messen

soll, was er hat dichten wollen. Ist er nicht wirklich dazu gekommen, so kann man behaupten, daß er zu solcher That doch nicht die innere Nothwendigkeit gehabt habe. Man schließt hier aus der Thatfache der Nichtausführung auf die Zufälligkeit der Idee. Allein ganz und gar gleichgültig werden wir uns gegen solche Embryone großer Männer nicht verhalten dürfen, schon um sie biographisch recht zu fassen, denn immerhin hat ein solcher Entwurf sie doch beschäftigt. Um so weniger aber dürfen wir es, wenn der Plan specificirt mitgetheilt wird, denn alsdann können wir schon viel daraus lernen. Nicht nur die Wahl des Gegenstandes im Allgemeinen ist dann charakteristisch, sondern auch die Ökonomie seiner Behandlung. Wenn Goethe z. B. den „Ewigen Juden“ auch nicht ausgeführt hat, so ist doch schon die eine von ihm erfundene Wendung vom größten Interesse, daß er Christus auf Erden, und zwar auf der christlichen, wieder wandern läßt, während die Sage von ihm erzählt, daß er dem Ahasverus auf dem höchsten Gipfel seiner Angst erschienen sei, um dann wieder am Ende der Welt, bei seiner Wiederkunft für alle Menschen, auch ihn ganz zu sich zu nehmen, denn bis dahin lebt er im Kloster zu Jerusalem. — Aus der ältern Dramatik Goethe's hat man S. 38 zunächst ein Fragment von „Hanswurst's Hochzeit, oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama 1774“. Kistan Brustfleck unterhält sich mit Hanswurst in einer überschwänglich genialen und cynischen Weise. Wenn man diese derben Worte hört, mit denen Goethe, wie Kiemer's „Mittheilungen“ darthun, bis an sein Ende nicht sparsam gewesen, so begreift man recht seinen Ekel vor einer Verzärtelung, Verhätschelung des Mannes durch Frauen, denn diese mögen auch wol eine Schelmerei, mitunter eine anständige Zweideutigkeit, aber im Durchschnitt lieben sie das Zarte, Schwunghafte, Edel-seine, Ätherische, und Goethe sagt daher in Bezug auf gewisse vielbesprochene Kreise einiger berühmten Männer unserer Zeit S. 454: „Alle unmittelbare Aufpoberung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sei, umgibt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religiös-moralisch-ästhetischem Gerail.“ Dies Wort könnte wol dem so oft commentirten von dem poetischen religiös-politisch-moralischen Bettlermantel zur Seite treten. Da ist nun

der Kilian Brustfleck ein ganz anderer Kerl, der, mit verwegenem Humor die damalige pädagogische Manie persifolierend, seine Erziehung des Handwurfs folgendermaßen zu beschreiben anfängt:

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moralisch-politischen Schwelß
Meinen Bündel Handwurf erzogen
Und ihn ziemlich zurechte gebogen.
Zwar seine tölpisch-schnäffliche Art,
So wenig als seinen lohlschwarzen Bart,
Seine Lust, in den Weg zu
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all Tunt bemeistern,
Das wußt' ich weisse zu überkleistern:
Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundsätzen
Ein paar Stunden hintereinander schwätzen,
Indes er sich am H — reißt
Und Wurfel immer Wurfel bleibt u. s. w.

Zum „Faust“ sind S. 178 — 181 Parallelen hinzugekommen, die von den kolossalsten, freilich auch genialsten Epnismen stozen. Eine Disputation, eine Scene auf dem Blockberge, eine Hochgerichtsercheinung, ein Theater am kaiserlichen Hofe und einige Brocken von Zwiesgesprächen zwischen Faust und Mephistopheles machen den Inhalt aus. Der Herensabbath ist hier in einer Kühnheit ausgeführt, die den Teufelscultus in den bisherigen Brockenscenen bei weitem hinter sich läßt. Der Satan hält hier eine Rede den Böden zur Rechten, den Böden zur Linken, worin er die Mysterien des Univerfums offenbart. Nur eine Probe. Links gewendet spricht er:

Guch gibt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold
— — —
Das eine verschaffet,
Das andre verschlingt;
Drum glücklich, wer beide
Zusammen erringt.

Was er rechts hin sagt, mag ich hier nicht abschreiben. Alles ist entzündet von diesen Plutonisch- Priapischen Lehren und der Chor läßt sich vernehmen:

Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer noch steht
Und hört das Wort!

Eine Stimme.
Ich stehe von ferne
Und spize die Ohren,
Doch hab' ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Wenn diese Faustiana uns ein ganz heimatisches Element sind, so führen uns S. 189 — 191 die „Fragmente einer Tragödie“ 1810 in ein ganz neues Gebiet ein. Es scheint, daß Goethe darin den damaligen Zustand des deutschen Volkes schildern wollte. Es sind nur wenige Personen, der Vater mit Sohn (Eginhard) und Tochter, der Treue, der Bischof und der Knabe, Eginhard's Bru-

der. Die Scene spielt am Hofe Karl's des Großen zum Theil in einem weiten unterirdischen Kerker. Der Conflict des Alten mit dem Neuen macht die Verwicklung. Zwischen Vater und Sohn ist er kriegerischer und politischer, zwischen Vater und Tochter religiöser und herzlicher Art. Es ist zu bedauern, daß die Andeutungen des Planes oft zu unbestimmt sind, obwohl Act vor Act, Scene vor Scene angegeben sind. Es heißt z. B.: Exposition früherer Verhältnisse, oder das vorher Angelegte entwickelt sich u. s. w., woraus sich keine Anschauung gewinnen läßt.

Ähnlich, aber doch, weil der erste Theil ausgeführt ist und das Fortdichten dadurch ein stärkeres Portament erhält, ist es mit dem Schema zur Fortsetzung der „Natürlichen Tochter“ (S. 279) beschaffen. Goethe hat sich in der That mit politischen Stoffen viel zu thun gemacht, konnte aber nur in der Reflexion, nicht in der Poesie die engern Verhältnisse der reichsstädtischen Bürgerlichkeit und des Duodezshoflebens, worin er herangekommen war, überwinden. Muß man ihm aber seinen Standpunkt, wie billig, lassen, so muß man auch anerkennen, daß er im „Großkophta“, in den „Aufgeregten“, im „Bürgergeneral“ und der „Natürlichen Tochter“ ebenso die Revolutionskrisen treffend geschildert hat, als im „Sß“ den ritterlichen und bäuerlichen Kampf des absterbenden Mittelalters, im „Egmont“ den Kampf der direct sich durchsetzenden Massenbewegung mit der indirect verfahrenen Cabinetsklugheit. „Die natürliche Tochter“ ist zwar schon von Einigen, besonders von Weber, einer ausführlichen Analyse unterworfen, aber sie wäre recht ein Thema für Röscher, ein Thema, zu dessen Lösung wir jetzt auch wol gereifter sind als früher, da wir nunmehr über die Ehe so viel haben nachdenken müssen, diese aber von Goethe offenbar als der Mittelpunkt alles Gemeinwesens gefaßt ist, um welchen sich alle andern Verhältnisse erst gruppieren können. Karoline Herder hat diese Tragödie als den Kampf der allgemein menschlichen Verhältnisse mit den besondern ständischen genommen und erklärte, daß, wenn Goethe die letztern über die erstern siegen ließe, er seine Wolfsnatur bestätigen würde. Nun kommt es mir wirklich vor, als wenn Goethe eine doppelte Richtung in zwei verschiedenen Entwürfen verfolgt hätte. Der eine, ausführlichere, scheint die Richtung auf den Sieg des ständischen Elements zu nehmen. Der Gerichtsrath ringt um Eugenie's ganzen Besitz. Nicht nur im Eigenthum, nicht nur im Wirken will er mit ihr Eines sein, er will ihr auch als Mensch und sie soll ihm uneingeschränkt gehören. Er marktet mit ihm um Ruß und Umarmung und scheint — der vierte Act wird durch ein Vacat bezeichnet — endlich die Flucht zu nehmen, um im Kloster sich mit den früher spielenden Personen, dem Secretair, der Hofmeisterin, dem Weltgeistlichen, Mönch u. s. w. wieder zu treffen. Es dürfte bei diesem Plane viel Frostiges unvermeidlich gewesen sein. Die Sentenzen wären gewiß sehr edel und sinnig gewesen, aber die Handlung zu subtil, zu diplomatisch. Ganz anders scheint mir das kürzere Schema die Sache zu behandeln, indem es

die Bewegung der Stände in eine entschiedene Revolution auslaufen läßt. Die Classification der Hauptmomente ist von Goethe ganz eigenthümlich in folgenden vier Sätzen aufgestellt, die viel zu denken geben:

I. Absoluter Despotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Kamification von Oben Furcht vor Nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach Unten.

Nach seinem Sinne leben ist gemein,
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

II. Untergeordneter Despotismus. Furcht nach Oben. Ganglien der Statthalterschaften. Familienwesen. Sucht nach Besitz.

III. Realismus des Besitzes. Grund und Boden. Druck daher. Dunkler aufdämmernder Zustand. Nahrung von Unten. Pfiff der Advocaten. Strebende Soldaten. Ausübung der Roheit ins Ganze. Conflict.

IV. Aufgelöste Bande der letzten Form. Die Masse wird absolut, vertreibt die Schwankenden, erdrückt die Widerstehenden, erniedrigt das Hohe, erhöht das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Man müßte sich, da nach dem Ubrigen die Handwerker zwischen den Grundbesitzern und den Soldaten eine vermittelnde Rolle zu spielen scheinen, der Gerichtsrath aber als Rechtskundiger und als Grundbesitzer eine ganz besondere Stellung in der Gesellschaft einnimmt, denken, daß eben dadurch Eugenie, von der Natur zum Ordnen schwieriger Verhältnisse berufen, sich recht glänzend in der Weise entfalten könne, daß sie als Weib die Sittlichkeit, allein dies nur insofern vermag, als sie auch wahre Gattin wird.

„Die Wette“, S. 381 — 385 (Leipzig 1812), ist ein artiges in Prosa geschriebenes Lustspiel; „Die ungleichen Hausgenossen“, ein Singspiel, 1789, S. 530 — 536, sind nur fragmentarisch mit leichten, flatternden Melodien voll jocosier Laune ohne die tiefere Süßigkeit, welche die Verse in „Claudine von Villabella“ durchdringt, mehr in der tänzelnden Manier von „Scherz, List und Rache“. Das Schema zur Fortsetzung der herrlichen „Pandora“ (S. 574) war schon früher bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Souvenirs de la terreur de 1788 à 1793. Par M. Georges Duval; précédées d'une introduction historique par M. Charles Nodier. Vier Bände. Paris 1841 — 42.

Der Verf. hätte, wie er sagt, wahrscheinlich nie daran gedacht, die zerstreuten Materialien seiner „Souvenirs“ zu einem Buche zu ordnen, wenn er nicht von einigen seiner Freunde, vor Allen von Nodier dazu aufgefordert worden wäre. Indes fühlte er sich zu deren Herausgabe durch einen noch dringenderen Beweggrund bewogen, dessen Angabe den Standpunkt des Verf. sogleich am sichersten erkennen läßt. „Ich konnte“, sagt Duval in der Vorrede, „meine Enttäuschung bei dem Besen jener seit Targem absichtlich vervielfältigten Bücher, welche unter dem trügerischen Titel „Revolutionsgeschichte“ nur eine ferche Apologie jener Zeit der Zerstörung, des Blutes und der Thränen sind, nicht länger bemeistern. Ich wollte ihnen diese Farbe ab-

reißen, der Lüge die Wahrheit, unechten Copien Originalbilder, anmuthigen Phantasiemalereien die abschreckenden, aber nach der Natur gezeichneten Bilder der Wirklichkeit entgegenstellen. Mit einem Wort, ich wollte diese alte revolutionnaire Laterna magica zerbrechen, deren lügenhafte Gläser Kiesen erscheinen lassen, wo es nur Pygmaiden gibe, und Menschen, die nur unedle Bösewichte waren, in patriotische Helden verwandeln“ u. Mit seinen vorgefaßten Meinungen würde der Verf. allerdings nicht geeignet sein, die französische Revolution unparteiisch zu beschreiben; jedoch macht ihn seine Betrachtungsweise nicht unfähig zu einer lebendigen und detailreichen Darstellung der Schreckenszeit, die er mit durchlebt hat. Dergleichen Souvenirs, wenn sie gut erzählt werden, haben immer ein Interesse, und weiß man nur erst, mit welchen Augen der Erzähler die Ereignisse ansieht, so kann man sich beliebig über den Werth seiner Urtheile hinwegsetzen und die Färbungen seiner Gestalten aus dem eigenen Gesichtspunkte würdigen, um sich allein mit den vorgestellten Thatfachen zu beschäftigen. Bei diesem Verfahren werden auch die Leser, welche in ihren Ansichten nicht mit Hrn. Duval übereinstimmen, manches Anziehende in seinem Buche finden; noch größere Befriedigung wird es freilich für diejenigen gewähren, welche in der Revolution, wie Duval, nur ein übertünchtes Grab sehen: „qui ne renferme dans ses lugubres profondeurs que des ossements de la pourriture.“ Bis jetzt liegen drei Bände vor, ein vierter steht noch zu erwarten.

Die Verbrechen jener Periode finden natürlich an dem Verf. keinen sanfteren Richter, und in der That haben es auch nur wenige Historiker der fatalistischen Schule dahin gebracht, mit Kaltblütigkeit über jene blutigen Thaten zu schreiben. Ein paar Fragmente werden die Schreibart des Verf. beurtheilen lassen; wir wählen dazu eine kurze Mittheilung aus dem 10. Capitel, welches von dem Proceß und der Hinrichtung des Königs handelt. In der Conventssitzung vom 16. Januar sollte über die Strafe abgestimmt werden. Verstärkte Scharen von Nordbrüdern umlagerten alle Ausgänge des Saals; überdies waren zwei Kanonen auf dem Hof der Reitschule aufgeschoben. Unter diesem Schuß sollte der Convent über das Loos des Königs „freie“ Berathung pflegen. Die Sitzung ward gegen 9 Uhr eröffnet und dauerte ununterbrochen 36 Stunden. Das Buffet wurde nicht leer: Deputirte, Zuschauer, Leute, die nicht hatten in den Saal dringen können, wogten dort bunt durcheinander; und doch bemerkte man unter ihnen mehr Besorgnis als Aufregung. „Gegen Mitternacht verließ ich meinen Platz, um am Buffet etwas zu mir zu nehmen. Während im Saale der namentliche Anruf fortwährte, kamen viele Deputirte zu uns heraus und setzten sich an irgend eine Tischdecke, um ihr Votum niederzuschreiben; in Ermangelung eines andern Platzes, schrieben es mehrere auf dem Comptoirisch des Wirthes. Man sah einige, die einen Augenblick nachsannen, ein paar Zeilen aufschrieben, veränderten, ausstrichen, dann, erschreckt von dem ringsum erschallenden Gebrüll und den mörderischen Drohungen, das verhängnißvolle Wort, welches vielleicht vorher noch fern von ihren Gedanken war, fallen ließen. Nicht genug an den Flüchen und Verwünschungen der Blutmenschen, welche draußen lagerten, errötheten selbst Mitglieder des Convents nicht vor ähnlichen Schändlichkeiten, um Andere einzuschüchtern, Alibitte und Duhem liefen um die Tische herum, saßen ihren Kollegen unverschämt auf die Finger, wenn sie schrieben, und dictirten ihnen das Votum. Ein kolossaler Kerl, Namens Bellegarde, ein ehemaliger Musketier und zu jener Zeit Deputirter von der Charente, einer der wildesten Jakobiner, schritt sogar einige Male zu Gewaltthatigkeiten; ich sah, wie er mit seiner Gassenfaust die Hand eines seiner Kollegen packte, sie auf das Papier drückte und ihn das Votum zu schreiben zwang. Sautapra und Bouillierot, obgleich sie selbst für den Tod stimmten, machten ihm laute Vorwürfe über diese Brutalität. Als ich auf meinen Platz zurückkehrte, war ich seltsam überrascht, die reservirte Tribune, welche dicht neben der meinigen war, mit

reizenden Frauen in elegantem Négligé, über und über mit brennfarbigen Bändern beputzt, angefüllt zu sehen. Der Augenblick war feierlich: es handelte sich um Leben oder Tod eines Mannes, welcher über Frankreich geherrscht hatte; hier erwartete ich, aufmerksames Schweigen, eine Art frommer Zerknirschung zu finden. Nichts davon. Der Ort, an welchem ich mich befand, gleich in dieser unheilvollen Nacht viel mehr dem Amphitheater der Oper als einer Tribune des Convents. Aufwarter trugen durch die Reihen der Damen Präsentirteller mit Gefrorenem, Sorbet, Limonade und Apfelsinen, welche sie mit echt französischer Galanterie unter sie vertheilten. Bisweilen kam ein Deputirter hinzu, welcher die Damen seiner Bekanntschaft mit gefälligen Lächeln fragte, ob sie auch gut placirt wären. Mehrere dieser Schönen hatten Karten vor sich, auf welchen sie die Stimmen mit Stednabelfischen markirten, um sie vergleichen zu können. Betteln wurden für oder wider den Tod des Königs gemacht. Man plauderte ganz laut, lachte, trieb unanständige Scherze und mitten unter diesem Allen hörte man von Minute zu Minute das langsam von der Tribune herabstöhnende Wort: Tod!"

Die Gemeinde hatte strenge Verfügungen getroffen, um die ungehörte Vollstreckung des Urtheils zu sichern. Am Abend vor dem 21. Jan. 1793 war folgender Befehl ergangen: „Alle Bürger der Nationalgarde werden sich morgen beim ersten Trommelschlage zu ihren respectiven Sectionen begeben. Es werden doppelte Controllen für die Anwesenden und die Fehlenden gehalten werden. Letztere sollen als Verschwörer angesehen werden. Die Väter sind für das Verhalten ihrer Söhne verantwortlich. Jedem wird eingeschärft, das größte Stillschweigen und die unbedingtste Regungslosigkeit zu beobachten, sobald der Zug nur von fern zu sehen ist. Wer dagegen handelt, wird gleichfalls als Verschwörer angesehen.“ Die Gemeinde bedrohte also jeden Nationalgardisten, der sich nicht auf seinen Posten begeben oder die geringste Bemerkung auf demselben verlauten lassen würde, ganz einfach mit dem Tode, und da man wußte, daß sie ihr Wort slavisch hielt, so fühlten nur Wenige den Muth, von diesem abscheulichen Dienste wegzubleiben. Wer nicht zur Nationalgarde gehörte, sollte sich nicht unterfangen, auf den Straßen in der Nähe der Boulevards zu sein; Niemand durfte sich in dieser Gegend an den Fenstern zeigen, Alles bei Strafe, als Verschwörer anzuzeigen zu werden. Dessenungeachtet wurde ein Versuch zur Befreiung des Königs gemacht. „Ungefähr 100 Schritte von uns entfernt (erzählt Duval, der mit unter der Nationalgarde stand), etwas unterhalb der Straßen Gléry und Brauregard wurde unser Spalier plötzlich durchbrochen und fünf bis sechs junge Leute, den Säbel in der Hand, erschienen auf dem Wege mit dem Rufe: Herbei, wer den König retten will! Da diese unerschrockenen Jünglinge sich von den Gruppen, zu denen sie gehörten, nicht unterstützt sahen und an der unbeweglichen Haltung der Nationalgarde zu spät erkannten, daß sie nicht auf dieselbe rechnen konnten, so stürzten sie sich durch die andere Seite des Spaliers und ergriffen die Flucht. Aber ein Detachement verfolgte sie und hieb sie ohne Erbarmen nieder. Dieser Versuch zu einer Verschwörung war von dem Baron Bag (von welchem an einer frühern Stelle des Buchs die Rede ist) geleitet worden. Wie man sagt, war es Bag gelungen, 2—3000 junge Leute dazu zusammenzubringen; die meisten blieben aber aus und die wenigen, welche sich einfanden, waren über ihre geringe Zahl zu sehr befürgt, um ein Unternehmen zu wagen.“

Man wird sich noch aus den damals erschienenen Zeitungen erinnern, daß im J. 1815 die Gebeine der königlichen Schlachtopfer ausgegraben und feierlich bekrattet wurden. Es wäre fast frevelhaft erschienen, wenn Jemand an der Echtheit dieser Reliquien hätte zweifeln wollen. Unser Autor, obgleich er keineswegs vom revolutionnären Scepticismus angesteckt ist, schüttelt doch auch den Kopf zu dieser Sache. „Der noch zuckende und blutende Leichnam Ludwig's XVI.“, berichtet Duval,

„wurde auf einen schlechten Karren geworfen und nach dem Magdalenenkirchhof gebracht, wo eine tiefe Grube, in deren Grund man eine zwei Fuß hohe Schicht ungeschlachten Kalk geschüttet hatte, für ihn bereit war. Man ließ den Leichnam hinunter und bedeckte ihn mit einer zweiten Kalkschicht, worüber man noch einige Pfädschen Scheibewasser ausgoß. Auf dem Kirchhof ließ man einen Wachtposten, der drei Tage dort unterhalten wurde, d. h. so lange Zeit, als man zur gänzlichen Vernichtung des Leichnams für nöthig hielt. Und sicherlich mußte dieselbe bei den erwähnten Maßregeln in noch kürzerer Zeit erfolgt sein. Daher wunderte ich mich, ich gestehe es, nicht wenig, als ich im Januar 1815 erfuhr, daß man auf dem Magdalenenkirchhof eine gewisse Anzahl Gebeine von dem Leichnam Ludwig's XVI. ausgegraben habe, und als ich sie am 21. Jan., dem Jahrestage seines Todes, in großem Pompe nach St.-Denis geleiten sah. Ich hätte geglaubt, daß auch nicht ein Atom davon übrig geblieben wäre.“

Der beschreibende Titel „Souvenirs“ sichert das Buch vor Ansprüchen auf Entschleierung mysteriöser Dinge, deren es auch in jener Zeit nicht viele geben konnte. Die Schreckensherrschaft hatte wenigstens das Gute der Öffentlichkeit vor andern Despotien voraus; sie schlachtete auf offenem Markte und ließ ihre Opfer nicht heimlich erwürgen. Ihre brutale Aufrichtigkeit und cynische Form konnte demnach nur wenig Stoff zu Mémoires secrets gewähren.

20.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Die „St.-Louis evening gazette“ vom 15. Juli berichtet, daß eine Flotte von 10 Schaluppen von den äußersten schiffbaren Punkten des Missouri und des Yellow-Stone-Flusses dort angekommen und als Fracht 20,000 zubereitete Büffelhäute, viele Biberfelle und eine große Menge getrockneter Büffelzungen mitgebracht habe. Mehrere dieser Fahrzeuge sind 2300 engl. Meilen oberhalb der Stadt St.-Louis erbaut worden. Das Dampfboot Trappe wird mit einer großen Ladung eben solcher Güter von der Mündung des Yellow-Stone-Flusses nächsten erwartet.

Ein schreckliches Gewitter entlud sich am 1. Juli über der Stadt Worcester im Staate Massachusetts. Die Baptistenkirche daselbst wurde von einem Blitzstrahl getroffen, während in der Sacristei derselben eine große Menge Kinder versammelt waren, die Vorbereitungen auf die Feier des Unabhängigkeitstages auf den 4. Juli machten. Etwa 12 Kinder wurden vom Blitze berührt und mehr oder weniger verbrannt, doch merkwürdigerweise keins derselben getödtet. Einem Mädchen zerbrach ein metallener Kamm auf dem Kopfe, während das Kind fast gar nicht verletzt ward.

Eine newyorker Zeitung zeigt an, daß das Bezirksgericht zu Buffalo dem John B. Marting, welchem durch das Zusammenrennen der Dampfboote Perry und Buffalo ein Bein gebrochen wurde, eine Entschädigung von 616 Dollars, welche die Führer jener Dampfboote zu bezahlen haben, zuerkannt hat.

Wir ersehen mit Vergnügen aus den Zeitungen von St.-Louis, sagt der „Pennsylvanian“, daß Pianoforte, die in der Stadt Permaon am Missouri von eingewanderten Deutschen verfertigt, nach St.-Louis gebracht werden und dort Käufer finden.

Zu Charlottesville lebt ein farbiges Frauenzimmer, das ein Lebensalter von 113 Jahren erreicht hat. Man erzählt, daß dasselbe jetzt zum dritten Male die Zähne gewechselt habe.

13.

Donnerstag,

Nr. 20.

20. Januar 1842.

Goethe's neueste Paralipomena.

(Schluß aus Nr. 19.)

Der dritte Theil bringt nicht weiter etwas Neues, als S. 445 — 451 die „Reise der Söhne Megaprazon's“, 1792 geschrieben. Diese Arbeit war bisher ganz unbekannt. In der Autobiographie erwähnt Goethe ihrer nicht. Sie ist ein satirisch-politischer Roman. Vater Megaprazon sendet seine Söhne Epistemon, Panurg, Alkibes, Alkiphron und Eutyches zur Entdeckung der Insel der Papimanen, Papefiguen, Laterneninseln und der Drakel der heiligen Flasche aus. Sie kommen auch in der That zu den Papimanen, wo sie erfahren, daß die Insel der Monarchomanen versunken sei. Diese war in drei Theile getheilt gewesen; in der Residenz hatte der König mit unbeschreiblicher Herrlichkeit gewohnt; an der schönen üppigen Küste saßen die Vornehmen in ihren Landhäusern; der dritte Theil wurde vom Landvolke mit vieler Sorgfalt bearbeitet.

Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Nähe einen Theil der erzeugten Früchte wie billig genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich sat t zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König that, oder glaubte wenigstens immer zu thun, was er wollte.

Durch ein Erdbeben war nun diese schöne Insel in drei Theile zerpalten, die im Meer als Inseln umher schwammen und den guten Papimanen ganz unsichtbar geworden waren, obwol sie die Residenz noch lange nach Nordosten zu gesehen hatten. Während nun die Brüder diese Kunden empfingen, tauchten die Inseln deutlich am Horizonte hervor, und man sah mit Freude, wie die Insel des Volkes sich mit denen der Vornehmen und des Königs, nachdem sie sich ursprünglich immer abgestoßen hatten, wieder schien vereinigen zu wollen. Da die Anlage dieses Romans von Hause aus allegorisch ist, so mußte er sich weiterhin, wie ein vorgefundenes Stück des Planes zeigt, ganz ins Märchenhafte verlaufen, in welchem schalkigste Streiche der Brüder die Hauptsubstanz ausmachten.

Der vierte Theil bringt zu den „Annalen“ mehr neue Einschaltungen, besonders in Bezug auf Schiller, Prémont, Herder, Frau v. Staël, Benjamin Konstant, Na-

poleon, Theater, Voss und Stolberg und den Ilmenauer Bergbau. Die Begegnung mit Napoleon im September 1808 ist S. 595 fg. genau skizzirt. Napoleon's erste Äußerung über Goethe, nachdem er ihn aufmerksam angesehen, nämlich: „Vous êtes un homme“, ist für beide classisch. Über Voltaire's „Mahomed“, den Daru auf das Tapet brachte, meinte Napoleon, es sei kein gutes Stück, und legte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Dann wandte er das Gespräch auf den „Werther“, den er durch und durch studirt haben mochte. Er machte verschiedene ganz richtige Bemerkungen, bezeichnete dann eine gewisse Stelle, und sagte zu Goethe: warum habt Ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß; welches Urtheil er dann weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. Goethe entschuldigte sich damit, daß es dem Dichter zu verzeihen sei, durch einen schwer zu entdeckenden Kunstgriff gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien mit dieser Antwort zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. „Was“, sagte er, „will man jetzt mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal.“

Die „Biographischen Einzelheiten“ S. 644 — 657 bringen manches sehr Interessante: über das Individuelle; leipziger Theater 1768; Lenz (diese Mittheilung ist bei den neuerlichen genauen Nachforschungen über Friederike Brion in Sessenheim theilweise benutzt worden); an den Consul Schönborn in Algier 1774, aus der Broschüre über diesen entnommen; an Frau von Voigt, geb. Möser, zu Danabrück 1774; das Luisenfest, gefeiert zu Weimar den 25. Aug. 1777, ein neuer Beitrag zur genauesten Kunde des weimarischen Hoflebens, das wir nun wol schon bis zu den Servietten und Retorten hin kennen; Besuch von Jßland, auf der Reise über Mannheim nach der Schweiz 1779; an Möser's Tochter, Frau von Voigt, 1781. Friedrich II. hatte in seiner Schrift: „De

la littérature allemande", geäußert: „Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paroit à la scène, imitation detestable de ces mauvaises pièces anglaises." Möser vertheiligte Goethe'n in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" mit Wärme. Goethe dankt der Tochter für dessen Zusendung, spricht von seinen Leistungen mit der größten Bescheidenheit als von Versuchen, und sagt über Friedrich:

Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Bißgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Censurherr wol keine ausgezeichnete Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde.

Fernerer in Bezug auf Goethe's Verhältniß zu Schiller; letzte Kunstausstellung 1805; Jacobi, dieser Aufsatz ist versöhnend. Er erkennt den Zwiespalt an, daß Goethe nicht mehr Jacobi's philosophische Sprache, dieser seine Poesie nicht mehr verstehe, aber er drückt das Bedauern aus, daß der Mangel an Aufklärung über den wechselseitigen Zustand bis zur persönlichen Entfremdung führte, ohne daß sie an Vertrauen, Neigung und Liebe sich jemals untreu oder ungleich geworden wären.

Lavater:

Er wäre ein über-Hogarth gewesen, wenn er hätte so bilden können. Denn was ist Hogarth und alle Caricatur auf diesem Wege, als der Triumph des Formlosen über die Form; die Menschengestalt hemmischen Philisterrgesetzen anheim gegeben, gährend und in allen Graden verfaulend. Daher sein: Zum fliehen. Der Engel Lavater war durch diesen niederträchtigen Drang so gequält, daß er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte.

Rogebue. Goethe unterhandelt mit sich selbst, wehhalb ihm Rogebue bei allem Verdienst, das er ihm zugestehe, und so mancher heitern Erinnerung von da ab, wo er als Knabe Sprengel in seinem Garten stellte, bis zu der großen literarischen Aufregung, die er erzeugte und aus der er so viel lernte, doch immer widerwärtig gewesen sei, und schließt:

Rogebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talente in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionair und Slav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja, sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.

In der fragmentarischen Confession „Aus meinem Leben" kommen sehr wichtige Fingerzeige vor zur richtigen Würdigung der gewaltigen Arbeit, die Goethe an seine Riesennatur gelegt hat, um sich immer maßvoll zu erhalten und mit sich wie mit seinen Umgebungen nach Kräften ins Gleichgewicht zu setzen. Eine überaus köstliche Reflexion ist diese:

Ich habe niemals einen präsumtuösen Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß es wahr ist, was ich sage. — Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dachte ich, ich hätte es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch

nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchgearbeitet, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen. Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.

„Epoche der forcirten Talente" enthält eine summarische Darlegung der Genesiss und der Richtungen, welche wir seit dem Manifeste der „Halle'schen Jahrbücher" vorzugsweise die Romantik nennen. Goethe urgirt die Kluft, welche bei den Künstlern dieser Epoche zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung sich zeigt, und meint, daß man dieselbe zum Theil auch durch religiöse Gesinnungen, christliche in Pietismus und Katholicismus, heidnische im Schicksalsbegriff und romantische, die sich an die christlichen angeschlossen, habe ausfüllen wollen.

„Entstehung der biographischen Annalen 1823." „Aufenthalt in Dornburg im Sommer 1828" enthält in Form eines Briefs an den Kammerherrn von Beulwitz eine treffliche Schilderung dieses schönen Schlosses. Es ist tief ergreifend, zu sehen, wie Goethe, der den herbsten Verlust erlitten, zwischendurch aus der ins Detail gehenden Schilderung immer auf das Ethische, auf den Gedanken zurückkommt, daß „die vernünftige Welt von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun angewiesen sei". Die Lücke im Herzen fühlend, den Sohn betrauernd, will er die Vergangenheit und Zukunft vereinen und die Gattung selbst als das wahre Individuum ansehen: „Die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt."

Den Beschluß macht ein „Vorschlag zur Güte", nämlich zu dem von A. Nicolovius veranstalteten Octavband: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden", ein Gegenstück zu besorgen: „Goethe in den miswollenden Zeugnissen der Mitlebenden." Es muß dieser Vorschlag den literarischen Freibeutern noch ganz unbekannt geblieben sein, denn bei der ungeheuern Erfindungslosigkeit derselben, bei der Platttheit ihrer Diebstähle, bei der Gewissenlosigkeit, womit sie besonders in Stuttgart fremdes Gut zusammendrucken lassen, wäre es auffallend, daß noch Niemand davon Gebrauch gemacht hat. Freilich, freilich würde ohne Belesenheit sich auch diese wohlfeile Arbeit nicht machen lassen! Goethe hat übrigens diesen Vorschlag alles Ernstes gemeint und sich selbst viel interessante Belehrung daraus versprochen. Schließlich sagt er: „Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Miswollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und sie, wie wol angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe."

Karl Rosenkranz.

Karl van Mander.

Das Leben dieses Mannes, der als Maler, Kunstgeschichtsschreiber und Dichter unter seinen Zeitgenossen einen hohen

Rang behauptet, bietet so viel Anziehendes dar, daß eine kurze Übersicht desselben in diesen Blättern nicht unwillkommen sein dürfte. Er kamme aus einer ebenso alten als angesehenen brabantischen Familie und wurde im Mai 1548 zu Meulebeke bei Courtrai geboren. Da sein Vater, ein sehr wohlhabender Mann, bei dem Knaben viel Geist und Witz bemerkte, schickte er ihn auf die lateinische Schule nach Thiel und späterhin nach Gent, wo er sich unter Aufsicht seines Oheims, Franz van Mander, den Studien widmen sollte. Als ihn aber seine Neigung unwiderstehlich zur Malerei hinzog, that ihn sein Vater erst zu dem als Maler und Dichter nicht unverdienstlichen Lukas de Heere, bei welchem er sich mit Eust und Eifer in Malerei und Dichtkunst übte, und demnächst zu Peter Blierik, bei welchem er bis zu seiner Rückkehr ins väterliche Haus, die im Jahre 1569 erfolgte, seine Kunststudien fortsetzte. Nun beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Poesie, ohne jedoch die Malerei dabei zu vernachlässigen, ja er suchte beide miteinander zu vereinen. Als er unter Anderm ein allegorisches Stück, „Noah“, gedichtet hatte, malte er auf einem großen Segeltuche eine Vorstellung der Sündflut mit Figuren in Lebensgröße, auf welcher man ertrinkende Menschen und Thiere, ja selbst die schwimmende Arche erblickte. Dieses Gemälde wurde langsam über die Bühne gezogen, indes mittels Pumpen so viel Wasser zur Darstellung eines starken Regens verbraucht wurde, daß die von allen Seiten herbeigeströmten Zuschauer die Flucht ergreifen mußten. Bei dergleichen Vorstellungen leistete ihm sein jüngerer Bruder Adam getreue Hülfe, während der ältere Cornelius, ein speculativer Einneshändler, wenig Geschmac daran fand, obwol er die Kosten zur Darstellung der Sündflut bestritten hatte.

Im Jahre 1575 unternahm van Mander in Gesellschaft mehrerer jungen Edelleute eine Reise nach Rom, wo er drei Jahre verweilte und in seiner Kunst bedeutende Fortschritte machte. Hierauf begab er sich nach Basel und von dort nach Wien, wo er in Gemeinschaft mit dem Maler Sprenger und dem Bildhauer Dumont den Triumphbogen auszierte, der bei dem feierlichen Einzuge des Kaisers Rudolf errichtet wurde. Bei der Rückkehr in seine Heimat wurde er von den angesehensten Einwohnern feierlich empfangen, so groß war der Ruf, den er sich bereits erworben hatte. Nun beschäftigte er sich im väterlichen Hause unausgesetzt mit Malen und Dichten; weil aber die überhandnehmenden Unruhen den Aufenthalt auf dem platten Lande unsicher machten, schiffte seine Ältern den werthvollern Theil ihrer Habe nach Brügge und Courtrai und wohnten abwechselnd zu Meulebeke oder in einer der genannten Städte. Karl hatte in dieser unruhigen Zeit geheirathet und sich zu Courtrai häuslich niedergelassen.

Um seine häusliche Einrichtung zu vervollständigen, war er eines Tages nach Meulebeke gegangen, um drei mit seiner Habe beladene Wagen abzuholen. Kaum war er aus dem Dorfe, als ein Haufe von Wälfen dasselbe überfiel und mit wüthender Raubgier ausplünderte. Dem alten van Mander, welcher schwer krank zu Bette lag, raubten die Barbaren sogar Betttücher und Decken. Bei dieser Gelegenheit bewies der jüngere Bruder Adam, eben erst 18 Jahre alt, eine ungewöhnliche Geistesgegenwart. Er suchte einen versteckten Degen und ein Beil hervor und da er sehr fertig Französisch sprach, mischte er sich bei den Plünderern, brach mit ihnen um die Bette Risten und Kasten auf und rettete auf diese Weise mehrere Gegenstände von Werth. Er spielte dabei seine Rolle so gut, daß Niemand Arg darin hatte; ja, er zwang seiner Mutter Selbst ab, drohte sie zu ermor den und mischandelte sie zum Schein, um sie vor werthvollen Mißhandlungen durch das eingebrungene Geschmeiß zu bewahren.

Karl war es inzwischen noch weit schlimmer gegangen. Noch nicht weit vom Dorfe entfernt wurde er von einem andern Haufen Wälfen überfallen und aller seiner Habe beraubt. Sie hatten ihn nackt ausgekleidet, ihm einen Strick um den Hals geworfen und waren eben im Begriff, ihn an einem

Baume aufzuhängen, als ein italienischer Reiter vorbeikam. Karl redete ihn in italienischer Sprache an. Der Reiter wunderte sich, daß ein Landmann ihn in seiner Muttersprache anredete und fragte ihn, wo er das gelernt hätte. Auf die Antwort „zu Rom“ fragte ihn der Reiter, was er denn zu Rom gethan hätte. „Ich habe dort gemalt“, war die Antwort. Da sah ihm der Italiener scharf ins Gesicht und erkannte ihn, da er im Palaste eines Cardinals, für den Karl gearbeitet, seine Bekanntschaft gemacht hatte und von ihm bisweilen mit einer Zeichnung beschenkt worden war. Seitdem war derselbe unter den italienischen Truppen des Herzogs von Parma in spanische Dienste getreten und nach den Niederlanden geschickt worden. Wie durch ein Wunder wurde nun dieser feindliche Reiter Karl's Retter. Er zog von Leber, hieb auf die Wunden ein und zwang sie, ihm den Strick wieder abzunehmen und seine Kleider wiedergegeben; die andere Habe zu retten, war ihm jedoch nicht möglich. Der Italiener blieb bei ihm, um ihn gegen fernere Mißhandlungen zu schützen, und wollte ihn ins Lager in Sicherheit bringen; allein er lehnte dieses gütige Anerbieten ab, weil er seinen kranken alten Vater, der noch im Dorfe sei, nebst seiner Mutter und seinen Wälfen und Schwwestern abholen und nach Courtrai bringen wolle, wo er ansässig sei und Weib und Kind habe. Der wackerer Reiter blieb bei ihm, bis alles Gesindel mit der gemachten Beute abgezogen war, und sagte ihm da erst ein herzliches Lebewohl.

Als Karl wieder in sein väterliches Haus zurückgekommen war, holten die beiden Brüder ihre Schwester, die in ein sicheres Versteck gebracht worden war, ab, kleideten die entblößten Ältern aus der von Adam mit so großer Geistesgegenwart gemachten Beute, so gut es ging, und begaben sich mit ihnen und der Schwester, da im ganzen Dorfe weder Pferd noch Wagen aufzutreiben war, zu Fuß auf den Weg nach Courtrai. Abwechselnd ihren kranken Vater tragend, kamen die beiden Brüder mit den Ihrigen dort an und brachten den alten Mann in das Kloster der grauen Minderbrüder, wo ihm eine Stube eingeräumt und er mit allem Nöthigen, aus Erkenntlichkeit für die Freundschaft, welche die Mönche früher von ihm genossen hatten, zuvorkommend versorgt wurde.

Hier blieb Karl bis zum Jahre 1581, wo er diese Stadt verließ, weil die Pest darin wüthete, an welcher seine Schwester mit ihrem Manne und ihren Kindern gestorben war, um sich mit seiner Frau und einem neugeborenen Kinde nach Brügge zu begeben. Unterwegs wurden sie nochmals von Soldaten nacht ausgeplündert; ja, das Kind wurde sogar seiner Windeln beraubt. So von Allem entblößt, kamen sie nach Brügge, wo der Maler Paulus Weyts ihm alsbald Arbeit verschaffte. Als aber der Feind auch dieser Stadt immer näher rückte und die Pest sich dort ebenfalls zu zeigen anfang, begab er sich im Jahre 1583 mit seiner Familie nach Holland und ließ sich zu Harlem nieder, wo er bis zum Jahre 1603 blieb und mit Solstus eine Art von Akademie errichtete. In dem genannten Jahre zog er auf das Haus Zevenbergen zwischen Harlem und Alkmar, und von dort im folgenden Jahre nach Amsterdam, wo er am 11. September 1606 sein vielbewegtes Leben beschloß. Er wurde mit einem Lorbeerkränze in den Sarg gelegt und mit großer Pracht in der alten Kirche begraben; sein Andenken wurde durch eine Menge von Gedichten gefeiert, welche gesammelt im Jahre 1609 zu Leyden erschienen.

Über van Mander's Verdienste als Dichter und Maler wollen wir hier nicht reden; nur sei noch bemerkt, daß Franz Hals, der ausgezeichnetste Portraitmaler nach van Dyk, sein Schüler war. Sein „Schilderboek, of leven der schilders“, welches zuerst 1604 zu Harlem erschien und mehrere Male neu aufgelegt wurde, war nicht ohne großes Verdienst und hat noch immer seinen Werth, besonders in Bezug auf niederländische Maler, über welche ihm die besten Quellen zu Gebote standen.

M a n c h e r l e i.

Wenn Jemand sagte: „Philosophie ist diejenige Wissenschaft, deren Belehrungen keine Belehrung geben“, so hätte er sich nicht unangemessen ausgedrückt. Die Belehrungen der deutschen Philosophie seit 40 Jahren bestehen im Pantheismus, dessen Kern, wie bei Spinoza, darin liegt, daß einander ausschließende Begriffe, wie Sein und Werden, Unendliches und Endliches, als absolut substantiell gleichgesetzt werden, überhaupt der Dualismus unsers Bewußtseins von Leib und Seele, Ausdehnung und Denken, als nichts Wahres, sondern nur als ein Scheinbares gilt, mithin alle Eigenschaften, die unterschieden werden möchten und sich auf Annahme des Dualismus stützen, Eines und Dasselbe sind in Einem und demselben Wesen. Hat man die Schwierigkeit des Denkens dieser Hypothese — denn das ist sie — überwunden, so entsteht eine große Beichtigkeit des Zurückführens aller menschlichen Erkenntniß auf ursprüngliche absolute Einheit, weil in dieser Alles, auch das Entgegengesetzte gegeben ist. Also sind Gott als ewiges Sein, Natur als ewiges Werden, Eines und Dasselbe; ferner Gott als Unenbliches, Natur und Mensch als Endliches, Nothwendigkeit und Freiheit u. Eines ist in Allem und Alles in Einem. Höchstens kann ein Unterschied stattfinden zwischen natura naturans und natura naturata, zwischen Ansich und Fürsich, aber auch er muß verschwinden im absoluten Einen.

Bei Spinoza ist dieser Pantheismus noch immer am reinsten dargestellt und die neuern Spielarten desselben werden veranlaßt durch die wohlgefällige Schwierigkeit des Denkens jener Hypothese, welche dem Dualismus unsers Bewußtseins und den darin hervortretenden herkömmlichen Überzeugungen von Vorsetzung; menschlicher Freiheit und moralischer Verbindlichkeit widerstrebt. Darum beruft man sich gern auf eine intellektuelle Anschauung, auf ein höheres, nur dem Philosophen eigenes ungemeines Bewußtsein. Man gebraucht gern Ausdrücke, die auf ein Einnenbild hinweisen, wie Emanation, Entwicklung, Einwicklung, Abfall, Selbstoffenbarung, Heraustreten aus sich selbst, Anderssein u. s. w. Ganz angemessen der pantheistischen Hypothese ist die Einheit des Logischen und Metaphysischen bei Hegel. Was nach der gewöhnlichen Logik (der subjectiven) als einander entgegengesetzt gedacht wird, z. B. Sein und Nichtsein, Endliches und Unendliches, Unmittelbares und Mittelbares, muß nach der rechten Logik (der objectiven) als Eins und Dasselbe, als Einheit des Widerspruchs, als Wahrheit, gedacht werden. Es gibt kein Entweder oder, sondern nur ein Weder noch. Hiergegen sträubt sich das gewöhnliche Denken, ihm bleibt der Widerspruch ein Widerspruch, ein Undenkbares, ein Absurdes; also kann es nur durch ein ungewöhnliches Denken, welches nicht im gemeinen Bewußtsein vorkommt, geleistet werden, und Diejenigen, welche sich dazu anschicken, erkennen über die ungemeine Tiefe. So z. B. sind dem gewöhnlichen Denken das Concrete und Allgemeine verschieden, dem Hegel'schen ungewöhnlichen Denken sind sie Eins und Dasselbe, das Concret-Allgemeine. Die gewöhnliche Logik würde von einer Contradictio in adjecto reden. Weil nun vermöge solcher Einheit des Widerspruchs und des Widersprechenden alle Verschiedenheit im Denken und Sein — denn diese sind wiederum Eins und Dasselbe — aufgehoben wäre, aber doch Verschiedenheit im gewöhnlichen Denken wenigstens erscheint; so wird letzteres erklärt durch eine Selbstbewegung des Begriffes, wodurch er zu einem Andern wird und von diesem Andern in sich selbst zurückkehrt (absolutes Werden des Seins, Einheit des Seins und Nichtseins). Dies heißt Vernünftigkeit des Denkens, wogegen die Verstandigkeit desselben das Getrennte als Getrenntes, das Widersprechende als Widersprechendes auffaßt. Daher sind für die Vernünftigkeit des Denkens, welche die Selbstbewegung des Begriffes erkennt, Gedachtes und Wirkliches stets Eins und Dasselbe, also: „Das Vernünftige ist wirklich und das Wirkliche vernünftig.“

Die gewöhnliche Logik lehrt: Der denkende Mensch fasse

Begriffe, stelle sie zusammen in einem Satz, dem logischen Urtheil, bilde aus Sätzen Schlüsse. Stelle dir aber einmal vor, diese Begriffe, Sätze, Schlüsse wären kein Product deines denkenden Individuums, sondern Wesen für sich mit eigenthümlicher Selbstbewegung. Da ist alsdann der Begriff (auch Idee, Vernunft, Macht der Substanz genannt) das Erste, an sich Seiende, das Absolute, Allgemeine, welches, um für sich zu sein, zu einem Andern werden muß, zum Urtheil (dem besondern Existenz) und der Rückgang aus diesem Anderssein in sich selbst, als einem an sich und für sich in seiner Diesseitigkeit ist der Schluß (alles Vernünftige und Existirende). Begriff an sich ist der Geist, in der Form des Andersseins die Natur; durch Zusammenfallen beider als identisches Wesen der Natur und des Geistes ist die Substantialität Gottes gesetzt. Es gibt eine Wissenschaft vom Wesen Gottes vor der Schöpfung, nämlich reine Logik des Begriffes an sich; eine Wissenschaft vom Wesen des Geistes in seinem Anderssein, Naturphilosophie, und eine Wissenschaft von der Einheit beider, Philosophie des Geistes. Das Logische ist Anfang und Resultat. Dem verständigen gewöhnlichen Denken wird hierbei weit mehr Ergebung zugemuthet als von irgend einer strengen Glaubenslehre. Jedoch alle Startgläubige scheuen nicht, sondern lieben die stärkste Ergebung. So auch die Speculativgläubigen.

23.

Bibliographie.

Bergius, G. J., Ueber Schutzgölle, mit besonderer Beziehung auf den Preussischen Staat und den Zollverein. 8. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1841. 15 Ngr.

Böhringer, F., Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien. 1sten Bds. 1ste Abth. Die drei ersten Jahrhunderte. Gr. 8. Zürich, Meyer u. Zeller. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deligisch, J., Wer sind die Mystiker? Eine gründliche Belehrung über das, was Mysticismus ist und nicht ist. Wegen die Sprachverwirrung unserer Zeit. Gr. 8. Leipzig, Beyer. 12½ Ngr.

Etner, K., Der Titanide. Novelle in 2 Theilen. 8. Breslau, Kern. 1 Thlr. 25 Ngr.

Elisabeth Magdalene, geborne Markgräfin zu Brandenburg, vermittelte Herzogin zu Braunschweig. Gr. 8. Berlin, Besser. 1841. 7½ Ngr.

Herrmann, C., Johann Freiherr zu Schwarzenberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Criminalrechts und der Gründung der protestantischen Kirche. Gr. 8. Leipzig, B. Taubnitz jun. 1841. 15 Ngr.

Hoops, Th., Romane. Aus dem Englischen. 1stes Bändchen. Jack Brag. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Jack Brag. Roman von Th. Hoops. Aus dem Englischen von A. Kaiser. 1stes Bändchen. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 5 Ngr.

Kupfer, J. G. H., Zweites Gedächtnis an einen Gutsbesitzer über die Zuckerfrage. Gr. 8. Berlin. 1841. 20 Ngr.

Lachmann, K., Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber. Gr. 8. Berlin, Besser. 1841. 5 Ngr.

Lermontoff, M., Der Novize. Aus dem Russischen übersetzt von A. Freiherrn Lubberg-Benninghausen. Gr. 8. Berlin, Besser. 15 Ngr.

Merlinau, A. C. B., Gedichte. Gr. 12. Berlin, Mittler. 10 Ngr.

Schelling's erste Vorlesung in Berlin. 15. November 1841. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1841. 5 Ngr.

Schmerbach, M., Pädagogische Abhandlungen. 8. Regensburg, Manz. 15 Ngr.

Winkler, J., Die Volksbildung und Volksschule, zunächst wie sie sein sollen. In Briefen. Gr. 8. Luzern, Meyer. 1841. 20 Ngr.

Freitag,

Nr. 21.

21. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände. Tübingen, Pfänder. 1841. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Mit dem erst vor kurzem erschienenen zweiten Bande dieser Darstellung des geschichtlichen Entwicklungsprocesses der christlichen Glaubenslehre liegt nun das Werk vollendet vor dem intelligenten Publicum, dessen bloße Ankündigung schon der theologischen Welt mit panischem Schrecken in die Glieder fuhr, das nun aber gar bei seinem Erscheinen die stärksten Befürchtungen, die man davon hegte, noch als gering erscheinen läßt. Doch nicht nur der theologischen Wissenschaft, sondern überhaupt dem christlichen Bewußtsein wird mit dem nähern Eingreifen dieser Erscheinung ein verhängnißvoller Tag andbrechen. Wie viele christliche Herzen, die nicht starkgläubig oder nicht feig genug sind, um den Kopf mit sich fortzureißen auf die eilige Flucht, werden sich an dem Widerhaken dieser furchtbaren Polemik noch jämmerlich verbluten! Ja, ich sehe schon, wie auf den Blumenfeldern der Frömmigkeit besonders jugendlicher Gemüther die schönsten Glaubensblüten vor dem eifigen Sturme dieser Kritik, ach, vielleicht auf immer, verwelken. In der That, eine solche harte Prüfungszeit, wie sie mit diesem Angriffe bevorsteht, hat die christliche Religion noch nicht erlebt. Äußere Leiden führen nur um so beflügelter zu ihrem Trosthimmel, im Kampfe mit Bosheit und Gleichgültigkeit wird sie immer stärker, von Mohammed Ali, wie Umbreit einmal vermuthete, von Türken und Barbaren, hat sie nichts zu fürchten, denn sie ist das Reich der Innerlichkeit, was durch nichts Äußeres angetastet zu werden vermag. Aber der Kampf, mit dem sie hier bedroht wird, spielt sich gerade auf ihren eigenthümlichen Boden hinüber, greift in ihr eigenes Centrum hinein, entzündet sich aus dem Kreislaufe ihres eigenen Herzblutes. Denn es ist der Kampf und Widerspruch ihres eigenen Principes mit sich auf den verschiedenen Stadien seiner historischen Entwicklung. Die Gestaltung desselben in der einen Periode widerspricht seiner Gestaltung in der andern, die spätere Bestimmung des Dogma negirt die frühere. Und nicht nur dies, sondern das vorliegende

Werk kennt einen Widerspruch des christlichen Principes unmittelbar mit sich selbst und nicht bloß in der Peripherie seiner verschiedenen Erscheinungsformen. Die ganze Grundlage, der ganze Boden des Christenthums soll etwas bloß Imaginaireres sein; die Fundamente, heißt es, seien innerlich vom Wurme des absoluten Zweifels zerstreuen. Und die Hand ist schon ausgestreckt, um diesem gefährigen Wurme nicht etwa den Todesstreich zu geben, sondern im Gegentheil, um alle Verkittungen und Verkleisterungen, welche durch öfter eingetretene Risse schon nothwendig geworden sind, um ihn hinwegzuräumen, damit dieser Wurm des Zweifels die letzten Reste festen Fundaments verzehre und so das ehrwürdige, aber dem modernen Geschmacke widerstrebende Gebäude in sich zusammenstürze.

Wahrlich, die Noth ist groß. Das bekunden auch die leidenschaftlichen Äußerungen, deren Urheber wenigstens wahrhafte Geistesenergie diesem Angriffe gegenüber noch nicht bewiesen haben. Ein echter Streiter der Kirche, der frei von Leidenschaftlichkeit und Ingrimm die Person von der Sache zu unterscheiden weiß, der mit ebenso viel speculativer Tüchtigkeit und philosophischer Durchbildung, als historischer Gelehrsamkeit so für das Christenthum, wie dieses Werk gegen dasselbe auszurücken vermag, ein solcher thut der christlichen Glaubenswissenschaft jetzt mehr als je noth. Strauß geht auf den Gegner ein, stellt sich in dessen eigenen Umkreis. Er krant jeden Schritt und Tritt, jeden verborgenen Posten und geheimen Schlupfwinkel im feindlichen Lager und ruft bei keinem Angriffe eher Sieg, bis auch der letzte feindliche Nachtrab aufgerieben ist, bis er alle Versuche, das Princip der christlichen Weltansicht zu retten, in ihrem innern Widerspruche aufgewiesen hat. Sehen wir dagegen auf seine Gegner, auf die Verfechter des Christenthums, so haben die Druthoden unter denselben, die recht im Centrum des christlichen Glaubens zu sitzen meinen, noch nicht einmal ein Bewußtsein von den geheimen Schäden ihres theologischen Grund und Bodens. Von dem Principe und der innern Stärke, von der Weltstellung und Bedeutung, von dem innern Rechte der angreifenden Partei und der negativen Richtung der Philosophie gegen das Positive der Religion als solches haben sie kaum eine Ahnung. Selbst die besonnenen historischen Vertheidiger des Christenthums lassen sich noch immer zu wenig auf das

speculative Moment ein. Diejenigen Theologen aber, welche tüchtig darin zu Hause sind, gehen meistens ins rein Negative über, oder bekennen, wie Martineke, der würdige Veteran der speculativen Theologie, bei dem jetzigen leidenschaftlichen und oft so unwissenschaftlichen Charakter des Kampfes zwischen den Parteien, keine Neigung mehr zu fühlen, sich noch weiter einzulassen. Bei der Weiße-Fichte'schen Richtung endlich und deren Bestreben, das Princip der Strauß'schen Kritik zu widerlegen, hat man mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit zu rechnen.

So stehen die Sachen gegenwärtig und man harret noch immer vergeblich auf eine durchgehende Widerlegung des in diesem Werke zu seiner höchsten Entwicklung gediehenen Angriffs der modernen Wissenschaft auf das Christenthum, and wird so lange vergeblich darauf harren, als die Mehrzahl der Theologen noch immer „an dem Faden einer Spinnweb“, um mit Lessing zu reden, „nichts weniger als die ganze Ewigkeit aufhängen will“. Die meisten quodammodo sich ab an Ausflickung der Schäden in den äußern Bannwecken, während Jerusalem in Flammen steht. Als ob es sich dem gegenwärtigen Angriffe gegenüber um die Rettung eines einzelnen Dogma, um die Authenticität dieses oder jenes Evangelium oder gar des Daniel, des Pentateuch u. s. w., und nicht vielmehr darum handelte, ob das Princip des Christenthums haltbar sei oder nicht, ob die Idee seiner Weltanschauung nur eine vorübergehende, historische, oder eine ewige und absolute Bedeutung habe. Es muß jetzt nothwendig zum allgemeinen Bewußtsein werden, daß auf die historische Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses oder jenes im neuen, geschweige denn im Alten Testamente erzählten einzelnen Factums für die Wahrheit und Ewigkeit der Idee des Christenthums, um die es sich jetzt handelt, nichts Wesentliches ankommen kann; denn nur unter dieser Bedingung wird sich das allgemeine Bewußtsein dem innern Kern der gegenwärtigen religiösen Fragen wieder mit wirklichem Interesse zuwenden. Was würde und die historische Bewahrheitung der christlichen Religion heißen, wenn sich die Idee derselben nicht mit absoluter Gewißheit als eine ewige Idee der Vernunft bewährte? Oder ist etwa Das, was historisch wahr ist, darum auch schon philosophisch und der Idee nach wahr? Dann müßte es sich nicht bloß äußerlich, durch geschichtliche Traditionen und Controlirung des einen Schriftstellers durch den andern, sondern innerlich, als ein dem Wesen des Selbstbewußtseins nothwendig zukommendes Moment, als eine Substanz darthun lassen, ohne deren Sein im Ich das Ich in Wahrheit selbst gar nicht gedacht werden kann. Aber so entfernt ist das historische Wissen als solches von dieser innerlichen Selbstnothigung der Idee, daß es nicht einmal über die factische Wirklichkeit einer längst vergangenen Thatsache zu absoluter Gewißheit gelangen kann. Oder sollte es denn noch immer nicht wahr sein: „daß eine Lüge historisch unzweifelhaft bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte An-

laß geben, auch wol ungeschehene Thatsachen mit unterlaufen könnten?“*) Wenn es aber wahr ist und wenn damit alle historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion hinwegfallen, was soll dann noch über diese Wahrheit entscheiden? Etwa das innere Zeugniß des heiligen Geistes? Ja, wenn es nur wirklich des heiligen Geistes Zeugniß wäre! Was soll aber wieder hierüber entscheiden? Mein subjectives Gefühl? Das bloße Gefühl, was immer den Charakter der Subjectivität hat, überhaupt? O dann hat der Mohammedaner, dann haben die Genossen der niedrigsten Religionsstufe dieselben Kriterien und Garantien für die Wahrheit ihrer Religion als die Christen! Ja, sie haben noch mehr Gewißheit: denn gerade je niedriger eine Bewußtseinsstufe noch ist, desto unmittelbarer und ungebrochener geht das Subject, das sie einnimmt, noch in dem ihm überkommenen Inhalte auf, desto totaler gibt es sich noch rein passiv hin.

Ist aber das Gefühl kein objectives Kriterium der Wahrheit, so vermag nur die Wissenschaft, welche den Standpunkt der Idee erschungen hat, über das Wesen und die objective Dignität eines geistigen Inhalts zu entscheiden. Denn nur sie, als That und Leben nicht eines einzelnen, sondern des allgemeinen Geistes, vermag als das entsprechendste Organ das schlechthin allgemeine Wesen der Wahrheit in möglichster Reinheit zu spiegeln, während dasselbe im subjectiven Gefühle durch die individuelle Besonderheit des Einzelnen getrübt erscheint.

Aber gerade von diesem objectiven und allgemeinen Standpunkte der Wissenschaft aus ist es, daß vorliegendes Werk die Wahrheit des Christenthums in Anspruch nimmt. Das ist die unendlich gefährliche Bedeutung desselben. Als Product des Fürworts eines Einzelnen, wofür man zuerst auch das „Leben Jesu“ hielt, um einen desto größern Abscheu gegen Strauß's Persönlichkeit zu erregen, würde es wie eine Sifflendase aufsteigen und zerplatzen. Aber eine subjective Verstimung gegen das Christenthum ist Strauß von Jugend auf fremd geblieben. Er hat selbst einmal für die Wunder und Herrlichkeiten der Offenbarung, für die unmittelbare Erkenntniß des Wahren und Göttlichen geschwärmt, er hat von Jugend auf bis zu seinen Universitätsjahren hin „in kindlichem Sinne, von einfach religiöser Erziehung her an die Bibel, als an Gottes Wort geglaubt“.**) Es war ihm so sehr Ernst mit dem Glauben an eine übernatürliche Offenbarung, daß er nichts sehnlicher wünschte, als ihre Verwirklichung und Wahrheit noch einmal durch unmittelbare Anschauung zu erleben. Bis zum Glauben an die Seherin von Prevorst verstieg sich sein für überschwengliche und ans Wunderbare streifende Einbrücke so tief empfängliches Gemüth. Man lese seinen gemüthvollen, köstlichen Aufsatz über Justinus Kerner, der mit in den „Zwei friedlichen Blättern“ abgedruckt ist; man lese die von seinem Freunde und Ju-

*) Lessing's Duplik. Sämmtliche Schriften, Bd. 5, S. 113.

**) Vgl. über Justinus Kerner, in den „Zwei friedlichen Blättern“.

genügend offen Bisher über ihn entworfene Charakteristik in der Abhandlung „Strauß und die Württemberger“, die sich im ersten Jahrgange der „Halle'schen Jahrbücher“ findet, und man wird sehen, wie Strauß von Natur mit dem empfänglichsten Sinne für alles Schöne und Gemüthstiefe, wo er es auch finden mag, begabt sei, wie der Gang seiner Erziehung und Entwicklung ihn nur immer einseitiger machte auf dem mütterlichen Boden des unmittelbaren Glaubens. In Weinsberg bei Justinus Kerner, wo er mit einer Sonnambulie im magnetischen Rapport stand und ihren Unterhaltungen mit und über selige und unselige Geister in poetischer Trankheit lauschte, war ihm das Wunder sogar zu seinem eigentlichen Lebenselemente geworden.

Hinter jeder Ecke des Weges — schreibt er —, um die wir bogen, hinter jedem Strauche des Gartens, an dem wir vorübergingen, waren wie jeden Augenblick gefaßt, das Sonderbarste und Außerordentlichste, ohne Verwunderung und noch mehr ohne Schrecken, als etwas Vertrautes hervortreten zu sehen. *)

Also nicht aus Mangel an Gemüthseindrücken, nicht durch subjective Verkümmung gegen das Wunderbare und Außerordentliche, was auf dem Standpunkte des unreflectirten Glaubens eine bedeutende Rolle spielt, ist Strauß dem supernaturalistischen Boden und damit dem christlichen Principe überhaupt allmählig entfremdet worden, sondern der Geist der modernen Bildung, der zunächst durch das Studium der Schleiermacher'schen „Glaubenslehre“ an ihn herantkam, der „ein Stück reflectirender Vermittelung um das andere“ in sein Bewußtsein schob, hat die Skepsis des Denkens in ihm rege gemacht. Die negative Macht der Wissenschaft, wie sie aus dem Zusammenwirken der Geister aller Jahrhunderte geboren ist und sich zu der gegenwärtigen philosophischen Höhe hinaufgestreift hat, sie ist es, die auch ihn erfaßte und an der Regsamkeit und Lessing'schen Schärfe dieses Geistes ihr entsprechendes Organ fand; sie treibt ihn zu diesem Kriege; in ihrem Namen, im Namen der Autarkie des Denkens erhebt er diesen Sturm. Das ist die objective, weltgeschichtliche Stellung dieser Kritik und Polemik. Die Versuche der ehemaligen Deisten und Naturalisten gegen das Christenthum, die Wigeleien und frivolen Späße Voltair's sind dagegen baare Kinderreien. David Hume's ernstere und gründlichere Streifs hatte mit dem Zweifel an jedem objectiven Erkenntnisprincipe auch ihrer Polemik gegen die christliche Religion die Spitzen abgestumpft. Den Vorderfüßen des wolkenbüttler Ungenannten hatte selbst ein Lessing die daraus gezogenen Schlussfolgerungen nicht zugegeben. Alle diese Angriffe trugen einen überwiegend subjectiven Charakter. Hier aber thut sich ein roahres Weltgericht der Kritik auf. Ein Weltgericht darum, weil der ganze weltgeschichtliche Verlauf des Christenthums als dessen eigener Vernichtungsproceß behandelt wird. Mit Recht konnte der Verf. in diesem Sinne sagen: die subjective Kritik des Einzelnen sei ein Drünnentoch, das jeder Knabe eine Weile zuhalten könne. Die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objectiv vollziehe, stürze

als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleißen und Dämme nichts vermögen (Vorrede S. x).

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Name Preußen.

Im ersten Jahrzehnd des 11. Jahrhunderts erwähnen zuerst die Chroniken des Namens „Prussen, Pruzzen und Prusien“ für Volk und Land, welches ostwärts von der unteren Weichsel längs dem Gestade der Ostsee bis an die Memel sich ausdehnt. Die ältere Benennung des Volkes, welches jene Gegenden bewohnte und von dem zuerst eine historische Kunde durch Ptolemas uns zukommt, der im Anfange des 4. Jahrhunderts v. Chr. u. auf seinen Reisen sie dort fand, die später Tacitus, Oginhard und noch am Ende des 9. Jahrh. Bulfian und als Oslider, Apter, Osten ziemlich gleichlautend geben, verschwand von nun an. Woher kommt nun der neue Name und wie ist er zu erklären?

Über seine Heimat sind alle Geschichtschreiber einig, die den Namen „Preußen“ bei den Polen entstehen lassen; da wurde er zuerst gehört und von hier aus den deutschen Chroniken bekannt, denn Gaudentius, der Lebensbeschreiber und Biograph des heil. Adalbert, ist der Erste, der ihn gegen das Ende des 10. oder am Anfange des 11. Jahrh. nennt.

Wie ist aber der Name „Preußen“ zu erklären? Darüber sind die Geschichtschreiber nicht einig gewesen; viele Etymologien sind versucht und verworfen worden, nur die des Prof. Bolz behauptet sich als die scheinbar richtigste Erklärung. Dieser spricht sich in seiner „Geschichte Preußens“ (Th. 1, S. 301–307) bestimmt darüber aus, daß der Name aus der polnischen Präposition po — bei, an, nach — und dem Namen Russen, zusammengesetzt „Po-Russen, P'Russen und Prussen“ komme, also die „an den Russen“ oder „die gegen die Russen hin Wohnenden“ bedeute. Neuerdings wird diese Erklärung in seinem „Handbuche der Geschichte Preußens“ (Th. 1, S. 49) wieder, als dem umsichtigen Forscher die nächste, in Anspruch genommen.

Gegen diese Erklärung sprach sich aber der große Kenner der slavischen Sprache, J. P. Schafarik in Prag aus, der in seinem Werke über die Abkunft der Slawen (1828, S. 100) sagt: „Zum Namen der Berge und Flüsse, nicht der Völker, steht der Slawe po.“ Wenn der Pole ausdrücken will, daß Jemand bei oder in der Nähe eines Volkes oder anderer Menschen wohnt, so gibt er es durch die Präposition u — an, bei, bei Jemand —; soll eine innigere Annäherung ausgedrückt werden, durch przy — bei, neben, an —, aber niemals durch po. So spricht der Pole: u spina — beim Nachbar —, u ludzi — bei den Menschen —, mieszkam u Francusom — ich wohne bei den Franzosen —, jestem u brata — ich bin bei dem Bruder u. Im ältesten Lobgesange auf den heil. Adalbert heißt es: ty siedzisz u Boga w wiecu — du sitzt bei Gott im Himmel (Jekel, „Polens Staatsveränderungen“, Th. 3, S. 88). Dagegen wird po zu den Namen der Flüsse, Berge, Seen u. gesetzt, wie die Namen Pomern, Polaben, Posawci, Polesier u. m. genugsam andeuten; po, mit einem aus einem Volksnamen gebildeten Adjectiv konstruirt, drückt aus: po francusku — französisch, nach französischer Art —, po polsku — polnisch, nach polnischer Art —, po rusku — russisch, nach russischer Art; es ist schwer zu glauben, daß die Polen veranlaßt wurden, ihre Nachbarn „po rusku“ zu nennen, denn die Keitenvölker waren damals den Slawen schon ganz entfremdet.

Die Bezeichnung „Prus“ bei den Slawen (Rester gibt sie in derselben Form) für die Keitenvölker oder den litauischen Volksstamm wird sich wol schwerlich auf den Theil derselben, der zwischen der Memel und der Weichsel wohnte, beschränkt, sondern den ganzen Volksstamm, mit dem er seit uralten Zeiten in Verbindung und Nachbarschaft gelebt hatte, umfaßt

*) A. a. D., S. 19.

haben und ebenso alt sein, als sie sich gegenseitig durch ihre Trennung fremder wurden. Rector, der sein Geschichtswort im 12. Jahrb. schrieb, nennt die Völker, die die Küsten der Ostsee bewohnen, und reißt sie so aneinander, daß die ersten die Lechen sind, dann die Prus kommen und die Eschuden schließen. Er gibt die Einwohner nicht nach den einzelnen Volkszweigen, die ihm alle bekannt sind, sondern nach dem Collectionnamen. Zu den Lechen rechnet er die Pomern, er nennt diese aber nicht als Bewohner der Küste; würde er wol die Kuren; die in so bedeutender Ausdehnung die Ostseeküsten bewohnten, ausgelassen haben, wenn diese nicht zu dem Volke Prus gehört hätten? Die Eschudenzweige kennt er alle, und doch läßt er zunächst den Prus die Eschuden im Collectionnamen sich anreihen. Wie kann aber auch der Name „Prus“ von den Russen abgeleitet werden, da diese ihre Herrschaft in jenen Zeiten, als er entstanden sein soll, nicht bis an die mittlere Memel ausgedehnt hatten und somit der Ausdehnung ihres Namens Veranlassung geben konnten, daß die Bewohner des Landes zwischen der Weichsel und der Memel ihren Namen nach einem Brudervolke der Polen, den Russen, durch erstere erhielten? Die Litauer waren damals ganz unabhängig und reichten mit ihren Wohnsitzen bis an das spätere Podlachien, in dem ein anderes Aelkenvolk, die Jaczwoig, wohnten, die bis in das 14. Jahrb. unabhängig waren.

Der ausgezeichnete Forscher A. Zeuß in seinem Werke „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ kann wol Recht haben, wenn er den Namen Prus, analog den andern Benennungen der westlich und nordöstlich von den Slawen wohnenden Völker der Riemey und der Eschuden ableitet. Die Riemey, die Stummen, die mit ihm nicht reden konnten, waren dem Slawen die Deutschen, sowie die Eschuden, vom altslawischen czuzhd, der Fremde, in Sitten und Lebensverhältnissen ihm die Fremden waren. Die Prus, obgleich dem Slawen schon ganz entfremdet, waren ihm doch die verwandtesten, denn ausgezeichnete Etymologen, Pott und Bopp, weisen nach, daß die litauische Sprache, zu dem Reiche des indo-europäischen Sprachstammes und in diesem die jüngste Schwester gerechnet, noch heute unter den europäischen Schweftern dem Slawischen am verwandtesten ist und so auch ihnen wahrscheinlich den Namen gegeben hat. Zeuß leitet ihn vom altslawischen Adjectiv prisnyi ab, welches Dobrowski durch: der Nächste, der Verwandte erklärt. Die Denkmale der altpreußischen Sprache zeigen, daß diese ein sehr naher Dialekt des noch heute gesprochenen litauischen gewesen und daß das Altpreußische, das Litauische, das Kurische und das Lettische einem Volke angehören, welches dann wol auch in seiner ganzen Ausdehnung von der Weichsel und Drewenz bis zur Duna und Berefsina von seinem nächsten und verwandtesten Nachbar mit einem gemeinschaftlichen Namen benannt wurde. Dieser „Prus“ ist also dem Slawen das Volk gewesen, welches er seine Nächsten, seine Verwandten nannte. Der Gesamtname verschwand immer mehr, sowie die einzelnen Völkerschaften der Prus dem Besten bekannter wurden, und blieb nur für die am westlichsten Wohnenden im Gebrauch.

24.

Literarische Notizen aus England.

Von dem neuen Werke: „London interiors, with their costumes and ceremonies“, erschien die erste Lieferung, und von William Fer's „Classes of the capital“ der erste und zweite Theil, mit Zeichnungen nach Knigt's neuer Verfahrungsart colorirt. Besonders ist das Geschlecht der londoner Kurier trefflich und mit humoristischer Wahrheit abconterfeit, obgleich die Unterschiede zwischen den verschiedenen Unterarten dieser Gattung vielleicht nicht markirt genug hervorgehoben sind. Der Titel „Ambassadors and representatives of the sovereign“ bezeichnet den Inhalt der nächsten beiden Nummern. Zu nennen sind noch die in Aquatinta-Manier ausgeführten „Scenes in the primitive forest of America“, von Harvey, worin zugleich

die vier Tages- und die vier Jahreszeiten mit ihren besondern charakteristischen Einwirkungen auf die Landschaft dargestellt sind; Sargent's Werk „Landscape, historical landscape and architectural illustrations of Shakespeare“, gestochen unter Oberaufsicht Wood's; „The scenery and antiquities of Ireland“, wovon die neunte, und die „Canadian scenery illustrated“, wovon bereits die zwanzigste Nummer erschienen ist. Von großem Interesse ist das Werk: „España artística y monumental“, unter Leitung des Don Genaro Perez de Villaamil ausgeführt. Die davon erschienenen Nummern stellen unter Andern folgende, wenig bekannte, schöne und interessante Gegenstände dar: die große Kapelle der Kathedrale zu Toledo, den Altar in derselben Kathedrale, genannt: „El Transparente“, das Oratorium in der Kapelle: „Los Reyes Nuevos“, eine Kapelle in der Kathedrale zu Burgos, den Hof in dem Palaste der Herzöge von Infantado zu Guadalupe. Der reichhaltige Text ist in französischer und spanischer Sprache gedruckt und hat den Don Patricio de la Escosura zum Verfasser.

Ein interessantes und wichtiges Werk wird als unverzüglich erscheinend unter dem Titel angekündigt: „Civil war in England from 1646 to 1652, edited, from original letters in the Bodleian library of Charles I, Charles II, Queen Henrietta, Prince Rupert, Prince Maurice, Hyde Earl of Clarendon, Archbishop Sancroft, Oliver Cromwell, Sir Thomas Fairfax, Major-General Monk etc.“, von Henry Cary. (2 Bde.) Unter den neu erschienenen historischen Werken nennen wir noch: „The history of the knights templars“, von G. G. Addison.

2.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von

Dr. Frank.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildniss Franz von Holbein's.

8. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: Die Schlittensfahrt oder der Herr vom Hause. Original-Lustspiel in vier Aufzügen von Fr. v. Holbein. — Ernst und Humor. Lustspiel in vier Aufzügen von G. v. Bauernfeld. — Der Oberst und der Matrose. Trauerspiel in fünf Aufzügen von W. Hagen. — Die Sylvesternacht. Drama in einem Aufzuge von Dr. Frank.

Die erste, aus fünf Jahrgängen (1837—41) bestehende Folge dieses Taschenbuchs enthält Beiträge von Albin, Bauernfeld, Castelli, Frank, Guckow, F. Palm, Immermann, Lagustus, Liebenau, Maltitz, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und Zahlbas, mit den Bildnissen von Albin, Bauernfeld, Castelli, Grabbe, Immermann und Pannasch, scenischen Darstellungen u., und kostet

im Verabgeordneten Preise 6 Thlr.,
einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.
Leipzig, im Januar 1842.

J. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 21.)

Bei einer solchen Bedeutung dieser Erscheinung fragen wir billig erst, bevor wir uns auf die nähere Charakteristik und Beurtheilung derselben einlassen, nach ihrer historischen Genesis und welchem Boden sie entwachsen ist.

Sie kann uns aber im Grunde nicht überraschen, denn man konnte schon seit dem Aufkommen und allgemeinen Umsichgreifen der Schelling-Hegel'schen Philosophie einem solchen Hauptangriffe auf die christliche Weltanschauung entgegensehen. Es war ja handgreiflich, daß diese Philosophie in einem ganz andern Sinne, als die christliche Religion in ihrem „In Gott leben, weben und sind wir“, dem Pantheismus huldige. Auch ließen es die rationalistischen Eiferer ebenso wenig als die supernaturalistischen Zionswächter an lautstarken Warnungsrufen und Verdächtigungsversuchen hinsichtlich der Tendenz speculativer Philosophie und Theologie fehlen.

Dennoch konnte man sich bis über den Anfang des vorigen Decenniums hinaus von so vielen Seiten her über diesen principiellen Gegensatz täuschen. Das war nur dadurch möglich, daß sich nicht gleich anfangs der negative Charakter der neuen philosophischen Weltansicht in Bezug auf das Christenthum offen und entschieden herauskehrte, und dies hatte wiederum seinen Grund darin, daß die erste allgemeinere Verbreitung der Schelling-Hegel'schen Philosophie mit jener Restaurationsstimmung zusammentraf, welche nach den Freiheitskriegen nach allen Seiten hin um sich griff und aus der politischen auch in die religiöse Atmosphäre überging. Dazu kam, daß Schelling, der jugendliche Stifter des modernen Pantheismus, sich immer tiefer einem mystischen Elemente in der Philosophie zuwandte. In einer solchen Disposition mußte er auch in den ahnungsreichen Tiefen der christlichen Weltansicht, besonders nach ihrer mystischen Seite hin, mehr und mehr Anklänge an seine Ideen finden; und wie er jene modificirte im Lichte dieser, so konnte es nicht fehlen, daß auch von Seiten der christlichen Anschauungsweise sich eine Rückwirkung auf die Bestimmtheit seiner philosophischen Grundanschauung

geltend machte. Da sich außerdem seine eigenthümlich productive Kraft in rascher Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Ausbrüche, und mit ihr der kühne, revolutionnaire Rath bald zu erschöpfen begann, so ward die einmal entstandene Neigung einer Reconstruction des Positiven und Dogmatischen von Jahr zu Jahr in ihm größer. Was bei dem Meister wie zufällig erfolgte, das konnte bei den Jüngern schon gesetzmäßig nicht ausbleiben, und so wußten die historischen und philosophisch tingirten Glaubensmänner bald viel Artiges zu erzählen von Schelling's Rückkehr zum Christenthum, von der Christlichkeit seiner neuen, auf biblischem Fundamente zu begründenden Philosophie, die wir indessen auch bis jetzt noch immer erst zu erwarten haben. Hegel dagegen blieb zwar vor wie nach bei den echten Orthodoxen und Bibelfesten im Geruche eines antichristlichen Pantheismus, trotz Göschel's wiederholten Ausstellungen von Christlichkeitsbescheinigungen; allein er selbst trat doch nie in bewußte oder bestimmt ausgesprochene Opposition mit den Ideen der christlichen Religion; im Gegentheil behauptete er immer kräftiger die innere Übereinstimmung des Princip's seiner Philosophie mit dem Inhalte des christlichen Glaubens. Nur der Form, nicht aber dem Wesen nach sollten beide voneinander unterschieden sein. Beide hätten denselben Gedankeninhalt, meinte er; die Religion als populäre Anschauungsweise besitze ihn nur mehr in der Form der Vorstellung, während die Philosophie ihn in die Form des reinen Gedankens und Begriffs zu erheben suche. Dies war in der That Hegel's Überzeugung, so sehr er sich auch hinsichtlich dieser Übereinstimmung täuschte. Daß er dies konnte, ist sehr begreiflich. Hegel war noch zu sehr in Anspruch genommen von der systematischen Gliederung und Hineinarbeitung seiner Ideen in die allgemeinsten Momente der der positiven Wirklichkeit. Er hatte genug zu thun, den empirischen Stoff sowol im Bereiche der Natur als im Bereiche des Geistes und der Geschichte und erst im Allgemeinen mit dem Begriffe zu bewältigen, und mußte auch hinsichtlich des historischen Christenthums die Sache erst zu sehr in Wusch und Wogen nehmen, um sich des Gegensatzes seines philosophischen Princip's mit demselben kritisch-exegetisch und im Einzelnen bewußt werden zu können. Dazu kam, daß Hegel gegen das revolutionnaire Moment der Philosophie in ihrem Verhält-

nist zu der besondern Wirklichkeit überhaupt einen gewissen Theil hatte. Mit welchem Eifer spricht er sich z. B. in der Rechtsphilosophie gegen das Bestreben aus, Ideale zu construiren, deren Verwirklichung erst von der Zukunft zu erwarten und daher ein bloßes Sollen sei! Das, was ist, zu begreifen, ist nach ihm die Aufgabe der Philosophie; denn Das, was ist, ist die Vernunft. Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig: so lautet der berühmte und berüchtigt gewordene Satz, der das Verhältniß der Idee zur concreten Wirklichkeit ausdrücken soll. Nach dieser Ansicht mußte Hegel geneigt sein, auch für seinen Begriff der absoluten Religion eine allgemein entsprechende, äußerlich erscheinende Wirklichkeit in der Weltgeschichte vorauszusetzen. Diese Wirklichkeit, wo konnte er sie anders suchen, als in der als lebendige Gemeinde realisirten christlichen Weltanschauung? Wenn es aber ein allgemeines Gesetz ist, daß man an einem Gegenstande, insbesondere an einem Gegenstande von geistiger Natur, immer leicht zu entdecken pflegt, was man daran zu entdecken wünscht, sieht man ihn nur recht lebhaft darauf an, indem ja Jeder die objectivierte Wirklichkeit mit dem Widerschein seiner inneren Eigenthümlichkeit umstrahlt: so konnte es nicht fehlen, daß auch Hegel'n die christliche Religion das Alles zu leisten schien, was er nach seinem eigenthümlichen Begriffe von der absoluten Religion, deren entsprechende Realität er im Christenthume sah, verlangte. Bestand diesem Begriffe gemäß das Wesen der Religion objectiv in der Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes, in dem Wissen, daß der absolute Geist sein concretes Selbstbewußtsein in der menschlichen Subjectivität habe, subjectiv in dem Gefühle und dem Genuße dieser Einheit: so war ja in der christlichen Religion Christus als Derjenige bestimmt, in dem beide Momente in absoluter Weise gesetzt sind. Daß hier auf Ein Individuum beschränkt wurde, was die Philosophie nur der gesammten Menschheit in dem gegenseitigen sich Ergänzen aller Individuen vindicirt, konnte leicht als das Thun der Vorlesung gefaßt werden, die das Allgemeine nur als einzelnes, sinnliches Factum anzuschauen vermag.

Somit war eine wesentliche Übereinstimmung ausgesprochen zwischen zwei Weltansichten, die, im Princip durchaus entgegengesetzt, an einzelnen peripherischen Punkten nur deswegen zusammenzutreffen scheinen, um sich sofort desto heftiger zu repelliren. Vielleicht wäre dies auch schon früher geschehen, wenn nicht Hegel allmählig in den Wesen seines Gemüthslebens die Basis seines Systems überschritten und sich innerlich nach seiner Gefühlseite der christlich theistischen Weltanschauung zugewandt hätte, während er mit seinem begrifflichen Denken die pantheistische noch nicht zu überwinden vermochte. Wenigstens ist es nur unter dieser Voraussetzung begreiflich, wie er Göschel's „Aporismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zur christlichen Glaubenserkenntniß“ mit solcher Freude und Herzlichkeit, wie sie jedes Wort in seiner Recension dieser Schrift an den Tag legt, aufnehmen, und „als die Morgenröthe des Friedens zwischen Wissen

und Glauben“ begrüßen konnte. Denn diese Göschel'sche Schrift ist ganz vom Glauben an einen persönlichen, von der Welt unterschiedenen Gott, an einen historischen Christus, der mit Gott eins war, wie kein anderer Mensch, durchglüht und jedes Blatt bekundet des Verfassers intimste Frömmigkeit. Nach der Hegel'schen Logik aber kann von einer solchen Unterscheidung durchaus nicht die Rede sein, sondern die absolute Idee geht schlechthin auf in dem Proceß des Weltganges. Hegel mußte also nach seinem unmittelbaren Glaubensbewußtsein im Gegensatz stehen mit seinem philosophischen Begriffe, ohne vielleicht sich dieses Gegensatzes bewußt zu werden, wie ja auch Schleiermacher in seinen spätern Jahren meinen konnte, das Princip seiner Glaubenslehre und die Resultate derselben ständen nicht im Widerspruch mit seiner in den „Reden über die Religion“ niedergelegten pantheistischen Weltansichten. Wie dem auch sei: genug, auch die Philosophie in ihrer neuesten Gestalt accommodirte sich wirklich, oder schien wenigstens sich dem christlichen Glaubensbewußtsein von Herzen zu accommodiren.

Wenn aber einmal diese Übereinstimmung zwischen beiden im Allgemeinen gesetzt und anerkannt war, so schien philosophisch tingirten Glaubensmännern nun nichts wichtiger, als die Einheit von Glauben und Wissen auch im einzelnen Detail des dogmatischen Stoffes nachzuweisen oder vielmehr nachzuconstruiren. In Marheineke's „Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft“ geschah dies noch in besonnener und tapferer, das speculative Interesse gewahrender Weise; aber bald sollten die Tage kommen, wo, wie einst zur Zeit der Scholastik, die Philosophie der Theologie wieder die Schleppe nachtragen und jede Crudität, die diese jemals zur Welt gefördert hatte, mit dem krampfhaftesten Anstrengungen hinunterwürgen mußte. Die verdorbenste Kost, das Dogma von drei Personen, die zugleich eine Person sind — denn darauf läuft die alte Lehre von der Trinität im Grunde hinaus —, das Dogma von der Erbsünde in seiner grässlichsten Form: nichts ward für zu schlecht geachtet, um der Philosophie nicht die Verwandlung desselben in ihr eigen Fleisch und Blut zuzumuthen. Weissagung und Wunder, der zornige Gott Jehovah und das blutige Versöhnungsoffer — Dinge, an deren Vernichtung die eheischen Rationalisten Ehre und Alles gesetzt hatten, kehrten wieder und alle ihre Blößen schienen auf das sittsamste verdeckt. Die Philosophie, diese Titanenschwester, die nichts weniger im Sinne hatte, als ihr selbständiges Denken in den Sonnenmittelpunkt des Universums zu setzen, mußte herabsteigen von ihrer Höhe und wieder eintreten in das alte Trabantenverhältniß. Von da aus sollte sie zwar noch immer die nächtlichen Partien, die Räthsel und Heimlichkeiten des alten Glaubens in einiges Licht setzen — denn dem orthodoxen Gemüthe hing es doch an zu lüftern nach dem Schimmer des modernen Geistes —, aber es war das sanfte, mythische Licht des Mondes, in welchem sich die Geheimnisse der Offenbarung nur desto magischer und wunderbarer ausnehmen.

Zwar schien es den echt Orthodoxen, die ihren Richterstuhl in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ aufgeschlagen

hatten, nie recht geheuer mit diesem Bunde zwischen dem Abkömmlinge des Himmels und dem eiteln Kinde der Erde; Richter's Schrift über die letzten Dinge erschien und mit ihr schien auch dem Ehestande zwischen Glauben und Wissen der jüngste Tag anzubrechen. Denn in dieser Schrift ward nicht nur das Dogma von der Auferstehung am Ende der Welt, sondern der Glaube an persönliche Fortdauer überhaupt für null und nichtig erklärt. Diesen Streich der Philosophie konnte die letztere selbst dadurch nicht wieder vergessen machen, daß eins ihrer anerkanntesten Organe, Karl Rosenkranz, die Zweifel an diesem Dogma, die er mit Richter getheilt hatte, seinerseits für gelöst erklärte mittels der philosophischen Argumentationen Göschel's für den Glauben an Unsterblichkeit, besonders in einer Abhandlung in den „Berliner Jahrbüchern“ (Jahrgang 1834). Hatte Rosenkranz doch den philosophischen Beweisen eines Erdensohnes mehr Glauben geschenkt als den ausdrücklichen Versicherungen des Herrn; ließ er in den Widerruf seiner früheren Ueberzeugung doch nichts mit einfließen von Weh- und Demuthsbezeugungen, von Buß- und Reue Thränen über seinen ehemaligen frechen Unglauben. Im Gegentheil, statt solcher Spuren christlicher Reue und Reue fand man in dem Aufsatze über die Göschel'schen Schriften für den Unsterblichkeitsglauben nur jubelnde Erinnerungen an jenen jugendlichen Uebermuth, den der Einzug der absoluten Philosophie in den Herzen ihrer ersten Jünger geweckt hatte, an jene seltsame unendliche Resignationslust, mit der die Eingeweihten in der Region des absoluten Wissens ihr eigenes liebtes Ich hinzuofern wagten. Das waren gar zu deutliche Zeichen, wie die Philosophie auch bei allem christlichen Scheine nach außen im Herzen nur Hochmuth und Selbstvertrauen nährte. Wie ganz anders hatte der unphilosophische Leo seine früheren Forderungen gegen den Glauben, die er in seiner Schrift über das jüdische Volk in rationalistischer Verblendetheit begangen hatte, durch unermüdete Confessionen und immer wiedererneute Selbstgeißelung vor der Öffentlichkeit des christlichen Bewusstseins wieder gut gemacht!

Allein auch dieser Riß hätte sich wol noch einmal wieder verdecken lassen, wenn nicht unterdessen das Werk erschienen wäre, was zum Staunen und Schrecken vieler schon im süßen Friedensschlummer eingelullten Theologen einen Kampf auf Leben und Tod zwischen moderner Wissenschaft und christlicher Theologie einleiten sollte. Jedermann sieht, daß hier das „Leben Jesu“ von Strauss gemeint ist. Welche Aufregung durch das ganze intelligente Deutschland, welche Wirkung unter Jung und Alt, unter Theologen und Laien diese Erscheinung hervorrief, ist allmänniglich bekannt. Und dennoch schien auch dieser Angriff noch einmal, besonders an dem Bollwerke historischer Thatfachen des Christenthums zurückprallen zu wollen. Strauss selbst hatte erklärt, daß Alles, was auf dem Wege historischer Kritik als geschichtliches Factum zu Grunde gehe, auf dem Wege der Speculation um so herrlicher wieder als Idee erstehen werde. Der christlichen Religion solle und müsse nur der äußerliche, ihre Idee niederdrückende Ballast der dem wahren Glauben gleichgültigen historischen

Erzählungen und mythischen Gebräue abgestreift werden. Das Wesen und Princip der christlichen Weltanschauung könne in diesem Ausscheidungsprocesse an Klarheit und Zuverlässigkeit nur gewinnen. Zunächst nun freilich konnte man, nach der Schlussabhandlung zum „Leben Jesu“ zu urtheilen, dasürhalten, als sei dies Versprechen nur gegeben behufs leichterer Einschmuggelung dieser verdächtigen Kritik in das Grenzgebiet des christlichen Glaubens. Die Schlussabhandlung erklärte ja, daß der Idee der Gottmenschheit Realität gar nicht zukomme in dem Sinne, wie die Bibel und Kirche es meinen. Im Gegentheil, wenn sie nach kirchlicher Ansicht alle ihre Fülle in das Individuum Christus ausgeschüttet und sonach in dieser Persönlichkeit sich einen adäquaten Ausdruck gegeben habe, so könne sie nach speculativem Begriffe diese entsprechende Verwirklichung nur in der Gesamtheit und dem Processe aller menschlichen Individuen, keineswegs aber in einem einzelnen finden. Mußte Christus hiernach von der Höhe seiner Einzigkeit und specifischen Gottessohnschaft herabsteigen, so war damit die christliche Idee der Gottmenschheit aus der lebendigen Lebensfrische der Persönlichkeit, mit der man in das tröstliche Gegenseitigkeitsverhältniß von Du und Ich treten kann, zu einem abstracten, nur dem abstrahirenden Denken zugänglichen Ideale auseinandergefloßen und die heiligen Scenen auf Golgatha waren bedroht, als verschwindende Welle im unendlich wachsenden Strome der Weltgeschichte verschlungen zu werden und ihre specifische christliche Bedeutung und Nothwendigkeit für die Erbauung des Glaubens zu verlieren. Allein das herabgedrückte, historisirende Bild des Erlösers, dem selbst ein Spinoza sich im Geiste gebeugt hatte, begann auch unter der Spitze dieser Kritik wieder neue Knospen zu treiben, und mit jeder folgenden neuen Auflage des „Leben Jesu“ des nach der dritten, besonders aber in den Streitchriften, und vor Allem in der gemüthlichen Abhandlung „Über Vergänglichendes und Bleibendes im Christenthume“, wuchs es in der Gestalt des höchsten religiösen Genies zu einer solchen Höhe und mächtigen Verzweigung wieder heran, daß ihm nicht viel mehr fehlte, der entsprechende Ausdruck für die Idee der Gottmenschheit im kirchlichen Sinne zu sein. Ja, auch das specifische, innerliche Verhältniß zwischen der gläubigen Gemeinde und diesem König aller religiösen Genien sollte nicht abgebrochen sein, wie es nach der Schlussabhandlung zum „Leben Jesu“ scheinen wollte; sondern Christus sollte bleiben „als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen und zu denken vermögen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich ist.“ *)

Hier aber trat nun der letzte, entscheidende Wendepunkt ein in der zwischen Schelling-Hegel'scher Weltanschauung und christlichem Glaubensbewußtsein obschwebenden Unbestimmtheit von gänzlicher Versöhnung oder absolutem Bruche. In der Vorrede zu den ein halbes Jahr

*) Vgl. Strauss, „Zwei friedliche Blätter“: über Vergänglichendes und Bleibendes im Christenthume, S. 122.

nach den „Zwei friedlichen Blättern“ (im August 1839) herausgegebenen „Charakteristiken und Kritiken“ von Strauß las man einige Äußerungen, die schon von einer veränderten Stimmung Zeugniß ablegten und einen neuen verstärkten Ausbruch des kritischen Vulkans befürchten ließen. Die in der dritten Auflage des „Lebens Jesu“ gemäßigte Ungunst des kritischen Urtheils über den historischen Werth des Johanneischen Evangeliums trat hier in ihrer ersten schärfsten Form wieder hervor. Bald darauf erschien die vierte Auflage des berühmten Werks und — der Apologetik der Evangelien war mit einem Schlage aller Triumph wieder entzogen. Der eine Zeit lang nur sickernde Strom der Kritik überstieg nun wieder alle Dämme und Ufer. Und doch waren alle diese Erscheinungen bloße Vorboten von einem noch beirreutern durchgreifendern, den gesammten Grund und Boden des Christenthums hinwegspülenden Ausbruche, der schon im Auge war. Der vierten Auflage des „Lebens Jesu“ folgte hart auf dem Fuße die Herausgabe des vorliegenden Werkes.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Die in neuerer Zeit vielfach beliebt gewordene Methode, auf praktisch-mechanischem Wege, ganz naturgemäß, fremde Sprachen zu lernen, die in Deutschland Lese- u. A. einzuführen versucht haben, ist keineswegs eine neue. Schon in der ersten Zeit der Buchdruckerkunst sind ähnliche Schulbücher, theilweise ebenfalls mit Interlinearversionen in hoch- oder niederdeutscher Sprache erschienen (z. B. „Curia palatium“ und „Vulgaria Terentii“), die aber meist von höchster Seltenheit sind. Auch während des 16. und 17. Jahrhunderts war diese Methode noch nicht außer Gebrauch gekommen, wie mehr in diesem Sinne bearbeitete Werke des classischen Alterthums beweisen. Ref. besitzt in seiner Sammlung zwei solcher Bücher, „Virgili Bucolica in usum puerorum germanice reddita per M. Steph. Riccius“, (Leipzig 1568) und „Ciceronis officia, Cato Maior, Laelius etc., ed. M. Joh. Ahenio“ (ebend., 1664). Aus beiden möge hier, der Ergötzlichkeit und Vergleichung wegen, eine kleine Probe stehen. Wir wählen aus Virgil den Anfang der zweiten Ekloge, welcher also lautet: „Pastor Corydon, ein grober Bawr, mit Namen Corydon, ardebat, hatte drünstig lieb oder nahm sich heftig an, formosum Alexin, den jungen Knaben Alexin an des Kaisers Augusti Hofe, delicias domini, der ein Spielvogel war seines Herrn, oder daran sein Herr Freud und Lust hatte, oder der seines Herrn Himmelreich war. Nec habebat, und der arme Bawer hatte nicht, quid spiraret, drauf er sich verträufeln durfte, tantum veniebat, er verstreute sich nur, assidue, oft, täglich, stet, inter densas fagos, unter die dicken Buchsbäume, umbrosa cacumina, welcher Bispel viel Schatten von sich geben, ubi, an welchem Orte, solus, er alleine, jactabat, rühmte, studio inani, vergeblich, denn er nichts damit ausgerichtet hat, haec incondita, ungeschickte Ding, oder das nicht künstlich ist, montibus, auf den Bergen, et in sylvas, und im Holze.“ Noch ergötzlicher (wir wollen das Beste zuletzt geben) lautet der Anfang der ersten: „Tityre, O lieber Tityre, recubans, der du auf dem Rücken liegst und ledest die dein in die Höhe, sub tegmine, unter dem Schatten, fagi, eines Buchbaums oder einer Bucheichen, patulae, die sich weit ausbreiten, medietas, dichtest, singest oder übest, sylvestrem musam, ein Bawerliebklein oder einen bawerischen Gesang, tenui

avena, mit einer geringen oder dünnen Kornstiefen, nos, wir armen Leute, linguimus, müssen verlassen oder meiden, fines, die Grenze, patrias, unsern lieben Vaterlandes, et arva, und unsere Gärten, dulcia, daran wir lust und freude hatten; nos fugimus, wir müssen reumen, patriam, unser Vaterland, darin wir geboren und erzogen sind, tu Tityre, aber du Tityre, lentus, der du liegst und fauldest, in umbra, unter dem Schatten des Baums, doces, ledest, sylvas, den Wald, resonare, herwiderhallen, formosam Amarylida, das Lieb von der schönen Amaryliden, oder, du singest sein ein Lieb von deiner schönen Baulschaft, das es in dem Walde erschallet.“ Ähnlich ist die Bearbeitung des Cicero, von welcher wir den ersten Satz des Buches von der Freundschaft wählen: „Quintus Mucius augur, der Q. M., welcher Priesterliches Ordens und ein Wahrsager oder Bogelschauer war, solebat narrare multa de C. Laelio socero suo, pflegte oft viel Ding herguschwätzen von dem Gajo Lelio, seinem Schwager, memoriter et iucunde, aus frischem Gedächtnis und mit Lust (auswendig und lieblich, daß ihm eine große Lust zuzuhören war), nec dubitare illum appellare sapientem, und trug keine Scheu, oder kein Bedenken, denselben einen weisen, verständigen Mann zu nennen, in omni sermone, in allen seinen Reden (so oft er von ihm redete oder sein gedachte). Ego autem deductus eram a patre ad Scaevolam, ich aber war von meinem Vater zum Sc. gebracht, oder gethan und geführt worden, ita, der Gestalt, oder dermaßen und also, sumta toga virili, als ich mein bürgerlich Kleid angezogen hatte (da ich noch ein Junger-Gesell war), et discederem nunquam a latere senis, daß ich niemals von des alten Herrn Seite hinwegkommen sollte, quoad possem, so viel mirs nur möglich war, et liceret, und so fern mirs nur seiner Gescheffte halben vergönnet würde.“ Aus diesen Proben ergibt es sich zur Genüge, daß jene sogenannte neue Methode eben keine neue, sondern nur in einer etwas veredelten Gestalt aufs neue zum Vorschein gekommen ist.

In einem altniederdeutschen Gedichte, „der vier Herren Wünsche“, welches in seiner jetzigen Gestalt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt, aber nach einem ältern deutschen Gedichte bearbeitet zu sein scheint (die vier Herren sind Fagen, Gänther, Bernot und Rübeger), kommen folgende Strophen vor, die zur Geschichte der Glasmalerei nicht ohne Interesse sind. Der milde Rübeger wünscht, immer in einem schönen Forste zu sein voll stets blühender Bäume, unter denen liebliche Blumen dufteten und in deren Zweigen jeglicher Vogel nach seiner Weise sänge, und sähet dann fort:

Daer woude (wolt ich) hebben staende enen sale van gelsee,
Daria gewrocht (gearbeitet) historien ende beiden van ymaee, (?)
Ende alderlieren gestede di mi vieren mochten,
Wie dat dar binnen quame, dat hem hemelrike dochte.

Da unsers Wissens diese Stelle bisher nicht beachtet worden ist, so dürfte sie wol hier ein Plätzchen verdienen. Das Gedicht selbst findet sich in G. L. Wischer's „Bydragen tot de oude letterkunde der Nederlanden“ (Utrecht 1835), S. 348 — 355. 22.

Der Bischof von Chartres war der Erste, wie in den „Mémoires de Montchal, Archevêque de Toulouse“ (S. 655) erzählt wird, welcher 1635 im Ordinate dem Cardinal Richelieu die Aufwartung machte und ihm den Titel „Monseigneur“ gab. Dabei bewies sich dieser Prälat nach der Aussage Ludwig's XIII., welcher bekanntlich gegen Richelieu feindselig gesinnt war, so unterwürfig, daß — doch das läßt sich besser in der Sprache des Originals sagen — „que, si le Cardinal vouloit, il irait baiser son derrière, et pousser son nez dedans, jusqu'à ce que le Cardinal lui dit: C'est assez.“ 9.

Sonntag,

Nr. 23.

23. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Um nun auf den Standpunkt der vorliegenden Strauß'schen „Glaubenslehre“ näher einzugehen, so ist schon im Vorhergehenden bemerkt worden, daß es der Standpunkt der von Spinoza in ihren Hauptzügen entworfenen, von Schelling und Hegel näher begründeten und insbesondere von Hegel im Einzelnen durchgeführten pantheistischen Weltanschauung sei.

Ich will diesen Standpunkt jetzt näher veranschaulichen. Doch wollen wir zuvörderst Strauß selbst erst vernehmen, wie er sich in seiner gewohnten körnigen Weise über das Princip der Speculation mit Rücksicht auf dessen historische Genesis ausspricht.

Nachdem er im fünften Paragraph seiner „Glaubenslehre“, welcher von den vornehmsten Entwicklungsformen der neuern Philosophie im Verhältniß zum Christenthume handelt, dargestellt hat, wie die Spinoza'sche Philosophie hinsichtlich ihrer Wirkung auf das allgemeine Bewußtsein zunächst noch von dem Leibniz-Wolff'schen Theismus überflügelt, wie sodann aber dieser mittels der Einflüsse der Aufklärungsperiode wesentlich modificirt und endlich von dem Kant-Fichte'schen Idealismus im Zusammenwirken desselben mit dem englisch-französischen Naturalismus seiner Auflösung entgegengeführt worden sei, fährt er fort:

Jetzt war endlich die Zeit gekommen, daß der todtte Hund*), wie die Leute ihn achteten, in seinem Grabe sich zu regen begann. Lessing, in der Leibniz'schen Philosophie herangewachsen, sagte vor seinem Ende Jacobi'n das Geheimniß seines Spinozismus ins Ohr, und dieser verkündete es in seinen „Briefen über die Lehre des Spinoza“ der erkaunten Welt mit dem Beisatze, daß Spinozismus die einzig consequente Philosophie sei, daß aber eben darum, wenn das Heil seiner Seele lieb sei, sich aus der Philosophie Kopfüber in den Glauben werfen müßte. Das that noch, wer Ursache zu haben glaubte, für seine Seele in Angst zu sein: aber die Aufmerksamkeit war doch einmal auf Spinoza gelenkt, und so trat sein Princip, durch das Ergößniß des Idealismus und durch Zusätze aus Jakob Böhme'scher Mystik bereichert und ergängt, als Schelling-Hegel'sche Philo-

sophie in die Reihe der sich folgenden Systeme ein. Die Philosophie begann sich in ihrem kritischen Stadium (in der Kant'schen Philosophie), Gott nur deswegen nicht mehr haben finden zu können, weil sie, zu beschränkt, die ganze Fülle göttlichen Lebens in der Welt als ihren Gott zu umfassen, das Absolute als Eines neben dem Vielen, als ein besonderes Wesen gesucht hatte. Jetzt wurde das Universum als die Selbstoffenbarung des Absoluten angeschaut, die Einheit des Endlichen und Unendlichen, die ewige Geburt des Wesens in die Form und der Form in das Wesen, das sich Abstoßen des Gleichnamigen von sich und das Wiederanziehen des Differenzgewordenen, der Proceß der sich in ihrem Anderssein mit sich zusammenschließenden Idee, als das wahrhaft absolute erkannt.

So weit Strauß. Nach ihren nähren Bestimmungen läßt sich aber diese philosophische Weltanschauung etwa mit folgenden Zügen charakterisiren. Das Absolute ist die Identität des Realen und Idealen, des Endlichen und Unendlichen, des Weltlichen und Göttlichen. Beide sich entgegengesetzte Seiten fassen sich stets zu einem concreten In- und Durcheinandersein zusammen. Diese Einheit ist also nicht ein starres, unbewegliches Sein, sondern ein stetes Werden, ein ununterbrochener Proceß, ein stetes Umschlagen und Übergehen der einen Seite in die andere, des Endlichen in das Unendliche, des Allgemeinen in das Besondere, der idealen Sattung in die realen, sinnlich erscheinenden Individuen und wiederum ein Rückgehen der letztern Bestimmungen in die erstern. Hiernach steht also das allgemeine, ideelle Wesen der Natur und Menschheit, welches man Gott nennt, mit seinen innern Unterschieden in Bezug auf Raum und Zeit, auf Leben und Organismus, auf Sittlichkeit und Selbstbewußtsein, welche man unter dem Namen der göttlichen Eigenschaften zusammenzufassen pflegt, nicht auf der einen Seite in einem übernatürlichen Jenseits: die Welt des Besondern und sinnlich Erscheinenden im Reiche der Natur und Geschichte dagegen auf der andern Seite im gottentleerten Diesseits. Auch ragen beide Sphären nicht bloß an, sondern, ausgezeichneten Grenzpunkten, wie etwa in besonders von Gott gesandten Individuen, ineinander hinüber, denn dabei würde im Gebiete des Idealen noch immer ein jenseitiger Überschluß bleiben, ein Wesen ohne Erscheinung, und das Diesseits selbst würde auf den meisten Punkten ein Schein ohne Wesen sein: der unselige Dualismus bliebe noch wie vor. Beide Sphären sind vielmehr ganz ineinander und decken sich gegenseitig. Es gibt nichts Ideales, was nicht

*) Ein Ausdruck Lessing's. Er sagte zu Jacobi, man behandle Spinoza wie einen todtten Hund.

zugleich als ein Reales, nichts Göttliches, was nicht zugleich durch und durch als ein Weltliches erscheinen müßte, während umgekehrt ebenso das Reale an und in sich selbst ein Ideales, das Weltliche ein Göttliches ist. Unendliches und Endliches, die Welt der Idealt und die Welt der Erscheinungen, sind demnach ein und derselbe Inhalt, nur bald in der einen, bald in der andern Formbestimmtheit, jezt nach dem Moment seiner Vereinzelung, jezt nach dem Moment seiner Zusammengehörigkeit mit der Totalität des Universums angeschaut. So gefaßt, wie sie in jenem Gegensatz des Jenseits und Diesseits vom sinnlich reflectirenden Bewußtsein vorgestellt und auseinandergehalten werden, sind sie nichts als leere Abstractionen einer reflectirenden Phantasie, oder phantastische Gebilde eines einbildnerischen Verstandes. Das Göttliche, gedacht ohne erscheinende diesseitige Wirklichkeit, wie es im Jenseits ein Leben rein in sich führt, ist ein ausgeleerter Begriff, in welchem eben nichts als das bloß Negative, das Nichtsein der Welt gedacht oder vielmehr eingebildet wird. Das Endliche dagegen, als bloße todte Materie bestimmt, die nicht durch und durch vom göttlichen Lebensprincipe schwanger und in sich selbst göttlich ist, ist ein Etwas, das man in rerum natura noch nirgend entdeckt, sondern bloß fingirt hat. Göttliches und Weltliches, Ideales und Reales sind demnach wesentlich eines und nur der Form nach unterschieden. Indem aber diese Einheit kraft des darin gesetzten Unterschiedes ebenso wesentlich lebendiger Proceß, ein Polarisiren entgegengesetzter Seiten, ein Entstehen und Vergehen des Realen in und aus dem Idealen und umgekehrt des Idealen in und aus dem Realen ist, so folgt mit innerer Nothwendigkeit, zuerst, daß das Universum, wie im Großen und Ganzen, so auch herab bis in alle seine einzelnen Gebilde, einen doppelten Charakter trägt, und zwar in der Weise, daß in allem Sein hier der eine, dort der andere Pol des Lebens prädominirt. Wo der ideale Pol das Übergewicht bildet, da constituirte sich die Welt des Geistes, in welcher das Allgemeine, das Ideale, als unendliche Subjectivität denkend und wollend hinübergreift über das Besondere und Reale, das Anderssein der Idee, und sich dasselbe unterwirft. Wo aber umgekehrt der reale Pol das Übergewicht bildet, da constituirte sich das Reich der Natur. Das Ideale gelangt darin nicht zum freien, sich selbst erfassenden Hüchsein, sondern bleibt noch ganz verschlossen in der Schwere des materiellen Daseins, wie die Weltkörper, oder bringt es nur zum dumpfen Lebensgeföhle, wie das Thier. Weiterhin greift dieser große Gegensatz zwischen den beiden allgemeinsten Sphären auch in sie selbst hinein und differenzirt sie innerhalb ihrer einzelnen Bestimmungen in unendliche Modificationen. So sind z. B. die Modi des Denkens oder der Welt des Geistes bei Spinoza Verstand und Wille, die Modi der Ausdehnung aber oder der Natur Ruhe und Bewegung. Die neuere Philosophie hat diese Bestimmungen concreter durchgebildet, was aber hier nicht ausgeführt werden kann.

Das Zweite nun, was aus den oben angegebenen Voraussetzungen folgt, ist dieses, daß alle diese Knotenpunkte

des Idealen und Realen, sei es in der Sphäre der Natur, sei es in der Sphäre des Geistes, nur vorübergehende Coincidenzpunkte abgeben. Eben weil sie Einheiten von Gegensätzen, nämlich des Endlichen und Unendlichen sind, gehen sämmtliche Existenzen abwechselnd zu Grunde, um ebenso abwechselnd wieder neu und als andere aus dem Grunde der absoluten Indifferenz oder der anstehenden Idee hervorzugehen. Was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht, sagt Mephistopheles, der Geist der Verneinung. Die Endlichkeit der einzelnen Existenzen besteht ja eben darin, daß sie ihren Grund, als Vereinzelungen des Absoluten, nicht schlechthin in sich selbst haben, daß sie wegen ihrer Besonderheit gegeneinander sich gegenseitig ausschließen und begrenzen und in dieser Reaction gegeneinander sich verneinen und vernichten. Omnia determinatio est negatio; jedes bestimmte Dasein ist durch und durch negativ. Es verzehrt sich daher in sich selbst und wird durch seine Schranke verzehrt. Was sich aber in Wahrheit in dieser unendlichen Negativität aller endlichen Existenzen bethätigt, ist ihre andere Seite, die allgemeine Sattung, das Unendliche. Ihre Negation von außen ist zugleich der Act und die Bethätigung ihrer Idealität von innen. Nach dieser Seite werden sie daher nicht schlechthin vernichtet, sondern im Unendlichen zugleich erhalten und nach ihrer Idee bekräftigt. Ihre bestimmte Individualität in diesem Raume, in dieser Zeit, geht allerdings zu Grunde und nur ihr Begriff, ihre Idee lebt fort. Aber das Wesen dieser besteht darin, sich immer wieder aus dem Grunde zu entfalten, sich von neuem in eine unendliche Reihe von Existenzen zu ergießen. Diese sind nur dem Wesen nach dieselben als die früheren, aber hinsichtlich ihrer bestimmten Individualität sind sie andere. So besteht also das Leben und die Wirklichkeit des Absoluten in diesem endlosen Proceß, in diesem Wechsel sich setzender und aufhebender concreter, d. h. Endliches und Unendliches, Reales und Ideales in sich verändernder Existenzen. Während sie nach dem Momente ihrer Endlichkeit sich auflösen und verzehren, beginnt die Seite ihrer Unendlichkeit, die sich als das Leben der Sattung in ihnen bethätigt, sich schon wieder im Keimen neuer Individuen der sinnlichen Existenz entgegenzubewegen. Dieser Wechsel und Proceß durchgreift das Universum nach allen seinen Bestimmungen, von den Weltkörpern an, in denen das reale Moment am meisten prädominirt, bis zur Sphäre der Menschheit hinauf, in welcher die ideale Seite das Übergewicht bildet. Der unendliche Proceß, wie er in der Sphäre der Menschheit vor sich geht, unterscheidet sich nur dadurch von seiner specifischen Bestimmtheit in andern Sphären, daß die ideale Seite als die prädominirende im Menschen zugleich als Subjectivität in sich reflectirt, daß sie nicht nur an sich ihm zu Grunde liegt, sondern auch für ihn wird, während sie dort, im Reiche der Natur, selbst in dessen höchster Spitze, nämlich im Thiere, noch im dumpfen Selbstgeföhle verschlossen bleibt. In der Subjectivität des Menschen beugt die ideale Seite, der reine Begriff, gleichsam in sich selbst zurück, bleibt nicht versenkt in den realen Stoff, und dadurch ist es, daß der

Mensch nicht nur, wie das Thier, sich als ein beschränktes Wesen empfindet, sondern von sich weiß und im Wissen sich im Momente seiner Unendlichkeit erfasst. Und eben in diesem Acte des Sich-Erfassens im Unendlichen geht die Idee der Freiheit in ihm auf, die er im Staate als objective Wirklichkeit, in der Kunst und Religion als Anschauung und subjectives Gefühl zu realisiren strebt. In dieser aus ihrem eigenen Innern reproducirten objectiven Welt der Freiheit, die ihr in Religion und Kunst, in Theorie und Praxis zum Pathos der Empfindung wird, feiert die Menschheit ihr wahres Unsterblichkeitsfest, ein ewiges Leben, in dessen Bereiche das einzelne Individuum zwar nur verschwindendes Moment ist, das aber als die stets verjüngte Verwirklichung des absoluten Geistes dem Einzelnen die Kraft gewährt, auf sein vergänglichendes Ich freudig zu resigniren, damit Gott, d. h. der absolute Weltproceß, Alles in Allem sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke, übersetzt von Karl Streckfuß. Ariosto, Dante, Tasso. Ausgabe in einem Bande. Halle, Schweschte u. Sohn. 1841. Ter.: 8. 4 Thlr.

Wir haben hier eine Ausgabe letzter Hand, wie der Verf. selbst sie nennt, vor uns: er will, wenn auch mit schmerzlichem Gefühl, sich fortan von der Beschäftigung mit diesen Dichtern werken, welche 38 Jahre lang die wenigen Mußestunden eines ernsten Geschäftslebens eingebracht haben, trennen; und zwar, weil er der Meinung ist, daß man in den späteren Jahren des Lebens von poetischen Arbeiten die Hand abziehen müsse. Es schmerzt uns diese Erklärung zu hören, und wir können die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß der Verf. auch bei dem besten Willen seinem Vorfatze nicht ganz treu bleiben werde. So vollkommen richtig seine Bemerkung ist, wenn es sich um selbstständige, poetische Werke handelt, so möchte sie doch, auf poetische Übersetzungen angewendet, manchem Bedenken unterliegen; denn wenn das Alter auch unbedingt die schöpferische Phantasie erkalten und lähmt, wie manche warnende Beispiele, nach dem Ausdruck des Verf., es nur allzu deutlich zeigen, so gilt das doch keineswegs von der Verbesserung poetischer Übersetzungen. Hier möchten gerade die größere Geduld, das ruhigere und kältere Urtheil der späteren Jahre, welches gegen die Einflüsterungen der Eitelkeit abgestumpft ist, der klare, besonnene Blick, der ausgebildete Geschmack den Dichter nur um so mehr befähigen, die Mängel, auch in den glänzendsten Partien seines Werks, unbefangen und sicher zu erkennen und im Einzelnen, denn nur von Veränderungen im Einzelnen kann hier vernünftigerweise noch die Rede sein, eine bessere Hand anzulegen. Wenigstens beweist Das, was der Verf. hier geleistet hat, daß er auch noch im zwölften Euktrum zu solchen Arbeiten aufgelegt und befähigt ist; und wir glauben, daß, wer dazu ein so entscheidendes und glänzendes Talent, wie der Verf. besitzt, es wol unmöglich lassen könne, auch später noch immerwährend an den Lieblingsgebüden seiner früheren Jahre zu feilen und zu bessern. Wer das an eigenthümlichen, selbstständigen poetischen Schöpfungen seiner Jugend thun wollte, würde sich ohne Zweifel daran verfrüngen; die Übersetzerarbeit aber ist eine Geduldsarbeit, eine nie zu vollendende, und lobert unwillkürlich zu immer neuem Kampfe mit dem nie ganz zu erreichenden Originale heraus.

Es wäre wol ein thörichtes Unternehmen, wenn wir hier auf den Werth dieser Arbeiten, auf eine Charakteristik derselben, oder gar auf eine Kritik im Einzelnen eingehen wollten;

wie das Alles ganz an seinem Orte wäre, wenn wir es mit einer neuen Erscheinung dieser Art, oder mit einem Übersetzer zu thun hätten, welcher zum erstenmale vor dem Publicum aufträte. Die Arbeiten des Verf. sind ganz Deutschland hinreichend bekannt; er ist, wie Wenige, durch gute und öftte Gerichte gegangen, und wie er selbst sich dadurch nicht hat irre machen lassen, so hat auch das Publicum wenig Noth von den Anfeindungen genommen, die er erfahren, und die wiederholten Auflagen dieser Übersetzungen beweisen besser, als jede lobpreisende Ankündigung es thun könnte, daß der Verf. Das geleistet hat, wofür Unzählige ihm Dank wissen. Ja, wir müssen aus vollkommener Überzeugung hinzufügen: diese Arbeiten sind von der Art, daß wir, ohne irgend Jemand anders, welcher vielleicht nach andern Grundsätzen gearbeitet und einem andern Ziele nachgestrebt hat, zu nahe zu treten, von ihnen behaupten können: sie leisten gerade Das, was der Theil des Publicums verlangt, der nicht im Stande ist, das Original selbst zu lesen; sie sind nicht bloß genießbare, sondern genussreiche deutsche Werke, welche sich, ohne auf eine in metrischen und gereimten Übersetzungen doch nie zu erreichende philologische Genauigkeit im Einzelnen Anspruch zu machen, doch, wie wenige, an das Original anschließen, nicht bloß die Form, sondern auch den Ton, den Charakter und den Geist desselben anmuthig und wahr wiedergeben. Von den Grundsätzen, die ihn bei diesen Arbeiten geleitet, gibt er im Vorworte eine anschauliche und sehr zu beherzigende Darstellung. Was wir also hier zu thun haben, was das lesende Publicum billigerweise nur erwarten kann, ist, daß wir in wenigen Worten angeben, was der Verf. für diese neueste Ausgabe seiner Übersetzungen gethan hat. Er selbst bemerkt darüber im Allgemeinen, daß er sein Augenmerk vorzüglich auf den Reim gerichtet und dahin gestrebt habe, die bisherigen unrechten und unreinen Reime mit durchaus unadäquaten, wo es irgend, ohne größere Opfer zu veranlassen, möglich war, vertauscht habe; wobei er jedoch die Bemerkung nicht unterdrückt, daß er darin mehr einer seit 20 Jahren herrschend gewordenen Mode als seiner eigenen Überzeugung gefolgt sei.

Für den Dante, welcher hier zum drittenmale erscheint, ist vergleichungsweise am wenigsten geschehen in dieser neuen Ausgabe. Die Einleitung ist durchaus die nämliche geblieben, und trotz vielfältigen Umschlagens und Vergleichens ist es uns nicht gelungen erhebliche Veränderungen in der Übersetzung zu entdecken, ausgenommen gleich in den ersten Gesängen. Hier gibt es Stellen, welche von jeher die Qual und die Verzweiflung aller Übersetzer gewesen, wie z. B. der Anfang des dritten Gesanges: „Per me si va“ u. s. w. Diese Stelle erscheint hier zum drittenmale umgearbeitet, und wenn wir auch gern den Bemühungen des Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir doch gestehen, daß sie auch so uns noch keineswegs befriedigt; was übrigens auch der Übersetzer von sich selbst gesteht. Schwerlich möchte es aber auch wol jemals einem Übersetzer gelingen, die Kürze, die Präcision des Ausdrucks, die Prägnanz jedes Wortes in dieser und in wie vielen andern Stellen der „Divina Commedia“ zu erreichen. Wie viel leichter ist es, den blühenden, oft üppig luxurirenden Styl des Ariosto oder des Tasso nachzubilden, wo, unbeschadet des Totalindrucks, gar leicht Einzelnes in der Übersetzung wegfallen darf, während im Dante kaum jemals ein müßiges Wort, eine gleichgültige Wendung sich findet und die großartige Strenge und Klarheit seiner Sprache nicht leicht erlauben, eine Wendung mit einer andern, oder auch nur ein Wort mit einem andern zu vertauschen. Deshalb müssen wir es auch ganz und gar billigen, wenn der Übersetzer bei diesem Werke ungleich weniger auf die Reinheit der Reime gesehen hat als bei den beiden andern Dichtern: es handelt sich beim Dante um ganz andere und unendlich wichtigere Dinge als um eine Correctheit, wovon er selbst nicht viel weiß. Wol aber möchten wir es bedauern, daß der Verf. nicht die Noten einer strengern Revision unterworfen hat; hier wäre in der That Manches zu berichtigen gewesen.

Desto größerer Fleiß ist auf diese zweite Ausgabe des Ariosto

verwendet. Hier ist die Ausmerzung der unechten Reime zwar das Hauptaugenmerk des Übersetzers gewesen, doch nicht so ausschließlich, daß er nicht auch unzählige andere Veränderungen vorgenommen hätte mit Stangen, welche in Hinsicht auf den Reim untadelig waren. Überall zeigt sich hier das feine Ohr, der sichere Takt, der gebildete Geschmack und die Strenge des Übersetzers, der an unzähligen Stellen gebessert hat, wo der flüchtige Leser, ohne das Original zu Rathe zu ziehen, wohl schwerlich Anstoß gefunden hätte. Auch selbst die fünf angehängten Gesänge sind gewissenhaft durchgesehen worden; nur war hier in Hinsicht auf den Reim weniger zu verändern, weil der Übersetzer vermuthlich bei dieser spätern Arbeit schon ursprünglich strengern Grundsätzen gefolgt war. Wenn uns noch ein Wunsch in Hinsicht auf diese Übersetzung erlaubt wäre, so wäre es der, daß die vielen mit männlichen Reimen beginnenden Stangen den übrigen, weiblich anklingenden, gleichgemacht worden wären. Deshalb der Übersetzer an mehreren Stellen, wo das Original durchaus keine Veranlassung dazu bot, versädruciuall angebracht hat, wissen wir nicht zu sagen, während er sie doch, wo sie sich im Original befinden, wie 1, 56 nicht nachgebildet hat. Kriosto selbst ist damit sehr sparsam und braucht sie nur da, wo die komische Wirkung entschieden bezweckt ist. Wie bedeutend die Arbeit des Übersetzers am Kriosto gewesen, glauben wir am besten zu beweisen, wenn wir sagen, daß es uns nicht gelungen ist auch nur eine Seite (von drei Stangen) der frühern Ausgabe zu finden, welche keine Veränderung erfahren hätte.

Vom Tasso können wir nicht das Nämliche sagen; die besernde Hand hat sich hier, mit geringen Ausnahmen, nur mit der Fortschaffung unreiner Reime beschäftigt, und da dies die dritte Ausgabe ist und in der zweiten schon in dieser Hinsicht viel geschehen war, so unterscheidet sich diese dritte nur unbedeutend von der frühern. Der einzige wesentliche Vorzug dieser neuen Ausgabe besteht in dem hier hinzugekommenen Leben des Tasso, welches der Verf. mit rühmlichem Fleiß, großem Scharfsinn und dem gesunden Blick des gebildeten Weltmanns geschrieben hat. Müßten wir vorhin schon beim Kriosto die mit männlichen Reimen beginnenden Stangen beklagen, so gilt das, nach unserm Gefühl, noch viel mehr von dem Tasso, dessen mit der höchsten Abfichtlichkeit und mühsamem Fleiße ausgebildete Stangen uns solche Lizenzen am wenigsten zu gestatten scheinen, und wir sind nur froh, daß wenigstens die Anfangstrophe des ganzen Gedichts, welche in der zweiten Ausgabe männlich gebaut war, hier wieder zu einer weiblichen geworden ist und überhaupt bedeutend gewonnen hat.

21.

Deutschland, das Land der Titel, der Titelsucht und Titelverehrung zu Klagen haben?), seine blinde Unterwerfung unter Autoritäten und die daraus resultirenden Mängel: über große Armuth, Unwissenheit und Unstiftlichkeit vieler. Von der Jenseitigkeit des Volkes scheint uns der Verf. ein Beispiel in einer Unterhaltung geben zu wollen, die er angeblich mit einer armen Witwe hatte: „Ich sprach wol eine Stunde lang mit der Witwe über die Bibel, die Liebe zum Erister und die Hoffnung auf den Himmel. Ihm Ideen über diese Gegenstände waren außerordentlich wäkt und unbestimmt. Ich pflegte, sagte sie, in die Kirche zu gehen, wenn ich Kleider zu tragen hatte, aber ich hörte, woran ich niemals glauben konnte. Wenn ich den Prediger von einem gnädigen Gott sprechen hörte, der alle seine Geschöpfe mit so großer Liebe umfasse, daß nicht ein Sperling zu Boden fallen könne, ohne daß Gott darum wisse, so konnte ich nie vergessen, daß ich, nicht in Folge eines Verbrechens, mich in Armuth und Elend abplackte und das Brod von den hungrigen Lippen meiner Kinder weggenommen sehen müßte, um die reichen Winter zu erhalten, die meiner Seele niemals nahe kamen. Wenn das die Religion ist, so bedarf ich ihrer nicht; und wenn Gott das billigt, so vermag ich ihn nicht zu lieben.“ Der Verf. fragte sie nun, ob sie Gott aus der Bibel kenne: Sie habe keine Bibel, war ihre Antwort. Der Verf. zog hierauf eine kleine Bibel hervor und machte sie vorzugsweise mit denjenigen Stellen bekannt, welche von dem Heiland und seiner unaussprechlichen Liebe zu den Menschen handeln; besonders suchte er ihr den Unterschied zwischen der ungerechten und grausamen Gesetzgebung der Menschen und den gerechten und liebevollen Gesetzen Gottes begreiflich zu machen. „Oh, Sie!“ sagte sie, „solch ein Wesen, meine ich, würde ich lieben können; und bei diesen Worten verbreitete ein Lächeln, welches fast wider Willen zu verweilen schien, seinem edeln Glanz über ihre hübschen Züge. Doch, sagte sie, nachdem sie einen Augenblick gestodt hatte, gäbe es ein solches Wesen, wie die Bibel beschreibt, ein solches Wesen wie das, wovon ihr mir erzählt habt, so mächtig, daß es alle Dinge thun kann, und so gut, daß es ihm eine Dual ist, irgend eins seiner Geschöpfe leiden zu sehen, so würde es, glaube ich, meinen Kindern helfen; es würde ihnen gewiß helfen, wenn es sie so liebte wie ich.“ Diese Stelle kann auch zugleich als Beispiel von der lebendigen Auffassung und fast dramatischen Darstellungsweise des Verf. dienen. Auch ein Zusammentreffen mit Bog und Abendunterhaltungen mit Thomas Campbell, welche der Verf. schildert, sind von Interesse.

Literarische Notizen aus England.

Von E. Edwards Lister erschien: „The glory and shame of England“ (2 Bde.). Das Buch kündigt sich als die Schilderung der Eindrücke an, welche England auf einen es bereisenden Amerikaner, den Verf., gemacht hat. Indes wollen einige englische Journale an diese Aussage nicht glauben, sondern halten sie für eine Mystifikation. Möglicherweise, sagen sie, daß ein Amerikaner die Hand dabei im Spiele gehabt habe; aber aus dem Charakter des Ganzen gehe doch hervor, daß das Buch von inländischer — vielleicht von irischer Manufaktur sei. Unter der „glory“ von England versteht der Reisende Englands materielle Größe, den erstaunlichen Umfang seines Manufakturwesens, die intellektuelle Kraft, welche es auf seine Eisenbahnen, Dampfboote und Spinnmaschinen verwendet, und den Reichthum, das Wohlfeyn, den Comfort, der mit diesen großartigen Anstalten zusammenhängt; unter der „shame“ von England dagegen versteht er die moralische und metaphysische Finsterniß des Landes, seine Bigotterie in Religionsfachen, seine politische Unwissenheit (!), seine verwerfene Abgötterei für die Reichen und Betittelten (wie würde der Verf. erst über

Als erschienen oder nächstens erscheinend kündigt Bentley an: „De Montfort, or the old english nobleman, a novel“ (3 Bde.); „Modern french life“, herausgegeben von Mrs. Gore, Verf. von „Mothers and daughters etc.“; „A pilgrimage to Auvergne, from Picardy to Le Velay“, von Miss Louisa Stuart Costello, Verf. von „A summer amongst the bocages and the vines“ (2 Bde., mit zahlreichen Illustrationen); „The widow and the marquess, or, love and pride“, von Theodor Pook. Ferner erschienen: „Rambles in Ceylon“, von de Butts; „Hours in Norway, poems“, von R. M. Laing; „Five years in India“, von Henry Edward Fane (2 Bde.), unter Anderm enthaltend: die Beschreibung einer Reise durch die Präsidenschaft von Bengalen, einen Besuch am Hofe des Runjeet Singh, einen Aufenthalt in dem Himalayagebirge, einen Bericht über die letzte Expedition nach Kabul und Afghanistan, eine Reise auf dem Indus u.; „Narrative of the late expedition to Syria“, von W. P. Hunter (2 Bde.), mit den Portraits des Admiral Stopford und des Commodore Kapier und anderen Illustrationen und den Beschreibungen der Einwohner von Gebail, Tripolis und Syrus, der Erstürmung von Sidon, des Treffens bei Kaisat Weidan, des Bombardements und der Einnahme von St. Jean d'Acre u.

2.

Montag,

Nr. 24.

24. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 23.)

Das ist in kurzen Umrissen und nach ihren am meisten charakteristischen Zügen die Weltanschauung der modernen speculativen Wissenschaft, und eben sie ist es, die die Grundlage des vorliegenden Werks bildet und auf allen entscheidenden Punkten desselben durchdringt. Darum habe ich es für nöthig erachtet, sie erst rein aus ihrem Principe heraus zur Darstellung zu bringen, damit der Leser nachher, bei der Darstellung einzelner kritischer Operationen, des Besondern sich immer nach seinen letzten Voraussetzungen und im Lichte des Allgemeinen klar bewußt sei.

Es fragt sich nun, wie sich zu diesem philosophischen Standpunkte der Standpunkt der christlichen Religion verhält? Wir müssen auch diesen, ehe wir weiter gehen, erst mit einigen Zügen veranschaulichen, können jedoch dabei kürzer sein, weil die Kenntniß desselben Jedermann geläufig ist. Die Grundanschauung der christlichen Religion besteht aber bekanntlich in einem Theismus, nach welchem Gott und Welt wesentlich voneinander unterschieden sind. Gott wohnt in einem Lichte, zu dem, wenn er sich nicht offenbart, kein Mensch kommen kann; Gott ist seiner Natur nach unendlich über die Welt erhaben. Nun kommt zwar die Welt in ihrem letzten Grunde auch aus Gott: nach der allgemeinsten Ansicht aber ist dieser Grund nicht das göttliche Wesen, sondern ein einzelner göttlicher Willensact. Gott hat die Welt aus Nichts geschaffen, sie ist seine Creatur, absolut von ihm abhängig, und das göttliche Princip in ihr, wie es von seinem Willen gesetzt ist, ist als dies gesetzte ein endliches, während es in Gott schlechthin unendlich ist. Darum vermag die Welt nicht die göttliche Fülle zu fassen. Um sich ihr nach ihrem innersten Wesen mitzutheilen, dazu bedarf es wieder eines besondern Actes von Seiten Gottes, nämlich einer übernatürlichen Offenbarung. Diese ist, wenn die Welt und insbesondere in der Welt der Mensch, für den sie da ist, Gemeinschaft mit Gott haben soll und ohne diese Gemeinschaft nicht bestehen kann, um so nothwendiger,

da die Welt sich durch den Sündenfall noch weiter von Gott entfernt hat, als sie wegen ihres endlichen Charakters schon von ihm entfernt war. Darum hat Gott sich zuvörderst einem besondern Volke, das ihm vor andern dazu geeignet zu sein schien, behufs einer übernatürlichen Erhaltung des göttlichen Princips in der sündlichen Welt, offenbart. Allein diese Offenbarung war noch nicht die höchste und letzte, und sollte nur den Anknüpfungspunkt zu ihrer einstigen Vollenbung in Christus, als dem einzig vollkommenen und absoluten Organe der Mittheilung göttlicher Erkenntniß und Kräfte, abgeben. In Christus aber liegt Gott selbst auf eine bleibende Weise, und nicht bloß vorübergehend wie im Alten Testamente, in die Mitte des menschlichen Geschlechts herab. Zwar blieb Christus, diese einzige Quelle göttlichen Lebens in der Welt, nicht sichtbar gegenwärtig, wol aber ist er unter den Seinen, die mittels der von ihm gestifteten Kirche aus dem Reiche des Bösen, das seinen Mittelpunkt im Teufel hat, in sein Reich aufgenommen sind, unsichtbar und auf übernatürliche Weise zugegen, theilt ihnen Licht und Leben aus der Fülle seines Geistes mit und ist so der ewige Mittler zwischen Gott und den Menschen, die durch ihn in Gemeinschaft mit Gott kommen und in dieser Gemeinschaft mit Beibehaltung der eigenen Individualität und verkörperten Leiblichkeit des ewigen Lebens theilhaftig werden.

Ob diese Grundzüge der christlichen Weltanschauung, wie sie in der Kirche im Allgemeinen gefaßt und im Besondern weiter bestimmt wurden, alle als directe Ausflüsse der Idee des Christenthums, wie sie in der Persönlichkeit Christi aufging, anzusehen sind, oder ob nicht vielmehr eine frühere Weltanschauung, insbesondere die jüdische, noch mitbestimmend durch diese Züge mit hindurchklingt, sodaß die christliche Idee als solche noch nicht rein darin ausgeprägt und mithin noch anders zu fassen wäre, davon später. So viel ist gewiß, der Grundcharakter des Christenthums ist der Theismus, mag derselbe nun bald mehr in der Form der biblischen Vorstellungsweise, oder in der Form mittelalterlicher Verstandesbestimmungen erscheinen, mag er mehr ein altprotestantisches, oder mehr ein modernes Gepräge tragen. Und hiernach ist klar, daß christliche Weltansicht und moderner Pantheismus sich im Principe entgegengesetzt sind, wie man auch beide nachein-

ander drehen und wenden möge. Zwar sind beide nicht ohne einige gegenseitige Berührungspunkte. Wenn der moderne Pantheismus, wie Endliches und Unendliches überhaupt, so den individuellen und allgemeinen Geist im Specuellen als sich gegenseitig durchdringende Seiten betrachtet, so findet auch für das christliche Bewußtsein diese Durchdringung beider nicht nur in Christus, obwohl in ihm specifisch, sondern überhaupt in allen Gläubigen statt. Auch kommt nach christlicher Ansicht der göttliche Geist dem Menschen nicht nur von außen, sondern es wohnt ursprünglich in ihm ein inneres Licht. (Matth. 6, 23.) Allein das Christenthum hält in der Einheit den Unterschied fest; Gott ist Subject an und für sich, in sich selber; der menschliche Geist als solcher constituirt nicht wie im Pantheismus das Selbstbewußtsein des Absoluten. Darum bleiben in aller Gemeinschaft menschliches Ich und göttliches Wesen getrennt; die Einheit ist eine ins Unendliche hin werdende, während im Pantheismus sowohl Einheit als Unterschied des Endlichen und Unendlichen nur flüchtig verschwindende und wieder entstehende Momente und Zustände im absoluten Proceß sind. Darum ist aber auch ein Hauptartikel christlicher Religion der Glaube an ewige Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit im Fortschritte des endlichen Geistes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern; mag auch diese letzte Consequenz noch nicht vom biblischen Standpunkte aus gezogen sein. Wie es in dieser Hinsicht dagegen mit dem Pantheismus der modernen Speculation steht, haben wir schon gesehen. Sein Grundthema ist jenes Feuerbach'sche:

Du kannst nur einmal sein,
Ergib dich willig drein.
Einmal ist alles Wahre nur,
Einmal ist Geist, einmal Natur.
Das Leben ist nur darum Leben,
Weil es ein zweites nicht kann geben.
Das Einmal nur schafft Wesen, Kraft,
Lebendige That und Eigenschaft. *)

Verhalten sich nach allem diesem Christenthum und moderne Philosophie als feindliche Gegensätze, die nothwendig, wie es nun auch geschehen ist, in Kampf auf Leben und Tod gerathen, so fragt sich, welcher Partei der Sieg zufallen wird. Im vorliegenden Werke nimmt ihn die Philosophie für sich in Anspruch. Das ganze Wesen, die eigenthümliche Tendenz desselben besteht, wie schon berührt, darin, die christliche Weltanschauung in Widersprüche mit sich selbst zu versetzen und dann in die zerlegten Elemente den elektrischen Funken der modernen Weltanschauung schlagen zu lassen, um die ausgetriebenen Stoffe theils zu neutralisiren und damit für die moderne Atmosphäre unschädlich zu machen, theils, sofern sie sich dazu eignen, als flüssige Momente eines höhern Organismus der Wissenschaft zu assimiliren.

Wir wollen diesem Auflösungsproceß, wie er im vorliegenden Werke vollzogen ist, nun in seinen Hauptwendungen folgen, und die einzelnen Hauptresultate, welche

er für den Standpunkt der modernen Wissenschaft absetzt, vergegenwärtigen und dann sein Princip kritisch darauf ansehen, ob diesem auch nicht Dasselbe begegnet, was es der christlichen Weltanschauung begegnen läßt, nämlich ein Zerfallen in Widerspruch mit sich selbst; und ob und inwieweit es, wenn ihm das letztere widerfahren sollte, noch für berechtigt gelten kann, das christliche Princip in Anspruch zu nehmen.

Zuvörderst jedoch müssen wir uns erst mit der allgemeinen Eintheilung und Methode dieses Werks vertraut machen. Dies möge noch zum Schlusse des gegenwärtigen Artikels geschehen; die Darstellung des kritischen Verfahrens Strauß's im Einzelnen soll dann der nächste Artikel liefern.

Die Idee der christlichen Weltanschauung, daß im Glauben an Christum, d. h. in der Aneignung der in ihm zur höchsten Offenbarung und Bethätigung gekommenen göttlichen Liebe, der Mensch, trotz seiner Endlichkeit und Sündhaftigkeit, mit Gott innerlich vereint und durch diese Vereinigung stufenweise gebessert und verklärt werde, diese Idee existierte in den ersten christlichen Gemeinden in ihrer objectiven Weise zuerst nur in der Form des historischen Bewußtseins, der Tradition und Erinnerung, während sie als subjective Frömmigkeit in der Weise der unmittelbaren Gefühlsbestimmtheit und Gemüthsregung lebendig war. Als aber mittels der täglich verstärkten Berührung mit der heidnischen Weltanschauung, insbesondere mit der griechischen Philosophie und Bildung das Christenthum mit dieser in einen geistigen Kampf gerieth, der sich immer mehr auf das Gebiet philosophischer Gedankenbestimmungen hinüberspielte, da wurden die intelligenten Vertreter der christlichen Kirche und ihres Glaubens alsbald genöthigt, den innern Gehalt der Religion, in welchem indeß die historischen Thatfachen und Mythen noch ungesondert und unvermittelt mit der darin veranschaulichten ideellen Bedeutung zusammenfloßen, in mehr wissenschaftlicher Form zu objectiviren, und über dem historischen Bewußtsein und aus ihm heraus erbaute sich mittels philosophischer Reflexion der Anfang einer christlichen Glaubenswissenschaft. Das Factum, womit es die Tradition zu thun hatte, war als solches nicht mehr gegenwärtig, sondern ein vergangenes geworden, die Bedeutung desselben aber war eine ewige. Dies Ewige, als die innere Idee und allgegenwärtige Wahrheit des Christenthums, konnte man nun bald in seiner eigenen innern Nothwendigkeit für das Denken und die Vernunft, bald mehr mit vorherrschender Berücksichtigung der historischen Thatfachen, von denen aus der Glaube seinen äußern Anfang genommen hatte und die ihm als die adäquateste Verwirklichung der christlichen Idee galten, zu erfassen und darzustellen suchen. Je nachdem so das ideelle oder das historische Moment das Übergewicht bildete, ward die christliche Glaubenswissenschaft mehr dogmatischer oder mehr apologetischer Natur. Wenn indeß beide Seiten im Beginn der christlichen Glaubenswissenschaft noch mehr promiscue durcheinanderliefen, wie sie denn auch in der That auf das engste zusammengehören, so hat doch mit der

*) Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Deatens. (Münch. 1830.)

Zeit die Theologie beide auch gesondert und jede mehr für sich durchzubringen gesucht, jedoch in der Weise, daß die Apologetik immer entschiedener zur bloßen Voraussetzung und Einleitung in die Dogmatik geworden ist. Sie hat es hauptsächlich mit dem historischen Ausgangspunkten des christlichen Glaubens, mit seiner äußern Grundlage und mit alledem zu thun, was nicht unmittelbar zur innern Substanz des Glaubens, sondern nur zu dessen geschichtlichen Stützen gehört. Sie untersucht die Möglichkeit und Wirklichkeit der in der Stiftung des Christenthums vollzogenen göttlichen Offenbarung, fragt nach den Kriterien derselben, sucht die historischen Quellen der Offenbarung festzustellen und bestimmt deren göttliche oder menschliche Dignität u. s. w., während die Dogmatik als solche die Substanz und den wesentlichen Inhalt des Glaubens, wie er durch die Grundidee des Christenthums bestimmt ist, zu ihrem Gegenstande hat und denselben nach allen seinen Konsequenzen gliedert und durchbildet.

Indem nun auch Strauß diese Unterscheidung der christlichen Glaubenslehre in Apologetik und eigentliche Dogmatik in seine Darstellung und Kritik derselben aufnimmt, so zerfällt sein Werk in eine mehr vorbereitende Abhandlung, die es, nach seinem Ausdrücke, mit der Erörterung der formalen Grundbegriffe, und in die systematische Darstellung der Glaubenssubstanz, die es mit dem materiellen Inbegriff der christlichen Glaubenslehre zu thun hat.

Wir berücksichtigen nur die Eintheilung der letztern, eigentlich dogmatischen Substanz, und die Art und Weise, wie diese Eintheilung bei Strauß zu Stande kommt.

Es ist, wie auch Fischer in seiner Prüfung des vorliegenden Werks richtig bemerkt *), „die Unmacht der Völker, den geistigen Gehalt, der in ihnen lebte, dem Selbstbewußtsein zu vindiciren“, aus der Strauß den Ursprung der religiösen Weltanschauung erklärt. Auch für die Entstehung und Ueberdauern der christlichen Glaubenslehre wird diese Unmacht noch in Anspruch genommen. Die christliche Religion wird von Strauß als ein Product derjenigen Stufe des menschlichen Selbstbewußtseins bestimmt, auf welcher dasselbe seines ideellen, allgemeinen Wesens noch nicht mächtig geworden ist. Die pantheistische Weltansicht, der Strauß zugethan ist, „weist das Absolute im Endlichen zu fassen, versteht das Jenseits in das Diesseits hineinanzuziehen und die Zeit als die sich verwickelte Ewigkeit zu begreifen“. (Bd. I, S. 359.) Indem sie nun diese Auffassung für die des absoluten Standpunktes hält, erscheint ihr die christliche Weltanschauung als die einer untergeordneten Stufe des Geistes. Sie erklärt den christlichen Christus daraus, daß der Geist der Menschheit, welcher schlechthin mit dem göttlichen Geiste zusammenfällt, noch überwiegend in die Seite seiner Besonderheit, seiner fühlenden Individualität und Endlichkeit versenkt ist. Er besitzet sich noch mehr in seiner sinnlichen als in seiner ideellen Bestimmtheit. Da indeß das Moment der Idealität im sinnlich bestimmten Selbstbewußtsein als

lebendige Potenz beständig gegen die sinnlichen Empfindungen und Begierden reagirt, so bleibt nach dieser Ansicht auch auf der niedrigsten Stufe seiner Entwicklung der menschliche Geist nicht ohne Empfindung und Bewußtsein seines ideellen Inhaltes. Statt denselben aber als die innerliche Seite seines Ichs zu fassen und somit seinem concreten Selbstbewußtsein zu vindiciren, wirft er ihn, so zu sagen, aus sich heraus, macht ihn zum Jenseits seines Ichs, symbolisirt ihn in der, seinem jedesmaligen historischen Standpunkte angemessenen, bald mehr sinnlichen, bald mehr geistigen Weise und schaut so zu ihm als zu seinem übermenschlichen und überweltlichen Gott hinaus. In der Form eines solchen jenseitigen Wesens gewinnt so der ideelle Gehalt, der nach wissenschaftlicher Ansicht ganz in der Welt aufgeht und deren immanente Seite ist, nur eine lockere Beziehung, wie zum einzelnen Selbstbewußtsein im Besondern, so zur diesseitigen Welt überhaupt. Muß er sich also, damit das Selbstbewußtsein überhaupt nur Nothig von ihm gewinne, erst besonders offenbaren und ist das religiöse Wissen auf diesem Standpunkte wesentlich ein übernatürlich geoffenbartes, so kann doch die Welt nicht diese eigentliche Selbstoffenbarung des Gottes sein, sondern um Gott zu erkennen und zu begreifen, muß sich die religiöse Betrachtung mittelst der übernatürlichen Offenbarung über die Welt erheben und denselben aber und außer der Welt zu erfassen suchen. So bekommt der Glaube als dogmatische Wissenschaft einen ersten Theil, der von Gott handelt, wie er jenseits, vor und über der Welt vorgestellt wird. Da aber das Selbstbewußtsein, sofern es seines ideellen Wesens noch nicht mächtig ist, sich von demselben absolut abhängig fühlt, so schaut es seinen Gott als den absoluten Herrn an, zu welchem es auch die Welt in ein schlechthiniges Abhängigkeitsverhältniß setzt. Dies Verhältniß erscheint ihm im Momente der Vergangenheit, als das Geschehensein der Welt und Zeit durch Gott; im Momente der Gegenwart als ihr fortwährendes Bestehen auf denselben; im Momente der Zukunft als der Abgang der Zeit in die Ewigkeit, die Verfertigung der Welt in das Element des absoluten Lebens“.

In dieser Weise deducirt Strauß zwei Haupttheile der christlichen Dogmatik, von denen der erste die Vorstellungen von Gott, wie er an und für sich war und jenseits der Welt ist, der zweite die Lehre von Gott, wie er sich in der zeitlichen Welt offenbart und mit dieser in Wechselverhältniß tritt, zum Inhalte hat. Der erste Theil zerfällt in drei Hauptstücke: 1) die Lehre vom Dasein, 2) die Lehre vom dreieinigem Wesen, 3) die Lehre von den Eigenschaften Gottes. Der zweite Theil gliedert sich nach den Momenten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in drei Abschnitte. Von diesen zerfällt aber jeder wieder in mehrere Hauptstücke. Im Momente der Vergangenheit wird die Welt betrachtet, 1) wie sie von Gott geschaffen worden, und das gibt die Lehre von der Schöpfung und dem Urzustande der Welt; 2) wie auf diesen göttlichen Act von Seiten der Welt ein Gegenstoß erfolgte: die Lehre von dem Sündenfalle und sei-

*) Die speculative Dogmatik von Strauß. Erster Band. Geprüft von R. Phil. Fischer. Tübingen 1841. (Bgl. S. 17.)

nen Folgen; 3) wie dieser Gegensatz von Gott wieder aufgehoben worden: die Lehre von der Erlösung durch Christum.

Bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Gott und Welt im Momente der Gegenwart ergibt sich 1) als erstes Hauptstück die Lehre von der Vorsehung und dem Übel; 2) als zweites die Lehre von der Sünde und Gnade; 3) als drittes die Lehre von der Kirche und den Gnadenmitteln.

Der letzte Abschnitt, der die christlichen Vorstellungen vom Verhältnisse Gottes zur Welt nach dem Momente der Zukunft zum Gegenstande und Inhalte hat, behandelt 1) die kirchliche Lehre von den letzten Dingen und 2) die Unsterblichkeitslehre der modernen Reflexion.

Überblicken wir nun diese unverkennbar geistreiche Eintheilung, so will uns gleichwol bedünken, es sei, was der Verf. eigentlich beabsichtige, nämlich den dogmatischen Stoff nach den wesentlichen Kategorien des christlichen Bewusstseins zu gliedern, mit dieser Eintheilung nicht geleistet worden. Denn abgesehen von dieser ganzen Deduction des religiösen Anschauens überhaupt, die wir später noch auf ihre Wahrheit oder Unwahrheit näher ansehen wollen, so können Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gar nicht für die allgemeinen, im christlichen Gemüthe und Glaubensbewusstsein lebenden Grundformen gelten, die den einzelnen Sätzen des Glaubens ihren durchgreifenden Charakter bestimmen. Dazu sind sie zu abstracter und, im Verhältnisse zu dem geistigen Gehalte der Religion, zu äußerlicher Natur. Die in jedem christlichen Glaubenssatze hervorkehrenden Grundtöne sind vielmehr die Ideen, oder, wenn man will, die Vorstellungen von der unmittelbaren Einheit Gottes und der Welt, von dem Unterschiede und Gegensatz beider, und endlich von der zwischen Gott und Welt wiederhergestellten Einheit. Wie das christliche Bewusstsein das Verhältniß zwischen Gott und Welt anschaut, so ist Gott der absolute Grund der Welt und als solcher hat er die Welt zunächst noch in sich als reine Idee, als ideales Object seiner Intelligenz, dem für sich noch keine Realität zukommt. Zweitens tritt die Welt wirklich aus ihm heraus, wird von ihm geschaffen und setzt sich für sich und geht in der Sünde bis zum Gegensatz zu Gott fort. Aber wie nun dieser Gegensatz durch alle Zeiten geht, durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und wie ebenso das Geschaffenwerden der Welt durch Gott nicht als ein einmaliges Geschehen, sondern als ein ewiges Thun Gottes angeschaut wird — er schafft die Erde jeden Morgen neu (Ps.) —, ebenso ist in dem gewordenen Gegensatz zwischen Gott und Welt nach allgemeinsten christlicher Vorstellung die ursprüngliche Einheit, deren Übergang in den Gegensatz durch die Schöpfung und Sünde vermittelt wird, nicht schlechthin verschwunden, sondern Gott durchdringt vor wie nach die Welt mit seinem Geiste und auch in der Welt bleibt, trotz aller Sündhaftigkeit derselben, das göttliche Ebenbild ungetilgt. Darum muß auch der Ge-

gensatz wieder in die Einheit zurückgehen, um in ihr als bloßes Moment gesetzt zu werden. Denn wie schon bemerkt: ein gänzliches Verschwinden des Unterschiedes zwischen Gott und Welt kennt das christliche Bewusstsein nicht, sondern die wiederhergestellte Einheit ist eine vermittelte und behält das Gepräge ihres Hindurchgegangenseins durch den Gegensatz. Wie nun den Übergang der unmittelbaren Einheit der Welt mit Gott zur Zweifelt und Entzweiung von Seiten Gottes die Schöpfung, von Seiten des Menschen der Sündenfall bildete und noch fortwährend bildet, so erscheint als der Übergang von der Zweifelt und Entzweiung zurück in die dadurch vermittelte Einheit die Erlösung, die von Seiten Gottes durch die Sendung Christi, durch die Stiftung und Erhaltung der Kirche u. s. w., von Seiten des Menschen durch den Glauben anhebt und sich in Ewigkeit (die Lehre von den letzten Dingen) vollendet.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Fremden in Italien.

Im zweiten Hefte des höchst interessanten Werks von Karl August Mayer, unter dem Titel: „Neapel und die Neapolitaner“, findet sich S. 464 eine, einem neapolitanischen Blatte „Omnibus“ entlehnte Charakteristik der äußeren Erscheinung der verschiedenen Nationen, die nicht ohne Interesse ist. Sie lautet in der bei Mayer befindlichen, hier zum Theil abgeänderten Übersetzung des von ihm ebenfalls mitgetheilten Originals also: „Wenn er, d. i. der Fremde, unsicht umherschaut, ohne einen Gegenstand fest ins Auge zu fassen, oft klüffelt und doch niegend hinsieht, und den Hut hoch wie eine Krone trägt, so ist's ein Engländer. Wenn er Begierde zeigt, Alles zu wissen, Alles zu sehen, auf Alles zu antworten, und seinen Körper bewegt, wie von der Tarantel gestochen, wenn er unsicht nach hundert Dingen schaut und allen Frauen ins Gesicht sieht, so ist's ein Franzose. Wenn er gemessenen Schrittes und in aufrechter Haltung des Körpers einhergeht, nach keiner Seite hinsieht, sich hölzern umdreht, immer auf die nämliche Weise grüßt, beim Regen keinen Schutz sucht, beim Winde sich nicht biegt, so ist's ein Deutscher. Wenn er aller zwei Schritte still steht wie eine Wilsäule, dich von Kopf bis zu den Füßen mit dem Blicke mißt, dich nicht grüßt oder nur mit leichtem Kopfnicken, oder die gnädig die Hand gibt, den Arm in seiner ganzen Länge ausstreckend, so ist's ein Spanier.“ Und hierzu fügt der Charakteristiker noch folgendes: „Wenn er, da er zum ersten Male den Fremden sieht, ihm die Hand gibt, sie ihm fest drückt, wohlgefällig lächelt, mehre Fragen auf einmal nach deinem Befinden thut, dann heftig mit dem Fuße stampft und nach dem Himmel sieht, wenn er schön ist, aber nicht reichlich, höflich, aber nicht kriechend, geballt, aber nicht stolz, neugierig, ohne Alles anzusehen, so ist's — ein Italiener.“ Man sieht leicht, daß manches Wahre an dieser Charakteristik ist, wennschon sie auch insofern, als sie eben nur auf die äußere Erscheinung sich beschränkt, schon von vorn herein etwas Einseitiges hat; am besten ist jedenfalls der Italiener selbst weggenommen. Daß Talent haben, Fremde leicht zu erkennen und sie nach ihrer Außenseite und ihren in die Augen fallenden Eigenheiten herauszufinden und zu beurtheilen und, wie man sagt, den Vogel aus den Federn zu erkennen, das ist unleugbar und zeigt sich zum Theil auch bei obiger Schilderung.

Dienstag,

Nr. 25.

25. Januar 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Erster Artikel.
(Bechluss aus Nr. 24.)

Hiernach gliedert sich die christliche Glaubenslehre in drei Theile. Im ersten betrachtet sie die unmittelbare Einheit der Welt mit Gott, in der die Welt nur ein ideales Moment in Gott bildet, sodas also hier Gott betrachtet wird nach seinem ewigen von der Welt unterschiedenen Wesen. Im zweiten Theile betrachtet sie den ewigzeitlichen Heraustritt der Welt aus Gott: die Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfalle, dem Verhältniß zwischen Sünde und Vorsehung u. s. w. Im dritten Theile endlich behandelt sie die Idee der Erlösung, die Christologie, die Lehre von der Kirche, der Rechtfertigung u. s. w. und die Lehre von den letzten Dingen.

Bei dieser Einteilung wird die christliche Glaubenslehre zugleich auf die ihr instinetartig zu Grunde liegende speculative Idee der Theie, Antitheie und Syntheie, ohne ihr angethane Gewaltthat, zurückgeführt. Bei der von Strauß gewählten Einteilung dagegen bleibt namentlich der Abschnitt über die zeitliche Erscheinung des Christlichen nach dem Momente der Gegenwart verworren und das eine Hauptstück greift immer schon störend in das andere hinüber, sowie das andere wieder verwirrend in das erste zurückgreift. Wer diesen Abschnitt gründlich durchgelesen hat, wird mir Recht geben.

Doch es ist Zeit, diese Bemerkungen hier abbrechen und mit einer noch beigebrachten kurzen Charakteristik der Methode dieses Werks diesen ersten Artikel zu schließen. Hören wir zunächst den Verf. selbst, wie er den Gang und das Verfahren, das er bei seiner Kritik eingeschlagen hat, kurz und treffend beschreibt.

Hier werden — heißt es S. VIII der Vorrede — Partei und Gegenpartei ausführlich vernommen und ihre Gründe gegeneinander abgewogen: zuerst hat, wie billig, der alte Glaube das Wort und darf ungehindert in aller Breite seine Perzeptionsausprechen; sofort mag die moderne Wissenschaft vorbringen, was sie gegen ihn zu erinnern weiß; doch damit auch sie nicht den Vortheil des letzten Wortes genieße, so dürfen zuletzt noch die Unterhändler und Vermittler mit ihren Vergleichsvorschlägen ihr Heil versuchen. Bei dieser Verhandlung der Sache bin ich bemüht gewesen, den Forderungen der Gründ-

lichkeit wie der Billigkeit möglichst nachzukommen. Ich bin der Entziehung und Ausbildung jedes Dogma Schritt für Schritt nachgegangen, habe mich in den Geist der Zeiten und Bewußtseinsstufen, aus denen es organisch hervorgewachsen, zu versetzen gesucht und das Wahre, Große und Schöne, was ich auf diesem Wege fand, gebührend ins Licht gesetzt. Wer ich mit einem Dogma auf der Höhe der kirchlichen Ausbildung angelangt, so schloß sich freilich unmittelbar hieran die weitere Aufgabe, in dieser höchsten Reise die Keime des Verfalls zu entdecken und diesen sofort durch die Stadien seines Verlaufs bis auf die Gegenwart herunter zu verfolgen; zuletzt aber galt es noch, scharf zuzusehen, um nicht einen neuen Anstrich des alten Gebäudes mit wirklicher Reparatur desselben zu verwechseln.

Diesen Grundsätzen gemäß wird, nach der, in der Einleitung (§. 4, S. 37 — 58) gegebenen allgemeinen Charakteristik der Hauptentwickelungsperioden des Christenthums und der christlichen Theologie, bei jedem einzelnen Dogma zunächst auf dessen alt- und neutestamentliche Basis zurückgegangen und diese nach den Hauptbeweisstellen in ihren allgemeinsten Umrissen kurz und bündig dargestellt. Sofort beginnt über diesem biblischen Fundamente die erste Periode der christlichen Kirche Pfeller an Pfeller zu reißen und das Glaubensgebäude zu einem gegliederten Ganzen abzuschnitten. Die einzelnen Hauptdogmen, wie sie die Kirche im Kampfe mit den Häretikern analysirte und feststellte und dem mehr gebildeten Sinne zu Liebe mit einem aus den Resten der griechischen, insbesondere der neuplatonischen Philosophie entlehnten speculativen Anstrich versehen, werden an den geeigneten Stellen detaillirt besprochen. Als die Hauptstimmführer dieser vier bis sechs ersten christlichen Jahrhunderte kommen Tertullian und Origenes, Athanasius und die beiden Gregore, Johannes Damascenus und insbesondere der heilige Augustin, gegenüber dem Gnosticismus und den Hauptfractionen der alten Häresie, ein jeder in seiner eigenen Mundart, unter dem Texte zur Sprache. Dann wird übergegangen zu den Scholastikern, und hier werden Scotus, Erigena, Anselm und der doctor universalis und angelicus Thomas von Aquino als die Hauptsprecher angeführt. Sie erscheinen mit ihren Genossen auf der einen Seite, wo sie das bekannte Magdverhältniß der Philosophie zur Theologie repräsentiren, als diejenigen Bearbeiter der Dogmen, welche (abgesehen von ein paar Glaubenslehren, die, wie die Satisfaction- und Transsubstantiationstheorie, erst in dieser Periode ihre Hauptzweige

treiben) mittels ihrer endlosen Quästionen, Syllogismen und Distinctionen nur die äußern Verzierungen an dem kirchlichen Lehrgebäude hinzuthun, die Schnörkel und Blumen, die Nischen und Nebenkappen, welcher die mittelalterliche Kirche zu ihren aparten hierarchischen Zwecken benöthigt war. Auf der andern Seite sind sie es gerade, welche durch näheres Eingehen auf den Geist der alten freien Philosophie, der selbst in seiner damaligen, niedergedrückten Gestalt seine alte Natur nicht ganz verleugnen konnte, eine allmächtige Umbildung der kirchlichen Dogmen einleiteten. Dieser unbewußt und instinctartig agierende Feind des Glaubens kommt freilich erst nach der Reformation durch den Anfang der neuern (Cartesianischen) Philosophie zum eigenen Selbstbewußtsein. Allein je heftiger der philosophische Gedanke von den beiden Hauptkirchen des Protestantismus unterdrückt wird, und je geistloser die kirchlichen Dogmatiker wieder zu den Regionen der alten Scholastik zurückstreben, desto energischer und kampflustiger treibt er seine verjüngten Säfte in die beiden Seitenäste des Protestantismus, die socinianische und arminianische Glaubensrichtung. Beide Lehrbegriffe, der socinianische und arminianische, werden von Strauß jedesmal da angezogen und zur Darstellung gebracht, wo es gilt den Widerspruch der protestantischen Kirchenlehre sowohl mit der Vernunft als mit der Bibel in seiner ersten dem kirchlichen Boden noch am meisten verwandten Gestalt herauszulehren. Sie unterscheiden sich in ihrer Polemik gegen die geltenden Kirchen dadurch voneinander, daß die Socinianer die biblischen Ansichten oft durch die tollsten Händeleien der Exegese mehr in das Interesse ihrer Vernunft hinüberzuziehen suchen, während die Arminianer einfacher bei der Bibel stehen bleiben und Das, was in ihr der Vernunft unbegreiflich erscheint, auf sich beruhen lassen.

An die Socinianer und Arminianer schließt sich sofort, durch die Einflüsse des englisch-französischen Naturalismus aufgeregt, die deutsche Aufklärungsperiode mit ihren beiden Sproßlingen, den feindlichen Zwillingen, dem Supernaturalismus und Rationalismus. Beider Bestrebungen laufen gleich stark, wenn auch wegen ihres Zwiespaltes von verschiedenen Seiten her, auf eine gänzliche Umbildung der kirchlichen Dogmen hinaus.

Während indeß diese Versuche einer Umgestaltung des dogmatischen Lehrstoffs die Auflösung desselben nicht weiter als bis zu einer Reduction auf seine vermeintlichen biblischen, in Wahrheit aber modern-verständigen Bestandtheile bringen, ist schon, um mit Hamlet zu reden, der „alte Maulwurf“ da unten, der Geist der Spinoza'schen Weltanschauung, in der Tiefe geschäftig, unvermerkt den ganzen Boden des historischen Glaubens bei jedem einzelnen, demselben entwachsenen Dogma zu unterwühlen. Nur für die kurze Frist aufgehalten durch das Gegengewicht des Leibniz-Wolf'schen Theismus, bricht er endlich, genährt durch den verwegenen Mysticismus des Jakob Böhme, in der Schelling-Hegel'schen Philosophie an das volle Licht des Tages. Das ganze historische Christenthum sinkt unter ihm in den Abgrund und die Idee des Weltpro-

cesses beginnt ihr lustiges, flüssiges, alle festen Verstandesbestimmungen zerlegendes Leben und erklärt von der linken Seite der Hegel'schen Schule her alle von der Speculation selbst ausgehende Versuche einer Versöhnung der Philosophie und des Christenthums für Abwärtz und Scholasticismus.

Das ist im kurzen die Methode und der Gang, den die Strauß'sche Darstellung und Kritik der christlichen Glaubenslehre einschlägt. Es ist der Gang der Geschichte selbst, doch wird er durch Strauß von vornherein so eingeleitet, daß nur das negative Moment des Processes, die immer höher potenzirte Negation der kirchlichen Lehren als objectiver Fortschritt erscheint, während das Sichgeltendmachen des positiven Moments als willkürliche Restauration, als ein gewaltsames, aber vergebliches Eingreifen subjectiven Eigensinns in die Speicher der Weltgeschichte dargestellt wird.

Wir wollen im nächsten Artikel dem Gange dieser Strauß'schen Kritik in Bezug auf die wichtigsten Bestimmungen des christlichen Glaubens, wie die Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt, von Christus und der Kirche, von der Persönlichkeit und Unsterblichkeit des Menschen, nach den einzelnen Hauptwendungen nachgehen. Der gegenwärtige Artikel sei mit dieser Darstellung der Bedeutung dieses Werks für die Gegenwart und mit der angeschlossenen allgemeinen Charakteristik desselben zu Ende. *)

Braunschweig.

J. W. Hanne.

Romanenliteratur.

1. Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau, von der Fürstin von Salm-Dyck. Aus dem Französischen mit einem biographischen Vorwort von August Garhy. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1841. 8. 15 Ngr.

Eine ganze Herz- und Lebensgeschichte in den kurzen Zeitraum von 24 Stunden zusammenzudrängen, war ein origineller Gedanke, und zugleich eine schwere Aufgabe, deren Lösung, trotz der Schwierigkeiten — durch die Gefühlsäußerungen einer einzigen, fast außerhalb aller äußern Begebenheiten befindlichen Person Theilnahme einzufloßen und ununterbrochen reger zu erhalten — gewiß als ziemlich gelungen anerkannt werden muß. Dem Leser werden die leidenschaftlichsten Empfindungen der Eifersucht vorgelegt und kein Herzklopfen, kein Seufzer wird ihm erlassen. Die Heldin hat ihren Verlobten am Arm einer Andern aus dem Zimmer gehen sehen und verbringt darum eine schlaflose Nacht. Sie erwacht am andern Morgen, daß er in der Nacht mit einer Dame abgereist ist; es fehlt nicht an Ohnmachten, Thränen, Klagen; es tritt auch schon ein Versuchter unter Freudenamen zu ihr, kurz, es sind sardisch-terliche 24 Stunden, die dieses Wüchlein schildert. Leider gibt es solche Selbstquälereien unter den liebenden Schönen nur allzu viel, und vielleicht kann jedes Frauenleben dergleichen aufweisen, und sie mögen sich wol bei denen, welche keine Gewalt über sich selbst haben und ihren Leidenschaften und ihrer Phantasie den Jügel schließen lassen, bis zu dieser Verzerrung und Caricatur von Eifersucht steigern. Dieses Wüchlein wird ein Publicum finden von allen Frauen, welche noch ihre ganze Existenz auf die Liebe gestellt haben, welche noch ihre ganze Erhaltung darauf setzen können, und denen die Eifersucht noch ein Todesringen ist. Glücklicherweise ist die vierundzwanzigstündige Eifersucht der

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat.

armen Sequakten ungegründet und das ganze Buch von Seufzern, Putschschlägen und Herzklöpfen schließt mit der Hochzeit.

2. **Jung und Alt.** Von Charles de Bernard. Aus dem Französischen von Fr. Steger. Braunschweig, Meyer son. 1841. 8. I Thlr. 10 Ngr.

Pariser Frivolität, pariser Zustände und eine Kaskade aus der Provinz, die einen jungen Baron und einen alten Marquis erobert, während ihr Gemahl, ein echter Komdiengemahl, die Gelegenheit zum Fehltritt seiner Frau selbst herbeiführt. Der junge Mann wird ihr Betrüger, und der Marquis von 50 Jahren, der sie vergebens bewacht, vor der Gefahr gewarnt und gegen die Fallstricke des Nebenbuhlers geschützt hat, trägt einen ewigen Schmerz durchs Leben und auf der letzten Seite lesen wir folgende Reflexion des Autors: „Mit 50 Jahren tödtet man sich nicht wegen einer Liebeswunde, aber hat man sie empfangen diese Wunde, so hofft man vergebens auf Heilung. Die Seele hat in diesem Alter nicht mehr die Kraft, mit Illusionen zu spielen, mit jenen zerbrechlichen, vergoldeten Fäden, welche die Hoffnung vom Himmel herab der Jugend zuwirft. Ohnmächtige Sehnsucht, gänzliche Niedergelassenheit, Verachtung seines Selbst, tödtliche Trauer, das ist das Schicksal des Unvorsichtigen, der in den Familienbanden nicht eine gesunde Nahrung für die Flamme sucht, die das Eis des Alters nicht schon im Herzen erstarrt hat.“ Die Tendenz des Romans ist gegen den Junggesellenstand, er schließt mit folgender Sentenz: „Der Jugend die Liebe, dem Alter die Altersfreuden.“ Wegen diesen aufgestellten Sätze läßt sich Manches einwenden, der Roman ist unbedeutend, doch der Charakter des alten liebenden Marquis gut durchgeführt.

3. **Handzeichnungen.** Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen, von Friedrich von Heyden. Zweiter Theil. Leipzig, Cohnhorn. 1841. 8. I Thlr. 10 Ngr.

Diese drei Novellen sind vorzüglich als die der ersten Sammlung und vorzüglicher als viele andere Producte gleichen Inhalts. Der Faden geschieht verschlungen und geschieht ausgewirrt, die Situationen neu, doch sich dann und wann allzu sehr vom gewöhnlichen Leben und der Wahrscheinlichkeit entfernend. Dafür sind aber Reflexionen, Auseinandersetzungen, philosophische Betrachtungen originell, wahr, tief empfunden, und ein schöner Geist weht über das Ganze und spricht zu dem Leser in einem schönen, wohl durchgearbeiteten Styl, der fern von allem Erklärlichen und Schwülstigen, im reinen Wohlklang der deutschen Sprache mit sich führt. Besonders anziehend ist die Erzählung „Gefarone“, die Leben und Abwechselung bietet und bis auf den letzten Augenblick spannt.

4. **Karl Gutberg.** Eine Geschichte aus dem wiener Volksleben. Von Franz Schuselka. Wien, Gerold. 1841. 8. I Thlr.

Was der Autor in seiner Vorrede versprochen, hat er gehalten; „keine aus Unglaubliche grenzenden Verwickelungen, nicht athembeklemmende Schrecknisse und Grauel bietet das Buch, sondern die ganze natürliche Einfachheit des wiener Lebens, die schlichtesten Lebensbegegnisse, Schilderungen, die der Wirklichkeit abgelauscht zu sein scheinen, bei denen auch die wohlgemeinte Satire nicht fehlt.“ Dem Schicksale von Karl Gutberg, von seiner Geburt bis zum Tode, sind diese Blätter gewidmet; sie müssen vorzüglich den Wiener erfreuen und den von Wien fern Lebenden dahin versetzen, indem sie mit Localschilderungen, Localspäßen und der treubergigen Wiener Sprache gewürzt sind. Um aber ein vollständiges wiener Bild zu geben, ist es allzu moralisch gehalten, auf dem Leichenfeld sogar geht es tugendhaft zu; alle Menschen sind gut, vortrefflich, sittlich, anständig, und obgleich das gewiß nicht zu tabeln ist, so entbehrt doch dadurch die Geschichte aus dem wiener Volksleben den Anstrich der Wahrheit.

5. **Novellenbuch** von E. Mühlbach. Erster Theil. Altona, Hammerich. 1841. 8. I Thlr. 15 Ngr.

Diese zwölf Novellen zeugen von Talent und Genie, sind kurz, rasch, bündig erzählt, zuweilen streifen sie an Caricatur,

unter andern die junge, ewig unbefriedigte Engländerin, die den Bazarone liebt und sich in den Krater des Belfuss stürzt, weil er sie verschmäht. Die „Geschichte eines Reisewagens“ ist auch etwas verzerrt, die Grenze des Wahrscheinlichen allzu sehr überspringend, oft sogar vollkommen unnatur, z. B. die Buße, die der sündhafte Graf sich auferlegt, Miethkutscher zu werden und den Wagen, welcher der Schauplatz seiner Greuelthaten war, zu fahren. „Der sentimentale berliner Schußer“ ist humoristisch, die ganze Sammlung äußerst unterhaltend und bietet in bunter Abwechselung immer Neues und Aregendes.

6. **Der böse Blick,** oder die Quaiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen, von E. Schneider. Dritte Abtheilung: Berlin vor Hundert Jahren. Berlin, Popy. 1841. 8. I Thlr. 15 Ngr.

Der inhaltsreiche Band fesselt vom Anfang bis zum Ende des Lesers Aufmerksamkeit, indem er ihn in Friedrich Wilhelm's I. Zeiten versetzt, in jene Zeiten der Wülfür und des Aberglaubens, wo noch Verbrechen ungerügt begangen werden konnten. In der Familie Quaiße sollte nach Aussage eines alten Documents der böse Blick erblich sein. Von der Quaiße, ein Glied dieser Familie, kommt aus den preussischen Besigungen in Afrika nach Potsdam, mit diesem Document und andern wichtigen Papieren, nach deren Angaben zwei Schätze in der Gegend von Berlin verborgen sein sollen. Von der Quaiße glaubt durch Hebung der Schätze den König Friedrich Wilhelm I. zur Erhaltung der preussischen Colonien in Afrika, welche von den Holländern bedroht sind, zu bewegen, indem er ihm dadurch die nöthigen Mittel an die Hand gibt, und verhandelt darum mit dem Geheimrath Schwarz, auch Kammerath genannt, weil er durch seine guten Rathschläge beim Kaminbau des Königs Gunst gewonnen. Derselbe stammt aus einer Judenfamilie; er übernimmt den Auftrag, dem König die Sache vorzutragen, doch will er sich erst von dem Vorhandensein des Schatzes überzeugen. Mit Quaiße, dessen jungem Better Lebrecht Quaiße und einem Todtengräber, begeben sie sich an die bezeichnete Stelle und die Angabe findet sich bestätigt, die Hörschlange des Todtengräbers führt auf Holz und Fohlung. Der Geheimrath, unter dem Vorwand, den König zu benachrichtigen, hält die Sache einige Tage hin, die beiden Quaiße schöpfen Verdacht, und ohne sich darüber zu berathen, will jeder den Schatz bewachen. In dunkler Nacht begegnen sie sich, halten sich für Feinde, der Jüngere erschßt den Ältern und erfüllt dadurch das Horoskop der Familie, das diesem Glied den Tod durch die Hand eines Verwandten weissagt. Der unferkwillige Mörder, der nur zu seiner Vertheidigung das Schwert zu ziehen glaubte, findet in dem Taschenbuch des Erschlagenen das vom Erbäuel der Familie handelnde Document, und eine furchtbare Ahnung befällt ihn, daß auch an ihm dieses Übel ausbrechen werde. Er hat sein Herz einem schönen Mädchen, der Tochter eines Todtengräbers, geschenkt, die auch die Tochter einer reichen schwedischen Gräfin ist, welche in den Kriegezeiten, von allem Schatz verlassen, einen Sergeant geheiratet und sich dann von ihm getrennt hat. Der Sergeant ist dann Todtengräber geworden und hat seine Tochter nicht von sich geben wollen, sondern sie von den reichlich zugesendeten Geldern der gräflichen Mutter gut erziehen lassen. Nach seinem Tode kommt diese Mutter, um die Tochter zu reclaimiren, und bringt einen Grafen von Steem mit sich, der bis jetzt als ihr einziger Erbe anerkannt war und die Tochter heirathen soll. Aber das junge Mädchen liebt den preussischen Lieutenant von Quaiße, mächtige Personen interessieren sich für die jungen Leute; durch das Versprechen, ein Haus in Berlin zu bauen, gewinnt er den Schatz des Königs; man setzt dem jungen Mädchen einen Vorwand, die nahe Abreise wird hinterrücken und Graf Steem sieht sich die sichere Beute entrisen; er mischt Gift in die Speisen der schönen Cousine. Quaiße erwartet die Geliebte, die ihn beschieden. Er hatte einige Augenblicke vorher von dem Familienrädel des bösen Blickes gelesen und gebot der Ermordung seines Betters, des möglichen Verlustes der Braut.

Sie liegt über sein rollendes Auge, über den stöhnenden Blick, sie fühlt Schmerzen, Todesangst, das Gift des Grauens wirkt, und sie stirbt in den Armen des Geliebten — wie er meint vom bösen Blick; man findet ihn an ihrer Seite in seinem Bette. Die Verschwendung des Grenadierregiments, die eigenthümliche Art und Weise des Königs, einzelne Züge seines willkürlichen Einschreitens, wie überhaupt manche Schattierungen der damaligen Zeit, worunter auch der Glaube an Vampyre und das über dieselben eingereichte Gutachten der königlich preussischen Societät der Wissenschaften gehören, und noch manche andere Schattierungen jener Zeit stempeln diesen Roman zu einer der besten Erscheinungen unserer jetzigen Literatur, und wie verzeihen gern die Walter Scott'sche Breite, die hier und da den gespannten Leser hemmt. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet.

7. Frauennovellen aus dem historischen und modernen Leben. Von Friedrich Adami. Erster Band. Berlin, Stadtverbrant. 1841. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Schilderung des Maskenballs, womit die erste Novelle „Eine Fasnacht und ihre Folgen“ beginnt, ist sehr gelungen, die Charaktermaske des Quacksalbers und dessen Scherz voll Witz und Humor, und der in derselben verpöhlte Doctor Nerius spielt auch seine Rephisorolle treu durch die ganze, ziemlich lange Novelle fort. Was dessen geheime Umtriebe eigentümlich bezwecken, läßt sich indes nicht errathen, ebenso wenig, warum er Unglück in das Leben seines Freundes und der liebenswürdigen Tochter des unliebenswürdigen Generals bringt. War manches Warum bleibt dem Leser auf der Zunge und alle Todesfälle, Selbstmorde und Wahnsinnsausbrüche vermag man nicht dieselben zu lösen. Auch die folgende Novelle „Die weibliche Dreieinigkeits“ hat verschiedene Mängel und befriedigt durchaus nicht, obgleich man sie nicht ohne Spannung liest und manches Witzwort, oder vielmehr manches zur rechten Zeit angebrachte Wortspiel belächeln muß.

8. Rathilde. Novellenkranz von Eginhardt. Drei Theile. Altenburg, Pierer. 1841. 8. 3 Thlr. 2½ Ngr.

Die Blumen zu diesem Kranze sind dem gewöhnlichen Leser entzogen und die anmuthigen, schlichten, einfachen Erzählungen bieten auch nicht ungewöhnlichen Genuß. Die Novellen sind, wie man deren schon Hunderte und Tausende gelesen hat; sie geben keine tiefe Anschauung des Lebens, weichen keine neue Phase der Welt heraus. Für junge Leute, welche wenig gelesen haben, sind sie eine unterhaltende Lecture, doch muß der Gaumen des Lesers noch auf keine Weise überreizt oder verwöhnt sein. Das Liebesinteresse ist das vorherrschende in allen, das Stoffinteresse unbedeutend, wenig hervorragend. Die erste Novelle „Der treue Kampf“ könnte eher ein Roman genannt werden, sie füllt den ganzen ersten Theil aus, schließt mehrere Schicksale und Charaktere ein. Die Schilderung des Brautstandes und Liebesglückes des jungen Anton Brangel und Klärchen's ist außerordentlich anmuthig und natürlich. Ein durch dessen Bedienten veranlaßter Kassendefect trennt das Paar, sie geloben sich dreijährige Treue und er zieht mit dem unverdienten Raket an seiner Ehre, mit dem gebrochenen Herzen in die Welt hinaus. Klärchen hat aber viele Freier; die Verwandten dringen in sie, sich wieder zu vermählen; von Anton hört man nichts und der Kassendefect ist nicht aufgeklärt. Brangel's Freund bietet Klärchen an sie pro forma zu heirathen und ihr so ein Schutz gegen die andern Heirathsanträge zu werden. Sie lebt in schwererlichem Verhältniß im Hause des Freundes, den sie täglich mehr achtet und liebt, und als das dritte Jahr verfloßen, gesteht sie ihm, daß sie gern ihm angehören würde, wenn sie sich nicht an Anton gebunden fühlte. Anton's Ehre ist indes durch das Geständniß des Bedienten, der sich umgebracht hat, gereinigt, aber von ihm hört man noch keine Kunde. Er hat den Feldzug in Griechenland mit-

gemacht und kehrt endlich wieder, und Klara steht nun zweifelsfrei, welcher von den beiden Freunden ihr der Liebste sei. Sie philosophirt viel von möglicher Theilung des Herzens und ob man nicht an zwei Männer dasselbe Gut verschrenken könne? Der Tod erspart ihr die Schwierigkeiten der Wahl.

9. Hypothese. Erzählungen und Novellen von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1841. 8. 3 Thlr.

Die Feder dieser Schriftstellerin ist so anerkannt, daß man gern ihre Productionen in die Hand nimmt, und man findet auch in der vorliegenden Sammlung sich nicht getäuscht. „Helene von Tournon und König Robert“ sind historischen Stoffen angepaßt, Zeit- und Sittenschilderung gelungen, der Charakter der geschichtlichen Personen so gut skizziert, wie die kurze Novelle es nur vergönnt, der Vortrag leicht, die Sprache gut. „Die Freundschaftsprobe“ ist eine jener schwierigen, die im Leben nie bestanden werden, die Liebe zweier Freunde zu derselben Frau. Clementine gehört dem Einen und liebt den Andern, und gesteht es ihm, als er verwundet in Lebensgefahr schwebt. Er aber nimmt Blausäure, um an dem Freunde nicht unrecht zu handeln. Es ist zwar viel verlangt, daß die Romanschreiberin auch Chemie studiren und die Wirkung der Gifte, die sie braucht, genau kennen soll, doch kann der Leser nicht umhin, es wunderbar zu finden, wenn der mit Blausäure Vergiftete noch lange Explicationen gibt. Der zweite Theil enthält eine historische Novelle „Peter Schöffer“, die Ref. etwas breit fand, und „Die einfache Geschichte“, wenn auch hübsch erzählt, bietet nichts, was nicht schon sehr oft wäre erzählt worden; doch ist der Styl anmuthig und ein edler, weiblicher Sinn walzt darin. 8.

Literarische Notiz.

Von einer gewissen Missethater erschienen in London „Golden rules, in verse“, Moralsprüche, welche durch ihre maximenhafte Form und epigrammatische Kürze darauf berechnet zu sein scheinen, in den Gemüthern der Jugend zu haften und Eingang zu finden. Die meisten derselben erinnern in hohem Grade an unsere Fabelverse, wie diese:

What ornament, what gem can women find,
Like the mild lustre of a gentle mind?

The generous — those who love to give —
Favours with gratitude receive.

Oder folgende hier in deutscher Nachbildung wiedergegebene, wodurch die Ähnlichkeit mit unsern Fabelversen noch mehr hervorspringt:

Den Irrthum zu bekennen, zu bereuen
Und dich zu bessern, sollst du nie dich scheuen.

Weltlichen Reichthum halt' in Ehren,
Nur such' die Tugend zu vermehren u.

Andere dieser Moralsprüche sind zwar besser und weniger trivial, doch thut es einem Deutschen, der in seinem Vaterlande so vielen trivialen und matten literarischen Duff sich anhäufen sieht, ordentlich wohl zu bemerken, daß auch das viel bewunderte und nachgeahmte Ausland daran keinen Mangel hat. Hierher gehören auch die „Poetical pastimes“, von E. P., deren Verfasser, im Gesfähr seines Rechts, die Kritik auffodert, gegen ihn nachsichtig zu sein, da er mangelhaft erzogen sei, unter ungünstigen Umständen gelebt, überhaupt auch viel zu thun habe u. Auf besserer dichterischer Art, womit wir in Deutschland bis zum Entstehen reich gesegnet sind, dürfte folgender Vers der oben genannten Missethater:

He who sits down to make a book,
Writes chiefly for the postycock

sehr wohl anzuwenden sein.

Mittwoch,

Nr. 26.

26. Januar 1842.

Gefängnißverbesserung.

Wenn auch hier und da erhebliche Zweifel aufgeworfen worden sind, ob das Menschengeschlecht im Allgemeinen fortschreite, so hatten diese Bedenkllichkeiten doch nur auf die sittliche Seite des Lebens ihr Augenmerk gerichtet. Keineswegs ist hierbei aber die geistige und wissenschaftliche Seite gemeint gewesen. Denn es bleibt unleugbar, daß, insbesondere in der neuern Zeit, die verschiedenen Zweige der auf eine Weise wie nie zuvor ineinandergreifenden Wissenschaften große Fortschritte bereits gemacht haben und täglich weitere Ausbreitung gewinnen. Ja, es sind durch den alles Wissen immer mehr durchdringenden philosophischen Geist, besonders der deutschen Nation, ganz neue Äste des Baumes der Wissenschaft emporgeschossen, von denen wir hier die Gefängnißkunde ins Auge zu fassen haben.

Es hat sich jedoch bei allem Fortschreiten menschlicher Erfahrungen, in denen das Geistige überwiegt, wiederum die Gebrechlichkeit der Natur unsers Geschlechtes darin kund gegeben, daß auf jeden bedeutenden Schritt vorwärts, alsbald reagirend ein zagsamer Zustand des Schwankens und der Bedenkllichkeit hereinbrach, der die volle Nutzung des eben Gewonnenen gefährdete und mindestens verlangsamte, bis kräftige Geister die Hemmnisse bei Seite schoben und Alle der neuen Ausbeute vollkommen theilhaftig machten. So ist es nun auch in der Gefängnißkunde und deren praktischer Entwicklung, der Gefängnißverbesserung gegangen. Das Hauptresultat, welches wir einem großen, jetzt vierzehnjährigen, in Philadelphia zuerst andauernd gemachten Versuche danken, daß von allen Arten der Freiheitsstrafen die ununterbrochen vereinzelnde Einsperrung am häufigsten und sichersten zur Besserung des gefallenen Missethäters führe, wie wir es in einem frühern Aufsätze (Nr. 150 d. Bl. f. 1841) entwickelt, hat in der neuesten Zeit mancherlei sich breit machende Anfechtungen erlitten. Es sind aber alle diese Anfechtungen rein theoretisch gewesen. Denn die angeblichen Beobachtungen, auf welche sich dieselben stützten, insbesondere die, daß Geistes- und Leibeskräfte des Gefangenen durch vereinzelnde Einsperrung gefährdet werden, sind auf eine Weise ange stellt worden, welche keine reinen Erfahrungen liefern konnte.

Erst in der neuesten Zeit, nachdem die reiflich erwogenen und parlamentarisch berathenen organischen Gefäng-

nissgesetze der Jahre 1839 u. 1840 auf die drei Königreiche England, Schottland und Irland, ja selbst auf die britischen Colonien in andern Welttheilen ihre Anwendung erhielten, kann man sagen, daß das Strafmittel der pennsylvanischen Einzelzelle und die damit verknüpfte Gefängnißverwaltung so ist, wie sie sein soll. Die britischen Einzelzellen für den Tag und die Nacht in den theils schon fertigen, theils noch im Bau begriffenen neuen Gefangenhäusern der drei Königreiche sind nicht blos hinreichend groß und geräumig, sondern auch durch die seit 1833 gemachten wichtigen Entdeckungen und Erfahrungen des Physikers Dr. Reid in Edinburg auf eine Weise ventilirt und stets mit der reinsten Luft ausgestattet, wie die besten Privatwohnungen oder öffentliche Gebäude sie bisher entbehrten. Die Salubrität solcher, bis jetzt nur in Großbritannien zu findenden Einzelzellen, welche, wenn gleich kleiner und mithin wohlfeiler als die amerikanischen, dennoch in gesundheitlicher Hinsicht hoch über diesen stehen, ist aber noch durch die Lösung der Aufgabe, jedem Gefangenen täglich mindestens eine Stunde lang den Genuß der Luft im Freien, nöthigenfalls auch Beschäftigung in Einzelhöfen bei jeder Witterung zu gewähren, wesentlich gesteigert worden. Hierzu kommen noch eine Menge Verbesserungen der Verwaltung der Gefängnisse, der Besuchung und Besittlichung der Gefangenen, über welche man in Amerika oft mit sträflichem Leichtsinne hinweggegangen war.

So ist also die Ausführbarkeit einer, dem gegenwärtigen Stande der Psychologie und der Naturwissenschaften entsprechenden vereinzelnden Einsperrung dargethan worden, die Resultate liefert, welche in kleinen, auf ältere Weise ventilirten Einzelzellen nimmer erreicht werden konnten, und die gleich von vornherein die Gefahren beseitigt, welche man in diesen für den Gesundheitszustand der Gefangenen befürchtete. Beobachtungen, welche in diesen ältern Einzelzellen gemacht sein sollen, können demnach auf die neuern keine Anwendung finden, und nur die vollste Kenntniß und Untersuchung dieser letzten und ihres Gebrauchs berechtigt zu einem Urtheile über die vereinzelnde Einsperrung, wie sie jetzt im britischen Reiche geübt worden ist.

Diese eben angeführten Gründe sind es denn auch, welche die preussische wie die dänische Regierung bewogen haben, in der letzten Hälfte des vorigen Jahres, die ersten Dr. Julius, die letzte den Professor David aus

Kopenhagen, beides Männer, die sich schon lange Zeit mit dem Gefängniswesen speciell beschäftigt hatten, in Begleitung von Architekten, nach dem britischen Reich und nach einigen andern europäischen Ländern abzufertigen. Die genannten Abgesandten beider erleuchteter Regierungen sind jetzt zurückgekehrt und empfehlen übereinstimmend die Nachahmung und Einführung vereinzelter Einsperrung, wie sie in den neuen britischen Gefängnissen besteht, auch in ihrem Vaterlande, und mit nur geringen, durch die Verschiedenheit der Strafgesetzgebung des Festlandes von der des Inselreiches herbeigeführten Modificationen.

An dieses nach genauer und gewissenhafter Prüfung abgegebene Urtheil der beiden gedachten Gefängnisfachkundigen schließt sich das in unserm frühern Aufsatz gedachte öffentliche, von ganz Europa mit Beifall aufgenommene des Erben zweier Kronen des Nordens, sowie die gegenwärtig in Frankreich nach vieljährigen Erörterungen sich entwickelnden Maßregeln. Wir reden zuvörderst von jenem, und nachher von diesen, wie sie die unten genannten neuen Schriften darthun. *)

Zur Durchführung des erwähnten großen Fortschrittes in dem auf solche Weise für die Wahrheit gewonnenen Scandinavien kommt nun soeben von dorthier das in der Anmerkung zuerst genannte Werk, dem wir unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen können. Es ist der mit ausdauerndem Fleiße und tiefer Einsicht abgefaßte Bericht der norwegischen Strafanstalten-Commission an den König, in welchem sich diese vor einem Jahrfünft niedergesetzte Commission von Staatsmännern, Gefängnisfachkundigen, einem durch treffliche Schriften über Gefängnis- und Irrenwesen bewährten Arzte (Prof. Holst in Christiania) und einem Baumeister, einstimmig, fest und unumwunden, für die ununterbrochene vereinzelter Einsperrung der Gefangenen (das sogenannte pennsylvanische System) ausspricht, deren Annahme in Norwegen empfiehlt und sogleich den Weg zur Einführung derselben aufs genaueste vorzeichnet.

Aus diesem Berichte, der von allem bisher Gedruckten die größte Masse von Erfahrungen über die Einwirkung der verschiedenen Gefangenschaftsweisen gesammelt und zu-

sammengestellt hat, ergeben sich folgende Erfahrungssätze, welche durch keine, halb oder ganz der sichern Basis entbehrende Einwürfe hinführo umgestoßen werden können.

1. Die Sterblichkeit in den Gefängnissen, für sich allein sowie in Vergleich mit der unter der Bevölkerung jedes Landes betrachtet, war am größten in den Gefängnissen (Frankreichs, Belgiens, Dänemarks und Norwegens) nach der alten Methode, ohne Vereinzelung der Gefangenen, nämlich 1 zu 30,6 oder 3,27 Procent. Geringer war sie nach dem auburnschen Systeme bloß nächstlicher Vereinzelung mit schwierigender Vereinigung am Tage (in Amerika, England und der Schweiz), nämlich 1 zu 31,8 oder 3,15 Procent. Am kleinsten ist sie in den Gefängnissen nach dem pennsylvanischen Systeme mit ununterbrochener Vereinzelung (in Amerika, Großbritannien und dem sehr unvollkommenen Lausanne) gewesen und hat dort nur 1 zu 40,7 oder 2,39 Procent betragen. (Bericht S. 395.)

2. Auf gleiche Weise erscheint das pennsylvanische System in vorthellhafterm Lichte, wenn man die Sterblichkeit in den Gefängnissen mit derjenigen der freien Bevölkerung der Orte, wo sie sich befinden, vergleicht. Sie ist in den Gefängnissen der alten Methode 1,24 Procent, in den auburnschen 0,99, und in den pennsylvanischen nicht mehr als 0,25 Procent höher als die Sterblichkeit der freien Einwohner des bezugsweisen Landes. Oder es sterben in den pennsylvanischen Gefängnissen 25, in den auburnschen 99, in der ältern 124 mehr als unter 10,000 freien Einwohnern, wodurch sich das Sterblichkeitsverhältniß der drei Gefangenschaftsarten untereinander, wie 1, wie 4 und 5,2 stellt. (Bericht S. 395.)

3. Das Rückfälligkeitsverhältniß der gedachten Gefangenschaftssysteme ist folgendes. Die Rückfälligen beliefen sich unter den in Gefangenschaft befindlichen Missethättern nach der alten Methode auf 34,4 Procent, bei dem auburnschen Systeme auf 16,4 und bei dem pennsylvanischen auf 7,2 Procent. Unter den nach Abbüßung ihrer Strafe entlassenen Gefangenen wurden aus der ersten Art von Gefängnissen 27,1, aus der zweiten 13,8, und aus der letzten nur 9,4 vom Hundert wieder rückfällig. (Bericht S. 407.)

(Der Beschluß folgt.)

• Über Gfrörer's Geschichte der christlichen Kirche.

Wir haben bereits in Nr. 12 d. Bl. f. 1841 auf die Eigenthümlichkeiten der „Kirchengeschichte“ des Hrn. Gfrörer*) aufmerksam gemacht; seltsame Erscheinungen unserer Tage veranlassen uns, in einer Zeitschrift, die, ihrem Titel zufolge, nur der literarischen Unterhaltung gewidmet ist, von der Fortsetzung eines Werks zu sprechen, welches durch neue Behandlung der Kirchengeschichte allgemeines, mit der Zeitgeschichte innig verbundenes Interesse erregt. Denn die Hierarchie erneuert gegenwärtig ihre alten Ansprüche auf Autorität in Angelegenheiten der Gesehe und der Staatsgewalt; sie bedroht die Ruhe und das Glück der Familien, indem sie zwischen Katholiken und

*) 1. Beretning om Beskaffenheden af Norges Strafanstalter og Fangepleie samt Betænkning og Indstilling om en Reform i begge, af tre fremmede Staters Rådster; afgivne af den under 10 September 1837 nedsatte Commission til af meddele Betænkning angaaende Strafanstalternes bedre Indretning m. V. Christiania 1841. Mit 6 Steinbrucktafeln. (Bericht über die Beschaffenheit der Strafanstalten und Gefängniszucht Norwegens, nebst Prüfung und Anweisung für eine Reform beider, nach fremder Staaten Muster; abgefaßt von der am 10. Sept. 1837 niedergesetzten Commission zur Mittheilung einer Prüfung für bessere Einrichtung der Strafanstalten.)

2. Die Fortschritte des Pönitentiar-systems in Frankreich u. s. w. von Friedr. Müllner. Darmstadt 1841.

3. Ministère de l'Intérieur: Instruction et Programme, pour la construction des maisons d'arrêt et de justice. Atlas de plans de prisons cellulaires. Paris 1841. Folio. Mit 25 Steinbrucktafeln.

4. Règlement concernant le service des communautés religieuses employées dans les maisons centrales de force et de correction. Paris 1841.

*) Allgemeine Kirchengeschichte von A. F. Gfrörer. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Stuttgart, Krabbe. 1841. Gr. 8. 2 Thir. 7½ Rgr.

Protestanten, die im vorigen Jahrhundert vernünftig sich miteinander zu vertragen gelernt hatten, jetzt muthwillig wieder den häuslichen Frieden stört. Die Hierarchie nimmt die Schulen, die Wissenschaften unter Aufsicht und erklärt die Vernunft, wenn diese sich der Annahme der Priester widersetzt, für Empörung gegen Gott. Sie erhebt sich über den Staat und macht das Priesterregiment als Universalverwalter einzuführen. Bei solchen Versuchen, altes, abgestorbenes Unrecht wieder geltend zu machen, muß auch in literarischen Unterhaltungen oft von Gegenständen die Rede sein, über welche ein gründliches Urtheil nur aus der Kirchengeschichte geschöpft werden kann. In der That, das Studium derselben ist jetzt jedem Staatsmann, besonders jedem Minister des Innern und des Cultus, jedem Publicisten, ja jedem gebildeten Manne unentbehrlich, will er anders, der Hierarchie gegenüber, nicht der Gefahr sich aussetzen, unbewaffnet und wehrlos, den Ränken eines angeblich frommen Betrugs zu unterliegen und den früher erlängten Gewinn fortgeschrittener Civilisation sich rauben lassen zu müssen. Ein wirksames Mittel gegen solche Gefahr wird sich leicht entdecken lassen bei historischer Nachweisung des Sanges, auf welchem die Hierarchie zur Macht über die Geister und über den Staat gelangte. Denn dabei wird der große, wesentliche Unterschied offenbar werden zwischen Religion und Priesterherrschaft; es wird einleuchten, daß jene nicht nur das Recht gibt, sondern uns zur Pflicht macht, diese strenge zu beaufsichtigen und die Verwischung beider zu hindern.

In dieser Beziehung entspricht das Werk des Hrn. Schröder einem unabwieslichen Bedürfnis der Zeit. Von wahrer religiöser Gesinnung befeelt, leuchtet der Verf. mit heller Fackel in die finsternen Gänge der Intriguen, auf den Concilien, im mißbrauchten Namen des Sohnes Gottes, den Geiz, die Stellensucht und die Herrschbegierde zu befriedigen dienten, indem die Intriganten den erheiternden, erhebenden, beseligenden Christenglauben in eine lichtscheue, unterdrückende, entmuthigende Persecution, zur Verewigung der Geistesklaverei verkehrten und den Lichtgeist der Religion durch eine abstruse, verworrene Lehre von unbegreiflichen Dingen verdrängten. Der historischen Forschung unser Verfassers gelingt es, dem Leser behäuflich zu sein, das Künstliche, durch Alter starr und furchtbar gewordene Gewebe der Lüge zu zerreißen und sich wieder der Religion der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung zuzuwenden. Daß bisher die Geschichte der Kirche wenig zu solcher Absicht gedient, wird aus verschiedenen Ursachen erklärlich. Zuerst waren gewöhnlich unsere Kirchengeschichten in ihrer dunkeln Hülle nur den Gelehrten von Profession verständlich; der Weltmann fand darin keine Befriedigung in Absicht auf die ihn am meisten interessirenden Fragen. Einige Schriftsteller in diesem Fache glaubten wol, sich das Ansehen von Gründlichkeit zu geben, wenn sie Brocken aus alten, in todtten Sprachen geschriebenen Schriften aneinander reiheten, unbesorgt, ob solcher Mosaikarbeit ein Bild der alten Zeiten zu entnehmen sei. Ohne eigene selbständige Ansicht, ohne sich des Zwecks ihrer Untersuchung bewußt zu sein, oder, wenn es hoch kam, dem Interesse des Fortkommens und der Parteien dienend, nannten sie Geschichte, was ihnen im Rebel ihres schielenden Geistes als Vergangenheit vor sichwebte, oder wodurch sie die Unwissenden durch den Schein eines ehrwürdigen Alterthums blenden konnten. Einige waren Knechte des Bestehenden und zitterten vor der Gefahr, die in finsterner Tiefe vorgenommene Vermengung des Heiligen mit dem Unheiligen der Welt zu verrathen. Der Geschichtsschreiber aber, der den Urtheilspruch des Weltgerichts zu erschöpfen berufen ist, soll die Mänke, die Nachsicht und Lücke der falschen Mächte nicht fürchten, sondern im Dienste des Gottes der Wahrheit, des Lichtes und der Geistesfreiheit, ihren Feinden gegenüber, den Muth eines Helden betheiligen. Nur der Sklave fürchtet, die Gebrechen der Gewaltigen an den Tag zu bringen.

Wegen die Mängel, Fehler und Einseitigkeiten mehr als eines früheren Bearbeiters der Kirchengeschichte hat Hr. Schröder, von einem kräftigen, heißen Verstande geleitet, sich zu verwan-

den gewußt. Vertraut mit den alten Sprachen und mit den Kirchenvätern, hat er zugleich erkannt, daß eine dadurch erworbene Gelehrsamkeit nur ein Mittel, nicht der Zweck der Forschung, daß es unnütz und störend sei, den schwerfälligen, mit Schulkraut bedeckten Apparat, welchem die Kunde verfloßener Jahrhunderte entnommen wurde, dem lernbegierigen Leser ungeschäbert noch einmal vor Augen zu legen. Der Verf. erwirbt sich vielmehr gerade dadurch ein namhaftes Verdienst, daß er das aus den tiefen Schächten der Gelehrsamkeit gegrazbene Erz, von Schlacken gereinigt, als gebiegenes Metall zu Tage fördert. Wir kennen keine neuere Kirchengeschichte in unserer Sprache, welche so klar und allgemein verständlich, großentheils zum ersten Male das Verhältniß entwickelt und darstellt, in welches sich Konstantin, der sogenannte Große, zu der Kirche setzte, indem er sie zur Befestigung seiner Gewalttherrschaft brauchte. Der Verf. weist nach, daß Ausbildung und Bollendung des Despotismus der römischen Kaiser des 3. und 4. Jahrhunderts im genauesten Zusammenhang stand mit der Gestaltung der Kirche in jener Zeit. Diocletian, welcher zuerst, zum Schutz persönlicher Sicherheit der römischen Kaiser, dem Despotismus eine bestimmte Organisation gab, hatte die christliche Kirche verfolgt, weil diese „offenbar schon wie ein Staat im Staate sich betrug und eine für den Regenten bedenkliche Macht errungen hatte“ (S. 6). Konstantin vollendete die Organisation der kaiserlichen Alleinherrschaft. „Es war (S. 13 fg.) eine nach allen Seiten wohlabgewogene Despotie. Gleichwol fehlte dem Gebäude noch der Schlußstein, so lange die politischen Mittel, welche darauf berechnet waren, alle Gewalt in der Hand eines Einzigen zu vereinigen, nicht durch den Zauber einer religiösen Weihe besiegelt wurden. Eine solche Weihe kann keine unbeschränkte Herrschaft in die Länge enthalten. . . . Sämmtliche Beherrscher des heidnischen Roms bekleideten die höchste priesterliche Würde des Reichs. Aber dieser Zauber war längst abgenutzt, weil allmählig auch der große Haufe an Macht und Dasein der alten Götter zu zweifeln gelernt hatte. Konstantin füllte die hierdurch entstandene Lücke durch die christliche Religion aus.“ (Es kann wol nur die christliche Kirche gemeint sein.) „Die Art, wie er die Kirche im Staate einführte, die Stellung, die er selbst gegen sie einnahm, beweist, daß es seine wohlbewusste Absicht war, der von ihm begründeten despotischen Verfassung durch den neuen Glauben die letzte Weihe zu ertheilen und dieselbe dadurch für alle Zukunft zu sichern.“ Der Verf. sieht voraus, daß dieser Satz „vielen unerwartet, Andern anstößig scheinen möchte“; daher erklärt er sich näher, als sage er nicht: „daß Konstantin für seine Person darum das Christenthum annahm, weil er es für einen, seinen Zwecken dienlichen Aberglauben ansah“; der Kaiser habe vielmehr „die Wahrheit der kirchlichen Lehre im weitern oder engern Sinne anerkennen müssen“.

Wir achten die Vorsicht, mit welcher sich der Verf. über diese Angelegenheit ausdrückt, glauben jedoch insoweit ihm widersprechen zu müssen, daß nach unserer Überzeugung Konstantin unumgänglich von der Wahrheit der christlichen Religion durchdrungen sein konnte, wenn er in ihr eine Weihe despotischer Verfassung suchte. Das einfache, wahrhaft heilige Christenthum berechtigt vielmehr zur Befreiung von despotischer Gewalt: es ist die Religion der Menschenliebe, also der Freiheit. Daher auch überall, wo das Christenthum zur Unterjochung der Geister, zur Unterwerfung unter blinde Willkür mißbraucht wurde, nicht von Religion, sondern nur von der Hierarchie die Rede sein kann. Nur unter diesem Vorbehalt können wir mit dem Verf. im Folgenden übereinstimmen (S. 15): „Wir zweifeln nicht, daß Konstantin an die Göttlichkeit des Christenthums glaubte. Allein es handelt sich hier nicht von seiner Ansicht als Privatmann, sondern von der Stellung, welche er der Kirche im Staate anwies, und von den Absichten, die er dabei hatte. Konstantin zeigte sich in allen politischen Verhältnissen als ein trefflicher Rechner, und wäre er dies auch nicht gewesen, so hätten ihn die Umstände dazu bestimmen müssen, die Kirche für

seine Zwecke zu benutzen. Während im Laufe der letzten drei Jahrhunderte alle Gewalten im römischen Reiche mehr und mehr verfielen und der Auflösung entgegenliefen, hatte allein die christliche Gesellschaft sich gehoben und die bischöfliche Macht war allmählig so gestiegen, daß sie den heidnischen Kaisern abwechselnd bald Furcht, bald Nachgiebigkeit abnöthigte. Was lag daher dem Begründer der neuen Staatsverfassung näher als der Gedanke, die Reihe christlichen Hohenpriestertums mit dem Glanze der heidnischen Kaiserkrone zu verbinden und durch Vereinigung kirchlicher und weltlicher Herrschaftsmittel seine und seiner Nachfolger unbeschränkte Gewalt für immer zu befestigen. Es ist gar kein Zweifel, daß dies Konstantin's Absicht war, als er das Christenthum zur Staatsreligion erhob. Der Verf. rechtfertigt diese Ansicht durch Zeugnisse des Eusebius, die von hoher Bedeutung sind. Konstantin war von dem Geiste der Hierarchie so durchdrungen, daß er sich der schmeichlichen Demuth, als Hülle der Herrschsucht, wohl zu bedienen wußte. „Er wollte, trotz seiner demüthigen Versicherungen, als ein Nachfolger Christi angesehen sein“ u. s. w. Wir können hier nur andeuten; in Absicht auf ausführlichere Darstellung müssen wir auf die Schröder'sche Schrift hinweisen, aus welcher der Leser genügend entnehmen wird, welche Folgen es für das Heil oder Unheil der menschlichen Gesellschaft hatte, als die christliche Kirche, bereits weit abgewichen vom ursprünglichen Christenthum, mit der öffentlichen Macht verbunden, dem moralischen Einflusse entfremdet, der Herrschsucht überantwortet und der Heiland gleichsam zum zweitenmale gekreuzigt wurde.

Nicht weniger eigenthümlich als die Darstellung des Verhältnisses Konstantin's zur Kirche ist in dieser „Kirchengeschichte“ die zusammenhängende Nachweisung der Intriguen, welche auf den Kirchenversammlungen ins Werk gesetzt wurden und den Grund legten zu dem Gebäude spitzfindiger Dogmatik und einer Kirchenverfassung, wodurch das einfache, auf Heiligung der Seelen und Reinheit der Sitten gerichtete Christenthum entstellt und in eine gefesselte Knecht der Geistes Tyrannie verwandelt wurde.

In Beziehung auf die dogmatischen Kämpfe, welche die Kirchenversammlungen des 4. Jahrhunderts charakterisiren, enthält der Verf. mit Scharfsinn, nicht selten mit einer Art Inspiration, jene nichts weniger als heiligen Motive, wodurch die Concilienhelden bestimmt wurden, eine oder die andere Lehre von unbegreiflichen Dingen zu vertheidigen und die Gegner derselben zu verdammen. Es waren persönliche Leidenschaften, Haß, Rache und vor Allem das Gelüsten nach einträglichen Metropolitankatzen, nach dem Vorrang in denselben, denen zu gefallen, im Namen unsers Herrn Jesu Christi, einmal der Sohn dem Vater gleich, ein andrer Mal der Vater mehr denn der Sohn sein sollte. Je nach dem wechselnden Siege der Parteien wurde bald das eine, bald das andere Dogma für Bürgschaft der Seligkeit oder der Verdammniß erklärt. Und als die Leute müde wurden, über das Homousion zu streiten, mußte das unerforschliche Verhältniß des heiligen Geistes den Vorwand geben, unter welchem die Kirchenväter sich das Recht nahmen, diejenigen Bischöfe für Ketzer zu erklären, nach deren Stellen den Parteiführern gelästete. Darum wurde die Brandfackel in die christlichen Gemeinden geworfen. Überdenkt man unsers Verf. pragmatische Darstellung jener unseligen Streitigkeiten, so wird man entrüstet über die Heuchelei, die den Aberglauben zur Befriedigung päpstlicher Leidenschaften in ein undurchdringliches System brachte; man wird nicht weniger entsetzt über die Erbärmlichkeit der Menschen (der Großen wie des gemeinen Volks), die sich von solcher Heuchelei bethören ließen. Dies war wenigstens unser Gefühl bei dem Studium des lehrreichen Buchs. Andere mögen sich die Darstellung des Verf. anders deuten. Wer weiß? Sein Scharfsinn in Aufdeckung eigennütziger Beweggründe wird ihm vielleicht als Zeichen eines kalten, lieblosen Herzens ausgelegt. Wenigstens gibt es Leute, denen diejenigen Herzen lieber sind, welche den Heuchlern glau-

ben und sie als Gottesgebene verehren. Wir unsererseits aber halten uns zu der Überzeugung berechtigt, daß Enthüllung des Betrugs überall eine moralische Handlung, also ein sicheres Zeichen eines wahrhaft guten Herzens sei und daß dieses keineswegs einen schwachen Kopf voraussetze.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Schröder'schen Werks sind die Charaktereigenschaften vieler Kirchenväter, sowie endlich der strenge Zusammenhang in Entwicklung der Begebenheiten, welche den entscheidendsten Einfluß auf den Zustand und auf die lange unwiderstehlich ausgeübte Macht der Kirche hatten. Aus jenen Schilderungen, um ein für neuere Zeiten auffallendes Beispiel zu wählen, wird der Leser sich unter Anderm über den Charakter des heiligen Athanasius, dieses Helden des H. Geistes, ausklären und dabei Gelegenheit haben, auf die neuesten Tendenzen der Hierarchie das nöthige Licht zu werfen. Auf diese Andeutungen müssen wir uns beschränken, und zu rechtfertigen, warum wir, in Bezug auf Ereignisse unserer Tage, dem Werke des Hrn. Schröder eine beachtenswerthe Bedeutung zuschreiben und ihm unter allen Classen verständiger jüngerer Zeitgenossen aufmerksame Leser wünschen.

17.

N o t i z.

Hat denn schon Jemand über den eigentlichen Ursprung des französischen Wortes ridicule, Arbeitsbeutel, sich ausgesprochen? Es wäre in der That ridicul, wäre wirklich, ohne einen Wortverderb, das französische Wort ridicule (lächerlich) ursprünglich auch für die Bezeichnung eines Arbeitsbeutels benutzt und jenes, aus dem Lateinischen entlehnte Wort mit seiner ursprünglichen Bedeutung: lächerlich, nun auch so ohne Weiteres auf diesen Gegenstand, nämlich den Arbeitsbeutel, übertragen worden. Die Etymologie hilft uns hierbei aus der Ungewißheit und die lateinische Sprache selbst gibt uns den Schlüssel zur Erklärung in die Hand. Das französische Wort ridicule (Arbeitsbeutel) ist nämlich nichts Anderes, als das verderbte lateinische Wort reticulum (b. i. Netz, netzförmiger Beutel), das auch sonst weiter nicht verderbt in der französischen Sprache in dem Worte réticulaire, netzförmig, sich findet. Das Wort ridicule (Arbeitsbeutel) hat nun die französische Sprache auf ihre Art entlehnt, indem sie das lateinische Wort auf eine allerdings lächerliche Weise verderbt und so sich aneignete. Es ist oft mit Vergleichen in der That gar komisch. So z. B. haben die Italiener aus dem Berge Hymettos (Ἵμηττός) einen — Harrenberg gemacht, indem sie denselben, jedenfalls nur nach dem Gehör, monte matto genannt haben und die Griechen und Türken haben nun wieder ihrerseits diesen Irrthum aufgenommen und Erstere den gedachten Berg Τρελλό-βουνον, Letztere Dellibag genannt. Ich glaube, eine gleiche Verstümmelung hat eine andere Sprache, und eine ähnliche ein anderer Gegenstand nicht aufzuweisen.

25.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus einer Kleinen Stadt.

Erzählt
von

Frau von W.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brodhaus.

Donnerstag,

Nr. 27.

27. Januar 1842.

Gefängnisverbesserung.

(Bechluss aus Nr. 26.)

Auf diese Erfahrungen fußend, spricht sich der norwegische Bericht, nachdem er das Ungenügende aller, die bessern Missethäter vererbenden und die schlechtern mindestens nicht besser machenden Classentheilungsversuche *) dargestellt hat, über das vereinzelnbe pennsylvanische System also aus:

Das pennsylvanische System bietet allen Gefangenen Gleichheit der äußern Zustände, es findet aber bei demselben in weit geringerem Maße als im auburnschen Statt, daß das eigentliche Strafmaß in diesen äußern Zuständen liegt. Sie sind nur das Vehikel der wahren Strafe, die aus dem Innern des Verbrechens, aus seinem Gewissen entspringt. Daher kommt denn seine, bei jeder andern Strafweise unerreichbare Eigenschaft, daß, gleichwie die Strafe das Verbrechen und die Sünde in ihrer inneren Wurzel angreift, sie auch auf ähnliche Weise die Intensität ihrer Einwirkung und die Stärke des Leidens, ohne eine, vielfachen menschlichen Irrthümern und Mißgriffen ausgesetzte Mitwirkung, genau nach der Strafschuld des Verbrechens abmisst,

*) Über die mit wenigen Ausnahmen in allen unsern deutschen Strafanstalten noch herrschende unsichere Classenabtheilung, die meist nur auf dem Papiere und dem Rockärmel besteht, äußert sich der erfahrene, gefängnisfundige Staatsmann, A. v. Rocqueville, in einem schon vor zwei Jahren der französischen Deputirtenkammer abgefasteten Berichte also: „Was die Classifikationen betrifft, so hat sich deren Unzulänglichkeit, um der wechselseitigen Verderbnis der Gefangenen vorzubeugen, hinlänglich erwiesen. Über diesen Punkt sind alle Männer, welche die Gefängnisse aus näherer Anschauung kennen, einverstanden. Menschen von gleicher Sittenlosigkeit zusammenwerfen, dies heißt schon wünschen, daß jeder von ihnen mit der Zeit schlechter werde, als er war; aber noch mehr, es ist unmöglich zu bestimmen, welche die Verbrecher sind, deren Sittenlosigkeit gleich ist, denn es gibt kein äußeres Zeichen, den Grad von Verderbnis eines Beschuldigten, oder die demselben zu Gebote stehenden Mittel, seine Laster Andern mitzutheilen, nur mit einiger Gewisheit zu bestimmen. Die strafbare Handlung, welche ihm zur Last gelegt wird, gibt über diesen Punkt nur wenig Licht. Der Minister des Innern hatte 1838 bei allen Directoren der großen Strafhäuser die Anfrage gemacht, ob ihnen unter den Gefangenen, die sie unter ihrer Aufsicht hätten, die schweren Verbrecher verdorbener schienen, als die wegen geringerer Vergehen Verurtheilten? Fast alle antworteten, daß der Unterschied zwischen diesen beiden Kategorien äußerst klein und in allen Fällen eher zu Gunsten der schweren Verbrecher wäre.“ Möller in dem unter Nr. 2 angeführten Buche S. 53 fg.

und zwar nicht nach der legalen, sondern, was praktisch vorzuziehen sein dürfte, nach der sittlichen Schuld. Es ist insbesondere der unvermeidliche und unablässige Seelenkampf und die Selbstqual, der nagende Schmerz des Gewissens und der Reue, der das Kleinsein und die Einsamkeit der Vereinzelnung zu einer so furchtbaren Strafe macht. Je größer die Schuld des Missethätters, je tiefer und eingewurzelter die Sünde in ihm ist, desto heftiger wird der Kampf in seinem Innern und der Gewissensabiss sein. Andererseits wird er, je größer die Geistesgaben sind, mit denen Natur und Erfahrung ihn ausgerüstet haben, die ihn vor dem Fallen hätten schützen sollen und durch deren Mißbrauch er also eine um so größere Schuld auf sich geladen hat, Stoff zu einer desto bitterern Selbstqual in seinem Innern finden. Es ist eine Thatsache, daß die Strafe der Vereinzelnung verhältnismäßig am einbringlichsten auf geistvolle und begabte Menschen wirkt. Ebenso wenig als Mangel an Gefühl, Stumpfsinn und Trägheit, den rohen und einfältigen Verbrecher zu schüden vermögen, können Sophismen oder natürliche Reichtum den aufgeklärten oder gebildeten Missethäter von dem verschuldeten Leiden erretten. Dieses packt ihn auf ganz verschleierte Weise und in mannichfacher Abkufung, je nach der Gemüthsart des Verbrechens, der sich aber, wenn die Strafbauer nicht allzu kurz ist, der Geduldung des ganzen, ihm zugemessenen Leidens nicht entziehen kann. Ist aber einmal der innere Seelenkampf ausgebrochen, hat erst das Gewissen gesiegt, ist wahrhafte, durch religiösen Trost gemilderte Reue eingetreten, dann hat die Vereinzelnung sogleich ihren furchtbaren Charakter verloren. Von da an wird sie dem Missethäter zu einer strengen, aber nicht grausamen Prüfung, wohl geeignet, seinen sittlichen Fortschritt zu befördern, gute Vorsätze für die Zukunft in ihm hervorzurufen und gebelhen zu machen, nicht minder wird sich aber in dieser Prüfungszeit die Tiefe des Schmerzes nach seiner sittlichen Schuld abkufen.

Aus welchem höhern Gesichtspunkte das pennsylvanische System auch betrachtet werden mag, die Commission findet, daß es vor der auburnschen wie vor jeder andern Strafweise verschiedene Vorzüge besitzt. Die mancherlei Anschuldigungen, welche Vorurtheil und Einseitigkeit früher gegen das pennsylvanische System vorgebracht haben, wie z. B. seine Untauglichkeit für Erlösung sittlicher Besserung, sein nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit, glauben wir im Vorhergehenden bereits hinlänglich widerlegt zu haben. Auch die gegen dasselbe hinworfene erhabene Beschuldigung der Grausamkeit und Unmenschlichkeit muß die Commission für völlig ungegründet halten. Die Hauszucht, die für alle leiblichen Bedürfnisse der Sträflinge vorzichtig sorgt und ihnen gleichmäßig die geistige Unterstüßung gewährt, deren ihre Schwäche bedarf, kann doch wol nicht grausam genannt werden, weil sie nach dem Fingerspiege der Borschung gleichzeitig das Strafmaß und das geistige Läuterungsmittel in den sittlichen Leiden zu finden glaubt, die aus dem Gewissen, dem innersten Regulator der Sittlichkeit, entspringen? Wollte man hiergegen einwenden, diese

Strafart sei streng, so hat man allerdings Recht; dies ist es ja aber gerade, was sie sein soll. Schon lange genug hat man Versuche mit kleinen Änderungen und Modifikationen, den Früchten einer misverstandenen Philanthropie, angestellt. Die verschiedenen früher angeführten Änderungen und Vermischungen des auburnschen und des pennsylvanischen Systems sind nur halbe Maßregeln, ungeeignet ein ganzes Resultat zu erwirken; ja, das auburnsche System ist selbst eine solche halbe Maßregel, ein Stehenbleiben auf der Mitte des Weges. Schon längst hat man die Schlechtigkeit des Bestehenden eingesehen und empfunden, ja, man hat diese sogar durchschaut und ihre Grundwurzel entdeckt, und dennoch zauderte man, abgelehrt durch die Größe und Keuchtheit der Unternehmung, die Wurzel völlig herauszureißen. Daher die vielen Palliativmittelchen, deren Unzulänglichkeit jetzt mehr und mehr eingesehen wird.

Sämmtliche Mitglieder der Commission haben nach der reiflichsten Überlegung die feste Überzeugung gewonnen, daß eine Zucht, die in allem Wesentlichen mit der philadelphischen übereinstimmt, das einzige Mittel sei, wodurch die Gefängnisstrafe geeignet gemacht werden könne, ihren doppelten Zweck, Strafe und Besserung, zu erreichen und ihren Platz als das vorzüglichste und wirksamste aller Strafmittel zu behaupten. Ja, nach der Ansicht der Commission hat die Idee, auf der das pennsylvanische System ruht, eine so ansprechende Einfachheit, eine so einleuchtende Klarheit, eine so schlagende Kraft, daß sie, gleich den vielen großen, nur durch mühsame Forschungen und zahlreiche Irrthümer ermittelten Wahrheiten, Jeden, der sie ganz begriffen hat, darüber staunen machen muß, daß sie so lange unentdeckt geblieben ist und erst so spät hat Anerkennung gewinnen können.

Die Commission trägt also kein Bedenken, sich bestimmt und unbedingt für die Meinung zu erklären, daß eine zweckmäßige Reform unsers Gefängniswesens nur auf das pennsylvanische System gebaut werden könne, und zwar auf das reine und ungemischte pennsylvanische System, indem jede Abart oder Modifikation desselben theils eine größere oder geringere Abweichung von dessen Hauptgrundsätze völliger Vereinzelung aller Gefangenen in sich schließt, theils aber auch die vom Systeme aufgestellte Regel verletzt, daß die äußern Zustände aller Gefangenen gleich sein sollen.

Langsamer noch als in Norwegen und den civilisirtesten Reichen Nordeuropas sind die Fortschritte zur Gefängnisverbesserung in Frankreich gewesen. Zwar besaß dieses große Land schon seit 1819 eine durch die Regierung gestiftete, im Sturme der Juliumwälzung untergegangene königliche Gefängnisgesellschaft. Nach dieser Zeit war es aber die öffentliche Meinung, welche, wie in England schon seit 1817, den Weg zum Bessern vorzeichnen mußte. Lange blieb auch die der neuen französischen Regierung von der allgemeinen Stimme aufgedrungene Sendung Beaumont's und Tocqueville's nach Nordamerika zur Untersuchung der dortigen Gefängnisse für Frankreich fast spurlos, bis selbst endlich nach einem Jahrfünft Dumes und Blouet eben dahin abordnete, deren trefflicher Bericht über ihre Mission stets vom größten Werthe bleiben wird.

Im nämlichen Jahre 1836 erließ die Regierung am 2. Oct. ein Gesetz über die Trennung der Gefangenen in den Haftgefängnissen (maisons d'arrêt), welche aber in den wenigsten Departements zur Ausführung gebracht wurde. Da sie sich mit diesem schwachen Versuche begnügte, ging ihr wieder die öffentliche Gesinnung in dem einzigen Punkte voran, in welchem das strenge französische peinliche Gesetzbuch dieser noch einigen Spielraum gelassen hatte. Nämlich theils durch die Stiftung

von Schutzvereinen für die entlassenen jugendlichen Verbrecher in Paris, Strassburg, Havre, theils durch die Einwirkung des pariser Vereins auf das für unerwachsene Sträflinge bestimmte Roquettegefängniß in Paris mit Einzelzellen, theils endlich durch die von dem verdienstvollen Dumes, nach dem Muster des hamburgischen Rettungshauses eingerichtete ländliche Ansiedelung der jungen Missethäter in Mettray bei Tours. Ja, es wurde sogar auf diese Weise in dem 500 jugendliche Missethäter zählenden Roquettegefängnisse, allmählig und Schritt vor Schritt, die ununterbrochene Vereinzelung bei Tage und bei Nacht (das sogenannte pennsylvanische System) mit dem besten Erfolge eingeführt. Nicht nur seit drei Jahren ohne allen Nachtheil für die vereinzelten Gefangenen, sondern auch, wie die gedruckten Berichte des pariser Polizeipräsidenten und die vor einigen Monaten angestellte Untersuchung des oben genannten Prof. David aus Kopenhagen darthun, ohne daß der ihnen ertheilte Elementarunterricht im geringsten durch die Vereinzelung gelitten hätte, ja, selbst ohne Verminderung des Arbeitserwerbes der Gefangenen, wie aus den verschiedenen Schriften des Arbeitsunternehmers, Hrn. Guillot in Paris, des Erfinders der Zellenwagen für den vereinzelnden Transport von Gefangenen, mit Zahlen belegt ist.

Da ermannte sich endlich auch die bis dahin noch schwankende Regierung. Am 6. April 1839 wurde durch dieselbe die alleinige Beaufsichtigung der weiblichen Gefangenen durch Wärterinnen ihres Geschlechtes angeordnet und allmählig mit dem besten Erfolge barmherzigen Schwestern untergeben. Am 10. Mai des nämlichen Jahres wurden in den großen Zuchthäusern die Leibesstrafen abgeschafft, der Gebrauch des Tabaks untersagt, die Schenke für verkäufliche Lebensmittel sehr eingeschränkt und das Schweigsystem eingeführt. Bald erkannte dieselbe aber das Unzureichende und die Halbheit dieser letzten Maßregel und ging bei ihrem Gesetzentwurf vom 9. Mai des folgenden Jahres (1840) an die Kammern zur ununterbrochenen Vereinzelung über. Mit um so größerem Rechte, da die zur Prüfung dieses Vorschlages von der Deputirtenkammer niedergesetzte Commission anerkannte, „daß das Schweigsystem ohne körperliche Züchtigungen, und in einem so großen Lande wie Frankreich angewandt, von dem jetzigen Gefängnisssysteme nicht beträchtlich genug verschieden wäre und keine hinlänglichen Resultate erwarten lasse“. (Nöllner a. a. D. S. 66.)

Es enthält dieser Gesetzentwurf aber die Vorschläge zur Abschaffung der Galerenhöfe und zur vereinzelnden Einsperrung ihrer Bewohner bei Tage und bei Nacht, die Einführung des nämlichen Systems in den neu zu erbauenden großen Zuchthäusern des Staates und Umbau oder gehörige Einrichtung aller Departementalgefängnisse nach den Bedingungen der Regel der beständigen Vereinzelung. Von den letztgenannten, alle Untersuchungsgefängene, sowie die bis zu einem Jahre verurtheilten. Correctionnaire enthaltenden Gefangenhäusern, welche beihielten die Mehrtheit aller Gefangenen des Landes in sich aufzunehmen, wird aber in dem Bericht der Commission mit Rechte Folgendes gesagt:

Man muß eingestehen, daß es die Departements gewesen sind, welche diese Reform zuerst vorgenommen haben. Die Centralverwaltung hat sich erst später erklärt. Jetzt wird dieselbe Reform in den Departements mit Thätigkeit betrieben. Seit wenigen Jahren haben verschiedene Orte Genehmigung nachgesucht oder dieselbe erhalten, die rund dreißig Gefängnisse mit Einzelzellen zu erbauen, und die meisten dieser Gefängnisse sind in der Ausführung oder vollendet. Das Departement der Seine (Paris) macht Anstalten, Einzelzellen für 1200 Gefangene einzurichten; der Bauanschlag beläuft sich auf 3,500,000 Francs. (Nölnner S. 132 fg.)

Auch ist die Regierung soeben dem schönen Wettstreit der Departements durch den oben angeführten Atlas von 25 Tafeln mit Mustern für Gefängnisbauten von 8 bis zu 96 Einzelzellen durch drei ihrer geschicktesten Baumeister, sowie durch allgemeine Vorschriften für diese Bauten zu Hülfe gekommen. Es bleibt also nur noch übrig, daß die Kammern, welche sich in den J. 1840 und 1841 durch politische Aufregung und durch die Kosten der Kriegsrüstungen hatten abhalten lassen, den von ihrer Commission wesentlich verbesserten Gesetzesvorschlag der Regierung in Erwägung zu ziehen, diesen in ihrer gegenwärtigen Sitzung endlich zum Gesetze erheben. Wir wollen zum sittlichen Heile unserer westlichen Nachbarn wünschen, daß dieses geschehe, denn sie sind darauf vollständig vorbereitet und alle Einsichtsvollen unter ihnen hoffen darauf. Wir Deutsche aber haben zu eilen, daß nicht auch Frankreich, wie Großbritannien und Scandinavien, und in der schönen Laufbahn der Gefängnisreform vorauskommen, welche der jüngst gekrönte hochgefinnte Fürst unsers Vaterlandes gleich beim Antritte seiner Regierung unter die Zielpunkte seiner edeln Bestrebungen mit aufgenommen hat, und daß man von Deutschland mit einem scharfsichtigen und verdienten Gefängnisfundigen des Auslandes (Ducpétiaux, Generalinspector der belgischen Gefängnisse) nicht länger sagen dürfe und könne: „en Allemagne la réforme pénitentiaire n'est encore guère sortie du champ de la discussion“. 26.

Schärfe gegen das Übersehn. Wir haben wirklich, wie er bemerkt, durch dies Chamäleonstalent von den größten Genies aller Völker nicht Dasjenige, was sie groß machte, das Menschliche, sondern Das, was an ihnen Beschränkung war, das Griechische, Römische, Englische, Spanische gelernt und lassen in ihren Tungen, als ob die Poesie eine Art der Geographie wäre. Mit Ernst spricht der Verf. ferner über die Kritik; er sagt, die Kritik bediene sich dreier schlechten Wege: erstens des gänzlichen Stillstehens; zweitens des Unterschiedens falscher Absichten und des Verdrehens; drittens des scheinbar billigen Zusammenstellens mit dem Mittelmäßigen. Das Grundprincip aller Kritik sollte aber und müßte die Liebe sein, weil nichts so scharfsichtig macht als diese. Mit wahrer Energie wendet sich der Verf. an die strebende Jugend und sagt ihr, sie solle sich nicht durch das falsch verstandene Wort vom Mittelwege verführen lassen. Der Mittelweg führt nirgend hin, am wenigsten zum Wahren, Guten und Schönen. Jeder bleibe sich selbst treu und schließe richtig fort, so muß sich zuletzt Allen, dort, wo sie sich begegnen, das Eine, Rechte ergeben. Nicht ohne Grund ist endlich der Vorwurf, der in der Behauptung liegt, daß man, um einen deutschen Dichter zu verstehen, nur gelesen, gedacht und geträumt zu haben braucht, daß aber ein englischer oder französischer Schriftsteller nur von Dem verstanden wird, der gelebt hat.

Der zweite Haupttheil dieser „Lebensblätter“ enthält „Drei Tage aus dem Leben eines Einsamen“, worin viel Poesie, viel Gemüthlichkeit, einige Schwärmerei und ein klein wenig Eiterturgespräch vorkommt. Wer gerade in einer sanften, lyrischen Stimmung ist, der liest das gewiß gern: am ersten Tage poetisches Stillleben; am zweiten die Gebirgsreise; am dritten Theodor's Explosivsterandacht. Zu diesem zweiten Haupttheile der „Lebensblätter“ gehört als ein Anhang: „Blätter aus dem Tagebuche des Einsamen“, worin über Wissenschaft, Kunst und Leben Aphorismen mitgetheilt werden, von denen die meisten scharf und treffend sind.

Da Ref. in dem vorliegenden Buche so manches Vortreffliche und Alles so durchaus ehrenwerth in Gesinnung und Streben gefunden hat, so ist es ihm doppelt leid, mit der Bemerkung schließen zu müssen, daß dies Buch seiner Form nach in die Classe derer gehört, die nicht entstanden, organisch erwachsen, sondern die nur zusammengestellt, oder gemacht sind. Eine rechte Einheit, einen bestimmten Mittelpunkt hat das kleine Werk nicht.

11.

Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie. Von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Lebensblätter. Wien, Stockhölzer v. Hirschfeld. 1841. Gr. 12. 1 Thlr 10 Ngr.

Das vorliegende Bändchen zerfällt in zwei Haupttheile. In dem ersten kommen die bedeutendsten Gegenstände aus dem Leben der Gegenwart zur Sprache. Der Verf. trifft mit diesem, was er sagt, entschieden das Rechte. Er klagt darüber, daß die großen Männer, so lange sie leben, von uns Deutschen immer nicht verstanden werden, und zwar aus dem Grunde, weil wir uns selbst und das Leben nicht verstehen. So haben denn heutzutage auch nur Wenige ihre eigenen Gedanken; man bedient sich fertiger, mit dem Stempel des Herkommens ausgeprägter Worte, bei welchen man sich gar nichts, oder doch etwas Confuses denkt. Die Poeten von heute, sagt unser Verf., wollen in ihren Werken Alles, ja, wenn es möglich wäre, noch mehr als Alles; ein Drama, ein Roman, eine Novelle, ein Gedicht soll eine ganze Lebensansicht aussprechen, soll Himmel und Erde, Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche und alles Andere in sich fassen, und so entstehen jene Monstra, die Alles sind, nur keine Gedichte; die nichts sind, weil sie mehr als Etwas vorstellen wollen. Ferner spricht der Verf. der „Lebensblätter“ mit Wahrheit und nicht ohne

Die Menschenopfer bei den Rhonds.

In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft, welche am 20. Nov. 1841 zu London gehalten wurde, verlas der Secretair einen merkwürdigen Bericht des Lieutenant Macpherson über die religiösen Gebräuche und die grausamen Menschenopfer der Rhonds, welche eine wilde Race von Gebirgsbewohnern sind und zwischen den Präsidentschaften von Bengalen und Madras die höher gelegenen Kreise der Landschaft Sumoor inne haben. Sie stammen von jenen Stämmen der Urbewohner ab, welche vor der Emigration der Stämme, die vom Nordwesten her den Brahminismus und die Sanskritsprache nach Indien brachten, das Land bewohnt haben. Noch zwei andere Stämme, die Koles und die Sourahs, wohnen dort, aber das höchstgelegene und ausgedehnteste Territorium ist im unbefristeten Besitze der Rhonds. Sie haben keine Götzenbilder, aber auch keine moralischen Verpflichtungen gegen ihre Götter. Wie viele andere Stämme, welche sich im Zustande der niedrigsten Gesittung befinden, betrachten auch die Rhonds ihren höchsten Gott als ein böses, mißgünstiges Wesen, das nur durch grausame Opfer günstig gestimmt werden kann. Die untergeordneten Gottheiten dagegen begnügen sich mit der bloßen Anbetung oder der Darbringung von Thieropfern. Sonne und Mond werden mit bloßen Verbengungen geehrt; der Gott des Kriegs durch Opfer von Schafen, Hirschen, Geflügel günstig gestimmt; der Jagah

Pennu, oder der Gott der Kinderblattern, durch das Blut von Hirschen; aber der Gott der Erde, ihr oberster Gott, kann nur durch Menschenblut versöhnt werden. Dieser Gott heisst Bera Pennu, ordnet die Jahreszeiten, sendet den Regen und macht die Erde fruchtbar. Somit hängt von seinem Wohlwollen auch die Gesundheit der Menschen und das Gedeihen der Veeiden ab; dies Wohlwollen wird aber nur durch häufiges Vergießen von Menschenblut erworben. Das Opfer muß zur Saatzeit dargebracht werden, jedes Landgut, welches zu der Gemeinde gehört, die Kosten für die Anschaffung eines geeigneten Subjekts mittragen und für jedes Hauptproduct, z. B. Reis, Quecenne, Senf u. s. w. ein separates Opfer dargebracht werden. Diese Blutopfer werden zur Zeit der Ernte wiederholt; auch ist es nöthig, daß sogar zwischen diesen Epochen einige Opfer stattfinden, damit der Bera Pennu in seiner Aufmerksamkeit nicht ermatte. Daher wird eine größere Zahl von Opfern dargebracht, wenn die Aussichten ungünstig sind, als wenn die Jahreszeit sich gut anläßt. Während der heißen Jahreszeit, wo die Ackerbaugeschäfte so gut wie ruhen, werden keine Opfer dargebracht; dagegen wol, wenn eine Seuche grassirt, wenn eine Krankheit unter dem Viehstande ausbricht, wenn die Verwundungen der Tiger ungewöhnlich häufig werden, wenn irgend ein Unglück den Priester oder seine Familie trifft, oder wenn der Priester nur erklärt, daß Bera Pennu es so haben wolle. Die Opfer, welche Merias genannt werden, erhält man durch Kauf von den Penwas, einer Hindurasse, welche sie wiederum von den ärmsten Classen in den Ebenen erhält, entweder durch Diebstahl oder durch Kauf um einen geringen Preis, als die Rhonds zu geben pflegen. Der Meria muß, will man anders die Gottheit nicht beleidigen, um einen Preis erkanden werden. Mit verbundenen Augen wird der Meria zu den Gebirgsbewohnern gebracht, im Hause des Priesters einquartiert, gefesselt, wenn er erwachsen, in vollkommener Freiheit, wenn er noch Kind ist. Man betrachtet ihn in allen Fällen als ein geheiligtes Wesen und erlaubt ihm zuweilen sogar zu heirathen und ein Stück Land zu bebauen. Wenn ein Opfer stattfinden soll, so versammelt sich das Volk in Masse und verbringt drei Tage in Schmauserei, Trunkenheit, Streik und Unzüchtigkeit. Am zweiten Morgen wird das Opfer gewaschen, in ein neues Gewand gekleidet und in feierlicher Procession, unter Musik und Tanz, in einen heiligen Hain gebracht und dort an einen Pfahl gebunden, mit Öl u. s. w. gesalbt und mit Blumen geschmückt. Während dieses zweiten Tages verehrt man ihn mit großer Feierlichkeit und die kleinste Reliquie von ihm oder von dem Curumeiteige, womit er beschmiert ist, gilt fortan als ein schätzbarer Besitz. Am dritten Morgen werden die brutalen Orgien, die aus Abspannung während der Nacht nachgelassen hatten, lärmvoll erneuert und bis zum Mittage fortgesetzt. Dann kann das scheußliche Opfer vollbracht werden. Auf eine barbarische Weise zerbricht man an verschiedenen Stellen die Krone und Beine des Meria, um ihm an dem Opfersorte selbst, wo er als ein freiwilliges ungefestelltes Opfer erscheinen muß, jeden Widerstand unmöglich zu machen. Nun wird er nach der verhängnisvollen Stelle gebracht, welche, zuweilen zufällig, eine Kluft in die Erde hineinbildet, durch welche, wie man annimmt, den Gott seine Gegenwart kundthut. Ein von einem Baume abgerissener Ast wird sodann über seine Kehle oder seine Brust gelegt und so lange mit Stricken angezogen, bis das unglückliche Opfer verhaucht hat. Die Versammelten stürzen sofort mit den Worten: „Wir haben dich um einen Preis erkaufte!“ auf den Leichnam, reißen ihm das Fleisch von den Knochen und bringen jeder ein blutiges Stück nach ihrem Besitztume heim. Die Bewohner des Dorfes, welches das Opfer dargebracht hat, verhalten sich hierauf drei Tage lang stumm und verkehren nur durch Zeichen miteinander. Dann wird ein Büffel geopfert und alle Zungen sind gelöst. Die Zahl der jährlichen Opfer ist nicht bekannt; aber in dem

Thale von Borogucha, ungefähr zwei Meilen lang und drei Viertel Meilen breit, entdeckten die Begleiter des Lieutenant Macpherson, welcher jene Localität erforschte und ausmaß, sieben Opfer, deren Leiden beschaffen war. Die Rhonds drabsichtigten; das schreckliche Opfer gleich nach der Abreise der Reisegesellschaft zu vollbringen. Man erzählt, daß Lord Macpherson's Verwaltung sich mit großem Eifer bemüht, der Ausübung dieses schändlichen Gebrauches ein Ziel zu setzen, und daß Lieutenant Macpherson zu diesem Zwecke abermals nach dem Gebiete der Rhonds entsendet worden ist. 5.

Aus Italien.

Ein sehr gut gemeintes Buch: „Un curato di campagna. Schizzi morali del dottor Carlo Ravizza“ (Mailand 1841), das die mildheimliche Humanität auf den Horizont der Brianza übertragen beabsichtigt, findet bei italienischen Beurtheilern zwar eine sehr anerkennende Aufnahme, doch meinen sie, daß seine Wirksamkeit eine sehr problematische bleibe, weil selbst der einfachsten Fassungskraft einleuchte, daß jede Thätigkeit, die aus der eigentlichen Sphäre ihrer Wirksamkeit heranstreite, dem Zufall anheimgelassen sei. Wäre der Dorfgeistliche auf das geistige Element der Bildung seiner Gemeinde und auf die Erweckung des kritisch-religiösen Sinnes angewiesen, so werde des Übrigen genug ihm zufallen, wenn er darin seinem Berufe genüge; und zu vielfach sei im alten Europa die Verwickelung und der notwendige Conflict der Lebensverhältnisse, als daß an eine paraguayische Bevormundung, auch im edelsten Sinne, hier zu denken wäre. Vielleicht wagte man hier nicht auszusprechen, was doch im Hintergrunde dieser Beurtheilung liegt, daß, wer glücklich und selig werden will, es durch eigenen Willen und nach eigener Überzeugung werden muß; und daß geistiges Wohlfühlen ebenso wenig durch fremde Vermittelung erreicht werden könne als Leibliches. Wer gesund werden will, darf nicht hoffen, daß er durch einen Andern sein Podagra u. s. l. loswerden könne.

Mit der Kirche Sta. Croce zu Florenz hängt die Kapelle Rinuccini zusammen, die von den Reisenden bei dem Reichthum ansehender Denkmäler und selbst von den Topographen vernachlässigt worden ist, die wie G. Höpfer der mittelalterlichen Malerei besondere Sorgfalt zugewandt haben. Die Kapelle ward um 1300 von Lapo di Rinuccino II. begründet, und nach der florentiner Tradition stammten die geschichtlichen Bilder darin von Taddeo Gaddi her (von dem die größten Werke meist uns verloren sind), nach dem Urtheile deutscher Kunstfreunde aus der Schule der Gaddi. Diese Streitfrage der Entscheidung näher zu bringen, kann das Werk eines florentiners Ajazzi dienen, der unter dem Titel „Capella Rinuccini in Sa. Croce di Firenze“ genauere Angaben über sie herauszugeben im Begriff steht. Das Beste dabei dürften die Umrisszeichnungen von Paolo Lavinio nach Goggini'schen Zeichnungen sein, da die in italienischen Blättern bekannt gemachten Proben des Textes auch über die mit der Kapelle zusammenhängenden geschichtlichen Ereignisse leider mehr Phrasen als bestehende Angaben versprechen. Für die Nichtflorentiner kann dieses Werk dienen, um die Unsicherheit in den Notizen endlich zu beseitigen, die noch in vielen Werken besteht. Bekanntlich finden sich in der Kapelle Baroncelli in Sta. Croce Darstellungen aus dem Leben der Maria, die man Taddeo Gaddi zuschreibt; in der Kapelle Rinuccini Darstellungen aus dem Leben der Madonna und der heiligen Magdalena. Diese letztern findet man in Ajazzi's Werke. Herr Reich. Wiffert hat im fünfsten Hefte des „Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo“ eine vorläufige Ankündigung gegeben, die jedoch so vag und undeutend gehalten ist, daß hoffentlich das versprochene Werk, welches er anpreist, seine Worte vielfach beschämt. 27.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 28.

28. Januar 1842.

Johann Heinrich Merck's ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmal herausgegeben von Adolf Stahr. Mit Merck's Bildnisse. Oldenburg, Schulze. 1840. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

So wenig man der vorherrschenden Richtung unserer Literatur eine bereitwillige Anerkennung bedeutender Vergangenheit nachrühmen mag, so wenig darf man andererseits verkennen, daß die vielfachen Beiträge, welche zur Aufhellung jenes denkwürdigen Abschnitts der deutschen Literaturgeschichte — der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts — die jüngste Gegenwart uns lieferte und welche der Farbe einer bewußten Pietät fast nie entbehren, ein charakteristisches Moment für die Beurtheilung der jetzigen Literaturperiode überhaupt abgeben. Jene Pietät ist zwar in der Regel weniger offen von Denen an den Tag gelegt, welche solche Beiträge liefern; vielmehr haben wir es unter ihnen gemeist mit Gelehrten zu thun, welche die Verdienstlichkeit ihrer Thätigkeit nicht nach dem Werthe zu beurtheilen pflegen, den dieselbe in Betracht eines verwandtschaftlichen Bandes unter der großen deutschen Literaturfamilie haben könnte. Aber jene Pietät wird diesen Beiträgen meist in dem Stempel kritischen Raisonnements eingepreßt, der ihre Geltung für einen sehr großen Theil des „gebildeten“ Deutschlands bestimmt, und so bringen Darstellung und Kritik gemeinsam eine Wirkung hervor, welche durch ihre Dauer und Gleichmäßigkeit nicht minder als durch die ungewöhnliche Vereinigung an sich widerstrebender Elemente jenes charakteristische Moment zu bilden geeignet ist. Die Kritik, hier in seltenem Einverständnis verschiedenartiger Tendenzen, ehrt und pflegt erneuerte Beobachtungen über die Bahnen und Kreise der glänzenden Sterne unserer vergangenen Literaturperiode, während sie, und wiederum mit wenigen Ausnahmen jeden gegenwärtigen Einfluß der Constellationen dieser Himmelszeichen abweist, und noch viel entschuldener ihre Bezeichnung als Leitsterne der jüngeren Geschlechter desavouirt; und dieser Kritik steht eine Darstellung gegenüber, die oft mit besangener Einseitigkeit, fast stets in den untern Kreisen literarhistorischer Forschung sich bewegend, jene Innerlichkeit und Objectivität nicht kund gibt, welche, von einem allgemeinem Standpunkte aus, die Kritik ihr, wo nicht im Einzelnen, doch dem Complex ihrer Resultate beizulegen sucht.

In mehrfacher Beziehung anders verhält es sich mit dem vorliegenden Buche. Der literarische Charakter, den es darstellt, stand bisher in einer eigenthümlichen und ziemlich ungewissen Beleuchtung da: einige Worte Goethe's, höchstens noch einige kleinliche Notizen Böttiger's warfen seltsame Streiflichter auf das sehr unausgeführte Gemälde, ja, Vielen schwebte bei der Nennung dieses Namens wol nicht viel mehr vor als die Beziehung, in welche Goethe Merck's Handlungsweise mit der Rolle des Mephistopheles bringt: selbst die Skizze, die Wagner von ihm (in dem Vorworte zu seinem Briefwechsel) entwarf, konnte auch in dem kleinern Kreise, dem sie bekannt geworden sein mag, nicht sehr berichtend wirken. Dazu kam, daß dieses Nachurtheil um so mehr den Charakter eines Vorurtheils annehmen mußte, je weniger man von den Schriften des seltsamen Mannes — im günstigsten Falle galt er nur für einen solchen — eigene Kenntniß erlangen konnte, eine Anzahl Briefe abgerechnet, die beinahe selbst erst wieder Beleuchtung bedurften, statt Licht zu geben, und die noch dazu nicht sehr ins Publicum gedrungen zu sein scheinen. Unter diesen Umständen kann man es wol erklärlich finden, wenn Hr. Stahr sich mit aller Macht des Gegensatzes befließigt, wenn er versucht „das Bild des Mannes im Lichte der Liebe aufzustellen“, und dabei in eine panegyrische Darstellung — er verhehlt es selbst nicht — hier und da übergeht. In der That rechtfertigt sich dieses „Licht der Liebe“ vielfach durch Bezeichnung von Thatfachen, es entschuldigt sich anderwärts durch Theilnahme und Mitleid bei traurigen Verhängnissen des Schicksals, die über Merck hereinbrachen, und selbst da, wo es sich weder rechtfertigen noch entschuldigen läßt, ist wenigstens eine Entschädigung immer noch darin zu finden, daß zwei Drittheile des Buches Merck selbst, nicht Hrn. Stahr über ihn, zu uns reden lassen.

Hier ist also genug bewußter Pietät in der Darstellung selbst, und die Kritik — wenn es anders ihre Aufgabe ist, das mangelnde Gleichgewicht der Production zu ergänzen — hat diesmal vielmehr der Schattirung nachzu helfen, statt die Lichter zu erhöhen. Es versteht sich, daß dies Alles bloß von der ersten Abtheilung gelten kann, welche „Merck's Leben und Streben mit seinen Freunden“ schildert, während in der zweiten Abtheilung „Ausgewählte Schriften Merck's zur schönen Literatur und Kunst“ gesammelt sind.

In dieser ersten Abtheilung schreitet die biographische Darstellung nicht in chronologischer Weise, wie man sonst gewohnt ist, vorwärts, sondern verhält sich mehr in der Art, wie man bei statistischer Behandlung pflegt, in Schilderungen der Beziehungen Merck's zu einzelnen Personen und Objecten. Nur die ersten Jugend- und letzten Lebensjahre Merck's werden in ersterer Weise beschrieben, im Ubrigen aber sind folgende Rubriken gewählt: Merck und Herder — Goethe — Wieland, Merck's Verhältniß zu andern ausgezeichneten Zeitgenossen — zur Kunst und zu den Künstlern — zu den Naturwissenschaften. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Verfahren manche Vortheile für genauere Einsicht in die verschiedenen und doch concentrischen Beziehungen des vielseitig gebildeten Mannes gewährt und im vorliegenden Falle um so passender erscheinen mag, als, was namentlich die persönlichen Beziehungen anlangt, gerade in brieflichen oder sonstigen Äußerungen seiner Zeitgenossen eine Hauptquelle für seine Biographie zu finden war, deren Benutzung auf die erwähnte Art am füglichsten und sichersten geschieht. Allein den nicht zu verkennenden Uebelstand führt dies Verfahren mit sich, daß die verschiedenen Lebensperioden zu wenig auseinander gehalten werden können, oder daß, wo es geschieht, wir genöthigt sind, im Geiste so oft auf frühere Verhältnisse zurückzukehren und den biographischen Cursus gleichsam noch einmal durchzumachen, so oft wir eine neue Beziehung zu einem seiner Zeitgenossen kennen lernen.

Ein großer Theil dieser biographischen Darstellung ist nach Stoff und Form, wie nicht anders zu erwarten war, aus dem bereits veröffentlichten Briefwechsel, oder aus Aufträgen Merck's im „Merkur“, sowie aus Goethe's Äußerungen geschöpft, die er in seinen Werken verschiedener Orten, namentlich in „Wahrheit und Dichtung“ niedergelegt hat. Hierbei gebührt Hrn. Stahr das unbestreitbare Verdienst sorgfältiger Verbindung und Redaction dieser Auszüge, sowie die unbedingte Anerkennung sonstiger literarisch-historischer Studien, als deren Ergebnisse die mannichfachen sehr interessanten Bemerkungen und Betrachtungen über damalige Zustände und literarische Verhältnisse erscheinen. In Folge dieser letztern Beziehungen finden wir hier manche Mittheilung, die, streng genommen, in einer Biographie Merck's nicht zu vermuthen war, aber jedenfalls dankenswerth und wenigstens nicht ungeeignet placiert ist. So z. B. Goethe's Gedicht „Elysium an Uranien“, aus dem Briefwechsel Th. II. Vorzugsweise in Beziehung auf Goethe, dessen Verhältniß zu Merck überhaupt die hervorragendste Partie der Biographie bildet, sind aber auch mehrere Episoden angebracht, die um so mehr zu einer besondern Berücksichtigung sich eignen, als sie die negative Seite der schon oben erwähnten Pietät bilden. Hr. Stahr, bemüht, Merck nicht bloß in einem reinen, sondern auch in einem möglichst warmen Lichte zu zeigen, greift hier nicht selten sogar über die Grenzen der Biographie hinaus, als er auch da, wo er innerhalb der Grenzen seines Gegenstandes bleibt, wenigstens die subjective Stellung des Biographen bisweilen aus den Augen verliert. Ersteres ist namentlich der Fall, wo er von der im „Merkur“ erschie-

nenden Beurtheilung des „Sßg von Besichtigungen“ spricht, deren Goethe in der Selbstbiographie mißbilligend und un-muthig gedenkt. Ref. entsinnt sich, neuerlich schon diese Kritik und theilweise Antikritik als Gegenstand einer Discussion gefunden zu haben; Hr. Stahr verweist sich von neuem hierüber von S. 29 — 30 des vorliegenden Buches. Man weiß in der That nicht recht, wie man hier dazu kommt, noch überhaupt, wozu es frommen könne, jene antikritischen Worte Goethe's einer neuen Kritik unterworfen zu sehen. Goethe fand in jener Recension seines „Sßg“ ein „Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer“, und setzte hinzu: „wie mochte es erst im großen Publicum aussehen?“ Nun bemüht sich Hr. Stahr nachzuweisen, daß jene Recension auch viel Anerkennendes enthalte, und daß, wo sie tadelt, sie mit Recht tadelt, und im Einklange mit seiner eigenen Überzeugung, ja er führt noch eine große Stelle aus Hegel's Ästhetik an, wo einige derselben Punkte getadelt werden. Wir wollen annehmen, Hr. Stahr habe durchgängig Recht, um was sind wir damit gescheitert? um eine tiefere Kenntniß, richtigere Würdigung des „Sßg“? Zu dieser gelangen wir schwerlich auf dem historischen Wege des Durchgehens aller Recensionen, oder indem uns Hr. Stahr bei der Hand nimmt, an Hegel's Ästhetik vorbeiführt und beiläufig bemerkt: auch ich theile Hegel's Ansicht; — um eine nähere Kenntniß des Verhaltens der zeitgenössischen Kritik zu Goethe's Production? Gesezt, Hr. Stahr hätte die Sache wirklich in das rechte Licht gesetzt, so handelte es sich hier immer nur um eine Beurtheilung, um „ein Beispiel“ der dumpfen Sinnesart, von der Hr. Stahr nicht nachgewiesen hat, daß sie überhaupt nicht vorhanden gewesen sei. Es konnte ihm aber überhaupt auch ganz gleichgültig sein, inwieweit Goethe oder der Prof. Schmid, der Verfasser jener Recension, Recht hatten; es warf auf Merck, den Gegenstand seiner Biographie, kein Licht mehr oder keinen Schatten weniger, wenn er auch diese 10 Seiten gestrichen hätte: wozu so unvergolten den Apologeten eines Recensenten im „Deutschen Merkur“ gegen eine beiläufige Betadelung Goethe's spielen, wo das Interesse der Wahrheit ein so geringes und seine Erzielung so unsicher ist?

Aber nicht bloß über die objectiven Grenzen der Biographie, sondern auch über die subjective Stellung des Biographen geht Hr. Stahr bisweilen hinaus. An verschiedenen Stellen in „Wahrheit und Dichtung“ gedenkt Goethe seines Verhältnisses zu Merck in einer Weise, welche mehr oder minder eine Mißbilligung des Einflusses, den Merck auf ihn übte, oder des Urtheils, das er über ihn und seine Productionen fällte, bei aller Achtung vor Merck's geistiger Kraft zu erkennen gibt. Es geschieht dies namentlich in Bezug auf sein Verhältniß zu Charlotte und in Bezug auf „Clavigo“. Daß in beiderlei Hinsicht Hr. Stahr jene Urtheile Goethe's in Erwägung zog, daß er die Gründe untersuchte, aus welchen Merck so sich zu verhalten, Goethe so sich über dies Verhalten zu äußern veranlaßt sehen mochte, daß er als Ergebnis dieser Revision eine Ansicht über die richtigere Auffassungsweise des Einen oder des Andern aussprach: das Alles mochte in der Berechtigung des Bio-

graphen liegen, vorausgesetzt, daß wirklich ein Interesse vorhanden war, auf solche Einzelheiten einzugehen und so correctorisch gegen Urtheile zu verfahren, die keineswegs Merck's ganze Persönlichkeit, sondern wiederum nur einzelne Urtheile desselben betrafen. Schon in der unverkennbaren Überschätzung dieses Interesses liegt ein Vorwurf für den Biographen; wir können aber nicht umhin, einen fernern in der Art zu finden, wie Hr. Stahr jene Prüfung vornimmt. Zwar behandelt er dieselbe sehr delicat, er spricht von „unendlicher dichterischer Schönheit und Wahrheit“ der Schilderung Goethe's, er will „den Freund und sein strenges Urtheil gegen den Poeten“ verteidigen; aber im Grunde thut er weiter nichts; als daß er sich auf den Standpunkt der Merck'schen Urtheile stellt und von da aus alles Das weltläufiger auseinanderlegt, was zur Begründung derselben sich sagen läßt, statt daß er gerade einen unparteiischen Gesichtspunkt aufzusuchen gehabt hätte, von welchem aus die Subjectivität beider Männer zu erwägen gewesen wäre. Dabei konnte die Erörterung viel unbefangener, aber auch viel kürzer vor sich gehen. Hr. Stahr brauchte namentlich nicht, wie er auf ziemlich sieben Seiten (S. 55 — 61) thut, eine Exposition über dramatische Fehler des „Clavigo“ zu geben, weil Merck zu Goethe gesagt hatte: „solchen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die Andern auch“; in Consequenz solchen Verfahrens hätten wir inständliche in jeder Biographie fruchtbarer Kritiker, denen sodann auch Widersacher nicht fehlen, eine kleine Literaturgeschichte und wol auch noch eine praktische Ästhetik mit Hinsicht auf die Werke ihrer Zeitgenossen zu erwarten. Hr. Stahr hätte aber überhaupt noch selbst den Schein vermeiden sollen, als wolle und könne er Merck nur unter Beeinträchtigung von Goethe's Verdiensten und Goethe's Scharfblicke in das Licht stellen, in welches er ihn wirklich stellt; und manche seiner Wendungen erregt Zweifel, ob das nur Schein sei. Oder war wol z. B. zu Merck's Rechtfertigung eine Phrase über Goethe nöthig, wie die S. 63: „Wahrlich nicht alle die Wechsel auf Unsterblichkeit, die in den 55 Bänden ausgestellt sind, wird die Nachwelt acceptiren?“

Doch wir wenden uns zu andern Theilen des Buches, bei denen wir einer Anerkennung von Hrn. Stahr's Leistungen um so freudiger Raum geben, als hier größtentheils nur die schon oben gerühmten Verdienste des Biographen sichtbar sind. Nur bisweilen verfällt Hr. Stahr in einen leidenschaftlichen Ton, der selbst, wo er im vollen Rechte sich befindet, nicht anzunehmen gewesen wäre, wie in den Ausfällen gegen Wörtiger S. 94 u. 102. Auch darin können wir Hrn. Stahr nicht beipflichten, daß er Merck, wenn auch modificirt, doch einen hohen Grad von Productivität beilegt (S. 89 fg.); seine Hauptbefähigung scheint er vielmehr bios für Kritik gehabt zu haben, und die hier abgedruckten Aufsätze sind keineswegs geeignet, jenes Urtheil zu bestätigen. Dagegen ist namentlich die Sorgfalt zu rühmen, mit welcher der Biograph die verschiedenartigsten Beziehungen, in denen Merck stand, zu erforschen und darzustellen bemüht ist. Denn der vielsei-

tig gebildete Mann nahm nicht blos an den Bestrebungen der schönen Literatur, sondern auch an den Leistungen der Kunst vielen Antheil und die Naturwissenschaften nahmen einen vorzüglichen Rang unter seinen Studien ein.

Der interessanteste Theil des Buches sind unstreitig die in der zweiten Abtheilung abgedruckten Aufsätze Merck's, die Hr. Stahr sämmtlich aus dem „Deutschen Merkur“ ausgewählt, an welchen überhaupt, wie auch S. 89 bemerkt ist, seine schriftstellerische Thätigkeit sich zumest angeschlossen. Diese Aufsätze sind aber freilich von sehr verschiedenem Werthe. Nr. 1: „Akademischer Briefwechsel“, ist ganz im Sinne des schrankenlosen, willkürlichen Verhaltens eines genialen Subjects geschrieben, wie es unter den Einflüssen der französischen Philosophie in den sebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei einem Theile der Jüngern Sitte geworden war. Da ist nirgend Maß, noch Besonnenheit; nichts als die unbedingteste Negation aller Schranken des bürgerlichen Lebens und der gegebenen Culturverhältnisse. Sitte und Pletzt stehen hintenan und das vage Schweben in einer Art von geistigem Naturzustand ist die Atmosphäre der Briefsteller. Der eine derselben ist nach gemachtem Universitätsexamen Conscriptorallaffessor geworden und findet begreiflicherweise das neue Element, in das er gekommen, nur zum Ver-spotten geeignet; der andere studirt noch, aber nicht wie er soll, sondern in jener vagirenden Weise, seine Mutter schreibt von beengtem Gesichtskreise aus gutmüthig-ermahnend; Gönner nehmen sich seiner an und ertheilen ihm von dem praktischen Standpunkte aus Rathschläge: über das Alles macht er sich nun in den Briefen lustig und ist glücklich, wie er von einem Jaden ein Darlehn und nicht auf dem geraden Wege erlangt hat; seine Schwester füllt das leichte Kleeblatt, ein paar verlebte Briefe zwischen ihr und dem Affessor und ein paar andere emanzipationsvolle an den Bruder sind würdige Seitenstücke zu diesem akademischen Briefwechsel. Da bebauert sie den Bruder, daß er „wieder zurück unter das H—begegnet“, und dann freut sie sich, daß er „ein Mittel gefunden hat, dem H—beleben zu entgehen“; ein andermal erzählt sie von ihrem Geliebten: „Neulich fuhr ich mit Strembergens Abends bei Mondschein in einer halbbedeckten Kalesche von meiner Tante nach Hause. Es war ein göttlicher Abend; wir lagen eins dem andern in den Armen und sangen: Silberner Mond u. s. w.“; und ihr Herr Geliebter schreibt an den Bruder: „Ich bin gewiß versichert, deine Schwester ist zu ehrlich, als daß sie einem gleich das Heirathen zumuthen sollte; und so lange man noch halbwegs mit einem Mädchen etwas anfangen kann, muß man's zu diesen Extremitäten nicht kommen lassen.“ Von solchen würdigen Ansichten sind die Briefe alle voll; Hr. Stahr hätte wol etwas Nobleres auswählen sollen als eine leichtfertige Jugendarbeit von einer Sorte, wie sie in neuester Zeit bis zum Überdruß in der Literatur grassirt hat. Nr. 2: „Eindor; eine bürgerliche deutsche Geschichte.“ Eine der vielen Seiten des großen Gegensatzes zwischen dem Idealen und dem Realen ist in der Darstellung des Lebens eines talentvollen Mannes ge-

zeichnet, dessen Bestrebungen und Befürchtungen größtentheils den entgegengesetzten Ausgang nehmen. Die kurze Erzählung ist voll seiner Lebensmaximen, aber der paranoische Zweck hat die künstlerische Gestaltung beeinträchtigt. Nr. 3: „Geschichte des Herrn Dheim“, eines Mannes, der „sich müthig entschlossen hat, seine ganze Existenz auf die Cultur der Erde zu bauen, seine Bedürfnisse auf die natürlichsten einzuschränken und zu erwarten, ob seine Glückseligkeit eher aus einer einzigen vollen Quelle herzuleiten sein möchte, als aus so vielen tausenden, die so leicht versiegen“ (S. 229). Diese Art von modernem Cincinnatus athmet gleichfalls zu sehr in der Atmosphäre jener oben bezeichneten Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, als daß sie für unsere Zeit geeignet wäre. Den Revers dieses Aufsatzes, zum Theil aber auch seine Negation, bildet Nr. 4: „Herr Dheim der Jüngere; eine wahre Geschichte.“ Der Held derselben ahmt dem erstern nach, aber es mißlingt, und er befindet sich erst dann wieder wohl, als er in das Fahrwasser des gewöhnlichen menschlichen Treibens zurückkehrt und seine Ideale aufgibt. Die Fronte greift hier nicht genug durch und so wird ein guter Theil des Eindruckes des erstern Gemäldes wieder getilgt. Nr. 5: „Eine Landhochzeit“, ist ungefähr in demselben Sinne geschrieben; Gegenstände des Beamtenstandes und der Würde und Kraft des Bauernstandes. In allen diesen größern Aufsätzen prägt sich eine Lebensansicht und Lebenseinsticht aus, die dem gegenwärtigen Standpunkte zum größten Theile fremd, nur auf vergangenen Zuständen basiert; sie macht eine objectiv Würdigung um so schwerer, weil die Subjectivität des Verf. ungemein vortwappend ist, und weil der Reflex der richtigen Beleuchtung uns abgeht. Diese Uebelstände treten in den elf vermischten Aufsätzen zur Literatur und Kunst weniger hervor, die schließlich unter Nr. 6 mitgetheilt sind. In manchen derselben, wie „Über den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehnd“ und „Über den Mangel des epischen Geistes in unserm lieben Vaterlande“, liegen treffliche Bemerkungen; die Mehrzahl aber bezieht sich auf Malerei und Plastik, und auch hier sind, wenngleich von etwas antiquirtem Standpunkte aus, seine Beobachtungen und Winke gegeben, und vieles des hier Gesagten bedürfte nur einer modernen Draperie und Scenerie, um für einen zeitgemäßen und interessanten Aufsatz aus der jüngsten Tagesliteratur — denn tiefer gehen wenige — zu passen. So namentlich Nr. 7: „Über die letzte Gemäldeausstellung in * *“, wo bei einem Hauptpunkte nur ein seltsam sinnentstellender Schreib- oder Druckfehler stört: es ist wiederholt von dem Gemälde einer „Danae“ die Rede, während eine „Danae“ gemeint ist. Der letzte Aufsatz: „Fragment über die Beantwortung der Frage: welches sind die Kennzeichen des geraden Menschenverstandes?“ wo wir z. B. lesen, daß „der höchste Grad des Genies zugleich das Merkmal des geraden Menschenverstandes ist“, bietet uns freilich eine nicht sehr günstige Einsicht in die Merck'sche Philosophie. Ein Anhang von Notizen bezieht sich auf das in wohlgefügtem Stahlstich beigegebene Portrait Merck's nach der Zeichnung von Lips. 28.

Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse, avec cartes et plans topographiques, par F. Aldenhoven. Athen, Rast. 1841. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses, dem Könige von Preußen zugewidmete, Reisehandbuch über Attika und den Peloponnes listet, bei dem Mangel solcher, das neue Griechenland überhaupt zum Gegenstand habender Reisehandbücher, einem, namentlich von Reisenden in Griechenland gefühlten Bedürfnisse ab. Denn dies ist zunächst der Zweck, den der Verf. dabei gehabt: er wollte aus den vielen vorhandenen Reisewerken über Griechenland, von den ältesten Zeiten herab bis zu den unsern, das für den Reisenden Brauchbare zusammenstellen; indeß hat er dabei nun auch noch zuvor an Ort und Stelle selbst geprüft und sorgsam verglichen, um widersprechende und irrige Nachrichten der Schriftsteller auszulösen und zu beseitigen. „C'est le fil d'Ariadne, que je tends à ceux, qui voudraient parcourir ce labyrinthe inextricable, dont je crois pouvoir leur faciliter la visite, sans qu'ils aient à craindre de s'y égarer“, sagt der Verf. in der Vorrede von seinem „Itinéraire“; und wir können dasselbe, so weit wir darüber zu urtheilen vermögen, als einen solchen Faden der Ariadne dem Reisenden in Attika und dem Peloponnes empfehlen. Im Einzelnen müssen wir die Prüfung Andern überlassen; indeß läßt schon der Name des Verf. und insofern letzterer mit der Geographie des neuen Griechenlands vielfach sich beschäftigt hat — wennschon Hr. Kiepert in seinem Atlas von Hellas (Berlin 1841) über die vor einigen Jahren in acht Blatt erschienene Karte Griechenlands von Aldenhoven nicht gerade sehr günstig sich ausspricht — voraussetzen, daß das vorliegende „Itinéraire“ seinem Zwecke zu entsprechen vermag. Interessante Zugaben sind die beigegebenen Karten und Pläne von einzelnen Städten des alten Griechenlands; auch kann man die historischen Einleitungen, welche der Verf. hier und da voraussetzen lassen und wobei er namentlich auch die neueste Geschichte mit berücksichtigt hat, an und für sich nicht, höchstens nur um ihres bisweilen unverhältnismäßigen Umfangs willen tadeln. Die eingestreuten statistischen Notizen sind natürlich von besonderm Interesse, da unsere diesfällige Kenntniß von Griechenland noch zur Zeit sehr mangelhaft ist. 25.

Bibliographie.

De Foe's, D., gesammelte Romane. 1ster Band. Leben und Abenteuer des Capitains Singleton. — Auch u. d. T.: Leben und Abenteuer des Capitains Singleton. Vom Verfasser des „Robinson Crusoe“. Aus dem Englischen von C. Kolb. 1ster Theil. 16. Stuttgart, Besser. 3/4 Ngr.

Krug's Lebensreise in sechs Stationen von ihm selbst beschrieben. Nebst F. B. Reinhard's Briefen an den Verfasser. Neue, verbesserte und vermehrte, Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Kauwerf, R., Ein Wort über freie Staatsverfassung. Gr. 8. Hamburg, Neßler und Welle. 1841. 3/4 Ngr.

Die Quellen der Armuth und des Verbrechens, und die Mittel, welche dem Staate im Vereine mit den einzelnen Staatsbürgern gegen dieselbe zu Gebote stehen, von C. R. Gr. 8. Stuttgart, Antenrieth. 1841. 10 Ngr.

Reisefitzgen. Episteln an Madame von S. Seine's Nachfolger. 2 Theile. Gr. 12. Hamburg, Neßler und Welle. 3 Thlr. 15 Ngr.

Scrive, Gesprengte Fesseln. Lustspiel in 5 Akten, nach dem Französischen von E. Eichler. 8. Berlin, Neumann. 7 1/2 Ngr.

Uebel, B., Kurs der Taktik und Strategie und Plan zur Vertreibung der Schweiz gegen Frankreich im Jahre 1838. Aus Uebel's schriftlichem Nachlaß. Gr. 8. Zürich und Winterthur, Liter. Comptoir. 2 Thlr.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Dritter und letzter Artikel. *)

11. Rosen und Vergißmeinnicht.

Unter den „Lilien“, „Cyanen“, „Sonnenblumen“ und der sonstigen Flora von 1842 dürfen immerhin die „Rosen“ als Königinnen ihr Haupt erheben und, da sie ein Recht dazu haben, brauchen sie nicht zu fürchten, daß es ihnen dafür vor der kritischen Ruthe wie den bekannten Rohnköpfen vor der Gerte des Tarquin ergehen werde. Wenigstens verzichtet Ref. gern auf die Ehre, unter den kritischen Mächten dadurch zu glänzen, daß er, wie so mancher neue Alcimus sich zum Motto macht:

Alle die verdammtten Köpfe,
Die so frech herüberguden,
Sollen gleich vor meinen Thronen
Fallen oder niederbuden —

auch denkt er nicht christlich genug, um anzunehmen, daß Die, welche sich selbst erhöhen, allemal erniedrigt werden müßten, und er hat darum den „Rosen“ trotz ihrem stolzen Titel gern den ersten Platz in dieser neuen Decurie eingeräumt. Das seltenste Exemplar unter ihnen ist „Der reiche Poet“ von Franz Dingelstedt. „Ein reicher Poet? Das ist freilich ein seltenes Exemplar!“ werden die armen Poeten sagen. Ich aber rathe ihnen, diesen reichen Poeten nur erst kennen zu lernen, und sie werden daraus den Trost schöpfen, daß es ihnen vielleicht nicht gar zu fern liegt, auch solche reiche Poeten zu werden, sofern sie nur erst, gleichviel ob reich oder arm, überhaupt schlankhin Poeten sind. Die das nicht sind, werden hieraus sogleich merken, was es eigentlich mit unsern reichen Poeten besagen wolle, und achselzuckend auf solchen Reichthum resigniren. Mögen sie denn arm bleiben, diese armen Teufel! Es ist ihnen nicht zu helfen! Denn „wer da hat, dem wird gegeben werden; von Dem aber, der nicht hat, wird auch Das genommen werden, das er hat!“ Das sagt St.-Lukas, und das ist das Motto unserer Idylle vom reichen Poeten. Unser Poet ist reich, denn er hat einen ganzen Silbergroßchen in der Tasche, für den er eine Suppe und pain à discretion bis zur Ausschweifung essen kann. Er ist reich, sehr reich; denn es steht ihm eine ausgesuchte Dachstube in

der Vorstadt zu Gebot und eine Geige, die zu klingen, eine Kehle, die zu singen, und ein Paar Beine, das zu springen versteht bis in die Nacht hinein. Er ist reich, viel reicher als der reichere Captain Mattison mit Halbspay, der unter ihm wohnt und ihm sein Klingen, Singen und Springen für 1000, schreibe tausend Pfund Sterling contractmäßig abkauft. Er ist reicher, reicher als alle Welt; denn ihm gegenüber wohnt Jungfer Josephine Blüthgen, die seine pseudonymirten Werke liest, ebenfalls in solchem Dachstübchen, dem seinigen so nah, daß sie Nachts vor seinem Reichthum nicht schlafen kann; und er kann nun mit seinen 1000 Pfund zu ihr hinübergehen und in aller Form bei ihrer Mutter, der Weißwäscherin, die ihn Lärmen halber schon hat verklagen wollen, um der Tochter Hand anhalten. Er ist reich, tausend Pfund reich! Das ließen sich auch die oben genannten armen Poeten gefallen. Ganz recht! Aber unser Poet ist eben ein reicher Poet, und darum läßt er sich's nicht gefallen! Kann Einer ein Dichter sein, ohne zu singen? Kann Einer ein Bräutigam sein, ohne zu springen? Muß er nicht Jungfer Blüthgen Beweise geben seines neuen Liebesglücks, und kann er das ohne seine Geige? Er wirft dem Captain seine 1000 Pfund sammt Contract vor die Füße und wird wieder ein Millionair, der nun auch nicht einmal einen Groschen mehr in der Tasche hat, und larmet und tobt, daß die ganze Vorstadt davon aus dem Schlafe fährt. „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Datum wird der Millionair noch obenin Hofpoet mit 300 Gulden Gehalt jährlich in monatlichen Raten sammt einer freien Wohnung in den Sommermonaten und der Expectanz auf den Hofrath nach zehnjähriger treuer Dienstzeit — und Alles das nur, weil der Captain gebrochenen Contracts halber verklagt und dabel aus Licht gebracht hat, daß unser Poet Karl Faulstich der berühmte Dichter Carlo Farniente ist, der auch eins von den tausend Rheinliedern nach Nikolaus Becker gebichtet hat und dessen Landesvater in Anerkennung so patriotischer Gesinnungen nicht hinter den übrigen deutschen Mäcenaten zurückbleiben will. Dies ist die Geschichte vom reichen Poeten, die uns den Verf. wieder ganz so naiv und gemüthlich zeigt, als da wir ihm zum ersten Mal begegneten und ihn singen hörten, wie er

Vor dem Singen und dem Lieben
Den Professor ganz vergessen
Und nur ein Poet geblieben.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 312, 311 und 313 d. Bl. f. 1841.

D. Red.

Auch unter den übrigen Gaben des Almanachs ist manches Lobenswerthe. Friedrich Günther bietet „Die Verbannten“, eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten des spanischen Successionskrieges. Sie behandelt die freilich nur kurze Zeit dauernde Vertreibung Philipp's V. aus Spanien durch Erzherzog Karl 1706 und knüpft das Gelingen dieser Unternehmung hauptsächlich an die Thätigkeit eines Zigeunerhauptmanns und eines heroischen Ventero, welcher Letztere sich beim Schluß als der vertreibene Graf Cisuantes ergibt. Die Novelle ist gut angelegt, schreitet frisch, ohne die Spannung erschaffen zu lassen, vorwärts und bietet mehrere ansprechende Persönlichkeiten. Der Styl ist abgeschliffen, kräftig aber zuweilen an romanhaften Wendungen, z. B. sogleich im Anfang: „Langsam und misanthropisch durchritt der König von Spanien u. s. w.“ Besonders muß gelobt werden, daß der Verf. den Leser auch schon im Laufe der Erzählung durch glückliche Erfolge erfreut und ihm nicht zumuthet, sich um des letzten Blattes willen durch eine ununterbrochene Reihe von peinlichen Situationen hindurchzuquälen. Weit ungünstiger fällt unser Urtheil über „Die Brigg von Hydra“ von A. v. Heiden aus. Es ist eine glatte Form ohne Inhalt. Man mag sie so rasch durchfliegen wie die Brigg das Meer. Die Zeit dünkt uns doch so lang, als würde man von einer Windstille gequält. An dem umgekehrten Fehler leidet „Die Todtenfeier“ von Friedbert Volgts. Hier ist Inhalt: Ideen im Ganzen und Gedanken im Einzelnen; aber es fehlt die Form. Der ganze Aufschnitt ist verfehlt, und der gerade Mann steht im schiefen Rode schief aus. Das beste Fleisch, sagt Lichtenberg, mündet nicht, mit der Schere geschneitten. Eine nicht übel gelungene Novelle dagegen ist die letzte Gabe des Almanachs: „Schloß Jennifau“ von E. Reumann. Sie wird von einer glücklichen Idee getragen, die mit Klarheit und Ruhe durchgeführt ist. Vorzüglich muß die Malage und Fortführung der Erzählung, sowie die Zeichnung einiger Charaktere gelobt werden. Zu diesem gehört namentlich der Baron, der seiner Tochter darum die Grundsätze einer laxen Lebensphilosophie will beibringen lassen, um sich so den von ihr gefährdeten Vorwürfen wegen seines treulosen Betragens gegen ihre Mutter zu entziehen. Minder eigenthümlich, aber natürlich und ansprechend ist diese Tochter und der ihr beigegebene Lehrer, der, indem er aus dem Lehrmeister sehr bald ein glücklicher Mehrleister wird, dem Plane des Vaters geradezu entgegenarbeitet, aber eben dadurch ihm den Weg bahnt, sich der gefährdeten Vorwürfe auf eine bessere Art, durch Rückkehr zur Treue, zu entledigen. Unter den Nebenfiguren ist die schweizerische Gouvernante originell und treffend, nur fast zu grell gezeichnet. Die Stabsstücke sind sich im Werthe ungleich. Die gelungensten und anziehendsten sind „Zahra's schönster Morgen“ und „Das Reichen treuer Liebe“.

12. D r p h e u s .

Je mehr Ref. die Idee, der dieses den musikalischen Interessen gewidmete Taschenbuch sein Dasein verdankt, als eine glückliche und zeitgemäße anerkennt, um

so mehr bedauert er, daß dieselbe in diesem dritten Jahrgange durchschnittlich keine würdigere und befriedigendere Realisation erhalten hat. Die novellistischen Beiträge sind größtentheils unbedeutend oder geradezu mißlungen. „Die Sängerin“ von Lyser und „Euterpe und Bellona“ vom Ritter von Seyfried erwecken den Wunsch, daß sie, statt sich in das Gebiet der künstlerischen Form zu versteigen, lieber die rein-biographische Darstellung vorgezogen haben möchten. Zwar scheint dem Ref. ein interessantes Künstlerleben für die novellistische Behandlung gerade sehr passend zu sein; allein dann muß es auch ganz in die höhere Sphäre emporgehoben, nicht aber, wie es hier geschieht, gleich dem Postath Semmeljege in Lied's „Däumchen“ zwischen Himmel und Erde hin- und hergeschwungen werden. Der „Sängerin“ fehlt bei manchen Vorzügen, die Lyser auch sonst schon an den Tag gelegt hat, alle künstlerische Einheit, Begründung und Durchföhrung, ein Mangel, der durch die ganz unpassend angehängte Schlusserklärung durchaus nicht beseitigt wird. Er nennt darin den Schluß ein nothwendiges Uebel und fügt hinzu:

Ich gebe ihn nur, weil jedes Ding einen Schluß haben muß. Allein was zwischen Anfang und Ende eines Künstlerlebens liegt, sind Werke, die der hohe Genius erschuf; solche Werke solltet Ihr aber studiren, in Euch aufschwemen, nicht besalbaderen! Daher um Alles in der Welt wöllet keine eigentlichen dreizehnten Künstlernovellen! Dies meine Ansicht.

Lyser scheint eine sonderbare Ansicht vom Schluß zu haben. Als ob man nicht schließen könnte, ohne zu salbadern! Als ob durch Salbadereien überhaupt ein Schluß zu erreichen wäre! Der Schluß ist gerade das Unerlässlichste von jeder Arbeit, die Anspruch darauf macht, ein Ganzes zu sein; ohne ihn keine Befriedigung. Der Schluß ist die Einschliefung alles Verwandten, die Aus-schliefung alles Fremdartigen. Er ist die Rückkehr zum Anfang, darum kein Aufhören, kein Ende, womit er so häufig verwechselt wird, sondern ein ewiges Fortleben, ein planetarisches Kreifen in sich selbst. Und Hr. Lyser will den Schluß ein nothwendiges Uebel nennen? Aber wir wissen's besser! Wer kennt nicht die Fabel von dem Fuchs und der Weintraube! Statt die Blößen zudecken, trägt man sie jetzt zur Schau, das ist einmal der genial sein sollende Sarcasmodismus unserer Tage. Weit niedriger steht die andere der genannten Halbnovellen „Euterpe und Bellona“. Schon die ersten Worte:

Purpurglühend senkten die letzten Strahlen der schelbenden Sonne am westlichen Horizonte sich hinab in die dunkeln Fluten des pittoresken Bierwaldstädter Sees u. s. w.

deuten an, was man von einem Nachwerk, das in so schwülftigem, zu ellenlangen Perioden ausgestreckten Quaternarstyl geschrieben ist, erwarten kann. Einen höchst schälerhaften Anstrich hat ferner auch die Novelle Straube's: „Musiker und Musikanter.“ Der Verf. glaubt wahrscheinlich, den Begriffsunterschied der Titelvorte recht geistreich aufgefunden zu haben, und dem zu gefallen ist die ganze Geschichte geschrieben. Aber das Gewand der Fabel hängt diesen Begriffen wie ein aus zehn Garderoben zusammengezettetes Costum ohne Ordnung und Einheit um

die trockenen Glieder herum — eine Welt zu weit für die verschrumpften Lenden. Eine recht gelungene Erzählung dagegen — bei weitem die werthvollste des Almanachs — ist „Jakob Rainer, der Selgenmacher“ von A. J. Schindler, dessen wir schon in unserm zweiten Artikel lobend Erwähnung gethan haben. Sie hat sehr poetische und wahrhaft künstlerische Partien und zeichnet sich ebenso wol durch ihre Erfindung und Durchführung, wie durch ihre ansprechende Darstellung aus. Sie, sowie ein kleines Gedicht von Schleifer: „Der Gast“, das einzige, das unter den lyrischen Gaben hervorgehoben zu werden verdient, möge daher den Leserinnen des „Orpheus“ bestens empfohlen sein. Unter den musikalischen Beilagen macht Ref. besonders auf „Blondel's Lied“ von Schumann und „Die Nixen“ von Reissiger aufmerksam. Zu diesen künstlerischen Gaben gesellt sich noch eine Biographie Mozarts vom Ritter von Levitschnigg, eine willkommene Spende, deren Interesse aber mehr auf der Persönlichkeit Mozarts und dem beigebrachten Material als auf ihrer Darstellung beruht. Diese hat weder natürlichen Fortgang noch Einheit und wird oft durch gewaltsam herbeigezogene, zum Theil werthlose Citate aus Dichtungen unangenehm unterbrochen. Dankenswerth sind endlich noch die Verzeichnisse der Compositionen von Mendelssohn-Bartholdy, dessen Portrait das Titelkupfer bildet, und der bis jetzt Manuscript gebliebenen Werke Mozarts.

13. Rheinisches Taschenbuch.

Dieser Almanach zeichnet sich vorzugsweise durch seine artistischen Gaben aus. Es sind wohlaußgeführte Kupferstiche nach bekannten Bildern neuerer Meister. Zu den anziehendsten derselben gehören „Die beiden Marien am Grabe“ nach Zeit, dessen Portrait als Titelkupfer beigegeben ist, „Die Mädchen auf dem Berge“ von Hegel und „Die Elfen“ von Steinbrück. Weit niedriger stehen die poetischen Beiträge. Nur eine der Novellen darf auf eine höhere Würdigung Anspruch machen: „Die Dornen“ von Wilh. Müller. Es läßt sich zwar an ihr mancherlei aussetzen. Namentlich stößt es zurück, daß sie sich fast durchgängig auf einem fatalistischen Gebiete bewegt und eine Persönlichkeit zum Mittelpunkt macht, die wenig geeignet ist, eine wärmere Theilnahme für sich zu erwecken. Auch in ökonomischer Beziehung ist Manches zu tadeln, namentlich das allzu specielle Zurückgehen in die Zeiten und Schicksale früherer Generationen. Allein gerade in diesen Fehlern entwickeln sich zugleich ihre wesentlichsten Vorzüge. Der Verf. beurlundet dabei sein Talent für Erzeugung tragischer Effecte, für ein tieferes Eingehen in die psychischen Zustände, für Erfindung phantastischer Situationen und für eine geschickte und lebendige Fortspinnung des einmal angeknüpften Fadens. Die Erfindung des Ganzen muß neu genannt werden; wenigstens erinnere ich mich nicht, eine ähnliche Fabel gelesen zu haben. Die ganze Erzählung ist eigentlich eine schwere Selbstanklage, die eine junge Witwe in das Herz einer Fremdin ausschüttet. Sie hat schon als Kind an einer tief eingewurzelten Selbstsucht gelitten, die keiner

warmen Hingebung an ein anderes Wesen fähig ist. Ihre erste, noch kindliche Neigung richtet sich auf das Kind eines kranken, überall den Tod erblickenden Malers, Mohrath mit Namen; aber diese Liebe verwandelt sich sehr bald, als sie merkt, wie das Kind ihr wieder zugezogen ist, in Herrschsucht gegen dasselbe, zu der sich auch noch ein unbefiegbares Rachegefühl gesellt, weil sie der Vater des Knaben, in ihrem schönen Gesichte den Stolz und die Herzlosigkeit durchschauend, für häßlich erklärt und ihr das Zerrbild ihres Innern vorgehalten hat. In Folge dieser Gesinnung befehlt sie dem Knaben einst, ihr eine Rose zu brechen. Trotz der größten Gefahr beugt er sich zu derselben hinab, kann sie aber nicht erreichen und reißt sich an den Dornen die Hände blutig. Da drückt sie in ihrer unmenschlichen Bosheit sein Antlitz in den Dornenpflanz, er verliert im Schmerz die Kraft, sich festzuhalten, und stürzt in die Tiefe hinab. Ihre unmittelbar darauf folgende Abreise bewirkt, daß sie lange Zeit nichts wieder vom Knaben erfährt und sich für die Mörderin desselben hält. Aber als Jungfrau trifft sie in seltsamerweise wieder mit ihm zusammen. Er zeigt wieder dieselbe Liebe zu ihr und auch sie fühlt sich von ihm angezogen, ob schon er durch jenes Erlebnis sehr entstellt ist. Es wiederholt sich eine ähnliche Scene. Er setzt, einem Gesäht ihrer Laune zu genügen, abermals sein Leben aufs Spiel. Dies erweicht ihr Herz momentan; aber unmittelbar darauf gibt sie ihn aus Stolz dem bittersten Hohn, der beschimpfendsten Verachtung preis und vermählt sich aus Eucht nach äußerem Glanz mit einem flachen Wüstling. Dieser verräth sie und ihren Vater. Ihr Vater wird darüber wahnsinnig, er muß in das Irrenhaus gebracht werden. Dort trifft sie abermals mit Mohrath zusammen, der dort seinen ebenfalls wahnsinnig gewordenen Vater pflegt. Er entfaltet hier wieder seine aufopfernde Liebe zu ihr, aber als ihr ein Zufall ihren Gatten wiederzuführt, der ihr neuen Glanz verspricht, verfällt sie aufs neue der Lieblosigkeit und verläßt ihn und ihren Vater, der bald darauf stirbt. Auch das ist noch nicht genug. Noch einmal stürzt sie Mohrath in Todesgefahr, sie sieht ihn selbst dabei untergehen und nun erst erwachen in ihr die peinigendsten Gewissensbisse, die sie endlich zum Bekenntnis ihrer Schuld nöthigen. Ihre Unruhe wirft sie auf das Krankenlager; nur die höchsten Anstrengungen eines Arztes retten sie vom Tode, und dieser Arzt ist abermals Mohrath, über dessen Untergang sie sich bloß getäuscht hat. Sie ist nun eine Andere geworden, durch ihr Bekenntnis ist ihre Schuld gesühnt und durch Mohraths aufopfernde Liebe ist endlich auch der auf seiner Familie lastende, durch Lieblosigkeit verschuldete Fluch gelöst. Die Episode, worin die Veranlassung dieses Fluches erzählt wird, gehört zu den vorzüglichsten Stellen der Novelle. Es ergibt sich daraus, daß Mohrath der Nachkomme des berühmten Malers Louis Perez Morales ist. Dieser wußte einst als Schüler auf einem Gemälde den Ausdruck des Schmerzes nicht zu treffen. Da erscheint sein Meister, dem soeben sein Weib und alle seine Kinder an der Pest gestorben sind.

Er sank in den hohen Sessel, senkte Haupt und Arme nieder, über seine Lippen kam keine Klage mehr, doch auf seinem Antlitz schattete immer dunkler der Schmerz, grub der Gram immer tiefer seine Naale ein. Da warf Perez einen Blick auf den Meister und eine freudige Erhebung belebte seine kalten Züge. Hastig ergriff er den Pinsel und begann eifrig zu malen, indem er sein Auge nur manchmal von dem Holz auf den gebeugten Vater wandte. So währte es lange, und es war fast in dem Gemache der drei Lebenden so stille wie in dem der drei Todten. Endlich erhob der Meister sein Auge von dem Boden; sein Blick fiel auf Perez, und er gewahrte mit Erstaunen den Glanz des Schülers. Er trat hinaus zu ihm und sah auf dem Gemälde sein eigenes Ebenbild, sah seinen Schmerz, sein Leid dort verewigt. Da rief er im wilden Zorn den Schüler vor die Brust, daß dieser von seiner Arbeit weit wegtaumelte, und rief: Verflucht seist du, Jude, daß du in dieser Stunde mit kalter Hand und kaltem Herzen das vollbringen konntest! Du sollst verdammt sein, nur den Schmerz, das Leid, das hoffnungslose Weh zu malen, wie du es jetzt gethan.

Dieser Fluch erbt sich auf das Geschlecht fort. Überall haben seine Nachkommen mit dem Schmerz zu kämpfen und es verfolgt sie dieselbe Lieblosigkeit, die ihr Vorfahr dem Schmerz seines Meisters entgegenbrachte. Selbst wo ihnen Gutes erzeigt wird, geschieht es, wie von einem in wenigen Zügen treffend skizzirten Arzt, in rauher Form, sodaß die bessere Hälfte des Trostes verloren geht. Erst mit der sich ganz hingebenden Liebe Mohrath's, die sich selbst durch die äußerste Lieblosigkeit nicht irre machen läßt, wird die Schuld der Lieblosigkeit gesühnt, sowie die andere Schuld des Ahnherrn — seine Versündigung an der Kunst durch ein Hineinziehen des realen Schmerzes in ihr ideales Gebiet — bereits durch den Untergang des Vaters getilgt ist. Man wird schon aus diesen Mittheilungen erkennen, daß in der Novelle wohlverfundene tragische Motive sind, die ihr eine Tiefe geben, wie sie seltener in der Almanachsliteratur gefunden wird. Auch der „St.-Hubertustag“ von Ludwig Storch spielt auf fatalistischem Grund und Boden. Aber wie trivial, verbraucht und der innern Nothwendigkeit ermangelnd erscheint diese ganze Erfindung gegen jene. Nur die Blätter aus Wilhelmshagens Tagebuch erheben sich über die sonstige Oberflächlichkeit und geben Zeugniß, daß der Verf. auch einer innigern Auffassung des Lebens fähig ist. Zwei andere Novellen, welche das „Rheinische Taschenbuch“ außer diesen noch bietet, von Gust. von Heering und Theod. Freigenach, gehen ziemlich spurlos an uns vorüber. Erstere ist ohne Mittelpunkt und folglich ohne alle magnetische Kraft; die zweite leidet an einer minutiösen Detailirung des Fortschritts und trägt den Stempel einer Jugendarbeit, bei deren Anfertigung es dem Verf. noch an einer freien Handhabung des Geistes gefehlt hat. Die „Briefe aus Schottland“ von Adrian sind frisch und unterhaltend geschrieben; am meisten hat die Befreiung des Ben Lomond angezogen. (Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Über die „Principes fondamentaux de la science forestière par Henri Cotta, conseiller supérieur des forêts en Saxe etc.;

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

ouvrage traduit de l'allemand, par Jules Nouguier, avocat, garde à cheval des forêts de la couronne“ spricht sich ein französisches Journal sehr anerkennend aus und knüpft daran zugleich interessante Betrachtungen über die Verwahrlosung, welcher die französischen Forsten und mit ihnen die französische Forstwissenschaft unterliegen. Diese Anerkennung fremdländischen Verdienstes ist bei den Franzosen so selten, daß sie wol eine Erwähnung verdient. Das übersezte Werk wird von dem Berichterstatter das vorzüglichste, welches in dieser Wissenschaft in Deutschland erschienen ist und Cotta der Patriarch von Tharand genannt. „Deutschland“, heißt es weiter, „ist das klassische Land der Forstwissenschaft. — — — Deutschland beschützt mit glühendem Eifer die Wälder, welche seinen Boden bedecken. Wenn wir in Frankreich auf die Verhandlungen der Tribüne hören oder die Vorurtheile des Landes selbst in Betrachtung ziehen wollen, so müssen wir von der traurigen Lenzung überzeugt sein, welche Frankreich in einen Zustand der Trockenheit und Unfruchtbarkeit zu versetzen droht. Wenn ein Kriegesgeschrei das Volk in Bewegung setzt, wenn ein Subsidienbedürfniß sich fühlbar macht, gleich will man die Staatsforsten verkaufen. — — — Was ist uns von den alten Wäldern übrig geblieben, deren Anfang und Ende der Blick unserer Väter nicht zu umfassen vermochte? von den Wäldern, in denen unsere Ahnen der Nacht Roms und dem Genie Julius Cäsar's trosteten? Einige Bruchstücke, welche sich von Tag zu Tag vermindern, traurige Überreste einer Vegetation, welche die Natur so groß anlegte und die Kunst nicht mehr erhalten zu können scheint! Ganz anders in Deutschland! Da begegnen wir noch den hundertjährigen Wäldern, welche der Zeit, den Kriegen, der Begierde Trost geboten haben und für dieses Land eine Quelle unberechenbaren Reichthums sind.“ Der Berichterstatter erinnert hier an den Ausspruch, welcher gleich nach der Veröffentlichung der berühmten Ordonnanz vom Jahre 1669 gethan wurde: „Si nous périssions en France, nous péririons faute de bois.“

Die Ansichten des Dr. Strauß fangen erst jetzt in größerm Maßstabe an, in Frankreich Aufmerksamkeit zu erregen und widerlegt zu werden. Unter Andern erschien von A. Coqueret, Prediger an der reformirten Kirche zu Paris, eine kleine Schrift: „Réponse au livre du docteur Strauss: La vie de Jésus.“

Literarische Anzeige.

Seit dem 1. Januar 1842 erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. F. Hand, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. W. Francke, Geh. Hofrath Prof. Dr. D. G. Kieser, Geh. Hofrath Prof. Dr. J. F. Fries, als Specialredactoren.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter in Quart, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen, literarische Anzeigen etc. bestimmt ist. Der Preis beträgt jährlich 12 Thlr. Anzeigen werden mit 1/4 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Probenummern sind in allen Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämtern zu erhalten, wo auch fortwährend Bestellungen angenommen werden.

Leipzig, im Januar 1842.

F. A. Brockhaus.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 30.

30. Januar 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

14. Des Bettlers Gabe.

Da wir uns soeben über eine Novelle W. Müller's ziemlich ausführlich ausgesprochen haben, so können wir uns über seinen eigenen Almanach um so kürzer fassen. Er selbst bietet uns darin vier Erzählungen, die im Allgemeinen denselben Typus tragen wie die eben besprochenen. Auch in ihnen geht des Verf. Tendenz besonders dahin, die fatalistischen Konsequenzen einer alten Schuld von Geschlecht zu Geschlecht zu verfolgen, endlich aber eine auf entsprechende Opfer gegründete Sühnung eintreten zu lassen. Die Grundideen sind auch hier glücklich erfunden, namentlich die der ersten und letzten Erzählung; die Ausführung dagegen bleibt hinter der der „Dornen“ zurück, der Verf. weiß den Faden nicht so folgerichtig fortzuspinnen, oder, wo es geschieht, merkt man zu sehr die Berechnung. Auch der Styl ist minder rein gehalten und verläßt nicht selten die Ausdrucksweise eines geläuterten Geschmacks. Namentlich stört es, daß die Erzählung zuweilen von wohlfeilen moralischen Exclamationen unterbrochen wird. Überhaupt tritt das moralische Element in den Müller'schen Erzählungen fast zu grell, zu nackt hervor und hebt dadurch die ästhetische Wirkung zum großen Theil auf. Unter den übrigen Beiträgen haben die von Ferrand und Klette den meisten poetischen Werth; doch erheben sie sich nicht über Das, was wir sonst von ihnen gewohnt sind. Ferrand scheint mir weit glücklicher im erotischen Liede als in der Romane, in der er den Gedanken des Lesers nicht von vorn herein zu fesseln weiß; Klette's Dichtungen bewegen sich in einem gar zu engen Kreise.

15. Cornelia.

Der vorliegende Jahrgang enthält Erzählungen von Tesche, Curio, Bernd von Gusek, E. M. Ed und Schreiber. Als die gelungensten können wir ohne Bedenken den „Naturmaler“, Künstlernovelle von Walter Tesche, bezeichnen. Ihr Schauplatz ist Antwerpen zur Zeit der Befreiungskriege. Der Ton derselben ist gut getroffen. Es bewegen sich in derselben echt holländische Charaktere, und jener Geist der Gemüthlichkeit und

Behaglichkeit, der in den holländischen Zimmern zu Hause ist, herrscht auch in der ganzen Erzählung. Neben der eigentlichen Geschichte hören wir auch manches Dankenswerthe über die niederländische Malerei. „Die Brautkrone“ von Bernd von Gusek gehört nicht zu den besten Erzählungen, die uns der Verf. bereits geliefert hat. „Der Einsame“, den wir kürzlich von ihm lasen, hat uns weit mehr angesprochen.

16. Bedenke mein.

Die äußere Ausstattung des Almanachs ist befriedigend, unter den Kupferstichen der Protector, auch wol Gabriele und Idola hervorzuheben. Wäre der Inhalt entsprechend, so dürfte der Herausgeber mit dem „Bedenke mein!“ nicht zu viel verlangt haben; so aber wird wol sein Wunsch ein pium desiderium bleiben. Nur eine Gabe wird geboten, die sich über das Gewöhnliche erhebt; alles übrige ist unbedeutend. Die misslungenste Erzählung ist „Schloß Stammbruch“ von J. v. Grossmann. Die Verf. läßt darin ein edles Schwesterpaar auf schauerhafte Weise untergehen — warum? Bloß weil einmal Eine aus dem Geschlechte Kronburg ihre Schwester vom Söller gestürzt hat. Daraus wird die Nothwendigkeit gefolgert, daß die ganze Familie ein gleich romantisches Ende nehmen muß. Aber welches Ende! Wenn es noch auch ein Hinabstürzen wäre! Aber der Effect verlangt Steigerung und — variatio delectat. Das weiß die Verf. und sie braut folgendes Ende zurecht: die jungen Damen spielen einst Verstecken, Helene will ihre Schwester Alwine in eine Kiste verschließen, da entschnappt ihr der Deckel und zerschmettert Alwines die Hirnschale. Helene hätte sich darüber trösten sollen, hat sie doch Alwines wenigstens vor dem Ersticken gesichert! Aber sie nimmt keine Raison an und in kurzem ist auch sie nicht mehr. „Fortiletta“ von Walter Tesche steht der Novelle desselben Verf. in der „Cornelia“ an Werth nach. Sie spielt ebenfalls in Antwerpen, und so weit er das niederländische Treiben auszumalen hat, dürfen wir auch hier mit ihm zufrieden sein. Dagegen erscheint er sehr schwach, sobald er sich auf Schilderung italienischer Ränke einläßt, die überhaupt zu dem stillen Gemälde nicht passen wollen. Am meisten hat uns die zweite Scene angesprochen, in welcher er die neue Einrichtung des Banquiers beschreibt. Sie macht ganz den Eindruck jener Gemälde,

die es verstehen, und selbst für ihre pedantische Ausführlichkeit zu interessieren. Die bedeutendste Gabe des Taschenbuchs ist „Onkel Tobias“ von Eschabusnigg, dessen Porträt sich unter den Kupfern des Almanachs befindet. Eschabusnigg, früher besonders als Epiker thätig, bewegt sich seit kurzem mehr auf dem novellistischen Gebiete, und er legt für diese Thätigkeit ungleich mehr Befähigung an den Tag als für jene. In seiner „Fronte des Lebens“ zeigt er sich als einen feinen Beobachter äußerer und innerer Zustände, als einen gewandten, geschmackvollen Darsteller, überhaupt als einen Schriftsteller, der reich ist an interessanten und geistvollen Reflexionen. Bewegt er sich dort mehr in den höheren Kreisen der Gesellschaft, so führt er uns durch die hier gebotene Novelle in die stille Häuslichkeit des Onkels Tobias. Dieser ist Besitzer eines kleinen Materialgeschäfts in einem Städtchen und weiß sich durch gute Führung desselben manchen kleinen Gewinn zu verschaffen. Er ist in Allem genau, in seinen Abschriften findet sich nie ein Pünktchen zu viel oder zu wenig. Sein Stolzpunkt aber besteht im Linienziehen, Rubriciren und Registriren, wo möglich mit dreifacher Tinte. Er galt für sehr reich. Und wenigstens einen Schatz besaß er, um den er mit Recht beneidet werden durfte: seine Nichte Agathe. Sie ist unter seiner Leitung erzogen, und daß dabei nur etwas Gutes aus ihr werden konnte, versteht sich von selbst. Sie war aber neben ihrer Güte auch außerordentlich schön und lieblich. Das fand nicht nur ihr Onkel, sondern auch Waldemar, der Sohn von seines frühern Prinzipals Tochter, zu der einst Tobias sein Auge zu erheben wagte. Damals hatte ihn der Prinzipal stolz abgewiesen und gesprochen: „Schaffen Sie sich erst ein Vermögen!“ und Tobias war verschwunden, um sich ein Vermögen in der Fremde zu verschaffen. Nach Jahren kehrte er wieder und hatte sich zwar nicht dieses, aber — den Ruf eines solchen erworben. Dieser Ruf ist es, mit dem er den alten Prinzipal rettet. Er leistet für diesen, der eben daran ist bankrott zu werden, Bürgschaft; das Wagniß gelingt — und der Ruf seines Reichthums steigt nur immer mehr. Der Alte ist eitel genug, dieses Gerücht nicht mit voller Bestimmtheit zurückzuweisen. Das bringt ihm den Untergang; denn Waldemar läßt sich, erlärnt über des Onkels Weigerung, ihm zur Verheirathung mit Agathe ein Capital in die Hände zu geben, von bösem Umgang verlocken, den Alten zu ermorden, um so das Geld zu bekommen. Armer Waldemar! die eisernen Kisten des Onkels enthalten nur altes Eisen. Und armster Tobias, der du für deine Elsterke so schwer haß büßen müßest! Hätte dich sonst der Dichter nicht mit so viel Sorgfalt ausgestattet, du könntest ihm ernstliche Vorwürfe darum machen. So aber mußt du dir's schon gefallen lassen und denken: Er hat's gegeben — er hat's genommen — sein Name sei gepriesen! Und in der That bist du noch nicht dem grausamsten Dichter in die Hände gefallen. Unter den Gedichten möchte eine Strophe von Karoline Leonhard-Lyfer über Alet's „Mondbeglänzte Baubernacht“ als Stegreifsgloße das meiste Interesse erwecken.

17. Vergißmeinnicht.

An das „Gedenke mein“ schließt sich passend das „Vergißmeinnicht“. Gleiche Namen — gleiche Schicksale! Das Eine wird man vergessen und an das Andere wird man nicht denken. Der Herausgeber liefert uns diesmal zwei Beiträge: „Emanuel d'Alstorga“ und „Konstantinopels Fall.“ Im ersten derselben, einer Erzählung, kommen wol einige gelungene Stellen vor; doch kann ich mich durchaus nicht mit der Art befreunden, wie dieselbe vorgetragen wird. Einerseits trägt sie zu sehr das Gepräge einer aus den Händen eines Routinier hervorgegangenen Arbeit, andererseits geht es ihr, wie es so vielen historischen Novellen geht: es ist auch in ihr Wahrheit und Dichtung zu keinem Ganzen verarbeitet. Ich muß immer bei solchen Compositionen an den vierten König in Goethe's „Märchen“ denken, der in wunderlicher Weise aus Gold, Silber und Erz zusammengesetzt ist, aber so, daß sich die Stoffe nicht zu einer Masse vereinigt haben. Sobald diesem die Irrlichter die goldenen Aern ausgelöst hatten, sank er zu einer plumpen, ungefalteten Masse zusammen. Ebenso würde es der vorliegenden Erzählung gehen, wenn man die einzelnen guten Stellen daraus wegnehmen wollte. „Konstantinopels Fall“ ist ein Schauspiel und zwar eins mehr zu den vielen, die gedruckt, aber nie aufgeführt werden. Die Kupfer sind sehr mittelmäßig und altmodig. Das letzte: „Der Wechselbalg“, macht davon eine Ausnahme und muß jedenfalls als das beste bezeichnet werden.

18. Erzählen. Novellen und Erzählungen von Ida Frick.

Die Verf. gehört zu denen, die ganz und gar der Emancipationsidee huldigen. Dies legt sie einerseits durch die Tendenz der hier gebotenen Novellen an den Tag, andererseits durch die ziemlich freien Schilderungen solcher Situationen, die sonst Frauen gewöhnlich mit einem Schleier bedecken. Ref. gehört nicht zu den Prädestinirten, muß aber gestehen, daß ihn diese Schilderungen, aus der Feder einer Dame geflossen, gerade nicht zum Angenehmsten berührt haben. Eine unmoralische Tendenz läßt sich der Verf. gerade nicht Schuld geben; aber doch scheint sie sich mit einer gewissen Vorliebe auf dem Gebiete der Unsitlichkeit zu bewegen, und leicht möchte dies Manchen verführen, in Dem, was bloß Mittel sein soll, den Zweck zu erkennen. Am wenigsten anstößig ist die zweite Erzählung: „Vater und Tochter“, die überhaupt als die beste bezeichnet werden muß. Sie spielt auf dem Schlosse Neu-Rathen bei der Bastei und erweckt vielleicht dadurch bei Manchen ein erhöhtes Interesse. Als Idee liegt ihr zum Grunde die Emancipation der niederen Stände, und sie hat hier Manches gut zusammengestellt, ohne gerade etwas Neues producirt zu haben.

19. Siona.

Ein Taschenbuch religiöser Dichtungen ist mir immer als eine ungehörige Verbindung erschienen. Mit dem Namen eines Taschenbuchs verknüpft sich einmal ein etwas weltlicher, profaner Begriff; die meisten legen auch

in der That im Äußern und Innern einen weltlichen, dem Land und der Stilleit ergebenen Sinn an den Tag, und wir finden also ein Buch von ernsterer, frommerer Richtung unter der Almanachliteratur gerade nicht in der passendsten Gesellschaft. Wie einst die von Gilgal fragten: Wie kommt Saul unter die Propheten? so kann man mit gleichem Rechte hier fragen: Wie kommt die Heilige unter die Weltkinder? und man wird von vorn herein die Vermuthung nicht unterdrücken können, daß die Heilige wenigstens keine allzustrenge Heilige ist. Das ist denn auch unsere „Siona“ durchaus nicht. Läßt sich ihr auch nichts Unheiliges nachsagen, so denkt sie doch ziemlich liberal und ist frei von Vertreibungen und fanatischen Anfeindungen, wie sie heutzutage nicht selten mit der sogenannten Frömmigkeit gepaart sind. Müssen wir dies loben, so können wir darum nicht umhin, eine gewisse Haltlosigkeit, Zerfahrenheit und Indifferenz religiöser Ansichten, die mit der Liberalität verbunden ist, tadelnd zu erwähnen. Abgesehen davon, daß sich diese mit dem vollen Glaubenseifer gar nicht verträgt, beeinträchtigt sie auch den ästhetischen Werth der Dichtungen, indem sie ihnen einerseits Manches von ihrer Kernigkeit und Kraft, andererseits ihre Innigkeit raubt. Es findet sich daher auch unter den Gaben des Almanachs vieles höchst Mittheilungsfähige, das sich in dem Kreise der gewöhnlichsten Vorstellungen in gewöhnlichster Weise bewegt und von keiner höhern Erhebung des religiösen Gemüths Zeugniß gibt. Am werthvollsten sind die Beiträge von Seidl, zum Theil Psalmen paraphrasirend, zum Theil sich auf die christlichen Feste beziehend. Neben ihm ist ein Sonnettenkranz von L. Beckstein: „Empor“, „Ich fürchte mich“ und „Ich fürchte mich nicht“ von Schnaase, „Mysterium“ von Dräpfer-Manfred und einiges Wenige vom Herausgeber Waldow selbst hervorzuheben. Die prosaischen Beiträge, meist Parabeln, sind sämmtlich unbedeutend.

(Der Beschuß folgt.)

Dresdner Correspondenz im „Athenaeum“.

Das „Athenaeum“ läßt sich von einem Briten folgende bemerkenswerthe und die Gemäldegalerie betreffende Correspondenz schreiben, welche wir hier im Auszuge mittheilen:

Dresden, 1841.

— — — „Wir in England sind an den Tadel, daß wir unsere Kunstschätze verschließen, so gewöhnt, daß wir in aller Demuth glauben, wir wären das einzige Volk, welches solcher Barbarei fähig sei, und daß alle sogenannten öffentlichen Galerien ebenso zugänglich wären als die von Paris und Florenz, d. h. den ganzen Tag lang, wo, wie man voraussetzen darf, das Publikum im Stande ist, die Erlaubnis zu benutzen, und durch das ganze Jahr, mit Ausnahme der für die Reinigung erforderlichen Zeit und anderer unvermeidlicher Unterbrechungen. Wehe aber dem unvorbereiteten Reisenden, welcher sich einbildet, daß sich dies auch auf Sachsen erstreckt, und welchem diese Annahme eins der Motive ist, sein Winterquartier in Dresden zu nehmen. Daher sei Allen bekannt gemacht, daß in dieser Stadt der Tag von 9 bis 1 Uhr und das Jahr vom 1. Mai bis zum 31. Oct. dauert.“ Der Briefsteller fordert nun auf nachzuweisen, wie viel kostbare Wochen dabei verloren ge-

hen, wenn man den Tag im Sommer bis zu 6 Uhr, im Winter bis zu 4 Uhr zählt, zumal da auch die Sonntage ausgeschlossen sind. Wie wäre bei dieser Anordnung der Geschäftsmann, die Familienmutter oder eine Person, welche Unterrichtsstunden gibt oder empfängt, die Galerie besuchen? Ehe noch die Glocke Eins schlägt, erdne das unüberprüfliche „Wird geschlossen“ und Alles stürze zum „Mittagessen“, welches den Höhepunkt im deutschen Leben bilde. Daß die Galerie im Winter geschlossen sei, dafür gäbe es einen guten Grund — die Galerie sei nämlich nicht geheizt und könne auch, zufolge ihrer Konstruktion, nicht geheizt werden. Unser Engländer fährt nun fort: „Der Bau einer neuen Galerie steht in Aussicht und es sind hierzu bereits Maßregeln getroffen worden; aber die Kosten für die Erbauung eines Gebäudes, welches fähig wäre, gegen 2000 Gemälde zu fassen, und zugleich solcher Gemälde würdig wäre, sind für Sachsen zu groß. Das Eigenthum an der Sammlung wurde, wie ich glaube, dem Könige nach der kleinen und blutigen“ (wirklich so ganz blutigen?) „Revolution 1830 genommen und auf das Volk übertragen. Natürlich hängt es von den Ständen ab, zu bauen oder nicht zu bauen; und ich sehe das Widerstreben der industriösen und sparsamen Bürger und Bauern ein, sich mit einer solchen Ausgabe zu belasten, bloß der Ehre wegen, die „Herren Fremde“ zu unterhalten; denn persönlich haben sie nur geringes Interesse an der Erhaltung der Gemälde und gar keine an der Fortdauer ihrer Schönheit. Hätte ich in der Versammlung der Stände eine Rede zu halten, so würde ich mit möglichster Sorgfalt aller Kunstenthusiasmus verschmähen und nur an die wohlbekannte Reklame der werthen Sachsen, Geld zu machen und die Fremden zu rupfen, appelliren. Ich würde die Galerie nur als einen Koffer betrachten, um die Fische zu fangen, durch welche Dresden hauptsächlich existirt. Das würde meiner Überzeugung nach das schlagendste Argument sein. Zuletzt aber, wer kann sie tadeln? Ein Volk, welches so gewissenlos geopfert worden, kann nicht zu freiwilligen Opfern aufgefordert werden. Sachsen in seiner Integrität dürfte, wie man erwarten muß, freigeblig gewesen sein, aber Sachsen in seinen jetzigen Verhältnissen darf es handeln, wie es handelt, und hat ein vollkommenes Recht darauf, in jeder Weise von Europa Geld zu ziehen. Der Tadel fällt nicht auf Sachsen.“ Der Correspondent ertheilt hierauf dem Rath, den unentgeltlichen Eintritt aufzuheben und einen kleinen Eintrittspreis festzustellen, welchen die Fremden zu bezahlen hätten, und wodurch die Verwaltung in den Stand gesetzt würde, ein heizbares Gebäude zu errichten. „Der gegenwärtige vortreffliche und einsichtsvolle König“, fährt er fort, „soll gegen diese Maßregel einen unbedingten Widerwillen haben. Jeder wird die hohen und edeln Gefühle, welche ihn zu dieser Abneigung vermögen, achten und bewundern, aber es scheint mir in der That unredlich, zu verlangen, daß eine Regierung und eine Nation, so belagernswerth mit der Zustimmung von ganz Europa in ihren Haisquellen beeinträchtigt und gekürzt, die Krugler Einiger und Gleichgültigkeit Anderer mit großmüthigen Opfern vergelten sollten. Die dresdner Galerie besteht als eine Wohlthat für die ganze Welt, und so sollte die ganze Welt beisteuern, um die großen Kosten zu bestreiten, welche sie ihren Besitzern verursacht. Der Masse der Eingeborenen ist sie wenig mehr als eine ruhmvolle Last; die größere Anzahl der Besuchenden besteht bekanntlich aus Fremden; und wir können kaum glauben, daß selbst die Alles geringschätzenden Franzosen und Engländer in dieser vernünftigen Anforderung etwas Unwürdiges finden würden. Die Fürsten Deutschlands thun so viel mehr für Kunst und Literatur, als wir bei all unserm Reichthum, daß es uns schlecht anstehen würde, sie der Sparsamkeit zu beschuldigen; und bis die Franzosen nicht für die jährliche Ausstellung der Werke ihrer lebenden Künstler eine Galerie gebaut haben, statt damit die Räume des Louvre manatlang zu bedecken, können auch sie nichts dagegen einwenden. Die Dresdner haben sich ein Theater erbaut und sie sparten Recht daran; sie sähen es, sie vergnügten sich darin, aber

die Gemäldegalerie wird niemals ihre Unterhaltung sein; sie würden damit ihre Geschäftskunden aufreiben und für gewöhnlich besuchen sie dieselbe nicht. Man erzählte mir, daß eine in Dresden geborne und erzogene Dame sich nach einem andern Theile Deutschlands verheirathete, ohne in die Galerie jemals einen Fuß gesetzt zu haben. Auf einer Besuchsreise kehrte sie zurück und sah die Galerie zum ersten Male. Der Fall soll nicht der einzige in seiner Art sein. Unter einem andern Gesichtspunkt erweckt der gegenwärtige Zustand der Galerie ein noch weit tieferes Bedauern. Man kann durch ihre Gänge nicht gehen und die immerwährende Wiederkehr der betrübenden Worte „wird restaurirt“ wahrnehmen, ohne einen Verzensseufzer über dieses Ausfließen schadhafter Schönheiten auszuathmen, oder über die Ursachen, welche solche Schönheiten schadhast machen.“ Hier scheint uns der Correspondent die eigentliche Schattenseite der dresdner Galerie berührt zu haben. Das Material, die Construction des Galeriegebäudes sind der Erhaltung der darin verwahrten Gemälde durchaus nicht zuträglich. Die Dresdner haben ein höchst prachtvolles Theater gebaut; aber bei einem Theater ist nicht die Schönheit des Gebäudes, sondern die Schönheit der Darstellungen die Hauptsache. Schöff, Brockmann, Reinecke, Schröder, Fleck hätten in einer Schiene spielen können und man würde doch gesagt haben: mit solchen Personen hat die darstellende Kunst bei den Deutschen ihren Glanz- und Höhepunkt erreicht. Wir fürchten zugleich, daß in dem neuen prachtvollen dresdner Theater nicht weniger als früher Schnupfen, Heiserkeit und Erkältungen aller Art von Künstlern und Künstlerinnen vorgebracht werden, wenn sie einmal nicht Reizung haben, aufzutreten. Vor Allem thut ein zweckmäßiges Galeriegebäude Noth. Schauspieler und Sänger recrutiren sich; Gemälde, wie die dresdner Galerie besitzt, sind unschädlich und, wenn sie verkommen und zu Grunde gehen, unersetzbar. Die Gemälde der dresdner Galerie sind ein Nationalcasus, welcher der Stadt im Auslande größern Ruhm verschafft, als, mit Erlaubniß sei es gesagt, das Theater mit all seiner Pracht. Daher erfordern diese Gemälde, auch Seitens der Stände, die zarteste Berücksichtigung. Das beste Gebäude für Gemälde ist aber nicht ein pomphaftes und prachtvolles, sondern ein zweckmäßig eingerichtetes, immerhin beschiedenes Gebäude, welches der Gesundheit und der Erhaltung der Bilder am vorthellhaftesten ist und den Arzt für die Kranken Bilder, den Restaurator, möglichst unnütz macht. Wenn man große Kosten scheut oder nicht machen kann, so errichte man wenigstens ein einfaches, zweckmäßiges, heizbares und trockenes Galeriegebäude, wodurch man zugleich die Kosten für die unaußerordentlichen, keine Radicaure bewirkenden Restaurationskasselerien unnöthig machen würde. Ferner beklagt der Correspondent, daß die gewähltesten Gemälde, wie die Madonna von Holbein und Lixian's Cristo della moneta, welche er die „most affecting pictures“ der Sammlung nennt, jetzt aus präservativen Rücksichten unter Glas gehalten würden, so daß man sie, der vielen Reflexe wegen, nie als ein Ganzes erschauen und erfassen könne. „Wäre es nicht besser“, sagt er, „einige von den kostbarsten Stücken der Sammlung in zwei oder drei erwärmte Zimmer als ihre Winterquartiere zu verweisen? Warum, fragen wir, hängt sie der König nicht an seine eigenen Zimmerwände? Aber auch hier, sagt man, ist die gewissenhafte Delicatesse Sr. Majestät durch den bloßen Anschein von Eigenthumsaneignung beunruhigt.“ Hierauf entwirft der Verf. die Schilderung zweier Gemälde der Sammlung, welche er für die schönsten hält, welche, wie er sagt, eine Quelle des Trostes und der Gemüthsammlung für ihn gewesen seien und von denen er sich, wie von seinen besten Freunden, nur unter Thränen habe trennen können. Jedermann, fährt er fort, werde meinen, eins von diesen beiden Gemälden müsse die sizilianische Madonna sein; aber keineswegs. Er verkenne zwar nicht und bewundere die vielen vollkommenen

Schönheiten auf diesem Gemälde, nur mit der Madonna selbst könne er sich nicht befreunden. Vergebens habe er sich bemüht zu entdecken, was ihr Gesicht denn eigentlich ausdrücke? In dem Raum zwischen den Augen und der leichtern Erhebung der Brauen liege etwas Unruhiges, Angstliches. Das sei nicht die Mutter, denn ihre Blicke, ihre Haltung ständen mit dem Kinde in gar keiner Verbindung; sie sei auch nicht die Himmelskönigin, die Fürbitterin, denn sie sei mit den Bittenden unter ihr gar nicht beschäftigt. Das sei ganz anders bei Holbein's Madonna; hier rede jeder Zug eine Sprache, die man verstehen könne, die Sprache der Hoffnung, der Erquickung für die leidenden hilflosen Menschen. Das Gemälde sei die vollständigste Auslegung der herrlichen Hymne: „Oculos tuos misericordes“. Die drei Wesenheiten der Maria: Mutter, Königin und Gottheit seien hier in ihrer Fülle und Bollendung erfasst und dargestellt. Die begeisterte Schilderung, die der Engländer von Holbein's Madonna entwirft und mit der wir durchaus übereinstimmen, ist vortrefflich und verbreitet sich, so weit es die Gestalt der Madonna selbst betrifft, bis ins genaueste Detail. Das zweite seiner Lieblingsgemälde, von dem er sagt, daß es vielleicht noch tiefer aufgefaßt sei, ist Lixian's Christus mit dem Jüngerschen. Er nennt dies Gemälde zugleich ein Werk, eine Historie, eine Predigt und ein Werk. „Es enthält“, sagt er, „mehr von der Wesenheit des Christenthums als alle Abhandlungen und die meisten Predigten, welche je geschrieben wurden, denn es bringt unserer niedern Anschauung, unsern verletzten Herzen diejenigen göttlichen Eigenschaften vor Augen, deren wahrhafte und einzige, vollständige und sichtbare Manifestation unser Herr war. Ich verlies diesen Commentar des Evangeliums niemals ohne das Gefühl, als hätte ich einen Lichtstrahl gesehen, welcher des Herrn Fußtapfen umgab, oder ohne über das Mitleiden, die Verachtung, die Ungeduld, den Reimuth nachzudenken, welche sich selbst gute Menschen zu Schulden kommen lassen und gegen ihre Nebenmenschen äußern.“

5.

Literarische Notizen.

Von dem Verf. von „The comic latin grammar“ erschien jetzt ein Pendant: „The comic english grammar“, mit 50 charakteristischen Illustrationen von Lerch. Die „Library gazette“ nennt das Buch ein allerseits j'en d'esprit, und sowohl im Texte als in den Illustrationen voll spasshafter Dinge. Ferner erschien von Isabella Komar in drei Bänden: „Sturmer, a tale of mesmerism“ und von E. F. Gray „The porcelain tower; or, nine stories of China“, wovon der „Globe“ sagt: „Reich an allen Arten von Poesien, Wit und Humor und von Lerch mit wahrhaft ebenbürtigem Geiste illustriert, wie dies Buch ist, können wir es unbedenklich Allen empfehlen.“

In der Buchhandlung der Brüder Firmin Didot erscheint jetzt eine orientalische Chrestomathie, die jetzt enthaltend: Auszüge aus Ali Behar, Auszüge aus dem Roman „Antar“, arabischer Text, „Leben des Djennis Schan“, von Arifschon, persischer Text, „Gesandtschaft des Mohammed Effendi“, türkischer Text. Diese Chrestomathien erscheinen unter den Auspicien des Ministers für den öffentlichen Unterricht und unter der Redaction der Professoren, welche der für die morgenländischen Sprachen in Paris errichteten königlichen Schule vorstehen.

Der Chevalier de Frémanville gab heraus „Histoire de Bertrand du Guesclin, connétable de France et de Castille“, mit Lithographien und einem Portrait Duguesclin's, und Hesse und J. Réaume: „Récits et épisodes de l'histoire de France, accompagnés des principales armoiries depuis les croisades“, mit 60 Illustrationen von Lhenot und Epan.

2.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 31.

31. Januar 1842.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Dritter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 30.)

20. Studenten-Musenalmanach für das Jahr 1842. Enthaltend Gedichte von im Jahre 1841 in Breslau Studirender (!).

Es ist entseßlich, sagt Heine irgendwo, wenn die Körper, die wir geschaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit unheimlicher ist es jedoch, wenn wir eine Seele geschaffen und diese von uns ihren Leib verlangt. Der Gedanke, den wir gedacht, ist eine solche Seele, und er läßt uns keine Ruhe, bis wir ihm seinen Leib gegeben. Das ist der Schlüssel für Manches, auch für diesen Musenalmanach. Die Lieder sind heutzutage die fleischlichsten aller Gedanken; sie wollen nicht bloß gedacht und etwa frisch von der Leber weg gesungen sein, nein sie wollen auch geschrieben, und was mehr ist, gesetzt, und was mehr ist, gedruckt sein. Die Zeiten, in denen ein Dichter singen konnte:

Ach, wie traurig sieht in Lettern

Schwarz auf Weiß ein Lied mich an!

sind längst vorüber. Jetzt gilt das „Schwarz auf Weiß“ beim Dichten und Denken ebenso wie im Handel und Wandel, und die Lettern sind den jungen Poeten jetzt Lettern, auf denen sie wie Jakob in den Himmel zu steigen träumen. Träumen! denn leider ist's meist nur ein Traum, von dem sie oft recht unerquicklich erwachen. Darum gönne man ihnen den kurzen Wahn und rüttle sie nicht zu unsanft aus dem Schlummer. Wer hat ihn nicht auch einmal geträumt und träumte ihn nicht gern noch einmal, wenn's möglich wäre? Glückliche Die, welche die Augen noch geschlossen haben, welche nicht sehen und doch glauben, indeß wir Aufgeweckten sehen und nicht glauben. Es ist ein glücklicher Gedanke vom Verleger gewesen, diesem Wüchselchen einen goldnen Titel zu geben; denn es knüpfen sich gewiß goldene Gefühle daran, die von weit echterm Golde sind, als jenes Gold ist, nach dem man in spätern Jahren dichtet und trachtet. Dies Gold steht immer gleich hoch im Kurse; nur schade, daß es zu rasch cursirt, daß es keiner recht lange in Händen behält! Auch den lieben Musensohnen der Diabrina, den Musensohnen dieses Musenalmanachs, wird es über kurz oder lang verschwinden. Den Vater-

freunden folgen ja so rasch die Vaterleiden. Die bösen Kritiker werden wie ein Heer von Kinderkrankheiten über die armen Kleinen herfahren und dermaßen unter ihnen aufräumen, daß wenig von ihnen übrig bleibt. Wir aber wollen christlicher denken und uns nicht an den unschuldigen Geschöpfchen vergreifen, um so weniger, als ohnedies schon mehre die Ketten des Todes in sich tragen. Es sind aber auch manche recht frische und muntere oder in ihrer Kränklichkeit doch den Stempel der Fortdauer tragende darunter, und bei diesen wollen wir die Taufzeugen abgeben. Unter diesen sind namentlich zu nennen: „Simson“ von H. Grieben, „Jetzt und vor Jahren“ von H. Hager, „Der kranke Poet“ von Rudolf John, „Nitternacht“ von D. W. Müller, „Der erhabenste Gedanke“ von A. Pohl, „Alte Liebe rostet nicht“ von W. Eschackert, „Das Mädchen am Bach“ von G. Wittiber, „Bögleins Tob“ von Aug. Ankelin, „Lieder aus der Ferne“ (IV und V) von Christian Ankelin und Mehres von Jul. Dorn. Die meisten derselben tragen deutlich gewisse Familienzüge und erinnern theils an ältere Dichter, z. B. Goethe, Schiller, Bürger, Hölty, theils an neue, namentlich an Heine, Grün, Gallet, Freiligrath.

21. Thalia.

Vogl, Frankl und Seidl, und Frankl, Seidl und Vogl, und Seidl, Vogl und Frankl — das sind die allgegenwärtigen Elemente der wiener Almanachsliteratur, unter denen bald das eine, bald das andere das dominierende ist. Bei der „Thalia“ macht Vogl den Promachos; wir können ihm aber als solchem wenig zum Ruhme nachsagen. Sein Almanach ist der dürftigste und unbedeutendste von allen; er kommt mir vor wie eine Nachlese, eine Stoppelernte Dessen, was die Andern übrig gelassen haben. Er bietet nichts als ein Sammelstadium kleiner Erzählungen und Gedichte, die sämmtlich ohne Werth sind. Die Kupfer sind der Flachheit des Inhalts angemessen; am lächerlichsten sind in ihrer Grausamigkeit „Isabelle Davalos“ und „Isabelle von Dessenig“.

22. Deutscher Post Almanach für das Jahr 1842; herausgegeben von Wilhelm Börges.

Die Idee, die der Gründung dieses Post Almanachs zum Grunde liegt, verdient als eine glückliche anerkannt

zu werden, zumal da schon seit mehreren Jahren kein öffentliches Organ für die Besprechung der Postangelegenheiten besteht und überhaupt die in dies Fach schlagende Literatur in neuerer Zeit etwas lau und dürftig sich erwiesen hat. Es ist aber ein lebendiger, allseitiger Ideen- austausch über diesen Gegenstand gerade jetzt um so mehr nöthig, als sich das Postwesen seit kurzem in dem Zustande einer fast bedenklichen Krisis befindet. Der Almbus, der es noch vor wenigen Jahren umgab, ist in Folge der Eisenbahnen plötzlich geschwunden, und will es sich daneben in entsprechender Vollkommenheit behaupten, so bedarf es in allen Beziehungen eines neuen zeitgemäßen Aufschwungs. Ein solcher ist aber kaum zu erreichen ohne ein Zusammenwirken von allen Seiten, ohne eine Benützung aller Kräfte, die diesem Gegenstande ihre Thätigkeit widmen, ohne eine Prüfung und Vergleichen aller Vorschläge und Wünsche, die sich darüber vernehmen lassen. Insofern nun dieser „Postalmanach“ einer derartigen Wirksamkeit ein eigenes Feld eröffnet, dürfte er Allen, die diesem Gegenstande ihr Interesse zuwenden, und namentlich den denkenden Postbeamten selbst eine willkommene Gabe sein, und es steht daher zu hoffen, daß sie ihm durch die gehörige Theilnahme sein Fortbestehen sichern. Wünschenswerth dürfte es jedoch denselben erscheinen, wenn die künftigen Jahrgänge mehr als der vorliegende eine rein wissenschaftliche Tendenz verfolgten. Der Wille dazu scheint nicht zu fehlen; wenigstens sprechen dafür die gestellten Preisaufgaben, die als zeitgemäße Themata bezeichnet werden müssen. Auch dieser erste Jahrgang bietet bereits zwei wissenschaftliche Abhandlungen: eine „Geschichte des deutschen Postwesens“ von Friedr. Steger, und einen „Versuch der Geschichte der römischen Staatspost“ von Theodor Kapp, welche interessante und brav ausgeführte Mittheilungen enthalten und das näher betheiligte Publicum des Almanachs gewiß mehr anziehen als „Hampelmann im Eilwagen“, Räthsel, Anekdoten und sonstige Schnurperlfereien. Ebenso dürften die mitgetheilten Postpersonaletats des Königreichs Sachsen, des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz und des Herzogthums Braunschweig den deutschen Postbeamten nicht ohne Interesse sein.

23. Wintergrün.

Dieser Almanach enthält nur eine Erzählung: „Das Familiengeheimniß“, Novelle von Heinr. Bernstein — ein Familiengeheimniß, für das man durchaus kein Interesse gewinnt, so sehr es sich auch der Verf. hat aneignen lassen, mit geheimnißvollen Andeutungen unsere Neugier zu reizen. Der Chevalier ist eine recht modern-moralische Person der neuen französischen Schule, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht die Erzählung ein ursprünglich transsylvanisches und nur zu uns übergestelltes Product ist. Dafür sprechen auch die Dialoge, die sich im Kreise der gewöhnlichen französischen Salonconversation bewegen. Das Buch ist ohne Kupfer und überhaupt für einen Almanach fast ärmlich ausgestattet.

24. Weihnachtsblüten.

Castell huldigt den Frauen, Dr. Pfenninger der Jugend. Ref. weiß nicht, wer mehr reussirt, aber so viel darf er von diesen „Weihnachtsblüten“ versprechen, mancher Knabe wird, wenn er am Weihnachtsabend, nachdem er sich an allen den schönen Sachen satt gesehen, endlich auch dies Buch durchblättert und eine oder die andere Geschichte zu lesen anfängt, gern weiter lesen und nicht eher ruhen, als bis er Alles durchgelesen und es seinen kleinen Freunden wiedererzählt hat. Castell's Frauenhuldigung wird vielleicht nicht mit eben dem Eifer ergriffen. Nur muß der Kleine nicht von vorn anfangen, sondern nach Zufall diese oder jene Geschichte mitten im Buche lesen; denn sonst möchte „Der Bernhardskrebs“ von Barth ihm leicht das Ganze fatal machen. Da ist freilich ein halb-schlechter Mensch, der der lieben Jugend zum warnenden Beispiel seinen Untergang findet, aber leider nicht in Folge seiner Schlechtigkeit, sondern gerade so, als ob ihn der liebe Gott mit dem Witz erschlägt. Und der schlechte Mensch hat dem Verf. viel zu schaffen gemacht; man sieht es ihm an, daß er lieber einen guten gezeichnet hätte, und die liebe Jugend wird, wenn sie wirklich so geduldig ist, die Erzählung von Anfang bis zu Ende zu lesen, sich sagen: Ein schlechter Mensch ist doch ein recht langweilliger! Sehr zu loben und auch für Größere lesbar ist „Der treue Diener“ von Gustav Nieritz. Nieritz ist ein fruchtbarer Jugendschriftsteller, und, so weit Ref. weiß, ein beliebter. In der vorliegenden Erzählung hat er den Ton, der den kleinen Leser anspricht, recht gut getroffen und der spannenden Erzählung zugleich eine gute Lehre einzuflechten gewußt. Auch „Kukuloburg“ vom Herausgeber und „Erzählungen eines alten Seefahrers“ nach dem Englischen des Peter Pawley, sowie die „Jugendwandlerlieder“ und die „Fabeln“ von Wilh. Hey sind, als ihrem Zwecke entsprechend, zu loben.

25. Phantasiegemälde von Gustav von Heeringen.

Dieser Almanach besteht aus einer einzigen Erzählung: „Die Gebrüder de Matos“, einem historischen Romane vom Herausgeber. Er spielt in Portugal und dreht sich um die Befreiung dieses Landes vom spanischen Joch unter Philipp IV. und die darauf folgende Erhebung des Hauses Braganza auf den portugiesischen Thron. Die Wahl dieses Stoffes erinnert daran, daß der Verf. vor einigen Jahren in Begleitung des Prinzen von Koburg, des jetzigen Gemahls der Königin Maria II., Portugal selbst besucht und die dortigen Zustände in einer interessanten Reisebeschreibung mit vieler Sachkenntniß mitgetheilt hat. Auch in diesem Romane legt er an den Tag, daß er mit den Localitäten Lissabons und der Umgegend sehr vertraut ist, und gibt uns davon sehr ausführliche, fast allzusehr ins Detail gehende Schilderungen. Die Erzählung ist nicht sehr spannend und namentlich ist an ihr zu tadeln, daß zu viel gleich wichtige Personen darin auftreten, zwischen denen sich das Interesse zerspaltet. Zu den gelungensten Personalitäten sind zu zählen

Carlos de Matos und die schöne Mariquinha. Auch Matthias, ein Deutscher von altem Schrot und Korn, ist eine gut angelegte Figur; nur hätte ihm der Verf. im Laufe der Erzählung einen Platz anweisen sollen, der ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich seiner Anlage gemäß zu entwickeln. Die Darstellung des Stoffs ist gewandt; nur macht der Verf. von dem Kunstmittel, durch Hineinreißen in medias res zu interessiren, zu oft Anwendung.

26. Damenalmanach von Mathilde von La-bouilliot.

Wird es dem Ref. die schöne Herausgeberin verzeihen, daß er ihr den letzten Platz angewiesen hat? Und doch ist es nur geschehen, weil er selbst den allerletzten Platz einnimmt. Wer spielt nicht einmal, um sich eine schöne Nachbarschaft zu verschaffen, den Ungalanten? Dennoch fühle ich, daß ich viel gut zu machen habe, und ich freue mich, daß ich's mit gutem Gewissen kann. Der „Damenalmanach“ verdient in der That einen der ersten Plätze. Er bietet wenig, aber unter dem Wenigen viel Gutes. Zu den interessantesten Gaben gehört: ein mit ebenso viel Geist als Begeisterung geschriebener Aufsatz von Levin Schäking: „Dichter und Frauen“; ferner „Briefe einer Dame vom Rhein und der Schweiz“, die von Gemüth und Laune zeugen, und endlich mehrere echt poetische lyrische Gaben von Gallet, Fütterus, Luise von Bornstedt, β und der Herausgeberin. In den ebenerwähnten Briefen schildert die Verf. (Luise von Bornstedt) ihr Zusammenreffen mit Immermann, das wir bei dem jezt so lebhaften Interesse für diesen Dichter als willkommenes Gabe glauben mittheilen zu dürfen.

Ich hatte den Wunsch geäußert, den großen und gefeierten Dichter, den Düsseldorf besitzt, kennen zu lernen. Ich wollte durch seine Augen, die man bekanntlich die Fenster der Seele nennt, in dieselbe hineinschauen, wenn sie mir nämlich nicht ein zu hohes Parterre für meine kleine Figur sein würden, um das innere Treiben dieser geheimnißvollen Werkstätte so vieler arten und schöner Gedanken zu belauschen. Aber ach! so lange ich auch meinen Hals reckte, konnte ich doch nicht viel erspähen. Am andern Morgen machte er uns nämlich seinen Besuch und erschien mir als ein freundlicher, wohlgenährter, schelmisch blickender Mann, der sich jedoch geistig ungemein zugedehnt hielt, was mich unangenehm berührte; mit gewöhnlich gutmüthigen Leuten kommt man bald in Zug, warum nicht mit einem Mann des Gedankens und des Gefühls? Zu Ende wurde unsere Unterhaltung etwas erwärmer, dennoch machte er mir den Eindruck eines Gladiatoren der Poesie, der seine Glieder wie zum Kampfe mit Öl gesalbt und den man nirgend recht fest anpacken kann. Am Abend machten wir noch einen kleinen Spaziergang und schieden, wie mir schien, ohne uns gegenseitig wohlgethan zu haben. 1.

Humoresken aus dem Philisterleben. Von Theodor v. Kobbe. Zwei Bändchen. Bremen, Kaiser. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. sagt in dem kurzen Vorworte, daß die ehrenvolle Beurtheilung, welche desselben „Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben“ gefunden, ihn veranlaßt hätten, spätere Erlebnisse, unter dem Titel des vorliegenden Buchs folgen zu lassen, von denen er, da sie aus demselben Zeit, wie jene, geformt seien, wünschen wolle, daß sie dem Le-

ser auch ebenso munden möchten. Der Verf. scheint sich überhaupt auf den Humor verlegt zu haben, da er auch gleichzeitig Herausgeber der „Humoristischen Blätter“ ist; aber der leichte unterhaltende Ton, den er anstimmte, der friedliche Anekdoten- und Erinnerungskram, der ihm dabei als Stoff dient, können unmöglich auf den Ehrentitel Humor, humoristisch, Humoreske Anspruch machen. Der echte Humorist ist zugleich auch Dichter, Denker, Erfinder und künstlerischer Gestalter, und hiervon finden sich bei Kobbe nur leise, kaum merkbare Andeutungen. Wenn sich der Verf. einen Humoristen nennt, wie z. B. S. 110, wo er meint, daß er als Humorist nicht heirathen dürfe, so ist das ebenso abentheuerlich, als etwa die Bezeichnung Consul für den Bürgermeister einer deutschen Winkelstadt. Den Humor, welcher die beiden Polen der sichtbaren Welt mit der einen Hand umspannt und mit der andern nach einer unsichtbaren weilt und hinausgreift, der mit lächelndem Gesicht die Schwächen und Sünden und Thorheiten der Menschheit beweint und mit thränenden Augen belächelt, diesen Humor wird man bei Kobbe vergebens suchen. Dagegen lassen wir ihm gern das Prädicat eines an allerlei Schnurren und Erinnerungen reichen Erzählers, der sie unterhaltend und ergötzlich genug und dabei ungeschminkt und ungeschmückt vorzutragen weiß. Dr. v. Kobbe schreibt so, wie man in munterer und gebildeter, aber in Geschmacksachen nicht allzubeliebter Gesellschaft erzählt, wie er selbst in Oldenburg diese oder jene Gesellschaft unterhalten mag. Diese Behaglichkeit und Bequemlichkeit, eine Untugend vieler deutscher Schriftsteller, verführt ihn nicht selten zu unverzeihlichen stilistischen Nachlässigkeiten, die durch ein Erbübel deutscher Dichter, durch die Nachlässigkeiten des Setzers und Correctors, vielleicht auch des Abschreibers noch vermehrt werden, um durch Satz-, Schreib- und Druckfehler den Leser nicht selten in Verwirrung zu setzen. Hierzu gehören Sätze wie dieser: „Das Verhältniß mit Seelen welches sich nunmehr immer mehr befestigte, schien ihm zu gefallen, und wenn er auch weil er auch weiter nicht darüber redete, begünstigte er es doch sichtlich.“ Oder: „Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, entließ der Fürst mich, und ließ mich (,) da (,) wie er sagte, auch der Postmeister auf Hellingenberg sei, nach Überlingen fahren, wo ich das Dampfschiff bestieg, um die Berge mit ihren weißen Kapuzen näher kennen zu lernen.“ Oder wenn ein gewisser Rosen fragt: „Ob hier jezt Studenten und überall nach Oberumstadt zu kommen pflegten“ u. s. w.

Der flotte, gemüthlich launige, halb burleske Vortrag hat indeß viel Anziehendes; und was dem Verf. an Ausgeprägtkeit und Originalität des Stils, wie an Tiefe der Auffassung abgeht, das ersetzt der mannichfaltige und bunte Inhalt. Anekdoten aus dem Volksleben, die charakteristisch genug sind und oft eine rührende Färbung annehmen, wie die Erzählung von dem jungen Menschen, der Gott sein Ehrenwort gegeben hatte, ein Mädchen zu heirathen, welches aber seine Hand ausschlug, sodas er sich zuletzt das Leben nahm, während die spröde Geliebte noch jezt Butter zu Markte bringt und kerngesund aussieht, Portraits von originellen Charakteren, Erzählungen von Studentenabentheuern u. s. w. wechseln mit Besuchen bei berühmten Personen, wie Immermann, Ischolle, Grabbe. Während Dr. v. Kobbe für die dichterische und persönliche Größe des Erstern schwärmt und dessen oft verdächtigtes Verfahren gegen Grabbe vor allen fernern Verdächtigungen und Anklagen durch Feststellung der reinen Thatfachen sichert, entwirft er von Letztem ein Bild, welches die Nachrichten, die über Grabbe's unliebenswürdige persönliche Erscheinung schriftlich und mündlich verbreitet worden sind, nur bekätigen kann. Kobbe beklagt es mit Recht, daß sich Grabbe nie in den Ernst sittlicher Objectivität vertieft habe; davon zeugten nicht bloß seine sonst so genialen Werke, sondern auch sein Verhalten in gesellschaftlicher Umgebung. „In das interessanteste Gespräch“, sagt der Verf., „in die begeisterte Rede warf er oft, selbst in Gegenwart der anständigsten Damen, fast wie dazu geprübelt, irgend ein schmutziges Wort, über das er dann, wenn es ihm verwiesen wurde,

nach einer böstlichen Entschuldigang, fast wie ein Bahnkünstler, der tregend ein Schrimpfad verläßt hat, still zu lächeln pflegte. — Manche Plattschelten wurden ihm von Immermann verwiesen, worauf er sich, wie oben angegeben, benahm, und von Immermann sogar durch Drohungen zum Schweigen gebracht werden mußte." Diese Epigrammen späten auch in seinen Werken und haben nicht den glücklichsten Einfluß auf jüngere Talente geübt, wie überhaupt leider meist nur die Fehler, nicht die besseren Seiten an modernen Schriftstellern, an Heine, Börne, Grabbe u. A. von blinden Talentjägern nachgeahmt zu werden pflegen. Grabbe ging an der Spitze der modernen Zeit und an der Genie- und Originalitätsucht unter, und wie sehr er dabei schauspielerte, davon erzählt uns Kobbe ein merkwürdiges Beispiel in einem ganz oder halb fingierten Anfall von Ohnmacht, woraus ihn ein von Kobbe laut ausgesprochener Tadel über seine „Kühenbrödel“ urplötzlich riß. Erschrecklicher tritt uns Immermann's Bild und merkwürdig desselben Ausdruck über Strauß' „Leben Jesu“ entgegen. Wenn auch gegen die Kritik nichts einzuwenden sei, meinte Immermann, so seien die Resultate doch trostlos, Strauß habe nichts wiederaufgebaut, nur zerstört, und kenne den Begriff der Persönlichkeit nicht. „Alles Große“, fuhr er fort, „ist durch große Individuen geschehen. Hunderttausend Menschen zusammen bilden nicht Eine große Individualität. Das sei Hegel'sche Philosophie, die auch keinen persönlichen Gott habe. Strauß aber setze an die Stelle des überlieferten Wanders ein unendlich schwerer zu glaubendes mit seinem Jesus.“ Diese und andere Partien lassen Hrn. v. Kobbe's gemüthlich launiges Buch auch in literarischer Hinsicht nicht ohne Bedeutung erscheinen. 29.

Russische Alterthümer.

Die im December 1834 gegründete archäographische Commission bei der petersburger Akademie hat nun den Anfang ihrer Arbeiten herausgegeben. Es sind dieses drei dicke Bände in Quart und zwei andere sollen ihnen sobald als möglich, d. h. binnen kurzem folgen. Die wichtigsten Sammler, deren Arbeiten uns jetzt vorliegen, waren Strojew und Bereznikow, welche in einem großen Theile Rußlands eine, so zu sagen, archäologische Hausfuchung hielten. Ihnen wurden alle, selbst die sonst unzugänglichen Archive Rußlands und Sibiriens, so wie nicht minder die der westlichen Gouvernements geöffnet; und die Regierung ertheilte ihnen das Recht, alle Handschriften, die ihnen wichtig schienen, sie mochten in den Klöstern oder Kirchen, sogar den Privatbibliotheken verborgen liegen, zu leihen und sorgfältig copiren zu lassen. Eine in der That nicht drei Mal berechnenswerthe Arbeit, wenn man den von Kahl und neuerlich so trefflich und wahr geschilderten Zustand der russischen Bibliotheken oder Büchterniederlagen bedenkt. In den Archiven reichen die schriftlichen Denkmäler in der Regel nur bis in die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts; denn sie wurden erst in den etwas beruhigteren Zeiten nach dem Tode Johan Kalita's gegründet. Alle frühern schriftlichen Denkmäler, sowie viele selbst spätere wurden vernichtet oder von den Schweden davongetragen; dieses geschah besonders in den unruhigen Zeiten vor der Thronbesteigung des kaisers Romanow, vor Allem unter dem falschen Dimitri, wo Rußland von so vielen schwedischen Heeren durchzogen wurde. Daher war Solowiew auch nach Schweden gesandt worden, um dort Alles aufzusuchen, was Licht über diese dunkeln Zeiträume verbreiten könnte. Die Funde und Arbeiten dieser drei Männer nun hat die Commission in zwei Theilen geordnet, in einem historischen und einem juristischen, der das alte Recht und die Justizverwaltung betrifft. Erstere, die juristische Partie (unter der auch ein Text des berühmten Sudebnik [Gesetzbuch] von Iwan Wassiljewitsch, nach drei Handschriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert, zusammengestellt) wird als Nachtrag zu den „Denkmälern des russischen Rechts (Petersburg 1838)“ ausgegeben

werden. Und so sind nur die historischen Materialien in den drei vor uns liegenden Theilen enthalten. Der erste Theil umfaßt außer einer reichen Anzahl von Urkunden über Familienbesitzungen und Erbverhältnisse russischer Großen auch noch die Kirchenacten und Correspondenzen zwischen den Patriarchen der orientalischen Kirche und den Curen und Metropolitien. Besonders interessant und wichtig sind die Nachrichten über die Unterjochung Romgorods, dann die über die Vertreibung des kaiserlichen Basill Schernjakin aus Moskau wegen eines vermeintlichen Einverständnisses mit dem König Sigmund von Polen im Jahre 1517 — 23. Nicht weniger wichtig ist das Document von der Verschönerung der Bojaren während der Kindheit Iwan's des Schrecklichen. Der zweite und dritte Theil enthält fast nur Denkmäler aus den bewegten Zeiten vor der Herrschaft der Romanows, der vierte Theil wird „die zur Geschichte vom Westrußland gehörigen Acten“ enthalten. Denn die in jenem (den westlichen) Gouvernements gefundenen Schrift Denkmäler beziehen sich ausschließlich nur auf die Veränderungen der Gesetze, welche in Lissaen in Folge des polnischen Einflusses vorgenommen wurden, und sind auch in den Dialecten dieser Gegenden geschrieben; und da hat man es zweckmäßig erachtet, sie in einem eigenen Theile herauszugeben. Der fünfte und sechste Theil bringen die der Commission später zugekommenen Mittheilungen als Nachträge. J. P. Jordan.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Die Gaswerke der Stadt Philadelphia waren am 1. Januar 1841 im Stande, 300,000 Cubikfuß Gas zu liefern, und da einem Beschlusse des Gemeinderaths zufolge noch einige neue Retorten angebracht werden sollen, so werden künftig 400,000 Fuß täglich geliefert werden können. Im Ganzen wurden im vorigen Jahre 45,410,000 Cubikfuß Gas angefertigt und verbraucht, also durchschnittlich 124,000 Fuß täglich. Die Röhren, welche das Gas in die Straßen vertheilen, haben eine Länge von beinahe 30 englischen Meilen und die Anzahl der registrierten Lichter betrug am 1. Juli 1841 19,799, welche von 2393 Consumenten gehalten wurden. Die Anzahl der Lichter, wodurch öffentliche Laternen erleuchtet wurden, betrug 727.

In einer am 3. Juni 1841 gehaltenen Versammlung von Deutschen in Philadelphia ward beschlossen, sich zu einer Gesellschaft zu constituiren, welche in Berathung ziehen will, auf welche Weise am besten eine den Bedürfnissen der deutschen Jugend entsprechende, gut eingerichtete Bürgerschule in Philadelphia zu errichten sei. Es trat sogleich eine beträchtliche Anzahl von Männern und Frauen zusammen, um einen Plan zu diesem Zweck zu entwerfen. Den 17. Juni fand eine fernere Versammlung dieser Gesellschaft im Schulzimmer der deutschen Kirche in der Julianastraße statt, wozu eine Einladung an alle in Philadelphia wohnhafte Deutsche, welche sich für die Ausführung dieses Plans interessiren, ergangen war.

Die Bevölkerung des Staates Connecticut beträgt ungefähr 300,000 Seelen und unter sämtlichen stimmungsfähigen Bürgern des Staates befand sich im vorigen Jahre nur ein Einziger, welcher so sehr in der Erziehung verwahrloßt war, daß er weder lesen noch schreiben konnte.

Dr. John Croyham, der Eigenthümer der großen Ram-muthshöhle im County Edmonson im Staate Kentucky, hat ein Gasthaus in dieser Höhle, etwa eine englische Meile vom Eingange angelegt, wo jetzt die Besucher dieser Naturmerkwürdigkeit nicht nur Speisen und Getränke, sondern selbst ein Nachtlager finden können. 13.

Dienstag,

— Nr. 32. —

1. Februar 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungserpedition in Leipzig oder das Königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Geschichte des englischen Deismus. Von Gotthard Victor Lechler. Stuttgart, Cotta. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In der Rute geistiger Bewegungen, welche seit der Reformation den Gegensatz zwischen Tradition und freier Forschung, Dogma und Kritik, statutorischer Glaubenssagung und rationaler Überzeugung zum Bewußtsein gebracht und in mannichfaltigen Formen durchgearbeitet haben, bildet der englische Deismus des 17. u. 18. Jahrhunderts ein so wichtiges Mittelglied, daß man fragen könnte, warum er bis jetzt noch nicht zum Gegenstande einer speciell auf ihn gerichteten Darstellung gemacht worden ist, die den jetzigen Anforderungen an eine Untersuchung dieser Art entspreche. Während jedoch in England die dort noch herrschende dogmatische Befangenheit die allgemeine Vorbedingung für das Gelingen eines solchen Unternehmens abschneidet, erklärt für Deutschland gerade die Fortdauer jener Bewegungen wenigstens zum Theil, warum sich bis jetzt die Werke immer vorzugsweise auf die Form des Kampfes richteten, welche jeweilig die vorherrschende war, und die ältern gleichartigen Kämpfe darüber zwar nicht vergessen, aber in den Hintergrund gedrängt wurden. Verfolgt man jedoch den Zusammenhang des 19. Jahrhunderts mit dem 18. nur einigermaßen genauer, so bieten die französische Aufklärung, der Rationalismus der Kant'schen, sowie neuerlich eines Theils der Hegel'schen Schule vielfältige Analogien mit dem englischen Deismus dar; diese Richtung liegt der Gegenwart keineswegs so fern, daß eine geschichtliche Entwicklung derselben nicht mancherlei Anknüpfungs- und Vergleichungspunkte ganz ungeachtet darbiete; und während wir andererseits weit genug von jenen Kämpfen entfernt stehen, um sie unparteiisch auffassen zu können, glaubt der Verf. mit Recht erwarten zu dürfen, daß seine Arbeit gerade jetzt Interesse genug darbiete, um in der ausführlichen Darstellung ihres Gegenstandes etwas mehr als eine literarische Curiosität, oder einen Beitrag zur Kirchengeschichte, oder endlich eine

gleichgültige antiquarische Untersuchung zu finden. Denn das Princip, aus dem sich der englische Deismus hervorarbeitete, wirkt, wenn auch in andern Umgebungen und in anderer Gestalt, in der Gegenwart immer noch fort. Dennoch hat der Verf. diese Beziehung auf die Gegenwart keineswegs zum wesentlichen Gesichtspunkte seiner Darstellung gemacht; im Gegentheil ist er in Parallelen mit Erscheinungen unserer Zeit sehr sparsam; er glaubt Dinge dieser Art der eigenen Bemerkung des denkenden Lesers überlassen zu können; er hält sich demgemäß durchaus auf dem Boden der reinhistorischen Entwicklung und ist bemüht, die Geschichte des Deismus in ihrem eigenen Zusammenhange zu einem in sich selbst abgeschlossenen Nite zusammenzufassen. Dieses Bestreben konnte nur gelingen, wo eine so gründliche, aus den Quellen selbst geschöpfte Kenntniß des historischen Materials vorhanden war, wie sie diese Schrift bezeugt. Günstige äußere Verhältnisse machten es dem Verf. möglich, die hierher gehörige, zum Theil schon selten werdende Literatur in größerer Vollständigkeit zu benutzen, als dies sonst in Deutschland, und theilweise sogar in England Andern möglich gewesen sein würde. Wer dabei die Massen der deistischen und antideistischen Schriften, die in Form von kurzen Aufsätzen, Flugchriften, zerstreuten Blättern, Predigten u. s. w. erschienen; auch nur dem Titel nach kennt, wird es dem Verf. wol glauben, daß er eine Masse gelehrten Ballastes über Bord geworfen hat; wenn er deslenungeachtet fürchtet, daß das Buch hier und da den Eindruck machen werde, als gehe es zu sehr in dem Stoffartigen auf, so lehnt er selbst diesen etwaigen Vorwurf, wie uns scheint, S. iv mit Recht dadurch ab, „daß hinsichtlich eines nur erst im Allgemeinen bekannten, in seiner bestimmten und concreten Gestalt neu vorzuführenden Gegenstandes, dessen Quellenchriften bei uns ziemlich selten seien, eine andere Behandlung erforderlich sei, als bei Gegenständen, die uns näher liegen und bekannter sind“. Wie wenig er aber etwa ein bloßes Aggregat

von Auszügen gegeben, sondern daß er die Geschichte des Deismus nach Entstehung, Wachstum und Verfall als eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen aufzufassen und darzustellen bemüht gewesen ist, zu zeigen, was, da der Gegenstand gewiß viele Leser interessiert, die zu der vollständigen Lecture des Buches keine unmittelbare Veranlassung haben, ein kurzer Umriss des Inhalts versuchen.

Die äußere Bezeichnung der ganzen Richtung schwankt zwischen den Namen des Atheismus, Naturalismus, Deismus und der Freidenkeri. Der erste bezeichnet das äußerste Extrem; wobei jedoch zu bemerken, daß er in dem Sprachgebrauche jener Zeit nicht schlechthin Gottesleugnung, sondern viel allgemeiner jede Auffassung Gottes bezeichnet, welche von den im kirchlichen Dogma sanctionirten Vorstellungen über Gott abwich. Das Wort Atheist, sagt z. B. Blount zu Ende des 17. Jahrhunderts, werde gegenwärtig so gebraucht, wie im Alterthume das Wort Barbar (S. 454); und wirklich kann nur in diesem ganz unbestimmten, relativen Sinne der Begriff des Atheismus auf die Deisten angewendet werden. Der Naturalismus dagegen (im subjectiven Sinne) bezeichnet nicht sowohl eine bestimmte Lehre nach ihrem Inhalte, sondern eine Denkweise nach ihrem Erkenntnißgrunde. Das formale Princip, welches ihm zu Grunde liegt, ist die Erhebung der „natürlichen“ Erkenntniß entweder zum ausschließlichen oder zum vorherrschenden Entscheidungsgrunde in religiösen Dingen, die Erhebung der natürlichen, vernünftigen Religion zur wahren. Naturalismus ist dann gleichbedeutend mit dem Begriffe des Rationalismus, einer Bezeichnung, welche schon damals, wahrscheinlich zuerst von den Vertheidigern des Positiven im verächtlichen Sinne angewendet, von deren Gegnern als Ehrenname acceptirt wurde. Einen ganz national englischen Ursprung hat das Wort Freidenker und Freidenkeri (freethinker und freethinking), welche Bezeichnung, gleichsam von dem Boden der politischen Debatte auf das religiöse Gebiet verpflanzt, sich auf die Magna charta der freien Prüfung, des selbständigen Urtheils beruft, als Sektename besonders durch Collins (1713) in Aufnahme kam und, obgleich durch Mißbrauch in Verruf gekommen, doch für die englischen Schriftsteller eine besondere Anziehungskraft hatte.

Ähnlich diesem specifisch-englischen Namen ist das französische esprit fort, nur daß offenbar der englische Name edler und demokratischer ist. In dem esprit liegt der französische yllante, leichte, witzige Geist, während das thinking des Engländer ein einfaches, aber gesundes Denken ist. In dem fort liegt der aristokratisch-übermüthige Stolz eines seiner überlegenen Stärke sich Bewußten; in dem free liegt ein Recht, das der Freidenker, demokratisch gefant, jedem gönnen möchte. (S. 458.)

Der gewöhnlichste Name endlich ist der des Deismus, damals noch nicht unterschieden von Theismus, und der Verf. bestimmt ihn S. 460 gemäß der ganzen Tendenz der Richtung, von welcher er gebraucht wurde, als „eine auf den Grund freier Prüfung durch das Denken gestützte Erhebung der natürlichen Religion zur Norm und Regel aller positiven Religion“, wodurch ebenso wol das Princip, als das Resultat aus der Durchführung desselben bezeichnet ist.

Das gemeinschaftliche Princip der Opposition gegen das statutarisch überlieferte, das Zurückgehen auf vernünftige Bestimmungen, der Ausscheidungsproceß des Haltbaren vom Unhaltbaren in den positiven Glaubenssätzen, welches schon durch diese Namen angedeutet ist; bildet nun natürlich auch den Leitaden für die einzelnen Phasen des Kampfes dar, wie er damals geführt wurde. Der Verf. unterscheidet drei Perioden, die Anfänge (1624 — 89), die Blüte (1689 — 1742) und den Verfall des Deismus. Reime des Freidentens in dem soeben bezeichneten Sinne liegen nun freilich eigentlich überall, wo sich das menschliche Denken in seinem Rechte fühlte. Das, was Gegenstand seiner heiligsten Überzeugung sein soll, auch zum Gegenstande einer, nicht gleich von vornherein durch eine fremde Autorität verpönten Prüfung zu machen. Auch sind Spuren solcher Versuche der Selbstbefreiung des Denkens bekanntlich lange vor der Reformation im Mittelalter zerstreut; aber sie erstreckten in ihren Wirkungen an der Ungunst der Umgebungen, und es gibt keinen Aufschluß über die Entstehung des englischen Deismus, daß z. B. schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Bischof von St. Asaph, Reginald Peacock (Pavo) den Satz aussprach: die Sacramente ausgenommen, habe die christliche Religion nichts zum moralischen Gesetze hinzugefügt, ja sie sei ganz und gar nicht in der heiligen Schrift, sondern in der natürlichen Vernunft gegründet; daher man auch den Aussprüchen der natürlichen Vernunft folgen müsse, selbst wenn Christus und die Apostel etwas derselben Entgegengesetztes gelehrt hätten. Der eigentliche Grund und Boden, auf dem sich eine freie Kritik anbauen konnte, war vielmehr durchaus erst mit der Reformation gegeben; der individuelle Entwicklungsgang des englischen Deismus war überdies großentheils durch die besondern Verhältnisse bedingt, unter welchen die Reformation in England eingeführt wurde. Hier war es der Gegensatz zwischen den politischen Zwecken der Fürsten, welche die Herrschaft des Papstes los sein und weltliches und geistliches Regiment in ihrer eigenen Hand vereinigen wollten, und dem von solchen Rücksichten freien Glaubenseifer des Volkes, der gleich von Anfang an den Grund zu der Trennung der bischöflichen Staatskirche und der Dissenter legte und im Laufe der Zeit zu innern Kämpfen und den blutigen Austritten einer politisch-religiösen Staatsumwälzung führte. Mitten unter diesen Bewegungen stehen Baco von Verulam und Thomas Hobbes als Vertreter der Wissenschaft; jener besorgt, die Philosophie mit der Theologie auseinanderzusetzen und einer Scheinheer zwischen einem Paare, was seiner Überzeugung nach nicht zusammenpaßt, vorzubauen; dieser eifrigst und mit dem ganzen Rigorismus einer schroff entschiedenen Ansicht bemüht, zu zeigen, wie die haltungslose Verfahrenheit der individuellen Willkür in politischen und kirchlichen Verhältnissen nur durch ein absolut unbeschränktes Regiment zu Paaren getrieben und in ein haltbares Ganze vereinigt werden könne. Hobbes wollte eine vom Staate unabhängige Kirche; weltliches und geistliches Regiment, sagt er, sind zwei Namen für eine Sache, eingeführt,

kannte die Leute doppelt sehen und ihren Herrn anerkennen. Er erklärt es für eine aufreißerische Maxime, daß eine Privatperson über Gut und Böse urtheilen dürfe; auch die Lehre: was Jemand wider sein Gewissen thue, sei Sünde, ist ihm unverträglich mit dem bürgerlichen Zustande; vielmehr ist das Recht, zu beurtheilen, welche Lehre zum Frieden diene und den Unterthanen vorgetragen werden soll, unzertrennlich verbunden mit der obersten Staatsgewalt. Die nähern Mittheilungen, welche der Verf. (S. 80 — 100) über die kirchlich-politischen Maximen des Hobbes macht, ergänzen sehr wesentlich Das, was die Geschichte der Philosophie gewöhnlich über ihn berichtet; es ist auch ganz richtig, daß dieselben beinahe der unmittelbare Ausdruck der Tendenzen und Grundsätze der damaligen englischen Hochkirche sind; aber, wenn auch der Verf. die Ansichten des Hobbes in ein milderes Licht zu rücken sucht, indem er bemerkt, es liege ihnen der Gegensatz zwischen der individuellen Willkür der Menge und „dem objectiven, vernünftigen“, oder, wie man jetzt zu sagen liebt, dem „allgemeinen“ Willen zu Grunde, so muß er doch gestehen, daß die Zurückführung dieses Gegensatzes auf seinen wahren Ausdruck dem Hobbes nicht gelingt, und daß dessen absoluter Souverain immer wieder nur durch seine eigene unbeschränkte, aber ebenfalls individuelle und subjective Willkür charakterisirt ist. Das Wahre scheint zu sein, daß Hobbes, gegenüber den gewaltsamen Bewegungen seines Zeitalters, zu dem vernünftigen Gesamtbewußtsein der Massen ein schlechtes Vertrauen hatte und einen Zustand, in welchem die Leute ohne Weiteres schlechthin gehorchen müssen, immer noch für erträglich hielt als den, wo Jeder befehlen will und Einer dem Andern verbietet.

Unter diesem Verhältnisse, wo die Ansprüche der kirchlichen Gewalt und das Schauspiel religiöser Streitigkeiten, Verfolgungen und Kriege in Deutschland und Frankreich unabgesehene Köpfe zu der Frage nach der Berechtigung des äußerlich Autorisirten auffordern mußten, und im Gegensatz zu einer Theorie, welche an die Stelle des Streites die Ruhe eines Kirchhofs zu setzen unternahm, bezeichnen nun den Ausgangspunkt Dessen, was später Deismus genannt wurde, die Schriften des ritterlich edeln, in Geschäften und auf Reisen gebildeten, dem ruhigen Geist der Prüfung mit einem eigenthümlichen Hange zu abenteuerlichen Unternehmungen vereinigenden Herbert von Cherbury (1581 — 1648). Sein Hauptwerk „De veritate“, welches der Verf. in Verbindung mit der Abhandlung „De religione gentiliū“ S. 36 — 54 einer ausführlichen Analyse unterwirft, ist eine Kritik des Erkennens, deren wesentlicher Zweck darin liegt, eine ausreichende Norm für die Entscheidung religiöser Fragen zu gewinnen. Der feste Haltepunkt, auf den sich Herbert im Gegensatz zu dem Skepticismus, den er in Frankreich an Montaigne und Charron kennen gelernt hatte, stützt, sind die seiner Meinung nach unabhängig von der Erfahrung im menschlichen Geiste vorhandenen Gemeinbegriffe (notitiae communes), deren es für die Religion, wie für andere Gegenstände menschlichen Erkennens gibt.

Der Vernunftgehalt aller Religion reducirt sich ihm auf fünf Sätze: das Dasein Gottes, Pflicht der Verehrung Gottes, Tugend und Frömmigkeit als die Hauptthatsache dieser Verehrung, Pflicht der Reue und der Besserung, Glaube an Vergeltung unter Voraussetzung der Unsterblichkeit — fünf Sätze, wegen deren Entdeckung sich Herbart glücklicher als Archimedes schätzte. Schon hier finden wir, was im Verlaufe der weiteren Entwicklung immer deutlicher hervortritt, daß, sobald man sich auf den Boden der freien Untersuchung stellte, der stillste Gehalt der Religion in den Vordergrund trat; eine Erscheinung, die ebenso dem kantischen Rationalismus charakterisirt und die sich überall wiederholen wird, wo man an den Inhalt einer religiösen Ueberlieferung das Maß ihrer wesentlichen praktischen Bedeutsamkeit legt. Ebenso tritt schon bei Herbart eine andere Eigenthümlichkeit der englischen Deisten hervor, die eine Folge ihrer beschränkten Auffassung der Geschichte der Religion ist, das Bestreben nämlich, die minder vollkommenen Religionsformen, den Götzendienst und den Aberglauben als Werk des Priesterbetrugs, als Erzeugniß einer herrschsüchtigen und eigennütigen Kaste darzustellen. Das Verhältniß zwischen Herbart und Hobbes übrigens bezeichnet der Verf. S. 107 durch folgende Parallele:

Beide stimmen darin überein, daß sie der unmittelbaren Autorität der Offenbarung eine andere Norm gegenüberstellen. Allein sobald diese letztere bestimmt bezeichnet werden soll, gehen beide auseinander. Während Herbart die subjective Vernunft des Einzelnen, die *sana ratio* zum Princip der religiösen Wahrheit macht, ist es nach Hobbes das positive Gesetz, die Autorität des Staats, der den Canon feststellt, der authentische Interpret der Schrift ist u. s. w. Herbart nähert sich zwar Hobbes, der die Subjectivität herabsetzt, insofern wieder, als ihm der consensus omnium Werkzeuhen dessen ist, was in der Vernunft des Einzelnen schlechthin Wahres sei; ja, er geht, wo er auf das Gemeinsame und Umfassende sieht und für sein Subjectives einen objectiven Halt sucht, sogar weiter als Hobbes; ruht er doch erst da, wo sein Blick die ganze Menschheit umfaßt, bei der ecclesia catholica, während Hobbes bei der nationalen Schranke des Staats stehen bleibt. In Beziehung auf den Gehalt des christlichen Glaubens erkennt Hobbes conservativer als Herbart; denn obwohl er nur den einfachen Satz: Jesus ist der Messias, freilich sammt seinen Voraussetzungen und Folgen als den einzigen eigentlichen Glaubensartikel des Christenthums festhält, vertheidigt er doch die kirchlichen Dogmen von der Sünde und Erlösung, gegen die Herbart, wenn auch nur indirect, polemisirt. Andererseits setzt er aber die Offenbarung formell desto tiefer herab, indem er den kanonischen Charakter der Schrift, überhaupt alle Wahrheit von der Autorität des Staatsoberhauptes abhängig macht. Die Opposition gegen die Scholastik ist beiden gemeinsam.

Ehe nun der Verf. im dritten Abschnitte des ersten Buches zu den Fortschritten übergeht, welche der Deismus im Zeitalter der Restauration (1660 — 80) machte, wirft er einen Blick auf die Reaction gegen die Tendenzen und Ereignisse der vorhergegangenen Revolutionszeit.

Alle für die Freiheit des Geistes gewonnenen Ergebnisse der Kämpfe eines Menschenalters schienen spurlos verloren zu gehen, indem in Staat und Kirche die alte ausschließende Intoleranz, der alte Despotismus wiederkehrte, indem nicht nur die Könige, sondern auch ein Algernon Sidney und Russell hingerichtet wurden, und in England sowol als Schottland die bi-

schliche Kirchenverfassung hergestellt, die Dissidenten um ihre politische Freiheit und ihre religiöse Freiheit gebracht wurden. Klein theils trug die Abstreifung dieser reactionnären Richtung, verbunden mit der Schwächung der Regierung Karls II. und später mit den gerechten Besorgnissen unter Jakob II. dazu bei, die Opposition gegen die Annahmen des Königthums gewaltig aufzurufen, theils waren auch die Kräfte, welche das Wünschelröhrchen der Restauration bewegt hatten, nicht verschwunden, sie waren nur in einer neuen Entwicklung begriffen. . . . Die liberale selbständige Richtung der republikanisch begeisterten Parteien gesaltete sich zu einer liberalen Doctrin des Staatsrechts und zu praktischen Garantien der Freiheit; auf religiösem Gebiete befreiten sich namentlich die Quäker von ihrer anfänglich beschränkten Form und nahmen eine mehr universalfähige Richtung u. s. w. (S. 112.)

Diese Umgestaltung und Abklärung der früher in trüber Gährung aufbrausenden Opposition, hervorgerufen durch die reactionnären Versuche der Restauration und modificirt durch die leichtfertige Satire und Religionspöbelerei, die Aekte und die Intoleranz, in welche die Sitten des Hofes und der Gesellschaft unter Karl II. umschlangen, sind nun wesentliche Bedingungen zur spätern Blüte des Deismus. Was Buttler's „Hudibras“ auf dem politischen Gebiete ist, das sind wenigstens zum Theil die Schriften Charles Blount's (1654 — 93) auf religiösem. Blount's Angriffe auf das kirchlich sanctionirte Christenthum sind Vorpostengefechte; er hält sie meist in unschuldig aussehende Formen, z. B. in Erläuterungen zu einer Uebersetzung von des Philostratus Leben des Apollonius von Tyana, wo er denn, ohne in seinem eignen Namen zu sprechen, seine Ansichten über Entstehung und Ausbreitung der Religion überhaupt, seine Parallelen zwischen Christenthum und Heidenthum, seine Kritik einzelner theologischer Begriffe und Lehren und dem Aehnliches mehr an den Mann bringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antiquarische Reminiscenzen.

Aus dem Nachlasse des den literarischen Kreisen Londons wohlbekannten Antiquars Stewart — Wellington - Street, Strand — kam vor kurzem eine gemischte Sammlung seltener Handschriften, Originalbriefe und anderer Raritäten unter den Hammer, denen Stewart zum Theil „antiquarische Reminiscenzen“ beigelegt hatte. So stand auf dem Umschlage eines Originalschreibens Cromwell's an den Hof von Versailles: „In einem längst vergessenen, vor achtzig und einigen Jahren erschienenen Bande Anecdotes des Hauses von Hanover wird erzählt, daß eine Gräfin Oliver Cromwell's, Russell mit Namen, in der Suite der Prinzess Amalie, Tochter Georg's II., angestellt gewesen sei. Am 30. Januar — dem Jahrestage von Karl's I. Enthauptung — hatte sie den Dienst und war eben mit Ankleiden der Prinzess beschäftigt, als deren Bruder, der Prinz von Wales, ins Zimmer trat und scherzend sagte: „Ei, schämen Sie sich, Miß Russell, warum sind Sie denn nicht in der Kirche, in Saal und Asche sich zu demüthigen wegen der von Ihrem Großvater am heutigen Tage begangenen fürchterlichen Sünde?“ — „Weil es für eine Gräfin Oliver Cromwell's Demüthigung genug ist“, antwortete Miß Russell, „Ihrer Schwester die Schleppe anstreifen zu müssen.“ — Ein echter Spion vom alten Kloge. Ich habe die Anecdotes nirgend aufbewahrt gefunden.“ Auf einem Bündel eigenhändiger Briefe des Cardinals Mazarin hatte Stewart Folgendes angemerkt: „Jedermann weiß, daß die Gräfin von Soffons, berüchtigt

wegen ihrer Eifersucht und bekümmert als Mutter des Volgen Eugén, Mazarin's Stiehnichte war. Nicht Jedermann kennt aber den Vorfall zwischen dem armen Bischof Burnet und Eugén, und das wahrscheinlich deshalb nicht, weil Burnet's Biographen ihn unterschätzt haben. Als nämlich der Prinz nach England kam, war Burnet sehr neugierig, ihn zu sehen, und diese Neugier zu befriedigen, lud der Herzog von Marlborough Beide für denselben Tag zur Tafel, begleitete jedoch die Einladung des Bischofs mit der durch die Zerstreuung des würdigen Prälaten nöthig gemachten Bitte, ja recht vorsichtig zu sein, damit er nicht vielleicht etwas sage, was die Gefühle eines empfindlichen Soldaten, Prinzen und Ausländer verletzen könne. Der empfohlenen Vorsicht eingedenk beschloß der Bischof, während des ganzen Tractaments sich schweigend und incognito zu verhalten, und würde auch seinem Vorsatz treu geblieben sein, wenn nicht Prinz Eugén, der ihn am Auge für einen hochgestellten Geistlichen erkannte, nach seinem Namen gefragt und, sobald er den ihm wohlbekannten des Dr. Burnet hörte, mit ihm ein Gespräch angeknüpft und ihn da unter Anderem gefragt hätte, wann er zuletzt in Paris gewesen. Geismreichheit von der Verschärfung des Prinzen und darüber sich einen Augenblick vergessend, antwortete er hastig: das Jahr könne er nicht angeben, es sei aber um die Zeit gewesen, wo die Gräfin von Soffons hingerichtet worden. Kaum hatte er das gesagt, als er dem Bilde des Herzogs begegnete, und nunmehr seinen unermesslichen Pöbel bemerkend, verlor er den ganzen kleinen Rest von Geistesgegenwart und machte das Uebel ärger, indem er Seine Majestät um Verzeihung bat. Wild umhersehend und die ganze Gesellschaft in der peinlichsten Verlegenheit erblickend, fand er eiligt auf und verließ in der höchsten Eile den Saal.“ Auf einen, an einer Herzogsmütze stehenden Bettel hatte Stewart Folgendes geschrieben: „Gegenwärtige Herzogsmütze erinnert mich an eine, deren ersten Besitzer betriebsam Anecdotes. Ich erwarde die Mütze 1814 im Beneid bei Gelegenheit der öffentlichen Versteigerung der Gemälde und des Ameublements der Contarini — clarum et venerabile nomen. Sie waren die Letzten und ältesten venetianischen Blute. Die Familie Contarini gab während ihrer langen Herrschaft der Republik acht Dogen; keine andere zählt deren mehr als fünf, und diese Mütze von Goldbrocat mit goldenen Spigen und rothseidenem Futter schmückte einst die Stirn Domenico's, des siebenten Dogen aus seinem Hause. Er war 1616 geboren und noch sehr jung, als er in seinem Vaterlande die diplomatische Carriere betrat. Rang und Vermögen sicherten ihm schnelle Beförderung. Er wurde venetianischer Gesandter am Wiener Hofe. Eines Tages, in einer Audienz beim Kaiser, entstand zwischen diesem und ihm eine Meinungsverschiedenheit, die einige stärkere Ausdrücke veranlaßte, als die Etikette erlaubte. Der Kaiser, der bereits Contarini geradezu widerprochen, rief in plötzlicher Aufwallung: „Wenn Eure Excellenz mein Wort bezweifeln, so sollten Sie wenigstens meinen höhern Rang achten und schweigen!“ „Rang!“ wiederholte der venetianische Botschafter und richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, während das belebte Blut von fünfzehn Jahrhunderten ihm ins Gesicht rauschte; „Rang! Einem Contarini gegenüber von Rang sprechen! Mit Eurer Majestät Vergnügen muß ich Ihnen sagen, daß meine Familie ihrem Vaterlande fünf Souveraine gegeben, ehe Ihre Thron aufgebaut hatten, Pferdejungen zu sein.“ Und damit entsetzte er sich, natürlich um nie zurückzukehren. Aber dem Stolz der alten Republik hatte er so ungeheuer geküßt, daß er wenige Jahre nachher zum Dogen gewählt wurde. Und während 15 Jahren des Ruhms und Unglücks führte Domenico im Rathe seines Vaterlandes den Vorsitz, — es war der prächtige, aber sturmumwölkte Sonnenuntergang einer langen Laufbahn. Trotz der Anstrengungen ihres großen Helben Morosini verlor die Republik in dieser Zeit Kanbia, die letzte der venetianischen Kronen.“

Mittwoch,

Nr. 33.

2. Februar 1842.

Geschichte des englischen Deismus. Von Gotthard Victor Lechler.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

Den Übergang von der Periode der Entstehung zu der der Blüte macht der Verf. in einem eigenen Capitel, welches dem Stande der Kirche und der Wissenschaft zu Ende des 17. Jahrhunderts gewidmet ist. Für beide ist namentlich die von Cambridge ausgehende, die Ansprüche der Hochkirche mäßigende theologische Richtung, ebenso der Kampf von Männern wie R. Cudworth und H. More gegen den Hobbseianismus von Bedeutung, während andererseits Gale, Spencer, Hyde und Andere, wenn auch in einer nicht minder beschränkten Weise, der Ableitung der Religion aus den willkürlichen Absichten der Priesterkaste entgegenzuwirken suchten. Dennoch vereinigte sich seit der Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien Vieles, was der deistischen Opposition weiten Umfang und größern Einfluß verschaffen mußte. Die Bemühungen des Königs, den religiösen Parteihaß wo möglich durch eine Vereinigung aller Secten zu vertilgen, war zwar furchtlos, aber sie gaben den Repräsentanten einer milden, versöhnlichen Denkungsart, wie Burn, Tillotson, Burnet, Gelegenheit, ihre Ansichten auszusprechen, und die Bitterkeit, mit welcher man diese „Latitudinarien“ eben deshalb angriff, weil sie ebenso gegen orthodoxe Starrheit als gegen puritanische Schwärmerien kämpften, bewies den Einfluß, den diese mildere Denkart zu gewinnen anfing. Außerdem war durch die Erhebung des Hauses Oranien auf den englischen Thron vielfacher Verkehr mit dem freisinnigen Holland herbeigeführt.

Der König Wilhelm selbst repräsentirte sein Vaterland, indem er Duldung und Gewissensfreiheit forderte. Locke schrieb seine Flugschrift über Toleranz in Holland. Holland war der Büchermarkt für die Oppositionsliteratur. Wer aus andern Ländern der Religion wegen flüchten mußte, Juden aus Spanien und Portugal, Socinianer aus Polen, Hugenotten und Jansenisten aus Frankreich, Presbyterianer, Quäker und Episcopalen aus England, alle begaben sich in den Schutz der Vereinigten Niederlande. Sie waren die Freistätte, wo ein Cartesius, Spinoza, Becher, Bayle, Leclerc schrieben. . . . Als das andere Extrem der Intoleranz und Sklaverei stand Frankreich da seit der Aufhebung des Gesetzes von Nantes. Zwischen beiden in der Mitte sehen wir England: seine highchurch-men ebenso von einem protestantischen Verfolgungsgeiste befeuert wie Frankreich von einem katholischen; aber eine nicht zu verachtende Partei zur Toleranz und zur Geistesfreiheit geneigt, als

deren Muster die Vereinigten Staaten galt. Alle Elemente des zu Ende gehenden Jahrhunderts, die Opposition gegen die Scholastik, die Freiheit der empirischen Naturwissenschaft, die schwärmerische Kühnheit der Parteien aus der Zeit der Bürgerkriege, der frivole Geist des merry reign, der politische Liberalismus, der unter Jakob II. aufgestachelt worden war und jetzt unentzerrbare Garantien geschaffen hatte, — alles Das war unverloren und wirkte als lebendige Kraft fort. Unter diesen Umständen mußte die deistische Opposition zu einer Macht anwachsen, falls nur zwei Bedingungen gegeben waren, einmal die Freiheit des öffentlichen Wortes, sodann ein von einer bedeutenden Intelligenz ausgesprochenes Lösungswort. Die erstere Bedingung wurde dadurch verwirklicht, daß 1694 die Censur auf einfache Weise abgeschafft wurde; die Intelligenz, die das Lösungswort aussprach, war John Locke. (S. 152 fg.)

Dem Leben und den Lehren Locke's widmet demgemäß der Verf. (S. 154 — 180) eine ausführliche Erdörterung, auch hier mit specieller Rücksicht auf dessen Stellung zur Religion und zur Kirche. Locke's Bestimmungen über das Verhältniß der Vernunft zum Glauben und zur Offenbarung, seine Auffassung des Wesens des Christenthums, seine Vertheidigung religiöser Toleranz werden sehr genügend entwickelt. Locke sprach ruhig, aber fest aus, daß nur die Sätze vernünftig seien, deren Wahrheit wir durch Prüfung und Verfolgung solcher Ideen entdecken können, die wir durch Sensation oder Reflexion haben und durch natürliche Deduction als wahr oder wahrscheinlich finden; es sei daher eine ungenauere Ausdruckweise, wenn man die Vernunft dem Glauben entgegensetze, denn der Glaube sei eigentlich nichts Anderes als die feste Beistimmung des Geistes, welche nur auf gute Gründe hin stattfinden dürfe; und der Glaube könne somit auch der Vernunft nicht entgegengesetzt sein. Locke unterwarf demgemäß, ohne das Factum der Offenbarung zu leugnen, den Inhalt derselben einer Beurtheilung durch die Vernunft, indem Der, welcher die Vernunft aufhebe, um der Offenbarung den Weg zu bahnen, das Licht beider auslösche und so ziemlich ebenso handle, wie wenn er Jemand bereben wollte, seine Augen auszustechen, um das entfernte Licht eines unsichtbaren Sternes durch ein Fernrohr desto besser in sich aufzunehmen; er suchte in einer Abhandlung über die Vernünftigkeit des biblischen Christenthums („The reasonableness of Christianity as delivered in the scriptures“) nachzuweisen, daß der eigenthümliche Inhalt desselben zwar der Form nach auf übernatürlicher Offenbarung beruhe, aber dem Inhalte nach

nicht schlechthin über Das hinausgehe, was die sich selbst überlassene Vernunft entdecken könne; er forderte endlich unbeschränkte und gleichmäßige Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft. In der letztern Beziehung ruhen die Gründe Locke's auf einer scharfen Trennung zwischen Staat und Kirche; und es ist interessant und wichtig, daß die praktische Anwendung seiner Grundsätze unmittelbar die Basis für diejenige Form des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche geworden ist, welche bis auf den heutigen Tag rechtlich in Nordamerika besteht. Locke arbeitete nämlich die 1669 bestätigte Fundamental constitution of Carolina für die acht Lords aus, denen Karl II. diese Provinz 1660 geschenkt hatte; und die Artikel 95 — 109 dieser Constitution, welche die Forderungen des Staates an den Glauben seiner Glieder auf ein Minimum reduciren und alle nähern Bestimmungen des religiösen Glaubens von allen politischen Beziehungen loslösen, sind der erste organische Keim Dessen, was der Verf. die „völlige Religionslosigkeit des Staates“ als solchen nennt, wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wirklich zu Recht besteht. (Vgl. S. 177 fg.)

Fast gleichzeitig mit Locke's Schrift über die Vernunftigkeit des Christenthums beginnt nun die eigentlich deistische Literatur zahlreicher zu werden, und es treten ziemlich rasch hintereinander die bedeutendsten Repräsentanten dieser Richtung auf. Die Masse des Stoffes ordnet der Verf. nach einem Gesichtspunkte, der zugleich die Entwicklung und innere Vertiefung der Controverse in ihrem naturgemäßen Fortschritt bezeichnet. Zuerst handelte es sich um die formalen Principien, um die Erkenntnisgründe der Religion, um die Begriffe des Vernünftigen, Unvernünftigen, Übervernünftigen und die Zulässigkeit und Haltbarkeit des letztern. In dieser Beziehung sind besonders die Schriften John Toland's und Anthony Collins' wichtig. Der Erstere würde, wie der Verf. S. 193 richtig bemerkt, nach dem Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts nicht ein reiner Rationalist, sondern ein rationaler Supernaturalist genannt werden können; denn er leugnet nicht die Offenbarung, sondern betrachtet sie nur als Mittel der Mittheilung religiöser Wahrheiten, welche für die Vernunft nicht unbegreiflich seien und für deren Wahrheit der Erkenntnisgrund in der Vernunft gesucht werden müsse. Die Schrift, in welcher Toland seine Ansichten entwickelte und mit den Waffen der Locke'schen Philosophie zu begründen suchte — obwol Locke selbst die Identität seines Standpunktes mit dem Toland's ablehnte — „Christianity not mysterious“ (zuerst 1696), rief nicht nur eine Menge von Gegenschriften hervor, sondern zog auch dem Verf. in England und Irland mancherlei, zum Theil fanatische Verfolgungen von Seiten der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zu, Verfolgungen, die ihn, den von Natur schon ohnedies Eiteln, verbitterten, ihm die ruhige Besonnenheit und würdevolle Haltung raubten und ihn seine Kraft in einer nutzlosen Wißschreiberei zersplittern ließen.

Gerade diese Verfolgungen aber, denen sich in Flugschriften und Predigten der überspannte Supernaturalismus eines Sacchenerell, Hides und anderer highchurch-

men anschloß, verschafften der deistischen Richtung eine wachsende Wichtigkeit, und so sehen wir im zweiten Jahrzehnd des 18. Jahrhunderts Anthony Collins, der als junger Mann der vertraute Freund des greisen Locke war, bemüht, in seinem „Discourse of free-thinking“ (zuerst 1713) den Begriff des Freidenkens zu fixiren und damit der Partei ein bestimmtes Lösungswort zu geben. Der wesentliche Inhalt dieser Schrift ist, den Auszügen des Verf. nach (S. 222 fg.), allerdings nicht viel mehr, als eine Amplification des Satzes: daß die eigene Prüfung der Wahrheit, die eigene Abwägung der Gründe und Gegengründe eine Sache sei, die sich nicht verbieten lasse, und ein Recht, das nicht verboten werden dürfe; daher auch die Polemik der Gegner, namentlich die wüthige und scharfe des berühmten Philologen Richard Bentley und die ruhige und besonnene von Tbbot nicht sowol das Recht des Freidenkens bestritt, als vielmehr zu zeigen suchte, wie gar wenig damit gesagt sei und wie wenig die Freidenker selbst auf diesen Namen Anspruch zu machen berechtigt seien. In dem Begriffe des Freidenkens, sagt unter Anderm Bentley, liegt in der That nicht mehr als: denke und urtheile, sowie es dir erscheint; was jeder Einwohner von Bedlam jeden Tag so gut befolge als irgend einer von der vortrefflichen Sekte der Freidenker. Dennoch gewann diese Schrift von Collins sehr viele Leser und wurde in großen Massen über England, Frankreich und Deutschland verbreitet, wo man namentlich in Tübingen und Helmstedt sie eifrigst zu widerlegen suchte.

Die Inhaltlosigkeit des bloßen Begriffs „Freidenken“, erweckte fast nothwendig das Bedürfnis, einen Inhalt dieses Denkens nachzuweisen und ihn in Beziehung auf das System der Dogmen und die Gründe ihrer Gültigkeit durchzuführen. In der ersten Beziehung wurde die absolute Selbstständigkeit des Ethischen, auf welches schon früher der Deismus hingewiesen hatte, als Halt- und Beziehungspunkt auch der religiösen Überzeugung ausdrücklich und bestimmter, als bisher geschehen war, hervorgehoben. Dies geschah vornehmlich durch Anthony Ashley Cooper, seit dem Tode seines Vaters Graf von Shaftesbury, der nicht nur die Polemik gegen Hobbes' egoistische und terroristische Moral durch Hinweisung auf die unmittelbare Schönheit des Sittlichen fortsetzte, sondern auch der lohnstüchtigen Tugend, die die orthodoxe Kirche predigte, die Behauptung einer sittlichen Autonomie entgegenstellte, welche die Religiosität zwar nicht ausschließt, aber sie an einen ethischen Gehalt bindet und als Bedingung der Vollendung des sittlichen Strebens auffaßt.

Er will das Moralische nicht getrennt vom Religiösen, erklärt vielmehr die höchste Vollkommenheit der Tugend als bedingt durch Religion; aber er ist gegen alles abstract Religiöse, wo er dasselbe zu finden glaubt. Wegen die christliche Richtung, welche das Religiöse abstract festhält, d. h. nicht nur vom Moralischen trennt, sondern dieses sogar als feindlichen Gegensatz des specifisch Christlichen bekämpft, gegen den maßlosen Religionseifer, welcher sich von der Leitung der sittlichen Regel losreißt, gegen die Hintansetzung der uneigennütigen Übung aufopfernder Tugend, gegen lohnstüchtiges Handeln, gegen jede Verletzung der Humanität streitet er mit der feingeschärften Waffe des Witzes und der Satire. (S. 263.)

Die specielle Polemik gegen die Gründe des dogmatischen Systems, namentlich die Wunder und Weissagungen übernahmen dagegen der schon genannte A. Collins in seinem „Discourse on the grounds and reasons of the Christian religion“ (London 1727), Thomas Woolston in sechs aufeinanderfolgenden „Discourses on the miracles of our Saviour“ (1727 — 30) und Peter Annet. Die Controverse, deren verschiedene Wendungen der Verf. S. 266 — 324 im Einzelnen verfolgt wurde, wie beinahe sämtliche deistische Streitigkeiten, in einer Masse kleiner Abhandlungen von beiden Parteien geführt (gegen Woolston allein erschienen gegen 60 Streifchriften), die oft nur für den Augenblick berechnet waren. Charakteristisch ist bei dieser Polemik gegen die Wunder und Weissagungen, daß Collins und Woolston, anfangs vorsichtig auftretend, beide nicht schlechthin verwerfen, sondern nur die Schwierigkeiten zeigen, die den Weissagungs- und Wunderbeweis drücken, und daher behaupten, man müsse beide nicht buchstäblich, sondern allegorisch und mystisch erklären. Mit welcher willkürlichen Spielerei man dabei verfuhr, möge beispielsweise die Erklärung des Wunders am Tische Bethesda zeigen.

Die fünf Portale von Bethesda bedeuten die fünf Bücher Moses als Eingänge in das Haus der Gnade Christi. Die Gebrechlichen sind die Unwissenden, diejenigen, die sich auf den Buchstaben verlassen. Von diesen Irrthümern können sie nicht geheilt werden, es sei denn, daß der Geist wie ein Engel herniedersteige, um sie die mystische Auslegung zu lehren. Der Kranke ist der Mensch überhaupt; die 38 Jahre bedeuten 3800 Jahre, nämlich 2000 Jahre unter dem Gesetz und die 1800 Jahre unter dem Evangelium u. s. w. (S. 299).

Annet dagegen läßt den Schleier der allegorischen Auslegung fallen und geht geradezu auf den Wunderbegriff selbst los, um die Unverträglichkeit desselben nicht nur mit den Naturgesetzen, sondern auch mit der würdigen Auffassung Gottes darzulegen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von M. E. Prutz. Leipzig, D. Wigand. 1841. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Man kann ein Mann von Bildung, Verstand und Kenntnissen sein, man kann manch schönes Bild erfinden, auch einen wohlklingenden Vers machen, man kann Empfindungen besitzen und selbst erlebt haben, man kann auch zu dem Allen eine gewisse Empfänglichkeit für Poesie sich angeeignet haben, und man ist darum immer noch kein Dichter. Der Dichter wird geboren und Prutz ist kein geborener Dichter. Seine Gedichte lesen sich recht gut; klarer Gedankengang, verständliche, nur etwas breite Exposition, zweckmäßige Wahl des Stoffs, Empfindungen und Situationen, die oft interessant sind — aber doch keine wirklichen Gedichte. Selbst seine Entgegnung auf Becker's Rheinelieb, die so viel Glück gemacht, hat keinen poetischen Werth. In gerirrter Rede werden wahre und von der ganzen Nation im tiefsten Herzen anerkannte Gedanken vorgebracht, oft mit prägnanten, entsprechenden Worten, und ohne Menschenfurcht in männlicher, freier Haltung — darin besteht der Zauber, den dieses Gedicht ausgeübt hat. Das Gedicht hat stillos-politischen, aber keinen poetischen Werth. Der seine Blütenstaub der Poesie, der aus ureigenem, unbewusstem Schöpfungstribe sich ansetzt, der Gesang, „dessen Welle aus unbekannten Quellen dahersprudelt“, der sich nicht definiren, nicht erlernen läßt, der nur in unmittelbarer Sympathie gefühlt und

erkannt sein will, wie der Genius überhaupt, der mangelt. Es würde eine schmerzliche Empfindung erregen, einen jungen talentvollen Mann mit ehrlichem Fleiße auf einem ganz falschen Wege sich abmühen zu sehen, wenn ein solches Fehlgegriffen nur einmal nicht zu unserer Entwicklung häufig durchaus nothwendig wäre. Kehrt man nur zur rechten Zeit wieder um und verrennt sich nicht für immer auf einer Bahn, die immer mehr in die Irre führt, so ist die gewonnene Erfahrung über Das, was man nicht kann, auch immer eine Ausbeute. Aber Hr. Prutz lasse sich ja nicht von dem Welsche verführen, der ihm so reichlich und in gewisser Hinsicht auch verbüßtermaßen wegen einiger politischen Verse zu Theil geworden. Das Urtheil der Menge hat keinen Werth; nicht den Dichter feiert man, sondern den Politiker, der zu derselben Fahne schwört, den Mann voll Gesinnung und Freiheitsstreben. Und als solchen wollen wir ihn auch anerkennen, so weit sich aus einem glücklichen Wurf der Charakter beurtheilen läßt.

Daß bei seiner literarischen Bildung und seiner Belesenheit dem Verf. manche poetische Situationen, manche schöne Bilder einfallen, haben wir schon oben anerkannt. So leicht ihm aber auch daneben der Vers zu werden scheint, so steht man doch überall die wenn auch nicht mühsame, so doch die unfreie, bloß kritisch-verständliche Ausarbeitung des Stoffs, bei der eine gewisse Dike, ein sich Zurückversetzen in früher Gefühls immer befehlen kann, ohne daß die unnennbare Stimmung, aus der ein Gedicht entsteht und entstehen muß, je bei ihm eingekehrt zu sein braucht. Wenn Hr. Prutz recht ehrlich, recht kritisch gegen sich verfahren wollte und sich einmal fragte: „Wozu dichte ich eigentlich? Seit es Gedichte gibt, ist die Welt voll der Herrlichkeit und Götlichkeit des Gesanges? Ist Das, was ich hier treibe, wirklich etwas Herrliches und Götliches? Ist es nicht zuletzt eine Unwahrheit, aus Nachahmungssucht, aus vergeßlicher Lust, mich auszuzeichnen u. s. w., entsprungen?“ gewiß müßte er sich sagen, daß entweder die Menschen in großem Irrthume befangen seien, wenn sie die Poesie für etwas unaussprechlich Schönes preisen, oder daß er selbst sich irre, indem er eine aus falscher Cultur entsprungene Sucht, Verse zu machen, mit dem erhabensten aller Triebe verwechselt habe. Das eben ist die Schattenseite unserer jetzigen Zustände, daß auch bei dem Ehrlichen die wahre Stimme der Natur so oft durch unsere sogenannte gelehrte Erziehung erstickt wird.

Daß außerdem manche sehr erkennbare Nachklänge von wirklichen Dichtern hier ertönen, vielleicht dem Verf. selbst unbewußt, ist nicht zu verwundern. Nur der Genius hat seinen eigenen Charakter. So wird man in den Balladen an Lord Byron erinnert, in dem Liebe „Abschied“ fällt einem Frithiof's Abschied von Ingeborg ein:

Wald dämmert eine Nacht uns Beiden.

Die nicht so kläglich scheiden muß.

Nur daß statt Frithiof's hier Hr. Prutz der Held ist, und daß er die Nacht in einen Tag umgewandelt hat. Den größern Theil der Sammlung bilden überhaupt Liebeslieder. Die Empfindungen und Situationen der Liebenden, Sehnsucht, Abschied, Schmerz über Untreue, Sinnlichkeit u. s. w. sind darin alle gut und wahr und mit einem gewissen Feuer exponirt; sie deuten auf Selbststerblichkeit. Die Gefühle des Mädchens sind oft recht zart, nur auch wieder mit gar zu gewissenhafter Länge und Breite vorgetragen. Wie gesagt, Alles recht wacker, recht verständlich, recht sentimental und gefühlvoll, recht viel Beobachtung; — nur kein Gedicht, keine Poesie. 12.

Über die Quelle von Shakspeare's „Heiligen Dreikönigsabend“.

In Manningham's Tagebuche, welches sich unter den Harley'schen Manuscripten im Britischen Museum befindet, ist bei Gelegenheit einer Angabe über die Aufführung des „Heiligen Dreikönigsabends“ die Bemerkung enthalten, daß dieses Stück sehr viel Ähnlichkeit mit dem Lustspiele der „Irrungen“, am meisten

aber mit dem italienischen Lustspiele „*Gl' Inganni*“ habe. Hierdurch ward J. Payne: Collier 1888 veranlaßt, in seinen „*Particulars regarding Shakespeare and his works*“ unter Mittheilung einer Analyse des italienischen Stücks die Vermuthung aufzustellen, Shakespeare möge es zum Theil bei dem Entwurfe zu seinem „*Heiligen Dreikönigsabend*“ benutzt haben. Später aber bezeichnete Hunter in seiner „*Disquisition on Shakespeare's Tempest*“ jene Bemerkung Manningham's für irrthümlich, weil die größte Ähnlichkeit mit Shakespeare's Stücke sich in den „*Ingannati*“ der *Academici intronati* von Siena finde. Hunter bemerkt dabei, daß die in letztem enthaltene Person Malevoliti Shakespeare Anlaß gegeben haben möge, den Malvolio unter seinen dramatischen Personen aufzunehmen. In dem von Collier verglichenen Exemplare (in den „*Commodio degl' academici intronati di Siena*“, 2 Bde., 1611) findet sich zwar jener Name nicht, sodaß man vermuthen muß, Hunter habe eine andere Ausgabe benutzt. So viel ist aber allerdings gewiß, daß eine große Ähnlichkeit sowohl zwischen beiden genannten italienischen Stücken, als zwischen ihnen und dem „*Heiligen Dreikönigsabend*“ stattfindet. Collier stellt nun in einem in Nr. 730 des „*Athenaeum*“ enthaltenen Artikel die Ansicht auf, Shakespeare möge keinen von beiden, sondern einem ältern Stücke gefolgt sein, in welchem ähnliche Begebenheiten geschildert gewesen seien, wie sich ein Umriss derselben auch in Barnaby Rides Erzählung, „*Apolonius und Cylla*“ (erste Ausg. gegen 1581, zweite Ausg. 1606) erkennen lasse. Wahrscheinlich stammten alle diese Darstellungen desselben Stoffes aus einer gemeinschaftlichen Quelle, einer Erzählung Bandello's, die auch Belleforest in seinen „*Histoires tragiques*“ unter dem Titel: „*Comme une fille Romaine, se vestant en page, servist long temps un sien amy, sans estre cogneue, et depuis l'eust à mang, avec autres divers discours*“ nachgeahmt hat. Die „*Ingannati*“ namentlich lassen sich auf diese Quelle zurückführen, indem in beiden die Belagerung und Erstürmung Roms durch die Spanier in die Begebenheit verflochten ist, andere unbedeutendere Ähnlichkeiten abgerechnet. In der von Collier benutzten Sammlung befinden sich nach den „*Ingannati*“ noch fünf andere Stücke: vier der letztern wurden einer beigefügten genauen Angabe zufolge von 1536—89 aufgeführt; über die „*Ingannati*“ findet sich keine solche Bemerkung. Nach Manningham ward der „*Heilige Dreikönigsabend*“ im Frühjahr 1602 gegeben, nicht 1607 oder 1612, wie Malone verschiedentlich vermuthet. Wären daher die „*Ingannati*“ auch erst 1589, in dem letzten der in der italienischen Sammlung genannten Jahre, gegeben worden, so könnten sie doch in England lange bevor Shakespeare sein besterrendes Stück schrieb bekannt sein. Die „*Ingannati*“ spielen in Modena, die beiden Personen, welche der Biola und dem Sebastian Shakespeare's entsprechen, heißen dort Lelia und Fabrizio. Dieser lebt seit dem miserabil sacco di Roma von seinem Vater getrennt, jene in einem Kloster, aus dem sie entspringt, theils um der Heirath mit Eberardo, einem alten Geliebten, zu entgehen, theils um sich wieder mit ihrem Geliebten, Flaminio, zu vereinigen, bei welchem sie fortan in der Verkleidung eines Pagen und unter dem Namen Fabio Dienerstelle vertritt. Zu Anfange des Stücks erscheint Flaminio als warmer Anbeter einer andern Dame, Namens Isabella. Lelia bittet ihn zur Förderung dieses Verhältnisses gerade so, wie Biola im „*Heiligen Dreikönigsabend*“ dem Herzoge hinsichtlich Olivia's. Isabella verliebt sich bei dieser Gelegenheit in Fabio-Lelia; diese klagt die ihr daraus entstehende Verlegenheit ihrer Amme, die sie zur Förderung ihres eigenen Plans ins Vertrauen gezogen hat. Lelia glaubt damit so weit gebieten zu sein, daß Flaminio in wenigen Tagen seine Liebchaft mit Isabella aufgeben werde, wozu sie ihm auch, als Fabio (im zweiten Acte, erste Scene) dringend rath: er solle eine Andere lieben, die ihn wieder liebe, lasse sie sich auch nicht so schön wie Isabella finden. Durch die Frage, ob er keine Andere lieben könne, bringt sie ihm das Geständniß seiner frühern

Liebe zu ihr selbst ab. „Es war eine junge Dame, Namens Lelia, der — ich wollte es Euch schon tausendmal erzählen — ihr sehr ähnlich seid. Ich fand fast ein Jahr mit ihr in Liebesverhältniß. Später ging sie nach Miranda, und es war mein Geschick, in die Liebe zu Isabella zu verfallen, die ebenso grausam gegen mich ist, als Lelia hold war.“ Auch die Bemerkung, die ihm Lelia darüber macht, erwidert Flaminio ihr. Fabio: „Ihr seid nur ein Knabe und kennt die Macht der Liebe nicht. Ich sage Euch, ich kann nicht anders als Isabella lieben.“ Eine folgende Scene spielt zwischen Fabio und Isabella. Nachdem diese ihn leidenschaftlich geküßt hat, sagt sie: „Vergib mir. Unsere Schicksal und die Liebe, die ich zu Euch hege, lassen mich thun, was Ihr einem beschreibenen Mädchen für wenig geizigend haltet; aber weiß Gott! ich war nicht im Stande, mich zu beherrschen.“ Lelia: „Ihr braucht euch nicht gegen mich zu entschuldigen, da ich zu wohl weiß, was die Liebe mich zu thun antreibt.“ Isabella: „Ja was denn?“ Lelia: „Meinen Herrn zu küssen.“

Hier sieht man keine Ähnlichkeit mit Shakespeare, und überhaupt kann man keinen Gedanken oder nur ein Wort entdecken, was dieser den „*Ingannati*“ zu ver danken hätte. In einer folgenden Scene desselben Acts erklärt Flaminio gegen Lelia, daß er seine frühere Liebe völlig vergessen habe und entschlossen sei, sich ferner um Isabella zu bemühen, bis sie in die Verwählung mit ihm willigen werde. Lelia bricht darüber in Klagen und Seufzer aus; verwundert fragt Flaminio: „Ist Euch unwohl?“ Lelia: „Nein, Herr.“ Flaminio: „Vielleicht ist Euch im Magen Schwach.“ Lelia: „O nein! das Herz ist's, wo mich's schmerzt.“ Diese Unterredung ist in dem italienischen Stücke so gut durchgeführt, daß sie nur durch Shakespeare's Sprache noch gehoben werden konnte. Im dritten Acte tritt Fabrizio, der Sebastian Shakespeare's, auf. Er kommt nach langer Abwesenheit zu Modena an. Zufällig trägt er, wie seine Schwester in ihrer Verkleidung als Fabio, ein weißes Gewand. Wie bei Bandello und Belleforest ist auch in den „*Ingannati*“ die große Ähnlichkeit der Geschwister nicht weiter ausdrücklich berührt. Indessen trifft Fabrizio auf Isabella's Dienerin, die dieselbe Rolle spielt, wie Maria im „*Heiligen Dreikönigsabend*“. Diese hält ihn fälschlich für Fabio-Lelia, ersucht ihn, zu ihrer Geliebten zu kommen, und Fabrizio, obgleich den Zusammenhang der Sache nicht verstehend, willigt ein, sie zu Isabella in deren Vaters Haus zu begleiten. Der komische Gehalt dieses Theils und des vierten Acts ist ziemlich niedriger Art. Endlich wird Fabrizio mit Isabella von seinem und ihrem Vater in einem Zimmer eingeschlossen, indem die drei letztern Personen fortwährend in dem Wahne sind, Lelia vor sich zu haben. Indessen ist die Dame mit dem Betrogenen Fabrizio's besser zufrieden, als mit Fabio-Lelia's Zurückhaltung. Flaminio entdeckt unterdessen, wie er glaubt, den ihm von seinem Diener gespielten Betrug und bricht bei Fabrizio und Isabella ein. Er hält gleichfalls Jenen für Lelia und beschuldigt ihn der Undankbarkeit; indessen kommt das wahre Verhältniß sehr bald im fünften Acte an den Tag; die Erkenntniß der treuen Hingebung Lelia's entzündet seine Liebe zu ihr mit erneuter und verstärkter Kraft und die Verwicklung löst sich, wie es die Natur der Sache mit sich bringt und es auch bei Shakespeare geschieht, in die Doppelheirath Flaminio's mit Lelia und Fabrizio's mit Isabella auf. Zur Erhöhung des komischen Effects zwischen den ersten Scenen des Stücks dienen vorzüglich die in italienischen Stücken so gewöhnlichen Charaktere des spanischen Prahlhanses, welchem der Armado Shakespeare's nachgebildet ist, ein pedantischer Hofmeister Fabrizio's und die männliche und weibliche Dienerschaft. Der Verfasser des Stücks findet sich in der angeführten Sammlung nicht genannt. Collier hat in dieser Analyse der „*Ingannati*“ nur das Unerwünschteste hervorgehoben und empfiehlt zum Behufe einer allseitigen Vergleichung der Shakespeare society, sowohl die „*Inganni*“, als die „*Ingannati*“ in ihrer Sammlungen aufzunehmen. 50.

Donnerstag,

Nr. 34.

3. Februar 1842.

Geschichte des englischen Deismus. Von Gottfried Victor Rechter.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Wie unermüdet nun auch unter allen diesen Anfechtungen die Vertheidiger der Kirche gewesen waren, wie wenig sie sich auch gescheut hatten, von Zeit zu Zeit die Häfte der weltlichen Obrigkeit zu Hilfe zu rufen, was die Deisten ihrerseits bisweilen allerdings durch grobe, plumpe, spöttische oder leidenschaftliche Invektiven verschuldeten, so hatten die letztern doch allmählig immer mehr Terrain gewonnen, und es kam eigentlich nur noch darauf an, die Resultate aller bisherigen Controversen in eine Gesamtanschauung der Religion zu concentriren. Diese Function erfüllte Matthews Lindal, besonders in der Schrift: „The Christianity as old as the creation or the Gospel a republication of the religion of nature“ (1730). Den Kern derselben bezeichnen die Sätze: die natürliche Religion ist schlechthin vollkommen, und jede Religion, also auch die christliche, ist nur insofern wirklich Religion, als sie identisch ist mit der natürlichen; was von dieser abweicht, ist Aberglaube. Der wahre Inhalt der natürlichen Religion ist Sittlichkeit; Sittlichkeit ist das Handeln gemäß der Vernunft der Dinge, sofern diese an sich selbst, Religion dasselbe Handeln, sofern die Vernunft der Dinge als Gottes Wille betrachtet wird; was Kant später fast mit denselben Worten sagte, indem er die Religion durch die Erkenntnis und Erfüllung aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote definierte. Eben wegen der Vollkommenheit der natürlichen Religion kann das Christenthum nicht wesentlich neu, sondern muß eine Wiederherstellung und Wiederbekanntmachung der natürlichen Religion sein; es ist also mit ihr identisch und deshalb hat die Vernunft die entscheidende Stimme in Sachen des religiösen Glaubens. Mit diesen Sätzen ist so ziemlich die Spitze bezeichnet, auf welche der Deismus von Anfang an hinstrebte, und die weiteren Debatten bieten zwar noch manche individuelle Modificationen der Auffassung, aber eigentlich keinen Fortschritt mehr dar. Am interessantesten unter den spätern Deisten ist Thomas Chubb, ein Autodidakt, der neben seiner Beschäftigung als Handschuhmacher und Gehülfe eines Lichtziehers in Salisbury dem innern Drange, über religiöse Fragen zur Klarheit zu kommen, durch schriftliche Aufzeichnungen zu

genügen suchte, deren erste Veröffentlichung dann Whiston vermittelte. Der Unterschied zwischen Lindal und Chubb besteht vornehmlich darin, daß, während jener von der natürlichen Religion zum Christenthume, dieser von dem Christenthume zur natürlichen Religion kommt.

Der Eine sagt: das Christenthum muß mit der natürlichen Religion identisch sein, wenn es wahr sein will; der Andere: das Christenthum will mit der natürlichen Religion identisch sein, folglich muß es wahr sein.

Die Gegner blieben ihrerseits dabei stehen, daß die natürliche Religion nicht vollkommen und von der Offenbarung abhängig sei, wobei sie bald mehr, bald weniger Concessionen machten;

ja, es ließe sich — sagt der Verf. S. 306 — eine bedeutende Anzahl von Äußerungen gerade solcher Männer, welche als offenbarungsgläubig anerkannt werden müssen und meistens gerade gegen die Deisten geschrieben haben, zusammenstellen, welche im Wesentlichen die gleichen Gedanken, zum Theil sogar in den gleichen Worten ausgesprochen haben, die Lindal als Sprecher des Deismus entwickelt hat.

Mit der Schärfe des Gegensatzes erlosch allmählig auch der Eifer des Streits; die Wendung, welche der Deismus zunächst nimmt, sind Streifzüge im Gebiete der Geschichte der Religion und ihrer Urkunden; und es sind namentlich Thomas Morgan's und Viscount Bolingbroke's Schriften, die der Verf. in dieser Beziehung näher betrachtet. Sowie übrigens Chubb den Einfluß des Deismus auf die niedern Classen darstellt, so spiegelte sich in Bolingbroke die Art ab, in welcher die höhern Stände sich ihn aneigneten. Jenem ist die Religion Anker des sittlichen Strebens, diesem Mittel zu politischen Zwecken. Zugleich bildet Bolingbroke schon den Übergang zu der allmählichen Auflösung des Deismus in den Skepticismus. In seiner Blüthezeit hatte der Deismus, ausgehend von der Voraussetzung, das positive Gegebene müsse sich in seiner Identität mit dem Vernünftigen begreifen lassen, sich zu einer festen Doctrin eines dogmatischen Rationalismus auszubilden gestrebt;

aber man stellte sich dabei auf einen Standpunkt der Willkür und der Ungeschicklichkeit. Das Unbefriedigende dieses Standpunktes mußte allmählig zum Bewußtsein kommen. Dieses Bewußtsein sprach sich jetzt nur in der Form des Dualismus von Vernunft und Offenbarung, von natürlicher und positiver Religion aus, so daß man beides auseinanderzuhalten suchte und eine Kluft zwischen beiden besetzte. Sobald aber diese Kluft zu einer unendlichen gemacht wird, ist ein Zwiespalt im Ich gesetzt zwischen dem unmittelbaren Bewußtsein und dem mit-

telbaren, dem Denken, ein Zerfall des Ichs mit sich selbst, — Skepticismus. Man verzweifelt daran, Wissen und Glauben miteinander zu versöhnen, man bleibt bei dem Gegensatze als letztem stehen. (S. 412.)

Dieser allmählichen Auflösung des Deismus in den Skepticismus ist nun das dritte Buch gewidmet, welches in vier Abschnitten die Anfänge der skeptischen Ansicht in den Schriften H. Dodwell's des Jüngern, die Skepsis David Hume's, das Erlöschen des Deismus und die Einwirkung desselben auf das Ausland näher entwickelt. In Deutschland fing er erst an zu wirken, als er in England zu verblühen begann; in Frankreich hatte er frühzeitiger Einfluß gewonnen, indem er der französischen Freigeisterei Waffen der Gelehrsamkeit darbot, wie sie diese in ihrer flüchtigen Oberflächlichkeit zu schmieden nicht im Stande gewesen wäre, die sie aber sehr wohl zu Zwecken zu gebrauchen wußte, wie sie der dem Geiste des Christenthums im Ganzen keineswegs feindselige Deismus niemals verfolgt hat.

Ref. bricht ab. Der eigenthümliche Werth des Buchs beruht auf der detaillirten Ausführung eines Gemäldes, von welchem hier nur die allgemeinsten Umrisse angedeutet werden konnten. Es ist das Product einer gründlichen und fleißigen Forschung und füllt als solches eine Lücke aus; aber es ist auch Ausdruck eines gebildeten, gerecht und unparteiisch urtheilenden Geistes, der nicht unter dem Stoffe erliegt, sondern denselben zu beherrschen versteht, was gerade hier nicht ganz leicht war. Über Einzelnes mit ihm zu rechten, ist hier nicht der Ort. Der Verf. hat sich viel Mühe gegeben, aus der Unzahl deistischer und antideistischer Schriften und Schriftchen Das hervorzuheben, was den Leser über den jedesmaligen Stand der Parteien, die sich bald schroff gegenüberstehen, bald in leisen Schattirungen ineinander übergehen, orientiren könne; und wenn dessenungeachtet die anhaltende Lecture des Buchs hier und da ermüdet, so ist dies nicht sowohl Schuld des Verf. als des Gegenstandes. Beide Parteien stehen oft auf einem und demselben Boden; dadurch verwirrt sich bisweilen die Controverse, namentlich wo sie sich in mannichfaltigen Wendungen um einen verhältnißmäßig engen Gedankenkreis bewegt. Im Ganzen aber lehrt das Buch unter Anderm auch dieses, daß, obwol die Deisten vorzüglich zu Anfang des 18. Jahrhunderts gern an Locke's Philosophie anknüpfen, nicht sowohl der Einfluß bestimmter philosophischer Systeme die Opposition gegen die äußere Autorität kirchlich sanctionirter Glaubensstatuten hervorruft, als vielmehr das allgemeine, die Philosophie selbst erzeugende Bedürfnis selbstiger Überzeugung; eine Erscheinung, die sich ebenso in der Periode des Kant'schen Rationalismus wiederholt hat und noch jetzt wiederholt. Sowie es ganz richtig ist, daß das religiöse Bedürfnis edler Menschen die philosophischen Systeme von jeher mehr benützt, als sich ihnen unterworfen hat, so führt auch das Bedürfnis freier Gedankenentwicklung viel früher und dringender zur Abwerfung der Fesseln einer äußern Autorität als zum Aufbau eines philosophischen Systems. Die meisten Deisten würden als Philosophen kein großes

Auffehen gemacht haben; aber sie waren, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, großentheils klare, nüchterne Köpfe, denen es mit ihrer Überzeugung Ernst war, und die dem Muth hatten, ihre Meinung offen auszusprechen, und als solche benutzten sie die Philosophie, die zu ihrer Zeit die herrschende war, während man zu andern Zeiten andere Systeme ebenso gut für als wider das Dogma benützt hat.

31.

Romanenliteratur.

1. Die Ehefisterin, oder die Parlamentswahl in Irland. Roman aus der Gesellschaft. Von der O'Hara-Family. Aus dem Englischen von C. Gräning. Zwei Theile. Kiel, Bänfow. 1841. Gr. 12. 2 Bde. 15 Rgr.

Warum langt man nur so gern nach den aus dem Englischen übertragenen Romanen und sucht sie aus den unzähligen deutschen Originalromanen hervor? Die deutschen Autoren nennen es oft Angliomanismus, sie suchen darin die deutsche Nationalvorliebe für das Fremde; es ist aber wirklich in dem Romanen selbst zu suchen. Nicht nur Boz, Kingsworth, Bulwer u. A., auch Lady Morgan, Miss Edgeworth, Lady Murray, Mrs. Gore u. A. gewähren durch ihre Werke uns Genuß und Freude, wie wenig deutsche Originalromane es vermögen, und es fragt sich nur warum? denn wahrhaftig ist an Genie, Verstand, Bildung und Talent der Deutsche, nicht dem Inselbewohner untergeordnet. Ref. möchte den Grund in der Absicht der Schriftsteller suchen, in dem Streben zu nügen, aber Verhältnisse aufzuklären, Misbräuche abzuschaffen und Vorurtheile zu bekämpfen; die englischen Romane wirken größtentheils für das Wohl der Menschheit, während der deutsche Schriftsteller meist den eigenen Ruhm im Auge hat und höchstens amüsiren will. Es ist, als hätten die Deutschen nicht die Wichtigkeit des Romans eingesehen und wüßten nicht daß er für neue Ideen und neue Ansichten das Vehikel sein, unter der bunten Hülle die ernstesten Wahrheiten des Lebens bergen soll; denn was einer pedantischen und gelehrten Abhandlung nicht gelingt, das vermag oft ein Roman zu bewerkstelligen. So hatten Boz's Romane, wie man sagt, heilsamen Einfluß auf das Armenwesen, während ein anderer Autor eine ernste Broschüre nach der andern über diesen Gegenstand in die Welt schickte, ohne etwas auszurichten. So nehmen jetzt die weiblichen Autoren sich besonders der Frauen an, denen das Gesetz, sowie das gefällige Vorurtheil in England Gerechtigkeit und Billigkeit versagt und sie der Willkür des Mannes überläßt. Kein Roman kann das Gesetz ändern, aber er kann auf die allgemeine Stimmung wirken, damit diese Veränderung herbeigeführt, das Publicum darauf vorbereitet werde. Das vermag zwar ein Roman nicht, aber mehr; sie stellen die, den härtesten Stein ausschleudenden Wassertropfen dar und das fühlen die englischen Autoren, und man findet darum eine gewisse Wärme in ihren Werken, ein Wahrheitsgepräge, das immer fesselt und Anerkennung findet. Der vorliegende Roman ist nun auch ein solches Vehikel der Wahrheit. Wir finden darin das warnende Beispiel der Mutter, die ihre Töchter mit guten Partien versorgen will. Welchen verderblichen Einfluß dieses Streben auf die Erziehung hat, zeigt sich in der ältesten Tochter Marie, die ihrem schönen Verstand und ihrem edeln Herzen eine ganz falsche Richtung gibt, bis es sich später wiederfindet, sowie auch in dem Unglück der also gestifteten Ehen, welches selten ausbleibt. Die Charaktere der beiden Töchter sind trefflich nebeneinandergestellt und durchgeführt, alle Nebenpersonen sind charakterisirt und können als Typus ihrer verschiedenen Rassen gelten. Das Leben in Irland, die irländischen Wirtschaften, die lebenslustigen, ewig tractirenden Großen und dann die Verschuldeten, das Volk, die irländischen Parlamentswahlen, die gefälligen Zustände, die

das hat so das Gepräge der Nationalität, daß man mit wahrem Genuß liest.

2. Neue Erzählungen und Novellen von Johann B. Vogl. Wien, Wallishauspfer. 1841. 8. 1 Thlr. 4 Rgr.

Ein Nachtheil der zahlreichen belletristischen Journale, die kurze Erzählungen und Novellen bringen müssen, ist diese Überschwemmung von Novellen-Sammlungen in unserer Literatur. Wenn das Journal oft Unbedeutendes in diesem Fache bringt, so hat es nichts zu sagen, da die meisten Leser beim Journallesen sich auf das Übersichlagen verstehen. Der arme Recensent muß nun aber in dem zu Händen Gesammelten Alles lesen, wenn er gewissenhaft sein will, und das wird oft schwer. Der Recensent des jetzigen Jahrzehnds macht allerdings mehr Ansprüche als vormals, denn das Jahrhundert verlangt Wahrheit, und wie man die Weltgeschichte jetzt nicht mehr schreibt, sondern berichtet, wie man sich in keiner Sache mehr ein $\frac{1}{2}$ für ein $\frac{1}{2}$ vornehmen läßt und Alles beleuchtet, zerlegt und in der Nähe betrachtet, so will man auch in Novellen und Erzählungen Wahrheit, entweder Wahrheit der Begebenheit, oder Wahrheit der Empfindung, oder Wahrheit der Zustände, Sitten u. dgl. im Märchen verlangt man Wahrheiten durch die bunte Lampenfülle und farbigen Glasfenster zu erschauen, und Ref. muß der vorliegenden Sammlung hier den Vorwurf machen, daß sie aller Wahrheit ermangelt. Die erste: „Der tolle Seiger in Wien“, spielt 1349. Sie trägt durchaus nicht den Stempel jener Zeit, noch den Charakter Wiens. Anna stirbt an der schwarzen Krankheit, wird begraben, der tolle Seiger gräbt sie wieder aus, bringt sie ins Leben zurück, um sich an ihrem Vater zu rächen, der einst seine Geliebte geheiratet hat. Da der Vater ihn tadelnd bei dem Namen der einst Geliebten beschwört, gibt er die Tochter zurück. „Janko und seine 99 Brüder“ ist ein Märchen ohne alle Poesie, und der Erzählung „Das schwarze Haus“ fehlt auch jede Wahrheit und Originallität, denn die Schilderungen des geheimen Versammlungsortes des Gefindels hat man so oft in Bulwer'schen und Bog'schen Romanen, und so viel besser und ausführlicher gelesen, daß man an diesen hier nur geringes Interesse finden kann.

3. Nina. Historische Erzählung aus dem „Wintergrün“ 1840. Hamburg, Perold. 1841. 8. 1 Thlr.

Anmuthig erzählt, besonders die Ankunft des Primaners im Geburtsstädtchen. Nina, die Heldin, tritt erst in der Mitte des Buchs auf und es werden mehrere Personen aufgeführt, die nicht zur Sache gehören. Nina ist die Tochter des Präsidenten und liebt einen Verbrecher, einen Verfertiger falscher Wechsel, einen Serräuber, Spieler und Missethäter, der in der That geistreich und liebenswürdig genug geschilbert wird. Sie liebt ihn, trotz aller seiner Unthaten, und verläßt Alles, um ihm zu folgen. Nina steht ebenso rein und edel da, wie Balonieri schlecht, und ihre Neigung zu ihm könnte als Apotheose der Frauenliebe gelten. Auch eine weibliche Versuchung wird geschildert, welche die Liebe des jungen Sohnes des Präsidenten gewonnen, und ohne dieselbe zu erwidern, ihn dem väterlichen Hause entriß und ins Unglück gestürzt hat, um ihn dann zu verlassen; auch sie war ein Opfer von Balonieri's Versuchungskunst. Die männliche Liebe ist aber nicht so treu und blind ergeben als die weibliche, und in dem Augenblick als der junge Bartholin von ihrer Schuld überzeugt wird, ist auch seine Liebe zu Ende und er läßt sie ins Elend ziehen, ohne sich um sie zu kümmern. Die Begebenheiten sind mit viel Kunst aneinandergereiht, die Charaktere mit Geschick zusammengefaßt und der kleine Roman ist geeignet, die müßigen Stunden eines Müßigen auszufüllen.

4. Drei Novellen von Wilhelmine Costmann. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 1 Thlr.

Diese drei Novellen: „Die Gonnambüle“, „Kunstleben“ und „Nota oder der Schleierfall“, sind sehr empfehlenswerth, spannend in dem Verlaufe der Begebenheiten, und voll Poesie der Ausführung. Besonders die zweite: „Kunstleben“, schildert mit

voller Wahrheit die schon in die Kinderseele gelegte, angeborene Liebe zur Musik bei manchen Charakteren, und wie diese dann in der Musik Freude, Erfolg und Trost finden. Die ganze Novelle ist voll von jenen Accorden, die das zart besaitete Herz ergittern machen, und der Leser folgt aufmerksam und mit Interesse dem Faden der Erzählung; der Styl ist gerundet, kurzgeklärt, dem Ohr und Auge wohlgefällig. Auch „Nota oder der Schleierfall“ ist phantastisch und anmuthig, wie eine Sage es erheischt, und Nota's Verwandlung in den Schleierfall und ihre plötzliche Unterredung mit dem Wassergeist, sowie auch das Unheimliche ihrer ganzen Erscheinung sind voll Poesie und verhehlen nicht die Imagination des Lesers zu begaubern.

5. Die Gräfin. Von Th. G. Fay. Aus dem Englischen von G. Elbrecht. Drei Theile. Berlin, Jonas. 1841. 8. 3 Thlr.

Außer dem Spannenden der sich drängenden Begebenheiten hat dieser Roman wenig Werth, die Hauptpersonen desselben spielen in Berlin, doch ermangeln sie aller Localfärbung. Die Tendenz ist gegen das Duell, und der edle Held läßt sich schmähen, verleumben, beschimpfen und sogar schlagen, ohne sich den wiederholten Forderungen zu stellen. Deshalb kann dieser Roman auf deutsche Leser auch keinen guten Eindruck machen, da in Deutschland das Duell noch allzu sehr mit den Sitten verweben ist; besonders in der aristokratischen Gesellschaft kann der Mann, der aus Moralität eine Dürstige angeragt läßt, unmöglich als Romanheld auftreten. Alle Schattenseiten des Duells werden durch Beispiele erwiesen: Denham bleibt und läßt Frau und Richte in Verzweiflung und Elend; ein Bebiener, der einen beleidigenden Schlag auf diese Weise rächt, stirbt von des Scharfrichters Hand, und Lavalle, der einen Schuft, weil er eine Dame verleumbet, herausfordert und tödtlich verwundet, füllt sein ganzes Leben hindurch Reue. Der Held aber, der bei vielen andern Gelegenheiten ungeheuern Muth zeigte, am Sterbebette des Cholerafranken, vor den Pistoleten läufen eines Wahnsinnigen und in den Gefahren der Revolution, gelangt zu Ehren, Vermögen und der Hand der geliebten Gräfin. Damit dieser Held recht ebel dastehet, wird er oft gewaltig dumm dargestellt; oft könnte ein Wort alle Verwicklungen lösen, unendlich viel Kummer und Noth hätte ihm erspart werden können, wenn seine wiedergefundene Mutter früher gesprochen und ihn ins Geheimniß gezogen hätte, anstatt ihm eine Überraschung zu bereiten, und es trägt sich viel Ungewöhnliches, Unwahrscheinliches und Unnütziges zu. Auch ist der Held so schlecht, daß man nicht begreift, wie er auch nur so kurze Zeit täuschen kann; befehlungsgeachtet läßt man oft mit Verstocken und wird von den Begebenheiten überrascht und gefesselt, was gewiß auch ein Verdienst ist.

6. Henriette. Ein Roman von Michel Raymond. Frei aus dem Französischen übersezt von Wilhelm Franke. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1 Thlr. 7½ Rgr.

Ref. hatte den Roman im Französischen gelesen und konnte ihn in der schwerfälligen, unverständlichen, oft falschen Übertragung ins Deutsche kaum wiedererkennen. Was heißt z. B. (S. 150): „Wenn die Frauen mit der Zeit nicht ebenso schlecht würden als die Männer, wird es in der Welt nur ein unnützes Räusper davon geben, und dies wird das Curige sein.“ Ferner (S. 200): „Dies Bedenken entsprang nicht aus einer rechtlichen Gesinnung, es war nur das Ergebnis einer persönlichen Bewegung.“ Man sollte glauben, die Person, von welcher die Rede ist, sei dabei herumgehüpft, anstatt daß hier eine innere Aufregung angedeutet werden soll. Ferner (S. 202): „Und fühlte ich mich nur erst freien Geistes, so werde ich zehn Minuten später das Glück und den Beistand dessen haben, den ich will, wenn ich ihn wünsche.“ Wer spricht in den tragischen Augenblicken, wo es gilt, dem Gefängniß und Tod zu entkommen, von „entwischen“; und wenn in heiliger Rührung die fromme soeur grise begeistert ausruft: „Es befinden sich En-

gel unter denen, die man für die Schuldigen hält!" wer sagt da: „Wie tief überspannt aus"? Diese Übersetzung jagt von ebenso großer Unkenntnis der französischen als der deutschen Sprache und das in der Ursprache wertvolle Werk ist ganz ungenießbar geworden. Ubrigens verdient auch das französische Original einigen Tadel. Es enthält eine Ehebruchsgeschichte im Bürgerstand; die verheiratete Tochter einer Wäscherin ist die schöne Gönnerin, der der Leser sein ganzes Interesse zuwendet; die Umstände haben die Gelegenheit zum Unrecht veranlaßt. Der Freund ihres Mannes hat sie verführt, und sie liebt ihn; genüßlich ihren Schwachen, Ueberlischen Mann, der sie und ihre Kinder in Armuth versetzt. Sie ist ein schwaches Weib und paßt ganz in die beschränkte Sphäre, wo Mangel an Bildung oft den Leidenschaften freieren Spielraum läßt; aber immer spricht und denkt sie wie eine Frau vom höchsten Stand und von der vornehmsten Erziehung; sie macht Reflexionen über Moral, Geseze, Staatseinrichtungen u. s. w., wie kaum eine Schriftstellerin sie machen konnte, und das Werk die Harmonie des Ganzen. Die Intrigue ist übrigens gut angelegt und durchgeführt und die mittheilenden Charaktere sind meist trefflich, auch die Situationen malerisch gezeichnet.

7. Standesunterschiede. Novelle von der Verfasserin der „Frauen“, „Goussien“, „Arel“ u. s. w. Aus dem Schwedischen von E. C. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr.

Es ist eine jetzt täglich mehr hervortretende Wahrheit, daß der gebildete, sich zur höhern Moral bekennende, nach dem Guten strebende Bauernsohn dem rohen, brutalen, in seinem Hochmuth befangenen Edelmann vorgezogen wird, sowohl durch die allgemeine Stimme als auch durch die Achtung des Einzelnen, gewiß wird daher die Tendenz dieses Romans überall Anklang finden. Und doch ist der Held als eine Ausnahme zu betrachten, da er, durch den Himmel ganz besonders reich mit Talenten und Fähigkeiten begabt, sich über seinen Stand hinausgearbeitet hat. Aber auch nur weil seine Bildung über seinen Stand hinausgeht, kann er der edeln Gräfin gefallen, um so mehr, da ihm ganz besonders albern und hochmüthige Edelleute als Hölle dienen. Es ward wol nicht leicht ein aristokratischer Kreis so wenig lebenswürdig geschildert wie der hier dargestellt, und gewiß, es mag solche geben — aber der Titel des Buchs veranlaßt uns hier zu einer kleinen Abg. Standesunterschiede war eine zu allgemeine Benennung, denn indem man den einen Stand vernünftiger, hebt man die Standesunterschiede nicht hervor. Hermann's Kindheit in den Verhältnissen des Bauernlebens, das Pfarrhaus mit der gerechten Pastorin, der Dorfmußikant, der in der Bildung des Knaben eine so große Rolle spielt, sind gemüthlich und trefflich geschildert. Dagegen sieht man den Edelmann, einen Major, und dessen unartigen Knaben, mit dem Großhuhn nach außen und dem auf unterminirtem Boden ruhenden Hausstand, voll Unwissenheit, Eitelkeit, Neugier, Unordnung, roher Festigkeit und Ungeheuerlichkeit; alle diese Eigenschaften werden der adeligen Familie aufgebürdet, und schon in seiner Kindheit leuchtet Hermann als ein Meteor unter seiner Umgebung hervor. Als Informator im gräflichen Hause geht es ebenso; nachdem er einige Zeit sich ruhig verhalten, schwingt er sich plötzlich aufs Pferd und reitet so gut, daß er selbst den adeligen Cavallerie-Leutnant in Erstaunen setzt. Er voltigirt, tanzt, singt, spielt Billard und entwickelt nach und nach alle möglichen Talente. Die Rohheit des Grafen, die Oberflächlichkeit des Leutnants, die Insignität des Capitains, Alles ist die adelige Hölle, worauf der Bauernsohn glänzt. Die schöne Gräfin liebt ihn, alle Gelegenheiten kommen zusammen, um diese Liebe zu nähren, sie das Glück seines Umgangs fühlen zu lassen. Welcher edle Naturen haben sich erkannt und ihre Seelen neigen sich zueinander, trotz der Kluft des Standes, aber auch trotz der Kluft der Ehe. Doch auch hier zeigt sich der Bauernsohn stärker, edler als die Gräfin, denn er ist es, der sich losreißt, er ist es, der ihr entfährt, der ohne Abschied, ohne ihr Wissen ab-

weicht. Die eingelegten Briefe sind dann und wann etwas zu lang. Die nichtbedeutende halb-sentimentale, immer unruhig thätige Ulla, die ewig von sich selbst sprechende Regina und deren bodenlose Schwärmer, die edle Admirelle, alle sind wohl-gelungene Nebenfiguren, die den Hauptpersonen zur Seite stehen, ohne ihnen Abbruch zu thun, und wer gern einige angenehme Stunden mit einer Unterhaltungsliteratur zubringen will, greife getrost nach dem Buche, aber man schmeichle sich nicht, über Standesunterschiede irgend eine Aufklärung zu erhalten. Die Sprache der Übersetzung ist außerordentlich gut.

8.

Notiz.

Pressfreiheit und Censur.

Wenige, aber gewichtige Worte über Pressfreiheit und Censur finden sich in einem vor kurzem erschienenen periodischen Werke, wo sie leicht unbeachtet bleiben könnten, daher es nicht unpassend sein mag, hier auf dieselben aufmerksam zu machen. Es ist dies ein Aufsatz vom Buchhändler F. J. Frommann in Jena, zu dem Vorband des Vereins der deutschen Buchhändler gehörig, unter der Aufschrift: „Pressfreiheit und Censur nebeneinander“, in dem „Deutschen Staatsarchiv“ (Bd. 2, S. 289 — 297). Jedenfalls verdienen diese Worte schon um des Willens willen und bei der Stellung desselben besondere Aufmerksamkeit und Beachtung, aber mehr noch an und für sich; und sie werden auch beides theils bei denen, die hier etwas zu sagen haben, theils bei denen finden, die ruhig zusehen müssen. Zwar kommen die Vorschläge des Verf. (Censurfreiheit für alle Bücher von mehr als 20 Bogen Stärke; Censurfreiheit für jeden, der sich nennt; Censur für alles Anonyme und Pseudonyme von weniger als 20 Bogen) in der Hauptsache nur auf ein Provisorium hinaus, das in der Regel Niemanden befriedigt und versöhnt, und gerade hier wenig geeignet scheint häuften, nach gewissen Seiten hin, wo die zageloseste Freiheit oder vielmehr Freiheit ihrer Forderungen geltend macht, eine Ausbuchtung zu bewirken. Indes gilt es zunächst nur die Gründe, auf denen jene Vorschläge beruhen, und die Zwecke, die dadurch erreicht werden sollen; die Forderungen der Schreiber, die wol Zwecke vor Augen haben, dabei aber bestimmter Gründe sich nicht bewußt sind, können hierbei nicht in Betracht kommen, wo gegen die wohlmeinenden Freunde des Grundlages der Pressfreiheit, die nicht wollen, daß die Freiheit durch literarisches Gekind unter dem Deckmantel der Anonymität und Pseudonymität gemißbraucht und geschändet werde, mit denjenigen Maßregeln, die auf Sicherung der Freiheit abzuwecken, ohne deren rechten Gebrauch zu hemmen und sie selbst zu unterdrücken, um ihrer Person und der Freiheit selbst willen einverstanden sein müssen. Deutschland ist nicht Frankreich oder England, und die Deutschen sollen nicht Franzosen oder Engländer sein.

25.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M o s e.

Episches Gedicht

von

M o r i z K a p p a p o r t.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Freitag,

— Nr. 35. —

4. Februar 1842.

Theodor Mundt und sein neuester Roman „Thomas Münzer“.*)

Theodor Mundt hat uns mit einem neuen Buche beschenkt, mit einem historischen Roman in drei Bänden. Mit froher Erwartung sahen wir dem angekündigten Werk entgegen und fanden uns schon durch die verwandte Signatur angezogen, die, seltenerweise, der Titel des Buches mit dem Namen des Verf. gemein hat. Die Buchstaben Th. M. nämlich, womit der Verf. signiert, lassen sich auf Theodor Mundt und auf Thomas Münzer beziehen. Und dieser Name des Romanhelden bezeichnet zugleich einen höchst interessanten Inhalt des Buches, das unser Freund nicht einen historischen, sondern einen deutschen Roman nennt. Sind es nicht deutsche Thaten und deutsche Fragen, die sich an den Namen Thomas Münzer's knüpfen? Dieser Name erinnert uns an die dauernde deutsche Reformation und an die schnell verbrauchte Bauernverwilderung der sogenannten christlichen Freiheit, ja wol auch an die erste Idee einer deutschen Messe und einer deutschen Kirche. Und sind nicht diese alten Interessen in anderer Weise die neuesten der Gegenwart geworden?

So mußte denn der voraussichtliche Inhalt dieses deutschen Romans gewaltig anziehen. Und was durften wir uns nicht von der Darstellung versprechen, wenn wir uns noch der Vorrede zu Mundt's voriger Schrift — der „Völkerschau auf Reisen“ — erinnerten.

Für mich — sagt dort der Verf. — naht nun wieder die schöne Zeit neuer Dichtungen, zu denen ich mich durch die unmittelbare Anschauung objectiver Völkerverhältnisse, die mich so lange vom eigenen Hervorbringen zurückhielt, habe stark und würdig machen und gewissermaßen wiedergebären wollen.

Hier haben wir also die erste dieser neuen Dichtungen vor uns. Um aber die Wiedergeburt des Dichters zu feiern, müssen wir einen Blick auf seine vorausgegangene Entwicklung thun. Dann erst können wir recht begreifen, wie tief die Verwandlung ist, die er etwa bestanden, welche Elemente seines Grundwesens er nun ausgeschieden und welche er noch behalten hat.

Wir finden den jungen, neunzehnjährigen Potsdamer auf der hohen Schule zu Berlin der Einwirkung zweier

sehr verschiedenen Notabilitäten der Zeit von und nach 1826 ausgesetzt, zweier Schriftsteller, die untereinander vielleicht keinen weitem Berührungspunkt haben als das große H, womit beide Namen Hegel und Heine anfangen. In der Polarität zwischen der Hegel'schen Logik und den Heine'schen Reisebildern regte sich das junge productivste Herz und trieb zuerst Gedichte und Novellen. Und zwar Novellen in jener Gattung, für die damals Tied anreizte, in denen ein bestimmter Grundgedanke, eine Lebensanschauung sich aus ihrem ideellen Äther in erdichtete Personen, Verwickelungen und Situationen auslebt. Wie denn aber an der literarischen Generation aus dem Jahresfiebent zwischen der Schlacht von Jena und der Schlacht von Leipzig die zwiespaltige Begabung von kritischem und poetischem Talent undtrieb in eigenthümlicher Verbindung bemerkbar ist: so schlug auch damals schon an unsern jungen Autor bereits Dasjenige aus, was zu seinen „Kritischen Wäldern“ erwachsen sollte. Rechts von dem Studenten Mundt lag in grauem Dämmer die kahle Höhe des absoluten Begriffs. Am Fuße derselben schlug Mundt sein Zeit auf und sah mit Andacht nach der blühenden Wolke empor, aus der vom unsichtbaren Gipfel sein prophetischer Meister die Gesehtafeln der Welt herniederbringen sollte. Dazwischen konnte er es aber nicht lassen, zuweilen auch ein wenig abwärts zu schweifen, wo beim Ausblick auf grüne, reizende Ebenen der muthwillige Gesell Heine sein goldenes Kalb zur Anbetung ausgestellt hatte. Was aber außerhalb dieses idealen Gebiets im wirklichen Leben das frühlinghafte Herz unsers jungen Autors umgab, war die lahme, interessenlose Zeit der Restauration. Diese erlösende Mutter hatte nichts mitgebracht, was ein lebendiges Vertrauen, eine unbedingte Hingebung erwecken konnte. Sie fand eine ganze Generation junger, unruhiger Geister, ausgerüstet mit dem doppelt unbequemen Erbe, zu kritisiren und zu produciren. Die Restauration wünschte die unbehagliche Jugend mit Kinderreien zu befriedigen; sie sah es gern, wenn man der Sonntag die Pferde vom Wagen spannte, oder einen blauen Montag mit Theaterkritiken ausfüllte, oder bei einer Mittwochgesellschaft einen Sapphir jener Gattung, die, wie Prügelsiedern, blau und gelb zugleich sind, in Kupfer färbte. Wer sich damit nicht befriedigen mochte, durfte sich in die Sahara der neuen Philosophie verlaufen, um den absoluten

*) Thomas Münzer. Ein deutscher Roman. Drei Bände. Altona, Hammerich. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Sand durch die Finger zu sieben, oder es an milden Stellen mit philosophischen Nadelhölzern zu versuchen. Allein jener abstracten Wissenschaft entgegen, machte sich in den jungen Gemüthern die Anschauung des poetisch-Perfekten geltend; über die Armseligkeit des Tages erhob sich mehr und mehr die Ahnung einer nationalen Existenz.

Auf jenem Scheideweg zwischen Hegel und Heine liegt des jungen Autors erster Roman „Das Duett“. Hier werden die Ansprüche der Philosophie, sich als den Gipfel des Lebens zu betrachten, abgewiesen und dem Schaffen aus unmittelbarer Anschauung das Wort geredet. Es ist also das Product eines innern Kampfes, und der Autor wendet sich der Geschichte und der Poesie zu, deren innige Vereinigung er jetzt in seinem nun vor uns liegenden Werke zu erreichen sich vorgesetzt hatte.

Ich weiß nicht, ob ein Jüngling, in dessen Seele die Uebermacht poetischer Production drängt, vier seiner Frühjahrsjahre lang ein ernstliches Verhältniß mit der philosophischen Speculation knüpfen und halten kann. Wenn es aber Mundt konnte, so sollte er wenigstens erfahren, daß man einen so ernstlichen Mund, ein so vor aller Welt getragenes Verlöbniß nicht bricht, ohne sich die Rache der Geliebten für lange Zeit auf den Hals zu laden. Lebhaft erinnert er seitdem der Freund an den jungen Demetrius in Shakespeare's „Sommernachtstraum“: er wendet sich mit Liebeswerbung der Production zu, wie Demetrius der schönen Hermia, und flieht — wie dieser vor der liebenden Helena — vor der Speculation, die er mit des Demetrius Worten hart anläßt:

Ich keh' nicht länger Rede, laß mich gehn!
Wo du mir folgst, so glaube sicherlich,
Ich thue dir im Walde Leides noch!

Mundt hätte sagen können:

Ich thue dir in kritischen Wäldern Leids.

Seitdem treffen wir den Freund nie anders hinter der Production her, als von der Speculation verfolgt, die ihre alten Ansprüche an ihn geltend zu machen sucht und ihm auch, ehe er sich dessen versteht, Eins anhängt.

Selbst innern Zwisten und Kämpfen zu entkommen, ergreift Mundt zum ersten Mal das später wiederholte Mittel — er reist. Diesmal jedoch nur bis Leipzig. Mit-ergriffen von der allgemeinen Geistesbewegung der Julirevolution, wendet er sich einige Zeit lang der Politik zu. Er schreibt über Deutschlands Einheit, wie sich denn in der während Deutschlands schmachvoller Unterjochung entstandenen Generation die Ahnung einer großen Zukunft Deutschlands besonders lebhaft zu regen scheint.

Aus gemüthlichen Bedürfnissen nach seinem ungemüthlichen Berlin wieder zurückgekehrt, setzt Mundt seine politische Richtung an der „Preussischen Staatszeitung“ fort, für welche er die Landtagsverhandlungen der constitutionellen deutschen Staaten auszog und zusuchte, bis diese Berichte selbst aufhören mußten.

Aus dieser Region politischer Interessen und deutscher Tendenzen ging Mundt's nächste romanartige Production hervor: „Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers.“ Was von den in der „Preussischen

Staatszeitung“ abgebrochenen Verhandlungen des Liberalismus in Mundt's Herzen zurückgeblieben war, arbeitete sich nun noch in den Kämpfen und Krämpfen des armen Salzschreibers heraus. Der Humor des Buches ist jedoch nicht stark genug, die Speculation zu verschreiben, die in den Salzfüßen Manches von ihrer Doctrin einschwärzt.

Bald aber findet der Freund, wie er sich im schönen Sommer 1834 nach Wien begibt, ganz andere Lebens-elemente vor. Der protestantische Jüngling, der Flüchtling vor dem absoluten Begriff, begegnet hier dem lapptigen Incarnat des Katholicismus und des südlichen Genusses. Da geräth denn Alles, was in des jungen Autors Geist und Herzen zwischen jenen Extremen lag, in Unruhe und Gährung. Seine Erlebnisse und Träume, seine Wünsche und Wallungen, seine Anschauungen und Begriffe branden und brausen durcheinander und aus diesen kochenden Wirbeln steigt, wie Venus aus dem Meere tauchte, „Madonna“ hervor, dies Buch der „Unterhaltungen mit einer Heiligen“, in welchem die objective Darstellung als subjective Lyrik und die Anschauungen des Lebens — als Licenzen erscheinen. Es war ein Roman, über welchen die Kritik und der berliner Pietismus die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, ein Buch, das eben gemacht war, die Schule und die Polizei in ihrer Bornirtheit zu schrauben und in den wunderbarsten Eifer zu heizen. Und was war am Ende so Entsetzliches an dem Buche? Ei, wenn ja die Kirche mit ihrer, keineswegs von Christus geflochtenen Peitsche — der Akeril sich selbst nur immer tiefer in ein sinnliches, prunk- und genußvolles Dasein hineingetrieben hatte; wenn der Staat seine Macht und seinen Stolz in immer weiterer Ausbildung der materiellen Güter und der geistigen Kräfte suchte: warum sollte denn ein geistreicher Jüngling nicht auch in seiner Weise von einer Versöhnung zwischen Geist und Materie, von einer Entwicklungsfähigkeit des Christenthums, von einer neuen Zukunft dieses Fleisch gewordenen Wortes, sowie von einer Verbindung der Intelligenz und der Leidenschaft im Weibe träumen dürfen? Aber es ist freilich ein Zeichen solcher leise sich entwickelnden Metamorphosen der bürgerlichen Gesellschaft, daß die Ahnungen der Jugend ebenso jäh und verwegen hervorspringen, als die Angst des Alters sich heftig und kleinlich entgegensetzt.

Hier nun, in der politischen Krise, die das Buch herbeigeführt hatte, brach Mundt vorerst seine Romanproduction ab. Seine kleinen Novellen können wir übergehen. Sie sind lebhaft und reizend geschrieben; man rühmt aber mehr die Ideen und Intentionen des philosophischen Autors, als was die Poesie an Erfindung und Darstellung dazugebracht hat.

Eine viel entschiedener und fruchtbare Anerkennung fand Mundt als Charakteristiker, z. B. in seiner Charakteristik Hippel's, Knebel's und in dem schön geschriebenen „Denkmal“, das er seiner unglücklichen Freundin Charlotte Stieglitz setzte. Mit diesem Glück einer innern Begabung für Kritik und historische Auffassung verband er ein äußeres Glück journalistischer Bestrebung als Unternehmer des „Volksboten“, der „Diogenen“ und des „Freihafen“. Das großartige

Augenmerk, das Mundt als Journalist gefaßt hatte, nämlich „die kernhaften und positiven Elemente der bewegten Zeit für die Production zu retten und ein Kunstwerk zu organisiren“, war auch die Aufgabe, die er für sich selbst, hinsichtlich der in seinem eigenen bewegten Geiste schwebenden Elemente, im Auge behielt. Ja, dies Zeugniß muß man über Mundt aussprechen, daß er es mit seinem Bestreben ernst und ehrlich nahm. Dies stellen selbst seine Gegner nicht in Abrede, wenn auch Einige darüber lächeln möchten, daß Mundt so viel Gesinnung an etwas gewendet habe, was ihnen selbst nur ein Gegenstand der Berechnung gewesen wäre. Als ob Berechnung über Gesinnung zu lächeln Ursache hätte!

In solcher Ehrenhaftigkeit nahm es Mundt auch groß mit seiner Absicht auf Production. Er fühlte selber, wie schwer es ihm ward, sich der geliebten Hermia zu bemächtigen; allein aufgeben konnte er es nicht, ihr, wenn auch auf Umwegen, immer näher zu kommen.

Als solchen Umweg haben wir seine drei Bände „Spaziergänge und Weltfahrten“ und seine „Völkerschau auf Reisen“ zu bezeichnen. Wahrscheinlich, großartig und aller Anerkennung werth ist der Gedanke unsers Freundes, — durch Weltblick und Beobachtung des Völkerebens sich zu dichterischer Schöpfung, zu Darstellung menschlichen Lebens eine höhere Weihe zu gewinnen. So begeisternd ist für den Autor diese Sehnsucht, daß ihm gar kein Zweifel entsteht, ob ein solcher Umweg nicht etwa gar zu einem Fernwege werden könnte. Was nämlich den eben genannten Büchern so viel Werth und Reiz gibt, sind die feinen Beobachtungen über Völkerzustände und hervorragende Persönlichkeiten, sind die geistvollen Gesichtspunkte, unter die der moderne Weltwanderer große Lagen und Bewegungen seiner Zeit zusammenfaßt und begreift. Allein die Gabe der Reflexion, der Reichthum von Ideen, die Vorliebe für Tendenzen war ja, wie wir an seiner frühern Entwicklung bemerkt haben, vorans schon vorherrschend bei Theodor Mundt. Mit dieser Vorbegabung hat er das große, ewige Weltgeheimnis des Menschengeschehens in dessen dramatischer Gegenwart zwischen verschiedenen Coullissen hindurch betrachtet und die unübersehbaren Einzelheiten unter Gesichtspunkte gebracht, um sie zu kleinen Ganzen abzuschließen, unter Schlaglichter gesetzt, um sie zu Gruppen und Bildern zu ordnen. Zu erfinden war hier nichts, sondern nur zu finden. Hat mithin der weltfahrende Freund mehr sein poetisches oder mehr sein speculatives Talent geübt? Und wenn er, von seinem Weltfahrten zurückgekehrt, einen großen historischen Stoff ergreift, um ihn episch zu verarbeiten, wird er mehr gelernt haben, ihn geistreich zu begreifen, oder poetisch zu reproduciren?

Betrachten wir, zur Beantwortung dieser Fragen, den Roman „Thomas Münzer“!

Das Werk ist in sieben Bücher gegliedert. Das erste führt uns am Rhein in die Stimmung der Zeit beim Ausbruche der Reformation. Der Kaiser Max spricht sich im Vorgefühl seines nahen Todes von hoher Burg herab über sich selbst, seine Absichten und über das Mißgeschick seiner Regierung aus, und die Bauern unten im Ort er-

klären sich sprechend und gehend gegen den Adel und in einer verzweigten Unternehmung gegen den Schwiegersohn des Kaisers, wobei sie selbst wieder die Härte des Grafen Helsenstein erfahren.

Im zweiten Buche finden wir, fünf Jahre später, den jungen Pfarrer Thomas Münzer, dessen Name im ersten Buche als eines wohlthätigen Mannes genannt wurde, zu Aßstedt in der Osternacht an seiner deutschen Messe arbeitend, hochgetragen von seinen Planen, das deutsche Volk aus den römischen Zauberformeln zu erlösen. Er wird aus seinem Entzücken geweckt, um sein erstgeborenes Knäblein zu segnen und beim Anbruche des Festes von dem jauchzenden Volk in die Kirche geführt zu werden. Dieser Volksjubel bethätigt sich bald auch in Zerstörung der wunderthätigen Kapelle zu Mallerbach. Doch regt sich auch schon die Reaction regierender Herren: erst wird Münzer's Buchdrucker und bald auch er selber nach einer Vernehmung in Weimar vertrieben.

Wir sehen uns im dritten Buche, zwei Jahre später, mitten im Württembergischen unter Landleute verlegt, die mit dem ankommenden Sturche die Freiheit erwarten. Der vertriebene Herzog Ulrich kehrt eben mit geworbenen Schweizern, mit seinen Tänzern und Hundern zurück, spricht und verspricht. Er lernt aus eines Knaben Munde die zwölf Artikel des Bauernkatechismus kennen und hört von dem Einflusse Münzer's reden, der ohne irgend sichtbar zu werden, im Volke für allwirksam gilt und in einer plötzlich erscheinenden nächtlich dunkeln Gestalt an seiner Rede, wie ein Epöden-gott an zurückgelassenem Wohlgeruch, erkannt wird.

Das vierte, umfassendste Buch bringt den eigentlichen Bauernkrieg herbei — die Kämpfe um Stuttgart, die Verschwörungen und Bewegungen im Hohenloheschen, die Einnahme von Weinsberg und die von den Bauern am Adel und dessen Anhang verübten Grausamkeiten —, Alles historisch treu und historisch interessant, von den einfachsten poetischen Fäden bewegt. Münzer tritt in diesem Buche nicht auf, sondern wirkt unsichtbar im Aberglauben des Volks.

Dafür gründet er im fünften Buche sein christliches Reich in Mühlhausen, hält lange Reden über sein Evangelium der Freiheit zur Bearbeitung des Volks, und verläßt dabei nicht, sich mit Frau und Kind behaglich einzurichten.

Im sechsten Buche tritt Luther in Wittenberg und in Erfurt gegen das Münzer'sche Treiben auf, entsteht über die revolutionären Ausschläge seiner nicht politisch, sondern nur kirchlich gemeinten Reformation. In diesem reactionären Eifer erfährt er aber die Misachtung und den Spott der allwärts aufgeregten Bauern und sein treuer Diener Wolfgang trägt sogar Prügel davon.

Im siebenten Buche endlich tritt Münzer selbst als Anführer des Volks auf. In Frankenhäusen wird eine christliche Versammlung gegründet, die sich aber mit ihrem wilden Anhang gegen den Grafen von Mansfeld und den von Fulda siegreich herbeiziehenden Philipp von Hessen nicht halten kann. Nach vergeblichem Unterhand-

lungen zwischen dem Fürstenheer und den Bauernhausen wird geschlagen, das Bauernheer zersprengt, Frankenhausen geplündert und der aus seinem Versteck hervorgezogene Münzer dem Grafen von Mansfeld übergeben, der ihn harrichten läßt.

Dies der allgemeinste Umriss des Romans, das Grundgerippe, das sich hauptsächlich mit historischem Fleisch und Leben ausfüllt. Mundt hat zu dieser Arbeit umfassende Studien gemacht und bis zum letzten Federstrich die besten Geschichtswerke, die Schriften Münzer's, ja selbst weniger berücksichtigte Urkunden und Flugblätter jener Zeit benützt. Die Ergebnisse seiner Forschungen, die selbst manches Neue und Abweichende aufgenommen haben, erbietet sich der Verf. zu vertreten. Allein, wer wird dies von einem Dichter verlangen, der nur für den poetischen Werth, für die poetische Wahrheit seiner Darstellung verantwortlich ist?

(Der Beschluß folgt.)

Kurzer Abriss der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II., nebst einer Beschreibung des Landes im Jahre 1500. Von Otto v. Corvin-Wiersbicki. Leipzig, F. Fleischer. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es soll dies Buch eine Art von Einleitung zu dem sechs-bändigen Werke über den niederländischen Freiheitskrieg sein, welches der Verf. beabsichtigt. Ohne nun demselben irgendwie ein Prognostikon stellen zu wollen, so können wir doch nicht umhin das vorliegende Buch als eine magere und unbedeutende Compilation zu bezeichnen, aus der die Kenner nichts lernen und die Nichtkenner besonders wegen der vernachlässigten Form keine Unterhaltung gewinnen, sodaß wir wirklich nicht wissen, für welche Leser Hr. v. Corvin eigentlich sein Buch bestimmt hat. Die einzelnen Notizen nun sind aus gangbaren Werken zusammengetragen — sonderbar genug vermischt man unter ihnen Birnbaum's „Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte“ und die Berücksichtigung der jungen belgischen Geschichtsliteratur —, der Chronikstil und die Auszüge des Verfassers laufen bunt durcheinander, Namen und Jahreszahlen sind ohne Unterscheidung des Wichtigsten und Unwichtigen zusammengeworfen und mit allerlei Geschichtchen, Sagen und Märchen aufgepust. Dahin gehört unter Anderm die wichtige Notiz, daß zu Docum in Friesland die Familie Derjenigen, welche den heiligen Bonifacius erschlagen haben, sich noch durch ein Wäpchen weißer Haare auszeichnet, ferner die Märchen von einer Witwe in Stavoren und die Bemerkung, daß es doch höchst auffallend sei, daß Karl V. in einem Hieronymitenkloster gestorben sei, nachdem er auf einem Abtritte das Licht der Welt erblickt hatte! Die geographischen und naturhistorischen Nachrichten sind meist aus Guicciardin (so wird meistens geschrieben) entlehnt, die mercantillischen aus Fischer's und Anderson's bekannten Büchern; an ein selbständiges Forschen aber einen so interessanten Artikel in niederländischen und deutschen Archiven oder an ein Befragen der Werke von Hüllmann, Sartorius und Lappenberg hat unser Verf. nicht gedacht. An einzelnen Äußerungen antimonarchischer Gesinnung fehlt es nicht: Hr. v. Corvin hielt dies leicht für nöthig, weil er einen Freiheitskrieg zu beschreiben gedenkt. So lesen wir eine hier durchaus ungehörige Stelle bei Gelegenheit des Todes Ludwig's XI. von Frankreich: „Ein Andenken muß jedem freisittlichen Mann verhaßt sein, denn er war der Begründer derjenigen königlichen Macht, welche die Völker so lange tyrannisiert hat. Ihm haben wir es ursprünglich zu verdanken, daß so lange Zeit hindurch der Wille

der Könige dem Gesetze voranging, daß die Länder und Völker von denselben als eine Sache, die ihnen gehörte, als ein Bandgut oder Capital betrachtet wurden, welches man nach Kräften benutzen mußte; daß ein solches Ausprechen einer andern Meinung, als die der Fürsten, und jede Mißbilligung ihrer nach so verbreiteten und schändlichen Handlungen mit dem Namen Hochverrath gebrandmarkt wurde und theilweise noch wird.“ Wir meinen, der Verf. hätte am besten gethan, in seinem zukünftigen Werke die nöthigen geographischen und statistischen Notizen nach dem Vorgange ehrenwerther Schriftsteller an dem gehörigen Orte einzufügen, alles übrige aber da ruhig stehen zu lassen, von woher er es entlehnt hat.

19.

Literarische Notizen aus England.

Adam Müller in seinen geistvollen „Vorlesungen über Staatskunst“ erklärt Burke für das vollendetste Muster eines wahren Staatsmannes. Müller's Meister, Geng, hatte bekanntlich schon früher ein gedankenschweres, hinweisend gehobenes Wort des großen Briten bei uns eingeführt. Selbsten ist derselbe in Deutschland (vorzüglich von Köppen in seiner „Politik Platon's“) stets im hohen Grade gewürdigt. Auch in seinem Vaterlande, für dessen Constitution er kämpfte, wird Burke's Name noch mit derselben Ehrfurcht genannt, als zur Zeit, da Macintosh von ihm sagte, er wäre the greatest of political philosophers. So erschien vor kurzem ein „Memoir of the political life of the right hon. Edm. Burke, with extracts of his writings“ von G. Groh (London 1841), das sich neben dem bekannten Werke von James Prior („Memoir of the life and character of Burke“, zweite Ausgabe, 2 Bde., London 1827) mit Nutzen lesen läßt. Diejenigen, die sich nicht an den in dieser Schrift gegebenen Auszügen begnügen, mögen an die Werke des hochsinnigen Staatsmannes selbst herantreten, in denen wahre Goldbarren politischer Weisheit liegen. Eine empfehlenswerthe wohlfeile Ausgabe in zwei Bänden ist vor einiger Zeit von Salignani in Paris besorgt worden. In Frankreich hat Pélissier Charles vor kurzem in einer ansehnlichen Broschüre, in der er Burke mit Fox und Franklin zusammenstellt, mit bereiten Worten auf ihn hingewiesen.

Ein Beitrag zur Gelehrtengegeschichte des 17. Jahrhunderts ist die „Correspondance of scientific men of the 17th century, printed from the originals in the collection of Macclesfield“ (2 Bde., Oxford 1841). Die Namen der bekanntesten Gelehrten, in deren literarischen Verkehr wir hier einen Einblick erhalten, sind: Barrow, Flamsteed, Wallis und Newton. Die Correspondenz dreht sich, wie man aus dieser Aufzählung vermuthen kann, um Fragen der Mathematik und Physik. Eine andere Sammlung interessanter Briefe, die aber eine rein geschichtliche Bedeutung haben, erhalten wir in: „Letters illustrative of the revolution in England from 1646—53 by Fairfax, Cromwell, Sancroft and many other eminent persons of the same time“, von Henry Cary (London 1841). Von diesem wichtigen Werke ist der erste Band vor kurzem erschienen. Der Historiker der englischen Revolution wird schon in ihm eine Fülle einzelner Züge finden, die zur Belebung des ganzen Bildes jener Zeit dienen können. Mehr aber noch darf er sich vom zweiten Bande versprechen, der eine reiche Auswahl von Cromwell's eigener Correspondenz enthalten wird. Die Originale sämtlicher Briefe befinden sich in der Bodleianischen Bibliothek.

„Hours in Norway, poems“ von Robert Meason Laing (London 1841) enthalten neben einer gewandten Übersetzung von Dehlenschläger's „Aet“ eine Reihe einfacher, ansprechender Gedichte, die zum Theil in gelungenen Schilderungen die wilde Natur an uns vorüberfahren, in der sie entspringen sind.

32.

Theodor Mundt und sein neuester Roman „Thomas Münzer“.

(Bechluss aus Nr. 25.)

Mundt hat es mit einem so bedeutenden Stoffe nationaler Erinnerungen ernst und hoch genommen. Unverkennbar ist er auf eine neue Form für seine Composition ausgegangen. Die Geschichte, scheint es, sollte Poesie werden. Das kann sie denn allerdings auch; ja, die Geschichte in ihrer ganzen Entwicklung ist ja nur als das große Gedicht des Menschengeschlechtes zu begreifen. Nur hat dies Gedicht seine eigenen Gesetze, seine für uns unübersehbaren Maßstäbe, und es fragt sich, wie gerade der Dichter einzelne herausgenommene Abschnitte der Geschichte in seine Poesie zu verarbeiten habe. Auch diese Abschnitte sind poetisch, schon durch ihre bloße Wahrheit. Diese aber zu finden, ist Sache des Geschichtsforschers, während der Dichter auf das Erfinden angewiesen bleibt. Mundt scheint viel Gewicht auf Das zu legen, was er bei seiner Arbeit als Geschichtsforscher gethan hat, ja er scheint sich dem großen Wagniß hingegeben zu haben, zu gleicher Zeit zu forschen und zu dichten. Die Aufgabe des Dichters, der einen historischen Stoff verbrauchen will, wird aber auch nicht gelöst, wenn Einer bedeutsame Geschichtsercheinungen mit historischer Angestrengtheit so zusammenstellt, daß mittels dazwischen geschobener Reflexionen die Idee eines weltgeschichtlichen Actes gefaßt und erkannt werde. Nein, die Geschichte wird nur Poesie durch Aneignung (Assimilation) und Wiedererzeugung in strenger und eigener Form von Seite des Poeten. Der Gedanke, sich eine neue Form zu schaffen, liegt einem hochstrebenden Manne sehr nah in einer Zeit, da die alten Formen verbraucht und entweiht genug aussehen. Dies ist besonders beim Roman der Fall. Allein, wie leicht geräth man, zumal in einer weniger productiven Zeit, auf Mischformen und bereichert durch solche der Poesie neue Gefahren, anstatt daß man dieselbe durch Reinigung und Ausbildung der rechten Form halten und heben könnte. Soll es aber einmal ein Roman sein, was man schreibt, so bleibt es ein Grundbedürfnis desselben, daß der Leser sich für das Bestreben und Schicksal eines Menschen im Kampfe mit seiner Zeit und für die zusammenhängende Entwicklung desselben aus seiner Zeit lebhaft interessiren müsse. Der Held ist die Einheit in der Mannichfaltigkeit der poetischen Composi-

tion. Je mehr alle Handlungen und Begebenheiten von ihm ausgehen und auf ihn zurückwirken, je entschiedener und lebhafter er den Leser an sich reißt und mit sich fortzieht, desto vollendeter wird das Kunstwerk in dieser Form. Sind es Weltinteressen, Nationalschicksale, die sich dem Helden dienstbar machen, ihn heben oder zermalmen, desto bedeutender wird das poetische Werk, das auch das Höchste, für welches seine Form zu eng scheint, wenigstens abspiegeln soll.

Mundt's welthistorischer Stoff war also nicht zu groß für die reine Form des Romans, nur ist sein Thomas Münzer kein Held in diesem Sinne. Daß Münzer bedeutend auf seine Zeit gewirkt, daß anerkannte Historiker seine Stellung zum deutschen Volke eine gewaltige nennen, ist eine Anerkennung, die aus der Geschichte in den Roman hineinfällt, nicht aus dem Gedicht herauswächst. Wir hören den begeisterten Sprecher über sich und seine Tendenz, den heftigen Polemiker gegen Luther; wir sehen den verjüngten Träumer, den schweisgamen Inquisiten; aber Alles nur dann und wann im Roman, hier und dort hinter Dem her, was eigentlich gethan wird. Seine Schriften und Predigten haben einen neuen Geist erweckt, aber hinter den Coulissen des Romans, wenn ich so sagen darf, und die Thatbestrebungen, die Ereignisse, die Kämpfe, die anschaulich vorgehen, liegen auf andern Schultern; das aufgeregte Herz des Lesers irrt in jedem Buche des Romans nach irgend einem Manne umher, an den es sich hängen, für den es hoffen und bangen möchte, bis endlich zuletzt der namhafte Held auch zugreift, aber in einer Gestalt, die das müd gewordene Interesse nicht mehr hinzureißen vermag.

Es fehlt dem Roman, wenn man so will, nicht an einer Einheit, allein es ist weniger eine durch des Helden Schicksal veranschaulichte poetische, als vielmehr eine durch Gegeneinanderstellung historischer Facten herbeigeführte dialektische, — keine organische Einheit, sondern eine galvanische, aus historischer Batterie geistreich zuckende. Gewöhnlich wird eine einfache Situation eingeleitet, meist zufällig, ohne aus einer frühern nothwendig hervorzugehen, und die Personen sprechen sich dann aus, oder erzählen Geschichte. Keine Person, die nicht wenigstens eine Rede hielt; selbst der zwölfjährige Friedl ist in so aufgeregten Tagen schon ein artiger Sprecher. „Seit wir

den Mäurer hier haben", läßt der Autor selbst (Bd. 2, S. 246) Jemand scherzen, „braucht Jeder nur zu seinem Nachbar Lipp zu sagen, und parbaui fährt der Geist in ihn hinein und wieder heraus.“ Diese Reden sind die *Räthenspiel*, auf denen die Gestalt des Romans beruht und aus denen die Bewegungsnerven hervorgehen; sie sind der Strom, der statt des Heldenschicksals, in verschiedener Brechung, durch fruchtbare Ebenen und zwischen himmelhohen Geschichtsmassen hindurchzieht.

So viel über die Composition des Ganzen, zu dessen Verfolgung ins Einzelne hier der Raum fehlt.

Könnten wir aber einer so ernst genommenen und hochgefaßten Aufgabe nur durch strenge Betrachtung gerecht werden, so dürfen wir nun in Ansehung des Einzelnen auch unsere Freude laut werden lassen. Hier wird sich nun ein sinnreicher, gebildeter Leser an den edeln Tendenzen und geistvollen Combinationen des Autors erheben fühlen. Auch den erwähnten Reben, so sehr sie sich drängen und an solche Dichter erinnern, die bei noch nicht vollendeter Meisterschaft ihre Dramen auf Monologen fortwälzen, muß man doch zugestehen, daß sie, bis auf wenige — berlinerblau durchschlagende — Stellen die Färbung der Zeit tragen und dem Charakter der Sprechenden sowie dem lecken Humor des Volks gemäß sind. Hier sammeln wir die Früchte der Mundt'schen Studien. Wenn der Dichter eine Art Epopöe des deutschen Volksgeistes im Sinn hatte, so hören wir wenigstens diesen Geist in den ausgesprochenen Ansichten und Gesinnungen der vielfach bewegten Personen und Volksmassen; die Luft jener Zeit umgibt uns.

Entschieden Lob, lebhaft Theilnahme nehmen dann auch die Charaktere des Romans in Anspruch, und zwar in ihrer Mannichfaltigkeit an sich sowol als in ihrer Gegenseinanderstellung. Welche Abstufungen vom weisen ehrwürdigen Kaiser Max bis herab zur schwarzen Hofmännin, die mit dem Blute des gemordeten Grafen Helfenstein ihre Schuhe bestreicht! Ja, es ist unserm Autor durch Studium der Zeit aus den Quellen gelungen, die correcte Zeichnung seiner Charaktere sogar auch sprachlich durch das echte Colorit jener Tage zu heben.

Eine so reiche Zeit, wie jene der Reformation und des Bauernkriegs, bestimmt und begünstigt die dichterische Erfindung; daher wir denn auch gar warmen und ergreifenden Situationen im Roman begegnen. Wie spannend und erschütternd, aber auch wie wahr und individuell ist z. B. das Ereigniß an der Kapelle zu Ralkerbach, wo der Parteigeist so lebendig ausbricht! Der fromme Klausner, der das Muttergottesbild mit dessen Schätzen hütet und die frommen Pilger bewirthet, steht mit Ergebung der Kotte aus Affect entgegen, die aus Mäurer'scher Aufregung die Kapelle zerstören will. Entrüstet, weist er noch den im Pilgerkleide verkappten Juden zurück, der ihm schnell die Schätze der Kapelle abzulassen sucht. Die Kotte stürmt herbei, zerstört die Kapelle und im Brande lobert auch der in seinem Eifer verkürrte Klausner mit auf, wornach der falsche Pilger die Heiligthümer von der habgierigen Menge festsch. In anderer Weise anziehend ist

Luther's Stilleben in Wittenberg, wo er am Osterfestmorgen im Hausgärtchen pflanzt und, im Begriff, wider Mäurer's Aufruf auszuziehen, bei einem Frühstück im Garten vor dem Thore Abschied von den Freunden nimmt — mit einer Ummarmung von Melanchthon und Lukas Branaß und mit einem stillwerdenden Kuß auf die Stirne von Katharina von Bora.

Sollte zum Schluß noch dies neueste Werk Theodor Mundt's mit einem Rückblick auf seine frühere schriftstellerische Entwicklung betrachtet werden: so wird ein prüfender Freund die alten, schon früher beständigsten Elemente der Mundt'schen Individualität, nur freilich auf einer höhern Stufe entfaltet, wiederfinden — den liebgekommenen Autor nicht umgewandelt, aber gesteigert. Es zeigt sich auch hier noch das frühere Vorherrschen der Idee über ihre Gestaltung, die Uebermacht des reflectirenden Geistes über die poetische Erfindung. Nur die edeln Tendenzen, die gewöhnlich den Verf. bewegen, haben an den großen Erinnerungen unserer Nation einen würdigen Stoff gefunden, als sich dem Freunde sonst wol an den Stoffen moderner und socialer Conflicte darbieten. Die Meisterschaft, die Mundt früher in literarischer Charakteristik gezeigt hat, bewährt sich in diesem Roman an weltgeschichtlichen und poetischen Charakteren noch mannichfacher und kräftiger. Die Composition des Ganzen aber erinnert an den vorhinigen Weltfahrer, der dort gegenwärtige Völkerverhältnisse geistreich faßte, hier aber einen großen geschichtlichen Stoff gruppiert und den Geist eines abgestorbenen großen Jahrhunderts beschwört, sich einer Generation zu enthüllen und zu erklären, die eben von ähnlichen Ängsten und Mißverständnissen, von ähnlichen Fragen und Forderungen bewegt ist.

Fulda, Christfest.

H. Koenig.

Die „Poésies sociales des ouvriers“ des Herrn Dinde Rodrigues.

Ein gewisser Cuvillier Fleury, dessen Namen wir bis dahin gelesen zu haben uns nicht erinnern, beurtheilt vor kurzem in dem „Journal des débats“ die „Poésies sociales des ouvriers, réunies et publiées par Dinde Rodrigues“ und spricht dabei Ansichten aus, welche beherzigenswerth sind oder wenigstens zum Nachdenken über diesen Gegenstand auffodern. Das Buch, welches er hier besprechen wollte, sagt er, sei zwar bereits sechs Monate alt; aber der neulich erfolgte Selbstmord eines Ouvrier, welcher einige Tage lang den Journalen als Hauptstoff gedient habe, veranlasse ihn, auf die „Poésies sociales des ouvriers“ zurückzukommen. Aus Grundfaß, fährt er fort, kann man zwar Niemanden vom literarischen Betriebe ausschließen; die Literatur steht Jedem offen, sie fordert kein Abseugniss, denn sie selbst ist es, welche abt. Die hochgeborenen Herren, welche eine wahrhaft literarische Berühmtheit erlangt haben, kann man zählen, während die großen Schriftsteller meist Emporkömmlinge sind. Das Genie macht sich immer und überall Raum. Der Zustand unserer Gesellschaft ist nun der Art, daß er auf der heidnischen Anbetung der Intelligenz beruht, daß selbst der Mangel an Gedächtnis und Ehrlichkeit verzeihen wird, wenn und wo sich nur Geist, Begeisterung und eleganter Styl bilden läßt, daß er mithin sehr geeignet erscheint, die Geburt und Reife des Genies zu befördern. Das Geld ist freigegeben, jeder Schlagbaum ist umgestürzt, die Kennbahn ist ohne Hindernisse, der Horizont ohne Grenzen. Woher

Kommt es denn nun, daß wir auf dem literarischen Gebiete so viel Produktionen haben und so wenig erstklassige Werke, so viel Lärmen und so wenig Wirkung, so viel Glitter und so wenig echten Glanz, so viel Parade und so wenig Handlung, so viel verdorbene Talente und so wenig wahre Genies? Doch auf diese unerwartete Frage, führt er fort, wolle er sich hier nicht einlassen, sondern nur bemerken, daß Manche, die nutzlos auf dem literarischen Gebiete sich abquälten, vielleicht weit größere Anlage zu tüchtigen Ingenieuren, Handelsleuten, Arbeitern u. s. w. als zu Schriftstellern hätten. Man könne aus vielen Schriftstellern eher Handwerker, als aus Handwerkern Schriftsteller machen. Aber man wolle einmal glängen; man würde am liebsten Minister sein, da dies aber nicht so leicht angehe, so griffe man zur Feder. Einmal auf diesem schläfrigen Wege, halte man es nicht für ehrenvoll, wieder umzukehren; es sei leicht, diesen Weg zu betreten, aber ihn zu seinem und Anderer Nutzen glücklich zurückzulegen, das habe seine große Schwierigkeit. Dazu stehe das böse Beispiel an und verbärge gute Mitten. Erad, Bergweisung, Selbstmord wären zuletzt das traurige Ende des Jammerlebens; und so habe der Selbstmörder Boyer gelebt, so sei er untergegangen, indem er noch seinen Blick über sein Land und sein Jahrhundert ausgesprochen und gerufen habe: Die, welche ihre Gleichgesinnten lieben, müssen enben wie ich! Zu dieser Zeit der allgemeinen unbefriedigten Anregung sei ein Mensch wie Dlinde Rodrigues ein wahres Unglück. Dieser wolle die Duvriers nicht bloß zu Schriftstellern und hommes de lettres machen, nein, er stecke ihnen ein höheres Ziel, er wolle sie in Apostel, in politische Prediger, in sociale Umwälzer verwandeln. Was heiße eine sociale Poesie? eine Poesie der Duvriers? Es gäbe nur eine Poesie und das sei die der Poeten. Ebenso gut, wie Dlinde Rodrigues eine Poesie der Kupferstecher, der Weißgerber, der Rothfeger geschaffen habe, könne es auch eine Poesie der Notare, der Intendanten, der Richter u. s. w. geben. „Es ist“, sagt er später, „allerdings noch viel für die Verbesserung des Arbeiterstandes zu thun; aber es handelt sich hier nicht um eine sociale Emancipation, wie man es heutzutage nennt, sondern nur um eine bessere äußere Lage; man soll nicht den Bestand der Arbeiter erschüttern und sanathisieren, man soll auf ihr Herz wirken; auch erleuchten soll man sie, aber nicht in Brand setzen; man soll Alles für sie thun, aber sie nur warnen und hindern, Phantomen und eiteln Hirngespinnsten nachzujagen. Aber dazu ermahnt sie Rodrigues, wenn er sagt: „Die Erscheinung der socialen Poesie ist der mächtigste Beweis für den Fortschritt, welchen die Ideen seit einigen Jahren gemacht haben; die Poesie ist, durch den unwiderstehlichen Reiz ihrer Sprache, bewundernswürdig geeignet, eine Annäherung unter allen Classen zu bewirken.“ Dieser Ausspruch, meint Cavillier-Gleury, sei ganz gut, und nichts müsse mehr gewünscht werden, als eben jene Annäherung; wenn man aber die Fieber dieser Duvriers lese, welche Herr Dlinde Rodrigues hier unter einer Kappe vereinigt habe, so werde man allerdings viele Poesien finden, welche, wie dies auch in der Tendenz des Herausgebers liege, Ordnung und Frieden predigten, aber die seien gerade die talentlosesten und mittelmäßigsten, im Style des Madrigal oder in einem sehr langweiligen psalmobischen Tone gearbeitet. Bei welchem Schüler des Herrn Rodrigues sich aber eine lebhaftere Phantasie, eine kräftigere Intelligenz und einiges literarische und poetische Talent zeige, da gehe es auf dem Wege des crassesten Radicalismus, des wüthendsten Hasses gegen die menschliche Gesellschaft, da werde die Poesie nicht zum Bande, um die verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft zu vereinigen, sondern zum Schwerte, um die noch bestehenden Wunden vollends zu lösen. Auf's Gerathewohl greift nun der Beurtheiler ein Gedicht von Herrn Ponty heraus, der von Gervaise nichts Höheres ist als ein „ouvrier en vidanges“, wie diese Leute in Frankreich heißen. Ponty gehört zu den verwegenen Versificatoren der Rodrigues'schen Akademie, der mit der wildesten Energie den Satz der

Plöbeier und die Hoffnungen der Radicalen in seine Kräfte. Das Gedicht, das dem Beurtheiler in die Hände fällt, heißt „Les truands“. Nachdem er das Unglück der Landstreicher in excentrischen Ausdrücken der Gesellschaft in die Schuhe geschoben hat, kommt der Poet auf den Selbstmord zu sprechen. Da heißt es denn:

Je raille, diras-tu, quand ce mot: Suicide!!!
 Millema ma pensée. Oui! de repos avide,
 J'envie, ami, ceux qui farent si forts.
 Ils sont tous délivrés, eux, dont le grand exemple
 Deurait être admiré — — — — —
 Que vous êtes heureux! Esclaves affranchis,
 Vous n'entendez plus, sur vos têtes,
 Des sarcasmes poignans les horribles tempêtes
 Que lancent sur la nôtre un casalm trop affreux
 De tyrans aussi vils que bêtes! etc.

In Deutschland haben sich unter den Handwerkern, wenigstens in früheren Zeiten, besonders die Schuster auf dem poetischen und philosophischen Gebiete hervorgethan: der mystisch tiefe Jakob Böhme, der gemüthliche Fastnachtsschäfer Hans Sachs. Auch hier begegnen wir einem Schuhmacher, einem gewissen Savintin Lapointe, welcher gewissermaßen der talentvollste, der König unter dieser neuen Sorte von Troubadours zu nennen ist. Natürlich findet man bei ihm nicht die tiefste Gemüthlichkeit der deutschen Schuster, welche sich auf Poesie und Philosophie verlegt haben. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth und man muß billig darüber erkennen, welche Kraft des Gedankens, welche Gewandtheit des Ausdrucks, welche Stärke der Empfindung vielen dieser Duvriers zu Gebote steht, während der deutsche Handwerker, trotz der gerühmten deutschen Volksbildung, so selten nur seine Auitungen in ein richtiges Deutsch zu bringen weiß und, wenn er zu schreiben gezwungen ist, meist das abernackte Zeug zu Tage fördert; obgleich sich immer noch fragen läßt, ob wir die bornirte Philistrität der deutschen Handwerker und Arbeiter oder die Wuth und das sprühende sociale und linguistische Wüthen der an Intelligenz weit höher stehenden französischen Artisans und Duvriers vorziehen sollen. Doch kehren wir zu dem Schuster Savintin Lapointe zurück. Er behandelt den Kindermord in Versen; vor einer Frage, welche zu allen Zeiten die gelehrtesten Rechtsbesessenen und gründlichsten Moralisten beschäftigte, spricht dieser pariser Schuster nicht zurück. Ein schönes Mädchen aus dem Volk wird natürlich von einem reichen Faut verführt. Sie tötet ihr Kind:

Dieu l'avait faite belle et saintement candide;
 Mais la société l'a faite — infanticide!!

Abermals die Gesellschaft! Man möchte eigentlich diese bestrafen, nicht die Mutter, die ihre Hand in das Blut ihres eigenen Kindes getaucht hat, wenn wir den Grundfäden des gelehrtten und liebevollen Schuhmachers folgen wollten. Dieser Wüthen ruft endlich aus:

Ténébreux avocats, pitoyables légistes,
 Des rubriques du peuple ardents économistes;

Sachez - le bien, vous saus; par-dessus toute chose,
 Pour châtier un fait, il faut chercher la cause;
 Or, l'avez vous trouvée? Avez-vous remonté
 Jusques aux semités de la société?
 Avez vous ramus leurs splendides eloques? etc.
 C'est là qu'il faut trainer le sanglant tonnerreau,
 Y brandir haut la hache et jeter le bourreau!

„Die Duvriers“, sagt Cavillier-Gleury, „verführen gewiß mehr Mädchen als die Mäthen — — Nein! der Kindermord gehört einer Classe nicht mehr an als einer andern. Er ist das Verbrechen einiger Unglücklichen, welche das Gesetz zu Grunde gerichtet, das Elend verbrüht, die Schande ihres geleitet hat. Die Gerechtigkeit muß ihn unterdrücken, die Gerechtigkeit, welche nicht muthwillig mordet, wie Savintin Lapointe ihr vor-

wieft, sondern bekräftigt. Ein seltsamer Socialist, dieser Herr Savolante Sapointe! Er beklagt sich über die Verderbtheit der Gesellschaft und fängt damit an, die Justiz in ihren drei wesentlichen Personifikationen als Ankläger, Verteidiger und Richter zu reformiren; er läßt nichts als den Henker! Wohl, der Henker reicht in der That hin, wenn es keine Gerechtigkeit mehr gibt! Voltaire antwortete einem Verächtemacher, welcher ihm Verse geschickt und um sein Urtheil befragt hatte, mit diesen drei Worten, womit er vier Bogen Papier vollschrieb: *Faites des perruques!* Ich schließe in minder strengem Tone. Macht Verse! spreche ich zu den gewiß sehr schätzbaren und empfehlenswerthen Klienten des Herrn Diande Rodrigues. Es ist ein artiger Zeitvertreib und besser als der Besuch der Kneipe. Macht Verse, wenn ihr dazu Lust und überdies Zeit habt; macht Verse, wenn es euch amüset; aber veröffentliche sie nicht!"

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Vor kurzem wollte ein Mann Namens Allen von Chippewa aus über den Niagarafluß gerade oberhalb des großen Falles mit einem kleinen Rauchen segeln. Allein während er mitten im Flusse war, brach eins seiner Ruder und der Strom riß ihn nun, da er unsäglich war, sein Fahrzeug zu lenken, unaufhaltsam mit sich fort. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher höchst lebensgefährlichen Lage er sich befand. Schon war er dem Falle ganz nahe, da versuchte er seinen Rauchen durch eine kühne Wendung in die Nähe der letzten kleinen Insel zu bringen. Es gelang dies, das Fahrzeug zerstückelte an derselben und die Krümmer trieben sogleich den Fall hinab; er selbst aber war glücklich genug, aus dem Wasser ans Ufer zu kommen. Das Inselchen, worauf er sich befand, war wol noch nie von einem menschlichen Wesen betreten worden; denn kein noch so kühner Abenteurer würde es gewagt haben, sich dem ungeheuern Abgrunde so sehr zu nahen. Es war schwer, den Bewohnern der Nachbarschaft bemerktlich zu machen, daß hier ein Mensch sich befände, der ihre Hülfe in Anspruch nähme. Nachdem indeß Allen sein Feuerzeug trocken gemacht hatte, zündete er damit Strauchwerk an und es glückte ihm, sich durch dieses Feuer bemerktlich zu machen. Einige der beherztsten Einwohner der Gegend trafen nun sogleich Anstalten zu seiner Rettung; allein es verging eine geraume Zeit, ehe es ihnen gelang von der nächsten Insel, die nur selten besucht wird, einen Strick nach seinem Zufluchtsorte hinüberzuschleudern. Als dies ausgeführt war, wurde es leichter, einen Kahn hinüberzuschaffen, in welchem der Abenteurer wider Willen unter großem Jubel vieler Anwesenden aus seiner gefährlichen Lage errettet wurde.

Es werden gegenwärtig — meldet die „*Alle und Neue Welt*“, eine deutsche Zeitung in Philadelphia — zahlreiche Unterschriften zu Petitionen im Staate Pennsylvanien gesammelt, worin der zeitige Gouverneur Porter angegangen wird, die Vollziehung der Todesstrafe an allen Verurtheilten bis zur nächsten Session der Legislatur aufzuschieben, indem man den Versuch zu machen beabsichtigt, letztere zu veranlassen, diese Strafe in allen Fällen aufzuheben. „Dies ist ein das Volk von Pennsylvanien ehrendes Unternehmen“ — setzt gedachte deutsche Zeitung hinzu — „und wir hoffen, daß alle unsere Leser die Blattschrift mit ihrer Unterschrift verstärken werden.“

Auch in der Gesetzgebung des Staates Newyork ist ein Bericht von Seiten des Comité für Rechtsangelegenheiten erlattet worden, worin auf Abschaffung der Todesstrafe angetragen und vorgeschlagen wird, statt derselben Gefängnißstrafe auf Lebenszeit, verbunden mit Einsamkeit und anhaltender Ar-

beit, eintreten zu lassen. Gleichfalls wird von gedachtem Comité beantragt, dem Chef der ausführenden Macht, dem Gouverneur das Begnadigungsrecht bei Verbrechen des Hochverraths, des Mordes und der Mordbrennerei zu entziehen und zugleich festzusetzen, daß in Betreff dieser Arten von Verbrechen kein Geseß gegeben werden soll, wodurch in den nächsten 20 Jahren die Strafe eines wegen derselben Verurtheilten gemildert oder abgekürzt wird, und selbst nach Verlauf dieser 20 Jahre zwei Dritttheile von beiden Häusern der Gesetzgebung erforderlich sein sollen, um die Erlassung oder Milde rung der Strafe bei solchen Verbrechen zu beschließen.

13.

Literarische Anzeige.

**Allgemeine Encyclopädie
der Wissenschaften und Künste,**
in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
bearbeitet, und herausgegeben von
J. G. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber.
35ter Theil.

Zweite Section (H—N). Herausg. von A. G. Hoffmann.
19ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. F. E. Meier
und E. F. Kämig. 15ter Theil.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil in der Ausgabe auf Druck. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Bestellp. 5 Thlr.

Bei dem Kaufe des ganzen Werkes, oder einer bedeutenden Anzahl einzelner älterer Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Die nachstehende Übersicht nennt einige der bedeutendsten Artikel, die in den obigen im vorigen Jahre erschienenen drei Theilen enthalten sind:

Aus der ersten Section: Enthebungskunst von *Hohl*; Ente von *Merrem*; Enthauptung und Entschädigung von *Buddeus*; Entomologie von *Burmeister*; Entzündung von *Rosenbaum*; Epaminondas von *Fräncke*; Epiron von *Stramberg*; Epicharmos von *Bernhardy*; Epicycloide von *Schacke*; Epidemie von *Rosenbaum*; Epiktetos und Epikuros von *Steinhart*.

Aus der zweiten Section: Inspiration von *Grimm*; Instanz von *Emminghaus*; Instinct von *Heusinger*; Institut, Instrumentalmusik und Instruments von *Pink*; Integralrechnung von *Gartz*; Intermittierende Krankheiten von *Haaser*; Interpres von *Theile* und *Vogel*; Interpunktion von *Matthias* und *Hoffmann*; Intervention von *Scheldler*.

Aus der dritten Section: Peiraeus von *Krause*; Peisandros und Peisistratos von *Fater*; Pelagius von *Wachter*, Retberg und *Daniel*; Pelasger von *Krause*; Pelous von *Kraher*; Pellicanus von *Escher*; Peloponnesischer Krieg von *Plathe*; Pelzhandel von *Flügel*; Penates von *Kraher*; Pendel von *Kämig*; Pendschab von *Lassen*.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 37.

6. Februar 1842.

Die bedingte Pressfreiheit; historisch-kritisch entwickelt und beleuchtet von Theodor Heinsius. Berlin, Dunder und Humblot. 1841. 8. 15 Ngr.

So resignirt der Verf. der vorliegenden Schrift sich auspricht, hat er sich doch bei derselben wenigstens ein Kleines mehr gedacht als: hilft's nicht, so schadet's nicht. Allein das Urtheil über sein Büchlein muß eher lauten: hilft nicht und schadet nicht! Nur muß man gerade sehr bei Laune sein, den Stab sanft zu führen: sonst erscheint das also ausgesprochene Urtheil zu milde. Wer eine endlose ermüdend weggesponnene Discussion fortspinnt, ohne etwas beizutragen, daß sie zur Entscheidung gebracht wird, verwirrt, langweilt, schläfert das Interesse an der Erörterung und ihrem Gegenstande ein und schadet somit allerdings, ob er dem letztern auch noch so viel Günst, Studium und Beßissenheit zuwendet; und daran darf man freilich nicht denken, wenn man Productionen wie die vorliegende sammt ihrem Verf. passieren lassen will, ohne den Stab des kritischen Beße in Bewegung zu setzen.

Die Gründe, Vorurtheile, wirklichen oder vermeinten Zustände und Gefahren sind nicht mehr, die das Motiv warin, seit 1819 diejenigen Maßregeln in Beziehung auf die Presse anzuordnen, die den Zustand derselben in den letzten Jahrzehnden begründeten und sich allerlegt überlebten. Der Versuch, wie er die Jahre daher geübt worden, durch die Censur die Übel und Gefahren, die man von der Pressfreiheit mit oder ohne Grund fürchtete, abzuwenden, ohne durch sie noch viel größern Schaden anzurichten, viel größere Nachtheile herbeizuführen, ohne die bei unsern äußern Verhältnissen, unserer Culturstufe und unsern geistigen, sittlichen, politischen und wissenschaftlichen wahren Bedürfnissen statthafte, ungesährliche, wohlthätige und notwendige Freiheit zu schädigen — der Versuch, den Censurzwang zu handhaben, ohne nachtheiligen und ungerechten Druck, ohne Verkümmern des Lebens, der Wissenschaft, des Fortschritts in beiden, den man zu wollen doch nie gelangt, ohne Beeinträchtigung der Volkrechte und Ansprüche, die man doch stets anerkennt, ohne Anmaßung einer despotischen, drückenden und Kleinlichen Herrschaft über die Gedanken und die Rede, deren Beabsichtigung doch stets feierlich in Abrede gestellt worden ist: — dieser Versuch ist entschieden und klärllich mißlungen. Der bestehende Zustand der Presse ist haltlos,

unleidllich: darin stimmen sämmtliche Betheiligte überein. Die Häupter ließen mehr oder weniger Censurmaßregelungen eintreten, bereiteten Änderungen in der Pressgesetzgebung vor, sagten dergleichen bestimmt zu oder erregten doch indirect die Erwartung von Druckerleichterungen. Aus der Nation wurde von allen Seiten und in allen Formen die Einlenkung in andere Wege beantragt, Einzelne und Corporationen, Schriftsteller und Kammern, Reichs- oder Land- wie Provinzialstände sprachen sich für Befreiung der Presse aus. Nicht eine einzige tüchtige Stimme von gutem Klange wagte es seit langer Zeit, die Censur zu vertheidigen, wie sie bislang geübt worden. Die Erfahrung zeugt laut wider den Zwang und die Doctrin hat ihn in der Idee überwunden: die weltordnende Wissenschaft, die Philosophie — die begünstigte, herrschende Philosophie — stellt den Satz als gewonnene Wahrheit voran, daß die Ausbildung des Staats zur constitutionellen Monarchie mit allgemeiner Repräsentation, Pressfreiheit und Verfassungsurkunde das Werk der neuern Zeit sei, in welcher die unendliche Idee die unendliche Form gewonnen. So sagt denn auch und führt Hr. Heinsius mit schlagenden Gründen aus:

In der That muß man es zugeben, daß die Censur, wie sie bis jetzt gehandhabt worden, ein unzureichendes, willkürliches und für die Wahrheit gefährliches Vorbeugungsmittel ist. Und an einer andern Stelle:

So hätten wir gesehen, wie in den ausgezeichnetsten Denkern und Staatsbürgern Deutschlands gleich stark mit dem Streben nach Freiheit der Presse das Verlangen einer gesetzlichen Sicherheit gegen den Mißbrauch sich ausspricht. Beides miteinander zu verbinden, ist daher als Nationalwunsch eines Volkes zu betrachten, das als Volk, von Ueberreizung und Schwärmeret entfernt, nur in den Schranken der bürgerlichen wie der moralischen Gesetzmäßigkeit sich frei zu bewegen begehrt.

Ist nun aber das Verlangen nach Freiheit der Presse — denn daß die Mißbräuche der letztern gesetzliche Abwendung finden müssen, versteht sich von selbst — als Nationalwunsch zu betrachten, so handelt es sich auch nur noch darum, wie die zur Herrschaft gelangte Idee in das Leben einzuführen, die allgemein begehnte Freiheit bei den vorhandenen und theilweis entgegenstehenden Verhältnissen gesetzlich herzustellen sei. Höchstens könnte dabei noch die Frage entstehen oder gestellt werden, ob und wie der Versuch, die Freiheit der Presse zu begründen und zugleich

die Censur beizubehalten, anders angegriffen, vielleicht gelingen könne oder nicht, oder aber, ob man, um zum Zwecke zu gelangen, genöthigt sei, die Censur geradezu aufzugeben?

Das ist der dermalige Stand der Pressfrage, und den Hr. Heinsius liegen läßt, wie er liegt. Was sein Büchlein über den Begriff der Pressfreiheit und Geschichte des Presszwangs, wider die Gründe der Pressbeschränkung u. s. w. beibringt, ist in hundert andern Büchern ausführlicher und ebenso gut, wo nicht besser zu lesen; ist vollkommen wahr, aber auch zu den abgemachten Dingen zu zählen; wird von Niemand, dessen Wort oder Name auf Geltung nur irgend Anspruch hat, in Abrede gestellt. Wo aber die Dunkelheiten anfangen, da klärt sein Büchlein nichts auf; wo die Schwierigkeiten anheben, da löst es keine; wo ihm die eigentlichen Fraggunkte in den Weg treten, bringt es nichts zur Entscheidung, oder bringt doch nur ganz unbrauchbare Vorschläge; versandet schließlich in einer Rath- und Muthlosigkeit, die nicht einmal das gewonnene Resultat festzuhalten vermag, ja nicht einmal es auszusprechen wagt; hilft — ungenügend und dürftig wie es ist — jedenfalls nichts. Es würde daher nach Gebühre von der Kritik unbeachtet gelassen und übergangen sein, wenn es nicht Veranlassung böte, gewisse, leider nicht überflüssige Bemerkungen an sein Dasein und seinen Inhalt zu knüpfen, auf welche jenes und dieser hinführen.

Er habe, sagt der Verf. im Vorwort, in seiner Schrift von keinem Staat etwas gebeten, von keinem etwas gefordert; weder zu jenem, noch weniger zu diesem glaube er sich berechtigt. Sein Zweck sei, ohne alles persönliche Interesse, ein rein wissenschaftlicher, an den sich nur Wunsch und Hoffnung knüpfe, daß die historische Entwicklung und kritische Beleuchtung eines wichtigen Gegenstandes die Überzeugung in recht vielen Gemüthern bewirken möchte, daß die Pressfreiheit nicht, wie blinde Thorheit fodere, eine absolute sein könne, daß sie aber, wie die steigende Wissenschaft und Volkscultur nothwendig mache, eine freiere, durch Gesetze vor dem Mißbrauch geschützte, im rechten Gebrauch ungehinderte werden könne. Wann und wie dies in Deutschland zum Heil der Regierungen und der Völker zu bewirken sei, überlasse er ruhig der Weisheit und Gerechtigkeit Derer, die der Himmel eingesetzt habe, die Menschenwelt zu leiten und zu beglücken. Hart an dem Ziele der irdischen Laufbahn, auf welcher er als Lehrer und Schriftsteller 46 Jahre gelebt und gewirkt, sich gefreut und betrübt habe, sehe er das Land seiner Wünsche nur von fern, ergöße sich aber an dem lachenden Bilde, das seine Phantasie in glücklicher Stunde ihm noch vormale. Seine Nachkommen, so hoffe er, würden es über kurz oder lang in der Wirklichkeit schauen und dankbar die reifen Früchte desselben genießen.

Wo er die „Nothwendigkeit einer bedingten Pressfreiheit“ abhandelt, verlausulirt er sich abermals, daß er sich nur für eine bedingte Pressfreiheit erklären dürfe und wolle, als welcher auch allein die constitutionellen Staaten in Europa das Wort geredet. Das Verlangen nach

Pressfreiheit sei jetzt zwar in der Schriftsteller- und Buchhändlerwelt stark und allgemein; aber auch die liberalsten Köpfe, die für ihre Person eine unbedingte Freiheit wünschen möchten, weil sie besonnen und gerecht nie einen Mißbrauch davon machen würden, hätten sich vollständig überzeugt, daß eine absolute Freiheit, wie überhaupt in der Menschenwelt, auch im Gebrauch der Presse ein Uandig sei. In einem andern Capitel führt er zum Beweise, daß auch sein Vaterland Preußen den Werth der Pressfreiheit aus dem richtigen Gesichtspunkte aufgefaßt habe, aus der bekannten Cabinetsordre vom 4. Febr. 1804 die Worte an:

Wollte man eine gewisse und schädliche Art der Offenlichkeit ganz verweigern, so würde kein Mittel übrig bleiben, die Nachlässigkeit oder Treulosigkeit öffentlich angelegter Staatsdiener zu entdecken. Hingegen bleibt diese Offenlichkeit das sicherste Mittel, sowohl für die Regierung selbst als für das Publikum, gegen die Sorglosigkeit oder die unlautern Absichten der Behörden, und sie verdient daher befördert und in Schutz genommen zu werden.

Hier wäre nun der Ort gewesen, statt bekannte Allgemeinheiten und Gemeinplätze für die Pressfreiheit und wider die Censur zu wiederholen, eine Seite der Sache zu beleuchten, die noch viel zu wenig in Betrachtung gezogen ist und deren Beleuchtung daher zum wenigsten der Mühe weit mehr werth war, als eine abermalige Erörterung von Punkten, die bereits hundert und wieder hundert Mal erörtert sind: es wäre hier der Ort gewesen, einmal die Macht ins Auge zu fassen, zu welcher gerade in Preußen die Beamtenerschaft geworden ist, eine Macht, die nach der einen Seite zwar gegen Regierungswillkür, gegen Ausartung des Absolutismus in eine despotische Herrschaft schützt und so eine der Bürgschaften bürgerlicher Freiheit in der preussischen Monarchie bildet, je nach Umständen aber auch die Regierungsgewalt übermäßig zu verstärken, für die Freiheit wie für die Monarchie gefährlich oder doch bedenklich zu werden geeignet ist. Und weiter würde dann die Frage zu ventiliren gewesen sein, ob und wiefern nicht gerade im preussischen Staate neben der Macht, zu welcher sich seine Beamtenhierarchie gestaltet, die Pressfreiheit wünschenswerth und nothwendig, vielleicht noch nothwendiger als in constitutionellen Ländern sei? Allein Hr. Heinsius übergeht diese praktische Frage; er bemerkt, daß die Verwirklichung des Principes der angezogenen Cabinetsordre jetzt um so mehr zu erwarten sei, da sich mit höherer Reife des Volks die günstigsten Zeitumstände verbanden, der Charakter der Deutschen, die eine Erweiterung ihrer bürgerlichen Freiheit nie gemißbraucht, hinreichende Bürgschaft leiste u. s. w. und leitet diese Bemerkung ein, indem er sagt:

Wir sind nicht ermächtigt zu untersuchen, was den vortrefflichen Grundsatz in seiner vollen Anwendung gehindert hat, wol aber steht es uns zu, den Grundsatz selbst als eine der weisesten Regierungsmaximen unsers Staats dankbar anzuerkennen und die Zeit herbeizuwünschen, in der er kräftig lebend in die Praxis eingehen möge.

Was ist das nun für ein Stachelschwein, mit spizen Fingern Anfassen, auf Eiern und um den Drei herumgehen, man möchte sagen Demütheln, Bücken und Ducken

bei einem Manne, der 46 Jahre als Lehrer und Schriftsteller gewirkt, abermals als Schriftsteller auftritt und sich eines thätigen, redlichen, verdienten Wirkens bewußt scheint! Man möchte zugleich lachen und weinen bei solcher rührenden Hyperresignation, der schüchternen augeniedererschlagenden Niedrigkeit, womit deutsche Männer und Gelehrte vor die Gebildeten und Regierenden ihrer Nation hintreten, um denselben die Ergebnisse ihrer Forschungen über Gegenstände des wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens vorzulegen, ihnen Wahrheit zu reden. Furchtsames Zurücktretten, lakainenhaftes Scherwenzeln, selbstbewegwerfende Notmäßigkeit ist nur noch zu häufig bei uns; polterndes, vorlautes, trotziges Wesen findet sich bisweilen; aber nur gar zu selten ist fortwährend die rechte männliche Haltung, so viel auch davon die Rede ist, daß wir jetzt drauf und dran wären, Männer zu werden und eine Nation. Hr. Heinsius erklärt sich immerhin stark genug für die Pressefreiheit und wünscht sie gar innig und sehnlich, hält sich aber keineswegs berechtigt, von einem Staate etwas zu — bitten. Er schilbert die Censur als unselig, die Pressefreiheit als wünschenswerth, hochnothig, das Verlangen darnach als allgemein, gerecht und billig; aber zu kühn dünkt es ihm, auch nur darum zu bitten. Sorglich verwahrt er sich vor dem schrecklichen Verdacht, ein „persönliches Interesse“ an der Sache zu haben. Hat er aber nicht offenbar ein solches als Schriftsteller? Treffen ihn die Censurleiden der Autoren nicht auch? Spricht er doch selbst von dem Verlegenden, das für Ehrlebende und Wackere in der Censur liege! Ist es ein Verbrechen, ein persönliches Interesse an der Freiheit zu haben? Wie unfreimüthig und unmannlich, solch Interesse zu verleugnen, statt offen und ehrlich dazu sich zu bekennen, mit dem Wunsche, der eigenen Betheiligung, dem Rechtsansprüche, dem Streben hervortreten, zur Wirklichkeit zu bringen, was der Überzeugung nach sein sollte, aber noch nicht ist. Der Grundsatz der Öffentlichkeit ist seit 1804 in seinem Vaterlande ausgesprochen, er muß es wissen, obwol er es, auffallend genug, nicht erwähnt, daß die Bundesacte, und unter welchen Umständen sie die Freiheit verließ: er ist aber schon zufrieden, daß besagter Grundsatz ausgesprochen, obwol nicht realisiert ist, daß er selbst wie Moses das Land seiner Wünsche von fern sieht; er bittet und fodert — denn indirect bittet oder fodert er am Ende doch — das Heilsame und Nöthige mit jener zuwartenden Beugnugsamkeit, welche ziemlich sicher darauf rechnen kann nichts zu erhalten, weil sie zum Verweigern einladet oder doch das Veront-halten sehr leicht und bequem macht. Die Zeitungen meldeten jüngst vom Einzuge des Königs in Breslau, wie sich nach Privatnachrichten, „die von der Herablassung und Güte des Herrscherpaars redeten“, im Volksjubel auch „mancherlei Zeichen“ kund gegeben, welche „Hoffnungen auf fortgesetzte Entwicklung zur staatsbürgerlichen Freiheit“ ausgedrückt. So habe das Wörtchergewerk beim Zuge ein Faß mit der Inschrift geführt: „Die Hoffnung bleibt uns unbenommen; was jetzt nicht ist, kann später kommen!“ Solche Wörtcher sind wir Deutsche, die sich nicht einmal

zu unterfangen wagen, herauszusagen, was sie denken, und zu erbitten, was sie wünschen, worauf sie vollgültigen Anspruch zu haben glauben. Wie spaßhaft wäre diese Wörtcherresignation, wenn sie nicht ebenso schädlich und verdammlich wäre als ungeschlächtes vorgeißendes Tögen und Pochen! Wozu bedarf es der Ermächtigung, zu untersuchen, „was den vortrefflichen Grundsatz in seiner vollen Anwendung gehindert hat“, zu untersuchen, was bereits von sehr Vielen untersucht, einen Gegenstand zu prüfen, der bereits der Geschichte verfallen ist, der bei jeder wahrhaft praktischen Erörterung der Sache, deren „historische Entwicklung und kritische Beleuchtung“ Hr. Heinsius unternimmt, nothwendig geprüft werden muß. Wer verwehrt es, oder wo ist es verboten, wichtige Incidenzpunkte dieser Art „rein wissenschaftlich“ zu beleuchten? Hr. Heinsius wird lange warten können, wenn er zur Untersuchung von Thatfachen, Vorgängen u. s. w., die ihm zu den etwas eiglichen zu gehören scheinen, eine besondere Ermächtigung erwartet. Oder dünkt ihm diese Untersuchung, selbst wenn sie sich rein wissenschaftlich hält, dem schuldigen Respect vor hoher Obrigkeit zuwider? Aber dann hätte er wol auch seine ganze Schrift ungeschrieben lassen müssen, und die Regierung seines Landes hat eine solche Ausdehnung der Pflicht und des Begriffs der schuldigen Ehrerbietung selbst nirgend gefordert. Das ist aber auch eben der Schaden, daß wir selbst noch viel mehr unterkriechen, als uns zugemuthet wird. Wahrhaftig, das Regiment in deutschen Landen sollte es sich zur besondern Aufgabe machen, die krummen Rücken der Leute zu streifen, sein besonderes Augenmerk haben auf das „Brust heraus!“ und „Kopf in die Höhe!“ Sonst fehlen einmal wieder, wie es schon der Fall gewesen, zur unrechten Zeit die Männer, oder es ist am Ende gar nicht mehr der Mühe werth, solch ein Volk zu regieren. Denn nur zu Viele machen es in dieser Beziehung noch viel ärger als Hr. Heinsius, der freilich selbstsam genug für freie Rede das Wort nimmt und sie am Ende doch nicht wahrhaftig zu führen wagt oder versteht. Man muß gestehen, es sprechen starke Gründe dafür, daß die Presse derzeit noch in etwas engen Fesseln gehalten wird. Jetzt stachelt zu der freien Rede — deren das Volk doch mächtig sein müßte bei freier Presse — noch der Zwang, das Verbot einigermaßen an. Nitimur in vetitum. Es dürfte aber allerdings zu fürchten sein, wenn die Censur aufhörte, daß ohne diesen Stachel die Äußerungen, Bücher und Tagesblätter so übermäßig matt, schlummrig, servil und hündelnd würden, daß die Regierungen der Nation sich schämen müßten, daß die Schwäche der letztern dem Auslande offenbar würde und daß eine Invasion die unmittelbare Folge wäre. Wie unsererseits halten diese Rücksichten freilich nicht für vollkommen begründet, glauben indeß, da wir andere bessere Gründe für Aufrechterhaltung des Presszwangs nicht kennen und die gewöhnlich angegebenen uns so schwach scheinen, daß sie es jedenfalls zum großen Theile sind, welche jener zum Grunde liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

für Wissenschaft, Staat und Kirche nach den Forderungen unserer Zeit angemessen scheine". Und dann sagt er aus fremden Zeugnissen wie eigener Wissenschaft der Censur so viel Böses und der Pressfreiheit so viel Gutes nach, und wägt die Gründe und Gegengründe so entschieden zu Gunsten der letztern ab, daß die Nothwendigkeit ihrer vollen Gewährung nothwendig folgt, daß man durchaus nur erwarten kann, er werde sich unumwunden und bestimmt für die gänzliche Aufhebung der Censur entscheiden. Wir werden sehen. Alles, will er, soll frei sein: nicht bloß, und zwar ohne Unterschied, die eigentlich wissenschaftlichen Werke, sondern auch die Productionen der Schriftsteller, die die Schriftstellerei als Handwerk, die dieselbe als Tagelöhnerie betreiben, ja selbst die Schriften „der politischen und religiösen Aufschwelung“, deren Verfasser in Excentricität, Schwärmerei und Fanatismus verfallen, und noch mehr, sogar die Literatur der „Infamie“, die Preßzeugnisse der eigentlich gefährlichen Classe von Schriftstellern, die sich unter dem Deckmantel der Anonymität von Lüge und Verleumdung nährt u. s. w.; denn dem Staat, wenn er sich ihren Angriffen ausgesetzt sieht, stehen repressive Mittel zu Gebot, der beleidigte Privatmann hat die Wahl zwischen stillem Ertragen der Schmähung oder der widerlegenden Entgegnung, die Pressfreiheit trägt ihr Correctiv in sich selbst. Die schriftstellerische Tagelöhnerie und Aufschwelung sind mit einer milden Überwachung im Zügel zu halten, und man muß sie wie das Feuer oder schneidende Werkzeuge und Gewehre betrachten, die, ungeachtet des Mißbrauchs, der von ihnen gemacht wird, nicht wohl verboten werden können, ohne zugleich den Gebrauch aufzugeben u. s. f.

Ah! Was will man nun noch mehr? Nur von der politischen Tagespresse; den Zeitungen war noch nicht die Rede. Doch das Gesagte leiht auch auf sie und die von ihrer Freiheit zu besorgenden Gefahren offenbar die vollkommenste Anwendung. Es versteht sich doch wol, daß die allgemeine Emancipation sie mit in sich begreift?

Mit nichten! Die Zeitungen bleiben unter Censur, wenigstens was ihren politischen Inhalt betrifft, obwohl das Publicum,

das eben aus ihnen erfahren will und soll, was und wie es in der Welt und besonders im Vaterlande zugeht, ohne Anmaßung verlangen kann, daß man ihm in den öffentlichen Nachrichten nicht das Unschädliche vorenthalte und ihm nicht verschweige, was das religiöse und politische Leben seiner Mitbürger angeht.

Nur Schade, daß das Publicum diesen gerechten Anspruch nicht geltend machen kann, so lange die Zeituncensur bestehen bleibt. Hr. Heinicus verlangt für das Publicum Wahrheit in den Zeitungen, nennt die Censur ein „für die Wahrheit gefährliches Vorbeugungsmittel“ und will dessenungeachtet, daß die Zeitungen unter Censur bleiben, bemüht sich auch mit keinem Wort, diesen Knoten zu lösen, der ohnehin eben der Hauptknoten ist. Genug, die Zeitungen bleiben unter Censur, und die Gründe, die Hr. Heinicus dafür anführt, sind ebenso unbegreiflich wie das Resultat selbst. Die Zeitungen haben nämlich das besondere Unglück, einen „unbestimmten, gemischten und unbe-

grenzten Leserkreis“ zu haben, und die „strenge Controle, der sie bisher in den meisten (?) Staaten Deutschlands unterworfen waren“, läßt sich daraus als nöthig erweisen, „daß die Cabinetsangelegenheiten nur den Höfen selbst und ihren Gesandten gehörig bekannt sein und von ihnen allein richtig gewürdigt werden können“. Am Schluß aber findet sich gar noch eine weitere und strengere Restriction. Wir lesen dort als Kern der Betrachtung bezeichnet: 1) Aufhebung oder doch große Beschränkung der Censur, wenigstens bei allen nicht-politischen Schriften, auch wol freie Wahl der Schriftsteller zwischen Censur und Verantwortlichkeit; 2) Abndung des Mißbrauchs der Presse durch Strafgesetze gegen Schriftsteller, Drucker und Verleger; 3) Nothwendigkeit einer möglichst bestimmten und ausführlichen Preßgesetzgebung, in Verbindung 4) mit einem Schwurgericht.

(Der Beschluß folgt.)

Le pratiche della campagna lucchese descritte dal Marchese Antonio Massarosa. Lucca 1841.

Das Herzogthum Lucca, eigentlich ein Theil Toscanas, dessen Erwerbung von jeher der eifrige Wunsch der Republik Florenz war, unter der Supremazie der Abissi wie unter der der ältern Medici, der aber, seiner Kleinheit ungeachtet, immer unabhängig blieb, auch nachdem die mächtigen Städte Pisa und Siena längst ihre Freiheit verloren hatten, der endlich, in Folge von Staatsverträgen, mit dem Großherzogthum vereinigt werden soll, wenn das jetzt regierende Herrscherhaus sein Erbe, Parma und Placenza, wiedererlangt: dieser (wenn ich S. Massarosa ausnehme) kleinste der italienischen Staaten ist wegen seines vortreflichen Aubaues innerhalb Italiens wie außerhalb mit Recht berühmt. Vor allen ist dies der Fall mit jener schönen, von anmuthigen Hügeln unterbrochenen, vom Serchio durchströmten Ebene, welche man das Thal der sechs Miglien zu nennen pflegt, an deren südlichem Ende die Hauptstadt Lucca liegt. Freilich ist ein Theil dieser Ebene der Gefahr der Überschwemmungen durch die äußerst reißenden, plötzlichen und heftigen Anschwellungen unterworfenen Gewässer jenes Flusses ausgesetzt; aber der Fluß ist auch wieder eine Quelle des Reichthums in der Sommerzeit, indem acht große Kanäle die Niederung bewässern und ihr eine doppelte Ernte sichern, während auch vermöge der vielen Bergströme, die in den benachbarten Schneegebirgen des Apennins ihren Ursprung haben, selbst die höher gelegenen Striche nicht wasserarm sind. Von den Höhen gesehen, gleicht diese Ebene einem großen Park, so reich und schöngeordnet ist die Vegetation, so fruchtbar sind die Hügel, welche sie einschließen, bis hoch hinauf terrassenförmig angebaut und mit Villen und Wohnungen der Landleute bedeckt. Getreide, Hanf, Wein, Öl wird gewonnen, der Gartencultur nicht zu erwähnen; besonders geschätzt ist das Öl, das beste der ganzen Halbinsel und das einzige, welches mit dem der Provence sich messen kann. Über die Art und Weise, wie der Aubaue dieses Landes betrieben wird, genau unterrichtet zu werden, mußte für alle Ökonomen von Interesse sein: der Marchese Massarosa ist also durch die Herausgabe der Schrift: „Le pratiche della campagna lucchese“, die er auf Veranlassung eines von dem zu Pisa 1839 stattgefundenen Gelehrtenvereins ausgegangenen Vorschlags, eine Agrarstatistik der italienischen Staaten zusammenzustellen, ausgearbeitet hat, ohne Zweifel den Wünschen vieler entgegengekommen. Massarosa's schriftstellerische Thätigkeit ist ganz seiner Primat gewidmet; von seiner mit verdientem Beifall aufgenommenen „Storia di Lucca“, welche bis zum J. 1814 geht, der Frucht ernster Forschungen und worin unter andern die Ereignisse der neunziger Jahre des

vorigen Jahrhunderts gab die französische Herrschaft sehr gut dargestellt sind, erscheint gegenwärtig eine neue Auflage mit Zusätzen und Umänderungen; seine kunsthistorischen Aufsätze, die jetzt gesammelt worden, haben eigenthümlichen Werth; Xenocra's „Beschreibung von Lucca“ ist in der neuen von ihm besorgten Ausgabe einer der brauchbarsten italienischen Städtebeschreibungen geworden. Von gleich loblichem Streben zeugt seine neue Arbeit. In drei Hauptabschnitten befaßt sie die Naturverhältnisse des Landes, die bestehende Gesetzgebung und sonstigen Verhältnisse, welche das unbewegliche wie das bewegliche Eigenthum betreffen, und die Praxis der Agricultur. Auf das Detail des ersten und letzten Abschnittes einzugehen, ist hier nicht der Ort; von allgemeinem Interesse aber dürften die in dem zweiten Capitel gewonnenen Resultate erscheinen, um so mehr wenn man in Anschlag bringt, wie sehr bevölkert das Land, wie sehr getheilt das Eigenthum ist. Die Frage über Vorthheil und Nachtheil der Latifundien wie der Gütertheilung und die in den meisten Fällen damit verbundene über große und kleine Cultur ist zu allen Zeiten, und neuerdings mehr denn je, von den Oeconomisten aufgeworfen und detaillirt worden. Unter solchen Umständen mögen denn hier die legislativen und localen Zustände in diesem kleinen Staate in Betrachtung gezogen werden.

Im J. 1764 wurde für nöthig erachtet, der fernern Vermehrung des Grundeigenthums der Kirche im Gebiete der Republik durch eine gesetzliche Verordnung ein Ziel zu setzen. Es wurde damals öffentlich bekannt gemacht, daß von dem auf ungefähr 150 Millionen lucc. Lire (1 Lire = 75 franz. Centimes) Werth sich belaufenden Grundeigenthum im Staate beinahe die Hälfte, nämlich 71,625,000 Lire der Kirche gehörten. Dieser Besitz blieb ihr bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts, mit Ausschluß eines Theils der Güter (zum Betrag von 693,900 Lire), welche bei der Aufhebung des Klosters S. Frediano 1780 zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Unterrichts bestimmt wurden. Von dem übrigen Grundbesitz waren gegen 25 Millionen Fideicommiss des Adels. Ungeachtet dieser Beschränkungen der Freiheit des liegenden Eigenthums war der Zustand des Ackerbaus im Ganzen genommen, und im Vergleich mit andern Ländern, ein günstiger. Daß es so war, muß namentlich der Erbpacht beigemessen werden, welche im Lucchessischen seit unendlichen Zeiten üblich war, namentlich auf dem kirchlichen Eigenthume, woher es kam, daß das dominium utile sich meist in den Händen der Landleute befand, welche alle Hülfsmittel der Industrie darauf zu verwenden vom eigenen Vorthheil angetrieben wurden. Die Waldpflanzungen gegen die Küste zu wurden gewöhnlich nicht in Erbpacht gegeben, sondern meist durch Factoren bewirthschaftet und im Ganzen gut gehalten. Unter diesen Umständen braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die auch in frühern Zeiten bedeutende Volksmenge beträchtlich zunahm. Im J. 1733 zählte man 113,192 Einwohner, 1807 121,678, was für die Quadratkilometer 370, für die Quadratleue 3342 gibt. Der Zustand des Landvolks aber war minder günstig. Die Mehrzahl waren Halbwiner oder einfache Tagelöhner. Im Gebirge war es nimmermaßen verschieden, indem dort schon manche kleine Besitzthümer bestanden, welche zum Theil mit dem Ertrage der Cypressen erworben worden sein sollen, deren Verkauf die Lucchesen auch jetzt noch durch ganz Europa führt.

Große Umänderungen folgten nun eine der andern. Im J. 1799 wurden die Fideicommiss aufgehoben. Zwei Jahre darauf wurde den Besitzern des dominium utile der Kirchengüter freigestellt, mittels Erlegung gewisser Abgaben auch das dominium directum zu erlangen. In den J. 1806—8 erfolgte die Aufhebung der Klöster, Kapitel und Beneficien, zugleich wurde in Gemäßheit des Code Napoleon (der 1806 eingeführt ward) den Frauen die Erbfähigkeit in gleichem Maße wie den männlichen Verwandten zugesprochen. Durch die erste dieser Maßregeln, die Aufhebung der Majorate und sonstigen Fideicommiss, wurde Landbesitz zum Betrage von ungefähr 25

Millionen Lire freies Eigenthum; in Folge der zweiten Veräußerung wurden eine große Menge von Erbpächtern Besitzer, mittels einer im Ganzen nicht über 415,057 Lire betragenden Summe, die jedenfalls im Vergleich mit den erlangten Vorthheilen unbedeutend genannt werden kann; durch die Klösterauflösung wurden Güter von mehr denn 6 Millionen Lire Werth frei. Nicht ohne Einfluß blieb auch die vierte dieser Bestimmungen, die in Betreff der Berechtigung der Frauen, welche indeß 1818 wieder aufgehoben ward, wo das Agnatenrecht überwog. Die beinahe unglaubliche Vermehrung der Bevölkerung muß größtentheils der Freierwerb und Theilung des Grundeigenthums beigemessen werden. Von 1807—40 stieg die Einwohnerzahl von 121,678 auf 168,999, oder 515 auf die Quadratkilometer, 4640 auf die Quadratleue: ein Zuwachs von 47,311 Seelen in 33 Jahren, während in den vorhergegangenen 74 Jahren der Zuwachs nur 8485 gewesen war, wie er im Durchschnitt bei civilisirten Nationen vorkommt. Die Theilung von Grundeigenthum im Werthe von etwa 32 Millionen Lire hat gewiß am meisten zu jener ungewöhnlichen Vermehrung beigetragen. Denn jene Reichthümer, die wenigen Individuen und Genossenschaften gehörten, gelangten in die Hände vieler, und in gleichem Grade mehrten sich die Beträgen. Der geringern Sorgsamkeit des Reichen und Derjenigen, der für keine Nachkommen zu sorgen hat, folgte die Betriebsamkeit zahlreicher Familienväter, denen es am Herzen lag, ihr Loos wie das ihrer Kinder zu verbessern. Waren die Wirkungen größer, als sich auf irgend eine Weise erwarten ließ, so kam doch daher, daß namentlich den Landleuten ungewöhnliche Verhältnisse zugute kamen. Truppendurchzüge und commerciale Umstände machten zu Anfang des Jahrhunderts den Preis der Waaren und Lebensmittel bedeutend steigen, und da Auflagen und Erpressungen mehr die einst privilegierten Stände trafen als das Landvolk, so sah dieses sein Betriebscapital in nicht geringem Maße sich mehren. Die monarchische Regierung, der Engbergigkeit des ehemaligen aristokratischen Regiments entgegen, unternahm und beendigte mit Napoleon'scher Schnelligkeit riesige Werke: sie setzte eine große Menge Geldes in Bewegung, welches bei den meist einheimischen Unternehmern und Arbeitseuten circulirte und viele in den Stand setzte, Erbpächten zu übernehmen oder Ländereien zu kaufen, wonach der lucchessische Bauer fortwährend strebt. Die beinahe anhaltende Fortdauer dieser großen öffentlichen Arbeiten hat nun einen sehr raschen Geldumsatz erhalten; der Reichtum in Masse ist dabei gestiegen, mittels der auf angebaute Ländereien verwandten größern Sorgfalt und des Anbaus uncultivirter, namentlich seitens der Landleute, von denen viele Eigenthümer sind, die auf ihren eigenen Ländereien wohnen. Die unter dem Namen Kataster bekannte Grundsteuer, welche erst im Anfang dieses Jahrhunderts eingeführt worden, hat in soweit zur Vervollkommenheit des Ackerbaus beigetragen, als sie zu vermehrtem Eifer antrieb, in der Absicht, das durch diese Last Verlorene wieder zu ersetzen: andererseits ist aber auch zu wünschen, daß sie in beschränkten und möglichst festen Grenzen bleibe, um das Betriebscapital nicht zu mindern. Die seit nicht langer Zeit in Lucca eingerichtete Sparkasse ist ebenfalls geeignet, den Wohlstand des Landes aufrecht zu halten und zu mehren. Noch immer aber ist ein sehr beträchtlicher Theil des Grundeigenthums unbeweglich, und namentlich hat seit dem J. 1818, wo, unter Erlassung anderer gewissermaßen rückgängiger Verordnungen, auch das erwähnte Gesetz von 1764 annullirt ward, das Kirchengut sich nochmals angehäuft, so daß gegenwärtig der Werth der betreffenden Ländereien auf mehr denn 60 Millionen Lire sich anschlagen läßt. Die meisten dieser Besitzungen aber, sowie die der frommen Stiftungen, sind in Erbpacht gegeben: freilich in der Mehrzahl der Fälle nur auf bestimmte Termine, was dem Ackerbau minder nützlich ist als die perpetuirtliche Emphyteuse, weil die Ländereien gewöhnlich in den letzten Jahren vor Ablauf der Pachte durch die Eucht, zu gutergeht das Nützliche aus ihnen zu ziehen, zu leiden gefährdet werden.

Was nun die Art und Weise der Bewirthschaftung betrifft, so cultivirt man das Land entweder auf eigene Rechnung, oder man vergibt es an Erbpächter, Zeitpächter oder Halbwiner. Die Olivenwäldungen in den Küstenstrichen werden, wie gesagt, größtentheils vom Besitzer cultivirt, der dafür Pachtoren hält: ungeachtet der Sorgfalt, die sie ertheilen, der Kosten und mancher Unglücksfälle, denen sie ausgesetzt sind, gewöhnen sie doch ein reichliches Einkommen. Dasselbe Verfahren wird auch für die Wiesen und Weideplätze befolgt. Das System der Erbpacht findet man namentlich bei den Ländereien in der Ebene, welche nur Getreide, Reben und Maulbeerbäume tragen. Die Zeitpacht kommt gewöhnlich bei Saatfeldern, aber auch bei jedem andern Kulturzweige vor. Halbwiner (mezzajanti) übernehmen meist die Reben- und Obstbaumpflanzungen, sowie die Kastanienwäldungen, auf den Hügeln und Bergen. Der Zins wird, in einem wie im andern Falle, im Durchschnitt in Naturalien statt in Gelde erlegt. Die große Zersplitterung des Grundbesitzes bringt es mit sich, daß kleine Capitalien zur Aufrechterhaltung einer guten Cultur hinreichen, und diese fehlen selten selbst dem Zeitpächter und Halbwiner. Guten Oekonomen mangelt es auch nicht leicht an größeren Capitalien zur Ausführung wesentlicher Verbesserungen: Geld auf Hypothek zu erlangen, ist nicht schwer, aber das mangelhafte Hypothekensystem ist dem Verleiher nachtheiliger wie dem Besizer des Grundstücks. Solche wesentliche Verbesserungen, in der Ebene wo sie sumptig ist durch Anschwemmung, im Gebirge durch terrassenförmigen Anbau, kommen allwärts vor, da so viele Landleute Besitzer geworden und darauf bedacht sind, den größtmöglichen Nutzen vom Boden zu ziehen. Die moralischen Eigenschaften des Landvolks haben bei dieser Theilung des Eigenthums durchgängig gewonnen. Von der Classe der Landleute, welche zu der der Eigenthümer gestiegen, haben Viele zugleich mit dem Aufhören einer viel unsicheren und abhängigeren Existenz auch Verstandigkeit und Ordnungsliebe sich zu eigen gemacht. Größere Afsigung, Unterwürfigkeit unter die Geseze, Stillschkeit und Frömmigkeit sind zu den alten Tugenden der arbeitenden Classen hinzugekommen, zur unermüdeten Thätigkeit und Geduld bei Mühen und Entbehrungen. Freilich könnten jene Eigenschaften viel mehr noch entwickelt werden: größere Verbreitung guter Elementarschulen würde namentlich dazu beitragen. Auch in Hinsicht der Agronomie könnte und müßte dem Landvolk noch mancher Unterricht ertheilt werden. In der Cultur des Getreides und der Reben haben die Landleute vielleicht wenig zu lernen, Meister sind sie in jener des Oliven- und Kastanienbaums. Aber in Betreff der Maulbeerbäume bedürfen sie der Aufmunterung und Belehrung. Die Wäldungen von Brennholz werden nicht gepflegt, wie sie es sein sollten, ebenso wenig werden sie so hoch hinaufgeführt, als Terrain und Temperatur es gestatten. Vernachlässigt ist die Pflanzung von Obstdäumen und Bauholz. Die Art der Weinbereitung müßte sorgfältiger sein, namentlich im Hügellande, denn ungeachtet der vorzüglichsten Trauben gewinnt man nur mittelmäßige Weine. Der an sich sehr schöne Hauf gibt nicht den Gewinn, den man von ihm erwarten dürfte. Das größere Schlachtvieh wird schlecht besorgt; die Viehzucht ist meist in den Händen von Bewohnern des Herzogthums Massa und der Garfagnana; die neuern Verbesserungen der Schafzucht sind unbekannt. Das Gleiche ist von der Seidenzucht zu sagen, die heute noch geübt wird wie vor 40 Jahren und meist von ungeschickten Händen, während man in Toscana an vielen Orten so große Sorgfalt darauf verwendet. Die Bienenzucht, welche sehr einträglich werden könnte, ist völlig in der Kindheit. Alles dies und vieles Andere noch könnte und sollte gelehrt und gelernt werden in einem Lande, wo Alles, Himmel und Erde, physische und moralische Eigenschaften, sich vereinigen, die Aercultur ihrer Vervollendung entgegenzuführen. Dem Oliven, dem Wein, dem Getreide, dem Kastanienmehl ließe sich, zum Vortheil des Bodens

und des Reichthums der Bewohner, noch mancher andere Zweig landwirthschaftlicher Industrie hinzufügen. Im Durchschnitt ist die Besetzung dem Ackerbau gänzlich: sie beschäftigt und erweitert ihn, statt ihn einzuschränken und zu belästigen. Keine öffentlichen Real- und Personalfiscuten lasten auf den Grundbesitzern und deren Besitzern; es bestehen keine Weidgerechtigkeiten auf dem Saatland, keine Mahl- und Hiperscheuer, keine Hindernisse der freien Circulation und Ausfuhr (obgleich in Betreff letzterer theilweise Beschränkung erspriesslich sein könnte); die Erdensmittel werden nicht taxirt mit Ausnahme des Fleisches: kurz, das Princip der Handelsfreiheit herrscht in Allem vor. Nur das Ausreuten der Wäldungen ist untersagt, an solchen Stellen, wo die Erde weggeschwemmt und in den Geröle und dessen Nebenströme getrieben werden könnte. Dies kommt aber dem Lande wie dem Bewohnern zugut, ebenso wie die Beschränkung der Ziegenweideplätze auf die an Bäumen entblößten Bergstreichen. Unter solchen Umständen, bei dieser allgemein vergönnten Freiheit, hängt also der Werth der Grundstücke einzig von ihren innern und äußern Eigenschaften ab. Alfred Reumont.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der berühmte Stanislas Julien gab soeben das älteste Document der chinesischen Philosophie heraus, das Buch Tao-te-King des Lao-Tseu, der im sechsten Jahrhundert v. Chr. blühte und von einigen frühern Gelehrten der chinesische Plato genannt worden ist. Die Ausgabe von Julien besteht aus dem chinesischen Texte, einer französischen Uebersetzung und einem fortlaufenden Commentar, welcher aus Original-Commentaren gezogen ist. Voran geht eine Einleitung, eine historische Notiz und eine merkwürdige Legende, worin der Ursprung der Taothümer zu finden ist, welche in Bezug auf den Grundcharakter des Buches sich bis jetzt erhalten haben, wie in Bezug auf die entfernten Quellen, an denen der chinesische Philosoph die Principien zu seinem philosophischen System schöpfte. Mit diesen Hülfsmitteln und Beweismitteln ist es möglich, ein sicheres und entscheidendes Urtheil über die Lehre des Tao zu erlangen, welche von Lao-Tseu regeneriert und ausgedehnt wurde und trotz der Verunstaltungen, die sie im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, und ungeachtet ihres diametralen Gegensatzes gegen die Lehre des Confucius in China nicht weniger als über 100 Millionen Anhänger zählt. Der Text des Lao-Tseu, dessen Publication man der Freigebigkeit des Gouvernements verdankt, ist mit einer Partie von 38,000 beweglichen Chinesischen Typen gedruckt, welche Julien vor sechs Jahren durch Vermittelung der fremden Missionen in China selbst graviren ließ. Sie gehören gegenwärtig der königlichen Druckeret, welche in kurzem mit einem noch größern Vorrath Chinesischer Typen von seltener Schönheit, die das französische Fahrzeug Lybia für Herrn Julien von Macao mitbringt, bereichert werden wird.

Von Delaville de Lemont erschien: „L'an 1928, scènes en vers.“ Der Verf. ist derselbe, dessen dramatisches Tableau „Le libéré“, in fünf Abtheilungen und in Versen, von der französischen Akademie gekrönt worden ist. Die Anzeige spricht sich pomphaft genug aus: „Diese große literarische Composition ist ein politisches Sittengemälde in dramatischer Form und von pikantem Interesse. Über ihren moralischen Zweck, welcher die Schicksale des Landes vor Augen hat, können die mit der Zukunft unserer Institutionen Beschäftigten nicht genug nachdenken. Der Verf. des Lustspiels „Der Roman“ und des Trauerspiels „Karl VI.“ hat seinem neuen Werke jene Reinheit, Eleganz und Mannichfaltigkeit des Stils, die ihn unsern ersten dramatischen Autoren anreihen, abermals zu ertheilen gewußt.“

2.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 39.

8. Februar 1842.

Die bedingte Pressfreiheit, historisch-kritisch entwickelt
und beleuchtet von Theodor Heinsius.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Man muß sagen, ein im Unbestimmten ziemlich verschwimmender unsefter Kern! eine schöne Betrachtung, nur ohne Das, was die Leser sonder Annäherung verlangen können: sichere Haltung, ein bestimmtes folgerichtiges Resultat. Hr. Heinsius beginnt damit, die Censur kritisch zu vernichten, läßt einen Herder, Joh. von Müller u. A., läßt Corporationen wie die Universität Jena, die badische Kammer wider sie zeugen, redet der bedingten — d. h., wie es scheint, nur durch Repressionsmaßregeln zu beschränkenden — Pressfreiheit eifrigst das Wort, um zuletzt bei der Präventivbeschränkung wieder anzulangen, sodaß man nun sieht, daß seine bedingte Pressfreiheit höchstens eine theilweise Freiheit, sonst aber nur ein liberaler geübter Presszwang ist, um bei einem Ergebnisse: Aufhebung oder doch große Beschränkung der Censur, wenigstens bei allen nicht-politischen Schriften! anzulangen, das zu gar nichts führt, das Problem, Freiheit und Sicherheit gegen den Mißbrauch der Presse miteinander zu verbinden, unangerührt läßt; denn eben darum, wie die Censur im Zügel gehalten, unschädlich gemacht, also gehütet werden soll und kann, daß die Freiheit dabei bestehen mag, handelt es sich. Allein hierüber beobachtet Hr. Heinsius tiefes Schweigen, um ein Philosoph zu bleiben, d. h. ohne Rath so gut wie alle andern Leute. Um die Freiheit handelte es sich nach allen seinen Prämissen, und nicht um eine liberalere Censur. Und wiederum war es gar nicht der Mühe werth, um die Censurfreiheit der belehrischen, astronomischen, mathematischen Schriften zu strecken. Sie, gerade sie möchten in Gottes Namen unter Censur bleiben. Die Botaniker, Geographen u. s. w. klagen ja gar nicht über dieselbe, seufzen ja nicht nach der Emancipation, die ihnen Hr. Heinsius so tapfer und eifrig zu erkämpfen strebt. Die Freiheit der Wahrheit in Sachen des Staats- und Bürgerthums und in den damit nah oder fern in Verbindung stehenden Sachen, und dann zumeist wieder gerade die, von Hr. Heinsius aber gerade aufgegebenen Censurfreiheit der politischen oder den politischen zuzurechnenden Schriften ist es, um die es sich handelt. Was ist leeres Stroh dreschen, wenn nicht dies? Nicht die geistliche, sondern die weltliche Macht hat und

hat bei uns die von jener erfundene Censur wiedereingeführt, und zwar eben um der politischen Schriften willen. Suchen wir Hr. Heinsius auf dem höchsten Punkte der Unbefangenheit, zu welchem er sich emporgeschwungen und den er freilich am Ende wieder aufgibt, zu fassen und uns an ihm zu halten, so finden wir da nur die schwankendste Stütze von der Welt. Alles soll frei sein, nur die Zeitungen nicht. Warum? Weil die Zeitungen einen unbestimmten, gemischten, unbegrenzten Leserkreis haben. Den hat aber ein großer Theil der Literatur außer den Zeitungen auch, und würde ihn allerwenigstens bald bekommen, wenn Alles außer ihnen frei wäre. Weil die Cabinetangelegenheiten nur den Höfen gehörig bekannt sein und von ihnen allein gehörig gewürdigt werden können. Aber von andern sich hier aufdringenden Fragen abgesehen, ist Dasselbe nicht auch in allen den Ländern der Fall, wo doch auch die Zeitungen censurfrei sind? Wenn es irgend einen deutschen Gelehrten etwa heute oder morgen gelüsten sollte, einmal ein recht herzliches Geldstück zu erregen, so braucht er nur Hr. Heinsius' Argument wider die Censurfreiheit der Zeitungen in einer englischen oder französischen bekannt zu machen. Und noch mehr: was Hr. Heinsius wider die Censur der übrigen Literatur sagt, leidet nicht bloß die vollste Anwendung auch auf die Zeitungscensur, sondern eben den Zeitungen, was er freilich nicht sagt, ist die Censurfreiheit, „oder doch große Beschränkung der Censur“ am aller nöthigsten; und zwar eben wegen der Beschaffenheit ihres fast die ganze Nation umfassenden Leserkreises, der durch die censurten Zeitungen alles mögliche Fremde, nur nicht, was ihm noth ist, das Einheimische, Vaterländische kennen lernt, durch sie gewohnt wird, sich mit den ausländischen Zuständen zu beschäftigen und natürlich seine Theilnahme ihnen zuzuwenden, darüber die vaterländischen zu vernachlässigen und begrifflichsweise mehr oder minder zu misachten. Die Klatsch- und die Schimpf- und Schandliteratur, die den allerunbestimmtesten, gemischtesten Leserkreis hat, soll frei sein, Schwärmer und Fanatiker sollen freies Spiel haben im Volk; aber was das politische Leben der Völkergewichte angeht, darf ja nicht frei besprochen werden. Freiheit für Das, was herunterzieht, erniedrigt, vergiftet, Zwang für Das, was den Gesichtskreis würdig erweitert, die Gemüther hebt, vom Schlechten und Kleinlichen hinweglenkt,

Mannes- und Bürger- und Vaterlandessinn weckt und stärkt. Daß wir eine Nation werden, unsere Nationalität tüchtig ausprägen, unsere Nationalinteressen sorgfältig in Acht nehmen, daran ist vor Allem gelegen, dies Ziel ist trotz allem Neben davon noch keineswegs erreicht, dahin arbeiten jedoch dergest die besten Kräfte und der Sinn der Nation, wir dürfen es jetzt wollen und sagen, daß wir es wollen. Nun kommt es weiter an auf Erkenntniß und Hinwegräumung der Hindernisse, und zu diesen gehört eben die Richtung, die unsere Literatur durch eine Censur erhalten, die das Fremde, Witzige, ja selbst die „Literatur der Infamie“ frei ließ, das Heimliche, Große, Edle ängstlich bewachte; die der Fraubaserei, der Lüge und Verleumdung nicht wehren konnte und die freie ob auch würdigste Erörterung der ernstesten Bürgerinteressen, die Wahrheit, wo es derselben galt, zurückhielt; die es bewirkte, daß die geistvollen, tüchtigen Schriftsteller verstummten oder zurücktraten, die tagelöhnernden laut wurden und sich vordrängten; die so die ganze Misere namentlich unserer Tagespresse erzeugte, so den verächtlichen Ton unserer Literatur, unserer Volksliteratur insbesondere hervorbrachte, so die große Masse, den unbegrenztesten Leserkreis dahin brachte, sich zu beschäftigen mit Erbärmlichkeiten, sich zu ergötzen am Schlechtesten und den Sinn für das Bessere im hohen Maße zu verlieren. Zu jenen Hindernissen gehört eben und vorzugsweise unser Zeitungswesen, mit welchem es aber nicht anders wird und werden kann, wenn sich die „strenge Controle, welcher die Zeitungen bisher unterworfen waren, als nöthig erweisen“ läßt.

Das leuchtet ein und muß auch den Regierungen einleuchten, daß sie eine Nation, eine Nation von tüchtiger, kräftiger Gesinnung und Haltung, gesunder Bildung zu führen haben müssen, um ihrer Aufgabe in Friedens- und Kriegsezeiten vollkommen genügen zu können, und da war nun das Feld, auf welches Hr. Heinke seine Operationen verlegen mußte, da war es nun der Mühe werth, wo möglich in recht vielen Gemüthern die Überzeugung, der die Bahn bereits gebrochen ist, zu bewirken, daß die Censurfreiheit eben den Zeitungen noth sei, es dem Versuche gelten zu lassen, wie fern etwa dies neue noch nicht hinlänglich gewürdigte Argument gegen die alten in die Wagschale fallen möchte, die bei den Regierenden der Censur bisher das Wort geredet, gegen welche die alten, von Hrn. Heinke repetirten, nichts vermocht haben; denn nicht von Sturm und Drang ist die Rede, den ja auch Hr. Heinke nicht von fern will, sondern darauf kommt es an, von der eigenen Überzeugung der Regierenden zu erlangen, was wünschenswerth, unbedenklich überwiegend nützlich und nothwendig erscheint. Statt aber auf diesen Punkt alle Kräfte zu concentriren, beginnt Hr. Heinke zuerst einen vollkommen unnöthigen Streifzug gegen ein Uebing, greift sodann zu scharfem Waffen, deren Unwirksamkeit vollkommen erprobt ist, vernachlässigt weiter die Operationen, von welchen Erfolg erwartet werden mag, und bestärkt sogar endlich die Censurfreunde noch in ihrer Censurgunst, gerade da, wo diese eben angegriffen werden müßten. Man könnte sogar in seinem

Vorschlage, Alles frei zu geben außer den Zeitungen, einen schlaun Kunstgriff sehen, wenn er nicht gar zu absurd wäre, zu offenbar von der sancta simplicitas eines unpraktischen ehrlichen deutschen Gelehrten ausginge; denn mit Einem Worte: es geht nicht! und man würde etwas sehr Überflüssiges beginnen, viele Worte zu verlieren, um dies darzuthun. Hr. Heinke lege sich nur einmal selbst die Frage vor: wie viele Wochen sich wol die Censurcensur denkbarerweise halten könnte nach Eintritt der Censurfreiheit für die ganze übrige Literatur — ob nicht Pressfreiheit für alle Schriften außer den Zeitungen und Censur für diese ein bares Uebing sei?

Das kommt nun davon! Solche Vorschläge, solche Verkehrtheiten von sonst so gescheiten und gelehrten Männern! Rathschläge dieser Art, so wohlgemeint sie sein mögen, sind auch wol recht geeignet, den Staatsmännern Respekt einzulösen vor den freisinnigen, den Übergang zur Pressfreiheit beantragenden Autoren. Wir haben Zeit gehabt und uns genommen — Jahrzehnte seit die Frage in Anregung gebracht worden — und zu befehlen: das gebildete Publicum, die Schriftsteller, die Gesetzgebung, und noch immer kein Resultat, fortwährend ein unbefriedigender Zustand, nicht einmal Raison, Folgerichtigkeit im Unerwünschten und Unzuträglichen; denn

so viel hat sich überall herausgestellt, sagt Hr. Heinke, daß in der ganzen Gesetzgebung und in dem dabei bestimmten gerichtlichen Verfahren nirgend mehr Inconsequenz und regellose Willkür stattgefunden hat, als in den Pressegesetzen und deren Anwendung.

Wir fügen hinzu: und noch immer nicht einmal eine feste, entschiedene Ansicht, aus welcher auch nur ein weiterführender praktischer Vorschlag hergeleitet werden könnte, selbst nicht bei einem großen Theile der Schriftsteller, die der Frage viel Mühe widmen, aber viel Mühe verlieren, weil sie dem Staat, der Gesetzgebung gegenüber zu viel Demuth und zu wenig Muth und Selbstgefühl haben.

Trotz dem Allen dürfte Hrn. Heinke's Schrift und ihr Erscheinen als ein Fortschrittsymptom zu betrachten sein. So stark wie sie hat sich wol lange keine unter preussischer Censur erschienene wider diese erklärt, die von ihr, ob auch in verhältnißmäßig höflicher Form, doch demmaßen gestriegelt wird, daß man eigentlich nicht recht begreift, wie ein Ding, dem im Grunde nicht für einen Silbergroschen Ehre gelassen worden, noch fortbestehen und sich vor den Leuten sehen lassen kann, ohne sich tod zu schämen. Muthmaßlich weiß indeß Hr. Heinke selbst nicht, wie hart er der Censur, die doch eine Staatseinrichtung ist, zusetzt hat; er würde sich sonst schwerlich dazu „ermächtigt“ gehalten haben. Nur immer zu. Am Ende helfen doch vielleicht auch solche, die Sache so widersinnig angreifende Bücher mit zum Siege. Vielleicht ist es in Deutschland, und zumal im preussischen Staate noch nöthig, die anderwärts längst in die Gesamtüberzeugung aufgenommenen Gründe für die Pressfreiheit und wider den Censurzwang in das Volk zu treiben, das jene nicht kennt und aus mangelnder Kenntniß noch nicht hinlänglich zu würdigen weiß und dem so viel Gutes von diesem

vorgerebet ist und wird, daß es wenigstens theilweis glaubt oder doch nicht recht weiß, was es davon halten soll. Ist das Nachdenken über die Sache erst einmal mehr angelegt, so wird ja auch wol der Gedanke durch seine inwohnende Natur und Kraft nicht zu spät den Ausgangspunkt finden, bei welchem er, consequent verfolgt, anlangen muß. Was Luther ein paar Jahre nach dem begonnenen Streite von der päpstlichen Herrschaft sagte, läßt sich anwenden auf die Selbsttäuschung, auf welcher das Fortbestehen der Censur ruht. Es komme statt auf Gewalt nur darauf an, getrost fortzufahren, wie angefangen sei, den päpstlichen Trug unter die Leute zu treiben mit Reden und Schreiben, bis daß er aufgedeckt, erkannt und schon dadurch zu Schanden werde. Mit Worten müsse man ihn tödten, damit werde er aus der Menschen Herzen gerissen, und dann gelte sein Ding nicht mehr und sei er schon zerstört; denn die Lüge werde allein damit zerstört, wenn sie offenbar und erkannt werde; sie bedürfe dann schon keines Schlags mehr, falle und verschwinde von selbst mit Schande. Luther eiferte damit wider etwas, das ihm als wirkliches wesenhaftes Höllewerk erschien, und in der heftigen Redeweise seiner Zeit. Wir sehen unsererseits in der Censur kein solches Höllewerk, reden stets gern mit Stimpf von ihr, rühmen ihr, wie man oben gesehen, gute Seiten nach, entscheiden uns also nicht einmal unbedingt wider sie, denn unsere Einwendungen sind ja klarlich nur wider das Unlogische und Unwissenschaftliche in Hrn. Heinsius' Ideengänge und Darstellung gerichtet. Indes muß es mit dem dermaligen Presszustande doch weit gekommen sein, wenn die Censur selbst Männer von so bescheidenem, gemäßigtem, localem Richtmaße des Geistes und der Gesinnung, wie Hrn. Heinsius, so gewaltig in Harnisch bringt, solche Männer zu einem nach ihrem Geistescaliber so energischen Auftreten wider sie veranlaßt. Auch die Zeitungsensur wird unmöglich, wenn die preussischen Männer dieser Art fortfahren, sich so für dieselbe zu erklären. Ihre Schwerter sind zweischneidig, und durch sie, durch die neuen Bundesgesetze geht den Censurfreunden ihre Sache sicher verloren.

Aber ist da nun keine Inconsequenz — ist dieses Urtheil nicht wieder ein anderes, als das zu Anfang ausgesprochene?

Wir erwidern zu Gunsten unserer übereinstimmenden, also fragenden, sich wenig auf Scherz verstehenden Leser, daß wir in Dem, was wir geschrieben, irgendwo ironisch geredet haben, und zwar schon deshalb, um unserm am Gutenbergfeste feierlichst wiederholten Gelübde nicht ganz untreu zu werden, in Sachen der deutschen Pressfreiheit wider die Censur nie wieder ein ernsthaftes Wort zu reden oder zu schreiben.

33.

Romanenliteratur.

1. Die drei Marien. Von Michael Raffen und J. B. V. Lafitte. Aus dem Französischen von Wilhelm Ludwig Besch. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Bde. 22½ Rgr.

Marie Laura, die junge, schöne Frau eines fünfundsiebzigjährigen Millionärs, der durch die geschickte Leitung der Eisen-

hütten seinen Reichthum erworben, erhält von ihrer einstigen Erzieherin den Auftrag, sich ihres Pflege Sohns anzunehmen und ihn heimlich zu unterstützen. Tiburce Sourdan ist nach Paris gekommen, um sein Glück zu machen, und es ist ihm nicht gelungen; er befindet sich ohne alle Mittel und steht am Selbstmord, doch muß die Unterstützung dem stolzen jungen Manne auf zarte Weise gereicht werden, und Marie Laura bedient sich der hübschen Nähterin Rose Marie, die ihr in Dankbarkeit verpflichtet ist, und unter dem Namen einer alten Familienschuld werden alle seine Wünsche erfüllt, wird allen seinen Bedürfnissen genügt und sowohl Marie Laura, als auch Rose Marie beginnen sich sehr lebhaft für den Schicksal zu interessieren, obgleich sie ihn nie sprechen. Doch können diese geheimen Wohlthaten nicht mehr länger so fortgehen und Marie Laura wendet sich an ihren Gatten, um dessen Protection für den jungen Mann zu gewinnen und ihm eine Anstellung zu verschaffen. Sie hat ihre eigene Protection insgeheim getrieben und ist sich des zu sehr gesteigerten Interesses zu wohl bewußt, um die Wahrheit zu gestehen, deshalb nennt sie ihre Freundin Ange Marie als diejenige, welche ihr den jungen Menschen empföhlen. Diese Lüge führt das ganze Unglück des Romans herbei. Der Häutenbesitzer hat schon einen Andern zur Anstellung vorgeschlagen und Marie Laura läßt durch Rose Marie ein Manuscript des jungen Schüglings entwenden und dem Minister heimlich überbringen. Tiburce erhält die Stelle und reist nach London ab. Doch die Maitresse des abgewiesenen Candidaten bringt in Erfahrung, daß Tiburce durch Weibergunst gekriegen; sie entdeckt, daß Ange Marie diejenige ist, die ihn vorgeschlagen, und sowohl Tiburce als Ange Marie sind compromittirt. Umsonst steht letztere ihre Freundin Marie Laura an, ihrem Gatten Alles zu gestehen, diese hat den Muth nicht; sie hat ihn einst bei einem Aufstande der Arbeiter gesehen, mit der Falte des Borns auf der Stirne; er hatte in jenem Momente selbst ihr Leben mit dem der rebellischen Arbeiter aufs Spiel gesetzt, er war ihr als ihr Herr entgegengetreten, und seitdem hatte sie vor ihm gezittert wie eine Skavin. Ange Marie gibt sich also willig als Opfer hin für die Freundin und duldet, daß der strenge Gatte sie aus dem Hause verbannt; auch Tiburce, anstatt die Schritte zu thun, die er verkündet, anstatt sich von der Anklage, daß er durch Frauengunst gekriegen, zu reinigen, schweigt aus Rücksicht für Marie Laura. Er liebt die Wohlthäterin, die er jetzt kennt; sie aber, unter dem Druck der Unwahrheit und des dadurch angerichteten Unheils, unter der Last einer wachsenden Reigung zu Tiburce, sucht den Tod und findet ihn; nachdem sie in ihre Gesundheit gekümmert hat, nach dem Mord; sie stirbt in den Armen ihres Gatten und gesteht ihm Alles. Jetzt ist Ange Marie's Ruf gerettet, aber sie und Tiburce sehen den der Entschlafenen gefährdet und Beide reißen sich die Hand, damit kein Schatten auf der todtten Freundin ruhe. Auch Rose Marie, die Tiburce geliebt, obgleich er keine Gegenliebe gefunden, tröstet sich mit dem Tischlergesellen, der ihr lange zugethan war. Dieser Roman schlängelt sich durch manche geselligen Verzerrungen der großen Welt in Paris, und ist oft etwas breit, wo man Kürze wünscht. Die Intrigue ist indes sehr kunstvoll angelegt; ob nun die vereinten Bemühungen zweier Autoren gerade einem Werke wünschenswerth seien, steht zu bezweifeln, und man möchte an das Sprichwort denken: Viele Hände verderben den Wein. Es gibt mehr Momente, die weder zur Entwicklung des Romans noch zu der der Charaktere gehören.

2. Iräländische Erzählungen aus dem Englischen der Mrs. G. Hall. Uebersetzt von Linette Pomberg. Rees, Hildbr. 1841. 8. 2 Bde.

Diese, einem größern Werke der Mrs. Hall: „Stories of the Irish peasantry“, entlehnten Erzählungen sind für alle, die sich für Iräländ und irische Zustände interessiren, anziehend. Sie geben ein fremdliches Bild vom Nationalcharakter jenes unglücklichen Volks und heben die edeln Züge aus dem Schmutz

der Armuth und der übrigen Umstände hervor. Das irische Landvolk ist so wohlthätig, daß selbst bei der höchsten, mit-
 leiberrregenden Armuth es dem Armer noch mittheilt, und die
 Gastfreundschaft erlaubt keinem der hungrig Eintretenden einen
 Bissen oder einen Löffel Suppe zu versagen. Ja, sie verkaufen
 oft unentbehrliche Dinge, um die Pflicht der Gastfreundschaft
 zu erfüllen, denn es ist eine echt irische Eigenthümlichkeit,
 die im Allgemeinen bei Vornehmen und Geringen angetroffen
 wird, nur für den Augenblick zu leben, ohne Sorge um die
 Zukunft; daher wissen sie auch nicht den Werth des Geldes zu
 schätzen, selbst nicht unter den Vornehmen, wie aus der Erzäh-
 lung von „Schulden und ihren Gefahren“ hervorgeht. In der
 geringern Classe ist dieser Fehler noch vorherrschender, denn
 Fehler müssen wir diese Eigenschaft nennen, wenn sie auch mit
 den besten und liebenswürdigsten Tugenden im irischen Cha-
 rakter zusammenhängt. Zu der übertriebenen Gastfreundschaft,
 der leichtsinnigen Sorglosigkeit und Rücksichtslosigkeit des Geldes
 kommt noch eine gewisse gemüthliche Trägheit und die noch
 schäblichere Neigung zum geliebten Whisky, welcher die schon
 so leicht aufbrausenden, heftigen Gemüther oft bei hinzutreten-
 den äußern Veranlassungen zur höchsten Wuth treibt, so daß
 Gewaltthaten ausgeübt werden, welche den Unterdrückten die-
 ses armen Volks immer wieder zur Entschuldigung, ja, wie sie
 glauben, zur Rechtfertigung ihrer Härte dienen. Auch geben
 die Pächter häufig Veranlassung zu Klagen, indem sie nicht
 pünktlich den Pacht zahlen, und wenn der Herr auch lange Ge-
 duld hat, so muß diese doch am Ende reifen und sie werden
 gepfändet. Das finden der Ausgepfändete und seine Nachbarn
 entsetzlich; wie sollten sie es auch begreifen, sie, die ihren letzten
 Bissen mit dem Armer theilen, daß der Reiche den Armen
 aus Hülfe und Besorgung treibt? Oft schreiten sie zur Selbst-
 hülfe und vereinigen sich gegen das Gesetz, denn das Gesetz ist
 ihnen, wie allen uncultivirten Völkern, verhaßt, und der Ir-
 länders, der wirklich noch in einer Art von Naturzustand lebt,
 haßt das Gesetz noch ganz besonders, weil es ihm von den un-
 zurechtkommenden Engländern gegeben wird. Die Übersetzerin hebt
 die Gemüthlichkeit und selbstvergessene Liebe der Irländer her-
 vor. „Ein echt irisches Herz“, sagt sie, „ist Demjenigen, der
 es in sich trägt, ein so sicherer Führer zu den edelsten und
 großmüthigsten Handlungen, daß oft der sogenannte Wohlthät-
 Ursache hat, beschämt zu ihm hinauszublicken“, und die Mars-
 garethe Sheil, in der Erzählung „Die Anhängerin der Gamis-
 le“, würde einer jeden Classe der menschlichen Gesellschaft zur
 Hülfe dienen. Die außerordentliche bewegliche Lebhaftigkeit, die
 aufbrausende Heftigkeit, die ihnen eigenthümliche Art, ihren
 Schilala oder Prügel zu probieren und zu handhaben, sowie
 ihren Hang zum Aufschreien, Witzreissen, Lachen und Lachen-
 erregen, alle jene kleinen Variationen des leicht stimmbaren und
 leicht verstimmen irischen Charakters hebt die Verfasserin
 mit großer Sorgfalt und Liebe zur Sache hervor. Ref. kann
 diese Erzählungen wegen der sie wie ein frischer Lebenshauch
 durchwehenden sittlichen Reinheit ganz besonders der weiblichen
 erwachsenen Jugend empfehlen, für welche man unter der
 neuern Romanliteratur so selten Genügendes findet. Die Übers-
 setzung ist frei, leicht, kaum von Originalarbeit zu unterschei-
 den und das ganze Buch in jeder Hinsicht der Übersetzerin zur
 Ehre gereichend und dem Publicum empfehlenswerth.

3. *Pickwick in der Fremde, oder die Reise in Frankreich.* Nach
 dem Englischen des G. B. R. Reynolds, bearbeitet von
 Ludwig Herrig. Braunschweig, Seibrod. 1841. 8.
 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Roman einer wenig bekannten Feder ist unter die
 gesammelten *Wog'schen* Werke als Supplementband aufgenom-
 men. Nun wollte es Ref. bedanken, als bedürften die treffli-
 chen „*Pickwick*“ keines Supplementbandes, da sie in sich ein
 vollendetes Ganze sind, und dieses Breittreten des von *Wog*
 aufgestellten Individualitäten auf einer Reise nach Frankreich
 und während eines Aufenthaltes in Paris schien Ref. geschmack-

los, besonders da *Wog'scher* Humor nicht so leicht nachzuahmen
 ist und hier nicht erreicht wurde. Hier sind die Figuren, die
 in seinen Werken leben, nur Marionetten, und wer Freude an
 Marionettenspielen hat, wird sich vielleicht auch an diesen
 Darstellungen erfreuen, doch Ref. konnte keinen Genuß dabei
 finden. Er vermisse ganz das Gemüthliche, das oft so stich-
 rende neben dem Grotesken und Komischen, jene Zusammen-
 stellung des Ideals und der Caricatur, die *Wog* so gut gelingt.
 Die Poesie, die das Gemeine abet, die immer wieder aus dem
 Schutt erblickende Eile, vermisst man auch und findet nur ein
 Gewebe von sehr gewöhnlichen Anekdoten, Gesprächen, Gemein-
 heiten und Betrügereien, dessen Entfaltung wenig Genuß ge-
 währt. Daß man das gemeine Englisch in berliner Sprache
 übertrug, schien uns auch nicht passend, da diese berliner Spra-
 che einen so ganz andern Charakter als jenes Englisch hat und
 sich durchaus nicht zur Übersetzung der englischen Wortspiele eignet.
 Auf keinen Fall gehört dieses Werk in die Sammlung der *Wog's-*
chen und Ref. kann es nicht billigen, daß man die berühmte
 Flagge aufgesteckt, um das Meer der Literatur zu beschiffen, in-
 dem es ihm als ein Piratenkunstgriff vorkommt. 8.

Literarische Notizen aus England.

Von den *Fischhütungen*, die politische Stürme an England's
 freies Gestade geworfen, hat mehr als einer die Gastfreun-
 dschaft durch Bereicherung der englischen Literatur vergolten.
 Unter den dort befindlichen Italienern zeichnet sich besonders
 Mazzini aus, der in dem „Foreign quarterly review“ vor
 einigen Monaten in einem höchst geistvollen anonymen Aufsatze
 den Gang der neuesten dramatischen Literatur in seinem Vater-
 lande beleuchtete und besonders darauf hinarief, wie bedeutend
 sich auch hier der Einfluß germanischer Ideen erkennen lasse.
 Mariotti gehört, so viel wir wissen, gleichfalls der Classe der
 Verbannten an und doch wirkt auch er, dem Vaterlande fern,
 wenigstens durch das Wort zur Berherrschung seiner Nation.
 Seine Schrift: „Italy: general views of its history and
 literature, in reference to its present state“ (2 Bde., London
 1841) ist eine höchst beachtenswerthe Erscheinung. Wir wollen
 hier zu gleicher Zeit noch auf ein interessantes Werk aus der
 Feder der Gräfin Propoli hinweisen, deren gleichfalls landes-
 städtiger Bruder Professor der italienischen Literatur in London
 ist. Es ist betitelt: „La donna saggia ed amabile.“ Die
 Verf., ihren Landsmänninnen ein Muster sowohl als Gattin wie
 als Mutter, nimmt besondere Rücksicht auf die gesellschaftlichen
 Verhältnisse in ihrem Vaterlande. Da wir einmal mehre
 Werke berührt haben, die von Italien handeln, so wollen wir
 die lange Liste der Reisen durch Italien noch um zwei Num-
 mern vermehren. 1. „Letters from Italia“, von Katharina
 Taylor, von denen, nachdem der erste Band schon sein Publicum
 gefunden hat, jetzt die Fortsetzung erschienen ist. Wir haben
 in demselben besonders eine recht ansprechende, lebendige Schild-
 erung von Herculanum und Pompeii gelesen. Die Verf. ist
 die Tochter des verdienten Prof. Edw. Taylor und Nichte der
 Mrs. Austin, deren Name auch in Deutschland bekannt ist.
 2. „Italy and the Italian Islands from the earliest ages to
 the present time“, von B. Spalding (3 Bde., 1841), das
 eine Abtheilung der werthvollen „Edinburgh Cabinet Library“
 bildet. Wir finden in diesem gut geschriebenen Werke einen
 geschätzten, lichtvollen Überblick über den Gang der italieni-
 schen Geschichte. Der Verf. hat seinen gewaltigen Stoff mit
 vielem Geschick bewältigt und nicht nur das politische Leben
 berührt, sondern zugleich ein vollständiges Bild der italienischen
 Literatur und Kunst geliefert.

Nickiewicz's „*Kontes Ballerob*“ hat kürzlich einen eng-
 lischen Übersetzer gefunden (H. Gattley), dessen Arbeit mit der
 vorhandenen nicht sehr gelungenen deutschen Übertragung un-
 gefähr auf gleicher Stufe stehen dürfte. 32.

Mittwoch,

Nr. 40.

9. Februar 1842.

Zeitstimmen.

Mit den Stimmen der Zeit im Allgemeinen haben wir es hier nicht zu thun. Die Presse seufzt unter den Organen derselben, und sie seufzt zugleich mitten in der Fülle der ausgehauchten Stimmen, daß sie nicht genug freien Athem hat. Sie schwächen noch alle an den Wasserbächen Babels und blicken sehnsuchtsvoll hinüber nach der neuen, freien Zeit des künftigen Jerusalems. Alle Prophezeiungen wurden zu Schanden, und noch viele Winter werden darüber hingehen und viele Sommer ihnen folgen, ehe der Baum der freien Presse Wurzel schlägt und bis er zum Laubbache sich wölbt, daß die Epigonen der Germanen sich unter seinen Schatten lagern.

Von diesen Stimmen der Zeit reden wir hier nicht; wer möchte sie zählen! Ob das doch jetzt schon um ein Bedeutendes leichter wäre als ehemals, wo sie vereinzelt dastanden, in individueller Freiheit, Independenten und Märtyrer oder Sieger ihrer Überzeugung. Jetzt stehen sie schon geschart da, in bestimmten Schlachtorbnungen; besser für den Effect und besser für die Polizei. Was Viele wollen und aussprechen, am Ende glaubt's die Menge; und wo Ueblen und Ordnung ist, da braucht die Polizei nur nach den Häuptern zu greifen. Ob besser fürs Allgemeine und für die gute Sache — denke sich Jeder darunter, was er will — das lasse ich dahingestellt. Aber so sehr zu beklagen sind doch die Stimmen nicht. Deutschland ist groß und irgendwo, in den Bergen oder in den Thälern, findet sich doch noch eine Pore, die nicht verstopft ist. Es ist Luft da für alle Meinungen, wenn sie nur die Gelegenheit suchen; und das eine Verdrießliche ist nur, daß dies Suchen, Zwingen und Zwicklen unserer Geradheit und Offenheit Abbruch thut. Die Sprache scheidet sich zu oft vom Gedanken und man ist genöthigt zwischen den Zeilen zu lesen. Ein Anderes ist freilich noch verdrießlicher, ich will dafür kein deutsches Wort brauchen, weil das Ding nicht deutsch ist; die Stimmen werden zur Stimmung. Man algirt sich und die Zahl der Malcontenten wächst.

Die Malcontenten sind ein eigenes Geschlecht. Durchaus nicht gefährlich im Sinne der Polizei, aber sehr gefährlich für den deutschen Nationalcharakter. Das Gift, das sie täglich herunter schlucken, an dem sie würgen müssen,

vergiftet alle Eigenschaften, auf die wir als Deutsche stolz waren. Dahin ist es mit der Hoffnung, dahin mit dem Glauben, dahin mit der Liebe, mit der Treue, wenn das Gift im Körper sich eingefressen hat. Meinet man nicht, daß wir darüber entrüstet sind, es eine Irrung der Natur nennen; es ist der ganz natürliche Gang der Gefühle und Gedanken. Versperrt und verbaut man so freien Geistern ihre natürliche Entwicklungsbahn, so schlägt irgend wie und wo der Trieb, der sich nicht tödten läßt, aus; wo nicht als Keim und Sproß, als Beule und Geschwür. Nein, gefährlich sind die deutschen Malcontenten nicht; in Allem, wo sie es versucht aus ihrer Art herauszugehen, begleitete sie der deutsche Michel. Wenn sie loschlügen, schlug er mit. Aber er ist leicht gerührt und gutmüthig. Beide Eigenschaften gaben der Sache schnell eine andere Wendung. Ich klage auch darüber nicht, ich freue mich, daß wir überall noch deutsches Blut haben. Die deutschen Malcontenten sind Doctrinaires. Sie flackern nicht auf in Entrüstung, sie raisonniren. In Paris und London glaubt man's nicht, wie in Deutschland raisonnirt wird. Gerade in dem Maße locht es über, als man meint von oben herab die Bewegung hemmen, unterdrücken zu müssen. Dies Raisoniren hat nur für die Zuhörer eine unangenehme Wirkung, für die Raisonirenden selbst ist es noch eine wohlthätige Bewegung und Erschütterung, wie etwa das Lachen. Es hebt die Wirkungen des Giftes auf. Wollte der Himmel, daß es nicht auch der Polizei einfalle, das Raisoniren zu verbieten. Dann könnte es schlimm werden, wenn man die Lesehäuser und Weinstuben und Lesecabinets sperrte, und wer in Gesellschaft am Abend raisonnirt, am Morgen citirt würde, um darüber Rechenschaft abzulegen.

Lesen möchte ich es, wenn ein künftiger Historiker die Geschichte der liberalen Meinungen in Deutschland schreibt. Wie sie zu verschiedenen Epochen auftauchten, unterdrückt wurden und wieder auftauchten. Immer in anderer Gestalt, in andern Kreisen, aber immer in wachsender Zahl und Bedeutung. Wie oft mochten die Gewaltthabenden glauben: nun ist die Hydra auf den Kopf getreten; gegen diese Autorität wagen sie es nicht mehr sich zu erheben. Diese Schreier sind gewonnen und in unserm Dienste; die andern sind unbedeutend, sie schreien ein Nicht. Wie

viele tüchtige und kräftige Geister waren auch wirklich gewonnen, sogar bis zur eigenen Überzeugung, und predigten und schrieben und dichteten von der deutschen Grundsätzlichkeit und Treue, von der Glückseligkeit der überkommenen historischen Zustände, von der Flachheit, dem trügerischen Glanze der neuen Chimären. Das deutsche Publicum horchte aufmerksam auf diese ernststen Geister, es glaubte ihnen auch zum Theil eine Welle lang; aber dennoch tauchten die liberalen Ansichten aufs neue auf, und kräftiger, frischer, verbreiteter. Lohnte sich nicht eine besondere Geschichte dieser Metamorphosen, dieser seltsamen Verbreitung, dieses stillen, Vielen so ganz unbegreiflichen Wachstums zu schreiben? Jetzt noch nicht, wir leben noch in der Gährung. Aber wenn der Wein abgeklärt ist; es wird alsdann eine merkwürdige Fortsetzung zu den „Ideen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ werden. Ich meine nicht in den romanischen Ländern; gerade in unserm Deutschland, in seinem bunten Reichtume von Stämmen, Dialekten, Glaubensbekenntnissen, Verfassungen und Ansichten; wie hier der Liberalismus, als er über den Rhein kam, ein Kind der Fremde, sich allmählig nach harten, langen Kämpfen einheimisch machte, und nach vielfachem Umhertappen, nach ungeschickten, täpischen Versuchen, endlich seine alten Verwandten, die noch nicht ganz erstorbenen Wurzeln, aus denen er selbst emporgeschossen, kurz seine germanische Natur wiederfand.

Welche reiche psychologische Aufgabe: nach Sonne und Erde, wie unter und auf ihnen des Menschen Geist ihn empfing und weiter zeugte, den Liberalismus zu sichten! Wie der absolute Druck den absolutesten finstern, zersetzenden Radicalismus nährte, dort ein gemäßigter, rationaler den gemäßigten, den mehr doctrinären Freisinn. Wie er hier, wo die Hoffnung an Verzweiflung grenzte, das Vaterland verrathend, zum Kosmopolitismus wurde, dort wieder mit kräftigen Wurzeln sehnuchtsvoll und vertrauend sich an den vaterländischen Boden rankte. Und all die Wandlungen der Individuen in seinen verschiedenen Phasen! Immer fand er bei seiner neuen Menschwerdung andere Anhänger. Die der frühern Epoche hatten sich besonnen, waren alt geworden; ein innerer Überzeugungskampf oder aristokratischer Hochmuth hatte die Häupter von ehemals der Sache abwendig gemacht. Ich sage aristokratischer Hochmuth. Leider ist es so in Deutschland, und ich will uns das nicht nachrühmen, daß, während wir uns innerlich unendlich entwickeln, wir die Entwicklung um uns her, sobald sie uns nicht zunächst berührt, d. h. wir mitentwickeln, mit scheelem Auge betrachten. Wir meinen noch fest zu stehen im Centrum und gewahren nicht, oder wollen nicht gewahren, daß unser Centrum sich schon wieder um eine andere Sonne bewegt. So schnell werden wir alt, daß wir nach wenigen Jahren, wenn die jüngern Kräfte sich auch bewegen, gleich zur Meinung geneigt sind, das sei doch nicht die rechte Bewegung. Wir rümpfen die Nase und bleiben stehen, statt zu prüfen und allmählig mitgehend uns in ein Gespräch mit den Stürmenden einzulassen. Es wäre doch eine Verständigung möglich. Das nenne ich unsern

aristokratischen Sinn, daß wir von der Sache lassen, oder lau werden, weil uns Die oder deren Art nicht gefälle, die statt unserer sie betreiben. Ist's anders? Schlagt doch nach jene noch ungeschriebene Geschichte. Jene unklaren Feuergeister, die in den neunziger Jahren mit offenem Armen die französische Revolution ans Herz drückten; wenn sie nicht an dem Feuer verbrannten, wo, in welchen Reihen erschienen sie später! Und dann die Liberalen von 1819, wie schnell schlug die Begeisterung der Metzen um, als die Sache 1830 andere Farben annahm! Von nun an ging der Wandel schneller, innerlich und äußerlich. Wer verfolgt schon heute alle die Nuancen, die gegenseitigen Verfehmungen bis auf den Tag, wo ich das schreibe! Und hat die Sache dadurch verloren? Freilich lesen wir es vielfach gedruckt: Mit dem Liberalismus geht es kläglich zu Ende; er stirbt an der Auszehrung; seine Ideen sind verbraucht; die guten Köpfe ziehen sich zurück u. s. w. Wenn nur nicht immer wieder eine neue Frage auftauchte, und viele Fragen zusammen und Fragen von solchen Personen und solchen Orten her, wo man sich dessen am wenigsten gewärtig war. Endlich müßten doch allen Denen, die Augen haben zu sehen, die Augen aufgehen, daß er weder eines gewaltsamen noch eines natürlichen Todes verstorben, daß er vielmehr wächst in erschreckenden Progressionen für Die, welche es erschrickt.

Freilich auch er selbst hat sich vielfach gewandelt. Chamisso sagte einmal, aus einem tüchtigen englischen Tory ließen sich noch immer zwölf deutsche Jakobiner schnitzen. Das ist nun nicht mehr der Fall. Unsere wohlgefinnten Oberrn sind vielleicht heute auf dem Standpunkte eines guten Tory angelangt, der dem gemeinen Manne gern alles Gute gönnt, auch zu einzelnen Opfern bereit ist, aber alles übrige im alten Stande erhalten wissen will. Das ist schon ein Fortschritt; mißkenne man den nicht. Aber der gemeine Mann, ich meine den Nicht-Tory, will mehr, und er weiß, was er will. Das ist auch ein merkwürdiger Fortschritt. Die liberalen Ideen haben sich geläutert. Noch nicht ganz aus der Negative heraus, hämmern sie sich doch schon mächtig an das Positive und das lustige Schemen gewinnt Farbe, Blutumlauf, ja sogar Fleisch. Wie viel Thörichtes, was früher sogar als Symbol auf die Fahnen gesteckt wurde, ist consumirt und abgethan. Damit sei nicht gesagt, daß nicht noch sehr viel Thörichtes anhaftet, daß seine Feinde, die über seine Abzehrung triumphirten, nicht wirklich Recht hatten; nur betrachteten sie das Ende des Anfangs und der Fortsetzung, und hielten es für das Ende des Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe und Klopstock. Von Freimund Pfeiffer. Leipzig, Engelmann. 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

Von Hrn. Freimund Pfeiffer erschien vor etwa einem halben Jahre ein Büchlein unter dem laudenden Titel: „Goethe's Friederike“; es enthält dasselbe nach Abzug ziemlich viel flacher und verworrener Betrachtungen und Behauptungen eine, nicht ohne Frische und Lebendigkeit geschriebene, Darstellung von Goethe's Verhältniß zu der Pfarrerstochter von Esenheim, Friederike

rike Brion und von Friederike's fernern Schicksalen; leider aber mußte in jedem irgend Sachkundigen schon bei erster flüchtiger Lectüre starker Verdacht gegen die Echtheit der hier mitgetheilten historischen Notizen und schriftlichen Reliquien aufsteigen, der bei näherer Ansicht sich schnell zur entschiedensten Gewißheit steigerte, daß das ganze Nachwerk aus Goethe's eigenen Kenntnissen und einigen spätern Nachrichten, vorzüglich aus Rätz's „Ballfahrt nach Oesenheim“ und den durch dieses Schriftchen veranlaßten Journalartikeln zusammengesetzt und mit einigen willkürlich hinzugefügten Erweiterungen versehen sei; so sind namentlich die angeblich von Friederike selbst herrührenden Brieffragmente auf eine augenfällig plumpe Art nachgemacht.*) Da nun in dem ganzen Buche sich nirgend die geringste Andeutung über Entstehung und Zweck desselben findet, so konnte man nur noch zweifeln, ob es damit ganz einfach auf eine Täuschung des Publicums abgesehen sei, wie dergleichen von jungen, übermüthigen Köpfen schon öfter unternommen ist, oder ob diese Täuschung zugleich als einträgliche Speculation habe dienen sollen. Jetzt, wo Hr. Pfeiffer mit einer zweiten Schrift: „Goethe und Klopstock“, hervortritt, wird man fast genöthigt, sich für die zweite jener beiden Möglichkeiten zu entscheiden, denn wozu soll ein Buch, welches außer allerhand wohlfeilen Reflexionen und bunten Briefen nur längst Gedrucktes, ganz oder zerstückelt, wiederabdruckt, daheim, als um seinem Herausgeber — Verfasser kann man kaum sagen — den Beutel zu füllen? Der einzig denkbare Grund zu jenen Wiederholungen, eine beabsichtigte Sammlung literarhistorisch interessanter Notizen, ist in dem Ganzen so wenig angedeutet, daß man ihm die Entstehung des Buches nicht wohl danken kann.

Die ersten 50 Seiten des Buches enthalten in vier Abschnitten aphoristische Bemerkungen, in denen Goethe und Klopstock sich von den verschiedensten Gesichtspunkten aus entgegengesetzt werden: Manches darunter würde sich leicht als ganz nichtsagend oder geradezu falsch nachweisen lassen; die Mehrzahl ist allerdings wahr, aber Neues, Schlagendes findet sich wenig oder gar nicht darunter; hätte sich Hr. Pfeiffer die Mühe geben mögen, diese einzelnen losen Gedanken und Einsätze zu einem zusammenhängenden Ganzen, zu einer durchgeführten Darstellung des Gegensatzes in jenen beiden geistigen Helden zu verarbeiten, so hätte es einen interessanten Aufsatz geben können; freilich hätte es dazu eines viel tiefern Eingehens, nicht nur in die Persönlichkeiten der beiden Dichter, sondern in alle innere und äußere Bedingungen ihrer Entwicklung und Existenz bedurft, als hier sichtbar ist. Nicht minder oberflächlich ist der folgende Abschnitt, in welchem gezeigt werden soll, daß Schiller der Universalerbe von Klopstock's Geist gewesen sei, und als solcher, unterstützt durch größere Lebenswürdigkeit und größere Vollendung der Form, den unmittelbaren Verkehr zwischen Klopstock und der lesenden Welt vernichtet habe; ohne Schiller also würde Klopstock heute noch so allgemein und so eifrig gelesen werden wie vor 70 Jahren? oder mit andern Worten, wenn nicht gerade ein glücklicher Zufall in Schiller eine neue dichterische Größe erweckt hätte, so würde die deutsche Poesie hübsch ruhig stehen geblieben sein und erwartet haben, bis diese Größe einmal käme? Solche Ansichten von literarischem und überhaupt geistigem Bildungs gange sollten doch jetzt wahrlich nicht mehr vorkommen: hätte in dem geistigen Zustande unsers Volks nicht das Bedürfnis gelegen, über Klopstock hinauszugehen, so wäre auch Schiller nicht über ihn hinausgegangen; hätte es aber Schiller nicht gethan, so würden es Andere ge-

than haben und haben es auch in der That viele andere Dichter gethan, von denen ich nur G. F. D. Schubart den Patrioten und den göttlinger Dichterbund trotz seiner ungemessenen Verehrung Klopstock's nennen will. Daß Klopstock und Schiller in ihrer Weltanschauung mancherlei gemein hatten, ist nicht zu leugnen; daß sie aber in Ausübung der Dichtkunst ganz verschiedene Wege wandelten, zeigt schon der Umstand, daß Schiller seine eigentliche Heimat im Drama fand, wohinein sich Klopstock's Muse trotz aller Bemühung nicht finden konnte.

Den Haupttheil des Buches scheinen nun die Abschnitte V—IX (S. 59—103) bilden zu sollen, in denen das persönliche Verhältniß der beiden Dichter zueinander besprochen wird. Es ist hier ein mannichfaches Detail aus Goethe's und Klopstock's u. A. Schriften und Briefen zusammengetragen; das ist aber auch so ziemlich Alles; von einer geistigen Durchdringung dieser Materialien und einer über ihnen stehenden Kritik ist nicht die Rede. Ref. theilt deshalb nur das Resultat des Ganges mit: „Wir glauben Beider Größe unbeschadet unsere Leser überzeugt zu haben, daß Niemand für Goethe weniger gemacht war als Klopstock, wie Servinus sich einmal kurz ausgedrückt hat“; und damit hat Servinus etwas so Wahres und so Klares gesagt, daß es etwas höchst Überflüssiges ist, ein ganzes Buch zu schreiben, um jenen Ausspruch nochmals zu beweisen.

Eine Erwähnung verlangen noch die sechs Beilagen, die die größere Hälfte des Buches ausmachen: 1) „Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe“ enthält zwei Briefe von Klopstock und einen von Goethe, welche vor etwa acht Jahren als besondere Broschüre erschienen, hier also, wo nicht ein Nachdruck, doch bloße Wiederholung von etwas, Demen, die es interessirt, längst Bekanntem ist. 2) „Aus dem Schreiben eines noch lebenden persönlichen Freundes Klopstock's an den Herausgeber.“ Da der Briefsteller, „ein würdiger Siebzigjähriger, nicht genannt sein will“, so wird Hr. Pfeiffer gütlich erlauben, daß wir, an die von ihm entdeckten Briefe Friederike's gedenkend, zuerst nach der Echtheit dieses Schreibens fragen: bestimmte Indicien gegen dieselbe findet Rec. nicht, ebenso wenig aber ist er unumstößlich von derselben überzeugt; ob ein darin enthaltenes Epigramm Klopstock's gegen Goethe bisher unbekannt und ob es überhaupt echt ist, weiß Rec. nicht zu bestimmen; wesentlich Neues und zugleich Charakteristisches bringt der Brief nicht. 3) „Briefe aus Ottenen“ (S. 115—173); sechs Briefe, welche Einiges über Goethe, Manches über Klopstock und Vieles enthalten, welches keinen von Beiden betrifft, dagegen mancherlei über Göttingen und seine Umgebungen, über J. G. Hoffmann, W. H. Hoffmann u. A. durcheinandersprechen; eine umfassende Detailkenntnis der deutschen Literatur und Literaten ist auch hier ersichtlich, aber Hr. Pfeiffer's eigene Betrachtungen und Urtheile sind durch und durch subjectiver und unreifer Natur: Klopstock wird bald in den Himmel erhoben, und dann heißt es wieder: „Beide, Klopstock und Goethe, haben sich überlebt und standen zuletzt als halbe Caricaturen der Poesie außerhalb des Publicums, von Wenigen umräuchert“ u. s. w. Es sollte eben ein Buch werden, und da nahm es freilich durch diese Briefe nicht wenig an Umfang zu. 4) „Stimmen über Goethe und Klopstock aus der ersten Zeit ihres Ruhms“; es sind dies allerhand Excerpte, wie man sie sich wol zum eigenen Bedarf macht, ohne alle bestimmte Folge, sei es nach den Verfassern, oder nach der Zeit, abgedruckt, manches ältere, jetzt fast verschollene Wort, so von G. F. Jacobi, Wieland, Gleim, Feine, J. W. Göde, Mendelssohn, Garve; aus Lessing's „Literaturbriefen“ ist der 19., mit vielen nicht angegebenen Auslassungen abgedruckt, nicht aber der als Gegenstück durchaus nöthige 111.; dazwischen finden sich dann wieder Stellen aus den neuesten Briefsammlungen, z. B. Merck's, Haem's. Die Zeit, wo ein solcher wässrer Notizenkram an sich auf Anerkennung Anspruch machen konnte, ist zum Glück vorüber. 5) „Klopstock's Orthographie“, höchst überflüssiger Abdruck von dessen sechstem und achtem Fragment „Über Sprache und Dichtkunst“. 6) „Klopstock's Schreiben an den Minister Roland“ vom 19. Nov. 1792 war dem Rec. in-

*) Obiges war bereits geschrieben, als ich die dankenswerthen Mittheilungen von Hrn. Dr. Braunfels in Nr. 334 d. Bl. f. 1841 kennen lernte; sie ändern Einiges am Sachbestande, aber Nichts in der Beurtheilung von Hrn. Pfeiffer's Verfahren, aber vielmehr sie müssen unser Urtheil gegen dasselbe noch verschärfen.†)

†) Hierbei dürfte doch auch die Erwähnung von Hrn. Freund Pfeiffer an Dr. Ludw. Braunfels in Nr. 365 d. Bl. f. 1841 einigermaßen zu beachten sein. D. Rec.

teressant, doch weiß er nicht, ob es eine neue Veröffentlichung ist; Dr. Pfeiffer sagt nichts darüber.

Dat Hrc. so über diese ganze Schrift nur Tadel aussprechen können, so hat er doch auch nicht verschwiegen, daß Dr. Pfeiffer im Besitze zahlreicher Spezialkenntnisse ist, und aus ihnen bringt er auch manches Curiosum zum Vorschein; sollte er sich einmal die Mühe geben, in dieses Chaos eine Durchgeistigung einbringen zu lassen und mit gewissenhaftem Ernst an eine derartige Arbeit gehen: dann würde er wol willkommene Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte der letzten hundert Jahre geben können; ohne dies freilich ist es um die Kenntnisse nur schade! 34.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Unter den Frauen, die den stillen Pfad des weiblichen Daseins verlassend, um die Ehren des Parnasses geworden haben, ist mehr als eine, der die französische Literatur eine duftende Blüte verdankt. Diese Blüten zusammenzuwinden und so barzutun, was vom weiblichen Geschlechte auf dem Felde der Poesie zu Tage gebracht, ist der Zweck einer interessanten Sammlung unter dem Titel: „Chefs-d'oeuvre poétiques des dames françaises, depuis le 13ième siècle jusqu'au 17ième“ (Paris 1841). Die ersten Damen Frankreichs, deren poetische Schöpfungen auf uns gekommen, sind die Troubadouresses: Barbe de Berrue und Agnes de Bragelongue. Der erstere schreibt man verschiedene Fabliaux von Griselidis, von Wilh. von Glanbern zu; letztere wird als Verfasserin eines Gedichtes von Gaubriel von Bergy angeführt. Der poetische Werth dieser ersten Proben ist nicht sehr hoch anzuschlagen. Die Sprache mußte erst von Manneskraft geformt, das Clavier der Sprache mußte, so zu sagen, erst von männlicher Hand ausgespielt werden, ehe weibliche Finger die Tasten mit Leichtigkeit bewegen konnten. Im Allgemeinen sind die Weiber im Mittelalter mehr Gegenstand des Liedes („Stoff zu unzähligen Nachtigallengesängen“; Rückert) als selbst Sängertinnen. Dieser erste Theil der Sammlung hat mehr historischen als poetischen Werth. Der Verf. hätte manche duftlose, vertrocknete Blüte aus seinem Kranze weglassen können. So sind z. B. selbst die Lieder der berühmten Christine von Pisan ohne allen poetischen Zauber, kalt, pedantisch, mit dürrer gelehrten Brocken aufgestaut. Der Stern am dichterischen Horizonte des 15. Jahrhunderts ist Clotilde von Surville. Wir können die literarischen Geben über die dieser Dichterin zugeschriebenen Poesien nur mit zwei Worten andeuten, obgleich der Gegenstand durch Gaubry's Übertragung u. s. w. auch für uns eine gewisse Bedeutung erhalten hat. Neuere Beleuchtungen der im J. 1823 von Charles Barbours herausgegebenen Sammlung dürften als gewiß herausstellen, daß weder Clotilde von Surville noch der Herausgeber wirklicher Verfasser der Gedichte ist. Sainte-Beuve hat kürzlich in einem lehrwerthen Artikel der „Revue des deux mondes“ die verschiedenen Ansichten über diese literarische Frage lichtvoll dargelegt. Die Untersuchungen des geistreichen Kritikers ergeben folgendes Resultat. Der Verf. der untergeschobenen Gedichte ist ein Abkomme der Surville, der, den Namen seiner Aelin benutzend, eine beträchtliche Anzahl reizender Dichtungen schuf, in die er vielleicht einzelne Verse der Clotilde mit einfließen ließ. Ihren dichterischen Werth wird Niemand rauben und selbst der Freund mittelalterlicher Dichtung wird sie nicht unbedachtet lassen, dem Kunstmaler gleich (wie Raynouard schon 1824 schrieb), der in seinem Cabinet nachgemachte Münzen des Alterthums an die Seite der echten legt. Das 16. Jahrhundert beginnt mit mehreren Lieder der Dame Pernette de Sautet, dann kommen Mad. de Gournay, Diana de Poitiers, Mlle. Komien, welche letztere einen kurzen „Discours“ zur Sammlung beigezeichnet hat. Die Dichterin kämpft in ihren Versen für den Vorrang des weiblichen Geschlechtes; dies dürfte vielleicht die erste Spur der Weiberemanzipation sein.

Hieran reihen sich die gelehrten Damen des 16. und 17. Jahrhunderts, die in ihren von Gelehrsamkeit überladenen Dichtungen Montaigne's pedantische Manier nachahmen. Auch Louise Labé, la belle cordière von Lyon, trinkt zu viel am Borne des Alterthums. Selbständiger Poesie athmet jedoch in einigen ihrer kleinen Gedichte, wo sie weniger unter dem Einflusse Daul's und Doid's steht. Im 17. Jahrhundert Cornéille's und Racine's wächst die Zahl der den Mufen, aber nicht immer den Grazien opfernden Frauen um ein beträchtliches. Wir müssen darauf verzichten einzelne Namen aufzuzählen, um so mehr da Mad. Dacier, Scudéry u. A. keine Repräsentantin aufzuweisen haben, die dem männlichen Geschlechte die Herrschaft in der Gelehrten- und Dichterrepublik streitig machen könnte. Die neuere Zeit erst hat in Mad. de Staël und G. Sand zwei Dichterinnen geboren, die einen unleugbaren, bedeutenden Einfluß auf den Gang der französischen Literatur ausgeübt haben.

Eine andere wichtige Gesichtsammmlung ist: „Recueil des chants historiques français depuis le 12ième jusqu'au 18ième siècle“, von Leroir de Lincy (erster Band, Paris 1841). Dieses Werk hat historischen Werth. Der Geschichtschreiber Frankreichs kann in diesen zum Theil ganz volksthümlich gewordenen Liedern goldreichere Minen entdecken als in manchen staubigen Bibliotheken. Wir verweisen nur auf die Nummern, welche die Revolution der Barone gegen Blanche de Castille (1226—30) betreffen; sodann auf die Lieder des 15. Jahrhunderts, in denen sich der lebhafteste Haß gegen den Feind Frankreichs, gegen den Engländer, Luft macht. So z. B. ein Lied von Duver Basselin:

Entre vous, gens de village,
Qui armez le roi français,
Prenez chacun son courage
Pour combattre les Anglais.
Prenez chacun une houe
Pour mieux les déraciner:
S'ils ne s'en veulent aller,
Au moins faites-leur la moue,
Ne craignez point, allez battre
Ces godons (goddams) . . .
A fin qu'on les esbafoue
Autant qu'en pourrais trouver
Fakes au gibet mener . . .
Pour dieu! si-je-les empoigne,
Puisque j'en jure une fois,
Je leur montrerai sans hoigne
De quel poison sont mes doigts.

Der Poet, der in diesen Versen so grimmen Haß gegen die Goddams ausspricht, ergriff die Waffen gegen den Feind seines Vaterlandes, kam aber in einem der ersten Gefechte ums Leben.

In einer frühern Notiz haben wir auf Old Nic als einen der geistreichsten französischen Kritiker der Gegenwart hingewiesen. Wir haben vergessen die Maske des interessanten Pseudonymen zu heben. Er heißt de Castre. Gegenwärtig ist von ihm ein größeres Werk im Erscheinen begriffen: „Les petites misères de la vie“, das Grandville mit seinem unnaahmlichen Griffel verziert. 32.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:
Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen von Georg Freiherrn von Bredow. 8. Geh. 18 Ngr.
Leipzig, im Januar 1842.
F. A. Brockhaus.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 41.

10. Februar 1842.

Zeitstimmen.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Wenn uns etwas an der Lebenskraft der zum Tode verurtheilten, der mit Keulen zerschmetterten oder mittelst als todeschwach aufgegebenen Ideen zweifeln ließ, so wären es jene Malcontenten gewesen, von denen wir anhuben. Eine Sache, die nur Zerrißene und Raisonneure erzeugt, als letztes Product der geistigen Anstrengungen, hat übeln Credit. Das alte Lutherwort — seine strengen Verehrer werden mir's freilich nicht verzeihen, daß ich es auf den Liberalismus anwende — „ist's Gottes Werk, so wird's befehlen, ist's u. s. w.“, ist durch die Geschichte noch nicht widerlegt. Von einem Aufgeben ist bei ihnen freilich nicht die Rede, aber eine gute Sache, die unsere Seele erfüllt, macht uns freudig und frisch, auch im Märtyrertume, sie begnügt sich nicht mit hohlen Worten und Banalphrasen. An den grauen Phrasen litt der Liberalismus in Deutschland, weit mehr als an der viel, zum Theil mit Unrecht gerügten Thatenlosigkeit. Unsere ideal doctrinaire Selbstgenügsamkeit spukte. Wer sie dociren hört, ohne Liebe, Glaube und Hoffnung, und doch mit der Selbstzufriedenheit, mit dem sichern, begeisterungslosen Alleswissen und Allesconstruiren, wie unsere Väter die jungen Kantianer, wir in unserer Jugend die mit Allem fertigen Fichtianer, ich verargte es ihm nicht, wenn er den liberalen Ideen den Rückenehrte, wenigstens auf 24 Stunden, bis er die Doctrin verdaut hat.

Siehe da, der alte Gott verläßt die Deutschen nicht, auch nicht die liberalen Deutschen. Diesmal meine ich — und hier mögen mir die Pietisten verzeihen! — unter dem alten Gotte den, der uns die Lieder zu seinem Preise in die Brust gab, der seine Menschen nicht zerrissen will, und nicht als Duckmäuser, sondern froh, und die Brust soll sich heben, der Mund soll tönen vom Gesange. Nein, auch der Liberalismus soll nicht in verdauungslosen Phrasen verdumpfen; er soll lebendig werden durch das Lied. Gegen Doctrinen hat die Poesie Mittel. Sie weiß sie zu fassen, irgend wie, oder sie beschwört sie durch gelehrte Geister. Aber gegen Lieder hat sie keine Macht. Das ist von Uralters so, von Solon's Zeiten her. Lieder haben Herrscher gestürzt und Völker erhoben. Gegen Lieder zieht man keine Grenzcordons; keine Gefängnisse sind so fest, daß nicht durch die Mauern ein Lied vordringt. Ihr

Gist weht mit der Luft uns an; so berauschend ist es, daß Der, den das Lied trifft, unwillkürlich es mitsingt. Vergessen lernt ein Volk Vieles, wie der Deutsche so lange seine alte Herrlichkeit, aber ein Lied, das im Volke gelebt, vergißt sich nicht. Lieber kann man nicht verbieten. Nur ihren Debit; das trifft die gedruckte Verpuppung. Die mag man aufgreifen und zu Pappe zerkampfen oder versiegeln; der Schmetterling fliegt frei in den Lüften. Und, was noch schlimmer, gegen ein Lied gibt es gar keine Waffen. Und wenn eine Regierung über zehn Akademien zu befehlen hätte und in jeder säßen die ersten Dichter des Staates — versteht sich, eines imaginären; denn in deutschen Staaten dürfen keine Dichter in den Akademien sitzen —, so ließe sich zwar denken, daß sie ihnen Befehle, ein loyales Vertheidigungsgegentlied gegen das liberale Angriffslied zu dichten, aber ganz undenkbar wäre es, daß dieses Lied die Macht des ersten paralyisirte.

Und gerade während wir ihn in Phrasen sich abquälen sahen und Viele aufs neue seinen Tod voraussagten, erhebt sich der Liberalismus auf den Flügeln des Liebes. Dies geschah freilich schon ehemals, Deutschland hat immer seine Sänger gehabt, und Anastasius Grün, der vor Jahren so mächtig und wunderbar in die Saiten griff, hat es ihnen zuvorgethan und gezeigt, wie die neuen Ideen in der Sprache der uralten und immer frischen Natur sich ausdrücken lassen. Aber auffällig ist es, wie viele Stimmen der Zeit plötzlich und fast zu gleicher Zeit singen. Den Liberalismus, der mit Fragen petitionirte, mit Doctrinen ennuyirte, glaubten sie von sich abgewiesen zu haben, wenigstens auf einige Zeit; daß er sich aber plötzlich in Poesie umsetzen würde, war gewiß für Viele, die ihn nur für eine Ausgeburt der Hölle erklären, überraschend. Glaubten diese doch, wenigstens die edlern Gatonen unter ihnen, die Poesie sei auf ihrer Seite. Sie, die heitere Himmelstochter oder die erhabene, die zu den Sternen aufsteigt oder hinab in die heiligsten Tiefen der Gemüthswelt, habe nichts gemein mit den stimmernden Chimären und trockenen Verstandesspielen. Sie müssen ihren Schild erheben zum Schirm vor der alten, ehrwürdigen, historischen Welt. Aber nein, grade umgekehrt. Die von den ältern Dichtern, welche es wol vermöchten, lassen ihre Leier ruhen; sie stimmen nicht einmal elegische Wehklagen an. Sie schweigen und erwarten, was die

Zeit bringt. Diese aber greift mit einer Reiztheit in die Saiten, wie es in Deutschland unerhört ist.

Ja, von diesen Reizstimmen wollte ich reden, von diesen blühenden, schwirrenden, klingenden Liedern an unserm politischen Horizonte; aber — eine Dame, die ich nicht nennen will, sonst der Poesie nicht feindlich gesinnt, nur apathisch, hebt den Finger und flüstert mir zu: „Schweige lieber. Ich könnte wol dich darüber sprechen lassen, aber es ist doch besser und sicherer, wenn du nicht redest.“ Ich muß gehorchen, ungern; denn das Herz ist voll und der Mund möchte gern überfließen. Et was, ich rede ja nicht von den Puppen der Lieder, die sie einpacken mögen und versiegeln; von den Schmetterlingen rede ich, die lustig umherflattern. Die Luft ist frei; wer Lust hat zu sehen, der sieht sie. Die Lieder klingen so süß, naiv, sinnbezaubernd. Ich habe es mit ihrer Poesie zu thun, nicht mit den Namen der Sänger, oder gar ihren Titeln. Die Poesie bleibt Poesie.

Namen nenne ich nicht, aber ich denke an drei Frühlingslieder. Ein Kukuk, eine Lerche und eine Nachtigall, warum sollten sie nicht auch einmal politische Lieder singen. Der Kukuk könnte mit dem Gleichnisse am wenigsten zufrieden sein, aber weshalb muß er auch so unpolitisch handeln, politische Lieder anzustimmen. Das *alpha privativum* schützt ihn nicht vor dem Fallenauge der Polizei. Der Kukuk war ehemals ein freundlicher Sänger, der in allerhand anmuthigen Lauten süße und liebliche Gefühle von Liebe und Lust sang; gar kein Mißvergnügter, ehrte er vielmehr wie ein Dichter der guten Zeit die Dinge, die er schaute, und wußte ihnen eine freundliche Seite abzugewinnen. Er war ein geschickter Sänger, nichts weniger als monoton, vielmehr, wenn man will, etwas papagenartig, aber im besten Sinne. So ahmte er die Sänger vieler Zeiten recht anmuthig nach. Woher es gekommen, daß er sich verbitterte, ob es die allgemeinen Gründe waren, oder, wie die Fabel behauptet, ein ganz specieller, darüber fehlt uns die Kunde. Genug, nachdem er in sanfterer Weise anfang unpolitisch zu singen, ist plötzlich ein schadensfroher Geist in ihn gefahren und mit einer außerordentlichen Reiztheit und großer Naivheit singt er die Übelstände der Zeit an, klein und groß; nichts ist ihm zu hoch, nichts zu gering. Schlagwirkungen sind es. Man war erstaunt, gerade diesen harmlosen Sänger so rücksichtslos ausschlagen zu sehen, und das mag die Wirkung vermehrt haben. Aber im Walde der Poesie hat der Kukuk sich dadurch keinen bessern Namen gemacht. Im Gegentheil hören wir mit Bedauern, daß die Forstpolizei darauf aus ist — ihn aus seinem Neste zu treiben. Siehe da, wie das Gleichniß hinkt. Der Kukuk legt ja in fremde Nester; seines hat man noch nicht gefunden. Hoffe man, daß er sich bald selbst wiederfinde; es wäre schade, einen noch lebensfrohen Sänger unter den Malcontenten untergehen zu sehen, d. h. abfallen vom Leben.

Die Lerche steigt wirbelnd auf in die Lüfte, vom Heere der andern Sangvögel weg. Eine Lerche mit wunderbaren Melodien. Wo mag sie diese Lieder gelernt

haben! Unter den Lebendigen wußte ich Keinen, dem sie's abgelauscht. Das ist eine ganz neue Schwungkraft; möchte ich ihr auch nicht überall hinfolgen, bewundern muß ich doch diese aushaltende Begeisterung. Kame sie nur aus dem Lager der Malcontenten, so ist noch Hoffnung, daß sie dahin nicht zurückkehrt. Es ließe sich viel über diese Lieder sagen, aber es ist zu viel, um es gelegentlich abzu thun; und es wird doch vielleicht eine eigene Gelegenheit kommen, denn unmöglich kann sie nach solchen Tönen schweigen.

Endlich eine Nachtigall. Viel Fragen sind nach ihr, wer sie eigentlich ist. Ich vermeinte, sie sei aufgestiegen unsern von der Lüneburger Heide. Nicht das Gespensterweib, von dem sie uns so gräßlich singt, ließ mich's glauben, noch die genaue Kenntniß der Örtlichkeit. Es war der tiefe Schmerz, der mehr verschweigt, als er ausspricht, es war die unendlich tiefe Innigkeit, neben dem Haß die Liebe, ja, sogar im Haß, die hier an näheren Bande mahnt, als die der kosmopolitischen Reflexion. Nun soll ich mich geirrt haben und man weist den Dingen eine andere Stätte an. Ich muß gestehen, daß ich es von daher nicht erwartet hatte. Die Nachtigall ist ein Nachtwächter bekanntlich, und kosmopolitisch ist sie auch, denn ihre wollüstigen Töne schmettert sie durch aller Herren Länder. Sie hat kein Vaterland. Das ist das Einzige, was mir an dieser Nachtigall nicht gefällt. So volle innige, zarte, schallhafte Töne, eine solche Herrschaft des Geistes über das Wort — was weiß sie die fremden barocksten Zeitfragen in deutschen Versen zu versinnlichen — und sie hat doch kein deutsches Vaterland! Ihres ist nur im Gebiete der Träume. Schade! Schade, daß sie am Rheine lächeln kann, nicht über den „freien Rhein“, das wollten wir ihr lassen, aber über den alten Invaliden aus den Befreiungskriegen, dessen Phantasie sich noch lehzt an der Erinnerung von Blücher's Schimmel. Die Nachtigall will noch sehr jung sein, sie war noch nicht flügge, als Goethe starb; hoffen wir deshalb, daß, wenn sie sich eine Weile in der kosmopolitischen Bläue und Leere umgetrieben, sie zur Erkenntniß kommt, daß das Herz ein Vaterland haben muß. Ein Herz hat sie, trotz ihrer grimmigen Bitterkeit, trotz ihres verzehrenden Wüthes; das eben beweist uns die Lüneburger Heide und die Thräne am Fenster, die ein blinder Königssohn vergießt.

Ist es nicht zu beklagen, hören wir einige freundliche Geister ausrufen, daß solche Dichter — denn daß sie es sind, müssen auch die Andersdenkenden zugeben — ihre Stimmen nur der Zeit leihen und mit Zeitfragen ihre Poesie verkümmern? Ist es nicht zu beklagen, daß wir um deshalb die besten Ergüsse der neuern deutschen Lyrik entbehren, nur verkohlten lesen. Andere wüthen über die Krankheit der Zeit, sehen den jüngsten Tag anbrechen. Das kann man lesen, singen, entzückt sein, und sieht nicht, wie alles Große und Herrliche damit zusammenbricht — ! Es bricht noch nicht, es wird noch eine gute Weile halten, und die alte Form, Gott weiß, um wie viel Zeit, wird den ausgestorbenen Geist überdauern.

Aber Zeichen sind es, warnende Zeichen, daß nicht in dem Idealisten, Träumern, unruhigen Köpfen mehr, als im deutschen Volke ein anderer Geist lebt, als ihr glaubt. Ich würde mit euch Behe rufen, wenn dieser junge gährende Geist plötzlich die Fägel der Herrschaft ergriffe und seine Träume auch einmal zur Wahrheit machen wollte. Des seid unbesorgt. Es ist ein stiller, großer Widerstand in der Pietät des deutschen Volkes. Aber ist das kein Zeichen, daß diese große träge Masse, die am Ende über jede Bewegung entscheidet, dazu schweigt! Sie ist nicht entrüstet, sie lauscht mit Vergnügen auf diese widersprechenden Stimmen. Sie billigt keineswegs Alles darin, aber sie erkennt die Macht eines Geistes, der mächtiger ist als alle Gebote. Ein guter Wille ist auch oben da, er ist viel besser geworden, das darf nicht verkannt werden, aber die Erkenntnis des Nothwendigen, des Unvermeidlichen fehlt. Noch immer wollen sie sich täuschen in gutem Glauben, wenn man nur die alten Sagen etwas vom Schlamm und Rost reinige, werde sich der neue Geist da hineinbequemen. Es ist zu spät. Er geht seine eigene Wege, bricht sich seine eigenen Betten. Wie viele Wildwässer, die Mühlen treiben, Hämmer bewegen, Schiffe tragen könnten, gehen verloren, weil gerade die Bessern nicht die Augen öffnen, noch am Wahne hängen, die tobenden Bäche in die alten Kanäle zwingen zu können. Darum willkommen, ihr Lieder, was Phrasen nicht vermögen, dem lebendigen Gesange gelingt es doch vielleicht.

(Der Beschluß folgt.)

Piotrkowicer Auszüge, oder einige Auszüge aus der Bibliotheksammlung in Piotrkowicz, herausgegeben von Andreas Eduard Kozmian. Breslau, Schletter. 1841.

Die ungeheuern Ereignisse des letzten Decenniums im vorigen Jahrhunderte gaben Europa das Ansehen einer Gegend, die von fürchterlichen vulkanischen Ausbrüchen verunstaltet wird. Und Polen war das große Perculanum, das in Folge dieser Welterschütterung in Schutt und Asche sank und, mit vernichtender Lava überschüttet, aus der politischen Reihe der Staaten verschwand. Es ist an unserer Zeit, in diesen unterirdischen Gegenden Nachgrabungen anzustellen, um die glänzenden Denkmäler jener Tage aus der tiefen Finsterniß, in der sie noch verborgen ruhen, an das Tageslicht zu fördern, damit das frische, lebenswarme Colorit, in dem sie prangen, dem gegenwärtigen Geschlechte ein recht lebendiges Bild der Vergangenheit vorhalte. Und in der That beschäftigen sich gegenwärtig fast alle die fähigsten Köpfe Polens mehr oder weniger mit Geschichte; insbesondere gilt das von denen, welche im eigentlichen Polen zurückgeblieben sind; und es scheint darin nicht die einzige Ursache hiervon zu liegen, daß man sich nach dem Tode mit größter Anhänglichkeit sehnzt, als da sie noch am Leben waren. Auch der Herausgeber der besagten „Auszüge“ gehört zu diesen Männern, welche die Geschichte ihres unglücklichen Vaterlandes zu ihrem Lieblingsstudium erwählt haben. Sechzehn lange Jahre hindurch sammelte er allerlei Handschriften, seltene Druckwerke und dergleichen historische Quellen, die andern Forschern weniger zugänglich sein dürften; und da er der Ansicht ist, daß das Schicksal einer Nation und ihre ganze Vergangenheit ein Theil ihrer selbst ist und daher das Eigenthum der Gesamtheit werden muß, soll diese endlich zum Bewußtsein ihrer selbst gelangen, so übergibt er nun Theile seiner großen Sammlungen

der Öffentlichkeit. „Es war eine Zeit der Arbeit, eine mühsame Zeit voll Sorgen und Mühseligkeit, diese Zeit des Sammelns; nun aber ist der Augenblick gekommen, wo das Gesammelte seinen Nutzen bringen soll. Das Feld, das ich bearbeitete, war viel beschränkter als so manches andere; die Ernte von demselben weit weniger ergiebig. Die Gesellschaft, zu der ich einlade, wird auch weniger überfüllt, weniger glänzend sein als so manche, zu der uns Andere einzuladen im Stande wären. Aber vielleicht könnte gerade auch mein Beispiel dazu beitragen, bei eben solchen Reichen die Lust zu erzeugen, daß auch sie an der volksthümlichen Öffentlichkeit einen bestimmten Antheil nehmen und die Schätze, die sie besitzen, zu deren Bestem verwenden.“

Das Wichtigste aus diesen Schriften, die Hr. Kozmian uns mittheilt, sind die Briefe des Königs Stanislaw August an Adam Karuszewicz, dann das Tagebuch während des Aufenthaltes desselben Königs in Kaniow, und endlich die Dichtungen aus der Zeit des Interregnums nach dem Tode Johann's III., die die von Vespasian Kochowski zu sein scheinen. Dem Herausgeber fielen einige Papiere nach Adam Karuszewicz in die Hände, welche unter den ökonomischen Rechnungen der Güter des Bisthums Luck (Karuszewicz war Bischof von Luck) gefunden worden waren. Darunter waren denn mehr als 100 Briefe Stanislaw August's an Karuszewicz aus dem Zeitraume von 1773—98. Von diesen wählte Hr. Kozmian 31 für den Druck aus. Sie zeigen, in welchen freundschaftlichen Verhältnissen sie zueinander standen. Es war das natürlich eine königliche Freundschaft, obgleich die eines schwachen Königs. Man sieht nirgend, daß er ihn zum Dienste der Republik gebrauchte, oder seinen Rath in Regierungssachen anspreche; nein, sondern er ladet ihn etwa bei einem Namenstage zu Tisch ein und bittet ihn einige Verslein zu dieser Gelegenheit mitzubringen (Brief I), oder verlangt Aufklärung, ob die Auffchrift eines Ordens: „praemiando incitat“ nicht vielleicht ein Barbarismus gegen die Sprache sei (Brief VI), wie man einen Saal gut lateinisch benennen könnte (Brief XIV), wann und bei welcher Gelegenheit die Philipower aus Moskau nach Polen gekommen, womit der König wahrscheinlich beim Landtage glänzen wollte (Brief XVII), und so Ahaliches (die Briefe XIX, XX, XXI). Man sieht aus diesen Briefen auch, wie zahlreich die Klienten des königlichen Günstlings waren und wie gern der König die von diesem begünstigten Personen mit Orden und Würden überschüttete, mit welcher sithlichen Schwäche endlich der König handelte, wenn er dem Bischof etwas abschlagen mußte (besonders die Briefe V, VII, VIII, IX, X, XII, XXII, XXVI). Charakteristisch ist Brief XII, wo es heißt: „Ich willfahr dir gern in jedem Dinge. Ich würde dir (die Polen nennen bei der größten Höflichkeit einander du) also auch sehr gern einen Platz für die Zeglerker besorgen. Aber bei dem Landtage müssen so sehr viel Plätze gemiethet werden, und sie sind überdies theuer und schwer zu bekommen. Auch habe ich außerdem Ausgaben in Überzahl. Das ist so wahr, wie das, daß ich an dich schreibe. Wann du ankommst, wirst du mir herzlich willkommen sein.“

Das Tagebuch von Kaniow im Jahre 1787 ist in französischer Sprache geschrieben, und zwar, wie der Herausgeber meint, von der Hand der Frau Marschallin Knishkowa. Auch diese Handschrift ward unter jenen Rechnungen des Karuszewicz gefunden. „Es ist recht interessant“, heißt es in diesem Tagebuch, „wie der König, der nach einer so langen Trennung nun wieder das erste Mal mit der Kaiserin zusammenkommt, ordentlich hastet nach schmückhaften und süßen Ausdrücken für sie; und wie die Kaiserin Katharina sich bemüht, nicht hinter ihm zurückzubleiben; wie unter diesen gekrönten Häuptern noch in ihrem vorgeschrittenen Alter der Reiz des Wides so herrschend sich zeigt. Interessant, wie so jedes Wort mit Neugierde angehört, gelobt, bewundert wird, wie die Lust von Versailles auch die Höfe von Petersburg und Warschau umweht, und wie oft ein einziges Wort, mit etwas Witz versehen, ein größeres

Ergebnis wird als eine verlorene Schlacht, oder ein gebrochener oder wieder erneuerter Traktat." Am Schluß beschreibt das Tagebuch auch noch eine Zusammenkunft des Kaisers von Österreich mit Stanislaw, am 11. Mai in Konstantinopel. Der Kaiser kam mit Begleitung des Fürsten Rinsky unter dem Namen eines Grafen Falkenstein und fuhr unmittelbar in die Wohnung des Königs, den er sogleich in seinem Cabinet aufsuchte. Fast anderthalb Stunden sprachen sie hier bei verschlossenen Thüren über die wichtigen Gegenstände der Gegenwart, zuletzt aber über Polen, und der Kaiser gab in einer herzlichen Aufwallung dem Könige sein Wort: „Qu'il ne touchera pas à un seul arbre, qui appartient à la Pologne, et qu'il l'en assurait comme empereur!" Welche Wirkung müssen diese Worte jetzt auf die Polen machen!

Die beigelegten Poesien schreibt der Herausgeber mit vieler Wahrheitsliebe dem Verf. der „Klimaktery“, der Klagen des leidenden Vaterlandes (nach dem Tode Johann's III.), Koschowski, zu. Sie sind ein schönes Denkmal der polnischen Poesie des 17. Jahrhunderts und können mehr als Satire gegen die Witwe Johann's III. gelten. Unter den kleineren Sachen erwähnen wir noch eines eigenhändigen Briefes von Joh. Grafen Czernichow in französischer Sprache, worin dieser Präsident der russischen Admiralität von Karuzjewicz fordert, der gelehrte Historiker wolle ihm aus historischen Gründen darthun, daß das Geschlecht der Grafen Czernichow aus Polen, und zwar von einem gewissen Czerniecki abstamme, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Polen nach Rußland übersiedelte. Die Abhandlung von Karuzjewicz, dem Grafen zu Gefallen auch in französischer Sprache geschrieben, ist ebenfalls den „Ausgaben“ beigelegt. (Tyg. lit.) Z. P. Jordan.

Literarische Miscellen.

Kurz vor seinem Tode hat der unlängst verstorbene englische Novellist und Journalredacteur, Theodor Hook, ein Buch fertig gemacht, das seitdem unter dem Titel „The parish clerk“ in drei Theilen erschienen ist. Wol mag es recht und gut und sogar christlich sein, den Todten zur Günstigen nachzureden; aber für die Kritik gilt das Alles überwiegende Gebot, wahr zu sein, und deshalb steht nicht zu leugnen, daß, ehe Hook körperlich starb, er, wenn nicht geistig, mindestens literarisch zu drei Vierteln todt war. In Quern Früchten soll man Euch erkennen, und Hook's letzte Früchte — waren wurmfest. Das ist nun zwar mit „The parish clerk“ nicht der Fall; aber Hook nennt sich nicht Verfasser, sondern Herausgeber, edited by —, hat in erster Qualität bloß eine lange Introduction beigefügt und gerade durch diese obiges Urtheil bestätigt. Er erzählte darin, wie er mit dem amüsanten Küster bekannt worden ist und von ihm die drei nachfolgenden Geschichten erlangt hat. Doch dürfte es weniger gereuen, das überschlagen als es gelesen zu haben. Forcirtter Witz ist unter allen Witzsorten eine der geschmacklosesten. Die drei Geschichten hingegen verdienen Lob. Sie sind überschrieben „Twin squires“, „Lieutenant's fall“ und „Treasure finders“. Hook war Humorist, als er die Redaction des „Humoristen“ antrat. Da erlosch sein Humor, und hat er an den drei Geschichten einigen Authortheil, so wäre das ein Beweis, daß die Redaction ihm neben dem Humor auch die Lustigkeit genommen. Keineswegs unmöglich, weder in England noch in Deutschland. Die drei Erzählungen nämlich sind düstern Inhalts — Mord, Verführung, Waterhoß und, von ihren fürchterlichsten Folgen begleitet, Spielwuth, Ausschweifung, Fanatismus. Manche Scene ist dem englischen Volkleben abgesehen.

Forbes Falconer, Prof. der morgenländischen Sprachen an der londoner Universität, hat unter dem Titel „Analytical account of the Sindibad Namah, or, Book of Sindibad, a persian manuscript poem in the library of the East India Company“, ein Buch veröffentlicht, das ausnahmsweise mehr ist

als scheint. Ein analytischer Bericht über ein persisches Manuscript verspricht im Allgemeinen wenig Unterhaltung; aber der Verf. hat sie dadurch gewährt, daß er mehr Theilnahmen des Originalwerks, abgekürzt zwar, doch nicht verstümmelt, auf eine ebenso sinnige als zierliche Weise in seine Analyse aufgenommen. Sehr interessant ist die Erklärung der Basis, auf welcher der persische Dichter sein Fabelgebäude gegründet, und nächst dem hellen Lichte, welches dieselbe auf die politischen und häuslichen Verhältnisse im Orient wirft, läßt sich auch im Decident manche heilsame Lehre daraus entnehmen. Einem mächtigen Monarchen, der lange kinderlos gewesen, wird endlich ein Sohn geboren, an welchem eine Menge Lehrer ihr Heil vergebens versuchen. Der junge Herr will schließlich nichts lernen. Da übergibt ihn der Vater dem weisen Sindibad, und Sindibad öffnet die verborgene Pforte seines Geistes und fällt diesen mit den Früchten seiner Studien und mit den Schätzen seiner Erfahrung. Plötzlich aber entdeckt der weise Sindibad, der in die Zukunft schaut, daß den Prinzen eine außerordentliche Gefahr bedroht, die er nur durch sieben Tage langes Schweigen abzuwenden vermöge. Am ersten dieser verhängnisvollen Tage wird der Prinz von der Favorite seines Vaters beschuldigt, ihrer Ehre nachgestellt zu haben, und da der Prinz schweigend jede Rechtfertigung verweigert, achtet der Vater das für den Beweis seiner Schuld und befiehlt, ihn zu tödten. Die Minister vereinigen sich, den Sultan zu Gunsten seines Sohnes umzustimmen, ziehen die Wahrheit des Zeugnisses seiner Frau in Zweifel und erzählen Fabeln und Geschichten als ebenso viele Belege für die Schlechtigkeit der Weiber. Die Favorite bedient sich derselben Waffe, fordert dringend Gerechtigkeit gegen den Prinzen und erläutert die übeln Folgen der Unentschlossenheit eines Königs durch eine gleichmäßige Zahl wohlgeordneter Belege. Von seinen Ministern auf der einen, von seiner Gemahlin auf der andern Seite bestürmt, leiht der schwankende Fürst beiden sein Ohr, und je nach dem Eindrucke, welchen die Erzählungen der Minister oder seiner Gemahlin auf ihn machen, beschließt er die Hinrichtung seines Sohnes oder widerruft sie. Da es sich nun fügt, daß er sieben Minister hat und jeder einen Tag erzählt, verzögert dies die Vollstreckung des Urtheils durch sieben Tage, und ehe die Minister ihren Vorrath an Geschichten erschöpft haben, hat der Prinzen Stern das Übergewicht gewonnen und die Gefahr ist abgewendet. Der alte König tritt ihm den Thron ab, und von Sindibad in den Lehren der Gerechtigkeit und Billigkeit erzogen, herrscht er lange und glücklich. Nach den von Falconer mitgetheilten Proben sind die Erzählungen vortrefflich, und es kann nur freuen zu hören, daß er das ganze, leider! nicht vollständige Manuscript übersehen und mit einem erklärenden Commentar versehen will. Das Manuscript ist das einzige seiner Art in Europa; doch hegt Falconer die Hoffnung, ein vollständiges aus Indien zu erlangen.

Wie vor kurzem Collier in einer eigenen, auch in d. Bl. erwähnten Broschüre die Nothwendigkeit einer neuen Shakespeare-Ausgabe nachzuweisen gesucht hat, so bringt James Orchard Halliwell in einer Schrift: „On the character of Sir John Falstaff, as originally exhibited by Shakspeare in the two parts of King Henry IV.“ (London 1841), die Frage zur Besprechung, ob Oldeste oder Falstaff der Name sei, welchen Shakespeare ursprünglich „diesem Berge voll Fett und Witz“ gegeben. Halliwell beantwortet die Frage sowohl auf den Grund von Documenten und Handschriften als durch künstliche Beweisführung, und während seine Extracte ein von dem streitigen Gegenstande unabhängiges Interesse haben, gelangt er auf scharfsinnige Weise zu dem, wie es scheint, folgerichtigen Resultate, daß Oldeste der ursprüngliche Name sei, der später aus besondern Ursachen in Falstaff verwandelt worden. Bekanntlich ist dies seit lange eine Tradition, die hierdurch ihre Bestätigung erhält. Viel Gewicht legt Halliwell auf die Stelle: „My old lord of the castle“, eine allerdings glaubliche Anspielung auf den Namen Oldeste.

Freitag,

Nr. 42.

11. Februar 1842.

Zeitstimmen.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Noch ein vierter Gesangvogel. Kein Kukul, keine Lerche und keine Nachtigall, mir fehlt das Gleichniß für den deutschen Sänger. Doch hier brauche ich es nicht. Ich darf ihn auftreten lassen, wie er sich dem Publicum gibt. Hat doch schon der Titel seiner Gedichte meinem Aufsatze den seinen geliehen. Er lautet:

Zeitstimmen. Zwölf Gedichte von Emanuel Geibel. Lübeck, Aschenfeldt. 1841. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Wir kennen ihn und ehren ihn, den wackern Dichter, der, lange Jahre im Hellas wehend, seine deutsche Gesinnung und sein deutsches Herz treu und rein zurückbrachte und erst jüngst uns durch seine gesammelten und geläuterten Dichtergaben erfreute. Kein Mann aus dem Lager der Malcontenten, ein Dichter von Mark, Kraft und Gesinnung, und Kede für die Erinnerungen und die Zukunft seines Vaterlandes. Wenn auch ein solcher klagen muß, das ist doch ein bedenklich Zeichen. Nichts als frische kräftige Wünsche können uns aus den zwölf Gesängen entgegen, keine Träume, ein Patriotismus, der die Verfassungsfragen bei Seite läßt, Stände lebendige Glieder sein läßt des Gesamtvaterlandes, der den Königen und dem Volke, jedem sein Recht läßt, und doch lesen wir im Abschiedsworte:

Wer in unserm guten Deutschland Sprecher will und Dichter sein,

Artig sei er doch vor Allen, Aug gemäßigt, zahn und fein;
Wenn mit Ros' und Gänsebläthen mag er kränzen sich das Haupt,

Lerchenriller selbst und muntere Späzenweisen sind erlaubt;
Aber wenn vom goldenen Bogen, der dem Gott ihm ward zu Theil,

Er ein köhnes Wort entsendet, als entflammten Feuerspelt,
Wenn sein Lied, ein wilder Falke, sich empor zur Sonne schwingt,

Daß das Rauschen seiner Flügel wie Prophetenruf erklingt:
Al da meint man, daß ein solches Treiben nun und nimmer nuht,

Und es naht die große Schere, die ihm rasch die Fittich stugt.
Stilles Loos beschuhr der Dichter, der zum Abschied vor Euch steht,

Da man auch von diesem Bäumchen seine grünen Zweige schnitt.
Wenn entsetzt er jenen Liebern, doch das Eine schaffte ihm Gram,
Daß man ihm als arg verdächtig, was aus treuer Seele kam.

Schlimm, daß es ist, aber es ist. Und es ist tausendfältig gesagt und hunderttausendmal wiederholt, und in unsern Staatszeitungen steht es gedruckt, daß es ein großes, ein schreckendes Ubel ist, unsere ausgezeichnetsten Staatsmänner haben es anerkannt, unsere edelsten Könige es befeuert, und es ist doch, unumgänglich fest, wie ein mathematischer Satz: daß die deutsche Zunge gebunden bleibt. Ein doppelt, dreifach thörichtes Gebundensein, da es nur die locale Zunge trifft. Die andere weiß sich Lust zu machen. Werden etwa die gedruckten Lieder allein gesungen! Ein Dichter leidet unter jener Schere, der Europa noch 1841 zu einem neuen Kreuzzuge aufrufen möchte, um „das Grab, darin der Hellsand lag“, den Muselmännern abzuräumen:

Hört' ich ein Lied, so roth wie Blut und laut wie Kriegstrompetenschall,

Zu allen Thronen sendet' ich's, bis daß es fände Wiberhall,
Von Land zu Lande sollt' es gehn durch alles Volk des Occident's

Und werden für die heil'ge Stadt wie jener Mönch von Amiens.
Zwar beweist er die Leichtigkeit der Aufgabe, ist also kein Träumer:

Jetzt gilt es nicht mehr Jahrelang die heißen Steppen zu durchziehen,

Nicht mehr mit braunen Reitern steht entgegen Euch ein Saladin;

Nur eines Winkes brauch'ts von Euch, und Eurer Feinde Burg zerbricht,

Nur eines Winkes, und befreit ist Zion — doch ihr winteret nicht —

aber der status quo ist ein neuer Moloch, dem man viel, warum nicht auch „das Grab, darin der Hellsand lag“, zum Opfer bringen mag. Und er erkennt es:

Al, wie so anders lenkt ihr Schiff die Staatskunst jetzt in schlauer Pflicht,

Am Steuer sitzt der Eigennutz und die Devils heisst: Gleichgewicht;

Jetzt wird auf morschem Minaret der rost'ge Halbmond Aug geküßt

Und mit der Feuerschlände Wuth des alten Erbfeinds Reich geküßt.

Nein, der Dichter ist kein Malcontenter, der da, „Unsere Zeit“ besingend, ausruft:

Nichts blieb uns als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,

Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten

Er predigt uns, daß wir, das große Räthsel zu lösen, woher der Strom des Bösen sich wälze, geschäftig hin und her eilen, um Wust auf Wust zu thürmen, und mit unserm Wize den Himmel zu erstürmen meinten, während es nur eines Donnereschlags brauche, um unserer Weisheit Pelson und Ossa zusammenzustürzen; er ruft uns zu:

Ich aber sage Euch, fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis Ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub
der Erden,

Bis Ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Über-
winder,

Demüthig Euer Herz erschließt und werbet wie die Kinder,
Denn wo die Liebe wohnt, da hat ein ew'ger Lenz begonnen,
Da grünen alle Wälder auf und rauschen alle Bienen.

Sie ist ein Kind und doch ein Held mit unbeflegten Waffen,
Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wunder
schaffen.

Und auch einem Sänger von dieser Gesinnung schneidet man Gedanken ab, weil sie gefährlich wirken könnten! Auch mit einer Schere kann man ermorden; mich wundern, daß man noch in keinem Lande die Scheren verboten hat.

So dünn das Büchlein ist, hat es doch viele schöne Lieder. Der Alce von Athen singt auch für die Befreiung von Kreta. Eine Spätfucht oder eine zu frühe. Ein herrliches Lied: „Das Negerweib“, empfehlen wir unsern Lesern angelegentlichst. Gern göße ich die schönsten Stellen aus, ich müßte aber das ganze Gedicht abschreiben. Lieber theile ich einige Gesinnungsverse aus dem andern schönen Liede: „Auf dem Rhein“, mit:

O heil'ger Strom, behüt dich Gott! O deutsches Reich sei
stark und eins,

So weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des
deutschen Weins,

Halt fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt
geflickt,

Rein, einem Banner sei du gleich, in dreißig Farben froh
geflickt.

Rein haufen sei von rohem Stein, der formlos sich zusam-
menfand,

Rein, ein Gebäude stolz und hoch, gefügt von eines Meisters
Hand,

Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bögen, Erkern, Sinn'
und Thurm,

Auf sichern Pfeilern aufgeführt zum Trost dem Wetter und
dem Sturm.

Wenn Quader fest an Quader schließt, so steht die Burg
durch Gottes Kraft,

So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Baschkiren-
brüderschaft;

Nur fülle jeder seinen Platz, und wer zum Gastein nicht
ersehn,

Dem sei's der Ehre schon genug, als Mauerstein im Bau
zu stehn.

Ihr Fürsten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone
Zier,

O dämmt nicht am Strom der Zeit, die Zeit ist mächtiger
als Ihr,

Rein, weiß und mäßig feuernd, nutzt, indem Ihr sie be-
herrscht, die Flut,

Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr das
Volk ist treu und gut.

Dem Adel, dem Bürger, dem Bauer werden goldene
Regeln gegeben, gewiß nichts Demagogisches, wenn dem
Bürger der Dichter zuruft am alten Rechte festzuhalten:
Denn wer sich willig knechten läßt, verurtheilt selber sich
zum Knecht!

Mit besonders freudiger Begeisterung hören wir ihn aber
seine Sangesgenossen anreden, die Dichter, die er zum
Erwachen aus dem Scherzen und Spielen aufruft, eine
Mahnung, die im Ganzen wol etwas zu spät kommt:

Wie vor dem blüthenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So schreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und
Schall,

Des Geistes Ritter sollt Ihr sein, der Väter Glauben sei
Euch werth,

Ein klarer Spiegel Euer Sinn und Euer Wort ein flammend
Schwert.

Fürwahr sie irrten, die gesagt, die deutsche Poe-
sie sei todt,

Rein, wenn ein Abend wirklich kam, so dämmert bald das
Morgenroth;

Schon seh ich fern am Horizont des neuen Tages goldnem
Schein,

O laßt in seiner Fröhe mich der ersten Lärchen eine sein.

Gern schloße ich damit meine Anzeige, mit der Ver-
sicherung eines edeln Dichters, der sie durch die That be-
kräftigt, daß die deutsche Poesie nicht todt ist; aber es
ist des Guten noch so viel, wovon ich sprechen möchte.
Und doch zwingt er mich zuletzt auch ihn als Misver-
gnügten den Lesern zu zeigen. Auch ihn drückt eine tiefe
ernste Anklage gegen unser Volk, und leider eine gerechte:

Wie viel Schönes ging vorüber, und des Großen o wie viel,
Unbemerkt und unempfunden, gleich als sei's ein bloßes Spiel!
Keinen Kranz habt Ihr gewunden um des Sängers Pfil-
gerstab,

Dem Siciliens Lorber schattet auf sein viel zu frühes Grab;
Arnim schritt durch Eurer Mitte, wie ein träumender Gigant,
Süßer Liebsinn auf den Lippen, doch Ihr habt ihn nicht
erkannt;

Seiner Jugend Fehler habt Ihr jenem o wie spät verziehen,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin,
Erst als in den Epigonen er zu Euch herunterstieg,
Als Münchhausisch er gefabelt, riefst Ihr: Sieg! und aber:
Sieg!

und dein Haupt, o Schwan von Helas, schönheitsstrunkner
Hölderlin,

Sollte, statt der Lorberkrone, nur ein Dornenkranz umziehen!

Die politische Zeit hat's gethan, könnten die Segner ant-
worten. Ich habe keine Antwort dafür. Aber wenn ich
alle diese Zeitstimmen, die genannten und ungenannten,
zusammensasse, es gäbe ein buntes, reiches Zeitbild, aus
dem die Kritik Vieles ausmerzen könnte, aus dem aber
ein Totalcharakter und deutlich entgegenspringt, das ist
eine unabweißbare Bewegung nach Vorwärts. Ist das
kein Fortschritt, daß eine ganze große Dichtergeneration
von Horaz Zeiten an, durch Racine bis auf — ich will
den letzten nicht nennen — die vorherrschende, daß die
höfische Poesie bis auf Stumpf und Stiel ausgestor-
ben ist. Da finde ich unter den Zukunftsliedern eines, das
so überschrieben ist. Es trifft nicht mehr. Wolke der
Himmel, es träfen viele nicht mehr zu. Auch der neue
Götze, der status quo, dem sie opfern, das Volk thut

es nicht, es ist noch kein Dichter auferstanden, der ihn angestungen hat. 15.

Briefe über die moralische Bildung des Menschen. Von Johann Hellmann. Zwei Bändchen. Wien, Wallishauser. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn man die ungeheuren Zahl der von Messe zu Messe erscheinenden Bücher überblickt, so muß man erkaunen über den Reichthum unserer Literatur. Allein bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß nur ein sehr geringer Theil zur Literatur gehört. Die Zahl der Bücher, in denen Neues und Eigenes mitgetheilt wird, ist gering; die Zahl derer, wodurch Wissenschaft, Leben und Kunst wahrhaft gefördert wird, ist nur klein. Da ist der Speculationsgeist, der viele Bücher in ein, freilich nur ephemeres Dasein ruft; da ist die Betrügerei, die Altes, Abgehandenes, Vergessenes hervorruft und unter neuem Namen als Neues einschwärzt; da ist die Arroganz, welche sich allgemeinen Gehör verschaffen will; da ist die Eitelkeit, welche den Namen des Autors affectirt — was weiß ich, wie die Sammerquellen alle heißen und wo sie liegen mögen, aus denen diese Sündflut von Raculatur hervorkrümmt. Indef eine Classe von Schreibern gibt's noch, die ich specieller bezeichnen will, weil sie bedeutend viel Mitglieder zu zählen scheint; es befinden sich in dieser Classe Leute, die ganz gute, vernünftige Gedanken und den Glauben haben, man könne doch Andern damit auch nützen, wenn man bisweilen etwas drucken lasse. Das sind nun ohne Zweifel gute und sehr respectable Menschen, die so denken; aber im Irrthume sind sie doch. Rämlich es ist eine der unerfreulichsten Theorien die vom Nutzen fließen. So wie die Welt und die Menschen darin jetzt sind, so will wol Jeder, wenn's ihm etwas einträgt, nützen; aber sehr selten sind diejenigen, die es eingestehen, daß sie das von Andern anzunehmen nöthig haben. Kamentlich was die moralischen Belehrungen anbelangt, so ist es damit ein äußerst schwieriges Verhältnis. Heutzutage will Jeder seine eigene Moral sich zurecht machen. Der Bürger hat nicht die des Militärs, der Bauer hat nicht die des Staatsmanns, der Künstler hat eine andere als der Geistliche, der Diener eine andere als sein Herr, Jeder will nach seiner eigenen Façon nicht selig werden, sondern leben. In frühern Decennien hatte man so viel Besorgniß vor Jesuitismus, daß die Jesuitenlicher wirklich fromme Personen wurden; jetzt aber herrscht in der Moral ein System, das noch viel schlimmer ist als der Jesuitismus, weil dieser denn doch seine Grenzen und seine Kennzeichen hat; wo aber die Quellen und die Grenzen der heutigen Moral liegen, das möchte schwer zu ermitteln sein.

Wenn es nun nothwendig erscheint, daß hier gebessert werde, so halten wir es jedenfalls für thöricht, durch Moraltheorien bessern zu wollen. Der Glaube ist jetzt in der Welt so schwach, daß schwerlich ein Verleumder, oder ein Nachsichtiger, oder ein Eifersüchtiger, oder ein Undankbarer, wenn er das vorliegende Buch von Hrn. Hellmann liest, sagen wird: „Ja, der brave Mann hat Recht mit Dem, was er in seinem 59. und 60. Briefe über die Großmuth, und was er im 70. über die Faulheit sagt; ich will nun auch ein fleißiger, großmüthiger Mensch werden.“ Durch die nackte Theorie, durchs Zergliedern der moralischen Begriffe wird nicht leicht Jemand für die Tugend gewonnen. Der Mensch muß gehoben werden, wenn er sich emporheben soll. Die Moral aber gewinnt diese hebende Kraft nur durch ihre Verbindung mit der Religion. Diese Verbindung ist durchaus nothwendig und unaufschieblich. Die Religion ist kein Ganzes ohne die Moral, weil ihr sonst die Anwendung, der praktische Theil fehlen würde; die Moral ist nichts ohne die Religion, weil sie sonst kein Fundament, keine Stütze hätte. Und hiermit haben wir zugleich den Grundrhythum des Verf. der oben angezeigten Schrift angedeutet; er verbindet die Religion nicht eng genug mit der Moral, daher

hat sein Raisonnement schon keine andere Autorität als die seiner Subjectivität, und die möchte sich schwerlich überall Anerkennung zu verschaffen im Stande sein. Sehr nahe liegt hier die Frage, für wen der Verf. denn eigentlich schreibt. Er bezeichnet sein Buch seiner Gattin, und damit scheint er anzudeuten, daß seine Schrift zunächst für Frauen bestimmt sei. Allein dann wäre sein Bemühen ein durchaus vergebliches. Denn wie könnten Frauen gewonnen oder überzeugt werden durch moralische Abhandlungen, z. B. über die Hoffnung, über die Mittel gegen die Leidenschaften, über Eifersucht, über Falschheit, über eheliche Liebe, über Sanftmuth und dergleichen — lauter Capitel, die in dem Buche abgehandelt werden. Schreibt aber der Verf. nicht für Frauen, so wünschen wir, daß recht viele Geschäftsleute Ruhe finden mögen, sein Buch zu lesen; denn die philosophisch Gebildeten werden schwerlich an diese Schrift sich gefesselt fühlen.

Was nun die Form der in diesen zwei Bändchen mitgetheilten Abhandlungen betrifft, so hat dieselbe keine eigenthümlichen Vorzüge und Schönheiten, aber sie erscheint als dem Gegenstande angemessen. Als ein Beispiel zu der Art wie der Verf. seine Materie behandelt, liefern wir eine Stelle aus dem zweiten Bändchen (S. 60): „Selbst die doppelte Schönheit des Körpers und des Geistes nützt zu unserer Glückseligkeit wenig, wenn sie nicht mit den moralischen Eigenschaften des Herzens verbunden ist. Nur eine solche dreifache Schönheit des Körpers, Geistes und des Herzens hat allein einen bleibenden Reiz und die damit begabte Persönlichkeit wird auch in der Ehe ein treuer Gefährte in allen Zufällen des Lebens sein. Nun fallen aber zuweilen Männer in die Schlingen der Koketterie und lassen sich von jenen weiblichen Wesen einnehmen, die bei ihrer äußern Schönheit eine künstliche Feinheit zu gebrauchen wissen und eine Sprache führen, die wol ganz jene der Liebe und des wahren Gefühls zu sein scheint, aber dennoch nichts anderes als ein schauer Betrug ist, um sich nur des Gegenstandes zu bemächtigen, den sie sich ansehen haben, theils um ihren Stolz, ihre Herrschaft und Eitelkeit, oder sonst ein anderes Interesse zu befriedigen. Man sieht diese dann den bessern weiblichen Wesen vorgezogen, die ganz geschaffen sind durch Tugend und seine Sitte wahre Liebe mit Reinheit des Herzens zu verbinden, die aber, von einer edeln Scham und den Grundsätzen einer moralischen Erziehung zurückgehalten, ihre Gefühle bloß erzathen lassen. Vergleichen wohlgezogene weibliche Geschöpfe scheuen sich gleichsam, die Sprache der Liebe zu führen; sie verbergen daher dies Gefühl sorgfältig und lassen es nur unter dem Schleier der Freundschaft durchschimmern. Allein dem von Liebe verblendeten Manne ist diese holde Schamhaftigkeit Kälte und eine ihm unaussprechliche Gleichgültigkeit, welche seinem glühenden Herzen unmöglich entsprechen kann. Daher glaubt er in der scheinbaren Wärme einer Kokette, die ihm allein als seine Tugend und in Engelagehalt erscheint und die mit einer erheuchelten eigenen Lebhaftigkeit Gefühle zu äußern und von Liebe zu sprechen versteht, einen weit größern und schmelzhaftern Lohn seiner unbegrenzten Hingebung zu finden, und indem er so den Schein für Wahrheit nimmt, wird er endlich, von der betrügerischen Verblendung hingerissen, das Opfer der Liebe unwürdiger Geschöpfe. So gehen dem Auge und dem Herzen diejenigen weiblichen Wesen verloren, die wahrhaft zu lieben fähig und allein geeignet sind, wesentliches und dauerhaftes Glück zu begründen. So fällt die wahrhafte, brennende Liebe zuweilen als Beute der entehrenden und abscheulichsten Verstellung, so wird sie, dieses himmlische Gefühl, öfters ihres Glanzes und ihrer Harmonie beraubt, aus ihrer erhabenen Höhe gestürzt, entweiht, und statt eine Beglückterin das Verderben der Menschheit.“

Zum Schluß fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß wir die Brauchheit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, welche der Verfasser überall ausspricht, mit entschiedener Achtung anerkennen und loben. 11.

Persischer Geldhuck.

„Das Laster des Selzes“, sagt George Bowler in seinen „Three years in Persia“ (2 Bde., London 1841), „beherrscht in Persien den Fürsten wie den Bauer. Geld ist dort nicht allein der große Hebel, sondern der eigentliche Urtast aller Eitelkeit, und Liebe zum Gelde wurzelt so tief im persischen Gemüthe, daß ziemlich kein anderer Gedanke darin aufsteigen kann. Zähigkeit im Behalten und Schamhaftigkeit im Verschleiden des Geldes sind in Persien merkwürdig. Ich habe sie gesehen in Lumpen gehüllt, bin mit aufscheinenden Bettlern gerückt, für die ich das Geschenk einer Pfeife Tabak eine Wohlthat glaubte, und ihre Bettelkisten waren mit Dukaten gefüllt. Hört man ihre Gespräche, sie handeln ausschließlich von pul, von Geld, und dabei kann doch Niemand begreifen, wo sie eigentlich ihr Geld herbekommen, denn Gold- oder Silberbergwerke haben sie nicht und die Handelsbilanz ist für Persien so ungünstig, daß fast durch jeden nach Konstantinopel gesendeten Katar Pferdebeladungen von Dukaten abgehen. Bei meiner ersten Ankunft in Persien fand ein sehr beunruhigender Mangel an Gold statt. Er war eine Folge der schweren, von Rußland als Entschädigung für den letzten Krieg aufgelegten Contribution, im Betrage von acht Grotes Tomans oder drei Millionen Pf. St. (20 Millionen Thaler). Während meines Aufenthaltes in Tabriz starb der Gouverneur von Nagara, Jassier Kouli Khan, der im Besitze großer Reichthümer stand. Das Begraben des Geldes ist in Persien sehr gewöhnlich, und auf diese Weise sollte jener bedeutende Summen versteckt haben. Dem Tode nahe und benachrichtigt, daß seiner Lage nur noch wenige seien, konnte doch nichts ihn vermögen, den Ort anzugeben, wo er seine Schätze verscharrt. Einige Wächter wurden aussperrt und es bedurfte der Vermittelung des Ameer y Nizam, daß er in Frieden vor ihren Jüdringlichkeiten sterben konnte. Auch von seinem Vater war es bekannt, daß derselbe zweimal ansehnliche Geldsummen vergraben und, um die Entdeckung zu vermeiden, jedesmal den ihn begleitenden Diener ermordet hatte. Der Glaube, daß Jassier Kouli Khan große Schätze in der Erde liegen habe, war so allgemein, daß nach seinem Tode die Regierungsbehörden, gemeinschaftlich mit dem Ameer, Nachgrabungen anstellten. Damit die Diener sagen sollten, wovon sie doch nichts wußten, erhielten sie erst Geld, dann Drohworte, zuletzt die grausamste Bastonnade. Nichts geht dem Könige so sehr zu Herzen wie der Anblick von Geld. Geld ist unwiderräglich; Geld hat ihn auf den Thron gesetzt, Geld erhält ihn auf dem Throne, Geld kauft ihm Alles ab, worüber er zu verfügen hat, sogar das Leben, wie viele geschichtliche Thatfachen bezeugen. Der König greift in die Taschen seiner Unterthanen, sei es, daß er einen Palast bauen, einen seiner vielen Schätze vermählen oder seinen Arzt für eine Wunderkur belohnen will. Begehrtenfalls läßt er den Dörfern seine, Staunen erregende Bemessung verkünden mit dem Besage: „Preiset den Herrn und helft mir den Arzt bezahlen!“ Bald werden 2000 oder 3000 Tomans (ein Tomann 10 Schillinge, 3 Thaler 8 Groschen) zusammengetrieben; aber der Arzt bekommt höchstens die Hälfte, das übrige fließt in den königlichen Schatz. Der Schatz vergißt sich in seinem Selze so weit, daß er bisweilen die Rinde der Bazar's macht, um zu sehen, was er er erwischen kann. „Recht schön's auch; der König möchte davon wol einen Noth haben.“ Und ganz zerknirscht von der Ehre, wird es dem Besolger befohlen. Eine der sinnreichen Erfindungen des letztverstorbenen Monarchen, Fattah Ali Schah, sich Geld zu verschaffen, bestand darin, daß er einige Khans oder Possente auffoderte, um eine bestimmte Geldsumme, vielleicht 400 oder 500 Tomans, mit ihm nach einem Ziele zu schicken. Die angethane Ehre durfte natürlich nicht abgelehnt werden und St. Maj. hatte daher auch den ersten Schuß. Er galt für einen vortheilhaften Schützen. Indessen konnte er doch fehlen, und da eine beträchtliche Summe auf dem Spiele stand, mußte man daran denken, dem Risiko vorzubeugen. Also wurde das Schaf in großer Entfernung herangebracht, die Beine mit einem langen Stricke ge-

bunden, den ein vertrauter Diener hielt. Und dieser war angewiesen, im Momente, wo der Schaf feuerte, dem Khane alle vier Beine wegzuziehen, gleich als habe die Kugel es zum Tode getroffen. Die Entfernung war so groß, daß sich annehmen ließ, die Khane sähen die königliche Spießbüchse nicht. Sie brauchten sie aber auch nicht zu sehen, denn ehe der Schaf ausging, waren sie damit bekannt. Auf solche Weise hat St. Maj., entzückt über das Gelingen seiner Kriegslust, seinen Khan manchen Preis abgemommen. Während meines Verweilens in Persien wurde die Wohnung des britischen Gesandten, die er jedoch damals nicht innehatte, derb bestohlen, ebenso die Gemachsin eines englischen Obersten um einen Werth von 100 Pf. St. Aber Erfolg war nicht zu erlangen und es hieß, der Begier habe am Raube Theil gehabt. Bürgerliche Räuberei gibt den Persern kein Verbrechen; wenn man nur das Geld bekommt, das die Kämmerer nicht. Der Gouverneur von Resht war sehr reich; der König wollte ihm von einigem Gelde lassen und in Ermangelung eines besser dazu geeigneten Vorwandes ließ St. Maj. auf den Gedanken, ihm zu sagen, ein anderer Khan habe für seine Statthalterschaft 100,000 Tomans geboten. „Bei der Seite des Königs, es ist wahr“, bezeugte der Schah, der von sich selbst stets in der dritten Person redet. „Ich bin Euer Sklave“, erforderte der Gouverneur, und ich bin Euer Opfer.“ Und das war er auch, denn er mußte das Geld bezahlen. Der verstorbene Kronprinz von Persien, Abbas Mirza, war gewiß der eifrigste, ehrenhafteste und talentvollste Mensch, den das königliche Haus seit lange besessen. Der hatte es nöthig erachtet, den Statthalter von Herizian abzusagen. Der Abgesandte wendete sich an den Prinzen Vater, Fattah Ali Schah, und bot für seine Wiedereinsetzung 40,000 Tomans. Das Geld wurde angenommen und dem Khan das verlangte Schreiben behändig, der damit frohlockend zum Prinzen eilte. Nachdem St. Maj. das Schreiben gelesen, rief er: „Es gibt keinen Gott außer Gott!“ und bedeutete hierauf dem Khan, daß er ein Thor und ein Bösewicht sei, und wenn er sich nicht im Augenblicke davonmache, er die Bastonnade bekommen solle. Mit bitterer Klage trat der Khan vor den König. Der lockte ihn aber aus, hatte er doch das an den Prinzen verlangte Schreiben erhalten. Dessenungeachtet nahm der Prinz die zweite Appellation an seinen Vater bedeutend abel, lockte den Gouverneur durch schöne Versprechungen zu sich, raubte ihm seine ganze Habe und schickte ihn dann ins Exil. Die Steuern werden wie Beute begehret; wo kein Geld zu erlangen ist, werden Naturalien genommen. Der Finanzminister genießt bei den Kaufleuten keinen Credit; während ich in Tabriz war, standen seine Befehle fast immer 50 Procent Discount, und wer sie dafür nahm, lief noch beträchtliche Gefahr, wenn er auf Bezahlung drang. So zerrüttet dieser allgemeine Geldhaß das Fundament der Regierung und der Gesellschaft. Eine Räuberbande schickt ihre Abgeordneten an eine Stadt und droht mit Plünderung, dafern nicht jeder Kaufmann eine bestimmte Geldsumme erlege. Wer bezahlt, bleibt für jetzt verschont; wer nicht bezahlt, wird ausgeplündert, vielleicht ermordet. Auf solche Art wurde neulich Buspire geplündert; das fortgeschleppte Eigenthum belief sich auf 300,000 Pf. St.; der Districtgouverneur bekam seinen Theil von der Beute, ja, der eigentliche Anführer des Überfalles, obgleich ein Prinz vom Geblüte! Sir John Malcolm erzählt von einem Khan, der beim ersten Blicken des reichen und weiten Kalkutta in die Worte ausbrach: „Welch herrlicher Platz zum Plündern!“

Literarische Notiz.

Vor kurzem starb zu Elfton B. Eldbair (geb. 1773), der sich durch verschiedene literarische Leistungen, besonders durch Schilbungen aus der Schweiz und durch eine Anzahl anmuthiger Dichtungen bekannt gemacht hat. Wir geben die Titel einiger seiner Schriften: „Mont St.-Jean, a poem“ (1816); „The legend of Einsiedlen, a tale of Switzerland“ (1823); „A three months tour in Switzerland and France“ (1833).

Blätter.

für

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 43. —

12. Februar 1842.

Ulrich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1841. 8.
3 Thlr. 22½ Ngr.

Goethe hat in seinem „Wilhelm Meister“ dargethan, daß, wer sich nur selbst spielen könne, nicht zum Schauspieler berufen sei. Dasselbe kann man vom Schriftsteller sagen, denn wer in allen seinen Büchern sich und immer wieder nur sich abconterfeit, der ist kein Schriftsteller und thäte jedenfalls besser, er legte nach dem ersten Bilde, das er entwirft, die Feder ruhig aus der Hand. Gegenwärtig, wo Jeder, der denkt, auch schreiben zu können glaubt, gibt es solcher Stregreiffchriftsteller eine hübsche Anzahl. Sie sind, wenn sie sich zu begnügen wissen, nicht die schlechtesten, denn sie fangen in der Regel damit an, dem Publicum Confessionen zu machen. In welcher Form dies geschieht, ist gleichgültig, meistens aber wählt ein solcher Autor den Roman oder die Novelle zu seinem Vehikel, als diejenige Form, in welche sich das Verschiedenartigste aufs bequemste zusammenstellen läßt. Confessionen dieser Art, die eben als solche innere Lebenswahrheit enthalten, haben eine unwiderstehliche Anziehungskraft und vermögen deshalb das große Publicum leicht überdiemäßen zu entziasmiren. Dieses unerwartete Glück, dieser schnell und spielend gewonnene Ruhm bringt nun einem solchen Schriftsteller die Meinung bei, daß er bedeutend sein, Beruf zum Schreiben haben müsse, und siehe da! in kurzer Zeit überreicht er dem Publicum ein neues Buch, das ebenso freundlich aufgenommen, ebenso günstig oder doch nachsichtig beurtheilt wird. Denn auch das gehört zu den seltsamen Eigenheiten wenigstens des deutschen Publicums, daß es Dilettanten stets nachsichtiger, milder, liebevoller aufnimmt, daß es sie sogar mehr hätschelt und verehrt als Leute von Fach.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn trat, wie die Schriftstellernden Frauen immer, mit einer Confession in die Literatur. Sie begann anfangs in sehr schönen, doch nicht immer poetischen Versen den Schmerz, das tiefe, seelenzerstörende Weh einer unglücklichen Liebe. Zartheit und Tiefe des Gefühls, Anmuth der Darstellung, Zauber der Sprache und die Ungewöhnlichkeit, daß eine Gräfin unverhohlen damit bei dem Publicum debutirte, erwarben ihr schnell Anerkennung. Später warf sie die Lyrik bei Seite und griff zur Prosa. Auch hier überraschte sie durch feste

Gebanken, durch blizende, geistreiche Einfälle, durch sprudelnde Laune, durch pikante Enthüllungen gesellschaftlicher Lebenszustände und durch den feinsten Conversationsstyl, den sie mit spielender, allerliebster Koketterie wie einen mit Brillanten besetzten Fächer handhabte. Sie gefiel abermals, denn sie hatte in ganz neuer Form wieder eine Confession gemacht; „Gräfin Faustine“ und „Aus der Gesellschaft“ sind zwei Bücher, die sich gegenseitig ergänzen und von denen das letztgenannte jenes erstere wie eine Arabeske ein mit brennenden Farben fest hingeworfenes Ölgemälde umrankt. Betrachten wir aber die darin auftretenden Personen genauer, so finden wir, daß es in beiden Büchern dieselben, nur in anderer Kleidung, anderer Maske, unter andern Namen auftretend sind. Das ist ein Uebelstand; indeß was vergibt man nicht einem geistreichen, liebreizenden Weibe, vorzüglich, wenn es überdies noch eine Gräfin ist! Gräfin Ida spielt immer nur mit drei Personen — einer Königin, welche entweder Faustine, oder Gräfin Schönholm, oder Fürstin Margarita Thierstein heißt, einem Könige, der bald den Namen Mario, bald Ulrich führt, und endlich mit einem plumpen, täppischen Thurne, der sich wiederum entweder Graf oder Baron Y oder Fürst Thierstein nennt. Mit diesen drei Figuren macht unsere Gräfin immer ihre Partie und gewinnt sie auf eine oder die andere Weise, indem sie die Figuren so gegeneinanderstellt, daß entweder die Königin mit dem Thurne ein pas de deux tanzen muß, gut oder schlecht, darnach wird nicht gefragt; oder daß sie entweder vor oder nach dem Engagement mit dem Thurne in eine verhängnißvolle Verbindung mit dem Könige geräth. Ohne Bild gesprochen heißt dies: Gräfin Hahn-Hahn kennt in allen ihren Büchern nur einen Engel von Frau, einen Engel von Liebhaber und einen Teufel von Mann. Was sonst noch herbeigeht wird, ist von keinem Belang. Alle übrigen Figuren sind entweder Statisten, oder es sind zweite Abdrücke der genannten. Wer möchte leugnen, daß zu einem wiederholten anziehenden, ja zuweilen glänzenden Spiel mit so wenigen Charakteren Geist und Talent gehört; wer aber möchte sich auch verhehlen, daß hinter diesem verdeckten Spiele eine tiefe Armuth der Erfindung, mit einem Worte ein entschiedener Mangel an Schriftstellerberufe verborgen liegt?

Alles, was wir hier ausgesprochen haben, erleidet die

vollkommenste Anwendung auf den neuesten Roman der Gräfin Hahn-Hahn: „Ulrich“. Wir geben eine kurze Inhaltsanzeige, damit der mit dem Buche selbst noch nicht bekannte Leser einen Probirstein für unser Urtheil erhalte. Drei junge Mädchen, Unica, Clotilde und Margarita, verlassen die Pension und heirathen bald darauf, alle mehr nach dem Wunsche ihrer Angehörigen als aus Neigung, aus Hergensdrang. Nur Unica und Margarita fesseln uns, Clotilde, eine gemeine Kolette, dient bloß als Figur in pikanten Zwischenspielen, ist aber insofern sehr gut angelegt, als sie auf die fein-malitiöseste Weise das sietlich gemeine Treiben, die überflüchtige Gefinnungslosigkeit der demokratischen Aristokratie repräsentirt und an den Pranger stellt. Nur dürfen wir dabei nicht aus den Augen lassen, daß Clotilde die einzige bürgerlich Geborene ist! Dies hat bei unserer Gräfin großes Gewicht, worüber wir uns später noch auslassen werden. Unica, Gräfin von Erberg, eine Zeit lang Geliebte des jungen Marana, Bruder Clotildens, der später zum Grafen avancirt, lernt den Grafen Ulrich von Erberg, ihren Vetter, kennen und fügt sich nach langem Sträuben, ihn dem Wunsche ihres Vaters gemäß zu ehelichen. Ulrich ist ein äußerlich kalter, unschöner Mann, von gelber Gesichtsfarbe, altem Aussehen, schläfrig-gelangweiltem Blicke, der seiner Geliebten selbst gesteht, daß er sie nicht aus Liebe, sondern nur, weil er bei ihr ruhig leben zu können hoffe, heirathet. Unica empört dies und sie nimmt sich vor, ihn dafür büßen zu lassen. Sie verweigert ihm deshalb die ehelichen Rechte. Dadurch kommt natürlich sogleich ein so greller Miston in diese Conventienzhe, daß an eine Harmonie auch in Zukunft nicht zu denken ist. Indes entdeckt doch Unica an ihrem Gatten so viele bedeutende Eigenschaften, daß sie die kahle Schale, die er um sein geheimnißvolles Innere gelegt, zu sprengen sucht. Ohne es sich selbst zu gestehen, noch es Ulrich merken zu lassen, liebt sie ihn, und diese Liebe wird ihr zur Gerolschheit, als ihr Ulrich die Geschichte seiner ersten Liebe erzählt, von der sich sein Lebensunglück herschreibt. Diese Liebe ist äußerst sonderbar und unwahrscheinlich, noch wunderbarer aber der Gegenstand derselben, Melusine. Ulrich trifft diese Melusine in Mailand, wird von dem unfaglichen Schmerz in ihrem wunderschönen Auge bezaubert, gesteht ihr seine Liebe, findet Erhörang, muß ihr aber versprechen, niemals nach ihrem frühern Leben zu fragen und sich sogleich wieder von ihr zu trennen. Er geht darauf ein, trifft sie drei Jahre später wieder in Berlin mit einem schönen Knaben Huldarich und erfährt dabei gelegentlich, daß sie die Maitresse eines Gefandten ist. Von dieser Stunde an verzichtet Ulrich auf alle Frauenliebe. Erst später erfahren wir, daß Melusine die Tochter einer stolzen Freifrau ist, die aus Liebe einem Demagogen Hermann, der Hauslehrer im Hause ihrer Mutter war, nach Paris folgte, bei ihm, der sich nur am Adel richen will, Magd- und Gattindienste vertritt, sich von ihm mißhandeln läßt und erst, als gar kein Auskommen mehr ist, ihn verläßt, sich in die Seine stürzt, von dem Gefandten gerettet wird und zum Dank dafür sich entschließt, seine Maitresse zu werden. Trotz diesem sittenlosen Le-

benswandel will uns die Frau Gräfin doch einreden, Melusine sei ein höchst respectables Weib! Diese Erzählung erweckt in Unica's Brust noch mehr die schlummernde Liebe zu Ulrich, da lernt dieser Margarita, Fürstin von Thierstein, kennen, das jugendliche, unschuldige Ebenbild Melusines. Sie ist Melusines Schwester. Beide lieben einander, und sobald Ulrich Gewißheit darüber erhalten hat, kündigt er seiner Frau kurz und bündig an, daß er sich von ihr scheiden lassen müsse, um später auf irgend eine Weise Margarita sein nennen zu können. Unica widersteht sich diesem Verlangen und gesteht jetzt jammernd dem treulosen Gatten ihre Liebe, die dieser jedoch kalt verschmäht. Da nun aber die Gräfin durchaus nichts von Scheidung wissen will, so geht Ulrich auf Reisen, nachdem er zuvor seinen vertrauten Diener mit einem Briefe an Margarita entsendet und ihr Lebewohl gesagt hat. Dieser Brief wird an Margarita zum Verräther. Ihre Schwiegermutter, ein gemeines, einkerkeltes Weib, bemächtigt sich desselben, zeigt ihn dem Fürsten, der, roh und gemein sinnlich, von sich auf Andere schließt und aus diesem Briefe seine schuldlose Gattin des Ehebruchs bezichtigten will. Nach langen Debatten, in denen die Rohheit des Fürsten, die Gemeinheit seiner Frau Mutter und die Engelsgeburt Margarita's sich glänzend betheiligen, kommt es zur Scheidung, worauf Margarita mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen, in die Einsamkeit am Genfersee sich zurückzieht. Ulrich bereist unterdessen den Norden Europas, und da er einen seiner Briefe an Margarita mit der Bemerkung von ihrer Hand „wird nicht angenommen“ zurückerhält — eine Schleichthätigkeit, die auf Anstiften der Fürstin Mutter begangen wird —, glaubt er sich vergessen und stürzt sich aufs neue in den Strudel weltlicher Jenseitungen aller Art. Liebchaften mit Schauspielerinnen, bei denen das Herz wenig theilhaftig ist, Besuche in Salons, Theatern, Concerten und Ähnliches müssen dem rohen, zerrissenen Aristokraten das elende Leben erträglich machen. Auf einmal läuft ein Brief von Melusine ein, die den Geliebten nie aus den Augen gelassen hat. Dieser Brief meldet ihm die erfolgte Scheidung Margarita's und ruft ihn in ihre Arme zurück. Ulrich reißt auf der Stelle ab, spricht bei seiner Gattin bloß vor, um ihr abermals zu sagen, daß er sich von ihr scheiden lasse, geht an den Genfersee, trifft hier Melusine sterbend in Margarita's Armen, die der Schwester traurige Lebensgeschichte erfahren hat, empfängt seinen Sohn Huldarich aus den Händen der Sterbenden und wird endlich der glückliche Gatte Margarita's. Unica geht nach Italien und soll nach der Versicherung der Gräfin durch ihren Starr- und Eigensinn alle Welt gequält haben, was wir ihr nach der von Ulrich erlittenen Behandlung so gar sehr nicht verdenken können. (Der Beschluß folgt.)

Die Pressfreiheit in England, mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Berlin, Nicolai. 1841. 8. 10 Mgr.

Wollen wir, da man jetzt alle Ursache hat, bei jeder von Staatsfächern handelnden Schrift nach der Absicht zu fragen, dies auch bei der vorliegenden thun, so kann es zweifelhaft bleiben, ob es die war, zu zeigen: wie künftige Repressivmittel

es gegen einen Mißbrauch der Presse geht, oder die andere, daß die Presse bei uns unter mildern Rechten stehe als in England. Wohlthätig war es auch ein dritter: darzuthun, daß der Staat der Sache in England ein ganz eigenständiger und von da aus kein Schluß auf andere Staaten zulässig sei. Im Sinne des gewöhnlichen Verständnisses der Pressefreiheit ist die Schrift jedenfalls nicht geschrieben. Der Verf. hat übrigens unsere Sympathie, wenn er empfiehlt, lieber nach England als nach Frankreich zu blicken, und ebenso stimmen wir ihm darin bei, daß es denen, welche England, „ohne englisch gestiftet zu sein“, nachahmen wollten, nichts Gutes verspricht. Die Hauptsache ist, daß England und die englische Verfassung so selten richtig verstanden werden, daß man so oft sich an die Außenseite hielt, ohne in den tiefen Kern zu dringen. Die wenigen Engländer, die über die Verfassung ihres Landes spekulirt haben, haben die Verewerung nur ängst gemacht, da sie mit einer, von einem falschen Bilde von der englischen Verfassung abstrahirten, ausländischen Staatsphilosophie am Besten gingen und so erst recht gewisse Ansichten in die englische Verfassung hineintrugen, die ihr an sich ganz fremd sind und denen auch ihre innere unabwehrliche Gesundheit selber noch glänzlich gewachsen gewesen ist. Aber auch unser Verf. vermischt in seiner in der Einleitung hervortretenden Ansicht von England vielfach Wahres und Falsches und bewahrt keine richtige Grundansicht.

Im Uebrigen theilt diese Schrift, die als ein recht zeitgemäßer Beitrag zur Geschichte der Pressegesetzgebung mit Dank zu begrüßen ist, im Verfolg eines geschichtlichen Überblicks der in England durch das allmähliche Wichtigerwerden der Presse veranlaßten Maßregeln, zuerst das am 19. Mai 1662, also im Beginn einer nicht durch auswärtigen Einfluß, nicht durch Zwang, sondern durch den Selbstwillen der Nation, vielmehr durch das allgemeine Bedürfnis bewirkten Restauration, nach dem Vorbild italienischer und spanischer Einrichtungen erlassene Censurgesetz mit, das unter dem Namen *Licensing act* in den Häuptbüchern der englischen Jurisprudenz eine bemerkenswerthe Stelle einnimmt und, wie der Verf. mit Recht sagt, von einer Strenge zeugt, wie sie kaum in einem despotischen Staate begreiflich ist. Sie lag jedoch, bemerkt er, in den Umständen. Statt aller Censurinstruction hefte es hier das: „Es ist verboten, aufreißerische, schismatische und gefährliche Bücher und Flugschriften zu drucken, zu veröffentlichen und zu verkaufen.“ Als Strafe wird bestimmt: „Die wider gegenwärtiges Statut Handelnden werden das erstmal auf drei Jahre suspendirt, das zweitemal auf Lebenszeit und verfallen sie noch außerdem einer Geldstrafe, Gefängnisstrafe, oder jeder andern Disziplinarstrafe, welche aber weder der Verlust des Lebens, noch der eines Gliedes sein darf und vor der Klagschance oder den künftigen Richtern der Äpfeln ausgesprochen werden wird. Die Friedensrichter sind auf gleiche Weise dazu ermächtigt.“ Außerdem beschäftigte sich das Statut hauptsächlich mit der Regelung der Behörden, durch welche die Censur bewerkstelligt werden sollte und mit sehr strengen Regulativen für Buchhändler und Drucker, wo sogar die Zahl der Pressen — kein Drucker wird mehr als zwei Pressen halten können — und der Arbeiter vorgeschrieben wird. Das Statut sollte nur auf zwei Jahre gelten, ward aber 1665 auf 13 Jahre verlängert und ist bis 1694, also noch fünf Jahre nach der letzten englischen Revolution beibehalten, dann aber, durch Nichtwiedererneuerung, stillschweigend abgeschafft worden. Von da an konnte die Presse keine andern Einschränkungen als die allgemeinen Bestimmungen gegen das Libel, dessen Definition bald milder, bald strenger ausfiel, je nach dem die Regierung sich stark oder schwach fühlte und die Legaten der Krone dasselbe auszuliegen für nöthig erachteten. „Liberale im eigentlichen Sinne erschienen wenige, die Zahl der Satirungen und Tagesblätter war nicht beträchtlich, und scharfe Kritiken, wie z. B. „*Junius' Briefe*“, kamen nur dann vor, wenn sie die Person des Staatsoberhauptes betrafen, oder Insulten enthielten gegen Päpste und Mitglieder des Parlamentes. Die allgemeine Abspannung nach so heftiger Diver-

gung hatte die Folge, daß Englands eminente Köpfe sich mehr mit der schönen Literatur als mit der Politik beschäftigen mochten.“ Erst der amerikanische Krieg — welcher Periode überliefert auch, wie nach den Worten des Verf. nicht scheinen sollte, „*Junius' Briefe*“ angehören — veranlaßte wieder eine große Masse von Pamphlets und Flugschriften und die Prozesse gegen Zeitungsredactoren vermehrten sich in einem furchtbaren Grade. Indes war das Parlament doch nicht zu bewegen, neue Beschränkungen der Presse zu verfügen. „Man behelf sich, wie man konnte, mit dem Libellrecht, das allerdings in vielen Punkten nicht auszureichen schien, und da es oftmals willkürlich interpretirt wurde, die allgemeine Unzufriedenheit und die Verlogenheit der Regierung noch vermehrte, ohne dem Übel abzuhelfen.“

Indem der Verf. nun von dem Einfluß der französischen Revolution spricht, macht er die seltsame Bemerkung, daß ihre verderblichen Principien in England um so leichteren Eingang gefunden hätten, da jeder freie Staat stets am Abgrunde der Republik stehe. Man sollte denken, der Staat wäre am fernsten von der Gefahr einer Änderung seiner Verfassung, mit dessen Einrichtungen seine Bürger am besten zufrieden wären, unter dessen Schutze sie sich am wohlsten fühlten. Oder denkt der Verf. bei dem „freien“ Staate bloß an die politische Form, nicht an die Freiheit, sondern an die Herrschaft, an das politische Recht, blickt er also, wogegen er doch selbst warnt, mehr nach Frankreich als nach England, so muß es wenigstens bei seinen sonstigen politischen Ansichten befremden, daß er nur einen Staat mit englischer Verfassung für einen freien erklärt. In Folge der französischen Revolution also und ihrer Einflüsse auf die englische Presse fand man sich endlich veranlaßt, 1798 auf Pitt's Betrieb ein neues und verschärftes Preßgesetz zu begründen, was bis auf den heutigen Tag besteht, und in 30 Artikeln die Norm enthält, nach welcher Eigenthümer und Drucker von Tagesblättern sich zu richten haben. Dieses Gesetz enthält übrigens keineswegs bloß Preßstrafe, sondern auch Präventivmaßregeln. Hierher gehört nämlich die den Druckern und Herausgebern von Blättern vorgeschriebene Declaration, welche Namen und Wohnung des Druckers, Redacteurs und des Eigenthümers, sowie die Nachweisung des Capitals, den sie an dem Blatte haben, die Beschreibung der Druckerei und der Form des Inhalts enthalten und bei jeder Veränderung erneuert, auch schriftlich und eideschworen muß. Ferner die Aufhebung eines Exemplars von jedem Zeitungsblatte, die in den ersten sechs Tagen seiner Publication an die Commisssion der Stempelkammer erfolgen muß. Hauptsächlich ist es die Stempelung selbst, welche indirect und durch den Einfluß, welchen sie auf die Kosten der periodischen Presse übt, als Präventivmaßregel wirkt. In Bezug auf die Preßvergehen enthält jenes Statut nur eine Verschärfung, sofern es nämlich selbst auf solche Nachschriften, die aus fremden Zeitungen entlehnt worden, wenn sie „zum Zweck haben, die Person Sr. Maj. zu beleidigen, oder Haß und Verachtung gegen die Regierung und Verfassung des Landes anzufachen und zu verbreiten“, eine Arreststrafe von nicht unter sechs Monaten, nicht über ein Jahr setzt, „die Strafe nicht gerichtet, welche noch außerdem nach den Umständen für so großes Vergehen (high misdemeanor) verhängt werden könnte“ und mit unumschränkter Vollmacht dem Lordkanzler anheimgestellt ist. (Jedoch nur die Strafe, während die Erklärung der Schuld von der Jury abhängt.) Im Uebrigen vertraute man dem bestehenden Libellrecht. Auch dieses ist sehr streng und sehr unbestimmt. Man unterscheidet zwischen dem politischen Libell und dem Privatlibell. Das politische Libell betrifft die Beleidigung: 1) gegen die Religion, wo das common law allerdings eine „decerte und mäßige“ Contravention in Glaubenssachen gestattet; 2) gegen die guten Sitten, in welcher Hinsicht gegen obscene Schriften verfahren wird; 3) gegen das Bildrecht, nämlich gegen fremde Abbildungen, wo die Prozesse in England selten erhebliche Resultate haben dürften; 4) gegen den Staat und die Verfassung, wo auch

vollkommenste Anwendung auf den neuesten Roman der Gräfin Hahn-Hahn: „Ulrich“. Wir geben eine kurze Inhaltsanzeige, damit der mit dem Buche selbst noch nicht bekannte Leser einen Probierstein für unser Urtheil erhalte. Zwei junge Mädchen, Unica, Clotilde und Margarita, verlassen die Pension und heirathen bald darauf, alle mehr nach dem Wunsche ihrer Angehörigen als aus Neigung, aus Herzensdrang. Nur Unica und Margarita fesseln uns, Clotilde, eine gemeine Kolette, dient bloß als Figur in pikanten Zwischenspielen, ist aber insofern sehr gut angelegt, als sie auf die fein-malitiöseste Weise das satirisch gemeine Treiben, die übertünchte Gesinnungslosigkeit der demokratischen Aristokratie repräsentirt und an den Pranger stellt. Nur dürfen wir dabei nicht aus den Augen lassen, daß Clotilde die einzige bürgerlich Geborene ist! Dies hat bei unserer Gräfin großes Gewicht, worüber wir uns später noch auslassen werden. Unica, Gräfin von Erberg, eine Zeit lang Geliebte des jungen Marana, Bruder Clotildens, der später zum Grafen avancirt, lernt den Grafen Ulrich von Erberg, ihren Vetter, kennen und süßt sich nach langem Sträuben, ihn dem Wunsche ihres Vaters gemäß zu ehelichen. Ulrich ist ein äußerlich kalter, unschöner Mann, von gelber Gesichtsfarbe, altem Aussehen, schläfrig-gelangweiltem Blicke, der seiner Geliebten selbst gesteht, daß er sie nicht aus Liebe, sondern nur, weil er bei ihr ruhig leben zu können hoffe, heirathet. Unica empört dies und sie nimmt sich vor, ihn dafür büßen zu lassen. Sie verweigert ihm deshalb die ehelichen Rechte. Dadurch kommt natürlich sogleich ein so greller Miston in diese Conventen-gehe, daß an eine Harmonie auch in Zukunft nicht zu denken ist. Indes entdeckt doch Unica an ihrem Gatten so viele bedeutende Eigenschaften, daß sie die kahle Schale, die er um sein geheimnißvolles Innere gelegt, zu sprengen sucht. Ohne es sich selbst zu gestehen, noch es Ulrich merken zu lassen, liebt sie ihn, und diese Liebe wird ihr zur Gewißheit, als ihr Ulrich die Geschichte seiner ersten Liebe erzählt, von der sich sein Lebensunglück her schreibt. Diese Liebe ist äußerst sonderbar und unwahrscheinlich, noch wunderbarer aber der Gegenstand derselben, Melusine. Ulrich trifft diese Melusine in Mailand, wird von dem umfanglichen Schmerz in ihrem wunderschönen Auge bezaubert, gesteht ihr seine Liebe, findet Erhörung, muß ihr aber versprechen, niemals nach ihrem frühern Leben zu fragen und sich sogleich wieder von ihr zu trennen. Er geht darauf ein, trifft sie drei Jahre später wieder in Berlin mit einem schönen Knaben Huldreich und erfährt dabei gelegentlich, daß sie die Maitresse eines Gefandten ist. Von dieser Stunde an verzichtet Ulrich auf alle Frauenliebe. Erst später erfahren wir, daß Melusine die Tochter einer stolzen Freifrau ist, die aus Liebe einem Demagogen Hermann, der Hauslehrer im Hause ihrer Mutter war, nach Paris folgte, bei ihm, der sich nur am Adel rächen will, Magd- und Gattindienste vertritt, sich von ihm mißhandeln läßt und erst, als gar kein Auskommen mehr ist, ihn verläßt, sich in die Seine stürzt, von dem Gefandten gerettet wird und zum Dank dafür sich entschließt, seine Maitresse zu werden. Trotz diesem sittenlosen Le-

benswandel will und die Frau Gräfin doch einreden, Melusine sei ein höchst respectables Weib! Diese Erzählung erweckt in Unica's Brust noch mehr die schlummernde Liebe zu Ulrich, da lernt dieser Margarita, Fürstin von Thierstein, kennen, das jugendliche, unschuldige Ebenbild Melusines. Sie ist Melusines Schwester. Beide leben einander, und sobald Ulrich Gewißheit darüber erhalten hat, kündigt er seiner Frau kurz und bündig an, daß er sich von ihr scheiden lassen müsse, um später auf irgend eine Weise Margarita sein nennen zu können. Unica widersteht sich diesem Verlangen und gesteht jetzt jammernnd dem treulosen Gatten ihre Liebe, die dieser jedoch kalt verschmäht. Da nun aber die Gräfin durchaus nichts von Scheidung wissen will, so geht Ulrich auf Reisen, nachdem er zuvor seinen vertrautesten Diener mit einem Briefe an Margarita entsendet und ihr Lebenswohl gesagt hat. Dieser Brief wird an Margarita zum Verräther. Ihre Schwiegermutter, ein gemeines, räuberhaftes Weib, bemächtigt sich desselben, zeigt ihn dem Fürsten, der, wohl und gemein sinnlich, von sich auf Andere schließt und aus diesem Briefe seine schuldlose Gattin des Ehebruchs bezüchtigen will. Nach langen Debatten, in denen die Robeit des Fürsten, die Gemeinheit seiner Frau Mutter und die Engelsgeburt Margarita's sich glänzend betheiligen, kommt es zur Scheidung, worauf Margarita mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen, in die Einsamkeit am Genfersee sich zurückzieht. Ulrich bereist unterdessen den Norden Europas, und da er einem seiner Briefe an Margarita mit der Bemerkung von ihrer Hand „wird nicht angenommen“ zurückhält — eine Schlechtigkeit, die auf Anstiften der Fürstin Mutter begangen wird —, glaubt er sich vergessen und stürzt sich aufs neue in den Strudel weltlicher Jenseitungen aller Art. Liebchaften mit Schauspielern, bei denen das Herz wenig theilhaftig ist, Besuche in Salons, Theatern, Concerten und Ähnliches müssen dem trüben, zerrissenen Aristokraten das elende Leben erträglich machen. Auf einmal läuft ein Brief von Melusine ein, die den Geliebten nie aus den Augen gelassen hat. Dieser Brief meldet ihm die erfolgte Scheidung Margarita's und ruft ihn in ihre Arme zurück. Ulrich reißt auf der Stelle ab, spricht bei seiner Gattin bloß vor, um ihr abzumachen zu sagen, daß er sich von ihr scheiden lasse, geht an den Genfersee, trifft hier Melusine sterbend in Margarita's Armen, die der Schwester traurige Lebensgeschichte erfahren hat, empfängt seinen Sohn Huldreich aus den Händen der Sterbenden und wird endlich der glückliche Gatte Margarita's. Unica geht nach Italien und soll nach der Versicherung der Gräfin durch ihren Starr- und Eigensinn alle Welt gequält haben, was wir ihr nach der von Ulrich erlittenen Behandlung so gar sehr nicht verdenken können. (Der Fortsatz folgt.)

Die Pressfreiheit in England, mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Berlin, Nicolai. 1841. 8. 10 Ngr.

Wollen wir, da man jetzt alle Ursache hat, bei jeder von Staatswegen handelnden Schrift nach der Absicht zu fragen, dies auch bei der vorliegenden thun, so kann es zweifelhaft bleiben, ob es die war, zu zeigen: wie künftige Repressalien

es gegen einen Mithranch der Presse gebe, aber die andere, daß die Presse bei und unter mildem Rechte lebe als in England. Vielleicht war es auch ein dritter: darzutun, daß der Stand der Sache in England ein ganz eigenenthümlicher und von da aus kein Schluß auf andere Staaten zulässig sei. Im Sinne der gewöhnlichen Weltanschauung der Pressefreiheit ist die Schrift jedenfalls nicht geschrieben. Der Verf. hat übrigens unsern Sympathie, wenn er empfiehlt, lieber nach England als nach Frankreich zu blicken, und ebenso stimmen wir ihm darin bei, daß er denen, welche England „ohne englisch gestittet zu sein“, nachahmen wollten, nichts Gutes verspricht. Die Hauptsache ist, daß England und die englische Verfassung so selten richtig verstanden werden, daß man so oft sich an die Außenwelt hielt, ohne in den tiefsten Kern zu dringen. Die wenigen Engländer, die über die Verfassung ihres Landes spekulirt haben, haben die Verfassung nur änger gemacht, da sie mit einer, von einem falschen Bilde von der englischen Verfassung abstrahirten, ausländischen Staatsphilosophie an das Werk gingen und so erst recht gewisse Ansichten in die englische Verfassung hineintrugen, die ihr an sich ganz fremd sind und denen auch ihr innere unverwundliche Gesundheit zeither noch glücklich gewachsen gewesen ist. Aber auch unser Verf. vermischt in seiner in der Einleitung hervortretenden Ansicht von England vielfach Wahres und Falsches und bewahrt keine richtige Grundansicht.

Im übrigen theilt diese Schrift, die als ein recht zeitgemäßer Beitrag zur Geschichte der Pressegeschichte mit Dank zu begrüßen ist, im Verfolg eines geschichtlichen Überblicks der in England durch das allmähliche Wichtigerwerden der Presse veranlaßten Maßregeln, zuerst das am 19. Mai 1662, also im Beginn einer nicht durch auswärtigen Einfluß, nicht durch Zwang, sondern durch den Selbstwillen der Nation, vielmehr durch das allgemeine Bedürfnis bewirkten Restauration, nach dem Vorbild italienischer und spanischer Einrichtungen erlassene Censurgesetz mit, das unter dem Namen Licensing act in den Jahrbüchern der englischen Jurisprudenz eine bemerkenswerthe Stelle einnimmt und, wie der Verf. mit Recht sagt, von einer Strenge zeugt, wie sie kaum in einem despotischen Staate begreiflich ist. Sie lag jedoch, bemerkt er, in den Umständen. Statt aller Censurinstruction heißt es hier bloß: „Es ist verboten, aufsergerichtliche, schematische und gefährliche Bücher und Flugblätter zu drucken, zu veröffentlichen und zu verkaufen.“ Als Strafe wird bestimmt: „Die wider gegenwärtiges Statut Handelnden werden das erstemal auf drei Jahre suspendirt, das zweitemal auf Lebenszeit und verfallen sie noch außerdem einer Geldbuße, Gefängnisstrafe, oder jeder andern Leibesstrafe, welche aber weder der Verlust des Lebens, noch der eines Gliedes sein darf und vor der Kingsbench oder den königlichen Richtern der Assisen ausgesprochen werden wird. Die Friedensrichter sind auf gleiche Weise dazu ermächtigt.“ Außerdem beschließt sich das Statut hauptsächlich mit der Bezeichnung der Behörden, durch welche die Censur bewerkstelligt werden sollte und mit sehr strengen Regulativen für Buchhändler und Drucker, wo sogar die Zahl der Pressen — kein Drucker wird mehr als zwei Pressen halten können — und der Arbeiter vorgeschrieben wird. Das Statut sollte nur auf zwei Jahre gelten, ward aber 1665 auf 13 Jahre verlängert und ist bis 1694, also noch fünf Jahre nach der letzten englischen Revolution beibehalten, dann aber, durch Nichtverlängerung, stillschweigend abgeschafft worden. Von da an kannte die Presse keine andern Einschränkungen als die allgemeinen Bestimmungen gegen das Eibell, „dessen Definition bald milder, bald strenger ausfiel, je nachdem die Regierung sich hart oder schwach fühlte und die Legisten der Krone dasselbe auszulagern für nöthig erachteten.“ „Eibelle im eigentlichen Sinne erschienen wenige, die Zahl der Zeitungen und Tagesblätter war nicht beträchtlich, und scharfe Artikel, wie z. B. „Junius' Briefe“, kamen nur dann vor, wenn sie die Person des Staatsoberhauptes beleidigten, oder Insulten enthielten gegen Päpste und Mitglieder des Parlamentes. Die allgemeine Abspannung noch so heftiger Bewer-

gung hatte die Folge, daß Englands eminente Köpfe sich wenig mit der schönen Literatur als mit der Politik beschäftigten mochten.“ Erst der amerikanische Krieg — welcher Periode übrigens auch, wie nach den Worten des Verf. nicht schreien sollte, „Junius' Briefe“ angehören — veranlaßte wieder eine große Masse von Pamphleten und Flugblättern und die Prozesse gegen Zeitungsredactoren vermehrten sich in einem furchtbaren Grade. Indes war das Parlament doch nicht zu bewegen, neue Beschränkungen der Presse zu verfügen. „Man behielt sich, wie man konnte, mit dem Eibellrecht, das allerdings in vielen Punkten nicht auszureichen schien, und da es oftmals willkürlich interpretirt wurde, die allgemeine Unzufriedenheit und die Verlegenheit der Regierung noch vermehrte, ohne dem Übel abzuheffen.“

Indem der Verf. nun von dem Einfluß der französischen Revolution spricht, macht er die seltsame Bemerkung, daß ihre verderblichen Principien in England um so leichtern Eingang gefunden hätten, da jeder freie Staat stets am Abgrunde der Republik stehe. Man sollte denken, der Staat wäre am fernsten von der Gefahr einer Änderung seiner Verfassung, mit dessen Einrichtungen seine Bürger am besten zufrieden wären, unter dessen Schutz sie sich am wohlsten fühlten. Oder denkt der Verf. bei dem „freien“ Staate bloß an die politische Form, nicht an die Freiheit, sondern an die Herrschaft, an das politische Recht, blickt er also, wogegen er doch selbst warnt, mehr nach Frankreich als nach England, so muß es wenigstens bei seinen politischen Ansichten befremden, daß er nur einen Staat mit englischer Verfassung für einen freien erklärt. In Folge der französischen Revolution also und ihrer Einflüsse auf die englische Presse fand man sich endlich veranlaßt, 1798 auf Pitt's Betrieb ein neues und verschärftes Repressivgesetz zu begründen, was bis auf den heutigen Tag besteht, und in 30 Artikeln die Norm enthält, nach welcher Eigentümer und Drucker von Tagesblättern sich zu richten haben. Dieses Gesetz enthält übrigens keineswegs bloß Repressiv-, sondern auch Präventivmaßregeln. Hierher gehört nämlich die den Druckern und Herausgebern von Blättern vorgeschriebene Declaration, welche Namen und Wohnung des Druckers, Redacteurs und der Eigentümer, sowie die Nachweisung des Antheils, den sie an dem Blatte haben, die Beschreibung der Druckerei und der Form des Inhalts enthalten und bei jeder Veränderung erneuert, auch schriftlich und eideschworen sein muß. Ferner die Aufsehung eines Exemplars von jedem Zeitungsblatte, die in den ersten sechs Tagen seiner Publication an die Commission der Stempelkammer erfolgen muß. Hauptsächlich ist es die Stempelung selbst, welche indirect und durch den Einfluß, welchen sie auf die Kosten der periodischen Presse übt, als Präventivmaßregel wirkt. In Bezug auf die Presbergerien enthält jenes Statut nur eine Verschärfung, sofern es nämlich selbst auf solche Nachschreien, die aus fremden Zeitungen entlehnt worden, wenn sie „zum Zweck haben, die Person Sr. Maj. zu beleidigen, oder Haß und Verachtung gegen die Regierung und Verfassung des Landes anzufachen und zu verbreiten“, eine Arreststrafe von nicht unter sechs Monaten, nicht über ein Jahr setzt, „die Strafe nicht gerechnet, welche noch außerdem nach den Umständen für so großes Vergehen (high misdemeanor) verhängt werden könnte“ und mit unumfänglichster Vollmacht dem Lordkanzler anhängestellt ist. (Jedoch nur die Strafe, während die Erklärung der Schuld von der Jury abhängt.) Im Uebigen vertritt man dem bestehenden Eibellrecht. Auch dieses ist sehr streng und sehr unbestimmt. Man unterscheidet zwischen dem politischen Eibell und dem Privatteibell. Das politische Eibell betrifft die Beleidigung: 1) gegen die Religion, wo das common law allerdings eine „decente und mäßige“ Censurvertheilung in Glaubenssachen gestattet; 2) gegen die guten Sitten, in welcher Hinsicht gegen obscene Schriften verfahren wird; 3) gegen das Bürgerrecht, nämlich gegen fremde Bürgerungen, wo die Prozesse in England selten erhebliche Resultate haben dürften; 4) gegen den Staat und die Verfassung, wo auch

1772 ein Buch als Libell bestraft wurde, weil es indirect gegen die Rechte der Patrie gerichtet schien; 5) gegen den König und seine Regierung, wo Alles Libell ist, was die Person des Königs beleidigt, sein Recht bezweifelt, seine Macht erschüttert, oder die Verwaltung seiner Regierung in der Person seiner Minister der Verachtung und dem Hass preisgibt. Die gegen den König gerichteten Libelle betrachten die Reichsgesetzten als Hochverrath zweiter Classe (petty treason). Beleidigende Angriffe gegen die Minister sind zwar nicht Hochverrath, werden aber doch durch den Kronanwalt zur Sprache gebracht und mit Geld- oder Gefängnißstrafe bestraft. Beleidigung des Unterhauses wird von ihm selbst, bis zu Gefängniß im Tower auf die ganze Zeit einer Session, geahndet. Das Privatlibell wird strenger bestraft, wenn es gegen Richter, Pairs, Magistratspersonen gerichtet war; aber auch gegen bloße Privatpersonen gelten Schriften als Libelle, die sie eines Verbrechens beschuldigen, ihnen in ihrem Amte, ihrer Profession, ihrem Handel Nachtheil bringen, sie lächerlich machen oder der allgemeinen Verachtung preisgeben. Selbst ein Parlamentsglied darf keine beleidigende Äußerung, die er im Parlamente gethan hat, drucken und veröffentlichten lassen, ohne sich der Belangung als Libellist auszusprechen.

Man muß, wenn man annimmt, daß nach dem Allen auch wirklich fortwährend verfahren wird, dem Verf. gewiß darin beistimmen, daß durch alle diese Normen der Kreis, innerhalb dessen Jemand mit vollkommener Sicherheit, keiner Strafe zu unterliegen, schreiben kann, sehr verengt wird. Es ist ganz richtig, daß bei uns Manches mit Censur gedruckt wird, was in England, weil es gegen bestehende Einrichtungen gerichtet ist und über diese harte Urtheile fällt, unter den Begriff des politischen Libells fallen würde. Der Verf. findet dabei auch darin an sich keine Erweiterung der Freiheit, daß auch Pressvergehen von der Jury beurtheilt werden; denn er behauptet, die meisten von der Regierung eingeleiteten Libellproceße würden für sie entschieden, da überhaupt die Jury sich streng an Recht und Gesetz binde. Allein die Jury thut das vor allen Dingen in jenem großartigen englischen Sinne, wonach der Buchstabe des Gesetzes gilt, wenn er für, nicht aber wenn er gegen den Angeklagten spricht, und wonach nicht bloß auf den Geist des einzelnen Gesetzes, vielmehr auf den Sinn, den es seiner Zeit ausdrücken wollte, sondern auf den sich fortbildenden Geist des englischen Staatslebens gesehen wird. Die Geschworenen erklären für ein Pressvergehen, was, wenn es unter den Begriff des Libells fällt, auch zugleich von ihnen als der Strafe würdig erkannt wird, nicht eine jede Schrift, die allenfalls unter den Begriff des Libells gebracht werden kann, wegen deren aber das Libellgesetz gewiß nicht begründet worden wäre; und sie nehmen dabei sehr auf die Zeitumstände Rücksicht. In der That, wenn irgendwo, tritt bei den Pressvergehen das Moment der moralischen Überzeugung in Kraft und lassen sich sichere juristische Kriterien nicht feststellen. Der Verf. erkennt daher auch selbst an, daß die Regierung nur solche Sachen zur Sprache bringe, bei denen sie gewiß sei, Recht zu behalten. Er hätte sagen können: sie bringe gar keine politischen Libelle mehr zur Sprache; denn in der That ist das seit langer Zeit schon nicht mehr geschehen. Der Verf. hat sich wol mit dem englischen Rechte, aber, wie es scheint, weniger mit dem factischen Stande der Sache bekannt gemacht. Er schreibt der Strenge des Libellrechts den „Anstand“ zu, in dem sich die englische Presse bewege. Er meint: „Festige Ausfälle, die den Injurien gleichkommen, wird man in den englischen Zeitungen nicht finden, ebenso wenig als hämische Erdichtungen und falsche Auslegungen. Gründlichkeit und Decenz ist ihr Wahlspruch.“ Fast möchte man denken, er hätte niemals englische Zeitungen gelesen. Was beweist es für ihn, daß 1772 jene Schrift als Libell behandelt wurde, die nur indirect gegen die Rechte der Patrie gerichtet gewesen sei? Wissen wir nicht, wie viel directe Angriffe darauf und namentlich auf die geistlichen Lords 1835 gemacht wurden, ohne daß eine Anklage erhoben worden wäre? Wie hat Lord Brougham über Georg III.

geschrieben und wer hat ihn deshalb zur Verantwortung gezogen? Was läßt sich dazu sagen, wenn der Verf. ganz ruhig schreibt: „Libelle gegen die Minister sind nicht häufig; die Nation kränkt die Männer nicht, welche die Last der Verwaltung auf sich nehmen, und überläßt es dem Parlaement, das System derselben zu würdigen.“ Alle seine Beispiele von strengen Bestrafungen gehören älteren Zeiten an; in den neuern sind bloß im Interesse der Religion, der Moral und der Privatrecht Libellproceße geführt worden. Seltsam klingt es, wenn er sagt: „Man bedenke nur einmal, wie schwer es fällt, nach dem Begriffe vom politischen Libell etwas über Englands Institutionen zu schreiben, und wie gewählt und vorsichtig die Ausdrücke sein müssen, damit nicht der Verdacht erregt werde, als beabsichtige man eine Umänderung jener Einrichtungen.“ Diese Schwierigkeit macht gewiß den englischen Schriftstellern kein Herzlopfen mehr. Der Verf. ist im Irrthum, wenn er von der Strenge der englischen Gesetze die supponirte Mäßigung der englischen Presse ableitet. Denn diese Mäßigung ist in dem von ihm angenommenen Grade nicht vorhanden und jene Gesetze werden wenigstens in politischer Beziehung nicht mehr angerufen. Sie werden es nicht mehr, weil man überhaupt in England das System der Überwachung und der möglichen Beseitigung alles Dessen, was die strenge Vernunft nicht gerade billigen mag, nicht kennt, sondern selbst von dem Gesetze gegen die Freiheit nur bei grobem und gefährlichem Mißbrauche der letztern Gebrauch macht; weil in England die Pressfreiheit nicht als das Einzige ihrer Art, sondern nur als ein Glied in einer großen Kette analoger Freiheiten da steht, nicht das einzige Sicherheitsventil ist, durch welches die überflüssigen Dämpfe sich Luft machen, sondern viele ähnliche neben sich hat; überhaupt dort der Staat und das Volk so innig verschmolzen sind, keine zahlreiche und geschlossene Beamtenhierarchie im Staatsleben herrscht, das Volk sich nicht in Administration und Administrierte scheidet, folglich auch kein Andrang letzterer auf jene zum Gegenstande Anlaß gibt; die lange Gewohnheit der heftigen Sprache der Presse den Eindruck abschwächt; die Minister aber die Erfahrung gemacht hatten, daß die Jury nicht geneigt war, außer bei sehr groben und gefährlichen Pressvergehen, das Schuldig in politischen Libellsachen zu sprechen, das Aufsehen aber, was ein solcher Proceß verursachte, bei dem öffentlichen Gerichtsverfahren, den Einbruch des gerügten Artikels nur erzdte. Es liegt übrigens in dem elastischen Wesen der englischen Verfassung und Gesetzgebung, daß man diese Gesetze und Rechte weder abschafft, noch in freiblichen Zeiten in Anwendung bringt, sondern sie sich für Zeiten der Gefahr vorbehält, wo dann auch die Jury ihre Anwendung nicht hindern würde.

35.

Literarische Notizen.

Erschienen sind in Paris: „Vie de Louis XV“, von dem Comte de Falloux; „La Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali, jusqu'en 1840“, von F. Perrier, Generaladjutanten Goltmann Pascha's während der Feldzüge von 1838, 1839 und 1840; „Homages et conseils au peuple“, von Ch. Sainte-Fol, Verf. des „Livre des rois et des peuples“ etc.; „Du déclin de la France et de l'égarément de sa politique“, von b'Perbigny. Unter der Presse befindet sich: „L'association douanière de la France et de la Belgique“, von P. X. de la Rourraie, Verf. des Werkes „L'union des douanes allemandes, son passé, son présent, son avenir“.

2.

F. B. Reinhard's Autobiographie ist von A. D. Taylor, mit Einleitung und Zusätzen versehen, in die englische Fassung übersetzt („Memoirs and confessions of Francis Folkmar Reinhard, court-preacher at Dresden“, Boston 1841). Bereits haben verschiedene englische Blätter von diesem verdienstvollen Werke geredet und es namentlich allen jüngern Geistlichen, denen Reinhard ein würdiges Vorbild zur Nachahmung bietet, eifrig empfohlen.

32.

Sonntag,

— Nr. 44. —

13. Februar 1842.

Ulrich. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zwei Bände.

(Rechts aus Nr. 42.)

Wie fast immer bei Frauen, wird auch hier das reiche, unerschöpfliche Thema der Liebe jedem andern vorgezogen und, man sollte meinen mehr als genügend, auf nahe 700 Seiten behandelt. Enthusiasten werden vielleicht eine Symphonie der Liebe in dieser Behandlungsart zu hören meinen; wir, die wir von den Neben- und Seitenbemerkungen, vor Allem aber durch die Ausdieselfung einer ursprünglich interessanten Liebesgeschichte ins Endlose etwas ekfhl geworden sind: wir können nichts weiter darin entdecken als eine entseßlich lange, langweilige und sehr verwässerte Variation auf das geistreiche Thema „Gräfin Faustine“. Daß sich in diesem Buche die Gräfin in den Mann Ulrich verwandelt hat, kann Zufall, kann aber auch eine capriciöse Laune der Verf. sein. Das Buch enthält vielleicht ebenso viel Geist als jener frühere Roman, allein, wenn man einen Dukaten durch den Hammer tagelang breit schlagen läßt, bleibt er zwar immer noch Gold, nur nennt man ihn dann Kauschgold. Solch Kauschgold hat uns die Gräfin Hahn-Hahn in diesem „Ulrich“ geschenkt. Und eben dies spricht für unsere oben geäußerte Behauptung über den Beruf der Verfasserin zur Schriftstellerin; sie schreibt immer nur sich, und wenn sie dabei doch etwas Erstreckliches zu Stande bringt, so hat sie das nicht ihrer productiven Kraft, sondern der vollendeten geistigen Koketterie zu verdanken, die sie, wie selten Jemand, zu handhaben versteht. Vom Wirbel bis zur Zeh Aristokratin, findet sie nur aristokratische Sitte erträglich. Alle Tugenden des Herzens, alle Vorzüge des Geistes vindicirt sie ohne Weiteres dem Aristokraten, ja sie geht so weit, daß sie es unverhohlen ausspricht, nur ein Aristokrat könne liberal sein.

Hermann — läßt sie Melusine sprechen — wollte reich werden, wollte seinen Weg machen, wollte die Vorrechte der Geburt in den Staub treten, weil sie ihm fehlten, war liberal aus Egoismus. Später hab' ich eingesehen, indem ich ihn mit meinem Vater verglich, daß nur Aristokraten liberal sein können, weil sie unabhängig und nicht von Scheissucht und Mißgunst verzerret sind.

Diese Worte ehren Geist und Herz der Verf. eben nicht. Sie beweisen, wie befangen jener noch in verrosteten Vorurtheilen, wie eng und klein dieses ist. Wir sind ge-

nötigt, hier auf eine unglückliche Eigenthümlichkeit der Verf. hinzuweisen. Sie weiß, daß in einem Romane nicht lauter Engel thätig sein können; auch das satanische Princip fodert seine Vertreter. Nun gibt sie zwar stillschweigend zu, daß es auch unter den Aristokraten Schufte geben könne und wirklich gibt, ja sie selbst führt uns diese Abart der noblen Race vor, wie die Fürstin Thierstein (die Mutter) und ihr Herr Sohn bezeugen. Allein das sind doch immer noch ganz leidliche Menschen. Woher nun die wirklich schlechten, verworfenen Subjecte nehmen? Nichts leichter als dieses. Dazu ist der Bürgerliche da, sagt die Gräfin und beweist uns das aus der Verschiedenheit der Racen. Dieser Ansicht gemäß macht sie den Demagogen Hermann, der aus Rache Melusine entführt, zum schenßlichsten Unmenschen, wie ihn die Welt nicht kennt, obgleich sie ihm später eine theologische Professur an den Hals wirft. Aus diesem Grunde ist Glotilde eine gemeine, schmutzige Ehebrecherin, aus diesem Grunde muß der auf Thierstein's Schlosse lebende Demagoge und Aristokratenfeind Severin zur Anklage Margarita's mit beitragen und durchaus als ein elender, feiger, gemein egoistischer Mensch auftreten. Selbst die Dienerschaft wird, weil sie bürgerlich ist, zu lauter Schurkenstreichen benutzt. Diese ganz verkehrte, grundfalsche und schlechte Meinung der Gräfin von den Menschen ist es, die wie in ihren so geistreichen Schriften entschieden tadeln und auf das bestimmteste bekämpfen müssen. Sie ist es, die ihren Büchern einen widerlichen Witschmack gibt, die auch den Besonnensten gegen sie in Harnisch bringen muß. Die Verf. laßt dies Thema immer und immer wieder, erhebt und preist unablässig die Vorzüge adliger Geburt, und erzählt uns doch aus dieser bevorzugten Classe die jammervollsten Geschichten. Uns dünkt, das Elend der Adligen, die ja mit allen Gütern der Erde gesegnet sind, würde viel erträglicher sein, wenn diese Herren sich zu beschäftigen, mit etwas Nützlichem abzugeben wüßten. Wir meinen damit nicht etwa tagelöhnerndes Arbeiten, das nie ein Segen sein kann und dem sich auch der Bürgerliche entzieht, wenn es irgend möglich ist; wir verstehen darunter bildende Beschäftigung. Aber die Helden der Gräfin sind faule, geistreiche Träumer, die alle Arbeit scheuen, die Geld genug haben, um ihren Müßiggang auf großen Fuß treiben zu können, die aber aus der gräßlichen Noe ihres Daseins

nie herauskommen und nun vor Überfüttigung an ihrem geistreichen Nichtsthun lauter dumme Streiche begehen und dadurch in ein so interessantes Elend hineingerathen, wie es die Frau Gräfin mit vielem Aufwand von Geist zu schildern weiß.

Aristokratisch, wie ihre Ansichten, ist auch ihr Styl, d. h. voller Launen, capriziös im höchsten Grade, jetzt duffig und blühend, voll Anmuth, Lieblichkeit und Grazie, und dann wieder ungenirt, legere, bequem, geschmacklos; er gleicht der Conversation einer großen Tischgesellschaft, unter der sich Personen aller Nationen befinden. Diese aristokratische Nonchalance mag für die Verf. sehr bequem sein, den Leser frappirt und stößt sie ab, und die Literatur muß sie empören. Sprachmengerei ist immer widerlich, bei unserer Gräfin aber, die, wenn sie will, gut schreiben kann, wird sie unausweichlich. Keine Nation ohrfelgt ihre Sprache aus Uebermuth oder Verachtung so schmachvoll wie die deutsche, und doch hat sicher keine weniger Ursache dazu. Die deutsche Sprache ist in sich reich genug, um alles Fremde zu vermeiden. Aber die Gräfin Hahn-Hahn hat sich förmlich darauf gestreift, eine Musterkarte der allertollsten germanisirten französischen Worte in ihrem Buche anzubringen. Da calmirt, faufisirt, faisirt man, da hat man Emotionen, kurz da schleppt man die am allerfernststen Worte herbei, nur um aristokratisch gebildet zu sprechen.

Ein Buch aber, das so viele Schattenseiten darbietet, muß auch glänzende Lichtpunkte in sich verbergen. Wir haben schon darauf hingedeutet, indem wir den Geist und die Anmuth anerkannten, welche der Verf. zu Gebote stehen. Ein Hauptvorzug, den auch diese Schrift der Gräfin voraus hat, liegt in der Charakteristik derjenigen Persönlichkeiten, für welche sie uns einnehmen will. Wie fast immer, so verschwendet sie auch hier vielleicht zu viel glänzende Farben, ohne jedoch die zu Schildernden dadurch zu erdrücken. Margarita vor Allem ist eine durchaus hinreißende Gestalt, weniger Unica, obwohl auch sie durch Eigenthümlichkeit, durch den edeln Stolz getränkter Weiblichkeit für sich einnimmt. Uebrig dagegen und Melusine gefallen wenig, was wol daran liegen mag, daß die Verf. die Leser gleichsam zur Anerkennung dieser Figuren zwingen will. Ganz verfehlt bleibt Hermann, der Demagoge. Menschen dieses Schlages wird Gräfin Hahn-Hahn nie schildern können, weil ihr der Begriff der Sache, für welche sie kämpfen, vollkommen fehlt.

Sehr schön sind einige dem Buche eingelegte Gedichte aus Margarita's Feder. Wir können uns nicht versagen zwei derselben den Lesern hier vorzulegen, als reine Spiegel der tiefen, zartfühlenden Weiblichkeit Margarita's. Das erste ist ein Schlummerlied für ihre Tochter.

Über dich gebeug't
Stag' ich die den Sang,
Der um meine Wiege
Sanft und traurig klang:
„Feuers rasche Flammen
Wassers Sehnsuchtsdrang,
Sollen glühn und wogen
In die lebenslang.

Blumiger Erde Ketten,
Ätherflügel fäh'n,
Sollen bald nach unten,
Bald empor dich ziehn.

Zu den Sternen heben
Sollst du deine Hand,
Doch sie nicht erreichen,
Weil kein Mensch sie band.

In die Sonne sollst du
Trunknen Blickes sehn,
Darauf nachtunggeben
Und geblendet stehn.

Lieb- und glücksdurstig
Schlage heiß dein Herz,
Doch in Glück und Liebe
Finde heißen Schmerz.

Strahlen soll dein Wesen
Doch wie Mondenlicht,
Dem die Glut der Sonne
Und ihr Glanz gebricht.“

Also sangen Stimmen
Unsichtbar gehört;
Daß sie recht gesungen,
Hat mein Leben bewährt.

Was ich habe, theil' ich
In zwei Hälften ein:
Deiner Mutter Schicksal
Wird nun deins auch sein.

In dem zweiten, „Ein Name“ überschrieben, ruft das verlassene geglaubte Herz des liebenden Weibes den Himmel an und erfleht von ihm Gewährung und Erfüllung.

„Einen Namen, dich zu nennen,
Einen Namen sag' mir an,
Damit ich dich dran erkennen,
Durch die Welt dich rufen kann!

Kenne ich dich: meine Seele?
Ich, die ist so oft gedrückt,
Schmachtet so in finst'rer Hölle,
Daß der Name dich nicht schmückt.

Soll: mein Engel! ich dich nennen?
Ich, mag immerhin dein Herz
Tief in Gluthen für mich brennen —
Wachtest doch mir bitteren Schmerz.

Ober nenn' ich dich: mein Leben?
Lieblich lautet das — allein
Vor dem Tod muß es entschweben,
Und du sollst unsterblich sein.

Darum bleib' ich bei dem leisen
Wort, das stets verständlich ist,
Und: mein Liebster! sollst du heißen,
Weil du einzig lieb mir bist.

Doch wozu auf Namen sinnen?
Keiner lockt dich zu mir her,
Keiner kann dich mir gewinnen —
Deshalb nenn' ich nie dich mehr.“

36.

Aus Italien.

Adrian Balbi las am 25. Nov. 1841 in einer Versammlung des I. I. lombardischen Instituts eine Rede über Malta, die Statistiker und Freunde der Erdkunde von Interesse sein wird. Man findet sie abgedruckt im fünften Hefte des „Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo“. Doch dürfte

er Widerspruch in der Behauptung finden, daß die kleinen Klippen, die Malta mit seinen Umgebungen ausmachen, nur durch ihre geschichtlichen Erinnerungen und die Begünstigungen seiner Lage von Bedeutung wären. Benutzt für seine Angaben hat N. Balbi ein kürzlich in Paris erschienenen Werk von Mège, dem ehemaligen französischen Consul in Malta: „Histoire de Malte, précédée de la statistique de Malte et de ses dépendances“, sowie Lacroix' Beschreibung von Malta, die in das „Univers pittoresque“ aufgenommen ist. Nach der hier beigebrachten Schätzung wären in Malta und den Inseln, die zu seiner Gruppe gehören, 114,236 Einwohner, von denen 91,104 zu den productiven gerechnet werden könnten. In dieser Zählung wären die Engländer, die zur Regierung gehören, und auch die Besatzung nicht begriffen. Immer ergibt sich daraus, daß nur zwei Zehntel der Bevölkerung von Malta darauf sich hingewiesen glauben, von dem Ertrage der Arbeit der Andern zu leben; und da nur eins dieser beiden Zehntel wirklich Arme begreift, so bestätigt sich dadurch jener Ruf der maltesischen Küstigkeit, der längs der Küsten des Mittelmeeres so allgemein verbreitet ist. Nach seinen ins Einzelne gehenden Angaben betrügen die regelmäßigen Einnahmen 2,473,728 Fr., die regelmäßigen Ausgaben 2,219,368 Fr., so daß ein Ueberschuß von 254,360 Fr. nachbleiben würde; indem jedoch bei der Einnahme Ansätze aufgenommen worden sind, die kleinen Miswachs u. s. w. voraussetzen, so kann man den Ueberschuß billig um 100,000 Fr. verkleinern. Alle diese Annahmen gelten ohnehin für eine Finanzperiode, die mit dem Jahre 1833 abließ; 1833 und 1837 wurden neue Erhebungssätze eingeführt, die Einkünfte stiegen daher 1838 auf 2,533,704 Fr. und die Ausgaben fielen auf 2,183,904 Fr. herab. So dürftig versorgt der feldige Boden seine zahlreichen Bewohner mit den Bedürfnissen des Lebens, daß in der angenommenen Zeit nach Balbi jährlich für 710,688 Fr. ausgeführt werden konnte, dagegen für 10,133,000 Fr. eingeführt werden mußte. An Erzeugnissen des Fleisches wurden jährlich für 3,328,480 Fr. ausgeführt und eingeführt für 5,312,600 Fr. Bei dem Namen Malta denkt jedoch Jeder nicht sowohl an die Werke des Friedens als an die Werke des Krieges, und eher an Schanzen und Wälle als an blühende Fruchtfelder. Balbi erwähnt in Bezug auf diese Befestigungen, daß man oftmals erkennen müsse über ihre Ausdehnung, ungewiß, ob man mehr den Gedanken bewundern solle, der sie ersann, oder die Hand, die sie ausführte. Weist in den Felsen gehauen, bedurfte es nur an wenigen Stellen der Mauern, um die Einbiegungen auszufüllen. Als Mittelpunkt der Befestigungen muß Baletta, die Hauptstadt auf Malta, angesehen werden, die wieder aus fünf unter sich getrennten Stadttheilen zusammengesetzt ist. Baletta liegt auf einer Halbinsel zwischen dem großen Hafen und dem Hafen von Marsa Mscat, auf einem meist senkrecht abgeschnittenen Felsen, dessen wenige schwächere Stellen zahlreiche Festungswerke vertheidigen. Viele einzelne Werke umgeben den Platz und vermehren seine Widerstandskräfte. Dieser ins Land liegt, fast im Mittelpunkte der Insel, Girda vecchia, das außer zwei vorgeschobenen Werken wenig Widerstandswerke hat. Alle Landungsplätze der Insel sind mit einem fortlaufenden Gürtel von Feldschanzen, Geschützbetten, Einschnitten und Thürmen umgeben, die sich wechselseitig unterstützen können. Goggo, als die bedeutendere Insel nächst Malta in der maltesischen Gruppe, hat nur ein Castell, das in der Mitte der Insel sehr hoch liegt. Wer auch hier umgeben die Landungsplätze und Hafenstellen Thürme, Feldschanzen und andere Werke. Gominos (der kleinen Klippe, die zwischen Malta und Goggo zwischenmitten liegt) Befestigungen bestehen in einem Schanzwerk, einem Stützpunkt und in einer Feldschanze. Zur Zeit des Ordens waren diese Werke sehr sorgfältig unterhalten und mit mehr als 2000 Stück eignen Geschüßes aller Größen besetzt. Seit die Inseln unter englische Herrschaft übertrugen, versallen aber die Mehrzahl derselben als unnütz, oder sind schon völlig eingegangen. Nur die als unentbehrlich geltenden Festungswerke werden im Stande gehalten.

Das Geschüß besteht aus 50 eisernen Kanonen von verschiedenem Durchmesser, von denen nur die Hälfte aufgestellt ist, besonders in den Batterien, welche den Hafeneingang besetzen. Die andere Hälfte steht in den Vorrathshäusern, doch jeden Augenblick zur Verwendung bereit. Ein Gouverneur, der die höchste kriegerrische und Civilautorität in sich vereinigt, befehlt über die Insel. Er hat den Oberbefehl über die Garnison und in Civilsachen die ausübende Gewalt, die er mit dem Bestande eines neuerdings eingesetzten Consiglio unter königlicher Genehmigung handhabt. Für die Kriegsmacht unterhält man erstens ein Regiment, das für die Sicherheit der Stadt und der Küsten zu sorgen hat, und zweitens eine Landwehr, die aus allen wehrfähigen Bewohnern der Casalen zusammengesetzt ist. Das Regiment (royal fencibles) zählt 6—700 Mann, die freiwillig und nur für bestimmte Jahre in Dienst treten und unter dem Befehle maltesischer Offiziere stehen. Den Aufwand für dieses Corps bestreitet die Colonie. Die Landwehr (milizia) wird von einem maltesischen Obersten befehligt und ist weder in ein Regiment zusammengeschart, noch bewaffnet. Nur der Stamm (die cadres), aus Ober- und Unteroffizieren bestehend, ist ausgebildet; die Waffen liegen im Zeughause, so daß auf den ersten Wink 6000 Mann, tüchtige Schützen, dastehen können. Außer diesem maltesischen Regimente und der Landwehr hält England vier Regimenter Fußvöll, jedes zu 5—600 Mann, auf eigene Kosten dort, zwei Compagnien Artillerie und eine Compagnie Ingenieure. Alle diese Streikkräfte, die in Friedenszeiten ungefähr 3000 Mann ausmachen, die Landwehr ungerchnet, und die im Falle eines Krieges nach den Umständen vermehrt werden können, werden vom Gouverneur befehligt, der einen Generalstab und zwei Obersten, einen für die Leitung der Artillerie und einen fürs Geniewesen, zur Seite hat. Das maltesische Geniewesen bietet nichts Besonderes dar; daß dort der Hauptstabspunkt für die britischen Geschwader im Mittelmeere sei, bedarf keiner Erwähnung. Die katholische Kirche auf Malta und Goggo wird von einem Bischofe verwaltet, der den Titel Erzbischof von Rodi führt. Kirchen gibt es im Ueberschuß. Von 250 Kirchen gehören nur zwei dem griechischen Ritus; außerdem zählt man 14 Klöster für die verschiedenen Orden. Auch Goggo hat zwei Collegiatklöster, sieben Sprengel mit 39 Kirchen und vier Klöstern. Die Bräderschaften aller Arten und Farben mögen unerwähnt bleiben. Denn der Eifer für kirchliche Feste ist lebhafter als in vielen andern Ländern und selten kommen die Stöcken zur Ruhe. Selbst die Kirchen fallen auf durch ihren Reichthum. Unter denen von Baletta ist die reichste die St.-Johannis-Kirche, auch durch die Gräber St.-Adam's und Savalette's bedeutend. Die Umzüge della Passione am grünen Donnerstag und am Auferstehungsfeste fallen dadurch auf, weil man dabei Wägen von beiden Geschlechtern sieht, die, um Gefäße zu lösen, manchmal 100 Pfund schwere Ketten nachschleppen. Die Auferstehungsprocession beginnt am Ostersonntag mit Anbruch des Tages. Eine Kolossalstatue des Heilands wird dabei vom Volke herumgetragen; unzählig sind die Wachsfiguren und Fackeln und der religiöse Enthusiasmus bei den Theilnehmenden und den davor Antenden ist aufs äußerste angeregt. Dieser religiöse, bis zum Uebersieben gesteigerte Eifer übt jedoch auf die bedrücktere Classe einen wohlthätigen Einfluß, indem er ohne Klagen die Mühen des Lebens ertragen hilft; doch weiche dem Anlangen, der sich in des Maltesers so hochverehrte geistliche Angelegenheiten mischen würde. Dem Vaterlande hängt der Malteser sehr an. Mit Wenigem zufrieden und mit den künstlichen Bedürfnissen der Gesellschaft unbekannt, lebt er arm und zufrieden auf seiner Insel, die er il fior del mondo nennt; und wenn er auch noch so ferne Länder bereist und sein Leben immer auswärts zubringt, so gibt er doch nie die Hoffnung auf, einst heimzukehren, um auf Malta zu sterben. 27.

Bibliographie.

Adam, Herzog von Württemberg. Die Schlacht bei Ostfilden, geliefert den 11. Mai 1831, nach Originalquellen und hauptsächlich nach dem Tagebuche eines Augenzeugen bearbeitet. Mit 2 Schlacht-Plänen. Gr. 8. Nordhausen, Schmidt. 19 Ngr.

Rheinische Neolö-Parfe, herausgegeben von J. Stang. 1. Gr. 12. Bonn, Pabst. 1841. 20 Ngr.

Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau von B. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 24 Ngr.

Boader, F. von, über die Nothwendigkeit einer Revision der Wissenschaft natürlicher, menschlicher und göttlicher Dinge, in Bezug auf die in ihr sich noch mehr oder minder geltend machenden Cartesischen und Spinozistischen Philosopheme. Aus einem Sendschreiben an einen alten Freund. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 5 Ngr.

v. Bagensky, Geschichte des 9ten Infanterie-Regiments genannt Golberg'sches. Gr. 8. Golberg. 2 Thlr.

Beiträge zu einer Geschichte der neuesten Reformen des osmanischen Reiches enthaltend den Hattischerif von Gualhane, den Ferman vom 21. November 1839, und das neueste Strafgesetzbuch. Türkisch und Deutsch in Verbindung mit Ramis Effendi, herausgegeben von Petermann. Gr. 8. Berlin, Lüdertitz. 1 Thlr.

Wienemann, F. von, Neue geographisch-statistische Beschreibung des kaiserlich-russischen Gouvernements Kurland, oder der ehemaligen Herzogthümer Kurland und Semgallen, mit dem Elbiste Willen. Durchgesehen von C. A. Pflingsten. 8. Mitau, Nepper. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bluntschli, Die neueren Rechtschulen der deutschen Juristen. Gr. 8. Heusenfeld, Wegel. 1841. 11 1/2 Ngr.

Bredow, C. Freiherr von, Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen. 8. Leipzig, Brockhaus. 18 Ngr.

Briefe zweier Freunde über die in der Württembergischen Abgeordneten-Kammer gestellte Motion des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg: die Regierung zu bitten, für die Aufrechterhaltung der Autonomie der katholischen Kirche die geeigneten Maßregeln zu Erhaltung des Kirchenfriedens treffen zu wollen. Mit beigefügtem Abdrucke dieser Motion. Gr. 8. Stuttgart, Nebler. 10 Ngr.

Busch, G. F., Hans Bartold und Hans Unterberg, Stifter einer Raubbande bei Andreasberg, oder die verwegenen Schnapphähne des Oberharzes. Ein historisches Räubergemälde aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 22 1/2 Ngr.

Gancan eines deutschen Edelmanns. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gézy, B. von, Die sechs noblen Passionen. Festgeschenk für junge Cavaliere. 16. Stuttgart, Krabbe. 22 1/2 Ngr.

Gouqué, F., Baron de la Motte, Der Pappenheimer Kürassier. Scenen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. 12. Nordhausen, Schmidt. 12 1/2 Ngr.

Grignani, Angelo, Mein Wahnsinn im Kerker. Memoiren. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hefferich, A., Die christliche Mystik in ihrer Entwicklung und in ihren Denkmalen. In zwei Theilen. Ister Theil: Entwicklungsgeschichte der christlichen Mystik. 2ter Theil: Denkmale altchristlicher Mystik. Gr. 8. Gotha, F. Perthes. 5 Thlr.

Heffe, A., Meister Wolfram der Nörrenenergähler. Roman. 8. Leipzig, Bösenberg. 25 Ngr.

Jonas, Die wandernde Jungfrau mit dem blutigen Dolch, oder: Die Kaiserbeschwerung. Ritter- und Weisergeschichte aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. 3 Theile. Mit lithographirter Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Kriegerthum. Von einem Invaliden. Erster Theil: Wahl und Bildung der höheren Truppenführer. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kugler, F., Karl Friedrich Schinkel. Eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirkamkeit. Mit einem Portrait Schinkels und mit einem Facsimile seiner Handschrift. Gr. 8. Berlin, Gropius. 1 Thlr.

Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt, des geistlichen Heldenbüchlers Paulus Gerhardt frommer Gattin. Als ein Nachtrag zu dessen Lebensbeschreibung herausgegeben von C. C. S. Langbecker. Gr. 8. Berlin, Dohmisch. 7 1/2 Ngr.

Lynar, C., Die drei Schwestern. Roman. 8. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr.

Münchberger, B., Faust. Ein Gedicht. 8. Berlin, Bogler. 15 Ngr.

Petäcz, W., Das Unmoralische der Todesstrafe. Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt.“ Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1841. 18 Ngr.

Rappaport, M., Rufe. Episches Gedicht. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Rammer, F. v., Rede zur Eröffnung des Seminars für wissenschaftliche Vorträge in Berlin. Gr. 8. Berlin, Duncker. 5 Ngr.

Romberg, J. H. F., Was hat die evangelische Kirche Deutschlands in gegenwärtiger Zeit zu fürchten oder zu hoffen? Gr. 8. Berlin, Mittler. 15 Ngr.

Rubelph und Hugo. Eine Ritter- und Räubergeschichte aus den Zeiten der Böhme. Vom Verfasser der „Ruinen der Leusfeldburg“ und des „Graf Günther von der Halle.“ 2 Bände. Mit lithographirter Abbildung. 2te, verbesserte Auflage. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiffbruch des Dampfschiffs „Der Präsident.“ Nach dem Tagebuche eines, mit demselben verunglückten Seefahrers. Gefunden in einer Flasche an der Küste von Cap Breton unweit Newfoundland. Aus dem Englischen überfetzt. Gr. 8. Hamburg, Verandshohn. 5 Ngr.

Schröter, J. A., Beibehaltung der Religion in ihren Familienkreisen. Aufsätze. 12. Berlin, Engler. 1841. 15 Ngr.

Scott, W., Die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tanne, F., Die Schlacht bei Frankenhausen. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des Bauernkriegs. 3 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Über die Theilnahme an ablichen Klosterstellen in Deutschland besonders in Mecklenburg. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 22 1/2 Ngr.

Ullmann, C., Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden. 2ter Band. Die positiven Grundlagen der Reformation auf dem populären und wissenschaftlichen Gebiete. — A. u. d. I.: Johann Reffel, der Hauptrepräsentant reformatorischer Theologie im 15ten Jahrhundert; nebst den Brüdern vom gemeinsamen Leben, namentlich: Gerhard Groot, Florentius Radewins, Gerhard Jersbold und Thomas von Kempen; und den deutschen Mystikern: Ruysbroeck, Euseb, Lauder, dem Verfasser der deutschen Theologie, und Kausig in ihrer Beziehung zur Reformation, zugleich zweite, völlig umgearbeitete Auflage der Schrift: Johann Reffel, ein Vorgänger Luther's. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wissen über Beendigung des Streits wegen der vom Papst abhängigen katholischen Bischöfe und über allmählichen Übergang zu einer allgemeinen christlichen Kirche von Fr. A. O. Gr. 8. Leipzig, L. Wigand. 12 Ngr.

Wander, A. F. W., Die Volksschule als Staatsanstalt. Ein Wort für Hebung des Volksschulwesens und bessere Stellung der Volksschullehrer. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 15 Ngr.

Montag,

— Nr. 45. —

14. Februar 1842.

Genesis der Julirevolution mit einem Rückblick auf Deutschland oder die Staatsidee in Frankreich in ihrer nothwendigen Entwicklung von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp. Siegen, Friederich. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

Daß dieses Buch von einem etwas schwerfälligen, pedantischen deutschen Philosophen herrührt, verräth schon der ängstlich-weitläufige Titel. Nichtsdestoweniger möge sich der Leser von der Lecture desselben nicht abhalten lassen. Leidet die Darstellung auch an den Unarten unserer deutschen Philosophen, sobald sie das Gebiet des Rein-Abstracten verlassen und die Idee an concrete Zustände legen, so hat es doch auch wieder die Vorzüge der bessern unter ihnen. Zu diesen Vorzügen rechnen wir eine streng logische Entwicklung, ehrlichen Wahrheitsinn, wozu hier noch große Gelehrsamkeit und wirkliches historisches Studium des Gegenstandes kommt. Zu den Unarten rechnen wir aber namentlich, daß die Gegensätze Schroffer hingestellt und schärfer auf die Spitze getrieben werden, als sie in der Wirklichkeit, in der concreten Erscheinung in der That vorhandenen sind. Die Methode, alle Erscheinungen in eine einzige Idee zusammenzupacken und sie derselben zu subordiniren, nennt sich freilich vorzugsweise die wissenschaftliche. Zur Wissenschaft historischer Zustände gehört nun allerdings, daß man darin wirkende Ideen streng bis zur äußersten Consequenz zu durchdenken und ihre volle Bedeutung nach allen Seiten hin zu würdigen vermag, allein man muß daneben die vielen Modificationen, welche eine Zeitidee durch so manche andere aus der Vergangenheit hineinragende oder aus der Zukunft herüberblickende Potenz in der Gegenwart erleidet, ebenfalls mit einem Totalbilde zu erfassen wissen, wenn man auf wahrhaft historisches Wissen, auf Wissen des ganzen, vollen Lebens Anspruch macht. So schroff, wie sich unsere neuen Philosophen und namentlich die Hegelianer die Geschichte construierten und in Gegensätzen zu den bekannten Resultaten hinbewegen lassen, ist der Proceß der Geschichte in der Wirklichkeit nie gewesen. Daß eine Nothwendigkeit in Allem walte, was geschieht, wollen wir gewiß nicht in Abrede stellen, aber wie halten den bloßen Versuch, diese Nothwendigkeit mit allen ihren unzäh-

ligen wirkenden und ineinandergreifenden Rädern vollständig mit logisch-mathematischer Genauigkeit darzustellen, schon für eine — freche Absurdität. Ebenso verkennen wir nicht, daß in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen eine höchste Einheit herrscht, wir sind von dieser Einheit durchdrungen, aber sie will ebenfalls unmittelbar mit einem Totalbilde angeschaut und — wenn man will — gefühlt sein, und es ist eine unredliche, nüchterne und armselige Kurzsichtigkeit, wenn man diese Einheit deduciren, sie schwarz auf weiß in allen Punkten nachweisen zu können glaubt.

Der Verf. weist nach, wie die katholische Ansicht von einer inspirirten Kirche mit einem inspirirten Oberhaupte sich nicht mit der Lehre von der weltlichen Fürstenmacht durch Gottes Gnaden vertragen habe, durch welche sie gestützt wurde, ebenso wie diese Ansicht wiederum in Widerspruch gerieth mit der Überzeugung von der persönlichen Freiheit und Berechtigung jedes einzelnen Individuums u. s. w. Er zeigt, wie jede auf die Spitze getriebene Idee von einer entgegenstehenden gestürzt wurde und wegen ihrer Ausschließlichkeit gestürzt werden mußte, bis dann die Siegerin wiederum einem andern Gegensätze verfiel. Aber auch in diesem Nachweis thut der Verf. der Geschichte Gewalt an. Seiner Ansicht nach hat es eine Zeit gegeben, wo die katholische Weltanschauung z. B. ganz rein herrschte, dann wiederum eine Zeit, wo die Ansicht von der unbedingten Berechtigung des Fürsten durch Gottes Gnaden sich allein ohne alle Beimischung geltend gemacht habe. Einen solchen, rein nach einer einzigen Idee construirten Zustand hat es aber nie gegeben und kann es nie geben. Auch in der katholischen Zeit gab es immer noch unzählige Elemente von andern Potenzen, auf die das Leben mitbasiert war. Nie ist z. B. das Element freier Volksvertretung, der ständischen Berechtigung u. s. w. ganz verschwunden gewesen. Das eben ist der große Grundirrtum des Verf., daß er nicht einsieht, wie das concrete Leben des Einzelnen sowol wie der ganzen Menschheit stets aus einer Mannichfaltigkeit der verschiedensten Momente zusammengesetzt ist, die in theori sich alle widersprechen, in praxi aber gar wohl sich nebeneinander modificiren und einander bis zu einem gewissen Grade toleriren können. Weder der Einzelne noch die Menschheit in einem bestimmten Zustand ist je eine streng logische Consequenz,

*) Vergl. eine Mittheilung hierüber in Nr. 1 d. Bl.

die sich in allen ihren Theilen auf einen Gedanken reduciren läßt.

So können wir denn auch die politischen Anwendungen jener Constructionsmethode auf die neueste Geschichte in Frankreich nicht theilen.

Die Charte Ludwig's XVIII. bestand aus ganz disparaten Bestandtheilen, deshalb trug sie den Keim des Verderbens in sich — sagt er. — Sie war octroyirt und dennoch gestand sie dem Volke freie Selbstbestimmung für Geseze und Steuern zu. Dieser eine Punkt schon war das Ei, aus dem sich die Juli-revolution entwickeln mußte. Ebenso gestand sie Pressfreiheit zu, aber eine katholische Staatsreligion und eine Fürstenmacht von Gottesgnaden sind ganz unvereinbar mit Pressfreiheit.

Das Alles ist aber in dem Grade nicht wahr. Englands Verfassung besteht auch aus noch viel disparatern Elementen, der Idee nach; wir haben dort einen Fürsten, der sich von Gottes Gnaden nennt, wir haben eine Staatskirche, einen Feudaladel und wiederum die allergrößte politische und persönliche Freiheit und Berechtigung jedes einzelnen Individuums. Diese Verfassung dauert dennoch schon Jahrhunderte, und wiewol die verschiedenen Elemente sich stets aneinander reiben — was wollte sonst auch aus dem Leben werden? — und wiewol sie allmählig ein anderes Mischungsverhältniß auf Kosten und zu Gunsten einer andern Idee annehmen, so leben diese Elemente, von denen an und für sich jedes das andere ausschließen müßte nach logischer Consequenz, doch in praxi äußerst glücklich und für das Ganze wohlthuend und in sicherer moralischer Ordnung nebeneinander.

Mit unserm guten Deutschland sähe es nun vollends gar schlimm aus, und wir würden einer wahrhaft gräßlichen Zukunft entgegensehen, wenn alle die verschiedenen Ideen, die noch in politischer und religiöser Beziehung bunt hier durcheinander wohnen, zu einem logischen Kampfe auf Leben und Tod miteinander bestimmt wären. Das würde ja ein wahres Noorden werden, bis Hegelianismus den Katholicismus und das Lutherthum, bis Volksouveraineté das Königthum von Gottes Gnaden und den Feudaladel, bis die Einheit die Mannichfaltigkeit aufserstodt geschlagen und sich siegreich auf den Thron gesetzt hätte. Allein Gottlob, wir haben so finstere Aussichten für die Zukunft nicht. Wir glauben nicht an die logische Consequenz unserer Mitlebenden und freuen uns, daß wir selbst sie auch nicht besitzen. Auch wir sind einer besondern Richtung vorzugsweise zugethan, der Demokratismus z. B. liegt uns schwer in allen Gliedern und treibt uns zu den lebhaftesten Wünschen und Strebungen. Aber so eingeleistet consequent sind wir denn doch nicht, daß wir uns nicht schon mit einem allmählichen Fortschreiten begnügen sollten und daß wir nicht ruhig und freundlich neben unserm absolutistischen Bruder wohnen könnten, dessen Princip freilich dem unsern in thesi auf Tod und Leben gegenübersteht. So sehen wir recht gut ein, daß z. B. der eigentliche Katholik, wenn er es mit der logischen Consequenz unsers Verf. wäre, gar nicht in einem weltlichen Staate gebuldet werden könnte, denn er kann nirgendswo treuer Unterthan der Geseze sein. Dennoch lassen wir ihn gern bei seinem Glauben, in der festen Überzeugung, daß er

inconsequent genug sein wird, um auch der Obrigkeit zu gehorchen und uns Keger nicht mit der Verabscheuung zu betrachten, wie er sollte, wenn er nämlich nur von der einzigen Idee von der alleinseligmachenden Kirche belebt wäre. Wir haben zuletzt Alle die verschiedensten Ingre-dienzien in uns, auch die entschiedensten und einseitigsten. Wir stehen sogar Alle mit einem Beine noch in den frühern Jahrhunderten, wenn wir es selbst auch nicht wissen. Wir besitzen Alle eine Mannichfaltigkeit von Eigenschaften, Empfindungen und Gedanken, die sich freilich im Grunde auch untereinander todt schlagen sollten, es aber Gottlob nicht thun, sondern ein göttliches und zeitliches Abkommen miteinander treffen. Auch unser Verf. wird nicht so entschieden sein wie sein logischer Gedanke. Streng genommen müßte er aus Deutschland auswandern, oder eine Revolution proclamiren, oder wenigstens aus Gram über die logische Inconsequenz der Mitlebenden sich das Herz abbrechen. Aber wir sind überzeugt, daß er in praxi ein ganz behagliches Leben führt, daß er als friedlicher Nachbar mit manchen Leuten ein ganz freundliches Verhältniß hat, mit denen er bei gegenseitiger Consequenz sich den Hals brechen müßte.

Weiß übrigens unser Verf. wol, daß solche philosophische Constructionen unsere Fürsten sehr bedenklich in ihren Zugeständnissen machen könnten? Viele von ihnen wollen uns gewiß manche Rechte gönnen und mehr Freiheiten ertheilen, als wir jetzt haben, aber sie sind dabei nicht so consequente Philosophen, daß sie sich vorläufig nicht auch noch Manches aus früherer Zeit vorbehalten möchten. Was uns anbetrifft, so sind wir schon mit dem Nothwendigsten zufrieden, sind dankbar dafür und gönnen ihnen dagegen in unserer Toleranz Manches, worauf sie Werth legen, woran sie sich gewöhnt haben und dessen sie sich nicht entäußern können, wenn sie sich nicht von ihrem eigenen historischen Entwicklungsgange ganz los-sagen wollen, was doch bekanntlich Niemand kann. Wir rufen ihnen immer zu: Repräsentativverfassung kann sehr wohl bestehen, ohne daß eure Legitimität, eure exclusive Stellung dadurch beeinträchtigt werde; — Pressfreiheit kann wohl bestehen, ohne daß die gewohnte Ehrfurcht gegen euch und eure Unverantwortlichkeit litte u. s. w. Das Alles predigen wir täglich und meinen es ehrlich damit. Kommt aber nun ein solcher Philosoph und sagt: „Ah was, entweder — oder; das Eine verträgt sich nicht mit dem Andern“, — und deducirt das auf beliebte logische Weise, so könnte Mancher wol stutzig werden und die Concessionen zurückhalten, die er im Begriff war, zu ertheilen. Hier stimmt der Verf. mit den Ultra-Absolutisten zusammen, die auch stets behaupten, daß die ganze Hand genommen werde, sobald man nur einen Finger reichte.

Es hat aber mit unsern deutschen Philosophen nichts zu sagen, sie meinen es nicht so schlimm. Wenn sie auch Alles theoretisch auf ein System zurückführen wollen, so sind sie in der Hauptsache, im Leben, doch Gottlob sehr unsystematisch. Ihr Denken und ihr Thun sind gikktisch-erweislich zwei sehr unterschiedene Dinge. Der theoretische Republikaner ist häufig eben der geduldigste und demüthigste

Untertan, wenn er diesen kleinen Widerspruch selbst nicht merkt. Je ausschweifender der deutsche Gelehrte in der Contemplation ist, desto philistischer ist er bekanntlich im Leben.

Es ist dafür gesorgt, daß die Däume nicht in den Himmel wachsen, ebenso ist dafür gesorgt, daß die Hegel'schen Logiker nicht gar zu logisch leben und handeln. Ein vernünftiges Handeln erkennen sie nur als solches, was sich mit Bewußtsein nach ihren Principien bildet. In Beziehung auf den Staat müßte nach ihrer Consequenz nun eigentlich jeder Beamte nach Hegel'schen Grundsätzen verfahren. Wollten sie consequent sein, so dürfte bis zum untersten Gerichtsdiener und Soldaten herab Niemand angestellt werden, der nicht zuvor in der Hegel'schen Philosophie examinirt wäre, denn nur das philosophische Wissen kann vernünftig handeln. Ebenso müßte zuletzt jedes Gewerbe nach Hegel'schen Principien betrieben werden; der Schuster könnte keinen brauchbaren Schuh machen, ohne zu wissen, was eigentlich der philosophische Gedanke sei, der in diesem Schuh stecke, und wie sich dieser Schuhgedanke dialektisch in der Zeit entwickle. Ehen schließen, Kinder zeugen, Alles müßte verboten sein, so lange die Leute nicht philosophisch wüßten und in jedem Momente sich bewußt wären, warum sie Ehen schließen und Kinder zeugten. Theoretisch steckt ein wahrhaft furchtbarer Fanatismus in unsern deutschen Philosophen der Gegenwart; die Kopfabtheilerei'sche Wuth eines Marat ist nichts gegen ihr Princip. Von Anerkennung fremder Individualität, von Anerkennung individueller Nothwendigkeit und deren Berechtigung, ebenfalls leben zu dürfen, ist keine Rede bei ihnen. Was nicht Hegel'sch ist, ist unvernünftig, und der Staat ist verpflichtet, das Unvernünftige hinwegzuräumen à tout prix, mit Güte oder Gewalt. Hätten diese Herren mit ihrem philosophischen Wissen, mit ihrer absoluten Nothwendigkeit, die sie, nebenbei bemerkt, häufig genug variiren, sodas sie heute oft gerade das Gegentheil von Dem behaupten, was sie vor einem Jahre als ganz evident und unabweislich durch die absolute Vernunft geboten hinstellten, den Staat zu regieren, es würde allen Nichthegellanern schlimm ergehen und man würde die Hegel'sche Vernunft auf Kosten aller andern Weltansichten und Religionen auf eine sehr handgreifliche Weise zur Herrschaft bringen, wenn die Herren nämlich im Handeln einen einzigen Grundsatz so blind auf die Spitze trieben, wie sie es im Schreiben thun. Aber glücklicherweise sind sie doch noch zu menschlich, sie haben noch zu viel unbekante menschliche Gefühle und Motive in sich, als daß ein strenges Durchführen ihrer formalen Schuttheit auf ihr eigenes Leben möglich wäre.

Ref. kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit seine Entrüstung über die intolerante, wahrhaft rohe Weise auszusprechen, in welcher das Hauptorgan der Hegel'schen Schule, die „Deutschen Jahrbücher“, ihre Opposition gegen jeglichen positiv-religiösen Glauben an den Tag legen. Angenommen, jede offenbarte Religion wäre wirklich ein Irrthum, was wir hier dahingestellt sein lassen, so empört sich doch jedes edlere und gebildete Gefühl gegen den

groben Hohn, womit jene „Jahrbücher“ alle Gläubigen verfolgen und in tiefster Seele kränken. Unter allen bessern und gebildeten Menschen hat es von jeher als ein sittliches Axiom festgestanden, daß man Niemand wegen seines Glaubens verspotten soll. Einem Türken seinen Propheten, einem Juden seinen gehofften Messias vorwerfen, würde als eine gemeine Handlung gelten. Die christlichen Confessionen verdienen doch wol dieselbe Schonung als jeder andere Glaube, der sich an einen heiligen Gegenstand knüpft. Über diese einfachste Pflicht der Menschenliebe und einer gesunden Moral scheinen aber jene „Jahrbücher“ in ihrem wahrhaft kolossalen philosophischen, oder vielmehr sehr unphilosophischen Hochmuth längst weg zu sein. Wenn sie von hochgestellten Anhängern des Offenbarungsglaubens Gefahr für die freiere politische Entwicklung unsers Volks wittern, so sollten sie sich wenigstens darauf beschränken scharfe Wache zu halten, daß das Religiöse in seinen Grenzen bleibt und nicht in das Gebiet des Politischen herübertritt. Sie begnügen sich aber keineswegs damit, als Grenzwächter politischer und religiöser Freiheit gegen eine größtentheils eingebilbete Gefahr dazustehen, sondern sie greifen den Glauben in seinem eigenen Gebiete, an seinem eigenen häuslichen Herde mit einer solchen Verächtlichkeit und hochmüthigem Zelotismus an, daß man sich nicht wundern darf, wenn die in ihren heiligsten Gefühlen beßändig auf die inhumanste Weise Verletzten endlich zu Schritten getrieben werden, an die sie sonst vielleicht in ihrem Wohlwollen gegen Andersdenkende nicht gedacht hätten. Der große Beifall, dessen sich die „Jahrbücher“ erfreuen, wurzelt gewiß nicht in ihren durchaus rohen und unwürdigen Verletzungen jeglichen religiösen Glaubens, und wäre es doch der Fall, so würden sie sich eines solchen Pöbelbeifalls nicht zu rühmen, sondern zu schämen haben. Dieser Beifall entspringt vielmehr aus dem Bedürfnisse einer zu lange mit Gewalt unterdrückten politischen Opposition, welches sich in den „Deutschen Jahrbüchern“ am vollständigsten und muthvollsten, zum Theil auch — bis auf die philosophische Marotte — nicht ohne Takt und Kenntniß Luft macht. Aber ein Wort sollten sie, sowie alle übrigen Junghegellaner, sich jeden Morgen und jeden Abend zurufen, das Wort: Demuth, Demuth, Demuth! Sie würden hundert Procent an Erkenntniß und Sittlichkeit gewinnen, wenn sie sich von dieser zu allen Zeiten zeitgemäßen Eigenschaft etwas zulegen könnten.

Doch genug einer Diatribe, die unsern Verf., wenigstens in diesem Werke, nicht trifft. Nach so langen Ausstellungen können wir nicht umhin anzuerkennen, daß das Werk doch viele interessante und zuweilen ausgezeichnet treffende Stellen enthält. Wir rechnen dahin namentlich den Nachweis, wie nach Niederstürzung der frühern Bevorrechtungen durch die französische Revolution und nach Nivelirung der gesellschaftlichen Rangverhältnisse ein Zustand eintreten mußte, wo der ausgesprochene Grundsatz der Majoritätsherrschaft und der völligen Gleichheit aller Staatsbürger in Pöbelherrschaft und Sansculottismus ausarten mußte. Erst nach und nach konnten größere Bildung, edlere Charakterentwicklung, Capacität aller Art und

selbst der Reichtum ihren naturgemäßen und vernünftigen Einfluß gewinnen und die Gesellschaft nach diesen Elementen sich wieder organisiren und classificiren. Auch hat es uns gefreut, daß in dieser Schrift die vielen vortreflichen Eigenschaften unserer Nachbarn, so vielen rohen Verunglimpfungen der Tagespresse gegenüber, reichlich anerkannt sind. An Ehrgefühl, an schneller Empfänglichkeit für jegliches Hohe, Große und Schöne, an einer gewissen humanen Bonhommie ist die große Masse in Frankreich der Masse in Deutschland überlegen, und das sollten wir zu eigenem Nutzen und Frommen stets im Auge haben, wenn wir auch den Franzosen nicht so unbedingt die Initiative in allen tiefen geistigen Bewegungen zugestehen, wie es der Verf. wol mit der beliebten Einseitigkeit der Schule etwas zu ausschließlich thut. Ist ihre Überzeugung leicht ausgesprochen, ihr Entschluß schnell entschieden, ihre Thatskraft schnell praktisch organisirt, so ist das Alles doch auch schnell erschöpft und der heutige Zustand von Frankreich bietet in höherer sittlichen Beziehung gewiß kein erfreuliches Element dar. Nicht Ludwig Philipp's Schuld ist es, wenn Frankreich nicht zu höherer Freiheit fortschreitet, wie der Verf. andeutet. Die Franzosen besitzen alle formelle äußere Freiheit, deren sie bedürfen, damit der innere geistige und moralische Gehalt, so weit er da ist, zur Herrschaft gelangen und im gesammten Nationalleben sich ausdrücken könne. Aber da liegt der Fehler, es fehlt an diesem Gehalte. Glaubt der Verf. bei einem breitem Wahlgeseze vielleicht an eine charakterfestere, edlere, unelgenmäßigere Deputirtenkammer und daraus hervorgehende Minister. Er würde sich irren. Die besten Charaktere, die größten Talente, die Frankreich besitzt, sind bereits in Activität. Ein Blick in die französische Literatur, in der sich der Stand des allgemeinen Charakters eben in Frankreich ganz genau abspiegelt, möchte ihn vom Gegentheile belehren. In Deutschland ist es allerdings anders; da kann man noch von unbekannten, schlummernden Kräften sprechen, die bei Durchbringung des Repräsentativsystems und der Öffentlichkeit plötzlich erwachen und das Gesamtleben der Nation zu höherer sittlichen Thätigkeit anregen würden. Für Frankreich aber ist von einer weitem Entwicklung seiner liberalen Institutionen im Wesentlichen vorläufig nichts zu hoffen. Die Hauptsache haben sie schon; was ihnen jetzt abgeht, das kann nicht durch allgemeine Gesezgebung, sondern durch eine langsame, innere, moralische Arbeit, wobei jeder Einzelne nach besten Kräften thätig sein muß, vielleicht auch nur durch eine neue Schule des Unglücks erworben werden.

12.

Literarische Notizen aus England.

Der „Parliamentary pocket companion“ von Dodd erscheint zwar schon seit geraumer Zeit jährlich und gleich dem auf 1841 meist in drei Auflagen. Dennoch ist das Buch in Deutschland wenig gekannt, und obschon es für Engländer begreiflicherweise größeres Interesse hat als für Deutsche, verdient es doch in Deutschland mehr gekannt zu werden. Es zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste gibt eine Liste der Peers und unterscheidet sich von andern Werken über die englisch peer-

age sehr nützlich dadurch, daß bei jedem Pair bemerkt wird, was sein politischer Glaube und wie groß sein Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten — sein Kirchenpatronat. Die zweite erklärt die parlamentarischen Ausdrücke und den parlamentarischen Geschäftsgang. Über jene herrscht bei namhaften deutschen Zeitungsredactionen beträchtliches Dunkel, und über letztern moekelt sich Rancker, der ihn nicht kennt. Die dritte Abtheilung liefert eine vollständige Statistik der Volksrepräsentation, nennt bei jedem wahlberechtigten Orte die Zahl der Einwohner, der Häuser, der Stimmbelegten und der zur Zeit registrirten Wähler — ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der in Betreff der viel agimirten Nothwendigkeit einer Abänderung des Wahlsystems sich ein eigenes Urtheil bilden will. Die vierte endlich ist ein biographisches Wörterbuch sämtlicher Unterhausmitglieder, wobei deren Herkunft, Alter, Stand, Beruf, Aemter, Kirchenpatronat, politische Farbe und Wohnungen in London. Das Ganze ist freilich nur eine Compilation, jedoch eine, die durch ihre Zuverlässigkeit sich Autorität erworben hat.

Der unvergleichliche Dickens, der seinen europäischen Ruhm besonders durch die naturgetreue Auffassung und Darstellung der Gegenwart mit allen ihren komischen Auswüchsen begründet hat, bewegt sich in seinem neuesten Roman auf einem neuen Gebiete. „Barnaby Rudge“ ist ein historischer Roman, durch den der Verf. sein umfassendes Talent aufs neue glänzend bewährt. In diesem ersten Besuche, den Schauplatz seiner Dichtung in die Vergangenheit zu verlegen, hat er mit einem Schritte die Schar der übrigen historischen Romanisten weit hinter sich gelassen. Dieselbe unerhöplichkeit interessanter Scenen, dieselbe psychologisch richtige Zeichnung seiner Charaktere, dieselbe meisterhafte Gruppirung und Anordnung der Einzelheiten, denen alle seine bisherigen Werke den unerhörten Beifall danken, finden wir in dieser neuen gereiften Schöpfung, in der der Pinsel des Meisters noch sicherer zu sein scheint als in seinen bisherigen Werken. Bevor der fruchtbare jugendliche Dichter Hand anlegt an eine neue Dichtung, wird er, wie es heißt, eine Reise durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas machen, wohn ihm seine Werke schon längst vorausgeht.

Die ungenügende, oberflächlich absprechende Skizze, die Brongham, der sonst so gewandte Portraitist großer Staatsmänner, von Friedrich dem Großen gegeben, fand von Seiten des unermüdblichen Preuß eine gerechte Abfertigung. Preußens großer König war unter der Feder des übelwollenden Ausländers erbärmlich zusammengekrümpt. Jetzt hat sich ein bekannter englischer Schriftsteller, Th. Campbell, ans Werk gemacht, den hervorragenden Monarchen des vorigen Jahrhunderts seinen Landesleuten in einem würdigeren Bilde vorzuführen („Frederick the great and his time“). Wenn gleich diese Schrift mancherlei Berichtigung finden wird, so muß man doch anerkennen, daß dem Verf. die Zeichnung des Hintergrundes, auf dem der große Friedrich sich bewegt, sowie die Gestalt des Letztern selbst im Ganzen gelungen ist.

32.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Jungfrau vom See.

Ein Gedicht in sechs Gesängen.

Aus dem Englischen des Walter Scott.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. W. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. W. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 46. —

15. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Von Thomas Fowell Buxton. Aus dem Englischen überfetzt von G. Julius. Mit einer Vorrede: Die Nigiterpedition und ihre Bestimmung von Karl Ritter. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr. *)

Im Juni 1839 trat, unter dem Protectorate des Prinzen Albert, eine Gesellschaft von Menschenfreunden in London zusammen, welche den Namen einer Society for the extinction of the slave trade and for the civilization of Africa annahm. Die Zwecke der Gesellschaft sind durch die Worte ausgesprochen: Vernichtung des Sklavenhandels und Civilisirung Afrikas. England, heißt es in dem 1840 im Februar ausgegebenen Prospect, hat auf die Unterdrückung des Sklavenhandels im Ganzen schon mehr als 15 Millionen Pf. St. gewendet, und doch hat der Erfolg seiner ungeheuern Anstrengungen leider die Erwartung gänzlich getäuscht: der Sklavenhandel hat an Umfang nur zugenommen und die Leiden der ihm verfallenden Neger haben sich vergrößert. Sollte man sich dadurch entmuthigen lassen? Die Gründer der erwähnten Gesellschaft sind dieser Ansicht nicht gewesen und eine Anzahl von Negerfreunden aus verschiedenen Ständen, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, sind ihnen zugesallen. Man vereinigte sich in dem Grundsatz, daß dem großen Ubel, welches Afrika verheert, gründlich nicht anders abgeholfen werden könnte als durch Einführung des Christenthums. Die Gesellschaft ließ in der ersten Nummer einer Zeitschrift, welche sie gründete, einen Appeal abdrucken, worin gesagt wird: Die Gesellschaft adoptirt den Plan des Sir Fowell Buxton, inwieweit derselbe friedliche und rein menschenfreundliche Maßregeln umfaßt, und Afrika vorzugswelse wird der Schauplatz ihrer Thätigkeit sein. Der Buxton'sche Plan zielt auf „Afrikas Befreiung durch Erweckung der eigenen Hülfquellen des Landes“.

Wir beabsichtigen — sagt Buxton — daß Afrikas Bevölkerung, anstatt in fremde Sklaverei verkauft zu werden und zu Tode von Laufend während des Transports umzukommen, daheim den Acker baue und Handel treibe. Um dies zu bewirken, müssen wir 1) den Sklavenhandel hemmen und entmuthigen; 2) den rechtmäßigen Handel sicherstellen und aufmuntern; 3) die Landwirtschaft lehren und befördern; 4) sittlichen und

religiösen Unterricht ausbreiten. Um das Erste zu leisten, müssen wir unser Geschwader vergrößern und concentriren und mit den Hauptkräften an der Küste, an den Strömen und im innern Lande Bündnisse aufrichten. Um das Zweite zu leisten, müssen wir gebietende Positionen gewinnen, Factorien anlegen und Handelsschiffe aussenden. Um das Dritte zu leisten, müssen wir einen landwirthschaftlichen Verein bilden; Land verträglich erwerben, um es anzubauen, und Macht genug in Händen haben, um den Sklavenhändler fern zu halten; und zwar müssen wir Land erwerben, das man uns freiwillig abtritt, in der Nähe eines schiffbaren Flusses, von so gesundem Klima, als in Afrika nur möglich ist, von gutem, zur Erzeugung tropischer Producte geeignetem Boden und von beträchtlichem Umfange. Um das Vierte zu leisten, müssen wir die wohlthätigen Vereine, welche diesen Zwecken dienen, thätig unterstützen. Von Dem, was geschehen muß, fällt ein Theil der Regierung zu, ein anderer Theil der Privatbemühung. Der Regierung fällt die Pflicht und Last anheim, den Frieden zu erhalten und den Ansiedelungen, die sich bilden, Schutz zu gewähren; das Geschwader zur Verhinderung des Sklavenhandels zu vergrößern und an den afrikanischen Küsten zu concentriren; gebietende Positionen, wie Fernando Po zu erwerben, Geschäftsträger zu bevollmächtigen, welche mit den afrikanischen Hauptkräften Verträge über Aufhebung des Sklavenhandels, über Handel und Colonisirung abzuschließen haben. Der Privatthätigkeit fällt die Bildung und Unterstützung zweier Vereine anheim, nämlich 1) eines Vereins, welcher sich die Zwecke setzt, Einzelnen oder Gesellschaften, die für die Volkserziehung in Afrika thätig sein wollen, auf alle Weise zu Hülfen zu kommen; Civilisation, Aebau und Handel direct und indirect, wie nur möglich, zu fördern; statistische, geographische und sonst das Land betreffende Nachrichten einzuziehen und bekannt zu machen; endlich die Theilnahme für die Sache Afrikas rege zu erhalten; 2) eines landwirthschaftlichen Vereins, dessen Aufgabe sein wird, solche Personen, die mit Klima und Production der Tropenländer genau bekannt sind, auszusenden; Colonien anzulegen auf Grund derjenigen Verträge, welche die Regierung abgeschlossen haben wird; Musterwirthschaften und Factorien mit hinlänglichen Vorräthen von europäischen Waaren zu bilden; kurz, Alles anzuwenden, was die Erfahrung als geeignet herausstellen möchte, um britische Gewerthätigkeit und britisches Capital auf dem afrikanischen Continent anzulegen. Die Grundprincipien dieses letztern Vereins müssen sein: Keine Sklaverei, kein Monopol, Geduld mit den Eingeborenen, äußerste Feindschaft wider Sklavenhandel und Sklaverei unter allen ihren möglichen Gestalten. Von einer Seite angesehen, sind diese beiden Gesellschaften verschieden, indem die eine Wohlthätigkeit, die andere Gewinn im Auge hat; und wegen dieser Verschiedenheit sollten sie auch in Bezug auf das Detail ihrer Thätigkeit getrennt voneinander gehalten werden. Jedoch ist es unmöglich, daß sie sich nicht gegenseitig dienen und einander in die Hände arbeiten sollten. Es ist unmöglich, Erziehung, Kenntnisse, den civilisirenden Einfluß des Christenthums zu verbreiten, ohne dem

*) Vgl. den Aufsatz: „Neger-Sklaverei und Negerhandel der neuesten Zeit“, in Nr. 5—8 d. Bl. D. Red.

Volle zugleich Das zu überliefern, was materiell zur Förderung des Handels und des Ackerbaus wirken muß; und andererseits gibt es keinen bessern Weg, um den Zustand des Volkes geistig und leiblich zu verbessern, als die Einführung unserer Gewerbetätigkeit und eine verständige und erfolgreiche Verwendung unserer Capitalien unter ihnen.

So weit Burton. Die Gesellschaft für Vernichtung des Sklavenhandels und Civilisirung Afrikas ist nichts Anderes als die Realisirung des erstern jener beiden von Burton vorgeschlagenen Vereine. Sie hat beschlossen, aller directen Einwirkung, aller Erwerbung und Colonisirung von Landstrichen, aller Handelsunternehmungen, sogar alles unmittelbaren Eingreifens bei der Begründung von Schulen in Afrika gänzlich sich zu enthalten. Sie stellt sich vielmehr die Aufgabe, Alles, was zur Begründung einer genauen Einsicht in die Verhältnisse des Sklavenhandels, zur Erweiterung und Sicherstellung unserer Bekanntschaft mit Afrika, oder zur Belebung des allgemeinen Interesses an Afrikas Wohlfahrt dienen kann, mit Zuverlässigkeit zu ermitteln, bekannt zu machen und auszuführen, sowie den geeignetsten Mitteln nachzuspüren, durch welche sowol die Bekämpfung des Sklavenhandels als die Civilisirung Afrikas gefördert werden kann, und diese öffentlich mitzuthellen, auch dahin zu wirken, daß dieselben in Anwendung gebracht werden mögen. In den Bereich ihrer Thätigkeit fällt die Beförderung unserer Bekanntschaft mit den verschiedenen einheimischen Sprachen Westhochafrikas, die Erforschung der klimatischen Verhältnisse und der Productionskraft seiner Landstriche, sodann des Charakters und der Sitten, Fähigkeiten und Neigungen der Eingeborenen; ferner die Ermittlung der besten Austrocknungs- und Bewirthschaftungsmethoden für Afrika, der zweckmäßigsten Ackergeräthschaften, der anwendbarsten Sämereien und der auf dortigen Märkten am meisten gesuchten Handelsartikel; endlich die Verbreitung medicinischer Kenntnisse in Afrika, die Einführung der Pockenimpfung, die Unterstützung der Unternehmer von Straßen- und Kanalbauten und die Einrichtung von Papierfabriken und Buchdruckereien. Das Organ der Gesellschaft ist die schon erwähnte Zeitschrift, welche unter dem Titel „The friend of Africa“ in Monatsheften erscheint. In ihr werden die Verhandlungen der Gesellschaft selbst sowie ihrer Hilfsgeellschaften zu Glasgow, Dublin, Plymouth, New-Dorset u. s. w. bekannt gemacht, Berichte über die Fortschritte der Nigerexpedition mitgetheilt und Alles besprochen, was den Zwecken der Gesellschaft förderlich sein mag. Auch soll das Journal benutzt werden, um falsche Auffassungen alles Dessen, was die Gesellschaft unternehmen und ausführen wird, zu verhüten, Mißverständnisse zu beseitigen und Anklagen zu widerlegen.

In der angeführten Stelle aus Burton's Werk ist auf das weite Feld hingedeutet, welches britischer Thätigkeit in Afrika sich eröffnen könne. Doch schon Burton selbst hat mit Nachdruck die Nothwendigkeit hervorgehoben, das britische Particularinteresse in Bezug auf Afrika in den Hintergrund zu stellen und das Unternehmen der Civilisirung Afrikas zu einer Angelegenheit der gesammten Christenheit zu erheben. Er sagt:

Die Entwürfe, welche ich der öffentlichen Beurtheilung vorlege, werden sich dadurch empfehlen, daß sie England mit keinem Theile der civilisirten Welt in Feindschaft verwickeln, denn sie enthalten keine Verletzung des Völkerrechts. Wir können mit Afrika in Verkehr und ehrlichen Handel treten, ohne irgend eine andere Macht in ihren Rechten und üblichen Interessen zu kränken. Diese Entwürfe machen kein Handelsmonopol nothwendig. Wenn andere Nationen ebenfalls mit Afrika in erlaubt Verbindung treten wollen, so werden sie unsern Endzweck nur befördern und uns helfen, den Gegenstand unsern Kampfes zu überwinden. Diese Entwürfe schließen keine Eroberungspläne ein; unser Ehrgeiz in dieser Sache ist anderer Art. Afrika ist gegenwärtig zerrissen, ist ein Opfer des härtesten Despotismus, welchen je die Welt sah, ist weit und breit von eingewurzelter Grausamkeit beherrscht. Wir aber wollen Nichts erobern, Nichts bezwingen — als den Sklavenhandel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Don Fernando. Aus dem Jugendleben des letzten Königs von Spanien. Von F. E. R. Belant. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1841. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

In seiner gewohnten Manier reißt hier wiederum Hr. Belant die Epifoden einer ereignisreichen Geschichte in gewandter Erzählung zusammen, individualisirt hier und da einen Charakter oder eine Thatfache durch Dialog oder Erfindung und läßt auch nebenbei die Angelegenheiten eines liebenden Herzens einfließen. Einen historischen Roman können wir ein solches, auf Gewandtheit und Erzählertalent gegründetes Verfahren nicht nennen, denn die einzelnen Züge sind weder individualisirt genug, noch vereinigen sie sich zu einem wahrhaft künstlerischen Organismus. Die höhere geschichtliche Betrachtung aber wird durch die willkürliche Zuthat und durch die Zwecke des unterhaltenden Erzählers gestört und verbunkelt. Hr. Belant ist so ein Zwilteer, der nicht der Geschichte, und doch auch nicht der dichterischen Muse angehört. Derselbe hat in diesem ausenan-derfallenden Stoffe gewissermaßen dadurch eine Einheit des Interesses bewirkt, daß er Ferdinand VII. in seinem öffentlichen und Privatleben als ein theilnahmmerregendes Opfer der Schwächen seines Vaters, der Buhleret seiner Mutter, der Intrigen des Friedensfürsten und der egoistischen Politik Napoleon's darstellt. Don Fernando ist somit ein weicher und niedergedrückter Charakter, bei dessen Zugabstufungen wir einen Augenblick die Schwäche und Grausamkeit des Mannes und Geistes, wie die Schuld und Treulosigkeit des Regenten allensfalls vergessen. Neben der Gestalt Fernando's ist der Person des Friedensfürsten, des Don Manuel Godoy, der sich durch die Kunst seines Guitarrenspiels zum Günstlinge des königlichen Paares und zum Granden und Fürsten von Spanien emporgeschwungen, noch die meiste Aufmerksamkeit in der Charakterdarstellung gewidmet, obschon er als Politiker und Verwalter des Reichs eine höhere und achtungswerthere Rolle gespielt, als ihn der Verf. zuertheilen möchte. Karl IV. erscheint in der Erzählung als derselbe schwache und beschränkte Mensch, seine Gemahlin Marie Luise als dieselbe herrschsüchtige, eifersüchtige und in den Friedensfürsten verliebte Frau, wie die Geschichte berichtet. Die Hauptmomente der Erzählung sind folgende: Godoy will mit Fernando, dem Prinzen von Asturien, welcher die Reigung des königlichen Paares noch die Regierung des Reichs theilen. Der Prinz steigt unter der Etikette des Hofes und unter dem Drucke des Günstlings und vermählt sich als funfzehnjähriger Jüngling mit Marie Antone von Neapel, um eine freiere Stellung zu gewinnen. Er ist in dieser Ehe sehr glücklich; allein die Verfolgungen, die die Prinzessin von dem verschmähten Godoy, wie von ihrer eifer- und rachsüchtigen Schwiegermutter zu erdulden hat, führen ihren Tod, und wie auch die Geschichte sagt, an beigebrahtem Gift, herbei. Verlassen, vernachlässigt, von seinen königlichen Ältern bearg-

wohnt, überläßt sich Fernando ganz dem Schmerz seines Verlustes, als ihm von dem Hofe das Verlangen gestellt wird, sich aufs neue mit der Schwägerin Godey's, der Prinzessin Marie Louise von Bourbon, zu verheirathen. Er weist diesen ihm verhassten Antrag zurück und wendet sich unter dem Einflusse einer politischen, mit der Günstlingsherrschaft unzufriedenen Partei an Napoleon, damit dieser dem Günstlinge gegenüber seine Stellung als Kronprinz protegirt und für seine künftige Vermählung nach Wunsch Sorge; zugleich sucht er aber auch auf Andringen derselben Partei in einem Memoire seinen verblendeten Vater von der Lage des Reiches zu unterrichten und über die eigentliche Stellung des Günstlings Godey zur königlichen Familie aufzuklären. Fernando hat hier nur als zärtlicher und verschönlischer Sohn gehandelt; er hat an Napoleon als Kronprinz nur sein Herz, keineswegs die spanische Politik verrathen; allein der durch seine Spione unterrichtete Godey sucht es doch dahin zu bringen, daß der Prinz gefangen genommen und als Staatsverbrecher vor Gericht gestellt, ja mit dem Tode bedroht wird. Schon hat der verblendete Karl IV. seinen Sohn und Nachfolger vor der Welt als Verräther bezeichnet und will als zweiter Junius Brutus der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, als Napoleon der schmählichen Intrigue Stillstand gebieten läßt. Aus der Hand des Schlänen Godey muß Ferdinand die Gnade seines Vaters entgegennehmen und da Kene und Abbitte bezugen, wo er eigentlich der Gefrannte und Gemishandelte ist. Die politischen Ereignisse in Spanien nehmen nun eine solche Wendung, daß in dem Leben Fernando's eine neue Phase eintritt. Napoleon läßt unter Murat Spanien besetzen; zu Ananuz muß Karl IV., durch einen Volksaufstand gezwungen, die Krone niederlegen; der Friedensfürst wird gestürzt und zum großen Leidwesen des königlichen Paares ins Gefängnis geworfen, Ferdinand aber unter dem Zujuchzen seines Volks zum Könige von Spanien erklärt. Kaum hat ihm indeß seine Familie gehuligt, als namentlich im Interesse Godey's die weiblichen Mitglieder derselben gegen den jungen König conspiriren und sich mit Napoleon zu dessen Sturze verbinden. Der König hält seinen Einzug in Madrid und nun entwickeln sich alle die schmählichen und grausamen Intriguen der Napoleon'schen Politik, wie sie die Geschichte kaum aufzuweisen hat. Murat vernachlässigt und beleidigt den König; der geschickte Unterhändler Napoleon's, Savary, weiß durch die gemeinsten Lügen und die größten Vorspiegelungen Fernando zu bewegen, Madrid zu verlassen und den vermeintlichen Rath und Beistand Napoleon's in Bayonne persönlich nachzusuchen. Bald erscheint hier auch Karl IV. mit seiner Gemahlin und dem besessenen Günstlinge; und Ferdinand VII. wird, wie bekannt, unter der schmählichsten Behandlung von Seiten seiner Familie und unter der grausamsten Härte von Seiten Napoleon's seiner Krone und jeder Aussicht auf die künftige Besignahme des spanischen Throns für eine geringe Pension aus dem französischen Staatsfchatze beraubt. Dr. Delant verspricht am Schlusse der Erzählung wie gewöhnlich, daß er nun auch in dieser Weise das Leben und die Thaten des Bruders von Ferdinand VII., des Don Carlos, nächstens erzählen werde.

2. Die Brüder und der Mönch. Ein sicilianisches Sittengemälde aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts von M. Norden. Zwei Theile. Hamburg, Herold. 1841. 8. 3 Thlr.

Dieser interessante Roman ist von ebenderseiben Verfasserin geschrieben, die unter dem Titel „Der Katabar“ voriges Jahr jene trefflichen Schilderungen aus der Gegenwart Spaniens herausgegeben. M. Norden ist eine Schriftstellerin von schöpferischer Phantasie und reichem Geiste; aber den ganz besondern Vorzug verleiht ihr eine umfassende Bildung und Lebenserkenntnis, die sie aus dem Kreise der subjectiven Herzensbewegung hinaus in die objective Welt der Geschichte führt. Ein gründliches Studium des Menschen, der Elemente der Gesellschaft, der Physiognomie der Länder und Völker, überhaupt ein kräftiges und klarses Wissen liegt diesem Sittengemälde durchweg zum

Grunde. Es ist wahr, die Verf. ist in der Wahl ihres Stoffes ebenso glücklich gewesen wie in der Darstellung und Behandlung desselben. Sicilien ist heute noch das Land der bigarrtesten Lebensverhältnisse und der ausgeprägtesten Individualitäten und war es zu jener Zeit noch mehr. In seiner Bevölkerung spiegeln sich alle schlagenden Contraste einer *sentina gentium*, die alle Nationen der europäischen Geschichte aufzuweisen hat. Jene Tugenden und glänzenden Seiten, das Feuer der Leidenschaft, die Energie des Gemüths, die Reinheit, Zartheit und gläubige Hingabe desselben bilden bei dem Sicilianer einen merkwürdigen Gegensatz zu der Ungebundenheit, der Rohheit, dem Aberglauben und der Gesetzmäßigkeit, welche von jeher der Charakter dieser herrlichen Insel gewesen ist. Sicilien ist das Land, wo die Geistlichkeit, besonders die Mönche, auf den Geist und das Schicksal der Familie und der Gesellschaft den entscheidendsten Einfluß übt: und die Verf. knüpft auch darum mit vielem Geschick an dieses Motiv die Geschichte und die Schicksale aller der Personen, in welchen sich das umfassende Sittens- und Charaktergemälde jener Zeit abbildet. Der Dominikanermönch Cyrillus ist das bewegende Princip des ganzen, reichen Gemäldes. Er ist ein Mann, dessen durch Aufschwörungen verhärtetes Gemüth von seinen überwiegenden Fähigkeiten keinen andern Gebrauch macht, als seinen hierarchischen Ehrgeiz zu befriedigen und sich zu diesem Zwecke die materiellen Mittel zu verschaffen. Unter der Maske des väterlichen Vormundes will er die schöne, reiche und gebildete Donna Felicitas Waldecki an den freien Stufen Don Cornari verkaufen; er zwingt das Mädchen Haus und Hof zu verlassen und in einem Winkel der Insel ihre Freiheit und ihr Herz für ihren geliebten Albano Landroni zu bewahren. Landroni ist der Sohn einer reichen Familie, die der Mönch aus Habsucht ebenfalls zerstreut und zu Grunde gerichtet hat. Frederigo mußte jung und hilflos das väterliche Haus verlassen, weil er nach der Bestimmung des Vaters nicht ins Kloster gehen wollte. Zwischen Albano und Francesco weiß der Pfaffe den brüderlichen Haß anzufachen, daß Francesco von Albano und einem künftigen Schwager der Familie, Giovanni Battista, vermeintlich getödtet wird. Die unmittelbare, von dem Mönche eingeleitete Folge davon ist aber, daß Albano das Haus und seine Braut Felicitas verlassen und als Räuber in den Gebirgen leben muß; daß der edle Giovanni auf die Gassen, seine Braut Ieressia Landroni unter angeblichem Wahnsinn in ein Kloster geworfen wird. So steht der alte, durch Reichte und Zuppruch von dem Mönche bißhöflich gemachte und von seinen Kindern abgewandte Landroni allein da und ist sogar im Begriff, sein jüngstes und letztes Kind, die anmuthige Manuella, dem Kloster zu widmen und das ganze reiche Erbe dem listigen Reichtiger zu übergeben. Aber wie wenig auch gegen alle diese Verbrechen des Vaters die Gesetze des Landes angerufen werden können, die sämtlichen Personen sind echte Söhne und Töchter des Landes, die durch Muth, Ausdauer, Leidenschaft und Charakterfestigkeit auf den verschlungenen Wegen und den interesselvollsten Abenteuern den Vater Cyrillus und das Schicksal besiegen und ihrem Herzen Gerechtigkeit verschaffen. Der Gegensatz zu diesen heißblutigen und stielischen Gestalten ist von der Verf. in der Familie eines irländischen Kaufmanns hingestellt; diese Familie gewährt allen den einzelnen Gliedern der Familie Landroni, an die sie durch den aufopfernden Muth des Frederigo gebunden ist, einen Stützpunkt und ein Mhl, in welchem sich dieselben im Laufe ihrer Schicksale treffen müssen. So großartig aber die Fabel angelegt und ausgearbeitet ist, so glücklich und scharf die Charaktere und, was besonders bedeutend, die männlichen Charaktere gehalten und ausgeführt sind, ebenso geschickt hat auch die Verfasserin in einer erschöpfenden Reihe von Scenen und Skizzen den Zustand der Civilisation und die Natur und Beschaffenheit des Insellandes darzustellen gewußt. Sie führt uns in die Klöster, in die Gefängnisse, in die Kämpfe mit den Corsaren, auf die Gassen, zu den Volksfesten, zu den geistlichen Processionen; sie läßt uns auch an dem 1760

starkfindenden Ausbruch des Aina mit aller Angst und Spannung für die gefährdeten und befreundeten Personen theilnehmen und versetzt mit dichterischer Einnahme das erst einige Jahre später eintretende Erdbeben, das Sicilien und besonders Palermo so furchtbar verheerte, in die Katastrophe des Romans. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Verf., wie vieler andern, im Gebiete des Romans glücklichen Dichterinnen, daß sie durch das Interesse der Spannung zuweilen das Interesse der Ästhetik und der Poesie opfert. Hierher gehört, daß der Untergang des Paters Cyrilus erst an die Wirkung des Erdbebens geknüpft wird, damit der Verf. die Gelegenheit nicht verloren gehe, und noch zu wiederholten Malen die schon oft empfundene Angst und Besorgnis für die glückliche Rettung der Betheiligten immer wieder durchempfinden zu lassen. Das Gemüth des Lesers wird auf diese Weise entweder gefesselt, oder leicht ganz theilnahmslos gemacht. Ferner möchten wir der Verf. anrathen, ja mit allem Fleiße auf die Gebrungenheit und Präcision des Dialogs zu sehen, damit die Handlung in allen Theilen munter fortschreiten und das rege Interesse immer lebendig erhalten werden könne. Vor allen Dingen möchten wir aber auch die Dichterin, die bisher, so viel wir wissen, das südliche Leben zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht hat, ihr Talent und ihre Wübung an einen Lebenskreis verwenden sehen, der uns näher liegt und der unter der Sucht und gleichförmigen Einwirkung moderner Bildung eine größere Kunst und Entwicklung der Charaktere zuläßt, wie im Allgemeinen jene intensiven und geschlossenen Gesellschaften des Südens. Ob endlich die Verf. die Motive ihrer Arbeit der Geschichte entlehnt, oder dieselben aus dem Fonds ihres eigenen reichen und erfinderschen Gemüths genommen hat, geben wir uns um so weniger Mühe zu ermitteln, indem sie das Ganze wie das Einzelne durch ihre originelle Darstellung und Verknüpfung auf jeden Fall zu ihrem Eigenthume stempelt.

3. Napoleon und die Philadelphen. Ein Roman aus den Kriegsjahren 1806—9, von Eadislauß Tarnowski. Drei Bände. Braunschweig, Meyer. 1841. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hr. Eadislauß Tarnowski versteht es allerdings, auf eine leichte und fixe Weise sein Manuscript zu verfertigen, aber von den Forderungen eines historischen Romans scheint er wenig zu halten; er hat wenigstens die Operation des dichterischen Schaffens sehr vereinfacht. Die schlecht und mit unerträglicher Geschwätzigkeit erzählten und reproducirten Berichte der Napoleon'schen Kriege und Schlachten von 1806—9 bilden die Basis und den Hauptbestandtheil seines Werks. Zwischen jedem dieser langen Capitel räuspert er sich, nimmt eine gewichtige, geheimnißvolle, lehrreiche Anekdote an und entdeckt der Welt nicht allein das einstige Dasein der anti-Napoleon'schen Verbrüderung der Philadelphen, sondern entwickelt auch aus der Fülle seiner eigenen Phantasie die Geschichte einer heldenmuthigen Dame, die zu diesem geheimnißvollen Bunde gehörte. Lernen wir in dieser Philadelphin auch unsern Philographen kennen! Amalie ist die Tochter des Marquis von Pontarlier, des Hauptes des geheimen Bundes. Die Glieder dieses Bundes haben sich antheilhaft gemacht, ihre Kinder in die Bureaus der kaiserlichen Regierung, wie in die Armee zu schmuggeln, um durch diese sichern und ergebenden Werkzeuge die Macht der Napoleon'schen Herrschaft zu brechen. Amalie ergreift das sonderbare Loos, als Lieutenant in der kaiserlichen Armee zu wirken, und wird als solcher in der Schlacht bei Jena verwundet. Napoleon sieht, entdeckt und liebt das heldenmuthige Mädchen und macht dieselbe unter den Titel einer gewissen Gräfin zu seiner Maitresse, die er in seinem Gefolge mit sich führt. Amalie gibt dem Kaiser willig ihren jungfräulichen Leib hin, weil sie Napoleon ebenfalls liebt; sie liebt aber weniger den Mann, als das große, weltgewinnende Genie. In dem russischen Feldzuge wird sie jedoch überzeugt, daß ihr Napoleon nicht treu ist; sie sieht sich plötzlich als Weib und verläßt nach einer Scene, in welcher ihr der Kaiser das Verhältniß aufzeigt, Warschau, um als Sol-

dat in den Reihen der Feinde und als Philadelphin den treulosen Kaiser zu bekämpfen und den Raub ihrer jungfräulichen Blüten zu rächen. Sie durchzieht Spanien und agirt dazwischen gegen die französischen Truppen; sie stellt sich hierauf in dem Kriege gegen Oestreich als Hauptmann an die Spitze eines kühnen Jägerhaufens und ist in ihrem glühenden Haffe gegen die Person des Kaisers ein wahrer Satan von bösem Humour und militärischer Tapferkeit und Geschicklichkeit. Bei der Einnahme von Regensburg ist es Amalie, die mit einer geweihten silbernen Kugel nach dem mächtigen Treulosen schießt und ihm leider nur am Fuße verwundet. Hierauf geht sie nach Wien, um ihren gefassten Gelliebten wieder in der Nähe zu haben. Sie sucht Dubet, den Günstling Napoleon's, auf, von dem sie weiß, daß er sich gern an die Spitze der in der Armee bestehenden Philadelphen stellen wird, und es gelingt ihr auch mit dem zweiten Opfer ihrer Unschuld den Dubet in die Verführung gegen den Kaiser zu verwickeln, der ihr die Aussicht eröffnet, daß er sich selbst den imperatorischen Mantel umhängen und sie so zur Kaiserin machen wolle. Sie wird hier ferner mit einem deutschen Philadelphin, mit einem brutalen, wahnsinnigen Menschen bekannt, der dem Kaiser mit einem Messer den Bauch aufreißen will, und auch diesem rohen, cynischen Schwärmer bringt sie ein brüttes Opfer ihrer Weiblichkeit und erlaubt ihm in ihren leidlichen Reizen zu schweigen; dieser brutale Mensch ist aber kein Anderer als der deutsche Jüngling Stapp. Allein das Geschick will, daß das hasserfüllte Gemüth Amaliens plötzlich eine andere Richtung erhalte. Bei einer Parade der französischen Truppen, der sie in halber Frauengefalt beizwohnt, geht ihr das Pferd durch und sie fällt halb ohnmächtig in die Arme ihres alten Freundes des Kaisers, der sie mit ritterlicher Bärtigkeit, ohne sie jedoch zu erkennen, seinem Leibgarde zur Pflege überliefert. Diese Verührung und eine Niederlage, die Napoleon von den Waffen der Oestreicher fordern erduldet, bewegen alle Saiten ihres weiblichen und bisher verlegenen Herzens. Amalie schreibt dem Kaiser einen anonymen Brief, in welchem sie ihm die Verrätherie des Dubet und die Treulosigkeit des siebenten Regiments, das fast ganz von Philadelphen gebildet ist, verkündigt und ihm so Gelegenheit gibt, dieses Regiment durch das mörderische Feuer der Feinde aufreiben zu lassen. Endlich wird ihr auch der andere Stein vom Herzen genommen, denn sie hört, daß das Attentat Stapp's gescheitert und derselbe gefangen und hingerichtet worden sei. Hr. Eadislauß Tarnowski, der jetzt die drei Bände seines Romans vollendet und die nach Napoleon schwärmende Amalie nun nicht mehr zum Anhaltungspunkte seiner Schlachtenmalerien und Kriegszüge nöthig hat, benimmt sich gegen dieses arme Mädchen sehr unbarbar, denn er läßt nun plötzlich einen früheren Verehrer derselben, einen Philadelphin, herintreten, ihr die treulosen Abwege und fleischlichen Vergehen vorwerfen und sie ohne Umstände durch einen Schuß in den Kopf niederstrecken. Wie der Dichter Napoleon zu zeichnen versteht, ist aus folgenden Stellen ersichtlich: „Der Kaiser (nachdem er die Vernichtung der Philadelphen und den Tod des Generals Lasabe erfährt) wandte sich ab; seine Augen wurden feucht; ein Seufzer schwellte seine Brust. — Nun konnte Napoleon (da nicht allein der Tod Dubet's, sondern auch der des Lasabe die Ursache scheinen konnte) dem Generalmajor das feuchte Auge zeigen, ohne den Grund durch diese Äußerungen von Schmerz und Trauer zu bedecken. „Bin ich denn solcher Opfer würdig?“ sprach er in seltener Zerknirschung. „Muß denn jeden meiner Siegeserträge so viel kostbares Blut verhaufen? Nun, die Vorsehung muß es wol so haben wollen, daß ich meine eigene Kraft nicht überschätze, sondern immer einsehe, wie viel ich der Meinigen Liebe und Treue verdanke.“ Hier sank er dem erschütterten Fürsten von Kunschatel weinend in die Arme. „Berthier“, flüsterte er, „Sie müssen sich gefallen lassen, auch Fürst von Bagram zu heißen!“ „Ach, was für ein frommer, zärtlicher, gefühlvoller, ja empfindsamer Eroberer muß der gute Kaiser nach den Schilderungen des Hrn. Eadislauß Tarnowski gewesen sein!“

Mittwoch,

Nr. 47.

16. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe.
Von Thomas Fowell Burton. Aus dem Eng-
lischen übersetzt von G. Julius.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Die Gesellschaft hat sogleich nach ihrer Entstehung dargezogen, daß diese von ihr adoptirten Grundsätze Burton's nicht bare Versicherungen bleiben sollten, daß ihr ernstlich an der Entwicklung der civilisirtesten Völker Europas gelegen sei. Sie hat Geschäftsträger ausgesendet, um überall das Interesse für die große Angelegenheit Afrikas zu beleben, und hat insbesondere eine französische und eine deutsche Übersetzung des Burton'schen Werkes veranstaltet. Welchen Werth die Gesellschaft auf die Mitwirkung Deutschlands lege, zeigt unter Anderm ein Brief des Capitain Washington an Burton (im „Friend of Africa“ mitgetheilt), worin es heißt:

Ich finde mich berechtigt, Ihnen und der Gesellschaft die Versicherung zu geben, daß wir im Verfolge unserer großen Angelegenheit auf Deutschlands Theilnahme und Hülfe zählen dürfen. Sollten auch keine Beiträge in Geld von dort uns zugehen, so wird doch Deutschland sicher seine Schiffe senden, um auf den afrikanischen Küsten Handel zu treiben, wird uns, wenn es nöthig sein sollte, Missionnaire, jedenfalls Naturforscher, auch Handwerker aller Art liefern, welche, so Gott will, freudig den Bau werden aufführen helfen, dessen Grundstein Sie gelegt haben. . . . Ich hatte auf meiner Reise durch Deutschland Gelegenheit, zu bemerken, daß, außer den wissenschaftlichen und philanthropischen Interessen, welche die Nigere Expedition erge macht, auch die Vortheile erwogen wurden, welche für ein in Manufacturen lebhaft fortschreitendes Volk sich dadurch in Aussicht stellen, daß die Eröffnung von Freihäfen in Afrika den Erzeugnissen des deutschen Kunstfleißes einen neuen Markt darbieten könnte.

In einem nach Deutschland gerichteten Briefe vom 27. Sept. v. J. schreibt Washington:

Ich versichere Ihnen, daß die Erscheinung der deutschen Übersetzung hier große Freude erregt hat, und ich wünsche nun, daß dieselbe in Deutschland, wie sie es verdient, gelesen und erwogen werden möge. Deutschland muß uns behülflich sein, das große Werk auszuführen, welches wir unternommen haben, und wird ja auch, wie die Beweise von Theilnahme, die ich bisher erhielt, mich hoffen lassen.

Der Aufmerksamkeit des deutschen Publicums das Burton'sche Werk recht dringend zu empfehlen, ist der Zweck dieser Anzeige. Eine unbefangene Prüfung desselben wird am besten geeignet sein, die vielen Vortheile, welche über die Absichten Englands, über die Motive der

vorherwähnten Gesellschaft, über die Nothwendigkeit eines wirksamen Einschreitens zum Besten Afrikas und über die Ausführbarkeit des Burton'schen Planes unter uns im Schwange sind. Die englische Regierung ist auf den Burton'schen Plan durchaus eingegangen. Die ersten Beweise davon sind gegeben durch die Unterhandlungen mit Spanien wegen der Insel Fernando Po, durch eine veränderte Aufstellung der Kaper und vorzüglich durch die Ausrüstung der Nigere Expedition, welche in diesem Augenblicke vermuthlich schon am Zusammenflusse des Kamara (Niger) und Tschadda eine feste Stellung eingenommen hat, um ihre Operationen von dort zu beginnen. Es ist daher gewiß für Jeden, der sich auch nur für diese Expedition interessiert, von Wichtigkeit, die Voraussetzungen, auf welchen das Unternehmen beruht, und die Hoffnungen, welche davon gehegt werden dürfen, in ihrem Zusammenhang kennen zu lernen.*)

Burton's Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung ist eine zweite umgearbeitete Auflage der früher erschienenen Schrift: „Über den afrikanischen Sklavenhandel.“ Sie versucht den gegenwärtigen Umfang des Sklavenhandels zu berechnen und die Größe des Verlustes an Menschenleben, welchen durch ihn Afrika jährlich erleidet, auszumitteln; sie macht uns bei dieser Gelegenheit mit den furchterlichen Leiden der ihrem Vaterlande entriffenen Neger bekannt; sodann wird den Ursachen des bisherigen Mislingens aller von Großbritannien gemachten Anstrengungen, um den Sklavenhandel zu unterdrücken, nachgeforscht und endlich eine Schilderung der in Afrika herrschenden abergläubischen und grausamen Sitten angehängt, welche ebenso sehr die Ursache des Sklavenhandels sind, als sie ihr Dasein durch denselben fristen. In der neu hinzugefügten zweiten Abtheilung wird der Burton'sche Plan zur Ausrottung des Übels umständlich entwickelt und die Ausführbarkeit desselben gründlich nachgewiesen. Der deutschen Übersetzung ist eine vortreffliche Abhandlung Karl Ritter's voran-

*) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes sind die ungünstigsten Nachrichten von der Nigere Expedition eingetroffen, welche dieselbe als größtentheils verfehlt erscheinen lassen; indes wird bezeugt, daß das Werk Burton's nicht minder die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

gestellt: „Über die Nigerepedition und ihre Bestimmung“, worin zugleich Manches, das zur Vervollständigung der im Burton'schen Werke beigebrachten Thatsachen dient, aus den neuesten Berichten mitgetheilt ist.

Das Neue und Eigenenthümliche — sagt Ritter — was die gegenwärtige Schrift auszeichnet, ist die kräftig, nachdrücklichste Darlegung durch Thatsachen, daß alle bisherigen durch die Gewalt und Politik bedingten Mittel der Abhülfe nicht nur unzureichend waren und für immer unzureichend bleiben werden, sondern daß sie noch obnein dazu beitrugen, das furchtbare Uebel der Unmündigen nur noch größer zu machen und die Thaten der Gutschriften zu den größten Abscheulichkeiten zu steigern; daß dagegen die einzig mögliche Abhülfe, die sowohl in der Gegenwart, wie in der ganzen Zukunft für die dabei unglaublich Leidenden von dem segensreichsten Einflusse werden und die Vernichtung der Verbrechen jener Partherzigen herbeiführen wird, nur auf dem Wege des Friedens stattfinden kann. Es ist nämlich die Civilisation der Afrikaner durch Weckung ihrer noch überall gegen sich selbst feindselig aufgereizten oder noch schlummernden und bewußtlosen eigenen Kräfte ihres Völkerebens, ihrer Industrie, ihrer Weltstellung; es ist ihre Civilisation, wie sich ein großer Staatsmann kurz und sinnig ausdrückte, einzig möglich durch den Pflug und das Evangelium. Den Weg hierzu aber bahnt der Verkehr, das Element des Austausches, des Handels, dessen Gelingen auf den Eigennutz der Menschen gegründet, um so sicherer sein wird, wenn einmal der Anfang gemacht ist. Diese Ansichten kann man als wohlbegründet zugeben und ihre Ausführung für sehr wünschenswerth halten, und doch ihre Ausführbarkeit in das Reich der Bedenken der Philanthropen verweisen; und nur zu leicht ist der gewöhnliche, in das Alltagsleben so mannichfaltig vertheilte Mensch hierzu geneigt, durch die vielen Projecte der Zeit, durch die Oberflächlichkeit der Kenntniß und durch die Halbheit des lauten Willens in der Ausführung zurückgeschreckt, an der Möglichkeit solcher großartigen Bestrebungen und an ihrer Inanspruchnahme überhaupt zu verzweifeln. Diesem aber hier zu begegnen, ist der Zweck unserer Vorrede, indem wir, da das vorliegende, in allen seinen Theilen so klar und mit tiefer Einsicht geschriebene Buch keines weiteren Erklärens bedarf, uns nur zu dem wenden, was schon praktisch aus seinem Inhalte hervorgegangen und in das Leben getreten ist.

Dieses Zeugniß, welches der große Geograph, der gründliche Kenner Afrikas dem Burton'schen Werke ausstellt, ist deshalb von der größten Wichtigkeit, weil Niemand berufener sein konnte als Ritter, die Grundlagen des ganzen von Burton aufgeführten Gebäudes zu prüfen. Daß aber die von Burton aus den Prämissen, welche Ritter auf diese Weise gebilligt hat, gezogenen Folgerungen keineswegs so abenteuerlich sind, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, dafür bürgt genugsam die Aufnahme, welche der Burton'sche Plan bei den englischen Staatsmännern gefunden hat.

Wenn nichts geschieht — sagte Burton am Schlusse seiner Arbeit — so wird Afrika in 50 und in 100 Jahren noch das sein, was es heute ist, und wir werden noch ebenso wenig wissen, wie ihm am besten zu helfen sei. Ich bin nicht so sanguinisch, um mir einzubilden, daß wir gleich auf den ersten Griff die Aufgabe lösen werden, welche uns vorliegt. Wir müssen und gefast halten auf fortbauende Ausgaben, auf beharrliche Anstrengungen, auf bittere Täuschungen. Aber ich glaube, daß hier die britische Nation nur zu wollen braucht, um mit Gottes Hilfe der Menschheit eine Wohlthat zu erzeigen. Gelingen kann es, daß auf ihr Geheiß tausend Dörfer, jetzt in Elend, in vleissiger Noth, in vernichtendem Aberglauben untergefunken, nur Eitem Handel ergeben, der schrecklichen Pest, die je die öffentliche Wohlfahrt verderbt und den

Frieden des Hauses vergiftet hat, emporstehen unter Großbritannien Out aus ihrer Niedrigkeit, daß sie Erziehung, Ackerbau, Handel, Frieden, Gewerbleiß und den Reichtum, der daraus entspringt und über das Alles die heilige Religion willig aufnehmen. Ich gebe zu, daß es eine Frage ist, ob die von mir vorgeschlagenen Mittel praktisch sind und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges in sich tragen. Die Nation hat zu beurtheilen, ob diese Vorschläge, ob die Politik, welche ich so kühn bin anzupfehlen, geeignet scheinen, das gewaltige Uebel, welches Afrika verheert, Europa entehrt, die Menschheit brückt, zu besiegen. Wenn man findet, daß meine Hoffnungen nicht eingeblüht sind, daß sie auf einer vernünftigen Ansicht ruhen und durch eine Masse von Zeugnissen praktisch bestätigt werden; wenn man findet, daß es sowohl in Betracht der Menschlichkeit, als in Erwägung der Wohlfahrt und der Ehre Großbritannien unsere Pflicht ist, ungeleitet durch Schwierigkeiten, Gefahren und Kosten vorwärts zu schreiten, so hege ich das Vertrauen, daß man kühn und schnell zur Ausführung schreiten werde.

Diese Erwartung ist in der That nicht eitel gewesen. Der Regierung erschienen die von Burton vorgeschlagenen Mittel nicht unpraktisch. Sie ließ sich geneigt finden, mit der Anwendung derselben unverzüglich einen ersten Versuch zu machen. Die Frucht davon ist die gegenwärtige Nigerepedition. Lord John Russell schrieb im Februar 1840 in seinem Erlasse an die königlichen Schatzkassen:

Die vertrauten Rathgeber Ihrer Maj. sehen sich genöthigt, der Uebersetzung Raum zu geben, daß es unerlässlich ist, ein neues Präventivsystem gegen den Sklavenhandel in Ausführung zu bringen, welches darauf berechnet ist, ihn an seiner Quelle selbst aufzuhalten und so die Elemente, aus welchen er Nahrung zieht, zu bekämpfen. Ob zwar es unmöglich ist, der Dabگیر Derer, welche in Afrika Sklaven zur Ausfuhr kaufen, Einhalt zu thun, so kann es doch möglich gefunden werden, denen, welche dieselben verkaufen, die Einhalt aufzunehmen, daß sie durch diesen Handel ihren eigenen wohlverstandenen Interessen Eintrag thun. Von dieser Ansicht ausgehend, ist der Vortrag gefaßt worden, neue Handelsverbindungen mit denjenigen Häuptlingen und Mächten in Afrika, auf deren Gebieten dem inneren Sklavenhandel obgelegen und dem äußeren Sklavenhandel seine Opfer zugeführt werden, anzuknüpfen. Zu dem Ende hat die Königin Ihre Minister angewiesen, Uebereinkommen oder gemeinsame Maßnahmen mit solchen Häuptlingen und Mächten zu unterhandeln, und zwar auf folgender Grundlage: 1) daß der Sklavenhandel von ihnen völlig aufgegeben und unter sagt werde; 2) daß unter günstigen Bedingungen der Absatz von Producten und Manufacten der ihnen unterworfenen Länder an Großbritannien verstatet werde. . . . Ich kann nicht auf eine genaue Auseinandersetzung des Planes selbst hier eingehen. Aber für den gegenwärtigen Zweck wird auch genügen, auszusprechen, daß die Minister der Krone nach reiflicher Erwägung der Frage und im vollen Bewußtsein der Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen in den Weg stellen können, dennoch der Uebersetzung sind, daß sie das beste, wenn nicht das einzige Mittel ergriffen haben, durch welches das große, von der Königin, Ihrem Parlamente und Ihrem Volke eifrig erstrebte Ziel erreicht werden kann.

Man ersieht hieraus, daß der Burton'sche Plan von der englischen Regierung nicht etwa nur theilweise, sondern seinem Wesen und seinem ganzen Umfange nach wirklich angenommen worden ist. Dies muß offenbar für die Folgerichtigkeit desselben ein günstiges Vorurtheil erwecken. Wenn es nicht ungehörig war, einigen Philanthropen zuzutragen, daß sie ohne Kenntniß der Welt, oder in Selbsttäuschung befangen, Luftschlöffer aufbauten, so ist doch

nicht glaublich, daß die erfahrenen Staatsmänner einer so vorröchtigen und von so glücklichen Takt in ihren Unternehmungen geleiteten Nation, wie die englische ist, ihre Theilnahme und nicht unbedeutende Mittel an die Ausgeburt einer überspannten Projectmacherei wenden sollten.

Wie aber, wenn diese Staatsmänner an dem Burtonschen Plane eine Seite entdeckt hätten, welche dem eigentlichen Zwecke desselben fremd, Vortheile rein politischer Natur verspräche, und deshalb, die Unterdrückung des Sklavenhandels als willkommenen Vorwand ergreifend, sich desselben als einer neuen Handelspeculation, als einer günstigen Gelegenheit zur Erweiterung der britischen Macht bedienen wollten? Diese Ansicht ist in der That bei uns verbreitet genug, und macht, weil so die Reinheit des Zwecks getrübt erscheint, Viele, die sonst wolänner des Unternehmens sein würden, misstrauisch. Aber auch über diesen Punkt hat Burton sich schon ausgesprochen, und wir glauben mit seinen eigenen Worten hier den rechten Weg zur Genüge andeuten zu können.

Es wäre sehr zu wünschen — sagt Burton — daß alle christlichen Mächte sich vereinigen, um durch ein gemeinsames Zusammenwirken die kümmerlichen Kräfte Afrikas zu wecken; wenn aber solche Einmüthigkeit nicht zu erreichen sein sollte, so hat doch England Grund genug, um allein, wenn es sein muß, das Werk zu unternehmen. Afrika und Großbritannien stehen in einer natürlichen Beziehung zueinander. Jedes von beiden besitzt, was das andere braucht, und jedes braucht, was das andere besitzt. Großbritannien braucht rohe Stoffe und braucht einen Markt für seine Manufacturwaaren. Afrika braucht Manufacturen und braucht einen Markt für seine rohen Erzeugnisse.

Hier deutet also Burton geistlich auf die materiellen Vortheile hin, welche das Unternehmen in Aussicht stellt; aber er fügt hinzu:

Sollte sich auch befinden, daß nur Verlast statt Vortheil, Spott statt Ehre einzunehmen wäre, so glaube ich dennoch, Mitleid und Pflichtgefühl werden in der öffentlichen Meinung Großbritanniens mächtig genug sein, um uns zu dem Versuche anzutreiben.

Was ihn zu diesem Glauben führt, sagt er an einer andern Stelle:

Seit der Zeit der Abschaffung des Sklavenhandels durch Großbritannien herrscht mehr als ehedem, man darf dies behaupten, sowohl bei uns als auswärts ein aufklärter menschenfreundlicher Sinn. Unsere Aufmerksamkeit in Bezug auf den Sklavenhandel ist durch Opfer bewiesen worden, welche keine Mißdeutung zulassen. Die Principien, welche in dieser großen Maßregel lagen, sind zur Durchführung gelangt in der Aufhebung der Sklaverei und durch die Bereitwilligkeit der Nation, den hohen Preis zu zahlen, welchen die Erfüllung dieser Pflicht gekostet hat. Dadurch nun sind wir in die Lage versetzt, denn unsere Hände sind rein, die Mitwirkung der übrigen Mächte zu fordern.

Burton ist aber, und wie uns scheint mit Recht, durchaus nicht spröde gegen die Zusage der materiellen Vortheile zur Anregung des allgemeinsten Interesses für die Civilisation Afrikas. Er sagt:

Die Erweiterung des afrikanischen Handels wird für uns auf alle Weise ersprießlich werden. Unser vornehmstes Augenmerk jedoch wird sein müssen, daß wir Afrika einige Vergütung des von der civilisirten Welt ihm zugesagten Unbills bieten, indem wir seinen Söhnen Christenthum, Kenntnisse und nützliche Künste überliefern. Beide Zwecke werden sich, wenn man nur

den rechten Weg einschlägt, sehr wohl miteinander vereinigen lassen; denn es ist vernünftig, in rechtlichem Handel ein Gegengift zu suchen gegen den schändlichen Handel, welcher das Land so lange verwüßt und erniedrigt hat.

Rechtsmäßiger Handel würde den Sklavenhandel niederhalten, indem er bewiese, daß der Mensch, den man das Land bestellen läßt, mehr werth ist als der Mensch, dem man zur Baare macht; er würde, nach den Regeln der Klugheit und der Billigkeit geführt, diesen rohen, kriegliebenden, heidnischen Völkern, welche jetzt, um die Sklavenmärkte der neuen Welt zu füllen, untereinander so fürchterlich wüthen, zu einem Vorläufer werden, oder besser noch, zu einem Diener der Civilisation, des Friedens und des Christenthums. Eine solche Betrachtung des Gegenstandes möge den Kaufmann, den Menschenfreund, den Patrioten, den Christen zu Bundesgenossen machen.

Ist es aber wahr, daß dem gesetzmäßigen Verkehr mit Afrika dieser zwiefache Segen folgen würde, Segen für Europa, welches Cultur und Handel bringt, Segen für Afrika, welches Cultur und Handel annimmt, so ist es ja doch, um gar nicht von Gottlosigkeit zu reden, gewiß die unläugbarste Verheißung, einen Zustand zu bilden, welcher diesem Afrika jährlich eine halbe Million seiner Bewohner raubt und einen der herrlichsten Erdtheile der Wästnis und Wildheit mit Hülfe dieser menschlichen Schlächterien überliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmisch-schlesische Literatur.

Vollstüber in Böhmen. Gesammelt von K. Jar. Erben.

Mit Melodien. Erstes Bändchen. Prag 1842. Gr. 12.

Die deutsche Nation hat keine Volkslieder in der Bedeutung des Wortes, wie sie die slawische sich denkt. Die großen Sammlungen von Krnir und Brentano, auf welche Deutschland mit Recht so stolz ist, enthalten dennoch kein einziges Lied, das so ganz deutsch-eigenthümlich in dem Maße wäre, als die neuere Forschung slawisch Eigenthümliches in reicher Menge zu Tage gefördert hat. Neben diesem durch und durch nationalen Charakter der slawischen Volkspoesie steht die Sprache mit allem ihrem Reichthum an Melodien, der prägnanten Kürze ihrer Ausdrucksweise, der eigenthümlichen Kühnheit der Bilder, welche sie zuläßt, dem reinen Klang und der reichen Mannigfaltigkeit ihrer Vocale, welche sie vor jeder Monotonie bewahrt, und der Verschmelzung und Verwandelung der Consonanten, welche die meisten slawischen Dialekte gegen jede Härte sichern. Durch beide, die Rationalität und die Sprache bedingt, ist eine andere hervorragende Eigenschaft der slawischen Volkspoesie ihr symbolisches Element. Die ganzen Verhältnisse der Natur, welche sich dem seit Jahrtausenden ackerbauenden oder doch sonst in der freien Natur beschäftigten Slawen in allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten, in ihren Freuden und Schmerzen offen vor seinen Augen entfalteten, scheinen mit dem Geiste des Volkes in eins verwachsen zu sein und widerhallen nun aus seiner ganzen Auffassung- und Ausdrucksweise in den tiefstempfundenen Gestaltungen. Aber die Natur hat tiefe Geheimnisse; der Mensch empfindet ihr Dasein, er ahnt die verborgenen Gründe, die fernsten Ursachen ihrer wunderbaren Erscheinung, er ahnt sie, aber sie zum Bewußtsein zu erheben, ist sein Auge zu schwach — und sein kindliches Gemüth glaubt. So bildet sich im Geiste des Volkes der Glaube an das Wunderbare, die Ahnung tiefer, seinem Auge unerschlossener Einwirkungsfähigkeit. Bei dem slawischen Volke floss diese Ahnung mit dem symbolischen Charakter seines Geistes zusammen und so entwickelte sich eine der zartesten, poetischsten Eigenschaften des slawischen Nationalismus, der Glaube an eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen dem Geiste des Menschen und dem Geiste der Natur, der sich in den einzelnen Wesen (aus dem Thier- und Pflanzenreiche) in Beziehung auf den Menschen offenbart. Diese Wechselwirkung erscheint in den slawischen

Vollkiedern als untrügliches Anzeichen, welches das nahe bevorstehende Schicksal des Menschen in bestimmten Tönen verkündet. Nicht selten hat es auch den Anschein, als sei diese Wechselwirkung selbst die wirkende Ursache der folgenden Ereignisse, unbedingt durch äußere Einflüsse, nur durch sich selbst und aus sich selbst wirkend. Nach dieser Seite hin hat sich der Charakter der slavischen Volkspoesie besonders in der Ukraine ausgebildet, wo die riesig-einförmige Steppe mit ihren hohen Wogeln und das ruheloze Geschick eines kräftigen, fanatisch-aufgeregten Menschenstammes alle Momente zu einer solchen Entwicklung in vollstem Maße darbietet. Spuren davon aber findet man bei allen slavischen Nationen, obgleich bald mehr, bald weniger hervortretend. Und so kann man mit Recht sagen: Das innige Verhältniß zur umgebenden Natur ist allen Slawen ohne Unterschied eigenthümlich. Eine andere merkwürdige, aber ebenfalls aus der Lage des Volkes, in der es sich seit Tausenden von Jahren befand und befindet, und aus seiner Individualität erklärende Erscheinung ist der fast durchgängig herrschende wehmüthige, elegische Charakter der slavischen Poesie. Doch diesen hat sie auch mit vielen andern gemein, und überdies ist derselbe doch nicht ganz allgemein. Aber ein sehr unterscheidendes Merkmal der slavischen Volkslieder sind ihre eigenthümlichen Melodien und die Weise, sie zu singen; der Reichtum derselben an Melodien, ihre zarte Einfachheit und die süße Melancholie, welche in ihnen weht, haben den slavischen Weisen den Beifall der größten Meister gesichert; Schade nur, daß sie so wenig gekannt, so sparsam und unvollständig aufgezeichnet sind.

Auch die czechische Volkspoesie trägt diesen allgemeinen Charakter an sich; aber jene Eigenschaften treten hier auf eine bestimmtere Weise, modificirt durch die Lage und den Charakter des czechischen Volkes hervor. So sind Wald und Fels die Lieblingsplätze der böhmischen Volkspoesie und ein merkwürdiges Bildlein besetzt hier die grünen Uferländer, während z. B. in der Ukraine der stürmende Stryptopst über Felsen und Klüften hinabstürzt oder der alte Dniepr in den weiten Tüngen (tausende jährigen Forsten) rauscht. Der liebliche Ton der Lerche schallt hier auf den Feldern und ein paar Lurche läuschen gären unter dem Fenster des Liebchens, während an der Weichsel die Sperber mit ihrem wilden Geschrei die Luft erfüllen und Eulen in alten Burgen krächzen. Bald lächelt das Auge des czechischen Volkes durch Thäler, bald erhebt es sich wieder zur Weichsel, Fröhlichkeit und zum jugendlichen Muthwillen. Und eben dieser Muthwille ist das Eigenthümliche der czechischen Volkspoesie; wie der Deutsche stolz ist auf sein „Gemüth“, so rühmt der Czeche seine heitere Laune. Ein anderer seiner Zug ist die heitere Vertraulichkeit, die hoffnungsvolle Hingebung an das göttliche Wesen, welche in diesen Liedern sich zeigt. Wie bei den alten Griechen durchdringt die Idee der Gottheit (obwohl nach andern Begriffen) alles Leben, Wissen und Streben des Volkes; aber nicht die Idee der schrecklichen eiskalten Gottheit, wie wir sie in der nordischen Poesie finden, sondern die Idee eines heitern, Haranschaulichen, warmen, indischen Gottes.

Daß bei diesem Stande der Dinge eine möglichst vollständige Sammlung der czechischen Nationaldichtungen sehr wünschenswerth war, versteht sich von selbst, und jeder Freund dieses Volkstammes wird Hrn. Erben desto mehr zum Danke verpflichtet sein, wenn er bedenkt, welchen wohlthätigen Einfluß diese Sammlung gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke auf die czechische Poesie üben muß. Diese hat endlich die süßliche Empfindlichkeit, die zärtliche Ländlichkeit, das weiche Geizgen und Liebeshärmen, den unerklärlichen, merkwürdigen Schmerz, der keine Ursache hatte, sammt allen ähnlichen tausendfach zum Ubel vertriehen Themen überwunden; Sabina's Weichheit strengen an dem Wendepunkte; einige gehören noch in jene brüchige Periode, aus andern strahlt schon die Aussicht auf eine kräftigere Zukunft. Aber entsetzt tritt die neue Periode mit Tablonsky ein; hier ist Kraft und Energie, „väterliche Weisheit“ und Ge-

kenntniß der Quelle aller Wissenschaften. Die folgende *Epik* nähert, welche seine Gedichte bei Allen gefunden, hat dieser Richtung factisch eine unbedingte Geltung gesichert. Ein Kampf ist dadurch erregt worden, ein kräftiges, energisches Streben und Wirken hat sich entwickelt, in das Erden nun seine Rationalität als flammenden Brennstoff hineinsteuert. Das czech. Bändchen bringt 150 Lieder, zu denen 100 verschiedene Melodien gehören. Letztere werden bei dem ungeweihten thätigen Jäh. Hoffmann in Prag in separaten Hefungen mit Fortepiano-Begleitung nächstens erscheinen. In der Anordnung der Lieder selbst hat der Herausgeber, wie er es in der Vorrede selbst eingestrichelt, keine bestimmte Ordnung festgehalten. Wie schade dieses als unbedeutend gewöhnlich. Die *Epik* von denen, daß Hr. Erben gerade dadurch Gelegenheit gefunden hätte, seine tiefe Kenntniß und sein Eindringen und geistreiches Auffassen der czechischen Volkspoesie an den Tag zu legen. Aber wie viel brauchbarer wäre sein Buch geworden! Wie sehr wäre dem Leser durch eine übersichtliche, in der Sache selbst begründete Anordnung die Auffassung des Volksgesistes, der Eigenthümlichkeiten dieser Dichtungsweise, die Vergleichung ähnlicher Gedichte in derselben oder auch in andern slavischen Sprachen erleichtert worden! Wer wird sich nun in diesem Labyrinth zurecht finden! Es ist formlose Materie geblieben, welche weder in den Schmelzosen rauscht, noch mit geringer Mühe die *Epik* des czechischen Geistes fertig hätte machen können. Die ersten 11 Lieder haben epischen Charakter, obgleich sich derselbe in den letztern allmählich mehr verliert und so aus der poetischen Erzählung in die insgesamt so genannte Ballade übergeht. So wird die bis jetzt herrschende Meinung, als wäre die czechische Volkspoesie das czechische Element gänzlich, hier factisch widerlegt. Doch scheint dieses dennoch nur wenig gangbar zu sein, da in den folgenden Romanen, sowie in den Sammlungen von Gelsowsky, Ritterberg und andern überall das Epos und Dramatische die Oberhand behauptet.

J. P. Jordan.

Literarische Notiz.

Ein ausführlicher Bericht des thätigen Ministers des öffentlichen Unterrichts in Frankreich legt deutlich dar, wie segensvoll für Schulen und öffentliche Bildungsanstalten die Julius- und Auguste bisher schon gewesen ist. Wir sehen in diesem sorgfältigen Documente, wie den niederen Schulen eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet ist, um das System des öffentlichen Unterrichts von Grund aus den Forderungen der Zeit gemäß umzugestalten. Noch genauer läßt sich dieser wohlthätige Einfluß der gegenwärtigen Regierung in einer werthvollen Schrift verfolgen, die vor kurzem von einem Bureau des Unterrichtsministeriums herausgegeben ist. Dieses wichtige Werk trägt den Titel: „*Tableaux historiques de l'instruction secondaire en France par M. Kiliau*“ (Paris 1841). Der Verf. folgt bis zur ersten Einrichtung öffentlicher Schulen hinauf und beleuchtet im Verlauf seiner Geschichte mit Sachkenntniß, was jeder Zeitraum auf diesem weiten Felde geleistet hat. Besonders verweist er bei Dem, was aus den Krämmern der Revolution hervorgegangen ist. Ein beachtungswerther Beitrag zur Geschichte Derer, die sich um die Verbreitung öffentlicher Bildung verdient gemacht haben, ist die „*Notice sur Bèbian, ancien concour des études de l'Institut royal des sourds-muets*“. Sie ist von Ferdinand Berthier verfaßt, der, selbst taubstumm, sich durch eine sorgfältige „*Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets*“, sowie durch erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer am Institute der Taubstummen einen rühmlichen Namen erworben hat. Sein Werk, das vom Geiste der Dankbarkeit eingegeben und belebt ist, leitet uns in Bèbian einen Mann kennen, der seinen Beruf mit unermüdlicher Ausdauer und wahrer Begeisterung erfüllte.

32.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 48. —

17. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe.
Von Thomas Fowell Buxton. Aus dem Eng-
lischen übersezt von G. Julius.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Was endlich eine Ausdehnung der englischen Herrschaft auf afrikanische Landstrecken anlangt, so bemerkt Buxton:

Der Vorschlag, einer Ansiedelung macht nothwendig an unser ungeheureres Reich in Indien denken. Gewiß aber, kein besonnener Staatsmann wird eine Wiederholung des in Indien von uns zurückgelegten Laufes in einem andern Erdtheile wünschen. Ich leugne entschieden jedes Gelüsten nach Begründung eines neuen Reiches in Afrika. Im Angesichte der Leiden dieses Erdtheils, welche nunmehr an das Licht gekommen, und der Greuel, welche jeder Fleck daselbst zu jeder Stunde darbietet, würde es das höchste Maß verhärteter Selbstsucht sein, wenn wir die Lösung einer so wichtigen Frage einem Augenblick lang unsern Kleinlichen Interessen hintansetzen wollten; aber auch aus andern Gesichtspunkte betrachtet: es würde der höchste Grad von Thorheit sein, wenn wir der einzig richtigen Lösung Euzsichtigkeit und aus Nebenrücksichten das Mindeste entzögen. Welchen Werth für Großbritannien hat die Herrschaft über einige Hundert Quadratmeilen zu Benin oder Ebon im Vergleiche mit dem Vortheile, Millionen von Lieferanten roher Materialien und von Abnehmern verarbeiteter Producte dem Weltmarkte zuzuföhren? Klein und geringfügig ist der eine Vortheil, der andere werth, daß alle vollkommenen Staatsmänner ihm die ernsteste Sorgfalt widmen. Ubrigens scheint mir die Gefahr, daß wir von Eroberungslust hingerissen werden möchten, eine nur eingebildete zu sein; das Klima gestattet schon nicht die Entfaltung großer Streitkräfte, wenn wirklich, was doch nicht der Fall ist, Armeen in meinem Plane lägen; sodann geht meine Absicht fast ausschließlich auf die Verwendung der afrikanischen Race. Einige Europäer werden allerdings auf leitenden Posten nöthig sein, aber die Masse unserer Agenten muß afrikanisches Blut in den Adern haben; somit sind Truppen unsererseits ausgeschlossen. Ferner: Schätze, wie sie in Asien aufgehäuft waren, die Habsucht zu reizen, gibt es in Afrika nicht. In Asien wurde das Regiment einer Gesellschaft überlassen; die afrikanischen Establishments aber sollen der Aufsicht des Parlaments unterworfen werden. Unser Einbringen in Asien geschah zu einer Zeit, wo die allgemeine Aufmerksamkeit sich wenig um entfernte Völker und um deren Leiden und Beschränkungen kümmerte. Jetzt wird auf solche Dinge geachtet. Indien ist ein Warnungszeichen für uns; und wäre selbst in unsern Staatsmännern nicht die richtige Einsicht, welche ich ihnen in der That zuschreibe, so würde der Raubgier ein Damm gesetzt, der Schwäche ein Schild gegeben sein im öffentlichen Mitleid.

Es ist bekannt, daß auf dem wiener Congreß Lord Castlereagh die versammelten Mächte bewog, jene Erklä-

rung vom 8. Febr. 1815 zu erlassen, durch welche die Verbündeten als ihren gemeinsamen Wunsch aussprachen: „daß jener Plage ein Ende gemacht werde, welche seit so langer Zeit Afrika entvölkert, Europa herabgewürdigt und die Menschheit betrübt habe“. Nur mit vieler Schwierigkeit ist diese Erklärung bewirkt worden. Man hat England niemals zutrauen wollen, daß es in uneigennützigster Absicht auf Unterdrückung des Sklavenhandels dringe. Der Herzog von Wellington schrieb aus Paris unter dem 15. Sept. 1814 an Wilberforce:

Man glaubt nicht, daß es uns Ernst mit der Sache sei, oder vielmehr, man glaubt nicht, daß wir aus Antriebe der Menschlichkeit gegen den Sklavenhandel auftreten. Man vermuthet eine Handelspeculation dahinter; denn nachdem wir einmal unsererseits diesen Handel abgeschafft haben, und zwar, meint man, aus keiner andern Absicht, als um die Überfüllung unserer Lager mit Colonialproducten zu hemmen, so müßten wir nun die übrigen Nationen daran zu verhindern suchen, daß sie die Productivkraft ihrer Colonien nach Möglichkeit ausbeuten.

Dennoch darf man nur die parlamentarische Geschichte der gegen den Sklavenhandel gerichteten Geseze mit unbefangenen Auge verfolgen, den angestregten Kampf der Negerfreunde, den langen und hartnäckigen Widerstand der am meisten bei den materiellen Interessen theilhaftigen Parteien und das Zusammenwirken von Verhältnissen mannichfaltiger Art, welches erforderlich war, um der Beharrlichkeit frommer Männer, wie z. B. Wilberforce es unleugbar war, endlich den Sieg zu verschaffen, und man wird sich überzeugen, daß wir ein Recht haben, diesen Sieg als einen Sieg der Humanität zu feiern. Als nach der Abstimmung vom 23. Febr. 1807, welche die Bemühungen eines Vierteljahrhunderts krönte, Wilberforce in freudiger Aufregung zu Thornton sagte: „Nun, Henry, der Sklavenhandel ist abgeschafft, was sollen wir weiter abschaffen?“ entgegnete dieser ernste Freund: „Ich denke, die Lotterie.“

Alles, was England seit jener Zeit zur Beseitigung des Sklavenhandels gethan hat, sodann die völlige Aufhebung der Sklaverei auf seinen eigenen Colonien beweist, daß es ihm wirklich um die Sache selbst zu thun ist; wenn dann aber eine Regierung den Vortheil des Landes zugleich bedenkt und darnach trachtet, die Last der dargebrachten Opfer für die Nation zu verringern, wer sollte ihr daraus ernstlich einen Vorwurf machen? Im Gegen-

theile! Man muß sich darüber freuen, daß den sittlichen Motiven, was selten genug geschieht, diesmal die weltlichen Interessen zu Hülfe kommen. Und dieses ist in der That der Fall.

Ich bin überzeugt — sagt Burton — wenn handelsreibende Nationen (er denkt hier nicht an England allein) nichts weiter als ihr wohlverstandenes Interesse befragten, an höhere Motive gar nicht denkend, so würden sie dennoch kräftige und nachhaltige Versuche, Afrika zu retten, machen müssen, nicht etwa das weite Gebiet unter sich zu theilen, das Volk zu knechten, vielmehr das Land auf eine Stufe, welche es ihnen selbst näher bringt, des gegenseitigen Vortheils wegen zu heben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Keimheit sittlicher Motive, sobald die Begierde nach Gewinn sich der Sache einmal bemächtigt hat, viele und große Gefahren drohen. Sowie die Sklavenbesitzer bis diesen Augenblick des schändlichen Vorwands sich im Kampfe gegen die philanthropischen Interessen bedient haben, daß Sklaverei das einzige Mittel sei, die Neger zu civilisiren und zu christianisiren, so könnte in der Zukunft die Habgier sich des Vorwands, das Afrika in Afrika selbst zu civilisiren, bedienen wollen, um desto ungehörter ihre eigennützigen, unsittlichen und für Afrika nur um so verderblicheren Zwecke zu verfolgen. Eben diesem Mißbrauche des edeln Motivs aber sich mit allen Kräften zu widersetzen, ist eine der vornehmsten Aufgaben jener nach Burton's Plan in London gebildeten Gesellschaft. Und soll man das Gute, um des Übels willen, das sich daran hängen könnte, ungethan lassen? Die drohendste Gefahr ist diese, daß die künftigen Ansiedler in Afrika selbst mit Sklavenarbeit zu wirtschaften sich möchten gelassen lassen.

Gefahr mag sein — gesteht Burton anerkennend —, daß neue Ketten elendischer Sklaverei geschmiedet werden.

Wir haben zwar eine Parlamentsacte, welche die Sklaverei für immer und gänzlich abgeschafft in allen britischen Colonien, Besitzungen und Pflanzungen erklärt. Wenn aber irgend ein Fall ist, in welchem auf die strengste Befolgung dieses großen Gesetzes mit allem Ernste gehalten werden muß, während zu fürchten steht, daß es leicht vergessen oder umgangen werden könnte, so ist dies derjenige Fall, daß wir Besitzungen in Afrika erlangen. Es ist notwendig, bei Zeiten weise zu sein und niemals zu dulden, daß jenes fürchterliche Unkraut dort Wurzel fasse. Bedenken wir, was es uns gekostet hat, dasselbe aus unsern alten Colonien auszuröten.

Wenn wir nicht von Anfang an durch schwere Strafen dafür sorgen, daß es für britische Unterthanen unmöglich oder doch sehr gefährlich werde, Sklaven zu halten, so werden wir wiederum in Menschenfleisch britisches Capital arbeiten und verflochtene Interessen sich bilden sehen; begehen wiederum, der warnenden Erfahrung zum Troste, den ungeheuren Fehler, daß ich nicht Verdröhen sage, Sklaverei zu dulden; wieder wird der Sklavenbesitzer und derwaits vorzuziehen haben, daß wir zum wenigsten seine Mitschuldigen seien, und wieder werden wir die Opposition mit einem unmöglichen Geldopfer erkaufen müssen. Deshalb stelle ich die Forderung auf, daß wir als ersten und geheiligten Grundsatz aussprechen: Jedermann, der irgend ein Gebiet, das wir in Afrika erwerben mögen, betritt, ist von Stand an frei und aller und jeder Sklaverei ledig und Großbritannien sichert ihm Schutz wider Juden, Civilisiren oder Wilden, der versuchen wollte, ihn zu fangen. Diese einzige Resolution würde uns Arbeiter verschaffen, würde uns die Zuneigung der Bevölkerung gewinnen, welche sie bewegen und nachahmen und unsere Sitten angestehen, würde Thätigkeit in fruchtbarer Industrie und fruchtbringendem Landbau herbeiführen.

Ich hoffe aber, daß wir niemals wieder in den Fehler verfallen werden, irgend etwas wie Zwangsarbeit zu dulden. Wir werden nicht ein Unrecht durch das andere verdrängen wollen. Auch glaube ich selber, daß freie Arbeit es über jede andere wirklich davonträgt, daß Sklaventum, abgesehen von seiner Sündlichkeit, ein arger Mißgriff ist, und daß es keine bessere und klügere Politik für uns gibt als die standhafte Behauptung der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit. Dies bleibe uns eine der heiligsten Angelegenheiten, daß überall, wo unsere Macht gilt, die Sklaverei aufhöre, und daß dahin jeder Einfluß, den wir erlangen, zielt.

Mögen diese Ausführungen dem Leser vorläufig bezeugen, mit welcher Umsicht Burton alle Möglichkeiten erwogen und wie reif er seinen Plan an das Licht gebracht habe. Kommt man ihm nun ein, daß der Sklavenhandel nothwendig wird aufhören müssen, wenn erst die afrikanischen Häuptlinge nicht mehr Lust haben werden, Sklaven herzugeben, daß diese Lust sich wird verlieren müssen, wenn jene zu der Überzeugung gelangt sein werden, daß es ihr wahrer Vortheil sei, ihre Unterthanen im Lande zu behalten, und noch mehr, wenn erst Civilisation, humanere Denkungsart, Wohlstand und Industrie mancher Art mit dem Christenthume immer ausgedehntern Boden in Mittelfrika gewinnen werden, so fragt sich nur, ob auch die Prämissen, nämlich, daß dies Alles zu erreichen möglich sei, ihre Richtigkeit haben. Indem wir in dieser Beziehung auf das Burton'sche Werk selbst verweisen, welches nach allen Seiten hin die dahin gehörigen Untersuchungen ausführlich erörtert und mit Angabe der Quellen sorgfältig belegt, beschränken wir uns hier auf einige Andeutungen. Die Natur sowohl des Landes, als seiner Bewohner scheint der Civilisation die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg zu stellen. Die Hindernisse sind da, gewiß! aber so unübersteiglich nicht, als Diejenigen annehmen mögen, welche mit den Fortschritten, die in Afrika bereits gethan sind, sich nicht bekannt gemacht haben.

Die Entdeckungen der letzten zehn Jahre — sagt Burton — berechtigen uns, die Vorstellungen unserer Kinderjahre von einem unzugänglichen Continente und von endlosen Sandwüsten von uns zu werfen. Wir wissen jetzt, daß ein gewaltiger Strom, welcher sich durch mehr als 20 Mündungen in die Bai von Benin ergießt, bis fast zu seinen Quellen, über 2600 englische Meilen hinauf, mit wenigen Unterbrechungen schiffbar ist. Viele Flüsse führen diesem ihre Wasser zu, einige, wie der Tschadda oder Schaberbach, selber schiffbar, und bieten Gelegenheit zum Verkehre mit den zahlreichen Völkern und Stämmen der benachbarten Länder.

Da haben wir also einen der prächtigsten Ströme, welcher uns bis in das Herz von Afrika leitet; an einem Vereinigungspunkte öffnet er uns, so viel wir bis jetzt wissen, durch seinen östlichen Arm den Weg nach Bornu, Kanem und Baghaimi, durch den westlichen nach Timbuktu.

Längs der Küste, wenn man bei der südlichen Spitze der Baftrabi beginnt und die Linie der Küste von Galabar, der Sklaven-, Gold-, Elfenbein-, Korn- und Pfefferküste verfolgt, bis zur Küste von Sierra Leone fallen verhältnißmäßig nicht weniger als 90 — 100 Flüsse in das Meer, darunter manche schiffbar, und zwei so bedeutend, daß sie mit den herrlichen Strömen Nordamerikas in Wassermenge und Länge des Laufes wetteifern. Es wird berichtet, daß den Senegal hinauf den Gurt eines französischen Dampfbootes mehr als 700 englische Meilen weit geht, und daß der Faleme, welcher acht Meilen unterhalb

Salam in den Senegal fällt, während der Regengzeit für Schiffe von 60 Tonnem Last fahrbar sei.

Gobama ist der Gambie ein edler Strom; an der Mündung gegen englische Meilen breit und gegen vier bei Bathurst. Wie weit es in das Innere reicht, ist unbekannt; er soll aber schon einige Hundert Meilen weit aufwärts befahren worden sein. Auch wird behauptet, daß man von dem oberen Theile dieses Flusses den Senegal in drei, den Niger in vier Tagen erreichen könne.

Außer den genannten mächtigen Strömen sind nicht weniger als 20 andere Ströme bekannt geworden, welche sich gießen dem Rio Lagos und dem Niger in das Meer ergießen, einige von überraschender Größe und schiffbar, und man hat gefunden, daß diejenigen Ströme, welche vom Formosa bis zum Alt-Gelabor einschließlich in das Meer fallen, durch Zwischennahme in nicht großer Entfernung von der See miteinander in Verbindung gesetzt sind.

In der Dampfkraft haben wir nun ein Mittel gewonnen, die Stromschiffahrt uns dienlich zu machen, die ungesunden Gegenden schnell zurückzuliegen, Stromen zu fahren, kurz, die Schiffahrt derselben ganz eigentlich zu beherrschen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Familie von Steinfels oder die Greolin. Ein Roman von der Baronin von B. Zwei Theile. Hannover, Hahn. 1841. Gr. 12. 2 Thle. 25 Rgr.

Eine neue Schriftstellerin! haben wir deren nicht schon genug? Die Kritik könnte es verneinen. Fragt in den Leihbibliotheken, fragt in den Lesecabinets, die Antwort wird anders lauten. Wer liest jetzt Romane? Sehr Viele, aber von den sehr Vielen sind drei Viertel wenigstens Damen. Jedes Publicum verlangt Schriftsteller, die ihm zu Stute sprechen, seine Schwächen kennen und die Saiten anschlagen, die ihm zu Herzen klingen. Die Befähigung dazu will ich den männlichen Schriftstellern nicht absprechen; aber es fragt sich, ob sie so schreiben wollen? Derer aber, die wollen, ist nicht genug, um das Bedürfnis zu befriedigen. Hier spricht nicht ein Recensent, sondern ein Mann, der die Sache aus der Praxis kennt. Erstreckt nicht, ihr Kritiker, der Markt, so groß er ist, ist noch nicht voll genug für die Nachfrage. Damenromane sind noch ein gangbarer, vortrefflicher Artikel für den Buchhändler. Sie haben ihr bestimmtes, größeres oder kleineres Publicum, immer ein respectables; und die Production ist bei weitem leichter und vortheilhafter bei der Fäbrikation der berühmten Schriftstellerinnen, ihrer Gesichte, Gedanken und Bilder schnell und in der Form, wie sie ansprechen, auf das Papier zu gießen, bei weitem geringere Auslagen und Fabricationskosten als die Romane der Männer, die mit Studien und Tendenzen aus Werk gehen und mehr den Geist als das Herz im Auge haben.

Brauche ich meinen obigen Satz zu beweisen? die weiblichen Schriftsteller rücken immer tiefer ins Feld, mit großer Herrschaft. Welche Triumphzüge zeigen uns die letzten Jahre. Die George Sand lasse ich aus dem Spiel; sie gehört in eine andere Epöque. Aber hat je der Roman eines Mannes ein ähnliches populäres Aufsehn gemacht als die Romane der Verfasserin von „Gobwie Gaste“? Und mit welchem Sturmschritt haben die schwedischen Romane der Frederike Bremer die Herzen in Deutschland erobert, schneller als die Waffen der Schweden im dreißigjährigen Kriege unsere Provinzen. Welche haben ein ganz verschiedenes Thema; nur darin einig, daß sie beide zum weiblichen Herzen sprechen und die weibliche Einbildungskraft beschäftigen und aufregen. Lassen wir jene in feudalistischen Erinnerungen und Herrlichkeiten schwelgende bei Seite, die ihr Verdienst ebenso positiv als negativ haben, denn wir lernen ansehnlicher aus dem von der Phantasie als möglich Verschönernden das Unmögliche und lernen uns beschränken, auch in unsern Wünschen. Was die Schwedin uns vorführt, berührt ein Thema, welches in der germanischen Welt nie ausgegangen

ist und, wolle Gott, nie ausgehen soll, die Rechte der Bürgerweib, die Freuden und Leiden der Familie. Diese Darstellungen sind ein demüthiges Erbarmen, und nur weil die Fremde unsere vertrauten Dämme anschlag, haben wir sie so freundlich aufgenommen. Die romantische Schule hat darin in Deutschland umsonst gekämpft (aber es war nur eine Seitenplankerei), wenn sie unsern Better Michel aus der Literatur verweisen wollte. Er lehrt immer wieder zurück, denn er ist ein ehrender Verwandter und Blutsfreund; soll man nicht die Thür zeigen, auch wenn ihr Frack atmend ist, ihr Sinn für unsere ästhetischen Gefühle zu hausbauen wird. Es kommen einem jeden Stunden, wo er aus den höhern Regionen der Anschauung gern wieder in den Schlaf und hinter den Ofen klettert. Darum erstreckt uns wieder die trübselige Prinzessin, die aus dem Salons ihres Adonispalastes in die Bürgerhäuser und Comptoirstuben herabsteigt und den lieben, schlichten deutschen Mädchen zu braven Männern verhilft, wenn auch oft mit mehr Geld als in der Wirklichkeit da ist. Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Frauen mehr Talent oder mehr Geschick haben, und in diese bürgerliche Kleinwelt zu versetzen, als die Männer. Es ist ihr Feld, und wo sie zu Hause sind, wissen sie uns Dinge vorzusagen, an die der Mann nicht denkt, daß ihnen ein Interesse abzugewinnen wäre. Gerüst der Mann, d. h. der Dichter, wenn er sie einmal aufsteht, weiß sie nicht mehr zu reproduciren, während die Frau in der Regel sich damit begnügt in dreierlei Beziehung das Ersehnte und Empfundene hinzustellen. Aber auch die Lebenswelt dafür ist ja von dieser behaglichen Natur; sie will mit Gemüthsruhe genießen, nicht immer nachdenken und nicht immer bewundern, d. h. von der Schönheit ergriffen werden. Ist es ja auch der Charakter des Romans, daß er nicht in dramatisch gebrängter Schlussfolge, oder gar mit epigrammatischer Kürze die Handlungen sich entwickeln lasse. Er vertritt Verweilen, Ruhepunkte und Epochen; womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß alle Dichter im Roman sich sollen geiz lassen.

Diese bürgerlichen Romane, wie Frauen sie schreiben können, meine ich, sind gerade jetzt an der Zeit. Als man den Familienjammer aus der Literatur zur romantischen Zeit verbannen wollte, geschah es nur der Poesie halber, daß diese wieder zu Ehren käme. Die Poesie ist seitdem wieder zu Ehren gekommen und sie hat jetzt nichts von der Bequemlichkeit, sondern allein von der Politik zu fürchten. Wo diese das Lebensblut und den frischen Athem immer mehr in Anspruch nimmt und uns entführen möchte aus unsern vier Mauern, ist die Mahnung an die Freuden der Häuslichkeit eine willkommen. Jene Stimmung will ich nicht tabeln, aber mich freut die Gegenströmung. Ich freue mich, daß das Auge zur Sonne schaut, aber unverwandt dahin blickend, wird es blind, wenn es nicht am Grün der Flur ausruht; und wenn es nicht in die eigene Brust bisweilen zurückschaut, um zu erfahren, wie es da steht, was blüht ihm aller erschaute Sonnenglanz. Noch eins. Unsere vielfach belächelten Damenromane, mit ihrer Häuslichkeit, ihrer Liebe und Entsagung sollten uns ein willkommenes Gegengift sein gegen die pflanzten Giftmischerien aus der französischen Küche. Doppelt ersehnen sollte uns die Theilnahme, die sie erregen, das Vergnügen, das sie bereiten, wenn sie unsere Schöden von der nervenzerrissenden und das ganze Gebäude unserer Sittlichkeit unterminirenden Lecture der französischen socialen Romane ablenken. Der Juckerguß über dem Giste ist so lastend und unsere Sittlichkeit und Ehrbarkeit ist oft so eckig und ungenießbar. Preis Denen, die sie genießbar machen. Daß wir in Deutschland noch ein großes, achtbares Publicum haben, dessen Ansichten von Ehe und Liebe, Ehre und Sitte von denen abweichen, welche die neuern Producte der französischen Schriftsteller über die lebende Welt verbreiten, ja, daß es noch sehr Viele gibt, die lieber den „Lorenz Star“ lesen als die „Memoiren der Casary“, ist außer Zweifel, denen Hände Günde blüht, mag sie auch mit dem blendendsten Schmucke vornehmer Haltung und Gesinnung oder den stillern großer Leidenschaften

aufgeputzt erscheinen. Möchten nur auch alle Familienbildner, welche sich berufen fühlen den Lesern das Gift als Gift darzustellen, wo es mit Honig angemacht ist, neben dem guten Willen auch die Kraft besitzen, allen Predigern zu verbieten und statt moralischer Vorträge und sentimentaler Liraden eine lebendige, gesunde und ansehnliche Wirklichkeit hinzustellen.

Die neue Schriftstellerin, deren Roman wir bei unsern Lesern hiermit einführen wollen, begrüßen wir mit Theilnahme. Sie liefert uns nichts Vollkommenes, aber wir finden in dieser „Familie Steinfels“ viele Ansätze zu einem guten Roman, eine klare Idee und mehrere vortreffliche Schilderungen und Situationen. Die Feder einer Dame fließt über das Papier, und wo sie im Zuge ist, wird das Aufhören schwer. Aber ebenso schwierig ist bei einer so großen Aufgabe, als ein mehrbändiger Roman sie fordert, das Zusammenhalten der Theile, die Unterordnung und Beschränkung des Nebenwerks unter den Hauptgedanken. Daher sehen wir viele Anfänge und Ansätze, die einen Lesern irren könnten, bis wir zur Sache kommen. Möchte das die Leser nicht zurückwerfen, indem der Hauptfaden allerdings da ist und eine Handlung, oder besser ein Thema, welches der ganzen und warmen Theilnahme sich versichert halten kann. Um des Gehalts willen, den der Roman eben darin hat, wäre es zu wünschen, daß die mit Talent begabte Schriftstellerin, die so warm fühlt und lebendig schildert, noch etwas in die Schule ginge, um zu lernen, wie man es anfängt, dies Talent zusammenzuhalten, auszubeuten, und wie man mit den wenigsten Mitteln das Meiste leistet. Durch Übung wird sie ganz gewiß dahin gelangen; aber die Erfahrung ist eine theure Schule, und es wäre zu wünschen, daß ihr ein Freund zur Seite stünde, der, während ihres Schöpfungsprocesses, sie darauf aufmerksam machte, was vom Überflusse ist und wie sie auf kürzern und bequemern Wege zu demselben Ziele gelangte. Freilich eine große Anforderung; denn wo findet sich ein Freund, der mit einem Dichter oder einer Dichterin dichtet und, dieser Ehre, Ruhm und Vortheil lassend, sich mit dem Bewußtsein begnügt, ein treuer Eckard gewesen zu sein. Vielleicht auch eine Anforderung, die außer der Natur der Verhältnisse liegt. Wir Alle sind angewiesen unsere eigenen Lehrmeister in der Schule des Lebens zu werden, und auf dem Wege des Selbstunterrichts gedeihen, über die Schule hinaus, erst die rechten Talente. Ein Talent ist da, ganz unbefreitbar, eine Schriftstellerin, die das Leben nicht aus Büchern kennt und nicht Büchern nachschreibt, indem sie es schildert. Eine, die in den mannichfachen Conflicten und Affecten des gesunden bürgerlichen Familienlebens sich umgethan hat und weiß, woher die Eindrücke des Friedens kommen und durch welche Mittel der Friede wiederhergestellt wird. Eine Schriftstellerin, die, nicht ohne Phantasie, warmblütig auch die äußeren Erscheinungen desselben, wie sie auf die Sinne fallen, aufzufassen und wiederzugeben weiß, die hübsch malt und gut spricht und sprechen läßt; nur daß, was den letzten Punkt anlangt, sie, wie die meisten deutschen Schriftstellerinnen, gut thäte, wenn sie die Reden ihrer handelnden Personen zusammenzöge. Bei dem getreuen Portraittiren der Wirklichkeit Seitens einer Dame versteht es sich von selbst, daß eine ideale Färbung nicht vermieden werden kann; daß bei der Liebe auch die Entfagung eine Rolle spielt, und zwar eine Hauptrolle. Es ist einmal nicht anders, und es wäre thöricht, von einer Dame zu verlangen, daß sie aus der Art schlage. Wenn nur alle Liebe- und Entfagungs- oder Entfagungs- und Liebes-Romane so reelle Fundamente und zugleich so freundliche und erhebende Elemente hätten wie der vorliegende, in dem es an erfrischenden Gestalten nicht fehlt. Auch ist das Ende, zwar in Bezug auf zwei der Hauptpersonen ein trauriges, Entfagung und Tod, die Trennung ist aber nichts weniger als eine schwindebsüchtige; und die Anlage ist so, daß es sich von selbst verstand, daß diese beiden Gestalten in ihren excentrischen Bestrebungen, die eine nur durch den Tod, die andere durch Entfagung sich mit ihrer Vergangenheit und Zukunft versöhnen konnten.

Der Roman zerfällt in zwei Theile, die Liebesgeschichte einer deutschen Familie auf dem Lande und die Geschichte einer Greisin, welche ihr Geschick nach Deutschland und in diese Familie versetzt. Was den ersten anlangt, so finden wir darin, wenn wir über die weitläufig angepönten Eingangs-szenen, die nicht recht auf den Kern zurückfallen, weggehen, eine recht lebendige Charakteristik und das Spiel edler Gefühle, welches in den Herzen der Frauen immer Anklang findet. Auch schon Anlage zu den Romanentwicklungen, welche, in Spannung erhaltend, in der Lösung überraschen, ohne die Leser zu erschüttern. Charaktere, die auf den ersten Blick leichtfertig und unedel erscheinen, erweisen sich, bei näherer Prüfung, als ernst und tief. Anscheinend glückliche und stürmisch gesehene Liebespaare trennen sich, weil ihre geheimen, ihnen selbst unbewußte Reigung sie zu ihnen verwandern Seiten hinzieht, und der Knoten löst sich, wenn auch mit einiger Grobmutz und Entfagung, doch zu gegenseitiger Zufriedenheit auf. Diese Liebesgeschichte an und für sich würden uns von dem novellistischen Talente der Verfasserin noch keinen besondern Begriff geben, d. h. wir würden danach meinen, sie sei nicht schlechter und nicht besser als viele andere und auf dieser carta blanche sei noch die positive Schrift zu erwarten. Die Geschichte der schönen Spanierin aus Havana beweist aber mehr. Mit Klarheit und fast mit plastischer Ruhe sind mehrere Theile ihrer Jugendgeschichte geschrieben. Und die Art, wie die Greisin in die deutsche Geschichte hineinspielt, ist nicht minder interessant und lebendig. Das psychologische Thema, welches die Verfasserin darin ausführt, wahr und treffend, erhebt sie aber schon auf einen höhern sittlichen und ästhetischen Standpunkt, um deswillen es zu wünschen wäre, daß sie auch in den übrigen Partien mehr durchgebildet vor das Publicum trete.

Auch humoristische Scenen finden sich. In der Regel ist das keine Aufgabe für Damen. Es gibt aber auch Ausnahmen. Dahin rechnen wir die Erfindung des launigen Auftritts, wo sie den alten Jäger belauscht, der, von einem jüngern beleidigt und in seiner Autorität gekränkt, doch nicht mehr die Macht besitzt, ihn zu verdrängen oder zu bestrafen. Der alte Mann kann es aber nicht so hinnehmen, er muß dem schwer gekränkten Herzen Luft machen und seine Wille herauslassen. In der Clausur seiner vier Wände hebt er denn ein Zwiesgespräch mit dem naseweisen Burthen; an dessen Lecke und klägliche Rolle er natürlich selbst spielt; er läßt sich abblüthen, begnügt sich aber nicht damit, sondern vollstreckt seine Rache an dem Leibe des Buben, diesmal jedoch nicht seinem eigenen, sondern einem alten Volkserkühl, den er weiblich gerischlägt. Auch der Wirth ist eine gelungene Figur aus dem bömischen Kleinleben und wahrscheinlich Portrait nach dem Leben sammt der tragischen Dupirung, die seinen Tod herbeiführt. Zu den gelungenen Partien des Buchs rechnen wir auch die Schilderungen der Gegenden und Sitten der Markländer, welche uns anschaulich und anmuthig vor's Auge geführt werden.

15.

Literarische Notiz.

Guizot's bekannte „Histoire de la civilisation en Europe“ hat ein Seitenstück ähnlichen Titels erhalten in „Histoire du progrès de la civilisation en Europe par Roux-Ferrand“ (Paris), von der vor kurzem der sechste und letzte Band erschienen ist. Der Verf., dessen Name schon durch zwei populäre gehaltene Werke historischen Inhalts („Histoire de France“ und „Histoire abrégée des inventions et découvertes“) bekannt ist, beleuchtet im ersten Bande den weltbewegenden Einfluß des Christenthums auf den Entwicklungsgang des menschlichen Geschlechts. Er verfolgt sodann die gesammte Geschichte Europas und legt, so gut es bei ziemlich beschränktem philosophischen Horizont ihm gelingen will, die Idee jeder Periode dar. Diese Art von Werken, an denen die neuere französische Literatur Überflus hat, streift an das Feld, das wir in Deutschland Philosophie der Geschichte nennen.

32.

Freitag,

Nr. 49.

18. Februar 1842.

Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhilfe.
Von Thomas Fowell Buxton. Aus dem Eng-
lischen übersetzt von S. Julius.
(Beschluß aus Nr. 48.)

Zwar verursacht die eigenthümliche Terrassenbildung des afrikanischen Hochlandes, daß die meisten Ströme nur einen kurzen Lauf in der Ebene haben und, ihrer größern Länge nach die Bergstufen durchseilend, mit Stromschnellen und reisendem Gange der Schifffahrt hinderlich werden. Aber welch ein Gewinn ist es schon, feste und wohlbe-
gründete Etablissements bis zu denjenigen tief landeinwärts gelegenen Punkten, zu welchen Schiffe gelangen, vor-
schieben zu können; von diesen Punkten aus wird ein gesicherter, wirksam umbildender Verkehr mit den Bewoh-
nern des eigentlichen Hochlandes, welche von Natur zum Handel geneigt sind, sich unfehlbar allmählig entwickeln. Das pestilentialische Klima, welches man in Afrika fürch-
tet, reicht nicht über die äußersten Küstensäume hinaus landeinwärts; und was die Besorgnisse davor noch sonst vermindern kann, möge man bei Buxton des Weitern nachlesen. Das größte Hinderniß aber scheint der Cha-
rakter der Negerrace jedem auf Civilisation gerichteten Un-
ternehmen in den Weg zu stellen.

Man hat vielfältig gesagt, daß die Unfähigkeit der Neger, Cultur anzunehmen, dadurch bewiesen sei, daß sie nicht vermocht haben, aus sich selbst bisher irgend eine Cultur zu entwickeln. Aber was beweist diese Thatsache, mit historischem Auge betrachtet, anders, als daß nur Afrikas Zeit noch nicht gekommen war; denn welches Volk hätte je aus sich selbst Cultur entwickelt, d. h. ohne Verührung mit dem jedesmaligen Culturkreise, der be-
kanntlich immer fortgerückt ist, fast sichtlich von Osten gegen Westen; es sei denn, daß man die eigenthümlichen Culturländer Mittelamerikas denken wollte, deren Cul-
turgestalt aber doch auch sehr im Dunkeln liegt und, so weit er wirklich erkennbar ist, durch die Lage und Be-
schaffenheit der Länder, die er umfaßte, begünstigt und gestärkt war! Afrika aber ist seiner Natur nach mehr noch als irgend ein anderer Theil der Erde auf Empfangen eines befruchtenden Samens von außen her gewiesen, innerlich so einseitig gebildet, daß es nur wenig Antrieb zur Erweckung der eigenen Thatkraft seiner Bewohner ge-
währen konnte. Wer darf sagen, daß dieser Same, wenn

er nur erst das Land berührte, nicht eine schlummernde Kraft erwecken würde? Nur die ausgemachteste Erfahrung könnte dem widersprechen, und solche Erfahrung hat noch niemals gemacht werden können, denn was bisher Europa diesem unglücklichen Continente zugeführt hat, ist nichts gewesen als Verderben und Jammer. Was Afrika an Cultur aus sich selbst hätte entwickeln können, wie wenig dieses sein möge, aber Keime dazu lassen sich allerdings erkennen, das hat der fluchwürdige Sklavenhandel seit wol drei Jahrhunderten zertreten und zernichtet. Daß die Ne-
gerrace nicht empfänglichen Geistes, nicht bildsam, nicht mit den gemeinsamen höchsten Anlagen der Menschheit begabt sei, ist eine höchst frevelhafte, durch und durch empörende, grausame, schändliche Lüge. „Der Congo (Zaire)“, führt Karl Ritter in seiner „Erdbunde“ an, „fließt durch fruchtbare, bevölkerte und herrlich behaute Bergthäler, deren tapfere Bewohner bisher ihre Freiheit gegen die Eroberungszüge der Küstenbewohner behauptet haben.“ Von den Angikonegern am obern Congo sagt er, es sei ein gewandtes Gebirgsvolk, reichlich, treu, über-
aus tapfer und kriegerisch, das doch auch einigen Handel treibe. Die Bewohner von Asim an der Goldküste, welche von den rohen Fantis bezwungen worden, beklagt Römer in seiner Beschreibung von Guinea wegen dieses Unglücks als sehr brave, kluge, rebliche und bis dahin wohlhabende Neger. Die Fulas, bemerkt Ritter noch, in deren Lobe alle Beobachter übereinstimmen, sind ein sanftes Volk, das Landbau und Hirtenleben dem Handel und den Beutezü-
gen vorzieht, Karavaneu in die Ebene nur hinabführt, um einiges Gut mit den Erzeugnissen seiner Industrie zu erwerben und damit heimzuführen; die Fulas stehen in aller Hinsicht weit über den Küstennegern, bauen das Land, schmieden Eisen und Silber, arbeiten sehr zierlich in Leder und Holz und weben dichte Zeuche, bauen auch gute Wohnungen, welche sie mit Geschick einzurichten wis-
sen; sie haben als Mohammedaner Moscheen und Schu-
len fast in jeder Stadt und besitzen Schriftrollen. Die Mandingos, das herrschende Volk des Nordabfalls von Westhochafrika, bilden überall, wohin sie sich verbreitet haben, den wohlhabendsten, gebildetsten Theil der Be-
völkerung, gleichsam den Adel des Landes. Sie haben als Elatis, d. i. als Kaufleute (freilich als Sklavenhän-
ler), als Lehrer des Islam, als Musahs, als Künstler

und Handwerker, als Friedensstifter, als allgemein geachtete Männer sich bis zu den Meeresküsten verbreitet und überall Reiche gestiftet. Ihr Wesen ist offen, heiter, gut; ihr Benehmen schlicht, doch gewandt und fein; sie sind wißbegierig, sie sind mitleidig und gaffel. Ihre Völkshäupter, welche eines großen Ansehens genießen, zeichnen sich durch eine überragende Bildung aus und besitzen gewöhnlich vielerlei Kenntnisse. Sie leben in republikanischen Verfassungen, haben aber in eroberten Ländern Monarchien, beschränkt durch den Rath der Älten, eingerichtet, während in ihren Colonien ein aristokratisches Element zu erkennen ist (nach Mungo Park's und Durand's Berichten). Die Städte haben erbliche Richter. Die Freien versammeln sich zu Palavers (Berathungen) auf hohen Bühnen unter schattigen Bäumen. Die Gerichtsmänner sind gewandte Redner. Sie entscheiden ihre Prozesse theils nach dem Herkommen, theils nach dem Koran-Commentar Al Scharen. Als die gewandtesten, unternehmendsten, reichsten Kaufleute haben sie den Namen ihres Stammes vom Niger bis zum westlichen Meere zu einem Ehrennamen gemacht. Sie sind empfänglich für Civilisation, eignen sich mit Leichtigkeit europäische Sitten an und haben solche in einzelnen Fällen schon auf das Hochland hinauf verpflanzt. Ihre Colonien sind zweckmäßig angelegt; ihre Missionen, zur Verbreitung des Islams trefflich geleitet und ebenso eifrig als geschickt ausgeführt, geben den christlichen Missionen nichts nach, sind ihnen wol eher theilweise überlegen. Dies Alles hätte man längst nicht übersehen sollen, denn es sind Nachrichten von Mungo Park gegeben. Nach Allem darf man behaupten, daß die Negerrace nur durch Ungunst der Verhältnisse in ihrer Entwicklung bisher zurückgeblieben ist, von Natur mit allen menschlichen Anlagen und Fähigkeiten reichlich ausgestattet, größtentheils harmlos und wohlgesinnt, mild und menschenfreundlich, wo nur irgend die blutigen Brände ihres Aberglaubens und die Greuel des Sklavenhandels verdrängt werden konnten, überall geistig und zu Gewerben geschickt, sehr geneigt zum Handel, arbeitsam und thätig, für Lohn zu dienen immer bereitwillig, überaus unternehmungslustig, begierig, ihre Lage zu verbessern, freien Besitz zu erwerben und sich bequem und häuslich einzurichten, nach Kenntnissen dürstend, ihrem Kindern wenigstens Erziehung zu verschaffen eifrig und höchst empfänglich für die Religion. Zahlreiche Beispiele liefert Burton. Die neuesten bieten jene Briefe der beiden mit der Nigerepedition in ihre Heimat zurückgekehrten Ashantepringen dar, welche auch von einigen deutschen Zeitungen aus dem „Friend of Africa“ mitgetheilt worden sind. In derselben Nummer dieser Zeitschrift steht ein Brief des Geistlichen Griffith aus Port Antonio auf Jamaica vom 28. Aug. d. J., welcher lautet:

Ich habe in meiner Congregation über die afrikanische Expedition und den Zustand Afrikas überhaupt einen Vortrag gehalten und sodann collectirt; ebenso Fr. Dugill und Fr. Campbell, jeder in seiner Kirche. Die Beiträge (der freigelassenen Reges) betragen sich bei mir auf 25 Pf. St., bei den andern beiden Paren auf 5 und 15 Pf. St. Auch Fr. Wby. hat collectirt und, wie ich glaube, ungefähr 10 Pf. St.

eingenommen. . . . Ich habe mehrmals der Versammlung aus dem „Friend of Africa“ und andern denselben Zwecken dienenden Schriften vorgelesen. Sie scheinen sich dafür aufs lebhafteste zu interessieren, und ich glaube, Sie werden mir Recht geben, daß es für den Erfolg des Civilisationsversuchs in Afrika von Wichtigkeit ist, den Regens der westindischen Inseln immer größere Theilnahme für Alles, was die Wohlthat des Landes ihrer Väter betrifft, einzufloßen. Ich habe Auftrag, 80 Exemplare des „Friend of Africa“ zu bestellen, und erhalte vielleicht, ehe dieselben eintreffen, schon noch mehr Aufträge. Die jungen Ashantepringen erwecken hier die lebendigste Theilnahme, sonst verthät bei ihren Landsteuten und deren Abkömmlingen, aber auch bei den Fantis und deren Kindern. Wir warten Alle mit Ungeduld auf Nachrichten von der Nigerepedition.

Man hat Burton öffentlich den Vorwurf gemacht, daß er seine Materialien, die Grundlagen seines Planes theils ohne Kritik zusammengebracht, theils sogar ungetrennt wiedergegeben habe, Alles herausstreichend, was seinen Zwecken diene, und verschweigend, was ihnen hinderlich sein könnte. Dieser Vorwurf ist reine Verleumdung und gänzlich aus der Luft gegriffen. Kein Schriftsteller kann im Wägen um vollständige Benützung der Quellen und in gewissenhafter, ja fast zu ängstlicher Genauigkeit bei Darlegung ihrer Resultate mehr thun, als Burton gethan hat. Jedermann wird sich aus dem Buche selbst leicht hiervon die Überzeugung schaffen, besonders wer die Quellen, die überall sorgsam citirt sind, vergleicht. Hören wir, wie er selbst über die Entstehung und die Geschichte seiner Arbeit sich äußert.

Ich habe gezeigt, daß viele Personen, deren Aufrichtigkeit wie nicht zu bezweifeln Grund haben, deren Erfahrung und die beste Gelegenheit gibt, ein richtiges Urtheil zu bilden, und deren Über einstimmung nicht verabschiedet ist, alle genau zu denselben Resultaten gelangt sind. Das Ergebniß solcher Übereinstimmung drängt sich mir mit besonderer Kraft der Überzeugung auf. Ich selbst besaß weder die Erfahrung eines Reisenden, eines Kaufmannes, eines Colonialgouverneurs, noch die genaue Bekanntschaft mit dem geistigen Zustande der Bevölkerung, was ein Missionar sie erwirbt, noch endlich die gewöhnliche Kenntniß aller Schriften über Afrika, welche einen Clarkson und M'Douen auszeichnet. Dennoch gelangte ich, fast ohne irgend eine von den Meinungen, welche ich jetzt mittheilen konnte, damals zu kommen, auf ganz verschiedenem Wege und aus ganz andern Quellen schöpfend, zu dem nämlichen Resultate mit allen jenen Männern. Ich habe nämlich die Papiere sorgfältig benützt, welche dem Parlamente jährlich vorgelegt werden; diese ergaben eine unausgefüllte Theilnahme der Regierung, in welchen Händen sie sein mochte, und ein hochherziges Mitgefühl der Nation; zu gleicher Zeit nöthigten sie mir die Überzeugung auf, daß durch diese Mittel allein das Uebel nicht ausgerottet werden könnte. Schon bereit, jede fernere Bemühung aufzugeben, verwies ich an der Möglichkeit, einen weltlichen Nutzen zu stiften, und überdrüssig des Geschäftes, mich und Andere durch die Aufopferung unabwendlicher Leiden und stets bisher durch den Mißstand aus verzweifelter Noth zu befreien, sah ich nach einem andern, ob nicht von einem oder von der andern Seite sich ein kräftiges Mittel zur Abhilfe darbieten möchte. Da fiel mir auf, daß Afrika von dem Sklavenhandel, sei der Nutzen für die einkaufenden Schurken, welcher den Handel treiben, wie groß er wolle, gar so unerheblichen Gewinn zieht, während die Lasten, um es so zu nennen, und Ausbeutung, Sklavengeißeln, blutiger und teuflischer Aberglaube und menschliches Elend doch so überauswiegend groß sind. „Du verkaufst dein Volk für Nichts und mehrst deinen Reichtum nicht durch den Verkauf desselben.“ Es entsprang ein Schimmer von Hoffnung aus

der Betrachtung, daß Afrika in der Fortdauer des Sklavenhandels seinen eigenen Vortheil nicht habe.

Dies gab Anlaß zu der Untersuchung, ob es nicht möglich für uns sei, den Sklavenhändler zu überbieten und ihn vom Markte zu verdrängen, indem wir mehr für Produkte des Landes geben, als er für die Leiber der Bewohner. Nun that sich ein neues Feld für meine Nachforschungen auf. Ich schlug alle Reisebeschreibungen nach, um mich über die natürlichen Kräfte dieses Erdtheils zu unterrichten. Ich fand nichts weniger als Mangel an Aukunft; ich fand Zeugnisse, zahlreich genug, um ganze Bände damit zu füllen, daß Afrika, obgleich jetzt eine Wüste, mit Mitteln und Productivkraft weiträumiger blühte. Die Menschen, wie dürrig sie auch alles übrige behandeln, unterlassen nie, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von dem Glücke der Bewohner zu reden. Diese beiden Gegenstände füllen drei Viertel von jedem Buche aus, das noch über Afrika geschrieben worden. Genug, aus diesem Theile meiner Forschungen gewann ich die feste Überzeugung, daß Afrika von der Natur in Hülle alles Das empfangen hat, was den Bodenreichtum eines Landes ausmacht. Da war nun weiter zu fragen: Sind Hände da, um das Land zu bestellen? Afrika ist aber, ungeachtet der jährlichen fürchterlichen Menschenausfuhr, immer noch an Bewohnern reich, und wäre nicht der Sklavenhandel, so würde es ohne allen Zweifel so dicht bevölkert sein als nur irgend ein Theil der Erde. Sodann: Kann man die Arbeit dort so wohlfeil haben als in Brasilien, oder auf Cuba und den Carolinen? Wie haben auch hierüber einigen Nachweis. Wir wissen, daß ein Sklave in Afrika ungefähr 3 Pf. St. kostet; in Brasilien mindestens 70 Pf. St., und völlig eingewöhnt, daß er wie in der Permat ist, 100 Pf. St. So hat also Afrika dies vor Amerika voraus, daß das Land mit einem Zwanzigstel der Kosten bebaut werden kann. Wie denn? Man sollte diesem Afrika seine Bewohner entreißen, welches es mit jedem Sklavenstaate in Wohlfeilheit der Arbeit aufnehmen kann? Wo der Boden gleich ist, wird ein Arbeiter in Afrika ebenso viel bauen als derselbe Arbeiter in Amerika und viel wohlfeiler; denn für den Preis eines Arbeiters in Amerika kann man zehn Arbeiter in Afrika haben. Daher behaupte ich, daß Afrikas Production, wenn sie nur recht gewerdt wäre, auf allen Märkten der Welt der amerikanischen Production die Spitze bieten würde.

Dazu kommt noch, daß nicht einmal alle Arbeiter, um welche man Afrika bezieht, nach Amerika gelangen. Das eine verliert mehr als das andere gewinnt. Afrika verliert drei Arbeiter, während Amerika nur einen gewinnt. Bei keinem Handelsartikel kommt eine solche Verschwendung des rohen Materials vor wie bei der Menschenausfuhr. In welchem Handelszweige opfert man wol zwei Drittel des Gutes, um ein Drittel auf den Markt zu bringen?

Wenn man also auch von aller Menschlichkeit und christlicher Besinnung absteht und nichts bedenkt als das pecuniäre Interesse, so ist es doch gewiß eine seltsame Oekonomie, Menschen von ihrem heimathlichen Feldern hinwegzuführen, denen nichts fehlt als arbeitende Hände, um sie in vermindelter Anzahl und mit ungeheuren Kosten in eine andere Hemisphäre und auf einen Boden, der nicht productiver ist, zu versetzen.

Würden aber die Afrikaner willig sein, für Lohn zu arbeiten? Ich habe keine Erkundigung darüber eingelegt, ob Menschen um Lohn nicht ebenso gut oder zehn Mal besser arbeiten würden als unter der Peitsche; aber Beweise dafür bieten sich von selbst an. Da ich von diesem Gegenstande weiter unten noch zu handeln habe, so will ich hier nur sagen, daß niemals das Partikularinteresse eine plumpere Entfindung, um eigenes Gewissen zu beschwichtigen oder die Welt irre zu führen, gemacht habe, als diese, daß die Peitsche mehr arbeiten mache als der Zügelohr.

Das Studium der Reisebeschreibungen belehrt mich also, daß Afrika ärm ist, was zu bedeutender Production und ausgedehntem Handel erforderlich ist, aber alle Elemente, so zu

sagen, noch gesondert; noch sind die Hände, welche bereit zur Arbeit sind, nicht dazu geleitet worden, jenen reichen Ertrag, welchen der Boden zu liefern fähig ist, ihm abzugewinnen; und erst als ich selber diese Folgerung gezogen hatte, daß zu Afrikas Befreiung nichts Anderes zu versuchen sei als die Einführung von Ackerbau, Handel und Unterricht, erst da entdeckte ich, daß schon Andere vor mir auf dem Wege praktischen Erfahrung zu demselben Resultate gekommen waren. Und wenn entsetze ich dem Verdienste der ersten Entdeckung um der Freude willen, Das, was mir das Nachdenken gab, bestätigt durch die Bemerkungen der Beobachter zu finden.

Berlin, im November 1841.

G. Julius.

Geschichte Friedrich's des Großen. Geschrieben von Franz Kugler, gezeichnet von Adolf Menzel. Fünfte bis funfzehnte Lieferung. Leipzig, Weber. 1841. St. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Nachdem wir bereits vor zwei Jahren*) von dem Anfange dieses preiswürdigen Unternehmens Bericht erstattet haben, lag es uns schon seit längerer Zeit ob von dem unausgesprochenen Fortgange desselben zu sprechen. Und wir können dies jetzt, nachdem eine ansehnliche Zahl von Hefen, welche bereits mehr als die Hälfte des ganzen Buchs ausmacht, vor uns liegt, mit um so größerer Überzeugung von der nationellen Wichtigkeit des Ganges thun. Denn, um zuerst von dem Texte zu sprechen, so haben wir hier keine oberflächliche Compilation, wie sie neuerdings von Fern u. A. geliefert sind, vor uns, sondern man bemerkt überall die Benutzung guter Quellen und wichtiger Schriften, vornehmlich der des Prof. Preuß, ferner eine gute, lichtvolle Anordnung, die neben den bedeutenden Kriegserignissen auch für die Friedensgeschäfte Friedrich's Raum gewonnen und es nicht verschmäht hat, die Leser mit interessanten Zügen aus des Königs Privat- und öffentlichem Leben zu unterhalten. In diesen rechnen wir etwa die Schilderungen von Friedrich's Regierungsantritt, von den Friedensgeschäften vor dem siebenjährigen Kriege und von dem Leben in Sanssouci, sowie die Erzählungen von der Begegnung des Königs mit den ungarischen Candidaten Hedeff und von seinem Auftritte und Verkehr mit Goethe in Leipzig, anderer hier nicht zu gedenken. Unter den vielen gelungenen Schlachtenbeschreibungen, die auch durch zweckmäßiges Detail verschönert sind, zeichnen sich die Erzählungen von den Kämpfen bei Bornhörd, Rossbach, Kesselsdorf, Hochkirchen und Kunersdorf aus, ohne das durch aber die übrigen Schilderungen als nicht gelungen bezeichnen zu wollen. Denn überall zeigt sich Liebe zur Sache und große Sorgsamkeit. Die letztere spiegelt sich auch in der richtigen Erzählung mancher gemeinlich falsch aufgestellten Begebenheiten aus, wie in der Scene im Kloster Ramens und in dem Abdingen des preussischen Offiziers in die Hände von Polen zu Dorsden, ihm die Schlüssel zu den Archivschränken vorzuführen zu lassen (S. 24). Die einzig richtige Darstellung dieses vielfach entstellten Ereignisses hat Preuß in dem „Jahrbuch für wissenschaftliche Kritik“, 1841, Nr. 59 u. 60, gegeben, wonach sich Hr. Kugler gerichtet hat.

Die artistische Ausstattung verdient fortwährend das ihr früher gespendete Lob. Die Bilder, sowohl die größten als die kleinen, sind mit Obacht nach den bedeutendsten Ereignissen geordnet und mit Scharfsicht und Rücksicht ausgeführt, so daß sie ein sehr zweckmäßiges Mittel sind, um die Kenntniß von Friedrich und seinen Thaten im deutschen Vaterlande zu verbreiten. Namentlich ist diese Art der Illustration ein sehr nützliches Hilfsmittel für das jüngere Geschlecht, das, je entfernter es von jener Zeit lebt, um so mehr daher sinnlichen Auffassung bedarf. Man sehe z. B. in dieser Beziehung die Bilder von Friedrich's Einzug in Berlin, von dem Besuche des selbsten

*) Zgl. Nr. 121 d. Bl. f. 1840.

stehenden Lehrer Duban, von seiner Bekleidung im Kloster Rameng, von dem Angriffe des Dragonerregiments Daireuth bei Hohenfriedberg, von Fouquet's Gefangennehmung, von der Capitulation der Sachsen bei Pirna und des Generals Fink bei Warten. Ober man betrachte den alten Fürsten von Dessau vor der Schlacht bei Kesselsdorf und Seydlitz vor der Schlacht bei Rossbach, den König nach der Schlacht bei Kolln oder vor der Schlacht bei Leuthen, Schwerin's Tod bei Prag oder Voltaire's ohnmächtige Wuth gegen Friedrich (Cap. 27). Von den Schlachtenbildern zeigen unter andern die Darstellungen aus den Schlachten bei Lwowitz, Kolln, Kunersdorf und Torgau, was sich selbst auf einem sehr beschränkten Raume durch die Kunst erreichen läßt. Unter den kleinen, eingebrachten Bildchen sind allerliebste Ansichten, wie der Rückzug der Schweden (Cap. 31), Sokolowsky vor Kottleben, der Pandur im Aufschlage auf Friedrich II., der König in der Dorfkirche während der torgauer Schlacht und nach der Schlacht bei Hochkirch, das Schloß Sanssouci, und einzelne Scenen aus der rossbacher Schlacht. In der Benutzung des Anfangsbuchstaben, um irgendwie den Inhalt der Capitel anzudeuten, zeigt sich große Sinnigkeit, wie schon in den ersten Lieferungen, ebenso sind die Krabbeln zu Anfange und am Schlusse der Capitel geschmackvoll ausgebracht, wie z. B. die symbolische Anbeutung durch die nur halb sichtbare Hand mit dem gezogenen Schwerte vor dem Anfange des siebenjährigen Kriegs. Nur einzelne Nachtstücke scheinen uns in der Ausführung zu dunkel gehalten zu sein.

Wir sehen mit freudiger Erwartung der Vollenkung eines Unternehmens entgegen, wobei der Verleger es an nichts hat fehlen lassen, um eins der besten Volksbücher zu liefern, welche unsere neuere deutsche Literatur aufzuweisen hat. 19.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Nach der Newyorker Staatszeitung — es ist dies ein in deutscher Sprache in Newyork erscheinendes geachtetes Blatt — hat sich zu Woodville auf Long-Island eine gegenseitige Erziehungs- und Handarbeit-Association für Handarbeiter und Gärtner gebildet. Der Prospectus sagt: Es soll der Zweck dieser Association sein, ein neues und verbessertes Erziehungssystem zu befördern, das den einfachsten Lehrmethoden der englischen sowohl als der französischen, deutschen und spanischen Sprache angepaßt ist, mit höhern Classen für diejenigen, welche sich für Studien in Akademien vorzubereiten wünschen, sowie auch damit mittelst Handbaues und Handwerksbetriebs jeden praktischen Vorthell der associirten Arbeit unter angemessenen Regeln zu verbinden, deren Product jedoch in aller Hinsicht das Eigenthum der zur Association gehörenden producirenden Person bleibt. Es wird hierbei Zweck sein, die Interessen der größten Personenzahl mit dem möglichst kleinen Mittelbesitze zu befördern, Fleiß, Moralität und Tugend unter Ältern, Brüdern, Schwestern und allen Gesellschaftsmitgliedern ohne Einschränkung in religiösen Dingen oder Heirathsrechten zu ermuntern, während letztgenannte große Fundamentalgrundsätze in jeder Rücksicht ebenso frei gelassen werden, als in unserer Nationalconstitution dieselben aufgestellt sind. Kurz, es soll Zweck dieser Association sein, mittelst Hausrente und Lebensbedürfnisse die Unterhaltsmittel für ganze Familien auf die beste und wohlfeilste Art herbeizuschaffen und die nöthigen Materialien der verschiedenen Werkstätte, wie Leder zu Schuhen, Zeug zu Kleidern u. dgl. zu besorgen, so daß Jedem mit diesem Industriezweige die Möglichkeit der Beschäftigung gegeben ist. Diese Zwecke werden verfolgt werden, so weit es die verfügbaren Mittel der Association gestatten. Überhaupt läßt sich nicht verkennen, das das Streben, durch vereinte Arbeit und gute Erziehung große Resultate

hervorzubringen, in Nordamerika immer mehr und mehr Anklang findet.

Das Schiff Petersburg lief kürzlich von Mobile aus mit einer Fracht von 2061 Ballen Baumwolle, die zusammen fast anderthalb Millionen Pfund wogen. Nie hat wol ein Schiff eine größere Ladung Baumwolle aus den Häfen der Vereinigten Staaten geführt. 13.

Bibliographie.

Abbé Colibri. Doudoir: Bibliothek für die fashionable Welt. Redigirt von E. M. Dettlinger. 1stes Bändchen. 12. Leipzig, R. D. Schulze. Der Jahrg. 12 Thlr.

Xifon, A., Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution. Deutsch von E. Meyer. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 15 Ngr.

Arnim, E. A. von, sämtliche Werke. Herausgegeben von W. Grimm. 10ter Band. — Auch u. d. T.: Novellen. 1ter, 4ter Band. Gr. 8. Gießen, Levysohn. 1841. 3 Thlr.

Die Aufhebung der Kargauischen Klöster. Eine Denkschrift an die hohen Eidgenössischen Stände. Gr. 4. Aarau, Sauerländer. 1841. 20 Ngr.

Aufsätze über verschiedene Gegenstände aus der Theologie und Moral. Von Augusti, Gieseler, Lücke, Nitzsch, Sad u. dgl. In 4 Abth. Neue Ausgabe. Gr. 8. Leipzig, Voigt. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Barth, H., Lichtenwalde. Poetische Zeichnungen. 8. Chemnitz u. Schneoberg, Goedsche, Sohn. 1841. 10 Ngr.

Barth: Barthenheim, J. E. C. Graf v., Österreichs geistliche Angelegenheiten in ihren politisch-administrativen Beziehungen. Gr. 8. Wien, Braumüller u. Seidel. 1841. 4 Thlr.

Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. Auf Kosten der kaiserlichen Academie der Wissenschaften herausgegeben von K. E. v. Baer und Gr. v. Helmersen. 4tes Bändchen, gemischten Inhalts. Herausgegeben von K. E. v. Baer. Mit 1 Zeichnung und 2 Karten. 3tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe, in den Jahren 1833 und 1835 von Gr. v. Helmersen. 1ste Abtheilung. Mit 3 Karten. Gr. 8. St. Petersburg. 1841. 2 Thlr. 25 Ngr.

Gedichte zum Besten der Erziehungsanstalt auf dem Newhof; herausgegeben von D. Hirtz und E. Hackenschmidt. 12. Straßburg, Trévault. 1841. 5 Ngr.

Hellrung, G. E., Preußen als Militairstaat, eine europäische Großmacht und deutsche Hauptmacht. Zugleich ein berichtender Bericht des preussischen Soldatenthums (französische Ansicht) und anderer begünstigter Schriften. Gr. 8. Leipzig, Fests. 20 Ngr.

Schmidthammer, B., Gedichte. 1ter Theil. 8. Leipzig, Schred. 1841. 5 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Franc. Neue Folge. 1ster Jahrg. Mit dem Bildnisse Franz von Holbeins. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorschlag zur Verhändigung in Sachen der gemischten Eben mit besonderer Rücksicht auf Württemberg. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 7½ Ngr.

Seibmann, J., Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 850 bis auf 1841. Aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier. Gr. 8. St. Gallen. 1841. 5 Thlr.

Beyermüller, J., Die Völker Südafrikas, nach Augenzeugen geschildert; und die Geschichte des Kaffers. 12. Straßburg, Trévault. 7½ Ngr.

Geschichte der neuern deutschen Kunst. Von Athanasius Grafen Raczyński. Aus dem Französischen übersezt von F. H. von der Hagen. Dritter Band. Berlin, Dresden, Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt und Göttingen. Mit einem Anhang: Ausflüge nach Holland, Belgien, England, Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark und Nordamerika. Berlin. Auf Kosten des Verfassers. 1841. 4. Mit einem Bilderheft in Folio. 16 Thlr.

Mit dem dritten Bande ist nun dies unstreitig kostbarste und inhaltreichste Werk über die neuere deutsche Kunst glücklich vollendet, welches uns nun als ein stattliches Ganze vorliegt, als ein ruhmwürdiges Denkmal der seltenen Beharrlichkeit und aufopfernden Kunstliebe des ebenso anspruchsvollen als hochgestellten Verfassers.

Zuvörderst ist hier vom Geist und Inhalt des dritten Bandes zu berichten, wie dies in Betracht der ersten beiden Bände geschehen ist^{*)}; worauf es dann vergönnt sein wird, unsern Lesern einen Überblick des Ganzen, als solchen, zu gewähren.

Auch diesen dritten Band eröffnet eine Titelarabeske, welche jedoch, während sie viel weniger Erfreuliches verheißt als die vor den beiden ersten Bänden, an und für sich viel unklarer ist und auch viel weniger elegant radirt erscheint. Indes lassen sich die einzelnen ganz artigen Gebilde leicht genug deuten: oben der Meister Dürer mit hellleuchtender Fackel, zwischen einem flammenden Kreuz und einem rückwärtslebenden Krebs. Dann auf der einen Seite Schüler, welche, unbekümmert um den officiellen Wegweiser, dem hohen Meister nachzuklimmen bemüht sind; dazu das Chamäleon auf den Symbolen der Freiheit und Gleichheit; auf der andern Seite: das Mitglied des akademischen Senats, welches die drei Grazien nüchtern-mähsam in sein Netz übergetragen hat und eben den Hintern der Einen mit größter Bedachtsamkeit ausmalt, während in den akademischen Sälen die Statue des belvederischen Apolls von einem damit beauftragten Elen mit einem Feigenblatte verschämt wird und die mediceische Venus sich einen Reifrock muß gefallen lassen.

Endlich unten: der Glaube und der Sänger (des Nibelungenliedes?), jener wie dieser von Schülern verehrt. Zu unterst endlich ein Fraß mit Eselsmaul und -Ohren, mit einer langen Schreibfeder auf einem aufgeschlagenen Buche mit der Aufschrift „Recension“. Zwischen den langen Ohren sieht man neben dem Glauben einen Kelch und unter dem Sänger ein Faß. Sollte der Künstler, Herr Adolf Menzel in Berlin, mit jenem Fraß vielleicht andeuten wollen, daß, wo die Kunst auf der bezeichneten niedern Stufe steht, auch die Kunstkritik im Argen liegt? Jede andere Auslegung dürfte weniger glimpflich für den Erfinder sein. Alles in dieser Titelarabeske hat nur Bezug auf geistloses Treiben in der Malerei. Da nun der Artikel „Berlin“ mehr als die Hälfte dieses Bandes einnimmt (die Ergänzungen und Beilagen ungerchnet), so erweckt dies illustrirende Titelblatt ein fast ängstliches Mißbehagen, daß jene herrliche Stadt, von welcher aus sich ein so glänzendes Licht über Deutschland verbreitet, hier, in der Geschichte der neuern deutschen Kunst, eine nur untergeordnete Stelle soll einzunehmen haben. Indes löst sich dies Mißbehagen bald in eine schöne Stimmung auf, denn dieser Band ist „Friedrich Schinkel gewidmet“. Bei diesem theuern Namen fällt der graue Arabeskennel und vor unserer Seele entfaltet sich die ebenso großartige als heitere Pracht der glorreichen Königsstadt.

Folgendes ist der Inhalt dieses Bandes: Capitel I. „Die Kunst in Berlin. Geschichtliche Einleitung und allgemeine Betrachtungen.“ In Hinsicht der Künste sei Berlin bis 1814 eine Wüste gewesen; die neuere Kunst in Berlin beginne mit der Heimkehr Wach's und Begas' aus Rom. Eine eigentliche „berliner Schule“ gebe es nicht; der Verf. gesteht nämlich das Wort Schule nur da zu, wo Schüler eines und desselben Meisters in gewissen charakteristischen Merkmalen eine Übereinstimmung unter sich zu erkennen geben und sich zugleich von Künstlervereinen unterscheiden, welche sich an andern Orten und zu andern Zeiten gebildet haben. Im Sinne des Verf. wird man den Begriff von Schule bestimmter also festzustellen haben: sie ist eine Gemeinschaft von Schülern eines Meisters, oder auch eines Lehrinstituts, welche einer und derselben, von diesem ausgehenden, ästhetischen Richtung und technischen Methodik folgen. Wesentlichere Merkmale einer Schule, als Gleichheit der Principien

^{*)} Bgl. Nr. 133 u 134 d. Bl. f. 1837, und Nr. 291 — 294 f. 1840. D. Red.

in Richtung und Methodik, möchte man schwerlich auf finden können.

In Betreff der Förderung der Kunst durch den Staat sagt der Verf. sehr wahr:

Es wäre zu wünschen, daß die Bestellungen der Regierung stets und lebhaft durch die Bedürfnisse des Staats und das Interesse der Kunst bestimmt wären. Mag immer ein Maler hochbejahet sein und gute Dienste geleistet haben, so gewähre man ihm jede wohlverdiente Unterstützung und Auszeichnung: aber von Aufträgen sei nur die Rede, wo Fähigkeit vorhanden ist. Die Paläste des Königs und der Prinzen, die öffentlichen Gebäude sollten nur schöne Kunstwerke enthalten. Zwischen einer Unterstützung und dem Kaufe eines schlechten Gemäldes scheint mir die Wahl nicht schwierig.

Nur der Mode mag es gestattet sein, sich in einem verderblichen Kreise zu drehen, aber Kunst und Mode sollten nie aufhören einander feindlich gegenüberzustehen. Dennoch schließt die Kunst zuweilen ein so schmachliches Bündniß, dann aber auch gibt sie sich selbst auf und geräth in baldigen Verfall.

Um der Wiebergeburth der neuern Kunst, die bereits einen so kräftigen Aufschwung genommen hat, mehr Vor- schub zu leisten, wünscht der Verf., daß eine eigene Sammlung der schönsten Werke der unter uns lebenden Künstler, welche Deutschland und unsere Zeit verherrlichen, angelegt werden möge; man solle, zu Gunsten einer solchen Sammlung, den Ankauf alter Gemälde beschränken, so wünschenswerth es allerdings sei und so sehr es dem Museum noththue, sich durch gute Werke der größten Meister aus der classischen Zeit zu bereichern; nur aber sollte man nicht solche alte Bilder weiter kaufen, welche in jeder Hinsicht weniger Werth haben als so viele Werke unserer vortrefflichen neuern Meister.

Da von unserm Museum die Rede gewesen ist — sagt der Verf. S. 18 —, so sei es mir erlaubt, in Betreff einer mir bei dieser großartigen und schönen königlichen Stiftung nützlich scheinenden Reform meine Ansicht auszusprechen: ein Museum ist ein Tempel des Geschmacks. Es braucht weder vollständig noch nach der Zeitfolge geordnet zu sein, zumal wenn beides nur auf Kosten des Geschmacks zu bewerkstelligen ist; darum bin ich der Meinung, daß viele Gemälde ihre Stelle räumen müßten, um ihre Unschönheit in Gemäldern zu verbergen, die ausschließlich zum Studium der Kunstgeschichte bestimmt sind und nur von Denjenigen besucht werden, die sich hauptsächlich desselben befleißigen.

S. 594 wird in diesem Sinne die Art und Kunst des Herrn Hoeyen gerühmt, mit welcher er das Museum in Kopenhagen neu eingerichtet und dasselbe „durch Aus- merzung von hundert schlechten Bildern wahrhaft berei- chert hat“.

Mir scheint der Hauptzweck einer Galerie der zu sein, Den- jenigen, welche Geschmack haben, Vergnügen zu machen; bei Denen, die denselben entbehren, diese Gabe zu entwickeln, und bei Denen, die bereits in ihrem Besitze sind, den Geschmack in Übung zu erhalten. Sowie unser Museum jetzt besteht, wahrte ich mich nicht wundern, wenn viele Leute kleinlaut wieder auskommen und zu sich selber sagen müßten: „wenn das da alles schön sein soll, so verstehe ich wahrlich nichts davon“. — Einige gehen, wenn sie viele Gemälde sehen, an denen sie keine Schönheit entdecken, an wirklich schönen Bildern, die ihnen sonst gewiß gefallen würden, theilnahmslos vorüber und verdam- men dann mit Unrecht das Museum, das doch viel Schönes enthält.

Im Allgemeinen kann man dieser Ansicht des Verf. nur beipflichten, wie denn wirklich auch die Darstellung der Besucher des Museums ganz nach dem Leben ist. Da jedoch ein so großartiges Institut, wie das Museum, von sehr verschiedenen Standpunkten aus betrachtet wer- den kann, je nach den verschiedenen Zwecken, welchen es gewidmet ist, so ist die obige Ansicht freilich nur einsei- tig, weshalb denn auch der verehrte Verf., welchem Frei- heit und Gerechtigkeit des Urtheils über Alles geht, gleich im voraus selbst darauf bedacht gewesen ist, seine per- sönliche Ansicht dem Urtheile von Männern zu übergeben, „welchen mit großem Rechte eine Meinung hierüber zu- steht“. Also finden wir in der ersten Beilage (S. 425 — 434) zwei Aufsätze vom Professor Wach und von Herrn v. Quandt: „Über den Vorzug der chronologischen Auf- stellung bei großen königlichen und öffentlichen Samm- lungen.“ Professor Wach behauptet diesen Vorzug aus dem Grunde:

es ist unwiderröglieh durch die Geschichte aller Zeiten und aller Völker bewiesen, daß die höchste Blüte der Bildung eines Volks auch durch die höchste Blüte ihrer Kunst bezeichnet wird. Es ist bekannt, daß Geschichtsforscher die Grabe dieser Cultur aus den Gräben der Kunstbildung beackern und immer bebau- en haben.

Deshalb nun sei es entschieden, daß die chronologische Ordnung die einzige sei, welche einen Standpunkt an- weist, von welchem aus es möglich wird, den Werth von Werken der bildenden Kunst, besonders bei größern Samm- lungen, zu schätzen. Wenn nun aber Jemand fragt: was ist denn „die höchste Blüte der Bildung eines Volks“? so kann darauf doch nicht wohl eine andere Antwort ge- geben werden, als: diese höchste Blüte ist die ungehin- derte Entwicklung der geistigen Anlagen nach allen Rich- tungen hin, durch unverkürzte Denk-, Schreib- und Redefreiheit in allen, namentlich auch in politischen und religiösen Dingen. Nur diese Freiheit gestattet das mög- lichst allgemeine geistige Wohlfsein, welches hinwieder das möglichst allgemeine sinnliche Wohlfsein eines Volks ethisch vollendet und somit die möglichst allgemeine, Haupt und Glieder beglückende nationale Gesundheit an Leib und Seele gedeihen läßt. Nun aber möchte es doch dem Herrn. Prof. Wach selbst schwer werden, uns in der Ge- schichte irgend ein Volk nachzuweisen, in welchem die höchste Blüte jener geistigen Entwicklung durch die höchste Blüte der Kunst bezeichnet würde. Die Kunst, als solche, ist ihrem Wesen nach nie dem Volke zugewandt, denn sie ist, im höchsten und edelsten Sinne, rein aristokra- tisch, d. h. sie lebt ausschließlich nur im und mit dem Großen, Schönen, Guten; alles Gemeine, Niedrige ist ihr durchaus und in allen Ständen verpaßt; sie ist ihm deshalb auch durchweg unzugänglich; beßenergeschet aber, wo sie nur irgend Gelegenheit dazu findet, flüchtet sie reich und anmuthig zum nationalen Glanze und Ruhme bei und erscheint eben dann am liebsten in aller ihrer Pracht. Nur in diesem Sinne erzeigt sie sich national; aber sie will weder banausisch dienen noch nützen, son- dern nur verschönen, beglücken, verherrlichen. Hiermit wäre denn auch das Hauptprincip gegeben für die Wahl

und Anordnung großer öffentlicher Sammlungen als allgemeines Bildungsmittel des ästhetischen Sinnes im Volke; dieses Hauptprincip wäre dann wol dasselbe, welches der Verf. oben aufgestellt hat. Bezweckt man jedoch ausdrücklich nur eine kunstgelehrte Sammlung, für Kunstkritik oder Kunstgeschichte, dann muß jenes Hauptprincip freilich ändern, der Kunst selbst theils fremdartigen, theils sehr untergeordneten Ansprüchen weichen. In diesem Falle wird jedoch die immer plebeje Schulmeisterlichkeit sich besonders geltend machen, beim Auswählen der Kunstwerke sich immer nur auf jenen Grenzgebieten umhertreibend, wo kunstgelehrtes Geschma und kritisches Gefühl erwünschten Stoff finden. Dergleichen Sammlungen mögen allerdings Kunstakademien gar sehr ersprießlich sein; man gewähre sie ihnen immerhin; dann aber sollten öffentliche, der allgemeinen Bildung des Kunstsinns gewidmete Sammlungen von aller anmaßlichen, aufdringlichen Schulmeistererei befreit bleiben. Auf diese Weise könnte hier der ästhetischen Richtung, dort aber der wissenschaftlichen Richtung unserer Zeit ein Genüge geleistet werden, da wir uns den Einflüssen der letztern nicht entziehen können, wie Hr. v. Quandt S. 433 sehr richtig bemerkt.

Cap. II.: „Geschichtsmaler.“ Es werden ihrer 52, theils mehr, theils weniger ausführlich namhaft gemacht. Sehr anziehend ist die kurze Selbstbiographie von Vegas, welche wörtlich mitgetheilt wird. (S. 28 — 33.) Dasselbe gilt von den nähern Nachrichten von Wach und seinem berühmten Atelier. (S. 77 — 88.)

Cap. III.: „Landschaftsmaler.“ Wir lernen deren hier 20 kennen. Cap. IV.: „Genremaler“; es werden ihrer 25 aufgeführt, unter denen besonders Franz Krüger hervortritt. Cap. V.: „Maler verschiedener Fächer.“ Namentlich Bildnißmaler, Seemaler, Architekturmaler, Blumenmaler, Decorations-, Thier- und Glasmaler und Stempelschneider; ferner: Kupferstecher, Holzschnitzer, Lithographen, endlich auch die Gemäldereparateure; der letztern werden fünf namhaft gemacht.

Cap. VI.: „Architektur.“ Es werden 15 Architekten genannt; wie sich's von selbst versteht, wird der seitdem leider zu früh vollendete theuere Meister Friedrich Schinkel mit besonderer Ausführlichkeit, Verehrung und Liebe charakterisirt. Ihm und seinen Werken sind im Bilderhefte drei sehr schöne Kupfer- und Stahlstiche gewidmet: 1) sein sprechend ähnliches Bildniß, nach Franz Krüger meisterhaft gestochen von Metz in München; 2) das Museum, die Schlossbrücke und die Zollgebäude, Stahlstich von Haffs in Berlin; und 3) eine von den Compositionen für die Vorhalle des Museums, von Thäter in München. Im Bande selbst finden wir ferner von ihm: 4) das Schauspielhaus in Berlin; 5) das Innere des Concertsaales und die Wache am Zeughaufe, ein köstlicher Stahlstich, ebenfalls von Thäter, und endlich 6) die große Thür eines der Gemächer des Kronprinzen, in Umrissen höchst sauber gestochen von Sibault in Paris.

Unter allen bedeutenden Bauten nach Schinkel's Entwurfen — sagt der Verf. S. 158 — erscheint mir das Schauspiel-

haus als das großartigste. Ich kenne kein Gebäude, welchem Lande und welcher Zeit es auch angehört, dessen Verhältnisse und Ecken, zumal der Vorderseite, meinem Geschmace mehr zusagen. Es gibt Manche, die meine Meinung nicht theilen, und das ist kein Unglück, weder für sie, noch für mich. Geschmact und Gefühl lassen sich nicht gebieten, und es ist nicht leicht, die Gesetze derselben festzustellen.

Das classische Zeitalter Griechenlands und selbst Herculaneum und Pompeji sind auf die Richtung seiner Ideen und auf die Entwicklung seines Talents nicht ohne Einfluß gewesen: nichtsdestoweniger finde ich ihn in allen seinen Werken durchaus eigenthümlich und am meisten bewundern ich, daß er, bei allem Festhalten an den uns vom Alterthume überlieferten und so unabänderlich feststehenden Regeln, dennoch seine Eigenthümlichkeit so ganz zu bewahren gewußt hat.

Ich weiß nicht, ob ich im Stande bin, hier unparteiisch zu sein; so groß ist meine Vorliebe für ihn. (S. 157.)

Cap. VII.: „Bildhauer.“ Wir werden hier mit 45 Künstlern dieses Fachs bekannt gemacht, unter denen unser Christian Rauch obenan steht, von welchem uns sechs Werke in Abbildungen anschaulich gemacht werden. Außerdem erhalten wir von Rauch's neuestem Gebilde, der Gruppe der beiden Polensfürsten Miczyslaus und Boleslaus, im Dome zu Posen, im Bilderhefte einen ausgezeichnet schönen Kupferstich von Reindel in Nürnberg, welcher wirklich in dieser Art nichts zu wünschen übrig läßt. Sehr anziehend sind auch die Mittheilungen über Rauch's berühmten Freund, unsern Friedrich Tieck. (S. 190 — 194.)

Cap. VIII.: „Die Akademie in Berlin.“ Cap. IX.: „Dresden. Die ältere und neuere Kunst.“ Wir erhalten hier Nachrichten über 39 Künstler und deren Werke. Unter den mitgetheilten Abbildungen von letztern zieht besonders Rietschel's geistreiches Vasenrelief im Giebel Felde des neuen Schauspielhauses in Dresden, sehr schön von Eichens gestochen, die Aufmerksamkeit auf sich.

Cap. X.: „Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt, Göttingen.“ Wir werden mit 19 Künstlern in diesen Städten näher bekannt gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bonnycastle über Canada und die canadischen Wilden.

In zwei Bänden erschien: „The Canadas in 1841“, von Sir Richard P. Bonnycastle. Der Verf. bekundet darin eine genaue Bekanntschaft mit der Localität, eine rühmliche Unabhängigkeit von Vorurtheilen und Billigkeit und Ehrlichkeit des Urtheils. Um so mehr ist zu bedauern, daß ein so kompetenter Zeuge nicht tiefere Blicke in die moralischen Verhältnisse und politischen Aussichten des Landes gethan oder thun gewollt hat. Und doch gibt es kaum eine Colonie, an der England ein unmittelbares Interesse zu nehmen hat, als die beiden Canadas, eingeschachtet wie sie sind zwischen den republikanischen Vereinigten Staaten und der sich bildenden kaiserlichen Niederlassung der Russen, also zwischen zwei diametral entgegengesetzten Principien, denen gegenüber in Canada ein drittes Princip sich auszubilden hat, um nach beiden Seiten hin einen Schwerpunkt und ein Gegengewicht zu haben. Der Verf. steht auf keinem philosophischen Standpunkte, noch läßt er sich in tiefere historische oder politische Untersuchungen ein. Dagegen ist der beschreibende Theil auch der Darstellung nach gelungen. Er kennt das Land von dem wüsten Labrador bis zu den Städten des

Huronssee, er bereist und schildert die Ufer des St.-Lorenzstroms, die Seeflächen Obercanadas, Quebec, den Niagara, die Georgian- und Donnerthal, indem er die Scenerie, die geologischen Bildungen, die geographischen Verhältnisse zum Gegenstande seiner Betrachtung macht. Ein eigentliches statistisches Buch ist das Werk nicht, obgleich es zerstreute statistische Materialien genug enthält, viel eher ein Handbuch für Reisende, das aber durch den Mangel an systematischer Anordnung der wichtigeren Materialien und durch längst bekannte Details, die darin eingeflochten sind, sehr an Werth und Brauchbarkeit verliert. Dennoch werden sich Pflanzler und Reisende seiner mit Nutzen bedienen können. Mehr als einmal kommt er, und mit offenbarem Interesse und Mitgefühl, auf die rasch vor sich gehende Ausrottung der Rothhäute zu sprechen, welche von den weißen Männern wie Schnee vor der Sonne hinschmelzen. Die Schilderung eines Zusammentreffens mit einer Horde an den Ufern des Huronssees entwickelt vor uns ein nach dem Leben gezeichnetes Gemälde des reinen und unvermischten Geschlechts dieser Kinder der Wälder, welches uns als ein gutes Beispiel von der Darstellungsweise des Verfassers bei Gegenständen dieser Art gelten kann.

„Ich fühlte mich“, äußert der Verf., „durch die frische Entfaltung ihrer unskudierten und unentwilligten Natur entzückt.“ — Es war etwas so Edles, Einfaches und Reines in ihren Sitten, ihrer Haltung, ihrem Betragen, daß es die Achtung aller Zuschauer sich erwarb. Nur wenige Monate später sah ich meine Freunde, die Pou-tah-wah-tamins oder, wie man sie gewöhnlich nennt, Pottawatamis, auf dem Rasenplatz an den Parlamentsgebäuden zu Toronto wieder, hager, gehüllt in Lumpen und schmutzigen Filz, offensbare Spuren des Hungers in ihren intelligenten Gesichtern tragend. Der Mangel hatte sie gezwungen zu thun, wovon ein Indianer mit Gattungen zurückschreckt — die Freunde zu berauben, welche sie beschützt hatten. Whiskey, das verfluchte „feurige Wasser“, wie ihre verehrte Sprachweise es bezeichnet, hatte die Augen Männer der Vernunft, die jugendlich frischen Krieger ihrer Kraft beraubt. Ihr Vorrath an Schmucksachen und nothwendigem persönlichen Zubehör wurde dafür vertauscht, und die Vorräthe und Kleidungen, welche ihr „Großer Vater“ so freigebig für den Unterhalt und die Bequemlichkeit seiner wandernden rothen Kinder dargereicht hatte, wurden verworfen, um eine geschwätzige und schnelle Race von Handelsleuten zu bereichern, welche sich mästen durch die Beraubung dieser arglosen Söhne des Landes und deren schändlicher Geldgier den wahren Namen der alten Besitzer dieses Gebiets fast ganz vertilgt hat.“ — „Ich erinnere mich“, erzählt der Verf. ein andermal, „canadische Indianer zum ersten Male gesehen zu haben, als ich den St.-Lorenzstrom heraufkam und bei dem Anbruche eines Herbsttages die malerischste und köstlichste Scene sich ebenso stufenweise entwickelte, als der Morgennebel der Sonne wich. Die weißwolligen Wasserfälle von Montmorency, die hochgekipelten Gebirge, das kühne und stolze Vorgebirge vom Diamantencap, die glänzende silberbedeckte Stadt (denn so erscheint Quebec einem Fremden), die furchtbare Citadelle, der breite und majestätische St.-Lorenz, mit künftigen Krieger- und Handelschiffen bedeckt, schienen seltener gegen die Wälder der Erikspitze auf dem entgegengesetzten Ufer ab, wo wir ein indianisches Lager wahrnahmen. Der Gegensatz zwischen der Einsamkeit und Knechtschaft der indianischen Wigwams, in Eile aus Borken und Ästen aufgeführt und unfähig, Regen und Sturm Widerstand zu leisten, und der prachtvollen Stadt, der Menge künftlicher Fahrzeuge und den Weisen machte auf mich einen frappanten und melancholischen Eindruck. Die armen und vertheidigungslosen Eigenthümer des Bodens schienen durch die anmaßenden Eindringlinge, welche sich in ihre Geburtsrechte einschlichen, gedrängt zu sein. — Ich habe die rothen Männer in allen Situationen gesehen, als Krieger, Jäger, Adressanten und Verkündiger der heiligen Schrift; ich habe

sie zum Theil in ganz wildem Zustande, aber nie ganz civilisirt gesehen, denn der trefflichste der indianischen Missionaire, mit dem ich in Obercanada bekannt wurde, vergaß alle seine Besserschriften, alle seine erworbenen Gefühle und Gewohnheiten, als er mit mir dem Kriegstanze heidnischer und vollkommen wilder Krieger beizuhohnte. Er war von Jugend auf sorgfältig erzogen worden, sprach das Englische vollkommen, war bescheiden, verständig und wohl unterrichtet, leitete seine junge Gemeinde vorzüglich, drang sich mit den Ansichten und Gewohnheiten seines Standes Niemanden auf und schien auch im Mindesten nicht auf seine höheren Kenntnisse eingebildet zu sein. Und doch drückte sich ein wildes Vergnügen über jene Ausrufung einer unbeaufsichtigten Natur in seinem Gesichte aus. Und wenn ich ihn fragte, ob es nicht ein Glück wäre, daß die Indianer dem milden Glauben der weißen Männer Gehör gegeben und sich für fähig bewiesen hätten, ihn sich anzueignen, daß ferner er selbst das Mittel sei, die Lehren dieser Religion den Wilden vor uns, welche die Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur auf ihrer untersten Stufe darstellten, mitzutheilen, so antwortete er ruhig: „Es ist wahr, mein Freund, was Ihr sagt; aber ich sah auch nie früher meinen rothen Bruder in der Eigenschaft eines vollständigen und anerkannten Kriegers. Ach, er ist sehr tapfer! Mein Vater war ebenso tapfer und so wild als er und oft verbrachte ich mich vor seinem Bornbild in die Tiefe der Wälder. Hört nur, der Krieger erzählt eben von seinen Schlachten! Ich will Euch die Rede des Tapfern verdolmetzen!“ Und so über jeden Zwang durch seine natürlichen Gefühle hinweggerissen, übersetzte er mir die Erzählungen von den Thaten eines zweiten „Geh-in-das-Wasser“, oder des jungen Wolfs, oder der schnappenden Schildkröte, oder einiger anderer Hauptlinge mit gleich wohlthätigen und schrecklichen Zunamen. — In einem eifrigen Gespräch mit den heidnischen Kriegern ließ ich ihn zurück.“ 5.

Literarische Anzeige.

Wohlfeile Ausgabe der „**Skizzen aus dem Alltagsleben**“ von **Frederike Bremer.**

Jeder Theil 10 Ngr.

Von dieser wohlfeilen Ausgabe, die den allgemeinsten Beifall findet, sind bis jetzt erschienen und unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

Mina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Familie H.

Alle bereits erschienenen und noch erscheinenden Schriften von **Frederike Bremer** werden in dieser Ausgabe gegeben werden.

Leipzig, im Februar 1842.

J. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Sonntag,

Nr. 51.

20. Februar 1842.

Geschichte der neuern deutschen Kunst. Von Ithanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Dritter Band. (Fortsetzung aus Nr. 50.)

Cap. XI.: „Die deutsche Kunst in Rom, von Ernst Förster.“ Auf dem ersten Blatte finden sich die Namen von 77 Künstlern, von denen hier Nachricht gegeben wird, zu welchen S. 363 noch 25 andere Künstler hinzukommen. Herr Ernst Förster hat es unternommen, in diesem sehr lebendig und herzlich geschriebenen Aufsatze die bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der neuen deutschen Kunst in Rom dem Leser vor die Seele zu führen.

Daß die Kunst eine Sprache sei, in der man von allem Großen und Schönen in der Geschichte, in der man von göttlichen Dingen, von Gott, ja zu Gott selber reden könne; daß man deshalb Gedanken, Empfindungen, Anschauungen in sich haben und sodann sich einer Ausdrucksweise bedienen müsse, die ihnen gemäß wäre, die sich zu ihnen genau verhalte wie das Wort, dessen Stärke in der Wahrheit liege; daß Alles, was zum Geiste reden sollte, auch aus dem Geiste geboren, nicht von außen zusammengetragen sein müsse, — dieses Bewußtsein war die Quelle neuer Bestrebungen, welche in der Geschichte der neuern Kunst Epoche gemacht haben und deren Schauplatz Rom geworden ist. Der Verf. theilt die Geschichte dieser neuen Bestrebungen in drei Perioden: 1) Von der Ausstellung, welcheasmus Jakob Carstens im Mai 1796 von seinen Zeichnungen in Rom machte, bis 1810. In diese Periode gehören Thorwaldsen, Joseph Anton Koch, Joh. Martin Wagner und der Architekt Stern. 2) Von 1810, vom Verein zwischen Cornelius, Overbeck, den Gebrüdern Veit, W. Schadow, J. Schnorr und Andern zu gemeinschaftlicher Bestrebungen und Thätigkeit, bis etwa 1830. Außer den Genannten gehören hierher noch Franz Pforr, Karl Schor, H. Reinhold, Franz Horny, Rudolf Schadow, P. Ritzig, Gebr. Riepenhausen, Emil Wolf, Catel u. s. w. 3) Von 1830, da eine entgegengesetzte Richtung vorherrschend eingetreten ist, „indem die Malerei ihre Bilder mehr aus Modellen, Costums und Geräthschaften zusammensetzt und mehr die Mittel der Kunst vor Augen hat als den eigentlichen Zweck derselben“. In diese Periode gehören die Bildhauer Keffels und Wolstedt, der Landschaftler Marko, Lindau u. s. w.

Höchst anziehend sind die ausführlichsten Nachrichten von Carstens und Thorwaldsen, deren Werke hier nam-

haft gemacht und geistreich beurtheilt werden, nach Wahl des Gegenstandes, Auffassung, Darstellung, Anordnung, Formengebung und Charakteristik, Ausführung und Eigenthümlichem; endlich auch in Betracht ihrer Mängel. Welch ein hinreißendes Bild wird uns S. 268 — 300 von Thorwaldsen gegeben.

Nicht nur, daß Gott ihn mit künstlerischen Gaben ausgestattet wie Keinen in neuern Zeiten, er hat ihm auch ein Gemüth gegeben, das alle Herzen an sich zieht und hält. In ihm ist jene Sehnsucht erfüllt, die uns so oft beim Anblick eines seelenvollen Kindes belebt: Das, was uns an diesem entzückt, unverfehrt im spätern Alter wiederzusehen. Thorwaldsen ist der Mann, von dessen Seele der erweiterte Blick in die Welt, der durchdringende Verstand, der Reichtum der Phantasie, die Erfahrung eines siebenjährigen Lebens, Lob, Bewunderung, ja Verehrung eines ganzen Erdtheils den Hauch der Kindheit nicht verwischt haben. Trotz dem Umfange seiner Fähigkeiten und der Höhe seines Genies, jedes auch noch so junge oder geringe Talent, als wäre er dessen Gleiches, mit Theilnahme betrachtend, aufmunternd und leitend; trotz aller Ehrenbezeugungen von Fürsten und Großen, ein schlichter Künstler ohne alle äußern Zeichen seines Ranges; in der sogenannten hohen Gesellschaft voll edeln Anstandes und angeborener Würde, als sei er da zu Hause; am liebsten aber unter Kunstgenossen, in der ruhigen Höhle einer Oesterle, bei Wein und unbesangenen Gespräch; trotz seines Reichthums einfach in Sitten und Lebensweise, sodaß sich seine Nahrung, Wohnung, Kleidung, selbst Bedienung in nichts von denen der Unbemittelten unterscheidet; mildthätig, hülfreich und zuverlässig Keinem feind.

Das ist der große Mann, zu dem mit Stolz und Freude die Gegenwart hinaussieht und den drei Nationen den Thron nennen: die Dänen, denn er ist ihres Stammes; die Deutschen, denn sein Geist ist der ihrer neuen Literatur und Kunst; die Italiener, denn Rom gab seinem Talente die Ausbildung, ward seine Heimat.

Und von diesem unvergleichlichen Menschen und Meister erhalten wir im Bilderhefte ein sprechend ähnliches Bildniß, nach unserm Franz Krüger ebenso geistreich als anspruchlos in Stahl gestochen von Dr. Stäbli in München.

Auch über den kindlichfrommen, seelenvollen Overbeck erhalten wir S. 324 — 338 einen ausführlichen Artikel mit fünf Abbildungen von Werken desselben. „Cornelius“, sagt der Verf. S. 325, „ist mit der Seele eines Reformators, Overbeck mit der eines Katholiken als Protestant geboren.“

Cap. XII.: „Über den Einfluß der Literatur auf die neuern Kunstbestrebungen der Deutschen. Von dem Da-

ron von Rumohr.“ Es ist ein hochachtbarer Zug im Charakter des Grafen Raczyński, daß er überall mit größter Selbverleugnung darauf bedacht ist, seine Leser in ihrem Selbsturtheil frei zu erhalten, vollkommen unabhängig von seinen eigenen Ansichten und Meinungen.

Ich habe sehr zu besorgen — sagt er S. 21 —, daß man mich beschuldigen wird, selbst der Bescheidenheit zu ermangeln, die ich Andern anempfehle, und große Anmaßung dadurch an den Tag gelegt zu haben, daß ich mich unterfangen, drei dicke Bände mit Urtheilen über die neuern Künstler zu füllen. Aber einmal bin ich weit entfernt, meine Meinungen irgend Jemand aufzudringen; sodann greife ich selbst keine fremde Meinung an, wem sie auch angehört; und endlich verdamme ich nur Diejenigen, die sich für unfehlbar halten und Andere tyrannisiren wollen. Ich verlange nicht, daß man meiner Meinung sei; ich möchte nur, daß ein Jeder selbst urtheile und sich weder auf mich, noch auf Diejenigen verleihe, die unfehlbar zu sein behaupten.

Wer es mir übelnähme, eine Meinung zu haben, würde den eigenen Mangel daran eingestehen, sonst gäbe es ein Monopol; nimmt man es mir übel, sie ausgesprochen zu haben, so erzeigt man mir in der That zu viel Ehre; denn meine Meinung hindert Keinen, die seinige zu haben; und wer kann wissen, ob die meinige nicht vielleicht Ideen erwecken möchte bei Leuten, die nicht immer welche gehabt haben und die nun durch meine Behauptungen aus ihrer Gleichgültigkeit gerissen worden sind.

Dieser Anspruchlosigkeit haben wir außer so vielen andern Beiträgen von dritten Personen auch diesen Aufsatz vom Herrn von Rumohr zu verdanken, „dem in die Geschichte der Künste vor Allen eingeweihten Deutschen, der diesem Fache am meisten Zeit, Studium und Sorgfalt gewidmet und auf diesem Gebiete den größten Einfluß auf das Publicum geübt hat“, wie der Verf. in der Note S. 371 sagt. Was nun den Aufsatz des Hrn. v. Rumohr selbst betrifft, so schlägt er offenbar den großen Einfluß Lessing's (besonders durch „Laokoön“), der Gebrüder Schlegel, Tieck's, Novalis', ganz vorzüglich aber Goethe's und der „weimarschen Kunstfreunde“ viel zu gering an. Man braucht nur die Programme von den weimarschen Preisbewerbungen zu lesen und die von den Künstlern damals eingegangenen Zeichnungen zu betrachten, um sich vollständig zu überzeugen, daß die Kränze für die Künstler dort in einer ganz andern Höhe aufgehängt wurden, als dies früher und anderwärts der Fall war und wie es die sämmtlichen Mitglieder aller damaligen deutschen akademischen Senate gewohnt waren, die ihre amtlichen Professorarme nur eben ganz bequem auszustrecken brauchten, um einen ganz handlichen Kranz herabzulangen und sich aufs Haupt zu setzen. Schon allein dieses Höherhängen der Kränze an und für sich war ein hohes Verdienst jener Schriftsteller, welchen unser Jahrhundert den mächtigen Impuls verdankt, dessen Schwingungen noch immerfort wirksam sind, nicht bloß in der Kunstwelt selbst, sondern auch in der Kunstkritik, welche jener Schwingungen genießt, ohne des Impulses dankbar eingedenk zu sein, von welchem sie ausgehen. Ist doch das schon allein ein Großes, was v. Rumohr S. 374 zugesieht:

Die weimarschen Kunstfreunde haben unstreitig den neuern Kunstbestrebungen günstig vorgearbeitet, indem sie die Kunst

an sich selbst der Aufmerksamkeit aller gebildeten höhergestellten Personen sehr lebhaft empfahlen, sie durch das ganze Ansehen unterstützten, welches ihnen eben zu Gebote stand.

So wenig man nun auch den nicht eben correcten historischen Linien des Hrn. v. Rumohr beipflichten darf, so kann man doch nicht anders als ihm vollkommen beistimmen, wenn er S. 380 sagt:

Demnach ist die gegenwärtige Fruchtbarkeit der deutschen Nation an Talenten für die bildenden Künste, sowie die Richtung, welche diese Talente zu nehmen pflegen, nicht sowohl das Resultat literarischer Anregungen, als vielmehr des nothwendig eingetretenen Übergangs des deutschen Geistes von der poetischen Äußerung, die früher beliebter und durch alle Umstände mehr begünstigt war, zu der künstlerischen, der man gegenwärtig überall sehr freudig entgegenkommt.

Wenn dagegen S. 382 behauptet wird: „In diesen und in allen verwandten Fällen zeigt sich demnach die wissenschaftliche Bildung mehr noch als die Dienerin, denn als die Gehülfin der Malerei“, so kann man darin nur ebenso viel Sinn, Werth und Wahrheit finden, als wenn Jemand sagte: die Natur zeigt sich mehr noch als die Dienerin, denn als die Gehülfin der Malerei. Was ist denn die wissenschaftliche Bildung — unter welcher wir doch hier wol nichts Anderes zu verstehen haben, als die Gesamtheit der Einflüsse aller Bestrebungen der Poesie, Geschichte, Ästhetik und Kritik auf die ausübenden Künstler — anders, als die ewige, unversieglige Quelle, aus welcher die Kunst ihre kanonischen Regeln, ihrem reichsten, edelsten Stoff, ihre Begeisterung und ihre höchste Würde schöpft. Dergleichen aber liefert weder eine Dienerin, noch eine Gehülfin. Oder sollten wir, den Künstlern gegenüber, unter „wissenschaftlicher Bildung“ etwas anders zu verstehen haben, als die wohlverordnete Fähigkeit des Künstlers, aus jenem tiefen, heiligen Brunnen mit Geist und Gemüth nach Lust und Bedarf schöpfen zu können?

Cap. XIII.: „Die Kunstvereine und Kunstausstellungen in Deutschland.“ Dies Capitel ist leider nur gar zu kurz für die Wichtigkeit des Gegenstandes.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der halle'schen Reformation mit steter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Reformationsgeschichte. Eine Festschrift zur dreihundertjährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. Von Karl Ehr. Lebr. Franke. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Stadt Halle hat am 31. Oct. und 1. Nov. ihr dreihundertjähriges evangelisches Jubelfest in der würdigsten Weise begangen. Die städtischen Behörden hatten alles mit Umsicht geordnet, die Universität, eingebend ihrer hohen Verpflichtung für die Reinheit und Lauterkeit des Evangeliums, bezeugte ihre lebendige Theilnahme, die Landescollegien mit dem Oberpräsidenten der Provinz an der Spitze ehrten das Fest durch ihre Gegenwart, und die gesammte Bürgerschaft beging diese Tage wie wahre Ehrentage ihrer Stadt. Eine für die Stadt so denkwürdige Begebenheit verdiente auch durch eine ausführliche Beschreibung der Hindernisse, durch welche sich das Evangelium in Halle vor 300 Jahren Bahn gebrochen hatte, der jetzigen

Generation vor die Seele geführt zu werden, und es ist erfreulich, eine solche aus der Hand eines geachteten Predigers und Seelsorgers zu Halle in der vorliegenden Schrift zu erhalten. Eine fleißige und gründliche Forschung in den hierher gehörigen Quellen und Schriften zeichnen dieselbe ebenso wohl aus als der echt evangelische Sinn ihres Verfassers und die laute Anerkennung der großen Wohlthaten, welche die Stadt Halle der Einführung des Evangeliums verdankt.

Wir erfahren aus dieser Schrift, daß die Stadt Halle unter der Herrschaft der magdeburgischen Erzbischöfe sich in einer übeln Lage befunden habe, daß in ihr reichbegabte Nonnen- und Mönchsklöster in großer Anzahl gewesen sind, und daß die Geistlichkeit mit dem Heiligendienste und dem Ablassrame ungescheut ihr Wesen treiben durfte, so daß Halle mehr als andere Städte des nördlichen Deutschlands ein Sitz des Katholicismus geworden war. Aber trotz dieser Einwirkung eines prachtliebenden und mächtigen katholischen Kirchenfürsten, wie der Erzbischof und Cardinal Albrecht war, hatte die Reformation in Halle doch Eingang gewonnen, schon seit 1522 sprach sich eine starke Hinneigung für dieselbe aus, es fehlte auch nicht an Geistlichen, wie Nikol. Demuth und Georg Winkler, die im Sinne Luther's predigten, den Letztern ließ der Cardinal zu sich nach Aschaffenburg kommen, entließ ihn jedoch ungekräft, mochte es aber wol nicht ungern sehen, daß der mutige Zeuge für die evangelische Wahrheit auf der Rückreise von verummten Reitern im Speffart überfallen und ermordet wurde (25. Aug. 1527). Das Blut dieses Märtyrers ist, wie es Luther in einem schönen Trostbriefe an die Christen zu Halle gewünscht hatte, der fruchtbar Same geworden, aus welchem das Evangelium in Halle nur um so schöner aufblühte. Zehn Jahre lang (1531—41) gab sich der Cardinal alle mögliche Mühe, bald durch Einsetzung eines katholischen Rathes und Ausstoßung der Evangelischen, bald durch scharfe Mandate, bald durch Verbannung vieler Bürger mit ihren Frauen und Kindern und andere Verfolgungen die Verbreitung der Luther'schen Lehre zu hindern. Aber Alles vermochte nichts gegen den standhaften Muth der Lutherischen, die ihr Unglück freilich um so bitterer empfanden, da schon fast die ganze Umgegend sich ungehörter Ausübung der evangelischen Lehre hingeben konnte. Endlich brauchte Cardinal Albrecht im J. 1541 Geld zur Bezahlung seiner Schulden. Dazu sollte in seinen erbkatholischen Ländern eine bedeutende Steuer aufgebracht werden. Die Bürgerschaft von Halle erklärte sich vor Oftern 1541 durch einen Aufschuß aus ihrer Mitte gegen den katholischen Rath dazu willig, wenn man ihr das Wort Gottes frei gäbe, auch einen guten, evangelischen Prediger und Schulmeister zukommen ließe. Der Rath gab endlich nach und so kam Dr. Justus Jonas aus Wittenberg nach Halle, hielt am 15. April 1541 seine erste Predigt in der Marienkirche und theilte auch das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt zum ersten Male aus. Wie ungern dies auch der Cardinal sah, so begriff er doch bald, daß Widerstand zu nichts führe. So erhielt die Reformation ihren ungehörten Fortgang, lutherische Prediger traten an alle Kirchen, Jonas verfaßte eine Kirchenordnung und einen Katechismus für Halle, und die Religionsfreiheit schien vollkommen gesichert, nachdem Albrecht's Nachfolger, Johann Albrecht, in dem wittenberger Vertrage (im Frühjahr 1546) die ungehörte Religionsübung und Aufhebung der Klöster zugesagt hatte. Erst nach dieser Zusicherung buldigte die Stadt dem Erzbischof am 25. Mai 1546. Der Ausbruch des schmalkaldischen Kriegs vereitelte die Hoffnung der Evangelischen, fortan ungehindert ihres Glaubens leben zu können. Drangsal und Kriegsnoth jeder Art kamen über Halle, die Bürger mußten in einem Jahre (1547) viermal den Landesherren wechseln und sollten einem jeden ewige Treue schwören, der evangelische Gottesdienst erlitt vielfache Störungen, Justus Jonas mußte Halle mehrmals verlassen und mit den Seinigen bald hier bald dort Zuflucht suchen. Zuletzt kam der Erzbischof Johann Albrecht im Aug. 1548 nach Halle, ließ sich wiederum buldigen, führte den katholischen Gottesdienst in mehrern Kirchen

ein, verhinderte den Superintendenten Jonas sein Predigtamt zu verwalten, und drückte die Stadt unablässig bis zu seinem Tode am 17. Mai 1550. Unter seinem Nachfolger, dem Erzbischof Sigismund, der sich selbst zur evangelischen Kirche bekannte, wurden die noch vorhandenen Klöster aufgehoben, das Kirchen- und Schulwesen im ganzen Erzstifte geordnet und die Einführung der Reformation in Halle vollendet. Seitdem ist sie mit Ausnahme einer kurzen Störung im dreißigjährigen Kriege nicht wieder gefährdet und die Gewissensfreiheit stets als ein köstliches Gut in den Mauern von Halle gekehrt worden.

Dies ist ein kurzer Auszug aus der inhaltsreichen Monographie des Hrn. Franke, der mit Recht die Geschichte der allgemeinen Reformation überall berücksichtigt und seiner Schrift dadurch für den gebildeten Bürgerstand ein besonderes Interesse gegeben hat. Die der Geschichtserzählung angehängten Anmerkungen enthalten sehr dankenswerthe Zusammenstellungen, zum Theil aus ungedruckten Chroniken, über die Klöster, Kapellen, Stifter, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten in der alten Stadt Halle während der katholischen Zeit, gute biographische Nachrichten über Justus Jonas und seine Familie, über den Erzbischof Albrecht und andere Fürsten und Theologen jener Zeit; auch durfte die ausführliche Erzählung von der Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen zu Halle am 18. Juni 1547 in einer halle'schen Reformationsgeschichte nicht fehlen. 19.

Bilderbuch ohne Bilder von H. E. Andersen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Neuscher. Berlin, Wolff u. Comp. 1841. Kl. 16. 7½ Ngr.

Eine ganz eigenthümliche Art kleiner, zarter, höchst poetischer Dichtungen, die eben in poetischer Rücksicht mir lieber sind als „Unpolitische Lieder“, als „Lieder eines Nachwächters“, ja selbst als „Lieder eines Lebendigen“. Eine solche Äußerung ist freilich eine Kezerei, berechtigen man Gefahr läuft, gesteinigt zu werden. Dennoch muß Ref. versichern, daß er seit Jahren nichts gelesen hat, was einen so lauten und bleibenden poetischen Eindruck auf ihn gemacht hat, als diese Bilder des dänischen Dichters Andersen.

Ein junger Maler ist vom Lande in die Stadt gezogen, in eine enge Straße, wo er nichts von den malerischen Schönheiten der Natur mehr erblickt, an welche sein Auge sich gewöhnt hat. Ob es ein wirklicher Maler ist, der mit Farben umzugehen weiß, oder ob nur ein Maler mit der Phantasie, mit einer malerischen Auffassung der Welt, wird weiter nicht gesagt. Da kommt nun der Mond, wenn er einsam Abends auf seinem Zimmer sitzt, und erzählt dem jungen Manne Bilder, die er selbst nicht mehr in seiner häßlichen Umgebung sehen kann. „Eines Abends stand ich recht betrübt an meinem Fenster, ich öffnete es und sah hinaus. Nein, wie wurde ich erfreut! Ich sah ein bekanntes Antlitz, ein rundes freundliches Gesicht, meinen besten Freund dabüben von der Heimat: es war der Mond, der liebe alte Mond, unverändert derselbe, ebenso wie er aus sah, wenn er dort zu mir hineinklickte durch die Weidenbäume am Meere. Ich warf ihm Küsshände zu, und er schien gerade in meine Kammer und versprach, daß er jeden Abend, wenn er aus wäre, etwas zu mir hineinschicken wollte. Das hat er auch ehrlich gehalten. Jedesmal, wenn er kommt, erzählt er mir das Eine oder das Andere, was er in der vorhergehenden Nacht oder an demselben Abend gesehen hat. „Male nun, was ich erzähle“, sagte er, „so wirst du ein recht schönes Bilderbuch erhalten.“ Das habe ich nun viele Abende gethan.“ Der Mond erzählt nun allerlei Bilder aus der Welt und dem Menschenleben; bald fährt er seinen jungen Freund nach den Ufern des Ganges, nach der ewigen Roma, bald nach Grönlands Eisfeldern oder in eine Bauerhütte des deutschen Vaterlandes. Es sind Genrebilder, oft von der erhabensten Art, oft freundlich und idyllisch, immer aber aus dem Leben gegriffen.

fen, hochportlich und von einem rührend frommen Tone durchhaucht. Kein Bild, was nicht lebendig vor unsere Seele gegaubert würde und was nicht einen bleibenden Platz darin aufschlage. Das kleine Buch ist ein wahrer Schatz reiner Phantasie und frommer, von Schönheitsgefühl durchdrungener Lebensauffassung. Keiner kann der Versuchung nicht widerstehen, einige der feinsten Bilder hier mitzutheilen.

Der Mond erzählte: „Es liegen zwei Bauerschütten am Waldwege, die Thüre ist niedrig, die Fenster sitzen hoch und tief, aber rings um dieselben wachsen Weißdorn und Berberis, das Dach ist bemooft und bewachsen mit gelben Blumen und Hauslaub, nur Grünkohl und Kartoffeln sind in dem kleinen Garten, aber am Zaune blüht ein Fliederstrauch und unter demselben saß ein kleines Mädchen; sie heftete ihre braunen Augen auf den alten Eichenbaum zwischen den Häusern. Dieser Baum hat einen hohen weißen (?) Stamm, welcher oben abgesägt ist, und da hat der Storch sein Nest gebaut; er stand dort oben und klapperte mit dem Schnabel. Ein kleiner Knabe kam heraus, er stellte sich zum Mädchen; es waren Bruder und Schwester. „Wonach siehst du?“ fragte er. „Ich sehe nach dem Storch!“ erwiderte sie, „die Nachbarin hat mir gesagt, daß er uns heute Abend einen kleinen Bruder oder Schwester bringt, nun will ich aufpassen, um sie zu sehen, wenn sie kommen!“ „Der Storch bringt nichts!“ sagte der Knabe, „du kannst es glauben, die Nachbarin hat es mir auch erzählt, aber sie lachte, als sie es sagte, und so fragte ich sie, ob sie darauf bei Gott sagen könne! das konnte sie nicht, und so weiß ich wohl, daß, was den Storch betrifft, nur etwas ist, was man uns Kindern einbildet.“ „Aber woher sollte denn das kleine Kind kommen?“ fragte das Mädchen. „Damit kommt unser Herrgott“, antwortete der Knabe, „Gott hat es unter seinem Mantel, aber kein Mensch kann Gott sehen, und deshalb können wir nicht sehen, daß er es bringt!“ Zu gleicher Zeit wehete es durch des Fliederbusches Zweige, die Kinder salteten ihre Hände und sahen sich einander an: das war gewiß Gott, der mit dem Kleinen kam. Und sie hielten einander bei den Händen; die Thüre des Hauses ging auf; es war die Nachbarin. „Kommt nur herein“, sagte sie, „seht, was der Storch gebracht hat: es ist ein kleiner Bruder!“ Und die Kinder nickten; sie wußten ja, daß er gekommen war.“

Um das allerliebste Büchelchen so recht zu empfehlen, damit es seinen Weg in alle Häuser fände, gaben wir auch gern eins von den Bildern im größern und erhabenern Style. Da dieses der Raum nicht gestattete, so möge wenigstens noch ein ähnliches kleines Bildlengemälde seinen Platz finden: „Höre, was der Mond erzählte: „Ich habe aus dem Gabetten einen Offizier werden und ihn zum ersten Male seine prächtige Uniform anlegen sehen; ich habe das junge Mädchen in ihrem Ballsaal gesehen; des Fürsten junge Braut glücklich in ihrer Festkleidung, aber Niemandes Glückseligkeit kann mit der verglichen werden, welche ich diesen Abend bei einem Kinde sah, einem Kleinen, vierjährigen Mädchen; sie hatte ein neues Kleid erhalten, einen neuen, rosenrothen Hut; der Staat war eben angelegt und Alles rief nach Licht, denn die durch das Fenster fallenden Mondstrahlen waren zu matt, es mußte anders erleuchtet werden. Da stand das kleine Mädchen steif wie eine Puppe, die Arme ängstlich ab vom Kleide, die Finger weit auseinandergepreßt, o! wie ihre Augen, ihr ganzes Antlitz von Glückseligkeit strahlte. „Morgen sollst du ausgehen“, sagte die Mutter, und die Kleine blickte auf zu ihrem Hut, sah nieder zu ihrem Kleide und lächelte glücklich. „Mutter!“ sagte sie, „was mögen wol die Hunde denken, wenn sie mich in dem Staate sehen!“

Besonders schön, aber furchtbar tragisch ist das dritte Bild, ein ganzer Lebenslauf mit wenigen Pinselstrichen dargestellt, die junge Pfarrerstochter im Garten und zuletzt geschnitten, mit Rosen im Haare als Freudenmädchen hinter dem Fenster, das Licht dicht daneben. „Ich starrete sie an; sie saß unbeweglich, die Hände fielen nieder in den Schoos, das Fenster flog zu-

rück, sodaß eine Scheibe sprang, aber sie saß stille, die Gardine umwehete sie gleich einer Flamme, sie war todt. Vor dem offenen Fenster predigte die Todte Moral; meine Rose aus des Pfarrhofes Garten.“

12.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein Handschreiben Billemain's, der sich der öffentlichen Bildungsanstalten mit lobenswerthem Eifer annimmt, befehlt dem Bibliothekaren der verschiedenen Departements, sorgfältige Kataloge der ihnen untergeordneten Sammlungen zu entwerfen. Bisher lagen besonders in den Provinzialbibliotheken hohe Schichten von Manuscripten, deren Inhalt oft nicht einmal geahnt ward. Kaumer in seinen „Briefen aus Paris“ erzählt, wie selbst in Paris auf der öffentlichen Bibliothek die wichtigsten Documente, weil sie in keinem Verzeichnisse aufgeführt und daher unbezogen waren, unbenuzt und ungekannt, als wahrhaft todtbes Capital dalagen. Der Anstoß, der vom Minister gegeben, hat Leben in das französische Archivwesen gebracht. Einige dienstfertige Bibliothekare hatten auf die Mahnung Billemain's nicht erst gewartet. So hat schon vor einigen Monaten der rühmlichst bekannte Le Glay eine werthvolle Übersicht über die Bibliotheken des Departement du Nord gegeben. Der kenntnißreiche Archivar führt uns in seinem Werke (*Mémoires sur les bibliothèques publiques du departement du Nord par Le Glay*, Lille 1841) neun verschiedene Bibliotheken vor, von denen indessen eigentlich nur vier nähere Beachtung verdienen. Dies sind: Cambrai, Douai, Valenciennes und Lille. Seit Guizot zuerst sich um Veröffentlichung wichtiger historischer Documente verdient gemacht hat, bringt jedes Jahr derartige Erscheinungen. Jedes dieser Werke öffnet eine reiche Mine für den Geschichtsschreiber Frankreichs. Auch das Jahr 1841 ist nicht zurückgeblieben. Unter den zuletzt herausgegebenen Handschriften, die sich auf französische Geschichte beziehen, bemerken wir 1) *Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, dite la pucelle, publié par Jules Guicherau* (Paris 1841). Ein wichtiges Werk, das aus vier Theilen bestehen wird und in dem wir noch unbekannte Actenstücke von hohem Werthe erhalten. Den Hauptbestandtheil bildet ein lateinisches Manuscript, das in der königlichen Bibliothek verwahrt wird. In demselben wird der Gang des Processes mittheilung erzählt. Es wird vervollständigt und ergänzt durch das Interrogatorium, das in französischer Sprache abgefaßt ist. 2) Die von der geschichtlichen Gesellschaft herausgegebenen Briefe der Schwester Franz I.: *Lettres de Marguerite d'Angoulême, reine de Navarre, publiées après manuscrits par F. Génin* (Paris 1841). Es sind der Zahl nach 171. Der Herausgeber, Professor zu Strassburg, bekannt durch mehrere fleißige historische Arbeiten, bereitet noch mehrere Werke ähnlicher Art vor.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Malerei wird uns geliefert in „*La vie complète de Nicolas Poussin avec une suite de gravures publiées par Gault de St.-Germain*“. Der Verf., schon bekannt durch zahlreiche und werthvolle kunsthistorische Werke, hat sich ein wesentliches Verdienst erworben, daß er nicht nur das Leben des großen Malers erschöpfend behandelt, sondern seiner fleißigen Arbeit auch die wichtigsten Werke des Meisters in Kupferstichen beifügt. Ein kleiner geschmackvoller Aufsatz in der „*Revue de Paris*“ aus der Feder des geistreichen Arsène Houffaye (Verf. einer Gedächtnissammlung unter dem Titel: „*Les sentiers perdus*“ und mehrerer beachtenswerther Romane) behandelte das Leben Watteau's. Der Verf. streift in seiner interessanten Erzählung an das in Frankreich seltener als bei uns debattirte Feld der Kunsthovelle. Houffaye wird in dieser Art noch eine Reihe anderer ausgezeichnete Maler portraetiren.

32.

Montag,

Nr. 52.

21. Februar 1842.

Geschichte der neuern deutschen Kunst. Von Athanasius Grafen Raczyński. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Dritter Band. (Bechluss aus Nr. 51.)

Cap. XIV.: „Ergänzungen.“ Außer bedeutenden Nachträgen zu den zwei ersten Bänden erhalten wir hier Nachrichten von „Meyer's bibliographischem Institute zu Hildburghausen“, der originellsten, großartigsten und geistreichsten artistischen Betriebsamkeit, von welcher man schwerlich irgendwo etwas Ähnliches auffinden möchte, ferner von Collas' Pantographie, Liepmann's Bildbdruck, Boy's Verkleinerung runder Bildwerke; vom Daguerreotyp und dem Nissen.

„Beilagen.“ Der ersten ist schon oben gedacht worden; die dritte enthält ein „Verzeichniß von den Werken, welche der neuern Kunstliteratur angehören“. Es ist ein Auszug aus Rudolf Weigel's zu Leipzig trefflichem Kunst-Kataloge, mit Anmerkungen vom Verfasser.

„Ausflüge.“ 1) Nach Holland, in welchem von 57 Künstlern die Rede ist. 2) Nach Belgien; dieser Artikel ist vom Hrn. van Haselt und mit großer Wärme geschrieben, dabei umsichtig, wahr, gewissenhaft; er trägt das Gepräge jenes innigen Kunstsinns, welchen man nur in einem so kunstheimatlichen Lande findet. 3) Nach England; mit Anmerkungen von einem „Kunstkenner, auf dessen Urtheil der Verf. großen Werth legt und der besser im Stande ist, England, in Betreff der Kunst und in allen andern Beziehungen, zu kennen“. Eine interessante Kunde über die Kunstausstellungen in London wird uns S. 539 gegeben:

In der That gewährt die große Übereinstimmung, unter dieser unermesslichen Menge von Gemälden aus so vielen verschiedenen Werkstätten, beim ersten Anblick ein überraschendes Schauspiel; der Eintretende glaubt eine von einem einzigen Künstler gemalte herrliche Theaterdecoration zu erblicken.

Diese großartige überraschende Wirkung wird dadurch erklärt: die englischen Maler, mögen sie nun die erhabensten Gegenstände behandeln, oder nur Bildnisse, Genrebilder oder Landschaften malen, sind lediglich nur auf die Wirkung bedacht, welche ihr Bild auf der Ausstattung neben andern Gemälden hervorbringen werde. Man hascht hier so sehr nach dem Gesamteindrucke, daß oft ein Bild, welches sorgfältig vollendet aus der Werkstatt

kam, im Ausstellungsraume selbst sich noch eine Überpinselung gefallen lassen muß und erst im Augenblicke, wo es vor dem Publicum erscheinen soll, die kühnsten und glänzendsten Farbeneffekte erhält. Solches wird nun in den Räumen der Ausstellung und an der Stelle selbst vorgenommen, welche das Bild während der Ausstellung einzunehmen bestimmt ist. In die Werkstatt zurückgekehrt, soll dann das Bild öfter, wie man versichert, den allzu glänzenden Ausstellungsschmuck wieder ablegen. Das heißt denn doch der öffentlichen Meinung und der Mode gar zu sehr gehuldt!

Die Mode aber — sagt der Verf. S. 554 — ist leichtsinnig und unbeständig. Die Kunst muß von jedem Einflusse dieser Art frei bleiben und keinen andern Führer anerkennen als Natur und Wahrheit. Talent, Geist und Einbildungskraft können des Jügels nicht entbehren; die Mode ist freilich ein solcher, aber ein schlechter; sie lenkt von der Richtung ab, welche der gute Geschmack und die gesunde Vernunft vorzeichnen.

4) Ausflüge nach der Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, und 5) nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In den meisten dieser „Ausflüge“ gewähren besonders die Besuche in den Ateliers der bedeutendsten Meister ein großes Vergnügen.

Vorstehendes wird hinreichen, sich einen Begriff zu machen von dem reichen Inhalte dieses Bandes, welcher überdem noch 61 meist vortreffliche Holzschnitte, Steinbrüche und Kupferstiche enthält und von einem Hefte in größtem Folio begleitet ist, mit 14 ausgezeichnet schönen Kupferstichen und Steinbrüchen.

Was endlich die deutsche Übersetzung betrifft, so läßt sich von ihr nicht rühmen, was von der des ersten Bandes gelten darf: daß sie sich wie ein Original lesen lasse. Auch ist sie nicht ohne sinnverwirrende und entstellende Ausdrücke, von welchen nur die beiden folgenden hier angeführt seien. S. 157: „Jeder kann selber schauen und richten“ (jager, hier urtheilen, da unserm edeln Verf. nichts mehr zuwider ist als eben das richten). S. 511: „durch die Farbe, die er bloß mit Hülfe des Bleistifts hervorzubringen weiß, und durch kräftigen und festen Pinselstrich.“ Was soll man sich dabei denken? Im Original ist alles deutlich: „par la couleur, qu'il produit avec le simple secours du crayon, et par la vigoureuse fermeté de la touche.“

Nachdem nun über jeden dieser drei stattlichen Bände, als über ein auch für sich Bestehendes, in diesen Blättern berichtet worden ist, wollen dieselben auch als ein nunmehr vollendetes Ganze nach Verdienst näher betrachtet sein; und da drängt sich denn der große Reichthum sowohl des Inhalts als der Ausstattung auf: wir erhalten mehr oder weniger ausführliche Nachricht von weit über 2000 Künstlern neuerer Zeit, mit einer meist vollständigen Nachweisung ihrer Werke, von denen uns 286 bildliche Darstellungen, in sehr ausgezeichneten Kupferstichen, Holzschnitten und Steindrucken von verschiedenen deutschen, französischen und englischen Meistern mitgetheilt werden. Dabei sind Papier und Druck von seltener Schönheit und letzterer durch höchst geschmackvolle Initialarabesken noch ganz besonders ausgezeichnet. Diese äußere Eleganz, dieser ungewöhnliche Aufwand in der Erscheinung, wird aber weit übertroffen durch die das Ganze belebende sittliche Grazie in Betrachtung der Kunstwerke, durch den überall sich gleichbleibenden feinen, gewandten Witzton; durch die so willig bereite Sympathie und die so billig beurtheilende Kritik; durch die lebenswürdigste Bescheidenheit bei sehr durchgebildetem Urtheile und durch jene Urbanität, welche die schönste Blüte der höhern geselligen Bildung ist. Man fühlt bei diesem Buche das so ganz eigene Wohlbehagen einer wahrhaft vornehmen Gesellschaft, in welcher nichts die Anmuth der Unterhaltung stört, weil sie sich nur in gegenseitiger feiner Aufmerksamkeit und nur in den gefälligsten Formen bewegt. *)

Wenn der Verf. seinem Werke den Titel „Geschichte der neuern deutschen Kunst“ gegeben hat, so geschah dies keineswegs aus Anmaßung oder Überschätzung, sondern nur im ersten Enthusiasmus seines großen Vorhabens; auch entspricht der erste Band jener Aufschrift noch am meisten. Wie bescheiden und klar der Verf. selbst sein Werk beurtheilt, sehen wir aus folgenden Stellen des dritten Bandes. S. 421:

Ich verweise meine Leser auf das Nagler'sche „Künstler-Lexikon“, welches ungleich vollständiger ist als mein Buch. Der Verfasser desselben hat aus allen Quellen geschöpft: ich aber hätte gern Alles selbst gesehen und nach eigener Ansicht beurtheilt. . . . aber ich habe nun einmal nicht Alles gesehen und also auch nicht immer nach eigener Ansicht urtheilen können. Ich habe zu viel unternommen, um Alles ausführen zu können. Ich bitte daher die Kunstwelt und das Publicum um gütige Nachsicht. Ich hatte mir übrigens weit mehr die Aufgabe gestellt, von der künstlerischen Bewegung der neuern Zeit ein Bild zu entwerfen und den Charakter derselben zu bezeichnen, als dem Leser ein vollständiges Namens- und Gemäldeverzeichnis in die Hände zu geben.

S. 457:

Ich wollte meine drei Bände keineswegs mit Axiomen anfüllen, sondern nur von meinen Eindrücken Rechenschaft geben.

S. 526:

Mein Buch ist nur eine Zusammenstellung von Eindrücken und ich würde mich glücklich schätzen, wenn diese Eindrücke, wie irrig sie übrigens sein mögen, eine Kritik hervorgerufen hätten, welche die Wahrheit zu entscheiden und ihr den Sieg zu sichern vermöchte.

Es wird also nur eines Wortleins bedürfen, um die-

sem bedeutenden Werke seinen vollständigen Titel zu geben. Mit- und Nachwelt haben dem edeln Verf. ein Hauptwerk zu danken: „Zur Geschichte der neuern deutschen Kunst“, welches jeder Bibliothek zu großer Zierde, jedem Leser aber zu köstlicher Unterhaltung und vleischer Belehrung gereicht. Wilhelm Körte.

Romanenliteratur.

1. De Braha und sein Schwert. Historischer Roman aus dem Hussitenkriege in zwei Theilen von Bernhard Pfeil. Hamburg, Verlagssohn. 1842. 8. 1 Tbl. 10 Ngr.

Der Roman behandelt das schandvolle Leben des Abtes de Braha vom Kloster Bradomir zu Prag. Die Farben des Gemäldes sind etwas stark aufgetragen; sie sind deshalb, wenn auch sicherlich nach der Natur, doch nicht immer schön. Es war zur Zeit, als in Böhmen der Hussitenkrieg ausbrach, daß die reformatorische Partei in Prag von den gedungenen Mordmördern dieses Abtes heimgesucht wurde und einzelne Reichen, deren er habhaft werden konnte, in den Gefängnissen seines Klosters zur Ehre und zum Heile des sinkenden Papstthums auf eine grausame Weise verendete. Sein williges und brutales Werkzeug, womit er seine Opfer zu treffen und die Nachrichten über die fortschreitende Bewegung einzuholen wußte, war ein fanatischer Pole, Namens Tschaski, dessen schöne Tochter er einst geschändet und gemordet hatte, während er den Vater überredete, daß es ein anderer, ehrbarer, aber von ihm gehasster Mann, ein Dr. v. Hasenau, gewesen. Natürlich wendet sich nun die ganze Wuth des Polen gegen den vermeintlichen Mörder seines Kindes: er will ihn mit dessen erwachsenem Sohne, Wladislaus, unter den ausgesuchtesten Qualen hinstrecken. Eine andere Schandthat hatte der Abt in seiner Jugend begangen, indem er für Geld einem Mädchen die Unschuld raubte, das mit dem Sündenlohne ihrem sterbenden Vater auf dem Todtenbette Pflege und Erleichterung verschaffen wollte; die Verzeihung des Mädchens über diesen Schritt wußte er aber ferner zu benutzen, die Verlassene gänzlich zu verderben und zu einem völligen Werkzeuge seiner Lüste und seiner Pläne zu machen: sie mußte zu diesem Zwecke endlich Priorin vom Kloster Kyzell werden. Indessen ließ es das erwachende Gewissen der Priorin Sabina nicht zu, sich als ein unbedingtes Werkzeug des Abtes brauchen zu lassen. Als die Hussiten die bedeutendsten Klöster von Prag und auch das seine zerstörten, verweigerte ihm sogar Sabina den Zutritt in dem ihrigen. Die Folge davon war, daß er sie auf das grausamste mit eigener Hand ermordete. Mit dieser Frau hatte der Unmenschen aber auch eine Tochter gezeugt, Lubmilla, die er insgeheim vom einem prager Bürger erziehen läßt: und als das schöne und tugendhafte Mädchen für seine Machinationen reif ist und ihren Pflegevater entbehren kann, so entführt er die Tochter und vergiftet den Pflegevater. Die beiden, für sich bestehenden Intriguen hat der Verf. dadurch zu verbinden und zu verschlingen gewußt, daß er alle Personen des Romans bei der Herzengangelegenheit, die den Sohn Hasenau's, Wladislaus, mit Lubmilla verbindet, theilhaftig. Als der Untergang der Liebenden nahe ist, den ihnen die Wuth des Polen und die List des Abtes zugebracht hat, erfährt der unglückliche Tschaski, daß der Mörder und Ehrenräuber seiner schönen Tochter kein Anderer als der Abt selbst gewesen; die Rachemuth Tschaski's wendet sich nun auch ungesäumt gegen den Mörder. Er erwürgt den Abt und wird so zum Richtschwerte desselben, der sich seiner so oft zum tödtlichen Instrumente bediente. Obgleich wir nicht selten wünschen möchten, daß sich der Verfasser mehr auf die gründliche Entwicklung einzelner Charaktere und weniger auf die Verwicklung der Intriguen verlegt hätte, so müssen wir ihm doch nicht allein ein entschiedenes Talent für die Darstellung, sondern auch Geist und Bildung genug zugestehen, die

*) Ich habe hier besonders das französische Original im Auge.

einzelnen Thatfachen und Charaktere seiner Erzählung unter einem höhern Gesichtspunkte aufzufassen und den Leser auf diesen Gesichtspunkt zu leiten. Mögen auch diese Greuelgeschichten der alten Chroniken nur ein geringes ästhetisches Interesse besitzen, so haben sie das Praktische, daß sie uns in dem Zeitalter, wo man so gern auch in Deutschland die Klöster und das Gefolge des römischen Stuhls zu Ruin und Frommen der Heiligen herstellen möchte, zeigen, welche jesuitische Brut die Anstalten der Verschauung und Frömmigkeit in ihrem Schooße erziehen.

2. Das Tiroler Bauernspiel. Charaktergemälde aus den Jahren 1809—16. Zwei Bände. Magdeburg, Bausch. 1841. 8. 2 Thlr.

Es ist in dem vorliegenden Romane weniger darauf abgesehen, die einzelnen Scenen des tiroler Aufstandes darzustellen, als vielmehr eine Reihe von Skizzen zu entwerfen, in denen sich sowohl die einzelnen, bedeutenden Persönlichkeiten des heldenmüthigen Kampfes, wie auch der eigenthümliche Charakter des ganzen Volks abspiegelt. Den Verfasser hat für diesen seinen Zweck ein außerordentliches Talent der Charakteristik, und dieses scheint überdies um so mehr ausgebildet, als derselbe wahrcheinlich ein Maler ist. Wir vermuthen ferner nach seiner innigen Bekanntschaft mit den tiroler Sitten, Gebräuchen und der Mundart, daß er in seiner Dichtung das eigene Vaterland beschreibt. Eine sehr künstlich angelegte Familiengeschichte, die vielfache Gelegenheit gibt, das häusliche Leben der Tiroler zu schildern, bildet den rothen Faden, an welchen sich die einzelnen Vorfälle im Lande und die Unternehmungen der Anführer reihen. Mit den Ereignissen im Frühlinge 1808 hebt der Verf. an. Tirol hatte von dem Bruche zwischen Oesterreich und Frankreich die Kunde vernommen, die Proclamation Hormayr's hatte die Gemüther des Volks aufgeregt und die allgemeine Insurrection wurde allenthalben besprochen und beschlossen. Der Verf. führt uns in die Versammlungen der tapfern und an ihrem Kaiser hängenden Bauern und enthüllt uns die ganze einfache schlichte Wirklichkeit, mit welcher die hervorragendsten Persönlichkeiten unter ihren Brüdern und Landesgenossen den Aufstand organisirten. Andreas Hofer, der Sandwirth, ein biederer, fest auf Gott und seinen Kaiser vertrauender Mann, der mutthige, aber kluge Spedbacher, der fanatische Kapuziner Joachim Haspinger, der Charakterfeste Peter Rayer, alle diese der Geschichte anheimgefallenen Männer treten allmählig kurz, aber schlagend geschildert hervor. In zweiter Linie befinden sich eine Menge edler und tapferer Tiroler, die uns zum Theil weniger bekannt sind, die aber sicherlich auf geschichtlichem Boden stehen; die großen Thaten, die sie ausgeführt, die Opfer, die sie gebracht, ihr treuer heldenmüthiger Patriotismus hat nur kein anderes Ansehen als die schlichte Tradition, welche sich von ihnen im tiroler Lande von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und bald ganz verlöschen wird. Unter diese Männer rechnen wir den Adjutanten Spedbacher's, den Joseph Preßhalter, einen herrlichen, echt deutschen Jüngling, der Dichter möge nun sein Bildniß ausgeschmückt haben oder nicht. Ihm steht nicht unwürdig zur Seite der Bauer Brennauer, ein Mann von schlichten Sitten, arm, aber voll Muth, Tapferkeit und gutem Humor. Wir finden ihn, wie er eine Bauernkomödie, die heilige Barbara, dichtet; denn obgleich er schon ein gereifter Mann, so liegt er doch noch gern seiner gewohnten Kunst ob, zum hohen Vergnügen seiner Landsleute dergleichen Schauspiele zu dichten und deren Aufführungen, das „Spiel“, an Festtagen zu leiten: er wird darum „Saulwatter“ genannt. Hofer selbst ruft diesen herrlichen Bauer zum Kampfe ab. Wie das ganze Land vom 11.—13. April nun unter der Anführung von Hofer und Spedbacher erobert, die Baiern gefangen genommen, und dem Feinde die Verbindung mit Italien und Deutschland abgeschnitten wird — dies wird von dem Verf. mehr berichtet als dargestellt: nur einzelne Befehle und Thaten, in welchen sich der Tiroler ganz besonders abhebt, hebt er näher hervor. Mit großer Kunst zeichnet er auch in einzelnen Subjekten denjenigen Theil des Volks, der durch Noth oder Lust

der Sache des Vaterlandes kein höheres Interesse, als die Demüthigung des Hochgestellten und die Vererbung des Reichthums abgewinnen kann. Die größten Städte des Landes, besonders Innsbruck, mochten solches Gefinzel an den Tag bringen, das hier in der Person eines Brantweinbrenners und eines Schneiders vortreflich dargestellt wird. Nach der Niederlage der Kaiserlichen bei Regensburg fallen die Baiern in Tirol ein und verwüsten besonders die Dörfer und Höfe durch Brand und Mord. Chasteler erleidet bei Würzel durch die Übermacht des Feindes eine Niederlage und zieht sich an den Brenner zurück. Der Sandwirth führt ihm hier seine Bauern zu und diese tragen wesentlich dazu bei, daß im Mai 1809 in der Umgebung von Innsbruck der Feind geschlagen und wiederum aus dem Lande getrieben wird. Wir hätten gerade hier gewünscht, der Verf. wäre einen Augenblick auf die Thatfachen näher eingegangen und hätte Gelegenheit genommen, Hofer's anschaulicher zu charakterisiren, als es in der That geschieht. In der Unterredung der Häupter des Bauernaufstandes legt er dem Haspinger die Charakteristik Hofer's in den Mund, ein Verfahren, das wir dem Verf. um so weniger vergeben, als er oft minder wichtige und interessante Personen viel gründlicher behandelt. Die Thatthat des tiroler Volks, das unter Anführung Hofer's Trient und den Grafen Leiningen rettet, wird gänzlich übergangen. Um so mehr sucht aber der Verf. den Eindruck hervorzuhoben, den unter den Tirolern die Kunde von dem Waffenstillstande von Znaim machte. Die Enttäuschung, die Besorgniß und das Unglück ist allgemein; von allen Seiten bringen im Anfang August 1809 die Feinde in das Land. Nochmals vereinigen sich unter den Anführern Spedbacher, Hofer und Haspinger die heldenmüthigen Bauern und treiben in einer zweiten Schlacht bei Isel, in der Nähe von Innsbruck, den Feind aus dem Lande. Aber alle diese Tapferkeit, alle diese Opfer eines hingebenden und heldenmüthigen Nationalcharakters sind nicht im Stande, den großen Lauf der Weltbegebenheiten zu hemmen, und der im October zu Wien geschlossene Friede überliefert die treuen Tiroler und das verwüstete Land dem Feinde. Der Verf. schließt seine Darstellungen mit einer schönen und versöhnenden Scene, indem er die Zeiten der Fremdherrschaft überspringt und uns ins Jahr 1816 versetzt, wo am 30. Mai der Kaiser Franz die Huldigung seiner treuen Tiroler aufs neue empfing. Der Held und Dichter, der Bauer Brennauer führt bei dieser Gelegenheit sein Schauspiel „Die heilige Barbara“ vor dem versammelten und fröhlichgetrunkenen Volke auf. Alte Freunde und Waffengenossen, die sich längst todt geglaubt, treffen sich hier und finden dabei Gelegenheit, die Wirren ihrer eigenen Vergangenheit glücklich auszugleichen.

3. Die Jüdin von Toledo. Historische Novelle aus dem 9. Jahrhundert von Eduard Ferrmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die sehr schön erzählte Novelle zerfällt in eine Reihe von Epikoden, in denen das Schicksal der reizenden Prinzessin Zuleika den Mittelpunkt bildet. Im J. 886, als in Spanien die Araber unter dem Könige Mohammed herrschten, war die Stadt Toledo in offener Empörung begriffen und wurde besonders von einem andern mächtigen Ufurpator des einen Theiles des Reiches, von Calib, unterstützt. Die Toledaner hatten sich sogar mit Alfons dem Großen verbunden, von dem sie in gleicher Weise ein Heer von 4000 bewaffneten Christen unter der Anführung des Ritters Roderigo de Perez zur Unterstützung zugesandt erhielten. Nachdem Mohammed gestorben, gelang es endlich unter unzähligen Kämpfen seinem Sohne und Nachfolger, Almondhir, und dessen brüderlichem Feldherrn, Abbala, Toledo wiederzugewinnen und den Calib zu tödten. Zu Toledo wohnte während dieser unruhigen Zeiten ein Jude, der eine schöne Tochter, Namens Recha, besaß, die den Christen Roderigo heimlich liebte, aber auch zugleich von Abbala, und mit aller Noth eines Barbaren nicht minder von Calib begehrt wurde. In einer Reihe von verwickelten Begebenheiten sieht sich indeß der alte jüdische Arzt genöthigt, die Entdeckung von

dem wahren Ursprunge seiner schönen Tochter zu machen. Derselbe wurde einst zu dem Könige Mohammed bei nächstlicher Stelle beschicken und erhielt den Befehl, der schönsten und geliebtesten Gemahlin des Königs, welche die Treue gebrochen hatte, die Thoren zu öffnen und das Kind derselben zu tödten. Er erfüllt diesen grausamen Auftrag, rettet aber auf Bitten der unglücklichen und in der That unschuldigen Athara das Kind. Der Zorn des Königs läßt ihn dafür seine eigenen Kinder und sein Weib tödten; aber der Jude behält dennoch die kleine unschuldige Fürstentochter, erzogt sie unter dem Namen Recha in seiner Religion und das Mädchen ist der Stolz und die Freude seines Alters. Abdala, der sich verwundet in dem Hause des Juden aufhält, liebt Recha, wirbt um sie und ersährt endlich aus dem Munde seines Wohlthäters, daß Recha seine süßliche Schwester, die todtegelaubte Zuleika, die Tochter seiner lieblichen Mutter sei. Recha wird nun an den Hof von Gorbava gebracht und gewinnt durch ihre Anmuth und ihren bezaubernden Liebreiz Aller Herzen, auch das ihres königlichen Bruders Almondhir. Nur die Prinzessin Saïda haßt dieselbe, denn Saïda liebt Don Rodrigo ebenfalls und wird von ihm nicht erhört. Saïda beschließt darum den Mord Zuleika's; allein der böse Anschlag kostet ihr durch Zufall das eigene Leben und Rodrigo und Zuleika feiern nach mancher Prüfung, nach mancher tödtlichen Gefahr den Bund ihrer treuen und reinen Liebe. Die Novelle erhält überdies einen eigenen Reiz durch die Menge arabischer Worte, die einen eigenthümlichen Wohlklang besigen und von dem kundigen Erzähler in fortlaufenden Notizen erklärt werden.

4. Novellen und Erzählungen von Karl Töpfer. Hamburg, Niemeyer. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dr. Töpfer hat jeder dieser kleinen anmuthigen Erzählungen bald das Interesse der Spannung, bald das einer schlagenden moralischen oder psychologischen Pointe zu geben gewußt. „Der unbefindliche Gast“ veranschaulicht die Wahrheit, daß ein Zaubertrank, welches uns in dem Innern unsers Nächsten dessen wahrhaftige Gedanken und Gefühle durchschauen ließe, unsern entscheidendsten und wichtigsten Handlungen gerade die entgegengesetzte Direction geben müßte. „Der Tanzes-Zauber“ erzählt in munterm Humor, wie die Lockung des Tanzes bei Liebenden Herzen leicht Verwirrung und Entfernung bewirkt, die nur eine tiefe und aufrichtige Reizung wiederum zu beseitigen vermöge. „Die Todtenhand“ ist eine jener pikanten Anekdoten aus den Acten der pariser Polizei, in welchen das Wunderbare und Unerklärliche wahrscheinlich in einem unentdeckten Verbrechen der zunächst stehenden Personen seinen Grund gehabt hat. In der längern Novelle „Der Schuß“ führt uns Dr. Töpfer in die Gesellschaft der arbeitenden Classen und stellt uns in einer Reihe zwanglos hingeworfener Bilder die Überzeugung fest, daß tiefe, reine, hinopfernde Liebe auch da anzutreffen sei, wo Mancher nur Rohheit oder Gefühllosigkeit anzutreffen glaubt. „Die Liebe im Souffleurkasten“ erzählt von einem jungen und lustigen Bergknecht, der sich sein Weibchen dadurch gewinnt, daß er sich entschließt, bei dem plötzlich eingetretenen Tode eines Souffleurs das Amt desselben zu übernehmen und einer jungen und schönen Schauspielerin, welche die Jungfrau von Orleans spielt, zu souffliren. Gerade weil er sein freiwilliges Amt schlecht versteht und die Jungfrau im entscheidendsten Momente stutzen läßt, gibt ihm das Schicksal dieselbe zur Frau. „Blutiges Wiedersehen“ ist eine spannende Anekdote aus der französischen Revolution; und in den „Intriganten“ bestraft Ludwig XIV. einen holländischen Gesandtschaftssecretär, weil er seine Regierung an das französische Cabinet ohne Aufforderung verrathen hatte. Die französischen wie deutschen Organe der Hierarchie und des Ultramontanismus beweisen täglich mehr, wie sie ihre alte Sprache und ihre Verheerungen gegen den Protestantismus immer unverkümmerter und heftiger hervortreten lassen, je mehr die politische und geistliche Aufklärung der Völker die confessionellen Unterschiede auszugleichen und zu vermitteln strebt. So sagt der französische „Univers“, indem er das vom französischen Ministerium gegebene Versprechen, die katholische Kirche, l'Assomption, zu Paris dem deutschen Lutheranern zu überlassen, anzeigt: daß der Minister durch diese Unterzeichnung ein Sacrilgium begangen und sich einer ruchlosen Entweihung des geheiligten Orts schuldig gemacht habe; eher hätte man sollen den Protestanten die neuerrbaute Magdalenenkirche überlassen, als denselben einen Tempel überliefern, welcher der Verehrung des wahren Gottes geheiligt sei. Welche Verwürfnisse, welche grelle und unverdöhlliche Gegensätze muß ein solches, vielgelesenes Organ in einer ohnedies politisch gespaltenen Gesellschaft hervorbringen und nähren; und was Alles hat der Protestantismus zu erwarten, wenn er diesem unverdöhllichen Feinde, wie es oft den Anschein hat, nur irgend wie Concessionen macht. 8.

Bibliographie.

Abami, F., Alt- und Neu-Wien. Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitten. 1stes, 2tes Bändchen. 8. Wien, Haubergers. 1841. 25 Ngr.

Album der Wohlthätigkeit durch Beiträge der vorzüglichsten Dichter und Künstler. Herausgegeben von J. Bach. 2ter. 8. Wien, 1841. 3 Thlr. 17½ Ngr.

Angely, E., Baudenkmale und Lustspiele. 1ster Band. Mit 1 Genrebild. 8. Berlin, Kiemann. 15 Ngr.

Arndt, G. W., Das Turnwesen nebst einem Anhang. 8. Leipzig, Weidmann. 12 Ngr.

Bomhard, G. u. A., Symphonie. Von der Würde der weiblichen Natur und Bestimmung. 3te verbesserte Auflage. 16. München, Franz. 1841. 20 Ngr.

Bärkner, K., Christian Günther. Scenen aus einem Dichterleben. 8. Leipzig. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Cassander, G., Das Zeitalter Dilettanten (Gregors VII.) für und gegen ihn. Aus zeitlichen Quellen. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr.

Cornelius, B., Schill und seine Schaar. Ein Bändchen, aus dem Volke und für das Volk geschrieben. Mit 4 Stahlstichen. 16. Berlin u. Stralsund, Cornelius. 15 Ngr.

Die Extreme. Novelle von dem Verfasser einer Alltagsgeschichte. Aus dem Dänischen von A. von Keltzsch. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerken, Clara von, Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1838 bis 1840. In Gesellschaft des Ritters Franz Anton von Gerken unternommen. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Glaubenszwang. Gr. 8. Leipzig, Schumann. 7½ Ngr.

Henke, G. C., Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen u. 1ste Lieferung. 12. Sangerhausen, Rohland. 10 Ngr.

Hoffmann, J. G., Über das Verhältniss der Staatsgewalt zu den staatsrechtlichen Vorstellungen ihrer Unterthanen. Eine in der königl. Akademie der Wissenschaften am 29. October und 5. November 1840 gelesene Abhandlung. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 1841. 15 Ngr.

Juden, F., Geschichte der Deutschen. 1ster Band. Gr. 8. Jena, Euben. 1 Thlr. 26½ Ngr.

Pöhl, A. F. E., Die Geschichte Preussens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 3te verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von A. Ramshorn. Gr. 8. Leipzig, Brandes. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scheerer, A., Fortunat. Ein Gedicht in zehn Bildern. Gr. 8. Leipzig, Hartung. 20 Ngr.

Das Weltgericht. Ein Freiheitlied in drei Epochen. 12. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Souvenirs du lieutenant-général comte Mathieu Dumas de 1770 à 1836, publiés par son fils. Drei Bände. Paris 1839.

Das militärische und politische Leben des Generals M. Dumas umfaßt einen Zeitraum von 66 Jahren; dessen Anfang gehet somit noch der vorwaltenden Herrschaft der Bourbons an, während das Ende die Julirevolution überragt. Die Erinnerungen aus diesem Leben aber gewähren dem Leser ein um so größeres Interesse, als auf dessen mannichfaltigen Wandlungen die großen historischen Ereignisse, deren Zeitgenosse die betreffende Person war, Einfluß äußerten und selbst durch sie herbeigeführt wurden, indem eben diese Person bei vielen derselben sehr thätig betheiligt war. Als nämlich die französische Revolution von 1789 ausbrach, zählte Dumas bereits nahe an 20 Dienstjahre und war schon nicht mehr jung. Er hatte als Hochambeau's Adjutant den amerikanischen Befreiungskrieg mitgemacht und namentlich der Belagerung von York-Town 1781 beigewohnt. Lafayette hatte ihn ausgeglichen und Washington hatte ihm Merkmale seiner Freundschaft gegeben. Später sandte ihn der Marschall de Castries nach der Levante, wo er zwei Jahre auf die Schwärze und mit mannichfaltigen Gefahren verknüpfte Erkundung der Küsten des Archipelagus verwannte. Zwei andere kühne Sendungen, nach Holland und nach Deutschland, auf welchen er ebenso viel Besonnenheit als Scharfsinn entfaltete, hatten ihm Ansprüche auf das Vertrauen und die Gunst der Regierung gegeben. Somit war denn Dumas bereits 1790 Oberst vom Generalstabe, Ludwigstritter, Mitglied des Kriegsraths und Director des Kriegsdepot. Zudem war er verheirathet und Familienvater, demnach befand er sich zu dieser Epoche in einer Stellung, die viele als das Endziel ihrer Lebensethätigkeit betrachteten, sich in der Gegenwart glücklich fühlen, ohne Reue über die Vergangenheit und ohne Sorgen wegen der Zukunft.

Indes bricht nunmehr die Revolution in Frankreich aus; die Pariser schmettern mit Kanonenschüssen die Wälle der Bastille nieder; Ludwig XVI. kam von Versailles nach den Tuileries, von dem Misträuen eines bewaffneten Volkes begleitet; der Thron begann auf seinen Grundvesten zu wanken; der Boden erbebt. Dumas glaubte nicht, sich bei den großen Ereignissen theilnahmlos verhalten zu dürfen. Kaum hatte der Aufbruch sein erstes Jähnrausch abgebrannt, so sehen wir ihn seine ganze Thätigkeit dem Dienste der bedrohten Ordnung widmen. Lafayette wird zum Befehlshaber der Bürgergarben ernannt; Dumas entwirft den Plan ihrer Organisation; von ihm rührt der erste Gedanke her, sie Nationalgarben zu nennen. Ein Aufstand bricht in Rouen aus; er eilt hin, ihn zu stillen. Der Bürgerkrieg glimmt heimlich im Süden Frankreichs; Bordeaux, Montauban, Almes, Toulouse stehen in Waffen; drei Provinzen sind im Begriff, miteinander handgemein zu werden. Dumas erscheint in deren Mitte; bald beruhigen sich die Gemüther; sein Muth bejähmt die empörten Städte; sein Ansehen entwirft sie; seine Klugheit stellt in ihren Mauern Ruhe und Frieden her. Nach Paris zurückgekehrt, wartet seiner eine neue Sendung nach den entgegengesetzten Grenzen Frankreichs. Durch die gegenrevolutionären Pläne des ehemaligen Bischofs von Straßburg war die Kreuze des Elsaß erschüttert worden. Dumas begibt sich als königlicher Commissar dorthin und stellt die Ordnung mit Gefahr seines Lebens wieder her. Als endlich Ludwig XVI. gefangen und besetzt von Varennes zurückgebracht wurde, sehen wir denselben Mann in Mitte eines Volksaufstands, der sich um dem königlichen Wogen drängt und unter dem sich nicht selten eine überwältigende und oft feindselige Reue kundgibt; zu Pferde, mit dem Degen in der Hand vor

dem Kutschenschlage. Ein Decret der constituirenden Nationalversammlung hatte ihn beauftragt, die Sicherheit der königlichen Reisenden zu überwachen.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, einen Auszug aus den vor uns liegenden Denkwürdigkeiten zu geben; wir begnügen uns daher ihnen einige Züge zu entlehnen, die den Charakter der Hauptperson am treffendsten bezeichnen. Dumas war ganz zum Soldaten geboren. Auf ihn im vollsten Sinne ist auch die Schilderung anwendbar, die Lafayette von der französischen Armee entwirft, die er an den Grenzen zu jener Zeit befehligte, wo das Innere Frankreichs durch Gefeglosigkeit und Aufruhr zerrüttet ward. Dumas gehörte ihr an; und nur dadurch zeichnete er sich vor dem größern Theile seiner Waffengefährten aus, daß er, ein Sproß des alten Régime und bereits Oberst in dem Augenblicke war, wo so viele Andere, die einst Generale werden sollten, noch den Tornister trugen, von seiner frühern Laufbahn, die ihn mit den größten Namen jenes Régime in Berührung gebracht, eine vollendete Pöflichkeit und eine Feinheit der Sitten bewahrte, um deren willen man ihn als ein wahres Muster der alten französischen Urbanität aufsuchte. Und dies seltsame Verbindeß blieb ihm eigen, bei dem Durcheinander aller Rangabstufungen, bei der blutigen Verwirrung aller Rechte und in Mitte des Gewalts brennender Eidschäften und wilden Ehrgeizes, worin er sich verwickelt befand. Dieser gute Ton überlebte bei ihm alle Trümmer der vergangenen Zeit; und dieses seine äußerliche Betragen maßigte die energische Aufrichtigkeit seiner Meinung und seines Charakters so sehr, daß von Vorurtheilen verblendete Augen ihn oftmals verkannten. Bei dem Allen schätzte sich Dumas von Kindheit an zum Soldaten berufen; und diesem Berufe blieb er treu während seines ganzen Lebens, wenngleich mehr als eine Gelegenheit sich ihm darbot, zu einer andern Bestimmung überzutreten. So versuchte es schon in frühern Jahren ein alter Oheim, Großherzogthum des Capitels von Montpellier, vergebens ihn für den geistlichen Stand durch die Aussicht auf eine reiche Pfründe zu gewinnen. Ebenso wies er im J. 1800 die vom Consul Lebrun angetragene Præfectur der Gironde zurück. Und selbst Napoleon vermochte es nicht, ihn; der sich bereits durch ein nicht unbedeutendes Werk („Précis des événements militaires") einen gewissen literarischen Ruf erworben hatte, als Historiograph seiner Feldzüge an seine Person zu fesseln: Dumas lehnte alle diese glänzenden Anerbietungen ab. Sein Geschmac war der Krieg; seine selbst gewählte Bestimmung war, seinem Vaterlande mit dem Degen zu dienen und in den Reihen jener Armee zu bleiben, deren Veteranen er angehörte und zu deren Organisation er im J. 1792 mitwirkte, wo er einer ihrer fähigsten und geachttesten Offiziere ward. Gleichwol nöthigten ihn gebieterische Umstände während der letzten so ereignisreichen acht Jahre des vorigen Jahrhunderts, womit die große revolutionnaire Periode Frankreichs schloß, einer andern Bestimmung zu folgen.

Anstatt bei der Armee finden wir Dumas am 10. August 1792 in der gesetzgebenden Nationalversammlung, in deren Schooße die Verfassung, zu deren Vertheidigung sie berufen war, noch vor ihr zu Grunde ging. Als an jenem verhängnisvollen Tage noch die Donner der Artillerie, als die des Geschüßes, das Königthum zerschmettern, widerstand derselbe dieser zioiefachen Zerkürnung. Man liest in den Erinnerungen seine warme und edle Erwiderung auf Vergniaud's Rede über die Gefahren des Vaterlandes und entnimmt daraus, daß, besaß er auch die Berechtigung eines gebildeten Geistes und eines redlichen Herzens, er gleichwol seinem Gegner nicht gewachsen war, den die Begeisterung der Leidenschaft und des Genies hinriß. Vermochte indeß Dumas nicht, 1792 den Thron zu retten, so

war ihm dennoch eine schöne Rolle während der acht Jahre überwiesen, wo ihn sein Risikogeschick mit allen innern Leiden und Bedrückungen des republikanischen Frankreichs in unmittelbare Berührung brachte. Es war dies die Rolle des redlichen Mannes, der muthig bei seinen Meinungen beharrt: eine Rolle, die in den Zeiten politischer Krisen und Gefahren am Schwersten durchzuführen ist und deren Wechselfällen sich zu unterziehen wol nur Wenige geneigt sind. Dumas gibt die Statistik der gesetzgebenden Versammlung an, als sich dieselbe auflöste. Sie bestand, der politischen Meinungseinstimmung nach, aus folgenden Bruchtheilen, nämlich: aus 230 Republikanern, Girondisten oder Jakobinern; aus 160 constitutionellen Royalisten und endlich aus 246 Individuen, die gar keine bestimmten Meinungen hatten und sich nicht aussprachen, sohin Leute waren, die das Gesetz Colons mit dem Tode bestraft haben würde, die aber in Frankreich das Vorrecht genossen, in Mitte der Gefahren des Thrones und der Freiheit, ruhig und unangefochten zu leben. Den größten Bruchtheil der Versammlung bildeten demnach Menschen, die in dem Augenblicke der stärksten Aufregung, wo das Heil des Staats auf dem Spiele stand, wo die dringendsten, gebietendsten und entscheidendsten Fragen zu lösen waren, gar keine Meinung äußerten, die nicht gewaltthätig genug waren, um den Vortrieben eines Isnard ihren Beifall zu spenden, noch lähn genug, um ihm den Mund zu schließen, die in unverbesserlicher Gleichgültigkeit zwischen den beiden äußersten Parteien der Versammlung hin und her schwankten und gleichwol an den Tagen der Entscheidung zu jenen Beschlüssen mitwirkten, die der Schreckensregierung den Weg anbahnten sollten. Es war zuweilen einige Ehre dabei, zum Vorthell der Verfassung, diese dichte und geschlossene Phalanx zu durchbrechen. Dies gelang bisweilen dem General Dumas, der stets auf dem Mauerbruch, auf Seite des Königthums, während jener langen Belagerung stand, die dasselbe bis zum 10. August von seinen Feinden auszuhalten hatte. Sogar nach diesem verhängnißvollen Tage kämpfte er noch für dasselbe; mochte er auch von Neuchâtel bedroht, gehegt und bis in Mitte seiner Amtsgenossen verfolgt werden, so verließ er seinen Posten doch erst nach Auflösung der Versammlung, welche die Auflösung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung nach sich zog. Nunmehr wurde Dumas der Lohn zu Theil, den sein Muth verdiente: er war Einer der Ersten, den der Nationalconvent achtete.

Zwei Jahre später kam, nach unzähligen Leiden, Dumas nach Frankreich zurück. Hatte ihn die Achtung harte Prüfungen bestehen lassen, so fand er unter seinem eigenen Dache nur Elend und Noth. „Bei der ersten Mahlzeit“, erzählt er uns, „bestrebte mich schmerzlich eine Rede der Frau Dumas an ihre Adhären. „Mabemoisselles“, sagte sie ihnen, ich muß Ihnen immer das Klämliche wiederholen: Sie essen zu viel Brod!“ Allein die Verbannung hatte ihn nicht verändert; die Armuth vermochte nicht, ihn zu erschüttern. Ein unheilbarer Constitutioneller, betrat er den politischen Schauplatz gerade wieder so, wie er ihn 1792 verlassen hatte, und schloß sich alsbald wieder den Hoffnungen, Bestrebungen und Mühen der gemäßigten Partei an, zu deren ausharrenden und muthigen Führern er früherhin gezählt worden war. Mit dem 18. Fructidor eröffnete sich für ihn abermals die traurige Laufbahn der Verfolgungen. Er hätte es verhindern können; allein er wollte es nicht, weil die Mittel, die man zu seiner Verfügung stellte, seine Rechthchkeit und sein Gewissen empörten.

Da wir nicht beabsichtigen, dem General Dumas bis an das Ende seiner ruhmwürdigen Laufbahn zu folgen, so wollen wir bei der Katastrophe des 18. Fructidor verweilen, um ihn selbst redend einzuführen. Hierzu aber veranlaßt uns insbesondere der Umstand, daß er dieselbe hätte hintertreiben oder ihr eine ganz andere Entwicklung bereiten können, wosfern er nicht ein so unebungsamer und strenger Moralist gewesen, daß er den Triumph, selbst der gerechtesten Sache, nicht um den Preis des Bluts erkaufen mochte. Zudem hat der Verf. das Recht, mit der Verteidigung seiner großmüthigen Maximen gehört zu werden;

wir schließen daher den seinen „Souvenirs“ gewidmeten Artikel um so passender mit dem folgenden Citat, als dasselbe mehrere höchst interessante Aufschlüsse über das wichtige Ereigniß erteilt.

„Als ich einige Tage vor dem 18. Fructidor gegen Abend nach Paris zurückkam“, erzählt Dumas, „begegnete ich Herrn A. . . ., einem Manne von Verstand, der aber zu Denjenigen gehörte, die, hegen sie auch gute Gesinnungen, mit einem gesunden Urtheil gepaart, doch wenig Charakter besigen, daher den Umständen nachgeben, alle Gesellschaften besuchen und niemals andere Rollen als die des Zuschauers spielen wollen. Ich war in der großen Welt zum öftern auf ihn gestoßen; er war in den Bureau der allgemeinen Polizei angestellt gewesen, hatte viel Bekanntschaft mit Barras und noch mehr mit einigen Frauen seines Stils. „Ich treffe Sie gerade zur rechten Zeit“, sagte er mir; „ich habe den gestrigen Abend und einen Theil der Nacht bei Barras zugebracht. Es wurde in dieser Versammlung sehr ernstlich Rath gepflogen, ob man etwa 40 Mitglieder beider Kärthe erwürgen lassen, oder sich darauf beschränken sollte, Guch nach Capenne zu deportiren. Mehrere bestanden auf jener rüchzigten Maxime, daß nur die Todten nicht wiedertommen; endlich aber scheint der Entschluß, Guch alle zu deportiren, vorwiegend geblieben zu sein. Sie können dies als gewiß annehmen; treffen Sie daher Ihre Anstalten.“ Ich dankte ihm und begab mich nach dem Pavillon Marfan, wo meine bereits versammelten Amtsgenossen beschäftigt waren, die immer mehr beunruhigenden Gerüchte einzusammeln und ihre größere oder mindere Genauigkeit zu erwägen. Wir waren am 15. Fructidor; gegen 10 Uhr Abends meldete mir der Quissier, daß man nach mir frage und mich ersuche, wegen einer sehr dringenden Angelegenheit herauszukommen. Ich finde im Vorzimmer den Obersten A. . . ., Commandanten des Bataillons der Nationalgarde von der hatte des Moulins, einen feurigen und uns ganz ergebenen Mann. „Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen“, sagte er mir; „jedoch müssen wir allein sein; haben Sie genug Vertrauten zu mir, um mich zu hören, mit mir in den Garten herunterzugehen?“ Ich folgte ihm; er führte mich unter die Bäume, an den abgelegtesten Ort, unterhalb der Terrasse, auf der Seite der Seine und sprach zu mir Folgendes: „Sie haben nur noch einen Augenblick; Sie können die Frevelthat nicht bezweifeln, die man gegen Ihre Person im Schilde führt; ich schlage Ihnen vor, sich diese Nacht die beiden Directoren Barras und Rewbell vom Halse zu schaffen; ich bin gewiß, sie umbringen zu lassen, und wegen der Folgen keinesweges in Sorgen, sofern Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie auf der Tribune des Rathes der Alten erklären wollen, Sie hätten, um die Republik zu retten, den Angriff befohlen. Sie werden alsdann zwei andere Directoren ernennen und alles übrige wird gehorchen.“ „Sie schlagen mir vor“, antwortete Dumas, „einen Mordmord zu befehlen? Sie nennen das einen Angriff? Allein vorausgesetzt, der Bürgerkrieg sei erklärt, welche Mittel würden Sie haben, einen solchen Angriff auszuführen?“ „Ich habe“, sagte er mir, „hundert Tapfere, ebenso entschlossen als ich bin; der Angriff ist leicht und wir laufen wenig Gefahr. Das Directorium hat keine andern Vorsichtsmaßregeln getroffen, als ein Piquet von 25 Mann am Thore des Palaistes Luxemburg zu haben. Sie wissen, daß die Arcaden rechts und links des Thores offen und nur etwa vier bis fünf Schuß über der Straßensfläche erhaben sind. Wir werden diese Arcaden ersteigen und die Wache rückwärts von beiden Seiten des Porticus angreifen; das Piquet wird unversehens überfallen und in den Hof oder in die Straße zerstreut werden. Während des Gefechts werden Einige von uns, sich rechtsab vom Porticus wendend, Rewbell in seinem Gemache des Erdgeschosses ergreifen und erdolchen; einige Andere werden die Treppe links vom Porticus hinaufgehen in das Gemach Barras' im ersten Stock. Ich stehe Ihnen dafür, daß, bevor noch im Kleinen-Luxemburg und in der Caserne der Directorialgarde irgend Alarm gemacht wird, Rewbell und Barras nicht mehr bei Leben sein werden. . . .

Nicht ebenso leicht könnten wir in das Gemach von Carevellere gelangen, der im Kleinen-Luxemburg über Garnot wohnt, weil die Cafetiere in der Nähe ist.“ „Gott bewahre mich“, sagte ich ihm, „daß ich zu einem Mordmord, beträfe es den größten Verbrecher, ermächtigen oder solchen auch nur zulassen möchte. Übrigens ist Ihr Project unsinnig. Weiß ich denn nicht, daß es unter den Umständen, worin wir uns befinden, unmöglich ist, eine solche Anzahl von Männern zusammenzubringen, die entschlossen genug wären, ein so verwegenes Unternehmen zu wagen.“ „Weil Sie es bezweifeln“, antwortete er mir, „so sprechen Sie mit lauter Stimme das Lösungswort aus: Familie!“ Ich that es und augenblicklich wurden wir von Männern umringt, die sich hinter den Säulen versteckt gehalten hatten. Die Dunkelheit verhinderte mich, ihre Zahl zu beurtheilen. Sie beobachteten tiefe Stille. „Run denn“, sagte ich zum Obersten R...; „ich bin zufrieden; wir wollen fortgehen.“ Auf dem Rückwege nach dem Pavillon Marfan dankte ich ihm für seinen Eifer, und suchte ihn von seinem entsetzlichen Vorhaben abzubringen, indem ich es ablehnte, auf irgend eine Weise, weder für meine eigene Rechnung, noch im Namen meiner Freunde, die verbrecherische Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Ich muß befügen, daß Kaiser Napoleon, der von diesem Abenteuer, ich weiß nicht auf welchem vertraulichen Wege, etwas gehört hatte, mich veranlaßte, ihm alle näherumstände desselben zu erzählen, und mir hierauf sagte: „Sie sind ein Schwachkopf; Sie verstehen sich nicht auf Revolutionen.“ 38.

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit von Wilhelm Wachsmuth. Fünfter Theil. Leipzig, Vogel. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr. *)

Wenngleich es der Zweck d. Bl. verlangt, die literarischen Erzeugnisse der Gegenwart unmittelbar nach ihrem Erscheinen zu besprechen, so hofft Ref., welcher durch andere Geschäfte bisher verhindert war, dem ihm gewordenen Auftrage nachzukommen, daß es durch den Gehalt dieser „Europäischen Sittengeschichte“ gerechtfertigt sein werde, wenn er auch jetzt noch sich erlaubt, seinen Mittheilungen über die früheren Theile Einiges in Beziehung auf den vorliegenden letzten hinzuzufügen. Es enthält dieser die Sittengeschichte der neuern und der neuesten Zeit, oder der drei Zeitalter des Kirchenstreits, der unumschränkten Fürstenmacht und der Revolution. Daß das Zeitalter des Kirchenstreits allein die erste der beiden Abtheilungen füllt, findet in der noch vorhandenen genaueren Beziehung dieses Ereignisses auf die Gegenwart seine übliche Rechtfertigung, wenn es überhaupt einer solchen bedürfte; dagegen würde es gewiß den zahlreichen Freunden des Werks sehr willkommen gewesen sein, wenn der Verf. der neuesten Zeit eine ebenso ausgeführte Darstellung gewidmet hätte, und wir würden die Beschränkung auf eine Skizze noch mehr bedauern, wenn wir nicht wenigstens einer theilweisen Ausführung derselben in der Bearbeitung der neuesten französischen Geschichte entgegensähen, mit welcher der Verf. die von Herren und Ulert herausgegebene „Geschichte der europäischen Staaten“ herricht. Er mag es allerdings beklagen, daß es ihm nicht vergönnt war, das Material für seine Arbeit durchgehend aus den Quellen selbst zu entnehmen; indes bei der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit nicht weniger auf die neuere Geschichte sich beziehenden abgeleiteten historischen Werke können wir dies nicht als einen erheblichen Mangel betrachten, und das wesentliche Verdienst seiner Arbeit, welches in der Auswahl und Verknüpfung des gesammelten Stoffes bei consequentem Festhalten des einmal aufgestellten Gesichtspunktes, in der Besetzung des Stoffes durch ebenso treffendes als unbesangenes Urtheil und in einer gedrängten und doch lebendig veranschaulichenden Darstellung besteht, wird durch denselben nicht verringert.

Das Zeitalter der Reformation gewährt für die Bearbeitung der europäischen Sittengeschichte einen gleichen Vortheil wie das hierarchische Zeitalter; beiden ist nämlich ein die bedeutendsten Begebenheiten verknüpfender Zusammenhang und Gleichartigkeit in den Zuständen der meisten Länder eigen, und diese Einheit ist im erstern noch größer als im letztern, weil die Reformation in höherem Maße eine geistige und sittliche Macht war als das Papstthum, und viel tiefer als die Kreuzzüge auf die politischen Verhältnisse einwirkte. Durch sie wird der allgemeine Gang der Begebenheiten zu einem in sich genau zusammenhängenden, sich ununterbrochen fortentwickelnden Verlauf, dessen einzelne Abschnitte der Beginn der Reformation, ihre Verbreitung innerhalb und außerhalb Deutschlands, die gegen sie im Zeitalter Philipp's II. gerichtete Reaction und ihre Sicherstellung durch den dreißigjährigen Krieg sind. Die Darstellung dieses Verlaufs mußte zwar in dem vorliegenden Werke dem Plane und Zwecke desselben gemäß sich auf einen engen Raum beschränken, sie kann aber dennoch insofern als eine vollständige bezeichnet werden, als sie kein für die Entwicklung wesentliches Moment unbeachtet läßt, und sie erhält überdies durch die stete Rücksicht auf das gegenseitige Verhältniß zwischen Reformation und Volksthum, zwischen Kirche und Staat einen eigenthümlichen Charakter und Gehalt. Diejenigen Staatsverhältnisse, welche in keiner Beziehung auf den Kirchenstreit stehen, nehmen, sowie sie von untergeordneter Bedeutung sind, auch eine untergeordnete Stelle ein, und allgemeine Bemerkungen über die Umgestaltungen der Politik während des ersten Zeitalters der neuern Geschichte beschließen diesen Abschnitt. Die darauf folgende Charakteristik der gemeinsamen Zustände weist nach, wie dieselben durch die Reformation mittelbar oder unmittelbar bedingt, wie ungeachtet der Verschiedenheit der kirchlichen Systeme doch eine Gleichartigkeit der Tendenzen, eine Übereinstimmung in der Entwicklung vorhanden war, und worin auf dem den kirchlichen Einflüssen entzogenen Gebiete der allgemeine Fortschritt bestand. Recht und Ausbildung der Person im Staate wurde mehr vom Glauben als von der Geburt abhängig, die Stellung der Geistlichkeit wurde überall weit untergeordneter als früher, die Fürstenmacht erweiterte sich in protestantischen wie katholischen Ländern, und sowie diese Erweiterung sich in beiden hauptsächlich in der Gesetzgebung und in der Errichtung von Staatsanstalten, besonders policeilichen, ausspricht, so ist auch der Inhalt jener und den Zweck dieser überwiegend kirchlicher Art. In dem Volksthum hat die Reformation weniger einen neuen Gegensatz hervorgerufen als einen schon vorhandenen weiter ausgebildet, indem sie dem sittlichen Gefühl, durch welches ihre Verbreitung nicht wenig begünstigt wurde, auch wiederum eine Kraft gab, welche bei den katholischen bleibenden Völkern um so weniger entstehen konnte, als hier auch die überwiegend sinnliche Weise des Volksthum's widerstrebt. Die Förderung, welche ihr das geistige Leben verdankte, bestand nicht sowol in der Erweiterung des Gebiets einzelner Wissenschaften, sondern vielmehr in allgemeiner geistiger Anregung, in Hervorbringung wissenschaftlichen Ernstes, welchem die Prunk- und Scheinweisheit der Jesuiten gegenübertrat. Die auf materielle Zwecke, besonders Entdeckungen und Coloniegründung gerichtete Thätigkeit steht zwar nur in sehr geringer und zufälliger Beziehung zu der sittlichen und religiösen Bewegung der Zeit, sie gewährt aber durch ihre Lebendigkeit und ihre Folge ein anziehendes Schauspiel. Die specielle Sittengeschichte des Zeitalters des Kirchenstreits beginnt mit der Sittengeschichte Deutschlands, und daß diese ausführlicher als die der übrigen Länder behandelt ist, wird nicht allein durch das besondere Interesse des Verf. und des Lesers gerechtfertigt, sondern noch mehr durch den weithin reichenden Einfluß, welchen Deutschland als die Heimat der Reformation auf das übrige Europa ausübte. Die allgemeine Reichsgeschichte enthält die Geschichte des Verlaufs des doppelten Zwiespalts, welchem dies Land verfallen war und durch welchen die Einheit des Reichs immer mehr aufgelöst wurde, des Zwiespalts unter den Protestanten und

*) Bgl. über den zweiten Theil Beil. 5 d. Bl. f. 1837.

des zwischen diesen und den Katholiken stattfindenden, und so dann die Geschichte der gegen die Reformation gerichteten Reaction; die Darstellung der innern Zustände bildet ein reiches, sorgfältig ausgeführtes Gemälde, welches die mannichfachen, Staats- und Volksleben durchdringenden Einwirkungen der Reformation zu klarer Anschauung bringt. Die kurze Darstellung der Beziehungen der Schweiz zum Auslande und ihrer kirchlichen Verhältnisse schließt sich der deutschen Geschichte wie ein Anhang an. Böhmen nebst Mähren, und Ungarn nebst Siebenbürgen werden zwar in einen Abschnitt zusammengefaßt, aber gesondert betrachtet. Der Gesichtspunkt, unter welchem die Domanen vornehmlich berücksichtigt werden, ist ihr und der ihnen unterworfenen europäischen Völker negatives Verhalten und ihr Gegensatz zur Sitte und Weise dieses Erdtheils. In der Sittengeschichte der beiden Reiche der pyrenäischen Halbinsel ist von besonderem Interesse der Nachweis, wie durch die verderbliche Einwirkung der Staatsgewalt Spanien und seine Bevölkerung zu Grunde gerichtet worden ist. In dem Volksthum Italiens, welches erst im Allgemeinen, dann in Beziehung auf die einzelnen Staaten dieses Landes aufgefaßt ist, sind vornehmlich zwei, zwar sehr verschiedene, aber gleich charakteristische Seiten hervorgehoben, das Wanditenwesen und die Blüte der Rationalistiliteratur. Dem Kampfe des niederländischen Volks gegen die spanische Fremdherrschaft und dem aus denselben hervorgegangenen Zustande ist mit Recht eine besondere Darstellung gewidmet. Frankreich und England geben für die beiden folgenden Abschnitte einen um so reichern Stoff, als die innern Zerrüttungen dieser Staaten wesentlich einer Geschichte des Volksthum angehören und in enger Beziehung zu der vorherrschenden Bewegung des Zeitalters stehen. Bei dem dänischen Staate wird neben der Verbreitung und dem Einflusse der Reformation besonders der Umstand beachtet, daß fast in keinem andern Staate die Zahl der von der Regierung ausgehenden Gesetze und Einrichtungen so groß gewesen ist wie in diesem, und bei Schweden wird neben der kirchlichen Umgestaltung besonders erörtert, auf welche Weise dieses Reich den Charakter eines Kriegersaats erhalten hat. Die Vermehrung der Macht des Adels und die sich gegen die Reformation wendende Reaction sind die wichtigsten, den innern Zustand bedingenden Ereignisse der Sittengeschichte Polens, welcher eine kurze Bezeichnung der Zustände Preussens, Russ- und Russlands angeschlossen ist. Das Volksthum des russischen Reichs, welches den Einwirkungen der Cultur des westlichen Europa fast noch gänzlich verschlossen war, wird im letzten Abschnitte charakterisirt. Die Bezeichnung der zweiten Periode als des Zeitalters der unumschränkten Fürstenmacht berücksichtigt allerdings nur den vorherrschenden politischen Charakter und auch diesen nur nach einer Seite; allein was in eine auf Kürze angewiesene Überschrift nicht aufgenommen werden konnte, fügt sogleich die Einleitung hinzu. Die Anfänge jenes politischen Charakters und der unkirchlichen Politik dieses Zeitalters fallen schon in das vorhergehende, namentlich in die zweite Hälfte desselben, und sind in dieser bereits nachgewiesen. Die Unterdrückung der Selbstständigkeit des Volkslebens durch die Staatsformen erschwert besonders in diesem Zeitalter die Darstellung einer Sittengeschichte, rechtfertigt es aber auch, daß der Entwicklung und den Einflüssen dieser, das Volksthum wesentlich bedingenden, Formen ein nicht unbedeutender Raum gewidmet ist. Die allgemeine Sittengeschichte dieses zweiten Abschnitts der neuern Zeit beginnt mit einer Übersicht der politischen Begebenheiten, bei welcher indeß durchgehend die Absicht festgehalten wird, durch die Staatshandel den Geist der Politik und Diplomatie und die Weise der Kriegsführung darzustellen.

Die Charakteristik des Staatswesens und Volkslebens im Allgemeinen zerfällt in zwei Theile, indem mit Recht die Thronbesteigung Friedrich's II. als ein auf die Gestaltung derselben wesentlich einwirkendes Ereignis aufgefaßt wird. In dem ersten Theile werden zunächst die Begründung und Befestigung der, fast in allen europäischen Staaten sich bildenden Autokratie dargelegt und die verschiede-

nen Arten ihrer Wirkksamkeit bezeichnet, je nachdem sie entweder nur auf Selbstgenuss und äußere Staatshandel und Eroberungen gerichtet oder im Staate selbst, bald aus Eigennutz, bald zum allgemeinen Wohl, zur Vermehrung der Kraft derselben zu gestalten und zu schaffen bemüht war; es wird sodann das Verhältnis der neben ihr und noch mehr unter ihr stehenden Kirche und der Charakter der ihr theils dienbaren, theils aber auch schon jetzt ihr gegenüberstehenden Literatur angegeben und endlich ihr Einfluß auf Personenstand und Staatsverwaltung ausgesprochen. Indem durch sie die Völker zu einer gehaltlosen Masse werden, so bezieht sich Dasjenige, was für diese Zeit über das sittliche Leben gesagt werden kann, fast nur auf den Zustand der Kirche und die Sittenlosigkeit der höchsten Stände; die Fortbildung der einzelnen Wissenschaften wird als nicht einer Sittengeschichte angehörig bezeichnet, weil eine Einwirkung derselben auf das Volk fast gar nicht vorhanden war, und es wird deshalb nur eine gebrängte Skizze der geistigen Cultur dieser Zeit mit Hinweisung auf die Überlegenheit und den Einfluß Frankreichs gegeben.

Der zweite Theil beginnt mit dem Nachweis, daß Friedrich II. besonders den Bund eingeleitet hat, welcher zwischen der Autokratie und der sogenannten neuen Philosophie, ungeachtet diese nie bedeutenden Einfluß auf die Wirkksamkeit jener erlangte, zu Stande kam, und mit der Charakteristik der wichtigsten literarischen Ergebnisse dieser Philosophie. Nach Angabe der theils durch sie, mehr aber noch durch die Herrscher im Personenstande bewirkten Veränderungen wird die fast in allen europäischen Ländern hervortretende große Thätigkeit in Umgestaltung und Vermehrung der Staatseinrichtungen dargestellt. In Beziehung auf den sittlichen Zustand wird gesagt, daß derselbe weder durch den Einfluß der neuen Philosophie noch überhaupt mehr entartet als in dem vorangegangenen Zeitalter, daß sich vielmehr einzelne Spuren einer bessern Richtung zeigen; ein rascherer, allseitiger Fortschritt tritt in dem Uebersicht über den Zustand der geistigen Cultur hervor, welche nicht allein durch jene Philosophie und Unterstützung von Seiten der Regierungen, sondern noch mehr durch eine allgemeine größere geistige Regsamkeit und durch einen mit stilllichem Ernst verbundenen wahrhaft wissenschaftlichen Eifer gefördert wurde. Der Darstellung der allgemeinen Sittengeschichte folgt dann wiederum in dem speciellen Theile eine Reihe ebenso inhaltsreicher als durch zweckmäßige Gruppierung ausgezeichnete historischer Gemälde. Die Skizze des Revolutionszeitalters stellt erst die Hauptmomente des Staaten- und Völkerkampfes für und wider die Revolution zusammen und gibt dann eine kurze Charakteristik der innern Zustände Europas überhaupt, sowie der einzelnen Völker und Staaten. 39.

M i s c e l l e n .

Im §. 1 I. de L. Aquilia (4, 3) ist ausdrücklich bestimmt, daß die Schweine, wenn sie herbenweife werden, unter dem Vieh (im Gegensatz von wilden Thieren) begriffen seien. Offenungesachtet behauptete Gerhard Foltmann, ein Jurist in der Mitte des 17. Jahrhunderts, die Schweine gehörten zu den wilden Thieren. Ulrich Huber, Professor der Rechte zu Gießen (gest. 1694), entgegnete darauf: Es bedürfte keines weit hergeholtten Beweises, daß in Westfalen (Foltmann's Vaterlande, wo, damals wenigstens, die Schweine mit den Menschen zusammen haupeten) die Schweine herbenweife wildeten.

Jemand wurde gefragt: Was ihm wol am besten gefallen habe im zweiten Theile von Goethe's „Faust“? „Die Stille“, war die Antwort, „welche, nach der Ansicht von Ewigem, gewissermaßen als Selbstrecension des Ganzen gelten kann:

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Ganklei
Gar nicht erfreuen.“

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 53.

22. Februar 1842.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft.
Von Theodor Rohmer. Zürich, Literarisches
Comptoir. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

Die unfreie, absolutistische Richtung der deutschen Presse, die uns gern jeden Versuch selbständigen Denkens verleißen möchte, hat es bei der Besprechung des vorliegenden Buches mißfällig befunden, daß die jüngste politische Aufregung in Deutschland auch eine Menge politischer, die staatlichen Probleme eigenmächtig beleuchtender Schriften zu Tage gefördert; dieselbe hat mit einem besondern Hohne auf die Schülerhaftigkeit hingewiesen, mit welcher die deutsche Presse ihren neuen Gegenstand behandelt, als ob nicht eben dieser Absolutismus die Schuld trage, wenn wir unsere nächsten und heiligsten Interessen nicht anders als ungeschickt und schief besprechen und beurtheilen können. Allein jeder aufgeklärte und gesinnungsvolle Mann wird, ungeachtet dieser Auslegungen, selbst wenn sie gegründet wären, auf alle die literarischen Erscheinungen einen außerordentlichen Werth legen, in welchen die deutsche Presse einen reellen Einfluß auf unsere politischen und öffentlichen Zustände zu äußern und über den fliegenden Entschlußismus, wie über die oft genug zweideutigen poetischen Versuche hinauszugehen versucht.

In dem vorliegenden Werke haben wir einen solch thatkräftigen Versuch, der die politischen Zustände unsers Vaterlandes näher ins Auge faßt, zu beurtheilen. Der Verf. bemüht sich, aus einer fortlaufenden Betrachtung der deutschen Geschichte, aus der Analyse des gegenwärtigen Weltzustandes, unsere Vergangenheit und Gegenwart, wie die Probleme, welche für uns die Zukunft bewahrt, zu unserm Bewußtsein zu bringen; ein freies sicheres Handeln, ist er überzeugt, kann nur die Frucht einer selbständigen, wohlüberlegten Einsicht sein. Die Anerkennung, daß die Geschichte Vernunft habe und daß sie denkend begriffen werden könne, liegt schon in der Natur dieses Unternehmens; indessen wird die Lösung einer solch philosophischen Arbeit über die Geschichte gar sehr von dem philosophischen Standpunkte des Betrachtenden abhängen. Wer tiefer in das innerste Wesen des geschichtlichen Organismus ein-
dringt und die Intentionen und Entwicklungen der Idee wahrhaft begreifen will, muß in seinem eigenen Denken den Organismus der Idee vorerst begriffen haben oder, mit andern Worten, er muß ein Philosoph sein, wenn er die Geschichte philosophisch erläutern will. Der Verf. steht auf diesem höchsten Standpunkte nicht; er will vielmehr reflectirend, durch die „Beobachtung“ und durch das „Gefühl“ die leitenden Ideen und die Knoten der deutschen Geschichte auffinden; er ist ein Mann, dem das Leben und die unmittelbare Anschauung der Geschichte mehr Vor-
schub leistet als das wissenschaftliche, disciplinirte Denken. Es ist anzuerkennen, daß er uns auch in dieser Weise die deutschen und europäischen Zustände auf eine anregende Art vor die Augen führt; wir empfangen eine Fülle von historischen Mittheilungen, von schlagenden Gedanken, von geistreichen Beobachtungen, die durch eine entschieden freisinnige und vaterländische Gesinnung belebt sind und wiederum beleben. Auf der andern Seite stellt sich aber auch gerade in dieser rüchtigen Arbeit heraus, daß ein solcher Standpunkt für eine strenge und consequente Darstellung nicht allein unzulänglich, sondern auch der glücklichste gesunde Menschenverstand unvermögend sei, die Arbeit des speculativen Geistes zu messen, oder wol gar, wie es hier versucht wird, die Probleme desselben zu lösen.

In dem ersten Theile des Buches sucht der Autor in einer fortlaufenden Charakteristik der deutschen Geschichte „die Intentionen“ derselben zu entfalten, und indem er ein durch Nachdenken und Selbststudium belebtes und fruchtbares Bild derselben entwirft, müssen wir nur bedauern, daß er gerade diesem wichtigsten Theile der Arbeit den geringsten Raum zugestanden hat. Die ganze organische Geschichte des deutschen Vaterlandes zerfällt ihm bei dieser Betrachtung in zehn Epochen, deren Hauptmomente wir hier wiedergeben versuchen wollen. Die erste Epoche charakterisirt sich als die Kindes-, die zweite als die Lehrszeit des deutschen Volks. In der Urverfassung der Deutschen, in der Ungebundenheit der einzelnen Stämme und Gemeinden lagen schon alle spätern Schicksale und Gestaltungen des deutschen Volks. Die Macht des Individuums trat unter den Deutschen stets überwiegend hervor, denn ihr Gemeinwesen bestand stets aus Freien und Adligen, und bei wichtigen Unternehmungen wurde ein Anführer aus den edelsten Geschlechtern gewählt. Will man die

*) Vergl. eine frühere Mittheilung hierüber in dem Archiv „Politische Literatur“ in Nr. 1—4 d. Bl., sowie eine „Berichtigung“ des Verfassers von Seiten dieses Referenten in Nr. VIII des literarischen Anzeigers zu d. Bl. D. Red.

modernen Unterscheidungen auf unsere älteste Verfassung anwenden, so war dieselbe weder demokratisch, noch aristokratisch, noch monarchisch, sondern, wie der Verf. sagt, eine glückliche Mischung jener drei Elemente, wie sie noch heutigen Tages das wohlorganisirte England besitzt. Insbesondere hat das aristokratische Element unter den Germanen stets einen überwiegenden Einfluß gehabt. Die Religion der Deutschen war so einfache Naturreligion, daß die christliche Religion denselben mehr als höhere Zugabe denn als Widerspruch erschien, und nur später entspann sich der Kampf um dieselbe da, wo mit dem alten Glauben zugleich die Freiheit bedroht wurde. Die Deutschen waren stets in unzählige kleine Völkerschaften gespalten, bis die Gefahr, in welche sie die Kriege mit den Römern brachten, sie zu kleinen Bünden vereinigte, aus denen sich später organisch die großen Stämme bildeten. Die Uneinigkeit tritt selbst in diesen Zeiten der Römerkriege, unter welchen sich die Nation eigentlich zu organisiren begann, als ein Hauptzug hervor, nicht minder die Fähigkeit, sich fremder Nationalität anzuschmiegen, die schon damals, wie später, einzelne Stämme Deutschlands dem romanischen Einflusse unterwarf.

Welthistorischer wird der Beruf der germanischen Völker in ihrer dritten und vierten Epoche. Die Germanen gehen hier über die Welt aus und befruchten und verzüngen die alten erstorbenen Volkselemente, die sich aus der zerfallenden Römerherrschaft ablösen. Ein kriegerischer Geist, einfache Verfassung, Mangel an Centralisation, Individualismus unterstützen glücklich diesen großen historischen Beruf. Die Römer, die nicht mehr lebensfähig waren auch nicht mehr zur Aufnahme und Fortbildung des Christenthums geschikt; die Deutschen nehmen die neue Religion im Auslande unter den verschiedensten Formen an und bilden dieselbe in ihr politisches Leben hinein. So entstand der Aufbau einer neuen christlichen Weltordnung, indem gleich nah am germanischen Stammlande wie an den romanischen Ländern das Frankenreich sich bildete, das vom Ebro bis zur Raab alle germanischen Staaten allmählig vereinigte und mit Karl dem Großen die Erbschaft des römischen Westreiches sowie die Schirmvogtei der christlichen Kirche übernahm. Nur in diesem weiten Ringe konnte sich die deutsche Nation zum Staate gestalten und nach Karl dem Großen als ein einziger, selbständiger politischer Körper, als Deutschland, in die Geschichte treten. Was sich von den germanischen Stämmen in diesem Körper nicht consolidirte, vollbrachte, wie die Normannen, die Ausbreitung und Verpflanzung des germanischen Charakters.

In der fünften und sechsten Geschichtsepoke haben die im deutschen Reiche vereinigten Germanen die Aufgabe, zuvörderst in der beginnenden Entwicklung der neuen Völker und Staaten die erste, leitende Stelle einzunehmen; dann aber sind sie auch schon die, welche die europäische Menschheit vor einer hierarchischen Unübersichtlichkeit bewahren. Heinrich I. ist der Schöpfer von Deutschlands innerer Größe. Otto I. trägt auch die Kaiserwürde auf Deutschland über. Auf dem Kaiser und dem Papste

beruht von jetzt die Einheit der christlichen Welt; die Kirche, wie sie alle Lebensverhältnisse durchdringt, ist eng verbrüdet mit dem Staate und der Glaube so unbedingt, daß selbst kein geistiger Gegensatz entstehen kann. Die Kaiser fördern darum die Macht der Hierarchie. Der deutsche Geist, ohne innere Zerrissenheit, kann sich nach außen wenden; die höchste politische Blüte wie die höchste Einheit Deutschlands fällt bis auf den heutigen Tag in diese Epoche. Allein die Hierarchie, wie sie Europa erzogen, schreitet nun auch zur politischen Vormundschaft, während das Kaiserthum, als Schirmvogel der Kirche und des Staates, die Unterordnung dieser unter jenen begehren muß. Der Zwiespalt beschränkt sich indessen noch auf die Person des Kaisers und des Papstes; nur allmählig vertieft er sich und wird ein ideeller. Das Ritterthum, die Liebespoesie, das Bürgerthum der Städte, die Baukunst, die Scholastik, dieses ganze rege und blühende Leben des deutschen Volks wurzelte noch in der einen, unbezweifelten christlichen Weltanschauung der römischen Kirche. Die Gesundheit und Fülle dieser Zeit macht sich in einem hohen, allerdings in der Bildung jener Zeit verhüllten Unternehmen, in den Kreuzzügen Luft. Die That war um so mächtiger und anhaltender, als gerade zu jener Zeit eine Menge außerordentlicher Männer zusammentrafen, wie Gregor VII., Heinrich III., Friedrich I., Alexander III., Innocenz III. und Friedrich II. Aber wie in Heinrich IV., dem Ersten dieser sechsten Epoche, nur die Willkür eines mächtigen Herrschers sich unter die kirchliche Gewalt des Papstes beugt, so strebt unter Friedrich II. schon eine tiefe geistige Opposition die Stützen des Papstthums zu untergraben. In der Mitte steht Friedrich der Rothbart. Seine Versöhnung mit Alexander III. ist der höchste Ausbruch, das erschöpfende Bild des Mittelalters. Und eben darum, weil er auf dem Gipfel des Mittelalters steht, hat sich an den Rothbart die Sage geknüpft: er schläft und träumt so lange, bis wieder eine Zeit (die neue) den Gipfel der Vollendung erreicht.

Mit Friedrich II. erlischt dieses blühende und nach außen gewandte Leben Deutschlands. Die Hierarchie besiegte mit allen Waffen des Zeitgeistes das Kaiserthum unter Beihülfe der deutschen Aristokratie und der lombardischen Städte. Deutschland war, wie der Verf. bemerken sollte, noch nicht durchbildet genug, um gegen die Idee, die sich in der Kirche verkörperte, anzustreben. Vielmehr wandte sich das Reich erst jetzt zu seiner innern Durchbildung und Scheidung. Corporationen aller Art, Erbverbrüderungen der Fürsten, Innungen und Zünfte, Städtebünde, Rittervereine, kurz die schärfste Entzweiung jedes Einzellebens charakterisirt diese Zeit. Das Kaiserthum geräth hiermit in Verfall. Das Königthum als die größte Erbmacht tritt an seine Stelle. Die Hierarchie, obgleich sie Siegerin geblieben, sinkt mit ihrer Verweltlichung von ihrer idealen und sittlichen Höhe herab und ihre innere Gewalt zerfällt. So verändert sich der Geist und die Form des Mittelalters. Die deutsche Oberhoheit über die fremden Länder, über Polen, Ungarn, Italien, Burgund, Dänemark, geht verloren; nur nach Osten hin

werden slavische Völkerschaften allmählig germanisirt. Dafür macht sich aber auch die Entwicklung des praktischen Lebens, die Blüte des Handels und der Gewerbe geltend. Deutschland ist zwar immer noch die leitende Großmacht; durch die Seemacht der Hanse liegt der Welthandel in seinen Händen; die Ausbildung seiner innern Verfassung, vornehmlich sein Bürgerthum, erreicht eine glänzende Stufe; allein schon trennen sich von ihm einzelne Glieder, wie Burgund, die Schweiz. Die innere Durchbildung Deutschlands bewirkt indessen, daß es den Kampf mit der Hierarchie allmählig von selbst wieder aufnimmt. Frankreich hatte gegen den Papst schon glücklich gekämpft; jetzt erhebt sich unter den Luxemburgern auch Böhmen und Mähren und die Hussiten widerstehen der Reichsmacht und der Kirche. Die Befreiung der Staatsgewalt von der hierarchischen Annahme spricht sich in dem Kurvertrage zu Kenes deutlich aus. Das Schisma entfremdete dem Papstthume die Gemüther. Die Concilien setzten schon die bischöfliche Macht oder wenigstens die der Kirche an die Stelle des päpstlichen Absolutismus. Allenthalben zuckte eine innere Bewegung der Geister. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers, die industrielle und materielle Blüte Deutschlands, der Drang nach einer festen Gestaltung des Reichs, alles Das bereitete den Weg zur großen innern Umwälzung, zur Befreiung des Geistes aus den Ketten und Banden der Hierarchie und der alten, gläubigen Weltanschauung vor; nicht minder unterstützte die Erweckung des Geistes das Studium der alten, classischen Literatur, das von den aus Konstantinopel vertriebenen Griechen allenthalben verbreitet wurde.

Die achte große Epoche des deutschen Volks bildet das Zeitalter der Reformation, das neue Zeitalter. Die Befreiung und die Entfaltung des deutschen Geistes spricht sich zunächst als kirchliche Reformation, als die Befreiung der Christenheit von päpstlicher und kirchlicher Autorität im Gedanken und Gewissen aus. Deutschland stiftete nicht wie England und gewissermaßen Frankreich eine neue Kirche, sondern es entband das Christenthum seiner äußern Formen, übergab es der Öffentlichkeit, oder — wie sich vielmehr der Verf. hätte ausdrücken sollen — machte die Religion wieder zu einer Sache des innern Menschen. In diesem befreienden Principe der Innerlichkeit mußte sich alsbald der Streit über den dogmatischen Inhalt des Christenthums erzeugen; er trat im Allgemeinen in den beiden großen Parteien der Lutheraner und Reformirten hervor. Zwingli setzte der Kirche den gesunden Menschenverstand entgegen, Calvin mit allem Fanatismus ein neues geschlossenes System, Luther eröffnete vielmehr eine Opposition des Gemüths. Diese Richtung nach innen, dieses Leben im Geiste, ist der lebendige Trieb des Lutherthums und darum knüpft sich an dasselbe auch der Fortgang der Reformation und die innerste Geschichte der neuern Zeit und des neuen Geistes. Dem katholischen Glauben wurde seitdem stets die lutherisch-protestantische Forderung entgegengesetzt. Das eine Symbol, zu dem die Lutheraner sich bald einigten, konnte vom Geiste leicht übersprungen werden und der positiv philosophische Trieb, zu dem die

Deutschen von jeher neigen, erlitt dadurch keinen Eintrag. Das geschlossener reformirte Princip wurde hingegen der Vermittler der negativen Philosophie, der Aufklärung und des Deismus in Frankreich und Holland.

Die kirchliche Bewegung war indessen um so ungünstiger für Deutschlands politische Gestaltung. Der Verf. hätte die Ursachen davon, die freilich auf der Hand liegen, doch auseinanderlegen sollen, denn die Hierarchie hat nur zu oft diesen Umstand benützt, um den politischen Ruin des Reiches als das Grundübel der kirchlichen Reformation darzustellen. Die Reformation spaltete das politische Deutschland, aber dieselbe that nur Das, was von dem Kaiser und den Fürsten schon längst durch ihr Streben nach individueller Macht war vorbereitet worden. Die Reformation, wenn ihr Kaiser und Reich Vorstüb geleistet, mußte eigentlich Deutschland auch politisch neu gestalten. Der Glanz des Hauses Habsburg über romanische und germanische Länder, über Europa und Amerika verklärte das sinkende Kaiserthum nur scheinbar; Österreich strebte nicht mehr das deutsche Interesse an, sondern die universelle, autokratische Staatsgewalt seines Hauses über die beherrschten Länder. Der Drang nach subjectiver Macht und Freiheit zerriß allenthalben die Bande des alten politischen Organismus und die geistige Bewegung in der Kirche mußte diesen Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang unterstützen. Die Ritterschaft lehnte sich gegen die neue Verfassung auf; die Fürsten aber strebten nach absoluter Fürstengewalt und errangen dieselbe im Laufe der kirchlichen Wirren dem Kaiser und Reiche gegenüber wirklich. Bis zur Revolution hat diese absolute, das politische Leben vom Volke trennende Fürsten- und Staatsgewalt das staatliche Leben Deutschlands immermehr untergraben.

Die ganze äußere Geschichte des Reiches, sagt der Verf., geht fortan aus dem Kampfe der Ideen hervor. Das ist wahr; denn wie auch immer die Religion selbst in den Hintergrund treten mag, die Idee des Selbstzweckes, der alten Abhängigkeit und Unmittelbarkeit gegenüber, ist das bewegende Princip aller dieser Ereignisse und Wirren. Die politische Zerlegung des Reiches und der Einfluß der Fremden nimmt nun ununterbrochen seinen Fortgang. Metz, Loui und Verdun, das Elsaß, ein Theil des Nordens wird dem Reiche entzogen. Der dreißigjährige Krieg unterwirft das Schicksal Deutschlands ganz und gar den Ausländern, die größten Talente arbeiten an der Zerstörung des eigenen Vaterlandes, und inmitten dieser Verwüstungen wird auch der blühende Privatstand des deutschen Volks gänzlich zertreten. Die Einfälle der Türken mahnen die Deutschen wenigstens noch, daß sie Christen sind. Ohne daß der Kampf entschieden, vor Ermattung und Lähmung der Kämpfenden, wird der westfälische Friede geschlossen. Die Rechte der kaiserlichen Macht sind nun völlig vernichtet, die ständischen Rechte sind garantirt, Holland und die Schweiz gehen förmlich verloren und das Reich steht unter schwedischer und französischer Protection.

(Die Fortsetzung fo

Aus Italien.

Die auch unter uns angeregten Überlegungen, den Zustand der Gefangenen zu verbessern und die Gefängnisse ihrem Zwecke entsprechender einzurichten, haben sich in aller Weise einflüßreich erwiesen. Gutmüthigkeit und rechte Humanität, aus der diese Verbesserungen in Frankreich hervorgingen, sind zwar nicht die hervorstechendsten Tugenden des italienischen Charakters; aber da hier Jeder mehr Zeit hat, zu reflektiren, als in den nördlichen Ländern, und die italienische Geschichte jeder Stadt, jedem Geschlechte, man könnte behaupten, fast jedem Einzelnen viel von den Verpeerten erzählt, die dem Mißbrauch der Kräfte und ihren großen Anstrengungen folgen, so ist das Thema der Freiheitskräften ein freilich sehr naheliegendes. Bei diesem Anlasse hat man die Frage aufgeworfen, wie man in Frankreich dazu gekommen sei, die härteste Art der Freiheitsentziehung bagno zu nennen, und eigentlich ist die Antwort darauf noch nicht gegeben. Daß der Name in Südfrankreich aufgekommen sei, erliegt wol keinem Zweifel. Die gewöhnliche Bedeutung des provenzalischen bagno (gebadet, eingeweicht) scheint jedoch keinen ganz zutragenden Sinn zu geben, wenn man nicht annimmt, daß das Wort aus der Gaunersprache der Gefangenen sich durch den Umstand in die bessere und selbst in die Sprache der Gerichtshöfe geschlichen habe, weil es an die zu Zwangshäusern verwandten Schiffe anspielend denken ließ. Bei etwas mehr Nachsuchen in den Gerichtsacten wird sich das wol finden. Ein Befehl Ludwigs XV. von 1748 über die innere Einrichtung solcher Gefangenplätze scheint das Wort bagno am frühesten in königlichen Decreten angewandt zu haben.

Durch die „Appendix Lexici totius latinitatis ab Aeydio Forcellino elucubrati et in tertiam editione patavina ab Jos. Furlanetto aucti et emendati“ (Patavii, ex officina sociorum titulo Minervae MDCCCXLI) gewinnt das berühmte Werk Forcellini's, auf das Italien mit Recht stolz ist, wesentliche Bereicherungen, denn mit dem mühsamsten Fleiße ist Alles nachgetragen, was die Vulgata, was Aulcius Boethius und Celsus Aurelianus von bis jetzt übersehenen Sprachformen darbieten. Die Zahl der neu hinzugekommenen Wörter beschränkt sich daher nicht bloß auf die 3000, die, mit einem Sternchen bezeichnet, darin alphabetisch eingereiht sind, sondern zählt man alle die im Texte aufgenommenen hinzu, wodurch frühere Auflagen Forcellini's vervollständigt, verworfen oder berichtigt werden, so darf man behaupten, daß nicht weniger als 10,000 Artikel durch diesen Anhang Bereicherung gewinnen. Aus den Pressen des Seminars zu Padua ging in den Jahren 1827—34 die dritte Ausgabe des Hauptwerkes hervor; während dieser Ausgabe entfiel der Anhang, den wir hier anzeigen. Nicht unterstützt bei seinem mühevollen Unternehmen durch die Theilnahme des Publicums, hätte Furlanetti darauf verzichten müssen, ihn dem Drucke zu übergeben, wenn nicht ein Freund sich ins Mittel geschlagen hätte. Aber dieser Freund starb plötzlich und so blieb von 1836 an der Druck unterbrochen. Furlanetti hatte sich viele Entbehrungen auferlegt; eine der bedeutendsten war, daß er 1833 Padua verließ, wo er lange gelebt hatte; doch nur fremde Vermittelung konnte das endliche Hervortreten ermöglichen. Nicht ohne Bitterkeit gedenkt Furlanetti der großsprecherischen Verehrungen, die sich in der Ankündigung des Forcellini'schen Wörterbuchs finden, das 1831—35 eine schmerzlicher Buchhandlung wiederabdrucken ließ. Alles, was dieser Wiederabdruck brachte, war von Furlanetti entlehnt, der daher Grund zu haben meint, ein solches Verfahren sehr unbillig zu nennen.

Ein französischer Arzt, Lavergne, erklärte in seinem Werke: „Les forcats considérés sous le rapport physiologique, moral et intellectuel, observés au bagne de Toulon

(Paris 1841) die Zwangshäftnisse, die man in Frankreich bagnes nennt, für zweckmäßig und der Verwilderung eher zuführend als davon errettend. Diese Behauptungen, die er durch physiologische Gründe, namentlich durch Säge der Kranioskopie zu unterstützen weiß, fanden in Italien begrifflich große Beachtung, scheinen jedoch gegen die Mäandrigkeit ihrer Schlussfolgerungen ähnliche Bedenken zu erregen wie die Declamationen gegen das amerikanische Absonderungssystem in den Buchhäusern bei vielen Juristen, die der Meinung sind, daß Buchhäuser eben nicht Verforgungs- und auch nicht Zeitvertreibshäuser sein sollen. Mit allem Zug scheint man in Italien der Gültigkeit und der Anwendung der Zurechnungsfähigkeit etwas weitere Grenzen zu setzen, als es jetzt in vielen Ländern gebräuchlich ist, indem man an die sittliche Kraft des Einzelnen Ansprüche macht, die zu Gunsten einer wol gar als romantisch bewunderten Nothet häufig ganz aufgegeben werden. 27.

Anspruchlose Symbola Goethiana.

Das Gedicht „Freundin aus der Volke“, welches Hr. Dr. Pfeiffer unter Goethe'schen Liedern, angeblich als von Goethe herrührend, zumal und von ihm in der uns eben erst zugeworbenen Nr. 365 d. Bl. f. 1841 mitgetheilt worden ist, war längst gedruckt, und wenn dies Hr. Dr. Pfeiffer nicht wußte, so beweist das bloß, daß er über der Benutzung handschriftlicher Schätze und mündlicher Mittheilungen vergiße, gedruckte Bücher, freilich solche, die ihm bei seinen Studien über Goethe gerade nicht entgehen sollten, zu Rathe zu ziehen. Es steht aber jenes Gedicht in der „Iris“, einer Zeitschrift, die J. G. Jacobi vom Oct. 1774 an herausgab und in der sich bekanntlich mehrere Gedichte von Goethe, nicht bloß lyrische, sondern auch „Erwin und Elmire“, „ein Schauspiel mit Gesang“, finden. Da steht es im ersten Stück (Juli 1775) des vierten Bandes, S. 73, und unter ihm der Buchstabe, mit dem allerdings mehrere Gedichte Goethe's in der „Iris“ unterzeichnet sind, nämlich P.; allein in den Druckfehlern (denn nicht einmal deren Verzeichnisse darf der strebsame Literator über der Liebe zur Poesie und Fiction vernachlässigen) wird bemerkt, daß für dieses P. vielmehr L. gesetzt sein solle. So werden wir, da die Absicht, den wahren Autor gerade durch diese Angabe im Druckfehlerverzeichnis kenntlich zu machen, schwerlich anzunehmen ist, in Goethe kaum den Verfasser sehen können. Außer jenem P. findet sich zwar in der „Iris“ auch D. J. und R. unter zwei Goethe'schen Gedichten, auch sind ein paar gar nicht unterzeichnet; L. jedoch steht unter keinem Gedichte, das mit Sicherheit Goethe zugeschrieben werden könnte, wol aber ist damit ein anderes Gedicht (und wenn wir nicht irren, bloß eben noch dieses) unterzeichnet, in demselben Bande, Stück 2, S. 147, das wir hier abdrucken lassen:

Denkmahl der Freundschaft.

Auf eine Gegend bey St.—g.

Ihr stummen Räume, meine Zeugen,

Ich! kam er ohngefähr

Hier, wo wir saßen, wieder her.

Könn' ihr von meinen Thränen schweigen?

L. an G.

Wir halten es für das Wahrscheinlichste, daß beide Gedichte von Lenz herrühren, der das erste im Geiste der Freundin, das zweite, um seine eigene Empfindung auszudrücken, an Goethe dichtete, wo denn in der Überschrift des letztern St.—g. durch Strasburg zu deuten sein würde. Daß beide unter den kleinen Gedichten, die Lenz im dritten Theil der gesammelten Schriften von Lenz zusammengestellt hat, fehlen, würde eher die Unvollständigkeit dieser Zusammenstellung als die Unwahrscheinlichkeit unserer Vermuthung beweisen. 40.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Die neunte Epoche der deutschen Geschichte charakterisirt sich dem Verf. in der „allseitigen Durchbildung der innern und äußern Folgen der Reformation“. Für uns liegt der Charakter dieser Epoche in der Aufklärung, die kein rein deutsches Element war, sondern erst von uns aufgenommen wurde. Der westfälische Friede verlieh den politischen und religiösen Parteien Deutschlands nichts als das gleiche Recht der Existenz. Die ganze Lebenskraft des Vaterlandes zog sich darum in seine Glieder zurück. Zwei Staaten treten vor den andern an die Spitze, deren einer, Oesterreich, das Princip und die Formen der alten katholischen Welt vertritt, der andere aber, Preußen, das Princip des Protestantismus. Wir hätten hier besonders gewünscht, der Verf. wäre tiefer in die Thatsachen eingegangen, um zu erklären, warum gerade Preußen und nicht das bei der Reformation so nah und warm betheiligte Sachsen die Rolle des Protestantismus übernehmen mußte; diese Frage berührt die Politik der Gegenwart sehr ernst. Das reformirte Princip, das seinem Wesen nach ein romanisch-germanisches war, vermochte keinen dritten großen Staat zu schaffen. Im Gegentheil ist es bezeichnend, daß die Pfalz, welche die Hegemonie übernahm, von Frankreich überzogen und endlich verschlungen wurde. Bei dem gänzlichen Verluste und der Lähmung des politischen Lebens durch die Auflösung des politischen Körpers, bei dem Verschwinden des deutschen Bewußtseins unter der autokratischen Staatsgewalt, flüchtete sich der deutsche Geist um so mehr in sich selbst zurück und ersetzte den politischen Selbstverlust durch die reichste und tiefste Entfaltung seiner Innerlichkeit. Die Arbeit des Geistes ist ihm eine schwere und ernste Arbeit; darum sind anfänglich die Fortschritte der protestantischen Wissenschaftsform gering; der deutsche Protestantismus bleibt zuvörderst bei den religiösen Problemen stehen. In Frankreich hat den alten stehengebliebenen Formen gegenüber der reformirte-germanische Geist einen schnellen Sprung gethan, der in der Wissenschaft und Bildung der Aufklärung vorerst die deutsche Bildung verdunkelt. Der Verf. scheint aus lauter Patriotismus das Wesen und die Wirkksamkeit der romanischen Aufklärung zu ver-

kennen. Die Aufklärung, die als ein einseitiges, abstractes Freiheitsprincip allerdings nicht fähig ist, das Neue zu schaffen, hat unser Erachtens die kirchliche Reformation in Deutschland gar sehr unterstützt, als dieselbe mit einer unfruchtbaren und die Freiheit der Forschung ausgehenden Verknöcherung drohte; nicht minder hat aber auch die Aufklärung den Protestantismus zuerst auf die Reform des Staats und des Lebens geleitet; und wir müssen sogar gestehen, daß wir hierin in Deutschland immer noch nicht das Princip der Aufklärung völlig entbehren möchten. Die Behauptung des Verf., daß die systematische Speculation, wie sie sich von dieser Zeit an in Deutschland entfaltete, nicht in die Abshilderung des Bildungsanges der deutschen Nation gehöre, ist ebenso oberflächlich. Gewöhnlich will sich mit dieser Behauptung das Gemüth und der gesunde Menschenverstand die Freiheit und das Recht des willkürlichen Denkens und Empfindens erkaufen. Keine Macht wirkt auf den allgemeinen Geist eines Zeitalters so tief, so dynamisch als das organisirte Denken. Die Geschichte der Philosophie beweist zuvörderst, daß das philosophische Bewußtsein nicht allein die Wurzel des allgemeinen, populären Bewußtseins sei, sondern daß sie als Schule und System mit ihren neu entwickelten Gedanken und Principien unwiderstehlich auf die Fortbildung und Gestaltung alles positiven Wissens einwirkte und hierdurch bildend, vermittelnd, leitend, aufklärend an das populäre Bewußtsein anknüpft und dasselbe durchdringt. Die formelle Gestaltung eines Philosophems, die dem Verf. etwas ganz Zufälliges zu sein scheint, die Schule, ist ebenso nothwendig als das Princip selbst; die philosophische Schule eines Zeitalters ist die höchste Spitze seines Geistes, die nicht ins Blaue hinausragt, sondern von ihrem Gipfel die Vergangenheit und die Zukunft weithinein erleuchtet. Man kann sich Das, wenn man wollte, durch den unparteiischen Verfolg der Kant'schen Philosophie recht anschaulich machen.

Der Verf. unterscheidet mehrere Stufen dieser Epoche. Durch die Macht seiner Persönlichkeit erhob Friedrich der Große den preussischen Staat ohne Rücksicht auf Deutschland zu einer Weltmacht, indem er den Staat materiell vergrößerte und denselben nicht, wie der Verf. meint, eine „deutsche“, sondern die Form und auch den Geist der

Aufklärung verlieh. Der Verf. scheint diese Rücksichtslosigkeit Friedrich's auf Deutschland, die blutigen Bürgerkriege, die er geführt, sowie seine französische Weltanschauung tabelnwerth zu finden. Allein er muß auf der andern Seite ja selbst bekennen, daß der elende und zerfallene Zustand seines Vaterlandes seinem Streben keine Bestimmung geben konnte. Die französische Weltanschauung mit ihrer Wissenschaft und Literatur, mit ihrer abstrahirenden Aufklärung war damals die einzige Sonne der in den Wanden der Despotie, der Kirche, oder wenigstens der kirchlichen Dogmatik liegenden Welt; und Friedrich zeigte sich eben als den großen Mann seiner Zeit, daß er dieses Princip der Aufklärung in sich aufnahm und auf die Fortbildung des protestantischen Staats anwendete. Auf der katholischen Seite hatte auch Maria Theresia die Reform des Staats sehr behutsam geltend gemacht; aber die österreichischen Völker, die das Princip der Reformation nicht angenommen oder aufgegeben hatten, waren für eine solche Verwirklichung des Protestantismus nicht reif: dieselbe sollte ihnen als Raub ihrer persönlichen und staatlichen Rechte auftreten. Joseph II. mußte darum in seiner politischen Reformation dem katholischen Staate und der katholischen Kirche unterliegen.

Die Grundsätze der aufklärenden, abstracten Politik hatten Friedrich und Joseph zur Theilnahme an der Theilung Polens verleitet. Diese Theilnahme war für deutsche Fürsten allerdings mehr als ein „Verbrechen“, sie war ein „Fehler“, denn die Abhängigkeit der deutschen Politik von Rußland, die schon genug in der „niedrigen Art“ hervorleuchtet, mit welcher die Fürsten um die Gunst Katharina's buhlten, ward damit begründet und hat sich auch seitdem aufs entschiedenste gezeigt. Während aber so das politische Deutschland ganz seine geschichtliche Stellung und Bedeutung verlor, während der französische Geist Wissenschaft, Kunst, Sprache und Leben beherrschte, entwickelten sich inmitten dieses elenden nationalen Lebens aus dem deutschen Protestantismus die innersten Keime einer neuen, höhern, gewiß energievollern Reformation des Geistes. Die deutsche Wissenschaft erhob sich plötzlich, befruchtete die Gemüther, regenerirte die Sprache und vertrieb die französische Bildung. Lessing ist der Typus dieser echt protestantischen Richtung, die sich schonungslos gegen die Hierarchie wie gegen die Orthodoxie und die abstracte Aufklärung erklärte und in Kunst und Philosophie und den praktischen Wissenschaften das rationale Denken, mit andern Worten die Philosophie zum Principe erhob. Hamann, Herder, Klopstock gehören hierher. Dieses höchste Princip erweiterte den Horizont der Deutschen so sehr, daß sie, wie Schiller und Goethe, mehr dem Weltbürgerthume als dem Vaterlande angehörten und in der romantischen Kunst zuletzt allen Boden des Vaterlandes und der Geschichte unter den Füßen verloren.

Indem der Verf. jetzt der französischen Revolution und ihrem Einflusse auf Deutschland nahe rückt, beschäftigt ihn die Ursache, warum Deutschland so leicht dem französischen Anstoße unterlag und immer unterliegt. Er

meint, die „Vorsehung“ habe zwischen Deutschland und Frankreich eine gewisse Beschaffenheit des Grenzterritoriums eingerichtet, damit unter den beiden Völkern eine leichte Wechselwirkung und eine fortgesetzte Entwicklung und Befruchtung der europäischen Civilisation stattfinden könne. Das heißt auf einmal die ganze Geschichte sehr äußerlich genommen und die philosophische Dialektik aufgegeben. Die französische Revolution griff weder aus ganz besonderer göttlicher Fügung, noch weil es die Grenzverhältnisse so darbieten, nach Deutschland hinüber, sondern weil die deutschen Fürsten, die in dem Umsturze des französischen Absolutismus auch ihr absolutes Regierungsprincip bedroht sahen, die Revolution dazu provocirt und aufgeregt hatten. Man kennt ja die Beschlüsse und Kriegserklärungen; es war eine Principienfrage. Wenn wir den damaligen Zustand Deutschlands im Auge behalten, so werden wir es aber gewiß erklärt und entschuldigt finden, wie das deutsche Volk anfänglich die französische Revolution mit Freuden begrüßte: die Sympathie zeugte von dem Erwachen des unter politischer Herrschaft und socialer Vertnötigung und Dienstbarkeit unterdrückten Geistes zu politischer und bürgerlicher Selbstständigkeit. Die katholischen Länder des alten Reiches waren es darum, welche sich der französischen Revolution geradezu in die Arme warfen. Die deutschen Fürsten, die, ihrem alten Kriegssysteme und ihrer Cabinetspolitik getreu, die Völker weder gegen die revolutionnaire Bewegung einnehmen konnten noch wollten, erfuhren hier auf einmal die Schwäche ihres autokratischen Regierungsprinzips, wie die Schwäche ihrer vereinzelt politischen Stellung. Erst später, als die deutsche Nation über den Verlauf der französischen Revolution enttäuscht wurde und alle Parteien, die Fürsten und die Völker, für die deutsche Nationalität und Unabhängigkeit zusammentraten, ward Deutschland von dem französischen Einflusse gerettet und Frankreich besiegt. Sehr vortrefflich hat der Verf. das Verhältniß Napoleon's zu Deutschland charakterisirt. Die Deutschen, wie das ganze alte versunkene Europa, sahen zuvörderst in Napoleon nur den Helden und den mächtigen Charakter; sie wurden in dem Augenblicke von der Macht und Gewalt des Genius überrascht, bis sie zu sich kamen und den Usurpator ihrer Nationalität, den Zerstörer ihres allerdings schwachen und hinfälligen politischen Lebens erkannten und besiegten. Nach jahrhundertlanger Trennung und Indifferenz empfanden die deutschen Stämme wieder das erste Mal, daß sie ein Volk seien und daß ihre Interessen und ihre Existenz gefährdet, wenn sie in der Consolidirung ihres politischen Lebens das Bewußtsein dieser Einheit je aufgeben könnten.

Der wiener Congress hatte für die politische Organisation Deutschlands nicht die außerordentlichen, segensreichen Folgen, wie die Nation selbst erwartet hatte. Das alte deutsche Reich mit seinen Hunderten von Staaten blieb freilich begraben, an die Stelle des Reichstags kam der Bundestag, das große Chaos ordnete sich zu einer leiblichen Menge größerer Staaten, ein gesicherter Reichszustand wurde hergestellt, einige Garantien gegen den

Mißbrauch souveräner Gewalt wurden gegeben, aber die innere Spaltung, die äußere Schwäche, sagt der Verf., blieb; denn das alte Staatsprincip, das so viel Unheil über das Reich und das Volk gebracht, wurde beibehalten. Der Verf., nachdem er in einem ziemlich langen Raisonnement in dem Wirken des wienener Congresses merkwürdigerweise das Walten der göttlichen Vorsehung gepriesen und seine Hoffnung einer für die geistige und geschichtliche Wiedergeburt Deutschlands bessern Zeit ausgesprochen hat, die sich an das Princip des Protestantismus knüpfen wird, verläßt jetzt die Betrachtungen über Deutschland, um die moralischen und politischen Zustände der andern Völker und ihr Verhältniß zu Deutschland zu untersuchen. Erst nach dieser Discursion wird das Resultat gezogen.

Herr Rohmer hält es mit Recht bei der Entwicklung der politischen Verhältnisse der Völker und bei der Bestimmung ihres geschichtlichen Berufs für notwendig, ihre naturhistorische und geographische Seite im Auge zu haben und zu beachten. Er stellt deshalb, ehe er auf die Politik näher eingeht, ein System der Völkerfamilien auf, dessen Analyse uns hier zu weit führen würde, dessen Resultat aber ist, daß die Germanen, die Romanen und in dritter Linie die Slawen die drei großen Völkergruppen sind, in welchen das Geschick unserer Erde beruht und deren Verührung und Wechselwirkung die Geschichte der Zukunft gestalten muß. Zunächst sind es aber die Germanen und die Romanen, auf welchen der Geist der Geschichte ruht, und unter diesen wiederum, ihrer besondern Organisation halber, die Deutschen und die Franzosen. Der Grundunterschied in den hohen Anlagen der Romanen und Germanen besteht ihm darin, daß die Erstern mehr Schnelligkeit und Lebendigkeit des Willens, die Letztern aber mehr Energie und Ausdauer in der That besitzen. Dieses psychologische Verhältniß in dem Charakter der romanischen Völker leuchtet uns ihrer frühern und spätern Geschichte. Die Franzosen haben die Intention gehabt, ihre Kirche und ihre Wissenschaft zu reformiren, und sind darin nicht weiter als bis zur negativen Aufklärung gekommen, die nur den Riß zwischen den alten und neuen Lebenselementen um so tiefer und schmerzlicher machen muß. In ihrem politischen Leben sehen wir gleichfalls, wie sich von jeher allenthalben der Wille für die höchsten politischen und geschichtlichen Probleme geltend gemacht, wie es aber immer bei der leichtfertigen Vollbringung geblieben und nie zu einer wahrhaft positiven Gestaltung der Dinge gekommen ist. Bei den Spaniern tritt dieser Zug in ihrem fortwährenden Ringen nach höhern Staats- und Lebensformen in neuerer Zeit nicht minder hervor; dieselben weisen fortwährend eine entschiedene Dymnastie auf, eine geänderte Neugestaltung ihres geistigen und politischen Lebens der alten katholischen Welt gegenüber zu gewinnen. Darum ertheilt der Verf. aber der Energie des deutschen Geistes die Mission zu, die romanischen Völker nach der geistigen Seite hin aufs neue zu wecken, zu befruchten und für eine durchgreifendere

Ausführung und Lösung ihres geschichtlichen Lebens zu regeneriren. Die Schilderungen, welche der Verf. neben dieser gewiß begründeten Behauptung von der gänzlichen Verwerfung des französischen Staats und seiner Gesellschaft, von dem trostlosen Zustande Spaniens macht, möchten uns indessen leicht für einseitig bedünken und viele Ähnlichkeit mit jenen Raisonnements haben, welche die Franzosen gewöhnlich über die Verunkuntheit unsers politischen Lebens in Deutschland führen.

Die italienischen Völkerschaften will der Verf. nicht für romanische gelten lassen, denn es sind hier weniger keltisch-germanische Mischungen vorgekommen, sondern römisch-germanische; und dafür weiß er keinen andern Namen, als den Italienern das Prädikat antik-modern beizulegen. Über das psychologische Moment der Italiener und dessen Verhältniß zum deutschen Charakter läßt er sich dabei nicht aus. Er bemerkt nur, daß sowohl die Blutsverwandtschaft wie das kirchliche Interesse die Deutschen stets nach Italien gezogen habe und daß es denselben endlich doch gelungen sei, ihren Einfluß dort wieder so geltend zu machen, wie es früher unter den deutschen Kaisern gewesen. Aus diesem Zuge der Deutschen nach Italien folgert er aber um so mehr, daß dessen moralische und politische Verwerfung allein durch den Einfluß deutschen Geistes und deutscher Politik werde einen befruchtenden und neu gestaltenden Keim erhalten können, als die romanischen Völker bei ihrer Wiedergeburt selbst erst die deutsche Hilfe in Anspruch nehmen müssen.

Was der Verf. über den Charakter der Türken und ihre Stellung zu den Deutschen sagt, haben wir besonders ungenügend gefunden. Wollte er über die geschichtliche Zukunft derselben mit Entschiedenheit urtheilen, so war es nöthig, daß er das Wesen des Mohammedanismus entwickelte und seinen nothwendigen Einfluß auf die Gestaltung des Staats und des Lebens dem christlichen Geiste und dem christlichen Leben gegenüber begrifflich machte. Die Behauptung, daß das Christenthum den Islam allmählig aufheben und die europäischen Völker mit den Völkern des Orients vermischen werde, konnte so eine Begründung erhalten. Sollte diese Chance in der That eintreten, so würden allerdings die Deutschen oder vielmehr die Germanen, die von dem Interesse der Religion durchdrungen sind und dasselbe für die ganze Welt vertreten, auf die neue Gestaltung des europäischen Reichs, ja auf die Regeneration Kleinasiens einen entschiedenen und anhaltenden Einfluß äußern. Die ostromanischen Völker läßt der Verf. nach der Zertrümmerung des türkischen Reichs eine bedeutende Rolle spielen. Dieselben werden dann das Ansehen einer großen slavischen Universalmonarchie, die ihre Selbstständigkeit vernichten mußte, abwehren, Rußland zurückstoßen und besonders unter dem Schutze und der Einwirkung der österreichisch-deutschen Politik die Gestaltung neuer und fester politischer Zustände beginnen; schon jetzt ist ihm in dem deutschen Könige Otto von Griechenland dafür eine Bürgschaft gegeben.

Unter den eigentlichen Slawen, die über den Oken

Europas sich verbreiten und demselben die Physiognomie geben, treten zuoberst die Polen und die Ungarn hervor, deren politische Existenz sich stets an Deutschland angelehnt hat und die auch für die Zukunft darauf angewiesen sind, die deutsche Hilfe und Stütze in jeder Hinsicht nachzusuchen. Deutschland aber hat nicht minder den Beruf, seine politische Macht unausgesetzt auf diese beiden slawischen Körper geltend zu machen, denn ihre Stärke wird ihm immer eine notwendige Vormauer gegen das russische Slawenthum sein, obschon die Geschichte lehrt, daß Deutschland mit der Macht der Bildung bisher alle die rohen slawischen Elemente in sich aufgenommen und germanisirt hat, wenn dieselben mit ihm in Berührung kamen. Über die Zukunft der polnischen Nation verbreitet sich der Verf. bei dieser Gelegenheit mit sehr hoffnungsvollen, aber dennoch sehr unparteiischen Ausfichten; besonders hebt er scharf hervor, daß dieses jetzt zertretene und in seiner Kraft verhaltene Volk gerade die Schlange sein müsse, welche den russischen Riesen einst tödtlich die Wunde verwunden und in seine einfache, natürliche Stellung zurückführen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wenn man die Verwandtschaft der verschiedenen Völkersämme verfolgen will, so hat man — es ist allgemein anerkannt — besondere Aufmerksamkeit dem innern Zusammenhang der Sprachen zu widmen. Es ist dies ein sichereres Kennzeichen bei der Classification der Nationen als die Zahl der Staubsäden bei der wissenschaftlichen Gruppierung der Pflanzen. Ein ethnographisches System, das die Sprachähnlichkeiten gehörig berücksichtigt, ist ein wahrhaft natürliches, kein künstliches. So mag es mir denn hier erlaubt sein, zwei Werke flüchtig zu berühren, aus denen der Linguist wie der Ethnograph reiche Belehrung schöpfen kann. Das eine eröffnet uns das wenig bekannte Feld der afrikanischen Sprachfamilien, während das andere uns einen Blick in das merkwürdig geordnete System der Indianer Idiome Nordamerikas thun läßt. 1) „Etudes sur la langue séchuane par Eugène Casalis“ (Paris 1841). Der Stamm der Bechuana, über dessen Sprache wir hier ein gediegenes Werk erhalten, bewohnt den Landstrich, der sich nordwestlich von der Colonie am Cap der guten Hoffnung zwischen den Gebieten der Kaffern und denen der Hottentotten hinzieht. Die nördliche Grenze des von dieser Nation bewohnten Landes ist der große See Karabal. Die Sprache, deren sich dieser Volksstamm bedient, hat nach Cazalis mancherlei Ähnlichkeit mit dem Idome von Congo und mit den semitischen Sprachfamilien. Sie ist indessen so reich an Eigenthümlichkeiten, daß sie als selbständige Sprache und nicht als bloßer Dialekt zu betrachten ist. Klarheit und Harmonie herrschen in ihr vor. Sie ist reich an Metaphern, deren man sich oft schon bedient, um die einfachsten, alltäglichsten Begriffe auszudrücken. So bedeutet z. B. n'ato (was eigentlich heißt: „was mich liebt“) Vater. Die metaphysischen Worte fehlen natürlich in dieser unangebildeten Sprache. Indessen, sagt der Verf., sind die abstracten Ideen dem Bechuana nicht gänzlich fremd, obgleich er sie nicht anders als unter der Form eines Verbums erkennt. Er hat wenig Gelegenheit, sich in Schlussfolgerungen zu üben, und so fühlt er das Bedürfnis, dieselben zu erleichtern und ihre Form einfacher zu gestalten. Die Ausdrücke: Dasein, Trost kennt er fast gar nicht. So würde er es nicht verstehen, wenn man ihm sagen wollte: „Der Gedanke des Daseins Gottes ist mein Trost.“ Er würde das

gegen diesen Satz seiner Art nach so ausdrücken: „Ich denke: Gott ist, ich bin getröstet.“ Das Zeitwort spielt, wie man sieht, eine bedeutende Rolle in der Bechuana Sprache und so bildet es auch eine große Vollkommenheit und Ausbildung. So redet Cazalis von drei Arten: uno efficiente, uno causative et uno relativo, z. B. ich kaufe, ich mache kaufen, ich laufe für... Jede Art hat wiederum ein Activum, ein Passivum und ein Medium. Nachdem der Verf. die grammatische Ge- setze dieser Sprache entwickelt hat, gibt er noch wichtige Aufschlüsse über die Poesie der Bechuana. Von Metrum oder Reim ist keine Rede. Ihre Verse sind zwar nicht ohne jede Spur von Wortfall und Rhythmus, indessen unterscheidet sich bei ihnen die Poesie von der gewöhnlichen Rede hauptsächlich durch den Adel und durch Schwung der Gefühle und Ideen, durch metaphorische Ausdrücke und durch elliptische Redeweise. Der Stamm der Bechuana zeichnet sich unter den Völkern des innern Afrikas durch Fröblichkeit und Milde aus, aber dessenungeachtet kennt ihre Poesie die zarten Gefühle, die süßern Leidenschaften fast gar nicht. In zwei kleinen Erzählungen, die Cazalis als Probe ihrer Literatur mittheilt, herrscht eine köstliche Naivetät und wirklich poetische Erfindungskraft. Wir wollen schließlich noch ein paar Sprichwörter anführen: „La graine que donnent les biens mal acquis, fait mourir: Unrecht Gut gewirket nicht. Wenn ein Mensch getödtet ist, so erzählen es die Palme des Feldes. Der Tod kennt keinen Ränig.“ 2) „Mémoire sur le système grammatical des langues de quelques des nations indiennes de l'Amérique du Nord par M. Et. du Roncure“ (Paris). Ich habe die von unferer. Kolov bearbeitete Schrift über die Indianersprachen Nordamerikas nicht zur Hand und kann deshalb die in derselben enthaltenen Forschungen nicht mit den Sätzen des Verf. vergleichen. Ich begnüge mich daher nur ein paar Bemerkungen mitzutheilen, die mir beim Durchblättern dieses interessanten Werks aufgefallen sind. Die Idiome, die der Verf. einer nähern Beleuchtung unterwirft, sind von unsern synthetischen Sprachen gänzlich verschieden. Die Substantive haben keine Kasusflexion; nur eine Art von Locativ und etwas dem Vocativ Ähnliches wird bemerkt. Bei den übrigen Formen des Substantivs muß das Verbum thätig sein. So würde amo Petrum etwa so ausgedrückt, als ob man sagen wollte, amum Petrus. So wichtig also auch in diesen Sprachstämmen die Rolle des Zeitworts ist, so fehlt demselben jedoch das Particip und der Infinitiv gänzlich.

Montesquieu's unerreichte „Lettres persannes“, die unzählbare Nachahmungen hervorgerufen haben, sind vor kurzem scharfsinnig erläutert worden: „Commentaires des Lettres persannes par Maurice Mayer.“ Der Verf. entwickelt umfassende Kenntniss und scharfe Combinationsgabe. Sein Werk verdient besondere Beachtung, da ohne Erläuterung bei der Lecture der „Lettres persannes“ mancher der seinen Sätze verloren geht, die Montesquieu mit verschwenderischer Hand über seine Schrift ausgebreitet hat.

32.

Literarische Anzeige.

Erben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mein Wahnsinn im Serfer.

Memoiren

von

Angela Frignani.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Donnerstag,

Nr. 55.

24. Februar 1842.

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von Theodor Rohmer.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Die große russisch-slawische Monarchie selbst findet der Verf. in einem Zustande, daß dieselbe für die Überwindung des germanischen Princips keine wahrhaften Befürchtungen erregen kann; vielmehr muß wie bisher der Einfluß des Germanismus weiter geltend gemacht werden, wenn Rußland überhaupt seine welthistorische Stellung begründen und behaupten will. Rußlands Gegenwart ist vor der Hand falsch und unnatürlich. Die Elemente seiner Volksbildung stehen mit den Intentionen und der Stellung seiner abstracten Staatsgewalt in gar keinem Verhältnisse, die sich auf keinen andern Geist und auf keine andere Kraft stützt als auf die rohe, mechanische Militärgewalt. Die Entwicklung einer nationalen Bildung und Erhebung hat aber in Rußland ihr hauptsächlichstes Hinderniß in der Kirche. Wenn bei andern Völkern der Katholicismus und der Protestantismus der mächtigste Hebel ist, durch welchen die rohe Volksnatur sich selbst überwindet und, ungeachtet aller natürlichen Hindernisse und auch der künstlichen, frei macht, so gibt das todte, starre und äußerliche Griechenthum, das in Rußland nun noch besonders unter den unfreien Tendenzen der Staatsgewalt steht, nicht nur nicht den Anstoß zu einer höhern theoretischen Ausbildung der Nation, sondern es muß auch noch die natürlichen Keime der Bewegung darniederhalten und das Genie einer Nation vernichten. Es ist darum das geist- und lebensvolle Deutschland und vorzüglich das protestantische Deutschland, das den Beruf hat, Rußland von seiner religiösen Knechtschaft zu befreien und den Genius dieser Nation, wie aller übrigen, zu erwecken.

Aber auch die germanischen Völkerstämme müssen für die Zukunft mit ihrer deutschen Mutter, wenn auch auf verschiedene Weise, in eine nähere und einflussreichere Verbindung treten. Die skandinavischen Völker, die uns in jeder Hinsicht ebenbürtig sind, seufzen unter dem politischen Drucke von Rußland und England. Ihre Lage, ihre historische Stellung fodert eine neue Art calmarischer Union, und damit dieselbe ins Leben treten, sich erhalten und nach innen und außen geltend machen könne, sind diese Völkerstämme angewiesen, sich einst unter die poli-

tische und mütterliche Fahne des einen und starken Deutschlands zu stellen. Die drei von Deutschland längst getrennten Glieder, Belgien, Holland, die Schweiz, werden ihre im Grunde deutsche Nationalität für die Zukunft nicht bewahren können, sie dürfte vielleicht bei dem nächsten europäischen Kriege verloren gehen, wenn sie sich nicht auf die künftige politische Macht Deutschlands stützen könnten und wollten. Nur von England, dessen politische Verfassung der Verf. überhaupt sehr hoch hält und als die deutsche Urverfassung erklärt, die immer noch die regste und höchste Ausbildung aller Seiten des germanischen Wesens zuläßt und unterstützt, wagt er nicht zu behaupten, daß es sich für seine Zukunft unter den unmittelbaren Einfluß von Deutschland stellen müsse. Vielmehr gibt er zu, daß diese beiden großen Theile des einen germanischen Körpers die Bestimmung haben, vereint die Civilisation über den Erdball zu tragen und der Geschichte, wo dieselbe darniederliegt, aufzuhelfen.

In Bezug auf alle diese, bald tiefer gehenden, bald auf der Oberfläche hinlaufenden Betrachtungen möchte wol Jedermann dem patriotischen Verf. aus vollem Herzen zustimmen, daß Deutschlands große und unendliche einflussreiche Wirkksamkeit in der europäischen Welt in Zukunft ebenso sehr, ja bei einer höhern politischen Gestaltung noch mehr als bisher in dessen geistiger Mission begründet sein werde. Allein ungeachtet dieses Übergewichts, das hierin die Deutschen immer geltend machen müssen, ungeachtet des wesentlichen Antheils, den sie so an der Erziehung des Menschengeschlechts und der Gestaltung des Lebens aller Nationen nehmen, wird auch sicherlich nicht die Wechselwirkung aufgehoben werden, die überhaupt die einzelnen Völker, wie die einzelnen Individuen untereinander auf ihre Fortentwicklung jederzeit ausüben. Wenn wir die theoretische Seite des Daseins ausbilden, für die ganze Welt denken und die Probleme des Lebens lösen; so werden wir andern Völkern gewiß, wie bisher, andere Anregungen, andere Arbeit schuldig sein und auf diese Weise stets mit denselben zusammen die Weltgeschichte machen müssen; ja, jede Hegemonie wird sich unter den Völkern um so mehr verlieren, je mehr sie sich durch Bildung und Civilisation ausgleichen und verselbständigen. Der Standpunkt des Verf. scheint uns darum für die deutsche Zukunft sehr partiell, während

er gerade in diesem Punkte, ohne daß wir dabei unserer nationalen Bedeutung etwas vergeben, der universellste sein sollte.
(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, Mitte Januar 1842.

Seit meinem letzten Schreiben hat sich bei uns manche Veränderung zugetragen, die auch von allgemeinerem Interesse sein möchte, wenngleich sie uns und unsere geistigen und geselligen Verhältnisse nur zunächst berührt. Indem ich daran gehe, hierüber meine Bemerkungen auszusprechen, muß ich befürchten, manches schon Bekannte zu berühren; doch darf ich, um den Faden früherer Mittheilungen nicht zu verlieren, nichts verschweigen, was für uns von Bedeutung ist. Ich rechne dazu vor Allem die Entfernung des bekannten fanatischen Predigers Eberhard von seinem Amte, eines Mannes, der auf die Volkseinstimmung bereits in einer höchst bedenklichen Weise eingewirkt hatte und, wenn man ihm länger gestattet hätte, seine Wankstöße und Verbammungsurtheile gegen den Protestantismus öffentlich vor aller Welt auszusprechen, einen Zwiespalt zwischen den ConfeSSIONen hervorgerufen haben würde, dessen weitere Folgen nicht zu berechnen waren. Er hat sich entschlossen, die einsame Zelle eines Franziskanerklosters zu wählen, aber nicht freiwillig, getrieben von dem Zuge geistlicher Demuth. Seine Entfernung war von obenher befohlen und die Folge der herrschenden toleranten Gesinnung, die sich hier von neuem auf eine energische Weise zu bethätigen strebt; aber sie hat auch wieder Folgen ähnlicher Art hervorgerufen, obgleich noch erst jüngst wieder in drei hiesigen katholischen Kirchen, zum Besten des Ordens der Frauen vom guten Hirten, bekanntlich einer Stiftung, die von Eberhard ausging, die fulminantesten Conroverspredigten gehalten und hierauf im Druck veröffentlicht worden sind; dennoch, kann man sagen, hat die Spannung, zu welcher die Verhältnisse der Parteien hinaufgeschraubt waren, seitdem allmählig wieder nachgelassen und ein natürliches gegenseitiges Verhältniß ist an ihre Stelle getreten. So bildet sich nach und nach wiederum ein fester Boden, eine Grundlage, auf welcher die Bestrebungen und Bedürfnisse der Zeit ihre entsprechende Entwicklung und Befriedigung finden werden. Als die erste und schönste Blüte des rückkehrenden Friedens nicht bloß für Baiern, sondern für Deutschland, ist jenes frohe Ereigniß anzusehen, das unser Königshaus und mit ihm das gesamte Land betroffen hat, ich meine die Verlobung des Kronprinzen mit einer preussischen Prinzessin, worin jedenfalls auch zugleich die Bürgschaft für eine längere Fortdauer dieses Friedens liegt. In diesem Sinne, gewiß aber in keinem andern, war auch die etwas vorläufige Ankündigung und Bepreßung dieses Ereignisses in der „Münchener politischen Zeitung“ zu nehmen. Der Verfasser wollte sicherlich nicht die Tendenz des gegenwärtigen Gouvernements mit der eines künftigen vergleichen, das noch nicht ist. Seiner Publication lag offenbar eine durchaus wohlmeinende, patriotische Absicht zum Grunde, wie schon aus dem Umfange erhellen könnte, daß der vorsichtige Herausgeber der erwähnten Zeitung ihr eine Stelle in derselben einräumte. Es hat aber auch jenes frohe Ereigniß so viel wahrhaft Erfreuliches nicht nur für die gegenseitige Stellung der ConfeSSIONen in Baiern und für die daran sich knüpfende höhere geistige Entwicklung der einheimischen Bestrebungen und Zustände, sondern auch selbst in Hinsicht auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse und deren geeignete, auf entsprechenden Garantien ruhende Gestaltung, sodaß selbst ein minder enthusiastischer Berehrer des deutschen Bessens, als vielleicht der Verf. war, sich zu einer ähnlichen panegyrischen Prophezeiung hätte verleiten lassen können. Jene Bekanntmachung hat für die Bethätigten manche unangenehme Folge nach sich gezogen.

Wenn möchte ich Ihnen auch etwas Erfreuliches aus dem Gebiete der Literatur melden. Aber es wiederholt sich die alte Klage! Dieselbe Ode wie früher, obgleich doch, wie wir aus

einer Mittheilung der „Zeitung für die elegante Welt“ im vorigen Jahrgange entnehmen können, bei uns im Grunde kein Mangel an schriftstellerischen Kräften ist. Mit Rückert und Schenk hat Baiern seine Dichter, mit Schelling und Baader seine Philosophen verloren; Cornelius ist in seinem Berufe unerschrocken, aber es fehlt und ferner abht an großen Künstlern. Schenk und Baader kehren nicht mehr wieder; doch lassen Nachrichten aus Berlin vermuthen, daß Schelling dort nicht für immer bleiben wird, wiewol er sich, den allernachsten Berichten nach, mit seiner gesamten Familie dort recht behaglich fühlen soll. Allgemein erwartet man, daß die Wahl eines Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, welche bevorsteht, auch diesmal auf Schelling fallen werde, sodaß er sich hierdurch gewissermaßen gezwungen sähe, zurückzukehren. Soll ich meine Ansicht über Schelling's Stellung in Berlin aussprechen, so glaube ich, man wird den tiefen, urpoetischen Geist dieses Philosophen in jener Stadt aufrichtig bewundern; man wird sich selbst hier und da von seinen geistreichen und kühnen Combinationen, von der Wärme seiner Empfindungen, von der Klarheit und Mächtigkeit seines Selbstgefühls, endlich von der hohen Vollendung seiner Darstellung hinarreiß lassen; er wird mannichfach anregend, läuternd und belebend, aber nur dann etwa epochemachend auf die philosophische Geistesentwicklung jener Stadt einwirken, wenn sein Aufenthalt daselbst von längerer Dauer wäre. Schelling's Philosophie beruht, um sie auf eine etwa andere als bloß schulgerechte Weise zu charakterisiren, noch zu sehr auf der Unmittelbarkeit der durch ein poetisches, ich möchte sagen naives Erfassen der Erscheinungen unterlegten und gehobenen Anschauungsthatigkeit, die sich mit dieser Unmittelbarkeit der Erkenntniß begnügt und, indem sie dieselbe als eine Thatfache im Bewußtsein festhält, dadurch zur Erkenntniß der einheitlichen Uebereinstimmung des Bessens mit der Erscheinung und somit der absoluten Wahrheit hindurchzubringen strebt. Über diese unmittelbare, ich möchte sagen bichterisch-findliche Anschauung der absoluten Wahrheit, über diesen subjectiven Idealismus ist zumal die Hegel'sche Philosophie mit ihrem analytisch-synthetischen Reflexionsproceß längst hinaus, und wenn wir es auch nicht ohne Weiteres als einen Fortschritt betrachten wollten, daß Hegel selber jene Schelling'sche Identitätsphilosophie als ein früheres Entwicklungsmoment in der Geschichte des philosophischen Denkprocesses betrachtet und mit Bewußtsein darüber sich zu erheben gesucht hat, so sehen wir doch die nordische Geistesrichtung von der jetzigen Denkproceßreihe Hegel's zu tief insickt und ergriffen, als daß jenes schwächere Element der Schelling'schen Anschauungsphilosophie, der es vor Allem an der nöthigen systematischen Formentwicklung fehlt, noch einen lebenskräftigen, dauernden Niederschlag darin bewirken könnte. Doch liegen in ihr versöhnende, mildernde und vermittelnde Kräfte, die nicht ohne Folgen bleiben werden. Indes sind die preussischen Zustände und Verhältnisse überhaupt in einer so raschen und lebendigen Entwicklung begriffen, daß die Schelling'sche Philosophie, wie sie ist, schon darum nicht jene umbildende Wirkung in dem philosophischen Geistesleben der nordischen Hauptstadt hervorbringen wird, die viele sich von ihr versprechen. Ich glaube vielmehr, daß Schelling, der vielleicht nach Berlin in der Absicht ging, um die zu grellen Wirkungen der Hegel'schen Philosophie zu paralysiren und, wenn dies geschehen, eine neue philosophische Schule nach seinem neuesten, gegen das frühere etwas modifisirten System zu gründen, selbst bald wahrnehmen wird, daß dies nicht möglich sei, und hoffe daher, ihn, wie es noch immer sein Wille sein soll, hierher, an den Ort seiner glänzendsten Triumphe, zurückkehren zu sehen.

In Verlegenheit käme ich, wollte ich jetzt ein für die Literatur bedeutendes oder nur irgend wichtiges Werk nennen, das der hiesige Buchhandel und gebracht hat; denn Localschriften, wie die neuesten Beschreibungen der Haupt- und Residenzstadt von Rayer und Schiller, oder wie Bölt's Buch: „Die blühenden Künste in München“, werden wir hierher doch wol

nicht rechnen wollen, obgleich sie sämmtlich Vordräge darboten, die man in früheren Schriften dieser Art vergebens sucht. Es wäre aber auch zu verwundern, wenn dies nicht so wäre, da man durch die lange Praxis doch endlich einmal zu einer zweckmäßigen Fertigkeit in diesem Literaturzweige gelangen mußte. Das Werk von Böhl enthält in glänzend vollständiger Zusammenstellung eine Übersicht über die jetzt lebenden Künstler in München, ihre Werke und Richtungen in der Kunst; einige Partien bedürftigen, doch vermissen wir die nöthige Gleichmäßigkeit der Behandlung und, was die Kritik betrifft, jene Sicherheit und Klarheit der Ansicht, die für sie unerlässlich ist. Böhl's Betrachtungsweise der Kunst ist zu sentimental und noch immer wird das eigentliche Feld seiner literarischen Thätigkeit die Geschichte bleiben, wie seine „Elisabeth“ von neuem bezeugt; doch ist diese letztere Werk nicht hier erschienen, ebenso wenig wie einige andere bemerkenswerthe Schriften, die, wie Gern's „Bilder aus Griechenland“ oder Förster's „Wandgemälde in der St.-Georgenskapelle zu Padua“, ebenfalls von hiesigen Schriftstellern herrühren. Interessant ist die Erscheinung eines neuen Kalenders für 1843, der auf Veranlassung und unter der Protection des Kronprinzen entstanden ist, geschmückt mit einem hübschen Titelblatte von Cornelius und noch hübscheren Bignetten zu den zwölf Monaten von Kaulbach. Der Text besteht aus Originalspenden einheimischer Autoren; es befinden sich darunter mehr beachtenswerthe Aufsätze und Dichtungen, deren Zweck zunächst populäre Verständlichkeit und Belehrung selbst über wissenschaftliche Gegenstände ist. In der „Oberdeutschen Zeitung“, wenn ich nicht irre, stand neulich eine Stelle aus Mayer's „Beschreibung von München“, worin es hieß, die hiesigen buchhändlerischen Verhältnisse ständen so niedrig, daß nicht einmal Warggaff für seine „Münchner Jahrbücher für bildende Kunst“ hier einen Verleger habe finden können. Wie man indes hört, wird die Fortsetzung dieses geschätzten Journals in einer hiesigen Handlung, in der Kunstverlagsanstalt von Bergmann und Müller, zwei unternehmenden und einsichtsvollen Männern, erscheinen. Hiermit wäre nun freilich der specielle Theil jenes Bedauerns widerlegt, das Factum selbst aber bleibt. Unsere buchhändlerischen Verhältnisse verschlimmern sich, statt sich zu bessern, wozu theilweise die von der Regierung wirksam unterstützte Thätigkeit des Central-Schulbuchverlags vorzüglich beiträgt. Eine Buchhandlung hat vor kurzem ihren Laden geschlossen; eine andere, bis jetzt in Bezug auf den Verlag von Büchern die unternehmendste, den Beschluß gefaßt, ihre Verlagsthätigkeit auf das Allernothwendigste zu reduciren, während mehr andere dies schon längst gethan haben. Als eine literarische Curiosität kann ich nicht umhin eine Anzeige des Geheimraths von Wiebeking in den hiesigen Blättern anzuführen, worin er, „um die Beantwortung zum Theil eingelaufener Bestellungen zu vermeiden“, 29 von ihm, größtentheils in Quart, mit Kupfern und Karten herausgegebene Schriften namhaft macht, die bereits alle vergriffen seien. In einer spätern Anzeige bietet er eine ganze Reihe meist dänischer Werke über Architektur von ihm zum Verkauf an, darunter eine „Description de la nouvelle et très-avantageuse construction des chemins de fer, proposée par l'auteur“ (mit drei Kupferst., 1841), für die er den geringen Preis von nur 10,000 fl. fordert.

Noch immer beivielem die thätigste und thätigste Thätigkeit herrscht bei uns im Gebiete der Kunst, wie denn auch die wichtigsten hiesigen literarischen Erscheinungen, wie wir gesehen haben, in näherer oder entfernterer Beziehung zu derselben stehen. Was ich in meinem letzten Schreiben als einen sehr möglichen Fall annahm, sehen wir längst eingetroffen. Ein Architect ist an die Spitze der Akademie der bildenden Künste gestellt worden. Der Oberbaurath von Gärtner wurde, mit Beibehaltung seiner früheren Würde, zu Cornelius' Nachfolger ernannt. Wer möchte es leugnen, Cornelius ist ein Mann, fähig, durch seinen Namen allein einer Kunstankalt Leben und Glanz zu verleihen, und mächtig genug, um durch

einen einzigen Einlassung, ja durch ein einziges, kräftig ausgesprochenes Wort eine Wirkung hervorzubringen, wie sie hundert Andern zusammen genommen niemals gelingen möchte; er ist ein seltener Genius, wie der Weltgeist ihn vielleicht nur alle Jubeljahre einmal zu Tage zu fördern vermag, und infolgedessen eine geistige Macht, die, wir wünschen es, noch längere Zeit bestehen möge als ein festes Bollwerk gegen die Einflüsse und Übergriffe der naturalistischen und rein experimentirenden modernen Richtung, die, gefördert von einigen Handlangern des Systems der sich selbst segnenden absoluten Begriffswahrheit, auch das Gebiet der Kunst von allen Seiten zu überfluten und zu untergraben droht. Allerdings ist es vorzugsweise der Geist und das Vorbild echter Kunst, was auf die Bildung der Söglinge einer Kunstankalt fördernd einwirkt, besonders da sich jüngere Künstler auch überhaupt gern unmittelbar an einen bewährten und namhaften Meister anschließen; doch ist es andererseits ebenso sehr der Geist der Ordnung und der Strenge des Unterrichtes und die Zweckmäßigkeit der Methode, wodurch, wenn nicht dieselben, doch ähnliche und in gewisser Hinsicht auch nachhaltigere Erfolge erreicht werden. Wo die lebendige Kunst und der unmittelbare Einfluß großer Meister zu wirken aufhören, sind auch die besten Kunstankalten ohne Bedeutung. Mögen sie nun aber auch nichts sein als Nothbehelfe und Eurgate, entstanden in Zeiten, wo die Kunstthätigkeit sich manichfach zu verzweigen begann und die bürgerlichen Verhältnisse unter dem Einfluß eines centralisirenden Verwaltungsgewisses eine von der früheren völlig verschiedene Gestaltung annahmen, so beweist doch die Geschichte, daß eine strengbemessene Unterrichtsmethode einzelner Meister die Kunst mehr förderte, als die größten Meister dies je vermochten. Wir sehen dies unter andern an Giorgione, wenn wir ihn als Lehrer mit Tizian vergleichen. Große Künstler sind stets aus strenger Schule hervorgegangen. Nicht minder auch beweist die Geschichte, daß zweckmäßig geleitete Anstalten der erwähnten Art oft allein nur noch im Stande waren, den unvermeidlichen Verfall der Kunst für einige Zeit aufzuhalten. Den glänzendsten Beleg dazu geben die Bemühungen der Carracci, die eben hierdurch die Begründer einer weitverzweigten und noch lange wirksamen Schule wurden, obwol zugleich nicht minder wahr ist, daß eben diese Schule nur dadurch sich zu ihrer Bedeutung erhob, daß sie sich an das Vorbild der entschiedensten Kraft und Thätigkeit in Zeichnung und Charakteristik, an Michel Angelo, angeschlossen. Offenbar sind es aber die Maßregeln methodischer Ordnung und Strenge, wodurch der neue Vorstand die Akademie auf den Standpunkt zu stellen gedenkt, auf welchem sie als eine Unterrichts- und Bildungsanstalt stehen soll. Auf dieser materiellen, festen Basis, auf der Prosa des ordnungsmäßigen und zweckmäßigen Studiums, soll und kann sich auch allein nur in freierer, schönerer Entwicklung der Blütenbaum höherer Kunst erheben. Auch darf man nicht fürchten, daß man sich von dem durch den König begründeten und von Cornelius durch die That geförderten historisch-monumentalen Geist der Kunst losgerennt werde. Schon empfindet man die guten Folgen des neuen Systems. Doch hat man sich jüngst öffentlich darüber ausgesprochen, daß die Localität der Akademie, wie sie gegenwärtig besteht, ein fühlbares Hinderniß zur Errichtung ihrer Zwecke sei. Bekanntlich ist ein Theil des ehemaligen Jesuitengebäudes dafür hergerichtet; nicht allein aber, daß die verschriebenen Übungs-, Lehr- und Hörsäle oft weit voneinander getrennt liegen, so haben sie nicht einmal alle ein geeignetes Licht; andere sind so beengt, daß sie die zu ihnen gehörenden Schüler mit ihren Stascheleten nicht fassen, und es bleibt daher kein anderer Wunsch übrig, als daß die Akademie ihr eigenes Gebäude erhalten möchte, das seinen geeigneten Platz jedenfalls in der Nähe der Glyptothek und Pinakothek, wo sich gegenwärtig auch das Kunstausstellungsgebäude erhebt, finden dürfte. Um so erfreulicher ist es, zu vernehmen, daß eine Erfüllung dieses Wunsches nicht zu den Unmöglichkeitkeiten zu gehören scheint, wie man aus einer Äußerung des Herrn Ministers von Abel schließen

will, die er gesehen, als er vor einiger Zeit die neuverrichteten Localitäten der Akademie mit seinem Besuche besah. Überhaupt verdankt die Akademie in ihrer neuen Gestalt dem einflussvollen und kräftigen Vermögen dieses Staatsmannes sehr viel. Die Anordnung und Vertheilung des Unterrichtes ist einfach und zweckmäßig. Professor Zimmermann leitet wie früher das Zeichnen nach der Antike, daß die Malerklasse, Schnore die Compositoren, Schwantaler die Bildhauerklasse, Boit (früher Bauinspector in Speier) die Baukunst und Ameler die Classe der Kupferstecher. Am Zeichnen nach der Antike nehmen die Anfänger der Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei Theil, am Zeichnen nach dem lebenden Modell, das alle Professoren abwechselnd leiten, auch selbst die schon geübteren Jünger der Baukunst. Schlotthauer hat als Inspector die Besorgung der Hauspolizei über sich und Dr. Rudolf Marggraf versteht Ratt des in Rom abwesenden Generalsecretairs der Akademie, Joh. Mart. Wagner, die Geschäfte des Secretariats, auch hält derselbe die Vorlesungen über Mythologie und Kunstgeschichte, welche vormalis Olivier über sich hatte. Dem Professor Dainbl, welcher forben ein umfassendes Werk über Maschinenbaukunde mit vielen Abbildungen herausgegeben hat, sind die Vorträge über Perspective und darstellende Geometrie, dem Dr. Zimmer, praktischem Arzte hieselbst, der ein unterrichtendes Werk über Kunst-anatomie unter dem Titel „Studien für Künstler und Kunstfreunde“ mit mehreren für das Studium der Kunst vorzüglich geeigneten Abbildungen nachstehend erscheinen lassen wird, die Vorträge über Anatomie anvertraut. Man nennt die Wahl der jüngern Kräfte glücklich, die man für die Zwecke des Instituts gewonnen hat, und gibt der energischen Verwaltung des Vorstandes den ungetheiltesten Beifall, um so mehr, da es zugleich sein Wille zu sein scheint, die Trennung zu heben, welche hier schon seit Jahren zwischen den Vertretern der verschiedenen Richtungen und Gattungen der Kunst geherrscht hat. Wir werden hoffentlich später erfahren, welcher Mittel er sich bedienen wird, um auch die hiesigen Genere- und Landschaftsmaler näher mit den Interessen der Akademie zu verbinden. Die erwähnte Trennung, durch das Intriguenpiel einiger libellalen von jeher wissenschaftlich gefördert und unterhalten, zeigte sich noch erst vor kurzem in auffallender Weise, als man von einer Seite darauf ausging, unserm Kaulbach, der als Künstler der allgemeinsten und höchsten Achtung geniest und nicht nur durch die Bestellung seiner Rüste für die bairische Ruhmeshalle und durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom St. Michaelsorden, sondern auch durch mehrere höchst ehrenvolle Aufträge, wie unter andern den, seine Verfertigung von Jerusalem in Öl auszuführen, sich auch von dem Könige aufs glänzendste gerührt und anerkannt sah, ein großes Festmahl zu veranstalten, und doch Wiene machte, die Akademie als solche davon auszuschließen, obgleich Kaulbach als Hofmaler bereits in einiger Beziehung zu derselben steht. Doch erreichte die Partei, in Folge des entschiedenen Benehmens eines hochgestellten Staatsmannes, ihre Zwecke nicht. Kaulbach wurde krank und der Wirth vom bairischen Hof sah sich genöthigt, das Feuer löschen zu lassen, das auf seinem Herde schon brannte. Allgemein war daher die Freude, als einige Tage darnach Kaulbach bei dem heiteren Mahle erschien, welches die Professoren und Mitglieder der Akademie und mehr Kunstfreunde dem neuen Director zu Ehren gaben, dessen erster Toast der Einigkeit der Künste und Künstler galt. Auf diese Weise ist der Weg gebahnt, der, wir hoffen es, in Vereinigung aller Elemente und Kräfte des hiesigen Kunstlebens, zum gewünschten Ziele führen wird. Noch erwähne ich hier der Epifode mit der Befegung der durch den Tod von Dillis *)

*) Georg von Dillis, der Sohn eines Revierförsters im Landgericht Wasserburg, ward 1790 geboren. Im J. 1799 zum Gallerieinspector zu München ernannt, besuchte er die Kunstsammlungen von Dresden, Prag und Wien, späterhin, in Begleitung Gilbert Elliot's (nachmaligen Botschafts von Korfu),

erzielte die Stelle eines Central-Comitébegleitungsprofessors, zu welcher Sr. Majestät der König den Maler und geüblichen Kenner des Alterthums, Joh. Mart. Wagner, bestimmt hatte. Dieser vorzügliche, als Künstler wie als Mensch hochgeachtete Mann ist aber durch sein Alter wie durch seine Liebe zu einem zwar thätigen, aber amtlösen Leben zu sehr vorwiegend und abgelenkt durch einen mehr als sechsundvierzigjährigen Aufenthalt in Rom dem Altem und den Gitten seines Vaterlandes zu entfremdet, als daß er sich entschließen konnte, von der künftigen Gnade Gebrauch zu machen. Am Tage seiner Abreise reichte er die Bitte um seine Entlassung ein. So bezieht er seinen Titel und seine Eintracht als Generalsecretair der Akademie der Künste und lehrte nach Rom zurück, wo er für die hohen Kunstzwecke des Königs mannichfach thätig sein kann, indeß an seine Stelle Robert Sanger, der Sohn des ehemaligen verdienstvollen Vorstandes der Akademie, als Central-Galeriedirector berufen wurde, ein Mann von ebenso trefflichen Kenntnissen als humaner Gesinnung, in seinen künstlerischen Sympathien seinem Vorgänger nahe verwandt, jedoch einer der Besten, der bereits 1805 im „Deutschen Merkur“ auf die Bedeutung der altitalienischen Meister des 13. und 14. Jahrhunderts für unsere Kunst und Kunstgeschichte aufmerksam machte. Obgleich daher die Erhaltung aller bedeutenden Kunstsammlungen es bedurfte, daß für die Förderung ihres künstlerischen Interesses, wodurch sie überhaupt nur Werth und Bedeutung erhalten können, von jeher besser gesorgt war, wenn ein gründlich und vielseitig gebildeter Kunstsinn, als wenn ein noch so tüchtiger Künstler an ihrer Spitze stand, so dürfen wir doch auch in dieser Hinsicht die vom Könige getroffene Wahl eine glückliche nennen. Lange war in der letzten Zeit Director der Kupferstich- und Eisenbeinsammlungen; früher bis zum J. 1825, wo Cornelius die Leitung der Akademie übernahm, bekleidete er die Stelle eines Professors an der genannten Anstalt, und man freut sich daher seiner jetzigen Erhebung, indem man darin für ihn eine, wenn auch erst später, doch ehrenvolle Genugthuung für mannichfach erlittene Zurücksetzungen sieht. Hoffentlich wird er die ihm untergebenen Kunstsammlungen, dem königlichen Willen gemäß, der Wissenschaft und dem Genuß des Publicums noch zugänglicher machen, als dies im Allgemeinen früher bereits der Fall war.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Das bewegte Leben der Tochter Balbina's von Flandern, Johanna von Konstantinopel, ist von einem jungen französischen Gelehrten in einer gründlichen Monographie behandelt worden: „Histoire de Jeanne de Constantinople, comtesse de Flandre et de Helinault par Edmond le Clay“ (Paris 1841). Dem Verf., dessen Vater sich um das französische Archivwesen bedeutende Verdienste erworben hat, standen viele bisher unbekannte Quellen zu Gebote.

32.

auch Italien, das er 1806 zum zweiten Male und seitdem, zum Theil als Gefährte des regierenden Königs von Bayern, öfterer sah. Auf des letztern (damals noch Kronprinz) Befehl besorgte er 1811 den Ankauf der Sculpturen aus dem Palast Bevilacqua in Verona für die Glyptothek und reclinirte 1815 als bairischer Commisair in Paris die dortin entführten Gemälde. Nach Mannlich's Ableben 1825 zum Director der königlichen Galerie zu München erhoben, übernahm er die Auswahl der Gemälde für die Pinakothek sowie deren Aufstellung, die jedoch, vom künstlerischen Standpunkt aus, Vieles zu wünschen übrig läßt. Dasselbe läßt sich von dem darüber erschienenen Katalog sagen. Die Einrichtung der Gemälsesammlung in der Hofkapelle zu München rührt von ihm her. Vorderrückend war bei ihm die Liebe und Kenntniß der Meister des 16. und 17. Jahrhunderts, zumal aus der Schule von Rubens, Rembrandt und van Dyck. Man hat von ihm mehrere Landschaften im Styl jener Zeit, auch einige geistige Blätter.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 56.

25. Februar 1842.

Deutschlands Veruf in der Gegenwart und Zukunft.

Von Theodor Rohmer.

(Beschluss aus Nr. 55.)

Indem der Verf. nun seine Aufmerksamkeit wiederum der deutschen Gegenwart zuwendet und zuvörderst die politische Stellung des Vaterlandes nach den andern Völkern und Staaten hin ins Auge faßt, gelangt er wieder auf einen weit sicherern und praktischeren Boden. Er geht hierbei von einer gründlichen und freimüthigen Analyse der europäischen Pentarchie aus; seine Gedanken sind etwa folgende: Dem pentarchischen Systeme, das sich allmählig gebildet, liegt der große Gedanke zu Grunde, aus den edelsten Völkern und den vollendetsten Staaten eine Macht heranzubilden, die als der höchste und gerechteste Gerichtshof die Weltangelegenheiten schlichtet; aber die Sache steht gegenwärtig in der That auf einer viel niederen und beschränktern Stufe: die Pentarchie ist gegenwärtig bald ein Hebel, bald ein Schleier des Egoismus. Frankreich vertritt in Wahrheit den romanischen Westen, der mit ihm eine religiöse, eine politische Tendenz theilt, den Katholicismus und den Liberalismus. In ähnlicher Weise repräsentirt Rußland, nachdem es Polen verschlungen, die Einheit des Ostens. Während aber der Osten wie der Westen geschlossene Mächte bilden und das romanische und slawische Princip dem germanischen entgegentritt, sind die germanischen Interessen vielfach getheilt. Osterreich ist katholisch und absolut, Preußen protestantisch und conservativ, England ist bischöflich und hat seine Freiheit und seine politischen Tendenzen ganz für sich. Scandinavien ist zerplittert und steht allein. Die mittel-deutschen Staaten sind in ihrer Menge schwach und überdies von den Großmächten durch eine politische Kluft, durch die constitutionelle Verfassung geschieden. Belgien, Holland und die Schweiz werden von romanischen Einflüssen durchkreuzt. Also nirgend eine germanische, ebenso wenig als eine deutsche Einheit! Ferner — diese Zersplitterung, an sich unheilvoll, ist es noch mehr durch die besondern Zustände und Bestrebungen der Gegenwart in der europäischen Politik, die bald das Territorialinteresse, bald den Kampf um die politischen Principien an die Spitze setzt. Der Principienkampf hat die Quadrupelallianz der Tripelallianz entgegengesetzt. Das sogenannte legitime Princip hat Rußland, Osterreich und Preußen,

das liberale Frankreich, England, Spanien und Portugal zusammengeführt. Diesen Verbindungen widerspricht aber das Territorialinteresse. In Afrika, im Mittelmeere steht die englische Politik der französischen feindselig gegenüber; in Polen, in der Türkei und an der Donau läuft das deutsche Interesse dem russischen zuwider. Die Principienfrage im Osten ist in erster Linie von Rußland vertreten, im Westen von Frankreich; die Revolutionen, wie die Restaurationen, die abwechselnd Europa überzogen, beweisen dies. Das Territorialinteresse wird in der mächtigsten Ausdehnung einerseits von Rußland, andererseits von England gehandhabt. In allen Theilen von Asien kämpfen Rußland und England um eine Herrschaft, die keine andere Macht in Anspruch nimmt. Rußland also ist in doppelter Weise an die Spitze gestellt; die principielle und die territoriale Hegemonie vereinigt sich in seiner Hand. Während sich im Westen Frankreich und England die Wage halten, sind im Osten die deutschen Mächte durch ein zweifaches Joch an die russische Suprematie geknüpft, denn Osterreich und Preußen haben hiermit das Territorialinteresse dem Principienbündnisse geopfert.

Der Verf. hat ganz Recht, wenn er diese Politik der deutschen Großmächte für einen zweifachen Mißgriff hält, denn dieselben sind hierdurch nicht allein ihrer materiellen, sondern auch ihrer ideellen Kraft beraubt; besonders stellen sie sich dem übrigen Deutschland gegenüber und entfremden sich dasselbe. Auf diese Weise ist das deutsche Interesse weder von Osterreich noch von Preußen vertreten und gesichert und die in Aussicht gestellte Theilung des Orients muß entweder der deutschen Politik eine bessere Wendung geben, oder Deutschland geht auch hier wieder allein leer aus. Wie leicht könnte aber Deutschland, meint der Verf., für sich selbst eine günstigere Stellung einnehmen und auch die europäische Pentarchie nach ihrem höchsten Begriffe organisiren, wenn Osterreich und Preußen nicht die Politik ihrer Hausinteressen, sondern eine rein deutsche, vaterländische Politik verfolgen wollten, die den Extremen von Frankreich und Rußland gegenüber die Principien des deutschen Geistes geltend machte und Rußland und England gegenüber ohne Rücksicht das territoriale und materielle Interesse behauptete.

Von der gegenwärtigen Stellung Deutschlands zum europäischen Staatensystem geht nun auch der Verf. auf

die politischen Zustände des innern Deutschlands ein, wie sie sich auf Grund des wiener Congresses und seit dieser Zeit gebildet haben. Er findet hier mit Recht eine ungeheure Kluft zwischen dem intellectuellen und moralischen Bildungszustande der Nation, besonders der protestantischen Bildung, und zwischen der Art und Weise, wie sich dieser deutsche Geist in den Formen des Staats bisher verwirklicht und bethätigt hat. Die deutschen Staaten sind in ihren Verfassungs- und Regierungsprincipien auf entschiedenste getheilt und eifersüchtig, sodaß sie sich gegenseitig hemmen; das ist dem Verf. der erste und hauptsächlichste Uebelstand. Das alte absolutistische Staatsprincip, das seine Vernunft außer dem Volke setzt und den Geist und die Energie der Staatsgewalt der exclusiven Kaste der Beamten zuertheilt, verhindert immer noch, daß das Volk, welches der allgemeine Geist ist, durch die organische Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sein politisches Bewußtsein stärken und seine intellectuelle und moralische Freiheit bethätigen kann. Aus diesen Misverhältnissen folgt, daß die materiellen Interessen noch bei weitem nicht so entwickelt sind, als dieselben es sein könnten; ferner, daß dieselben weniger als die Mittel für höhere Staats- und Lebenszwecke, vielmehr als solche Mittel angesehen werden, wodurch der Einzelne seine Leidenschaften und seine Genußsucht befriedigen kann. Aus diesen Misverhältnissen folgt ferner, daß das Verhältniß der Kirche zum Staate und deren Einwirkung auf das praktische Leben, auf Erziehung, Unterricht u. s. w. nicht geregelt ist und oft zum Nachtheile des Staats und des Ganzen behandelt wird. Endlich folgt daraus, daß die Stände der bürgerlichen Gesellschaft immer noch nicht natürlich und nach den Bildungsprincipien der Gegenwart geordnet sind, die es verlangen, daß der Staatsbürger seine Stellung nach seinem vollen Verdienste und seiner Arbeit, nicht aber nach zufälligen, traditionellen und heutzutage ganz bedeutungslosen Rücksichten einnehme.

Nachdem er diese hauptsächlichsten Punkte allerdings mehr gereizt und unwillig durchsprochen, als gründlich aus dem herrschenden Principe der deutschen Staatspolitik entwickelt hat, wendet er sich zu dem theoretischen Geiste der deutschen Nation, zu der Religion und Wissenschaft, und sucht nach, warum derselbe immer noch nicht Energie genug besitze, diese unvollkommenen Zustände zu besiegen und dem Vaterlande seine vollständige Organisation und Kraft zu geben. Er findet, obgleich er anerkennt, daß nur aus dem Principe des Protestantismus eine neue bessere Zeit entstehen könne, das Christenthum lange noch nicht entwickelt genug, ja vielmehr ganz untüchtig, dem Staat nach den Erfordernissen der Jetztzeit zu gestalten. Das Christenthum, meint er, weise den Menschen von der Erde auf den Himmel an und dieser Spiritualismus verhindere uns, an der Ausbildung unserer irdischen Verhältnisse einen warmen und aufrichtigen Antheil zu nehmen. Der Verf. vergißt hierbei, daß er früher, als er die concrete Geschichte entwickelte, von dem christlich-germanischen Staate gesprochen hatte; er verwechselt ferner die protestantische Orthodoxie mit dem Wesen des

Christenthums überhaupt. Indem er sich zu der Wissenschaft wendet, findet er nur die unerträgliche Eitelkeit und Selbstsucht des Subjects. Die deutsche Philosophie, namentlich der Hegelianismus, taue darum nichts, weil er stets nur Schule geblieben, weil er sich mit gelehrtem und unpopulärem Betwerk befangen und dergl.; die speculative Theologie sei nichts Anderes als die alte, abgedroschene französische Aufklärung, die von eiteln jungen Leuten in dunkle Redensarten gehüllt und als neue Weisheit aufgetischt werde. Freilich die Gründe für diese ziemlich barbarischen Behauptungen bleibt uns der Verf. unter dem wiederholten Vorwande schuldig, daß ein näheres Eingehen in diese Dinge hierher nicht gehöre. Allein es bleibt uns kein Zweifel übrig, daß sich der Verf. über seine Kenntniß der Philosophie und ihr Verhältniß zur Gegenwart gar sehr täuscht: er kennt weder gründlich den Stand der heutigen Wissenschaft, noch ist ihm die speculative Arbeit überhaupt bekannt. Um dies zu beweisen, ist nur nöthig, daß man einen Blick auf das neue Princip werfe, womit er der Welt und besonders Deutschland unter die Arme greifen will.

Die deutsche Geschichte ist so voll großer Intentionen, so wenig ohne Abschluß, die Wirklichkeit aber in jeder Hinsicht so unbefriedigend, spricht er, daß eine neue Revolution des Geistes und mit ihr eine höhere Phase aller deutschen Zustände darin angezeigt liege. Aus dem Protestantismus heraus müsse sich ein neues Princip und hiermit eine neue Philosophie entwickeln, die das moralische und politische Deutschland auf die höchste Stufe seiner Blüte bringen werde. Von dieser Philosophie verlangt er aber, daß sie eine wissenschaftliche Entwicklung des innern Menschen durch alle Stadien gebe, oder mit andern Worten, er will eine auf die systematische Logik gegründete Psychologie haben, welche den Geist als ein Ganzes, als einen Organismus betrachtet. Eine solche Psychologie werde erst im Stande sein, den „Grund“ der Welt zu lösen, sie werde „einen Gott beweisen, mit dem ein unmittelbares persönliches Verhältniß möglich und nothwendig“ sei; diese Philosophie, oder vielmehr Psychologie, werde alle die praktischen und theoretischen Gegensätze nicht „vermitteln“, sondern aus eigener selbständiger Wahrheitsfülle aufheben, welche gegenwärtig unser Vaterland und die europäische Welt zerreißen. Nun, was dem Verfaßter mit dem persönlichen Gott anlangt, so ist dies eine von den vielen Forderungen, welche der gesunde, aber ungebildete Menschenverstand verkehrterweise immer macht, ehe er aus Philosophiren geht; was aber die andern Resultate dieser Psychologie betrifft, wie den Grund der Welt und deren Versöhnung im Denken, so sind das Probleme, die schon gelöst sein müssen, ehe ein Denker daran gehen kann, die Phänomenologie des Geistes systematisch zu entwickeln. Wenn der Verf. nur oberflächlich mit den Schriften Hegel's vertraut wäre, so müßte er alles Das recht gut wissen, so würde er seinem sonst anregenden Buche keinen solch leeren, chimärischen Ausgange gegeben haben.

Correspondenznachrichten aus München.

(Schluß aus Nr. 55.)

Noch eine andere, für unsere geistlichen und geistigen Verhältnisse sehr bedeutende Stelle, ist meine die Hoftheater-Intendanten, hat durch den Abgang des Hrn. von Küstner einen neuen Vorstand erhalten, und zwar in dem Königl. Kämmerer Grafen Ewald von Prsch, Hofmarschall der verwitweten Königin Karoline. Es wäre ebenso vortheilhaft als ungerecht, über die wahrscheinlichen oder möglichen Folgen dieser Ernennung schon jetzt etwas äußern zu wollen. Graf Prsch ist bewährt im administrativen Fach, mit dem dramaturgischen Geschäft nicht unbekannt, und wenn er, die höhern Zwecke theatralischer Kunst im Auge, zunächst nur auf dem durch seinen Vorgänger ihm vorgezeichneten Wege fortgeht, so werden die Erfolge seiner Administration für das Bestehen des Instituts wie für die Kunst selber gewiß die erfreulichsten sein. So viel kann ich sagen, wir sehen Hrn. von Küstner ungern von uns scheiden, daher stand ihm auch, besonders in der letzten Zeit, die vielfältigsten Beweise der Achtung von allen Seiten zu Theil geworden. Das Theaterpersonal feierte seinen Abschied bei einem splenbiden Festmahl, und mehrere hochangestellte Personen bewiesen ihm auf ähnliche Weise ihre Aufmerksamkeit. Ich führe dies an, um die Berliner über die Wahl ihres Königs auch in diesem Stücke zu trösten. Er hat schon den rechten Mann gewählt, der es versteht, einer verfallenen Bühne wieder auf die Beine zu helfen. Er bezieht sich dazu allerdings zunächst eines sehr prosaischen Mittels: er bringt zuerst die Rechnungen, das Verhältnis der Einnahmen und Ausgaben in Ordnung und dann sieht er, was übrig bleibt, womit man der Kunst unter die Arme greifen könne, um sie zu fördern und zu heben. Küstner ist mithin kein bloßer Administrator, der mit dem Radwerk der Maschine gut umzugehen weiß, er versteht es auch, die rechten Hebel einzusetzen, um die eigentlich artistischen Zwecke zu fördern. Vom Beginn seiner Verwaltung im J. 1833 an liegen alljährliche Rechenschaftsberichte vor, die in mehreren Zeitschriften und Almanachen öffentlich bekannt wurden und in der letzten Zeit auch einzeln gedruckt erschienen. Ich entlehne daraus folgende für das hiesige Theater interessante Mittheilungen, aus welchen hervorgeht, daß Hr. v. Küstner auf dem Wege der finanziellen Reorganisation der Anstalt die Möglichkeit zu erlangen wußte, die artistische zu bewahren. Es hieß zuv. Zeit seines Eintritts auf dem Theater eine Schuldenlast von 44,000 Fl., worauf seitdem 36,000 Fl. abbezahlt wurden, obgleich fortwährend noch die bedeutendsten Pensionen zu zahlen sind. Zugleich konnte der Besoldungsetat im Allgemeinen um 10,000 Fl. jährlich erhöht werden, während in Allem, was die Reorganisation der Rollenbücher, die Decorationen, Maschinen, Szenen und Costume betrifft, die umfassendsten Verbesserungen ins Leben gerufen wurden. Gleich anfangs gingen mehr denn sieben Hauptächer ab, für die Oper sowohl wie für das recitirende Schauspiel. Die Ausfüllung der Lücken geschah allmählig, aber sicher, und wenn einige Bücher, wie das eines ersten Heiden, eines zweiten Liebhabers und einer jüngern Anstandsdame bis in die neueste Zeit unvollkommen besetzt blieben, so ist es bekannt, daß die Schuld davon keineswegs in dem Mangel an Einsicht oder Willen des Intendanten zu suchen sei. Das Fach des ersten tiefen Bassisten wurde durch Pellegriotti, das des Bariton durch Krause, die schwächeren Fächer der Tenore wurden durch Diez und Mayer sämmtlich trefflich besetzt. Die Fächer der beiden ersten tragischen Sängerinnen kamen in die Hände der Dem. Hasselt und Mad. Wint, inzwischen und nach deren Abgange, der bei beiden nur in einer Actriensloue seinen Grund hatte und daher nicht abzuwenden war, in die Hände der herrlichen Dem. Jagodi und der trefflichen, lebendwärtigen Dem. Hegeneder. Dem. Hartmann (jetzt Mad. Diez) füllte das Fach der Opernsoubretten aufs beste aus. Das Orchester ist eins der ersten in Deutschland, der Chor beständig mehr und mehr; an dem Kapellmeister Lachner wurde ein ebenso

tätiger Director des Orchesters als ausgezeichnetes Compositist gewonnen, dessen neueste Oper „Katharina Cornaro“ bald die Kunde über die europäischen Bühnen machen und den Ruhm ihres Urhebers allgemeiner verbreiten wird. Das recitirende Schauspiel erhielt Herrn und Madame Dahn für die Rollen eines ersten Liebhabers und einer ersten Liebhaberin, Herrn Lang als ersten Komiker, Herrn Jost als Darsteller von Charakterrollen und Intriganten. Clair konnte durch Herrn Schenk nicht ersetzt werden. Ebenso gibt das neuengagirte Mitglied, Hr. Wagner, keinen Ersatz für Emil Devrient, dessen Engagement, wie man sagt, anfangs hintertrieben, später durch andere Verhältnisse unmöglich wurde; nach mannichfachen Umwegen und Versuchen gelang es, das Fach der jüngern Anstandsdamen durch Dem. Denker würdig auszufüllen. In der bühnlichen Ausstattung und Anordnung sind die umfassendsten Verbesserungen vor sich gegangen; in den Decorationen suchte man landschaftliche und Localwahrheit, in dem Costum die historische Festzuhalten; die Aufführung heroischer Opern bildete immer mehr ein künstlerisches Ganze. Das Ballet blieb untergeordnet und trat, nach ausdrücklichem Befehl, weniger selbständig, sondern mehr nur als dienender Theil der Oper auf, was sehr zu billigen ist. Das sogenannte stehende Repertoire enthält die meisten ältern klassischen Werke der deutschen Dicht- und Tonkunst. Poesen, zumal Socialposen, gehören in den der Hofbühne zugewiesenen Wirkungskreis; Bearbeitungen französischer Stücke waren nicht selten, doch betrug der Theil der Opernovitäten. Viele deutsche Stücke wurden nur aufgenommen, um jüngere deutsche, zumal bairische Bühnendichter zu ermuntern. Daher mehrten sich die Ausgaben für Manuscripte und Partituren. Alljährlich wurde durchschnittlich mit einigen 30 Opern und ungefähr 125 Stücken der übrigen Gattungen des Dramas, zusammen mit 160 Stücken adgewechselt, was außerordentlich ist, zumal wenn man bedenkt, daß in der Regel wöchentlich nur vier Spieltage sind. Zum ersten Mal oder neuerinstudiert (nämlich nach mehrjähriger Ruhe und mit größtentheils neuer Besetzung) wurden binnen acht Jahren, von 1833—41 im Ganzen 339 Stücke gegeben; davon kamen 47 auf das Etatsjahr 1833—34, 39 auf 1834—35, 38 auf 1835—36, 38 auf 1836—37, 38 auf 1837—38, 41 auf 1838—39, 47 auf 1839—40, 42 auf 1840—41. Seit dem 1. Oct. 1841 (dem Beginn des Etatsjahres) bis Mitte Januars 1842 wurden 15 neue oder neuerinstudirte Stücke gegeben, ungeachtet eines vierzehntägigen Bühnenstills wegen des Abtodes der verwitweten Königin Karoline; darunter „Vielha“ von Gutzkow, „Katharina Cornaro“ von Lachner, das Lustspiel „Damm und Geleher“ von Diez und mehrere andere. Wenn wir uns an Schöbber's und Pfand's Ansichten und Vorschläge halten wollen, nach welchen eine fleißige und späte Bühne monatlich drei neue oder neuerinstudirte Stücke zur Aufführung zu bringen habe, so müssen wir gestehen, daß die münchener Bühne unter Küstner's Leitung, wie aus vorliegender Uebersicht erhellt, dieser Forderung reichlich entsprochen habe. Unter dem im Etatsjahr vom 1. Oct. 1840 bis 30. Sept. 1841 zum ersten Mal gegebenen oder neuerinstudirten 42 Stücken befanden sich acht Opern (darunter zwei von fremden, sechs von deutschen, einschließlich zwei bairischen Compositisten), sechs Singspiele und Poesen mit Gesang von lauter deutschen Compositisten, vier Trauerspiele von deutschen Dichtern, darunter zwei einakterische, G. von Schenk und Ebke, sechs Schauspiele und 14 Lustspiele und Poesen, von welchen sechs von fremden, 14 von deutschen, einschließlich sechs bairischen Dichtern herrühren, sowie endlich vier Ballets. Die Intendanz war nur zu loben, wenn sie öfters neue Stücke von einheimischen Dichtern zur Aufführung brachte; doch hatten sie nur selten bühnlichen, seltener noch poetischen Werth, und wenn es manchmal bessere neue Stücke auf dem Repertoire vermehrt, so war es theils der noch vorhandene Mangel an geistigen Darstellungskräften, theils noch nicht hatte gehoben werden können, theils waren es andere, außer dem Bereich der Wirkungs-

Zeit des Intendanten liegende Rücksichten, wodurch ihre Annahme verhindert wurde. An Muth fehlte es dem Vorstande in der That nicht; doch hatte er Ursache, vorsichtig zu gehen und mit der artistischen Verbesserung nur in dem Maße vorwärtszuschreiten, als die bestehenden Mittel und Verhältnisse es gestatteten. Aus dieser und andern Ursachen ist es daher zu erklären, wenn wir Hrn. v. Käßner ungern von uns scheiden sehen und die Besorgniß uns ergreift, das Institut, das auf einem so guten Wege war, könne wiederum abwärts gehen. Jedenfalls aber sind diejenigen im Irrthum, welche in Hrn. v. Käßner nur einen guten Administrator und Finanzmann erblicken und für das berliner Theater etwa eine Hungerperiode, ein eiserne Zeitalter hereinbrechen sehen, indem auch wir die Überzeugung hegen, daß bei einer Bühnenanstalt die finanzielle und artistische Reorganisation sich gegenseitig durchbringen, heben und fördern müssen, daß aber jene die einzig haltbare Grundlage für die letztere ist. Wer die Großartigkeit des Ausgabensystems kennt, wie es bis jetzt an der berliner Bühne herrschte, wird eine Änderung desselben für eine Verbesserung und diese Verbesserung für die Quelle neuer Entwicklungen halten, die zuletzt, wir hoffen es, auch der theatralischen Kunst und der dramatischen Poesie, sowie den deutschen Bühnendichtern selber zu gute kommen werden. 41.

J. L. Scott's Gefangenschaft in China.

Von John Lee Scott erschien eine durch ihre Einfachheit anziehende „Narrative of a recent imprisonment in China after the wreck of the Kite“. Mrs. Noble, deren Schicksale bekannt sind, kam bei demselben Schiffbruch in die Gefangenschaft der Chinesen. Scott's Erzählung ergänzt die ihrige und bringt manche Beiträge zur Kenntniß der chinesischen Sitten. Eine Stelle theilen wir hier mit. Nachdem Scott ein Examen vor einem Mandarinen bestanden und auf seine Frage, ob das Schiff Opium am Bord gehabt, eine verneinende Antwort ertheilt hatte, wurde er bei Nachtzeit in ein Gebäude gebracht. „Als ich am Morgen erwachte“, erzählt Mr. Scott, „sah ich, daß ich mich in einem Tempel befand. Außerhalb des Gitters war eine geräumige Halle. Auf jeder Seite bestanden sich Stühle mit einem breiten Raum in der Mitte; die Seiten des Gebäudes wie die Decke waren ganz platt und schlicht. Innerhalb des Gitters befand sich ein geräumiger Baldachin und unter ihm mehrer Bilden, häßlich mit verschiedenfarbigen Seidenzeugen ausgeputzt. An den Wänden hingen noch vier Figuren von Lebensgröße, die eine ganz schwarz, die zweite roth, die beiden andern verschiedenfarbig bemalt. Diese stellten, wie ich vermuthete, ihre Götter dar und waren erträglich ausgeführt, obgleich mit denen, die ich später sah, nicht zu vergleichen. Das ganze Gebäude war von Bierathen so entblößt, daß ich ohne jene Bilden nicht auf den Gedanken gekommen wäre, daß es ein Tempel sei. In der Frühe wurde das Frühstück gebracht, welches in süßen Kuchen und in Thee bestand. Als es geendigt war, wurden zwei hölzerne Käfige gebracht; die Chinesen strakten in jeden derselben einen der Unsern und schoben sie außerhalb des Gitters, zum Anschauen für den Pöbel; die Vornehmen und die besseren Classen mit ihren Familien wurden ungefähr zu zwei Duzenden zu derselben Zeit zugelassen, um uns, die wir innerhalb geblieben waren, zu betrachten; einige Mal wurden wir von Gesellschaften besucht, welche gänzlich aus Frauen bestanden, deren Ansprüche auf Schönheit, in ihren eigenen Augen, darin zu liegen schienen, daß sie ihr Gesicht roth und weiß bemalt und die Haare zu einer hübschlichen Gestalt verklümmert hatten. Nachdem die in den Käfigen etwa zwei Stunden lang außerhalb aufgestellt waren, wurden sie wieder heringebracht und durch zwei Andere ersetzt. Diejenigen, welche herinkamen, erzählten uns, daß die Körper unserer beiden den Tag vorher getödteten Genossen noch mit ihren Fesseln draußen auf dem Grase lagen.

Glücklicherweise begann es bald darauf heftig zu regnen, nachdem die beiden Andern heringebracht waren, und der Haufe zerstreute sich allmählig. Gegen den Mittag erhielten wir unser Mittagmahl, ein Gefäß voll Reis und Gemüse, und Kuchen und Thee wie zuvor. Unsere Gefangenwärter wollten uns jedoch nie reines Wasser bringen, sondern, wenn wir um einen Trunk baten, brachten sie uns schwachen Thee. Zum Abendbrot hatten wir abermals Kuchen und Thee; dann legten wir uns für die Nacht auf unser Stroh. Den nächsten Tag verbrachten wir auf eine ähnliche Weise; gegen Abend fand eine große Ausstellung der Käfige in der Halle statt; wozu, konnte ich mir nicht denken. Nachdem die Chinesen diese schrecklichen Behälter im Mittelpunkte des offenen Raumes aufgestellt hatten, ließen sie uns Alle hinein, jeden in den seinigen. Ich vergaß noch zu sagen, daß, bevor wir in unsere Käfige gebracht wurden, unsere Gefangenwärter Jedem eine weite Jacke und ein paar schlatternde Überhosen gaben, außerdem so viele Kuchen, als wir bei uns führen konnten. In diesen hölzernen Maschinen — welche denjenigen des Cardinals Baluc, wie ich mir einbilde, nicht unähnlich sein mochten, nur daß unsere von Holz und tragbar waren — hatten wir keinen Raum, zu sitzen, zu stehen oder zu liegen, sodaß wir gezwungen waren, uns in einer qualvoll gekrümmten Stellung zu halten. Einige von ihnen hatten oben eine Öffnung, weit genug, um den Scheitel hindurchzustrecken; in einen von diesen war ich glücklich genug zu kommen.“ Späterhin wurde jedoch auch Scott in einen Käfig gebracht, der oben keine Öffnung hatte und worin seine Lage schrecklich und der Kopf immer nach der einen Seite hin eingezwängt war. In diesen Käfigen wurden die Gefangenen in Boote gebracht und den Kanal hinabgeführt, so zwar, daß sich je zwei Käfige in jedem Boote befanden und von einem Offizier und mehrern Soldaten bewacht wurden. Später traf er mit dem Captain Anstruther zusammen, welcher erzählte, daß Mrs. Noble in eben solch einem Käfig gefangen gehalten würde und daß man sie sogar grausamer behandle als die Männer, indem sie, gefesselt wie diese, aus dem schrecklichen Behälter nie herausgenommen würde, sondern darin bleiben müßte. Wir bemerkten noch, daß Scott nach fünfmonatlicher Gefangenschaft am 21. Febr. 1841 freigelassen wurde. 5.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Karl's des Kühnen geheimnißvoller Tod ist bekanntlich Gegenstand eines umfassenden Epos in lateinischer Sprache von Pierre de Blarru, das abgesehen von seinem poetischen Werthe als historisches Document namentlich von J. v. Müller in seiner „Schweizergeschichte“ vielfach citirt wird. Diese Dichtung, die bisher nur wenig zugänglich war, ist gegenwärtig unter dem Titel: „La Nancéide ou la guerre de Nancy, poëme latin par P. de Blarru avec une traduction française par Ferd. Schütz“ (2 Bde.) aufs neue herausgegeben. Bisher hatte man nur wenige benutzbare Ausgaben dieses interessanten Werks. Die beste war von 1518. Außerdem war noch eine von Gayon-Bichault veröffentlichte Auswahl („Souvenirs de la bataille de Nancy“) vorhanden. Der neue Herausgeber hat seiner Übersetzung noch eine umfassende Einleitung beigefügt. Er erzählt in derselben das Leben des Verfassers, der aus niederem Stande durch eigenen Fleiß sich zu hohen kirchlichen Würden zu erheben wußte.

Neben Jacob, dem Bischoffen, der als getreuer Zeichner altfranzösischen Lebens ausgezeichnet ist, hat in jüngster Zeit Pitre Chevalier durch mehrer Werke ähnlicher Art sich bekannt gemacht. Seine Dichtungen, in denen historische Ereignisse mit poetischen Erfindungen sich verweben, spielen meistens in der Bretagne, der Geburtsgegend des phantastischen Dichters. So sein jüngstes Werk: „Michel Colomb, le tailleur d'image“ (2 Bde.), in dem er ein lebensfreies Bild jenes eigenthümlichen, romantischen Landes gibt. 32.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 57. —

26. Februar 1842.

Karl Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Gb. Müller. Zwei Bände. Breslau, Mar u. Comp. 1841. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schon einige Jahre vor seiner letzten Reise hatte K. D. Müller an eine Geschichte der griechischen Literatur Hand angelegt, der größere Theil des Werkes war sogar bereits niedergeschrieben, und wäre er zurückgekehrt, so würde die Vollendung und Herausgabe wahrscheinlich das erste literarische Geschäft in der Heimat gewesen sein. Dem sollte nicht so sein; weder vollenden noch herausgeben sollte er sein Werk: dem Bruder fiel diese Sorge als ein theures Vermächtniß zu —, so bestimmte es der letzte Wille, kurz vor dem Beginn der Reise nach Griechenland aufgezeichnet. Wie die hinterlassene Schrift jetzt an das Licht tritt, von Eduard Müller herausgegeben, dem dritten in der Reihe der trefflichen Brüder, durch seine „Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten“ rühmlichst bekannt, ist sie völlig das Werk des Entschlafenen, der genaue und möglichst fehlerlose Abdruck des vollkommen druckfertigen Manuscripts; nur einzelne Partien von verhältnißmäßig geringem Umfang mußten nach einem nicht völlig lesbaren Brouillon mit Hülfе der kürzlich erschienenen englischen Bearbeitung ans Licht gestellt werden —, zu Zusätzen eigener Hand, wären es auch nur Citate späterer Werke, glaubte der Herausgeber sich nicht berechtigt. Nach der ursprünglichen Anlage sollte die „Geschichte der griechischen Literatur“ im ersten Bande die Ausbildung der Poesie und Prosa vor der Zeit des Vorkommens der attischen Bildung verfolgen, im zweiten Bande die Blüte der Dichtkunst und Beredsamkeit in Athen schildern und im dritten die Geschichte der griechischen Literatur in dem Zeitalter nach Alexander darstellen. Die beiden ersten Abschnitte fanden in dem Manuscripte sich vollständig vor, leider mit Ausnahme der wichtigen Abschnitte über Plato und Demosthenes; leichter läßt sich das Fehlen des dritten Bandes verschmerzen, denn K. D. Müller gedachte überhaupt ihn nur in der Kürze zu behandeln, da während dieses Zeitraums die Literatur, obschon reicher an Schriftwerken als vorher, doch jetzt nur Sache der Gelehrten geworden und ihren belebenden Einfluß auf die Masse des Volks verloren hatte.

Wir erkennen in diesen Worten zugleich eine Andeutung über die Tendenz der vorliegenden „Geschichte der griechischen Literatur“; man erwarte hier nicht ein streng gelehrtes Werk, den weitläufigen Anhang der Loc, Hypothesen und kritischen Berichtigungen der Darstellung beifügend, noch ein durchaus wissenschaftliches, das von einem gemeinsamen Mittelpunkt aus die gesammten Erscheinungen der Literatur als ebenso viele geistige Gestaltungen und Formen des Hellenenthums schematisirt. Es sei nicht die Absicht, bemerkt die Einleitung, hier die vielen Hunderte von Schriftstellern namhaft zu machen, deren Schriften in der Bibliothek von Alexandrien nach vielen andern Unglücksfällen von dem Khalifen Omar verbrannt sein sollen, vielleicht nicht so sehr zum Schaden der Menschheit, als es scheint, da sich schwerlich eine neue Literatur hätte bilden können, wenn diese erdrückende Masse von Büchern aus dem Alterthume herübergerettet wäre; nicht die Streitigkeiten der philosophischen Schulen, die Theorien der Grammatiker und Kritiker, die allmähliche Erweiterung der Naturwissenschaften unter den Griechen, kurz diejenigen Theile der Literatur sollten hier nicht behandelt werden, welche nur einzelne Gelehrte von Profession beschäftigten und nur auf Gelehrte zurückwirkten. Die letzten Worte K. D. Müller's sind der Jugend gewidmet, er rechnet vorzüglich auf jugendliche Leser seines Werkes.

Wir haben es hier mit der griechischen Literatur als einem Haupttheile der Bildung des Volkes zu thun, und unsere Aufgabe ist, zu zeigen, wie jene ausgezeichneten Werke menschlicher Rede, welche wir mit Recht noch immer die classischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemäße Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus den Zuständen ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgegangen und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innere Leben jener von der Natur vor allen andern reichbegabten Nation entfaltet.

Ein unvollendetes Werk also, wie man sieht, aber, setzen wir mit dem trauernden Bruder hinzu, es bricht dieses letzte Werk des Verstorbenen gerade so ab wie sein Leben, ein Bild frischer Kraftäußerung, lebendiger, frohlicher, die glänzendsten Höhepunkte hier erreichender, dort sich ihnen nähernder Entwicklung steht es uns vor Augen: von ermattender Kraft keine Spur. Ein Werk, der Jugend gewidmet, nur für populäre Interessen geschrieben, aber populair in des Wortes voller Bedeutung ge-

nommen; so reicht ja die Aufgabe an die höchsten Ziele der Wissenschaft, denn nur die vollendete Erkenntnis, des Stoffes nach allen Seiten hin mächtig, findet gerade den Punkt heraus, von dem aus der Gegenstand sich in seiner ganzen Tiefe und nach allen Strahlen seines geistigen Gehalts darstellt und sein helles Licht das Auge doch nicht blendet, sondern das noch schwache zu allmählig wachsender Einsicht und Klarheit erzieht. So wird jeder dieser scheinbaren Mängel, recht erwogen, zu einem Vorzuge; ohne solchen Gegensatz und seine nähere erklärende Ausdeutung, sogleich von vornherein dürfen wir die Meisterschaft in der Form für unser Werk in Anspruch nehmen. Die neuere Schule der Philologie, die realistische, indem sie nicht die einzelnen Seiten allein, sondern, von der allen gemeinsamen Idee des Antiken getragen, die Summe des Alterthums darzustellen sich bemüht, ist, kann man sagen, wesentlich eine historische Disciplin geworden. Abgesehen von den Forderungen, welche daraus für den Inhalt der gesammten Alterthumswissenschaft als eines größeren und zusammenhängenden Ganzen resultiren, ist, worauf es uns hier vorzüglich ankommt, auch in formeller Beziehung dieser Schule eine höhere Aufgabe zugefallen, die Aufgabe nämlich, das bruchstückartige Material in einen harmonischen Körper umzubilden, dessen Leben in allen, auch den entferntesten, scheinbar todgeborenen Gliedern pulst. Dies geschieht nun nicht, so wenig in der Weise der speculativen Historiker, die, ihre Kategorien im Hinterhalt, nur gerade so viel des Concreten an- und aufnehmen, als nöthig ist, um die dürre Formel mit einigem Fleisch und Blute zu bekleiden, ebenso wenig als auf dem Wege, den die Anhänger der realistischen Schule meistens einschlagen, durch eifriges Zusammentragen und Sammeln des Stoffes — eine reine Holzhackerarbeit, wie wir einmal einen Philologen sein Tagewerk bezeichnen hörten —, indem man dann das erdrückende Material nach dem ersten besten Schema des gewöhnlichen Lebens theilt und ordnet, etwa, wie dies vorgekommen, die olympischen Rosspreise nach den verschiedenen Arten der Rosse, nämlich Hengste oder Stuten oder auch Hengste und Stuten. Nicht allein die historische Darstellung, sondern auch die historische Forschung ist eine Kunst, deren äußerliches mechanisches Handwerk, Quellenstudium, Kritik u. s. w., doch nicht ihr geheimes inneres Treiben mit Worten sich berechnen läßt: von dem Meister, seine Art beobachtend und sorglich nachbildend, lerne hier der Schüler und wer Herr zu sein meint, da er bisher nur Knecht und Handlanger gewesen. Denn nirgend tritt uns die sichere, aus dem Gegenstande selber aufkeimende Anschauung und Fixirung historischer Ideen so naturförmig und lebendig entgegen als in R. D. Müller's antiquarischen Schriften; selten war der seine Takt, der in der einzelnen historischen Erscheinung sogleich den geheimen Pulsschlag des Geistes erkennt, der überschauende Blick, der die so erzielten Gedanken, je nachdem sie sich gegenseitig anziehen und abstoßen, zu umfassendern Ideen heranbildet, auf gegebener Grundlage so plastisch vollendet, wie in ihm, den die Wissenschaft wie die kranke Georgia

Augusta noch lange als unerfeglichen Verlust beklagen wird. Er kannte nicht allein Hellas, er war Hellene!

Es liegt in der Natur eines solchen mehr populären Interesses gewidmeten Werkes, daß die Partien, welche noch des wissenschaftlichen Abschlusses harren, bei denen also nur eine ausgeführte gelehrte Exposition den schwankenden Stand der Dinge darlegen könnte, die Erwartung nicht völlig befriedigen, daß z. B. sogleich die ersten Capitel über Sprache und Religion der Griechen, als die geistigen Thätigkeiten, welche der poetischen Composition vorangehen und ihr zu Grunde liegen, nachher über den Gang und Charakter der vorhomerischen Poesie mehr nur fragmentarisch hingeworfenen Reflexionen als einer gefügig fortschreitenden Composition gleichen; selbst die darauf folgende geistvolle Exposition der Grundgedanken in der „Ilias“ und der „Odyssee“ wird noch vielfach durch die Rücksichten verklümmert, welche seit dem „Raubthier“ die kritischen Forschungen über Homeros auferlegen. Überall dagegen, wo die Untersuchung auf dem Boden des Gegebenen steht, treten uns Gestalten in festen, ausgeprägten Formen entgegen, die Heroen der hellenischen Literatur und ihre ewigen Thaten. Meistens führt dabei der nächste einfachste Weg zum Ziel: die Beziehungen eines Schriftstellers zu dem besondern Stamme und Zeitalter, welchen er angehört, führen zu der Charakteristik des Autors und seiner schriftstellerischen Tendenzen, die endlich in dem innern Getriebe der einzelnen und überlieferten Werke nachgewiesen werden, nachdem der stoffliche Inhalt angegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Freiheit, akademische Freiheit. Eine Abhandlung von C. H. Ferdinand Koch. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Verhältnis der Wissenschaft und der Institutionen, die als zu ihrer besondern Pflege berufen sich in Deutschland herausgebildet haben, der Universitäten zur Staatsgewalt, die innere Organisation derselben u. s. w. hat seit langer Zeit schon unsere besten Köpfe und ausgezeichnetsten Geister beschäftigt. Viele haben in besondern Werken ihre Ansichten darüber niedergelegt, fast kein bedeutender Schriftsteller erspart bei uns, der nicht wenigstens gelegentlich seine Bemerkungen darüber ausgesprochen hat. Sicher wird dieser Gegenstand auch noch ferner einen bedeutenden Theil unserer socialen und politischen Literatur bilden, und von der praktischen Lösung der dahin schlagenden Fragen wird es abhängen, ob noch ferner unsere Hochschulen den innersten Sitz und die höchste Spitze der Wissenschaft darstellen werden, oder ob dieselbe sich andere Stätten, andere Organe suchen wird.

Wenn wir diese kleine Schrift mit der Erwartung zur Hand nehmen, irgend eine Bereicherung oder Förderung dieses Capitels unsers Nationallebens darin zu finden, so sind wir sehr unangenehm getäuscht worden. Im ersten Abschnitte handelt der Verf. „Von der menschlichen Freiheit im Allgemeinen“. Er stützt seine Untersuchung auf die Lehre vom Sündenfall, und aus der Darstellung geht weiter nichts hervor, als daß er Julius Müller's Buch über die Sünde ziemlich fleißig studirt hat. Abgesehen aber davon, daß die Gegenwart mit diesem theologischen Standpunkte des Verf. nicht eben einverstanden sein möchte, so ist es eine unstatthafte Verwischung der Begriffe, die schon viel Verwirrung hervorgebracht hat, daß man zwischen der metaphysischen Freiheit der Menschen und zwischen

ihrer rechtlichen und bürgerlichen Freiheit nicht scharf unterscheidet. Die erstere mag dahingestellt sein, die verschiedenen philosophischen Systeme mögen bald auf unabdingte Abhängigkeit des Menschen, bald auf einen mindern oder größern Grad von Freiheit hinauslaufen, die Möglichkeit und die Berechtigung zu einer freien Stellung unsern Mitmenschen gegenüber ist etwas absolut Gewisses, durch Gesichte und sittliches Bewußtsein Gegebenes. Dasselbe Wort Freiheit bedeutet hier zwei ganz verschiedene Sachen; das eine faßt das Verhältnis des Menschen zu Gott, zur letzten Endursache, zur Vorsehung, zum Absoluten, oder wie der einzelne Mensch es nun nach seinem Glauben oder seiner philosophischen Richtung nennen mag, ins Auge; das andere bezeichnet ein Verhältnis des Menschen zu seinem Mitmenschen. Eine Ansicht, welche die menschliche Willensfreiheit in letzter Instanz völlig negiert, kann dabei immer bürgerliche Freiheit in vollem Maße anerkennen und statuieren.

Der zweite Abschnitt spricht nun weiter aus, daß die akademische Freiheit zuletzt weiter nichts sein kann, als jene allgemein menschliche, absolute.

Der dritte Abschnitt handelt „Von der akademischen Freiheit im Leben“. Der Verf. erklärt sich gegen die Duellie, hält die Freundschaft für etwas recht Gutes, die Geschlechtstheorie für etwas noch viel Höheres, mißbilligt aber sinnliche Ausschweifungen. Alle übrigen akademischen Verhältnisse übergeht er mit Stillschweigen. Ein höchst armseliges Capitel.

Den vierten Abschnitt hat der Verf. überschrieben: „Von der akademischen Freiheit im Staate.“ Er wirft hier die Frage auf, ob der Staat überhaupt mit akademischer Freiheit unverträglich sei, und verneint sie. Da aber überhaupt Niemand eine solche absurde Behauptung aufgestellt hat, so war diese obenin noch sehr triviale und flache Widerlegung gewiß sehr überflüssig und ein willkürlich hervorgerufenes Gesetzt mit Bindmählen. Eine ganz andere Frage ist die, ob nicht gewisse Gesetze eines bestimmten Staats die akademische Freiheit beeinträchtigen und wie überhaupt das Verhältnis der Universität in jetziger Zeit zur allgemeinen Staatsgewalt zu bestimmen und festzusetzen sei. Hieran hätte sich eine Kritik der einzelnen jetzt bestehenden Anordnungen der allgemeinen Staatsgewalt in Deutschland rücksichtlich der verschiedenen Universitäten anschließen müssen. Von alledem sagt der Verf. kein Wort und wir können uns zu diesem Stillschweigen zuletzt nur gratulieren, denn nach der präfixirten Sinnweise des Verf. würde doch nicht viel Erquickliches zum Vorschein gekommen sein. Dagegen zieht er die Gelegenheit mit Haaren herbei, um der absoluten Monarchie eine Lobrede zu halten und die konstitutionnelle zu verspotten. Etwas Albernerees als diese politische Digression läßt sich jedoch nicht denken. Die absolute Monarchie wird auf folgende Weise angepriesen: „In allgegenwärtiger, allmächtiger, heiliger Persönlichkeit regiert der dreieinige Gott seine Schöpfungen. Darum ist auch in seiner Regierung Einheit des Planes, Kraft des Beherrschens und die Gewißheit einstimmiger Vollenbung. Und wenn nun Alles, was göttlich ist, als der Nachahmung werth erscheint, warum nicht auch die Art der göttlichen Regierung, in welcher die Welten umspannt werden? Warum nicht also auch die Monarchie?“ u. s. w. Weiter unten heißt es: „Wenn nun aber die Constitution, vorzüglich die durch Montesquieu anempfohlene und nach ihm hier und da recipirte, abgesehen von jedem philosophischen Standpunkte, von welchem aus sie consequenter oder inconsequenterweise verlangt werden möchte, sich dadurch zu empfehlen scheint, daß sie einer möglichen, allzu großen und ausschweifenden Willkür des Regenten festbestimmte Schranken setzt: so ist dies, abgesehen davon, daß die Regierungen in vielen Fällen am Ende doch ihren Willen durch ein nach und nach servil gemachtes Ministerium durchgesetzt haben, im Grunde genommen nichts Anderes, als ein zu weit gehendes Misstrauen, welches man gegen die göttliche Providenz hegt.“ Der Verf. gibt sich viele Mühe, sich auf eine

Weise auszusprechen, die man jetzt vorzugsweise die eigentlich christliche nennt, und mag auch seine guten Gründe dazu haben. Hier aber fällt er in seinem Eifer, sich zu empfehlen, doch offenbar aus dem Christenthume in einen wahrhaft türkischen Glauben. Ebenso gut kann er alle übrigen vernünftigen Vorlesungen der Menschen, z. B. gegen die Pest u. s. w., als ein „zu weit gehendes Misstrauen gegen die göttliche Providenz“ bezeichnen. Wir fürchten, daß der Verf. sich doch etwas verrechnet hat, wenn er bestimmte Zwecke für seine eigene Person bei Abfassung dieser Schrift im Auge hatte. Selbst seine spätere Äußerung über die jetzigen Zustände in Frankreich, von der er sich gewiß die beste Wirkung versprochen hat, möchte doch etwas zu grell und barbarisch sein. Wir geben auch diese unsern Lesern zum Besten, werden uns jedoch nicht wundern, wenn sie sich mit einigem Abscheu von diesem Candidaten der Theologie wegwenden. „O! Ludwig Philipp, wir hier in Deutschland, wir beklagen dich, nicht deshalb zwar, daß du jedesmal, ehe du unter dein Volk trittst, welches du so sehr liebst, allemal beten mußt: „Herr, in deine Hände befehle ich meine Seele“; denn in der Grundstimmung, die dieses Gebet hervorruft, soll jeder Christ zu jeder Zeit sich befinden; aber darin beklagen wir dich mit Recht, daß du ein König bist und es nicht sein darfst! Wenn es Cartouche war, welcher auf dem Geköpfplatze das Schauspiel einer mit Gerechtigkeit waltenden Vorsehung gab wegen mancherlei und schaudervoller Verbrechen, so sollten auch Jene, welche sich des intendirten Verbrechens des Königsmordes schuldig gemacht haben, auf demselben Plage enden. Und nicht etwa sollten sie durch einen einzigen Streich mit dem Schwerte des Henkers vom Leben zum Tode befördert werden, nein, von unten auf bis an den Leib gerädert, an jeden Fuß und an jede Hand mit Stricken an Pferde gebunden, sollten sie zerrissen werden. Verbrechen, welche finstern Jahrhunderten angehören, in welchen das Christenthum noch nicht waltete, oder in den Gemüthern sich noch nicht entfaltet hatte, sollten auch solche Strafen nach sich ziehen, die in jenen Zeiten auf dieselben erfolgten; denn das Christenthum, recht erfasst und in sich aufgenommen, läßt zwar Verbrechen nicht geschehen, hindert aber auch nicht, daß, wenn sie außerhalb desselben oder mit seiner Verleugnung geschehen sind, sie auch ihrer Schmachlichkeit und Schändlichkeit gemäß gekraft werden, weil es die Heiligkeit ist, die, wie sie die Liebe, so auch die Gerechtigkeit Gottes auf gleiche Weise geltend macht. Darum weg mit sentimentaler Empfindlichkeit und geschminktem Erbarmen, schände und abscheuliche Verbrechen von unten auf gerädert, und wenn es Majestätsverbrechen oder gar Gottesleugner sind, von wilden Pferden zerrissen!“ Eine solche Sprache zu widerlegen, halten wir unter unserern sittlichen Würde. Also das Vorrecht eines Königs besteht in Rädern und Biertheilen, und Ludwig Philipp hat nicht aus Dummheit, sondern aus Furcht die beagnabigt, welche ihm nach dem Leben streben. Wenn unser Candidat der Theologie sich auch nicht zum Superintendenten oder Hofprediger qualificiren möchte, wie er doch wahrscheinlich glaubt und hofft, so entwickelt er dagegen vortheilhafte Eigenschaften zu einem Posten, zu dem die Candidaten jetzt immer seltener werden. Das Scharfrichteramt fängt an nicht sehr beliebt zu sein, weil es dem sittlichen Bewußtsein der meisten Menschen zu sehr widerstrebt. Unserer Ansicht nach nun freilich sollte der Staat von keinem Menschen eine unsittliche Handlung verlangen, wenn er sich derselben nicht mitschuldig machen will. Wer selbst die Ausübung des Köpfens oder Räderns rücksichtlich seiner Person für etwas Unsittliches hält, der möge es auch seinem Mitmenschen nicht zumuthen. So lange aber die Staatsgewalt sich für Hinrichtungen noch nicht zu gut hält, so lange ist es ein wahres Glück für sie, wenn sie so eifrige und überzeugungsvolle Handlanger findet, als welcher sich unser Candidat ausweist. Als Resultat dieses vierten Abschnitts hofft der Verf., daß „das verrufene Politisiren sich immer mehr unter den Commilitonen verlieren möge“.

Der letzte Abschnitt: „Von der akademischen Freiheit in der Wissenschaft“, bezieht sich auf speciell Vorfälle in Halle selbst. Es mag sein, daß bei dem Schroffen Gegensatz, der in den theologischen Ansichten der halleischen Professoren der Theologie stattfindet, eine unparteiliche Prüfung der Candidaten nicht wohl möglich und daß ein rationalistischer Professor einen orthodoxen Candidaten im Examen nicht eben wohlwollend behandeln mag. Wenn der Verfasser nun auch dergleichen selbst erfahren und wohlbegründete Ursache, sich zu beklagen, haben mag, so können wir doch den gemeinen, boshaften, rachsüchtig-hinterlistigen Ton, in welchem die ganze Anklage gehalten ist, auf keine Weise billigen. Entweder gehe der Verf. mit der Sprache gerade heraus und führe speciell Facta an, oder er bleibe bei allgemeinen Facten stehen. Diese indirecte Art der Anschuldigung aber: „Es könnte doch sein, es wäre gar möglich, daß Dieses oder Jenes vorkäme“, und dann die Erzählung eines speciellen Falls, wobei man deutlich sieht, daß der Verf. ihn als wirklich geschehen betrachtet, das ist keine edle Weise der öffentlichen Anklage. Das Einzige, was der Verf. dadurch erreicht, ist die Verhinderung einer Injurienklage gegen ihn; aber wer sich in seinem Rechte gekränkt glaubt, muß entweder schweigen oder eine solche nicht scheuen.

Die Schrift ist übrigens in einem Tone geschrieben, der halb Latheternmäßig, halb psäffisch, durchweg aber geschmacklos ist. Sie gibt abermals einen traurigen Beweis, wie schnell sich Liebedienerei und Rausschwägeri einstellt, sobald von oben herab eine gewisse Besinnung als wünschenswerth geäußert wird. Und einen traurigen Beweis liefert sie ebenfalls davon, wie niedrige Seelen den Gedanken und die Sinnesweise eines geistreichen und frommen Fürsten aufs gröblichste mißzuverstehen im Stande sind. 12.

Shakespeare-Literatur.

Nächst der Bibel hat verdrehte und verkehrte Auslegungssucht, die oft bis an Wahnsinn streifte, nicht leicht einen größern Tummelplatz gefunden als Shakespeare's unsterbliche Werke. Man hat zwar noch nicht die Buchstaben und Sylben seiner Dramen gezählt, aber welche wunderliche Käuze haben an seinen Blättern genagt! Vor uns liegt ein Katalog aller Bemühungen, sie zu erläutern, zu deuten und zu deuteln. Er führt den Titel: „Shakspeariana: a catalogus of the early editions of Shakspeare's plays and of the commentaries and other publications illustrative of his works“, von James Orchard Halliwell (London 1841). Titel beachtungswerther Schriften stehen in diesem Werke neben wahren Blumenlesen menschlicher Narrheit. Im Allgemeinen enthält es indessen nicht viel, was nicht schon in einer früher (1827) erschienenen Schrift ähnlichen Titels verzeichnet wäre. Seit Erscheinen von Halliwell's Werke hat aber die Shakspearomanie, von der bereits Grabbe gesprochen, nicht geruht. Die Flut dieser Literatur ist immer im Steigen begriffen. Halliwell selbst hat ein Schriftchen über die Person des Falstaff („The character of Sir John Falstaff“, London 1841) veröffentlicht.*) Man hat sich unnütze Mühe gegeben, historisch nachzuweisen, daß der große Port den edeln Oldcastle, der auf diese Art (Gott weiß mit welchem Rechte) eine Art geschichtlicher Person geworden ist, in seinem Falstaff gezeichnet habe. Gewiß hat Shakespeare nicht ein bestimmtes Modell vor Augen gehabt, sondern wenn ihm gerade eine Erscheinung, wie Oldcastle gewesen sein mag, bekannt war, so hat er ihr unzählbare kleine Züge angehängt und so eine Person geschaffen, wie er sie brauchte. Wenn er also die Thoren zu schillern gehabt hätte, die in seine Werke das Licht in finstern Sätzen tragen wollen, so würde er nicht diesen und jenen unendlich gelehrten Commentator hernehmen, sondern aus

allen sich ein sauberes Stüchchen zusammenzuflickeln wissen. Unter dem vielen Schlechten und Abgedroschenen, was über den großen Briten zu Markte gebracht wird, zeichnet sich vorthellhaft aus: „Reasons for a new edition of Shakspeare's works“, von L. Payne-Kollier. Der Verf., schon bekannt durch eine werthvolle „History of english dramatic poetry“, berichtigt hier eine beträchtliche Anzahl von Fehlern und Bersehungen, die den scharfbesrillten Augen der gelehrten Shakspeare-Commentatoren und -Editoren zum Troß im Arzte gebilbeten sind. Dieses Werk macht Epoche in der Geschichte der Shakspeare-Literatur. Es hat bereits eine Gegensehrift hervorgeufen, in der einer der neuesten Herausgeber Shakspeare's einige Behauptungen Kollier's zu widerlegen sucht („Postscript to the sixth volume of the pictorial edition of Shakspeare by Charles Knight“, London 1841). So beachtungswerth Kollier's „Reasons“ sind, so leer und nutzlos ist „The philosophy of Shakspeare extracted from his plays and interspersed with remarks“, von Michael Henry Rantlin (London 1841). Leer kann man indessen das Buch eigentlich nicht nennen, denn mehr als die Hälfte davon ist mit Citaten aus den Dramen des Dichters gefüllt. Die trostlosen Bewässerungen und Salbadereien abgerechnet, die der Verf. beisteuert, ist es so ziemlich in der geistlosen Art von Anthropologen, die unter dem Namen Beauties oder Spirits eine Zeit lang in England bedeutend an der Mode waren und die sich auch in Deutschland eingeschlichen zu haben scheinen. Wer sich an Shakspeare's unerforschlichen Witz gewöhnt hat, lasse ja ein trauriges Hanswurstdück unberührt, in dem ein hohler Kopf mit der Maske des großen Meisters spielt. Wir meinen „Rumeeo and Judy; or Oh this love! this love! this love! A serio-comic-parodi-tragodi-farcical-burlesque, in two acts“, von Horace Amelia Lloyd (Edinburg). Zu Paris erscheint in Lieferungen eine prachtvoll ausgestattete Übersetzung von Ch. Lamb's bekanntem Werke u. d. T.: „Mémorial de Shakspeare.“ Die Übersetzung ist von M. Borghers und sehr gelungen, die Einleitungen von Philarete Chasles und Amédée Pichot, zwei gründlichen Kennern der englischen Literatur, geistvoll und belehrend, die Kupfer und Bignetten, mit denen das Werk reich verziert ist, bieten eine wahre Augenweide, und so ist das Ganze im hohen Grade den Freunden Shakspeare's zu empfehlen. Es ist ein glänzendes Monument und ein sprechender Zeuge für die wachsende Anzahl von Anhängern, die der von Voltaire noch im monstre gescholtene Dichter gegenwärtig in Frankreich zählt. Wären nur erst die schredlichen Verhöhnungen der Shakspeare'schen Stücke von Ducis durch bessere Bearbeitungen ersetzt und von der Bühne verdrängt! 32.

Mit großem Eifer fährt die Shakspeare-Gesellschaft in England fort, alle ihr zugänglichen auf Shakspeare bezüglichen Actenstücke zu veröffentlichen. So befinden sich unter der Presse: Ein altes Stück vom Ximon von Athen, welches dem „Ximon“ Shakspeare's voranging und woraus er die Gastmahlsscene und andere in seinem Drama vorkommende Partien entlehnte; eine Sammlung aller Actenstücke, welche auf Shakspeare's Lebensereignisse irgendwie Bezug haben; das Tagebuch Philipp Henslowe's innerhalb der Jahre 1590 und 1610, wovon Malone nur Theile und zwar unvollständig drucken ließ, nach dem im Dulwich-College befindlichen Originalmanuscript; die Gespräche zwischen Ben Jonson und Drummond von Hawthornden, im J. 1619. Interessant ist namentlich für uns Deutsche, daß auch ein frühes deutsches Drama, „Die schöne Sidon“, mitgetheilt werden wird, wovon man glaubt, daß es die Übersetzung eines englischen Stückes sei, aus dem Shakspeare den Stoff zu seinem „Sturm“ entlehnte. Außerdem werden noch die Übersetzungen von drei andern deutschen Dramen folgen, die man für ähnliche Bearbeitungen von Dramen hält, welche Shakspeare zu seinen Stücken „Biel Sämen um Nichts“, „Die beiden Edelknechte von Verona“ und „Titus Andronicus“ benutzte. 2.

*) Vgl. eine Notiz in Nr. 41 d. Bl.

D. Red.

Sonntag,

Nr. 58.

27. Februar 1842.

Karl Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Ed. Müller. Zwei Bände.

(Beschluss aus Nr. 57.)

Statt eines trockenen Auszugs, denn mehr erlaubte nicht der Raum, wollten wir alle diese reichen Massen überblicken, heben wir einzelne der interessantesten Partien in's genauere Eingehen heraus. Im Einklange mit ihren dürftigen Mythen, entwickelt das Capitel „Hesiodos“, finden wir die Dichter auch durch ihre ganze Geschichte als einen zwar kräftigen, unverweichtlichen Schlag von Menschen, doch der Geist kann aus dem körperlichen Leben sich nicht recht hervorarbeiten und ist meist auf die Sorge des nächsten Bedürfnisses beschränkt. Diese bösartigen Zustände sind völlig das prosaische Gegenbild Hesiodischer Poesie.

In allen Hesiodischen Werken wird man das mächtige Walten einer jugendlichen Poesie vermissen, wie sie bei Homer die Bildung eines erhabenen Heidenalters mit dem heitersten Behagen und einem unersättlichen Vergnügen in allen Partien ausmalt und zu den schönsten Gestalten, über die kein Wunsch mehr hinausgehen kann, abrundet. Mit dieser reinen Freude und Sorglosigkeit sich einem Strom poetischer Vorstellungen zu überlassen und in den sanft sich anschmiegenden Wellen zu spielen und zu scherzen — denn auch der Scherz und ein schallhaftes Lächeln ist der Ausbildung der Homerischen Poesie nicht fremd —, dies ist nicht die Weise des Hesiodos. Seine Poesie ringt sich aus dem Gebränge des bedürftigen Lebens los, um dies Leben zu veredeln oder doch erträglicher zu machen; melancholisch über das Loos des menschlichen Geschlechts überhaupt und betrübt über die Verderbnis des geselligen Zustandes, die die heitere Lebensfreude verkrümmerte, sucht doch der Dichter Gedanken zu verbreiten, oder einen Glauben zu gewinnen, wodurch das Leben, es sei nun wirklich verbessert oder im Zusammenhange einer höhern Schicksalsordnung gefaßt und mit beruhigtem Gemüthe ertragen werden könnte.

Die Charakteristik der einzelnen Epopöen des Hesiodos oder vielmehr der Hesiodischen Schule individualisirt sodann dies allgemeine Urtheil. Die „Werke und Tage“ vertheilt die unerschütterlichen Ordnungen und ewigen Gesetze des Lebens, die Gabe der Götter, die die Gerechtigkeit im Menschenleben schenken, die Arbeit als den einzigen Weg zum Wohlfühlen bestimmt und das Jahr selbst so geordnet haben, daß jegliches Werk seine rechte und dem Menschen erkennbare Zeit darin finde. Die „Theo-

gonie“ ordnet die Masse der mannichfachen Mythen und Überlieferungen über die Götter der Hellenen und entwirft ein zusammenhängendes Bild von ihren Geschlechtern und Herrschaften und überhaupt von der ganzen Geschichte der griechischen Götterwelt, nicht in bloß sammlerischer Weise, nicht nach abstracten Philosophemen, sondern durch eine continuirliche Grundidee getragen, die das Leben der Welt gewissermaßen als einen animalischen Organismus, das Verhältniß des Ursprünglichen zu dem Abgeleiteten und Entwickelten als Zeugung, Wachsthum und Herrschaft einer Göttergeneration auffaßt; sobald ein Geschlecht entwickelt ist, werden die Ereignisse erzählt, durch welche sie das frühere überwand und zur Herrschaft gelangte. In beiderlei Werken aber — der andern zu geschweigen — mag der Dichter Lehren einer bürgerlichen und hausväterlichen Weisheit verkündigen, die einen an schlimmen Gebrechen leidenden politischen Zustand und einen zerrütteten Hausstand in Ordnung bringen sollen, mag er die wuchernde Mannichfaltigkeit der Erzählungen über die Götter, die ein religiöses Gemüth nicht minder beunruhigen mußten als jener gesellige Zustand den Staatsbürger, in einen Zusammenhang zu bringen suchen, worin jedem Götterwesen sein bestimmter Platz und auch dem Menschengeschlechte sein Platz so zugetheilt wurde, daß der Einzelne sich darein ergeben muß — überall erscheint nicht die Poesie als das einzige Streben des Dichters, dem er sich allein hingibt und von dem alle seine Gedanken ihre Richtung erhalten, überall mischen sich in gewissem Sinne praktische Interessen ein, der poetischen Schönheit allerdings zum Schaden, aber auch ehrwürdig durch das Bemühen, das Leben in einer thätigen Weise zu ordnen.

Mit besonderm Interesse lesen wir die Abschnitte über die drei großen Tragiker der Hellenen, nämlich die Charakteristik des Sophokles, der, möchten wir auf eigene Hand behaupten, dem deutschen Sinne am nächsten steht, seine Stücke, wie das echt deutsche Schauspiel, nach innen gewandt und in dem dramatischen Stoffe mit Vorliebe die Entwicklung der Charaktere und ihrer Leidenschaften und die psychologische Motivirung, beides stets zu sittlichem Endzweck in den Vordergrund stellend. Aeschylus' Tragödie bezeichnet K. O. Müller als eine politisch-patriotisch-religiöse: in seinen dramatischen Trilogien waren

die großen Mythenkreise der hellenischen Nation dramatisch ausgebildet worden, die Geschichte ganzer Geschlechter, Stämme und Staaten auf solche Weise ausgeführt, daß aus der größten Verwickelung und Verdunkelung das Walten einer höhern Macht und Weltweisheit hervortrat und der Hörer in ihnen die göttlichen Fügungen in der Geschichte seiner Nation erblickte. Und doch blieb nach so mächtigen Schöpfungen noch der schönere Kranz für Sophokles zurück! Plutarch hat uns eine Äußerung des Sophokles aufbewahrt, die den Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung und damit zugleich das Wesen der Sophokleischen Muse ausdrückt: er sei, habe er gesagt, nachdem er den Pomp des Aischylos mit den Rinderschwehen ausgetreten und dann noch eine gewisse herbe und strenge Weise, die aus übergroßer Künstlichkeit entstanden, abgelegt, zu dem Stile gelangt, den er selbst für den geeignetsten zur Darstellung von menschlichen Charakteren und für den besten erachtet. Es war eine völlige Umgestaltung des ganzen Wesens der Tragödie, darauf deuteten schon die Veränderungen in dem Äußerlichen, der Technik hin. Dies schon, daß Sophokles, wenn auch das Staatsgesetz und aller Brauch stets drei Tragödien und ein Satyrdrama forderte, doch den innern Verband dieser Stücke auflöste und nicht sowol in allen dreien eine mythische Begebenheit, als drei verschiedene Werke der Poesie zur Aufführung brachte, deren jedes seinen Mythos behandelte. Der Chor erhielt bei Sophokles eine andere Bedeutung und Tendenz als bei Aischylos: während es früher seine hauptsächlichste Aufgabe ist, den Eindruck der Begebenheiten und Zustände auf die Nichthandelnden darzustellen und der Theilnahme wohlgefügter Zuschauer seine Stimme zu leihen, nehmen jetzt die Vorgänge in der Brust der handelnden Personen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Endlich zielt auch der Zutritt der dritten Person, die Sophokles einführt, auf diese psychische Entwicklung ab: das Gespräch wurde dadurch mannichfaltiger, die Charaktere konnten sich nach verschiedenen Seiten hin abzeichnen, und wenn der Terzagonist geeignet ist, durch seinen Gegensatz die erste Person zum Widerstande aufzufodern, kann der Deuteragonist im vertrautern Gespräch die sanftern Empfindungen und geheimern Gedanken ihm entlocken.

So deuten schon diese äußern Veränderungen in der Technik der Tragödie darauf, wozu Sophokles die tragische Poesie machen wollte, zu einem treuen Spiegel der Bewegungen, Leidenschaften und Kämpfe des menschlichen Geistes. Indem er die großen nationalen Interessen, die dem Griechen seine Vorzeit hoch und heilig machten und deren Erregung Aischylos' Kunst größtentheils gewidmet war, zur Seite liegen ließ, bekamen die mythischen Gegenstände unter seiner Hand eine allgemein menschliche und eben dadurch für das Menschengeschlecht ewige Bedeutung. Und wenn es ungewöhnlich starke und große Seelen sind, die er den Forderungen der griechischen Kunst gemäß vorführt, und mächtige Erschütterungen, die sie erfahren, so ist doch zugleich in der Darstellung derselben eine solche innere Wahrheit, daß jedes menschliche Gemüth sich selbst darin wiedererkennen kann. Die Berechtigungen und die Schranken menschlicher Willensrichtungen, die sittlichen Forderungen und Gesetze kommen hier auf die ergreifendste Art zur Sprache. Es hat schwerlich einen Dichter gegeben, dessen Werke von einer so allgemein-

nen und unvergänglichen sittlichen Bedeutung sind wie Sophokles' Tragödien.

Man kann in jedem der Sophokleischen Stücke diese innere Entwicklung aus den Charakteren und Affecten der handelnden Personen und wie eine ethische Idee daran sich bewährt, beobachten. Die „Antigone“ bewegt sich um den Streit der Interessen und Forderungen des Staats mit den Rechten und Pflichten der Familie; es ist eine Schuld, wenn Antigone nur der schwesterlichen Liebe gehorcht und dem öffentlichen Befehle ungehorsam wird, aber doch hat auch sie Recht, und in dem über Kreon herabwühlenden Unglück bekräftigt der Dichter ihre Worte, daß auch der Staat außer und über sich ein Heiliges zu respectiren habe. An der Vergleichung mit des Aischylos Dresten, besonders seiner „Coryphäen“, steht man deutlich, wie es Sophokles in seiner „Elektra“ weniger um den Mythos als um ein psychologisches motivirtes Charaktergemälde zu thun war: nicht Drestes und seine That, welche Aischylos in das rechte Licht zu stellen strebt, sondern Elektra und die geheimsten Bewegungen der jugendfrischen Seele, solcher Mutter und deren Wahlen gegenüber, ihrer wachsenden Trauer, das glühende Gefühl der Rache, die sie mit echt weiblicher Schlanheit verfolgt, die Exposition des so reichen und bewegten Charakters war sein Ziel. Ein ähnlicher Conflict zwischen dem Mythos und der dichterischen Intention herrscht in den „Trachinierinnen“: statt des tragisch endenden Herakles ist Dejanira die Hauptperson geworden, und Leid aus Liebe, daß gerade sie, die des geliebten Mannes Günstig sich wieder erworben und sichern will, ihm tödtliches Verderben bereitet, ist das erhabene Thema des Gedichts. „König Oidipus“ umfaßt nicht die Geschichte der Frevel des Oidipus und ihrer Enttarnung, sondern die Handlung des Dramas bezieht sich durchaus nur auf die Entdeckung dieser Grenze und an deren allmähligem Fortschritt; indem stufenweise der stolze gepreßene König bis zum tiefsten Jammer hinabstürzt, entwickelt der Dichter die ethische Idee des Stücks, die Verblendung des Menschen über sein eigenes Schicksal, mit jener erhabenen Ironie, die ihren Schmerz über die Beschränktheit des menschlichen Daseins in schneidenden Contrasten zwischen der Wirklichkeit und den Vorstellungen der Menschen ausdrückt, die bei Sophokles in vielen Stellen seiner Tragödien anklingt, hier aber gerade ihrem eigenthümlichen Boden hat. In Sophokles' „Ajax“ zeigt sich das ausnehmende Vermögen des Dichters, in einem durchaus eigenthümlichen Charakter, der nur sich selbst gleich ist zugleich ein Bild der Menschheit von einer allgemeinen Gültigkeit aufzustellen. Sophokles' Ajax ist wie der Homerische, durchaus wacker und edel, stets bereit seine anermählige Weidnast für das Beste seines Volks aufzubieten, er ist der Mann, der auf sich selber ruht und seiner eigenen Festigkeit in allen Fällen gewiß ist: aber in dem vollen Bewußsein dieser fest gegründeten Manneskraft hat er vergesen, daß es eine höhere Macht gibt, von der der Mensch auch in Dem abhängt, was er als sein Eigstes und Ueberstes betrachtet, seinem in Handlungen hervortretenden Charakter; —

die göttliche Nemesis strafe diese tiefe lügende Schuld des Ajax, aber nach der Strafe ehrt sie auch den Helden in der Bestattung. Im „Philoctetes“ hat Sophokles allerdings

zu der gewaltigen Aufstellung durch einen *Dama ex machina* seine Aufsicht genommen, aber doch erst nachdem die innere Peripetie des Stücks aus der folgerechten Durchführung der Charaktere sich ergeben und Neoptolemos wieder ganz er selbst geworden, der einfache, gerade, edle Hellenenknabe, der auf keinen Fall Phloktor's Vertrauen tauschen will, erst da bewirkt die Erscheinung des Herakles den durch den Mythus gebotenen Umschwung der äußern *Facta*. Überall, wie wir sahen, herrscht die Tendenz, an solchen Charaktergemälden ethische Ideen auszusprechen und zu bewahren: im „*Oidipus auf Kolonos*“ treten die religiösen Vorstellungen, die in den bisherigen Stücken nur durch das stilkliche Element vermittelt erschienen, nur auf die Gottheit in der Ferne deuten, die dem menschlichen Thun in allen Dingen das rechte Maß geben, hier treten sie so sehr in den Vordergrund, daß das ganze Drama als eine Verkörperung des griechischen Götterglaubens betrachtet werden kann, der Wehmuth über das Gend der menschlichen Existenz und des Trostes, der in der endlichen Erlösung, ja Erhebung des fluchbeladenen, blinden, mishandelten *Oidipus* eine göttliche Veröhnung verheißt.

So erscheinen uns Sophokles' Tragödien als Seelengemälde, als poetische Entwicklungen der inneren Natur des menschlichen Geistes und der Gesetze, welche dieser seiner Natur nach anerkennen muß. Unter allen Dichtern des Alterthums ist Sophokles am tiefsten in das Innere des Menschen herabgestiegen; die äußern *Facta* sind bei ihm am wenigsten, auf die es ihm ankommt; sie sind fast nur ein Behälter, um geistige Zustände zur Erscheinung zu bringen.

Für die Darstellung dieser Gedankenwelt hat Sophokles sich eine eigene Sprache geschaffen. Sein Ausdruck ist nicht so dichterisch wie der des *Aischylos* in der Kraft und Lebendigkeit der Anschauung: wie des Sophokles Kunst weniger in der Energie übermächtiger als in dem Reichthum mannichfaltiger und fein abgestufter Empfindungen wurzelt, so liegt das Charakteristische seines Stils weniger in der Wahl als in dem Gebrauch und der Verbindung der Worte, in einer gewissen Ähnlichkeit und Feinheit in der Benützung des gewöhnlichen Ausdrucks, indem er gern an den Worten etwas hervorhebt, was man nicht darin sucht, sie etwa mehr nach ihrer Grundbedeutung als nach dem herkömmlichen usus gebraucht. Wie Sophokles durch die psychologisch ethischen Tendenzen seiner Poesie und deren notwendige Konsequenzen rückwärts von *Aischylos* sich unterscheidet, so vorwärts von *Euripides* und wiederum so, daß ihm der Sieg verbleibt; man kann die Differenz in der Kürze nicht schärfer ausdrücken als durch die eigenen Worte des Sophokles, er stelle Menschen dar, wie sie sein sollten, *Euripides*, wie sie seien; denn in der That ist die Stellung des Mythus zum Dichter, aus der schon des *Aischylos* und Sophokles poetische Individualität sich uns ergab, bei *Euripides* die geworden, daß die mythischen Überlieferungen ihm nur das Substrat sind, auf dem er mit großer Freiheit und Willkür seine Sittengemälde aufträgt, die Situationen, in welchen er Menschen seiner Zeit in geistiger Aufregung und leidenschaftlicher Bewegung zeigt.

Aus den letzten Abschnitten über die athenische Staatsbewusstseinsart zeichnen wir eine Partie aus, die in der Literaturgeschichte gewöhnlich gar nicht oder nur andeutend behandelt wird, die auch in diesem Werke, das nur das Vorliegende, die aus dem Alterthum überlieferten Stoffe behandeln will, um so erfreulicher überrascht: die Charakteristik des Perikles als Redner. R. D. Müller hat im Vorhergehenden dargelegt, wie des Perikles politische Laufbahn gerade in die Tage der höchsten Macht Athens gefallen und er dem Demos in einer Zeit, da es galt, das Gewonnene zu überschauen und der Grundsätze sich bewußt zu werden, nach denen es erhalten und erweitert werden konnte, auch die Fähigkeit der Selbstregierung theils zugetraut, theils anzueignen gehofft, darum habe er Alles gestärkt und befördert, was die Theilnahme des gemeinen Mannes an dem Gemeinwesen begünstigte. Deshalb sei sein Auftreten auf der Rednerbühne, das er mit Absicht für wichtige Anlässe aufgespart, nicht bloß auf einzelne Beschlüsse abgesehen, sondern zugleich darauf berechnet gewesen, in die ganze Politik Athens, in die Ansichten der Athener über die Aufgabe ihrer ganzen Existenz einen edeln und großen Geist zu bringen. Sel auch keine seiner Reden durch die Schrift aufbewahrt, weil man damals nur die Tendenz auf den vorliegenden bestimmten Zweck als das alleinige Ziel der Beredsamkeit fasste, so könne man doch, theils aus dem lange nachwirkenden Eindruck, theils aus dem Zusammenhange mit den ältern attischen Rednern und *Thucydides*, sich eine deutliche Vorstellung von der Redeweise des Perikles entnehmen.

Fürs erste charakterisirt die Redekunst des Perikles und Derr, die sich zunächst an ihn angeschlossen, eine außerordentliche Fülle und Schärfe der Gedanken. Der reflectirende Verstand, der noch nicht durch die lange Gewohnheit der allgemeinen Abstractionen abgenutzt und in trivialen *Raisonnements* erschlaft war, griff mit frischer Kraft die Welt der menschlichen Erscheinungen an, und wie ihm eine reiche Erfahrung und seine Beobachtung entgegenkam, wies er seinerseits auf jeden Gegenstand das Licht scharfgefaßter genereller Begriffe. . . . Näher erfahren wir von Perikles' Gedanken, daß in ihnen immer ein hoher Standpunkt der Betrachtung der menschlichen Dinge hindurchleuchtete. Die Majestät, welche Perikles als Redner auszeichnete und ihm den Namen des Olympischen erwand, beruhte besonders auf der Fähigkeit und Übung seines Geistes, alle einzelnen Vorfälle auf allgemeine Principien, durchgreifende Ideen zu beziehen und diese Principe und Ideen selbst aus einer edeln und großartigen Vorstellung über die Bestimmung des Menschengeschlechts zu schöpfen. Darum sagt Platon von Perikles, daß er zu seiner geistigen Gewandtheit eine Erhabenheit des Geistes sich erworben, die überall auf bestimmte Zwecke hinausarbeitete. . . . Das Treffende und für den bestimmten Fall Originale und zugleich Große und Idealtische in Perikles' Gedanken war es also, worauf der Eindruck seiner Rede beruhte und zwar, wie wir hinzufügen können, dies allein. Perikles' Beredsamkeit ging ganz darauf aus, Überzeugung zu bewirken und dem Geiste seines Volkes eine feste dauernde Richtung zu geben; jedes Bedenken dagegen, durch Aufregung der Affekte und Leidenschaften eine augenblickliche lebhafteste Wirkung, wie einen Kampf des Geistes, hervorzubringen, war ihm völlig fremd. . . . Wie uns die äußere Haltung des Perikles auf der Rednerbühne beschrieben wird als ein sehr ruhiges, die Gesichtszüge kaum merklich verändertes Miensspiel, eine sehr gehaltene und würdevolle Bewegung, die Gewänder bei keiner Art erdbeerischer Gesticulation sich verwirrend, der Ton der

Stimme stets in gleicher Stärke und Höhe getragen: gerade so muß man sich auch die Stimmung und Verfassung des Gemüths denken, die er selbst ausdrückt und bei Andern anregte.

42.

Die Classifier Europas in böhmischer Sprache.

Seit einigen Jahren besteht in Böhmen, Mähren und der sprachlich dazu gehörigen ungarischen Slowakei eine Gesellschaft von Männern, 200 an der Zahl, welche sich verpflichtet haben, jedes czechische Buch wissenschaftlichen Inhalts unter gewissen vorthellhaftern Bedingungen abzunehmen; und nur auf diese Weise ist es erklärlich, wie die böhmische Literatur in den letzten Jahren eine so schöne Reihe wissenschaftlicher Werke zu Tage fördern konnte ohne alle Unterstützung von oben, bei dem gänzlichen Mangel eines zahlreichen hochgebildeten Publicums. Diese Gesellschaft führt den Namen Staley, d. i. die Beständigen, und hat ihr Centrum natürlich in Prag, ist aber in je neun drei Ländern, die wir nannten, überall hin verbreitet. So einzeln dieses Beispiel von Liebe für die Literatur in der Welt daheist, ein so scharfes Licht wirft es auch auf den gegenwärtigen Zustand und auf die nächsten Bestrebungen der czechischen Literatur. Ihr mangelt die wissenschaftliche Grundlage, die Durchbildung der Begriffe durch alle Gebiete der Kenntniß, und doch ist nur sie im Stande, der Literatur und Aufklärung einen festen Boden zu sichern, daß er ihr nicht unter den Füßen verschwinde. Zwar hatte die czechische Literatur in ihrer frühern Periode eine auch wissenschaftliche Entwicklung erlangt, die sie allen damaligen Kün an die Seite stellen durfte; böhmische Kunst und Wissenschaft, böhmische Sprache war auch über die Marken der czechischen Heimat hinaus bekannt, und Palacky hat noch im vorigen Jahre czechische Briefe und Urkunden aus den deutschen Reichsarchiven mitgetheilt. Sie hatte eine Bildung und philosophische Bestimmtheit, welche in manchen Wissenschaften selbst die gebildeten Sprachen Europas zu jener Zeit überragte. Wir erinnern hier nur an die theologischen Streitschriften der Hussiten, deren Inhalt und Form manchen Forscher in Erstaunen setzen würde, wenn sie ihm anders zugänglich wären. Aber das 17. Jahrhundert kam und legte mit den Greueln seiner Verwüstung eine schwarze Nacht auf alle diese Bestrebungen des czechischen Geistes, aus welcher nur hier und da Scheiterhaufen hervorschlammten, wo die Producte der czechischen Wissenschaft in Asche verwandelt wurden. (Ein Jesuit rühmte sich, mit eigener Hand 80,000 solcher Streitschriften verbrannt zu haben.) Anderthalb Jahrhunderte vergingen, ehe die Nation sich von diesem Schlage und dem Druck der Fremdbeth erholen konnte. Es bildete sich eine neue Literatur, aber losgerissen von der frühern Glanzperiode. Eine Verbindung zwischen beiden herzustellen ist das Bestreben der Gegenwart und die Staley tragen das Wesentlichste dazu bei.

Auf ihre Mitwirkung vertrauend, sind nun die vorzüglichsten Literaten Böhmens zusammengetreten, um die ausgezeichnetsten Werke classischer Schriftsteller des Auslandes, sie mögen in welcher Sprache immer geschrieben sein, durch treue Übersetzung der czechischen Literatur zu gewinnen. Diese Idee ward zuerst von Dr. Stanek (Bers. einiger sehr werthvollen wissenschaftlichen Werke über Medicin) angeregt und sogleich von den meisten Freunden des Czechismus mit Freuden aufgenommen. Die Übersetzungen werden unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Bibliothek der Classifier“ theilweise nacheinander erscheinen. Der Anfang wird mit „dem Vater der Poesie“ gemacht: die „Iliade“ erschien vor kurzem als erstes Bändchen der „Bibliothek der Classifier“. Die Übersetzung, von Mickowsky, im Metrum des Originals gehalten, ist ausgezeichnet und dem Ruhme Homer's angemessen. Nur bei der Schmiegsamkeit der czechischen Sprache und der ihr auch eigenthümlichen quantitativen Prosa ist es begreiflich, wie die Übersetzung das Original so glänzend erreichen konnte, und dabei doch reine Übersetzung,

nicht selten werthvolle Übertragung bildet. Das zweite Werk der „Bibliothek“ werden Thomson's „Seasons“ (samt einer Biographie des Dichters, übersetzt (ebenfalls in Hexametern) und bearbeitet vom ehrwürdigen P. Daucha sein; eine gediegene Arbeit, wie es die Proben in der „Zeitschrift des böhmischen Museums“ und dem „Vaterlandsfreund“ genügend darthun. Uebrigens hat Schafarik die „Neuen Mäusen“ zugesagt, und für Shakespeare vereinigen sich Lyl, Solar u. A. So wird das Unternehmen rüstig fortschreiten, um bald einen der Glanzpunkte der böhmischen Literatur zu bilden. Die Namen, welche an der Spitze desselben stehen, verbürgen uns auch, daß hier nicht Habelarbeit geleistet wird; dem entschiedenen Talent ist diese fern.

S. P. Jordan.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Capitain Miller, Führer des Dampfschiffs Acadia, war genöthigt, wegen Unpäßlichkeit in Boston zurückzubleiben, als sein Schiff jüngst von dort abging. Er schiffte sich indeß am 1. Mai 1841 in Boston am Bord des Dampfschiffs Columbia nach Liverpool ein, verweilte daselbst vier Tage, übernahm das Commando über sein Schiff, das dort vor Anker lag, und traf am 1. Juni mit demselben wieder in Boston ein, nachdem er in einem Zeitraume von 30 Tagen zweimal das atlantische Meer durchfahren hatte.

Reisende, die aus Brasilien in Philadelphia angekommen, bestätigen die in englischen Blättern gemeldete Nachricht, daß der Naturforscher Dr. Lund, der gegenwärtig sich zu Lago-Santo aufhält, auf einer Reise ins Innere von Brasilien wirkliche versteinerte Menschenknochen neben versteinerten Skeletten von anerkannt vorweltlichen Thierarten entdeckt hat, die allem Anschein nach einer frühern Erdperiode angehören.

Die Gesetzgebung des Staats Newyork hat durch ein in diesem Jahre erlassenes Gesetz eine Prämie auf den Seidenbau ausgesetzt. Für jedes Pfund Cocons werden 15 Cents und für jedes Pfund abgehaspelte Seide 50 Cents Prämie aus dem Staatsschatz bezahlt. Dieses Gesetz bleibt bis zum 1. Juni des Jahres 1846 in Kraft.

Die Brothertown-Indianer im Territorium Wisconsin sind als Bürger desselben aufgenommen und benehmen sich als tüchtige Landwirthe. Sie sowol als die Robbidge-Indianer gestatten nicht, daß geistige Getränke innerhalb ihres Gebiets verkauft werden. Auch die christliche Religion macht unter diesen Indianern bedeutende Fortschritte.

Eine Anzahl Freunde und Landleute des jetzigen Generalanwaltes der Vereinigten Staaten in Washington, Gen. Crittenden aus Kentucky, haben demselben einen eleganten in Kentucky erbauten Staatswagen mit einem schönen Gespann von vier kentuckischen Pferden zum Geschenk gemacht. 13.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Das Unmoralische der Todesstrafe.

Von Dr. Michael Petöcz. Gr. 8. Geh. 18 Ngr.

Die „Anschauung der Welt“ des Verfassers, zu welcher diese interessante Schrift einen Nachtrag bildet, erschien 1839 und kostet 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1842.

f. A. Brockhaus.

1. Abraham Gotthelf Kästner's gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Vier Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Enslin. 1841. 8. 2 Thlr.
2. Anthologie aus den Poesien von Sophie Albrecht. Erwählt und herausgegeben von Fr. Clemens. Mit einem Portrait und einer Vignette. Altona, Hammerich. 1841. 8. 1 Thlr.

Man kann zweifelhaft sein, ob das neuerlich manichfach sich kundgebende Bestreben, literarische Größen oder doch einigermaßen klanghafte Namen des 18. Jahrhunderts durch neue Ausgaben dieser Schriften, durch Nachlesen oder verbesserte Redactionen solcher, in das Gedächtniß der Gegenwart zurückzurufen — abgesehen von materiellen Beweggründen —, mehr in einer gewissen Pietät oder in einem wirklich erkannten Bedürfnisse der Erinnerung seinen Grund habe, einem Bedürfnisse, das mit dem Bewußtsein einer theilweisen Lücke unserer modernen Literatur die Überzeugung von einer Solidität der frühern verknüpft. Jedenfalls würde, wo nicht den Herausgebern, doch dem, solcher Herausgabe willig entgegenkommenden großen Theile der Leser, doch der Aufnahme, die jenes Bestreben bei dem Publicum findet, einer dieser Beweggründe zu Grunde liegen müssen. Dem sei nun wie ihm wolle, so wird immer diese Aufnahme wie das ihr entsprechende Bestreben eine Gewissenhaftigkeit erfordern, die sich sowohl in der Wahl des Gegenstandes als in der Behandlung desselben darzulegen hat: und hier kann man von dem Standpunkte der Kritik aus allerdings minder zweifelhaft sein, ob man diese Gewissenhaftigkeit und mit ihr in der Regel das einzige Verdienst des Herausgebers demselben ab- oder zusprechen soll; denn die gewissenhafte Wahl des zu edirenden Schriftstellers wird nur wahrhaft Bedeutendes, der erneuerten Uebersetzung Würdiges, die gewissenhafte Behandlung wird dieses Bedeutende in der richtigsten, angemessensten Form und mit kritischer Sorgfalt geben; jene hat ebenso viel Achtung vor den großen Leistungen der jüngern Literaturepoche, wie diese Achtung vor dem Namen des großen Todten zu zeigen, mit dem sie sich beschäftigt, und nur beide Seiten der gewissenhaften Thätigkeit vereinigt können eine wirklich verdienstvolle, wenngleich nur secundäre Arbeit hervorbringen. Es gilt, hier gewissermaßen ein literarisches Gleichgewicht zwischen der Stellung ver-

schiedener Epochen der deutschen Literatur und den Vertretern einzelner Richtungen derselben hervorzubringen; nur wo in der That ein solches fehlt, ist einzugreifen, aber behutsam und umsichtig. Das Unbedeutende wieder an das Tageslicht zu bringen, kann ebenso bedenklich sein, als das Bedeutende in ein ungeeignetes Licht zu stellen.

Beides leidet nach unserer Ansicht auf vorstehend genannte Schriften Anwendung. Das letztere hinsichtlich des ungenannten Herausgebers der Schriften eines vielgenannten Gelehrten; das erstere hinsichtlich des bekannten Herausgebers der Gedichte einer wenig bekannten Schauspielers.

Von Kästner sind bis zum J. 1783 nicht nur zwei Bände „Vermischter Schriften“ in mehreren Auflagen erschienen, sondern der Obertribunalrath Höpfer in Darmstadt veranstaltete auch schon 1781 eine neue Sammlung von Kästner's „Sinngedichten und Einfällen“, die später, vermehrt von Just, zweimal wiederabgedruckt worden ist. Diese und noch eine unbedeutendere kleinere Sammlung der Frau von Gehren waren das Material, welches der Herausgeber in vorliegende neue Ausgabe redigirte. Er übersah aber hier zuvörderst, daß die Just'sche Sammlung anerkannt manches Unrechte enthält; daß ferner wol nicht alle, wenn auch echte, doch oft sehr unbedeutende Sinngedichte der Aufnahme würdig waren, und daß auch bei denen, gegen deren Aufnahme weder der eine noch der andere Grund vorlag, oft zu ihrem Verständniß eine Erläuterung nöthig war, die wir von ihm billig erwarten durften. Der erstern Art sind z. B. alle vier auf S. 106 des ersten Theils stehenden, ferner die beiden französischen Nr. 18 und 19; von den letztern, den ohne Erläuterung geradehin unverständlichen führen wir beispielsweise Nr. 349 „Nationalstolz eines Delans“ an, das sich auf eine in einer Gesellschaft gethane Äußerung eines göttinger Professors bezieht. Andererseits ließe sich ebenso gegen die Anordnung und Rubricirung Manches einwenden — so rangirt S. 106 des zweiten Theils ein Epitaphium unter den Lehrgedichten —, als gegen die Gewissenhaftigkeit hinsichtlich eines vollständigen Abdrucks. Nachstehendes „Räthsel“, das im ersten Bande der „Vermischten Schriften“ steht, haben wir nirgend wiedergefunden:

Mein Verstand mehret des Weissen Wissen,
Wenn er mit festverknüpften Schläffen

Das x in einer Gleichung sucht:
 Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz stillen,
 Ich pflege sein Gehirn zu füllen
 Und bin oft seiner Arbeit Frucht:
 Mein weiter Raum muß Alles fassen
 Auch Das, was nichts umfassen kann;
 Man trifft mich in der Großen Kassen
 Und in der Dichter Kiefern an.
 Das Eintrachtsband von Deutschlands Prinzen,
 Des schlaun Frankreichs Reblütheit,
 Den Muth der handelnden Provinzen
 Besitz' ich schon seit langer Zeit.
 Mir gleichen *** kluge Werke,
 *** Witz, und *** Stärke.

Man weiß ferner nicht, warum die „kleinen prosaischen Aufsätze“ in drei Sammlungen auf den ersten, zweiten und vierten Theil vertheilt sind, während andererseits auch die größern prosaischen Aufsätze und Abhandlungen sichtlich in Einem Theile concentrirt werden konnten und nicht auf den letzten Bogen des zweiten Theiles damit begonnen zu werden brauchte. Man steht noch weniger ein, was es mit der besondern Rubricirung „Einiger von den in der deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen“ im vierten Theile für Bewandniß habe, nachdem in dem „größern prosaischen Aufsätzen“ vorher schon eine Anzahl solcher Vorlesungen mitgetheilt ist. Man würde endlich die „Nachlese von Epigrammen“ der Sammlung derselben in den frühern Theilen beigegeben wünschen. Alles Beweise für die geringe Ordnung dieser Ausgabe, für die Nachlässigkeit bei ihrer Zusammenstellung und für den Mangel einer planmäßigen Redaction. Und doch waren dieses die Hauptverdienste, die sich der Herausgeber überhaupt erwerben konnte; wir können ihm nur das Eine nachrühmen, daß er eine gute Biographie Kästner's beigegeben hat.

Die Erneuerung dieser Schriften selbst kann man nur billigen, wenn man erwägt, welcher Mangel an Büchern vorhanden ist, die von einer solchen Schärfe des Denkens sowol als des Ausdrucks zeugen, wie wir sie hier finden. Die Sprache und der Gedankengang des Mathematikers prägt sich im Einzelnen, selbst da aus, wo es noch anderer geistigen Vorzüge bedurfte, um nicht in eine sterile Trockenheit bei deren Anwendung zu verfallen. Es hat etwas ungemein Klärendes und Stärkendes, diese Schärfe des Verstandes in ihren vielfachen Beziehungen auf Gegenstände wissenschaftlicher Forschung wie socialer Verhältnisse; in Ernst und Scherz ist es wohlthuend, statt der so oft hohlen Unterlage bei modernen Producten die feste Basis gleichsam mathematisch sicherer Anschauung und Beurtheilung zu haben; und wie das satirische Talent Kästner's in unverkennbarer Beziehung zu der ihm sonst gewohnten scharfen Beobachtungswiese stand, so mildert es selbst den Gegensatz dieser kritischen Schärfe bei Betrachtung ernster Gegenstände durch den Witz, welcher diese Verstandesoperationen stets begleitet. Mögen daher immerhin die nächsten Objecte der Kästner'schen Satire ebenso wie die nächsten Punkte seiner wissenschaftlichen Untersuchungen zum großen Theile einem jetzt antiquirten Standpunkte angehören, so mangelt es doch weder an Analogien für diese wie für jene,

noch ist ihr formeller Werth mit ihrem materiellen Interesse untergegangen. In dem erstern darin, daß es genug Bezüge gibt, auf die sie mit geringen Veränderungen anwendbar sind und zwar so anwendbar, als ob sie ein Kind der jüngsten Gegenwart wären, liegt der Beleg für die Höhe und Reinheit des Standpunktes ihres Verf., in dem letztern, ihres formellen Bedeutung für unsere Zeit, der sie mannichfach als Muster consequenter Auffassung und Darstellung gelten können, liegt der Beleg für die Wahrheit und Richtigkeit der für den Gedanken gewählten Form.

Wir wenden uns zu Nr. 2. Der Name Sophie Albrecht hat in unserer Literaturgeschichte keinen solchen Klang, daß es für etwas Überflüssiges zu achten gewesen wäre, einige biographische Notizen dieser Anthologie vorzusetzen. Es scheint etwas Derartiges auch in der Absicht des Herausgebers gelegen zu haben; aber was er uns in seinem Vorworte wirklich bietet, ist so nebulos gehalten, daß man von der Unfähigkeit des Verf. zu biographischer Charakteristik einen viel deutlicheren Begriff, als von den Schicksalen der Dichterin erhält.

Sie stoh in das Reich der Ideale, um unter den lullenden Palmen eines künstlichen Lebens die kalte Wirklichkeit mit ihren Dornenkronen zu verdrängen u. s. f. — —, eine Gattung weiblichen Faust's, von ihrem Gatten mit der Hahnenfeder durch alle Länder geführt, den schäumenden Becher und die tönende Lyra in der Hand, den Lorber um die Stirn: so stürzte sie sich in den Strudel der Welt —; und wenn mitleidige Reuigen in lauen Sommernächten, einsam unter dem Geflüster der heiligstillen Natur sie auf ihren rosigten Armen emportragen über die blinkenden Wellen zu dem Strahle des trüblichen Lichtes der jugendfrühen Artemis u. s. w., dann sang sie diesen ihre Lieder über Liebe und Sterben aus der schmerzlich wunden Brust.

In diesem phantastischen Style (der aber freilich auch durch Constructionen wie: die Götter rächten sich an dieses ätherische Wesen, S. xi, arg entstellt wird) erzählt uns der Verf. ungefähr so viel, daß die Dichterin, die Tochter eines erfurter Professors, Baumer, in ihrem vierzehnten Jahre an einen Arzt sich verheirathet, nach dem Tode ihres Vaters aber die Bühne betreten und sich der mimischen Kunst mit vieler Liebe gewidmet habe, in Dresden namentlich sei sie hoch gefeiert worden, auch von Schiller (der S. xiv höchst unwürdig als der „vielepreisende und vielgepriesene“ geschildert wird!); über ihre spätern Schicksale läßt uns der Verf. völlig im Dunkel und sagt bloß, daß sie am 16. Nov. 1840, fast 90 Jahre alt, in Hamburg gestorben sei. Wenigstens hätte er doch von ihr, aus deren Gedichten er eine Anthologie sammelt — von deren Ertrage er ihr übrigens ein Grabdenkmal setzen lassen will —, von ihr als Schriftstellerin hätte er berichten sollen; er hätte sagen sollen, daß drei Bände Gedichte und Schauspiele in den J. 1782—91 von ihr veröffentlicht worden seien, daß sie in andern drei Bänden „Aromena, eine sprichse Geschichte“, nach einem Roman Herzog Ulrich's von Braunschweig um dieselbe Zeit herausgegeben, außerdem verschiedene „romantische“ und Geistergeschichten geschrieben und an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes mannichfachen Antheil gehabt habe; insbesondere hätte er erwähnen mögen, daß sie mit ihrem Manne

1796 ein Nationaltheater zu Altona gestiftet und mit einem von ihr verfaßten Antrittsrede eröffnet habe, welches sehr bald zu einer hohen Stufe gelangte. Statt dessen erzählt er uns Sonderbarkeiten und Anekdoten von ihr, die nichts weniger als zur Darstellung ihres poetischen und künstlerischen Wesens beitragen. Und verdienten denn nun überhaupt, fragen wir schließlich, diese Lieder über „Lieben und Sterben“ — so bezeichnet sie der Herausgeber richtig — noch mehr als einem halben Jahrhundert (sie fallen lediglich in die Zeit von 1779—90) in das Gedächtniß der Gegenwart zurückgerufen zu werden? Wie zweifeln sie sehr. Weder ihr innerer noch ein besonderer geschichtlicher Werth befähigt sie dazu. Eine begabte, talentvolle Schauspielerin, lebhaften Geistes und Gemüthes, dichtet Lieder, in die sie ihren Erlebnissen, ihren Empfindungen Worte leiht, die auch von Talent zur Poesie zeugen, aber — wer mag das jetzt genau entscheiden können? — ebenso aus Reminiscenzen hervorgegangen sein können; sie erheitert und erhebt dadurch ihre Zeitgenossen in nähern und fernern Kreisen; aber sie hat damit kein Anrecht auf einen Ruhm für die Nachwelt, welche eine ganz andere Lyrik als die ihr eigene kennt; vielmehr hat die Gegenwart das Recht, solche Wiederbelebungsversuche zurückzuweisen, durch welche wir bald die Räume der lyrischen Poesie mit Schatten der Abgeschiedenen und zwar mit solchen Schatten gefüllt sehen dürften, neben denen mancher moderne dichterische Schwächling doch immer noch vollblütig erscheinen würde. Wenn irgend, ist hier der Zuruf an seinem Orte: Lasset die Todten ruhen!

28.

Romanenliteratur.

1. Novellen aus dem Süden, von Robert Keller. Zwei Bände. Altenburg, Pöcher. 1841. 8. 3 Zhr. 10 Agr.

Die Productionen des Verf. zeichnen sich im Allgemeinen durch eine gewisse Besonnenheit aus, welche allen lebhaften Farben verschmährt und lieber einfach erzählt, als durch die Bemühung, die handelnden Personen selbständiger auftreten zu lassen, sich der Gefahr bedenklicher Aufregung aussetzt. Dieser Besonnenheit aber fehlt es keineswegs an jenem poetischen Schmuck, ohne welchen überhaupt eine Darstellung nicht als beachtenswerth anzusprechen wäre. In den hier gegebenen Erzählungen liegt meistens die Poesie da, wo der gewöhnliche Leser sie vielleicht vermisst, nämlich im Schluß. Dieser muß ungenügend erscheinen, wenn wir einen Noth, eine Hochzeit, überhaupt irgend ein Ereigniß erwarten, welches wir durch lange Gewohnheit nun einmal als unerlässlich für das Ende eines Gedichts halten, um dann den Vorhang fallen zu sehen, oder das Buch zuzumachen. Lieben wir aber eine weite Aussicht rück- und vorwärts, so bietet sie der Verf. eben mit dem letzten Punkte seiner Erzählung. In den vorliegenden Erzählungen, die ein Zusammentreffen zwischen Franken und Orientalen zeichnen, heben wir den Zug besonders hervor, welcher jene Franken in ein mehr oder weniger köstliches Licht stellt. Darin liegt gewiß sehr viel Wahrheit. Wie sehr jene Völker gegen uns Abendländer zurückstehen mögen, so haben sie, außer ausbreitenden Annahmen gegenüber, doch immer Recht in ihrem Lande, wie meistens Kinder gegen den Erwachsenen Recht haben. Ref. kann hier die acht Erzählungen nicht einzeln verfolgen: doch muß er an „Die Schwärmer des Bazaras“, im ersten Bande, einige Betrachtungen knüpfen. Diese Erzählung nämlich gehört in jenen Kreis, welchen wir als einen heis-

ligen bezeichnen. Die Dichter sind darin nicht eben thätig gewesen, vielmehr, weil sie fürchteten, irgend ein Blatt in dem heiligen Kranze zu verletzen, mit welchem die vier Evangelien unsern Erdball umwinden, und lassen wir Benturini's Buch, mit welchem er uns eine sogenannte natürliche Geschichte Jesu bieten wollte, oder nur eine Reihe abenteuerlicher Legenden gegeben hat, unbeachtet, so gehört die Erzählung des Verf. in Deutschland zu einem der ersten Versuche, uns jene Zeit, jenes Leben vor Augen zu stellen, welche der unersprechliche Born für alle Zeit, alles Leben sind. Parabeln und Gebichte, die nur einzelne Situationen, meistens für specielle Zwecke darstellen, und woran wir allerdings nicht arm sind, können hierher, wo von Darstellung der Zeit und des Lebens die Rede ist, nicht gerechnet werden. Ref. bezeichnete sie eben als einen unerschöpflichen Born; das mag denn auch mit einem Blick auf die Controversen, welche Strauß erweckte, nicht unrichtig sein. Warum aber unsere Dichter dabei so ganz und gar gescheitert? Hat Deutschland etwa keinen? Oder sind sie vielleicht der Meinung, ihr schöpferischer Geist atme und warte anderswo sicherer und bequemer, und man müsse den Confrontationen auch etwas Arbeit gönnen? Ref. will keineswegs, daß der Dichter sich in eine Polemik einlasse, die auf seinem Gebiete nicht heimisch sein darf; daß aber auch Keiner durch jenen Kampf sich an den reichen Schatz erinnern ließ, den er mittelwille davontragen konnte, das ist immer auffallend. Der Verf. hat es versucht, einige Abrante dieses Schatzes zu erbeuten, indem er ein zartes Verhältniß der lieblichen Maria zum Größten benutzte, für Judas ein neues Motiv des Verraths in der Eifersucht aufzufinden. Ob damit etwas gewonnen sei, will Ref. nicht weiter erörtern, wol aber darf er fragen: wo liegt in dieser Erzählung überhaupt für die Priester ein Grund, sich Christi zu bemächtigen? Wir sehen ihn einmal an einer Tafel; wir sehen ihn mehrere Male nach Jerusalem gehen und mit Enthufiasmus begrüßt, wie hören von der Herrlichkeit seiner Lehre, seiner Thaten: allein das geschieht so durchaus gelegentlich, daß an einen Bezug derselben auf das Leben jener Zeit, auf Staat und Kirche kaum zu denken ist. Eine genaue Bekanntschaft des Lesers mit dem Inhalte der Evangelien darf der Dichter nicht voraussetzen, seine Darstellung wäre ja sonst überhaupt überflüssig. Oder sollten hier die letzten Tage des Erlösers nur eine Episode bilden, so nimmt sie doch wol einen zu bedeutenden Raum ein, sodaß Maria's Verhältniß zu Christus, welches wir doch als das Hauptmotiv der Erzählung betrachten müssen, dagegen vielmehr als Episode erscheint. Die Charakteristik ist im Allgemeinen nur schwach; eine Ausnahme ist Kristobulos, welcher den Judas sehr geschickt für seine Zwecke zu umspinnen weiß. Damit wäre denn die alte Wahrnehmung von neuem bestätigt, daß es dem Dichter, und diesem nicht allein, leichter werde, die Hölle zu malen als den Himmel. Ref. ist schließlich durch diese Erzählung an eine ähnliche der Pergo-gin von Abrantes „Salomith“ erinnert worden, und wenn er hier die Leser ebenfalls daran erinnert, so geschieht das, um ihnen selbst die Parallele zu überlassen zwischen Darstellung einer südländischen Katholikin und eines deutschen Protestanten.

2. Der Schmuggler. Die Nonne. Zwei Erzählungen von Rodrich Bencix. Basel, Albani. 1841. 8. 1 Zhr.

„Der Schmuggler“ leidet an zwei Fehlern. Der erste ist die Introduction, deren Personen mit der fernern Erzählung nichts zu thun haben. Sie ist lediglich von der Billär eingegeben, um uns den Schmuggler möglichst grandios vorzuführen. Der zweite Fehler ist, daß dem Leser ein Tagebuch und Briefe vorgelegt werden, um sich mit der Vorgeschichte bekannt zu machen. Im Leben selbst hat es gewiß für viele Menschen einen besondern Reiz, alte Papiere durchzublättern, in einem Kunstwerke jedoch — und jeder Novellist hält sein Manuscript dafür — würden solche Papiere gewöhnlich störend. Meistens sind sie vom Verf. selbst gemacht, und da kann es kaum fehlen, daß er zu viel oder zu wenig thut. Man glaubt nicht an ihre Wahrheit, besonders, wenn ein Abschied sie geschrie-

den haben soll, denn man weiß, daß nur die Ebeln dieser Welt sorgfältig Bedacht nehmen, ihre Werke für die dankbare Nachwelt zu bewahren. Die zweite Erzählung „Die Nonne“ betrachtet wie als ein besonderes Kleinod. Im Grunde ist es kaum eine Erzählung zu nennen: es ist das Tagebuch einer stillen Seele, die im Kloster aufblüht und verblüht, und eben die durchaus kindliche Darstellung dieses Blühens und Verblühens, die uns tiefe Einsichten in den Gemüths- und Seelenzustand der unglücklichen Eubulie gestattet, eben diese Darstellung der traurigen Folgen eines Irrthums ist es, die uns fesselt und befriedigt. Auch hier liegt uns ein Tagebuch vor, hier aber ist es Product einer innern Nothwendigkeit.

3. Friedrich der Große, als Begründer von Familienglück. Wahrer Begegnenheiten in Novellen von Bertram, E. Karoll und A. v. Sartorius. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1841. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jene Zeit, die mit dem aufwachenden Geiste sich loszureißen strebte aus gemeinem Materialismus und Feilheitsirren Nichts, war gewiß eine der merkwürdigsten in Deutschland, besonders in dem weiten Kreise, welchen Friedrich's des Großen Augenblick überwahte, und da eben dieser König mehr, wie irgend Einer in langer Zeit, der Welt gehört, so muß sein Thun und Lassen überall von gleichem Interesse sein. Haben wir nun auch Anekdotensammlungen, so sind die darin gegebenen Facia doch zum Theil gemacht, zum Theil der Gegenwart ungenügend, da es meistens langweilig gefunden wird, eine Reihe solcher nackten Anekdoten, selbst wenn sie alle gleich gut und ansprechend wären, hintereinander wegzulesen. Die Herausgeber des vorliegenden Buchs können daher freundlicher Aufnahme gewiß sein, besonders da das Gegebene meistens sehr gut bearbeitet ist. Wir rechnen dahin vorzugsweise den „Fuchsberg“ und den „Candidaten im siebenjährigen Kriege“ von A. v. Sartorius. Nicht freundlich sind auch „Die Christbeschneuerung“ und „Die bleichene Dose“ von E. Karoll.

4. Kinken, oder Erziehungsresultate. Novelle von Schiff. Hamburg, Berendsohn. 1841. 8. 1 Thlr.

Das sind gar närrische Leute in dem Buche da! Und das mit Können wir im Grunde unsere Anzeige schließen, wenn wir nicht den Theil des Buchs, welcher als Vorgesichte betrachtet werden muß, mit wahren Vergnügen gelesen hätten. Es ist Heinrich's, des Helden im Buche, Schul- und Erziehungszeit. Sie ist recht hübsch dargestellt und spricht nebenher eine große Wahrheit aus, die nämlich, daß oft genug aus solchen Knaben so viel eben nicht wird, die den Lehrern als Sterne erster Größe erscheinen, wogegen solche Kinder, die Alt und Jung als Pfeifhiebe des Spottes und Verdrusses dienen, über alle Erwartung gerathen können. Ob Heinrich nun gerathen ist, mögen die Leser entscheiden: Ref. kann nur sagen, daß das Buch in Briefen geschrieben und insofern ohne alle Farbe ist, als alle Briefe aus einer und derselben Feder geflossen sind und das ganze Buch sich ansehen läßt, als stehende auf der Rückseite eigentlich erst Das, was der Verfasser darstellen wollte.

5. Liebe und Leben. Novellen von Eduard Brindmeier. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Einigen, wenn nicht allen, der hier gesammelten Darstellungen glauben wir früher in Zeitschriften begegnet zu sein, vielmehr in der „Mitternachtszeitung“, welche der Verf. eine Zeit lang redigirte, und mehrere derselben, z. B. „Erste und letzte Liebe“, „Dante“, „Letzte Nacht eines Poeten“, mögen leicht der frühern Jugend des Verf. angehören. In allen ist ein gewisses Ringen nach eigenthümlicher Form sichtbar, die nicht selten einen märchenhaften Reiz gewährt. Wie aber alles Ringen nach Entfernung vom Ziele befruchtigt, so müssen wir uns auch hier bei jeder Erzählung sagen: sie ist noch nicht fertig. Oft verbißt der Verf. den Eindruck, welchen er glücklich hervorrief, z. B. in der Erzählung „Reky“ durch die beiden letzten Seiten.

Am vollendetsten ist die letzte Erzählung „Die Tochter des Pflanzers“, diese aber ist nicht sein ausschließliches Eigenthum; die Grundlage gehört der Miß Martineau. 42.

Bibliographie.

Bencken, F. B., Chronik des Jahres 1840. Mit Freiheit, Wahrheit und Humor bearbeitet. — Auch u. d. T.: Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. 1fter Band. (1840.) Gr. 8. Erfurt, Expedition d. Thüringer Chronik. 1841. 3 Thlr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 11ter Band. — Mit t. T.: Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Von A. F. P. d'Exiles. Aus dem Französischen überf. von C. v. Salow. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr.

Fuhr, M., Pytheas aus Massilia. Historisch-kritische Abhandlung. 4. Darmstadt, Leske. 25 Ngr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 5te durchgesehene Auflage. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien. Mit neuen Beilagen und neuen Stammtafeln. 1ster Band. Mit 4 Beilagen. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 3 Thlr.

Hase, A., Evangelische Dogmatik. 3te verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2 Thlr.

Heinsius, A., Concordat zwischen Schule und Leben oder Vermittelung des Humanismus und Realismus, aus nationalem Standpunkt betrachtet. Gr. 8. Berlin, Schöle. 15 Ngr.

Das Buch Hiob, rhythmisch gegliedert und übersetzt, mit exegetischen und kritischen Bemerkungen von J. G. Stieckel. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hoffmann, G. D., Umrisse und Skizzen. Novellen und Erzählungen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Keserstein, G. A., Über das Verhältniß der Musik zur Pädagogik. Eine Vorlesung, bei der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs, am 15. October vor der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt gehalten. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1841. 3¼ Ngr.

Leibrock, A., Die Wittwen und ihre Pflegekinder, oder: der Enterbte. Ein Familiengemälde. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leind, A. X. v., über das academische Studium und seine Aufgabe nach den Anforderungen der deutschen Wissenschaft und Rationalität. Gr. 4. Würzburg, 1841. 15 Ngr.

Reybaud, C., Lucie und Alongo. Aus dem Französischen, von D. von Birkbeck. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Rudolphi, J., Valerie. Novelle. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3¼ Ngr.

Schwarz, A., Sonntagsgespräche über christliche Erziehung. Ein Volksbuch. 8. Hamburg und Gotha, Fr. u. A. Perthes. 1 Thlr.

Segner, G., Die Frischhofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Rohlf. 5te unveränderte Octav-Auflage. Gr. 8. Leipzig, Gnobloch. 1 Thlr.

—, Die Nachtmahlkinder. Aus dem Schwedischen von G. Rohlf. 3te Auflage. 8. Leipzig, Gnobloch. 5 Ngr.

Die Urform, der Grund des Seins. Deutsches eine Uebersetzung der Hegelschen Insichzurücknehmungs-Philosophie. Mit 1 Strichdrucktafel. Gr. 8. Würzburg. 10 Ngr.

Berg, A., Die Erscheinung der Königin oder die Nacht des Kitzners. Romantische Erzählung. 8. Berlin, Eberich. 1 Thlr.

Winter, Xmalie, Frauenbilder. 3te Sammlung. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dienstag,

Nr. 60.

1. März 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsverpediton in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß Revolutionen, welche das ganze Gebäude der Gesellschaft von Grund aus zerstören, eine endemische Krankheit katholischer Länder sind, indem diese durch eine ungeheure Kraftanstrengung versuchen müssen, ihre gewaltsam zurückgestaute Entwicklung der vorangegangenen langsamen, aber organischen Auslebung protestantischer Länder gleichzusetzen. Wenn der gewaltige Strom der Geschichte Menschen, Staaten, Völker und ihre Monumente von dem Angesicht der Erde wegschleudert und den Weltzusammenhang der Vergangenheit zertrümmert, daß sich andere Gegenstände der Betrachtung des lebenden Geschlechts bieten, so müssen auch in der Seele des Volks andere Gedanken erzeugt, zur Weltansicht erzogen und in einer Gesittung thätig werden, die in die Formen der Vergangenheit nicht paßt. Weiß der Gesetzgeber diese Formen nach dem veränderten Leben, das in ihnen treibt, klüglich umzubilden, so windet sich die Strömung der Geschichte ruhig im gewohnten Bette fort; will er sie aber eigensinnig und eigenmächtig festhalten, so ist Hemmung, Zwang und Kampf der alten Formen und des neuen Lebens unvermeidlich, und je länger, je höher steigt die Spannung. Endlich nur der Druck einer kühnen oder unvorsichtigen Hand, und mit schreckender Erschütterung bricht der alte Bau der Welt zusammen, in seinem Sturz und Fall Alles zersprengend, zerstörend, zermalmend und begrabend.

Nie und nirgend aber ist der Zusammenhang der historischen Verhältnisse mehr zerrissen und anders gefügt worden, als am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich, wo schon lange das politische Staatsgebäude durch die Ungeschicklichkeit und den Leichtsinns der Machthaber zerrüttet, aus den religiösen Institutionen durch die Schuld der Geistlichkeit jede Beziehung zum innern Leben der

Nation gemichen, in den höhern, gebildeten Ständen, durch den Einfluß leichtfertiger, machinistischer Lehren über Staat und Kirche und die in ihnen wirkenden Gewalten, Freigeisterei, Sittenverderbniß und Verneinungswuth durchweg verbreitet und in den Sitten des Volks, durch die Wirkung des Beispiels, eine faulichte Gährung, bei der die edelsten Kräfte den Charakter der Giftigkeit annehmen, eingetreten war. Wenn man bedenkt, wie dem römischen Katholicismus die ausschließende Herrschaft in Frankreich verschafft wurde, wie Regierung und Geistlichkeit vereint an der Unterdrückung aller Freiheiten während zweier Jahrhunderte arbeiteten, wie die Pornokratie des Hofes, die polirte Lasterhaftigkeit des Hofgesindes, die allem Gefühl für das Gute und Heilige Hohn sprechende Aufführung der Geistlichkeit die Nation entmenslichten, so muß man sich wundern, daß das französische Volk nicht noch viel gottloser und unmenschlicher geworden ist, als es in den tollsten Tagen der Revolution sich gezeigt hat.

Für uns, die wir den Gang der französischen Geschichte durch seine verschlungenen Wege vor Augen haben, ist wenigstens klar, wie gekommen ist, was wir kommen sahen, und wie es hätte anders kommen können und kommen müssen, wenn Die sich anders benommen hätten, denen von dem Schicksal die Leitung der Angelegenheiten Frankreichs übertragen war. Offenbar lag es nicht nur im Interesse Frankreichs und der Menschheit, sondern selbst im Interesse des regierenden französischen Königshauses, dem Protestantismus von seinem ersten Auftreten an zu schaden, inwiefern dies ohne offenbare Ungerechtigkeit gegen Diejenigen, so katholisch bleiben wollten, geschehen konnte. Ein hellsehender Fürst hätte sich an die Spitze der großen Ideenbewegung und freieren Weltansicht gestellt, welche sich innerhalb des 16. Jahrhunderts in Europa überhaupt und in Deutschland insbesondere zu entwickeln begann und von da aus auf Frankreich überging. Aber die Valois, so gut wie ihre

Nachfolger, die Bourbons, waren mit Blindheit geschlagen; man fürchtete jede freiere Regung, jede Erschütterung in der Geisterwelt, weil man ein böses Gewissen hatte, welches zur Verfolgung der Hugenotten antrieb, was auch am bequemsten und natürlichsten war gegen eine Sekte, die in ihrem moralischen Uebermuth Laster für todeswürdig erklärte, welche am französischen Hofe selbst die Schande verloren hatten. Franz I., Heinrich II., Franz II., Karl IX., Heinrich III. — alle Valois verfolgten; das von den Bourbons im Januar 1562 zugestandene Recht des freien Gottesdienstes außerhalb der Städte ward alsbald von Guise mit blutiger Gewaltthat verhöhnt; ein nach achtjährigem Kriege abgerungener Frieden (zu Saint-Germain, 1570), der den Hugenotten neuerdings Gewissensfreiheit, gleiche politische Rechte und Sicherheitsplätze gewährte, ward schon nach zwei Jahren in der Bartholomäusnacht gebrochen, und als endlich nach Heinrich's III. Ermordung und nach der Niederlage der Ligue Heinrich IV. den lang entbehrten Frieden wiederherstellte und seinen ehemaligen Glaubensgenossen in dem unwiderruflichen Edict von Nantes (1598) das Staatsbürgerrecht, bei übrigen beschränkter Öffentlichkeit ihres Gottesdienstes, erhielt, da war vorauszu sehen, daß diese ganze neue Einrichtung nur ein provisorischer Zustand, nur ein Waffensstillstand sein würde. Der religiöse und sociale Gegenfatz war nicht wahrhaft versöhnt und aufgehoben, sondern nur zum Schweigen gebracht worden und das Gewitter, welches jetzt schlummerte, mußte sich dereinst als Revolution entladen. Die Kirche hatte diesmal über die Reformation gesiegt, der Protestantismus, den der große Richelieu nur als politische Partei vernichtete, wurde von Ludwig XIV. in wahnsinniger Bigoterie ganz zu vertilgen gesucht (1685). Zwar wurde seit 1743 wieder protestantischer Gottesdienst gebuldet, der außerhalb der Städte und unter freiem Himmel gehalten werden mußte, und am 29. Jan. 1788 war die französische Regierung endlich auch so weit gekommen, wenigstens das Privatrecht der Protestanten durch ein königl. Gesetz zu sichern, aber die naturgemäße, organische Entwicklung des religiösen und socialen Lebens war gestört worden und die traurige Frucht der schlimmen Saat war die Revolution. Wo man Gewaltthat, Betrug, Scheinheiligkeit und Wortbruch gesäet, darf es befremden, wenn sie aufgegangen und zu blutigen Früchten gezeitigt sind? Sollte den Kleinen und Schwachen als heiliger Ernst erscheinen, woraus die Großen und Mächtigen ein leichtfertiges Spiel machten?

Denke man sich dagegen ein ganz oder nur zur Hälfte protestantisches Frankreich! Wie anhänglich an das historische Princip, wie treu gegen Fürsten, Ordnung und Gesetz, wie ernst und bedächtig voranschreitend sind die Engländer! Was verleiht dem auf die so bewegliche Grundlage des Handels und der Industrie gestellten englischen Staate seit Jahrhunderten seine innere Ruhe und sein glänzendes äußeres Wachsthum? Die intellectuelle und moralische Überlegenheit der reformirten Staatskirche und Regierung, welche die Einsicht und Aufklärung der Nation beständig in sich aufnehmen und das Interesse

und den Willen des Kerns derselben zu dem eigenen Interesse und Willen machen.

Nachdem die reformirte Kirche in Frankreich gewaltsam unterdrückt worden war, hatte die katholische keinen Segen davon, indem sie als hierarchisches Institut den vereinten Angriffen des Königs, der Bischöfe und der Parlemeute, als religiöse Einrichtung aber den Schlägen des philosophischen Geistes der Zeit erlag. Wie Ludwig XIV. das positive Recht der katholischen Kirche aufs willkürlichste antastete (indem er das königliche Hoheitsrecht auf alle bis dahin von demselben erimierten Bisthümer ausdehnte, 1673); wie er selber das Princip des blinden Glaubens und des leidenden Gehorsams gegen den Stellvertreter Christi bis auf den Tod verlegte (in der Erklärung von 1682 und in dem Streit mit dem Papst wegen des Apstretes der Gefandten, 1687); wie endlich die Parlemeute, von aufgeklärten Geistlichen und Doctoren der Sorbonne, zum meist aber von der öffentlichen Meinung unterstützt, durch hartnäckige Verweigerung, die berückigte Bulle Unigenitus einzutragen, sich sogar zu Richtern selbst über das Dogma aufzuwerfen wagten, ist bekannt. Welch eine mächtige Feindin die Kirche (in Wahrheit nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat, und überhaupt jede tiefere Ansicht von Religion, Moral, Staatsverfassung u. s. w.) in der gesammten intellectuellen Bildung der Zeit fand, weiß Jeder, der das Facit der Culturgeschichte Frankreichs während des 18. Jahrhunderts (Regirung aller göttlichen und menschlichen Autorität) gezogen hat. Unter dem Einfluß dieser Bildung waren alle wesentlichen und nicht wesentlichen Institutionen der Kirche, das materielle und intellectuelle Rüstzeug der frühern Zeit: Capitel, Klöster, Ritterorden, Kirchenfugungen, Lehren und Gebote morsch und, was noch schlimmer, lächerlich geworden; Geist und Leben war aus ihnen gestoben und der Glaube an sie gewichen. Da kam der Sturm der Zeiten, der Alles niederriß, was nicht in voller Geistes- und Lebenskraft bestand; sie sanken, und mit ihnen verlor die Kirche ihr irdisches Gut und zugleich auch ihre eigentlichsste, kostbarste Domaine, die Seelen, die sich von ihr zu lösen begannen und der Abgötterei des Menschenverstandes zugewandt.

Einen schweren Fluch hat Bonaparte auf sich geladen, indem er, als nach Erlöschung des revolutionnären Irwahnns das Bedürfnis neuer kirchlicher Einrichtungen gefühlt wurde, die Nation und das Zeitalter, beide seinem scheinbaren Herrschervortheil unterordnend, so gering achtete, daß er die alte verfallene Staatskirche einfach (indess ohne die ehemalige glänzende äußere Stellung) restaurirte und so das eigentlich religiöse Bedürfnis fast ganz unbefriedigt ließ. Als die alten Herrscher über den neuen Emporkömmling siegten und das Historische in seiner irdischen Wurzel gerettet ward, hätten die Geretteten vor Allem ihre Pflege jener andern höhern Wurzel, aus der alle ihre Autorität hervorgegangen, zuwenden sollen; aber leider war die moderne Legitimität nur vom Vater halb recht historisch edelgeboren, von der Mutter her aber ein Kind der Zeit, und so geschah es denn, daß die Dinge

geordnet wurden, als sei die Erde der Mittelpunkt der Welt, der Himmel aber nur eine pollicellische Anstalt, um ihre finstern Mächte zu beleuchten. Wie Ludwig XVIII. die von der Revolution erfundene und von Bonaparte vervollkommnete weltliche Regierungsmaschine unverändert bestehen ließ, so fand er auch für gut, die kirchlichen Verhältnisse in der veralteten, von Napoleon wiederhergestellten Form zu lassen; bei aller Begünstigung wurde die Kirche sorgsam in Fesseln gehalten, die Religion nur als ein Werkzeug der Politik und der Priester als ein Mensch angesehen, der um ein bedungenes Jahrgehalt zum Vortheil der weltlichen Macht die Gewissen administrie. Noch schwerer an der Nation wie am Christenthume haben sich Karl X. und seine jesuitische Camarilla versündigt, indem sie die Religion zum Vorwande nahmen, um mit Hilfe derselben ihre allen Interessen und Rechten des Volks feindlichen Privatvorteile und Privilegien durchzusetzen. Dieser eigennützige Verstand des Staats hat dem Christenthume mehr geschadet als alle Anfeindungen der Pseudophilosophie und Verfolgungen der Revolutionswuth. Die Folge dieser unnatürlichen, geschräubten und falschen Stellung der Majorität der Gebildeten, den officiellen, politischen und religiösen Doctrinen gegenüber, war, außer dem absoluten Platus, welcher zwischen dem natürlichen Bewußtsein der gleichzeitig Lebenden und den Geboten der sich wieder ins Mittelalter zurückgesetzt glaubenden Kirche stattfand, — eine giftige Sreiztheit, die, da öffentliche Äußerung, offene Nichtanerkennung und Nichtbeobachtung der officiellen Lehren, Gebräuche und Zumuthungen nachtheillich oder auch gefährlich, sich zu stilliger Verstellung genöthigt sah, wodurch denn die Heuchelei in alle Poren des geistigen und geselligen Lebens eindrang und der französischen Bildung und Literatur den corrosiv-käufischen Charakter wieder aufzwang, der die religiöse, moralische, intellectuelle und politische Cultur der französischen Nation im 18. Jahrhundert ausgezeichnete und ihr jene eigenthümlich misfarbige Mischung von Gegensätzen und Unwahrheiten verlieh, deren Lösung auf friedlichem Wege unmöglich wurde.

Als im vorigen Jahrhundert einige Encyclopädisten das Aufklären gar zu arg trieben und den Atheismus mit einem wahren Missionseifer predigten, rief ihnen Voltaire verdrüsslich zu: „Ihr macht noch, daß ich in die Messe gehe“; ganz im ähnlichen Falle befand sich seit der Restauration der größte und beste Theil der französischen Nation. Man war der unerquicklichen Freigeisterei herzlich müde und das Christenthum aufzunehmen bereit und willig; der gesunde Menschenverstand aber sagte Jedem, es sei besser mit Hobbes in der Philosophenclique Gott zu leugnen, als mit Karl X. und der Congregation ihn anzubeten. Frankreich kann, wenn es an die Restauration denkt, mit Tacitus sagen: dedimus profecto grande patientiae documentum. Man irrt sehr, wenn man die letzte Revolution für eine bloß politische hält, sie war ebenso sehr eine religiöse; daß sie durch die Geistlichkeit hervorgerufen wurde, ist bekannt. Nicht bloß das Regentenhaus der Bourbons, auch der römische Stuhl wurde

in den drei Tagen überwunden, nur mit dem Unterschiede, daß die Mitglieder des einen verbannt und vertrieben worden, während die Repräsentanten des andern im Lande und in Wirksamkeit geblieben sind. Ein kluges Nachgeben und eine scheinbare, heuchlerische Veröhnung mit der neuen Regierung rettete die Hierarchie noch einmal von ihrem Untergange in Frankreich und noch kein volles Jahr nach der Julirevolution (März 1831) konnte der kürzlich verstorbene Erzbischof von Paris schon wieder wagen, dem constitutionellen Bischof Grégoire, der seinem kirchlich-politischen Charakter unerschütterlich treu geblieben, die Sacramente und ein christliches Begräbniß zu verweigern. Wenn nun auch der Einfluß der Hierarchie in Frankreich immer noch viel größer und mächtiger ist, als man auf entgegengesetzten Seiten glaubt, so ist doch so viel gewiß, daß der römische Katholicismus auch in Frankreich eine ausgelebte Form, ein Körper ohne Geist ist, und daß die Wirksamkeit des Klerus auf die Gemüther zukünftig nur eine höchst geringe sein kann, wenn er, wie zu erwarten, in dem bisherigen Verhältnisse zur täglich fortschreitenden Bildung der Nation beharrt.

Die französische Geistlichkeit ist durch ihre finstere Strenge, durch ihr verkehrtes und verstocktes Anstreben gegen den Zeitgeist so bekannt, daß selbst die Römer sagen, aus einem französischen Geistlichen könne man neun Jesuiten schneiden und es bleibe noch ein guter Weltgeistlicher übrig. Die Scenen mit Verweigerung des Begräbnisses der Schauspieler und Sängern, die Strenge, mit welcher den Kindern, die beichten, sie seien mit ihren Ältern im Theater gewesen, die Absolution verweigert wird, die unglaubliche Indiscretion, mit welcher im Beichtstuhl die verheiratheten Frauen über gewisse Ehegeheimnisse ausgeforscht werden, die noch unglaublichere, allem Schamgefühl höhnsprechende, fast einen castratenhaften Kitzel verrathende Indelicatess, mit welcher Beichtväter junge Mädchen ausfragen, kurz das hartnäckige, blödsinnige Antämpfen gegen Alles, was den Franzosen der neuern Zeit im täglichen Leben und Umgang lieb und theuer, decent und anständig ist, — sind weltbekannte Facta. Seit den Julitagen befindet sich die französische Geistlichkeit in der Lage des preussischen Heeres nach der Schlacht bei Jena. Ob auch sie ihren Scharnhorst finden werde, ist eine Frage. In Lamennais hat sie ihn nicht gefunden; in Lacordaire steckt schwerlich ein Restaurator des Katholicismus, und daß in Rom ein geistlicher Napoleon, ein zweiter Gregor VII., aufstehen werde, möchte ich bezweifeln. Rom ist ein Steinhäufen; dort wird sich der Demüthigung nicht finden. Nicht der alte Mann in der Engelsburg hat das Schicksal der Welt in seiner Hand; es ist ein besserer und stärkerer, der heilige Geist selbst ist es, der die Menschheit in alle Wahrheit führt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachtschatten. Gedanken eines lebendig Begrabenen. Skizze von E. H. Ludwig. Kottbus, Meyer. 1841. 8. 7 1/2 Ngr.

Zu einer Zeit, wo Jeder schreiben will, kommen oft seltsame Ausgeburten ans Licht. Zu den allerseitsamsten gehört

dieses Buch, was der Verf., Schlobwig — wahrscheinlich ein Nachkomme des berühmten Frankenkönigs — mit dem Namen „Nachtschatten“ betitelt hat. Warum er es „Nachtschatten“ nennt, haben wir nicht enträthseln können. Er hätte ebenso gut Bergknecht, oder Holzknecht, oder Orion, oder sonst irgend eines der Millionen Hauptwörter der menschlichen Sprache wählen können, wenn er einmal einen Titel ohne Sinn und Verstand, der zu dem Inhalte des Buchs nicht im mindesten Bezug hat, haben wollte. Die Tendenz des Buchs ist die, zur Errichtung von Leichenhäusern aufzufodern. Es mag eine fatale Sache sein, lebendig begraben zu werden, und das Befahren wackerer und sachverständiger Leute, den nöthigen Vorschriften dagegen überall Eingang zu verschaffen, soll gewiß nicht getadelt oder lächerlich gemacht werden. Wir bezweifeln aber, daß durch solche alberne Bücher, wie dieser „Nachtschatten“ eins ist, der ernste und löbliche Zweck gefördert werden könne. Der Verfasser gehört zu den seltsamen Käufern, die durch ihre Theilnahme auch die ernsteste Sache, ohne es zu wollen, travestiren und ihr einen unwiderstehlichen Reiz des Lächerlichen mittheilen.

Der Inhalt ist folgender. Ein junger Mann träumt, er sei lebendig begraben, und erzählt nun die Gedanken und Empfindungen, die er während dieses Traumes gehabt. Zuerst bemüht er sich die furchtbaren Qualen eines lebendig Begrabenen zu schildern, und in der That, er thut es auf eine fürchterliche Weise, besonders was den Styl anbelangt: „Alle Scenen des Schreckens, die ich gelesen, eiskalt und verbrennend das Herz durchbohrend, von lebendig begrabenen Menschen, deren Körper, später, nachdem sie qualvoll verschieden, wieder an das Licht gebracht worden waren, durchsuchten meine Seele und meine Phantasie rief sich glühend solche Zerrbilder menschlicher Leiber hervor. Zerrrauten Haares, tiefliegenden, zerrütteten, erloschen Augen, Bergweissung thronend im Gesicht und Verwundung abgedrückt auf der zerrissenen und zertrugenen Stirn und den eingesunkenen, bleichen, abgekehrten Wangen gegen die thörichten und unmenschlichen Gebräuche der Menschen: einschließend die Menschen in hölzerne Kästen, aus denen jede Rettung eines Wiedererwachenden unmöglich und er sich selbst schnell zu tödten nicht im Stande, nicht klüger, nicht menschlicher werdend durch die gräßlichen, kläglichen Beispiele, sondern gefühllos bei ihren Thorheiten verharrend, abgenagten Armen und krummen Fingern, erstarrt in der vergeblichen Anstrengung, die schauerliche Gruft zu durchbrechen, zerrissenen Kleidern und endlich dumpfes Hinbrüten oder Toben des rasendsten Wahnsinns, bis der Geist entweicht, noch einen wüthen den Blick werfend auf die Gefühllosigkeit der Menschen, die ihm diese unnenbaren Schmerzen bereiten“ u. s. w. Allmählig wird der Traum ruhiger und er träumt nun eine vollständige Abhandlung, wie sich am besten Leichenhäuser einrichten ließen. Der Traum geht sehr ins Detail, untersucht den Kostenpunkt, das Material der Leichenhäuser, ob Steine oder Breter, geht aufs Expropriationsgesetz ein, verschmäht die Hülfe religiöser Gesellschaften, der Missionnaire u. s. w., womit der Verf. nichts zu thun haben will, u. dgl. Diese Abhandlung hat wenigstens das Verdienst, daß sie ihrem Charakter einer im Traume entworfenen nicht untreu wird, indem bekanntlich der Traum es mit logischer Folge nicht sehr genau nimmt und sich allerlei Abprünge erlaubt. Endlich erwacht der Träumende und freut sich, daß er nur geträumt habe. Aber wer entschädigt den armen Leser für diesen Traum? Wir denken uns den Verf. als einen guten, wohlmeinenden Jüngling, der mehr Phantasie besitzt wie Dithyrambe, und mit der Ueie besser umzugehen weiß wie mit der Feder. Nachdem derselbe nun den Genuß gehabt hat, einen seiner Träume gedruckt gesehen und sich in seinen Kreisen als Genie und gebildeter Mensch legitimirt zu haben, wird er es hoffentlich dabei bewenden lassen und uns in Zukunft mit seinen Träumen verschonen.

12.

Literarische Notizen aus England.

Von G. P. A. James erschien: „A history of the life of Richard Coeur-de-Lion, King of England“ (2 Bde.). Ein britisches Journal macht über dies Werk, welches nur bis zu der Eroberung von Antiochien reicht, folgende Bemerkungen: „Die Autorschaft thut uns in die geeigneten Hände gefallen zu sein; denn die Geschichte eines Königs, dessen wirkliche Geschichte sich wie ein Capitel aus einem Roman liest, war ein passender Gegenstand für einen Schriftsteller, der nicht bloß unter unsern Geschichtschreibern, sondern auch unter unsern Romanciers einen Platz einzunehmen Anspruch macht, während zugleich ein Autor, welcher wie Mr. James die Geschichte Frankreichs so eifrig studirt hat, geeignet schien, einiges neue Licht auf die Vorfälle zu werfen, die mit Richard's und Philipp August's streitiger Angelegenheit in Verbindung stehen.“ Bei der nähern Einsicht, die er von dem Werke genommen, gesteht der Recensent, etwas getäuscht worden zu sein; doch sei in unserer Zeit der Auszüge und Bruchstücke ein Werk nicht zu verdammen, welches wie dieses bekennen dürfe, aus gleichzeitigen Quellen und nicht aus den Quellen zweiter Hand geschöpft zu haben.

Von Reander's „History of the Christian church“ in der Übersetzung von Rose erschien jetzt, nach jahrelanger Unterbrechung, der zweite Theil. Man rühmt die große Sorgfalt und Geschicklichkeit, mit welcher Herr Rose den Text übertragen hat. Es sei ein um so schwierigeres Unternehmen, sagt ein englisches Journal, da Reander ein entschiedener Theolog sei und neue Ausdrücke und Phrasen zu der technischen Terminologie hinzugefügt habe, womit die deutschen Theologen die Ethik und Metaphysik zu verwirren liebten. Der jetzt erschienene 34. Band des „Biblical cabinet“ enthält Rosenmüller's „Biblical geography“, in der Übertragung von H. Rouen.

Die reichhaltige politische Literatur Frankreichs hat sich abermals vermehrt durch folgende Schriften: „Histoire politique de l'année mil huit cent quarante-et-un“, von Frn. Serru, und „Le miroir politique de la France“, worin vieles Interessante enthalten sein soll.

2.

Bisher hatten vorzugsweise englische Reisende dazu beigetragen, den Schleier zu lüften, der seit dem Mittelalter auf dem classischen Wohnsitz der Hellenen lag. Seit mehreren Jahren haben indessen deutsche Gelehrte sich das Wort gegeben, den Briten auf diesem Gebiete den Rang abzulassen. In diesen Blättern sind zu wiederholten Malen Werke besprochen, welche hellenische Localverhältnisse und Fragen der Archäologie aufklären, und so dürfen wir wol auf ein werthvolles Werk: „Journal of a tour in Greece and the Ionian islands“, von W. Mure (London 1841) hinweisen. Außerdem darf man sich mancherlei Belehrung aus einer andern englischen Schrift versprechen, die u. d. T. „Greece revisited in 1840“ von Garston nächstens erscheinen wird.

„Greift nur hinein ins volle Leben und wo ihr's packt, da ist's interessant“, sagen sich mit Goethe die literarischen Genremaler, denen der Aufenthalt in großen Städten unzähligen Stoff zu mannichfaltigen Bildern, Skizzen und Schilderungen liefert. So ist das londoner Leben ein Feld, das, so oft es auch schon gepflügt und bebaut ist, doch noch stets neue Früchte trägt. Nicht Jeder hat das Talent eines Dickens, um die Scenen des bunten Lebens in unentstellter Natürlichkeit abzugreifen, indessen ist doch unter denen, die ihm nachstreben, manches bedeutende Talent zu bemerken. So haben wir in einem kürzlich erschienenen Buche („Lights and shadows of London life, by the author of the great Metropolis“, 2 Bde. London 1841) interessante Skizzen und Bilder aus London gefunden. Als Verf. wird W. Grant genannt.

32.

Mittwoch,

Nr. 61.

2. März 1842.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Die französische Geistlichkeit wird der Mehrzahl nach aus den untersten Volksclassen ergänzt, und wenn zuweilen ein Mann von Kopf aufsteht, so wird er wenigstens von seinen Amtsgenossen nicht kräftig unterstützt und häufig bei der römischen Curie angeschwartz, wie z. B. der geistvolle Abbé Baurain in Strassburg, der in Rom als Regier angegeben worden. Unter den jungen Geistlichen, welchen man begegnet, sieht man ganz eigene von der allgemeinen französischen Rationalphysiognomie durch einen besondern Ausdruck ausgezeichnete Gesichter, die an das Landvolk zwischen Leter und Nistrich mahnen. Die Prediger sind, deutschem Gefühl nach, zu declamatorisch, zu theatralisch. Statt Wahrheit und Einfachheit des Ausdrucks sind ihnen leere, hohle Phrasen, anstatt natürlicher, gemäßigter Seiten gespreizte, ja fast krampfhaftige Bewegungen eigen. Ich habe hier die berühmtesten und bedeutendsten neuern Kanzelredner gehört, die Abbés Lacordaire, Ravignon und A.; Ton, Bewegung, Manier, kurz der ganze lebende Mensch, mit Allem, was aus ihm zu andern Menschen reden kann, war mir mitschallig an diesen Seelsorgern; die Art, wie sie ihr Auditorium für die höhern Wahrheiten des Christenthums zu interessieren suchten, wie sie ihm Menschenverehrung, Menschenbestimmung wichtig machten, schlen mir zu parlamentarisch; ich vermisse namentlich den sanft belehrenden väterlichen Ton, der nie ohne eine gewisse Herzlichkeit sein kann und mit dem sich eine Lebendigkeit und Wärme sehr wohl verträgt, die um so sicherer wirkt und um so mächtiger ergreift, da weder Vernunft noch Gewissen das Geringsste dagegen einwenden können, sondern unfehlbar auf Seiten des Redners hinübergezogen werden. Anstatt ihren Vortrag den religiösen und sittlichen Bedürfnissen ihrer Zuhörer gemäß einzurichten, anstatt auf Versöhnung und Erhebung der Gemüther zu dem Unendlichen, Ewigen hinzuwirken, klagen die geistlichen Redner den verderbten Zeitgeist und somit im Grunde sich selbst an, polemisieren gegen den Protestantismus, malen die Schrecken der Hölle und des Fegfeuers aus, eifern sich gegen das Theater, die Maskenbälle u. s. w., kanzeln die modernen Romanschreiber und Bühnendichter in heftigen Ausfällen ab, und wenn

zufällig von kirchlichen Dogmen die Rede, so suchen sie dieselben mitunter durch die wunderbarsten Argumente zu beweisen. So hörte ich in den Fasten einen katholischen Prediger, der unter den Beweisen für die Gottheit Christi die Privatmeinung Napoleons über diesen Glaubenspunkt als eine gewichtige, unteugbare Autorität anführte. Am rathsamsten für solche Köpfe ist allerdings das heroische Mittel, welches die römische Kirche seit Jahrhunderten anwendet, nämlich alles Denken über den Inhalt der Dogmen zu unterlegen, ungefähr wie man in Genf, um des lieben Friedens willen, den reformirten Predigern ein behutsames Stillschweigen über die Gottheit Christi auferlegt. Die einsichtsvollsten der neuern französischen Prediger kann man durchgängig der formalen Regerei bezüchtigen, indem alle mehr oder minder von dem kritischen oder gnostischen Geiste der Zeit so weit angestreift sind, daß sie auf ein Begreifen des Inhalts der Dogmen den Boden der Kirche sichern und die Verbannt zum Glauben daran zwingen wollen, was nach des jetzigen Papstes Ausspruch (in dem Rundschreiben gegen Lamennais) „ein unvernünftiges Beginnen“ ist. Sie selbst halten sich übrigens für gute rechtgläubige Christen und predigen mit vielem Eifer die Rückkehr zur allmächtig machenden Kirche, indem sie ihrem Auditorium begeistert zu machen suchen, daß der katholische Glaube die Philosophie oder die allgemeine Wissenschaft erzeugt, daß die katholische Hierarchie den Stützpunkt abgibt für sociale Ordnung und ihre Fortbildung, daß die katholische Liebe, verbunden mit den Resultaten der Wissenschaft, allein auf vollständige und dauernde Weise die wichtigsten Probleme der Staatsökonomie auflösen kann, daß alle Kunst christlich sein muß, und daß alles Christliche aus dem Katholicismus stammt und in ihn zurückkehrt. Diese culturhistorischen Fragen sind allerdings von hohem Interesse und werden von einzelnen geistlichen Rednern mit ausgezeichnetem Talent verhandelt, passen jedoch, meines Erachtens, nicht zu Gegenständen von Predigern und können ebenso wenig dem Katholicismus als dem Christenthume überhaupt frommen. Es geht darüber der Zweck aller christlichen Predigten verloren — Erbauung, d. h. Erhebung des Gemüths zu dem Unendlichen; Beförderung des Wachstums in Frömmigkeit oder religiöser Ethik, Nahrung und Belebung des religiös-sittlichen

Sinnes. Freilich kann nicht Einer auf die Art erbauen wie der Andere, und nicht Einer erbaut werden wie der Andere, und der nämliche Mensch nicht zu Einer Zeit erbaut werden, wie er zu anderer Zeit dazu empfänglich ist. Die Verschiedenheit der Talente, des Sinnes, der religiösen Tendenz, des Grades der Bildung, die durch Lagen und Schicksale veranlaßte Gemüthsstimmung machen die verschiedenartigste Erbauung auf den mannichfaltigsten Wegen möglich. Aber es ist damit wie mit Physiognomien, mit dem Gang der physischen, intellectuellen und sittlichen Entwicklung. Die Physiognomien und Entwicklungswege sind so verschieden wie die Individuen; aber es gibt doch allgemeine Gesetze für die Entwicklung, sowie allgemeine Prädicate, die für die Physiognomien gelten. Da es immer Menschen sind, die Menschen erbauen sollen, so gibt es auch allgemeine psychologische Gesetze, die man nie aus den Augen verlieren darf, wenn man die bezweckte Wirkung hervorbringen will, und wogegen von den französischen geistlichen Rednern am meisten gefehlt wird, und gerade am wenigsten gefehlt werden sollte, da sie verfehlte Wirkungen am schwersten büßen.

Einmal kann Licht ohne Wärme so wenig wie Wärme ohne Licht erbauen. Man hat einen Menschen noch nicht für das Höhere, Ewige belebt, wenn man ihn bloß belehrt, und ebenso wenig, wenn man ihn bloß rührt; so gründlich auch die Belehrung, so wahr auch die Rührung sein mag. Belehrung allein erbaut nicht, weil es daran am seltensten fehlt. Wer weiß es nicht, daß er eine höhere Bestimmung als für diese Erde habe, daß er sich also über die Erde erheben, auf seine Bestimmung jenseits sich vorbereiten müsse, also keiner Erdenluft hienieden sich hingeben dürfe? Aber darum thut er das Erste doch nicht und lebt doch für Erdenlust. Die gründlichste Religionskenntnis macht noch keine religiösen Menschen. Es ist unbegreiflich, wie man die tägliche Erfahrung für sich haben kann, daß Menschen von etwas fest überzeugt sein können und doch dagegen handeln, und wie man doch den homiletischen Grundsatz befolgen kann, es komme nur Alles auf Überzeugung des Verstandes an. „Der Mensch muß, wie alte Gebäude, erst gehoben werden, ehe er reparirt werden kann“, sagt treffend Jean Paul, was insbesondere die Prediger eines Landes beherzigen sollten, wo der Mensch durch die gänzliche Durchschneidung aller religiösen Bande am tiefsten gesunken ist und einer völligen sittlich-religiösen Reparatur bedarf; — und wahrlich durch bloße Belehrung hebt man ihn nicht. Oder wenn Jemand bloß diese bedürfte, was nur bei ganz Einzelnen sehr selten der Fall sein wird, so geht die Predigt nicht tief, sie ist nicht gründlich, nicht ausführlich genug; ein gebruchtes Werk über denselben Gegenstand thut in dem Falle kräftigere Wirkung. Eine bloß belehrende Predigt geht aus dem Verstande zu dem Verstande. Wenn der Zuhörer das gefaßt hat und die religiöse Wahrheit auch deutlich darstellen, auch beweisen kann, so hat die Predigt Alles gewirkt, was sie wirken konnte, hat aber das Organ aller Religiosität noch nicht berührt, weil die Elemente aller Religion, Vertrauen, Dankbarkeit und Liebe

gegen das höhere Wesen nicht im Verstande liegen und nicht durch den bloßen Verstand aufgeregt werden können.

Aber auch Wärme ohne Licht erbaut nicht. Sie kann wol für den Augenblick erheben, zu einer einzelnen guten Handlung entflammen; durch günstige Umstände kann es sich treffen, daß die Erwärmung, selbst die Leidenschaftlichkeit etwas auf die Religiosität wirkt; aber ohne solche günstige Umstände bleibt nichts zurück. Die Wärme verbraucht; Erschlaffung folgt der Anspannung und der Mensch ist unmittelbar darauf gerade am schwächsten, weil er am weichsten ist. Sein Wesen hat keine ganz bestimmte Tendenz auf Religion genommen und die aufgeregte Einbildungskraft, das bewegte Herz führt vielleicht in die Arme der Wollust, statt daß es vor den Thron der Gottheit führen sollte. Oder wenn auch der Eindruck religiös bleibt, wenn wir ihn auch immer vor uns sehen, den sterbenden Christen, den seinen Haak zu opfern entschlossenen Abraham, den die Kinder segnenden, über Jerusalems Versunkenheit und menschliches Elend weinenden, leidenden, sterbenden Jesus; es bleibt bloß der Eindruck der Einbildungskraft, ohne daß wir bestimmt wissen, was er uns solle, was wir sollen, ohne daß irgend ein Element der Religion uns zum Bewußtsein gekommen wäre, wie man es an der Religiosität der neu-poetischen Katholiken sehen kann, welche etwas so Wages und Flüchtigtes, das sich allen Launen und Einfällen des Geistes hingibt und anschlief, ein Irrlicht, das schimmert und entschwindet, ein Schatten, den man nicht fassen kann.

Nein, der ganze Mensch muß in Anspruch genommen werden, wenn man erbauen will. Religion hat ihren Sitz im Gemüth, in dem Tiefsten, Allerheiligsten der Menschheit, wo noch alle Seelenkräfte Eins sind. Aus dem Gemüth muß auf das Gemüth gewirkt, Lust und Trieb muß aufgeregt werden, sich zu dem Unendlichen, Ewigen zu erheben, für dies Ewige zu leben und sich zu reinigen von allen Schlacken des Erden Sinnes. Aus dem Gemüth müssen sie dann zum Bewußtsein gebracht werden, die heiligen Wahrheiten, die sich aus dem Eindruck entwickeln; sie müssen das Herz in Bewegung setzen, die Einbildungskraft ergreifen, das Gedächtniß beschäftigen, das Gewissen auf den Thron setzen. Der äußere Prediger muß einen innern anstellen, der seine Stelle vertritt und ihn doch nicht entbehrlich macht, sondern Lust erweckt nach der Geistesnahrung, und Freude, wenn sie empfangen ist. Das heißt erbauen. So zu wirken, muß Zeit und Streben des christlichen Predigers sein.

Natürlich darf er also, wie es hier wol geschieht, weder eine gewisse Lebensphilosophie oder gar Lebensklugheit predigen, noch culturhistorische Fragen auf der Kanzel verhandeln, so gut und wichtig sie auch an sich sein mögen; nur das Heiligste, das Unvergängliche, Unendliche, Religion und Menschenbestimmung durch Religion ist ein würdiger Gegenstand seiner Rede. Er muß sich dabei auf etwas Positives gründen und darf sich nicht irre machen lassen durch die engherzige Bedenkllichkeit, daß dadurch die Offenbarung verächtlich werden könne bei den Einsichts-

vollem und Selbstethern. Das wären sie schon bewegen nicht, wenn sie in der Offenbarung Das nicht wollten, was sie zur Offenbarung macht. *Avolent quantum voluit!* sagt er mit Augustinus und Lessing! Nur das Bestimmte, unleugbar Gewisse wirkt auf den Menschen. So wie es zweifelhaft ist oder gemacht werden kann, hat es seine Kraft verloren. Und nur das Positive ist dem großen Haufen gewiß, vor und zu dem der christliche Prediger zu reden hat. Nicht als ob es für den scharfen Denker keinen andern Weg gäbe. Er kommt nur durch einen weiten Umweg dahin, wenn er den Eklus seines Denkens vollendet hat, und nur dann nicht, wenn er bei ihm unvollendet bleibt. Auf ihn kann indes der geistliche Redner auf keinen Fall Rücksicht nehmen, insofern er Denker, sondern nur, insofern er Mensch ist. Die Menschheit kann so wenig ohne positive Religion zu ihrer Bestimmung geleitet werden, wie ein Staat ohne positive Gesetzgebung bloß durch ein sogenanntes Vernunft- und Naturrecht regiert werden kann. „Gott hat es bestimmt, offenbart, verheißt, befohlen, verboten!“ Das ist dem geraden Menschen sinne, dem Menschlichen im Menschen genug, aber auch unentbehrlich. Das Positive ist aber nicht allein eine geschriebene Offenbarung. Weiß der christliche Prediger das Gewissen zu erfassen, wie es Jesus so einzig konnte; weiß er so zu reden, daß er sicher ist, im Innern sei Etwas, das für ihn zeugt; weiß er die Natur zu commentiren, wie sie Jesus commentirte, und aus ihr die bestimmten Geistesoffenbarungen zu entwickeln, wie der Einzige that; ist ihm ein Licht aufgegangen, woher die Ähnlichkeit in dem Gang, in den Entwicklungsperioden der äußern und innern Natur, und weiß er diese Ähnlichkeit zur Evidenz zu erheben bei seinen Zuhörern: so mag er getrost aus diesen positiven Offenbarungen schöpfen und er kann in dem Gemüthe seiner Zuhörer eine Dreieinigkeit von Zeugniß constituiren, das keinen Zweifel aufkommen läßt.

Aber Hauptsache wird und soll doch bei dem christlichen Prediger die Bibel sein; dies Buch, das auf die tiefsten, heiligsten und unbefriedigten Bedürfnisse der Menschheit antwortet, alle Zweifel und Räthsel der Erdenchicksale löset, das den Naturoffenbarungen für uns erst bestimmten Umriss und Farbe gibt und das Gewissen als Statthalter Gottes in unserm Innern proclamirt. Er soll nicht etwa seinen Predigten ein Motto aus der Bibel vorsetzen, wie er eins aus Epiktet, Cicero, Milton oder Goethe vorsetzen könnte; nein, mit Bibelstellen soll er beweisen, stärken, beruhigen, trösten; durch den Geist der Bibel, die Handlungswelt Gottes und seines menschlichen Ebenbildes Jesus soll er Dankbarkeit, Vertrauen und kindliche Liebe aufregen zu dem Sohn im Himmel; durch Vergewärtigung Jesus, seines Sinnes, seiner Handlungsart soll er die Gottheit in den Kreis der Menschen führen; durch Darstellung des Ganges und Ausgangs seines Einzigen soll er den Menschen ihren Gang und ihr Ziel vorzeichnen. Man personificirt Religion und Tugend, wenn man sie recht lebenswürdig darstellen und Liebe gegen sie erregen will. Besser ein Wesen, das man nicht zu personificiren

braucht, weil es schon eine Person ist, und eine so lebenswürdige, mit Liebe so zuvorkommende Person, daß man sie zu lieben fast unwiderstehlich hingezogen wird und in ihr nothwendig auch Religion und Tugend lieben muß. Der christliche Prediger kann dies desto sicherer, da es sein Beruf nicht ist und sein kann, die Menschen erst zum Glauben an die Bibel als Gottes Offenbarung zu bringen, da er vielmehr nur zu Bibeligläubigen reden soll oder wenigstens sollte, was in Frankreich leider selten der Fall, weil der Inhalt der heiligen Schriften daselbst ebenso wenig bekannt als positive christliche Religion, wodurch der Stand und die Wirksamkeit des französischen Geistlichen bedeutend erschwert wird. Allein fehlten auch alle schädlichen Elemente und deprimirenden Unpotenzen Seitens der Laien, so würde die Wirksamkeit des Klerus in Frankreich doch nur eine höchst beschränkte sein können, und dieses wegen seiner eigenen Beschränktheit und dürftigen Ausbildung.

Die Jansenisten, welche unstreitig zu den gebildetsten Mitgliedern der französischen Geistlichkeit gehörten und zum rechtgläubigen Katholicismus ungefähr dasselbe Verhältniß haben, welches die speculative Theologie in Deutschland zum orthodoxen Protestantismus einnimmt, sind durch Verschwinden des Gegenbruchs der Jesuiten und durch die öffentliche Duldung des Protestantismus, von welchem sie eigentlich eine hybride Ausgeburt waren, in den Schatten zurückgetreten; ihre Grundsätze leben zwar noch unter vielen, besonders unter ältern Geistlichen; aber die Lage des Klerus überhaupt macht seinen Gliedern zur Pflicht, vor der Hand die Verschiedenheit der Denkart einzelner Mitglieder mit dem Mantel der Liebe zuzudecken und dem allgemeinen Wohl stillschweigend zum Opfer zu bringen, weil die Zeiten eine offene Fehde beider Hauptparteien nicht ertragen würden, ohne Untergang des Ganzen. Die meisten jetzigen französischen Bischöfe, namentlich die von der neuen Regierung ernannten, sind Gegner der gallikanischen Kirche, Ultramontane und Freunde des Jesuitenordens, und weigern sich, nach dem Beispiele ihrer Vorgänger unter der Restauration, jedem jungen Manne die Weihen zu erteilen, der in den öffentlichen Unterrichtsanstalten des Staats, in den königlichen Colléges oder theologischen Facultäten seine Bildung genossen. In den Augen der Bischöfe sind die königl. Colléges heidnisch und die theologischen Facultäten kezerisch, und wenn sie auch, da man doch ganz Frankreich nicht füglich excommuniciren kann, ungehindert geschehen lassen müssen, daß jene weltlichen Anstalten besucht werden, so wollen sie doch den Klerus wenigstens vor dem schlimmen Lehren und Einflüsterungen der profanen Bildung schützen, als ob diese Bildung in neuerer Zeit nicht die kräftigsten Stützen und berebtesten Vertheidiger des Katholicismus hervorgebracht hätte. Die entschiedensten und geistreichsten Ultramontanen der Restauration, J. de Maistre, Bonald und Eaffein, waren Staats- und Geschäftsmänner; der katholische Graf und Schriftsteller Montalembert ist Pair von Frankreich; Lamennais und die aus seiner Schule hervorgegangenen Abbés Lacordaire und Gerbet, der bekannte Redacteur en chef der „Gazette

de France", der Abbé Genoude, Batain und die meisten von den jetzigen katholischen Hauptlehrern, wie E. Bord, de Cour, Ch. Sainte-Foi (Abbé Jourdain), Willenave-Bongemont, Lombowir, Djanam, E. de Cazals und A. verbannten sämmtlich ihre Bildung weltlichen Studimanfalten und zum Theil ausländischen Universitäten. Dessenungeachtet bleiben selbst die inländischen als die ausländischen Unterrichtsanstalten dem französischen Klerus nach wie vor streng verpönt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Shakspeare-Literatur.

Englische Journale veröffentlichen jetzt das Schreiben von Ch. Knight über einige Shakspeare betreffende Bemerkungen Halliwell's, des Herausgebers der in Nr. 57 dieser Blätter erwähnten „Shaksperiana“ etc. Wenn schon in diesem offenen Schreiben sich der Sinn eines Kleinigkeitsträmers ausspricht — und die Briten sind oft kleinlich genug, wenn sie sich einmal auf einen Gegenstand ihres Studiums und ihrer ausschließlichen Liebe verfesten haben — so enthält es doch einige für Shakspeareomanen und Shakspeare-Bewunderer nicht uninteressante Notizen. „Mr. Halliwell“, sagt Knight, „hat jüngst eine Abhandlung über den Charakter des Falstaff herausgegeben, zugleich mit einigen Anmerkungen, welche Shakspeare betreffen, ohne mit dem eigentlichen Gegenstande der Abhandlung unmittelbar verbunden zu sein. In diesen Notizen ist eine Stelle, welche von der Art ist, daß sie den gewöhnlichen Vorurtheilen, die man über die Erziehung Shakspeare's und den Charakter seiner Ältern hegt, neue Nahrung gibt. Es ist diese: „Man erinnert sich, daß Aubrey in seinem Leben d'Avenant's im Ashmolean museum und zwei Anekdoten in Betreff Shakspeare's erzählt. Sie sind häufig gedruckt worden; aber bei einem neuen Besuche in Oxford war ich neugierig, in das Originalmanuscript einen Blick zu thun, und fand, daß zwei Paragraphen, durchgestrichen (aber nicht von der Hand eines Zeitgenossen), nicht bemerkt worden sind. Mit Hülfe eines starken Lichtes und eines tüchtigen Vergrößerungsglases vermochte ich sie, wenige Buchstaben ausgenommen, zu lesen. Hier bieten wir sie dem Leser (wir theilen sie der Curiosität wegen in d. Bl. im englischen Originaltext mit): „I have heard parson R — b — say, that Mr. W. Shakspeare here gave him a hundred kisses.“ Die unmittelbar vorhergehende nicht ausgestrichene Stelle ist folgende: „Mr. William Shakspeare was wont to goe into Warwickshire once a yeare, and did commonly in his journey lye at this house in Oxon, where he was exceedingly respected.“ Das Wort here im obigen Paragraphen bezieht sich natürlich auf Oxford. Aubrey spricht wiederum von Shakspeare, und in der andern ausgestrichenen Stelle fand ich folgendes: „His mother had a very light report.“ Die erste Stelle ist auffallend, aber in Betracht der Periode eine nicht im mindesten unwahrscheinliche Anekdote von der Freundschaft, welche zwischen Shakspeare und d'Avenant bestand; aber die zweite will ich keinen Commentar geben.“ So weit Halliwell. Knight bemerkt nun: „Wenn Mr. Halliwell uns erzählt, daß Aubrey, wiederum von Shakspeare spricht und mit seinem tüchtigen Vergrößerungsglase die durchgestrichenen Worte: „His mother had a very light report“ wiederherstellt, so müssen wir annehmen, daß Shakspeare's Mutter einen zweideutigen Auf gehabt habe. Mr. Halliwell sagt, daß Aubrey in seinem Leben d'Avenant's und über Shakspeare zwei Anekdoten mittheilt. Aubrey erwähnt aber Shakspeare nur in Verbindung mit einem Umstande, welcher ebenso gegen d'Avenant's Eitelkeit als gegen Shakspeare's Ebschheit für d'Avenant's Mutter, die Dame von der Antastaverne, spricht,

und wie können nur eine Anekdote über Shakspeare haben, wenn sie eine Anekdote genannt werden kann. Sie beginnt mit den bereits von Halliwell angeführten Worten: „Mr. William Shakspeare was wont to go.“ In der schätzbaren Ausgabe von Aubrey's Schriften (1813) folgt hier eine Zeile mit Sternchen, zum Zeichen, daß hier etwas ausgelassen ist, was nicht entziffert werden konnte. Halliwell's erste Entdeckung ergängt das Ausgelassene. Weiter folgt bei Aubrey: „Now Mr. Wm. would sometimes, when he was pleasant over a glass of wine with his most intimate friends — e. g. Sam. Butler (author of Hudibras) etc. — say, that it seemed to him that he writt with to very spirit that Shakspeare, and seemed contended enough to be thought his son.“ Hier folgt eine zweite Zeile mit Sternchen und hier folgt ohne Zweifel Halliwell's zweite Entdeckung: „His mother had a very light report.“ Das ist Alles, was darin in Bezug auf Shakspeare enthalten ist. — Mr. Halliwell sagt, daß die beiden von ihm entdeckten Fragmente bisher den Nachforschungen aller Biographen unseres großen dramatischen Dichters entschlüpft sind. Auf d'Avenant und d'Avenant's Mutter angewendet, fügen sie nichts zu Dem hinzu, was Aubrey's Klatschgeschichte nicht schon bei Jedermann zur Gewissheit gemacht hätte. Aber so angewendet, wie Mr. Halliwell sie offenbar anwendet, wobei eins dieser Fragmente einen Glauben gereißt, welcher jedem Verehrer Shakspeare's theuer sein muß, nämlich den, daß seine treffliche Mutter das Werkzeug bei der Erziehung ihres unergleichlichen Sohnes gewesen und ihn besonders zu jenen Auffassungen weiblicher Reinheit und Lebenswürdigkeit angeleitet habe, welche ihm, unterschiede ihn auch sonst nichts von allen andern Dichtern, eine glorieich hervorragende Stellung zusichern würden.“ Wir erwähnen noch, daß Knight in Shakspeare-Angelegenheiten auch von Collier ein Rival ist. Von letzterm erscheint eine neue Shakspeare-Ausgabe, jeden Monat ein Band, vom ersten Februar an, mit einer Lebensbeschreibung, Anmerkungen (wobei auch deutsche Kritiker, besonders Schlegel und Tieck, berücksichtigt sind) und eine Geschichte des Ursprungs und der Fortschritte der dramatischen Kunst in England. Der Herausgeber hat schon früher einen Prospect veröffentlicht, welcher jetzt unter dem Titel: „Reasons for a new edition of Shakspeare's works“, eine zweite Auflage erlebt hat und worin er die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe zu erweisen sucht. Wie man hört, will nun Knight ebenfalls in diesem Jahre eine neue Ausgabe der Werke Shakspeare's veranstalten, eine „library edition“, wie er sie, den illustrierten Ausgaben gegenüber, selbst nennt. Sogar bis auf die Schreibart des Namens Shakspeare's erstreckt sich die Richtung dieser Anekdote, indem Collier „Shakspeare“, Knight aber einfach „Shakspeare“ schreibt.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Das Kriegerthum.

Von einem Invaliden.

Erster Theil:

Ueber die Wahl und Bildung höherer Truppenführer.

8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 62. —

3. März 1842.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Da nun kein künftiger Geistlicher die öffentlichen Staatsschulen besuchen darf, so haben die Bischöfe natürlich eigene Dressiranstalten für die Geistlichkeit errichten müssen. Dies sind die Seminarien, die man in große und kleine theilt, jene bestimmt, die Universität, diese, die Collèges zu erziehen. Daß der hohe Klerus unter den Bourbons obendrein diese Schulen den Jesuiten in die Hände zu spielen suchte und darin von der Regierung Karl's X. unterstützt wurde, ist bekannt. Ludwig Philipp hat bisher den Kampf mit dem Klerus gescheut oder absichtlich nicht gewollt und die großen und kleinen Seminarien mit all ihrem Unfug bestehen lassen; ja, das in der vorigen Sitzung von Villemain bei der Kammer beantragte Gesetz über die Freiheit des Secundairunterrichts schenkte den kleinen Seminarien, wie den sogenannten Ecoles secondaires ecclésiastiques ihre ungeheuerlichen Privilegien gesetzlich sichern zu wollen. Diese letztern Institute sollten nämlich ursprünglich unter der Abhängigkeit von der Universität von Frankreich stehen, und der Staat hatte folglich neben den Bischöfen die Leitung der Sache und schrieb vor, daß der Unterricht in diesen geistlichen Unterrichtsanstalten mit dem der königlichen Collèges gleichen Schritt halte. Diese schon zwecklose, dem Klerus zu Gefallen vorgenommene Theilung und Absonderung des Schulunterrichts genügt aber den Bischöfen nicht, sondern sie legten Schulen an, welche im Grunde Ecoles secondaires ecclésiastiques waren, die sie aber kleine Seminarien nannten und als Anhangsel der großen Seminarien betrachtet wissen wollten, um diese Institute mit einem lächerlichen Sophismus der Oberaufsicht des Staatsministeriums zu entziehen und die Leitung ausschließlich den Bischöfen zuzuwenden. Dagegen beriefen sich nun viele Beamte und der ganze Liberalismus auf das Gesetz; Gueneau de Mussy, damals Generalinspector der Universität, drang auf Schließung der kleinen Seminarien; aber die Bischöfe waren mächtiger und erweckten von Ludwig XVIII. schon am 5. Oct. 1614 eine Ordonnance zu Gunsten der kleinen Seminarien. Bald ging man noch weiter; einige Bischöfe übergaben ihre kleinen Seminarien den Jesuiten und end-

lich gestatteten die Bischöfe auch der nicht zum geistlichen Stande bestimmten Jugend kostenfrei den Besuch der kleinen Seminarien, deren 1830 über 200 bestanden.

Seit der Julirevolution hat man diese geistlichen Winkelschulen in dem alten Statu quo gelassen; denn wiewol es ihnen untersagt war, sogenannte Externes, d. h. nicht zum geistlichen Stande bestimmte Kostgänger, aufzunehmen, so ist doch auf das Einhalten dieses Verbots nie strenge gesehen worden; und der von Villemain vorgeschlagene Gesekentwurf über die Freiheit des Secundairunterrichts beschränkte jene geistlichen Winkelschulen nur in einzelnen unwesentlichen Punkten und ließ ihnen Hauptprivilegien. Dieses Project war ein unreifes, undurchdachtes Product, ein Gemisch von halben Maßregeln und widersprechenden Bestimmungen in Bezug auf öffentlichen Unterricht. Keine Partei zeigte sich damit zufrieden. Die liberalen und radicalen Journale, die im Unterrichts- wie im Verwaltungswesen die absolute Centralisation predigen, sahen darin eineerspaltung des Schulunterrichts und eine Begünstigung der clerikalischen Wünsche; die religiösen und legitimistischen Blätter hingegen schrien über Beschränkung der Lehrfreiheit und Verbannung der Religion aus der öffentlichen Erziehung. Der Opposition der legitimistischen Blätter hatte sich sogar eine gewisse Zahl von Bischöfen angeschlossen, die in mehr oder minder heftigen Manifesten gegen das Villemain'sche Gesetz protestirten. Sehr richtig bemerkt Villemain in der Einleitung des Gesekentwurfs, daß „der Charakter des politischen Lebens und der öffentlichen Freiheit gewöhnlich von der ausschließlichen, unbedingten Oberaufsicht des Staats über die Erziehung der Jugend abhängt“; und wirklich haben gerade die Regierungen, welche sich um das intellectuelle Wohl ihrer Völker am verdienstlichsten gemacht, in dem Unterrichtswesen die strengste Disciplin und Aufsicht eingeführt und der Initiative des Einzelnen den wenigsten Spielraum gelassen. Offenbar ist der Zweck aller Erziehung, tüchtige Bürger und Menschen für den Staat zu bilden. Der Staat besteht aber nicht etwa bloß durch die Cohäsion physisch gleichartiger Individuen, sondern durch die Gemeinschaft des Bewußtseins und der Weltanschauung seiner Bürger, in der Einheit ihres Strebens und Wollens; und jedes gesellschaftliche Zusammensein legt Verpflichtungen und Verbindlichkeiten auf. Was soll nun auf die Dauer daraus entstehen, wenn man die Auslegung der

socialen Pflichten und die moralisch-religiöse Unterweisung der Willkür eines Jeden freistellt? Nichts, als eine ungeheure Verwirrung, ein intellectuelles und sittliches Chaos.

Daß die Legitimisten in ihrer jetzigen Lage unbedingte Lehrfreiheit ansprechen und daß viele Bischöfe sich gegen die Beschränkung des Unterrichts erheben, ist begreiflich und verdient Entschuldigung. Erstere hoffen von dem durch die Geistlichkeit geleiteten Unterricht eine dritte Restauration des Königthums, Letztere eine Erneuerung der alten Staatskirche. Ubrigens wollen wir dem Klerus nicht unbedingt unlautere, selbstliche Zwecke bei seiner Opposition vorwerfen; er hat in der That Ursache, gegen den öffentlichen Unterricht in Frankreich mißtrauisch zu sein, der keineswegs den Anforderungen der Gegenwart genügend entspricht. Die öffentliche Erziehung, die Université de France, hat noch im Ganzen die Verfassung, welche ihr das Kaiserreich gegeben, und trägt das Gepräge aller französischen Staatseinrichtungen jener Zeit. Die Schulen sind Anstalten im Dienste und zum Zwecke des Staats, und die Lehrer seine Bedienstete, unter der Aufsicht des Ministeriums und von den Schatzkammern abhängig. Wenn daher die französischen Kirchenfürsten gegen die Abhängigkeit der Kirche vom Staat opponiren, so ist das leicht zu erklären und vollkommen consequent. Man kann es den Katholiken, so lange sie Katholiken sind, nicht verdenken, wenn sie die Kirche außerhalb des Staats sehen, von allem weltlichen Einflüsse frei haben wollen. Als Katholiken haben sie Recht, die Staaten haben aber auch Recht. Das protestantische Princip ist allein im Stande gewesen, Kirche und Staat auszuöhnen; die katholische Kirche muß herrschen oder dienen. Das protestantische Christenthum ist die Religion der Freiheit; und überall, wo das religiöse Princip des Protestantismus, wiewol factisch bestehend, doch noch nicht rechtmäßig sanctionirt und zum Staatsgrundgesetz erhoben worden, ist offene oder heimliche Fehde zwischen Staat und Kirche unvermeidlich. Aufhören wird dieser lautere oder stillere Kampf zwischen den Regierungen und der römischen Curie erst, wenn der Katholicismus selbst aufgehört haben wird. Dem religiösen Princip der katholischen Kirche entspricht nur eine Gesetzgebung und Verfassung der rechtlichen und sittlichen Unfreiheit. Es hilft nichts, daß die Gesetze und die Staatsordnung vernünftig und rechtlich organisiert werden, wenn nicht in der Religion das Princip der Unfreiheit aufgegeben wird. Der Mensch hat nicht zweierlei Gewissen, er kann nicht politisch frei, religiös unfrei sein wollen. Auch hat ja in Frankreich die Erfahrung gelehrt, daß die echten Katholiken immer Gegner der Charte, die Constitutionellen dagegen stets Feinde der katholischen Kirche gewesen sind. Seit der Julirevolution erstreben zwar einige ehrenwerthe Männer, nach Lamennais' Vorgang, Vereinigung des römischen Katholicismus mit bürgerlicher, politischer und wissenschaftlicher Freiheit; wie aber diese Katholiken, welche die Untrüglichkeit des Papstes obenanstellen und sich in allen Streitfragen den Entscheidungen des heiligen Stuhls unterwerfen, ihre Aufgabe erfüllen wollen, ist bei ihnen ebenso wenig

abzusehen als bei Lamennais. Um darüber ins Reine zu kommen, braucht man nur nachzulesen, was der Stellvertreter Christi in seinem Encyclicum ex cathedra vom 15. Aug. 1832 verkündet und was alle römisch-katholischen Christen als göttliche Wahrheit anzusehen haben. Unter diesen Wahrheiten, welche der Himmel und besonders die heilige Jungfrau dem heiligen Vater eingegeben haben, finden sich z. B. folgende: Wahnsinn (deliramentum) ist es, zu behaupten, jedem Menschen sei Gewissensfreiheit zugestehen; — nicht genug zu verabscheuen ist die Pressfreiheit; — Trennung der Kirche vom Staat ist verwerflich und beider Einigkeit nur von den schamlosesten Freiheitschwindlern gesücht; — Sache eines Stolzes oder vielmehr Thores ist es, die überschwenglichen Glaubensgeheimnisse erforschen und ergründen zu wollen.

In den kleinen Seminarien nun empfängt der zum geistlichen Stande bestimmte Knabe oder Jüngling seine Schulbildung. „Christum lieb haben, ist besser als alles Wissen“, scheint in diesen Anstalten Wahlspruch, dessen letzte Hälfte wenigstens gewissenhaft befolgt wird. Was die erste betrifft, so wird genug gebetet und gefastet, und wir zweifeln auch nicht, daß es Vorstehern und Schülern größtentheils mit ihrer Frömmigkeit wirklich und gründlich Ernst ist. Leider ist die Art von Frömmigkeit, wie sie der größere Theil des katholischen Klerus in Frankreich erstrebt, heutiges Tags zu gar nichts nütze.

Die großen Seminarien sollen Facultäten der Theologie sein, sind aber nichts weniger als dies. Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache darf man bei dem französischen Klerus nicht suchen, grammatisch-historische Interpretation der heiligen Schrift, biblische Philologie und Alterthumskunde sind in den großen Seminarien völlig unbekannt. Selbst die Fächer, worin ehemals die französischen Theologen geblüht und für das gelehrte Europa den Ton angegeben haben, liegen brach; auch Kirchengeschichte und kanonisches Recht werden nicht angebauet. So bleibt nichts als Dogmatik und Moral, und als Vorbereitung Das, was man in den Seminarien Philosophie nennt. Die Philosophie und Dogmatik der Seminarien trägt ein sehr veraltetes, Cartesianisches Gewand — in der Moral steht man noch bei der Casuistik — und eine Reform wäre höchst nöthig. Ob es Baintain in Strassburg, der aber mit seinem Bischof in Streitigkeiten gekommen ist, gelingen wird, eine neue philosophisch-theologische Schule zu stiften, muß die Zukunft lehren und scheint zweifelhaft; die Schule von Lamennais, Lacordaire, Gerbet hat nach einem glänzenden Anfange doch auf die Dauer kein Glück machen können und ist seit den „Worten eines Gläubigen“ „auch in sich gespalten und aufgelöst“, da Lacordaire und Gerbet ihren Meister Lamennais verlassen und die übrigen Mitarbeiter am „Avenir“ sich ebenfalls von ihm losgesagt. Andere Geistliche, welche den französischen Klerus aus seiner Lethargie erwecken und für den Katholicismus in Frankreich eine wissenschaftliche Regeneration herbeiführen möchten, suchen — so z. B. Didon, Gaume und A. — durch wohlfeile Ausgaben der Patres, oder — wie Saint-Etienne, Freyre und A. — durch Übersetzungen von deutschen

historischen Werken (Ranke, Voigt, Hurter, Görres, Baader, Windischmann und A.) zu theologischen Studien aufzumuntern; aber der Erfolg dieser Bemühungen ist gering, weil den meisten französischen Geistlichen die philologische, historische und philosophische Bildung fehlt, welche demjenigen unerlässlich ist, der sich mit den Kirchenvätern und den Werken deutscher Autoren erfolgreich beschäftigen will. So beschränkt sich denn die Lecture der meisten Kleriker auf die durch zahlreiche neue Ausgaben weit verbreiteten ältern Theologen: Henry, Bossuet, Fénelon, Massillon, Calmet, Bergier, den tridentinischen römischen Katechismus und auf die vielen ascetischen Schriften, unter denen es wunderschöne gibt, z. B. die Werke des heiligen Franz von Sales. Auch die Werke von Maistre, Bonald, Lamennais, und Chateaubriand's „Geist des Christenthums“, sowie alle apologetischen Schriften, haben unter den Geistlichen viele Leser. Endlich existiren auch religiöse Journale, welche die Sache des Katholicismus vertreten. Die besten davon, wie die „Revue européenne“ (1831—34), haben sich leider nicht halten können, und der übrig gebliebenen, wie das „Univers religieux“, der „Ami de la religion“, die „Université catholique“, bringen zuweilen schätzbare Artikel, wollen indeß durchschnittlich nicht viel besagen.

Zu dieser höchst mangelhaften und dürftigen, ja wesentlich fehlerhaften Bildung des französischen Klerus, die begreiflicherweise seine geistliche Wirksamkeit sehr verringern muß, kommt die schlechte äußere Stellung, die ungemein dürftig zu nennen ist. Nach dem organischen Gesetz vom J. 1801—2 haben die Erzbischöfe 15,000, die Bischöfe 10,000, die Cantonspfarrer (erster Classe) 1800, die Dorfpfarrer (zweiter Classe) 1000, die sechs mal so zahlreichen Unterpfarrer (Desservants) nur 500 Francs, — gewiß kein beneidenswerthes Loos. Die Restauration hatte diese Gehalte um ein Gerings erhöht; die Juliregierung hat aber die Einkünfte der Bischöfe wieder reducirt, jedoch das Einkommen der Pfarrer nicht vermindert. Es ist noch immer viel zu gering und die Existenz des Priesters zu ausschließlich durch die Sporteln des Altars bedingt. Die nächste Folge dieser mislichen äußern Lage ist, daß sich der französische Klerus häufig von der allzu industriellen- und materiellen Bewegung des Tags angezogen zeigt. Was dem eleganten zuletzt verstorbenen Erzbischof von Paris, Hrn. von Ducloux, vorgeworfen wurde, ist bekannt; sein Nachfolger, Hr. Affre, dessen Portrait zweimal (in Lebensgröße und als Kniestück) auf der Kunstausstellung figurirte, hat eben keine strenge Cönobitenfigur; und der famöse Episkopat von Saint-Roch, Abbé Olivier, nachher zum Bischof von Evreux ernannt, zeigte eine echt parisiische, eines Doutiquiers würdige Betriebsamkeit, um sich Besucher seiner Kirche zu verschaffen und sein jährliches Einkommen bis auf 50,000 Francs zu steigern. Sein Nachfolger wird sicherlich diese guten Traditionen nicht untergehen lassen, welche übrigens die Pfarrer von Saint-Sulpice, Saint-Thomas d'Aquin, Saint-Eustache, Notre-Dame-de-Lorette, jeder nach Maßgabe seines Talents für theatralische Schaustellung und Industrie,

aufrecht zu erhalten sich angelegen sein lassen. Man muß gestehen, daß jene Kirchen mit ihren modernen Decorationen, mit den geschmackvoll vertheilten Bildern, den herrlichen Gyps- und Marmorbekleidungen, den goldenen Rosetten, den sammetgepolsterten Beicht- und Beistühlen prächtige Räume bilden, wenngleich nicht dem ernsten Styl einer Kirche, sondern mehr dem eines modernen Schauspielsaals entsprechend, und so darf man sich nicht wundern, daß diese reich geschmückten, heitern Hallen in dem frivolen Paris gegenwärtig, wo das Kirchengehen zum guten Ton gehört, Sammelplätze der fashionablen Welt geworden sind. Auch ist Alles so eingerichtet, als ob es darauf angelegt wäre, die Kirche mit dem Theater in gleiche Linie zu stellen und in Concurrenz treten zu lassen. Die der römischen Kirche schon so oft vorgeworfene Geldschneiderei ist vielleicht nie ärger und schamloser betrieben worden als jetzt. Die zahllosen Armenbüchsen, die endlosen Collecten zum Besten armer Geistlichen, für Reparaturen von Kapellen und Heiligenbildern, für Ausschmückung des Hochaltars, kurz das ganze kirchliche Fiskalsystem unter allen möglichen Formen und Verwänden, welches den pariser katholischen Gottesdienst so kostspielig und fast nur den Reichen zugänglich macht, bringt Einen unwillkürlich auf den Gedanken, daß man an einem Orte ist, wo das goldene Kalb angebetet wird. Seht man Stück bei Stück den schmächtlichen Schacher und Unfug durch, der hier mit heiligen Dingen getrieben wird, so fragt man am Ende, wo der Herr sei, der die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb und die Wechsellertische umstieß; es springt leider in die Augen, daß der geistliche Beruf ein Gewerbe und die Kirche ein Kramladen geworden, wo Alles feil und käuflich ist. An jeder Kirchenthür stehen zwei alte Männer mit Weibswedeln und halten den Eintretenden mit der einen Hand das Weihwasserbecken, mit der andern eine offene Truhe entgegen; wer seine Rechte geltend machen will, braucht nichts zu geben; wer aber billig denkt, wird gern sein Scherflein beitragen; in den meisten Theatern kommt man nicht so wohlfeil an der Kasse weg. Der arme Pöhlner bleibt vorn an der Thür, wo er mit knapper Noth ein unentgeltliches Plätzchen zum Niederknien findet, während der reiche Phariseer mitten im Schiff Platz nimmt und nach seiner Bequemlichkeit betet, wofür er mehr oder weniger zahlt, je nach der Wichtigkeit des Tags. Seitdem die Kirche ein Bedürfniß der fashionablen Welt geworden, gibt es fast keine reiche oder vornehme Familie, die nicht in Saint-Sulpice oder Saint-Roch ihre Stühle und Bänke, entweder ganz oder theilweise, aufs Jahr gemiethet hat, wie man sich bei den Bouffes oder in der großen Oper auf eine ganze oder eine halbe Loge abonniert. Die Kirchenstühle sind nummerrirt und mit Zetteln besetzt wie die Theaterlogen, und der Mietzpreis dafür steigt oder fällt nach dem Plage, wo sich die Stühle befinden. Je näher dem Altare, desto mehr wird gezahlt; es ist ganz derselbe Unterschied wie zwischen den ersten und zweiten Ranglogen. Dicht bei der Sakristei findet man in einer mit Eisenrathgitter versehenen Wandvertiefung einen Anschlag, worauf, wie auf

einem Theatervettel, der Anfang und die Eintheilung des Schauspiels, das Programm und der Name der Schauspieler zu lesen steht:

Aujourd'hui dimanche

A sept heures, première messe,

A dix heures à demi, deuxième messe solennelle.

Nach dem kleinen das große Stück:

A trois heures et demie, vêpres, sermon, complies,
Procession et salut du Saint-Sacrement.

M. l'Abbé NN. débitera dans le sermon.

M. le Supérieur du grand Séminaire de St.-Sulpice officiera.

Es ist wahrlich ein Jammer, die römische Kirche in Frankreich in die materielle und industrielle Strömung der Zeit, wogegen sie selbst am heftigsten eifert, so ganz mit hineingerissen zu sehen, wie sie eine echte Krämergesinnung an den Tag legt und aus ihrem Beruf ein Gewerbe, eine Waare macht. Durch politische Staatsumwälzungen ihrer irdischen Macht und Habe beraubt und von den Regierungen dürftig entschädigt, ist sie genöthigt worden, auf kaufmännische Speculationen einzugehen, und hält, unter dem Schutz und Beistand des Staats, ein großes Waarenlager, wo verschiedene Artikel, wie Seelenmessen, Tausen, Hochzeiten, Begräbnisse, zu allen Preisen vorrätzig zu haben sind. Es existirt ein eigener, von der Regierung gestempelter Tarif für die Kirchengebete; Alles wird zu Geld gemacht und Jeder bedient, je nachdem er honorirt. Die Todten sind vor dieser Religion ebenso wenig gleich, als die Lebenden vor dem Geseze, die französische Kirchenconstitution ist eine Wahrheit wie die französische Charte, und die himmlischen Thürsteher sind eine ebenso feile Brut als die pariser Thürsteher. In der Taufkapelle steht eine silberne Kanne mit lauwarmem Wasser für die Kinder des Reichen und ein bleierner Krug mit kaltem Wasser für die Kinder des Armen. Wer gut zahlt, dessen Sarg wird bei seinem Tode mit 20 Wachskerzen umstellt und mit einem Leichentuch von Sammet umhängt; dem schlechten Zahler werden an seiner Bahre vier Unschlittlichter angezündet und einfach schwarz und weiß gestreifte Wollentücher umgehungen; Ersterer wird wie eine kostbare Kiste zur großen Fühelthür hinausgetragen, Letzterer wie ein werthloser Gegenstand zu einer Seitenthür hinausgeschoben. Es gibt verschiedene Classen von Begräbnissen, Kirchencereemonien und Kirchengebeten; es existiren sogar liebe Herrgotts zu unterschiedlichen Preisen und Gebrauchen: ein goldener Herrgott für Die, welche viel, ein silberner für Die, welche anständig, ein messingener für Die, welche wenig, ein hölzerner für Die, welche am wenigsten zahlen. Bei so bewandten Umständen begreift man, daß nicht alle Christen in den Himmel gelassen werden; wer gar seinen Herrgott zahlen kann, fährt nothwendig in die Hölle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Ein wahrscheinlich in Turin selbst lebender Arzt, der Ritter G. F. Bellingeri hat eine Bedeutung der Ostersaffen ausfindig

gemacht, von der sich die alten strengen Meeten eigentlich nichts träumen lassen durften. Gewöhnlich nimmt man als Grund der Einsetzung dieser Fastenzeit an, daß sie als Hauptvorbereitung zu den religiösen feierlichen Handlungen dienen sollte, welche mit dem Paschah die christliche Kirche begingt. Diesem galt diese Vorbereitung als ein sehr ernstes heiliges Werk, dessen letzter Zweck sei, von dem Weltlichen abzuziehen, oder, wie die Bibel sagt, das Fleisch zu erlöben. Eine sehr richtig berechnete physiologische Anordnung meint dagegen Ritter Bellingeri darin ausgespürt zu haben, die der altbiblischen Sägung: *crescite et multiplicamini et replete terram* zu Hülfe kommen sollte. Seine Untersuchungen nämlich über den Einfluß von Speise und Trank auf die Fruchtbarkeit der menschlichen Race und auf das Verhältniß der Geschlechter in den Neugeborenen führten ihn auf diese tiefinnige Wahrnehmung, Mäßigung im Genuß von Speise und Trank verbessern nach seinen Beobachtungen in früher gutgenährten Körpern die Fruchtbarkeit; und selbst die thierische Oekonomie belehrte ihn, daß die höchste prolifische Kraft sich in Zeiten eines freiwilligen Fastens entwickelt, wenn reichliche Nahrung vorausging. Ritter Bellingeri erinnert an die Kirche. Diese von den Theologen wahrscheinlich noch ungegebene Erklärung einer altchristlichen Kirchensägung hat Ritter Bellingeri in seiner Schrift: „*Della influenza del cibo e della bevanda sulla fecondità e sulla proporzione dei sessi nelle nascite del genere umano*“ (Turin 1840), niedergelegt und er findet sich in seiner physiologischen Beobachtung durch den Umstand bestätigt, daß die christlich strengen Abtägigen Fasten vor Ockern (in seiner Gegend) mit den Tagen zusammenzufallen pflegen, wo die ersten Regungen des Frühlings sich bemerklich machen. Alles dieses bestimmt ihn, im Carneval und der darauf folgenden Quaresima ein etwas höchst philosophisches, „una istituzione sommamente filosofica, sowohl für das Heil und Wohlfeyn der Individuen, als für das Wohtheil des ganzen menschlichen Geschlechts anzuerkennen“. Bestreitet wird es nicht, daß Ritter Bellingeri, ohne Zweifel ein guter katholischer Christ, bei seinen physiologischen Erörterungen der legerischen Protestanten gar nicht gedacht hat, die in ihrer Fastenzeit — wenn sie Geld haben — vielleicht ein paar Scherereien mehr essen als zu andern Zeiten des Jahres, indessen mit ihrer Kost während dieser Zeit doch keine sehr wesentliche Veränderung vornehmen, dafür aber auch nach Ockern mittwoch keine ungewöhnliche Enthaltfamkeit sich gebieten. Er mag sich erkundigen, ob es in den Kinderstuben dieser Protestanten etwa leer ausseht, oder ob der weisseinde Kamazan der Mohammedaner seinem Systeme zu Hülfe kommt, das an dem Wahnehmungen in den östlichen Ländern eine besondere Stütze finden müßte. Alle seine Beobachtungen über die Einflüsse von Speise und Trank auf die Fruchtbarkeit der menschlichen Race scheinen auf gleich bedeutenden Beobachtungen zu ruhen; und Naturforscher werden daher leicht abnehmen, was sie auf die Versicherung zu geben haben, daß Kost aus dem Pflanzenreiche eine vorherrschende Anzahl männlicher Kinder, animalische Kost dagegen, namentlich von roth- und warmblütigen Thieren, eine vorherrschende Anzahl weiblicher Geburten bedingt. Bei Wassertrinkern will er mehr Knaben, bei Trinkern geistiger Getränke mehr Mädchen gefunden haben &c.

Beffe's „*Leben der Geschichte*“ (Dresden 1834) sind unter dem Titel: „*Storia dell' incivilimento, esposta in tavole cronologiche da Edoardo Fehse, volgarizzata dal tedesco da C. B.*“ (Mailand 1841) ins Italienische übersetzt worden. Aber die ersten fünf Blätter sind in die Hände eines wahrscheinlich ausländischen Übersetzers gefallen, der an ihrem Inhalte so großen Antheil nahm, daß er an die Sprache, in der er ihn wiedergab, sehr wenig dachte. Es ist zu wünschen, daß die betreffenden Sprachformen dem Verdienste des Buches, in dessen Anerkennung sich die beurtheilenden Stimmen vereinigen, nicht bei dem italienischen Publicum Eintrag thun.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

Vom Handelsgeiste angesteckt, hat sich die Geistlichkeit neuester Zeit zu gewissen Unternehmungen verleiten lassen, die, unter dem Vorwande christlicher und barmherziger Zwecke, sein berechnete Speculationen verbergen: ich meine damit die ganz nach dem Modell von Nonnenklöstern eingerichteten Congregationen für Mädchen aus allen Ständen und die Wohlthätigkeitsanstalten, wo alle Dienstmädchen, die keine Herrschaft haben, unentgeltlich aufgenommen werden. So großmüthig und barmherzig diese Institute auf den ersten Blick scheinen mögen, so wird man doch, wenn man sie genauer bei Licht betrachtet, finden, daß sie der Geistlichkeit allerdings Vortheil und Gewinn, der Gesellschaft aber Verderben und Elend bringen. Die Mädchen werden nämlich in diesen Anstalten nicht bloß zu strenger Zucht und Frömmigkeit, sondern auch zu fleißigem Arbeiten angehalten, und da man ihnen keinen andern Lohn als die tägliche Lebensnothdurft verabreicht, so finden sich die Vorsteherinnen in den Stand gesetzt, das Beschaffte zu billigeren Preisen in den Handel zu geben als die Fabrikherren, welche ihren Arbeiterinnen einen hohen Tagelohn zahlen müssen. Der Kaufmann oder Zwischenhändler, welcher die in den Klöstern verfertigten Waaren verschleift, wird bald ein gefährlicher Mitbewerber für Alle, welche dieselben Gegenstände halten; diese müssen weichen und fallen als Opfer der ungeregelten Concurrenz, welche man ihnen im Namen der Religion und Barmherzigkeit erweckt. In Paris treten die Uebelstände dieser verschleierten Manufacturen, welche weder Grund- noch Patentsteuer zahlen und also doppelte und dreifache Vortheile vor den gewöhnlichen Fabriken voraus haben, minder grell ans Licht; wenn eine Fabrik in Folge dieser Concurrenz eingeht und ihre Arbeiterinnen entläßt, so finden diese leicht anderswo Unterkommen und Verdienst; in dem Departements hingegen entspringen daraus die himmelschreiendsten Mißbräuche. Es gibt Provinzialstädte, in deren Umgebung es von solchen modernen Arbeitsklöstern wimmelt, welche alle weibliche Handarbeit an sich gerissen und den Arbeitslohn so herabgedrückt haben, daß die Mädchen der arbeitenden Classen, um ihr Dasein zu fristen, sich nothgedrungen preisgeben müssen, und daß

Mütter es für ein Glück ansehen, wenn ihre Töchter unter den Beamten oder wohlhabenden Bürgersöhnen einen Entreteneur finden, weil ihnen auf diese Weise wenigstens die Aussicht eröffnet ist, mit der Zeit etwas zurücklegen und sich ehrlich verheirathen zu können. Es wäre hohe Zeit, daß der Staat diesen Winkelmanufacturen, unter der Firma der Religion und christlichen Nächstenliebe, im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit und Sicherheit das Handwerk legte; aber leider geht er in seiner Sorglosigkeit mit bösem Beispiel voran, indem er einzelnen Fabrikanten gestattet die weibliche Bevölkerung der Zuchthäuser zu exploitiren und auf diese Weise ihre Concurrenzen zu vernichten. Daß Fabrikanten, mit Erlaubniß des Staats, die verworfene Weiberclasse in den Gefängnissen zu ihrem Vortheil benutzen, läßt sich allenfalls erklären, wiewol schwer mit den Grundsätzen einer vernünftigen Staatshaushaltung vereinigen; daß aber Geistliche mit scheinheiliger Menschenfreundlichkeit und Religiosität arme, obdachlose Mädchen in ihre Congregationen und Wohlthätigkeitsanstalten aufnehmen, um aus deren Hände Arbeit baaren Gewinn zu ziehen und auf indirectem Wege die Grundlage der öffentlichen Sittlichkeit zu untergraben, — das übersteigt alle Begriffe. Die grassirenden Materialisten, die Fourieristen und Saint-Simonisten, sind dem Christenthum näher oder wenigstens ebenso nah als dieser Klerus, welchem Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft mit sieben Siegeln verschlossene Bücher sind. Wenn man erst einmal anfangen wird, die Immoralität menschlicher Handlungen nach der Masse von Elend und Unglück zu beurtheilen, die dadurch erzeugt werden, so wird die Kunst, deren sich jene philanthropischen Anstalten der Geistlichkeit jetzt bei den Reichen erfreuen, sich in Abscheu verwandeln. Es ist nicht nur Pflicht der Menschenfreunde, es wird Pflicht für Alle, welche die Fortdauer eines geordneten gesellschaftlichen Zustandes wollen und dagegen das Einbringen einer neuen Barbarei nicht wollen, aus allen Kräften an der sittlichen und physischen Besserung der untern Classen des Volks zu arbeiten; denn die Achtung für das historische Recht, für die Dogmen der Kirche hält diese nicht mehr und die öffentliche Meinung und die politische Erziehung hält sie noch nicht vollständig; und zudem hat man von allen Seiten gerade dieser Classe am meisten geschmeichelt, sie am anhaltend-

sten bearbeitet, um sie für Zwecke zu gebrauchen und zu missbrauchen, von welchen sie kaum eine Ahnung hatte. Wir möchten nicht absolut behaupten, daß aus einer Einigung oder Durchbringung des Katholicismus und der Demokratie nicht mit der Zeit eine neue Culturform und Weltanschauung auf concreten, stielichen Grundlagen für Frankreich hervorgehen dürfte, — freilich Lamennais und Chateaubriand geben wenig Hoffnung auf etwas Vernünftiges; der Impuls muß von Andern kommen; aber dann geht der jetzige Katholicismus gewiß verloren, was er indeß ohnehin schon ist.

Zu den beiden angeführten Ursachen der geringen Wirksamkeit des französischen Klerus, der mangelhaften, dürftigen Bildung und schlechten, äußern Stellung, kommt nun noch die allgemeine kirchliche Indifferenz, die das Ubrige thut und den Ruin der Kirche vollendet. Daß die katholische Kirche gegenwärtig in hartem Trübsal sei, läßt sich denken. Der Pariser hat gegen sie die vollkommenste Gleichgültigkeit; denn in den letzten zehn Jahren, nachdem in der ersten Hitze die Reaction gegen den Katholicismus sich noch durch Kreuzabwerfen, Zerstören des erzbischöflichen Palastes und ähnliche Unordnungen Luft gemacht, hat sich der Haß gegen die katholische Kirche ziemlich allgemein gelegt; der Pariser haßt sie nicht, er verfolgt und schmächt sie nicht mehr, sondern, was noch schlimmer für sie ist, er läßt sie gehen. Derselbe Fall scheint im ganzen nördlichen Frankreich zu sein. Im südlichen hat wechselseitig Haß und Verfolgung beide Parteien schärfer gezeichnet und der Katholicismus hält sich dort als politische Partei, wie dieses auch zum Theil in Paris noch der Fall ist. Ob diese Kälte der Trübsal ebenso wirken werde wie ein Feuer der Trübsal, wird sich ausweisen.

Die Kirchen sind zwar seit zehn Jahren fleißig wiederhergestellt und prächtig ausgeschmückt und sogar mit neuen vermehrt worden; aber im Allgemeinen stehen dieselben leer und man sieht nur Kinder und alte Weiber darin, und es kommen wenigstens zehn Frauen auf einen Mann. Das Betragen des Publicums ist anständig, ungefähr wie in deutschen katholischen Kirchen. An Fasten und andere Gebote der Kirche lehrt sich beinahe Niemand mehr. Viele junge Leute, welche ihre erste Communion machten, beichteten nicht vorher. Der Religionsunterricht ist so schlecht als möglich, man lernt den Katechismus auswendig, und in den Colléges ist es nicht viel besser.

Während der Fasten des J. 1841 ist der Kirchenbesuch allerdings auffallend stark gewesen, zum großen Jubel der legitimistischen Journale, welche jeden Morgen Gott gedankt für die Rückkehr der Gemüther zu den Principien der Religion und Legitimität. Diese Thatsache findet jedoch ihre sehr natürliche Erklärung: in neuester Zeit sind einige Prediger Mode geworden, z. B. Lacordaire, Ravignon, Combalot und A.; die Gesehe der Fasten verlangen, daß man einen von diesen geistlichen Rednern höre, um im Nothfall davon sprechen zu können; und so kam es, daß, wenn Lacordaire in seinem koketten Dominicanercothum in Notre Dame predigte, bisweilen an 12—14,000 Zuhörer zusammenströmten. Auch schwellt gerade ein günstiger Wind

die Segel des Schiffs der Kirche. Die neu-poetischen Katholiken besingen wetteifernd die Kathedralen und Dome des Mittelalters und widerlegen die Zweifel der Philosophie mit den Glasmalereien der gothischen Chöre, mit der Musik der Peterskirche in Rom und den Miniaturen von Giesole. Der Cassationshof hat in seinem Sitzungssaal wieder ein Crucifix aufgehängt und das Arbeiten am Sonntag verboten; Saint-Germain-l'Auxerrois ist mit großer Feierlichkeit wieder eingeweiht worden; die Processionen wagen sich schon wieder ins Freie heraus, man hat sogar neulich die Seligsprechung einer Heiligen gefeiert, welche die erste Revolution unterbrochen hatte; die Missionaire predigen frisch. Der Hof beschenkt die alten Kirchen mit seidenen Seidereien und ansehnlichen Mitteln; der pariser Spießbürger, bei aller Voltaire'schen Gefinnung, thut ordentlich Stolz auf die gravitätische Haltung des katholischen Klerus und geht er auch eben nicht selber in die Messe, so schickt er doch seine Frau und Töchter hin und will, daß auch seine Söhne dem römisch-katholischen Glauben und den guten Grundsätzen nachleben, so lange sie in Pension oder auf dem Collége sind; denn er hält viel auf Rechtgläubigkeit und gute Grundsätze, der wackerer Mann! Selbst die ärgsten Jesuitenfreßer während der Restauration, die liberalen Oppositionsjournale, der „Constitutionnel“, „Courrier français“ u. s. w., haben seit einiger Zeit mildere Saiten aufgespannt; sie geben sich bisweilen im Ernst mit religiösen Fragen ab, gebrauchen den stehenden Ausdruck le besoin d'une forte croyance und beschäftigen sich mit dem Christenthum, ohne darüber zu spotten. Jedoch ist von diesem salbadernden Gerede kein großer Gewinn zu hoffen, da jene Blätter im Wesentlichen nicht weiter sind, als sie vor 15 Jahren waren. Ließe die Regierung nur einigermaßen entschieden das Streben, sich mit dem Klerus zu verbinden, sichtbar werden, so würde die liberale Opposition in der Presse und Deputirtenkammer sofort eine neue, d. h. ihre alte Stellung im Kampfe gegen dieselbe wieder annehmen, die Auflagen der Werke von Voltaire, Rousseau, Diderot vervielfältigen, den Deismus, nach Umständen auch Atheismus predigen und, was auf Dasselbe hinauskommt, sich einem absoluten Indifferentismus in die Arme werfen. Die Religion dient diesen Journalen zu einem Mittel der Opposition; ist die Regierung entschieden christlich, so muß die Opposition antichristlich sein; ist oder thut jene indifferent, so kann diese es halten, wie sie will. Die legitimistischen Blätter geben gerade auch nicht viel mehr auf Religion und wollen sie bloß zum Bundesgenossen ihrer politischen Absichten machen; aufrichtig und erhaben meint es keine Partei mit ihr. Überhaupt setzen die Franzosen aller Meinungschattirungen in der Religion nicht sowol ein Innerliches, den ganzen Menschen Durchdringendes, allem andern Inhalte Formgebendes, ihn organisch Umwandelndes, Transsubstantiirendes, sondern mehr ein politisch-pädagogisches Institut, wenn's hoch kommt, ein Cultur- und Civilisationsmoment. Ist man nun ein praktisch verständiger Mensch und der Meinung, daß ein Umsturz des socialen Zustandes nicht zu wünschen, so wird

man, obgleich entschieden ungläubig, für die Existenz der officiellen Religion und Kirche in die Schranken ziehen, ja wol gar ein Ueberges thun und des guten Beispiels wegen in die Messe oder in die Predigt gehen. Je nachdem nun in der französischen Nation irgend eine politische Gesinnung momentan die Oberhand hat, die gouvernementsale, conservative, liberale oder revolutionnaire, hat die Religion Ebbe oder Flut. Die Religion gleicht in Frankreich ein wenig den Staatspapieren, die bald steigen, bald fallen, gewöhnlich aber doch unter dem Nominalwerth stehen, weshalb man sich auch nicht wundern darf, wenn die Märker derselben mit ihren Actien Agiotage und Stockjobberei treiben. Man kann nicht leugnen, daß in diesem Oscilliren und Schwanken des französischen Bewußtseins eine große und nur den Franzosen eigenthümliche Lächerlichkeit liegt: sie haben innerlich mit dem Katholicismus gebrochen und wollen nicht äußerlich mit ihm brechen, weshalb das französische Leben seit langen Jahren eine große, permanente Lüge ist, wo Alle mehr oder weniger Komödie spielen, wo Keiner Das sagt, was sein Ernst ist, sondern was die freiwillig oder gezwungen übernommene Rolle verlangt.

Man kann darum vor der Hand die seit einiger Zeit eingetretene katholische Reaction ruhig gewähren lassen; die Wasser werden sich schon wieder verlaufen und dann sieht man das kahle, nackte Erdreich. Der Katholicismus täuscht, wie alte durch und durch wurmfressige Bäume, die häufig, weil zwischen Bast und Rinde noch ein wenig Leben sitzt, einige frische Zweige treiben. Das ist die Heuchelei der Schwindsucht. Selbst wenn ein Baum in seinen Wurzeln schadhast geworden, kann er dem Anschein nach noch lange in seinen Zweigen fortleben. Der Mensch, der eben seinen Geist aufgegeben, bleibt noch einige Stunden nach dem Tode warm und äußerlich unverändert; ist er auch kein Mensch mehr, so ist er doch noch nicht Nichts. Zwischen dem Tode und der Verwesung liegt gleichsam das Leichenleben, die Dauer des seelenlosen Körpers, ein Zustand, der sich sogar auf unbestimmte Zeit verlängern läßt. Man kann dem entseelten Leichnam die Ehre eines Principis anthun und sein Scheinleben verewigen wollen, entweder aus Frömmigkeit, wie bei den alten Ägyptern, oder aus politischen und eigennützigen Absichten, wie bei jenem Könige von Spanien, den man noch einen Monat lang nach seinem Ableben fortregieren ließ. Es hat daher nichts Auffallendes, daß man alte abgelebte Institutionen prächtig einbalsamirt oder noch für lebendig ausgibt, während sie schon längst zu Mumien zusammengeschrumpft sind. Der jetzige Katholicismus in Frankreich ist eine solche Mumie, welche eigennützige Hände mit bunten Bändern umwickeln und mit wohlriechenden Essenzen parfümiren; allein wenn er auch noch Körper und Ansehen hat, Geist und Leben sind entwichen: es ist ein eitel Höhenbild, zu dessen Innern sich mancherlei Gethier durchgenagt und das einst plötzlich in Staub zerfallen wird, wie ein verkohltes Stück Papier, das, nichts wie ein Aschenblättchen, der Anhauch eines Kindes verbläßt.

In Frankreich hat der Katholicismus vor der Hand keine Aussicht aus demselben Grunde, warum der Protestantismus

vor der Hand ebenfalls keine hat. Das religiöse Bedürfniß fehlt der Mehrheit der Nation. Mögen die Legitimisten (die schon deshalb sich gar grimmig katholisch gebenden, weil der Herzog von Orleans eine Protestantin geheirathet) ihre Komödie fortspielen; mag ab und zu ein königlicher Procurator ein entrüstetes Requisitionarium gegen die Beleidiger des katholischen Cultus schleudern; mag der Clerus hier und da auf dem Lande im Süden und Westen von Frankreich noch Einfluß haben: die Nation, d. h. die Mehrheit der Nation, ist nicht mehr katholisch. Oder glaubt etwa diese Mehrheit an die wirkliche Gegenwart Christi im Sacrament des Altars? Nein, fürwahr nein!

(Der Beschluß folgt.)

Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen. Herausgegeben von Friedrich Karl v. Strombeck. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Königreich Schweden ist länger als ein Vierteljahrhundert lang unter seinem energischen, geistvollen Könige einer glücklichen und schönen Frau vergleichbar gewesen, von der kein Mensch spricht. Denn nach dem tiefsten Glende im J. 1800 ist das Reich zu einem sehr bedeutenden Grade von Wohlhabenheit gelangt, die Landbesitzungen sind vermehrt, die Schulden bezahlt, ein ansehnlicher Schatz ist gesammelt und doch sind die öffentlichen Ausgaben vermindert, der Handel blüht, Wissenschaften und Künste erheben sich mit neuem Glanze, die Verfassung ist vortreflich eingerichtet. Norwegen hat eine der freiesten Verfassungen in Europa, es gewinnt zusehends an Kraft und Wohlstand, es ist das einzige Land in Europa, wo schon seit fünf Jahren jede Grundsteuer abgeschafft ist, — nur der Geist der Theorien horrtet noch auf seinen Schneebergen und zeigt sich unzufrieden mit der schönen Sonne des nordischen Himmels, der er das trügerische Irthum vorzieht.

Der weitestem größte Theil der schwedischen Nation und das Ausland, welches die skandinavische Halbinsel seit zehn Jahren auch in den Bereich seiner Reisenden gezogen hat, erkennen, daß so glückliche Veränderungen unter den schwierigsten Umständen vorzugewisse das Werk eines Mannes waren, des Königs Karl XIV. Johann. Um so mehr Verwunderung mußte es daher erregen, daß inmitten dieses Wohlbehagens während langer Friedensruhe und bei einem gesicherten Rechtszustande im Innern dennoch seit mehreren Jahren eine steterhafte Aufregung und eine nicht zu leugnende Differenz mit den Geistern der Regierung wahrzunehmen gewesen ist. Der Grund dazu liegt nicht mehr in dem früher schmerzlich gefühlten Verluste Finnlands und der scheinbar versäumten Gelegenheit, dasselbe wiederzugewinnen, sondern er liegt in der sonderbaren Meinung der sogenannten gebildeten Classe, man müsse auch Fortschritte machen, man dürfe in politischen Verbesserungen nicht hinter andern Völkern zurückbleiben, man müsse sich dem Zeitgeiste anschließen. Zur Irreleitung des gesunden Urtheils einer sonst tüchtigen Nation hat die Presse das Ihrige in Schweden wie in Griechenland beigetragen und Journalisten, denen das Vermögen bewohnt, politische Fragen selbst für Dienstboten verständig zu erörtern, haben dem Zeitgeiste in den untersten Schichten der Gesellschaft viele Priester gewonnen.

Am auffallendsten aber waren die Vorschläge des letzten Reichstags, der sich im Jan. 1840 versammelte und im Juli 1841 den von jedem schwedischen Patrioten längst gewünschten Schluß gefunden hat. Auf ihm wurde eine neue Verfassung vorgeschlagen, die, wenn sie zu Stande gekommen, Schweden an den Rand des Verderbens, ja an eine Auflösung hätte führen können. Die

normaligen und gegenwärtigen Staatsthätigkeiten wurden in Anklagezustand versetzt, nicht weil sie dem Vaterlande Unglück veranlassten, sondern weil sie zu Administrationsmaßregeln beizutragen, die das Reich (freilich auf unconstitutionnelle Weise) zu einer bis dahin ungelassenen Höhe emporgehoben hatten, man wüßte sich die Schuld der Cabinettskasse von einigen Hunderttausend Thalern auf die Kasse des Staats zu übernehmen, obgleich jene Schulden sämmtlich zum Besten des Reichs verwendet waren und der Staat einen Schatz von mehreren Millionen baar liegen hat. Solches wollten die constitutionellen Ausschüsse, die von jeher auf schwedischen Reichstagen den größten Einfluß gehabt haben, und wurden dabei von der oppositionellen Presse unterstützt, die schon lange vor dem Beginn des letzten Reichstags ihre unbeschränkte Freiheit benutzte, die vorzüglichsten schriftstellerischen Talente, die sich vernachlässigt oder gekränkt achteten, auf ihre Seite zu ziehen, und darauf jede Verleumdung der Regierung für erlaubt hielt.

Wir können und recht wohl denken, daß eine so arge Un dankbarkeit gegen den reinen und edeln Willen eines trefflichen Königs den Hrn. v. Strombeck zur Abfassung der vorliegenden „Memorabilien“ veranlaßt hat. Hr. v. Strombeck ist ein Zeitgenosse der Thaten Karl Johann's, er kennt als Augenzeuge das Wirken des Königs, er ist endlich ein rechtlicher und liberaler Mann im guten Sinne des Wortes — Alles Eigenschaften, die ihn wohl befähigen konnten, im gegenwärtigen Falle als Schriftsteller aufzutreten. Sein Buch ist kein Panegyrikus, wie die Werke der Franzosen Daumont und Louchard-Essoffe, oder des Norwegers Bergeland, es enthält vielmehr fast nur Thatfachen und Actenstücke, von denen namentlich die letzteren interessant sind, weil sie nicht einem Leben zu Gebote stehen, sich leicht in den Zeitungen verlieren und doch von der größten Wichtigkeit für die schwedische Geschichte seit Karl Johann's Thronbesteigung sind, da aus ihnen die Grundlosigkeit der Klagen vollkommen erhellt, die auf dem Reichstage des Jahres 1840 vorgebracht worden sind.

Der erste Abschnitt enthält charakteristische Züge aus dem Leben des Königs, betreffend seine Politik und seinen Unabhängigkeitsfinn. Hier ist nun wol das Wenigste ganz neu, aber man liest gern die Skizzen und Mittheilungen über Bernadotte als General in den italienischen Feldzügen, als Kriegsminister, als Privatmann um die Zeit des 18. Brumaire, als Gouverneur Panovers und der Hansestädte, bis zu der Zeit, wo ihn König Karl XIII. von Schweden adoptirte. Über die Liberalität, mit welcher der Letztere nebst dem Kronprinzen auf die norwegische Civilliste verzichtete, ist Strombeck in den Stand gesetzt, authentische Eröffnungen zu machen, ferner über die Art und Weise, wie Karl Johann das Andenken seiner großen Vorfahren ehrte, und endlich die Botschaft des Königs an den Reichstag im J. 1841 mitzutheilen, durch welche der Erstere die Abschaffung der ihm im Höchsten-Gerichte zustehenden zwei Stimmen verordnet — gewiß ein ausgezeichnete Beweis der Sorgfalt, mit welcher Karl Johann der schwedischen Nation nicht nur ihre freie Verfassung zu erhalten, sondern dieselbe auch noch zu verstärken bemüht gewesen ist. Als Belege für den Unabhängigkeitsfinn des Marschalls Bernadotte wird sein Benehmen in verschiedenen Zeiten der Revolution angeführt, zuletzt seine Hochachtung mit Napoleon in dem österreichischen Feldzuge 1809 und seine Verächtlichkeit des für ihn beleidigenden kaiserlichen Bulletin vom 11. Juli 1809 ausführlicher geschildert, jedoch ohne specielle Bezugnahme auf französische oder deutsche Schriften, wie auf Savary's und Bourcienne's „Mémoires“ (VII, 173 — 177 und VIII, 180 — 182) und auf die Reclamation des sächsischen Generals v. Gersdorff: „Deux lettres adressées au lieutenant-général comte Gérard et au maréchal-de-camp Baron Gourgaud“ (Dresden 1823). Die edle Bereitwilligkeit, mit welcher der Fürst von Pontecorvo sich gleich nach jenen Beweisen kaiserlicher Ungnade an die Spitze einer Armee stellte, um die Engländer von der Insel Malthe zu vertreiben, und allen Unwillen gegen den Kaiser hintanzusetzen, macht den Schluß dieses Theils.

zu vertreiben, und allen Unwillen gegen den Kaiser hintanzusetzen, macht den Schluß dieses Theils.

Der zweite Abschnitt beginnt mit einer Schilderung der Wohlthaten, die Schweden seinem Könige verdankt, darauf folgen Betrachtungen aus einer schwedischen Schrift über die in Antrag gebrachte Verfassungsveränderung, eine sehr richtige Würdigung des historischen Elements in den schwedischen Reichstagen. Ein anderer Abschnitt schildert die Lage des schwedischen Bauernstandes im J. 1809 nach officiellen Angaben mit den traurigsten Farben und macht auf den jetzt so ganz veränderten Zustand aufmerksam. Die drei Reden des Königs, die eine im Staatsrathe am 6. Dec. 1838, die andere bei der Eröffnung des Reichstags am 6. Dec. 1840, die dritte am Schluß desselben am 16. Juni 1841, sind Muster einer politischen Beredsamkeit, einfach, klar, aber voll des edelsten Selbstgefühls und der reinen Liebe zu dem schwedischen Volke: mit Recht sagt Strombeck, daß diese Reden den schönsten Denkmälern des griechischen und römischen Alterthums vergleichbar wären. Hierher ein anderer Abschnitt bezieht in unbefangener Würdigung die Geschichte des Reichstags von 1840. Die Opposition war hier beherzt, wenngleich keineswegs systematisch, ihre Konsequenz lag aber nur in dem Bestreben, alle von der Regierung ergriffenen Maßregeln zu tadeln und ihre eigenen Ansichten, ohne Rücksicht auf deren praktische Anwendbarkeit, durchsetzen zu wollen; ihre beste Stütze waren gewisse Zeitungen. Die Parteien waren blos von künstlicher Natur, ohne natürlichen oder historischen Grund und Boden, überall stieß man auf Persönlichkeiten, deren Muth und Patriotismus sehr verdächtig war. Mit diesem Aufsatze stehen zwei in Verbindung, der eine „Die Anklage der schwedischen Minister“ ist ein wörtlicher Abdruck aus der Beilage zur „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vom 23. April 1841, der andere enthält die Botschaft des Königs vom 30. März 1840 an die Stände über die Zusammenfassung einer Commission zur Prüfung des Civil- und Criminalgesetzbuchs, wozu der auch als Criminalist rühmlichst bekannte Verf. sehr sachgemäße Zusätze über die vom Kronprinzen Dekret von Schweden beabsichtigten Verbesserungen in der Einrichtung der Gefängnisse und Strafanstalten gemacht hat.

Über den Letztern hat der Verf. viel Gutes und Wahres gesagt. Und es ist in der That ein großes Glück für die schwedische Nation, deren größter Theil in der frischen, kräftigen Luft des Landes bald von dem Miasma ausländischer Theorien gesunden wird, daß sie die Hoffnung hat, im Sohne den Geist des Vaters fortleben zu sehen, wenn für den achtundsechzigjährigen Greis der Moment erschienen sein wird, wo die Natur ihr Recht fordern muß.

19.

Literarische Notizen.

Die irländische archäologische Gesellschaft hat soeben ihren ersten Band erscheinen lassen. Die Merkwürdigkeiten, die er enthält, führen wir mit ihren englischen Titeln an: „The circuit of Ireland“, von Mistrheartach Mac Neill, ein im J. 942 verfaßtes Gedicht, und „A brief description of Ireland“, aus dem Jahre 1590. Die folgenden Bände werden unter Anderm enthalten: „The battle of Moira“, nach einem alten irischen Manuscript, und Grace's „Annals of Ireland“, ein lateinisches Manuscript, beide im Trinity college befindlich; ferner „Cormac's Glossary“, in der irischen Originalsprache, mit Uebersetzung und Noten; „The royal visitation books of the province of Armagh in 1622“ und „The progress of the Lords Lieutenants“.

Von der Verfasserin der Romane „Louise de France“, „La chaine d'or“, „Le fruit défendu“ &c., der Gräfin v. M., erschien ein neuer Roman: „La marquise de Parabère“, und ein anderer von derselben Verfasserin: „Les bals masqués“, wird uns für nächstens versprochen.

2.

Blick auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich.

(Schluß aus Nr. 63.)

Nimmt man des Alles zusammen, so darf das Resultat nicht auffallen, daß der französische Klerus fast gar keine Macht über die Gewissen ausübt und in der That ein ganz überflüssiges, abgestorbenes Organ im Leben der Nation ist. Einzelne Ausnahmen hoher Tugend und Einsicht abgerechnet, scheint diese Geistlichkeit weder den Willen noch die Macht zu haben, dem Leben der Nation, wie dieses sich nun einmal seit der Revolution und in der constitutionellen Monarchie entwickelt hat, sittlich-religiöse Grundlagen zu geben, und wenn sie auch aufrichtig für diesen Zweck arbeiten wollte, so würde dieses doch aus dem einfachen Grunde unmöglich sein, weil nun einmal eine Religion der Unfreiheit sich nicht mit freien Institutionen verträgt. Entweder der Katholicismus muß weichen, oder die politische Freiheit; friedlich nebeneinander leben können sie nicht, wie die Restauration gezeigt hat, und eine Vereinigung ist unmöglich, wie am auffallendsten die verschiedenen Versuche von Lamennais bewiesen haben. Ein kühnes Nachgeben und eine scheinheilige Versöhnung mit der Julirevolution hat die französische Hierarchie noch einmal vom Untergang gerettet. Wie lange ein solch ohnmächtiges, äußerliches, negatives Verhältniß einer unverbesserlichen Geistlichkeit zur stets voranschreitenden Bildung der Nation bestehen kann und wird, ist nicht vorauszu sehen, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß der Augenblick kommen muß, wo die gegenwärtige Geistlichkeit, sie ändere sich denn, wie ein abgestorbenes Glied von dem lebendigen Organismus der Nation abgelöst und durch ein neues, passenderes Organ ersetzt werden wird.

Guzot's Wort in der Deputirtenkammer: „Wir haben heutiges Tags keinen Glauben, keine politische, keine moralische und religiöse Überzeugung“, und die Behauptung des „National“: „Die Majorität der Franzosen übt keinerlei Gottesdienst“ — sind traurige und zugleich schreckliche Wahrheiten. So weit mußte es indessen kommen, so weit mußte trostlose Gräuerei und Abgötterei des Menschenverstandes das Geschlecht aus allen wirthbaren Regionen in die Wüste hinaus-zerleiten, so weit mußte nichtiger Hochmuth die Geister zur Höhe treiben, daß sie endlich in einem Luftkreise hineingelangen, wo sie nicht länger

zu athmen vermochten und in grauenvoller Öde überall nur ein leeres Nichts die Strebenden umfing, um sie dahin zu bringen, daß sie nachdenkend in sich selber einzuschlagen und endlich zur Umkehr einzulenkten angefangen. Wenngleich im gegenwärtigen Augenblick der Mehrheit der Nation das religiöse Bedürfniß fehlt, so fehlt doch die jüngere Generation der Gebildeten die nimmerleere Leere der Abstraction und die Nothwendigkeit einer allgemeinen, vor allen Dingen religiösen Wiedergeburt, einer neuen Welt- und Lebensordnung; ja, es ist die Sehnsucht nach einer Wahrheit; an die man glauben kann und die uns frei macht! —, das Verlangen nach dem geheimnißvollen Worte, welches, indem es die Widersprüche löset, von denen heutzutage die meisten Gemüther gefoltert werden, auch die Ordnung der äußern Welt herstelle, den Krater des revolutionnären Vulkans endlich schließe, so groß, daß es nicht zu verwundern ist, wenn alle Tage neue Versuche gemacht werden, um das Welträthsel zu lösen, und wenn jede dargebotene Lösung augenblicklich von Hunderten mit leidenschaftlicher Hast ergriffen und von ihr das Heil, der Frieden, die Ruhe der Seele erwartet wird; es ist ein Rennen und Laufen, ein Hasten und eine Unruhe, wie wenn ein böses Gewissen oder ein nicht abzuweisendes Gefühl der Unsicherheit die an sich selber Irre gewordenen zur Eile triebe. Die große Unbekanntheit mit dem Inhalte der heiligen Schriften, der fast völlige Mangel wissenschaftlicher Theologie in Frankreich sind in dieser kritischen, ängstlich ungewissen Zeit am meisten zu beklagen, sowie denn auch die ewige Verwechslung der römischen Kirche mit dem Christenthum schädlich wirkt. Daß bei dieser Lage der Dinge und bei dieser Stimmung der Gemüther jede philosophische und unphilosophische Doctrin, welche auftaucht, die Tendenz hat, Religion zu verwerthen, und Anspruch macht, Religion zu sein, hat eine innere Nothwendigkeit und ist für ein gutes Auge eines der wichtigsten und vielsagendsten Zeichen der Zeit. So sahen wir in den letzten zehn Jahren wenigstens ein Duzend neuer Religionen und Religionssekten auftauchen: den Saint-Simonismus und seine plumphen Ständale, den neupoeitischen Katholicismus von Buchez, den Messianismus von Bronski, den Industrialismus von Fourier, den Theophilanthropismus des Komödianten Châtel, die Anhänger der Lehre des Abbé Rozou, die Gesellschaft der Kinder Gottes,

die neuen Tempel, die Swedenborgianer, die Anhänger des Maza; — alle machten Ansprüche und Versuche, der abgelebten, in Atome zerfliehenden Gesellschaft einen neuen Mittelpunkt, ein neues Princip zu geben, welches geeignet wäre, die Trümmer wieder zu vereinen, aufzurichten, zu beleben und organisch zu verbinden. Wenn die genannten Schismatiker, wovon die meisten jetzt beinahe gänzlich verschollen sind *), nach den Julitagen ihre Kräfte vereinigt gegen den Katholicismus gerichtet hätten, so würde es diesem schwer geworden sein, dem Stöße, in Paris wenigstens, zu widerstehen.

Wie ungenügend alle diese Versuche auch gewesen sind und füber sein werden, da nun einmal kein anderer Name des Heils gegeben ist als Christus, so beweisen sie doch, daß die Geister, in der einseitigen Richtung der Negation ermüdet und durch ungesegnete Anstrengung erschöpft, den bisher eingeschlagenen Weg verlassen haben und eine neue Bahn suchen. Sogar in der Politik fangen die Absolutismen nachgerade an, ihrer Einseitigkeit und Unzulänglichkeit geständig zu werden. Die pure, nackte Revolution, bisher in einer leeren Negation versunken, erkennt sich seit mehreren Jahren als überwunden; sie fängt sogar an, der Weisheit der Überlieferung und der Geschichte zu huldigen, und strebt, sich zum Christenthum wendend, daraus das Leben neu zu gestalten. Welche Fragen an die Zukunft drängen sich hierbei nicht auf! Ist dies vielleicht die letzte Anstrengung einer aus früherer Zeit ererbten edeln Kraft, die wie ein verlöschendes Licht noch einmal hell aufflammt, ehe sie ganz vor dem übermüthigen Gegner versinkt? Oder war wirklich das gerade die göttliche Führung, daß das revolutionnaire Geschlecht sich bis zu jener schroffen Höhe der Erkenntniß ver-

steigen sollte, um den bodenlosen Abgrund desto klarer zu sehen, den Gegensatz hervorzurufen und damit zur Umkehr einzuleiten? Wie es aber auch damit sein mag, so viel ist gewiß, die Revolution in Frankreich sucht sich zum Christenthum zu gestalten und hofft nur durch christliche Ideen zu siegen. Wir dagegen hoffen, daß diese christlichen Ideen, einmal aufgenommen, die göttliche Kraft haben werden, die Revolution selbst umzugestalten, ihre Grundsätze zu klären und sie allmählig bis dahin zu verändern, daß von ihrem ursprünglichen Charakter nur diejenige Freiheitsliebe übrig bleibt, welche mit der Herrschaft der objectiv-sittlichen Mächte bestehen kann. Man wird sich alsdann auf beiden Seiten viel zu vergeben haben; aber warum sollte im Geistigen unmöglich sein, was jeder Gärtner alle Tage möglich macht, wenn er ein edles Reis auf einen wilden Stamm pflanzt?

Wie häufig aber auch die Anzeichen einer allgemeinen, religiösen Wiedergeburt in Frankreich sind, so darf man sich doch nicht täuschen und die Sehnsucht, das Verlangen, oder gar das blinde Hin- und Hersuchen und Laufen nach dem Heil schon für das Heil selbst halten, nicht glauben, daß, wenn nun die Gemüther endlich den Fieck entdeckt haben, wo die Religion in ihnen sein sollte, dieses Gefühl des leeren Fiecks schon die Religion selbst wäre. Noch dauert die Verwirrung fort, ja die herrschende Literatur in Frankreich ist erst jetzt der Revolution voller Widerschein und hat etwas furchtbar Aufstösendes, das indeß, weil nicht aus dem kalten Spotte und Hochmuth der philosophischen Selbstgenügsamkeit, sondern aus dem schmerzlichen Gefühl der Zerrissenheit stammend, zugleich den Keim des Lebens in sich trägt. Die von Zeit zu Zeit auftretenden neuen Versuche aber, den Atheismus wieder von den Todten zu erwecken, dürfen unserer Meinung nach nicht scheuen und sind nur ohnmächtige Reaction gegen den bessern Geist, dessen Sieg nicht zweifelhaft sein kann. Die Keime eines bessern Zustandes sind wirklich vorhanden und sie werden und müssen sich entwickeln und unsere Enkel werden ihre Frucht genießen. Nach religiöser Freiwerdung und Verjüngung streben bald mit mächtigem Verlangen, bald in dunklem Sehnen die Geister; nur das Wort der Verständigung fehlt noch und wird noch eine Zeitlang fehlen; aber schon dieses allgemeine Streben nach Höherem, nach ernstlicher Herausstellung des Innerlichen ist ein Pfand der Hoffnung für eine erfreulichere Gestaltung der Zukunft. Wie es auch am Horizonte dunkel, es ist nicht erlaubt zu glauben, daß die Vorsehung die Menschheit verlassen könne; sie hat eine neue Welt aus dem Chaos hervorgehen lassen, als die Herrlichkeit des Alterthums in Schutt und Asche gesunken war; sie wird auch aus der gegenwärtigen Verwirrung herausführen und, „wenn die Zeiten erfüllt sind“, das einigende und versöhnende Wort für die jetzt noch in wilder Wuth streitenden Gegensätze offenbaren und zu allgemeiner Anerkennung bringen. Es ist wahr, in Frankreich ist bereits eine Götterdämmerung eingetreten, man hat Gott nicht mehr, aber man sucht ihn; und er ist ja Denen nah, die ihn suchen. Auch ist es wirklich, als kündige

*) Die Saint-Simonistische Herde hat sich zerstreut seit 1832: eine Colonie von Enfantins Anhängern ging mit diesem nach Aegypten, von wo der Saint-Simonistische Papst 1839 zurückgekehrt ist, um eine Postmeisterstelle auf dem Wege nach Eyon anzunehmen; ein anderes Häuflein begleitete Barrault nach Kleinasien. Die meisten Apostel sind zu ihren Geschäften zurückgekehrt, sind Ärzte, Advocaten, einige sind Professoren, andere, wie Saint-Sheron, katholische Journalisten, noch andere, wie Michel Chevalier, gouvernementale Staatsräthe. Wenn es nun in diesem Augenblicke keine Saint-Simonisten mehr gibt, so gibt es dagegen noch Saint-Simonismus in Häile und Hülle, sogar bis in das vorsichtige „Journal des débats“ ist er gedrungen und die auseinander gesprengten Jünger halten zusammen wie die Juden. Die Kirche des Abbé Xuzou, der sich der Form zuneigte, welche die Wessenberg'sche Schule in Deutschland einzuführen gedachte, ist eingegangen und er selbst, nachdem er die Absolution des Papstes erhalten, Krappst geworden. Buchez hat seinen Ansprüchen auf Erneuerung des Katholicismus entsagt und ist in den Schoos der alten alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt. Der Abbé Ghätel und die Tempel halten zwar noch offene Kapellen, die aber gewöhnlich leer stehen und wo es echt charlatanmäßig hergeht: die Kapelle der Tempel hat einen dreieckigen Altar, von Männern im weißen Mantel mit dem rothen Kreuze umgeben, die Emporkirche mit den Wappen der Großmeister nach der Gernmont'schen Fiction geziert, der Beauféant im Chor aufgehängt.

ein leichter, sich stets mehr erhellender Schein am fernen Horizonte für Frankreich den Anbruch eines neuen Tages an. Es hat angefangen, sich zu punktieren, und wird sich künftig auch regenerieren.

Die beobachtende Sternkunde, wenn sie an einem jener Wandestierne, die in ablangenen Bahnen um die Sonne laufen, wahrnimmt, daß die Lichtatmosphäre, die ihn umhüllt, sich gegen den Kern mehr und mehr zusammenzieht, daß sein Glanz erbleicht und mehr und mehr erlischt, daß seine Bewegung immer träger und träger wird, dann schließt sie daraus, daß er gegen seine Sonnenferne geht und ferner von der Quelle seines Lichts und Lebens tiefer in das Reich der Finsterniß und der Winternacht eindringt. Umgekehrt, wenn sie gewahr wird, daß er, in verjüngtem Licht entglommen, seine leuchtende Umhülle immer weiter ausbreitet und in stets wachsendem Glanze mit immer zunehmender Raschheit in der Bewegung durch die Himmelsräume sich bewegt, dann urtheilt sie, er eile also zu seiner Sonnennähe und, analog den Erscheinungen an der Erde, sei der sommerlange Tage nun auf ihm angebrochen und die Natur überlasse sich, ihrer Fesseln jetzt entkettet, ungehindert dem freien Triebe ihrer fruchtbaren Bildungskraft.

Ebenso ist es auch im Geistesreich. Excentrischer als irgend ein Weltkörper ist des Menschen geistige Natur: sie könnte nach ihrer Anlage ruhen in Gott und in steter Nähe sich seines Wesens freuen; da ist aber ein Störendes dazwischen eingedrungen, das sie stets abtreibt und in die weiten Räume der creatürlichen Welt hinüberdrängt. Da folgt sie dann diesem Triebe, wahnend also im Freien sich nach Herzenslust zu ergehen; aber sie bemerkt nur allzu bald, daß sie die wahre Freiheit mit schwächlicher Gebundenheit vertauscht. Je mehr sie sich in ihrem Laufe von Gott entfernt, um so öder wird es um sie her; alle physischen Kräfte kommen nacheinander, um mit ihrer psychischen zu ringen, und sie ringt sich lahm an ihnen; die Materie legt sich in immer dichtern Krusten um sie an, und in der schweren Hülle ermattet mehr und mehr das Leben und jeder bessere Trieb zerrinnt in der Feste, oder erstarrt in der todtten Masse. Endlich ist der Punkt der größten Gottesferne erreicht; da erwacht in der gebundenen Seele ein Sehnen nach dem verlorenen Gut, und ein Verlangen, aus diesen trostlosen Finsternissen erlöst, wieder dem Reiche des Lichts zu nahen, und dem Sehnen und Verlangen kommt ein Zug von oben erbarmungsvoll entgegen und lenkt die erstarrte gegen die höhere Lichtmasse.

Das ist ein Bild Dessen, was wir in Frankreich und auch anderswo während der letzten 50 Jahre gesehen, was wir täglich um uns her erblicken und was wir in Zukunft noch erleben werden. Haben wir früher mit Verdrüß die stets dunkler ergauende Finsterniß wahrgenommen und den wachsenden Frost und die Kälte der winterlichen Nächte, und daraus auf die immer zunehmende Elongation den Schluß gemacht, dann können wir uns jetzt aufrichtig der beginnenden Umkehr freuen und dem grauen Morgen in den ersten matten Strahlen seines

kaum aufdämmenden Zwielichts fröhlich und vertrauensvoll begrüßen.

Romanenliteratur.

1. Der Student von Ulm. Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von Hans Herr. Ulm, Wagner. 1841. 8. 20 Ngr.

Es kommt hier nicht darauf an, ob der unglückliche Student von Ulm jemals gelebt und gelitten habe, ob wir es also mit einer Sage oder Thatsache zu thun haben: die Sage ist oft wahrer als ein verbrieftes Factum. Von der Sage aber, welche diesem Zeit- und Sittengemälde zum Grunde liegt, behaupten wir, da sie dem Forum der Kunstkritik überliefert ist, sie sei nicht wahr. Die Tochter eines reichen und angesehenen Magistrats Herrn wird von einem Menschen verführt, dem alle Glücksgüter fehlen und der eben durch eine Erbschaft zu großem Reichthum gelangt, als der Zustand der Unglücklichen bekannt wird. Der Vater verflucht sie; der Geliebte will von der Gefallen nichts wissen, und von aller Welt verlassen, gibt sie einem Kinde das Dasein, welches wir nun als Student von Ulm vor uns haben. Er ist weit umher gewesen, kommt endlich, geleitet von einer Wahrsagerin, welche ihm Aufschluß über seine Zukunft verheißt, nach Ulm und findet bei dem ersten Bürgermeister eine Stelle als Hauslehrer. Jener hartberzige Vater sieht, erkennt ihn als Großsohn und schmiedet nun den schrecklichsten Racheplan, der jemals erdacht worden ist. Der Student nämlich will Ulm verlassen, da weiß der alte Herr geschickt einen werthvollen Pokal des Bürgermeisters in sein Mandatbündel und ihn so als Dieb ins Gefängniß zu schaffen. Er beugt den Bürgermeister und die Criminalrichter an, daß der Unglückliche auf die Folter gebracht und, obgleich er nichts eingesteht, zum Tode verurtheilt wird. Auf dem Richtplatze verflucht der Student den Bürgermeister und nach der Hinrichtung erfährt dieser von dem Alten, daß er seinen eigenen Sohn gemordet habe, worauf der Fluch sogleich in Erfüllung geht, indem der Bürgermeister wahnsinnig wird. Daß der Alte sein Großkind gemordet hat, sieht ihn nicht an, hat er doch seine Tochter gerächt! Mehr Unnatur kann man nicht verlangen. Der Bürgermeister hatte gar keinen Grund, wahnsinnig zu werden; obgleich ein harter Gänder, konnte er dem Alten dreist zurufen: wir sind quit! Er mußte den Alten vor Gericht stehen und hinrichten lassen, da er seine Tochter in jenem Wesen, welches den Großältern stets Gegenstand der innigsten Liebe ist, im Großsohn, zum zweiten Male gemordet hat. Wir haben das Buch mit Widerwillen aus der Hand gelegt. Ist es nur eine Sage, so bedauern wir, daß es solche Sagen geben könne; ist es ein Factum, so haben wir nichts damit gewonnen als die traurige Uebersetzung, daß es in der Welt eine Gruesdthat mehr gegeben habe.

2. Die schwarzen Husaren. Kriegerischer Palbroman aus dem Jahre 1808, von August Leibold. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr.

Gegenstand des Buchs soll der merkwürdige Zug des Herzogs von Braunschweig. Als mit seiner kleinen Schar sein, und wir beklagen dabei nur das gewöhnliche deutsche Geschick, welches die herrlichsten Stoffe meist in unrechte Hände schleudert. Der Verf. hat jene Zeit nur halb verstanden, vielmehr nennt er eben deshalb sein Buch einen Palbroman; er hat jene Zeit, oder doch jenen Zug kaum selbst erlebt, wenigstens nicht mit Bewußtsein durchdrungen, und so ist denn sein Buch ein Refsumé von Zeitungsartikeln, durch eine, oder eigentlich zwei trostlose Liebesgeschichten zusammengeknüpft. Es ist recht hübsch von den beiden Damen, daß sie gar getrunken hinter dem Corps herziehen, und die Eine ist insofern ganz wahr gezeichnet, als sie bei einem Alter von 25 Jahren einem verschämten Kittermeier recht resolut die Bunge löst. Sonstiges wüßte Ref. über das wol nur für Marktsteckentheilbibliotheken bestimmte Buch nicht zu sagen.

3. Die Familie Kreuzfeld. Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege von Moriz Richter. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 1 Zhr. 5 Ngr.

Die Geschichte ist einfach die, daß Isabelle einem Kreuzfelds Liebe zugesagt, der zum Verdruss seines Vaters unter den Pappenhörnern dient. Sein Bruder liebt das Mädchen ebenfalls, und da diese seine Liebe nicht erwidern kann, Liebe und Gegenliebe aber doch einmal in der Welt sein müssen, so ist die letztere einem edeln Jüngermädchen übertragen, die, als Isabelle vom rohen Gegenstand ihrer Liebe gewaltsam entführt ist, den Bruder desselben als Page begleitet, die Entführte aus den Kriegstroubeln und den Händen des Entführers glücklich erlöst und dann kircht, damit auch nicht das kleinste Hinderniß dem Glück des heimlich Geliebten in den Weg trete. Dieser heirathet Isabelle, da ihr Entführer, dessen Rache sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in der Schlacht bei Lützen geblieben ist. Vom dreißigjährigen Kriege erhalten wir die Schlacht bei Breitenfeld, von welchem die Erstürmung Magdeburgs, dann das Gefecht am Lech, das seltsame Schach im Lager von Nürnberg und die Schlacht bei Lützen, nebst dazu gehörigen Persönlichkeiten nach Anleitung von Schiller's Geschichte dieses Kriegs. Da der Verf. ein höflicher Mann ist, indem er uns stets als „verehrte Leser“ anredet, so schließen wir damit billig unsere Anzeige.

4. Das Geheimniß der Beichte, und des Zerkirrens. Von Alexander v. Lavergne. Uebersetzt von Gannay Larnow. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 1 Zhr. 11½ Ngr.

Es ist gewiß schwierig, solche verwickelte Begebenheiten, wie sie nicht selten dem Criminalrichter in die Hände fallen, genügend künstlerisch darzustellen, jedenfalls erfordern sie eine Ruhe und Besonnenheit, die dem Dichter manche Gefühle anlegt. „Das Geheimniß der Beichte“ ist eine solche Begebenheit, und der Verf. hat geglaubt, nichts aufgeben, nichts einschließen zu dürfen. Dadurch stellt sich indes manches ungenügend und unangenehm, insbesondere können wir Anstoß nehmen an der Frau von Duplécade, und daran, daß einigen Hirtin zu viel Raum gekostet ist. Für alles entschädigt jedoch der Pfarrer von Sainte-Catherine, der, um ein Beichtgeheimniß nicht preiszugeben, sich selbst als Mörder behandelt, auf die Folter, auf das Schaffot bringen läßt; der sogar, als der wirkliche Mörder ihn dem Tode durch Selbstanklage entzissen, für diesen Vergeltung erwirkt, obgleich er der Vernichter des heimlichsten und schönsten Lebensglücks des Pfarrers ist. „Der Zerkirrer“ stellt eine jener interessanten Begebenheiten dar, wie Brantome u. A. uns aufbewahrt haben. Das Buch gehört zu den besseren Erzählungen auf dem Felde der Uebersetzungsliteratur.

5. Novellen von Bruno Henricus. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 1 Zhr. 5 Ngr.

Der ganze innere und äußere Habitus der beiden mitgetheilten Erzählungen: „Der relegirte Student“ und „Der Rächer seiner Ehre“, erinnert so lebhaft an die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß man sich eines Nostalgias nicht erwehren kann, diese Zeit des Oranges und der Sentimentalität eben gegenwärtig wieder auftauchen zu sehen. Man könnte sagen: es sei die liebe Dageweile, die mit der Gegenwart nichts anfangen wisse und daher bei der Vergangenheit bittet. Man kann aber noch etwas mehr sagen! Die beiden genannten Erzählungen nämlich dümmern wie eine blasser Erinnerung als schon einmal dagewesen im Gedächtnisse des Lesers wieder auf: es ist nur für den Augenblick nicht möglich, diese Erinnerung weiter zu verfolgen. Der Schluß des „relegirten Studenten“ ist indes vom Verf. über ein ansehnliches Stück Zeit weggejagt: er wird in das Jahr 1813 verlegt, wo denn die Geliebte schon zu sehr verstandigen Jahren gekommen sein muß, und das gute deutsche Sprichwort „alte Liebe rostet nicht“ sich auf das selbsterleuchtend bewährt. Außerdem ist in dieser Erzählung eine überflüssige Pastorin, die uns, obgleich durch den Beizher und eine mißliebige Heirath in eine Art Opferta verwandelt, nicht weiter angeht.

6. Die Juden und die Kreuzfahrer in England unter Richard Löwenherz, von Eugen Kispert. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Zhr. 22½ Ngr.

Die blutigen Verfolgungen, welchen die Juden in verschiedenen Perioden des Mittelalters unterlagen, wiederholten sich insbesondere zu den Zeiten der Kreuzzüge, wo das mit dem Kreuze bezeichnete Gefindel auf seinem Heuschreckenzuge die Judenverfolgung als eine gute Vorübung zu Bekämpfung der Heiden betrachteten mochte. So mußten denn auch die Juden an verschiedenen Orten in England unter Richard Löwenherz das allgemeine Loos theilen, und was sie zu leiden hatten, wie sie hingerichtet wurden, ist der Gegenstand dieses Romans. Es ist wahrscheinlich, daß der Verf. selbst den Ungläubigen angehört, und in diesem Falle müssen wir jene Ruhe, mit welcher er zwischen Juden und Christen hinwandelt, lobend anerkennen. Diese Ruhe erstreckt sich aber insofern zu weit, als sie sich vorzugsweise in langen Dialogen und Reden gefällt und sich häufig die schönste Gelegenheit zur Darstellung entschlüpfen läßt. Ausserdem ist es nicht jene Zeit des 12. Jahrhunderts, vielmehr die Gegenwart, welche sich in Ansichten und Gefinnungen kund gibt. Auch eine specielle Tendenz und eine zugegebene Durchsicht des Einzelnen im Ganzen darf man in dem Buche nicht suchen; dennoch hat Ref. dasselbe nicht ohne Vergnügen gelesen und hebt insbesondere die gute Zeichnung des alten Benedict und seiner Frau Schifra, sowie die des Rabbi in Vort hervor.

7. Passiflora. Novellen und Erzählungen von Julius Krebs. Leipzig, Frische. 1842. 8. 1 Zhr. 15 Ngr.

Unter den sechs Erzählungen, welche dieses Buch gibt, ist es wol nur die dritte: „Das Kroatenmädchen“, welche durch die eigenthümliche Persönlichkeit Theodorens vorzugsweise anspricht, obgleich die Form etwas schlaff ist. Die zweite Erzählung: „Deutsch und Polnisch“, blickt aus dem abgeschlossenen Kreise des jungen Deutschlands in die Gegenwart fremd herein; der Schluß aber ist sehr hübsch. Unter den übrigen Darstellungen nennen wir noch die erste: „Der gefährliche Kamerad“, obgleich sie, ungeachtet der Zuthaten, kaum mehr als Anekdoten ist. Wir würden überhaupt dem Verf. rathen, die Bezeichnung „Novelle“ aufzugeben und nur die „Erzählung“ beizubehalten, wenn überhaupt auf den Rath eines Recensenten etwas gegeben würde.

Bibliographie.

David, G. C. R., über die neueren Versuche zur Verbesserung der Gefängnisse und Strafanstalten. Mit einem Vorwort von R. Fald. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 20 Ngr.

Fuchs, A., Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen. Gr. 8. Dessau, Auc. 22½ Ngr.

Hahn, K. A., Mittelhochdeutsche Grammatik. 1ste Abth. Laut- und Flexionslehre. Gr. 8. Frankfurt a. M., Brönnner. 18½ Ngr.

Koecker, F., Schauspiele. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Zhr.

Leo, H., Geschichte der französischen Revolution. Aus dem Lehrbuche der Universalgeschichte besonders abgedruckt. Gr. 8. Halle, Anton. 2 Zhr. 15 Ngr.

Koback, R., Lehrbuch der Baarenkunde. In 8—10 Heften. 1stes Heft. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 15 Ngr.

Drappefot, S. R., Das Lied von die Kugel. Ein Scherz. 8. Hamburg, Verlagssohn. 7½ Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector J. C. Högig und R. Häring (B. Alex.). 1ster Theil. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Zhr. 24 Ngr.

Wenzel, A., Zeitfragen aus dem Rechtsgebiete. 1stes Heft. Gr. 8. Halle, Neumann. 15 Ngr.

Sonntag,

Nr. 65.

6. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Ungläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Christenthum erscheint wol nie größer, gewaltiger, nicht deutlicher als eine Kraft Gottes, wie bei der Erwägung, daß es selbst durch das schlechte Prieſter- und Pharisäerthum nicht hat zu Grunde gerichtet werden können, das, Geisteskämpfen durch Selbstes Waffen in seiner Unmacht und Armſeligkeit nicht gewachsen, vermöge äußerer Mittel seine Ziele zu erreichen trachtet, indem es den Pöbel oder den Landpfleger zu verführen und zu betrügen sucht, das blinde Volk zum Fanatismus aufstachelt oder Pilatus hofirt und ins Interesse zieht, zur Unterdrückung der Ideen und Gesinnungen, welche seinen Befehlstand bedrohen oder seinen Zorn erregen, ihm mit der weltlichen Macht behülflich zu sein. Es tauchte inmitten der Gemeinde des Stülchens und Starks, von welchem es so hart angegriffen, so schmachthaltig und für alle Zeiten gebrandmarkt war, nur zu bald in andern Gestalten wieder auf, rang um die Herrschaft, bemächtigte sich derselben, behauptete sie in langen Zeiträumen, wurde nie ganz bewältigt und hebt eben jetzt von neuem, sogar im Gebiete des Protestantismus, das Haupt hoch und frech empor wider das christliche Princip. Ein Vertreter des letztern wie immer, erhebt sich gegen solch Beginnen Dr. Bretschneider in dem oben benannten Erzeugnisse seiner edeln, erleuchteten christlichen Wärme und Thätigkeit. Ein gutes Buch, aber ein Zeichen einer schlechten Zeit oder doch eines argen Ausfahes derselben, sofern es ein wahrer Jammer, ein Schimpf und eine Schande ist, daß Bücher solcher Art nöthig geworden sind, daß die deutsche protestantische Gemeinde und Christenheit — denn von dieser handelt es sich zunächst — fortwährend so viel Mordes, blinden Führern folgendes Volk in ihrem Schooße hat, daß sie so sorglos, so faul oder ſelig ſich gezeigt gegen den gefährlichen wühlenden Feind und Verderber aller wahrhaft christlichen Gesinnung und Frömmigkeit. Denn wie hätte es sonst so weit kommen können! Wobin gerathen wir — sind wir bereits gerathen? Und so Viele sehen, scheint es, noch immer nichts davon! Freilich, es wird verdecktes Spiel getrieben, bei aller Schlaueit doch aber so plump, daß der Be-

trag Niemanden entgehen kann, der den Falschspielern nur einigermaßen achtsam auf die Finger merkt. Orientiren wir uns ein wenig. Es handelt sich am Ende nur um offenbare weltkundige Geheimnisse, um die hohe Kunst, zu sehen, was Jedermann sehen kann, wenn er will.

Die christliche Kirche bestand und zwar sehr gut in ihren ersten Jahrhunderten bei einem sehr einfachen Glaubensbekenntnisse und großer Verschiedenheit wie Freiheit der Vorstellungen und Lehrweisen in Betreff der Person des Erlösers und anderer Meinungs- und Lehrpunkte, die man im Fortgange der kirchlichen Entwicklung auch wissenschaftlich zu begreifen und darzustellen sich bekeifigte. Die natürliche Entwicklung aber, das wissenschaftliche Fortschreiten wurde gehemmt und unterbrochen, die schlechten und schlechtesten Zeiten der Kirche nahmen ihren Anfang, als man die Lehre systematisch-spisfinbig festzustellen trachtete, ohne Liebe über Das haderte, was vom Herrn selbst freigelassen und von den Aposteln, der ursprünglichen Kirche, geistig und frei aufgefaßt und behandelt war; als man die kirchliche Einheit in einem die Einigkeit zerstörenden, begriffspaltenden exklusiven Dogma suchte, äußere Mittel, Drohungen, Hofguast und Ungunst, seine und grobe Vergewaltigung anwendete, um theologische Zeit- und Parteimeinungen als Orthodorie zur Herrschaft zu bringen und den lebenden und allen zukünftigen Geschlechtern aufzudringen als ewig gültige Form untüchtlicher Wahrheit, als allein echten Gehalt und einzig richtiges Verstandniß der christlichen Lehre. Vorstellungen, welche durch eine nur zu oft in verwegenen Überwieg sich verlierende Speculation ermittelt, in der Schrift, jeglicher unbefangenen Einsicht deutlich, nimmer enthalten, in gehässigem Streit und unreiner Leidenschaft geboren und ausgebildet waren — solche Vorstellungen von dem göttlichen Wesen und dem Erlöser sollten nunmehr allein den wahren Christenglauben in sich begreifen, sodaß denen, die ihn nicht ganz und rein hielten, die Seligkeit abgesprochen, die Verdammniß in jener Welt angekündigt und das Leben in dieser verleidet, oft zur Hölle gemacht, die Liebe versagt und die Kirche verschlossen wurde. Wahrlich die Christenheit hatte sich der Art und Weise des Zustandekommens und des Verdamnungsweises ihrer ersten großen Symbole der Rechtgläubigkeit nicht wenig zu schämen und die Siege der Orthodorie nicht minder zu bedauern. In dem Streitigkeiten

über dieselbe nahm das Priester- und Pharisäerthum die Stühle ein, die der Herr seinen Jüngern bestimmt hatte, ging der beste Theil der christlichen Freiheit und Gesinnung zu Grunde, wurde die Gemeinde aus ihrem guten Rechte der Mitsprache bei den kirchlichen Dingen verdrängt, gelangte der ehrsüchtige, streit- und herrsch- und gewaltsüchtige Klerus zu dem Einflusse und der Stellung, gerieth die Kirche in die Verhältnisse zum Staat, worin die Keime wucherten des Geistesdrucks, der Verfälschung und Schändung des Evangeliums und all der Greuel, welche in der spätern Entwicklung der römischen, dem Papat unterworfenen Kirche üppig hervorstachen — der Kirche, die durch ihre Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, ihre Schmach- und strafwürdigen Ausartungen, ihre alles Maß des Erträglichen überschreitenden Frevel eine radicale Reform nöthig machte, dieselbe nur zu lange verhinderte und endlich die Revolution und mit ihr die große, nicht wieder geheilte Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts herbeiführte, nachdem sie bereits vorzugsweise die Trennung der abend- und morgenländischen Kirche verschuldet hatte.

In jenen Streitigkeiten, bei welchen sich das neue, die Oberhand erhaltende und erscheinende Pharisäerthum sofort mit neuen Pilaten und dem verblendeten fanatisirten Volke zu neuer Kreuzigung Christi verbündete, zelotische, egoistische Staats- und Kirchenhäupter beiderseits trachteten einander zu den eigenen selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen, die Pflicht christlicher Obrigkeiten vorzuschützen und dieselbe als Heiden äbten, auf Antrieb des heiligen Geistes zu verhandeln und zu beschließen vorgaben und die Sünden gegen denselben begingen, den wahren Glauben und das Seelenheil der Gemeinde stets zum Schiboleth nahmen, um allezeit die Gläubigen zu betrügen — in jenen Kirche und Staat zerrüttenden Streitigkeiten kam die Hierarchie empor, der die Welt Großes verdankt und die dafür die Welt zum Lohne zu nehmen trachtete, die sich insbesondere um die germanischen Völkerschaften vielfach verdient machte, auch um der von ihr repräsentirten heiligen Sache und hehren Idee willen von den Deutschen geschützt und groß gemacht wurde, und die zum Dank dafür von Anfang an die nationale Freiheit und das nationale Recht und Leben derselben zu zerstören trachtete, ihre Stellung als Repräsentantin des geistigen Weltprinzips dem Kaiserthume gegenüber, sowie deutschen Glauben und Treue unerschrocken mißbrauchte, um die vertrauensvollste und stärkste aller Nationen nach eigennütigen Zwecken zu beherrschen, was ihr auch durch die schlechtesten widerchristlichen Mittel gelang, indem sie die Nation entzweite, die Centralgewalt in Ohnmacht, das Reich in eine Zerrüttung stürzte, in welcher sie „das Land des Gehorsams“ auszog, so viel an ihr lag, entsetzte, elend machte, obenein verhöhnte und um seine ganze große Zukunft in den kommenden Jahrhunderten betrog.

Denn zu gründlich war das von ihr ausgegangene Werk der Zerstörung vorgenommen, zu weit schon die durch sie verschuldete Zerrüttung gediehen, als daß die Empörung, zu welcher ihre Schlechtigkeit und Unverbesserlichkeit, ihr Geistesdruck und Uebermuth die deutsche Na-

tion nöthigte, als daß die angestrengten Bemühungen der letztern, das Reich wieder in Ordnung zu bringen und die Kirche zu bessern, ohne die kirchliche und nationale Einheit aufzuheben, hätten gelingen können. Die, noch einmal in den Streitigkeiten über das Dogma emporgekommene, an dem Wahne, daß das Dogma der Kirche die Christlichkeit und Seligkeit bedinge, die Völker gängelnde Hierarchie trifft die Hauptschuld namentlich des großen Schadens, daß die Reformation nicht im ganzen Reiche durchgeführt werden konnte; ihrem Entgegenwirken, ihrem Intriguen und Aufhebungen, ihrer Herrschsucht und ihrem Starrsinn, der schlechterdings keine wesentliche Besserung zulassen wollte und auch die mäßigsten und rechtmäßigsten Forderungen, die Anerbietungen selbst des Möglichen verwarf, verdanken wir es hauptsächlich, daß wir in der Reformationsepoke keine eng verbundene Nation wieder wurden, daß sich das Reich damals nicht vollständig vom Römerthum emancipirte, kirchlich wie staatlich einigte, daß die Spaltungen nur um so größer und unheilbarer wurden.

Es war ein Nationalunglück, ja es ist das schwerste Nationalunglück deutscher Nation gewesen, daß die Reformation nicht im ganzen Reiche durchgeführt wurde, daß es ihrer Zeit zu keiner echten Einigung, nicht zu vollkommener Rechtsgewährung in der Religionsache kam, sondern nur zu einem Frieden, der die Freiheit der religiösen Selbstbestimmung, um die das Volk gekämpft und gelitten, lediglich den Fürsten und Obrigkeiten gab, der die organische Einrichtung der neuen Kirche bei unklar-schwankenden Verhältnissen in die drangvolle Zukunft schob, der viel weniger ein Frieden als ein bloßer momentaner Waffenstillstand der erbitterten, bis an die Zähne gewaffnet bleibenden Parteien, nur ein dürftiger Vergleich war, der einen halben Kriegszustand verewigte und die Keime zu den fluchwürdigen Religionskriegen in sich trug, in welchen die Verfassung, die Reichseinheit, das heimische Recht, die bürgerliche Freiheit, Macht und Ehre der Nation, so viel davon noch übrig war, zu Grunde ging, die Zustände erzeugt und befestigt wurden, die zu immer größerer Schmach, Erniedrigung und Ohnmacht und endlich zur Knechtschaft führten, von der nur die Reste des unerschöpflichen Reichthums edler germanischer Elemente und Kräfte erretteten, aus welchem ein so viel anderes, größeres Volkswesen hätte erbaut werden mögen.

Rom und die Römlinge sind die Hauptschuldigen, doch einen andern und nicht geringen Theil der Schuld tragen auch die abermaligen dogmatischen Streitigkeiten, die schon von den Reformatoren begonnen und von ihren nächsten Nachfolgern nach dem Schlusse der eigentlichen Reformationsepoke fortgesetzt wurden. Den Reformatoren stand dabei unter andern Momenten eine weitere Verschuldung der Hierarchie als bevormundender Völkervormoderin und Zugleherin mildernd zur Seite, nämlich daß ihnen durch jene und die, Seitens derselben empfangene Bildung und Art, die Streitsucht bei Glaubensmeinungen und der Wahn, als hänge die Seligkeit von Begriffen ab, als erfordere die kirchliche Einheit Gleichförmigkeit der scholastisch genau be-

stimmten Lehre, tief ins Gebüht getrieben war. Gleichviel aber was ihnen zur Schuld oder Entschuldigung gereichte, ob sie bei der ganzen Gestalt der Zeit anders hätten sein und verfahren können und sollen, ihre Streitigkeiten über die Nachtmahllehre und welche Verschiedenheit der Lehrpunkte sonst die Anhänger des sächsischen und schweizerischen Bekenntnisses gegeneinander erbißte, brachten Spaltung in die reformirliche Partei, entfremdeten ihre unzählige bereits innerlich Gewonnene, gaben zu scheinbaren Anklagen und wirksamen Verhöhnungen Anlaß, schwächten sie, hinderten ihren vollkommenen Sieg, der nur der getrennten entgegen konnte, den die einige unfehlbar errungen haben würde.

Das Alles wäre zur Warnung wol genug und übergenug gewesen; aber sofort nach Luther's Tode, nachdem die, um unerträglicher Geistes- und Glaubensbedrückung Abgewichenen zu einigem Besatz; im Kreise ihrer Vorstellungen und neuen Einrichtung kaum gelangt waren, begann in der lutherischen Kirche die allerbedauerlichste, schimpflichste Periode, eine Zeit erneuerter dogmatischer Streitigkeiten, welche sogleich zur würdigen Einleitung dem edeln, wegen Ermangelung der wahren lutherischen Rechtgläubigkeit verfolgten Melancthon das Herz brachen, wie die Nachtmahllehre Luther's Gemüth verbittert und seinen königlichen Geist verfinstert hatte. Es war die ursprüngliche Tendenz der ganzen Erhebung gewesen, die biblische Lehre wieder ans Licht zu bringen, in Freiheit und Wissenschaft von menschlichen Zusätzen zu reinigen, Kirche, Gesinnung und Leben nach ihr christlich zu gestalten, die Gemeinde und die Gewissen allein dem göttlichen Worte zu unterwerfen und von dem Zwange priesterlicher Autorität zu erlösen. Was konnte der Protestantismus sein, wenn sein Wesen nicht darin bestand, dem Katholicismus — als der da behauptete, allein und ausschließlich die christliche Idee und Wahrheit in sich zu enthalten und darzustellen, der da sich anmaßte, die Kirche und Glauben und Gewissen der Gläubigen seinem Herrschgebot zu unterwerfen —, dem Katholicismus wie jedem dem seinigen ähnlichen Princip von dem Standpunkte der frei zu erforschenden christlichen Wahrheit aus zu widerreden? Die aber in solchem Sinne redeten, wurden überschrien, das eigene Princip des Geistes und der Freiheit wurde vergessen, verleugnet, mit aller die besten Kräfte erschöpfenden Anstrengung daran gearbeitet, im geraden Gegensatz mit demselben in einem engherzigen Lutherthume eine neue geistliche, noch viel gehässigere Zwangsanstalt zu errichten, die Ansicht emporzubringen, daß das Wesen von jenem, die Grundlage der lutherischen Kirche in dem scharf bestimmten, unverrücklich festzuhaltenden Systeme der dogmatischen Ansichten Luther's bestehe. Aufgehalten, aber nicht gehindert durch die Reformation, gefördert durch ihren unheilvollen Verlauf, die Halbheit ihrer Erfolge, gefördert namentlich durch die Erbärmlichkeit der Periode der Rechtgläubigkeitsänkeren, nahte die Zeit des Sinkens, der Erniedrigung des freien deutschen Völkerges- und Völkethums, des Emporstiegens der Fürstenmacht zur Unumschränktheit, ihres Ausartens in despo-

tische Herrschaft, deren Charakter und Bestreben es jederzeit war und ist, die geistlähmende Priestergewalt bis auf einen gewissen Punkt zu begünstigen; die Zeit des ärgsten Mißbrauchs der Reformation zu egoistischen Zwecken, zur Befriedigung namentlich der Machtgelüste kleiner und großer weltlicher und kirchlicher Häupter oder solcher, die es zu werden trachteten. Die Kirchengewalt erschien im Lichte einer anlockenden Verstärkung der Staatsgewalt. Die klägliche Ansicht des Zeitalters, daß ein dogmatisch genau bestimmtes Glaubensbekenntniß eine Nothwendigkeit und Abweichung von der für alle Zeiten fixirten oder zu fixirenden Kirchenlehre nicht zu dulden sei, gab der Herrschaft der Theologen die Grundlage und wurde wiederum von ihnen besetzt und ausgebeutet, wie sie der weltlichen Macht zum Anlaß und Vorwande diente, immer tiefer in die Kirchen- und Glaubenssachen hineinzugreifen und ihre Stellung immer mehr zur Erlangung eines übermäßigen Einflusses bei den geistlichen Angelegenheiten zu benutzen. Der herrschsüchtige zelotische Klerus konnte seine Zwecke nur erreichen, indem er die Fürsten in seine Fehden hineinzog, sie zu bewegen wußte, ihm mit der weltlichen Macht zur Unterdrückung der Andersdenkenden zu dienen. Die Fürsten mochten hoffen, wenn sie sich hierzu hergaben, wenn sie Partei nahmen in den theologischen Meinungskämpfen, daß sie zuletzt im Stande sein würden, die geistlichen Anmaßungen zu bewältigen und als Preis ihres Entgegenkommens die unumschränkte Herrschaft über die Kirche davonzutragen. Die Gemeinde hatte kein Organ ihres Gesamtwillens, des gesetzmäßigen Ausdrucks ihrer Meinung, in einer den Grundsätzen der Schrift und den Erklärungen der Reformatoren angemessenen Verfassung erhalten, und der Gedanke daran mußte im ewigen Geldarm und Getümmel dogmatischen Kriegs immer mehr in Vergessenheit gerathen und veräußert werden. Um so leichter mochte sie, größtentheils selbst engberzig, unduldsam und fanatisch noch von der katholischen und der Zeit der großen Glaubenskämpfe her, beherrscht, beherrscht, von ihrem wahren Interesse abgelenkt werden. Nun schlug die schlagende Stellung, für welche die neue Kirche den protestantischen Fürsten dankbar gewesen war, für dieselbe zum Unsegen aus, traten die unseligsten Folgen davon an den Tag, daß die weltlichen Häupter in der Reformation mehr Gewalt an sich genommen, forthin behaupteten und noch erweiterten, als sie, selbst bei Wohlmeinung, auf die Länge weise, christlich und zum kirchlichen Besten zu gebrauchen verstanden. Jetzt in guter Absicht, aber besangen, verblendet, frommelnd, jetzt selbstsüchtig, zelotisch oder machiavellistisch, mischten sich nur zu viele von ihnen auf das Verkehrteste in die Streite der Theologen ein, maßten sich die, nur dem freien Ansehen und Wirken der Wissenschaft oder der ungehemmt abzugebenden Stimme des christlichen Volks gebührende Entscheidung der Kirchenfragen an, dienten dem Klerus mit ihrer Gewalt, um den rechten lutherischen Glauben zur Herrschaft zu bringen, die lutherische Rechtgläubigkeit und die kirchliche Einheit zu bewahren, oder aber ihren individuellen Ansichten, dem Bekenntnisse den Sieg zu verschaffen, dem sie persönlich anhängen.

Nun setzte man den Buchstaben einer angeblichen lutherischen Orthodorie an die Stelle der päpstlichen Autorität, die Aussprüche der Theologen und fürstliche Nachsprüche an die der Väter und Concilienschlüsse; nun wurden die kostbarsten Zeugnisse der Glaubensfreudigkeit und Selbstfreiheit der reformatorischen Epoche zu neuem Geistesdruck, neuer Gewissensverstrickung mißbraucht, indem man sie durch die strengsten Verpflichtungen auf ihren Wortlaut zu symbolischen Büchern mit papistischem Zwangsansetzen erhob. Die kirchlichen Bekenntnisschriften waren Ergebnisse freier Forschung und Prüfung gewesen, erklärten sich deutlich genug für die Gemeinderechte, widerredeten bestimmt genug jeglicher in Glaubenssachen zu ändernder äußerer Gewalt, hatten Schutzschriften für die Freiheit, und sollen jedenfalls nur der Ausdruck der Überzeugungen sein, zu welchen im Moment ihrer Abfassung die Reformpartei gelangt war; sie enthielten die offenkundigsten Spuren menschlicher Fehlbarkeit in mannichfachen Irrthümern. Und nun mußten sie dienen, die theuer erkaupte Freiheit zu verkümmern; dienen zu dem Mißbrauch, durch Verpflichtung auf ihren Buchstaben den Geist zu tödten; auch ihre Irrthümer sollten vollgültige christliche Wahrheit für alle Zeiten und damit die denselben entgegenstehende christliche Wahrheit gesetzlich verdrängt, als Kezerei geächtet sein; ihr schönster Sinn ward in den Staub gezogen. Also trat man die Heiligtümer der neuen Kirche mit Füßen, ihre edelsten Perlen in den Koth; also achteten die Nachfolger Luther's und seiner Gesinnungs- und Kampfesgenossen die an die schönsten Tage der Erhebung der deutschen Nation für die Reinheit des Glaubens und die Freiheit des Geistes erinnernden Bekenntnisschriften, daß sie alle die Bestimmungen derselben unbeachtet ließen, wider alle die Erklärungen derselben frevelten, die dem Recht der Gemeinde und der Freiheit günstig waren. Und wenn sie wenigstens consequent im Unsinne und Unrecht gewesen wären! Allein sie blieben doch am Ende bei der Confession, der Apologie nicht stehen, stellten neue Lehrformeln auf und dann sollte ihre Ansicht, die der Reformatoren, die Kirchenlehre, die alleinige Wahrheit sein. Oder wenn ihre an den reformatorischen Bekenntnisschriften sich ühende Theologie wenigstens geist- und gemüthsvoll gewesen wäre! Allein sie bemächtigten sich der frischen Geistesausströmungen der Reformatoren mit einer Scholastik, unwissenschaftlicher und barbarischer wie die gewesen, die von allem Anfang Luther's Zorn so sehr erregt und wider welche er den Kampf nie hatte ruhen lassen. Trotz aller Erfahrung, daß auf diesem Wege kein Frieden, keine Einigung zu erreichen war, sondern nur Krieg und Trennung geboren wurde, sollten neue Symbole, neue Formeln zur Herrschaft erhoben werden, um zuletzt, ungeachtet aller für sie aufgewendeten List und Gewalt, Wahrzeichen der Verkehrtheit und Formeln der Zwietracht Deter und unter Denen zu werden, die ohne Geist und Liebe und voll Gift und Haß um sie zankten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Guizot hat vor kurzem eine Broschüre unter dem Titel „Madame Rufford 1755—1836“ drucken lassen und dieselbe als ein Angebotes an eine ältere, abgelebene Freundin dem engern Kreise seiner Bekannten gewidmet. Die wenigen Blätter dieser Broschüre sind indessen durch das „Journal des débats“ und die „Presse“, wenigstens zum größten Theil, auch einem weitem Publicum mitgetheilt. Es ist uns unbekannt, ob dieses geistvolle Werkchen unmittelbar nach dem Hinscheiden der Witwe Lapoussier's geschrieben ist, oder ob Guizot wieder im Gemüth der aufstrebenden Welten, durch die er das Staatsrecht Frankreichs hindurchzuführen strebt, die Feder des Feuilletonisten ergriffen hat, um das gemüthliche Bild eines gesellschaftlichen Lebens zu zeichnen. Mit wenigen Zügen gibt er uns eine lebendige Anschauung der mannichfachen Veränderungen, die das französische Salonleben im Sturm der Revolutionsjahre erlitten hat. Er gibt seiner Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes zu Paris einzelne meisterhafte Portraits und Charakteristiken verschiedener bekannter Persönlichkeiten ein, die, ohne durch literarische Thätigkeit sich hervorzuthun, doch die Vollendung ihrer gesellschaftlichen Formen, durch den Gang ihrer Conversation und durch Ausbildung ihres Geschmackes sich einen fast europäischen Ruf erworben haben. Dahin zählen wir Guizot, von dem vor kurzem die „Revue de Paris“ eine geistreiche Charakteristik gebracht hat. Wo übrigens ein Correspondent der ausübenden „Allgemeinen Zeitung“ in Guizot's Broschüre einen ästhetischen Fortschritt bemerkt hat, kann ich nicht recht einsehen. Seine Perioden haben stets etwas Verfeinertes, Geringes, Kantiges. Die Grazie eines leichteren, gesälligen Stils ist dem tief sinnigen Verf. der „Histoire de la civilisation“ nicht verliehen. Indem wir einmal von Guizot, dem Schriftsteller reden, wollen wir noch eine literarische Notiz hinzufügen, die in Deutschland ziemlich unbekannt sein dürfte. Die französische Übersetzung von Gibbon's berühmtem Geschichtswerke, die er herausgegeben hat, rührt von Ludwig XVI. her, der sie, sich des Pseudonym Leclerc de Septême bedienend, selbst angefertigt hat.

Es ist durch politische Blätter bereits zur öffentlichen Kunde gekommen, daß der Herzog von Leuchtenberg die Papiere seines Vaters zur Herausgabe vorbereiten läßt. Die Memoiren des Prinzen Eugen, dessen Laufbahn, von den Pyramiden beginnend, bis zu Napoleon's Abzügen vom politischen Schauplatz eine Reihe glänzender Thaten war, werden einen reichen Beitrag zur Geschichte der von der französischen Revolution veranlaßten Feldzüge bieten. Napoleon's Stiefsohn, diesem Verhältniß zum Groß Freund des hochherzigen Alexander's, hätte längst verdient, Gegenstand einer besondern Besprechung zu werden. Von verschiedenen Seiten hat man den ihm gebührenden Ruhm geschmäleret. So wird in dem bekannten Werke „Victoires et conquêtes“ der Sieg bei der Raab, der von ihm hauptsächlich erkochten, sei es aus Versehen, sei es aus Ubelwollen gegen den Prinzen Eugen, dem Marschall Macdonald zugeschrieben, der sich während des Treffens nicht einmal am Ort und Stelle befand. Auf diese falsche Annahme sich stützend, hat Johann Ph. de Ségur in seiner Lobrede auf den Fürsten von Tarent auch die Vorbera dieses Sieges in den reichen Kranz Macdonald's geflochten. Der Herausgeber, dessen Namen diese wichtigen Papiere des Prinzen anvertraut sind, Hr. Decebe, vormaliger Lehrer zu St.-Eyr und durch historisch-militärische Werke bekannt.

32.

Aufmerksam machen wir auf einen Aufsatz von Leo Dupré, welcher in der „Audience, journal général des tribunaux“ unter dem Titel enthalten ist: „Les noirs mystères de la Tour de Londres, épisodes terribles auxquels l'incendie qui vient de dévorer cette antique prison donna un à-propos et un intérêt nouveaux.“

Montag,

Nr. 66.

7. März 1842.

Eleonore, oder die Frommen und Abergläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Überdenkt man jene Periode, so fühlt man sich nur zu lebhaft und unangenehm an die barbarischen, von Glaubensgizant erfüllten Zeiten der ersten christlichen halb heidnischen Kaiser erinnert; Zeiten, die Gibbon nicht ohne Einsichtigkeit, doch meisterlich und mit schlagendem geschwunnen Spott geschildert hat. Von den Höfen gingen theologische Widerlegungen der Irrthümer Anderdenkender, theologisirende Proclamationen der Orthodorie aus. Kirchen- und Staatsdiener wurden genöthigt, die zu Zwangsgesetzen erhobenen theologischen Formeln zu beschwören. Die Lehe- und Pfarrer wurden je nach der herrschenden Richtung des Fürsten oder der von ihm begünstigten Geistlichen an die Gleichgesinnten, die sich herzubräugten, die Schwachen, die sich anbequemen, die Elenden, welche Beistimmung und Eifer heuchelten, vergeben, die Andersglaubenden Andererlei aller Art ausgezehrt, beschimpft, vertrieben, Landes verwiesen, eingekerkert. Den Orthodoxen wurden gegen die Abweichenden Censur und Mannrechte übertragen; Inquisitionstribunale wurden errichtet, Todesurtheile ausgesprochen und vollstreckt. Hier suchten die zum die Rechtgläubigkeit Landenden ihre Zwecke zu erreichen, indem sie zu gewaltthätigen Volksbewegungen, zu Pöbelaufläufen anhegten, dort indem sie Fürsten und Minister zum Gewaltmißbrauch anstifteten, hier indem sie trotzig dominirten, dort indem sie pfäffisch intriguirten. Die Ansichten der Theologen wechselten und so die der Fürsten, waren verschieden in den vielen verschiedenen Ländern, in verschiedenen Zeiträumen. Und was hätte man widerger, heidnischer und in christlichen Ländern sündhafter und empörender sein können, als daß Länder und Ländchen, größere und kleinere Gebiete die Lehe, die Weise des Gottesdiensts, den Glauben oder doch die äußere Gestalt desselben tauschten, je nach der persönlichen Ansicht des Gebieters oder seiner geistlichen Berather, die wiederum von den verächtlichsten Motiven geleitet, von der weltlichsten Bekannung erfüllt, vom beschränktesten Christenmaße waren; daß die theologischen Partien zugleich Hofpartien waren, von denen je nach der fürstlichen Willkür oder der Richtung des oder der hinter den Coullissen stehenden Geistlichen bald die eine, bald die andere siegte;

daß heute ein Dogma als alleinige Wahrheit galt, dessen Bekenner morgen als Lügner und Ketzer verjagt wurden; daß jetzt das Lutherthum, jetzt der Calvinismus, jetzt der Katholicismus bei Hofe, durch Wechsel der Person oder durch Meinungsänderung des Fürsten, die Oberhand bekam und die gebrückte Landeskirche, die protestantische Gemeinde des Landes, dem Impulse folgte, gequält, zertrümmert, erniedrigt und sich hingebend an den fürstlichen Glauben, oder Widerstand leistend und noch mehr gequält.

Und viel eher noch wäre es zu leiden oder doch einigermaßen zu entschuldigen gewesen, daß man zur Autoritätsherrschaft, zum katholischen Princip zurückkehrte, hätte man nur offen und ehrlich das protestantische der Selbstbestimmung der Gemeinde, der Individuen aufgegeben. Aber man führte es fortwährend gegen die feindliche Kirche, die Gläubigen der eigenen im Munde, frevelte in seinem Namen dawider, fügte der Sünde dawider den augenscheinlichsten Selbstwiderspruch, die ärgste Heuchelei hinzu. Nicht leicht widerwärtiger als von dieser Seite erscheint die protestantische Glaubenswuth und Despotie, der blinde oder jesuitisch-machiavellistische Eifer um die dogmatische Rechtgläubigkeit in jener Periode. Die Gemeinde freilich, deren Sache es war, deren Seelenheil es galt, wurde selten befragt, wenn daran gearbeitet wurde, ihr dieses oder jenes theologische, eben als orthodox geltende System, diese oder jene besondere Richtung einzupflanzen durch jullanische Besetzung der Lehrerstellen im Stände derselben, durch erzwungene Unterschrift von symbolischen Büchern, durch Anordnung und Einführung von gottesdienstlichen Gebräuchen, Kirchenbüchern oder Lehrweisen. Man gedachte der Gemeinde und ihrer Rechte selten anders, als wenn man fanatisches Regergeschrei oder formelle Zustimmung nöthig zu haben meinte. Sowie aber verfuhr es wurde, es geschehe zur Ehre des göttlichen Worts, um des Seelenheils der Gläubigen willen, aus Pflichtgefühl und Gewissensdrang, wenn man die Gläubigen zu einer Confessionsänderung gewaltsam nöthigte: ebenso versicherte man, die Gewissens- und Gemeinderrechte, die Glaubens- und Gewissensfreiheit bliebe vollständig gewahrt, ja es geschehe eben, um die Gemeinde bei ihrem officiellen Glauben gegen die Willkür abweichender Lehrer, bei ihren Rechtsansprüchen auf die Predigt der festgestellten Kirchenlehre, bei ihrer Freiheit durch Abwehr des Mi-

bedarfs zu schätzen, wenn man bei den mancherlei Maßregeln für das Ansehen der Orthodoxie, oder Dessen, was einer Partei oder Einzelnen eben dafür galt, die Stimme der Gemeinde nicht hörte, auf keinen Protest achtete, den Gläubigen Ansichten, Bedürfnisse, Wünsche unterlegte, die sie nicht hatten, die sie in Abrede stellten, wenn man bloß indirect in die Lehr- und Glaubenssachen eingriff, bloß das Äußere dem Sinn der Gemeinde zuwider ordnete, bloß zum Äußern die innerlichsten Dinge rechnete; gerade wie man gleichfalls versicherte, daß die Gemeinde und die Lehrer bei der vollkommensten Prüfungs- und Lehrfreiheit gelassen und geschützt würden, indem sie frei in Vernunft und Schrift nach der christlichen Wahrheit forschen dürften, nur daß sie gehalten wären zum Resultate der Orthodoxie zu gelangen und nichts Anderes fänden in Vernunft und Schrift als Das, was die Kirchenlehre oder die Usurpatoren der Rechtgläubigkeit nach ihren jeweiligen Inspirationen für christliche Wahrheit erklärten. Sodas es mit der protestantischen ungefähr wie mit der welland sogenannten deutschen Freiheit ging, daß sehr schlimme Sachen unter dem schönen Namen verfochten wurden.

Sowie die lutherischen Zeloten und Hierarchen ihre fanatischen und pfäffischen Zwecke, ihr Absehen auf die Errichtung eines neuen Papstthums in der Autorität einer alleingültigen und herrschenden Kirchenlehre nur durch Aufopferung der Glaubens- und Kirchenfreiheit, nur dadurch erreichen konnten, daß sie das noch so wenig gestohene, der Ausbildung und Feststellung dringend bedürftige Gemeinerecht in die äußerste Gefahr brachten, an die Staatsgewalt verriethen, ebenso waren die glorreichen Resultate für die Ausdehnung der Machtvollkommenheit der Staatsgewalt auch auf dem geistig-kirchlichen Gebiete zunächst nur um den Preis eines nicht unbeträchtlichen, der Geistlichkeit zuzubilligenden Einflusses zu erzielen; und so bildete sich unversehens wieder eine Hierarchie, sagen wir lieber ein Pfaffenthum in der Kirche, die mit Fehde wider dasselbe begonnen und fortwährend von demselben bedrängt wurde, ein Pfaffenthum, dem man aber viel zu viel Ehre anthun würde, wenn man es mit dem katholischen Priesterthume der mittlern Jahrhunderte vergleichen wollte, ein Pfaffenthum, das so weit möglich alle Schlechtigkeiten der römischen Hierarchie wiederholte, ohne die Größe, und was sonst derselben als Sühne zu gute kommen mag, sich aneignen zu können. Nichts nütze für die bürgerliche Freiheit, das Leben des Geistes, die höhere Gesittung der Zeit; nur kleinliche Zwecke in kleinlichen Verhältnissen durch kleinliche Mittel verfolgend; nicht von fern einer großen, ob auch geträubten, missverstandenen Idee oder Sache dienend; beschränkt und roh, wenn redlich und ehrenhaft; in vielen Fällen perfid, herrschsüchtig wie die herrschsüchtigsten Gregore, bisweilen wahrhaftige Wütheriche — waren die orthodoxen Professoren und Pastoren, Consistorialen und Hofprediger zwar nicht selten wahnvolle Märtyrer eines bornirten Zelotismus, allein viel häufiger Kriecher, Schmeichler und Schleppträger der weltlichen Macht, häufig genug wahrhafte Don-

zen, denen an Langweiligkeit und Herzlosigkeit nur ihr Lebenselement gleichkam, die dogmatischen Zänkereien, in deren Wüste sie wühlten.

Und da war es nur ein trauriger Trost, daß die Nemesis ihr Amt zunächst an der Geistlichkeit selbst abtr, die sich in der Zeit und Localität so gewaltig verrecknet hatte, zu glauben, daß in deutschen Landen nach dem 16. Jahrhundert ein Priesterthum zur Herrschaft gelangen könne wie ehemals; zu Macht und Ansehen gelangen könne, anders denn als Werkzeug der weltlichen Fürstenschaft; dieser zu Häupten wachsen, ja auf die Länge sich nur in einigem Gleichgewicht halten könne neben ihr. Gar bald ging die Zeit eines verhältnißmäßig bedeutenden persönlichen Einflusses der lutherischen Päpstelein vorüber, um einer Periode zu weichen, in welcher ihr Ansehen schließlic auf Null hinabsank. Zur gerechten Strafe ihrer hierarchischen Belüste, ihres einkältigen unchristlichen Rechtgläubigkeitseifers hatten sie, und zwar ohne die Gregorische Genugthuung, daß ihre Ideen die Welt eroberten, während sie aus Rom verjagt wurden, die grausamste Wüthart zu erdulden, wobei denn freilich die Härten der Entsetzungen, Landesverweisungen, Gewissensdrängungen u. s. w. nur zu oft gerade die Bessern, die Gesinnungstreuen, Gewissenhaften, Freidenkenden, friedlich und mäßig Gesinnten trafen. Was aber noch schlimmer war für die lutherische Geistlichkeit, sie wurde demoralisirt, indem sie über der Herrlichkeit des Buchstabenglaubens, Dienstes und Regiments den Halt und Ruhm der Geistesfreiheit und Wissenschaftlichkeit einbüßte, indem sie bald Sunst suchte bei den Machthabern und schlechte Künste und Schliche gebrauchte, um die Zwecke ihrer Herrschsucht zu erreichen, bald an Ehre, Gewissen und Erene Schaden nahm, dadurch, daß sie, durch Zwangsmaßregeln bedroht, durch Zurücksetzung und Hunger bedrängt, aus Furcht sich fägte und heuchelte, zu schwach zur Pflichttreue und Entsagung, nicht verschmähte, den Schein der Rechtgläubigkeit der eben dominirenden Richtung anzunehmen.

Durch Geistesohnmacht und Rohheit, hierarchische Anmaßlichkeit und unterkriechende Servilität gerieth sie dann weiter in immer größere Misachtung und in demselben Maße wurde ihre Wirksamkeit in den meisten Beziehungen geschwächt. Nicht in allen; denn fortwährend unter den dogmatischen Händeln wirkte sie allerdings sehr kräftig zur Unterhaltung einer engherzigen, verdummenden und frömmelnden Kirchlichkeit und Kirchgläubigkeit, zur Nährung des Confessionshasses bei den Gemeinden; dazu, daß die neue Kirche immer mehr den innern Frieden und die würdige Haltung und hiermit Kraft und Achtung einbüßte; dazu, daß in manchen deutschen Ländern der Katholicismus um so leichter wieder die Oberhand gewann und den Protestantismus verdrängte, dazu, daß die Abneigungen und Zerwürfnisse in Deutschland verstärkt, vermehrt, verbittert wurden, die neue Kirche in die Gefahedes Untergangs, das Vaterland durch Religions- und Bürgerkriege an den Rand des Verderbens gerieth, und schwach, uneinig, ausländischem Einflusse preisgegeben blieb bis auf die neueste Zeit.

Sie wollte ferner sehr wesentlich den Unglauben, die Kircheneinstreuung vorzubereiten, die nicht ausbleiben konnten nach dem Rechtgläubigkeits- und Confessionseifer, den begleitenden Erscheinungen. Wie hätte eine starre, nur angelebte, sogar aufgewungene, dem Princip der Kirche widerstrebende Lehr- und Glaubensform die Geister noch fesseln können, sobald die Bewegung derselben auch nur auf einem einzigen Punkte einmal wieder rascher und freier wurde, wenn die übrige Bildung fortschritt, während die theologische und kirchliche stagnirte? Kann man doch nicht schlechter sorgen für die Kraft des Zweifels und die Untraft des Glaubens, als wenn man das Object des letztern auf Autorität stützt und doch die Prüfung nicht ausschließt, so sehr man diese auch durch jene zu beengen sucht. Der Glaube, weil er hier gefangen genommen wurde, dort gewechselt werden mußte wie ein Gewand, mußte ja wol gründlich genug verloren gehen. Wo man das Volk aus einer Confession in die andere hegte, heute calvinisch und morgen lutherisch zu sein nöthigte oder zu machen planmäßig arbeitete; wo man über die Kirchenlehre innerhalb der Confession ohne Aufhören dargereicht, sich selten einigte und sich dann aufs neue über die Zwangsmaßregeln zur Einführung des wahren Glaubens entzweite; wo man die dogmatischen Vorstellungen einer vorübergegangenen Zeit, deren Mittel zur Erforschung der echten, so lange verborgen gehaltenen christlichen Wahrheit noch sehr dürftig gewesen waren, einer Sturm- und Drangperiode, für alle Zeiten fixiren wollte und obenein das der Schrift und Vernunft Widersprechendste darin am sorgfältigsten entwickelte, weiter ausspann, überbot; wo man Subtilitäten des Systems und der Schulsprache an die Stelle erbaulicher Rede setzte und die rationelle Begründung, die praktische Frömmigkeit, die Auslegung der heiligen Schrift im Volksunterricht wie in der Theologie gleich sehr vernachlässigte; wo die Gemeinde immer rücksichtsloser behandelt, immer willensloser gemacht, die Kirche immer mehr verweltlicht wurde: — wie hätte da Glaube und Kirchlichkeit, Achtung und Liebe der Kirche und kirchlicher Gemeinnsinn sich erhalten können?

Immer mehr verweltlicht wurde; denn damit kommen wir zum Endergebnisse. Die Geschichte der ersten großen dogmatischen Kriege zeigt, wie sehr sich hier die weltlichen, dort die geistlichen Häupter verrecknet hatten, als diese zuerst die Staatsgewalt in die theologischen Streitigkeiten hereinzuziehen gesucht, jene sich einzumischen beflissen gewesen waren. Im Occident bewältigte die Hierarchie die Staatsgewalt, im Orient wurde der Klerus unterthänig, die Kirche eine Skavin der weltlichen Macht und eine Grabstätte des Geistes, das Reich dennoch ohnmächtig. Ähnliche Ausgänge der Rechtgläubigkeitskämpfe in der lutherischen Kirche. Sie hatte ihren Ursprung genommen in der Entrüstung über die Verweltlichung der katholischen durch die Hierarchie, in dem lebendigen Streben, das kirchliche Institut wiederum auf seine Idee zurückzuführen. Luther's Hauptbegriffen, sein Stolz und sein Ruhm war es gewesen, die weltliche Macht wieder zu Ehren, in ihre gebührende Stellung, die Rechte der

Gemeinde wieder ans Licht gebracht, die unheilvolle Vermengung der weltlichen und geistlichen Gewalt aufgehoben, die Herrschaft über die Seelen menschlicher Anmaßung und Tyrannei entrisen und dem unsichtbaren, durch die göttliche Wahrheit und ihre freie Aneignung, ihrer Gewalt allein herrschenden Oberhaupt der Kirche zurückzugeben zu haben. In den dogmatischen Streitigkeiten der nächstfolgenden Periode wurden aber dieser Ursprung, diese Vergangenheit rein vergessen, diese Gesichtspunkte, diese Principien wie Handschuhe umgekehrt. Melancthon's Ahnungen, schon zu Augsburg ausgesprochen, was man für eine Kirche haben werde, wenn man den weltlichen Obrigkeiten so viel gebe, der geistlichen der Bischöfe so viel entziehe, ohne an ihrer Stelle ein besseres kirchliches Reglement zu organisiren, gingen in Erfüllung. Luther's Warnungen, seine Zornworte über solche, in seinen spätern Jahren bereits angehende Erfüllung, wie da der leidige Teufel regiere, wo die Kirche nach lediglich weltlichen Gesichtspunkten regiert werden wolle, waren in den Wind geredet. Man übersah gänzlich die warnende Geschichte der griechischen Kirche, verkannte gänzlich die historische Bedeutung der katholischen Hierarchie, die doch wesentlich mitgewirkt, den Occident vor dem Geschehe des christlichen Orients zu bewahren, die doch dem Streben, Idee und Kirche weltlich zu beherrschen und zu Mitteln materialistisch- despotischer Zwecke zu erniedrigen, einen bis zur Reformation unübersteiglichen Damm entgegengesetzt hatte. Man protestirte ganz richtig fort wider die Anmaßung der Hierarchie, die Welt nach geistlichen Gesichtspunkten sich unterthänig zu machen, hatte aber desto weniger Grund, fort und fort über die Zertrümmerung der hierarchischen Geistermacht zu frohlocken, wider sie zu declamiren und mit dem errungenen Siege über sie groß zu thun, da nicht bloß das herrische Streben des lutherischen Klerus verunglückte, sondern obenein der Kirche die Eigenschaft und Würde eines eigenthümlichen geistigen Reichs, das nicht von dieser Welt, und damit der Gedanke an Kirche und kirchliches Leben verloren ging und bei dem Gange, den die Dinge genommen, trotz des ohnmächtigen Scheiterns der Geistlichen auf die Übergriffe der von ihnen selbst hereingezogenen Politici, verloren gehen mußte. Das lutherische Gleichniß von dem trunkenen Bauer, der an der einen Seite auf das Pferd gehoben, von der andern wieder heruntersfällt! Man hatte sich von der katholischen Kirche wegen ihrer Profanirung durch die Hierarchie getrennt und führte die Entheiligung in die neue Kirche von einer andern Seite wieder herein. Die Kirchengewalt sollte nun ein wesentlicher Bestandtheil der Staatsgewalt sein, ehe man sich verfaß, war eine neue babylonische Gefangenschaft der Kirche vorhanden, die als Polizeianstalt und oft noch viel weniger rücksichtsvoll als die weltliche Polizei behandelt wurde, um natürlicherweise als Polizeinstitut gerade so viel zu wirken, wie die Polizei durch väterliche Ermahnungen wirken würde; um als Staats- und Polizeilagentin in dieselbe Misachtung zu geraten, in welche Polizei- und Staatsgewalt gerathen würden, wenn sie lediglich durch religiöse und moralische Gebote

neglern wollten. Die Staatskassen verlor ihr Ansehen bei den Gläubigern und die Gemüther wandten von der so sehr, wie manand die katholische, und wol zu noch härlicherem Glauben verweilten, entwürdigten zuletzt sich ab. Sofern der kirchliche Sinn sich erhielt, waren seine wesentlichen Elemente engherzige, bornierte Bigotterie, die traurigste Selbstherrlichkeit. In jedem Falle begründeten, abgesehen von manchen andern nebenhergehenden kläglichen Erscheinungen der Schwärmerei, des Absonderungsverwehens u. s. f. Frömmerei und Verfolgung, Gekränk und Zwietracht, Zwang und Gewalt, Verübung der Wissenschaft, Erstörung des christlichen Lebens, Barbarei der Sprache und Sitte, Angstigung der Gewissen, Verewerung der Geister, Pharisäer- und Pfaffenhum und endlich heidnischer Materialismus die Periode, in welcher die ganze Bewegung der Reformationsepöche zum Rückgange gebracht wurde; die Periode, in welcher die Ansicht herrschte, daß der Protestantismus ein festbestimmtes dogmatisches System sei, daß das Lutherthum in Fixierung und scholastischer Ausbildung der Theologie Luther's bestünde; die Periode, in welcher die riesenhaften und kleinklichen Anstrengungen gemacht wurden, durch Erzwingung der Herrschaft einer starren kirchlichen Rechthabigkeit die Einheit, die angebliche Grundlage der Kirche zu sichern; in welcher die Verkehrtheit und bezüglich Schlechtigkeit waltete, von der einen Seite die weltliche Macht in die kirchlichen Handel hereinzuführen, von der andern in die Glaubenssachen theologisirend aus redlicher aber irrender Meinung oder häßlicher Berechnung sich einzumischen. Dies die mittel- und unmittelbaren Folgen, die schönen Früchte jener Ansicht, jener Anstrengungen, dieser Verkehrtheit, dieses Hebensinnes, nur in flüchtiger Skizze viel zu unvollständig, zu schonend dargestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

In der neuern dänischen Literatur verdienen nämlich erwähnt zu werden: „Digte“ von Christian Winther und „To Fortællinger“ von demselben Verfasser (Kopenhagen 1839). Die Gedichte machen die dritte Ausgabe der Sammlung aus, welche 1832 unter dem Titel „Digte gamle og nye“ erschien. Diese Gedichte enthalten ewig jugendliche Schilderungen von Allem, was sich tief in der Menschenbrust bewegt und sind dem Leser alte, willkommenen Bekannte, welche liebe Erinnerungen von Freude und Schmerz, von Jugendträumen, von Verlust und Sehnsucht, von kühnen Hoffnungen, von den ersten Strahlen der Frühlingssonne der Liebe und von so Vielem, was ihm theuer war und ist, auffrischen. Die beiden Erzählungen sind ebenfalls meisterhaft in ihrer Art. In dem Augensbilde, wo eine Person, ja sogar eine Nebenperson hervortritt, steht sie gleich so lebendig und mit so klaren und bestimmten Umrissen vor uns da, daß selbst des vortrefflichsten Schauspielers und Malers Darstellung derselben in dem gegebenen Momente kaum eine klarere Auffassung von ihrem Charakter bewirken könnte. Bei jedem Wort, welches die handelnden Personen aussprechen, bei jeder Bewegung, die sie machen, tritt dieser hervor mit einer Klarheit, welche davon zeugt, daß der Pinsel von sicherer Hand geführt worden. Die ganze Erzählung ist

gleichsam eine Malerei, wenn die Personen lebendig in einer neuen Situation und einer neuen Beleuchtung hervortreten; dergestalt, daß eine Reihe lebendiger Bilder, die sich vor dem Auge der Leser vorbeibewegt, sich zu einem Totalbilde sammelt, mit einer Anschaulichkeit, welche leichter zu bewundern als nachzumachen ist.

Ein eigenes Product ist Grundtvig's Schrift: „Hjælpe-Bild paa Danmarks Stjerne i Glo: Brølups-og Kro-nings-Kæret 1840“ (Kopenhagen 1840). Sie enthält Reden und Gedichte in des Verfassers bekanntem charakteristischen Style, veranlaßt durch die Kronbefolgung, Abens-Hochzeit und Abens-Christen's VIII. Die letztem Namen sind: lateinischer Styl und dänische Nationalität, Mutter-Sprache und dänische Gemeinschaft, Volksleben, Volksgeist und Volks-rath, altväterliche Christen und altväterliche Dänen, väterliche Regierung und kindlicher Geist, die schwarze Schule und die bunte Hochschule, Dänemarks bebauerndes Wesen u. s. w. Diese Ideen treten hier überall auf dieselbe Weise, mit derselben päpstlichen Unschicklichkeit, derselben Annahme und Selbstschick, derselben Unklarheit und Folgewidrigkeit, die man von diesem Verfasser so lange gewohnt ist, hervor.

Im vorigen Jahre erschienen in Kopenhagen die beiden ersten Hefte einer Zeitschrift, die den Titel führt: „Polensteds Blade“, herausgegeben von P. Engel und Poulens Nielsen, Candidaten der Rechtswissenschaft. Die Schrift will der demokratischen Richtung in Dänemark entgegenwirken. Sie enthält der Worte viel, aber wenig Kern, wenig Klarheit und Wahrheit.

Besondere Beachtung verdienen: „Efterladte Gjenstande“, von Paul W. Müller, herausgegeben von Christian Winther. Das ganze Wesen des verstorbenen Verfassers war Ausdruck einer hoch begabten und allseitig entwickelten primitiven Natur. Fast jeder seiner Gedanken, er mochte objectiv richtig sein oder nicht, kam mit einer bewundernswürdigen Frische und Natürlichkeit aus der innersten Tiefe seines Gemüthes und es gehört zu dem höchst Charakteristischen bei Paul Müller, daß seine eigene geistige Gesundheit und Natürlichkeit sich in ihm als einem beobachtenden und denkenden Kopf reflectirte in einer ungewöhnlichen Klarheit der Anschauung von Allem, was bei Menschen in irgend einer Beziehung angenommen oder affectirt ist, oder was in Handlung, Rede oder Wesen nicht entweder als die unmittelbare und freie Äußerung der Seele oder als Resultat einer durchgekämpften Reflexion, sondern als die unreflektirte Frucht einer unsehlendigen, unferren und wankenden Gedankenbewegung hervortritt. Er hatte über diese Region der menschlichen Seele viel beobachtet und nachgedacht, und so gerührt und träumerisch er auch oft war, so überraschte er in dieser Hinsicht nicht selten durch eine außerordentlich scharfe und richtige Beobachtung des wirklichen Lebens, durch einen Blick, der bis in die innerste Tiefe der Seele gedungen war. Seine eigenthümliche Natur fähigte ihn mehr zu einzelnen genialen Blitzen, discreten Äußerungen von seltener Tiefe und Geistesfülle, als zu durchgeführten Entwicklungen. Auch hatte er in keinem der bestehenden Systeme der Philosophie Frieden und Ruhe finden können. Von Jugend war er Theolog, beschäftigte sich aber auch eifrig mit der schönen Literatur. Sodann widmete er sich der Philologie und erst in einer spätern Periode seines Lebens nahmen seine Studien eine streng philosophische Richtung an. Auch der philosophischen Literatur nach Hegel folgte er mit großer Aufmerksamkeit. Der erste Band seiner nachgelassenen Schriften enthält seine wichtigsten Arbeiten; der zweite seine prosaischen Schrift-sten und Aufsätze, namentlich über Philosophie, Literatur und Kunst.

45.

Dienstag,

— Nr. 67. —

8. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Abergläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Das Alles ist kein Geheimniß, die unselige Periode des Confeßions- und Rechtgläubigkeitsfanatismus ist doch auch den Laien, wenn sie sich zu den auch ihnen zugänglichen und genießbaren kirchlichen und dogmenhistorischen Werken eines Pland z. B. nicht wenden, wenigstens durch Geschichtswerke wie das von R. A. Mengel ihrem Inhalte und Charakter nach wohlbekannt. Wie aber? Man beschäftigt sich ein Weilschen mit ihrer — der längst vorübergegangenen — Betrachtung, heftet — erfüllt von Betrübnis, Enttäuschung und Ekel — den Blick wiederum auf die fortgeschrittene Gegenwart und — wird von dem Gefühle bewältigt, als ginge Einem ein Nähtad im Kopfe herum. Wahrhaftig! da haben wir dieselben Erscheinungen, die eigentlichsten Kennzeichen der vermeintlich für immer vorübergegangenen Periode — bei unserm Lebem, sie wiederholt sich, wir sind bereits mitten, wenigstens mitten in den Anfängen ihres Wiederauflebens darin: da sind sie, jene Ansicht, jene Anstrengungen, jene Verzeßtheit und beglücklich derselbe Eifer; da soll eine kirchliche Orthodoxie errichtet werden, da wird Vernunft und Vernunftgebrauch verflucht, da spricht eine Partei den Andersmeinenden den Anspruch auf die Christlichkeit, auf das Recht der Theilnahme an dem kirchlichen Verbands ab, da soll Lehrgewalt wieder eingeführt, sollen die Abweichenden entsetzt, geküßelt, vertrieben werden, da wird das Volk aufgehetzt, die Nichtzustimmenden werden verdächtigt, den Regierungen denuncirt, da wird dominiert und intriguiert von den Eiferern, da zanken sie ohne Liebe, da toben sie laut oder schleichen sacht sich ein, da trachten sie darnach, alle geistlichen und Lehrstellen durch ihre Geistesverwandten zu füllen, da trachten sie die Staatsgewalten zu verführen, in den theologischen Häusern Partei zu nehmen und durch äußere Mittel ihre Richtung emporzubringen, da streben sie durch Hof- und Adelsgunst, durch neue Stellungen wie durch die Gewalt gewisser religiöser Vorstellungen hierarchischen Einfluß zu gewinnen, da ist hinter ihnen der ganze Troß der Charakterlosen und der Heuchler, da — —

Doch genug. Jedermann kennt die weiteren Züge des Gewandtes, denen Magistri nostri, unsere neuen Dunkel-

männer und Regimentsführer täglich neue hinzufügen. Ein seiner Ruhm, daß die Laien sich gemüßigt sehen, Toleranzvereine zu gründen, um sich und das Christenthum vor der Wuth der Theologen, vor den von den Abergläubigsten und allein Rechtgläubigen ausgehenden Gefahren zu schützen! Ist es denn aber möglich, daß wie in die vor dem geschichtlichen Gericht gedachte, vollständig verurtheilte Periode des Glaubensgeizs und Relotismus wieder hineingeworfen konnten — befinden wir uns so sehr im Rückschreiten?

Es ist wirklich, erklärt sich auch natürlich genug, nur wird die Sache dadurch nicht besser, ihr Vorhandensein weder ehrenvoller noch erfreulicher für uns. Wie hat es aber wirklich werden können? Wir verweisen auf die bereits vorgekommenen betreffenden Andeutungen und fügen noch die folgenden hinzu.

Die Ansprüche des Papstthums auf Weltbeherrschung waren in dem Maße unhaltbar geworden, seine Macht hatte den Boden, in welchem sie wurzelte, in dem Maße verloren, als neben und trotz der hierarchischen von ihm repräsentirten Weltansicht eine andere derselben widerstrebende sich verbreitet, als es dem frommen Gefühl nicht mehr hatte genügen, das Bedürfnis reinerer dogmatischer und kirchlicher Formen, oder aber einer, mit der vorgeschrittenen Anschauung und Intelligenz harmonisirenden Lehre, eines mit solcher wiederum harmonisirenden Kirchenthums nicht mehr hatte befriedigen können. Die Orthodoxie der neuen Kirche aber, das neue kleine lutherische Papstthum des Symbolbuchhabers, der lutherischen Pastoren, Hosprediger, Universitäts-theologen, Consistorialen und Regenten war von allem Anfang in unaufheblicher harter Disharmonie mit der neuen Weltanschauung und den neuen Bedürfnissen, die in ihrem Bereiche das christliche Papstthum gestürzt hatten, mit dem, wenn auch noch nicht deutlich genug erkannt, doch gefühlten und einmal laut und unwiderstehlich proclamirten protestantischen Princip, ruhete nur auf den Resten der katholischen hierarchischen Ideen und vermochte der Lage der Dinge nach den Gegensatz der ganzen neuen Bildung nur in sehr dürftiger Weise zu überwinden, den einmal begangenen Fortschritt nur äußerst mühsam aufzuhalten. Wie stand es so an der Spitze der Intelligenz, nie fand das christliche Volk so in ihm seine Befriedigung, wie dies

bei dem römischen Papstthume der Fall gewesen war, das nur in den Zeiten seiner größten Ausartung so sehr im Widerspruch mit den ihm zum Grunde liegenden Ideen gestanden, als das päpstliche Luthertum von vorn herein mit dem Princip der Kirche stand, in welcher es sich geltend zu machen suchte. Dies Luthertum mußte daher nothwendig um so eher vorübergehen, und auch nur so lange, als es sich hielt, wurde es nicht getragen, wie einst das Papstthum, durch innere Kraft, Würde, mannichfache Verdienste, Achtung und Liebe, sondern lediglich durch die Nationalcalamitäten, die es herbeiführten, den Confessionshaß und die Parteilichkeit, die es nähren, die Religionskriege, die es entzündeten half, die damit Hand in Hand gehende Barbarei in Wissenschaft und Leben, die es vergrößerte und befestigte. Sein Sturz war entschieden, sobald die Nation zu so viel Ruhe gelangte, um zu wahrer Besinnung zu kommen, einen neuen Aufschwung nehmen zu können.

Zunächst wurde die Herrschaft des Buchstabenglaubens und seiner geistlichen Priester durch den Spener'schen, mit dem jetzt sogenannten nicht zu verwechselnden Pietismus bedroht und erschüttert, der von dem Bedürfnis des christlichen Lebens und dem Begriff der Religion als Herzessache ausging, zu der Ansicht fortschritt, daß die ganze Schultheologie für das wahre Christenthum und dessen Erbauung in den Gemüthern unnütz und verderblich sei, und schließlich bei der Überzeugung und Behauptung der Nothwendigkeit einer Reform des ganzen lutherischen Kirchenthums anlangte. Ihm folgten gewisse Bewegungen in der Philosophie und Theologie, mancherlei Fortschritte in allen übrigen Wissenschaften und neue Weltverhältnisse, um der ganzen Zeitbildung eine Gestaltung zu geben, welche der kirchlichen Dogmatik und ihrem Zwange, der in jener und in diesem sich ausdrückenden religiösen und Weltanschauung immer mehr widersprach, um eine Periode einzuleiten, in welcher der widernatürlich gehemmte Fortschritt überstürzt wurde, die Periode der Freidenkerie, des Naturalismus, der Neologie, in welcher man Christenthum und Kirche befandete, verwarf, indem man die kirchliche Lehre mit der christlichen, das officielle Christenthum mit dem Seltens des neuen Priestertums nach Möglichkeit abermals vergrabenen schriftmäßigen, die freie Herrschaft der christlichen Wahrheit mit der Zwangsherrschaft der Schultheologie, ihrer Repräsentanten und Zwangsanstalten verwechselte.

Diese Wendung war nur zu natürlich, wo nicht eine nothwendige. Die Orthodoxen hatten die Vernunft so wüthig verschrien und allem wahren und wahrhaft freien Vernunftgebrauche so hartnäckig widerstrebt, daß der Mißbrauch schon einmal eintreten mußte. Sie hatten die Bewegung der Geister so eingeschnürt, daß auf die Länge das Gefühl nicht ausbleiben konnte, jeglicher Autorität in Glaubenssachen, und so auch dem echten und zu achtenden Ansehen der christlichen Lehre, das auf der innern Wahrheit derselben beruhete, den Krieg zu erklären. Sie hatten alles Mögliche gethan, den Fortgang der Schriftforschung und den Anbau aller der Wissenschaften zu

hindern, deren Vorschreiten erforderlich war, die ursprüngliche christliche Wahrheit, das echte christliche Alterthum genügend zu erkennen und zu würdigen. Sie selbst hatten zuerst die Schultheologie mit dem Christenthume verwechselt; hatten sich eifrig bemüht, dem Zeitalter so tief als möglich einzuprägen, daß nur in ihren dogmatischen Formeln die ganze und alleinige christliche Wahrheit enthalten sei; hatten schlechterdings kein Christenthum gelten lassen wollen als das kirchliche, das in immer größerer Disharmonie mit der Zeitbildung gerieth; hatten es an nichts fehlen lassen, zumal den Denkenden alle positive Religion zu verleiden, den lebhafter vom religiösen Gefühl und Bedürfnis Erregten Widerwillen gegen Kirche und Christenthum einzusößen, die Freigesinnten wider das ganze kirchliche Wesen in Harnisch zu bringen. So war es nur zu natürlich, daß die kirchliche Zwangsgläubigkeit jene Opposition hervorrief, die, statt die kirchlichen Gebrechen, die Auswüchse und Unhaltbarkeiten der Kirchenlehre zu bestreiten und sich in dem Bestreben zu vereinigen, den echten Gehalt der christlichen Lehre ans Licht zu bringen, ihren Angriff gegen das Christenthum, die Glaubens- und Sittenlehre, den Ursprung, die Geschichte desselben, die Kirche und deren Institutionen selbst lehrte, Christenthum und Kirche in feindseligem Geiste negirte, schwächte, verspottete, in den Staub zog. So war es gleichfalls nur zu natürlich, daß die mechanisch angelernte orthodoxe Frömmigkeit diesem Stöße nicht gewachsen war und mit Indifferentismus oder Verachtung der christlichen, der Religion überhaupt, oder doch alles Kirchenthums verwechselt wurde.

Die Zeloten der Rechtgläubigkeit konnten den Schaden nicht heilen, ohne die Orthodoxie und deren Ansprüche aufzugeben; sie machten übel ärger, indem sie jene nicht bloß zu läutern suchten, diese nicht bloß nicht ermäßigten, sondern sich in jener wo möglich noch mehr befestigten, diese auf das strengste festhielten und von ihrem Standpunkte aus ebenso heftig als ungeschickt widersprachen. Wodurch war zu helfen? Es galt zunächst, die in der Reformation begonnene und seit ihrer Zeit unterbrochene Prüfung der ältern Kirchenlehre wieder aufzunehmen, um zu einer neuen gründlichen Prüfung der lutherischen Dogmatik und der Ausbildung, welche dieselbe von ihren Helden, den eifernden theologischen Klopfschtern, erhalten hatte, fortzuschreiten. Die Reformatoren selbst hatten zwar den formalen, von ihren Nachfolgern wiederholten aber mißhandelten Grundsatz ausgesprochen, nur die heilige Schrift als Norm der Lehre und des Glaubens gelten zu lassen, waren zwar reichlich bemüht gewesen, den reinen Lehrgehalt der christlichen Urkunden zu eruiren, hatten jedoch das Problem, wie es nicht anders sein konnte, nur unvollkommen gelöst. Sie waren mit Luther und auf den von demselben ausgehenden Impuls nur zu befangen gewesen in der paulinisch-augustinischen Auffassung der christlichen Wahrheit, die ohnehin ihr Licht und ihre Wärme unter dem Pandem der spätern Theologen einbüßte, welche die Schwächen und Fehler Luther's geerbt hatten und überboten, seiner Tiefe,

seines Gemüths, seiner echten Begeisterung aber nur gar zu fern standen. Die Reformatoren waren endlich fast ohne alle unbesangene und ernstliche Ergreifung bei dem Theile der katholischen Kirchenlehre stehen geblieben, der in der Schultheologie der Partei, die im 4. Jahrhundert den Sieg davontrug, in den dogmatischen Resultaten der großen noch unter den römischen Kaisern von Konstantin an abgehaltenen Concilien bestand. Bei Lage der Dinge konnte nun wahrhaft nur geholfen werden durch Lösung der Aufgabe, nach einer ganz neuen gründlichen Prüfung der Kirchenlehre das Willkürliche in derselben, das nicht durch echte innere Entwicklung Hinzugekommene, die fremdartigen, in der Schrift wahre Begründung nicht findenden, jüdischen, heidnischen, aus morgenländischen Philosophemen oder irrender christlicher Speculation entnommenen, dem hierarchischen Interesse oder der Laune und Berechnung weltlicher Mächthaber entquollenen Elemente auszuschneiden, das ursprüngliche Christenthum hell zu erkennen und auf dem Grunde dieser Erkenntniß eine Theologie und Kirche zu errichten, welche geeignet war, die Zeit, als harmonisirend mit der Bildung und dem Bedürfnis derselben, als zugleich den freiesten Forderungen der Vernunft wie dem Richtmaß des positiv gegebenen Glaubensgrundes genügend —, die Zeit, sagen wir, zu gewinnen und somit die Reformation bis zu dem Momente, in welchem man sich befand, fortzuführen und für ihn zu vollenden.

Diese Aufgabe jedoch wurde in der weiterfolgenden Periode der Aufklärung und des Rationalismus erst allmählig und nur theilweis als nothwendig erkannt und ergriffen, und sofern sich die Kräfte an ihrer Lösung versuchten, blieb diese doch lange äußerst mangelhaft. Anfanglich war der Eifer des Regiments noch zu lebhaft, wurde die Kirchenlehre noch zu einseitig verteidigt, galt es noch zu sehr dem Hinwegräumen des Unhaltbaren, das dem neu Aufzuerbauenden Raum und Recht zu sein wehrte; späterhin, als Orthodorie und Supranaturalismus und Symbol- und Kirchenzwang so gut wie überwunden waren, fehlten noch die erforderlichen Vorkenntnisse, die Erforschung der Tiefe zu einem haltbaren Neubau, fehlte den Gemüthern theils die nöthige Ruhe und theils die nöthige Wärme, Hand an einen solchen zu legen, ihm Achtung und Theilnahme zuzuwenden. So wurde mit viel Unwesentlichem, Hindertlichem viel Nöthiges und Echtes beseitigt, wurden mit fremdartigen sehr christliche Elemente ausgeschieden; die Lehre der Ungläubigen ward sammt ihrer Begründung um Ehre und Reputation gebracht, eine neue auf fester Grundlage und ohne das Walten unzurechtfertigender Willkür aber nicht aufgestellt, die zur Achtung und Anerkennung hätte gelangen können. Die Richtung einer oberflächlichen, von tieferer Kunde des christlichen Alterthums, von echter Würdigung der ursprünglichen christlichen Wahrheit entblößten, religiöser Wärme und Begeisterung baren Aufgeklärtheit bemächtigte sich namentlich der Vornehmen, der Höfe und großentheils durch diese auch der kirchlichen Häupter und Behörden und oft genug übte nun die siegende Heterodorie

ihrerseits Intoleranz gegen viele noch haltbare, lebendige und wesentliche Elemente der Lehre, des Glaubens, der kirchlichen Einrichtungen, übte auch ihrerseits ein verwollstendes Regiment in der Kirche, welcher sie ihre Richtung, ihre Liturgien, Lehrbücher und Lehrweisen, Kirchengesänge, Lehrer und Prediger aufnöthigte, nicht so brutal, wie dergleichen so oft orthodoxer Seits geschehen war, wol aber durch jene indirecten Einwirkungen, die kein Zwang sein wollen, ja sich stellen als verabscheuten sie denselben und hielten die Freiheit hoch, aber zu den gefährlichsten und hassenswürdigsten gehörten. Im Ganzen herrschte wol das Princip, daß es Jedermann zu überlassen sei, auf seine Façon selig zu werden, aber der verneinende Hohn hatte nichtsdestoweniger seine nöthigende Wirkung.

Die Orthodoxen und Rechtgläubigkeitsseiferer hatten schwer gesündigt, ihr theologisches System oder doch ihr Princip hatte den Untergang verdient. Überreste von ihnen mit den alten schlechten Ansprüchen und Annahmen gab es in der Kirche wol noch immer, warum aber mußte für Jene und Diese leiden, entgelten, was sie gesündigt hatten, sündigten, ferner sündigen konnten — die Kirche, der noch immer bedeutende Theil der Gemeinde, der in gutem Glauben an der Kirchenlehre, oder doch an den echt christlichen Elementen derselben, an den alten oder doch manchen der alten kirchlichen Gebräuche, Gebete, Gesänge u. s. w. festhielt, welche der Aufklärungsvandalismus verwarf und zu entfernen wußte? Warum konnte der letztere so viel Echtes, der Erhaltung Würdiges zerstören, warum konnte dieses nicht kräftiger geschützt werden, die Kirche hier mehr, dort weniger so mancher Willkür und so manches Willkürlichen, ja des Unglaubens und Antichrists im Lehramt und Regiment sich nicht erwehren? Eben weil es ihr, Dank der Fürsorge der Rechtgläubigkeitsgeloten, fortwährend an aller naturgemäßen eigentlichen Organisation gebrach, weil die Gemeinberechte nicht von der Gemeinde geübt wurden, sondern an anderer Stelle aufgehoben waren. Ehedem war Orthodorie die Lösung in den höchsten weltlichen und geistlichen Regionen gewesen und die Gemeinde hatte die Freiheit des Glaubens sich verkümmern, sich lehren lassen und beten und singen müssen, wie es dort gefiel; jetzt war Heterodorie in jenen Regionen an der Tagesordnung, und nun hatte sie, sofern sie mehr oder minder altgläubig, oder auch sofern sie nur überhaupt gläubig geblieben, selbst von den mit der Verwaltung ihrer Angelegenheiten und dem Schutz ihres Glaubens betrauten Stellen her, Anfeindung ihrer Frömmigkeit zu erdulden und mußte sich von Rechtswegen gefallen lassen, mitten in ihrem Heiligthume mit ihrem Glauben verhöhnt und systematisch zur alleinseligmachenden Vernunftgläubigkeit, gleichgültigen Aufgeklärtheit oder verkappten Ungläubigkeit herangezogen zu werden. Vorhin waren ihre Priester durch Buhlerel mit dem Hofglauben emporgekommen, jetzt stiegen sie allenfalls durch Anbequemmung an hoch fürstlichen Unglauben. Die gläubige Gemeinde ärgerte sich und buldete, bis sie sich ermannete und etwas that? Nicht doch; was hätte sie thun können, bis etwas geschah, was sie we-

der fördern noch hindern konnte, bis eine Meinungsänderung in allerhöchsten Regionen eintrat.

Es kam — nicht für alle lutherischen Länder, am wenigsten in derselben Zeit, denn die Dinge nahmen die Wendung hier so, dort anders; dennoch aber kam, was im einen Lande, als Typus gelten für Das, was gemeinhin geschah — die Wölner'sche Periode mit dem nachgeborenen plumpen Versuche, der Lehre und durch diese dem Glauben und der individuellen Freiheit die abgestreiften Fesseln wieder anzulegen, der Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts die verloren gegangene Herrschaft zurückzugeben. Der Versuch mißlang, nicht durch den Widerstand der willenlosen Kirche als solcher, obwohl die Mehrheit in derselben ohne Frage jedenfalls dem Zwange abhold war, sondern einerseits durch die Kraft der erstarkten öffentlichen Meinung, die mindestens das Größte verhinderte, und andererseits durch einen abermaligen und diesmal der Sache der Vernunft, der Freiheit und reinern Christlichkeit günstigen Regentenwechsel. Wiederum stand nun der Weg der natürlichen Entwicklung frei und offen und alle Kraft mochte an die endliche Lösung der oben gedachten Aufgabe gesetzt werden. Und in der That drangen bedeutende Talente, große Geister, christlich erwärmte Gemüther immer tiefer in die Tiefen des Schachts der christlichen Wahrheit ein und arbeiteten rüstig an dem Werke einer geläuterten Theologie, wie sie einem neuen Erwachen und Walten des christlichen Geistes und Lebens, einer neuen besseren Gestaltung der Kirche vorhergehen mußte: einer Theologie, welche auf der Grundlage des heller erkannten ursprünglichen Christenthums ruhte, und bei einer in Wahrheit, nicht pseudo-rationalen Behandlung wol noch entschiedener das Willkürliche ausschloß, aber auch das Reine und Wahre der spätern Entwicklungen wiederaufnahm und zu Ehren brachte; die die Rechte des Ansehens der göttlichen Wahrheit, des thatsächlich: höhern Ursprungs, der weltgeschichtlichen Bedeutung von Christenthum und Kirche mit den echten Ansprüchen der Vernunft, der Freiheit, der neuern Bildung versöhnte; sowol die unvollkommenen Formen, worin eine frühere Zeit den Gehalt des Christenthums mehrfach irrig erfaßt zu haben meinte, als den Gegensatz, die Negierung christlicher Elemente, beseitigte, die letztern sammelte und den ihnen selbst wie den Fortschritten der Wissenschaft angemessenen Ausdruck für sie zu finden trachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches aus Holland.

Bei dem Buchhändler Natan zu Utrecht ist bereits 1837 eine „Discribo in Joannis Wicliffe vitam, ingenium, scripta“ von G. A. de Kuiper-Gronemann erschienen und mit verdienter Anerkennung aufgenommen worden. Das Buch verdient auch in Deutschland eine größere Anerkennung, als ihm bis jetzt zu Theil wurde. Um auf diese verdienstliche Schrift aufmerksam zu machen, mögen hier ein paar interessanten Sätze aus Wicliffe's Leben daraus entlehnt werden. Bekanntlich war Wicliffe den Bettelbrüdern ein Dorn im Auge und sie boten Alles auf, ihn zu vernichten und seinen Einfluß

unabhängig zu machen. Als er daher 1379 in eine schwere Krankheit verfallen war und man fast allgemein an seine Wiedererholung verzweifelte, gingen vier Doctoras wegen der verschiedenen Medicamenten, beauftragt von vier Aeltermännern der Stadt Oxford, unter dem Scheine eines christlichen Besuchs zu ihm. Sie grüßten ihn freundlich, besuchten ihn selbst mit seinem Zustande und wünschten ihm eine baldige Wiederherstellung. Darauf aber entsetzten ihn die Reden an die mancherlei Unannehmlichkeiten, die er sich durch seine hochnützlich vertheidigten Sätze und Lehren zugezogen hätte, und ermahnten ihn endlich, daß er doch jetzt am Rande des Grabes seine Irrthümer und Vergehungen betreuen, sein Unrecht beueinen und, was er gegen sie gesagt und geschrieben hätte, im Beisein der Aeltermänner widerrufen möchte. Als Wicliffe dies gehört hatte, schien er neu aufzuleben, winkte einige Freunde zu sich ans Bett und bat sie, ihn etwas aufzurichten; dann wandte er sich zu den Mönchen und sprach mit lauter Stimme: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und nie aufhören, den Bettelbrüdern ihre Nachsichtigkeit vorzubringen.“ Wicliffe schloß sie sich fort und er hielt sein Besprechen.

Ein Hauptverdienst Wicliffe's besteht darin, daß er die Bibel in seine Landessprache übersehte und dadurch zur Klärung des Volkes ungemein viel beitrug. Besonders hervorzuheben ist in dieser Hinsicht die Stelle, welche der Verf. S. 182 aus dem alten Chroniken-Buch, einem Zeitgenossen und heftigen Gegner Wicliffe's, anführt. Die lautet: „Dieser Magister Johannes Wicliffe hat das Evangelium, welches Christus den Klerikern und Kirchenlehrern gegeben hat, damit sie es den darnach hungernden Laien und schwachen Personen, je nach dem Erfordernisse der Zeit und dem Bedürfnisse der Personen mittheilten, aus dem Lateinischen in die englische, nicht englische Sprache (in anglicam linguam, non anglicam) übersetzt. So wird es nun durch ihn gemein und von Laien und des Lesens kundigen Weibern besser verstanden als selbst von Geistlichen, die für gar gelehrt und einsichtsvoll gelten. So wird die Perle des Evangelii weggenommen und von den Klauen zerstreut, und was Geistlichen und Laien theuer zu sein pflegt, wird nun beiden gleichsam zum Gespött, und die Perle den Geistlichen wandelt sich um in einen Spott der Laien, so daß den Laien das Eigwe ein Gemeingut wird, was bisher der Geistlichen und Kirchenlehrer hohes Eigenthum war. Und so mag denn der Bräutigam und Laun mit dem Prosopern ausrufen: Die Ehre der Kirche wird verfallen sein, weil er sich über sie erhoben hat!“

Genug, Ref. empfiehlt diese gediegene Schrift allen denen, die sich über Wicliffe gründlich belehren wollen. Die S. 75 u. vorkommenden Notizen über Robert Longland's satirisches Gedicht „The visions of Peirce plowman“, sowie über Chaucer und sein Verhältnis zu Wicliffe sind anziehend und lehrreich.

22.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauspiele

von

Hans Koster.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Maria Stuart. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Luisa Amiel. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Polo und Francesca. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Unterhaltung.

Rittwoch,

Nr. 68.

9. März 1842.

Elementine, oder die Frommen und Altgläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 67.)

Dies ansehende Streben ward begünstigt und gefördert durch die ganze Summe des christlichen Sinns, der Liebe und Verehrung des Christenthums, so viel davon noch vorhanden war, durch Zustände, welche das religiöse Gefühl wieder lebhaft anregten und den kirchlichen Gemeingeist weckten, mancher anderwärts Gunst der Verhältnisse zu geschweigen, durch welche die schönsten Auspichten begründet wurden, mochte auch das Princip einer schrankenlosen Fortbildung sich geltend zu machen suchen, welche aus dem Christenthume geradezu hinausführte, in den directesten Widerspruch mit demselben geriet. Doch abermals wirkte verderblich der Fluch der lutherischen Kirche, ihr Mangel an eigenem Bestande, eigenen Formen und Ordnungen. In ihm lag es, daß es so leicht war, Herrschgelüste geltend zu machen, und Fleisch und Blut waren zu schwach, der Versuchung bei der nächsten todenden, Gelegenheit zeigenden Verknüpfung der Umstände zu widerstehen. Inmitten hätten die Geister, die Gegensätze aufeinanderfolgen, hätten die Altgläubigen jede Kraft aufbieten mögen, nicht bloß die naturalistische, sondern auch die rationalistische Ansicht zu überwinden, die Gemüther nicht bloß für das Haltbare, das Beste der Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts, sondern für jede Formel, jeglichen Buchstaben der orthodoxen Schultheologie wieder zu gewinnen, nicht bloß den Grundsatz der schrankenlosen, das ganze positive Christenthum negirenden Fortbildung, sondern jede lebendige Entwicklung des geschichtlichen Protestantismus zu bekämpfen: hätten sie nur die wissenschaftliche und christliche Haltung bewahrt, den Geist und die Liebe walten lassen, sich nur beschuldiger Eifers, hierarchischer Tendenzen und hierin der Dummheit und Schlechtigkeit enthalten, ihre Richtung, ihre Ansicht durch äußere Einwirkungen, Gunst, Beförderung und Auszeichnung, Drohung und Vergewaltigung, Intriguen und Denunciationen zur Herrschaft zu bringen. Allein nur zu Viele enthielten sich dessen mit Nichten; ja, welche noch so schlechten Mittel hätten die altgläubigen Seloten unversucht gelassen, die religiöse Erregtheit zu fanatischer Hitze zu steigern, einen christlichen Pöbel heranzuziehen und gegen

die Andersmeinenden aufzubringen, die christliche Wärme in Unduldsamkeit zu verwandeln; abermals die weltliche Macht in die Glaubenshändel hereinzugewerfen, sie anzufassen, ihr die Wege zu zeigen und zu ebnen, den Christen der Ansichten durch weltliche Einmischung zu entscheiden; gewisse politische Meinungen, Geneigtheiten, Rücksichten hoher Regionen, die dort waltende Frömmigkeit auszuheuten und in Tendenzen zu verwandeln, die Geister wiederum unter falsche Autoritätsachtung zu beugen, den religiösen Glauben und durch ihn die Gemüther, das Leben in allen Richtungen und Kreisen zu beherrschen? Unter dem Vorwande, die lutherische Kirche auf ihre Grundlage und Wesenheit zurückzuführen, bemüheten sie sich die letztere durch Eröbdtung des lutherischen Geistes und durch Erhebung des lutherischen Buchstabens zum Glaubens-Zwing-Uri, durch Freiheitsraub und das Messiasgeschweh alter neu aufgestufter dogmatischer Herrlichkeiten zu zerstören. Unter dem Vorwande, das Christenthum zu retten, weckten und nährten sie die unchristlichen Leidenschaften, schmeichelten sie den selbstsüchtigen Gefinnungen, bemüheten sie sich die eigennützigste Berechnung ins Spiel zu bringen, repräsentirten sie längst beseitigten Wahn. Unter dem Vorwande, die Würde der Kirche herzustellen, riefen sie, eine vornehme Prälatenschaft einzuführen, begreiflicherweise um sich derselben zu bemächtigen, die dann, in Demuth nach oben und Hochmuth nach unten, ein neues Subordinationsverhältnis begründet, Subordinationsinn überhaupte und so auch in Meinungs- und Glaubenssachen bei dem übrigen Klerus gefördert und dergestalt zum Werkzeuge gedient haben würde, durch jenen die Gemeinde zur blinden Hingebung an Autorität zu gewöhnen und ihr ganz sacht so viel unabhängige sachkundige Sprecher zu entziehen, als ihrer Prediger sich unterthänig machen ließen. Mit Einem Worte: die geistige Armuth, die durch Wahrheit und Wissenschaft nicht zu fügen vermag, doch aber herrschsüchtig ist, jeltlicher Unverstand, der von jeher durch Gewalt seinen Glauben zum allein wahren stempeln und zur Alleingeltung zu bringen trachtete, hierarchisch-eigennützig, sowie anderwärts Machtgelüste, die Wehr- und Organisationslosigkeit der lutherischen Kirche, die das Aufleben, die Eingriffe aller jener Factoren nur zu sehr erleichtert: darin liegen die vornehmsten Erklärungsgünde der Wiederholung des

oben geschilderten Spult und Unfugs, der Pietisterei und des Zelotismus für die alte Dogmatik, denen Dr. Bretschneider in seiner neuesten Schrift entgegentritt.

Er führt in derselben mit Gewandtheit und Glück den Plan durch, die heutzutage im Leben vorkommenden Erscheinungen der Pietisterei und des altgläubigen Zelotismus darzustellen, die verschiedenen Formen derselben, die würdigen sowol als die unwürdigen, und zwar in dem Rahmen eines einfachen „Gemäldes aus dem häuslichen Leben“ zu zeichnen, erzählend und dialogisch das ihnen zum Grunde liegende Irige aufzudecken und das Schroffe, Einseitige, Uebertriebene dieser Art von christlicher Frömmigkeit auf ein richtiges und gesundes Maß zurückzuführen. So reißt sich die Schrift der Tendenz nach zunächst dem „Send schreiben an einen Staatsmann“, in welchem Dr. Bretschneider der Zelotenpartei in der Denunciationsfache des halsstarrigen Nationalismus zuerst entgegentritt, und seiner jüngst erschienenen Schrift gegen den Symbolzwang, der Form nach zunächst an den „Heinrich und Antonio“, der dem Treiben jesuitischer Proselytenmacheri gast, und den „Freiherrn von Sandau“ desselben Bessan, der wider die Auktoritäten des Ultramontanismus mit den gemischten Ehen gerichtet war. Die wahre gesunde christliche Frömmigkeit wird in der Heldin der Erzählung, Clementine, dargestellt, die jedoch zu jener erst gelangt, nachdem die pietistischen Lehren vom Sündenfall, der Verderbniß der menschlichen Natur u. s. w., worin sie erzogen worden, sie schwer im Gewissen bedrängt und ihr Leben getrübt haben. Sodann treten der Reihe nach auf und finden ihre Repräsentanten: der eingelernte und dann größtentheils vergessene lutherische Kirchenglaube — die Andächtigkeit, die, um das Heilmittel für jede Unstetigkeit in der Gnade stets bei der Hand zu haben, im Glauben streng, sich doch gar gern in Werken Abweichungen von dem zur Schau getragenen Principien erlaubt — die aufrichtige, aber einseitige beschränkte Frömmigkeit der Brüdergemeinde — die Sinnesart eines helldenkenden aufgeklärten religiösen Mannes der Welt — der Zelotismus für den Kirchenglauben bei einem geistlichen geistig armen Inspector, der, brutal gegen Abhängige und Scherwenzel gegen Obere, Mitglied einer Art jesuitisch-orthodoxen Propaganda, geborener Großinquisitor, für die Orthodorie eifert, weil von oben her nur Leute solchen Schlags gesucht und zu höhern Ämtern berufen werden — die Heuchelei und Selbstwegwerfung eines unwissenden Candidaten, der den Mantel der Orthodorie umhängt, um durch ihn ins Pfarramt zu gelangen — die erleuchtete Frömmigkeit und Gesinnungstreue eines Predigers und eines Candidaten, die für jene nach Gehör belauert und angefeindet, übrigens nichts werden — die vornehme, für die kirchliche Rechtgläubigkeit und für geistliche Übungen eifernde Gesellschaft, die beim Thee in geistlichen Gesprächen, Tractätchen und Missionsberichten sich ergeht, aberwilsige und widerchristliche Verfluchungs predigten bewundert, frommes Reden und Thun aus Politik und Condescendenz, Wohlthätigkeit und Modestie affectirt, aus verschrobenen mittelalterlichen Damen und Blauschürpfen, urplötzlich fromm ge-

wordenen hohen Beamten, Militairs u. s. w. besteht, aristokratisch-politische Zwecke verfolgt, die Höfe zu überreden sucht, daß die nothwendige politische Restauration nur durch Restauration des Autoritätsglaubens gesichert werden könne, durch ihren weitreichenden Einfluß sich bestrebt, die kirchlichen und auch wol weltlichen Ämter nur mit solchen Männern zu füllen, die sich durch ihre Altgläubigkeit empfehlen, die auch kein Geldopfer scheut und sich keiner schlechten Manipulation schämt, die Dummgläubigkeit in allen Ständen zu verbreiten. Weiter werden beleuchtet die jesuitischen Beschönigungsgründe der Zwangsverpflichtung auf die Bekenntnisschriften der Kirche, heidnische Fälschung des Kirchenbegriffes von Seiten der protestantischen Fürsten, endlich das Muckereium.

(Der Beschuß folgt.)

Geschichte der Entdeckungswelt vom Ende des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Industrie. Nach den Quellen bearbeitet von Ph. H. Kuhl. Erste Abtheilung. Erster Band. — Auch u. d. T.: Geschichte der Reisen und Entdeckungen in Afrika. Erster Band. Mit einem Portrait und zwei Karten. Mainz, Neupferberg. 1841. Gr. 8. 2 Thle. 10 Ngr.

Mit dem Verf. sind wir der Meinung, daß so reich auch die deutsche Literatur an Sammlungen von Reiseberichten und von Übersetzungen fremder Werke über Länder: und Völkerkunde ist, eine Verarbeitung des überreichen Stoffes zu einer zusammenhängenden und ein bestimmtes Ziel erstrebenden Geschichte der Entdeckungswelt doch vermist werde. Es gehört zu diesem großen Unternehmen aber nicht bloß eine nicht geringe Masse des Wissens, sondern auch ein ganz besonderes Talentsgefühl und ein geläuterter Geschmack, wenn sie das Bedeutende von dem Unerheblichen und in der Masse des vorhandenen Materials das Wichtige von dem Unwichtigen sondern soll. Es gehört ferner dazu eine gewisse Schonung des Publicums, denn mit dem neuen Abdruck veralteter Berichte und Erzählungen von Dingen, die wir auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft weit besser übersehen, nicht gebieten sein kann. Diese Eichtung der Quellen ist gerade eine Hauptaufgabe bei dieser Unternehmung, und es steht für jetzt dahin, ob unser Verf. hierbei allen Ansprüchen genügt hat oder nicht. Unstreitig geht er, mit achtbaren Mitteln zu seinem Beginnen ausgestattet, aus Werk; aber eben darum wollen wir ihm schon jetzt und beim Beginn dieser schwierigen Arbeit zu bedenken geben, ob es wohl gethan ist, dasselbe auf einen Plan von fast unübersehbarer Breite anzulegen, und zu welchen Konsequenzen, zu welchen verlorenen Mäßen es ihn führen wird, wenn er, wie hier geschieht, von Reiseberichten, wie Leo des Africaners, ferner so reiche Auszüge liefern will. Er beurtheile selbst, wo sein Unternehmen ein Ende findet, wenn der vorliegende über 500 Seiten starke Band nicht mehr als die ersten 100 Jahre der Entdeckungen in Afrika allein umfaßt!

Es ist hiernächst zuerst von den Quellen zu sprechen, welche den Stoff zu dem vorliegenden ersten Bande der „Entdeckungswelt“ lieferten. Der Verfasser hat sich keine derselben entgehen lassen. João de Barros (geb. 1490) mit seinen zahlreichen Schriften, unter welchen die „Asia, dos feitos dos Portuguezes no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente“ obenansteht, Lopez de Castañeda's „Historia do descobrimento e conquista da India“, de Gora's „Cronica do Principe João“, Raffet's „Hist. indicarum Lib. XVI.“, Atvoffe da Cadamosto's „Itinerarium Portugallensium“, das einzige der erhaltenen Reisetagebücher der ersten Entdecker, Barthema und

Marboja, der berühmte Kartograph von Mohammed Moazzan, gewöhnlich Leo der Afrikaner genannt (geb. 1488 zu Granada), mit seinen zahlreichen Schriften geben ihm den Stoff zu diesem ersten Band seiner Arbeit. Ausser ihnen standen ihm die neuen Sammlungen von Peroo d'Eriles (Paris 1740—89), die „Collection of voyages“ (London 1744), Baillénar's „Histoire générale des voyages“, Barrow's und Eryden's Werke zu Gebote und sind benützt worden.

Seine Arbeit beginnt der Verf. mit einer historischen Übersicht der ältern afrikanischen Länderkunde, der Entdeckungen der Phönizier, der Fahrten nach Ophir, der Umschiffung Afrikas, Hanno's Reisen, den Reisen der Römer, der Araber, endlich der Catalanier, Genueser und Franzosen im 14. und 15. Jahrhundert. Von allen diesen Versuchen blieb keine Spur zurück. Der Verf. beginnt daher sein Werk selbst mit dem J. 1415, der Eroberung von Ceuta unter Dom Henrique, König João's I. Sohn, dem Erwecker des späterhin so herrlich entfalteten Entdeckungstriebes in dem portugiesischen Volk. Zu dieser Zeit hatte man dunkle Kunde von Afrika bis zum Cap Ron hin. „Der Cap Ron umfährt, weiß nicht, ob er wiederkehrt“, sagte ein damaliges Sprichwort. Dom Henrique schickte zu diesem Vorurtheil und sandte 1415 zuerst zwei Caravellen auf Entdeckung jenseit Cap Ron aus, die bis Cap Bojador, 60 Seemeilen weiter, gelangten. Dies war der kleine Anfang von Unternehmungen, die binnen etwa 100 Jahren, bis auf Australien, die sämtlichen größten Ländermassen der Erde in den Kreis unserer Kenntniss zogen. Fürwahr, wäre die Welt gerecht, sie müßte Dom Henrique's Namen über den Colombo's stellen; denn wo wäre des Letztern Ruhm, wenn Dom Henrique seine Zeit und sein Volk nicht für Unternehmungen dieser Art vorbereitet hätte? Dieser ersten, für die Schifffahrt der damaligen Zeit kühnen Unternehmung folgten nun Jahr auf Jahr neue und kühnere, 1418 ward Porto Santo, 1419 von Gonçalvez und Trifan Baz die Insel Madeira entdeckt. Kaum scheint es uns bei dem heutigen Zustande der Schifffahrt und des geographischen Wissens denkbar, daß es einer förmlichen Entdeckungseife bedurfte, um ein Land, das von der Mündung des Tago kaum sieben Bängengrade entfernt liegt, wirklich aufzufinden! Und doch war es so; hören wir nur: „Längst hatten Gonçalvez und Baz nämlich am Rande des Horizonts einen Nebelfleck bemerkt, der ihnen dadurch auffiel, daß er sich nie zertheilte. Sie fingen daher an, in dieser Richtung Land zu vermuthen, erbauten mehrere kleine Schiffe und nahmen einst bei günstigem Wetter ihren Lauf auf den Gegenstand ihrer Neugier zu. Als die Nacht kam, vernahmen sie ein Getöse im Meere, welches sie mit Furcht erfüllte und Veranlassung zur Heimkehr geworden wäre, wenn nicht zwei tapfere Männer, welche sich in Wägen vorauswagten durch den Nebel der Nacht, Berge erblickt hätten. Bald darauf landeten alle Fahrzeuge an einer Landspitze — es war die Insel San-Laurenço, später Madeira genannt, die der Infant den Entdeckern schenkte. Die neue Colonie, fruchtbar und von Wäldern bedeckt, die ausgehauet sieben Jahre lang brannten, ward in zwei Capitänien eingetheilt, von Sicilianern bevölkert und bald ein ertragreiches Besitzthum.“ Nach einer andern Sage soll Madeira jedoch schon um 1350 von einem Edelmann aus Bristol entdeckt worden sein. Von nun an folgte Entdeckung auf Entdeckung. Gonf. Bello Cabral sah 1430 die Azoren (Formigas), die er im folgenden Jahre in Besitz nahm. (Den Alten waren die Azoren nicht unbekannt, man fand corthaginensische Münzen auf Corvo.) Im J. 1432 segelte der Postjunker Gilhanos über Cap Bojador hinaus, 1434 kam dieser bis in die Angra-Bot und machte Streifzüge zu Pferde ins innere Land; 1441 ward Cabo Branco entdeckt und der — erste Menschenraub begangen; 1443 wurde die Inselgruppe Arguin und das Cap Verde entdeckt und die Lust an Unternehmungen dieser Art stieg nun bis zu wahrer Volkseifer an. Es wäre zu wünschen gewesen, daß bei der Erzählung dieser ersten Entdeckungen Dom Henrique's der Verf. sich herbeigelassen hätte, und eine Vorstellung von dem dama-

ligen Zustande der Schifffahrt, als Kunst des Wand der Größe und der Einrichtung der Schiffe zu geben, mit welchen damals so große, und jetzt so gering erscheinende Dinge ausgerichtet wurden. Wahrscheinlich, das natürliche Interesse an diesen so folgenreichen Unternehmungen würde bei dieser Darstellung nicht wenig gewonnen haben; aber leider finden wir diesen Punkt bei keinem der Berichterstatter über diese ersten Entdeckungen auch nur im geringsten erörtert, und der Verf. macht keine Ausnahme von dieser allgemeinen und auffallenden Beschränkung.

Um in aller Kürze die vorzüglichsten der fernern Daten in der Geschichte der Entdeckungen anzugeben, mag bemerkt werden, daß 1444 die erste Flotille einer Privatgesellschaft von Lagos auf Entdeckungen auslief und bald zu einer Raubflotille ward, die mit einer guten Ladung armer Schwarzer nach Hause kam; 1445 ward Terceira entdeckt; 1446 eine Expedition nach dem Goldflusse unternommen und auf den canarischen Inseln geraubt. Zu gleicher Zeit begann Cabamosto seine Reisen zur Entdeckung der Westküste Afrikas und der Verf. gibt einen vollständigen Auszug seiner Tagebücher. Hier, meinen wir, wäre Abkürzung von nöthen gewesen und müssen für besser halten, wenn der Verf., wie bis dahin, den Ton raisonnirender Erzählung, allenfalls mit einzelnen Berichtsauszügen zur Beglaubigung, beibehalten hätte, da aus dem Berichte Cabamosto's selbst für uns kaum etwas zu lernen ist, wie anziehend er auch zu seiner Zeit sein mochte. Im J. 1448 errichtete Tristao den Rio grande, 1460 richtete Dom Henrique, 1471 wird die Goldküste Don Hernão do Po, die Eileninseln und die Pfefferküste entdeckt. Im J. 1482 segelte Diego d'Alcambaja nach Guinea, Diego Cam entdeckt 1481 das Reich Congo und gelangt 1485 bis zum Cap Serra, bis endlich Bartolomeo Diaz und Juan Infante 1486—87 das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegeln und hiermit in 70 Jahren die Entdeckung Westafrikas vollendet war. Zugleich kam eine Gesandtschaft aus Abyssinien 1488 nach Lissabon und erregte sogleich den höchsten Eifer für die Kenntniss der Ostküste des afrikanischen Continents. Doch wir verweilen einen Augenblick bei der so wichtigen Entdeckungseife B. Diaz', die seinen Namen unsterblich gemacht hat. Das Reich des Priesters Johannes in Afrika (s. Ritter's „Erdbunde“, Bb. I, S. 283) war damals das gesuchte Eldorado; durch ihn hoffte man eine Verbindung mit Indien zu bewirken. Dies fabelhafte Land zu suchen, schickte König João 1486 zwei Schiffe zu 50 Tonnen jedes und eine kleine Proviantbarke unter Befehl B. Diaz' aus. Eine Anzahl Pöbger, die Cam mitgebracht hatte, sollte an mehreren Punkten der Westküste aufgesetzt werden, um dies mythische Reich zu suchen, oder ihm den Weg nach Portugal zu zeigen. Diaz segelte ohne Aufenthalt bis zum Congo, setzte seine Pöbger aus, errichtete Sans-Jago, Angra das volles und nach einem schweren Sturme Pabão da Cruz, 33° 45' nördl. Br. Hier fing seine Mannschaft zu murren an und er mußte sein Schiffe wenden; allein vom Sturme erfasst, segelte er, ohne es zu wissen, an jenem Cap vorüber, das den Weg nach Indien hemmt und das er Cap Formentoso nannte, während König João ihm den Namen Cap der guten Hoffnung beilegte. Alle Bemühungen aber, das Reich des Priesters Johannes aufzufinden, blieben fruchtlos und nach einer sechzehnmonatlichen Reise, auf welcher er eine Küstenstrecke von 375 Meilen Länge entdeckt hatte, kehrte Diaz, mit Gold beladen, nach Lagos zurück. Im J. 1493 kam Chr. Columbus, von seiner ersten Entdeckungseife im Westen zurückkehrend, nach Lissabon, wo er früher als ein Phantast abgewiesen worden war. Seine Nachrichten gaben den Anlaß zu dem berühmten, noch in demselben Jahre von Spanien und Portugal beschworenen, vom Papste Alexander VI. bestätigten Erbtheilungsvertrage, nach welchem alle Entdeckungen jenseit des 21. Grades westlich vom Cap Verde bis zum 190. Grade der Länge Spanien, alles Land diesseit aber Portugal gebühren sollte. Unter König Emanuel vorbereitete die Entdeckungslust sich immer mehr und mehr, 1497 ward endlich Vasco de Gama mit einem kleinen Geschwader zur Auffindung des Seeweges nach

Jahnen abgefeudet. Er umschiffte das Cap, gelangte nach Senegambique, Bombaja, Melinde, wo man eine untergeordnete, maurische Bevölkerung fand, und kehrte von hier mit einem Gefandten des Königs von Melinde nach Portugal zurück, welcher als zwei Dreitelle seiner Mannschaft hatten ihren Tod gefunden. Im J. 1500 am 23. Aug. endlich erreichte Pedro Alvarez Cabral den so lange gesuchten Continent von Indien. Juan de la Nueva entdeckte 1502 St. Helena, das Heil der Seelente, wie es genannt wurde. Franz d'Almeida, mit einer starken Flotte nach Indien gesandt, fand 1506 die Insel Madagaskar; überall, an der Ost- und an der Westküste Afrikas hatten die Portugiesen nur Handelsplätze und jede Sendung brachte reiche Ladungen nach der Heimat zurück. Albuquerque erweiterte 1506 den Kreis der portugiesischen Besitzungen, Indien gegenüber, und gelangte 1510 in das rothe Meer. Das an der Westküste Afrikas so lange umsonst gesuchte Reich des Priesters Johannes war hiermit nun endlich auch entdeckt, denn es zeigte sich nun, daß dies kein anderes war als das halbmaurische, halbchristliche Abyssinien. So war denn, noch vor dem Tode König Emanuel's, der ganze äußere Umriß des afrikanischen Continents von den Portugiesen in den Bereich der abendländischen Völker gezogen, und hiermit schließt denn auch der Verf. die erste Abtheilung seines Werks.

Das zweite Buch umfaßt die Entdeckungswelt im Innern Afrikas während des 16. Jahrhunderts. Hier kommen die Reisen Angbiera's nach Ägypten (1502), und die Martins v. Baumgarten, eines deutschen Ritters, ebendahin (1507) zur Grörterung. Die beiden übrigen unbedeutenden Berichte über des Letztern Reise: „Peragratio in aeg. Arab. palaest.“ und „Ephemeris peregrin. transmarinae“, sind selten geworden. Westafrika ist in Leo des Afrikaners Werken ausführlich und verhältnismäßig gut geschildert, obgleich die Auszüge aus seinen doch nur theilweise noch brauchbaren Nachrichten uns zu reichlich ausgefallen zu sein scheinen. Die Unzahl kleiner Reiche, deren er gedenkt, muß uns überraschen; unsere jetzige Kenntnis Nordafrikas zeigt es, was es mit diesen Reichen und diesen Städten auf sich hat. Marokko und Fez finden sich noch jetzt beinahe in dem von dem gelehrten Araber geschilderten Zustande; dagegen scheint die libysche Wüste seit 300 Jahren allerdings noch mehr Wüste geworden zu sein, als sie es zu seiner Zeit war. Leo kennt Gabra und Tombuto (Tombutu), das er als einen großen gewerblichen Staat malt; ja, er kennt 400 Reichen südlich von Tombutu, wo alle unsere Wissenschaft längst aufhört, das Land Gago und die von reichen Kaufleuten bewohnte gleichnamige Hauptstadt desselben, und noch 300 Reichen weiter südlich das Reich Guber, Tombuto unterworfen, und an hohen Bergen, die innerafrikanischen Alpen, belegen. Es ehlt viel, daß unsere Kenntnis so weit reichte, wollten wir die Entfernungen auch auf ihren vierten Theil reduciren. Algh. Geraldini's Reisen an der Westküste Afrikas (1520) sind offenbar zu sehr mit Fabeln gemischt, um einen großen Werth anzusprechen zu können. Um von der Unglaubwürdigkeit dieses oft citirten, aber selten näher betrachteten Berichterstatters nur ein Beispiel anzuführen, sei bemerkt, daß er in Äthiopien einer Stadt Ganaä erwähnt, deren Bevölkerung so unermesslich ist, daß er ihre wehrfähige Mannschaft auf 428,000 Mann angibt! Mehr Werth als dieser hat der Bericht in italienischer Sprache (i. Kanuko's Sammlung, Bd. 1) von einem angennanten portugiesischen Piloten (1520) über eine Reise nach S. Toma, der Linninsel, in dem über die Serra Lione, Guinea, Benin und die Inseln sehr gute Nachrichten gegeben sind. Des Sternbildes des südlichen Kreuzes erwähnt der Pilot nicht zuerst, wie man behauptet hat, sondern schon Cadamofo gedenkt seiner.

Wir müssen unsern Bericht hier schließen und thun dies mit voller Anerkennung des Fleißes und des Verdienstes, das dieser Sammlung betwohnt. Wir wünschen, daß der Verfasser Ruhe und Beruf finde, uns bald eine Fortsetzung derselben zu

geben, wobei wir jedem unsern Warnung vor zu großer Unkritik und einer Ueberschätzung, die dem Werthe des Werks geschädigt werden könnte. Das Material liegt noch unbeschädigt viel vor, und Schöpfen von der Bedeutung der Leo des Afrikaners können darin unmöglich Hunderte von Seiten in Anspruch nehmen. Die wissenschaftliche Befähigung des Verfassers aber und seine gewandte Darstellung des Stoffes wird Niemand, der diesen ersten Band seiner Arbeit näher gewendet hat, bezweifeln können.

46.

Notizen.

Das „Athenaeum“ läßt sich eine kurze und eben nicht sehr inhaltreiche Correspondenz aus Berlin schreiben, datirt vom 20. Januar 1842. Zuverlöst wird darin über die Beiträge des wissenschaftlichen Berlin berichtet und namentlich der Antrag von Steffens über die Literatur Scandinaviens und Islands rühmlich hervorgehoben, da die Lebhaftigkeit des Lesen und das Feuer seines Vortrags ein ganz eigenenthümliches Interesse erweckt hätten. Man muß auch in der That Steffens gehört haben, um sich die durchgreifende Wirkung seines Vortrags auf junge, vor sich lebendige Gemüther erklären zu können. Der Mensch, der dort sprach aus ihm, nicht der Professor. Wir haben niemals auf dem Katheder mehr aus dem Herrn sprechen hören, als von Steffens geschied, sobald er nicht mit bloßen Abstractionen zu thun hat. Eine Bemerkung in Nr. 140 des „Athenaeum“ soll, zufolge der Behauptung des Correspondenten, in Berlin großes Interesse erregt haben. Diese Bemerkung lautet, daß Friedrich der Große nie die Berliner Zeitungen gelesen habe, weil sie nur aus ausländischen Journalen ausgezogene Artikel enthielten. Dies, meint der Correspondent, sei auf den gegenwärtigen Zustand der Berliner Zeitungen vollkommen anwendbar. Zwei Morgen- und ein Abendjournal erschienen in Berlin, aber keinem von ihnen sei es gestattet, einen solchen Originalartikel zu haben, welchen man in England den leitenden nenne. Die einheimischen Reizgeiten beständen aus Notizen über die Beschreibung von Kirchen und müßigen Anstalten, aus Berichten über die Frier von St. Majestät Geburtstage oder über die Unglücksfälle, welche sich in der Hauptstadt ereigneten. Wenn die Berliner wissen wollten, was eigentlich in ihrer Stadt vorgehe, so müßten sie die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ zur Hand nehmen, welche in der preussischen Hauptstadt außerordentlich verbreitet und mit Correspondenzen aus Berlin täglich versehen sei. Von den beiden Morgenzeitungen Berlins habe die von Spiker redigirte etwa 8000 Subscribenten und vorzügliche literarische Artikel; aus der Staatszeitung, die nur 2000 Abnehmer zähle, könne man besonders erfahren, wie viel Ritter ernannt würden. So seien seit dem October 1841 ungefähr 600 Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens etc. creirt worden. Das Censurbüro vom 24. Dec. habe allgemeine Lobspprüche eingeordnet; dagegen seien die Buchhändler nicht wenig erschauert gewesen, als am 31. Dec. ein anderes Edict den Hoffmann und Campe'schen Verlag, selbst die in Zukunft darin erscheinenden Werke verboten hätte.

In London hat man eine neue Art künstliches Eis zum Gebrauche für Schlittschuhläufer erfunden. Diese Composition hat mit den durch die Reite in Eis verwandelten Wasser eine außerordentliche Ähnlichkeit und dieselben Eigenschaften unter den Füßen der Schlittschuhläufer. Der Erfinder, Namens Kiel, errichtet in London ein für den Club der Schlittschuhläufer bestimmtes Gebäude, dessen Inneres eine Ansicht der Alpen darstellt. In der Mitte soll das künstliche Eis eine Art See und eine Eisbahn von mehr als 200 Fuß Breite und 250 Fuß Länge darstellen. Man erzählt, daß Prinz Albert, ein großer Liebhaber des Schlittschuhfahrens, sich bereits als Protector dieses merkwürdigen englischen Establishments erklärt habe.

2.

Donnerstag,

Nr. 69.

10. März 1842.

Clementine, oder die Frommen und Aitgläubigen unserer Tage. Von Karl Gottlieb Bretschneider.

(Beschluss aus Nr. 68.)

Die Pietisterei und der Zelotismus für eine vorgebliche kirchliche Rechtgläubigkeit mit alle Dem, was eng damit zusammenhängt und sich daran knüpft, ist derzeit, obwohl eine nothwendig vergängliche Anomalie, das schlimmste Gebrechen der lutherischen Kirche, ihre größte Gefahr. Das Übel hat starke Stützen, in mächtigen Protectionen, zahlreichen, eifrigen und gewandten Förderern, mancherlei verbreiteten Missverständnissen, selbst in den preiswürdigen und tüchtigen Elementen, Motiven und Tendenzen, die allerdings der Pietisterei und dem Eifer für die Aitgläubigkeit nicht fehlen, mit der Lüge und Schlechtigkeit derselben verknüpft sind, diese verstecken, sie selbst empfehlen und über ihren wahren Charakter und die von ihnen drohenden Gefahren täuschen. Freuen sich doch manche, dem Zwange wie dogmatischer Übertreibung Abholde, aber aus redlicher Überzeugung dem älttern schlechten oder überhaupt dem Rationalismus Abgeneigte und Wackerer der Förderung, welche dem Positiven von oben her zu Theil wird, kurzfristig außer Acht lassend, nach welchem Princip und unter welcher Gefahrde es geschieht und, wie die Dinge liegen, allein geschehen kann. Wir haben uns daran erinnert, wie hilf- und rathlos die lutherische Kirche bei ihrer Lage, in welcher sich die Gemeinde ihre Lehrer setzen, ihre Einrichtungen ordnen, ihre Angelegenheiten leiten lassen muß, ohne irgend die Organe zu besitzen, ihren Willen, ihre Meinung geltend zu machen, ja nur auszudrücken — wie hilf- und rathlos die lutherische Kirche war und ist, wenn und wo der Versuch gemacht wurde oder wird, ihre und ihrer Lehre, ihres Geistes, ihres eigenthümlichen Lebens freie Entwicklung zu hemmen, ihr die Richtung einer Partei oder selbst einzelner Individuen aufzudringen, sie selbst sammt ihren Mitteln und Kräften fremden, unprotestantischen, ja unkirchlichen und unchristlichen Zwecken dienstbar zu machen. In dieser schwersten Gefahr kann sie nun vor dem Schlimmsten und vor dem Schlimmen nur in dem Maße Schutz finden und bewahrt bleiben, in welchem der gute Geist echter erleuchteter Frömmigkeit, des edeln Gemein- und Freiheitsfinns in ihren bessern Gliedern lebendig ist und sich kund gibt, so gut er es ohne kirchliche Versammlungen und eine voll-

kommen freie Presse vermag; sich kund gibt namentlich auch in Druckschriften, die das Übel mit Sachkunde und Freimuth aufdecken und ihm — den Feind zeichnend, die Freunde der bessern Sache stärkend, die Schläfer weckend, die Trägen spornend, die Untundigen lehrend, die Eingenommenen, Irregemachten aufklärend — kräftig entgegen treten.

Sagen wir nun, daß Dr. Bretschneider's „Clementine“ zu den besten Schriften dieser Art gehöre, so ist ihre Stellung und Bedeutung im Allgemeinen schon klar genug bezeichnet. Noch deutlicher aber wird dieselbe hervortreten, wenn wir hinzufügen, daß das Büchlein geschrieben ist mit Klarheit und Faßlichkeit, Unbefangenheit und Gemüthlichkeit, Umsicht und Mäßigung, Kraft und Freimuth, dem Scharfsinn, der die Schwächen des Gegners zu finden und zu greffen weiß, der ruhigen unparteilichen Würdigung, die ihm aber auch Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie man das Alles bei diesem Verf. gewohnt ist. Die Zeloten freilich werden lärmern und ihn schwächen, wie sie es bei frühern ähnlichen Anlässen gethan, und diesmal vielleicht, und zwar nicht ohne Grund, mit einer extraordinairn Luthat von Gift und Galle. Doch wie Dr. Bretschneider darum zu beneiden ist, so ist ihnen diese kleine Freude als Entschädigung für den Verdruss und Kummer, der ihnen bereitet wird, die Beschämung, der sie ausgesetzt werden, und den Verlust an verführten und zu verführenden Seelen zu gönnen, den sie erleiden müssen. Alles durch den unangenehmen Dr. Bretschneider, der in seinem Eigensinn die Fahne der unterdrückten oder doch zur Unterdrückung bestimmten Sache emporhebt und es verschmäht, der „dominirenden“ Richtung sich anzuschließen, welchen Falls er doch etwa im Reiche der Superlativ-Gläubigen so viel höher steigen, so viel heller glänzen könnte. Es ist fürwahr höchst verdrüsslich für die allein Rechtgläubigen und Hochtöry-Heiligen. Sie scheinen in der That zu glauben, und Manche glauben wol mit ihnen in vergeßlicher Täuschung, ihre Richtung herrsche wirklich, d. h. im Geist, weil sie herrscht in der Gunst. Sie rufen fortwährend mit großer Ostentation in die Welt hinein, der Rationalismus sei todt und ab, und meinen nicht bloß den in der Begegnung wie im Resultat ungenügenden einer vorübergegangenen Periode, sondern jede, mit der ihrigen nicht übereinstimmende, mit

der vorgeschrittenen Wissenschaft, der ganzen heutigen Bildung harmonisirende, im Geist und protestantischer Freiheit errungene, die wahrhaften tiefsten Bedürfnisse befriedigende, vernunft- und schriftmäßige Auffassung der christlichen Wahrheit. Und siehe da, er lebt, obwohl todtgesagt, dieser Nationalismus — wie oft doch sein Tod verkündet werden muß zum Zeichen seines Lebens! — und hier ist er abermals zu schauen, hebt mit männlicher Würde Haupt und Angesicht empor, greift wacker in das so kunstreich gesponnene Gewebe hinein und macht demselben einen Riß, an dessen Verhüllung oder Ausbesserung die Spinner des neuen Glaubensnetzes freilich lange genug zu thun haben werden. Hier ist der Todtgesagte abermals und erweist sein Leben in Frische und Kraft, trotzdem daß sie unerbittlich und schwächlich auf äußerliche Weise ihm den Garaus zu machen suchten, äußerliche Mächte gegen ihn in Kampf brachten, und abermals tritt es an den Tag, wie eitel ihr Rühmen ist, ihn zu Grabe getragen zu haben, wie gewiß das laut proclamirte Herrscherthum der zelotischen Richtung, zu welcher sie sich durch die Schürze der Protectionen emporzuschwingen suchten, nur ein künstliches, erlogen, äußeres ist. Und hier tritt er auf, repräsentirt durch einen Mann, dessen Stimme trotz ihrer Verdächtigungen und Schimpfreden weithin den besten Klang behauptet, weithin gerade auch in den höhern Regionen behauptet, welche sie sich vorzugsweise gerne eignen, um aus ihnen heraus und durch sie die niedern zu umgarnen oder zu vergewaltigen; durch einen Mann, dessen Wort um so empfindlicher und wirklicher ist, weil sein Charakter unantastbar, sein Ansehen als Theolog bedeutend ist und nicht abgeleugnet werden mag, seine äußere Stellung den von ihm ausgehenden Darstellungen und Anklagen doppeltes Gewicht gibt, seine Kunst populärer Schreibart so hoch geht, daß das tiefste Eindringen seiner Richtung gerade in den Kreisen der Denkenden und Gebildeten in der Gemeinde befürchtet werden muß; die nicht befördert oder angestellt, eingeschüchtert oder verlockt werden können und am Ende doch, im Verein mit den Repräsentanten der ungelotischen und raisonnablen Theologie, trotz der Berechnung und Heuchelei in den höhern und der Stumpfheit der niedrigsten Regionen, auf welche der Zelotismus sich stützt, den Ausschlag geben. Man muß sagen, es ist höchst verdrüsslich; aber weil es Euch verdrießt, freut es uns und wir begrüßen Dr. Bretschneider's neueste Gabe froh und dankbar und sehen gern über ein paar kleine Mängel hinweg, eine gewisse Unvollkommenheit der Form, die jedoch diesem Genre theologischer Schriften fast nothwendig ankleben dürfte, sobald die verwundbaren Stellen, wo den Wortführern der nebelhaften, übertäppischen theologischen Richtung, ohne Furcht und noch besser, ausführlicher und geistvollere Rede in den Mund hätte gelegt werden mögen.

Sagen wir kurz, Bretschneider's „Clementine“ verdient im höchsten Maße empfohlen zu werden, wo es bei den Mitgliedern der Kirche hell und christlich, wo es halbdunkel, wo es finstern und alslutherisch oder neuevangelisch ist. Wo sie am wohlthätigsten wirken möchte, darüber

könnte gestritten werden; aber das ist gewiß: die Hengstenberg'sche „Kirchenzeitung“ und Consorten werden auf sie schelten und sie wird gelesen werden und wirken; die „Evangelische Kirchenzeitung“ und Consorten werden Dr. Bretschneider verketzern und er wird nichts darauf geben; die hochgeblende Partei — Congregation, kirchliche Camarilla, oder wie man sie sonst nennen mag — wird sich ungeberdig anstellen, stolz herablickende vornehmthuerrische Airs annehmen, die weltliche Macht anrufen um Pressbeschränkungen und dergl. oder neue Intriguen ansinnen, neue Minen wühlen und sich aufs neue verhaßt und lächerlich machen überall in der Gemeinde, wo man helle offene Augen hat, wo man heller sehen und sich keine Brillen auflegen lassen will, wo man Frömmigkeit liebt, aber keine Frömmerei, die Kirche achtet und ehrt, aber keine zänkische, fanatische mag, alle Welt christgläubig sehen möchte, aber nicht alt- und allein rechtgläubig, ja nicht einmal gläubig durch Zwingerei und Dringerei, was nur einen schlechten erheuchelten Namen gibt und am Ende Unglauben die Fülle. Ceteram censeo —

Noch zwei Worte von der Cäsareopapie. Vergessen wir nicht, daß Schriften und Bestrebungen, wie die besprochenen Dr. Bretschneider's, nur das Schlimmste, das Schlimme nur in einem gewissen Maße abwehren können. Die Zeloten können die Nacht nicht zurückführen, aber die Wirksamkeit des Lichts vielfach hemmen, die Geistesfreiheit und Wissenschaft nicht mehr unterdrücken, ihr aber doch viel Abbruch thun, der protestantischen Kirche ihre Herrschaft nicht aufnöthigen, sie aber doch sehr belästigen durch Herrschbestrebungen, vernünftiges Christenthum nicht verdrängen, aber doch viel combustibles Gehirn verbrennen und zumal der Kirchlichkeit wesentlich schaden, überhaupt die ganze Entwicklung der Gegenwart mehrfach stören, in Staat und Kirche Verwirrung anrichten. So lange die lutherische Kirche ohne eigenthümliches Leben, ihre eigenen selbständigen Ordnungen bleibt, so lange liegt auch die Versuchung und mit ihr die Gefahr nahe, daß das in einer Zeit überwundene beseitigte Unwesen der Herrschgelüste, Prätensionen und Versuche, Parteirichtungen oder Privatmeinungen der Gemeinde aufzubringen oder aufzulisten, zu einer andern Zeit wiederum zum Vorschein komme. Nur da und dann, wo und wenn die Gemeinde in ihren eigenen Sachen selbst reden und handeln kann, ist es unmöglich, daß in ihrem Namen und aus Fürsorge für sie geschehen kann, was sie nicht will, wodurch sie ihr echtes Leben geschädigt sieht und glaubt; daß man behaupten kann, ihr Glaube sei oder müsse sein, wie er doch nicht ist, nach ihrer eigenen Meinung nicht sein sollte; daß ihr innerstes Leben gedreht und gewendet werden kann gleich einer Wetterfahne je nach dem Winde, von welchem man nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, statt nach dem Princip desselben, je nach individueller Willkür statt nach dem Gemeinwillen; daß man sagen kann, man wolle nur der Willkür steuern, indem man Willkür eben übt, dadurch übt, daß man seinen individuellen Willen zum Könige macht und den der Gemeinde verachtet, ihm Ge-

walt anthat. Von den protestantischen, wahrhaft frommen und erleuchteten Fürsten ist zu hoffen, daß sie Noth und Recht ihrer Kirche erkennen und die Initiative ergreifen werden zur Rechtsgerühung und Abhilfe, womit sie sich zugleich selbst helfen würden in dem Bemühen, christlichen Sinn und Christenthum wahrhaft zu fördern, woran sie eben durch ihre Stellung, nach welcher sie dasselbe administrieren und durch Administrieren fördern sollen, verhindert werden — sich selbst helfen würden in der Noth der Confessionsconflicte, welcher sie sich allein und sehr einfach dadurch entledigen könnten, wenn sie jede Kirche ihre Angelegenheiten selbst besorgen ließen und sich auf die Fürsorge beschränkten, daß eine jede das Gesetz einhielte und die Hände von dem weltlichen Schwert ließe. Aber die Gemeinde muß auch etwas thun — der Sache nachdenken, den Schlaf aus den Augen reiben, Vorurtheile abschütteln, ihren Wunsch der Besserung des christlichen Standes zu erkennen geben, wie sie kann — sonst wird auch schwerlich etwas daraus. Nicht als wenn von äußern Verfassungsformen an sich selbst Alles oder nur überhaupt etwas zu erwarten wäre; aber noth vor Allem und zu jeder Zeit ist vollkommen freie Entwicklung des christlichen Geistes in der Wissenschaft und im Leben, und diese vollkommen freie Entwicklung ist nur bei kirchlicher Autonomie, nur bei einer organischen Ordnung der selbständigen Gemeinde möglich, auf die Dauer vor Hemmungen und Eingriffen gesichert, wären dergleichen auch für den Moment nicht vorhanden oder zu fürchten, was aber allerdings der Fall ist. „Die Gestalt der Erden und des Himmels könnet ihr prüfen, wie prüfet ihr aber diese Zeit nicht?“ Sanct Luca am Zwölften.

Es ist uns noth in Deutschland, daß wir, Begonnenes weiterführend, die Einheit herstellen und mit ihr die Grundlage der Kraft, des Friedens, der Sicherheit, des Gedeihens in allem Guten, darum keine Confessions- und Glaubenswuth und Streitigkeiten! Die Höhe, die Freiheit unserer Wissenschaft ist unser ureigenstes Gut, sie ist gefährdet, sobald wir Zwang leiden auf dem religiösen Gebiet. Zum Besten, zum nothwendigen Gedeihen und Fortschreiten ist wesentlich gelegen an Bewahrung und Ausbildung unserer politischen Freiheit, sie ist gefährdet, sobald wir Zwang leiden in Glaubenssachen, und wir werden ihn leiden, wenn unsere allein Rechtgläubigen die Zügel in die Hände bekommen. Unsere Glaubens- und Geistesfreiheit ist unser vornehmster Ruhm, unser am theuersten erkaufte Gut, unsere leichtflüchtigen Zeloten sind es, von denen Gefahr dafür droht. Wir Deutschen waren von Alters her ein frommes christliches Volk und haben Christenthum und Kirche stets hoch gehalten, unsere Auserchristlichsten sind wacker darauf und daran, uns einmal wieder, gleich der ausgearteten römischen Klerisei der mittlern Jahrhunderte und der ausgearteten lutherischen Priesterchaft des lutherischen finstern Mittelalters, die Frömmigkeit zu verleiden, Christenthum und Kirche zu verderben. Gerngläubig und arglos ließen sich die Deutschen betrügen, ihr Reich, ihr Land, ihre Sitte, ihr Recht und ihre Religion verwüsten, sich gänzlich durch

die Priester, die sie um des Schafkleides willen ehrten und die sich als Wölfe erwiesen — die Wölfe in dem Schafpelzen treten abermals daher. Wir haben uns derzeit aus bewegenden Gründen eifrigst unserer materiellen Interessen anzunehmen, die Glaubenszänkereien sind da auch eine so überflüssige als unbequeme Störung. Die Sorge um die materiellen Interessen führt große Gefahren für das höhere edlere Dasein und Leben mit sich, arbeiten der destructiven, auf die Herrschaft des Fleisches gerichteten Kräfte und Ideen noch nicht genug an der Entgeistigung und Entsittlichung der Zeit, müssen die Zeloten ihren Quark noch hinzuthun zur Entweihung und Untergrabung der wahren Religion und Religiosität? Mächtig regt sich der Katholicismus, der Ultramontanismus führt nur Zwangsothodoxie wieder ein, und ihr ebnet jenem die Pfade, weil ihr den Protestantismus aufgeben und einen Katholicismus in lutherischem Gewande aufrichtet, der die Vergleichung mit dem katholischen nicht aushält, und ihr seid nimmer dem Römerthume gewachsen, das nur durch Geistesfreiheit, nicht aber durch Begehung seiner eigenen Sünde auf ungünstigern Boden, nicht durch gleiche Engherzigkeit und gleiche Confessionsbeschränktheit bei stumpfern Waffen und beschränktern Mitteln überwunden werden kann. Die Zeit ist eine unruhige, gährende, als in welcher jede Hize leicht eine übermäßige wird, leicht könnte die des Glaubenseifers, der religiösen Schwärmerei ein Ferment werden, ein Feuer anrichten, worin alle Leidenschaften entfaltet würden, alle Haltung verloren, aller Friede und die ganze Arbeit der Generation zu Grunde ginge. Der Moment ist sehr ernst. Unsere Überkommen sind zum Theil nur große Thoren, zum Theil sehr nichtswürdig, aber doch sehr gefährlich, weil wir sie verachteten als zu geringe Gegner und Schädiger, weil wir sie schon zu hoch emporkommen ließen, weil unsere Stellung viel minder geschützt ist als die ihrige. Machen wir unserer Versäumniß ein Ende, hüten wir uns, sehen wir gespannten Blicks den Heiligen auf die Finger und bauen wir uns vor Allem eine Kirche, in welcher sie ihren Sitz und auch eine Kanzel erhalten mögen, wenn sie segnen und nicht fluchen, den Gottesfrieden halten und das Wort nicht allein haben wollen, sonst mögen sie sich eine Kapelle daneben bauen, um darin zu poltern und zu tobenden, so viel ihnen beliebt, und wenn sie es nicht lassen können, auch dem Rechtshaberei- und Bankteufel einen Altar zu errichten. Der aber sammt dem ganzen Bau wird seiner Zeit ohne Poltern und Gewalt schon fallen durch das leise Wehen des christlichen Geistes, welcher, nicht ohne Kampf, doch ohne irdische Leidenschaft und äußerliche Waffen die Welt überwindet.

33.

Frauenalter in der Poesie.

Es ist bekannt, welche Noth das Alter der griechischen Helena manchen Chronologen und Alterthumsforschern gemacht hat, die nicht begreifen konnten, wie Menelaos die nach ihren Berechnungen längst zur Greisin gewordene Frau aus Troja von neuem als seine Gemahlin habe zurückführen mögen. Es steht aber dieser Anachronismus nicht allein, sondern es scheint

als ein allgemeines Gesetz der alten und, mit einiger Einschränkung, auch der neuen Poesie angesehen werden zu können, daß sie Frauen nur dann als alt darstellte, wenn entweder der an ihnen hervorzuhebende Hauptzug die Mütterlichkeit ist — so Hefuba, die Gräfin Capulet, die Pfarrfrau von Grünau, die Mutter in „Friedmann und Dorothea“ — oder wenn sie als Das erscheinen sollen, was wie mit nicht schmeichelhaftem Überbegriff ein „altes Weib“ nennen — so manche Gestalt des Kriophanes, Frau Martha Schwerdtlein. Sonst werden die Frauen, selbst gegen die historische Wahrheit oder ausdrückliche Zahlangaben des Gedichts, immer jugendlich oder doch nicht als gealtert dargestellt, und bleiben dies, welcher Zeitraum auch im Verlaufe der Sage oder des Gedichts über sie dahinaufsteigen mag. Um der Heldinnen indischer Gedichte gar nicht zu gedenken, an denen die Jahre stets zu Laufenden spurlos vorübergehen, so finden wir unter den Heldinnen der altgriechischen Sage Iokaste, die nach langer kinderloser Ehe den verhängnisvollen Sohn geboren hat und, als dieser Sohn herangewachsen, nicht durch ihr Alter gehindert wird jene verderbenbringende Verbindung einzugehen; Iphigenia, als blühende Jungfrau nach Laurien entrückt, kehrt bei den alten Dramatikern und bei Goethe nach langen Jahren als dieselbe blühende Jungfrau zurück; Penelope tritt dem nach 20 Jahren heimkehrenden Odysseus entgegen, wie er sie verlassen, während Odysseus der besondern Fürsorge Athene's bedarf, um seine allzu klägliche Figur neben der jugendlichen Gattin zu machen. Ebenso in der ältern deutschen Poesie: Kriemhild ist, wie B. Grimm bemerkt, am Schluß des Nibelungenliedes wenigstens 56 Jahre alt, nichtsdestoweniger aber heißt sie nicht nur wiederholt die „schöne“, sondern in der „Klage“ (B. 387) wird ihre Schönheit ausdrücklich über die anderer Frauen erhoben. Nicht minder scheinen sich die Damen an König Artus' Hofe und in anderer mittelalterlicher Ritterbildung einer ziemlich unverwundlichen Jugend zu erfreuen, selbst wenn sie wie Sigune im „Parzival“ ihr Leben in Schmerz und Trauer hinführen. So, um endlich noch einige Beispiele aus der neuern Poesie zu erwähnen, ist Laura fast 20 Jahre der Gegenstand von Petrarca's Liebesliedern, und nirgend lassen diese die Veränderungen ahnen, die mancherlei Leiden in dem Äußern der verherrlichten Frau angerichtet hatten. Wer denkt bei Schiller's „Maria Stuart“ an die 45 Jahre der unglücklichen Königin oder gar an die 54 Jahre ihrer großen Gegnerin? Wer denkt bei der Prinzessin in Goethe's „Tasso“ daran, daß sie dem schwärmerischen Dichter an Jahren nicht wenig überlegen war? Bestimmte Hinweisungen auf diese Altersverhältnisse haben die Dichter in beide Dramen nicht hineingelegt und unsere Schauspielerinnen pflegen sich auch gerade nicht zu bemühen, in dieser Beziehung die historische Treue zu retten. Einzelne Ausnahmen fehlen allerdings nicht, namentlich in der neuern Poesie, am meisten in dem historischen Drama, wo die an sich mannichfaltigern und zugleich nicht ganz des Dichters Willkür überlassenen Stoffe die Einführung bejahrter Frauen nicht immer umgehen lassen.

Vergleichen wir damit das Auftreten der Männer in der Poesie, so begegnen uns deren aus allen Lebensaltern, von dem jungen Arthur in Shakspeare's „König Johann“ bis zum achtzigjährigen Kettinghausen und zum neunzigjährigen Nestor, der neben der ewig jungen Helena den Lauf seiner Jahre nicht aufhalten kann. Die Übereinstimmung aller Zeiten und Stile in diesem Punkte wird wol zu dem Schluß berechtigen, daß jugendliche Schönheit und mütterliche Würde die beiden einzigen poetischen Elemente im Wesen der Frauen sind; oder, was in weiblichen Dahren vielleicht besser klingen dürfte, daß die Poesie jeder weiblichen Gestalt die Weihe eines jener beiden Vorzüge verleiht.

34

Literarische Notiz.

In dem von tausend und aber tausend Touristen durchstreiften Italien, von dem man meinen sollte, daß jeder Stein

umgedreht sein sollte, fand H. v. Hammer bekanntlich noch eine reiche Fülle wichtiger Beobachtungen, die den Augen seiner schreiblustigen Vorgänger entgangen waren. Unter den französischen Reisenden, die leichten Fußes und leichten Sinnes die hesperischen Gefilde durchziehen, dürfte keinem verdienten Werke über Italien eine Schrift aus der Feder des Deputirten Gulchiron an die Seite gestellt werden. Auch er richtete besonders sein Augenmerk auf das gänzlich vernachlässigte Gebiet der italienischen Statistik u. s. w. Gulchiron's „Voyage dans l'Italie méridionale“, von dem der zweite Theil vor kurzem die Presse verlassen hat, können wir als ein gewissenhaftes, kostreiches Werk empfehlen.

32.

Bibliographie.

Attomyr, Theorie der Verbrechen auf Grundsätzen der Phrenologie basirt. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 10 Ngr. Bertheau, E., Zur Geschichte der Israeliten, zwei Abhandlungen. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 2 Thlr.

Bobrik, H., Griechenland in altgeographischer Beziehung. Für Gymnasien und zum Selbstunterrichte dargestellt. Nebst 1 Karte von Griechenland. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr.

Böckel, F., Das Lied von dem Schiffe. Eine Nachahmung nach Schiller's Gedicht: Das Lied von der Glocke. 2te veränderte Auflage. 8. Jg. 10 Ngr.

Dörner, J. A., Das Princip unserer Kirche nach dem innern Verhältniß seiner zwei Seiten betrachtet. Eine dogmatische Abhandlung zur Feier des 25jährigen Jubiläums des Amtsantritts von Dr. Harms in Kiel. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 12 1/2 Ngr.

Eginhardt, Neue Abendgenossen. 2 Bände. 8. Altenburg, Pierer. 3 Thlr. 10 Ngr.

Forschhammer, P. W., Panathenäische Festrede gehalten am 28. Juni 1841 in der akademischen Aula zu Kiel. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1841. 5 Ngr.

Hillebrand, J., Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht. Gr. 8. Dresden, Arnold. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lafaurie, Die materiellen Interessen. Eine kritische Beleuchtung der politischen Ökonomie in ihrer gegenwärtigen Gestalt als Wissenschaft. Gr. 8. Kiel, Universitätsbuchh. 1841. 7 1/2 Ngr.

Ludwig Pauli. Ein Denkmal zur Erinnerung an ihn. 8. Dresden. 5 Ngr.

Preussens Staatsmänner. II. Hardenberg. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 10 Ngr.

Rammoser, Die triumphirende, leidende und freitende Kirche in drei Kangelvorträgen. Gr. 8. Regensburg, Manz. 10 Ngr.

Seyffarth, W., Briefe aus London. 2ter Theil. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 10 Ngr.

Shelley's, Percy Bysshe, poetische Werke in einem Bande. Aus dem Englischen übertragen von J. Seybt. 2te Aufl. Die Gencl. Hellas. Oedipus Tyrannus. Rosalinde und Helena. Iulian und Mabbalo. Schmal 4. Leipzig, Engelmann. 20 Ngr.

Behse, C. E., Die Stephan'sche Auswanderung nach Amerika. Mit Kartenstücken. Wohlfeile Ausgabe mit dem Bildnisse Stephens. 8. Dresden. 7 1/2 Ngr.

Vollbücher. 24. Herausgegeben von G. D. Marbach. Leben, Thaten und Höllefahrt des berufenen Zauberers und Schwarzkünstlers Johann Faust. 8. Leipzig, D. Wigand. 2 1/2 Ngr.

Willemsen, P., Die Rheinprovinz unter Preußen. Eine aus den zuverlässigsten Quellen geschöpfte Topographie und Statistik dieser Provinz. Gr. 8. Elberfeld, Büschler. 20 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 70.

11. März 1842.

Der Missionair Gutzlaff über China.

China opened; or a display of the topography, history, customs, manners, arts, manufactures, commerce, literature, religion, jurisprudence etc. of the chinese empire. By Charles Gutzlaff. Revised by Andrew Reed. Zwei Bände. London 1838.

China nimmt nicht nur als der älteste Staat der Welt und als ein Reich, welches ein Zehntel der Erdoberfläche und ein Drittel des Menschengeschlechts in sich einschließt, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; in gleichem Grade, als es dem Zeitpunkt entgegengesetzt wird, in welchem es sich den Handelsverbindungen mit Europa und damit dem Eindringen des Christenthums nicht mehr wird entziehen können, gewinnen auch alle gründliche Nachrichten über dasselbe an Werth. Die Bewunderung erregende, an den bekannten römischen Abbate erinnernde Fähigkeit des Verf. für Erlernung fremder Sprachen, die unermüdblichen Anstrengungen desselben, sich mit dem Leben der chinesischen Küstenbevölkerung zu befreunden, die glückliche Gabe, Verhältnisse, welche der europäischen Besittung durchaus fremdartig sind, mit möglichster Unbefangenheit aufzufassen — Alles dieses läßt jede Mittheilung desselben über China gerade in unsern Tagen doppelt willkommen heißen. Deshalb und bei der eigenthümlichen Stellung, welche China, England und Rußland gegenüber, einnimmt, glaubt Ref. auf die Rücksicht der verehrten Leser rechnen zu dürfen, wenn er über ein schon vor drei Jahren erschienenenes, in Deutschland jedoch wenig verbreitetes Werk berichtet.

Von den 27 Capiteln, in welche die beiden Bände zusammen zerfallen, mögen die elf ersten Capitel, welche sich mit der Geographie und einer skizzirten Geschichte des Kaiserthums beschäftigen, hier übergangen werden und Ref. verstatte sein, seine Mittheilungen auf die in den folgenden Capiteln enthaltenen Abhandlungen über das öffentliche und häusliche Leben des chinesischen Volks, den Standpunkt seiner Bildung, wie sich derselbe in der Literatur und den herrschenden Glaubensansichten ausdrückt, die Richtungen der Regierung und deren Verhältniß zu den Unterthanen zu beschränken.

Der Verf. tadelt alle chinesischen Grammatiken, auch die neueste, von Abel Rémusat herausgegebene; von den

Wörterbüchern erklärt er das von Morrison, trotz seiner vielen Schwächen, für das beste und setzt hinzu, daß man am meisten von einem chinesischen Wörterbuche erwarten dürfe, welches eine Anzahl von Sinologen in Asien gemeinschaftlich zu veröffentlichen beabsichtige. Die zahlreichen lexikographischen Handschriften stehen an Werth noch unter den Drucken. China selbst besitzt zahlreiche Wörterbücher aus verschiedenen Zeiten, von denen das unter Kang-he in 32 Bänden abgefaßte am meisten geschätzt wird und namentlich das auf Betrieb des nämlichen Kang-he in 131 Bänden zusammengestellte weit übertrifft. Die zahlreichen Dialekte, von der eintönigen Sprache der Tibetaner, bis zu der klangreichen, ausdrucksvollen, durchgebildeten Sprache der Japanesen, sind es vornehmlich, welche eine Arbeit dieser Art erschweren. Der einzige Kon E hat 2000, Che 1000 verschiedene Bedeutungen und es ließe sich allein über sie eine weitläufige Abhandlung schreiben. Die Werke, welche in China von den Zeiten des Confucius bis auf unsere Tage geschrieben sind, bilden eine größere Bibliothek als die irgend eines andern Volks. Es möchte schwerlich einen Zweig menschlichen Wissens geben, über welchen China nicht einige Werke, mögen die Buchstaben in Bambus eingegraben oder durch Holzdruck vervielfältigt sein, aufzuweisen hätte. Das Reich zählt, nach dem Darsichalten des Verf., unter seinen 360 Millionen Menschen mindestens zwei Millionen Literaten und wenn von diesen nur ein Tausendtheil nach Autorschaft strebt, so müssen in China jährlich mehr Bücher erscheinen als bei irgend einem Volke Europas. Aber in neuerer Zeit liegt die Schriftstellerei aus dem Grunde darnieder, daß man sich der Meinung hingibt, das menschliche Wissen sei bereits in seinen Tiefen ergründet und jeder Zusatz desselben entweder irrig oder gefährlich. Nur wenn mit der Verbreitung des Christenthums eine völlige Umgestaltung des Denkens der Chinesen erfolgt, wird hier eine neue Ära der Literatur beginnen. Wie bedeutend übrigens dem Umfange nach die chinesische Literatur ist, geht daraus hervor, daß die von Keen = lung gesammelte, fast ausschließlich aus Werken über Politik und Geschichte bestehende Bibliothek sich auf 168,000 Bände beläuft; unter diesen eine Encyclopädie von 450 Bänden, die den Auszug einer größern Arbeit von 3000 Bänden bildet.

Die Bevölkerung Chinas zerfällt in große Familien

(Xelbus), deren jede viele Tausend Glieder zählt, die aber alle den nämlichen Vornamen führen und sich als Stammverwandte betrachten; von den 454 chinesischen Vornamen und folglich Familien sind 30 zweifelhig, alle übrigen einseitig. Jeder Mann darf seine Frau nur aus einem andern Stamme wählen und erwirbt dadurch das Vorrrecht, zwei Namen zu führen. Zwischen solchen Namensstämmen kommt es häufig zu heftigen Kämpfen, auf welche die Regierung jedoch keine Rücksicht zu nehmen pflegt. Übervölkerung treibt zu der höchsten Thätigkeit und Industrie; der Chinese behält keine Ruhe, im ruhigen Nachdenken sich dem Ewigen zuzuwenden; er ist zu aufgestört, um an die lächerlichen Fabeln des Buddhismus zu glauben, aber er kommt den Religionsvorschriften im Allgemeinen gewissenhaft nach. Weil nur Das für Unrecht gilt, wofür die Gesetze Strafe gesetzt haben, bedingt eine schmutzige Selbstsucht jede Handlungsweise. Furcht vor Gott kennt man ebenso wenig als Scheu vor der öffentlichen Meinung. Nur die Sinnenwelt ist dem Chinesen geöffnet, das Über sinnliche kümmert ihn nicht. Weil nur Haschen nach Gewinn sein Leben einnimmt, ist ihm seine politische Stellung so gleichgültig wie Fragen aus dem Gebiete der Religion. Überall erkennt man das Gepräge der despotischen Regierung: slavische Naturen, die sich durch Lug und Trug wegen des auf ihnen lastenden Druckes zu entschuldigen suchen; kein Aufschwung, kein heftiger Zorn gegen die schlaue Gewalt, aber ein allverbreitetes Fagen nach Kenntnissen, weil nur nach diesen, ohne Rücksicht auf Geburt, die Beamten erkoren werden. Mit Zähigkeit hängt man am Hergebrachten, jeder Neuerung abgeneigt. Auch in den den Europäern zugänglichen Gegenden hat sich der empörende Gebrauch erhalten, daß eine Menge von Mädchen unmittelbar nach ihrer Geburt dem Untergange geweiht werden, während der Vater nur äußerst selten den Tod eines Knaben verlangt.

Der Standpunkt, welchen die Industrie im himmlischen Reiche einnimmt, ergibt sich daraus, daß Handwerker und Künstler zu der am wenigsten geachteten Classe gehören. In allen mechanischen Arbeiten zeichnet sich der Chinese aus, während er in solchen, die Nachdenken erfordern, eine sehr niedrige Stufe einnimmt. Die Frage, wie dieses Volk, nachdem es zu einem gewissen Grade der Cultur gelangt war, so plötzlich still stand, ist noch nie genügend beantwortet. Ein ähnliches Beispiel bietet die Geschichte nicht. Andere Völker schritten entweder weiter, oder sie gingen zurück und nur der Chinese blieb stationär. Unverdroffene Ausdauer und Zahl der Menschenhände ersetzt die Mängel seines Maschinenwesens. Die Zeit, in welcher chinesische Handarbeiter mit europäischen wetteifern konnten, ist längst vorüber und nur in einzelnen Zweigen des Ackerbaus behaupten sie, vermöge der großen Menge von Arbeitern, noch den Vorrang. Und doch hätte ein durch Küsten, Ströme und die glücklichste Wasserverbindung im Innern begünstigtes Volk sich gerade durch Industrie auszeichnen müssen, um so mehr, als mit Ausnahme des Salzes, welches ein kaiserliches Monopol abgibt, der Verkehr im Innern völlig ungehemmt ist.

Der Staat verdankt seine Größe, seinen Reichthum, seine Bevölkerung ausschließlich dem Ackerbau. Jeder Morgen Landes gleicht einem sorgfältig bestellten Garten, nirgend Acker, welche brach liegen oder als Weideland benutzt werden; auch steile Hügel sind terrassenförmig urbar gemacht.

Schwerlich besitzt, außer Holland, ein Land der Welt solche Vortheile zur Betreibung des Binnenhandels; überall Wasserstraßen, ein scharfsinnig durchgeführtes Kanalsystem setzt alle großen Städte miteinander in Verbindung. Aus allen Provinzen strömen Waaren nach der Hauptstadt, welche ihrerseits, außer Büchern, keine Erzeugnisse ausführt; dem dortigen Markte führen jährlich 6000 Junken Reis, Lüge von Bewohnern der Mantschurei und Mongolei Schlachtvieh zu. Der lebhafteste Verkehr findet sich in der Küstenprovinz Keang-nan, in dessen Hafenstadt Schang-han der Verf. an einem einzigen Tage 300 Junken einlaufen sah. Auch der auswärtige Handel ist in neuerer Zeit beträchtlich geworden, aber nur durch Schiffer aus Fokien oder Kwang-tung; so nach Anam, Cambodja, Manilla und vor allen Dingen nach Siam. In den Hafen von Bangkok laufen jährlich gegen 100 Junken ein und kehren mit Ladungen von Zucker, Sandelholz, Gewürzen u. s. w. zurück. Auch in dem Freihafen Singapore erblickt man häufig Schiffe aus Kanton, Amoy und Hae-nan, welche Papier, trockene Früchte und Reis einführen. Den Werth von 18 im J. 1830 dort eingelaufenen Junken schätzte man auf 218,927 Dollars. Ebenfalls selbst langen im Durchschnitt jährlich 2000 chinesische Einwanderer an, die sich von hier nach den benachbarten Colonien verbreiten, weniger nach Java, dessen Besuch sich wegen der durch die Holländer erhöhten Abgaben bedeutend vermindert hat, als nach Makassar, Amboina und verschiedenen holländischen Colonien auf Bornéo. Diese Verbindung Chinas mit den indischen Inselgruppen geht über 1000 Jahre hinaus. In alten Zeiten sah man die Junken in den persischen Meerbusen hinaufahren, von wo die Erzeugnisse Chinas zu Lande oder durch das rothe Meer nach Alexandrien und von hier nach den europäischen Häfen des Mittelmeers gebracht wurden. Bedeutender noch ist der Landverkehr mit der Fremde, vornehmlich mit Tonkin und den Birmanen.

Der zum ersten Male nach Kanton kommende Europäer kann seine Bewunderung über den Kunstfleiß der dortigen Handwerker nicht zurückhalten, wenn er ihre lakirten Waaren, oder ihre Niederlagen von Arbeiten in Eisenblech und Perlmutter erblickt. Dagegen waren die Chinesen immer schlechte Arbeiter in Eisen und Stahl und schwerlich würde, nach der Meinung des Verf., im ganzen Umfange des himmlischen Reichs ein großer Schiffanker geschmiedet werden können; aber in Verfertigung kleiner Eisenwaaren, bei denen es auf Fleiß und Geduld ankommt, sind sie unübertrefflich. In Gold- und Silberarbeiten können sie mit jedem Volke wetteifern. In allen Straßen Kantons stößt man auf wandernde Handwerker, die Stühle und Geräth mit sich führen und, wo man ihrer bedarf, sogleich zur Aushülfe bereit sind. Die chinesischen Künstler

und Handwerker sind schwerfällig in der Erfindung, aber nach einem vorgelegten Probestück arbeiten sie mit bewundernswürdiger Genauigkeit. Am meisten glänzen sie in der Verfertigung von lakirten Waaren, Porzellan und Seidenzeugen. Das unendlich zarte Gewebe schillert in den lebhaftesten Farben; in einem Lande, wo Männer und Frauen, Alt und Jung sich in Seide kleiden, wo selbst Stiefel und Schuhe aus diesen Stoffen gefertigt werden, mußte die Vereitlung derselben nothwendig zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geheißen. Der Absatz des Porzellans ist heutzutage gering, weil sich die Güte desselben seit Jahrhunderten nicht gebessert hat, und es pflegt nur der Curiosität halber von Fremden gekauft zu werden. Dasselbe gilt nicht von den lakirten Waaren, obgleich hinsichtlich ihrer Japan noch höher steht. Auch künstliche Blumen, sowie durchbrochene Arbeit von Elfenbein und Perlmutter führt man gern nach Europa. Die Kattune Chinas sind äußerst dauerhaft, aber theurer als die englischen. Papier und Lische finden zu einem bedeutenden Werthe bei Europäern Absatz. Noch jetzt gelten die Chinesen als kunstfertige Feuerwerker; doch bedürfen sie zur Vereitlung des Pulvers der Einfuhr von Salpeter aus Bengalen.

Die eigentliche Kunst steht auf einer geringen Stufe. Malerei ist sehr verbreitet, aber man kennt die Bedingungen, unter denen sie gelbt wird. Ungleich tiefer noch steht die Sculptur.

Trotz meiner wiederholten Wanderungen durch China — sagt der Verf. — würde ich behaupten, daß der Chinese keine Kunst habe, wenn nicht eine Abhandlung in den „Mémoires sur les Chinois“ das Gegentheil versicherte.

Die Architektur ist fern von Schönheit, ein so seltsam buntes Gemisch, daß es schwer fällt, eine Bezeichnung dafür zu finden. Doch zweifelt der Verf. keinen Augenblick, daß der Chinese in dieser Kunst etwas Erhebliches leisten werde, sobald man ihm ein genügendes Modell vorlege.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Wornacht von Luzern. Novelle von J. J. A. Pfysfer zu Neuch. Mit vier Kupfern. Basel, Schabelg. 1841. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Diese Novelle würde als eine neue und sehr merkwürdige Erscheinung rücksichtlich der Form anzusprechen sein, wenn diese nicht zugleich als eine verfehlte bezeichnet werden müßte. Das einfache Factum ist, daß Luzern, mäde der Drangsale ökonomischer Verträge und ihrer Creaturen, lange schon trachtete, sich unabhängig zu stellen, besonders seit jener Zeit, wo Schwyz, Uri und Unterwalden den bekannten Bund geschlossen hatten. Endlich gelingt es, mit diesen drei Waldstädten am Camstage vor Sanct Martin 1333 einen ewigen Bund aufzurichten, und obgleich in der darüber ausgefertigten Urkunde alle Rechte der Verträge, sowie die ihnen gebührenden Dienste, Abgaben und Gesetze ausdrücklich vorbehalten blieben, empfand Herzog Otto doch diesen Kühnen Schritt seiner Stadt Luzern gar übel. Schon im Anfange des Jahres 1333 ließ er es nicht an Gewaltmaßregeln gegen die Stadt fehlen, bis endlich auch mit Hilfe der herzoglich Genanten in der Stadt diese durch Ver-

such in ihr altes Joch wieder zurückgezwängt werden sollte. Das war die Nacht des Peter-Paulstages 1333, und das ganze Zug eingeleitete Unternehmen scheiterte nur an einem armen Knaben, der, auf einer Bank im Winkel eines Hauses schlafend, von dem Geräusch der schon in die Stadt gedrongenen Kriegssoldaten geweckt, nach dem Wegerhause eilt und erzählt, was er gehört und gesehen. Der Verf., von der Idee geleitet, dieses schnell vorübergehende Ereigniß aus seinen Keimen zu entwickeln, wählt nun einen gar eigenthümlichen Weg. Nach einer Einleitung folgt die Darstellung der lugerischen Verhältnisse nach dem Bunde der schon genannten drei Waldstädte bis zur Schlacht am Morgarten. „Um aber“, sagt der Verfasser (S. 22), „Personen und Ereignisse in ihren gegenseitigen Beziehungen und charakteristischen Nuancen naturgetreuer bezeichnen und die Scenen zur Belebung des Gemäldes bald da, bald dorthin verlegen zu können, werde ich den folgenden Blättern eine mehr dramatische Form geben“ u. s. w. Diese dramatische Form besteht nun in einer Reihe von Briefen, welche verschiedene Personen einander schreiben. Wenn es nun schon aufpassen muß, solche Briefe überhaupt, und zum Theil so lange Briefe aus einer Zeit vor sich zu sehen, wo die Schreibkunst eben noch nicht sehr verbreitet war, wo jedenfalls die in dieser Kunst Erfahrenen sich ungefähr ebenso kurz faßten, wie es in den öffentlichen Urkunden meistens der Fall war: so bringt sich uns ein unwillkürliches Lächeln auf, hier moderne Sprache, moderne Gesinnungen und Empfindungen zwischen alte Überschriften und Schlussformeln eingeschoben zu sehen, ja wir finden darunter auch hier und da ein Schreiben in der Sprache des 14. Jahrhunderts, sowie ein langes steifes Gedicht aus dem 17. Jahrhundert zum Lobe des Lügelaubades, und an urkundlichen Mittheilungen in jener ältern Sprache fehlt es ebenfalls nicht. Wollte man nun auch über diese bunte Zusammenstellung hinwegsehen, so ist es doch dem Verfasser nicht gelungen, durch jene Briefe unser Interesse für die Schreiber derselben, oder für Luzerns Schicksal zu erwecken. Die Verhältnisse der Erstern sind nicht organisch verbunden und entwickelt; für Luzern gewinnt der Leser durch diese Briefe ebenfalls nichts, als was er schon weiß. Dann folgt noch eine Darstellung Luzerns nach der Schlacht am Morgarten bis zum ewigen Bund mit den Waldstädten, die in derselben Weise gegeben ist. Endlich noch eine Versammlung der Patrioten, die insofern dramatischer, als jene Briefcollection ist, als hier die Theilnehmer mit ihren Wechselreden vorgeführt werden, und den Schluß macht die Wornacht selbst, von S. 176—208, und eben in diesem Schluß werden wir vollständiger, anschaulicher von allen Verhältnissen unterrichtet als durch alles Vorangegangene. Daß man eine solche willkürliche Zusammenstellung, die nur ein Schwanken in der Wahl zwischen historischer und poetischer Darstellung bethätigt, keine Novelle nennen könne, liegt vor Augen, und so kann denn auch weder der Historiker noch der gebildete Leser sich das Buch aneignen. Ref. muß das bedauern, denn der Verf. gibt sich als denkend und einsichtsvoll und als festen warmen Patrioten kund.

2. Georginen. Novellen, Novellenketten und Humoresken, von F. G. H. Belant. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1842. 8. 3 Thlr.

Das Publicum dieses Schriftstellers, denn ein solches wird er ja wol haben, kennt seine Art und Weise schon hinlänglich und wird daher die in diesen beiden Theilen gegebenen Unterhaltungstoffe ganz gern aufnehmen, ist doch auch ein „gepflegtes Genrebild“ darunter! Das Publicum findet sodann „Schön-Ländchen“, bekannter unter dem Namen Ländchen oder Däsele von Amsterdam, deren Schicksale in älterer und neuerer Zeit in verschiedener Form bereits dargestellt sind. Sodann Einiges aus dem Leben Martin Luthers, welches ebenfalls so neu und unbekannt gerade nicht ist; ferner, außer einigen Novellenketten, Humoresken u. s. w., noch eine größere Novelle „Der liebe Ländchen“. Der Verf. weiß Manches recht klar aufzufassen und wiederzugeben, allein er hält nichts fest,

es soll nur einem angestrichlichen Bunde dienen, und es geht ihm wie der Schiffe, welche die Spur der Fische mit dem Schwanz wieder verwerfen.

2. Der Rüppel von Verona. Historische Novelle aus dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, von Emanuel Straube. Zwei Bände. Wien, Cicholger u. Fischel. 1842. 8. 2 Bde. 10 Rgr.

Wenn es bei einem poetischen Kunstwerke nur darauf ankomme, eine Masse von Stoffen mit einigen Reflexionen zusammenzusetzen, so würde gegen diese zweibändige historische Novelle so viel eben nicht einzumenden sein. Bekanntlich aber wird doch etwas mehr gefordert als ein solches Product der Nachtracht. Schon die Einrichtung der Novelle ist unglücklich, denn sie nöthigt den Leser, stets rückwärts zu gehen, um Vorgeschiedenes herbeizuziehen. Eine Nachweisung des Inhalts ist nicht wohl möglich; für diejenigen aber, welche dergleichen lieben, genügt die Einführung, daß an Nord und sonstigen Entschiedenheiten beständig genügender Vorrath ist. Das Historische des 17. Jahrhunderts besteht in der Beschreibung der Festlichkeiten am letzten Carnevalsfeiertage zu Verona, wie sie, etwas abweichend, noch heute bestehen. Im Uebrigen erlännt die Beschreibung an jedes oder an kein Jahrhundert.

4. Das Schloß Rambouillet. Fortsetzung der Burgen Frankreichs. Aus dem Französischen nach Lion Seglan, übersetzt von Emilie Blitt. Leipzig, Kitzmann. 1841. 8. 1 Bde. 17 1/2 Rgr.

An viele der französischen Burgen knüpfen sich merkwürdige Ereignisse, so daß man sagen möchte, die Geschichte dieser Burgen sei die Geschichte Frankreichs bis zur Revolution von 1789. Unter denselben ragt insbesondere Rambouillet durch sein unbekanntes Alter und die Erinnerungen hervor, welche die Geschichte in seine zerbrochenen Mauern geschrieben hat. Hier ward Franz I.; hierher flüchtete, fast wie ein Bettler, Heinrich III. vor dem Herzog von Guise; wenig anders Karl X. 1830; hierher wandte sich Ludwig XV. mit seinem Jagdschwarme, um sich von nagendem Hunger zu befreien; hierher verpflanzte Ludwig XVI. die ersten spanischen Schafe, denen eine so große Änderung in der europäischen Industrie folgte; hierher kam Napoleon, um über neuen Siegen zu brüten. Hier aber auch thronte die berühmte Marquise von Rambouillet, die um sich her Alles versammelte, was Geist und Bildung besaß, und dadurch einen kaum zu überschätzenden Einfluß auf die geistige Entwicklung Frankreichs ausübte. Eine merkwürdige Coeleste, die sogar sich eine eigene Sprache schuf, welche der mit der deutschen Literatur Vertraute sich am besten durch des verewandten Philipp von Besen Bestrebungen anschaulich machen kann. Hier weilte auch der edle Herzog von Penthièvre mit dem Dichter Florian im Tauschen von Gegenständen der großartigsten Wohlthätigkeit; hier ward die Mutter des jetzigen Königs der Franzosen geboren, und jetzt ist Schloß und Länderei an einen preussischen Landwirth verpachtet. Es wechselt von Tage zu Tage. Wie haben nur dächte und flüchtig einige der Momente bezeichnet, welche dieses Schloß zu einem historischen Denkmal erheben, um den Leser einzuladen, einige seiner besten Felerkunden der eigenden Darstellung zu widmen, welche Seglan seinem Gegenstande verliehen hat. Es ist ein eignes Zeichen, daß die Franzosen, die zweimal, 1789 und 1830, ihre Vergangenheit in den Abgrund des Vergessens zu stürzen eilten, zunächst freilich jene, welche sie sonst als ihre klassische Glanzperiode verehrten, daß sie gegenwärtig zu der Einsicht kommen, ohne jene Vergangenheit doch nicht eigentlich existieren zu können. Zuerst führte Victor Hugo ihnen lebhaft colorirte Schreckbilder vor, und seine Nachtreter vermengten nicht, unermüdet, altes Gerümpel herbeizuschleppen. Die Zeit dieser schroffen Romantik, die Schutt aufwühlte, um der Gegenwart zu sagen, das sei Schutt, diese Zeit ist vorüber. Das neue Frankreich wendet sich, wenn nicht mit Andacht, doch mit dem lebhaftesten Antheil seiner Vergangenheit wieder zu, wie

leicht, um nur erst die bei allen unabhätig politischen Aufregung dennoch überall sich hervorhebende Mächtigkeits der Erziehung zu vergessen. Ich ist kein Prophet, aber er glaubt diese Richtung als eine für Frankreich Gutes verheißende ansehen zu können, und demnach Copars Buch als einen beachtenswerthen Beitrag zum Verständnis dieser Richtung.

Literarische Notizen.

Es ist über die Vorlesungen, welche Mickiewicz zu Paris über den Slavismus und die slavische Literatur hält, schon hier und da in deutschen Journalen gesprochen und die Aufmerksamkeit, deren sich der berühmte polnische Dichter erfreut, welche ihm aber die gefälligsten Beweise von Seiten der radicalen politischen Partei zugesprochen hat, anerkannt worden. Die mancherlei Mängel in diesen Vorlesungen hat man aber weniger hervorgehoben. Sie bestehen vorzüglich in einer gewissen brillanten Manier, zu bildern und zu vergleichen, in einem zu anschaulichen Vorrath von glänzenden Phrasen und blendenden Intuitionen, die höchstens dadurch entschuldigt werden können, daß Mickiewicz auf sein an Phrasen gewöhntes französisches Publicum Rücksicht nimmt. Wenn Mickiewicz sagt: „Rußland ist das mobilisirte Deutschland“, so möchten wir wol allen Ernstes bitten, die Ähnlichkeiten nachzuweisen, welche zwischen Deutschland, diesem Conglomerat von kleinen Fürstenthümern und größeren constitutionellen Staaten und beschränkten oder absolutistischen Monarchien, und Rußland, dieser einzigen compacten Masse mit seinem absoluten Czarismus, bestehen

läte man diese erst gefunden, so würde es auch mögliche Modifikationen zu finden. Wie läßt der germanische slavisch-russische Volksgestalt überhaupt nur einen zu, auch von den politischen Institutionen abgesehen? Lassen, wie die eben angeführten, fehlen noch, um die über Wesen und Charakter Deutschlands Irrer zu klären darauf vergleicht Mickiewicz Rußland sogar mit er findet dort wie hier dieselbe Ausdauer, denselben nachdrückend in der Ausführung und dieselbe Rücksicht, in, die sich in Rußland noch von den Stürmen und Eroberungszügen der Normannen herführen sollen. Dagegen bemerkt Joseph Konzki ganz richtig, daß dieser Vergleich nicht gatreffe, ist aber ebenso schnell zur Hand, Rußland mit Spanien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu vergleichen. Diese Vergleichungsfucht droht noch als historische Kritik bis auf die Wurzel zu zerklüften. Gerdien vergleicht Mickiewicz mit den Bergländern Spaniens, mit Catalonien und Navarra, und die Böhmen nennt er ein Volk von Gelehrten und Philosophen! Die Polen, schmeichelt er sich, gleichen den Franzosen, selbst darin, daß sie von ihren Eroberungen nichts weiter behalten hätten als eine unermessliche Erinnerung und die Sympathie der Völker. Aber die Sympathie der Völker für die Polen schreibt sich doch wahrlich nicht von ihren Eroberungen, sondern von ihrem leider nicht unverdienten Mißgeschick her. Erstend dagegen ist folgende Bemerkung: „Die Slaven haben ihre Thätigkeit nicht auf die Baukunst, noch auf die Künste erstreckt; sie haben weder Gebäude, noch Reliefs, noch Inschriften hinterlassen; ihr einziges Denkmal ist die Sprache, die sich in aller ihrer Einfachheit, Ursprünglichkeit und Universalität erhalten hat.“

D. Errey gab heraus: „Cornaille et Gerson réhabilités dans l'imitation de Jesus Christ.“ In Bezug auf Gerson ist aus einem zu Valenciennes befindlichen Manuscript, dessen historische Miniaturen in der Form von Durchschnitten das Werk schmücken, Mittheilung worden. Ein Brief an Birkmain über die Erziehung des weiblichen Geschlechts enthält den Schluß.

Sonnabend,

Nr. 71.

12. März 1842.

Der Missionair Gusslaff über China.

(Beilage aus Nr. 70.)

Über die chinesischen Schulen gebührt Gusslaff um so mehr ein Urtheil, als er selbst superintended some of them. Der große Gegenstand der gesammten Erziehung besteht darin, die Kinder lesen und schreiben zu lehren und sie mit der Geschichte ihres Landes bekannt zu machen. Gewöhnlich geht ein Zeitraum von sieben Jahren darüber hin, bis ein Kind lesen und sich der Schriftzüge bedienen lernt. Jeder Schüler hat sein eigenes Tischchen, an welchem er laut das ihm ausgegebene Pensum lernt, oder seine Vorschrift nachmalt; an Methode ist dabei nicht zu denken. Alle Schulen, in den größten Städten wie in den kleinsten Dörfern, haben denselben Zuschnitt und werden selten von mehr als 20, gewöhnlich von 8—12 Knaben besucht. Das Verhältniß der Mädchen- zu Knabenschulen ist wie 1 zu 1000. An Realkenntnisse ist so wenig zu denken als an Religionsunterricht. Bis auf die Elemente der Arithmetik und Astronomie liegt die Mathematik völlig darnieder.

Der Verf. versichert, in keinem der ausgezeichnetsten Religionsbücher der Chinesen die Lehre von der Einheit der Gottheit gefunden zu haben. Wie in der grauesten Vorzeit, so jetzt, ergeben sich die Chinesen dem Gögendienst, nur daß dieser früher weniger roh war. Der größere Theil des Volkes ist gegen jede Religion völlig gleichgültig, alle aber glauben, gewisse gottesdienstliche Gebräuche so wenig verabsäumen zu dürfen wie die Regeln gemeiner Höflichkeit. Es genügt ihnen, vorgeschriebenen Pflichten zu entsprechen, die Ältern zu ehren, den Freund nicht zu betrügen, der Obrigkeit gehorham zu sein, die Abgaben zu entrichten und äußerlich die Vorschriften der Religion zu üben. In Glaubenssachen herrscht die unbedingteste Toleranz, es sei denn, daß Zahl und Einfluß einer Sekte die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zöge und diese die alten Regergesetze mit ganzer Strenge anwendete. Der gleiche geistige Aufschwung des Volkes zeigt sich darin, daß verhältnißmäßig wenige Sekten aufgetaucht sind. Der Chinese verachtet seine Religion und hängt zu gleicher Zeit mit Zähigkeit an ihr und, sagt der Verf. hinzu (Wd. 2, S. 185):

The propagation of Christianity must be carried on with a fervent and persevering zeal, and nothing in the spirit of love and meekness must be left untried, to bring these myriads to the fold of God.

Ehemals verrichteten die Kaiser auf der Spitze der Gebirge ihr Opfer; diese waren seit der frühesten Zeit gedäuchtlich, anfangs nur zur Zeit der Solstitien, dann auch bei Äquinoccien und andern Gelegenheiten. Hieraus entstanden Tempel, in denen aber nur Priester am Gottesdienste Theil nahmen, weshalb sich jeder im Volke seine eigenen Hausgötter schuf. Auf die Einführung des Buddhismus folgte die Zeit des Skepticismus; man leugnete das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele; der frühere Aberglaube ging unter und nichts wurde an die Stelle desselben gesetzt. Dieser Skepticismus, der unter der Ming-Dynastie sich ausbildete, ist noch jetzt die Modesphilosophie der Gebildeten in China, bis sie, wenn Noth hereinbricht, die entseßliche Idee in sich fassen und sich dann häufig zu den Priestern des Buddha wenden.

China gibt unter dem schön klingenden Namen einer patriarchalischen Regierung das Ideal für den Despotismus ab. In der Familie gebietet der Vater, in dem Distrikt der Mandarin, in der Provinz der Vicekönig, über das ganze Reich der Kaiser mit unumschränkter Gewalt. Jeder in seiner Art sucht Alles zu beseitigen, was den bleibernen Frieden stören könnte. Der nur dem Himmel verantwortliche Kaiser ist von keinem Adel, keinen Großwürdenträgern abhängig. Auf seinen Willen ruht auch der mächtigste Mandarin in den Staub. Prinzen von Geblüt sind an sich ohne Bedeutung, da der Kaiser in der Ernennung seines Nachfolgers durch nichts beschränkt ist. Der Einfluß der Volksgunst ist unbekannt und nur vom Kaiser hat man Alles zu fürchten, Alles zu hoffen. Und trotz dieser in der Hand eines Einzigen concentrirten Gewalt zeigt sich kein Leben, keine Bewegung in dem Riesensaat. Jedem Durchgreifen von oben herab steht das Herkommen, der schleppende Geschäftsgang entgegen. Die pollicellische Überwachung aller Beamten hat zu einem System von Lüge, Bestechlichkeit und Betrug geführt, welches jeden Keim des sittlichen Lebens absterben läßt. Dadurch, daß die höhern Beamten unaufhörlich mit den Provinzen wechseln, ist es ihnen unmöglich gemacht, irgendwo einen bedeutenden Anhang zu erwerben.

Das Hauptgeschäft des Sohnes des Himmels besteht darin, daß er jeden fünften Tag den Mandarinern Audienz gibt. Staatsgeschäfte bespricht er mit seinen Råthen, aber auch hier setzt das Ipse dixit des Herrschers jeder Discus-

sion ein Ziel. Und wie möchte es anders sein, da unmöglich ein Unterthan an Weisheit reicher sein kann als der Sohn des Himmels? In Folge der Polygamie belaufen sich die Mitglieder des kaiserlichen Hauses auf mindestens 1000 Köpfe, aber selten wird eines derselben zu einem hohen Amte berufen und sie stehen unter einer strengern Aufsicht als irgend ein Unterthan. Was die Gleichheit der Stände anbelangt, so hätten selbst die Conventsmänner von China lernen können, nur daß hier jeder Vorzug der Geburt um deswillen verworfen ist, damit die Abstufung zwischen dem Oberherrn und den Unterthanen fehle.

Jede Provinz hat ihr Finanzcollegium, welches unter dem in 14 Kammern zerfallenden Generalfinanzcollegium in Peking steht, dem der Staatsschatz überwiesen ist. Von letzterm unabhängig ist der kaiserliche Schatz, der ausschließlich zur Verfügung des Regierenden steht und „in riches and valuables perhaps exceeds any similar deposit in the world“. Die behufs der Besteuerung alle zehn Monate angestellte Volkszählung geht um so leichter vor sich, als je zehn Familien unter einem Constabel, je 100 unter einem Amtmann stehen. Die Abgaben bestehen in Grund- und Kopfsteuer, vornehmlich aber in Steuern, welche auf den Verbrauch von Salz und Thee gesetzt sind.

Nur durch Gelehrsamkeit, ohne Rücksicht auf Geburt, soll man zu höhern Ämtern aufsteigen. Hat sich ein Jüngling mit den chinesischen Classikern befreundet, so wirft er sich auf die besten Commentatoren, studirt die Gesetze der Poetik und übt sich täglich in Nachahmung der größten Vorbilder. Wer reich ist, nimmt zu diesem Zwecke Privatlehrer in sein Haus, der Ärmere muß sich mit dem Besuche eines der zahlreichen Seminarien begnügen. In der Prüfung muß der Candidat durch Ausführung eines ihm aufgegebenen Themas seine Bekanntschaft mit den Classikern erheben; er muß vorchriftsmäßig angefertigte Verse in der saubersten Handschrift vorweisen, aber sich wohl hüten, bei dieser Gelegenheit einen Gedanken hervortreten zu lassen, der nicht in den Commentaren enthalten ist. Nur erlernte Ansichten soll er wiedergeben, sein Gedächtniß spielen lassen, auf keinen Fall sich einen eigenen Gang erlauben. Jede Originalität würde als Frechheit erscheinen. Oder soll die unerfahrene Jugend von dem Gedankengange der weisesten Männer der Vorzeit abirren? Zweimal in jedem Jahre bereist ein Unterbeamter den ihm angewiesenen District, um sich durch Vorprüfungen von den Fortschritten der Studirenden zu überzeugen. Hiernach stellen sich Letztere jährlich vor die Oberbeamten, um sich der eigentlichen Prüfung zu unterziehen, deren Erfolg durch Anschlagszettel an den Straßenecken bekannt gemacht wird. Im Jahre darauf stellen sie sich vor eine noch höhere Prüfungscommission und weisen sich auch hier ihre Leistungen als genügend aus, so werden sie nach einer dritten Prüfung in die unterste Classe der Literaten aufgenommen. Um aber zu verhüten, daß nicht von den Prüfenden ein falsches Prädicat erteilt werde, wacht man wiederum über diese, daß sie sich streng an die Vorschriften eines leiblich zu diesem Behufe abgefaßten dicken Gesetzbuches halten.

Es können in England Parlamentswahlen keine größere Bewegung im Volke hervorrufen, als in China diese öffentlichen Prüfungen, nach deren Beendigung die Namen Derer, welche mit Erfolg bestanden, von einem Ende der Provinz zum andern gehört werden. Die Candidaten werden, nachdem sie das Thema für schriftliche Arbeiten empfangen haben, einzeln in kleine Zellen gesperrt, die sie erst nach Vollendung der Aufgabe verlassen dürfen. Wie groß der Zudrang der Candidaten ist, ergibt sich daraus, daß man unter ihnen häufig Greise von 70 Jahren erblickt. Die höchste Strafe, welche eine Provinz treffen kann, ist, daß der Kaiser ihr für eine Zeit das Prüfungsrecht nimmt. Trotz der peinlichen Vorsicht in Überwachung der Examinanden ist Unterschleif nicht ungewöhnlich und vor nicht langer Zeit wurde in Kanton ein unterirdischer, in das Prüfungszimmer führender Gang entdeckt, durch welchen den Candidaten Abhandlungen zugeführt wurden.

Also auch in dieser Hinsicht wäre China der europäischen Gefttigung vorangegangen? Difficile est, satiram non scribere! 47.

Der französische Handwerksbursche. Von George Sand. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wessé. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ganz Europa hat seit mehreren Jahren seine Aufmerksamkeit auf Frankreich gerichtet, dessen Gähren, Regem und Bewegen an das Brausen und Kläuschen und an den innerlichen Donner eines Vulkans erinnert, welcher einen Ausbruch sucht. Wie der Naturforscher vor diesem, so steht der Politiker fragend vor jenem, und wenn die Frage, nach welcher Seite hin der Ausbruch erfolgen werde, ihm wichtig scheint, so ist doch die, nach der Art der sich regenden Kräfte oder der Veranlassung der Gähmung gewiß nicht weniger des Forschens werth, und dankbar muß man dem Autor sein, der die Sonde führt und die einzelnen Bestandtheile des Übels, das jenen fieberfranken Gesellschaftskörper zum Eiterungszustand zu treiben scheint, zu ergänzen sich bemüht. Nach den Aufregungen der Revolution und der Napoleon'schen Kriege genügt dem Franzosen die Monotonie einer geordneten Staatsverfassung nicht mehr; nach der begebnisreichen Vergangenheit brächt ihn die beschriebene Gegenwart, und noch mehr als diese die nichts versprechende Zukunft. Der Mann, der gewohnt war, thätig einzugreifen in die Schicksale der Völker, will auch jetzt noch eine Hand im Spiel haben. Er will etwas zu hoffen, zu erwarten, zu ersagen haben, und das einfache Morgen, das im einfachen Heute wurzelt, das vom Fleiß des einen Tages bedingte Schicksal des andern genügt ihm nicht mehr. Die arbeitende, sonst in diesen Arbeiten zufriedene Menschheit hat sich in wenigen Jahren zu einer denkenden Menschheit umgewandelt, die sich Rechenschaft gibt über die Mängel der bestehenden Zustände — und die, es koste was es wolle, diesen Mängeln abhelfen möchte. Da entstanden denn die verschiedenen Meinungen, da bildeten sich die verschiedenen Parteien, deren äußerstes Ziel zwar verschieden war, die aber alle in der Nothwendigkeit einer Umwälzung des Bestehenden übereinkamten. Da sah man Lieutenants und Gähnrühe für Napoleon's Nachkommen conspiriren, bartlose und ergraute Marquis nach den Bourbonen fruzzen, Commis-voyageurs und Labendleier von Plato's und andern Republiken schwärmen, und die Handwerker eine Gesellschaft der Ehrenrechte gründen, während ein zahlreicher, aus hungernden, unbeschäftigten, trägen, untuglichen Subjecten bestehender Pöbel das Instrument ist, worauf alle diese Parteien spielen, das

se umschließen zu belästigen Accorden und dessen heftig angeschlagene, oft zerplatzende Saiten ganz Europa durchkittern. Dieser arme, leicht bewegliche Pöbel ist es, den man für die Krankheit Frankreichs hält, er ist aber nur das Instrument, andere Hände greifen in die Saiten — und diese andern Hände, mögen sie nun die Marzesskaffe spielen oder ein frommes Lied anstimmen, sind alle von einem heftigen Fieber durchglüht. Dieses verderbliche Fieber ist die Riveillirungswuth, die ganz Frankreich befallen, nicht nur die niedern Stände, welche, zufolge des Naturgesetzes der Dünste, überall emporstreben, nein, es fädet auch bei allen andern Ständen fäst. Die ganze Stufenleiter der Menschheit ist vom Riveillirungsgeist befeet, vom Tagelöhner und Handwerker bis zum König hinauf, zum König der Franzosen von Bolles Gnaden, der dem Niedrigsten die Hand reicht und sie ihm reichen muß, da er ihn zum König erhoben, und darauf stolz ist sein Erbelaug.

Die obenauf schwimmenden Stoffe sind nicht zu allen Zeiten dieselben und jedes Jahrhundert hat seine eigene Aristokratie, die das vergangene Jahrhundert nach und nach emporgetragen hat, das folgende oft allzu plötzlich absetzt. Die Aristokratie der Kräfte schwand aus den Zeiten des Faustrechts, die der Geburt erstreckte im eigenen Blute auf der revolutionnären Guillotine, und eine andere Aristokratie stieg empor, die Aristokratie der Intelligenz. Jetzt herrscht die des Geldes; Kraft, Genie und Geld sind die verschiedenen Locomotive zur Größe, und wo deren mehrere sich vereinen, muß es rasch emporsteigen. Auch Mäßigkeit und Unentbehrlichkeit können zu Locomotiven werden, die in die Aristokratie emporfahren, und wenn Luxus und Wohlleben die Mehrzahl der Menschen entnervt und zur Arbeit unfähig gemacht hat, wenn das mißverstandene Streben nach Oben sich vielleicht gar der Arbeit schämt, die Eitelkeit einer Überbildung sich in die Würde der Philosophie hüllt, wenn der Wohlstand nicht arbeiten kann, der Geringe vornehm scheinen und nicht arbeiten will, da kann es wol geschehen, daß der nützliche Handwerksstand, der allen Ständen unentbehrlich ist, nach einigen Decennien sich zu der Aristokratie emporhebt und daß der würdige Meister mit seinem gewonnenen Reichthum und seinen unzähligen Gefellen bereinigt besternt und behändert obenansieht. Wer weiß, was die Jahre mit sich bringen können! Wie sahen schon Potentaten sich vor einem Nothschild beugen — warum nicht einst auch vor einem würdigen Tischler, der, indem er Biere und Sarg liefert, das Schicksal der Menschen schon ziemlich kräftig mit seiner ehernen Faust beziehn.

Unser jetziges Jahrhundert scheint bestimmt zu sein die Apothekose des Volks zu beginnen, und dem Manne des Volks werden tausend Hände entgegen gereicht, um ihn empor aus der Bergessenheit zu ziehen. Aus dem Sumpf der Gemeinheit und der niedern Werkstätt steigt er herauf, und siehe da, er ist um einen Kopf höher als man glaubt, und die Rechte, die man ihm nicht willig gibt, wird er mit Gewalt fordern. Bei den Emancipierten hat der Handwerker eine große Stimme und er ist bewaffnet. Er schwingt den Hammer des Schmieds, das Bell des Fleischers, die Feuerzange des Bäckers, den Feuerbrand des lange zurückgehaltenen Übermuths und alle andern Stände beugen ihm mit Achtung. Die Reichbegüterten brauchen und fürchten ihn, der hohe Adel zieht höflich den Hut vor dem Handwerker, dessen Macht er einst erkannt, er kann nicht nur nützen, sondern auch schaden; des Plebejers Blut setzt einst die Guillotine in Bewegung, worauf das des Patriziers fließen mußte. Solche Dinge lassen sich nicht vergessen. Der Schriftsteller will ein großes Publicum, er schreibt für das Volk und will, daß das Volk ihn lese und Beifall zolle, deshalb muß er den Mann des Volks hochstellen, während das allgemeine Streben nach Humanität, welches jetzt Ketzer zu comfortablen Wohnungen, Armenhäuser zu Palästen umwandelt und Verbrecher begnadigt, die Menschenrechte stets im Munde führt und, wie vor Gott und Wesen, auch in der socialen Stellung allen Menschen gleiche Rechte einräumen möchte.

Dieses Streben nun, welches sich jetzt in allen christlichen Ländern regt, läßt in Frankreich sich lauter als irgendwo vernehmen und George Sand hat in dem vor uns liegenden geistreichen Werke dieses Streben in seinen Quellen und Motiven uns vor Augen gebracht. Das ganze Buch soll ein Schrei sein des jetzigen Frankreichs, wobei man die verschiedenen Stimmen deutlich vernehmen kann. Da steht man den alten Grafen Villepreux, der dem Mann des Volks die Hand bietet, der die liberalsten Gesinnungen äußert, dem Carbonarismus und der Republikanerpartei sich zuneigt, dem Volke schmeichelt, weil er es fürchtet, doch es mit keiner Partei verderben, das Bestehende nicht umstoßen will, und während er sich häufig für die gleichen Rechte aller Menschen ausspricht, sich die eigenen Vorrechte recht gern gefallen läßt. Ihm gegenüber steht der alte Tischlermeister Huguenin, der in der Revolution die Art geschwungen für Freiheit und Gleichheit, und die Kapelle zerbrochen, die er jetzt mit seinen Tischlergesellen wieder in Stand setzt. In ihm spricht sich die gezwungene Resignation in dem untergeordneten Verhältniß des Volks zu den Großen der Welt in einem gewissen Stolz aus, er dient ihm, weil es ihm selbst nützt.

In dem Schicksal der Köstete Marquise Desfresné, der Tochter eines Fürsten, die den alten, abgelebten, bankrotteten Marquis geheirathet, erkennt man besonders eine Stimme des Riveillirungsstrebens. Überall sieht man jetzt Vornehme, Adelsfolge, Hochgestellte die Töchter reicher Banquiers und Kaufleute, die sie verachteten, heirathen. Das nennt man „*summes les terres*“, und der reiche Kaufmann gibt seine Töchter und sein mühsam errungenes Vermögen, um einen Marquis in der Familie zu haben, nachdem er sein halbes Leben abschizend und mit Nichtachtung sich über den Adel und dessen gemachte und gewährte Ansprüche geäußert hat. Das Volk, mit all seinem Herabbliden auf die höhern Stände beugt sich doch vor ihm und strebt unter ihn zu gehören; und wenn es nicht dazu gehören kann, so gibt es sich doch den Anschein. Fräulein Villepreux, der schönen, ruhigen Yseult, ist es wirklich Ernst mit der gleichen Vertheilung der Menschenrechte. Im Anfang sind zwar die Gewohnheiten des Lebens noch stärker als ihre Theorien, und sie meint, sie sei allein — wenn nur ein Handwerksbursche in ihrem Zimmer beschäftigt ist; des Handwerksburschen hohe Bildung, edles Streben und großer Charakter räumt aber den letzten Zweifel hinweg und sie liebt den Mann des Volks. Vielleicht stellt die Verf. die Vermuthung, daß sie eine Tochter Napoleon's, auf, um die Richtung ihrer Ideen für eine Napoleon'sche auszugeben.

Der Handwerker, Peter Huguenin, ist nun ein wahres Ideal von Handwerksburschen, und Ref. möchte zweifeln, daß es solche in Frankreich oder irgendwo gebe. Es ist in der That schwer für Leute, die den ganzen Tag in der Werkstätt arbeiten, den rauhen Hobel in der Hand, in der Gesellschaft roher Gefellen, durch Lecture der Werke von Rousseau, Franklin u. A. sich auf so hohen philosophischen Standpunkt emporzuschwingen und die feinen Manieren und Sprache der höhern Gesellschaft, nebst der so gründlichen Bildung sich anzueignen. Peter Huguenin ist der Typus der Handwerker, wie sie sein könnten, vielleicht einst sein werden. Mit der gesteigerten Kunst muß sich auch die Intelligenz steigern; was sonst nur mit der Geschäftlichkeit der Hand vollbracht wurde, geschieht jetzt mit Hilfe mathematischer Berechnungen; das Handwerk schließt jetzt schon die Wissenschaft ein und diese ist ein Boden, worauf allerdings sich ein stolzes Gebäude aufzuführen läßt. Daß der nicht nur zum Arbeiten, sondern auch zum Denken gebildete Handwerker einen Einfluß im Staate haben, eine Umwälzung herbeiführen kann, ist nicht zu leugnen. Jedermann weiß, daß ein großer Theil der arbeitenden Classe in verschiedene geheime, nicht durch die Geseze anerkannte, aber lange durch die Polizei gebildete Gesellschaften, welche den Namen Verpflichtungen (*devoirs*) annehmen, verbandet ist. Verpflichtung ist in diesem Sinne synonym mit Doctrin, und die große, wenn nicht einzige Doctrin

dieser Verbindung ist das Princip von Verbindung selbst. Vielleicht war im Anfange dieses heute so abgesondert bestehende Princip auf einen Acker von religiösen Grundsätzen, von durch den Geist der Zeit eingeschlüpften Dogmen und Symbolen gestützt. Verschiedene Gebräuche dieser Verpflichtungen gehen nach dem Ginen bis ins Mittelalter, nach Andern zu einem noch höhern Alterthum hinauf, und das Symbol des Salomon'schen Tempels herrschte meistens in ihnen vor, sowie man es auch bei den Freimaurern sieht.

Die Verfasserin, welche aus einem kleinen, kärglich vom Schreinergehilfen Vigornonales herantgegebenen Buch: „Die Gesellschaften“, ihren Stoff geschöpft, sagt unter andern in der Vorrede: „Lautier hat im J. 1836 ein sehr gut ausgeführtes Gedicht über die Verfolgungen bekannt gemacht, in denen sich die Verpflichtungen der Schuhmacher siegreich behaupteten. Es sind in diesem Gedichte sehr schöne Verse, was den vollständigen Barben nicht abhelt, vortreffliche Stiefeln zu machen. Auch von einem Bäcker im sächsischen Frankreich las man schon öfters Gedichte. Es wird mit den wahren, den andern Classen so wenig bekannten Volksliedern eine neue Literatur zu schaffen sein; diese Literatur beginnt in der Mitte des Volks selbst und wird, bevor wenig Zeit verfloßen, siegend aus ihr hervorgehen. Dort ist es, wo die romantische Muse sich an der auf das äußerste revolutionären Muse, die seit ihrem Erscheinen in der Literatur sich ihren eigenen Weg sucht, wieder stützen wird. In dem kräftigen Geschlecht wird sie die verständige Jugend finden, die sie zu ihrem Aufschwung bedarf.“ In Deutschland zeigte sich bisher das Aufwärtstreben der Handwerker nur durch vermehrtes Wohlleben, vergrößerten Luxus, und indem sie sich Künstler nannten, wenn auch die Kunst nichts von ihnen zu wissen schien, und die politischen Tendenzen, die sich in den Verbindungen der französischen Handwerksburschen seit einigen Jahren zu mischen anfingen, waren den deutschen noch fremd. Doch in neuerer Zeit hat sich auch in Deutschland eine Verzweigung der Gesellschaft der Menschenrechte bemerkbar lassen, welche mit dem französischen Musterstamme in Verbindung steht, und die jungen, auf ihrer Wandererschaft durch Frankreich angekommenen Handwerker geben hinlängliche Nachweisung über die neuerdings den Verbindungen eingeimpften politischen Tendenzen, die sich sogar mit Absetzung der Monarchen und Einsetzung von Republiken beschäftigen. So steht denn zu vermuthen, daß dieses geistreiche Werk von George Sand auch in Deutschland Leser finde. Ob nun George Sand wohlthat es zu schreiben, ob der Übersetzer wohlthat es zu übersetzen? Worte haben oft die wunderbare Kraft der Posaunen Israels vor den Mauern von Jericho. Sie können Schranken niederreißen, besonders wenn diese Schranken schon so wankend sind. „Leicht aufzureißen ist das Reich der Geister“, und wenn der jetzt in allen Leihbibliotheken abonnierte Handwerker ein Buch mit dem Titel „Der Handwerksbursche“ im Katalog findet, wird er gewiß nicht ermangeln es zu lesen. Man möchte wol nicht leicht einen Peter Fuguenin unter unsern Handwerkern finden, sie sind noch nicht reif zur Aristokratie, weder im Einzelnen noch in der Masse, und wenn auch ein solches Buch bei uns noch nicht eine Revolution herbeiführen und reifen wird, so kann es doch auf einzelne Gemüther — auf den Geist der Verbindungen schädlichen Einfluß haben.

Die Übersetzung ist nicht gut, man fühlt zu sehr die Originalsprache in den oft ganz französischen Wendungen heraus. Eine gelehrte Feder hat zwar richtig ins Deutsche übertragen und dieses Buch bietet manche Schwierigkeit — aber das französische Meisterwerk muß auch ein deutsches werden, und hier ist das nicht der Fall; manche Stellen sind ganz sorglos und schwerfällig und schaden dem Ganzen. Fanny Arnow übersetzt besser. „Der französische Handwerksbursche“ ist für ein gebildetes Publicum geschrieben, bei welchem es viele Gedanken anregen muß. Die beiden Liebesverhältnisse der vornehmen Damen mit den Handwerkern möchten wol unsern deutschen

Begriffen mit Recht Anstoß geben. Das Volk im Ganzen ist schön und groß, im Einzelnen aber gemein, roh und unbedeutend. Wenn auch mancher Cavalier sich zu dem Worte in „Fanny“ bekennt: „Die Hand, die Samstag ihren Besen fähet, wird Sonntag mich am besten corrigiren“, so möchten wol unsere wohlhergezeigten, feingebildeten Damen den Hobei schmecken. Die Verfasserin der Liebe der edeln Hsuet von Billeperre zu dem Helben Peter Fuguenin das ganze Interesse des Lesers zugewenden, so daß er eingestehen muß, daß, wenn der Handwerker auf dieser Stufe steht und das Fräulein die gefälligen Vorurtheile in diesem Grade abgestreift hat, keine Kunst mehr zwischen beiden existirt und jene wahrer, auf Achtung basirte, von der Phantasie bestrahlte Liebe zum höchsten Schwung berechtigt ist. Die Reizung der frivolsten, koketten Marquise zum jungen, schönen Amaury, Peter's Freund, ist weniger edel gehalten, sie beruht auf Einnemtausch von Seiten der Frau, auf Eitelkeit von Seiten des Mannes, sie muß an den Verhältnissen scheitern, da kein höheres geistiges Princip sie über die Verhältnisse erhebt. Die vornehme Dame konnte wol aus Liebe ihres Auges vergessen, aber nicht ihn ausgeben. Wenn auch ehebem die hochgestellte Marquise und Betsfrau den Bedienten, den gemeinen Mann zum Amant nehmen, verlassen und in die niedere Sphäre zurückkehren konnte, so geht das doch jetzt nicht mehr mit dem Manne des Volks. Mit ihrer Umarmung räumt die vornehmste Frau ihm Rechte ein und erhebt ihn zu ihres Gleichen, vielleicht sogar zu ihrem Tyrannen, und solche Verhältnisse lösen sich nur mit Kampf. Sehr fein ist die Schattirung der liberalen Gesinnung des Grafen herausgehoben, indem er der Rechte seine Einwilligung zu einer Verbindung mit dem geliebten Amaury gibt, und als Hsuet, seine Gattin, dadurch ermuntert, ihre Liebe zu Peter Fuguenin, dem der Graf so hochstellte und auszeichnete, gesteht, vor Ehrerd ohnmächtig wird. Ein sprechender Beweis, daß die Stände trennenden Schranken zwar wankend, aber noch nicht zusammengefallen sind. Gott Lob! denn wer weiß, was aus deren Trümmern hervorgehen wird!

8.

Literarische Anzeige.

Eeben erscheint bei mir folgende anziehende Schrift, die durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Sechster Theil.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt: Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Guabes. — Das Haus der Frau Reb. — Die Ermordung des Vater Thomas in Damascus. — James Fink der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendota. — Die Frau des Parlamentaraths Lisquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Moskräben.

Dieses Werk ist von gleichem Interesse für den Juristen wie für jeden gebildeten Leser. Der zweite Theil, der nicht minder reich sein wird wie der erste an anziehenden Criminalfällen, erscheint noch in diesem Jahre.

Leipzig, im März 1842.

J. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 72.

13. März 1842.

Theaterroman. Von August Lewald. Mit Federzeichnungen. Fünf Bände. Stuttgart, Krabbe. 1841. 8. 8 Thlr. 22½ Ngr.

Der unermüdblich fleißige Lewald hat vor den Coullissen viel und noch mehr hinter ihnen erlebt und beobachtet. In gegenwärtigem „Theaterroman“ kramt er nun den reichen Schatz seiner Erfahrungen vor dem Leser aus, in der Bude eines Romans, dessen Inhalt bunt genug ist, dessen Interesse jedoch weniger in den romanhaften Verwickelungen liegt als in den Personen, in den eigenthümlichen Conflicten und seltsamen Abenteuerlichkeiten, wie sie auf der Welt der Breter und hinter ihr sich ereignen; der Verf. schreibt weniger einen Roman als ein Lebensbild, er portraittirt und stellt seine Portraits zu Genrebildern zusammen. Er zerlegt eine Welt, aber jene Welt in einer Nuß, die man Theater nennt. Lewald spricht sich über seine Tendenz in der Vorrede deutlich aus.

Das Theater — sagt er — bildet in unsern gesellschaftlichen Beziehungen im engeren Sinne das einzige, öffentliche Element, und wer fähigte nicht die bittere Ironie, die in den Worten liegt: um das Theater gruppiert sich unser ganzes Leben? Der Schein dient der Wirklichkeit zur Hölle, ergänzt sie, verleiht ihr das, was sie reizvoller erscheinen läßt u. s. w.

Es ist wahr, wir Deutschen fallen aus den Wolken der erhabensten Abstractionen, von den Gipfeln der gelehrtesten Combinationen, von der Montblanc-Spitze der Weltgeschichte selbst immer wieder auf die gedulbigen Breter der Bühne zurück, welche nur für uns Deutsche die Welt bedeuten. Jeder junge Hegellianer in Berlin, der sich mit dem Ansichsein des Fürsichseins aufs angelegentlichste beschäftigt, gukt ebenso gern einmal hinter die Coullissen und seiert Seydelmann's letzte Darstellung; der tiefste Schüler Hegel's, welcher die Logik mit dem Sprachnebel eines religiösen Mystikers umgibt, sucht mit einem Trauerspiele die Bühne zu erobern? Rötscher schreibt ein Lehrbuch für Schauspieler, Böckh, der den Philologen nicht verleugnen darf, richtet die „Antigone“ ein und schreibt gelehrte Artikel über deren Aufführung und das atheniensische Theater, ja selbst manche preussische Gardelleutenants sehen lieber die „Sieben“ oder „Dreizehn Mädchen in Uniform“ als ihre Compagnie aufmarschiren, und unsere Radicales begnügen sich zuletzt mit dem „Aufbruch im Serrail“. Die Engländer und Franzosen sind allerdings besser daran,

sie spielen selbst auf der Bühne der vaterländischen Geschichte mit, ohne wie die Deutschen, welche demselben Gelüste fröhnen wollten, aus dem Lande weggetrommelt und weggepiffen zu werden. In England und Frankreich ist jeder Minister ein Schauspieler, welcher öffentlich auftritt und sich in den Journalen recensiren läßt; in Deutschland ist eben das Theater selbst der Abzugskanal für die stürmischen Empfindungen des Parterre, oder in kleinen Städten, welche kein Theater besitzen, wenigstens der Prediger auf der Kanzel, dessen Mimik, Gesticulation und Recitationen von den Frauen, Märgen und Basen der Stadt recensirt werden; denn ohne Ausübung der Kritik läßt sich in unsern recensirelustigen Tagen auch die gläubigste Frau Ruhme nicht denken. Diese Vorliebe für das Theater läßt Lewald's „Theaterroman“ als ein durchaus nicht unzeitgemäßes Unternehmen erscheinen, und es kann ihm um so weniger an Lesern und Käufern fehlen, da der Name des Verf. unter den Liebhabern und Mitgliedern der Bühnenwelt ein viel genannter und geachteter ist.

Seine Tendenz geht dabei dahin, alle schönen Illusionen, womit das Theater gegenwärtig vor den Blicken der Welt prunkt, wegzulöschen, den Körper der Bühnenwelt langsam zu skelettiren, die kranken und faulen Stellen im Organismus derselben aufzudecken und zu zeigen, wie wenig Mark in den Knochen dieses Körpers, wie wenig Saft in seinen Gefäßen, wie wenig echtes Lebensblut in seinen Adern ist. Diese Operation ist ihm denn auch in gewisser Hinsicht trefflich gelungen; alle kleinen und großen Schwächen, alle Lächerlichkeiten und blendenden Laster Derer, welche die Bühne verwalten oder von den Verwaltern verwaltet werden, treten dabei an das Licht des vor seiner eigenen grellen Helligkeit zusammenstreichenden Tages. Die Liebe und Rücksichtslosigkeit, womit Lewald hierbei verfährt, mag insofern nicht ohne Verdienst sein, als sie bewirkt, daß die Betroffenen, oder Diejenigen, welche sich getroffen fühlen sollten, in ihre eigene Hohheit und Flachheit einen lehrreichen Blick werfen können, wenn sie sich in dieser Gestalt widergespiegelt sehen. Man dürfte sich davon eine tief greifende moralische Wirkung versprechen, wäre nur eben jene Vergeßlichkeit und Rücksichtslosigkeit wenigstens in dem Grade rein sittlich, als sie unpoetisch ist. Die Tendenz dieses Buches

aber ist theilweis zu boshaft, um einen moralischen Eindruck zu erzielen, und eine boshafte Tendenz wird nie poetisch wirken. Daher ist, bis auf wenige Stellen, die nackte Lebensprosa in diesem Romane vorherrschend, oft sogar wol noch überboten und caricirt. Figuren, wie der Jude Aaronhelm, der Recensent Labewitz, der Intendant Freiherr Plisahn von Hegelsingen, der berühmte Schauspieler Leinweber und dessen Frau sind mit wahrhafter Wollust bis auf die kleinsten Fasern und menschlichen Schwächen secirt und dargestellt. Man sieht ihnen leider nur allzu sehr die Protrairähnlichkeit an; man erstaunt und erschrickt über die Wahrheit des Conterfells, die freilich nicht selten überwahrheitet sein dürfte, man findet diese Figuren naturgetreu, aber unpoetisch. Zudem sind sie mit einer ungemeinen Umständlichkeit, die überhaupt für dieses Buch charakteristisch ist, ausgemalt, bis auf die Fingernägel, Zähne, Haare und Waden, bis auf den kleinsten Fleck und Fick an den Kleidern. Über diese Copirtreue mögen Andere, wie auch Lewald selbst, anderer Meinung sein als der Berichterstatter, der, bei allem Respect vor Lewald's Geschicklichkeit, zu schildern und zu malen, doch mit dem Princip nicht einverstanden ist. Lewald selbst sagt in der Vorrede:

Es wurzelt eine fromme Scheu bei Vielen vor allem Dem, was die Persönlichkeit berührt. Es gibt sogar Eiferer, welche diese für etwas so Heiliges erachtet wissen wollen, daß sie eine Schilderung derselben, und trüge sie auch unverkennbare Spuren der Meisterschaft an sich, als etwas Unerlaubtes und höchst Strafbares bezeichnen. Ist es jedoch nicht der niedrigste Grad von Egoismus, der diese Eiferer antreibt? Ist es nicht die lächerliche Eitelkeit, die es übel nimmt, wenn der Maler die Warze wiedergibt, die dem weisen Manne einige Ähnlichkeit mit Klaus Rarr oder Eulenspiegel verleiht? u. s. w.

Das wäre etwa die mikroskopisch genaue Manier Denner's; der Berichterstatter seinerseits erklärt jedoch, daß er ein Portrait von der nobeln Auffassung eines Lizian oder van Dyck den Denner'schen Portraits beiweitem vorzieht. Aus demselben Principe, welches Lewald befolgt, resultiren auch die Portraits von Schriftstellern, wie sie gewisse Journalisten und Broschürenschreiber unter dem Titel: „Bühne-Persönlichkeiten“, „Literarische Bildergalerie“ u. s. w. veröffentlicht haben. Da liest man von niedergetretenen Stiefeln, gebückter Haltung, hochblonden Haaren, schielenden Augen u. dgl., es sind förmliche Steckbriefe, womit man vorkommenden Falles der Polizei vorarbeitet, die dann nur auf Nummer so und so des Blattes so und so sich zu berufen hat. Oder dient die Schilderung einer zufälligen Warze, eines Leberflecks, eines Muttermaals wirklich dazu, uns auch die Psyche des Geschilderten zu erklären? Neben jene Gestalten und andere der Art hat nun freilich Lewald auch Figuren besserer Art gestellt, die schwärmerischen Kunstjünger Luchte, Alfred, vor Allen den redlichen und darum hypochondrisch vereinsamten Künstler Walder, den Antipoden Leinweber's, und den verwilderten originellen Schauspieler Stein. Dies ist auch die Partie, worin wir dem ehrlern und poetischen Theile des Verf. begegnen. Namentlich enthält eine Unterredung zwischen Stein und Walder über Iffland eine vortreffliche Analyse

mehrer Iffland'schen Darstellungen, die wir allen Künstlern und Kunstjüngern zur Beachtung empfehlen müssen. Dabei wird viel Interessantes über das eigenthümlich eifersüchtige Verhältniß des großen Schröder zu Iffland erzählt, manche anziehende und ergötzliche neue Anekdoten beigezeichnet und namentlich mit großer und ehrenwerther Begeisterung Iffland nicht bloß als Künstler, sondern auch als Mensch und Charakter gefeiert. Sehr treffend ist, was Lewald durch seinen Liebling Walder am Schlusse dieser Unterhaltung über Jekt und Sonst bemerken läßt.

Wie heute Iffland — sagt Walder —, so war es auch sonst wol irgend eine erhebende Rück Erinnerung der Kunst und des Lebens, oder eine neue Vorstellung an dem Abende gewesen, deren Interesse uns aufregte, zu Debatten anzureiste und den Schlaf von unsern Augen schenkte. Dies hat sich Alles mächtig geändert, und ich glaube nicht, daß die jüngern Mitglieder unsers Hoftheaters jetzt solchen Geschmack theilen würden. Was sollte auch eine schon vorübergegangene Vorstellung ihnen noch zu sprechen geben, gibt sie ihnen doch vorher nicht einmal viel zu denken! Es ist nicht zu hart, was ich da sage, wenn es gleich so klingen mag. Heutzutage sieht Alles nur zu sehr auf den materiellen Gewinn. Das fatale Wort „praktisch“ ist Mode geworden, und wahrlich, die bloß praktischen Menschen sollten überall anzutreffen sein, nur nicht auf dem Kunstgebiete. Was kümmern wir uns sonst wol viel um die Sage? Rollen wollten wir vor Allen, kein Geld! Von Rollen leben und athmeten wir, nicht von Essen und Trinken. Ich kannte einen jungen Schauspieler, dem die Sage sehr knapp zugeschnitten war, der aber, als sein Contract zu Ende lief und man ihm einen neuen mit Gehaltsverbesserung antrug, die Bedingung stellen wollte: noch weniger Sage wie bisher, aber bessere Rollen! Das ist schön und edel, aber es ist wahr, und Klinge es wie ein Märchen. Die lebenswürdige Raiverät des Künstlers schwindet immer mehr von der Bühne und das Bewußtvolle macht sich immer breiter zum großen Nachtheile der Leistungen. Alles strebt nach Gagenvermehrung, um außer dem Theater den größten Glanz um sich zu verbreiten, alle Moden mitzumachen, sich mit Comfort zu umgeben und es so zu treiben, wie es alle andern gemeinen Creaturen der Schöpfung haben können, die nicht Künstler sind u. s. w.

Solche Raisonnements, die von tiefer Kenntniß der gegenwärtigen Bühnenverhältnisse zeugen, finden sich in diesem Buche noch viele. Überhaupt ist die Episode mit Stein vorzüglich gelungen und seine Art zu sein wie sein Tod, bei aller Einfachheit der Darstellung, eigenthümlich rührend. Man wird durch ihn zugleich in das Glend kleiner herumziehender Truppen eingeweiht. Folgender Zug scheint, wie das Meiste in diesem Buche, dem Leben entnommen zu sein. Der eben genannte Schauspieler Stein befand sich bei einer Truppe, deren Director in einer kleinen Stadt wegen des allzu dürftigen Besuchs in die größte Verlegenheit und in Schulden gerieth. Wie sollte er seinen Abzug aus dem Städtchen bewerkstelligen? Da kam er auf ein sinnreiches Mittel. Der älteste Schauspieler bei der Truppe war Stein.

Am andern Morgen — läßt Lewald seinen Walder erzählen — verkündeten die Bettel, daß nach dem Schauspieler ein ausgedienter Künstler sein funfzigjähriges Jubiläum feiern werde und von dem Director eine Benefiz und dann, im Beisein aller Kollegen und des Publicums, einen Polat, als Lohn für seine Verdienste, erhalten solle. Eine höfliche Einladung und Bitte um zahlreichem Besuch an den hohen Adel, das hochwürdige Militär und das verehrungswürdige Publicum, wie solches

üblich war, fehlte nicht. Dies leuchte und das Haus war voll. Ich war unter den Zuschauern. Das Stück war zu Ende und nach einer Pause rauschte der Vorhang wieder in die Höhe. Ein wirklich rührendes Schauspiel zeigte sich den Blicken. Auf der einen Seite der Bühne waren die Herren in schwarzer Kleidung, auf der andern Seite die Damen in weißer Kleidung rangirt; in der Mitte stand mein Freund, in trübsteigster Befassung, ein weißes Schnupftuch in den Händen. Der Requisiteur hatte einen großen zinnernen Pumpen, das Prachtstück seiner Vorräthe, blank scheuern müssen, und der Director stand jetzt da, um dies Kleinod dem Jubilar zu überreichen. Obgleich die Worte, die er dabei sprach, nicht ohne die gehörige Salbung waren und bei vielen Zuschauern auch nicht ohne Rührung vorüberflogen, so wunderte ich mich doch, daß mein Freund wirklich so ergriffen war, daß er die einstübte Antwort vor Ehre nicht herauszubringen vermochte. Der Eindruck, den die Scene machte, war von der höchsten Wirkung und der Erfolg so belohnend und aufmunternd, daß das Publicum am folgenden Tage zu einer Wiederholung des Festes eingeladen werden konnte. Der Director war durch diesen unschuldigen Kunstgriff in den Stand gesetzt, seine Schulden zu bezahlen und die Gesellschaft flott zu machen. Später verließ er seine Stadt, ohne das beliebte Intermezzo zu feiern, denn der geschenkte zinnerne Pokal wanderte immer wieder, nach beendigter Festschicht, in die Requisitenkammer zurück, und wenn die Noth manchmal aufs Höchste gestiegen war und die Leute nicht aus noch ein wußten, dann umdrängten sie meinen armen Freund und riefen: Jubiliren Sie doch — Herr Director, lassen Sie ihn doch wieder einmal jubiliren — und so ward auch endlich immer der Rangel für den Augenblick bewältigt.

An solchen aus dem Leben gegriffenen Zügen — denn dergleichen kann nur das gequälte Gehirn eines verschuldeten Theaterdirectors ersinnen — ist das Buch überaus reich. Die tragikomische Scene ist auch in einer Federzeichnung dargestellt, welche unter den Bildergaben im ersten und zweiten Bande wol die gelungenste genannt werden kann. Sonst haben wir den Federzeichnungen, welche die bekannten englischen zu Vog's Romanen angestrichen zum Muster genommen haben, wenig Geschmack abgewinnen können. Caricirte Darstellungen gelingen den deutschen Zeichnern überhaupt nicht.

Dies waren etwa des Berichterstatters Ansichten über Lewald's Roman, nachdem er die beiden ersten Bände gelesen hatte. Inzwischen erschien auch die Fortsetzung und der Schluß des Buches, in nicht weniger als fünf Bänden bestehend. Der Verf. hatte uns als didaktischer Schriftsteller so viel zu sagen, daß er als Romanschreiber das gewöhnliche Maß von drei bis vier Bänden überschritten und sogar unsern Romanlesern von Profession die Lecture seines Buches zu einer etwas schwierigen Aufgabe gemacht hat, zumal da zwischen den verschiedenen Partien der romanhafte Faden oft abreißt und der Charakter bestand sich immer nur auf der beschränkten Scheibe des Theaterlebens hin und herdreht. Daß sich in Beziehung auf das Schauspiel- und Schauspielerswesen auch in diesen drei Bänden vieles Gute, vieles Beherzigenswerthe findet, wollen wir nicht leugnen. Das Buch nimmt sogar in der ersten Hälfte des dritten Bandes einen schönen und spannenden Anlauf zu einem wirklichen Roman. Namentlich erregt Erlinde, das geheimnißvolle zarte Wesen, welches sich in der Gewalt eines herumziehenden

Grinassiers befindet, das Interesse des Lesers. Ihr Verhältniß zu dem schwärmerischen Alfred ist von dem Vertiefte gefühlt, innig dargestellt und fast die einzige Partie des Buches, über welcher ein gewisser poetischer Anhauch schwebt, während sonst die nackte Lebensprosa vorherrschend ist oder sich jeden Augenblick in die poetischen Mysterien, oft ebenso unerwartet wie unerwünscht, einbrängt und dem Buche gleichsam wie einem Schmetterlinge den farbigen Schmelz von den Flügeln wischt. Gleich im letzten Drittel des dritten Bandes findet sich diese Prosa, um so zu sagen, faustdick und in peinlicher Weise aufgetragen, in der Verführungsgeschichte der unglücklichen Choristin Henriette Kanter, welche einem Fürsten, dann einem Banquier zum Opfer fällt und, nachdem sie durch viele, immer schmutzigere Hände gegangen ist, endlich im Elende endet. Die planmäßige Unterminirung ihres Rufes und ihrer Unschuld mag leider im wirklichen Leben nicht ohne Beispiel sein und ist vielleicht einem wirklichen Lebensbegebnisse nachgezeichnet; doch glauben wir kaum, daß diese ungeschminkte Darstellung, die oft an das Ekelhafte streift, einem Romanschreiber vom ästhetischen Standpunkte erlaubt werden könne. Das Portrait der Kupplerin, die unsauberen Gespräche zwischen dem Schauspieldirector, der Schauspielerin Hauptmann und dem Arzte — wobei letzterer behauptet, daß, medicinisch betrachtet, die häßliche Krankheit, woran Henriette angeblich leiden solle, nicht ehrenrühriger sei als ein verdorbener Magen —, die ärztliche Untersuchung, welcher sich endlich die Unglückliche in Gegenwart ihrer Schwester unterwirft, dies Alles sind Momente, welche dem ästhetisch fühlenden Leser wirklich den Magen verderben können. Die mit moralischer Entrüstung vorgetragene Betrachtung über das Elend gefallener und zu feilen Dirnen ausgearteter Mädchen billigen wir ihrem Inhalte, nicht ihrer Form nach; wie jene ausgestoßenen Mädchen selbst sollten dergleichen nackte Betrachtungen ausgestoßen bleiben in einem Romane, welcher doch immer die Bestimmung hat, ein gemischtes Publicum ästhetisch gebildeter Leser zu befriedigen und in die Hände zartfühlender Leserinnen zu gelangen. Im Uebrigen verfolgt Lewald auch in den drei letzten Bänden mit eiserne Konsequenz seine Tendenz, in Situationen und Personen darzuthun, wie faul, wie schadhaft, wie leer an wahrem Gehalte die gegenwärtigen Theaterverhältnisse sind. Selbst Lucile, von dem man einen höhern Aufschwung erwartete, geht unter und jagt sich zuletzt eine Kugel durch den Kopf; Erlinde, der wir ein besseres Loos gewünscht, tritt zuletzt bei einer Wunde herumziehender Schauspieler in armenigster Gestalt wieder auf, und Alfred, der noch am dauerndsten in diesem Romane beschäftigt ist, während die meisten übrigen alle Augenblicke außer Kurs kommen oder nach flüchtigem Auftreten ganz beseitigt werden, verkümmert mit all seiner Poesie in einer philisterhaften Ehe, bis endlich noch auf dem Sterbebette der Schauspieler in ihm wiedererwacht. Die geheimen Familienverwickelungen, worin unter andern auch Erlinde und die schöne Tänzerin St.-Viol verflochten sind, regen noch hier und

da das Interesse des Lesers am Buche als Roman wieder an, ohne es ganz zu befriedigen; die letzten Capitel scheinen aber sehr auf der Flucht geschrieben zu sein und sprechen das innere Bedürfnis des Verf., recht bald mit seinen Personen zum Abschlusse zu kommen, deutlich aus. Der Verf. hat nach eigenem Geständnisse an diesen fünf Bänden nur sechs Monate gearbeitet. Diese Fruchtbarkeit scheint uns zu luxuriös und überreilt, obgleich wir unsere Bewunderung ausdrücken müssen, daß trotz dieser Dampfmaschine, abgesehen von der oft vernachlässigten Sprache, viele Partien sauber und sorgsam ausgearbeitet und gelungen erscheinen. Namentlich sind auch die drei letzten Bände reich an einzelnen trefflichen und beachtenswerthen Reflexionen über Schauspieler, Schauspielswesen und theatralische Kunst. Von den Illustrationen gilt so ziemlich Dasselbe, was über diejenigen der beiden ersten Bände gesagt ist, obgleich das Titelbild vor dem dritten Bande eine gelungene Ausnahme macht. Das Ganze, außerdem durch die Mannichfaltigkeit und Fälle von Situationen, Lebensbildern und Personen anziehend, ist jedenfalls Allen zur Lecture zu empfehlen, welche in das intrigante, eitle, scheinbar glänzende, theilweise faule, bornirte, lügenhafte und selbst demoralisirte Wesen der gegenwärtigen Bühnenverhältnisse einen lehrreichen Blick gewinnen wollen. Gegen einzelne Caricaturen, Verzerrungen und absichtliche oder unabsichtliche Übertreibungen, von denen wir den Verf. durchaus nicht ganz freisprechen können, muß der Leser freilich auf seiner Hut sein.

29.

Notizen aus Rußland.

Am 1. Januar 1842 hielt die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ihre erste Plenarsitzung, seit dieses Institut durch die bisherige russische Akademie erweitert worden ist und dadurch an Bedeutung für die russische Literatur gewonnen hat. Die russische Akademie, die nur einen integrierenden Theil der Akademie der Wissenschaften bildet, wurde unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. gestiftet und am 21. October 1783 wurde unter dem Vorfige der Fürstin Dashkew, einer geschätzten Schriftstellerin, die vielen gelehrten Gesellschaften angehörte, die erste Sitzung gehalten. Ausbildung und Erforschung der russischen Sprache war der besondere Zweck dieser Akademie. Vom Jahre 1813 an war der berühmte Admiral Schischlow Präsident derselben. Unter ihm erhielt die Akademie von der russischen Regierung eine neue Organisation und seitdem eine jährliche Aussteuer von 60,000 Rubeln. Das wichtigste Werk, das von dieser Akademie ausgegangen ist, ist das große etymologische Wörterbuch der russischen Sprache, zu dem Katharina II. selbst den Plan entwarf und dessen dritte Ausgabe gegenwärtig erscheint. Außerdem aber hat die Akademie in einem fortlaufenden periodischen Werke über ihre Wirksamkeit Bericht abgefaßt. Um die geistigen Kräfte Rußlands zu concentriren, hat der Kaiser Nikolaus neuerdings durch einen Ulas vom 31. October v. J. diese russische Akademie der großen Akademie der Wissenschaften einzuverleiben befohlen. „Die russische Literatur auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte“, sprach der Präsident der Akademie, Minister Uwarow, in der oben erwähnten Sitzung, „bedarf zu ihrem weiteren Fortschreiten

des Zuflusses von allen menschlichen Wissenschaften und Kenntnissen, und in aufmerksamer Sorge um ihr künftiges Gedeihen hat der Kaiser die beiden höchsten wissenschaftlichen Institute zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden.“ Demnach besteht nun die Akademie der Wissenschaften aus drei Abtheilungen: 1. aus einer Abtheilung für Physik und Mathematik, 2. aus einer Abtheilung für russische Sprache und Literatur, 3. aus einer Abtheilung für Geschichte und Philologie. Der Wirkungskreis der zweiten Abtheilung besteht besonders in Erforschung der Eigenthümlichkeiten der russischen Sprache und in sachlicher und einfacher Darstellung der Sprachgesetze, ferner in Erforschung der übrigen slavischen Mundarten mit Bezug auf die großrussische und in Ausarbeitung einer vollständigen russischen Literaturgeschichte. Die ausgezeichnetsten russischen Literaten sind Mitglieder dieser Section für russische Sprache, wie der Metropolit von Moskau, Philaret, der Staatsrath Krjzjnow, der Staatsrath Wostokow, der Fürst Wjassnoki, der Professor Danilow zu Moskau, der Staatsrath Julowski, der Prof. Kagenomski zu Moskau, der Staatsrath Krylow, der General Michajlowski, Danilewski, der Prof. Pogodin in Moskau, der Staatsrath Jasprow; unter den Adjuncten derselben Section befinden sich der Collegienrath Strojnow und der Prof. Schewyrow zu Moskau. Der Präsident der zweiten Abtheilung erhält jährlich 1429 Rubel, zu Prämien für Akademiker sind jährlich 3500 Rubel ausgesetzt, zur Unterstützung und zu Reisen junger Gelehrten 1000 Rubel, zu den Arbeiten der Akademiker 4000 Rubel, der ganze Etat dieser Abtheilung ist auf 15,272 Rubel 70 Kopeken Silber bestimmt. Ein ordentliches Mitglied derselben ist auch in das Verwaltungskomitee der Akademie aufgenommen worden, überhaupt sind die bisherigen Mitglieder der russischen Akademie in die Rechte der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften getreten.

In Rußland erscheinen gegenwärtig 56 periodische Schriften:

- 1) Die Moskauer Zeitung; 2) die Gouvernementszeitung; 3) die Bekanntmachungen des Senats; 4) Pariser Wochenzeitung; 5) das Bildermagazin; 6) Journal für Landwirtschaft; 7) der Moskauer; 8) das Therapeutische Journal; 9) die Jahrbücher des Gartenvereins; 10) die Petersburger russische Zeitung; 11) die Petersburger deutsche Zeitung; 12) Bulletin scientifique; 13) der Russische Invalide; 14) die Literaturzeitung; 15) die Petersburger Senatszeitung; 16) die Russische Handelszeitung; 17) die Deutsche Handelszeitung; 18) das Journal de St.-Petersbourg; 19) die Bergwerkszeitung; 20) das Journal für Industrie und Handel; 21) der Sohn des Vaterlandes; 22) die Lesebibliothek; 23) die Vaterländischen Remoires; 24) die Nordische Biene; 25) das Kriegsjournal; 26) das Ministerialisch-medizinische Journal; 27) das Journal des Ministeriums des Innern; 28) die Lecture für Christen; 29) Revue étrangère; 30) das Journal des Ministeriums der öffentlichen Aufklärung; 31) der polnische Tygodnik petersburgski; 32) der Freund der Gesundheit, ein populäre-medizinisches Blatt; 33) das Journal für Forstwissenschaft; 34) die Landwirtschaftliche Zeitung; 35) die Obeßer Zeitung; 36) der Zeitgenosse; 37) die Musikalische Anthologie; 38) Repertoire, Sammlung von Concerten; 39) Thalia, 40) Philomela, 41) Abende der Mufen, drei musikalische Sammlungen; 42) das (deutsche) Journal der Pharmazie; 43) die Schrift für Weltkate; 44) Sammlungen von Sticherien; 45) Industrielle Nachrichten; 46) Journal der Landescommunication; 47) der Nouvellist, musikalische Zeitschrift; 48) das Journal für Veterinärkunde; 49) Zeitung für Realwissenschaft; 50) der Leuchtturm; 51) Messenger de Petersbourg; 52) der Russische Bote; 53) der Odonom; 54) das Journal des Ministeriums der Staatskassen; 55) das Repertoire des russischen Theaters und 56) The St. Petersburg english-review.

48.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 73.

14. März 1842.

Französische Kritik deutscher Philosophie.

Von der Beschäftigung französischer Literaten mit deutscher Sprache, deutscher Poesie, selbst deutscher Wissenschaft haben deutsche Blätter schon oft Rechenschaft zu geben und Proben darzubieten gehabt; selten aber ist ein Versuch zu besprechen, welchen der französische Geist macht, sich an den schwierigsten Theil unserer Literatur zu wagen, an die deutsche Philosophie. In Berlin bei Asher und Comp. ist vor kurzem ein Scheftchen des Dr. Gros erschienen: „De la personnalité de dieu et de l'immortalité de l'âme. Examen de quelques résultats de la philosophie allemand.“ (8. 1 Thlr.) Daß ein Pamphlet von 134 Seiten nicht geeignet sein kann, die französische Nation mit unserer Art des Philosophirens näher bekannt zu machen, versteht sich von selbst; überdies tritt der Verf., der es in seiner Schrift nur mit der Hegel'schen Schule zu thun hat, als ein Gegner nicht bloß der sogenannten Linken, sondern des Systems überhaupt auf. Es ist in der That gar nicht seine Absicht, den Franzosen eine Brücke herüber in das Land unserer Philosophie zu bauen; vielmehr will er offenbar auf unserm elenden Boden in die Reihen der Kämpfer treten, und daß er französisch schreibt, geschieht wol nur deshalb, weil er in seiner Muttersprache sich mit größerm Selbstvertrauen bewegen kann. Um so willkommener muß uns eine solche Schrift sein; denn sie stellt sich von vornherein als ein Product nicht jener Charlatanerie, der wir bei seinen literarischen Landeleuten so oft begegnen, sondern ernster und wahrhaften Antheil an der Arbeit des deutschen Geistes nehmender Bestrebungen dar. Daß der Verf. bei der Wahl seines Gegenstandes gleich in das Schwarze treffen würde, ließ sich von einem Franzosen erwarten, und wirklich hat Herr Gros mit sicherm Takt die Angel, um welche sich jetzt alle unsere philosophischen Debatten drehen, herausgefunden, die Frage nach dem Begriffe der Persönlichkeit. Unsere erste Neugier richtet sich natürlich auf die Geberdung unserer philosophischen Kunstsprache in dem fremden Gewande. Wir finden in dieser Beziehung, daß Hr. Gros die dialektischen Wendungen, manchmal Hegel's selbst, mit Olfid übertragen hat, obgleich ihm für gewisse echt deutsche Begriffe, wie „Gemüth“ und dergl., das französische Wort fehlte; doch nehmen sich die deutschen Bezeichnungen der logischen Ka-

tegorien, die er als Schlagwörter unübersetzt lassen mußte, mitten in französischen Phrasen wunderbarlich genug aus; z. B.:

Or, si le tems n'est que le passage du Sein et du Nichts au Werden, il ne peut être avant le Werden. Mais il faudrait que dans le Sein il y eut déjà le passé qui ne peut être que dans le Gewordene Sein.

Der Sprache scheint Hr. Gros vollkommen Meister geworden zu sein, und es ist ihm gewiß hoch anzurechnen, daß er vor den starren Formeln des Systems nicht zurückgebeugt ist, welche doch so manchem Deutschen, sogar der auf gelehrte Bildung Anspruch macht, Grausen erregen. Indessen, wie weit er mit der Durcharbeitung der strengern Hegel'schen Schriften Ernst gemacht hat, wagen wir aus seinem vorliegenden Werken nicht zu entscheiden; zwar citirt er Paragraphen aus Hegel's „Encyclopädie“, aber doch nur en passant und mit einer Art von Scheu; in der Sache macht er sich eigentlich immer nur mit den bequemern Büchern der Hegellianer zu schaffen und zeigt da allerdings Belesenheit. Er hat sich mit den Arbeiten der Schule bis auf den jüngsten Augenblick zu niveau erhalten; er citirt Strauß, Feuerbach u. s. w., der Hauptgegner aber, auf welchen es seine Schrift abgesehen hat, ist Michelet. Die wichtigere Frage ist nun diese: hat Hr. Gros auch vermocht, sich in die Gedankenwelt des Systems hineinzuleben? Ihm selbst ist hierüber kein Zweifel aufgestiegen; denn er begnügt sich nicht einmal mit einem Versuche, es zu reproduciren, nein! er ist darüber schon hinaus; er verhält sich kritisch dagegen; er weiß genau, wo das System wund ist, und hat dafür ein Pfaster erfunden, durch dessen Application er ohne alle Kunst und Mühe in wenigen Secunden eine vollkommen heile, fir und fertige Philosophie an den Tag bringt. Da erkennen wir wieder den Franzosen! Es ist merkwürdig, an seinem Beispiele zu sehen, und nicht bloß damit wie ein höhnisches Gesicht darüber machen, sondern unserm lieben Deutschlande selber zur Lectien, wie Einer die ganze Schule durchlaufen mag und hinterher genau so klug herauskommt, als er hineingegangen; er geht immer unter dem Regen hin und wird nicht naß; er hat alle Kategorien in der Hand und spielt sie alle aus und macht damit keinen einzigen Stich. Dies kritisch nachzuweisen, ist hier nicht am Orte, wol auch gar nicht der Mühe werth; aber ein paar Beispiele von seiner Verfah-

rungsart werden wir geben dürfen, indem wir zugleich den Gang der ganzen Untersuchung kurz andeuten.

Der erste Abschnitt handelt von der Seele und dem Geiste (*âme et esprit*). Hr. Gros gibt nämlich der Hegel'schen Schule und ihrem Meister an der Spitze eine unbedeutende Kleinigkeit von Mißgriff Schuld, nichts weiter als die unschuldige Verwechselung von Seele und Geist. Alles, was sie vom Geiste aussagen, sagt Hr. Gros, das gilt von der Seele; und dieses anerkannt, sei das System im Übrigen durchaus vollkommen richtig. Der Geist im Hegel'schen System sei bloß das Resultat oder die Spitze jener stufenweise zum Höhern aufsteigenden Erscheinungsformen der Natur, zu einem freien, sich selbst bestimmenden Geiste bringe es Hegel und noch mehr die Hegel'sche Linke gar nicht, sie leugne die *indépendance* und die *autonomie* des *Esprit individuel*. Der ganze Geist, von dem die Hegelianer immer reden, ist nichts Anderes als die organische Seele (*l'âme organique*); das System ist theilweise richtig, nämlich in Bezug auf das Leben, die Seele, die Thätigkeit, die Weltseele (*l'âme universelle*) oder wie man's nennen will. Nun thut Hr. Gros seinen ungeheuern Griff. Wahrhaft Geist ist Gott, sagt er. Gott ist ewig, das heißt: ruhend in sich selbst, unbeschränkt, ohne Zeit und Raum; Gott hat dies Alles zwar in sich, aber wird dadurch weiter nicht afficirt. Hr. Gros sieht also den *Esprit*, den wahren Geist oder das eigentlich Absolute, Gott, wie eine Schachtel an, in welcher allerhand solche Dinge wie Zeit, Raum, Natur ruhig und verträglich beieinander liegen. Denn Gott, sagt er, ist nicht Thätigkeit (*mouvement*), aber er hat die Thätigkeit an sich; die Thätigkeit ist nur sein Prädicat, ist seine *manière d'être*, aber nicht er selbst. Die Hegelianer begehen nach Hrn. Gros' Meinung eben diesen Fehler, daß sie auf Gott selbst übertragen, was nur die Äußerung oder Erscheinungsweise Gottes ist. Dieser Hegel'sche Irrthum wird in dem zweiten Abschnitt: „*Nature de l'essence divine*“ dargestellt und widerlegt. Die Weltseele, fährt Hr. Gros fort, erscheine allerdings zerkümmert, organisch gegliedert; ihr fehle die Persönlichkeit. Die Hegelianer nun, weil sie immer und überall nur an die Seele dächten und gar nicht zu dem Geiste, der durchaus persönlich sein muß, gelangen, könnten deshalb Gott keine Persönlichkeit zugestehen, und damit leugneten sie, daß Gott der Schöpfer sei; denn zum Schaffen gehöre doch nothwendig eine schaffende Persönlichkeit. Hier jubelt Hr. Gros auf, hier hat er das *punctum saliens* gefunden. Der Hegel'sche Gott kann nicht schaffen. Wichtig! er denkt auch immer nur. Hegel setzt Alles in das Denken. Da haben wir's. Denken und Sein ist Eins. Nun soll einmal das Denken, sagt Hr. Gros, diesen Spaß sich machen, eine Welt zu schaffen. Kann es dies leisten? Haha! Also der erste, freie Act, *le mouvement primitif*, die schöpferische Macht fehlt dem Denken, der Logik und somit dem Hegel'schen Gotte. Nun räumt Hr. Gros allerdings ein, daß Gott, indem er schafft, ein Anderes von sich unterscheidet; aber er sagt: Gott unterscheidet sich in sich selbst, ohne sich damit von seinen Ideen

zu unterscheiden; Gott trennt sich von den Ideen, die ewig in ihm sind (*il s'en sépare*), aber er unterscheidet sich nicht von ihnen (*il ne s'en distingue pas*); sie bleiben doch in ihm; er entläßt sie; Gottes Ideen sind ohne Weiteres Realitäten, geschaffen; aber sie beschränken ihn nicht, denn — Gott ist unbeschränkt, erhaben über Zeit und Raum. Die Selbstunterscheidung Gottes erklärt Hr. Gros weiter in dem Abschnitt: „*Trinité, Création, Nature*.“ Wir erfahren aber nichts Neues. Auch in dem Abschnitt: „*Temps et éternité*“ und in den folgenden: „*Vie éternelle de l'homme*“, „*Personnalité éternelle de l'esprit*“, „*Apologie de la personnalité de Dieu*“ und „*De l'immortalité*“ wird nur derselbe Gedanke fortgesponnen, daß Gott sich zwar von sich unterscheidet, aber daß dieser Unterschied nicht die Welt berühre; er habe seinen Verlauf in Gott selbst, in dem außerweltlichen Gott, dem persönlichen Gott; dieser Unterschied bestehe in Dem, was der kirchliche Glaube sagt, daß Gott sowohl Vater als Sohn sei. Darüber können wir Menschen nichts weiter denken, denn wir erkennen nur die Bewegung als Weltseele; wir wissen aber, daß diese nur das Abbild, das Schema, des *Esprit* sei, nur eine *phase ténébreuse* der ewigen Menschheit, welche in Gott immanent, in ewiger Ruhe und Glorie und ohne *mouvement* ist. Die Thätigkeit, das *mouvement* selbst, vermögen wir aber eigentlich auch nicht einmal zu erkennen, weil wir ganz darin stecken, das Product davon sind. Wir sehen und erkennen nur die Erscheinungsformen des *mouvement éternel*, nicht sein ideales, göttliches Wesen, und dieses *mouvement* wieder ist nur die Außenseite, so zu sagen, die *manière d'être* Gottes, nicht Gott selbst.

Um dies Resultat herauszubringen, hat sich nun Hr. Gros die Mühe gegeben, Philosophie zu studiren. Er hat den dialektischen Gang verfolgt und dabei nicht gelernt, daß die Gedankenbestimmungen nothwendig in beständigem Flusse sind, oder vielmehr er geräth in eine namenlose Angst vor dieser Unruhe des Denkens und meint deshalb, in Gott müsse das Ding doch anders sein, denn wie könnte Gott die beständige Bewegung, das stürmende, stets sich wandelnde Leben aushalten, da nicht einmal Hr. Gros es aushalten kann; deshalb befreit er vor allen Dingen Gott von diesem Jammer und wenn er nun beruhigt von da zurückschaut auf das Treiben hienieden, so scheint ihm mit einem Male die Dialektik, welche zuvor ihn unüberwindlich in ihrem Strudel fortgerissen (*qui vous entraîne malgré vous*), gar nicht so fürchterlich mehr; er reißt ihr ein Glied nach dem andern ab, hält den leblosen Rumpf in die Höhe und ruft triumphirend: Sehet da, dies nennen die Hegelianer einen Arm und dies ein Bein; es ist ja nichts als Tod und Moder; ihr Gott ist ein *Dieu des morts*.

Wahrlich — ruft er am Schlusse aus — es ist eine große Frage, eine Lebensfrage, eine Frage, die uns Alle nahe angeht, diese Frage der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele. Die Hegel'sche Philosophie beantwortet dieselbe so: Gott ist nicht persönlich und die Seele ist nicht unsterblich. Wir sehen, daß diese Antwort, welche sich auf die geschlossenen logischen Formen gründet, darauf ausgeht, die gewissermaßen

Glaubenssätze umzusetzen, daß sie dem Christenthum den Trost zu geben und in Rauch zu verwandeln scheint, was im Bewußtsein aller Völker lebt. Um die Welt der Vernunft und des Bewußtseins auf neue Grundlagen zu stellen, war es nöthig, die Gesetze dieser Vernunft und die Ergebnisse dieses Bewußtseins zu untersuchen, und um die Errichtung eines Riesensandes, welcher der ganzen Menschheit zum Obdach dienen könnte, mit Erfolg zu unternehmen, galt es die Richtigkeit jener in der Welt der Vorstellungen und des unmittelbaren Bewußtseins errichteten Sitten aufzuweisen und die Wahrheiten zu prüfen, auf welche sich bisher Religion, Staat, Familie, Individuum gestützt haben. Durch strenge metaphysische Entwicklung mußte man beweisen, daß die christliche Dreieinigkeit nur ein Symbol sei, noch nicht bisher von seiner Hülle entkleidet, um den verschlossenen Kern der Wahrheit herauszunehmen; daß Gott sein Selbstbewußtsein nur im Menschen habe und daß Gott nur in der Geschichte sei; daß Gott die Welt bewußtlos hervorgebracht habe und daß die Welt, wo nicht der Mensch gleich ewig wie Gott sei; daß die Schöpfung in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes unmöglich, weil Schaffen Wollen sei, ein freier Act, der nur aus Bewußtsein entspringe; daß die Erde der einzige Planet sei, der einzige Himmelstörper, auf welchem der Geist wohne (dieses ist ein wichtiger Punkt); daß die allgemeine Vernunft, d. i. Gott selbst, verloren, zerstreut in der Natur, sich sammle und sich darstelle in dem menschlichen Bewußtsein; daß die individuelle Vernunft frei sei in ihrer Selbstbestimmung und in sich trage das ewige Gesetz der Natur und der historischen Entwicklung; daß der Mensch diese sich selbst entfremdete Vernunft rette und aufrichte, so daß im Menschen, der das zweite Moment der wahren Trinität ist, Gott erst auftauche; daß Christus, der zuerst die Einheit des Bewußtseins und des Selbstbewußtseins enthielte, kein anderes Verdienst habe als das des Entdeckers; daß die Seele in einem zukünftigen Leben weiter lebe, noch Schmerz, noch Lohn zu erwarten habe; daß die Ewigkeit nichts sei als die Gegenwart und ihre Darstellung die Geschichte, welche den Inhalt des Gesamtbewußtseins in sich trage; daß demnach unsere Bestimmung sei, zu kennen und zu üben alle Pflichten, welche uns die allgemeine Vernunft auferlegt, und daß wir, demgemäß lebend, in Besitz der ewigen Güter seien, weil Ewigkeit nur Gegenwart.

Es ist nicht schwer, den Ursprung dieses Systems zu entdecken; er liegt in der Anschauung des Organismus. Schelling, der den Elementen des Lebens nachspürte, war zu der Weltseele gelangt; dann hat Hegel die Lebensthätigkeit auf den immanenten und absoluten Begriff zurückgeführt und in Formeln gebracht. Seine der organischen Thätigkeit entlehnten Kategorien hat man später auf den Geist übertragen, den man als das Wissen des Seins begriff, d. h. indem der Geist schöpferisch (reproduciend) die Kategorien, welche in seinem Wissen allerdings sind, sich zum Gegenstande machte, hat er geglaubt, die Kategorien des absoluten Geistes selbst, die Bestimmungen Gottes selbst (des Seins) zu sehen.

Er hat Alles gethan, hat Alles gefunden, was nöthig war, um die Welt der Ideen zu konstruiren, demnach um eine Welt zu schaffen. Ihm fehlte nur ein einziges Ding: die Überzeugung; die hat er nicht in sich gefunden, daß sie aber der Institution abgeborgt. Erkennt man dieses an, so kann man Alles unterschreiben, was die Wissenschaft über den Inhalt der Thätigkeit ausagt. Das System trifft nur die Seele, ist consequent und ein Ganzes nur in Bezug auf den Zusammenhang von Seele und Leib; aber vergeblich hat er sich angestrengt, seinen Weg fortzuführen bis zu dem Geiste.

Aus unserer Untersuchung scheint das Ergebnis sich in Folgendem zusammenzufassen: 1) Man hat das Wesen der Schöpfung nicht wohl unterschieden. 2) Die Idee gelangt niemals bis zum wahren Ich. 3) Die Ewigkeit ist nicht die Gegenwart oder diese Vergänglichkeit. 4) Die Seele, die absolute Idee, das allgemeine Leben, welche nur dem Ganzen der Natur

angehören, sind keineswegs absolut. 5) Die göttliche Persönlichkeit ist ewig in drei Personen. 6) Die menschliche Persönlichkeit ist durch die göttliche gesetzt. 7) Der Geist des Menschen ist nicht der einzige, welcher in der Natur existirt. 8) Die Wissenschaft scheint uns hinlänglich sichere Daten für die Unsterblichkeit der Geist-Seele (Ame-esprit) zu bieten.

Es genügt, dieses Résumé mitzutheilen. Wirklich hat man darin den Inhalt der ganzen Schrift; denn was in den vorangehenden Abschnitten zur Begründung der gegen die Hegel'sche Philosophie aufgestellten Behauptungen vorgebracht wird, dreht sich sammt und sonders um die Entdeckung, daß die Hegel'sche Schule die Seele mit dem Geist verwechselt habe. Nur an wenigen Stellen läßt sich der Verf. auf die logischen Kategorien wirklich ein, und da ist seine Kritik so unglücklich, daß er dadurch nur zeigt, wie er, das dialektische Schwert bei der Klinge fassend statt beim Hefte, sich arg in die Finger schneidet. 3. B.:

Il ne reste que cette petite difficulté, savoir de dire comment le Sein ou le Nichtsein se donne le mouvement; pourquoi l'idée absolue sort d'elle même et comment elle peut en sortir?

Mit diesem trübseligen pourquoi zeigt der Verf. seine dialektische Ohnmacht aufs unzweideutigste. Was das comment elle peut en sortir betrifft, so ist freilich auch Verderb in eine seltsame Verkenntnis des dialektischen Übergangs von Sein zu Nichts verfallen, aber er macht doch wenigstens den Versuch, die selbstgeschaffene Schwierigkeit zu lösen; unser Verf. dagegen zieht aus derselben nur den Triumph, daß der Logik das mouvement primitif fehle. Noch unglücklicher geräth an einer andern Stelle seine Kritik der Kategorie des Werdens. Aber da es hier nicht um Antikritik zu thun ist, so wird es besser sein, dem Leser mit weiterm Detail zu verschonen.

G. Julius.

Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1841. 8. 7 1/2 Ngr.

Eine von jenen unbescheidenen Productionen eines jungen, unreifen Mannes, der, sobald die ersten eigenen Gedanken in ihm aufdämmern, sich sogleich zum Kritiker und Reformator seiner Zeit und seines Volkes berufen glaubt. Der junge Mann leidet an Zeit- und Welterschmerz. Eins drückt ihn besonders, daß wir Deutschen noch keine Literaturgeschichte haben, und daß die „Frage über Würdigung und Bedeutung unserer beiden großen Schriftsteller, Schiller und Goethe, noch immer kein Resultat errungen habe“. Er glaubt sich berufen, die Sache aufzuheben und zur Entscheidung zu bringen und die Gegenwart dadurch von der schwersten Last, die sie drückt, zu erlösen. Jedenfalls eine eigenthümliche Ansicht dies — die Mängel unserer Zeit liegen in dem Mangel einer Literaturgeschichte und in der ungelösten Frage über die Bedeutung Schiller's und Goethe's.

Eine Literaturgeschichte haben wir deshalb noch nicht, meint er, wegen des einen Sages: Goethe und Schiller seien die höchsten Epöen des deutschen Geistes, als Maßstab für Alles, was war, ist und sein wird; „dieser eine Satz macht, daß wir keine Literaturgeschichte, keinen frischen, originellen Geist und so viele pretentöse Dichtertlinge und Charakterlose, thätlose Armseeligkeiten in Deutschland beherbergen.“ Das wäre allerdings schlimm, lieber, junger Mann, wenn dieser Satz eine allgemeine Geltung hätte. Unser Wissen ist er übrigens nie ausgesprochen, weder in einer Literaturgeschichte, noch sonst irgendwo.

Bei Servinus z. B. werden Sie nichts davon finden; doch den kennen Sie vielleicht nicht. Sie sind ein sehr tapferer Krieger, Ihrer Sprache nach zu urtheilen, aber Sie kämpfen bloß gegen Windmühlen. Wenn unserer jungen Literatur etwas fehlt, so ist es gewiß nicht übergroße Unterordnung der Jüngern unter frühere große Meister. In Poesie haben wir eben nicht zu viel, sondern eher etwas zu wenig. Jedes Jahr wird uns eine neue Phase der Literatur angekündigt, ein Fortschritt über Goethe hinaus, wie Sie das in manchen Blättern häufig lesen können. Der Streit über Goethe und Schiller hat ferner nach unserm Verf. kein Resultat geliefert: 1) „weil seit der französischen Revolution nach Deutschland sich ein Element gebängt hat, das wir vergessen zu haben schienen — das Bewußtsein, daß ohne freie That kein Denken und kein Dichten wahr sei,“ und 2) „weil man die Lehre vom Schönen aus allgemeinen abstracten Sätzen begreifen will, nicht aus der psychologischen Würdigung des einzelnen Geistes, der das Kunstwerk geboren hat.“ Ohne uns auf die Gründe einzulassen, weshalb verschiedene Meinungen über Schiller und Goethe, sowie über viele andere wichtige Gegenstände und Menschen in Deutschland herrschen, so sind wir jedenfalls der Meinung, daß das viele unverbaute Zeug, was in Deutschland geschrieben wird, eben nicht zur Aufhellung und Verständigung führt.

Das Resultat, was der Verf. findet und womit er unsere Zeit erfüllt, ist das alte abgedroschene: Goethe war ein besserer Dichter, Schiller ein besserer Mensch. Übrigens ist die Broschüre in einem überschwänglichen Style geschrieben, dabei äußerst confus und unzusammenhängend. Es ist der pathetische Ton eines vergifteten Ehrens, der diese Geheimnisse anbeutet, sich aber nicht die Mühe gibt, uns andern Menschenkindern dieselben deutlich zu enthüllen. Davon eine Probe:

„Schreibe mir doch das nächstmal, ob legend ein Urtheil Schiller's über Napoleon existirt. Das wäre mir psychologisch sehr wichtig. Hat er wol die Sendung Napoleon's begriffen? Wußte er, warum Napoleon auf Corsica geboren werden mußte, warum er der wahre Herrscher von Spanien, Frankreich und Italien war, und als Sphäre des romanischen Geistes England haßte, weil es groß war; Deutschland oft verachtete und doch fürchtete? Hat Schiller's großartige Phantasie nicht geahnt, welcher Zug und welches Geheimniß Napoleon unwiderstehlich nach Osten lockte?“

Bei diesen mysteriösen Fragen bleibt es nun; eine Antwort gibt der Verf. selbst nicht, worüber wir uns freilich nicht zu beklagen haben. Von Goethe's Verhältnis zur Kunst sagt er: seine Bildung habe sein Verstandniß weit übertroffen. Was versteht der junge Mann eigentlich unter Bildung? Vielleicht ein Nachsprechen und Schwagen über Dinge, die man nicht versteht? Diese Aftersbildung, die wir unserm Verf. in vollem Maße zusprechen, war nicht die Goethe'sche; seine Bildung bestand eben in dem Verstandniß der Natur und Kunst und seines Verhältnisses zu denselben.

Goethe als Naturforscher wird kurz abgefertigt: „Die Goethe die Naturwissenschaften gefördert hat, darüber kann und will ich nichts sagen; ich will keine Kritik seiner Kenntnisse, seines Gedächtnisses und Fleißes geben, sondern nur eine Beurtheilung seines Geistes.“ (Der Geist hat also mit dem Erforschen und Erkennen der Natur nichts zu thun.) „Seine Metamorphose der Pflanzen ist eine strahlende Blume in seinem Siegerkranz, den ihm Niemand entreißen wird, wenn der Wölk auch manch buntes Unkraut zwischen die Ähren gesflochten hat.“ Mit diesem Gemeinplage schließt die Broschüre. Wenn der Verf. Rücksicht über die „Metamorphose der Pflanzen“ geben kann, so soll mich Dieser und Jener holen. O, der Eitelkeit und Arroganz unserer lieben Jugend. Es wäre nicht äbel, wenn der Verf., ehe er von strahlenden Blumen und Siegerkränzen und

Metamorphosen der Pflanzen schwärmt, sich selbst zuvor mit einer Blume zierte, die freilich nicht strahlt, aber immer ihrem Mann gilt, mit dem Blümchen „Bescheidenheit“.

12.

Literarische Notizen.

Königin Victoria und der Bijou Almanac.

Seit einigen Jahren erscheint in London der „Bijou Almanac“, von so kleiner Composition, daß unbewaffnete Augen ihn kaum lesen können und deshalb jedem Exemplare ein Vergrößerungsglas beiliegt. Er ist weder mehr noch weniger als eine Curiosität und ein herrliches Collettengeschenk, und der Herausgeber heißt Schloß, ein Deutscher. Wie besagter Herr Schloß ein Exemplar seines „Bijou Almanac“ auf 1842 der Königin Victoria überreicht hat, macht seinem Geschmacke alle mögliche Ehre. Aus einem Fußgestelle von Perlmutter erhebt sich die Rose von England. Das Fußgestelle ruht auf einem Kissen von Irmosinm Sammt, das ringsum mit in Gold gefaßten Amethysten besetzt ist. Die halb erschlossene Rose ist von weißer Perlmutter, Stengel und Blätter vom reinsten Gold, und im Reich der Blume liegt der Almanac noch sammt Vergrößerungsglas. An fast unsichtbarem Gold drapirt schwebt überm Rande der Rose ein Kolibri, so zart aus rother Perlmutter geschnitten, daß der Glanz der Farbe dem Glanze und der Pracht des natürlichen Gefieders kaum nachsteht. Neugierig schaut das Vöglein auf den Almanac, und mit einiger Phantasie läßt sich glauben, es denke: wie schön bist du. Am Saume des Fußgestelles steht: 1842, und darunter: British Industry. Über das Ganze wölbt sich eine Krystallglocke, und die Königin erhielt es in einem mit weißem Atlas gefütterten Maroquinlädchen. Die bare Auslage des Herrn Schloß wird auf 600 Thlr. geschätzt, und auch in England sind 600 Thlr. für den Herausgeber eines Almanachs keine Bagatelle. Die Königin hat jedoch Herrn Schloß in einem eigenhändigen Schreiben ihres Secretaires den Empfang des Geschenke und ihre Zufriedenheit melden lassen. Herr Schloß soll sich ungeheuer gefreut haben.

Der „Parliamentary pocket companion“ von Dobb erscheint zwar schon seit geraumer Zeit jährlich und gleich dem auf 1841 meist in drei Auflagen; dennoch ist das Buch in Deutschland wenig gekannt und obgleich es für Engländer beargüßigenderweise größeres Interesse hat als für Deutsche, verdient es doch auch in Deutschland mehr gekannt zu werden. Es zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste gibt eine Liste der Pairs und unterscheidet sich von andern Werken über die englisch peerage sehr nützlich dadurch, daß bei jedem Pair bemerkt wird, was sein politischer Glaube und wie groß sein Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten, sein Kirchenpatronat ist. Die zweite erklärt die parlamentarischen Ausdrücke und den parlamentarischen Geschäftsgang. Über jene herrscht bei namhaften deutschen Zeitungsredactionen beträchtliches Dunkel und über letztern mokirt sich Mancher, der ihn nicht kennt. Die dritte Abtheilung liefert eine vollständige Statistik der Volksrepräsentation, nennt bei jedem wahlberechtigten Orte die Zahl der Einwohner, der Häuser, der stimmfähigen und der zur Zeit registrierten Wähler — ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der in Betreff der viel agitierten Nothwendigkeit einer Abänderung des Wahlsystems sich ein eigenes Urtheil bilden will. Die vierte endlich ist ein biographisches Dictionnaire sämtlicher Unterhausmitglieder, meldet deren Herkunft, Alter, Stand, Verheirathung, Ämter, Kirchenpatronat, politische Farbe und Wohnung in London. Das Ganze ist freilich nur eine Compilation, jedoch eine, die durch ihre Zuverlässigkeit sich Autorität erworben hat.

7.

Dienstag,

— Nr. 74. —

15. März 1842.

1. Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht von Joh. Heinr. Krause. Zwei Bände. Leipzig, Barth. 1841. Gr. 8. 7 Thlr.

2. Die Pythien, Nemeen und Isthmien, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums dargestellt von Joh. Heinr. Krause. Leipzig, Barth. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Man sage, was man will, es ist doch ein trefflich Ding um Vorreden, Einleitungen, Inhaltsanzeigen. Wie nascht es sich doch so angenehm an diesem vorläufigen Etwas, das einen Vorgeschmack gibt von allen den interessanten Dingen, die in dem Werke uns erwarten, ohne die Sättigung des Genusses. Und wie reiche Früchte lohnen die geringe Mühe! Du hast, geneigter Leser, eben ein neues Buch empfangen, es ist zwar in diesem Augenblick erst erschienen und fordert eifriges Studium schon zum bloßen Verständnis, aber du mußt doch schon heute Abend beim Thee die leidige Frage erwarten: „Was halten Sie davon?“ oder du sollst das recensirende Richteramt verwalten an einem Werke, von dessen Autor die Tradition oder frühern Schriften keine Handhabe des Urtheils gewähren — ich rathe dringend, man lese die Vorrede, die eine tadelnswürthe Sitte bisher überschlagen lehrte, lese sie aufmerksam und sorgfältig, und wenn diese Worte, die nach dem Ende der schweren Geburt in des Herzens vollstem Ergusse niedergeschrieben, so recht ruhig und kräftig gewirkt, wie die Ärzte in leiblichen Dingen vorschreiben, eine Wette will ich darauf eingehen, daß das erste fast unwillkürlich daraus gebildete Urtheil sich auch nachher als probenhaltig bewähren wird, mehr als orientiren über Sinn und Tendenz des Werkes, ein Leitstern sein wird durch das dunkle, oft so höchst langweilige Dickicht der Buchstaben, die des Wanderers harren. Vorurtheile! hör' ich rufen, höchst schädliche Irrthümer der Recensenten, dieser autoren-, also mehr als menschenmörderischen Junst! Man kennt die Sitte eines berühmten Kirchenhistorikers unserer Tage, in der Vorrede jedes der Werke, die er „der öffentlichen Mittheilung übergibt“, von der Einen Wahrheit zu sprechen, die durch allen Wechsel der Formen sieghaft sich bewährt, und gegen den Greuel jeglichen Papstthums, sei es ein orthodoxes oder

ein speculatives, ziemlich in denselben Phrasen zu eifern. Liegt nicht in diesen Vorbemerkungen schon das Wesen dieser theologischen Richtung deutlich ausgesprochen, ebenso wol das tiefe gemüthliche Element, als die Langeweile dieses „christlichen“ Standpunktes, der mit seiner Pectoraltheologie bei jedem Anlaß sich brüstet und scheel blickt auf die zu dogmatischer Bestimmtheit und kirchlicher Entschiedenheit fortschreitende Zeit? Ist es doch auch in der Natur der Sache begründet, daß unsere Norm aufs geringste hin in den meisten Fällen richtig messen wird. So groß auch der Schein einer objectiven Haltung sein mag: Das, was der Vorredner als ein Höchstes für seine Wissenschaft aufstellt, dies hat er gewollt, aber auch die Fehler, die mit solchem Standpunkte verknüpft sind, kann man in reichlichem Maße erwarten; was er ins Allgemeine hin als fehlerhaft angibt, davon hat er auch die guten üblichen Seiten übersehen.

Die Werke, die zur Besprechung vorliegen, umfassen drei Bände in groß Octav, mehr Seiten zählend als Jahre nach Christi Geburt, compressen und in den fortlaufenden Anmerkungen engsten Drucks. Wo wäre der Gebrauch unsers hülfreichen Recipe anwendbarer? Ehe wir an die Lecture selbst uns begeben, was bringt die Vorrede?

Viel Rühmens wird gemacht von unserm theuern Vaterlande, das mehr als andere Länder der Boden ernster Wissenschaft überhaupt und insbesondere ein fruchtbarer Garten der Philologie mit gründlicher, kritisch sprachlicher und antiquarischer Forschung genannt werden dürfe.

Wie imponirend auch die anderweitige literarische Productivität der Gegenwart in tausendfarbigem Gewimmel mit Stoff und Form ringend herantritt, bald in Aurora's Rosenlichte aufsteigend, bald durch düstere Gewölbe wandelnd, hier mit elektrischen Funken sprühend, dort wie ein mattes Irlicht erblaffend, hier mit Jubeltönen renommirend, dort mit Jeremia's den betäubend, bald im mächtigen Fortschritt, bald im Krebsgang begriffen: wie ruhig auch Germania als große Officin rastloser Geister ohne Zahl sich manifestirt, so dürfte doch für jetzt noch keine schönste Palme auf dem Gebiete solcher gründlicher Wissenschaft grünen, eine Thatfache, in der sich sowohl der Ernst und die Tiefe als die Beharrlichkeit des echt deutschen Sinnes und Charakters abspiegeln.

Also gebliegene Gelehrsamkeit die Hauptsache! — aber wird die Geisllosigkeit, die unter dem Schutze philologischer Tradition so gern ihre Hütten baut, auch hier sich angestellt haben? Wenigstens scheint die so objectiv aufgestellte

zu glänzen; eine philologische Entwicklung? Bei dem Ueberblick der Inhaltsanzeige zog Ref. das Capitel an, das die Gymnastik der Hellenen mit der neuern Turnkunst zu vergleichen verspricht, und was finden wir? Den einfachen, auf der Hand liegenden Satz, daß jene, eine natürlich erwachsene, dieser, der nur künstlich übertragenen vorzuziehen sei, weitaufsig, auf 50 Seiten, durch alle Institute und Elemente der Gymnastik hin durchgesprochen; sogar daß die Turner sich nicht salben und bröten, bedauert der Hr. Verf. Man hätte schließlich unserm kritischen Gewissen noch die Hindeutung auf die Redseligkeit zugute, in der Hrn. Krause's übergroße Gelehrsamkeit sich ergiebt: auch die langmüthigste Geduld möchte hier vor desperaten Zuständen nicht sicher sein, daher wir uns auch aller Besage enthalten, als zu gefährlich für den geneigten Leser. 42.

Literarische Notiz.

Louise Bertin, Tochter Bertin's, welcher das „Journal des débats“ gründete, gab eine Sammlung ihrer Gedichte unter dem Titel „Glances“ heraus, über welche der bekannte Saint-Marc Girardin eine sehr ausführliche Kritik in demselben Journal drucken ließ. Der Berichterstatter geht von sehr bequemen Grundfäden aus. „Ich will nicht sagen“, drückt er sich aus, „daß alle Verse dieser Sammlung vortrefflich wären; Fräulein Bertin selbst würde es nicht glauben, wenn ich es ihr sagte; aber diejenigen, welche gut sind oder wenigstens mir gefallen, gefallen mir außerordentlich.“ Ubrigens besitzt Louise Bertin eine große Gewandtheit in der Versification und Zartheit der Empfindung. Viele ihrer Gedichte gehören dem beschreibenden Genre an, erinnern an Desille und sind, wie auch Saint-Marc Girardin selbst bemerkt, häufig zu minutiös. Dabei rühmt er aber an ihr, daß sie die Mythologie und Allegorie nicht verschmäht habe und gut zu brauchen wisse. Des Beispiels wegen theilen wir aus einem Gedichte über den Frühling eine Stelle in deutscher Nachbildung mit:

Sieh da! er ist's, der Keng! Von seinen Blumenflügeln
Statt reiche farb'ge Pracht herab zu grünen Aegeln.
Sein Mantel ist Azur, durchwebt ist sein Haar,
Wie der Geliebten Bild, so laßt sein Auge klar.
Mit leicht muthwill'gem Schritt tanzt er hinab die Bäche,
Da schmilzt und löst sich gleich des Eises Spiegelfläche.
Das Echo lernt von ihm manch reizend süßes Lied;
Er ist Kuroas Freund, der Rosen pflanzt und zieht
Auf Hügel, roth vom Kuß, den mit entzückten Lippen
Die Knospen von Zephyrs bethautem Munde nippen u. s. w.

Ist dies nicht ganz die veraltete beschreibende Rococopoesie in Alexandrinern, die wir in Deutschland schon längst hinter uns haben? Da gibt es Azur, parfümirtes Haupt oder Haar, Kuroas, Echo, Zephyr und andere dergleichen Säckelchen und mythologische Zeug. Aber der französische Kritiker rühmt diese Verse dennoch als glänzend, Desille's würdig, wenn auch ein wenig „parés“; er weiß es der Dichterin Dank, daß sie die Allegorie wieder zu Ehren zu bringen suche und sich nicht scheue, von der Kuroas mit ihren classischen Rosenkugeln zu sprechen u. s. w. Hin und wieder tabelt er die Glückworte und Glückverse, die um des Reimes willen wie an den Haaren herbeigezogen seien. Folgende Strophe aus einer Ode an Alfred de Vassily finden auch wir ansprechend. Der Dichter, sagt Louise Bertin, versteht Alles,

Co que, dans son orgueil superbe,
Le soleil promet à la gerbe,
Co que la pluie a dit à l'herbe,

Co qu'aux serres chante le vent;
Et près d'une crèche, heureux père,
Auquel nul sens ne peut se taire,
Il comprend, même avant la mère,
Le babli du petit enfant.

Aber als Glückvers in dieser gewiß häßlichen Strophe tabelt er die Stelle: „Auquel nul sens ne peut se taire“, und mit Recht. Zum Schluß äußert sich der Berichterstatter über die echte Weiblichkeit, welche sich in den Gesängen der Dichterin ausspricht und in der That deren wesentlichste Stierbe ist. „Gott“, ruft er aus, „gab den Frauen eine viel größere Fähigkeit, zu lieben und zu glauben, ohne zu begreifen. Im Manne sind Liebe und Glauben eine Art Opfer und Zwang, seinem Geiste auferlegt, im Weibe sind sie natürlicher Gang und Trieb ihrer Seele selbst. Ich kann kaum sagen, wie sehr mir die dogmatische Revolte und Unabhängigkeit der Natur des Weibes zu widerstreiten scheinen, wie viel sie dem Weibe kosten und es zum Manne und schlechter als den Mann machen; denn das Weib hat die Kraft des Urtheils nicht, welche der Mann besitzt und seinem Zweifel, seinem Zwiespalt mit sich einen gewissen Anstrich von Kühnheit ertheilt; das Weib verliert dann vorzüglich jene wunderbare Fähigkeit des Menschens, welche bewirkt, daß es durch die Dunkelheit der es umgebenden Geheimnisse den rechten Weg geht. Ich füge hinzu, daß das Weib, selbst wenn es sich gegen Gott und die Gesellschaft empört, was allerdings kühn und groß erscheinen kann, doch fast immer damit angefangen hat, sich gegen den Gatten zu empören, wodurch der Kampf zu dem kleinlichen Maßstabe eines bloßen Familienzwistes zusammenschrumpft. — Der mächtige Zweifel, der mächtige Groll, die mächtigen Ironien Lord Byron's kleiden ein Weib schlecht. Was ist leichter, als auf diesem Gebiete zu zweifeln und zu bestreiten? Dazu bedarf man nur etwas Geist und viel Stolz. — Der Himmel bewahre mich davor, den Frauen das Verdienst der Intelligenz und geistigen Pein abzulugnen zu wollen. Auch sie haben ihre Zweifel, ihre geistigen Bewegungen, ihre Ängste. Ihr Herz leidet in eben dem Maße und vielleicht noch hundertmal mehr als die stolze Besinnung des Mannes. Aber wenn die Heftigkeit der menschlichen Leidenschaften nur nicht den Reigungen ihres Herzens Abbruch thut, endigen sie damit, zu ihrer seelenvollen und enthusiastischen Duldsamkeit zurückzukehren. — Sich selbst überlassen, wird es unter den Frauen immer mehr heilige Aehren als Selten geben, mehr mythische Bräute Gottes als lecke Ummälerinnen.“ 5.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Naturgeschichte

für

Landwirth, Gärtner und Techniker.

Herausgegeben

von

William L ö b e.

Mit 20 Tafeln.

Erstes Heft.

Gr. 8. 12 Ngr.

Dieses wahrhaft populäre Werk wird in fünf Heften vollständig sein und nur 2 Thlr. kosten. Die folgenden Hefte erscheinen in kurzen Zwischenräumen.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brackhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brackhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brackhaus in Leipzig.

Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Von A. M. Strinholm. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. Zwei Theile. Hamburg, F. Perthes. 1839—41. Gr. 8. 4 Thlr.

Diese „Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der Skandinavier“, welche hier in deutscher Übersetzung erscheinen, bilden einen Theil des von dem schon durch mehrere historische Schriften rühmlich bekannten Verf. begonnenen größern Werkes: „Svenska folkets historia från äldsta till närvarande tider“, wovon die beiden bis jetzt in Stockholm 1834 u. 1835 erschienenen starken Bände auch unter dem Titel „Skandinavien under hedna-åldern“ ein in sich geschlossenes Ganze bilden. Daß hier nicht das ganze Werk in Übersetzung erscheint, wie es sonst wol verdient hätte, hat seinen Grund darin, daß die eigentliche politische Geschichte Skandinaviens während des heidnischen Zeitalters, so höchst interessante, ja höchst poetische Züge dieselbe auch immer darbieten mag, doch in die Geschichte des übrigen Europa wenig oder gar nicht eingreift. Was nun die hier in deutscher Übersetzung gelieferten Abschnitte insbesondere betrifft, so sind die Wikingszüge, welche der erste Theil darstellt, von welthistorischer Bedeutung und noch nie in ihrer ganzen Ausdehnung umfassend zusammengestellt erschienen, so viele vortreffliche Werke auch über einzelne Theile derselben vorhanden sind. Die Staatsverfassung, die Sitten und Gebräuche der heidnischen Skandinavier, welche der zweite Theil des hier angezeigten Werkes schildert, sind in allen Geschichtswerken zu kurz behandelt, gewiß aber als die eines sprach- und stammverwandten Volks auch den Deutschen von höchster Wichtigkeit.

Das heidnische Zeitalter der Schweden ist im Allgemeinen von den bisherigen Geschichtschreibern zu kurz behandelt worden. Was aus dieser Zeit in den alten Sagen und Schriften sich über dieses Volk insbesondere ausgezeichnet findet, ist freilich nicht viel. Aber der ganze Charakter des Lebens, die Denkweise, die Sitten, der Sinn für Abenteuer, Fahrten und große Unternehmungen, Sprache, Cultur und Wissenschaften, die Fertigkeiten im Kriege und im Frieden waren in der Vorzeit ein und dieselben für den ganzen skandinavischen Norden. Für die Kenntniß derselben besitzen wir in den isländischen Sagen, sowie in den alten Chroniken Englands, Frankreichs und

anderer Länder nicht nur reichhaltige, sondern auch zuverlässige Materialien, welche auch von Hrn. Strinholm gewissenhaft und mit kritischer Sichtung benutzt worden sind. Es gibt kein Volk, welches aus seinem heroischen Zeitalter so viele rein historische Erinnerungen übrig hat, und die skandinavische Heldenszeit ist einer Darstellung in ihrem ganzen Umfange im höchsten Grade werth. Ubrigens, sowie in allen andern Dingen, ist es auch in der Geschichte nothwendig, die äußersten Grundsteine, auf denen das Ganze ruht, die Quelle, von welcher Alles ausgegangen, zu kennen. Hat man die Anlagen, den Charakter, die Eigenschaft eines Volks in einem Zeitalter, in welchem es der Natur und seinem Ursprunge noch näher steht, klar und anschaulich aufgefaßt, und hat man sich mit dem Charakter jener ältesten Staatsverhältnisse und mit der Art des ersten für die Cultur ausgestreuten Samens vertraut gemacht, so überschaut man mit um so klarerm Blicke den ganzen Gang der darauf folgenden Entwicklungsperioden, und Vieles bekommt ein höheres Interesse dadurch, daß man entdeckt, wie nach einem tausendjährigen Zeitalter und nach vielen durchlebten wechselnden Veränderungen sich noch unverkennbare Züge der uralten Verfassung, die uralten Sitten und der ursprüngliche Volkscharakter erhalten haben.

Die erste Abtheilung des ersten Theils handelt von den Zügen der Skandinavier in die westlichen und südlichen Länder Europas und von den Niederlassungen derselben besonders in Britannien, Frankreich, Italien und der Schweiz, die zweite von ihren Zügen in andere europäische und außereuropäische Länder. Da der uns in d. Bl. gegönnte Raum es nicht gestattet, daß wir dem Verf. im Gange seiner Geschichtserzählung folgen, so müssen wir uns darauf beschränken, nur einzelnes besonders Interessante daraus hervorzugeben.

Während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hatten alle Nationen des gothisch-germanischen Stammes für ihre Waffenthaten ein einziges, großes, gemeinsames Ziel — den Sturz der römischen Macht. Auf den Schauplatz dieses gegen die kolossale römische Herrschaft viele Menschenalter hindurch ununterbrochen fortdauernden Riesenkampfes, welcher die Kräfte Aller in Bewegung setzte und den Helden eine Kriegeschule war, sind auch aus dem

Skandinavischen Norden alle diejenigen gezogen, welche vor Kampflust und vor Begierde nach Ehre und Beute in den reichen römischen Provinzen brannten. Denn von Skandinavien an bis in die Gegenden des schwarzen Meeres breitete sich in diesen Zeiten der große gothische Volksstamm aus. Dies erleichterte die Fahrten der streitlustigen Männer des Nordens zu ihren gothischen Stammverwandten im Süden. Und daß zwischen den Stämmen im Süden und Norden eine große Verbindung stattgefunden habe, bezeugen sowol die aus diesen Zeiten in Heldengedichten und Sagen aufbewahrten Erinnerungen, als auch die zerstreuten Nachrichten, die da vorkommen in den Arbeiten gleichzeitiger italienischer und byzantinischer Schriftsteller über Wanderungen von Völkern nach und von dem skandinavischen Norden. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Heerfahrten nordischer Kämpfer während des ersten halben Jahrtausends n. Chr. hauptsächlich auf die Heimatsländer ihrer südlichen gothischen Stammverwandten und auf die berühmten Tummelplätze ihrer großen Kriege gegen die römischen Kaiser gerichtet gewesen sind. Die Verhältnisse änderten sich, als, nach dem Fall des weströmischen Reichs, nach der Einwanderung der Westgothen in Spanien und dem Untergang der Ostgothen in Italien, und nachdem alle früher an den Küsten der Ostsee wohnenden gothischen und germanischen Völker landeinwärts in die eroberten römischen Länder gezogen waren, zahlreiche Haufen anderer, slawischer Völkerstämme eindringen und die erlebigen Ostseeländer in Besitz nahmen, die schwachen daselbst noch zurückgebliebenen Überreste des gothisch-germanischen Volksstammes vertreibend und unterjochend. Erst nach dieser Zeit beginnen recht eigentlich die berühmten Wikingsfahrten der Bewohner des Nordens.

Schon Tacitus erwähnt der Svionen als eines durch Waffen und Schiffe mächtigen Volks, und er beschreibt diese letztern auf eine Weise, als hätte er selbst ihre Flotten gesehen. Des großen caledonischen Bardens Ossian großes Gedicht „Fingal“ besingt die Landung Svaran's, eines Königs in Lochlin, wie Skandinavien auch in den irländischen Annalen genannt wird, in Irland und seinen Krieg gegen Eucullin. Sehr wahrscheinlich ist es auch, daß in uralten Zeiten Skandinavier sich auf den irländischen und orkadischen Inseln niedergelassen haben und daß die Pikten in Schottland von ihnen herstammten. In der Sprache, welche noch gegenwärtig in den schottischen sogenannten Niederländern gesprochen wird, offenbart sich eine nahe Verwandtschaft mit den skandinavischen Dialekten. Dieses und eine lebendige Schilderung der altnordischen Sitten und Gebräuche, die man in Ossian's Gesängen wiederfindet, in welchen oft das waldrreiche Lochlin und die vielen Kämpfe der Helden Lochlins und Caledoniens besungen werden, bestätigen, was auch noch andere Gründe wahrscheinlich machen, daß Verbindungen und Fahrten, sowol friedliche als kriegerische, zwischen Skandinavien und den britischen Inseln seit uralten Zeiten stattgefunden haben.

Die ununterbrochenen Heerfahrten nach Britannien

während des langen Kampfes der Angelsachsen mit den Briten und das Glück, womit ein so großes Land wie England mit den Waffen erobert wurde, hatten zur Folge, die Skandinavier immer vertrauter mit den Fahrtrouten in diesen Gegenden zu machen und ihren Sinn und ihre Fahrten auf die südlichen Länder zu richten. Sie wurden noch mehr dazu angereizt durch die drohenden Waffen Karl's des Großen, als er durch die Völkerrückzug und Unterjochung der Sachsen und durch die Ausdehnung der fränkischen Macht bis in die Länder an der Elbe bei den nordischen Völkern Furcht und Rache weckte. Auch die Veränderungen, welche im Norden selbst zu derselben Zeit vorgingen, durch Unterdrückung und Aufhebung der Gewalt der kleinen Könige, zuerst in Schweden darauf auch in Dänemark und Norwegen, erschütterten und bewegten alle Kräfte und jagten eine Menge Unterthänen und Königsöhne auf das Meer, sodas die Wikingszüge der vorhergehenden Zeiten aus der Sage und aus den Annalen verschwunden sind, als kaum bemerkbar in Vergleich mit den gewaltigen Heerfahrten, welche nun von dem Norden aus unternommen wurden und gleich einem zerstörenden Gewitter länger als zwei Jahrhunderte hindurch Schrecken über alle Länder Europas verbreiteten.

Zwei umgebende Meere, eine unermessliche Küste, Schreien mit breiten Wasserstraßen und unzähligen Buchten, Holmen (Eilande), Inseln und Klippen; dazu große Wassersysteme von ansehnlichen und zahlreichen Landseen, Flüssen und Strömen, welche in allen Richtungen die nordischen Länder durchschneiden — eine solche Lage und eine solche Natur, welche in den ältesten Zeiten die Bewohner Skandinaviens weit mehr trennte als in den unserigen, sodas sie zu Wasser fast mehr Gemeinschaft miteinander hatten als zu Lande, und nicht weniger der Umstand, daß sie aus der reichen Vorrathskammer des Meeres einen nicht unwesentlichen Theil ihrer Nahrung holen mußten, machten, daß die alten Skandinavier ihr Leben zwischen Wasser und Land theilten. Dieses hatte die Folge, sie von Kindheit auf mit dem Elemente des Wassers vertraut zu machen und zu Seelenten zu bilden. Die im Verhältniß zu dem geringen Anbau große Bevölkerung zwang sie, fremde Küsten aufzusuchen, um sich mit dem Schwerte die Lebensmittel zu verschaffen, die ihnen zu Hause fehlten. Das Meer wurde ihre Sommerheimat, der Heerzug ihre Sommerarbeit, die Kriegsbute und Raub ihre Ernte. Daher war auch eines der heiligen Opferfeste, das große Frühlingsopfer, dem Siege geweiht. Gegeneinander lehrten in diesen Zeiten die skandinavischen Völker selten ihre Waffen in langwierigen und zerstörenden Kriegen, obgleich gewis zuweilen blutige Kämpfe zwischen ihnen stattfanden. Sie hatten alle ein an Gütern gleich armes Land, und das nordische Land war überdies ein allzu beschränkter Tummelplatz für den unbändigen Heldengeist derselben und für das ihnen einwohnende Übermaß an brausenden Kräften, für welche ein ganzer Welttheil beinahe zu enge war. So mußte geschehen, was auch wirklich geschah, daß sie überall auf der ganzen Erde Beute, Ruhm und Ehre suchten und

in blutigen Spielen ihre Kräfte fast mit dem ganzen menschlichen Geschlecht prägten. Die Küsten von ganz Europa, vom westlichen Asien, von Nordafrika und Nordamerika (letzteres von Island und Grönland aus) wurden von ihnen heimgesucht und gefunden.

Als demnach der harte, langwierige Kampf der gothisch-germanischen Völker mit der römischen Macht beendet war, als darauf die Angelsachsen den langen blutigen Streit mit den Briten um Land und Reich ausgekämpft hatten, als der Sturm der Völkerwanderung sich gelegt hatte und das Waffengebüsche in den frühern großen Tummelplätzen für die Thaten der Kämpen und Helden verhallt war, da neue Felder für Thaten, neue Gelegenheit für Kriegsbeute und Raum für die überflüssige Volksmenge, die der Norden nicht zu ernähren vermochte, suchten die streitlustigen Kämpen Scandinaviens ihre Waffen gegen alle Länder und Völker, suchen auf ihren Heer Schiffen alle Küsten heim und werden, als nunmehr allein auf dem Meere umherstreichend, nachdem die Franken und Sachsen nach ihrer Niederlassung in den eroberten Ländern von dem Schauplatz abgetreten waren, über alle Länder unter dem gemeinschaftlichen Namen Dani oder Nordmanni bekannt, unter welchem man in den Chroniken dieser Zeiten Leute aus dem skandinavischen Norden, Schweden, Dänemark und Norwegen versteht.

Besonders merkwürdig ist die Geschichte ihrer Niederlassungen auf Island. Gardar Svafarson, ein Schwede, wurde im Herbst 861 durch einen Sturm dahin getrieben. Er überwinterte daselbst, kam im Frühling nach Norwegen und lobte die entdeckte Insel als ein sehr schönes, gutes und mit Wald bedecktes Land. Einige Jahre später wurde Raddobdr, ein großer Wikinger, auf einer Fahrt von den Färöern nach Norwegen ebenfalls von einem Sturm dahin verschlagen und nach ihm noch ein Anderer. So wurde Island den Skandinaviern bekannt. Auf dieser an Wundern der Natur von großem und erschrecklichem Charakter so reichen Insel errichteten sie in der Folge einen Freistaat, welcher in den Annalen der Weltgeschichte wol einzig in seiner Art ist und welcher für die Geschichte Scandinaviens unendlich wichtig geworden ist, weil ohne die isländischen Sagen und Geschichtswerke viele Erinnerungen der Vorzeit ganz verschwunden und Das sehr gering sein würde, was wir von der Götterlehre, den Sitten, den Gesetzen, der Verfassung und der Sprache Scandinaviens, sowie von den Verhältnissen, worin die nordischen Staaten zueinander standen, gewusst haben würden. Die ersten und zahlreichsten Einwanderungen in diese Insel geschahen von Norwegen aus zu der Zeit, da Harald Hårfager durch glückliche und siegreiche Waffen sich das eine Stile nach dem andern unterwarf und nicht nur die Kleinkönige unterjochte, sondern sich allen Odal, allen Grund und Boden, sowohl den bebauten als den unbebauten, ja sogar Eern und Gewässer zu eignete und die freien, stolzen Odalbauern in untergeordnete Dienstleute verwandelte. Viele Männer zogen damals aus dem Lande, ein Theil über die Gebirge

in die Wästen von Fennland und Helsingland in Schweden, Andere nach den Färöern, nach Hjalmland, nach den Orkney- und Söderinseln, wieder Andere suchten ihr Glück auf dem Meere und machten Heerfahrten in die Westländer, aber Einige wählten sich die neu entdeckte Insel im Ocean zur Freistadt. Wer von allen den Jagen, Heerfahrten und Niederlassungen der alten Scandinavier und namentlich auch von der Entstehung und Errichtung der Republik auf Island sich näher unterrichten will, kann im ersten Theile des Strinholmschen Werkes seine Wissbegierde befriedigen.

Der Anblick so vieler verschiedenen Länder mit ihren verschiedenen Naturmerkwürdigkeiten, so vieler Völkerschaften mit ihren abweichenden Sitten und Gebräuchen, nicht weniger in religiöser Hinsicht als in den übrigen Verhältnissen des Lebens von dem Wildesten und Rohesten bis zu schönen Künsten und Wissenschaften hinauf, mußte natürlich den Gesichtskreis der neugierigen, auf Alles aufmerksamen Nordländer erweitern und eine Masse von Ideen in ihnen erwecken. Die Schätze an Gold und andern Kostbarkeiten, welche sie als Beute und Raub von ihren Plünderungszügen heimführten, verschwanden zwar ebenso schnell, als sie gekommen waren, indem sie auf andern Wegen während der folgenden Jahrhunderte wieder aus dem Lande gingen; nur das allein bewirkten sie, daß sie den Sinn und die Neigung der Nation für glänzende Pracht weckten und nährten. Wichtiger waren die Verbindungen, in welche diese Jage die Bewohner des Nordens mit denen des Ostens und des Südens brachten, und die Wege, welche dadurch einer größern Handelsgemeinschaft zwischen den südlichen und nördlichen Ländern gebahnt wurden, sowie die Übung, Gewohnheit und Neigung, welche durch dieselben dem Nordländer eingepflanzt wurde, für weite Fahrten und fremde Länder zu besuchen, nicht minder um Kenntnisse einzusammeln als um Reichthümer zu gewinnen und um mit andern Nationen zu wetteifern in Anstand und Bildung.

Das Kämpferleben überdies, welches die Nordländer eine Reihe von Jahrhunderten hindurch stets führten, die Gewohnheit, unermessliche Räume zu durchfahren, in unaufhörlichem Streit mit dem wildesten aller Elemente zu leben, durch eine trotende Verachtung des Todes Großthaten auszuführen, welche zeigten, was Männer vermögen, die zu Allem entschlossen sind, mußte ihrem Charakter eine Art wilder Größe geben und ihren Blick auf das Unermessliche richten. Der Same des Sinnes für große und unermessliche Unternehmungen, welcher dadurch in das Blut gestreut wurde, der trotige Muth, der stolze, kühne, zu Abenteuern geneigte, kriegerische Charakter und der unbezwingbare Selbständigkeits- und Freiheitsinn, der dadurch erzeugt und ernährt wurde, dazu die durch hundertjährige Fahrten über alle Meere und alles Land gewonnene Bekanntschaft mit der Welt, ein durch Prüfungen mancherlei Art gelübter Verstand, ein aus dem großen Schauplatz in Thätigkeit gesammelter Schatz an Lebensweisheit, die geweckte Wissbegierde, die genährte Lust, an Dem Theil zu nehmen und Das zu erfahren, was sich

in der Welt zutrug — dieses war für die skandinavischen Völker das Resultat ihrer Wikingszüge.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

(Ein Roman aus dem Leben.)

„Getraut am Dienstage von Seiner Ehrenwürde, Herrn William Ash, Thomas Nowitt und Charlotte Conroy, Beide aus dieser Stadt.“

Obige Trauung wurde vorigen Dienstag in Newyork vollzogen und daran hängt eine wunderbare Geschichte. Herr Nowitt ist ein achtbarer Schuhmacher, der stets mehrer Gesellen hält. Unter diesen befand sich John Pelsing, der durch Treue, Fleiß und Mäßigkeit sich bei seinem Meister dergestalt in Gunst brachte, daß Herr Nowitt vor ungefähr drei Jahren ihn zum Compagnon annahm und nie Ursache hatte, seine Güte zu bereuen. Von jener Zeit an waren die Herren Nowitt und Pelsing stets Freunde und Gesährten und wohnten beisammen in einem Hause bis vor, mag sein, zwölf Monaten, wo sie eines Tages als Geschworene zu einer Leichenschau berufen wurden. Der Tote war ein aus dem Maiden Land Doch gezogener Mann, allem Anscheine nach ein ordentlicher Doctarbeiter und, wie die Zeugen aus sagten, vermuthlich im Zustande der Ertrunkenheit ins Wasser gefallen. Aber das Verdicht, wozu die Jury nur wenige Minuten bedurfte, lautete bloß: „ertrunken gefunden.“ Nachdem die Geschworenen entlassen waren, sah Herr Nowitt sich nach seinem Freunde und Mitgeschworenen um, der bis dahin neben ihm gestanden; doch der war fort, und bald darauf sah er ihn aus Leibesträften Maiden Lane hinablaufen. Das dünkte ihm höchst seltsam und nun erinnerte er sich eines andern seltsamen Umstandes — seltsam wenigstens unter Bezugnahme auf die Flucht —, nämlich, daß Herr Pelsing beim ersten Erschauen der Leiche geschaudert hatte und todtendaß geworden war. Herr Nowitt ging nach Hause und von da in sein Geschäft; aber sein Compagnon war weder hier noch dort, stellte sich auch zur Nachtzeit nicht ein und kam ebenso wenig am nächsten, wie am übernächsten Tage. So vergingen zwei Monate, ohne daß irgend etwas von ihm bekannt wurde, und Herr Nowitt war bei sich überzeugt, daß zwischen seinem Freunde und dem Ertrunkenen irgend eine geheimnißvolle Verbindung stattgehabt und in deren Folge Herr Pelsing sich ein Leid zugefügt. So standen die Sachen bis zu einem gewissen Tage im letzten Juni, wo eine Dame bei Hrn. Nowitt einsprach und nach Hrn. Pelsing fragte. Sie erfuhr, was Hr. Nowitt wußte. „Und ist er denn seitdem nicht hier gewesen?“ fragte sie. „Mit keinem Schritte“, sagte Hr. Nowitt. „Das weiß ich besser“, sagte die Dame. „Können Sie's beweisen?“ fragte der Schuhmacher. „Sehr leicht“, antwortete die Dame, „denn Sie sehen mich, und ich und Hr. Pelsing sind Eine Person.“ Und sonderbar, wie es scheinen mag, aber so war's. Nun fragte es sich, war Hr. Pelsing ein Herr oder eine Dame? Und es ergab sich, daß er nicht bloß eine Dame, sondern auch sein Name nicht John Pelsing, sondern Charlotte Conroy, ja, er die Witwe des Ertrunkenen war. Sothane Witwe erzählte, ihr Ehemann sei ein Schuhmacher in Philadelphia und sie fast zwei Jahre seine Frau gewesen. Weil er sie aber schlecht behandelt, habe sie ihm heimlich sein Handwerk abgesehen und sich dann in Männerkleidung nach hier begeben. Unmittelbar nach der Leichenschau war sie nach Philadelphia gegangen und hatte daselbst erfahren, daß ihr Ehemann in Folge eines erhaltenen Winkes vor einer Woche sich nach York aufgemacht,

um sie aufzufinden. Statt einer gemüthsangetanen Frau hatte er ein Wassergrab gefunden. Hr. Nowitt ersuchte nun Mrs. Conroy, es sich häuslich bei ihm gefallen zu lassen, gewachte nach einiger Zeit, daß Mrs. Conroy ihm noch lieber sei als Herr Pelsing, proponirte eine Erneuerung der Compagnonschaft und wurde demgemäß vorigen Dienstag mit dem ehemaligen Hrn. John Pelsing getraut. Dies vermuthlich das erste Beispiel, daß eine Frau bei der Schau über die Leiche ihres Mannes als Geschworener fungirt und der Geselle seinen Meister geheirathet hat.

Englisches Deodand.

Man wundert sich bisweilen in Deutschland, wenn die Zeitungen berichten, daß die englischen Geschworenen bei eingetretenen Unglücksfällen dem — kann sein — völlig schuldlosen Eigenthümer des — kann sein — leblosen Gegenstandes, der die Ursache des Unglücksfalls gewesen, zu einer Selbstbuße unter dem Namen Deodand verurtheilen, wie das neuerlich wiederholt bei Berunglückungen auf den Eisenbahnen vorgekommen, wo jüngst die Actionnaires der Great Western railroad als Eigenthümer der Locomotive, welche das Unglück veranlaßt, das hübsche Sümme von 2000 Pf. St. bezahlen mußten. Selbst in England wird dieser Gebrauch häufig aus dem römischen Rechte abgeleitet, und zwar aus dem zweiten Buche Moses, Cap. 21, Vers 28: „Wenn ein Ochse einen Mann oder Beid tödtet, daß er stirbt, so soll man den Ochsen reinigen und sein Fleisch nicht essen, so ist der Herr des Ochsen unschuldig.“ In Wahrheit gründet sich aber der Gebrauch auf ein ausdrückliches Gesetz aus der Regierung Jakob's I., das indessen auch nur einer schon bestehenden Gewohnheit Rechtskraft verlieh. Zufolge dieser Gewohnheit war Deodand, laut der „Encyclopaedia britannica“: „in our customs a thing given or forfeited as it were to God, for the pacification of his wrath in case of a misadventure by which a Christian comes to a violent end, without the fault of any reasonable creature, to be given to God, that is, to the King, to be distributed to the poor by his almoner for the expiation of this dreadful event.“ Diese Verwendungs der Selbstbuße und damit das einzige, einigermaßen Vernünftige des ganzen Gebrauchs hat Jakob's Gesetz aufgehoben. Statt dem Könige oder vielmehr den Armen, unter welche der König zu Ehreung des göttlichen Jorns (!) sie vertheilen lassen soll, gibt sie das Gesetz dem Lord of the manor, d. h. dem Eigenthümer des Grund und Bodens, wo der Unglücksfall sich ereignet, und zwar nicht etwa zu ebenmäßiger Vertheilung unter die Armen, sondern zu beliebiger Anwendung. Obgleich die Grundeigenthümer meistens geneigter oder billiger genug denken, das Geld den Berunglückten oder deren Angehörigen zu überlassen, so springt doch in die Augen, daß solches nicht Sache ihrer Barmherzigkeit sein, folglich das Gesetz verbessert werden sollte. Und das läßt sich denn auch im erleuchteten England — mit der Zeit erwarten.

Beim Gerichtshofe zu Ewe in Schottland verklagte vor kurzem eine sehr achtbare und nicht sehr junge Dame den Ortschulmeister wegen eines auf offener Landstraße an ihrer Person verübten Ungehörnisses — for committing on the Queen's highway a misdemeanor on her person. Der Schulmeister war nämlich der Dame begegnet, als diese, zu Ross und allein, durch das Lockwerden des Sattels sich in großer Verlegenheit befunden. Mitterlich hatte er ihr vom Rosse geholfen, den Sattel befestigt und für seine Mühe sich einen Kuß genommen. Das war das klagbar gemachte Ungehörnis. Der Schulmeister konnte oder wollte nicht leugnen und der Gerichtshof kassirte ihn um fünf Schillinge und die Kosten, und verwies ihm außerdem das geklagte Ungehörnis „als ein für einen Schulmeister sich am wenigsten geziemendes“.

*) Laut der amerikanischen Zeitung „The New-York Sunday morning News“.

Donnerstag,

Nr. 76.

17. März 1842.

Wikingzüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Scandinavier. Von A. M. Strinholm. Aus dem Schwedischen von E. F. Frisch. Zwei Theile.
(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, wozu uns der erste Theil den Stoff dargeboten, gehen wir zum zweiten über, um aus demselben einige Züge hervorzuheben.

Wie nach altnordischen Sitten unbewohnte Gegenden in Besitz genommen wurden und wie durch eine Vereinigung patriarchalischer Familien die ersten gesellschaftlichen Verbindungen entstanden sind, lernt man kennen aus der Art, wie die Scandinavier Island in Besitz nahmen und anbauten. Zu dieser Insel nämlich nahmen Viele, besonders aus Norwegen, ihre Zuflucht zu der Zeit, da Harald Härager mit Gewalt die Macht des Oberkönigs an sich riß und sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes aufwarf. Die Auswandernden waren Häuptlinge von hohem Herkommen und reiche Männer, solche, deren stolzer Sinn sich ungern unter den Willen eines Andern beugte und welche zugleich Schiffe und Vermögen besaßen, um Ausrückungen zu weiten Fahrten zu machen. Der Häuptling nahm Familie, Knechte, Vieh, Hausgeräth und alle andern für die künftige Heimat nothwendigen Geräthschaften mit. Zu eben dieser Fahrt vereinigten sich mit ihm Freunde, Verwandte und andere freie Männer, solche, die ihn vorher auf seinen Wikingzügen begleitet hatten und gewohnt waren, ihn als den Vornehmsten unter sich zu betrachten. Auf dieser Reise begleiteten ihn auch die schützenden Hausgötter, sichtlich durch die mit Götterbildern ausgeschnittenen Pfeiler bezeichnet, welche in den Gebäuden der Alten stets zu beiden Seiten des Hochsitzes des Hausvaters standen.

Wenn man dem neuen Lande so nahe kam, daß man die Küste desselben zu Gesicht bekam, nahm der Häuptling des Schiffes, der Regent der wandernden Colonie, seine Hochsitzpfeiler und warf dieselben unter Anrufung des Thor in das Meer; wo sie ans Land trieben, da, in derselben Gegend, legte er den Grund seines neuen Hofes und richtete die Pfeiler wiederum auf zu seinem Hochsitze. Darauf ging er mit Feuer rund um einen gewissen Landstrich, oder zündete rund um denselben große Feuer an, sodas das eine Feuer von dem andern gesehen werden konnte. Nachdem er auf diese Weise förmlich die

Grenzen des Landstriches bezeichnet hatte, dessen er sich bemächtigen wollte, welches man „sich das Land mit Feuer heiligen“ nannte, theilte er unter seine Verwandten, Freunde und übrigen Begleiter Loose davon aus. Diese alle, welche miteinander durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft vereinigt waren, bildeten eine besondere Gesellschaft, eine Familie, einen Stamm. Der Anführer des Auszugs wurde der Anführer des Haufens, der sich dort niedergelassen hatte, und das in der Nähe seines Hofes erbaute Götterhaus mit Frei's heiligem Ringe auf dem Altar wurde der Vereinigungspunkt des jungen Staats. Dort wurden die Opfer verrichtet, dort war auch die Ringsstelle (der Gerichtspatz), wo man zusammentrat zu gemeinschaftlichen Überlegungen und zur Abmachung oder zum Vergleiche der Zwistigkeiten nach natürlicher Billigkeit oder nach den gesetzlichen Gebräuchen, welche man aus dem Mutterlande mitgebracht hatte. Der Häuptling war der Wärter des Tempels und der Vorsteher des Opferdienstes; als solcher saß er mit zwölf von ihm erwählten Männern auf dem Ringe und leitete die Rechtshändel; da hielt er in der Hand den heiligen Tempelring, das Symbol der Ewigkeit; bei diesem Ringe, getaucht in das Blut der Opferthiere, schwur man alle Eide unter Anrufung des Frei und Njord und des allmächtigen As.

Nachdem dieser Zustand 54 Jahre nach der ersten Einnahme der Insel gedauert hatte, wurde mit dem Rathe sämmtlicher Einwohner derselben ein allgemeines höchstes Gericht für das ganze Land eingerichtet, nämlich das sogenannte Alting oder Landething, von welchem unter der Führung eines Lagmannes alle die Sachen, welche bei den andern Gerichten nicht hatten aufgenommen und abgemacht werden können, entschieden oder verglichen wurden, und wo, nach gemeinschaftlicher Überlegung der sämmtlichen Häuptlinge und der übrigen weisesten und verständigsten Männer der Insel, die Gesetze, welche für das ganze Land gelten sollten, gegeben und zum allgemeinen Nachleben ausgerufen wurden. Darauf wurde die Insel in vier Theile eingetheilt, jeder derselben wieder in drei Gerichtsdistricte, der nördliche ausgenommen, welches wegen seines größern Umfanges und der größern Volksmenge in vier getheilt wurde. In der allgemeinen Rathesversammlung führte der durch Wahl ernannte Lag-

mann das Wort. Er, der höchste Beamte im Lande, der Häuptling des ganzen Bundes, leitete als solcher die gemeinschaftlichen Überlegungen. Ihm kam es zu, bei jeder Gelegenheit, sowol auf dem Landeting als zu Hause Allen, die ihn fragten, zu sagen, was das Gesetz enthielt. Er war außerdem verpflichtet, den auf den Alting versammelten Einwohnern alle Bücher des Gesetzes vorzulesen und zu erklären, und es sollten die Proceßordnungen jedes Jahr vorgelesen, das Lesen der übrigen aber in drei Jahren vollendet werden. So war die ganze isländische Staatsanrichtung ein Bund freier Vereinigungen zu gemeinsamem Schutze für Freiheit, Gesetz und Recht.

Die Auswanderungen nach dieser Insel geschahen in einer Zeit, da die Staatsverfassung, die Gebräuche und die Sitten noch die Sätze in ihrer ursprünglichen, altnordischen Gestalt beibehalten hatten und noch dieselben Götter verehrt wurden, welche mit den Stammvätern in die nordischen Länder eingewandert waren. Wir können daher die isländische Staatsvereinigung als einen Widerschein der nordischen Urverfassung betrachten, weil in diesen Zeiten, die den abstracten, philosophischen Ideen noch fremd waren, die Auswandernden in das neue Vaterland keine andern Grundsätze, Sitten und Begriffe mitnehmen konnten, als solche, die sie im Mutterlande von ihren Vorfahren geerbt hatten, und dies um so mehr, da diese Auswanderungen hauptsächlich gerade geschahen, um die alte Freiheit und Selbstständigkeit zu erhalten.

Die Religion wurde in Scandinavien der vornehmste Pfeiler des Staatsgebäudes, die Hauptstütze, auf welcher die Verfassung in ihrer Kindheit ruhte. Was Genossenschaft im Kriege war, das wurde gemeinschaftlicher Gottesdienst und Urtheil im Frieden, Opfer- und Tingsstellen Vereinigungspunkte und der Häuptling Oberpriester und Richter. In diesem Geiste war das Hárads ein Kriegs- und Staatenbund mehrerer Hausväter, die Landschaft ein größerer Bund mehrerer Hárads, das Reich wiederum ein Bund der Landschaften; die Hausväter des Hárads hatten ihren Vereinigungspunkt in dem Háradsdinge, die Hárads der Landschaften gemeinschaftlich den übrigen im Landetinge, das Allherjating aber war das große Vereinigungsband der Landschaften. Um zwischen den Stämmen dieses Verhältniß der Einigkeit des Bundes dauernd zu gründen und ihnen stets den Gedanken in das Gedächtniß und das Herz zurückzurufen, daß sie alle unter dem Schutze derselben Götter ständen und eine Nation ausmachten, für diesen Endzweck und um die Überlieferungen der Vorwelt zu befestigen, stiftete Odin drei Nationalfeste, an denen, besonders zu dem großen Hauptfeste im Göje-Monat (Februar), Alle sich um das große Heiligtum der Nation versammeln sollten, um den Göttern das gemeinsame Opfer des Volks darzubringen.

Zu den feierlichen Festen, welche um das der Nation gemeinsame Heiligtum gefeiert wurden, kamen in Scandinavien Könige, Heerführer und die freien Hausväter (Odalbauern) zusammen und nahmen alle Theil an den

großen feierlichen Opfern, die man damals den Göttern des Landes brachte. Diese gemeinschaftliche Verehrung gemeinschaftlicher Götter, die großen, feierlichen Opfermahlzeiten, welche damit vereinigt waren, die gemeinschaftlichen Berathschlagungen über allgemeine Angelegenheiten, die man ebenfalls bei den großen Zusammenkünften vornahm, der heilige Frieden, welcher über diese geheiligten Stätten und Zusammenkünfte ausgesprochen war, und der große Markt, der unter dem Schutze der Religion hier ebenfalls von dem versammelten Volke gehalten wurde; dieses in Verein mit dem Wiedersehen weit voneinander wohnender Verwandter und Freunde, zugleich auch vermischte mit Spielen und Lustbarkeiten und Wettkämpfen in mannichfaltigen Fertigkeiten, auch die Verabredung und Verbindung einiger zu Wikings- oder Kaufmannsfahrten, Anderer zur Errichtung von Verwandtschafts- und Freundschaftsverbindungen: alle diese vereinigten Umstände, welche in vielfacher Hinsicht diese Opferfeierlichkeiten zu großen Nationalfeierlichkeiten machten, stärkten und befestigten die Bande der Einigkeit und des Wohlwollens.

Der Pflege des großen Nationalheiligtums folgte das höchste Ansehen im Staate. Daß dieses nicht, wie in den Staaten des Orients, eine hierarchische Verfassung gründete, kam daher, daß die Priester, die Vorsteher des Heiligtums, hier keine vom Volke abgesonderte, in sich geschlossene Kaste bildeten. Die Wirkung der Religion auf Staat und Volk steht in naher Verbindung mit dem Verhältnisse, in welchem die Personen, welche vorzugsweise zum Dienste der Gottheit bestimmt sind, zu der bürgerlichen Gesellschaft sich befinden. Im Scandinavischen Norden bildet diese keine eigene Gesellschaft, wie die der Magier in dem alt-persischen Reiche und die Druiden in Gallien; keine Grenzmauer sonderte sie, wie die Brahminen in Indien und die priesterliche Kaste in Ägypten, von dem übrigen Volke ab. Die Männer, welche in Scandinavien die Opfer des Volks den Göttern darbrachten und die heiligen Religionsgebräuche verrichteten, waren auch zugleich die Häuptlinge des Volks im Frieden und die Anführer desselben im Kriege. Die Druiden hielten ihre Lehre geheim. Bei den Bewohnern Scandinaviens besangen die Skalden offen und frei die Götter und ihre Thaten und Schicksale. Unter solchen Verhältnissen konnte kein hierarchischer Geist entstehen, keine geistliche Herrschaft sich bilden; die geistliche und weltliche Gewalt waren hier auf das genaueste miteinander vereinigt. Dazu trug wesentlich die kriegerische Lehre bei, welche der Gesetzgebung des Odens zum Grunde lag, der heroische Geist, welchen diese Lehre dem Volke einflößte, und außerdem die ganze militärische Einrichtung des Staats.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Taschenbücher für 1842.

Tadeln ist leichter als loben. Das mag eine der mehreren Ursachen sein, warum auch in England gewisse Klug sein wollende Aristocraten jährlich ihre Stimmen zu Ungunsten der Taschenbücher (Annals) abgeben. „Stende Berse — unnatürliche Zeichnung — gekünstelte, kunstlose Stiche — ein paar

Seiten von Lord Alfred A. — Sonette von Lady Emily D. — und „Schauher“: das sind die Urtheile der richtenden Kritiker. Glende Werke, nun, die schließen sich wol in jede Sammlung vermischter Gedichte ein. Unnatürliche Zeichnung, die Anlage dürfte im Allgemeinen des Grundes ermangeln. Fehlerhaftes, d. h. unkünstlerisches Zeichnen ist unter den englischen Künstlern selten. Schlechten Geschmack gibt es unter ihnen, hat es von jeher unter den besten Malern gegeben und wird es wahrscheinlich in alle Zukunft geben. Das verrathen die Farben. Aber mag das Fleisch wie Mark oder wie Sammt oder wie Email aussehen und höchstes Erdröthen dunkelroth glühen — die Grauwirre, die für die Taschendrücker arbeiten, sind meist zu geschickt, sich irren zu lassen. Und der Ausfall gegen die dichtenden Lords und die dichtenden Ladies ist mindestens unfreundlich. Hat England seinen Byron gehabt, mag es sich einen Byron gefallt lassen, und wo liegt das Unglück, wenn auf ein Lied von Moore ein Jossanna von Montgomery folgt? Wollte der Himmel, die Lords und Ladies unternehmen nichts Schlimmeres als literarische Versuche. Einige Bildung, einige Anstrengung muß doch vorhanden sein, um auch nur ein Schmezzbüchlein oder den Frühling anzufangen. Und mit einer oder zwei Ausnahmen ist es der Zweck der Taschendrücker weniger, zu belächeln als zu gefallen, mehr dem Auge zu behagen als den Geschmack zu läutern. Sie sind vorzugsweise für Reiche und Wüßiggänger bestimmt, und schon daß der Engländer sie ein Jährliches nennt, deutet an, daß sie nicht Jahre dauern sollen. Kurz, wie die Anzeige der für 1842 erscheinenden in diesen Blättern sein muß, beginne unter fünf vorliegenden

The Keepsake.

Der goldgeschmückte Einband von carmoisirter Seide harmonisirt mit dem Inhalte — mehr Seide als Gold. Dem Titelbilde gegenüber ein Portrait des Prinzen Albert, von Robinson nach Drummond, gut und nicht zu sehr geschmeichelt; auf dem Titelbilde eine liebliche Bigarette, dann sogleich die literarischen Schöpfen. „Circumstantial evidence“ von dem, weiß Gott, auf Blättern der Morgenröthe schreibenden S. P. H. James ist eine vortrefflich erzählte, alte englische Geschichte, ausnahmsweise mit dem einzigen Fehler, zu kurz. Den entgegen gesetzten Fehler haben „The Glenroys“. An gleichem Übel leidet ein Gedicht der Miß Theodosia Barrow: „The doom of Cheynholme“; doch hat es im Ganzen bessern Sinn als Keim. Glaube Niemand, daß set und hate, kin und boen, days and race, gone and stone, swamp und damp, waterfowl und pool sich reimen. „The king“, eine Stuarts-Geschichte, ist gut und interessant gehalten, „A ballad of 1660“ einfach und männlich. Bessere berichtet, wie John Waller Karl II. die Nachricht bringt, London habe sich für ihn erklärt. Weil es indessen Leser und verständige Menschen gibt, die für Karl I. wenig Sympathie empfinden und den Charakter seines Sohns und Nachfolgers herzlich verachten, und dies Gefühle sind, die das Vergnügen an dergleichen Geschichten und Balladen berinträchtigen, übrigens die Stuartsperiode und die Stuartsmenschen nachgerade aus- und abgedroschen sind, so wäre es wol an der Zeit, den kopflosen Vater und den gedankenlosen Sohn in Frieden ruhen zu lassen. „The wanderer“ ist eine hübsche, mit Versen untermischte Erzählung. „The Lady Emmeline's picture“ hat die Baronin von Galabrilla zur Verfasserin. Die Frau Baronin mag bis auf schriftstellerisches Verdienst eine ausgezeichnete Dame sein. Gedächtniß Bleffington hat „The Lady Jemima Heathenfield“ gesteuert. Möglich, daß Manche und Manche am Namen der Gräfin genug haben. Verstehen man das, wie man wolle. Aber auch das versteht man, wie man wolle, daß laut eines von London vorgeblüh aus dem Griechischen übersehten Stollon die Muschel der Venus nur auf dem Boden trockenerer Gewässer zu finden sei. Den Beschluß macht ein kleines Gedicht von Tyrone Power. Es verdankt seine Aufnahme dem muthmaßlichen Wellengrabe des geachteten Schauspielers. Der eingestreute Bilderschnitt bietet zwar nichts, das noch nicht dagewesen wäre, aber auch complettem Ladel keinen Stoff.

Forget me not

erinnert unwillkürlich an die deutsche Taschendruckperiode, die allerdings vom Ruhme der „Rosen und Bergsmeinnicht“ kein Wortchen, aber viel von der Einträglichkeit eines „Bergsmeinnicht“ wußte. Der deutsche Adermann in London führte das deutsche „Bergsmeinnicht“ in englischer Gewande und dadurch die Taschendrücker in England ein. Es scheint jedoch, als verzeite sich der Anfang auf das Ende vor. Shoberl, der Herausgeber, beginnt sein Vorwort mit einem Stosseufzer und schließt es mit einem Eigenlobe. Das heißt doch kaum etwas Anderes, als: wenn ich sterbe, seid Ihr Schuld, und daß Shoberl von seinem nahen Tode redet, darf ein Zeichen seines gewissen Todes gelten. Inzwischen dürfte die Abrechnung richtiger werden, wenn vom Eigenlobe ein Stümchen abgezogen und zu Gunsten der öffentlichen Schuld gebucht würde — das freilich insofern, als der Herausgeber für die Folgen der Sparfamkeit des Verlegers verantwortlich bleibt. Kein Geld, keine Schweiger; kein Honorar, keine guten Beiträge. Früher waren die Kupfer gut und die Beiträge hielten sich ihnen gleich. Ohne daß jene besser wurden, blieben diese Schritt um Schritt zurück, und in gegenwärtigem Jahrgange ist die Kunst fast Alles, die Literatur fast Nichts. In „Ernesta“ erblicken wir ein seltsches Mädchen und lesen eine aufgewärmte Stuarts-Geschichte. Mit den „Scenes in Wales“ hat Alfred Lee sich etwas aufbinden lassen. Gehe sie nur nach Wales und reite gleich ihrer Hetbin, und wäre das Ross ebenfalls eine Vollblutstute, whose pedigree was as faultless as were her form and action, durch die Schluchten und über die Abhänge von Süds- und Nord-Wales, und wird sie nicht von Engeln gehütet, möchte sie nimmermehr heimkehren an ihr Schreibepult, „zu der Stahlfeder in goldenem Gehäuse“. Das hierzu gehörige Kupfer soll ein walliser Milchmädchen sein, ebenso treu wie die Scenen, mit Händchen, Blumen zu pflücken, mit Füßchen, im Thau zu baden. Leidlich erzählt und gut illuminirt ist „Louis XI at Plessis-les-Tours“. Beides gilt nicht von „Miranda“. Dem besten Kupfer, Rouen, gemalt und gestochen von Brandarb, ist eine Anekdotte beigegeben, deren Pointe darin besteht, daß ein normännisches Mädchen für einen neu acquirirten Esel mehr Sympathie zeigt als für die Äsche Napoleon's. Nach Wiß, Schmuß, oder ich prügele dich! „The surprise of Montrose“, von Allan Cunningham, ist nicht übel; das einzige Literarische aber, das besser als sein Kupfer, ist „The double lesson“, von Eaman Blanchard, doch eine Kleinigkeit, die kaum zählt.

Friendship's offering and Winter's wreath, herausgegeben von Frith Ritchie, ist auch ein alter Bekannter; es geht ihm aber wie dem „Bergsmeinnicht“ — er neigt sich zum Sterben. In der viel zu langen Erzählung: „The sortes“, träumt ein Mädchen, ihr Geliebter sei ein Ariel. Damit ist das Pikanterste hervorgehoben. Besser erzählt ist „The fate of Gaston“, und wären alle Kupfer nur halb so gut wie „The town and castle of Foix“, so verdiente sie insgesamt Lob. Unter den Poesien sind neun Seiten von Lady Bleffington. „Meinem Hufe mehr Glanz zu geben“, mag Ritchie gedacht haben, als er die Lady um einen Beitrag bat. Aber sie hat ihn schmählich getäuscht. Indessen hat Ritchie mit einer eigenen Poesie sich an den Lesern gerächt. Ein Lied, mit der Überschrift „Sing away“ endigt er o:

The heart of a young girl is but a piano,
For love with his magical fingers to play;
Mar not the beautiful strain, naughty man, o!
But sing, sing away — sing away!

Dagegen ist eine hübsche Stizze nach Bateau („The swing“) von einem Gedichtchen begleitet, dessen eine erlebte Sammlung sich freuen könnte. Hier ist:

Upwards she wings her flight afar,
A bird amid the quivering bowers;
Thou shooting downwards like a star,
Just skims the dew and stirs the flowers.

One moment, like the Humber's fair,
 She stoops to kiss Eudamon's eyes;
 The next, rebounding in the air,
 Shoots Parthian arrows as she flies.
 Love-banished, and recalled by love,
 She paints the passions false and vain;
 Yet, no, for though she seems to rove,
 She still obeys the master's chain.
 Now on the earth, now in the air, —
 Now won, now lost, — her floating charms
 Gliding aloft a phantom fair,
 Then pressed an instant in my arms.
 Ah, cease, dear wayward girl, to fly,
 And from thy wild vagaries rest;
 Leave, leave the angel in the sky,
 And give the woman to my breast.

The book of beauty

hat, wäre es auch nicht von der Gräfin Blessington ebirt, schon kraft seines Titels Anspruch auf Schönheit und, wo diese fehlt, auf Verschönerung. Davon gibt sofort das erste Kupfer Zeugniß, ein Bild der Königin Victoria, nach Drummond von Moore. Miss Garrow hat in gleichem Geiste die Verse dazu geschrieben und, was outrettem Lob zu beweißen geschieht, aus dem ihrigen fast eine Satire gemacht. Sie sagt zur Königin:

Thou hast steep'd
 Thine energies in Nature's fount of love:
 Thou do'st fulfil the aim of woman's being.

Das thut die Königin nicht, kann sie als regierende Königin (man bedenke ihre stundenlange Anwesenheit im Geheimenrath) füglich nicht thun und muß deshalb auch der Prinz von Wales einer der Vielen sein,

„die nie den Mutterbusen küssen,
 Die Stimme der Natur als Jüngling kaum verstehen,
 Zur Amme freudenvoll, zur Mutter traurig gehn.“

Chaton, einer von den drei in London beigeamten Damen-Ausbeesserern (Lady-menders), er, Etty und Lane, hat durch sein Portrait der Prinzessin von Capua dem Schönheitsfinne des Königs von Neapel, der das Original wegen des frühern untromantischen Namens Smith an seinem Hofe nicht zulassen will, einen unverlöblichen Schimpf angehängen. Ähnliche Bemerkungen ließen sich zu den Portraits der Marquise von Hastings, der Gräfin Eybrey, der Lady Egerton, der Lady Vivian und Anderer machen. Es genüge jedoch zu wissen, daß nächst der Geschicklichkeit der Künstler Sammet und Atlas, Spitzen und Brillanten, Federn und Toilettenkünste ihren Theil an der Bewunderung fordern. Die Literatur war in diesem Taschenbuche von jeher Nebensache, ist aber im jetzigen Jahrgange noch weniger geworden. Die Mühe des Lesens lohnen nur: „Corinna discovering Lord Nevil's engagement to her sister“, von Miss Pardoe, „The Abyssinian slave“, von Wilkinson, und „The sculptor of Verona“, letzteres das Beste. Wie ein Aufsatz über die Thugs in das „Buch der Schönheit“ kommt, gehört zu den Rathsseinen des weiblichen Herzens, nämlich des der Gräfin Blessington.

Heath's picturesque Annual

ist kein Taschenbuch im deutschen Sinne, sondern eine jährlich erscheinende und stets von trefflichen Kupfern begleitete Beschreibung irgend eines Landes oder einer berühmten Stadt. Der Werth der Kupfer wie der Beschreibung besteht unter Anderm darin, daß letztere die Gegenstände schildert, wie sie dormalen sind, und erstere nach an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen gefertigt werden. Das ist auch jetzt mit Paris der Fall gewesen. „To introduce the modern improvements and newly erected monuments of Paris“, sagt Mrs.

Soer, die Herausgeberin, „is the special object of this annual“. Hier und da sind vergleichende Bemerkungen mit London eingelegt, die jedoch sonderbar genug den schwächsten und ungenüßigsten Theil des Buchs ausmachen. 18.

Literarische Notizen.

Die lateinische Poesie des Mittelalters gleicht den gemachten Blumen: ihre Farben mögen lieblich und edel sein, es fehlt ihnen der Duft, der wahre poetische Hauch. Man steht es ihnen an, daß sie künstlich getrieben und krümmen natürlichen Boden entsprossen sind. Herder hatte einige dieser Poesien von ihrem Staube gesäubert und sie in den Krug seiner Volkslieder eingestochen. Seitdem aber hat man sie selten anders als mit philologischem oder historischem Interesse betrachtet. Am meisten hat man sich mit diesem traurigen Busche, worin kein Ost einer Nationalität pulst, in Deutschland beschäftigt. So ist noch in jüngster Zeit eine beträchtliche Anzahl von Grimm und Schmeißer herausgegeben. Seit einiger Zeit fängt man indessen auch in England an, die alten Bibliotheken ein wenig auszugraben. Beachtungswürdig ist eine Veröffentlichung der bekannten Camden society. Es handelt sich um die gewöhnlich Walter Moper zugeschriebenen lateinischen Gedichte, die vom gelehrten Thomas Wright mit werthvollen Einleitungen und Bemerkungen versehen sind („The latin poems commonly attributed to Walter Moper, collected and edited by Th. W.“, London 1841). Schon vor einer Reihe von Jahren war eine Geschichte der mittelalterlichen gereimten lateinischen Verse von einem Engländer verfaßt (Alex. Croke's „Essay on the origin, progress and decline of rhyming latin verse, with many specimens“, Oxford 1827), aber diese neuen gelehrten Untersuchungen Wright's bieten noch eine reiche Nachlese zu allen hierin einschlagenden bisherigen Arbeiten. Diese Ausgabe der Pseudo-Moper'schen Gedichte ist um so wichtiger, da dieselben durchaus nicht ohne Bedeutung besonders für die englische Geschichte sind. Sie sind dreifacher Art: satirische, heitere und religiöse. Die erste Abtheilung überragt die andere an Wichtigkeit bedeutend. Es spricht sich in den Liedern, die in diese Rubrik gehören, ein bitterer Haß gegen den Papst und gegen den Druck der Hierarchie aus, der sich oft in den lebhaftesten, heftigsten Ausdrücken Luft macht. Diese bisher oberflächlich hin dem Walter Moper zugeschriebenen Gedichte bieten mit denen von Wiers Ploughman in englischer Sprache verfaßten Liedern, von denen eine gelehrte Ausgabe ebenfalls von Th. Wright zu erwarten steht, wichtige Documente in der Geschichte der Reformation in England.

Ganz im Geiste der besonders unter Vinet's Einfluß redigirten Zeitschrift „Le semailleur“ sind zwei Werke von G. Monod erschienen, von dem dieses methodistische Blatt schon manchen Aufsatz mitgetheilt hat. Das erste ist „Esquisse d'une philosophie du genre“ (Paris 1841). Sein Zweck ist rein praktisch und der Inhalt läßt sich auf folgenden Satz zurückführen: „Das beste Mittel, den Geschmack zu bilden, ist eine vollständige Ausübung aller unserer Fähigkeiten und besonders eine Entwicklung der Intelligenz.“ Ferner: „Essai d'une histoire universelle des temps antérieurs à la naissance de Jésus-Christ“ (Paris 1841). Monod betrachtet in dieser Schrift die vorchristliche Geschichte vom protestantischen Standpunkte aus etwa in der Art, wie sie Giraud in seiner „Philosophie catholique de l'histoire“ (1841) vom katholischen Gesichtskreise aus beleuchtet. Monod's „Essai“ bildet den ersten Band eines „Recueil encyclopédique chrétien“, in der alle Wissenschaften mit methodistischer Güte durchgemessen werden sollen. Sein Styl ist rein, sauber, aber auch unendlich nüchtern, wie alle Schriften aus derselben religiösen Sekte. 32.

Freitag,

— Nr. 77. —

18. März 1842.

Wikingzüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Scandinavier. Von A. M. Strinnholm. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 76.)

So große Ähnlichkeit man zwischen den verschiedenen Nationen des großen gothisch-germanischen Hauptstammes findet, nicht nur in Hinsicht ihrer Grundsätze in den ältesten Gesetzen, sondern auch in ihren Sitten und Gebräuchen, so verschiedenes bildete sich im Fortgang ihrer Ausbildung die Staatsverfassung bei den scandinavischen Nordbewohnern und ihren Stammverwandten in dem übrigen Europa. Die Scandinavier wurden nicht die Herren unterjochter Völker und noch weniger kamen sie sogleich in den Besitz bearbeiteter Ackerhöfe und großer Landgüter; sie fanden keine volkreichen Städte und sie schlugen nicht ihre Wohnsitze auf unter Einwohnern, die schon bekannt waren mit vielen Bedürfnissen und reich an Mitteln, dieselben zu befriedigen. Nur durch angestrengte Arbeit konnten sie ihre Nahrung und ihren Lebensunterhalt gewinnen, Vermögen erwerben und die Erde zwingen, mäßige Ernten zu geben. So im beständigen Streite mit einer wilden und großen Natur, ohne andere Mittel als die, welche durch eine kräftigstrengende Arbeit und in blutigen Kämpfen mit den wilden Thieren im Walde und mit dem Feinde auf dem Meere errungen wurden, stets gezwungen, durch Geschicklichkeit und Muth die Geringsheit der Mittel zu ersetzen, wurden die Scandinavier zu kraftvollen, an Arbeit gewohnten, abgehärteten und verständigen Männern gebildet, welche es lernten, sich selbst Alles in Allem zu sein, und welche darein die größte Ehre setzten, Männer für sich zu sein und auf ihrem eigenen Grunde zu stehen. Und Das, was jeder Einzelne für sich war, das war die ganze Masse der Nation, ein freiheitsstolzes und selbständiges Volk, Niemandes Herr und Niemandes Sklave. Gleichheit in Sitten und Gewerben erzeugte Gleichheit der Rechte.

Der König besaß kein anderes Land, als das er selbst nach der Odalmänner Weise sich hatte urbar machen lassen, und die königlichen Höfe, welche auf diese Weise entstanden, wurden nicht mehr und nicht größer, als zum Unterhalte des Königshofes erforderlich war, auch standen ihm keine andere Einkunftsquellen zu Gebote, weil er nur

über freie Männer gebot; er hatte also keine großen Domänen zu vertheilen oder zu verlehnen, keine einträglichen Reichsämtner zu vergeben, keine Mittel, seine Getreuen zu mächtigen, bedeutenden Männern zu erheben; die Nation blieb deshalb um so freier und die Königs-macht in den Augen des Volks um so heiliger, als der König nur durch die Gesetze und mit Zuziehung seines Volks regierte. In Entlegenheit von dem Sturme der großen Volksbewegungen, geschützt vor den Schicksalen, welche in dem übrigen Europa Alles gewaltsam durcheinander warfen und eine chaotische Vermischung der Völker, Religionen, Staatsformen, Gesetze, Sitten und Sprachen verursachten, blieben die Scandinavier in ursprünglicher Einsamkeit ihren Sitten getreu, und ohne vom fremden Einflusse erstickt zu werden, bildete sich hier die älteste Verfassung aus, wie sie der ursprünglichen Volksfreiheit angehörte, in natürlicher Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen des Landes, mit dem Charakter des Volks und mit der fortschreitenden Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. So geschah es denn, daß zwischen Scandinaviens Felsen, Thälern und Bergen der Baum der Freiheit frisch in die Höhe schoß und herrliche Früchte trug, da bei Völkern, die ehemals nicht weniger freiheitsliebend und tapfer gewesen waren als ihre nordischen Stammverwandten, und in Ländern, welche die Natur mit ihrer ganzen mütterlichen Pärtlichkeit umfaßte, die Dornen des Feudalismus auf den Ruinen der alten Freiheit üppig gediehen.

Die Jünglinge des alten Scandinaviens wurden durch ihre ganze Erziehung zu Männern mit Heldenkraft gebildet. Unter Waffen erzogen, wurde der Knabe früh gewöhnt, mit denselben umzugehen. Jagd und alle solche Übungen, welche den Körper stark und geschmeidig, den Geist hurtig und muthig machen, gehörten zu den beliebtesten Beschäftigungen des Knaben- und Jünglingsalters. Kämpferdritten waren jedoch nicht die einzigen, welche in Scandinavien ausschließlich geliebt und geehrt wurden. Auch schöngestirnte Spiele zur Ausbildung des Verstandes und zur Übung der Seelenkräfte in schönen Künsten und Wissenschaften hatten ein nicht weniger großes Ansehen. Die Skaldekunst (Dichtkunst) war eine über den ganzen Norden hochgeschätzte Kunst. In Gesängen von tiefer Bedeutsamkeit wurden die von den Urvätern geerbten Ideen

und Ueberlieferungen über die Erschaffung der Welt und die Entstehung und den Streit der Naturkräfte, über die ersten Zeiten des Erdenlebens und über die Schicksale der Götter und des Volkstammes während der langen Wanderung aus der Heimat der Vorfahren bewahrt; in Gesängen von edler Einfalt wurden die Weisheitsregeln und die Lebensvorschriften eingeleidet, welche höhere Einsichten, reiche Erfahrung und aufmerksame Beobachtung des Menschen sinnes denkenden Wesen an die Hand gaben; in Gesängen von hohem, kriegerischem Geiste wurden die Thaten der Helden aus der Gegenwart verherrlicht und das Andenken an die ruhmvollen Werke der Abgeschiedenen gefeiert.

Ein guter natürlicher Verstand, ein gewisser Scharfsinn und große Wißbegierde gehören zu den allgemeinen, auszeichnenden Zügen der Skandinavier. Sie gaben genau Acht auf Alles, was um sie her vorging. Ihr weites Umherspähen in jungen Jahren machte sie reich an Erfahrungen und die Einsamkeit in ihrem dünnbevölkerten Vaterlande gab ihnen Muße zum Nachdenken. Ohne alle von der Wissenschaft in den spätern Jahrhunderten bereiteten Hülfsmittel, welche die Seefahrer in unsern Tagen besitzen, ohne Compasse und ohne Quadranten, ihre Aufmerksamkeit nur auf die Sonne, den Mond und die Sterne und auf die Bewegung und Stellung derselben am Himmel gerichtet, steuerten sie über die weiten Meeresräume weit entlegenen Ländern zu und irrten sich selten in der Richtung; selbst dann, wenn sie auf dem offenen Weltmeere von starken, anhaltenden Stürmen überrascht wurden und sie, wie sie es in solchen Fällen zu thun pflegten, mit dem Winde dahin steuernd, in fremde, ihnen gänzlich unbekannte Meere und Gegenden verschlagen wurden, wußten sie ohne große Schwierigkeit sich wieder zu rechtzufinden und den richtigen Weg zu treffen.

Sie hatten Begriffe über die Länge des Sonnenjahres und die Nothwendigkeit der Schalttage. Das Jahr wurde in zwei Hälften, die Winter- und Sommerhälfte eingetheilt. Von dem Winteranfange an wurde auch der des Jahres gerechnet, denn nach der alten mythologischen Lehre, daß die Dunkelheit und die Kälte älter wären als das Licht und die Wärme, und die Riesen älter als die Asen, wurde der Winter für älter gehalten als der Sommer. Im Jahre rechnete man vier Tage über dreihundert, welches — nach der alten noch jetzt in Schweden üblichen Gewohnheit, zehn Zwölfter oder sechs Erieger auf das Hundert zu rechnen — 364 Tage ausmacht; diese wurden in 12 Monate und 52 Wochen eingetheilt, jede Woche zu sieben und jeder Monat zu 30 Tagen berechnet mit vier Überschustagen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man schon während der Zeit des Heidenthums den Runen- oder Jahresstab hatte zur Berechnung der Jahreszeiten und der Tage, an welchen Thing- und Opferfeste einfielen. Die Leichtgläubigkeit, die Sicherheit und die eigenthümliche Art und Weise, wie der mit dem sich immer mehr befestigenden Christenthume eingeführte katholische Kirchenkalender mit seinen Bestimmungen für die beweglichen und unbeweglichen christlichen Feste in Skandinavien von dem gemeinen

Manne aufgefaßt und angewendet wurde, scheint auf eine von Alters her fortgepflanzte Kenntniß der Zeitrechnung hinzudeuten. Nicht nur haben die alten Runenstäbe ein eigenes, selbständiges System der Zeitbestimmungen, sondern sie nehmen auch Rücksicht auf andere, dem katholischen Kirchenkalender fremde Berechnungen, welche einen alten einheimischen Ursprung zu erkennen geben und eine größere Anwendbarkeit für das bürgerliche Leben mit sich führen. Es haben die Landleute und Bauern im Norden verstanden, nach einer von den Vorfahren auf sie übergegangenen Kenntniß, auf ihrem Runstabe alle ihnen nothwendige Zeitbestimmungen selbst aufzusuchen; sie haben die goldene Zahl und den Sonntagsbuchstaben des Jahres anzugeben gewußt; sie haben sagen können, wann Schaltjahre einfielen; sie haben die beweglichen Festtage und die Mondesveränderungen zu bestimmen gewußt 10, ja 600 bis 1000 Jahre vorher. Aus dem Heidenthume stammen auch die Namen der Wochentage welche den Namen der Planeten oder der den Planeten entsprechenden Götter entnommen sind. Völlig unbekannt scheinen die alten Skandinavier auch nicht mit der Natur und den heissen Eigenschaften der Gewächse gewesen zu sein, wie gering auch ihre Einsichten darin gewesen sein mögen. Man fühlte die Nothwendigkeit der Arzneikunde weniger in einer Zeit, da beständige körperliche Übungen, Arbeit, Kriegsspiele, Heerfahrten die menschliche Natur stärkten und härteten und eine gesunde Seele im kräftigen Körper wohnte. Besser bekannt war die Kunst, Wunden zu heilen. Alle Wissenschaft wurde mit dem Namen Runen bezeichnet. Runen nannte man auch die Buchstaben des Alterthums, durch welche man Begriffe und Gedanken schriftlich ausdrückte. Man leitete den Ursprung derselben von Oden und den Göttern ab.

Die alten Skandinavier glaubten an ein besseres Leben nach dem Tode. Die Tapsen, die Guten, die Zuverlässigen, die Wahrhaftigen wurden in Walhall herrliche Säle aufgenommen; in Hells unterirdische Wohnungen, in die Welt des Nebels, der Dunkelheit und der Kälte, in den aus Schlangentrüben zusammengefügten, von Giftströmen überschwemmten Saal, wo Nidhögg die Körper der Verstorbenen saugt und der Wolf die Leichen zerreißt, wurden Mordmörder und meineidige Männer, die Feigen, die Treulosen und Solche verwiesen, die die Gattinnen Anderer verlockten. Durch diese Ehrerbietung, diese Furcht vor den heiligen, rächenden Göttern und diese über niedrige Laster ausgesprochene Strafe wurden die wilden, zügellosen Begierden im Zaume gehalten, die Gemüther verehelt, die Sitten gemildert und der Grund gelegt zu einer gewissenhaften Beobachtung gewisser Tugenden, Pflichten und Handlungen, welche sowol in dem gesellschaftlichen als im Privatleben von großer praktischer Wichtigkeit waren, wie die Heiligkeit des Eides, Zuverlässigkeit in Verbindungen, Wahrhaftigkeit und dergleichen mehr, welches auf die Lebensverhältnisse einen wesentlichen Einfluß hatte.

Vertrauen auf die Menschlichkeit, Glauben an menschliche Tugend ist einer der großen, schönen Züge, der den altnordischen Charakter auszeichnet. Es war nicht unge-

wahrscheinlich, daß Zwiste abgemacht oder Vergleiche nach ver-
dähten Feindseligkeiten dadurch abgeschlossen wurden, daß
man das Urtheil in die Hände seines Gegners legte, es
ihm überließ, selbst die Bedingungen des Vergleichs, die
Genugthuung oder die Strafen, welche er begehren oder
selbst zu geben sich veranlaßt finden würde, zu bestimmen.
Und dieselbe hohe Gesinnung, welche sich in diesem männ-
lichen Vertrauen auf das Rechtsgefühl und die Billigkeit
des Andern aussprach, offenbarte sich auch in allen übr-
igen Lebensverhältnissen. In dem Umgang mit Andern
herrschte Offenheit und Redlichkeit; es herrschte daneben
eine gewisse Artigkeit und Höflichkeit, welche sich nicht in
zierlichen Worten ohne Sinn, nicht in leeren, feinen
Schmeicheleien äußerte, sondern in einem würdigen Ernste
und in gegenseitiger Achtung. Man hielt es für unedel,
Rede über das Unglück eines Andern zu wecken und die
Erinnerung daran in andern Sinne wieder aufzufrischen,
man wollte ihm vielmehr hilfreiche Hand reichen. Allge-
mein bekannt ist die Gastfreundschaft, welche im Norden
herrschte. Es war heilige Pflicht, sich unbekannter Todten
anzunehmen, welche man draußen auf dem Felde traf,
mochten sie von dem Schwerte gefallen, ertrunken oder
auf andere Weise umgekommen sein. Im Allgemeinen
trifft man bei den alten Scandinaviern viele Dienstfertig-
keit, besonders gegen Verwandte und Freunde. Ubrigens
war ihr Charakter so, daß sie nichts weniger ertragen konn-
ten als Beleidigungen und Gewalt, und ihnen nichts un-
erträglicher war als Zwang. Wollte man die Männer
dieser Zeiten lenken, so mußte es durch Gründe geschehen,
welche ihren Verstand und ihr Herz ansprachen. Sie
hatten in ihrer Denkungsart eine gewisse Hochherzigkeit,
eine große und freie Seele, gesunde Begriffe und herrliche
Anlagen für eine höhere Bildung.

Obgleich es uns unmöglich war, dem Verf. im Detail
seiner Geschichtserzählung und Sittenschilderung zu folgen,
und wir uns begnügen mußten, dem Inhalt im Allge-
meinen nur kurz anzudeuten, so hoffen wir doch, daß das
Obengesagte hinreichte, um das wißbegierige Publicum auf
das lehrreiche Werk aufmerksam zu machen. 49.

Russische Geschichten und Erzählungen von A. Mar-
linsky. Aus dem Russischen übersetzt von H. von
Brackel. Riga, Franzen. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter diesen Erzählungen sind nur die „Mittheilungen über
Sibirien“ von wirklichem Werth, die übrigen leiden theils an
zu großer Weißschweifigkeit oder vielmehr Redseligkeit, wie
„Die Prüfung“, oder machen einen unangenehmen Eindruck
durch die rohe Phantastik, die in ihnen vorherrscht und womit
der Autor jedenfalls eine recht widerhaltige Wirkung erzielen
wollte, was ihm auch bei russischen Lesern geglückt sein mag.
Dieser Vorwurf trifft vornehmlich die Geschichte „Schloß Eisen“.
In der „Prüfung“ trägt ein reicher russischer Edelmann seinem
Freunde auf, statt seiner und in seinem Namen, jedoch maskirt,
seine Braut zu besuchen. Dieser weigert sich der möglichen Folgen
wegen, entschließt sich aber doch endlich auf Bitten des Freundes
zu dem pflanzten Abenteuer. Die Braut des Grafen hält den
Abgesandten wirklich für ihren Verlobten, entbrennt in heftiger
Liebe zu ihm und — verliebt sich in den Demaskirten wirklich.

Als nun der wahre Bräutigam ankommt und das verhehlte
Spiel gewahrt, soll ein Duell auf Tod und Leben die Sache
wieder ins Rechte bringen. Eine besorgte Schwester, die den
Streit der erzürnten Freunde angesehen und angehört hat, ver-
eilt den gefährlichen Kampf, die Freunde versöhnen sich wie-
der und treffen einen passenden Tausch, indem nun der Graf
das als Rettungselengel auftretende Mädchen zu seiner Braut er-
wählt. Einzelne Partien in dieser Erzählung sind mit Witz
und gutem Humor geschrieben, doch lernen wir das eigentlich
national russische Leben nicht daraus kennen, da die handelnden
Personen nur den höhern Ständen angehören, und diese glei-
chen sich bekanntlich unter allen civilisirten oder nach Civilisa-
tion strebenden Völkern beinahe in allen Dingen. Keinen eine
Wenge unnäher und den schnelleren Verlauf der Geschichte nur
störender Raisonnements des Autors weg, so würde die Erzäh-
lung selbst an Zusammenhang wie an Interesse gewonnen ha-
ben. „Schloß Eisen“ enthält die höchst grausige, in Wort,
Blut und Moder schwellende Geschichte eines alten, in Trüm-
mern zerfallenen russischen Schlosses, ein nichts weniger als un-
terhaltenes Novellenbildchen. „Eine Nacht auf dem Schiffe“
theilt uns die Liebesleiden eines Gardeoffiziers mit, die er mit
einer englischen Lady zu bestehen gehabt. Die Kürze ist das
Empfehlenswertheste daran. Hat man sich nun mit einiger
Mühe durch diese Erzählungen hindurchgearbeitet, so findet man
dafür in den äußerst interessanten „Mittheilungen aus Sibirien“
reiche Entschädigung. Ungeachtet seit einer Reihe von Jahren
über dies in Eis, Schnee und Nebel gehüllte Land die verschie-
densten Nachrichten auch bei uns verbreitet worden sind, wird
doch Jedermann diese Bruchstücke mit Vergnügen lesen und
nicht ohne mannichfache Belehrung aus der Hand legen. Es
sind Reisebilder, die in möglichster Kürze und glücklicher Dar-
stellung ein lebendiges Gemälde von jenem Lande entwerfen
und darin sowohl das Furchtbare und Grauenenerregende, wie das
beispiellos Erhabene, die bezaubernden Wunder seines Winters
darstellen. Wir können diese Bruchstücke unsern Lesern nicht
besser empfehlen, als wenn wir einige der glänzendsten Stellen
im Auszuge hier mittheilen. Der Verf. beschreibt eine Reise
durch die sibirischen Steppen mitten im Winter:

„In ihre Pelze gehüllt, mit großen Mägen, das Fell nach
Außen gekehrt, die hier Tschabaken genannt werden, und in
Rennthieruntren (Stiefeln aus Rennthierfellen), die fast bis zum
Gürtel reichen, mit Masken und Halsbändern sitzen die Re-
isenden unbeweglich auf ihren hohen jakutischen Sätteln. Alle
schweigen. Die Luft ist dunkel und dick; die Karavane zieht
durch süßbare Nebel, die jöckend, schläfrig, gleichsam wider
Willen den Pfad wieder bedecken, den die Karavane durchge-
brochen und der noch lange in der Luft sichtbar bleibt. Der
Morgen bricht kaum an, und ein blutiger Streif der Morgen-
röthe scheint am Rande des Horizonts durch die Nebel durch,
die dicken Dünste heben ihren Vorhang, wogen aber noch im-
mer über den Häuptern der Reisenden. Die Sonne geht auf,
wie eine feurige Kugel im Niveau mit dem Erdboden — und
plötzlich spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee, auf den
beißten Sumpfsgräsern und auf den Zweigen der Sträucher.
Demantene Quästchen, Faden und Spitzen flattern, blitzen, fun-
keln, flimmernde Glitterchen schweben in der Luft, die Strah-
len steigen auf und wogen gleich einem Saatsfeld. Die Schat-
ten der Bäume, vom Nebel zurückgeworfen und vergrößert,
steigen aus der Erde wie Riesen empor und nehmen phanta-
stische Gestalten von Thürmen, Säulen, Kuppeln, ja ganzen
Schlössern an. Ein prächtiges Schauspiel, doch Alles nur für
einen Augenblick. Die Sonne sinkt und mit ihr schwindet der
Zauber; von neuem bettet sich das todtte Feld unter dem Lei-
gentuche des Schnees, von neuem stehen die abgekehrten Sträu-
cher rundum, vom Reif belastet. Kein Vögelchen ist zu sehen,
keine Stimme zu hören, das ist noch furchtbarer als das Grab!
Selbst der Tod ist an den Gedanken vom Leben geknüpft —
hier aber hat es nie geathmet. — — Endlich ist, nach den
Merksichen zu urtheilen, das Nachtlager nicht mehr fern: die

Kanadene lebt auf. Die Krebser ermuntern ihre Kasse mit dem Ruf: Bar, Bar! (vorwärts!) Schwarzebrannte Baumstämme ragen aus dem Schnee hervor — dies ist eine Drauf-Ratte. Die vordersten Reiter steigen von ihren Pferden herab, die von den Takteten sogleich abgeladen werden, während andere nach Weidplätzen suchen, d. h. nach Stellen, wo es den Thieren leichter ist, mit den Hufen das spärliche Moos der Ländern unterm Schnee hervorzugraben; noch andere schleppen Lagerholz herbei. Allmählig fängt das Holz knisternd zu brennen an und die Kaufleute lagern sich auf Felsbeden, in Erwartung des Thees und des Abendessens, rings um das Feuer. Die Kleidung aller ist weiß von gefrorenen Dämpfen, die Halsbänder und Masken vom Eise steif, man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden athmen frei — und der Athem steigt und fliegt als Reif umher; sie sprechen — und die Bewegung der Laute ist in der Luft sichtbar. — Nicht selten erhebt sich in der Nacht der Sturm (Sturm mit Schneegestöber) und bedeckt Pferde und Reisende mit hohem Schnee. Manchmal muß man in dieser Lage ein paar Tage verbleiben und dann ebenso viele Tage den ermatteten und hungrigen Pferden zur Erholung gönnen. Am Morgen wird beim Scheine des Nordlichts, das bald wie Garben von tausend Raketen über den Himmel sich zerstreut, bald wie ein Regenbogen aufsteigt und dann wieder in leichten Säulen feststeht, die Reise fortgesetzt. So ermüdend und einsörmig ist die ganze Reise; bios die Langeweile, bios ein schmerzliches Gefühl beweist dem Menschen, daß er noch lebe; Verstand und Herz sind erstarrt."

Nicht minder interessant ist die Schilderung der Waldbrände und das Leben an und auf dem mächtigsten Strome des Nordens, der Lena. „Weit schon“, erzählt der Reisende, „empfangen den auf dem Strome hinabkommenden Reisenden Rauchwolken, endlich werden auch die Wogen der Flammen sichtbar, die über die Berge sich ergießen; mancher Fels erscheint als Drache mit feuriger Mähne. Knisternd verzehrt die Flamme das Lagerholz, die trockenen Hölzer und das am Rande des Waldes stehende niedrige Gesträuch. Hohe Cedern und Fichten brennen nur bis zur halben Höhe hinauf, das Feuer frischt, umschlingt sie, gleich einer Schlange, ein glühend feuriger Widerschein spielt über dem Haupt, und bald verdoppelt der Strom das Bild, indem er es aus seinem Spiegel zurückstrahlt, bald wird dasselbe wiederum von dicken Rauchwolken verhüllt, und der Reisende schifft unter das Gewölbe desselben, wie in einen Höhlenschlund hinein.“ Aber auch wunderbare Märchengebilde birgt der hohe Norden. „Während der schattenlosen Nacht“, fährt der Reisende fort, „wenn das Wasser ruhig und eben wie ein Spiegel, der Himmel rein wie das Wasser ist, führt auch der Strom mitunter an Felsen vorüber, denen ein launenhaftes Naturspiel die Gestalt von langen Säulengängen, Minaretten, Kirchtürmen u. dgl. m. gab. Plötzlich öffnet sich in den Felsen eine Schlucht, als wäre der Berg auseinandergepalten, und ein voller Strom ergießt sich schweigend in die Lena, indem er den Fuß eines wunderbaren Schlosses und seiner riesigen Thürme zu bespülen scheint, die von Finlen gekrönt, von Moos und alternden, vom Wasser zerstörten Bäumen bedeckt sind. Dort scheint ein Haupt von nicht zu umfassender Größe sich im Strudel zu bespiegeln, dort blinkt ein Quell in der Tiefe einer geheimnißvollen Höhle. Eine heilige Stille ruht über der jungfräulichen Schöpfung und das Herz fließt mit der wilden, aber majestätischen Natur in eins zusammen. Und jetzt wick die einstündige Nacht, das Morgensroth flammt in Osten auf, während das Abendroth im Westen kaum welkt. —“

Nur je näher dem Meere, desto öder, trauriger, todter wird die Natur. Auch dies schildert der Verfasser mit kurzen Worten treffend: „Der Wald wird lichter, Flechten treten an die Stelle des Grases und der Strom fließt fast durch einen Sumpf. Selbst die Mündung des Stromes ins Meer erfüllt das Herz mit Schwermuth; Millionen Cormorane, Gänse, Kra-

nische und Wasservögel von allen möglichen Gattungen lauern auf den Eybunen (flutende Moore), schwimmen auf den kleinen Fußbüchten umher, fliegen von einem See zum andern, baden sich, spielen, spritzen plätschernd das Wasser weit umher. Die Küste widerspaßt ihr Geschrei — und dies ist der einzige Lebenslaut. Küste, Meer und Himmel zerfließen in eine einsörmige, neblige Einsamkeit. Der Blick findet in dieser leeren Weite keinen Gegenstand, um auszurufen, keine Blume lockt die Hand — Alles traurig, Alles wild. Selbst die Sonne, bleich, strahlenlos, geht, ohne zu sinken, wie eine Dämonin, am Himmel hin.“

Die hier mitgetheilten Bruchstücke können natürlich als Vorlege für die Trefflichkeit der Uebersetzung dienen. Den Beschluß des Buchs macht eine lebendige Beschreibung des muselmännischen Festes Schach Fuffin in Derbent, das als eine tolle Ausartung von religiösem Fanatismus gelesen zu werden verdient.

36.

Bibliographie.

- Kinsworth, B. D., Gay Hawkes. Historischer Roman. Aus dem Englischen überf. von C. Gusemühl. 3 Bände. Mit 22 Bildern. 16. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.
- Angely, Raubvögel und Luftpfeile. 2ter Band. Mit 1 Genrebild. 8. Berlin, Neumann. 15 Ngr.
- Bachhaus, F. Albrecht der Unartige, Landgraf zu Thüringen und Kurfürst von Hessen. Historischer Roman. Gr. 12. Leipzig, F. Hunger. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Belant, L., Romanzen. 8. Bielefeld, Mönnig. 1841. 18^{1/2} Ngr.
- Vollständiger Bericht über die Reise Seiner Majestät des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm's IV. nach England im Jahre 1842. Mit Portrait. 8. Berlin, Bop. 7^{1/2} Ngr.
- Briefe eines Arztes über den ärztlichen Beruf und die Heilkunde an einen jungen Freund, als er Medicin studium wollte. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 15 Ngr.
- Bälou-Gumero, Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland. Gr. 8. Berlin, Zeit u. Comp. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Daxler-Maxfred, G., Bier und zwanzig Stunden. Ein Heulleton des Tages. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Ennemoser, J., Der Magnetismus im Verhältnisse zur Natur und Religion. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Früh, G. J., Ideen zu einer technischen Kultur des Kanzenlortages. Gr. 8. Wien, Beck. 17^{1/2} Ngr.
- Ertrud von Waltheim. Ein Trauerspiel vom Verfasser des Trinters. 8. Göttingen, Cotta. 25 Ngr.
- Die Universität Göttingen. Aus den deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst abgedruckt. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr.
- Mager, Französische Chrestomathie. In sechs Büchern: Episch, Lyrisch, Dramatisch, Historisch, Rhetorisch, Didaktisch. 2 Abtheilungen. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Petzhold, J., Bibliotheken der Klöster und des Collegiat-Stiftes zu Freiberg. Breit 8. Dresden, Walther. 7^{1/2} Ngr.
- Amerikanische Reisen. Von W. Beyer und L. Koch. 3ter und 4ter Theil. Gr. 12. Leipzig, Müller. 1841. 2 Thlr.
- Schmidt, L., Sacher'sche Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Seidl, J. G., Laub und Nadeln. 2 Bände. Gr. 12. Wien, Pichler. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Tropus, L., Lebensgefister. Gegenwärtiges und Zukünftiges. Gr. 12. Leipzig, F. Hunger. 2 Thlr.
- Winterling, C. W., Aby oder der verjüngte Welt. Dramatisches Märchen. 8. Erlangen, Bläsig. 18^{1/2} Ngr.

Sonnabend,

Nr. 78.

19. März 1842.

Der karlistische Krieg. *)

Die deutschen Militärs, sämmtlich Preußen, welche Theil genommen an dem siebenjährigen spanischen Kriege, haben in hinreichender Ausführlichkeit ihre Memoiren und Ansichten darüber in den unten bezeichneten Schriften veröffentlicht, und wie sind nun in den Stand gesetzt, das Wesen und den Hergang dieses merkwürdigen und schwer zu erklärenden Krieges ziemlich vollständig darzustellen. Nur ziemlich vollständig, weil nur einer dieser Autoren, Gustav Höpfen, auf Seiten der Christinos gewesen und nur eine kurze Zeit an den Kriegsoperationen derselben Theil genommen hat. Über die Christinos haben uns indessen die Zeitungs-correspondenten bei weitem ausführlicher aufgeklärt als über die Karlisten, und somit fehlt es uns für den hier überwiegend karlistischen Bericht nicht an Ausgleichung. Sämmtliche Schriften sind als unmittelbare Geschichtsquellen unserer Literatur von großem Werthe, und welche von ihnen dies in größerem oder geringerem Grade sei, wird sich uns von selbst darstellen, wenn wir mit Hilfe derselben einen Abriss des Krieges in Folgendem zu geben versuchen.

Der vorgeschobene Mittelpunkt des Kriegsgrundes war die Successionsfrage: ist Carlos, der Bruder des letzten spanischen Königs Ferdinand VII., rechtmäßiger Nachfolger desselben, oder ist die kleine Prinzessin Isabella, die Tochter Königs Ferdinand, die legitime Herrscherin? Diese Frage, um welche sich die streitenden Parteien lagerten, war natürlich nur die zwiefache Fahne, der Krieg wäre geführt worden, auch wenn man die Frage zweifellos gelöst hätte, denn man schlug sich nicht um das salische Gesetz, sondern um Regierungsprincipien, die sich zum

Theil zufällig daran knüpfen. Wäre Don Carlos in seinen Regierungsansichten ein Genosse der Liberalen gewesen, so wären die Liberalen karlistisch und die Conservativen christinisch geworden, und der Krieg wäre ebenfals ausgebrochen. Die Frage der Nachfolge selbst nämlich war und ist nicht entschieden genug zu lösen, als daß man sich auf dieser oder jener Seite der Lösung mit hinreichendem Nachdrucke legitim nennen konnte. Die Karlisten nannten sich mit Zuversichtlichkeit so, weil Don Carlos zufällig auch das althergebrachte Staatswesen des unumschränkten Monarchismus vertrat, welches halb richtig, halb unrichtig in den politischen Kämpfen des 19. Jahrhunderts das legitime Princip genannt worden ist. Den Spaniern gegenüber war es auch schwer zu sagen und ist jetzt, da er nicht auf den Thron gekommen ist, gar nicht zu entscheiden, ob Don Carlos spanisch legitim, das heißt den alten Reichsgrundgesetzen gemäß regiert hätte. Die Andeutungen, welche von ihm ausgegangen sind, gingen vielmehr auf einen Absolutismus, der in Spanien usurpirt worden, nicht aber legitim war. Unsere deutsch-karlistischen Quellen sagen zwar, solche Andeutungen über Don Carlos seien irthümliche, gestehen aber selbst zu, daß er ein schwacher Mann und von seinen Umgebungen überaus abhängig gewesen sei. Die unsichere Voraussetzung über wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Legitimität dieses Bereichs im Regimente verdient also gar keine weitere Berücksichtigung. Die Legitimität in Betreff der Erbfolge aber verhielt sich folgendermaßen:

Das salische Gesetz, welches weibliche Nachfolger vom Throne ausschloß, so lange irgend ein männlicher Nachkomme der fürstlichen Familie existirt, war spanischer Sitte und Regel durchaus fremd, bis zu Anfange des 18. Jahrhunderts Ludwig's XIV. Enkel in Folge des Successionskrieges als erster Bourbon auf den spanischen Thron kam. Dieser, als Philipp V., führte die neue Thronfolgeordnung im Sinne des salischen Gesetzes 1713 ein. Die Cortes bestätigten damals die neue Ordnung und sie bestand seit jener Zeit. Einen weiteren organischen Ursprung hatte sie nicht, und wenn ein neuer König unter Bestätigung der Cortes das abschaffte, was Philipp V. unter solcher Form eingeführt, so war das neu eingeführte offenbar ebenso legal und legitim, wie die Thronfolgeordnung Philipps V. bis dahin gewesen war. Und also that Fer-

- *) 1. Cabrera. Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege. Von W. Baron von Rabden. Frankfurt a. M., Wilmans. 8. 3 Thlr.
2. Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege. Von A. von Ebben. Hannover, Hahn. 1841. Gr. 8. 3 1/2 Thlr.
3. Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1842. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Skizzen eines deutschen Offiziers in Spanien. Herausgegeben von Gustav Höpfen. Vier Theile. Stuttgart, Ebner. 1842. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

binand VII. Er erließ 1830 ein Decret, welches den directen weiblichen Nachkommen die Thronfolge zusicherte. Er hatte damals noch kein Kind und berief sich darauf, sein Vater Karl IV. habe schon 1789 den Cortes einen ähnlichen Gesetzentwurf vorgelegt und er fühle sich getrieben, die Absicht seines Vaters in Ausführung zu bringen. Er selbst aber fragte nicht um Bestimmung der Cortes und das Gesetz ward also zunächst nicht spanisch legitimirt. Die Prinzessin Isabella wurde bald darauf geboren und zur eventuellen Thronfolgerin erklärt, was dem legitimen Herkommen nach nicht geschehen konnte. Ja, der König, in aufzehrender Krankheit den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt, widerrief das Gesetz, widerrief aber bald darauf auch diesen Widerruf und versammelte die Cortes im April 1833, damit diese der von ihm eingesetzten Thronerin huldigen, in dieser Huldigung also das neue Gesetz sanctioniren sollten. Thaten sie dies, so war nicht wörtlich, aber der Sache nach die nationale Bestätigung eines Grundgesetzes erfolgt — und die Cortes thaten es, sie huldigten und bestätigten damit einschließ- lich das umgeänderte Successionsgesetz.

Dieser förmliche Hergang ist so einfach und einleuchtend, daß den Karlisten nur einzuwenden übrig blieb: die Cortes hätten nicht, mit Specialvollmachten ihrer Committenten versehen, speciell wie 1713 über das Gesetz abgestimmt. Auf diese Specialität wird eingewendet, der Karlistismus verlese sich hier im Sinne der Revolution auf eine Befugniß der Committenten, wie sie in der Lehre von Volksouveraineté entwickelt werde, solche sei übrigens ihren eigenen Behauptungen nach in Spanien nicht herrschend, und was die specielle Berathung anbelange, so gelte in allen Rechtsfragen der Satz, wer das Ganze anerkenne, der habe damit auch den Theil des Ganzen anerkannt. Kurz, um einen mißlichen und schwer zu erweisenden Punkt beschränkte sich am Ende die Protestation der Karlisten gegen das formelle Recht Isabella's. Diese hatte es im Wesentlichen für sich und es war ein Mißbrauch der Karlisten, ihr Haupt in diesem Betracht legitimen König Spaniens zu nennen.

Das historische Recht und die würdige Bedeutung der Karlisten lagen ganz wo anders: sie bildeten den nationalen Widerstand gegen eine unorganische, also gewaltsame Revolution. Im Interesse eines wahrhaften Fortschrittes war ein Widerstand gegen bloß abstracte und fremden Verhältnissen blind entlehnte Staatsformen wünschenswerth, es war wünschenswerth, daß solcherweise das historische Spanische, das von innen aus Erwachsene und Angemessene einerseits und das durch Gedankenoperation neuerer Zeit Gewonnene andererseits sich begegne und durchdringe, geschehe dies auch zunächst nur in Kampf und Streit. Für diese Vertretung des Nationalen war die karlistische Berufung auf Legitimität der Thronfolge geradezu inconsequent, denn die Einführung des salischen Gesetzes durch Philipp V. war auch nur eine legalisirte Neuerung, ein ebenso revolutionärer Act wie die Umstoßung desselben durch Ferdinand VII.; das altherkömmliche nationale Recht war in diesem Punkte bei den Segnern des salischen Ge-

setzes, also bei den Anhängern der Königin, denn es war national-spanisch, daß auch Königinnen herrschten, und die Erinnerung an eine gleichnamige, Isabella von Castilien, eine Gründerin der spanischen Monarchie, lag nahe genug, um den Karlisten zu zeigen, wie der nationale Schwerpunkt ihrer Berechtigung durchaus nicht im Thronfolgesetze zu suchen sei. Wenn also unsere deutschen, zur Unterstützung des Don Carlos das Schwert ziehenden Ritter sich immer eiligen Wortes für Verfechter der Legitimität im Gegensatz zur Usurpation bezeichnen, so bezeichnen sie sich irrig; sie waren Bekämpfer einer rücksichtslosen Revolution, waren ritterliche Partisanen, die einer Fahne Blut und Leben weiheten und deshalb achtenswerth waren, wenn auch ihre Einsicht nicht bis zu der Erkenntniß durchgebildet war, es sei das Recht dieser Fahne nicht so einfach und unbedingt als es ihnen erscheinen mochte. Zum Theil deshalb macht das Buch des Fürsten Lichnowsky: „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839“, unter den karlistischen Büchern den besten Eindruck, weil die Parteilnahme des Verfassers nicht mit der Annahme einer politisch-philosophischen Erledigung der Frage auftritt, sondern nur mit dem ritterlichen Drange nach Thaten, die einem nationalen Interesse, wie das karlistische in vielen Beziehungen eins war, am besten anstehen. Aus ähnlichen Gründen, weil eben die wissenschaftliche Durchbildung in historischer Kenntniß nicht bis zu einer reifen, eines tatsächlichen Enthusiasmus würdigen Form geblieben ist, macht die Darstellung des Christino Pösten einen weniger günstigen Eindruck. Hier bei der Neuerungspartei, deren Leben und Berechtigung ganz auf logischem Raisonnement beruht, ist eine sehr durchgebildete Geisteswelt erforderlich, um einer Parteilnahme, die des historischen Nimbus entbehrt, unsern tiefen Antheil zu erwerben. Ist diese Durchbildung, wie hier, nicht hinreichend vorhanden, und ist Geschmach der Darstellung, Naturell des Autors schwächer als bei dem Verfasser der „Erinnerungen“, so gewinnt dieser den Preis, obwohl er alle näher eingehende Untersuchung schuldig geblieben ist. Von den karlistischen Berichten ist nächst diesem der von Göben am interessantesten, weil er am aufrichtigsten und unbefangenen vom Standpunkte einer milden Persönlichkeit die Dinge und Menschen darstellt und die Maroden'sche Darstellung an Frische und Umsicht übertrifft. Diese letztere ist in Auffassung und Urtheil die stumpfste, obwohl sie vom unterrichteten Militär dieser Parteinnehmer herrührt. Sie ist in Schilderung der Persönlichkeiten mit beiläufigem Detail zu breit und im Einblicke zu matt, über die Maroto'sche Katastrophe aber völlig schwachhaft und unwahrscheinlich. Das gewöhnliche Schicksal untergehender Insurrectionen, überall da Verräthereien zu sehen, wo der organische Tod den noch ans Leben glaubenden Kämpfern nahe tritt, berührt alle drei Darsteller. Lichnowsky nur, den Duellisten am nächsten, hält sich noch am freisten und gibt noch die werthvollsten Aufschlüsse. Aber auch er verliert sich bei der Detailschilderung Maroto's in Darstellung von Spitzbübereien des frühern Maroto, keinem dieser Verfasser kommt der Gedanke, es sei doch hierbei ein besserer

Zweck möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich gewesen, keiner legt irgend welchen Nachdruck auf die vollständige Unfähigkeit des Prätendenten, und die höhere Bedeutung dieser Katastrophe ist von keinem der karlistischen Autoren erklärt, weil keiner derselben eine höhere historische Fähigkeit besitzt. Der Verfasser dieses Artikels war selbst mehrere Monate vor dem Bergara-Vertrage in einem kleinen, von den Christinos besetzten Theile des Baskenlandes und nahm damals schon die Überzeugung mit hinweg, die Insurrection gehe rettungslos zu Ende. Nicht Christinos, sondern Basken erweckten sie ihm, sie zeigten sich einmüthig des Kampfes todtmüde, des Friedens um jeden Preis bedürftig, und was die karlistischen Autoren alle nicht sehen mögen, der Uneingeweihte konnte es leichtlich erkennen, daß die verunglückte Expedition gegen Madrid, dieser Höhepunkt des karlistischen Kriegs, auch der Wendepunkt desselben geworden war. Als die Basken den Prätendenten nach so bestimmten Verheißungen, nach scheinbar so großen Erfolgen doch zertrümmert zurückkommen sahen, da erkannten sie Alle, der karlistische Krieg sei ein hoffnungsloser, und wo diese Meinung erst Boden gewinnt, da ist das Ende sicher auch ohne Verrätherie, und da bleiben die Zwistigkeiten, die Anklagen, die Hemmungen untereinander nicht aus, welche stets zur Katastrophe führen, auch wenn kein einziger Böswilliger vorhanden wäre. Braucht es dafür eines schreiendern Beispiels als des polnischen?

Versuchen wir nun, gestützt auf die erwähnten Quellen, einen Abriss dieses Kriegs.

Die Kraft des Aufstandes lag im Baskenlande, welches durch eine Constitution seine Fueros bedroht sah, seine Selbständigkeit und Autonomie. Daß außerdem das Landvolk und die Priester, welche im constitutionellen Regime einen Feind des Landesglaubens erblickten, fast überall Stützpunkte boten, war eine große Hilfe für die Karlisten, aber keineswegs der Lebenshaht für sie. Dieser lag im Sinne der Basken und in der Gebirgsfestung, welche das Baskenland bietet. Deshalb war der Anfang des Krieges, vom Guipuscoaner Zumalacarreui angeführt und auf baskischen Boden geleitet, der glänzendste Theil des Krieges, deshalb war er verloren, als die Basken ermatteten und Frieden wünschten.

Ferdinand war am 29. Sept. 1833 gestorben und der Aufstand brach zuerst in Altcastilien aus, wo der Pfarrer Merino, ein alter Guerillaführer, der sich übrigens im Verlaufe des Krieges unfähig erwies, eine kleine Armee von voluntarios realistas — königliche Freiwillige — zusammengebracht hatte. Er zog damit nach Alava, einer der baskischen Provinzen, die Basken aber weigerten sich Castiller zu ernähren, der größte Theil der Truppen zerstreute sich, und die Anhänger Christina's sollen ihn durch eine fälschlich „Karl V.“ unterschriebene Dibre zur Entlassung der übrigen vermocht haben. Der Aufstand war geprengt und blutige Strafen folgten. Das Baskenland verhielt sich noch im Ganzen ruhig, obwohl es für seine Fueros fürchtete und sich wohl erinnerte, daß der Infant Don Carlos gegen Ferdinand stets für diese

Fueros gesprochen habe. Als aber gegen einzelne Insurgenten und gegen einzelne Aufstände, die im Herbst zu Bilbao und Vittoria ausgebrochen waren, durch Sarsfield und Lorenzo mit furchtbarer Strenge verfahren, das Land besetzt, die Fueros nicht mehr beachtet, Brandschatzungen erhoben, Verhaftungen auf den kleinsten Verdacht hin, Hinrichtungen überall befohlen wurden, da erhoben sie sich in Masse und Zumalacarreui trat an ihre Spitze. Er war Oberst unter Ferdinand gewesen und seiner politischen Äußerungen halber verabschiedet und in die Festung Pamplona gesetzt worden. Von dort entfloß er und organisierte mit ausgezeichnetem Talente den baskischen Gebirgskrieg. Er schlug Sarsfield, Balbes, Quesada und behauptete das Gebirge. Im Juli 1834 kam Don Carlos von England im Baskenlande an und Robil, welcher das christinische Commando übernommen, begann jene merkwürdige Verfolgung, in welcher der ganze Krieg darauf gerichtet wurde, den Prätendenten zu fangen. Wie oft sie auch nahe am Gelingen war, sie gelang nicht und Zumalacarreui benutzte die Zeit, sich nach den festen Plätzen, Thälern und Ebenen hinabzuwagen und reizende Fortschritte zu machen. Im Herbst gewann er bei Vittoria und Salvatierra zwei größere Treffen und hatte gegen Ende von 1834 bereits 18 Bataillone unter seinem Commando. Mangel an Geschütz und Kriegsmaterial hinderte ihn nur noch an größern Erfolgen. Auf Robil war Mina gefolgt, der alte berühmte Führer des Gebirgskrieges, aber auch er scheiterte, theils weil er alt und kränklich geworden, theils weil eben die Landesbewohner jetzt gegen ihn waren, wie sie gegen die Franzosen einst für ihn gewesen. Er besaß seinen Ruhm durch grausames Verfahren gegen die Einwohner und gegen die Gefangenen, welche auf beiden Seiten des Kriegs erschossen wurden. Die karlistischen Autoren versichern wiederholt, daß es ihren Führern stets, selbst Cabrera, um ein Cartel zu thun gewesen sei, und daß sich die Christinos darin blutdürstiger als sie bewiesen hätten. Wir wollen dies ganz gern glauben; zweifellos richtig ist, daß alle Spanier, durch Jahrhunderte lange schlechte Regierung, die nichts für Bildung der Nation gethan, durch den französischen Krieg und die Parteilkege verwildert und aller rohen Greuelthat fähig geworden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Kriest ist blühend und reich und so gewerthätig, daß das wunderbare Venedig im Vergleiche mit ihm öde erscheint, aber bei all seinem Reichthume fehlt ihm das erste Bedingniß der wahren Erquickung, es fehlt ihm süßes zutrinkendes Wasser. Die Stadtbehörde dachte schon 1837 an Abhülfe dieses Uebelstandes und eine Wasserleitung ward beschloffen, deren ungefähre Aufwand zu einer Million Gulden veranschlagt ward. Damals kam man schon auf den Gedanken, ob durch Felsengänge das fließende Recca nicht für die Stadt zu gewinnen sei, das, aus Feltre in Krain herkommend, nach einem Laufe von ungefähr 10 Stunden bei San-Ganziano auf räthselhafte Weise sich 120 Klaffern hoch über dem Spiegel des Meeres in eine weite Schlucht verliert, ohne daß es bisher gelungen war, die Stelle nachzuweisen, wo der verschwundene Strom vollends ins

Man mündet. Jene Stelle, wo die Necca sich verliert, liegt nur etwa zwei Stunden von Triest ab und für die gewünschte Wasserleitung mußte es von Interesse sein, die Stelle zu Tage nachzuweisen, wo man vielleicht in der Nähe von Triest den verborgenen Strom wieder auffinden könnte, um ihn mittels eines Kanals oder einer Röhrenleitung für ihren Bedarf gewinnen zu können. Alles Gebirg in der Umgebung von Triest ist klotzig und in seinen tiefen und weitreichenden Höhlen mögen die Ströme verschwinden, die der nächsten Umgebung von Triest ganz abgehen. Man war zu dieser Annahme berechtigt, weil die Bauern der Umgegend erzählten, daß nach anhaltendem und sehr heftigem Regen in der Umgegend des Dorfes Trebisich, das tiefer als San-Ganziano liegt, Geräusch wie von strömendem Wasser aus der Erde her vernommen wird. Auch Steine findet man in jener Gegend, deren Oberfläche deutliche Spuren einer fortwährenden Einwirkung strömenden Wassers zeigen, und daher trug ein unternehmender Mann, Hr. Lindner, der sich mit der Auffindung von Kohlen in jenen Gegenden viel beschäftigt hatte, bei dem Subernum des Littoralis darauf an, den von ihm mit einer Karte angezeigten Strom der Necca bergmännisch untersuchen zu dürfen, um von der Stelle aus, wo er am nächsten die Stadt berührt, ihn dieser auf Kosten einer Actiengesellschaft zuzuleiten. Jener Antrag fand jedoch bei der Behörde keinen Anklang. Noch mochte Manches zu unreis vorliegen. Hr. Lindner wurde dadurch nicht entmuthigt. Ein mehrtägiger Regen gab ihm am 6. November 1840 Gewißheit, daß die Stelle bei Trebisich, über die er längst Vermuthungen gehegt hatte, wol der rechte Platz sei und am 6. April 1841 gelangten seine Arbeiter mehr als 120 Klafter tief unter der Oberfläche der Erde zu dem verschwundenen Strom. Hr. Lindner macht auf diese werthvolle Entdeckung ausschließlichen Anspruch; nicht ohne darin sich durch den städtischen Röhrenmeister Giacomo Svetina zu Triest bereinträchtigt zu glauben, der diese Entdeckung sich in mehreren oberitalischen Zeitungen zugeschrieben hat. Hr. Lindner hat seinen einfachen Bericht über die wiedergefundene Necca dem lombardischen Institut zugestellt, das ihn nebst einer begleitenden Zeichnung in das vierte Heft seines „Giornale“ für 1841 aufnahm.

Das in Deutschland wenig bekannt gewordene Buch des Spaniers Rio „Sur la poésie chrétienne“ ist in Italien durch die Boni's Übersetzung werthvoller geworden als in seiner französischen, 1836 erschienenen Urchrift. Er hat zu dem Texte aus der ihm zugängigen Literatur geschickt gewählte Beispiele gefügt, die Manches klarer machen und treffend erläutern. Selbst Baron Humbr's Schriften hat Hr. Boni besaßt. Doch ist ihm nicht entgangen, daß die Werke für die Kirchen, wie sie in Italien jetzt entstehen, durchaus den Eindruck christlicher Kunstwerke nicht hervorbringen, den eine Menge alter Werke, mit mangelhafter Kunstfertigkeit ausgeführt, doch unbestreitbar auch jetzt noch hervorbringen. Was ist davon die Ursache? Barbetti, der das Buch „Della poesia cristiana nelle sue forme“ (Venedig 1841) im „Giornale dell' Istituto lombardo“ angezeigt hat, meint, weil man die Künstler sich selbst allzu sehr überließ und die geistliche Censur aufgegeben hätte, die ehemals für Werke rituelier Bestimmung nach einem Beschlusse des VII. ökonomischen Concils bestand. Versöhnt könnte durch eine solche Beaufsichtigung vielleicht werden, daß Unpassliches und auffallend Fremdartiges nicht an Stellen angebracht würde, wo es nicht hingehört; obgleich die Blüthezeit christlicher Kunst an Werken mancher Art, an heiligmäßigen Allegorisationen u. dgl. in christlichen Kapellen nicht zu großes Argerniß nahm; aber schwerlich würde das ganze Cardinalatcollegium in Person einen Künstler, dem diese Ueberschreite eine fremde geworden ist, zur wahrhaft religiösen Auffassung einer zu malenden Madonna hinführen können, wenn, wie es sich manchmal wol finden mag, diese Aufgabe ihm nichts

weiter scheint als eine Variation für die Anordnung eines Portraits. Man lehre sie christlich fühlen und das christliche Malen wird sich dann finden.

Bei der häufigern Verbindung mit Sicilien durch die Dampfschiffahrt macht sich auch für diese Land das Bedürfniß solcher Reisehandbücher fühlbar, wie man sie für fast alle Theile Italiens jetzt in vorzüglicher Güte hat. Deutsche finden in den bekannten Reisehandbüchern Ausreichendes für den allerersten Bedarf; aber bei einem längeren Verweilen, wo man seine Umgebungen genauer kennen zu lernen wünscht, möchte dieses schwerlich genügen. Selbst der mehr ins Einzelne eingehende Parthey in seinen „Wanderungen in Sicilien“ (abgerechnet, daß das Buch schon 1834 erschien) dürfte dann durch seine vorzügliche Literatur mehr Anlaß zu Forschungen geben, als diesen Forschungen als Grundlage dienen. Ein Buch, das dabei sich bewähren will, muß am Orte mit Berücksichtigung der letzten Veränderungen entstanden sein. Empfohlen wird in dieser Beziehung: „Messina ed i suoi monumenti“, von Giuseppe Marina (Messina 1840), das umfassender, als es gewöhnlich geschieht, selbst die industriellen Anstalten mit geschichtlichen Angaben ausführt. Wie unerschöpflich Italien für die Beobachtung sei, hat das neue gehaltvolle Buch von Baléry „Italie comfortable“ bewiesen, das Ref., offen gestanden, lieber geschrieben haben möchte, als ein ganzes Duzend aller der Italia, die Jahr aus Jahr ein über das Paradies jenseit der Berge in die Buchhändlerwelt treten. Auch die Italiener haben das anerkannt und scheinen sich von Grund des Herzens zu freuen, daß ihrem stracchino, mascherpone, ihren panettoni und . . . endlich die Ehre erzeugt wird, die bisher den Bildern und wieder den Bildern fast zu ausschließlich zugesprochen wurde.

27.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt folgendes wichtige Werk erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Natur- geschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studierende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von
Dr. Eduard Winkler.

Zwei Bände in 11 Heften. 138 Bogen in 8.
1839—41. 9 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in einzelnen Heften zu beziehen.)

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Sonntag,

— Nr. 79. —

20. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Balbes erste Mina und ließ sein Heer durch einen nächtlichen Überfall Zumalacarrequis unweit Estella in die Flucht jagen und demoralisiren; Espartero erlitt eine Niederlage auf den Höhen von Segura, Irlarte ließ sich bei Bilbao werfen, die Christinos mußten zur Ebrolinie zurück und hielten sich in den Provinzen nur in den Hafenstädten, sodaß Zumalacarrequis hiermit den Kreis erobert hatte, welcher den Karlisten fünf Jahre lang blieb: ganz Biscaya und Guipuscoa, mit Ausnahme der Hafenstädte, halb Navarra und Alava, wo Vittoria und Pamploña den Christinos verblieb. Unter Balbes war durch Lord Elliot's Vermittelung das Übereinkommen zu Stande gekommen, die Gefangenen am Leben zu lassen, jedoch nur für die Provinzen — üblicher Ausdruck für die baskischen Provinzen — und Navarra. Für die Faciosos in andern Theilen des Landes wiesen die Christinos ein solches Übereinkommen zurück. Zumalacarrequis ging nun daran, das wichtige Bilbao zu nehmen, und vor dieser Stadt wurde er am 16. Juni 1835 von einer Flintenkugel im Beine leicht verwundet, eine Wunde, die auf fallenderweise seinen Tod zuwege brachte. Der Präident verließ der Familie den Titel, welchen Espartero jetzt führt, eines Herzogs des Sieges, und in der That verließ die Karlisten mit dem Verluste dieses Kriegers der Sieg. Der alte Moreno, ein schulmäßig gebildeter, aber unpraktischer Soldat, der weder Energie noch Glück besaß, der kein Vasko war und das Vertrauen der Vasken nicht genoß, trat an die Spitze und wurde denn auch gleich bei Mendigorria geschlagen. Es geschah dies durch Cordova, der jetzt an die Spitze der Christinos gesetzt war, und geschah besonders durch Keiterei, die im Verlauf des ganzen Krieges den Karlisten überlegen blieb, besonders unter tapfern Führern, wie Diego Leon einer war. Cordova war offenbar ein geschickter Mann, der rasch lernte, was ihm an Erfahrung abging, der tapfer und in schwierigen Lagen besonnen war. Hätte er nicht voll politischen Ehrgeizes immer rückwärts nach Madrid geblickt, es wäre vielleicht ihm schon, wie später seinem Widersacher Espartero, gelungen, die Karlisten zu Falle zu bringen, denn die Macht ihrer Jugend war mit Zumalacarrequis dahin und sie fanden kein ausreichendes Kriegshaupt wieder. Cordova führte

ein System in diesen Krieg: die Provinzen wie eine Gebirgsfeste betrachtend, ging er darauf aus, sie in Linien und feste Plätze, die einander die Hand reichten, einzunehmen, abzusperren und hilflos zu machen. Diese Linien gingen einerseits von der französischen Grenze nach Pamploña — die Linie von Zubiri — von da die Arga hinab bis zum Ebro — Argalinte — und dann den Ebro hinauf nach Alava. Hier sollte sie übers Gebirge bis zum Meere fortgesetzt werden, was die nächste Hauptaufgabe wurde. Die Meereslinie war in seinen Händen, die französische Grenze war gesperrt, und dort dachte er durchs Baskenthäl die Verbindung mit der Linie von Zubiri herzustellen und so den Kreis zu schließen. Bei dem steten Wechsel der Heerführer gelang es nie ganz, hatte auch natürlich den Uebelstand, daß auf so großen Bogen die Kräfte vertheilt wurden, und die Karlisten, immer auf der kürzern Sehne sich bewegend, rasch überall hin mit gesammelter Macht bringen konnten; aber es war doch die einzig sichere Art, zum Ende zu kommen, und sie brachte selbst in unvollständiger Ausführung die Karlisten bald in große Noth. Hätte Ludwig Philipp nicht die Grenze geöffnet, der Mangel an Lebensmitteln hätte sie zu verzweifeltten Schritten oder zur Niederlegung der Waffen genöthigt. Unterdessen war auch die französische Fremdenlegion, eine verwegene, blutig tapfere Schar, es waren die englischen Hülfstruppen unter Evans, ebenfalls viel tüchtigere, fester im Feuer stehende Leute als selbst die Karlisten, wenn auch nur englisches und irisches Gesindel, zu den Reihen der Christinos gekommen, und so begann das Jahr 1836 drohend genug für die Karlisten. Casa Eguita war an die Stelle Moreno's an die Spitze derselben gestellt und es gelang ihm, den heftigen Angriff Cordova's auf die Verschanzungen von Arlaban, einige Stunden oberhalb Vittoria, im Januar zurückzuweisen. Evans aber nahm am 5. Mai die karlistischen Schanzen um San Sebastian nach einem mörderischen Gefechte, dem ein englisches Dampfschiff Hülfe leistete und in welchem ein tapferer Karlistenführer, General Segastibelza, fiel. Von hieraus war mit so tapfern Truppen ein Eindringen in Guipuscoa für die Karlisten lebensgefährlich, da es sie gespalten hätte. Evans hatte es vor, brachte es aber nicht zu Stande. Cordova hatte noch einmal die Höhen von Arlaban genommen, vielleicht um von Süden nach Duarte zu reichen, wie Evans von

Norden es wollte, mußte aber, wie das erste Mal, unverrichteter Sache nach Vittoria zurück. Er war bald darauf in Madrid, um neue Kräfte zu verlangen.

In diesem Sommer kam bei den Karlisten das System der Expeditionen auf, dem sie jetzt größtentheils ihren Fall zuschreiben. Es war allerdings kein dauernder Gewinn zu erwarten, wenn eine Colonne von 5000 oder auch 10,000 Mann ruhelos in Spanien umherzog, Beute machte und in die Provinzen führte, oder auch wol, von überlegenen Streitmassen gedrängt, ohne Beute zurückkehrte, es mochte die Truppen verwildern und konnte nichts Dauernendes gründen, aber es war doch die einzige Möglichkeit, das übrige Spanien, das ganz und gar karlistisch sein sollte, zu insurgiren, sich solchergestalt zu verstärken und den Schauplatz der eingeschlossenen Provinzen zu erweitern. Was sollte denn das Resultat werden, wenn sie nur in den baskischen Bergen blieben? Eine gesammelte Expedition mit allen Kräften mußte allerdings von größerer Wirkung sein und hatte allein eine vollständige Aussicht. Aber sie nöthigte, das Baskenland zu entblößen. Wie dann, wenn die Christinos es unterdeß nahmen und die Expedition keinen Rückzug hatte? Denn auch die große Expedition kehrte, wie wir bald sehen werden, erfolglos zurück. Die Einwürfe gegen die Expeditionen, wie sie geführt wurden, sind vollkommen gegründet, aber es ist sehr schwer, etwas Anderes an die Stelle zu setzen, da die Karlisten in der That außerhalb der Provinzen keine genügenden Anhaltspunkte, da sie ferner zu wenig Reiterei und Artillerie und da sie vor allen Dingen kein Feldherrntalent unter sich hatten, denn bei näherem Zusehen werden wir finden, daß auch Cabrera, den man dazu machen möchte, nur ein lebhafter Führer des kleinen Krieges, ja, daß selbst das tapfere karlistische Heer für eine nachdrucksvolle geordnete Unternehmung unfähig, eben auch nur ein leichtes spanisches Kriegsvolk war, das keinen Sieg zu nützen verstand. Selbst ihre besten Siege und größten Expeditionen erhoben sich nicht über die Maßstäbe des kleinen Krieges, der mit Handstreichern, mit geradeaus gelieferten Treffen begnügt ist und nirgend die reife Absicht eines vorgehenden und umgreifenden Operationsplanes, wie er auch mit kleinem Heere möglich ist, zu Tage legt. Der karlistische Krieg hat sich nie über einen Facciosenkampf erhoben, und dies machte ihn hoffnungslos und macht die Darstellung desselben eintönig, ja langweilig. Sollte der polnische für einen Pendant gelten, dann schrumpfte der karlistische ganz zusammen, denn der polnische war gerade in der Hauptsache, in Erfindung und Combination großer Kriegsplane, an genialen Kriegsmännern großen Styles wie Pronyazowski, Chrzanowski u. s. w., reich, gerade darin reich, worin der karlistische völlig arm war.

Casa Egua war nicht für Expeditionen und wurde durch Villacastel, einen tapfern Divisionschef, ersetzt, der das Commando eines Heeres gar nicht verstand. Er entsendete die Expedition, welche am geschicktesten und glücklichsten geführt wurde, die unter Gomez. Sie drang bekanntlich bis Oteacastar hinab und entkam zu allgemeinem Erstaunen einmal über das andere. Ihr bestimmtes Ziel

war indeß Asturien gewesen, das insurgirt werden sollte, ein sehr wohl gewähltes Ziel, da sich hierdurch der Karlistismus an der nördlichen Küste leidlich zusammenhängend ausgebreitet hätte. Dort konnte sich Gomez nicht halten, aber durch ganz Spanien konnte er ziehen. Bassilio Garcia und Sanz unternahmen gleichzeitig Expeditionen, der Erste mit gutem Glücke, will sagen, mit Rekruten und Beute zurückkehrend, der Zweite ohne allen Erfolg. Bekanntlich wurde Gomez bei seiner fast wunderbaren Rückkehr verhaftet, weil er von seinem Zwecke in Asturien abgegangen und in einem Augenblicke zurückgekehrt sei, da man ein Unternehmen auf Bilbao vorgehabt, welchem er durch seinen Rückzug in die Provinzen sämtliche Streitmassen des Feindes auf den Hals gezogen habe. In den Provinzen selbst war nichts Entscheidendes geschehen, und in Folge der Sergeantenrevolution von Logronja, welche die Constitution im Sinne der Bewegungsmänner veränderte, war Cordoba abgetreten und Espartero hatte den Oberbefehl übernommen. Er war damals kränker als gewöhnlich, denn kränklich ist er immer, und Dräa leitete interimistisch das christinische Heer. Die Karlisten nennen diesen Letztern, einen schon bejaheten Mann, den besten christinischen Heerführer, dem nur etwa noch San-Miguel und als Corpösführer Pardillas anzureihen sei. Von den Talenten des Laubereers Espartero wollen sie durchaus nichts wissen: er habe immer nur mit großer Übermacht und dadurch des Erfolgs gewiß angegriffen, er habe stets die niedrigsten Schleichmittel, Vespethung und Verrath, ja, im letzten Kampfe gegen Cabrera Gift und Dolch angewendet und sei ein unsauberer, im Ganzen nur mittelmaßiger, wenn auch persönlich tapferer Kriegsführer. Natürlich sind sie ihm, welcher die Auflösung des Heeres bei Bergara gewiß nicht durch lauter saubere Mittel zu Stande gebracht und dort wie in Aragon gegen Cabrera die Faction vernichtet hat, am wenigsten hold, denn er ist ihr gefährlichster und erfolgreichster Feind gewesen. Was sie Laubere und Angriff mit Übermacht nennen, bezeichnet auch seine überlegenen Talente tüchtiger Organisation und richtiger Vertheilung des Heeres, wodurch er das an Zahl überlegene, aber gesinnungslos zusammengeworbene, moralisch lange Zeit unmächtige Heer der Christinos disciplinirt, durch Erfolge gekräftigt und endlich überlegen gemacht hat. Darin also ist ihr mißliebliches Urtheil positiv zu berichtigen; er ordnete eben den Krieg zu größerem Style, den bisherigen, erfolglosen Attaquen ausweichend und sein Augenmerk auf dauernde Schlüge richtend. Was sie aber über die unsauberen Hülfsmittel, namentlich Cabrera gegenüber, bis ins kleinste Detail gehend, berichten, das klingt allerdings überzeugend genug und berechtigt zu dem Glauben, daß Espartero, wie alle die Militärs, welche in America gekochten — Ayacucho — niedrig und gewissenlos in Wahl der Hülfsmittel gewesen sei.

Dräa unternahm einen vergeblichen Angriff gegen Estella und erst im Späthjahre 1836 kam es zu einer entscheidenden Action. Die Karlisten belagerten wiederum mit großer Aussicht auf Erfolg Bilbao, Espartero zog zum Entsatz herbei, und wollte von Portugalete herauf über das

Kämpfen Nervion durchdringen. Vom 27. Nov. bis zum Weihnachtsabend gelang es ihm nicht; da endlich — wie die Karlisten sagen, nach einem Angriffsplane Dráa's — erstürmte er unter einem regen Schneesturme die Brücke von Luchana, während seine Jäger auf Bahnen den Fluß aufwärts gefahren und so zum Flankenangriffe der karlistischen Batterie gelangt waren. Als die hier von später benannten Jäger von Luchana die Batterie gestürmt und dadurch ein volles Vordringen Espartero's möglich gemacht hatten, wurden nach dreimaligem vergeblichen Angriffe die Höhen von Cabras und Arriaga durch die Christinos erstürmt und das solchergestalt geschlagene Karlistenheer weit über Bilbao hinauf nach Durango in die Berge zurückgeworfen. Dieser Schlag, der die so mühsam errichtete schwere Artillerie der Karlisten den Christinos in die Hände lieferte — Bernhard von Plessen, auch ein preussischer Karlist, feuerte bis zum letzten Augenblicke, ward gefangen und fiel, kaum ausgewechselt, in der Expedition 1837 — brachte Espartero den Titel eines Grafen von Luchana und kostete Villareal den karlistischen Oberbefehl. Der Infant Don. Sebastian und unter ihm Moreno, als Chef des Generalstabes, wurden an die Spitze der Jaciosen gestellt, derselbe Moreno, welcher oben bezeichnet worden ist und welcher allen Nuancen der Bewegungspartei durch wortbrüchige Hinrichtung Torrijos's verhasst war. Die karlistischen Autoren sagen zur Rechtfertigung einer That, die sich nicht rechtfertigen läßt, sie sei ohne Vorwissen Moreno's geschehen.

Das Jahr 1837 ward das entscheidende; nicht dadurch, daß im März Espartero ein allgemeines Vordringen in die Provinzen hinein anordnete, welches durch ihn selbst, durch Evans und Sarrofield von Durango, San-Sebastian und Pamplona gleichzeitig bewerkstelligt werden sollte und welches die Karlisten durch ein tapferes Treffen bei Hernani gegen Evans zerrissen, sondern durch die sogenannte königliche Expedition, welche von ihnen in diesem Frühjahr unternommen wurde und von deren Gelingen oder Mislingen das Resultat der ganzen Insurrection abhing. Der Präsident wollte mit seiner Hauptmacht endlich die Provinzen verlassen, nach Aragon gehen, sich mit Cabrera vereinigen und dann auf Madrid marschiren. Während sich dies in Navarra vorbereitete, nahm Espartero, der mit Truppenmacht zu Evans gekommen war, das kurz vorher gerettete Hernani mit den Linien von Audoain, den Tag darauf nahm Evans Trun und Fontarabia, und somit war dem Karlisten die große Heerstraße nach Frankreich verloren und die Christinos konnten nun daran gehen, die französische Grenzlinie nach der Linie von Zubiri hinüber zu schließen. Da erhielten sie Nachricht von der ausrückenden Expedition und wechselten selbst, offenbar voreilig, den Kriegsschauplatz. Hätte Espartero die Abwesenheit der karlistischen Hauptmacht benutzt, um die Provinzen vollständig zu nehmen und zu schließen, so wurde wahrscheinlich die Faction schon damals gesprengt. Denn es war in der That gleichgültig, ob sie hierdurch einen großen Vorsprung auf Madrid, ob sie selbst den Eintritt in Madrid gewannen, sie waren dort ein in der

Luft schwebender Heerhaufen von höchstens 20,000 Mann, der in der vorherrschend constitutionellen Hauptstadt keinen dauernden Halt fand und mit gesammelter christinischer Macht dort erdrückt werden konnte. Es ist eine echte Jaciosenaufsicht des Kriegs, daß unsere Autoren in der Unterlassung des Angriffs auf Madrid Verrath und Verderben sehen. Verrath! Er hätte nur von Moreno ausgehen können, der nur im entschlossensten Karlistismus sein eigen Heil sah und dem sie selbst große Kriegseinsicht zuschreiben, welche ihn denn nur bei dieser wichtigsten, durch keinen feindlichen Angriff überwilteten Frage verlassen haben sollte. Er und jeder Militair entwickelt ihnen, daß die Karlisten, vom bloß militairischen Standpunkte aus betrachtet, das Verderben in Madrid fanden, wenn sie sich in der ihnen abgeneigten und nicht festen Stadt von der allmählig herbeikommenden, fünfßach überlegenen, ganzen christinischen Macht einschließen und angreifen ließen. Daß Cabrera anderer Meinung war, ist natürlich und ist von gar keinem Gewicht: dessen Kriegssystem bestand aus verwegenen Handstreichen, die er unternahm, auch wenn er voraussehen konnte, daß sie nur auf einige Tage nützen und hinterher überflüssig sein würden.

Espartero konnte indeß eben der Madrider wegen ein entscheidendes Spiel nicht wagen, er wäre abgesetzt worden, ehe er es zu Ende gespielt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Barnaby Rudge von Bog. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit den Originalabbildungen der londoner Ausgabe nach Zeichnungen von Gattermole und Browne. Acht Bände. Leipzig, Weber. 1841. 8. 6 Thlr.

Bog' geistreiche Feder, die so einzig in ihrer Art ist und immer sein wird, mit dem herrlichen Humor, den man in England vergöttert und in Deutschland mit Entzücken aufnimmt, hat sich auch in diesem Romane wieder bewährt. Die Schilderungen von Liebesverhältnissen sind indeß weniger fein, als die der Volksscenen und des Volkslebens; der Kreis im Gasthof zum grünen Baum am Ramin, ist wieder musterhaft dargestellt; das gemeine Leben in seiner ganzen Prosa fährt er dem Leser vor — es ist der Alltagsclendrian mit den Rauchwolken der Gemeinplätze, den niederen Interessen, der Kneipierde, dem Nichtsthun und dem leeren Geschwätz der gewöhnlichen Wirtschaftsgäste; und zwischen solcher Schilderung leuchtet wieder die höchste Poesie hervor, wie die Blume, die aus dem Schutt erblüht, der Ephra, der sich an der Ruine emporrankt. Barnaby Rudge, die Hauptperson, ein Bahnwächter mit seinem Raben, ist mit wahrhaft Shakspeare'schem Genie dargestellt und bietet jenes Gemisch von Humor, Abersinnheit, Poesie, Ahnungsvermögen und scharfem Verstand, welches den Leser beständig über die Geistesfähigkeit des besagten Individuums zweifelhaft läßt. Der Charakter des freundlichen, liebenswürdigen Schlossers, sowie der seiner launigen, päpstlichen Frau und der alten Jungfer Wiggs, und mancher andern Nebenfigur, trägt das Gepräge der Echtheit.

2. Lebenswitten in aristokratischen Kreisen. Hamburg, Meißner. 1841. 8. 1 Thlr.

Ref. möchte wette, daß der Autor dieser „Lebenswitten“ nie in aristokratische Kreise gekommen sei, da es zwar sehr witzig, doch gar nicht aristokratisch bei diesen „Lebenswitten“ zugeht. Nun braucht zwar das Genie nicht alle Zustände, die es schildert, selbst gesehen zu haben, doch Ref. möchte dem Verf.

auch das Genie absprechen. Warum glaubt der gräfliche Vater seinem Sohne der Götze zu entziehen, wenn er ihn, anstatt unter dem eigenen Namen und Titel, als Baron reisen läßt? Ist der Unterschied zwischen Graf und Baron so groß? Durch des alten Dieners stilles Verschweigen ahnet man, daß der Name angenommen ist, und der junge Mann wird in den aristokratischen Kreisen insulirt — vor Frauen! und seine die Insulte rührende Herausforderung wird abgewiesen; ja, die Polizei erbricht seinen Schreibtiſch, nimmt seine Papiere und verweist ihn aus der Stadt. Wo mag das wol geschehen sein? Der Polizei nennt er seinen wahren Namen, dem aristokratischen Weleidiger aber nicht; diesem schwört er Rache, und um dieser Rache willen läßt er alle möglichen schlechten Streiche ausgehen, macht Menschen unglücklich und zuletzt versöhnt er sich mit dem Feinde u. s. w. Es ist beinahe unmöglich, einen klaren Gedanken aus der breiten ersten Erzählung herauszuwickeln. Soll es vielleicht aristokratisch sein, daß zwei junge Damen beim Entschluß zur Conventualheirath sich mit der Aussicht auf einen Geliebten trösten lassen? Ein junger Graf, der in Polen für seine Idee von Freiheit gekämpft und es erkannt hat, daß jener Kampf mehr der Sache der polnischen Aristokratie als der Freiheit galt, läßt sich bei seiner Rückkehr nach Deutschland zu der Aussage bereuen, daß er gegen Polen gekämpft habe. „Und leidenschaftlich umarmt ihn der Rittmeister, als er das Bekenntniß vernommen, denn Adolf schien das geworden zu sein, wozu er ihn erzog, ein Feind der Neuerungen, ein Aristokrat.“ Ref. meint, der Verf., der indeß einen guten Styl schreibt, habe nicht das ihm zusagende Thema ergriffen, und rath ihm, sich künftighin in andern Wirren als in den aristokratischen zu versuchen.

3. Kmailens Tagebuch, oder achtzehn Monate aus dem Leben eines jungen Mädchens. Familiengemälde von Madame Tourte Gherbuliez. Hamburg, Perold. 1841. 8. 1 Bde. 10 Ngr.

Den Titel ehren folgende Worte der Madame Redter: „In einem religiösen Gemüth überwiegt der hohe Begriff der Pflicht alles Andere und verleiht der Seele eine Thatkraft, die sich von keiner irdischen Rücksicht hemmen läßt.“ Diese Schrift vereinigt für junge Mädchen und Frauen viel Empfehlungswerthes, und Ältern können ihren heranwachsenden Töchtern damit nicht nur ein angenehmes, sondern auch lehrreiches Geschenk machen. Die oft bestrittene Frage der Moralisten, ob es rathsam sei, in einem Tagebuche sich über sein inneres Leben Rechenschaft zu geben? findet man hier gelöst, denn in dieser Form kann es nur Gutes wirken, und allen Denen, welchen es daran liegt, sich dieses Hülfsmittels zu ihrer Berechtigung zu bedienen, wird hier ein treffliches Muster geboten, nach dem sie sich richten können.

4. Labo der Heide. Eine Sage aus der Zeit Karl's des Großen. Von F. Hart dem Jüngern. Siegen, Friedrich. 1841. 8. 26 1/2 Ngr.

Gewiß ist das Bemühen, die theilweise schon von dem Strom der Zeit verwichenen Sitten und Sagen der Vergessenheit zu entreißen, sehr verdienstlich, und man muß dem Verf. dankbar sein, wenn er einige dunkle Seiten der Geschichte erhellte, indem er das frühere Westfalen dem Leser vorzuführen versucht. Die Ausführung der freundlichen Absicht ist gut gelungen und der Vaterlandsfreund muß dieses Werkchen mit Interesse lesen, da es ein treues Bild der damaligen Sitten und des Geistes jener Zeit gibt. Man wird zum Zeugen gemacht der letzten Zuckungen des Heidenthums; Welleba, die Zauberin, geht zum Christenthum über, und sonderbar vermischt sich alte und neue Lehre. Aus der Hela der alten Sachsen entsteht die Hölle, aus den Aisen oder Eifen der drückende Alp, und im Sartur fanden die Christen ihren alten bibelbekannten Satan wieder, während der schlante Schast der Eise, die Bergzweigungen der Bälber, als Vorbilder zu dem Gott geweihten Tempeln dienen.

5. Graf Labroni, oder die Todtenkrone, historisch-romantischer Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Von Ernst Schubert. Zwei Bände. Leipzig, Lauffer. 1841. 8. 2 Bde.

Es gibt zweierlei historische Romane: die einen, wo der romantische Faden nur dazu dient, die geschichtlichen Darstellungen und Interessen zu entwickeln, und die andern, wo die Geschichte nur zur Entwicklung des Romans heraufbeschworen wird. Der vor uns liegende gehört zu letztern, das Hauptinteresse weist bei den Liebesabentheuern des Grafen Labroni und entwickelt die Eifersucht der intriganten Gräfin Aurelie, wegen der schönen Braut und Gattin Helinde, die am Ende an Gift, welches die Rache ihr gereicht, stirbt. Diese etwas lange Geschichte trägt durchaus nicht die Färbung des dreißigjährigen Kriegs, und wenn statt Tilly, Tergy u. s. w. Friedrich der Große und Plüthen u. s. w. genannt wären, so hätte man diesen Roman ebenso gut in den siebenjährigen als in den dreißigjährigen Krieg versetzen können. Die Situationen und Reflexionen sind durchaus weder originell noch anziehend und der Faden des Genies fehlt ihm ganz. Der Styl ist flüchtig. 8.

Literarische Notizen.

Der Kampf, der in Ungarn zwischen der magyarischen und slawischen Nationalität sich entsponnen hat, hat sowohl die Slovaken in Nordosten, wie auch die Japyer in Südwesten mächtig gehoben. Bei den letztern äußert sich der nationale Eifer besonders kräftig in der Literatur. Ludwig Gaj's Zeitschrift: „Dennica ilirska“, die nun schon über sechs Jahre besteht, zählt gegenwärtig an 70 Mitarbeiter in Kärnten, Krain, Dalmatien und den übrigen illyrischen Landschaften und ist der Mittelpunkt der neu erwachten literarischen Bestrebungen. Die von Gaj zuerst angewandte lateinische Schriftsprache soll jetzt auch auf Befehl der Regierung in die Schulen eingeführt und in den Elementarbüchern angewandt werden. Neben Gaj ist Graf Janko Draskowiz besonders thätig; er ist der Vorsteher des sehr zahlreichen illyrischen Lesevereins in Agram, der sich mit allen wichtigen Erscheinungen der slawischen Literatur bekannt zu machen sucht. In Eszter, der Hauptstadt Slavoniens, ist eine literarische Gesellschaft zusammengetreten, die eine neue Sammlung slawonischer Volkslieder („Tamburasi ilirski“) begonnen hat und eine literarische Zeitschrift unter dem Titel „Jeka od Oseku“ (Das Echo von Eszter) herausgibt. Nächstens soll auch ein illyrisch-deutsches Wörterbuch und eine Beschreibung von Bosnien erscheinen.

Auch in Böhmen entfaltet sich zugleich mit der Landessprache die Literatur mehr und mehr. Hier ist die Gesellschaft des böhmischen Museums in Prag der Mittelpunkt, sie vereinigt Geistliche, Professoren, Ärzte, Beamte mit dem Adel zu gemeinsamem Zwecke. Das wichtigste Werk, das diese Gesellschaft in neuester Zeit herausgegeben, waren die „Vermischten Schriften“ von Joseph Jungmann, dem berühmten Verfasser des großen böhmischen Wörterbuchs. Sie bestehen theils in prosaischen Aufsätzen, Erzählungen, theils in Gedichten, unter denen viele nach deutschen Originalen, u. A. findet man eine vollständige Uebersetzung von Goethe's „Wermann und Dorothea“. Das „böhmische Archiv“ von Palacky, das historische Documente aus dem 14. und 15. Jahrhundert mittheilt und das von derselben Societät herausgegeben wird, ist bereits bis zum vierten Hefte gekommen. Die „Zeitschrift des Museums“ erscheint neben den „Kwety“, dem „Wlastimil“ u. s. w. fortwährend. Unter den neuesten Poesien haben die von Boleslaw Jablonsky wegen ihrer echt ezechischen Frische und dichterischen Tiefe vornehmlich Anerkennung gefunden. Besonders zahlreich, wenn auch weniger bedeutend, sind die neuesten dramatischen Erzeugnisse und in letzter Zeit sind an dreißig verschiedenen Orten Dramen in böhmischer Sprache aufgeführt worden. 48.

Montag,

Nr. 80.

21. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

In der Mitte Mai zog die königliche Expedition aus den Provinzen und richtete sich zunächst gegen Huesca in Aragon, welches christlich gesinnt war. Hier überraschte sie der nachrückende Vortrab mit etwa 12,000 Mann, griff sie an und ward in einem scharfen Treffen zurückgeworfen. Auch hier fiel ein preussischer Karlist, von Kapard. Der erkämpfte Vortheil ward, wie immer, nicht weiter benutzt, man hatte sich eben wieder einmal geschlagen und blieb nun zwei Tage in Huesca, nach diesem Zeitverluste erst sich gegen Barbastro hinziehend, um mit Cabrera in Verbindung zu treten. Dort werden sie denn wieder, wie es heißt, vom Feinde überrascht, denn aus Überraschungen und Überfällen besteht die Hälfte des Krieges, welcher sich mit Vorposten und sonstigen Sicherstellungen selten oder gar nicht abgibt. Man wird oft zweifelhaft, ob denn auch wirklich das Landvolk in ausgedehnter Bedeutung des Wortes dem Präsidenten ergeben, oder in Mehrzahl indifferent und nur etwa gegen die Christinos als Feinde der Religion feindlich gesinnt gewesen sei, denn bei einer lebhaften Theilnahme des Landvolks wäre ein großer Theil der Überfälle durch Nachrichten dieses Landvolks verhindert worden. Die Überraschung in Barbastro war so groß, daß eine „grenzenlose Unordnung“ entstand und man wie gewöhnlich über Verrath schrie, denn auch Barbastro war nicht karlistisch gesinnt. Wirklich war es ein falscher Alarm und selbst durch Fernrohre kein Feind zu entdecken. In Barbastro ward wieder gezögert und, da ankommende Guerilleros die Faction in Catalonien als sehr mächtig darstellten, der Zug nach Madrid aufgegeben und die Wendung nach Catalonien beschlossen. So war eine Woche vergangen, und am 2. Juni war nun wirklich Dráa vor Barbastro und griff an. Der Angriff ward von den Karlisten mit rühmlicher Tapferkeit zurückgeschlagen und sie nennen den Tag von Barbastro unter ihren schönsten, obwol auch er, eine bloße gerade Weertheidigung, nicht die geringste strategische Folge hat. Das Aller einfachste, der Weitemarsch über die Cinca, für den man einen Tag durch kirchliche Gefeire verlor, war nicht vorbedacht und wurde durch den unnützen Train des königlichen Gefolges dergestalt verzögert, daß der bereits wieder anrückende Feind

vier Compagnien gefangen nehmen konnte. Damit begannen die Unglücksfälle einer ganz mittelmäßig geführten Expedition. Unter Entbehrungen ging der Zug nach Catalonien hinein und erlitt bei Sesma am 12. Juni eine Niederlage durch Dráa. Hier fiel der oben erwähnte von Plessen. Ungeheure Märsche wurden über das Gebirge gemacht — es ist erstaunlich, was die Spanier laufen können, und der Marschall von Sachsen, der die Hauptkraft des Soldaten in die Beine verlegte, hätte an ihnen seine Truppen gefunden, unermüdlische und überaus mäßige Truppen — und den Feinden der Vorsprung an den Ebro unweit Xerta abgewonnen. War der Feind zur Hand, so war eine Katastrophe wahrscheinlich, denn ohne Übergangsmittel stand man am breiten Strome und hoffte auf das gute Glück, daß Cabrera in der Nähe sein werde. Das Glück war gut: Cabrera schlug sich eben jenseit des Flusses mit Borso vorthellhaft; in kleinen Rähnen setzte der Vortrab über, um sich ihm anzuschließen.

Auf einem kleinen Schimmel saß gebückt — er war vor kurzem verwundet worden — ein noch ganz junger Mann mit schwarzem Haar und braunem halb maurischen Gesichte. Die großen schwarzen Augen rollten unstill umher und leuchteten in dunkler unheimlicher Glut, wenn in Momenten der Aufregung der fein geschnittene Mund sich öffnete und zwei Reihen weißer, schön geformter Zähne zeigte. Leichtes Flaum bedeckte die Oberlippe und gab dieser kleinen bärren Gestalt, den im vollkommensten Ebenmaße gebauten Gliedern einen so jugendlichen Ausdruck, daß nur an dem Herrschen seines ganzen Auftretens, am blinden Gehorsam seiner Umgebung der große Hauptling erkannt werden konnte. Er trug eine weiße Boïna (Mütze) mit goldener Quaddel, grünen kurzen Überrock (oben in den Bergen gewöhnlich eine Zamorra, einen Pelzrock) mit weißen Knöpfen und hellrothe Beinkleider, deren greller Effect durch eine breite silberne Kresse noch gehoben wurde; hierzu Schuhe von ungefärbtem, sogenanntem Naturleder. Die Socken hingen über die Knöchel herab, Sporen und Säbel trug er nicht, letztern zuweilen am Sattel, doch nie an der Hüfte. Das offene Hemd ließ den nervigen Hals, den kein Tuch verhüllte, frei; die Reitgerte, der Schnur einer Schlitzenpötte nicht unähnlich, war an dem Bügel befestigt; zwei lange Pistolen steckten an dem mit einer Wolschaut überzogenen Sattel.

Cabrera hatte mit gewaltiger Energie ein leblich disciplinirtes kleines Heer zusammengebracht, dessen Kern die starkköpfigen Aragonesen bildeten. Damit beherrschte er das ansonst hohe Hochland und drang bald hier, bald da nach dem Ebro herab bis nach Valencia, ja bis Alicante hinunter. Er entwickelte unzweifelhaft die rascheste That-

kraft und hatte sehr viel Anlage zum Kriegsführer, aber offenbar nur zum Kriegsführer als Gebieter fliegender Corps, und von Rahden, der vor Augen hat, wie dies ohne allen Unterricht aus einem Studenten geworden, der ihn aufzählen hört, welch eine Reihe sich die Hand bietender Feste er nehmen werde, um sichern Fußes endlich Madrid zu nehmen, überschätzt diese an sich schon sehr große Fähigkeit und beurtheilt ihn wie ein Feldherrngenie, dem nur noch persönliche Hülfe im Wege stehe. Von Rahden, brav und tapfer und der Kriegselemente kundig, zeigt sich uns überall in Beurtheilung der Personen schwach: seiner eigenen Darstellung nach, obwohl sie das Gegentheil beweisen will, war Cabrera nicht mehr und nicht weniger als ein ausgezeichnetes Naturell voller Rohheit, wie es in diesem Parteigängerkriege vortrefflich am Platze, in größtem Kriege werthvoll, sobald es an einige Ordnung und Form gewöhnt werden kann, aber von untergeordneter Kriegsbedeutung ist, wenn es nicht Ruhe und Mäßigung findet, sich zu bilden. Die Beschuldigung der Grausamkeit weist er und Góben von Cabrera zurück: die christinoschen Führer seien noch grausamer gewesen, und Nogueras zum Beispiel habe durch die Niederträchtigkeit, Cabrera's Mutter erschließen zu lassen, dessen gerechtesten Ingrimm herausgefodert. Cabrera habe sich aber trotz dieses Ingrimmes und Rachedurstes oft menschlich, jedenfalls öfter menschlich bewiesen, als dies von den Gegnern gerühmt werden könne. Einige Parteivorurtheile abgerechnet, haben wir keinen Grund, das Wesentliche im Urtheile dieser Männer zu bezweifeln: sie zeigen sich überall auf dem humanen Standpunkte unserer Civilisation und nöthigen uns dadurch zu der Voraussetzung, Cabrera sei auch in gewisser Weise ihres humanen Antheils würdig und nicht der Ueßer gewesen, wie ihn die Christinos schildern. Ein Bürgerkrieg läßt sich nicht mit Häßlichkeit führen und ein spanischer ist roher und in Betracht edler Regungen widerwärtiger als irgend einer. Cabrera hat sicher sein vullgerüstet Ueß an unmenschlichen Actionen, aber er hat doch nach jenen Zeugnissen nicht ein so überlaufend Maß, wie die Nachrichten schildern — mögen wir also davon absehen und einrechnen, daß in wilder Lage ein starkes Naturell auch leicht zu wilden Aeußerungen getrieben wird, ohne dadurch all seinen menschlichen Werth einzubüßen. Es fehlt nicht an Zeugnissen einer gewissen Größe, deren er sich in diesen blutigen Verhältnissen bewußt war: als es endlich auch zwischen ihm und den Christinos zu einer Übereinkunft in Betreff der Gefangenen gekommen war, schrieb er unter diese Übereinkunft: „Hiervon ist nur Nogueras ausgenommen, der keinen Pardon erhält, und ich, der keinen Pardon will.“

Ubrigens war jenem Übergange, trotz der Begegnung Cabrera's, noch alles gute Glück nöthig: van Meer, d'Españia's Kriegsschüler und ein gefürchteter General, war in vollem schleunigen Anmarsche und erschien am rechten Ufer, als die letzten Karlisten inmitten des Stromes waren. Sie hatten nämlich zufällig ein paar große Segelkähne aufgefangen und damit noch einen leicht raschen Übergang ermöglicht. Sie waren nun in Ca-

brera's Gebiet, welches südlich vom Ebro lag und seine Hauptstützen in den Bergfesten Morella und Cantavieja hatte. Von hieraus stiegen sie in den Garten Valencias — la huerta — hinab und erschienen am 12. vor Valencia selbst. Die schwach verteidigte Stadt konnte genommen werden, wurde es aber nicht, und zwar nicht bloß, weil die Karlisten, an Geschützen Mangel leidend, vor jeder stärkern Stadt machtlos waren, sondern weil es an einem energischen Generalissimus fehlte. Während man zögerte, wurde Borso's Division, die sich in Tolosa eingeschifft hatte, in Valencia gelandet und von Murviedro und Liria rückten Orda und Nogueras heran. Viel mehr verfolgt als erobert, wendete sich die Expedition gegen Madrid zu ohne Artillerie und Munition, die erst aus Cantavieja eintreffen sollte. In diesem Zustande trödelte sie noch in Chiva, bis sie angegriffen, durch Cabrera's vorwärtiges Eindringen völlig gefährdet und mit genauer Noth ohne wesentlichen Verlust wieder von der Straße ab in die Berge geworfen wurde. Hier begann ein planloses Hin- und Herbühen, dem man auf der von Rahden angefertigten, sehr ausführlichen und verdienstlichen Karte nur mit Mühe folgen kann. Cabrera wird endlich vom Hauptheer getrennt und wieder hinab gen Chelva gesendet, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit des mit völliger Einschließung drohenden Feindes — Espartero war auch bereits in Daroca eingetroffen — abzulenken. Erst am 24. Aug. sehen wir das karlistische Heer wieder Angesichts des Feindes sich aufstellen, bei Herrera, wo der Christinogeneral Buerens, der karlistischen Angabe nach, mit 6000 Mann, 800 Reitern und 6 Geschützen angekommen war. Es galt also nur den Kampf gegen ein untergeordnetes Corps, dem das karlistische Hauptheer an Zahl weit überlegen sein mußte, und es ist auffallend, daß sie dies Treffen von Villar de los Navarros, welches brav und gut geführt und allerdings entscheidender als irgend eins von ihnen gewonnen wurde, so außerordentlich preisen. Vielleicht des ersten günstigen Eindrucks halber, dessen sie damals so sehr bedurften. Lichnowsky's Darstellung, wornach doch das Treffen selbst von den Christinos ganz tüchtig geschlagen wurde, ist übrigens so erstaunlich, daß man annehmen muß, es sei eigentlich kein Mann der Feinde übrig geblieben und er habe nur aus Zerstreuung am Schlusse hinzugefügt: „Der Rest gänzlich gesprengt.“ Von 6000 Mann nämlich werden 5000 Mann und 300 Dfifiziere (!) gefangen, und es ist anzunehmen, daß nicht viel weniger als 1000 Mann in dem scharf Mann an Mann geführten Kampfe getödtet worden seien. Es kann also da kaum noch von einem Reste die Rede sein, da Buerens auch mit 20 Reitern durch Herrara fliehend, nicht in den Rest eingerechnet ist. Ja, derselbe Autor sagt von diesem untergeordneten, weil gegen ein kleines Corps geführten Treffen, es habe „Madrid bei dieser Kunde ein tödtlicher Schreck erfaßt“. Diese Art Kriegsschilderung macht freilich die größten Aufgaben wohlfeil, und es ist erklärlich, daß sie das Zögern Moreno's nicht begreift, welches sonst wol begreiflich ist, wenn man nach glücklicher Vernichtung einer Colonne noch die Hauptarmee in

drei- bis vierfacher Überlegenheit vor und neben sich hat. Freilich schlägt dieser Autor mit Leichtigkeit erst Orda und vernichtet dann Espartero, wenn er nicht unterhandeln will, und so geht's weiter, bis Karl V. sich die Krone in Madrid aufsetzt, was nach dem großen Tage von Villar de los Navarros unzweifelhaft ist! Und da dies Alles nicht geschehen, und man — allerdings sehr ungeschickt — sechs Tage nach dem gewonnenen Treffen müßig in Herrera bleibt, so nennt man dies den „Todesstoß der königlichen Sache“. Diese chimärische Darstellung bedarf so wenig eines weitern Eingehens als die verworrene Ansicht von Legitimität, welche die ausländischen Karlisten zu ihrer Fahne machten, und als deren oberflächliche Ansicht von Kriegserfolgen und Kriegsmöglichkeiten eines weitern Eingehens bedarf. Der karlistische Tod rührte nicht von einem Stöße her, sondern war das Ergebniß einer ganz regelmässigen Krankheit: sie waren eben nicht so national und deshalb nicht so mächtig, wie sie sich darstellten, und das wußten die Führer 1837 bereits und wagten es darum nicht, geradeaus vorzudringen, und es hat sich später gezeigt, daß sie ihre Kraft nicht unterschätzt hatten, denn als sie auf Umwegen doch nach Castilien und bis gegen Madrid kamen, da ereignete sich eben auch kein Wunder, die Mauern fielen nicht ein, die Einwohner liefen nicht regimentenweise zu, und deswegen erreichte man nichts weiter als die offene Darlegung, man sei eben nicht national und mächtig genug und eine Wiederholung des Napoleonischen Zuges von Elba nach Paris sei auch nicht in schüchternster Annäherung möglich. Waren auch die karlistischen Führer keine großen Generale, so hatten sie doch so viel Kriegseinsicht, nicht in Folge eines gewonnenen Treffens das christinische Heer für nichts zu halten: sie suchten sich durch die feindlichen Stellungen hindurchzuziehen und über die Sierra d'Albaracin nach Castilien einzubringen. Dies gelang insofern, daß Espartero ihre Arrièregarde erst angriff, als die Berge schon wieder hinreichende Deckung gewährten, und so gelangte die Expedition nach der Mancha, traf dort wieder mit Cabrera zusammen und eilte nun gegen 18,000 Mann stark — Oben gibt sie nur auf 14,000 an — auf der geraden Straße nach Madrid vorwärts. Eine andere Abtheilung unter Zarategui, etwas über 4000 Mann stark und ebenfalls ohne Artillerie, war über Valladolid auch noch gegen die Hauptstadt unterwegs, und wenn diese combinirte Bewegung glückte und gemeinschaftlich vor Madrid erschien, so war in diesem besten Falle ein Heer von etwa 20,000 Mann ohne Geschütz zur Einnahme der Hauptstadt disponibel, welches außer den Nebencorps Espartero mit 25,000 Mann auf der Ferse, in Madrid aber 5000 Mann Linientruppen und an 8000 Mann Nationalgarde mit voller Artillerie und einer den Karlisten ungünstigen Bevölkerung hinter und vor sich hatte. Die combinirte Bewegung glückte aber obenein nicht, Zarategui kam nicht und die Einnahme Madrids fiel also der königlichen Expedition allein zu. Sie gewann den Tajoübergang wiederum durch einen glücklichen Zufall, ehe Espartero sie eingeholt hatte, und stand am 12. Sept. einige Leguas von Ma-

drid. Cabrera eilt mit Reiterrei bis auf Schaafweite unter die Mauern, welche mit Zuschauern angefüllt waren; er schickte Boten auf Boten, um den Befehl des Angriffs aus dem Hoflager in Arganda zu erhalten, und glich einem „wüthenden Löwen“, als Abends der Befehl zum Rückzuge kam. Im Hoflager selbst tritt man sich über die Rangverhältnisse beim Einzuge, den man als unzweifelhaft voraussetzte. Die madrider Zuschauer müssen doch eine andere Zuversicht gehabt und besser als Fürst Lichnowsky gewußt haben, daß nicht bloß einige Escadrons Truppen zur Vertheidigung vorhanden. Man hatte im Hauptquartiere beschloffen, nördlich seitwärts eine Aufstellung zu nehmen und Espartero erst eine Schlacht zu liefern. In den nächsten Tagen ging denn auch die Nachricht ein, Zarategui sei auf dem Rückzuge begriffen, und die königliche Expedition mußte nun auch daran denken. Espartero rückte nach und hatte nicht eine Schlacht zu schlagen, sondern nur zu verfolgen. Am 20. verließ Cabrera unweit Aranzueque auf seine Faust die Expedition, deren Arrièregarde er führen sollte, und wandte sich seiner Heimath zu. Nun war die Expedition auf ein Corps von 6 — 7000 Mann zusammengeschrumpft und hatte nur auf ihre Rettung zu denken. Unter den beschwerlichsten Umständen und herben Verlusten erschienen die Expeditions-corps im October halb aufgelöst und ganz niedergeschlagen wieder in den Provinzen, das Mistlingen ward auf Verrätherei geschoben und tapfere Führer wurden eingekerkert. Ja, unbelehrt durch die Erfolge, ward unter Basilio Garcia eine neue Expedition ausgerüstet, die dann in der Folge auch durch Pardillas total geschlagen und gesprengt wurde.

So standen die Angelegenheiten bei Anbruch des Jahres 1838. Der ruhige Beobachter hatte bereits die feste Überzeugung, die Faction habe trotz der wüth wirtschaftenden Christinos auf keinen Erfolg zu rechnen. Guergué, ein unbedeutender Navarrese, war an die Spitze des Heeres gestellt worden, das Frühjahr war in gegenseitiger Unthätigkeit vergangen, außer Garcia's war eine Expedition unter Negri bis zu völliger Vernichtung gescheitert und am 27. Juli hatte Espartero bei Penacerrada das zum Entsatz dieser Feste herbeieilende karlistische Hauptheer völlig geschlagen. Nur in Aragon war durch Cabrera ein noch lebhaftes Treiben und durch Streifzüge und Wegnahme einiger Plätze bezeichnetes Vordringen der Facciösen ersichtlich. In den Provinzen schleppte sich Alles nur hin und schien nur durch Espartero's zögernde Angriffe gestiftet. Welch eine Vorstellung man karlistischer Seits von Schlacht und Sieg hatte, zeigt in naivster Weise der Kampf bei Penacerrada: es heißt, der Kampf, hin und herwogend, habe sich um Mittag für die karlistische Armee entschieden und der Feind sei von allen Seiten zurückgebrängt gewesen. „Guergué selbst hielt den Sieg für entschieden, wiewol Espartero stets in vollkommener Ordnung einen Flintenschuß entfernt stand“; daher ließ er (Guergué) die Truppen während der Mittagshitze ruhen und kochen und nur ein Bataillon zur Beobachtung des Feindes stehen. Später sollte die Schlacht fortgesetzt und der Sieg entschieden

werden. Es handelt sich aber nicht etwa um die geringste Umgehung, um Ausführung irgend eines den Feind fesslenden Manoeuvres, nein, man hat geradeaus angegriffen und ist vorgeedrungen und ist müde, und später wird man wieder so den wartenden Feind angreifen und siegen. Ungesähr so, wie bei ursprünglichen Völkern ohne Kriegswissenschaft ein Treffen geklärt wird. Espartero wartete aber sein sicheres Schicksal nicht ab, rückte mit seiner Reiterei vor und jagte dabei die kochenden Truppen in wilde Flucht, wiederum sämtliche Artillerie der Karlisten dabei erobert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller's Wilhelm Tell. Auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert von Joachim Meyer. Nürnberg, Campe. 1840. Gr. 4. 15 Ngr.

Eine höchst verdienstliche Schrift, besonders nachdem Hr. Director Dr. Weber mehr Rebel als Licht über Schiller's „Tell“ verbreitet hat, der bei allen ästhetischen Mängeln, die an ihm haften, doch stets eines der ausgezeichnetsten Dramen bleibt, welche der Ruhm der deutschen Literatur sind. Hr. Prof. Meyer enthält sich alles ästhetischen Raisonnements, wiewol eine vorurtheilslose Würdigung des poetischen Gehalts dem Schiller'schen „Tell“ noch nicht zu Theil geworden ist; dagegen erklärt er das Sachliche und Sprachliche, welches sich keineswegs immer von selbst versteht, wie Viele meinen, und zwar höchst gründlich und befriedigend. Man hat von jeher die Portraitähnlichkeit bewundert, in welcher Schiller, der nie die Schweiz gesehen, Sitten und Natur der Schweiz geschildert hat. Einige meinten, er habe sich dazu durch das Studium der Schweizergeschichte Johann v. Müller's befähigt; Goethe rühmte sich, ihm Vieles mitgetheilt zu haben; allein, obgleich Beides wahr ist, so ist es doch nicht völlig und allein wahr. Vielmehr ist Schiller selbst an die Quellen gegangen, hat den Ischudi, Etterlin, Stumpf, Job. Müller, Scheuchzer's „Naturgeschichte“, Ebels „Schilderung der Gebirgsdörfer“ durch und durch studirt. Dies über allen Zweifel aufgeklärt zu haben, ist ein Hauptverdienst des Hrn. Prof. Meyer. Sehr dankenswerth ist die ausführliche Mittheilung der ganzen Stelle aus dem Ischudi, welche die Beschreibung und Tellgeschichte berichtet. Ischudi ist ein seltnes Buch und besonders im nördlichen Deutschland den Lesern nicht leicht zugänglich, die Lust und Gelegenheit haben, Schiller's „Tell“ zu erklären. Nicht minder schätzenswerth sind aber die aus den andern Quellen, wie aus Stalder's „Isotikon“ und aus dem „Alt- und mittelhochdeutschen Sprachschatz“, aus Grimm's „Rechtsalterthümern“ u. s. w. beigebrachten Sprach- und Sachklärungen. Wer sich fortan mit der Interpretation des Schiller'schen „Tell“ abgeben will, wird sich stets an Hrn. Prof. Meyer's Abhandlung anlehnen müssen. Denn gewiß ist noch Manches für die Sprach- und Sachklärung zu thun übrig, wenngleich Hrn. Prof. Meyer der Ruhm bleibt, die Bahn gebrochen und den rechten Grund gelegt zu haben.

Schließlich kann ich nicht umhin, anzumerken, daß der Verf. auch angefangen hat, um Berichtigung des Schiller'schen Textes sich ein Verdienst zu erwerben; und nach den Proben, die er davon liefert, scheint es, daß dieser Text selbst in den neuesten Prachtausgaben ein höchst verdorbener ist. Er hat z. B. gezeigt, daß es heißen muß: „Er konnte keinen armen Laut aus seinem Munde geben“, Aufzug 3, Scene 1, wo auch n steht. In der „Maria Stuart“, Aufzug 2, Scene 4, ist ein ganzer Vers ausgefallen, der einen wesentlich bessern Sinn gibt. Es muß nämlich nach dem Verse: „Schwer büßte sie fürwahr die schwere Schuld“, stehen: „Und Zeit ist's, daß die

harte Prüfung ende!“ Ebenfalls, Scene 5, muß es heißen: „Wer schon so früh der Täuschung schwere Kunst ausübt, der ist mündig vor der Zeit“, nicht würdig, wie es in allen neuern Ausgaben und Prachtausgaben heißt. In „Wallenstein's Tod“, Aufzug 2, Scene 2, sagt in dem, nach des Dichters Tode veranlaßten Aufgeben Max zum Wallenstein: „Rein! werde nicht dein Angesicht von mir.“ Es muß aber heißen: „Rein! wende nicht dein Angesicht zu mir.“ Dies gibt einen ganz andern und weit schöneren Sinn und ist allein dem Zusammenhang und dem wunderbaren Verhältnisse angemessen, welches der Dichter zwischen Max und Wallenstein auszusprechen will. Möge die Verlagsabhandlung es nicht versäumen, wenn sie abermals das Publicum mit einer neuen Ausgabe erfreuen will, dieselbe von einem so fleißigen und verständigen Puristator des Schiller'schen Textes besorgen zu lassen, wie Hr. Prof. Meyer ist. 12.

M i s c e l l e n .

John Cooper war zu seiner Zeit ein in London ebenso geachteter Schauspieler als Joe Goubd ein durch Witz und lustige Streiche bekannter Privatmann. Cooper und Goubd waren Freunde und als Ersterer eines Tages behauptete, daß ihn auf der Bühne nichts aus dem Concepte bringen könne, bot Letzterer eine Wette, die Cooper annahm. Bald nachher spielte Cooper in Dover. Zu seinem Benefiz ließ Goubd unter fremdem Namen eine Loge des zweiten Ranges, unmittelbar der Bühne gegenüber, belegen, trat während des zweiten Actes in einer von Cooper's Hauptrollen mit Geräusch ein, setzte grüne Brillen von ungewöhnlicher Größe auf, zog ein Teleskop aus dem Futterale, öffnete das lange, achtmal eingeschobene, schraubte es an die Logenwand und richtete das, mehrere Fuß über die Brüstung ragende gerade auf Cooper. Cooper sprach eben einen Monolog und sobald er ihn beendigt, rief Goubd mit verstärkter Stimme: „Bravo, Cooper! Recht leidlich!“ Das ganze Haus blickte auf den Aufstehenden und dessen Fernrohr. Goubd aber postirte sich wieder hinter dasselbe, richtete es wieder auf Cooper und verfolgte damit jede seiner Bewegungen. Schon wurde Cooper's Unruhe bemerklich. Er hustete, schaltete hms! und has! ein, stotterte und blickte immer wieder nach dem Fernrohr. So oft er aber hustete, stotterte, oder sich versprach, kam ein Zuruf von dem Manne mit dem Teleskope, bald: „Haß den Husten, Cooper!“ bald: „Nicht gestottert, Cooper!“ bald: „Wie war das, Cooper?“ Ehe die Scene ausgespielt, vergaß Cooper jedes Wort, das er zu sagen hatte, und trat an die Campen, sich beim Publicum zu entschuldigen. Doch bevor er begonnen, ließ Goubd sein Fernrohr zusammen und rief: „Run, frisch losgelegt, Jact!“ Das war mehr als Cooper ertragen konnte; er ließ spornstreiche von der Bühne und gleichzeitig verschwand Goubd. In der Garderobe fand Cooper ein Billet des Inhalts: „Compte heute bei mir und bezahle mir morgen früh die Wette. Dafür will ich dir mein Teleskop leihen. Dein treuer Joe Goubd.“

Unter den neuesten aus China nach England gebrachten Trophäen befindet sich auch ein literarisches Werk, ein 450 Bände starker Auszug einer 6000 Bände starken Encyclopädie. Was sind unsere Conversations- und Universal-Lexika gegen dieses von den Literaten des himmlischen Reichs gebrauchte „Buch zum Nachschlagen“, — denn das ist der Titel!

Ein wenigstens im Zählen und Rechnen unerwählter Engländer hat herausgebracht, daß ein Klumpen von 90 Millionen Milben ein ganz genau so groß ist wie ein Taubenel, was unstreitig eine nicht minder scharfsinnige Entdeckung ist als die von Chevreau in seiner Weltgeschichte, daß die Welt an einem Freitage, dem 6. September, wenige Minuten nach 4 Uhr Nachmittags, erschaffen sei. 7.

Dienstag,

— Nr. 81. —

22. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

In Folge dieses Treffens wurde Emergunt abgesetzt und es wird nun die so verhängnisvoll gewordene Wahl des letzten Heerführers getroffen: Maroto wird an die Spitze der Facciosen gestellt. Er hatte von den Kriegen in Amerika und von seiner Führung unter Ferdinand's Herrschaft, wie die Karlisten versichern, keine lobenswerthe Führung aufzuweisen. Daraus können wir indeß, die wir es nicht so verbrecherisch finden, einen hoffnungslosen Bürgerkrieg durch Vertrag zu endigen, nicht das Gewicht legen, welches dem karlistischen Urtheile über ihn jetzt nöthig scheint. Kannten sie nicht damals schon, als er an die Spitze der Faction berufen ward, die frühere Vergangenheit des Mannes? War sie so unwürdig, so durch Lug und Trug befleckt, warum berief man ihn? Warum nahm man ihn nicht wenigstens mißtrauisch auf? Er hatte nicht einmal Proben großen Talents aufzuweisen, um derentwillen man über seinen bedenklichen Charakter hinweggesehen hätte. Wir müssen also wol die jetzt so anklagenden Urtheile des frühern Maroto zum Theil auf die Erbitterung einer verlassenen und durch ihn beendigten Partei rechnen. Er lebte bis zu seiner Berufung in Bordeaux, wohin er sich nach mißglückter Factionserregung in Catalonien zurückgezogen hatte, und es gelang ihm in kurzer Zeit, das zerstückte Heer nicht nur materiell, sondern auch moralisch zu alter Kraft in die Höhe zu bringen, und zwar gelang es ihm ohne Schlacht und Sieg; er hatte ein starkes Organisations-talent, und in diesem Talente ist wol auch ein Grund zu suchen, daß er auf Transactionsgedanken kam. Denn solchem Talente konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß dieser Bürgerkrieg, welcher bereits nur noch von Subsidiengeldern auswärtiger Mächte — die Provinzen waren erschöpft — von stoßweise und unzuverlässig eingehenden Geldern gefrisst werden konnte, keine Zukunft und nach den Erfahrungen der königlichen Expedition keine Wahrscheinlichkeit des Gelingens habe. Er war kein Enthusiast, er war ein berechnender Kopf. Dies Element fehlte bis dahin der Faction, und als es hinzutrat, bedeutete es an sich schon das Ende derselben. Die verwirrenden und unweisen Einflüsse der Priesterpartei, welche der Capuciner Carraga als Reichrater des Königs hielt, die stillenfüchtige Regierung des Emporkömmlings Arias Tei-

jero schob er in den Hintergrund, wie dies einem energischen Heerführer mit Don Carlos wol gelingen konnte; denn als wie sanftmüthig auch unsere Autoren sämmtlich den Prätendenten bezeichnen, es ist neben all ihren Bezeichnungen möglich und liegt hinter all denselben: Don Carlos war ein schwacher und für solche Mission völlig unfähiger Mann, dem auf dem Throne Pfaffenhum und sonstiger Greuel des spanischen Absolutismus über den Kopf gewachsen, der ein unabsehbares Unglück für das unglückliche Spanien geworden wäre, wenn er die Krone gewonnen hätte. Maroto griff aber auch bald an die höhern Militärs der Faction und bewahrte sich nur die Truppen selbst. Daß er dies von Hause aus mit Hinsicht auf Transaction und auf Beseitigung aller Hauptgegner einer solchen Transaction gethan habe, ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich ist es nicht, daß er lange voraus speculirt habe, vielmehr mag ihn ein Schritt zum andern genöthigt haben. Über den innern Hergang ist von unsern Autoren Lichnowsky, den wir in Schilderung der Kriegschancen am haltlosesten und oberflächlichsten gefunden haben, am besten unterrichtet. Leider ist keiner unserer Landstreute kurz vor und bei dem Eintritte der Katastrophe in den Provinzen, sie sind theils zu Cabrera, theils zu Espafia, der zur Organisation Cataloniens angekommen war, hinweggehend oder hinweggegangen. Rahden's Klageslieder, aller deutlichen Einsicht in die Charaktere entbehrend, dienen zu gar keiner Aufklärung, Lichnowsky aber ist nach der Katastrophe den Verhältnissen noch einmal nahe gekommen und wir müssen deshalb zunächst nur dessen Angaben folgen. Er hält Maroto für eine Dupe Espartero's und Soult's, und sagt, es seien ihm anfangs ganz andere Hoffnungen und Vorschläge gemacht worden. So sei er in die Hände Espartero's gerathen ohne die geringste Garantie; dieser habe ihn beständig überlistet, eine Concession nach der andern zurückgenommen und ihn am Ende in die Alternative gebracht, überzutreten oder Kriegesgericht und Todesstrafe vom Prätendenten zu gewärtigen. Wenn Linage, Espartero's Vertrauter, und Bertrand Dufau-Pouillac, Maroto's Privatsecretair, ebenso wenig veröffentlichten wie Espartero und Maroto selbst, so sei der zusammenhängende Grundfaden dieses Ausgangs nicht vollständig darzulegen.

Bei den Kriegsoperationen Maroto's 1838 bis zum

Februar 1839 braucht man sich nicht aufzuhalten: sie waren von keiner Bedeutung. Erst nahm die Wiederherstellung des Heeres die Aufmerksamkeit, dann nahm wohl schon die Unterhandlung mit Espartero alle Rücksicht in Anspruch; Espartero drängte auch nicht ernstlich, wenn er auch allmählig einiges Terrain gewann, man wollte nicht mehr überflüssige Treffen liefern. Im Februar 1839 wagte Maroto den ersten Streich: er ließ die als Ultraroyalisten und als seine hervorstechendsten Gegner bezeichneten vier Generale Francisco Garcia, Guergué, Pablo Sanz, Carmona und den Generalintendanten des Heeres, Urij, in Estella erschießen. Dies geschah so frech und formlos, daß es die größte Bestürzung hervorbrachte, besonders da neue Verhaftungen folgten und noch mehr Offiziere erschossen wurden. Nun erschien eine Proclamation des Prätendenten, welche Maroto für einen Verräther und für vogelfrei erklärte; Basilio Garcia und Palmaseba marschirten gegen Estella, um die Strafe an ihm zu vollziehen. Er stellte sich ihnen entgegen und bewirkte unterdeß bei dem alles Urtheils unfähigen Don Carlos, daß dieser von der Schuld der Erschossenen überzeugt und zu einer neuen Proclamation bewogen wurde, welche die vorige widerrief. „Bald darauf wurden Arias Teijeiro, seine Anhänger und die meisten Intriguanen der Camarilla über die Grenze geschafft, mehrere der (früher) rekrutirten oder eingekerkerten Häuptlinge theils in Freiheit gesetzt, theils wiederangestellt.“ So gewann es den Anschein, als ob es sich um eine blutige, der Faction aber heilsame Reinigung gehandelt habe. Wirklich soll die Camarilla, an deren Spitze der Hofkaplan Echeverria, der Weichvater Larraga und der Hofprediger Fray Domingo standen, auf dem Punkte gewesen sein, Maroto aus dem Wege zu räumen, und zwar durch die Generale, welche er in Estella erschießen ließ. Es ist auch ganz wohl möglich, daß Maroto bis dahin in keine ernstliche Unterhandlung getreten und erst durch den Ingrimm, welchen jener Mordanschlag erzeugt, dazu veranlaßt worden sei. Gewiß ist, daß die Unterhandlungen im Frühlinge 1839 in Gang kamen, und zwar zuerst unter dem Vorschlage einer Vermählung der Königin Isabella mit dem Sohne des Prätendenten. Sie sollten gemeinschaftlich, nachdem Don Carlos der Krone, Christine der Regenschaft entsagt, unter dem Titel: Los Reyes (für König und Königin) regieren. Es sei dies auch, hieß es Seitens Espartero's, der Lieblingsplan Ludwig Philipp's. Maroto verlangte eine Garantie der französischen Regierung und schickte deshalb seinen Secretair Duffeau nach Paris. Dort wick man aus, und zog ihn hin, und Maroto rief ihn Ende Aprils zurück. Unterdeß waren durch den Maulthiertreiber Martin Schaidt die Unterhandlungen zwischen Espartero und Maroto fortwährend betrieben worden, wie Espartero selbst durch ein Zeugniß bestätigt, welches er diesem Maulthiertreiber ausgestellt hat. Beide Feldherren, um über ihre Absicht zu täuschen, erließen heftige Proclamationen und machten Scheinoperationen, es soll sogar ausbedungen gewesen sein, daß Maroto Ramales und die Linie von Guardamino ohne ernstlichen Widerstand nehmen lasse. Genommen wurde sie „trotz der

bellanten Vertheidigung des preussischen Hauptmanns von Keltich“ und Espartero erreichte in kurzem noch andere Kriegsvorteile. „Von nun an wurden seine Antworten minder befriedigend und eine Concession drohte nach der andern zu schwinden.“ Maroto rief Lord John Hay, der die englische Station commandirte, zu Hülfe. Indes wurden die Unterhandlungen dadurch um nichts reifer. Im Juni wurden Splone, aus Aragon kommend, von Espartero aufgefangen; sie hatten Briefe an den König von Aras = Teijeiro, worin Maroto Verräther genannt und dem Könige gerathen wurde, ihn hinrichten zu lassen, oder sich selbst in Cabrera's Hauptquartier zu flüchten. Espartero ließ diese Briefe in den madrid Journalen abdrucken und schickte die Journale an Maroto, der hierdurch nur immer erbitterter und leidenschaftlicher wurde und ausrief: „Jetzt werde ich Niemand mehr schonen.“ Nun verschwand auch der Name des Prätendenten aus den Unterhandlungen und Maroto war drum und dran, das ganze Hofsager zu massakriren. Espartero machte während der Unterhandlungen langsam immer größere Fortschritte, und als am 25. Aug. der Prätendent zu einer Revue der Facciosen nach Villareal kam, ward er von diesen, welche Fueros und Frieden viel mehr als ihn selbst wünschten, mit Ausrufungen empfangen, die ihn veranlaßten, den Ort in vollem Koffeslaufe zu verlassen und seiner Umgebung zuzurufen: „Wir sind verrathen!“ Den Morgen darauf erfolgte eine Unterredung Maroto's mit Espartero in Durango. Espartero verweigerte die vor zwei Tagen zugesagten Bedingungen und man schied in Erbitterung. Maroto war bereits im Wesentlichen betrogen. Er schrieb an den Kriegsminister, daß er dies glaube, daß er kämpfen wolle und Befehle erwarte. Statt anderer Antwort ward Negri zur Übernahme des Commando geschickt und Maroto nach dem Hofsager beschieden. Eine vom Kriegsminister, Montenegro, gesandte Proclamation zieh ihn deutlich genug des Hochverraths, sein eingesendetes Gnadengesuch erhielt keinen weiteren Bescheid, und da er sich nicht opfern wollte, so troste er denn von neuem und zum letzten, schickte Negri fort und ging nun auf Alles ein, was der bis Dikate vordringende Espartero verlangte. Am letzten August war durch den Vertrag von Bergara Alles beendet, das Hauptheer in den Provinzen war übergetreten.

Daß unsere deutschen Karlisten nach dieser Katastrophe noch unter Cabrera in Aragon, unter Espasía in Catalonien bei den Nebencorps den Krieg mit fortsetzen mochten, das ist unerklärlich. Der Krieg für ein Princip, wofür sie ihn nahmen, hat seinen Werth unter jeder Fahne, die man für die rechte hält, so lange er nur irgend eine Aussicht auf Erfolg hat. Den Krieg aber unter einer verwilderten Nation, die wir selbst als verwildert und hoffnungslos erkennen, um jeden Preis fortsetzen, ihn mit der baaren Aussicht unnützen Widerstandes fortsetzen, das ist in That unbegreiflich. Und die Hoffnungslosigkeit einzusehen, bedurfte es wahrlich nicht der Kriegs- und Landeskenntniß, wie sie Nahden und Góden besaßen oder gesammelt hatten. Was hatte es also für einen Sinn, daß sie, die Fremden, die letzte mehr rache- als siegflüchtige

Vertheidigung unter Cabrera mitmachen wollten? Und sie sind beide sanfte, dem Kriege als bloßer Vernichtung abholde Männer, und sie sind beide über die rohen und als solche verwerflichen Elemente der Spanier einig, sie sehnen sich beide nach humanern Verhältnissen! Man kann nicht leicht irgendwo ärger gegen die eigene Logik handeln sehen. Wir haben allerdings den Vortheil davon, daß wir auch über diesen Ausgang, über Morella's Fall und Cabrera's Ende genaue Nachrichten erhalten. Nach diesen ist mit Bestechung, Trug und Mordmord auch hier Alles versucht und Cabrera, da alles Andere nicht fruchtete, wirklich vergiftet worden. Es ist ihm das Gift nicht ans Leben gegangen, hat ihn aber körperlich und moralisch so entkräftet, daß er kürzere Zeit, als von ihm zu erwarten war, Widerstand geleistet hat.

Fürst Lichnowsky hat uns aus jenen Theilen der Faction fast ebenso ausführlich den Grafen d'Espasía gezeichnet, wie Rahden und Göben Cabrera geschildert haben. Es ist erstaunlich, wie rasch man sich mit Blutmenschen abfindet, wenn man sich innerhalb dieser theils rohen, theils verdorbenen spanischen Verhältnisse sieht. Unmöglich hätte uns sonst dieser unbarmherzige Espasía so behaglich dargestellt werden können. Daß er dem spanischen Absolutismus jeder Art ein nöthiges Werkzeug, ja, daß ein Theil seiner Härte für jede Art von Organisation in Catalonien unerlässlich gewesen sei, wir wollen es gern glauben, wir wollen es wie Schiller's Carlos begreifen, daß an gewissen Stellen die Alba an ihrem Plage sind. Aber wir wollen dergleichen notwendige Heuler, die denn doch auch selbst nach diesen Darstellungen mehr thun in ihrem Fache, als zum Hängen und Köpfen und Herrschen nöthig ist, wir wollen sie nicht mit Vorliebe betrachten, wir wollen nicht bei ihrem Untergange — Espasía wird von den Seinen ermordet und in den Abgrund gestürzt — wie beim Untergange eines würdigen Helden verweilen. Was wir von diesem Manne bei näherer Betrachtung gesehen haben, ist denn auch außer einem tüchtigen, weil despotischen Organisationstalent so viel bizarr, unnöthig grausame Frechheit, daß wir den Untergang solches allerdings starken Naturells nicht beklagen müßten. Er empfing, was er tausendfach gegeben, seinen Manen geziemt keine Beschwerde. Bei diesem Manne macht es einen doppelt unangenehmen Eindruck, zu erfahren, daß er nicht einmal zu der Nation, die er so mißhandelte, der Abstammung nach gehörte, daß er ein Franzose war, der seine Landsleute haßte. Der Gedanke liegt gar zu nahe, er habe eben das Civilisationsmoment seiner Landsleute gehaßt und die rohen spanischen Elemente seien diesem Naturell Bedürfnis gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

De la littérature et des hommes de lettres des Etats-Unis d'Amerique par Eugene A. Vail. Paris 1841.

Es ist nicht wahr, daß Kunst und Wissenschaft nur im Gefolge der Monarchie gehen, daß eine republikanische Regierungsverfassung dagegen dieselben schon im Keime erstikt und nicht zur Entfaltung kommen läßt. Wol gedeihen die Kribs-

hauspflanzen der Historiographie und Poesie nur, wo sie vom Sonnenlicht eines huldvollen Monarchen beschienen werden; wo der Krieb einer kräftigen Literatur im Reime vorhanden ist, bedarf es keines fürstlichen Râcen. Nordamerika, dessen Bestehen, dessen Blüthen und Gedeihen für die Streiter des Absolutismus, wie Geng gekocht, etwas Unheimliches, Erschreckliches hat, wird gewöhnlich angeführt, wenn man beweisen will, daß die freie Luft einer Republik der Entfaltung und der Blüthe der Literatur nicht zuträglich sei. Aber in Athen und Florenz stand der Stamm der Poesie in einem herrlichen Flore als in irgend einem Kistbeete fürstlicher Gnade. Der Grund, weshalb Nordamerika bis jetzt noch keine ordentliche Nationalliteratur besitzt, muß deshalb wo anders als in seinen politischen Verhältnissen zu suchen sein. Betrachten wir etwas näher, weshalb der Boden, auf dem Alles, was im Bereiche des materiellen Wohles liegt, außerordentlich gedeiht, für die Ibern unzugänglich scheint, die doch, wie man glauben sollte, ungesehen wie die Samenbrüner der Zukunft in der Luft nach allen Himmelsgegenben hinfliegen.

In der That ist es nicht schwer nachzuweisen, wie den Vereinigten Staaten, so herrlich sie blühen im materiellen Gedeihen, doch jedes Element zu einer wahren Literatur und besonders zu einer Nationalliteratur fehlt, die den Geist und das Leben jeder Nationalliteratur bildet. Zuvörderst fehlt ihnen die Vergangenheit, keine Sagen, keine historischen Gestalten, über denen, weil sie uns fern stehen, ein poetisches Geheimnis schwebt, keine Trümmer, an denen Volksmärchen haften, die sich unter der Hand eines Bearbeiters verschönern könnten. Zwischen der alten Welt mit ihren historischen Erinnerungen, den Heldengestalten der Vorzeit, mit den glanzvollen Thaten der Griechen und Römer, mit der duffigen Eisenwelt, mit den Geisterreichen, die im Dacht der Wälder, in alten Ruinen, auf jahrhundertalten Gottesäckern haufen; und der neuen Welt liegt ein Ocean. Und doch welche Poesie scheint nicht für uns, die wir gewohnt sind, das Rauschen der Baumwipfel, das Murmeln des Waldes baches zu deuten, welche Poesie, sagen wir, scheint nicht in den dichten Urwäldern zu haufen, die sich endlos hindehnen, wo wir die Spuren uns unbekannter Volksstämme sehen, die sich schon zurückziehen vor den Fortschritten der weißen Gebieter! Schon wenn wir den Ocean überschiffen, sehen wir im Grunde die versunkene Atlantis, mit ihren grünen Fluren, ihren reichen Schätzen, von der uns Platon erzählt. Im Rauschen des Urwaldes spricht uns ein gewaltiger Geist an; es ist der Geist, den der Indianer anbetet. Wenn wir uns durch das Dicht der hindurchgeschlagen haben, stehen wir an einer weiten Steppe, die sich unabsehbar hindehnt. Rauch wirbelt in der Ferne auf, mit Bliesgeschnelle läuft das Feuer auf der weiten Fläche hin und her: es ist der Steppenbrand. Ist es nicht der Rauch der Poesie, der über diesen unermesslichen Flächen, über den endlosen Wäldern, den brausenden Strömen, den herrlichen, spiegelklaren Seen schwebt?

Aber der geschäftige Amerikaner scheint nicht Auge zu haben für die Gestalten, mit denen wir seine Heimat bevölkern, nicht Sinn für die Poesie, die uns aus seinen Wäldern anweht. Er hat nicht Muße, sich in das Meer der Dichtung zu tauchen, nicht Muße, sich an ihren Quellen zu lagern, die in allen Himmelsgegenben fließen. Wo es aber keine Muße gibt, da gibt es auch keine Literatur. Die Poesie ist allerdings nur ein Schmuck, d. h. sie ist nicht gut für Hunger und Durst, sie gibt uns keine Wohnung noch Kleidung; wo aber die Bedürfnisse befriedigt, die Anforderungen des Lebens erfüllt sind, da mag sie sich nahen, die Stirn zu glätten und die Herzen mit lieblichen Sagen zu erfreuen. Wo das Gebäude der gesellschaftlichen Ordnung vollständig eingerichtet ist, da kommt sie, um die kahlen Wände mit ihren Blumenguirlanden zu schmücken; wo aber die Art noch bröht und die Steine erst behauen werden, da flüchtet sie fort. Wo sehen wir aber in Amerika diese Muße, in deren Boden sie allein gedeiht? — Über Nacht ist eine Stadt erbaut, wo eben erst dichtes Buschwerk stand. Es hat

etwas Großartiges, Gewaltiges, dieser Eifer, die Wälder zu lichten, den Boden urbar zu machen und die Samenbrüder der Gultur und einer lichten Zukunft zu legen; aber der Arbeiter, der an diesem Werke thätig ist, hat nicht Zeit, der Poesie seiner That nachzusinken. Der Morgen findet ihn bei seinem mühevollen Werke und wenn der Abend naht, sinkt er vor Müdigkeit. Wir sehen, wie das Dampfschiff mit seiner Wellenröhre den gewaltigen Strom herabstürzt, ein mächtiger Zeuge menschlicher Macht, aber der Lenker des Ungethüms hat nicht Muße, seine Brust von diesem Gedanken schwellen zu lassen.

Wir lieben es aus unsern engen socialen Verhältnissen, aus der Ode des Salons, aus dem Lärm des Marktes uns in die stillen Umröcke zu flüchten, um dort zu träumen, um in ihnen dem Pulschlage der Natur zu lauschen. Chateaubriand ward von Sehnsucht nach Amerika getrieben und in den Wäldern dieses unermesslichen Landes fand er eine neue Poesie. Aber der Amerikaner, der im Schweiße seines Angesichts den materiellen Interessen dient, besitzt nicht die Wunschethrie, einen so kostbaren Schatz zu finden.

Und wenn wirklich jenseit des Oceans einzelne Geister auftreten, die ausflühen, weil sie von den Strahlen der Poesie berührt sind, die den Bildern ihrer Phantasie Leben geben wollen — sie müssen mitgehen am Karren des gewöhnlichen Lebens. Sie müssen arbeiten am Tagewerk, das die übrigen verlangt, und nur in Ruhestunden können sie ihr Haupt in poetische Träumerei wiegen. Wie die Verhältnisse der Vereinigten Staaten jetzt stehen, kann es daselbst keine Classe geben, die sich ausschließlich dem Dienste der Literatur widmet. Von allen Denen, die sich um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben, lassen sich kaum zehn aufzählen, die sich von den Vorurtheilen ihres Vaterlandes losmachend, ausschließlich haben Schriftsteller sein mögen. Allerdings, in einem Lande, wo Alles Maschine, Alles Gewerthätigkeit ist, was soll da die Poesie? Jedem ist sein Wirkungskreis angewiesen, Jeder bewegt sich auf der Linie, die ihm vorgeschrieben ist; das ganze Käderwerk greift ineinander, bewegt sich, schafft und fördert die bestimmte Arbeit. Was soll der Geist der Poesie in diesem Uhrwerk, das mechanisch abläuft und sich selbst immer wieder aufzieht. Platon wollte auch die Dichter aus seinem Staate verbannt wissen, sie sind unnütz, sie verstehen nicht Brot zu backen, nicht Wolle zu spinnen . . .

Wenn man indessen die lange Reihe der Namen überschlägt, die der Verf. des vorliegenden Werks zusammengestellt, so sollte man sich doch versucht fühlen zu glauben, daß sich die Zahl der Streiter auf dem geistigen Gebiete auch in Amerika mehrt und daß die Culturpflanze der Literatur Wurzel faßt in dem Boden, der vom Schweiße eines gewerthätigen Volks getränkt ist. Von wahrem Patriotismus getrieben, hat er keine, auch nicht die unscheinbarste Bemühung eines Landmanns um Wissenschaft und Kunst unbeachtet gelassen. Mit Sorgfalt und Genauigkeit zählt er die Namen und Leistungen aller Dichter auf, die auf diesem Felde thätig gewesen sind. Aber welcher kümmerliche Busch, welches erbärmliche Gebüsch und welches Unkraut! Kaum zwei Namen, die im eigenen Glanze strahlen und die nicht, Nebensonnen gleich, ihr Licht von anderswoher sich borgen. Kaum zwei Schriftsteller, die nicht von unsern mittelmäßigen überstrahlt werden. Aber zwei Namen machen noch keine Literatur aus, wie zwei Stämme, und wären es die mächtigsten Stämme, noch keinen Wald bilden.

In der That, wir mögen hin- und herblättern in der fleißigen Zusammenstellung des Verf., der schon aus einer verdienstvollen „Notice sur les Indiens de l'Amerique“ bekannt ist, wir finden nichts, was unser Urtheil über die Dürre der amerikanischen Literatur umgestalten könnte. Hr. Schlegel behauptete noch am Anfang dieses Jahrhunderts, daß Deutschland noch keine Nationalliteratur besäße, aber was soll man dann von den kümmerlichen Versuchen nordamerikanischer Schriftsteller sagen, die, was Inhalt, was Form und Ausarbeitung be-

trifft, ganz noch in den Fußstapfen der alten Welt wandeln? Ja, Washington Irving und Cooper (denn das ist so ziemlich die ganze Summe, die ganze Quintessenz der amerikanischen Schriftsteller) sind so durchaus von Europa befruchtet, von Europa groß gezogen, daß sie kaum als Caffeine für das Gedäude der amerikanischen Literatur dienen können. Sie haben sich nicht nur gänzlich nach europäischen Mustern, und zwar Beide vorzugsweise nach Scott gebildet, sondern das Mutterland Britannien hat sie unter seine Flügel genommen, gehegt und gepflegt, so daß sie nun selbst in Amerika an der Spitze Dichter fliegen können, die der Sonne der Poesie zusteuern. Cooper und Irving gefallen, weil sie, als geschickte Naturzeichner, uns die herrlichen Landschaften ihres Vaterlandes vorhielten, weil sie die Sitten und Gebräuche der Stämme schilderten, die jene weiten Steppen, jene dichten Wälder bevölkerten. Sie erregten die Neugierde, etwa wie Franklin, als er in seiner Person den Pariser einen schlichten, einfachen Bürger Nordamerikas zu sehen gab. Wir verkennen das Talent dieser Schriftsteller nicht, aber die Poesie, die z. B. in den Werken Cooper's liegt, ist mehr im Stoffe, im Inhalt, als in der wahren Dichtersfähigkeit des Verf. zu suchen. Er ist unendlich größer, wenn er die Natur treu copirt, als wenn er in seine Brust greift, um selbständig zu schaffen. Seine spätern Romane haben bewiesen, daß er eines Hintergrundes bedarf, wie er seinen ersten Werken gegeben. Irving hat wie Cooper an der Quelle europäischer Literatur geschöpft, hier seine Kraft entlehnt, obgleich er vielleicht mehr als dieser auf eigenen Füßen steht.

Nehmen wir diese beiden Schriftsteller an als ebenbürtig unsern Dichtern, wo sind aber die Schildknappen, die würdig sind, sich ihnen anzureihen? Wir kennen die wenigen Namen, die man uns anführen könnte, sie sind in dem Buche, dessen Titel wir diesem Aufsatze vorangestellt haben, mit Sorgfalt verzeichnet. Aber ihr Adelsbrief ist nicht vollständig, ihre Wappen nicht ohne Mangel. Nur Franklin, dessen Name im Buche der Geschichte unvergänglich eingeschrieben ist, mit seinem klaren Sinne, seinen lebendigen Anschauungen, seiner herrlichen Darstellungsgabe wäre noch werth, ihnen an die Seite gestellt zu werden, oder vielmehr, er wiegt allein schwerer als Cooper und Irving zusammengenommen. Indessen möchte er nur gelegentlich einen Streifzug ins Gebiet der Literatur.

Die Civilisation, die ihre Arbeiter mit Hacke und Schaufel in die dichten Wälder sendet, wird nach und nach den Boden urbar machen. Dann wird eine Zeit kommen, wo die Sonne, die über Amerika scheint, der Entfaltung der Literatur nicht mehr zuwider ist. Die Ideen, von denen die Atmosphäre Europas geschwängert ist, werden sich dann auch jenseit des Oceans verbreiten, sie werden dort günstigen Boden finden, aufgehen, Blätter schlagen und duftende Blüten entfalten.

50.

N o t i z.

In Nr. 26 d. Bl. bezweifelt der Einsender, daß sich schon Jemand über den eigentlichen Ursprung des französischen Wortes ridicule, Arbeitsbeutel, ausgesprochen habe. So richtig nun auch derselbe die Corruption des lateinischen Wortes reticulum (d. i. Netz, netzförmiger Beutel) nachgewiesen hat, so muß doch zur Steuere der Wahrheit bemerkt werden, daß dasselbe schon lange vorher und zwar von einer französischen Dame geschehen ist. Denn wie finden in den Memoiren der erzarinokratischen Marquise von Grégy, wo sie die Wägen aus dem J. 1796 schildert, folgende Stelle (Bd. 3, S. 204): „Les femmes avaient repris l'usage des sacs à l'ouvrage, que les antiquaires appellent réticules, attendu que ceux des dames romaines étaient formés en filet de réseau; mais les bourgeois qui les portent disent toujours des ridicules, ce qui me fait rire (à part moi s'entend, car on ne me surprend guère à pédantiser).“

19.

Mittwoch,

Nr. 82.

23. März 1842.

Der karlistische Krieg.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Auf des Christino Höfen Darstellung haben wir im Einzelnen nicht viel Rücksicht nehmen können, weil er nur kurze Zeit den Kriegsschauplatz schildern kann. Er findet viel größlichen Egoismus und Stellenneid unter den höhern Christinos und so wenig Zuverlässigkeit für seine angebotenen Dienste, daß er bald nach Madrid gehen muß, um sich nur irgend eine officielle Theilnahme am Kampfe zu erbitten. Dies gelingt ihm auch dort nicht, und trotz der Hülfsliegionen scheint also auf dieser Seite ein ausschließlicher nationaler Egoismus zu herrschen, als bei der übrigens national genannten Faction. Höfen rühmt den christinischen Führer Virebarren und gibt uns eine interessante Schilderung der Fremdenlegion, die unter des tapfern Conrad, eines Eisassers, Führung ein so verwagtes, furchtbar tapferes Corps darstellt, daß neben diesen meist deutschen Kriegsheeren auch die Karlisten in Betreff gleichgültiger Todesverachtung und mächtiger Bravour sehr in den Hintergrund treten. Das Höfen'sche Buch wendet sich dann in seiner großen Ausführlichkeit der Landesschilderung zu und gibt darin, obwohl manche Abschweifung überflüssig, manches Werthvolle.

In diesem Betracht sind folgende zwei Bücher hier anzuschließen:

Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid von G. D. L. v. Arnim. Berlin, A. Duncker. 1841. 8. 2 Thle. 7½ Ngr.

Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1841. 8. 4 Thle. 15 Ngr.

Sie schließen sich hier um so passender an die Schilderung Spaniens, als sie es vorzugsweise mit der mitteländischen Meeresküste und mit Andalusien zu thun haben, wohn der Krieg, der uns bisher über Spanien unterrichtet hat, am wenigsten gedrungen ist. Von Arnim schildert anspruchslos und einfach, und findet das Land, besonders Granada und Sevilla, schöner, die Menschen freudlicher, die Kunstschätze reicher, als er erwartet hatte. Namentlich ist das Museum in Madrid ihm belustigend das reichste der Welt an Gemälden, und die spanischen Maler gefallen ihm sehr. Der Gräfin Hahn ge-

fällt im Wesentlichen nur Murillo, dieser aber auch über alle Maßen. Wir wissen aus ihrer italienischen Reise, daß sie mit ihrem Urtheile eigensinnig ist im guten Sinne des Wortes, und da sie geistvoll und lebendig, so hat das großen Werth. Man bekommt nichts Nachgesprochenes, und was paradox sein mag, das erkennt sich doch ebenfalls, da sie aufrichtig ist. Darum sind die Wendungen: „Ich gebe dies nicht für etwas Anderes als für meine Meinung aus“ und dergleichen schleppend und überflüssig. Man würde sich ohne diese Phrasen ihren gewandten, gut geschriebenen Briefen ungestörter hingeben, man würde seltener daran erinnert, daß der lebhaft anmuthige Geist der Verfasserin doch nicht hinreicht, eine so breite Form, wie Reisebriefe, anlockend genug auszufüllen. In der That verlangen wir mehr und mehr, daß die Reise selbst nur Stofflage für eine in ihr liegende Hauptaufgabe des Buches werde, die Reiseliteratur ist so angeschwollen, daß unsere Ansprüche höher gestellt werden dürfen. Was man an einem entschiedenen Genius, sei's ein poetischer, oder ein witziger, oder ein politischer übersieht, wenn er uns nur sein ausgeführtes Tagebuch mittheilt, das sieht man einem, wenn auch ganz artigen Talente nicht mehr nach. Man verlangt von ihm, daß es enger und künstlerischer fasse, was es uns zu bieten habe. Die Gräfin Hahn kommt von Nizza durchs südliche Frankreich nach der spanischen Küste und geht nach Lissabon. Was sie nun da auf diesem nicht ergiebigen Strich von Frankreich beschreibt und uns mit einem sehr unzulänglich begründeten Widerwillen gegen das jetzige Frankreich aufpumpt, das ist nicht geistreich genug, um in seiner Vereinzeltung zu reizen, und ist nicht umfassend genug, um auf etwas Anderes als auf Reiz Anspruch zu machen. Das könnte werthvoll sein oder werden, wenn es sich erst zu einer vollständigen Kenntniß und alsdann zu einer vollständigen Form gebracht hätte, wenn es, um einfach zu reden, eben ganz anders wäre. Ähnlich verhält es sich mit alle Dem, was über Spanien gesagt wird, obwohl hier schon die weniger bekannte spanische Welt dem Buche zu Hilfe kommt. Dies schließt nicht aus, daß dies Buch mit einem lebenswürdigen Geiste geschrieben ist und manche schöne Schilderung, manche interessante Bemerkung enthält, ja, daß es, wenn sich's denn nur um Reisebeschreibung handeln soll, zu den besten gehört. Aber — der

Leser möge bemerken, daß wir es hier mit lauter Schriftstellern guter Geburt zu thun haben, und daß diese überhaupt neuerer Zeit in der Kesselliteratur überwiegend hervorgetreten sind — dies Beschreiben ohne weitere literarische Form, wie es eben jedem gebildeten Menschen mit ein wenig Darstellungstalent erreichbar ist, überflutet uns. Wir wollen es nicht, wie der Ultratismus thut, zu einem Verbrechen machen, aber wir wollen uns mehr und mehr erlauben, die Anforderungen strenger zu stellen. Wenn der Verfasser der „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 u. 1839“ seine französische Erziehung, wie sie unsern höhern Ständen nun einmal unerlässlich scheint, durch sein hartnäckiges Zerwürfniß mit der Präposition „ohne“ verräth, welcher er consequent einen falschen Casus folgen läßt, so sehen wir darüber hinweg, weil dieser Verfasser etwas Wichtiges mitzuthellen hat, aber wir wünschen nicht, daß alle sonstigen Causeries ohne nöthige deutsch-literarische Vorbildung Platz greifen in unserer literarischen Welt. Jener specieller Vorwurf gebührt nun zwar der Gräfin Hahn nicht, denn sie schreibt richtig und gut, aber im Allgemeinen ist auch ihr eine strengere bürgerliche Achtung vor dem gedruckten Worte zu wünschen: Ihre Schrift wird mit uns außerordentlich gewinnen, wenn sie engere Fassung und vollere Form sucht.

Heinrich Laube.

Philosophie der Philosophie. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Wer sich besinnt, daß er im philosophischen Jahrhundert und in Deutschland lebt, muß sich wundern über das fortbauende Zerwürfniß der Philosophen, und wer zu alten Zeiten gehört, wie Ref., wundert sich schon einige vierzig Jahre oder länger. Dabei rufen viele Stimmen, die wahre Philosophie sei gesund, es fehle nur am allgemeinen Verstande, und sobald man sich verständniß mit dem Unphilosophischen der Köpfe verschwände, müßten die Selbstentzweiungen alle untereinander einig sein. So hat man schon zu Kant's und Reinhold's Zeiten gesprochen, so in den Jahren ihrer Nachfolger, so spricht man auch heute, und dennoch herrscht immer der Streit und dauert bis zur Stunde. Wenn Hegel behauptet, er habe mit seinem dialektischen Proceß alle Systeme ausgezehrt, die nur als Verdauungsmomente Bedeutung behielten, so sagt Verbart von Hegel, er habe die Philosophie nur gerade bis an den Punkt gebracht, wo Metaphysik anfangen; Schelling klagt, Hegel habe ihm seinen Proceß verdorben; Hinrichs sagt von Schelling, dieser habe keine Tiefe, sei zurückgeblieben und zurückgekommen; ja ein „Staatslexikon“ (von Kottet und Weider) erklärt: Hegel'sche Philosophie sei „der scharfsinnigste Wiberstann, die künsterreichste Absurdität, welche je die Philosophie ausgeborn“. Man sollte meinen, wenn Philosophie ihren Namen verdiene, müßte sie den Philosophen irgend ein Resultat gewähren, irgend etwas einsehen und begreifen, namentlich den Streitzustand ihrer selbst, namentlich den Vorwurf des Abfurden, der schon im Alterthum den Liebhabern der Weisheit gemacht worden, und neuerdings im Staatslexikon, und ohne solche Einsicht gleiche das Thun der Philosophen einem wunderlichen Treiben und Streitgerede sondern Anfang und Ende, einem Labyrinth widersprechender Behauptungen ohne Ariadne's Faden, einer Schwärm des Verstandes, indem die scharfsinnigsten Männer aller Zeiten und in Deutschland auf Philosophie als eine Grundwissenschaft verwiesen und dieselbe ihrer besondern Pflege werth geachtet.

Offenbar will der ungenannte Verf. vorliegender Schrift ein Resultat darlegen, will den Streit der Philosophen begreifen, die Philosophie über ihren Zustand aufklären, will nach seinem eigenen Ausdruck zeigen, „warum Philosophen sach- und wortuneinig sind und bleiben“, damit die Wissenschaft etwa mit sich selbst einig werde über die Uneinigkeit. Schon der Spruch von Goethe, welcher auf dem Titel als Motto gewählt ist, gibt dies zu erkennen:

Über Berg und Thal
Irrthum über Irrthum allzumal,
Kommen wir endlich ins Freie.
Doch da ist's gar zu weit und breit,
Nun suchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg aus's Neue.

Goethe schildert mit solchen Worten treffend jenen erwachten geschichtlichen Zustand der Philosophie, und inwiefern der Verf. von diesem Unstreitigen seine Untersuchung titelgemäß anhebt, könnte man ihn für einen Genossen der geschichtlichen Ansicht halten. Allein dem Philosophen genügt nicht das bloße Festhalten des Geschichtlichen wie dem Historiker, sondern es gilt dessen Erklärung, die Genesis der Thatsache, die Zurückführung des Wirklichen auf seine Möglichkeit, und wenn dies Wirkliche unter verschiedenen Gestaltungen im Laufe der Zeiten beharrt, warum es sich ereignet habe und noch ereigne, es gilt das Begreifen des Geschehens durch seine Ursache, das Einsehen der Folge aus ihrem Grunde. Ist nun in unserm Falle ein gegebenes Ganze entgegenstehender Lehren Philosophie, und ist ferner — weil nicht alles Widerstrebende wahr sein kann, in dem Etwas das Andere aufsteht — irgend ein Irrthum vorauszusetzen, so muß durch Aufdeckung desselben der Grund und mit ihm das Factum als dessen Folge begriffen sein, mithin eine Philosophie der Philosophie zu Stande kommen. Hierdurch stellt sich der Verf. gegen die vorhandenen philosophischen Schulen als Skeptiker — welcher Name ihm auch in Beziehung auf seine öffentlichen Beurtheilungen philosophischer Schriften beigelegt worden — nicht, als ob es überhaupt keine Wahrheit gebe, sondern als ein Parteiloser, der Systeme bezweifelt, oder vielmehr als Thatsache weiß, daß durch die ringschlagenden Schulwege Philosophie nicht zum Abschluß gekommen, sich selbst nicht begriffen, und wenn gezeigt werden könnte, die Aufgabe der Schulen grabe ihr eigenes Grab, wolle in verkerrter Weise (nach S. 7) „einen Unterbau statt eines vernünftigen Überbaues“; daß alsdann der Grund jenes Kampfes der Systeme und unausgeglichener philosophischer Irrungen vor Augen liegen müsse. Über diesen eigenthümlichen Standpunkt — den dramatischen Schulen natürlich weder kennen noch loben, indem jede Schule nur sich selbst hört und mit andern ihres Gleichen streitet — will Ref. seinen Lesern aus den vier Überschriften der Abschnitte des Werks: 1) Einleitung, 2) der Philosophie, 3) der Begriffsgarten, 4) das Ergebniß, ein ins Enge gezogenes Bild zu entwerfen versuchen.

In der Einleitung wird Philosophie bezeichnet als die Wissenschaft, von vorne anzufangen, was sie instinktmäßig von jeher gethan und wofür die Philosophen zwar in gewissen Begriffen Anfänge gesucht, aber auch in Präpositionen, welche den Substantiven vorhergehen und deren Bedeutsamkeit und Einfluß zu wenig erkannt worden. Der Verf. erläutert deshalb die hauptsächlichsten im Gebrauch gekommenen Präpositionen an, als, bei, nicht, für u. s. w. Aus der zuerst genannten Präposition entwickelt sich die Lehre, wie bei Kant die Sinnemöglichkeit der Erscheinungen Ding an sich heißt, bei Schelling der Satz $A = A$ die einzige Wahrheit an sich, wie Hegel von einem Sein an sich, von Gott an sich spricht. Nach der Naturphilosophie ist ferner die Substanz als das Unendliche auch das Endliche; I. G. Fichte nennt das Als des zu unterscheidenden Seins und Daseins ein Princip aller Trennung und Mannichfaltigkeit; Hegel's Speculation legt besonders Werth darauf, daß Gott für sich und bei sich sein muß, woraus die Entstehung der Natur folgt; er nennt das Absolute reines Sein und dieses das

Nichts, gleichwie Schelling, der ihn befreit, das nicht nicht zu Denkende als Anfangspunkt des Epinoismus und Rationalismus hinstellt, und Oken das selbstbewusste Nichts als Gott. Weder noch mit dem Übergange ins Sollen als auch betrachtet der Verf. als Ausläufer der übrigen Präpositionen, bei denen die Philosophie nach Goethe's Ausdruck zu sehr ins Weite und Breite geräth, deshalb mit ihrem an, als, bei u. s. w. wieder anfängt und Thalgründe aufsucht. Nach des Ref. Urtheil wird der Verf. hierin — indem er hinsichtlich die Bedeutsamkeit gewisser Präpositionen darthut — ohne seinen Willen wichtig und es wird ihm dieser unwillkürliche Schein bei deutschen Philosophen nur übelwollen erweisen. Denn die Philosophen verhalten sich, wie laut Friedrich Nicolai (f. „Briefe an Joh. Müller“, Bd. 4, S. 38) die Theologen. „Sie lieben die Freimüthigkeit und die Freimüthigen sehr, sobald diese zu verstehen geben, daß sie ihrer Freimüthigkeit ein Ziel setzen und gewisse Dinge nicht berühren wollen, von denen die Theologen festgesetzt haben, daß sie stehen bleiben sollen. Man darf sagen was man will, aber dabei einige theologische Sätze mit gewählten Worten voranschicken, hernach sein bedächtlich sprechen, Einiges mehr auf Schrauben setzen (Dialektik), vor allen Dingen aber nicht wichtig sein wollen.“ Wer daher, auch wider seine Absicht, wichtig scheint, der verliert Günst bei Philosophen wie bei Theologen.

Inzwischen muß eine Position gegeben sein für die Präposition, und dies Gebende ist der Philosoph selber, er kann bei sich, für sich u. s. w. setzen, aber nicht ohne sich, und dadurch kommt der Verf. zur Überschrift seines Abschnitts „Der Philosoph“. Des Capitels Gesamtinhalt wird von Hinblicken auf die Äußerungen philosophischer Schriftsteller begleitet, die eben nicht immer mit dem Verf. in Gegensatz treten, sondern oft seine Angaben auffallend bestätigen und theils eine Harmonie des Verschiedenen darstellen, theils erklärt und berichtigt sein wollen. Zuerst kommt die Persönlichkeit des Philosophen in Frage, mit dem Selbstbewusstsein, dem darin vorhandenen Dualismus des Objectiven und Subjectiven, welche mit den alten Skeptikern auch Hegel anerkennt. Nur die Voraussetzung für diese Stellung, ob das Objectiv an und in dem Subjectiven, oder dieses an und in jenem, oder ein weder noch für beide als Voraussetzung gelten dürfe, macht den Philosophen zum Idealisten, Realisten, oder Identitätslehrer. Daran schließen sich die Begriffe von Nothwendigkeit und Freiheit, woraus Determinismus oder Freiheitslehre erwächst, und wobei es nicht weniger schwierig ist, eine Harmonie der Philosophen wie der Evangelien herzustellen; jedoch lassen Anklänge derselben sich auffinden und die Dissonanzen werden aus der Beschaffenheit des persönlichen Bewusstseins und der dafür gemachten Voraussetzungen erklärlich. Wieder zeigt sich der Dualismus des Bewusstseins in dem Unterschiede aller Sprachen zwischen Seele und Leib, worüber sich psychologische Lehren aufbauen. Gleichfalls hierauf beziehen sich die Begriffe von Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, Wahrnehmen, Vorstellen, Begreifen, die für Bildung jeglicher Erkenntnis ihre Geltung behaupten. Als Grund der Erkenntnis gilt dem Empirismus die bloße Sinneserfahrung, der Rationalismus beruft sich auf ein neben derselben unabweisbares metaphysisches Bedürfnis und die schwierige Vertheilung und Vereinigung beider erzeugt verschiedene philosophische Systeme, ob z. B. der Verstand vernünftig sei oder die Vernunft vernünftig, ob für einen entscheidenden Gehalt der Erkenntnis die Sinneserfahrung entbehrlich sei oder nicht, wobei manche Philosophen unserer Lage als sich selbst überfliegend von andern getadelt werden, während sie vielen als die tiefsten gelten, auch die Methoden schwierig auszuheilen, weil nach Hegel die Methode nur Eine ist in allen Wissenschaften und allem Wissen. Analog der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft, als den bei Erkenntnis eintretenden Weisen des persönlichen Bewusstseins und der persönlichen Thätigkeit, ist die Rede von Anschauungen, Begriffen, Ideen; auf ihrer verschiedenen Vertheilung beruht der Unter-

schied zwischen Begriffphilosophie und Anschauungsphilosophie, welche letztere zum Theil auch unsinnliche Anschauungen (Ideen) gelten ließ, wo nun über das Verhältniß und die Bedeutung von Sinnesanschauung, Begriff, Idee die Philosophie stets von vorne beginnt und durch ihre Methode ins Reine zu kommen denkt. Mit metaphysischen Begriffen ist die Stelle des Glaubens für die menschliche Erkenntnis bezeichnet, den man unrichtig dem Wissen entgegensetzte, weil er nur eine eigene Art des Wissens ist und in diesem Charakter zur Religionsphilosophie führt, die sich vor dem bloßen Metaphysischen durch eigenthümliche Lebendigkeit des Religiösen für das gesammte menschliche Dasein unterscheidet. Vermöge aller dieser Elemente und ihrer verschiedenen Auffassung und Verknüpfung wird die abweichende Gestalt der philosophischen Systeme erklärlich, nur daß jede Wahrheit ihres Erkenntnisinhalts an der ursprünglichen Wahrheit des Bewusstseins Bewährung finden muß, sonach der Philosoph sein eigener Richter und derjenige anderer speculativen Lehren ist. Die Wahrheit im Bewusstsein bleibt der Maßstab des Wahren und Falschen der menschlichen Systeme.

Für den „Begriffsgarten“ denkt sich der Verf. die mit Philosophie und Sprache überlieferten Begriffe als Blumen, die nach Hegel objectiv vorhanden im Laufe der Zeiten wiederkehren, sich in Abstraction und Reflexion entfalten, und die Menschenhüte wären etwa subjective Wiesenplätze, worauf sie hervorgezogen, oder subjective Blumengläser, in denen sie gesammelt und aufgestellt würden. Es kommt sehr darauf an, wie dies geschieht, ob zusammenpassend oder nicht, ob blühend oder vertrocknet. Die bestedtesten philosophischen Begriffe sind nach Familieneinteilung: A) Physische, wie Sein, Werden, Entstehen, Absterben u. s. w. B) Anthropologische, wie Seele, Leib, Inneres, Äußeres u. s. w. C) Logische, wie Allgemeines, Besonderes, Grund, Folge u. s. w. D) Metaphysische, wie Unbedingtes, Bedingtes, Unendliches, Endliches u. s. w., wobei dieselben Begriffe allen Classen angehören können und durch Eingrenzung und Erweiterung, oder durch Übergang in eine andere Classe ihren Gebrauch und ihre Geltung verändern. Kein Begriff steht im Bewusstsein vereinzelt, sondern hat seinen Gegenbegriff (wie Sein und Werden u. s. w.), ohne welchen er mit sich selbst nicht fertig werden kann, sondern in einer starren Abstraction beharrt, wie das Sein der Createn. Nun besteht in Scheidung, Vergleichung und Beziehung der Begriffe aufeinander die Entwicklung und Verflechtung des Denkens, welche der Verf. im Einzelnen mit Hinweisung auf neuere und ältere philosophische Aussagen, sowie auf das Angemessene und Unangemessene ihrer Gliederung verfolgt, worüber wir ihm an diesem Orte nicht weiter folgen können. Nur sei erwähnt, daß laut dem Verf. Metaphysik und Religion nicht als Eins und Dasselbe angesehen werden dürfen, daß dem Metaphysischen der Pantheismus und dem Religiösen der Theismus näher angehöre, daß aus dem Angrenzenden beider Gebiete und ihrer Verwechselung miteinander die neuere religiösen und metaphysischen Streitigkeiten ihren Ursprung nehmen. Eine große Rolle spielen hierbei die logischen Begriffe des Allgemeinen und Besonderen, welche unter Andern durch ihre Combination mit dem Begriff der Persönlichkeit Gottes zur Einbürgerung des Dogma der Dreieinigkeit in metaphysischen und religionsphilosophischen Untersuchungen geführt haben. Die Combination wird vom Verf. unflathhaft erklärt, indem Persönlichkeit und Freiheit der Beziehung des Allgemeinen und Besonderen sich entziehen, während das Denken des speculativen Philosophen darin festgehalten wird, und dann das Allgemeine als die Eins, das Besondere als die Drei betrachtet, beide aber im Concret: Allgemeinen als einer logischen Contradictio in adjecto zerlegt und bindet.

Den Schluß des Werks macht „Das Ergebnis“. Kein Begriff ist selbständig, um sich alle andern zu unterwerfen und ihren Werth zu bestimmen, darum sind mit Unrecht einige abstracte auf den Thron gehoben; es gibt im Reich der Begriffe Aristokratie, nicht Monarchie. Alle Begriffe haben zugleich Beziehung auf Sachen, ohne welche sie ihre Bedeutung für Er-

kenntniß verlieren. Sachen sind ein im Bewußtsein Gegebenes, und ein Begriff, der mit seiner Sachheit vollkommen übereinstimmt, gewährt im eigentlichen Sinne Wissen, was nicht bei allem Gegebenen der Fall ist, indem dafür die Begriffe, als Handhaben der Erkenntniß, nicht ausreichen, sonach Grenzen der Erkenntniß, ein Nichtwissen, gesetzt sind, welches die Philosophie anerkennen und wissen soll. Darum nannte Kant das Wissen bei den Gelehrten die Geschicklichkeit, einander das Nichtwissen zu demonstrieren, und die Metaphysik eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft. Empirische Haltung gewinnen die Begriffe durch Sinnenanschauung, für die metaphysische empfehlen Mystiker und etliche Philosophen ein un sinnliches Schauen. Für jeden Einzelnen erwächst nun bei Verschiedenheit der philosophischen Richtungen und Lehrgestaltungen folgende Auskunft. Zuvörderst die Auskunft des Entweder oder, z. B. entweder ist meine Philosophie gültig, oder es gibt gar keine; entweder fehlt ein sicheres Wissen, oder es stützt sich auf Sinnerfahrung; entweder hat der Empiriker Recht, oder die Metaphysik muß sich auf höhere Erfahrung und Anschauung stützen. Zweitens gibt es die Auskunft des weder noch und sowohl als auch, z. B. weder die eine noch die andere Philosophie ist ganz gültig, sondern sowohl die Eine als auch die Andere; weder Mystiker noch Empiriker gewähren das Heil, sondern sowohl Mystik als auch Empirie haben Anspruch auf Bildung der menschlichen Erkenntniß. Philosophische Speculation sucht ein Verhältniß der unter den höchsten Kategorien besaßten Gegensätze über diese Kategorien hinauszutreiben, zu einem weder noch und sowohl als auch (z. B. absolut Absolutes als Einheit des Absoluten und Relativen, Indifferenz der Indifferenz und Differenz), worin ein Verhältniß des Besondern zum Allgemeinen aufgefaßt werden soll, was bei den höchsten abstracten allgemeinsten Begriffen wegfällt. Ein Hauptgebrechen der Schulen ist dabei nicht zu verkennen, nämlich das übertriebene Vertrauen zu Begriffen und deren Selbstständigkeit. Weil der Philosoph sich seiner bewußt wird mit einem Dualismus des Objectiven und Subjectiven, des Leibes und der Seele, zugleich aber als einer persönlichen Einheit, so tritt der Dualismus hervor im Entweder oder, die Einheit im weder noch und sowohl als auch; sie werden also in jeder menschlichen Philosophie kenntlich. Die Eigenthümlichkeit der Begriffscombinationen wird sich nach der Vorliebe des Einzelnen für das aut aut, nec nec, tam tam entscheiden, deren Gegensätze und Übergänge stets widerkehren. Wir gewahren dies in allen Wissenschaften, z. B. in der Theologie Autoritätsglaube oder Vernunftglaube, Pantheismus oder Theismus u. s. w. mit dem weder noch und sowohl als auch derselben. Die Jugend liebt meistens das Entweder oder, das Aller des Sowol als auch. Was dem Menschen Gewalt anthut, entscheidet in seiner Überzeugung, nicht das Combiniren seiner Begriffe, wie z. B. deutliche Anschauung eines Sinnengegenstandes, Stimme des Gewissens. Solche Gewalt üben durch Gleichartigkeit des Bewußtwerdens auch Persönlichkeiten aufeinander, Sokrates auf seine Schüler, Christus auf seine Jünger, diese auf ihre Gemeinden, fromme Männer überhaupt auf ihre Umgebungen. In Extremen und zwischen diesen bewegen sich Gedanken und Thaten der Menschen. Philosophie hat sie auszugleichen mit ihren Ansprüchen auf Wahrheit und dieses unentscheidliche Geschäft werden die Menschheit und der einzelne Mensch aufs neue wiederholen. Darin besteht Vernunftüberuf und angemessener Gebrauch geistiger Kraft.

Ref. bekant, daß er nach der in diesem Werke dargelegten Weise vielfältigen Aufschluß über die Wirrthale der Philosophie, zumal der neuesten, gewann, ja seine eignen Gedanken darin wiederfand; darum empfiehlt er das Werk Allen, die über Philosophie ins Reine zu kommen und philosophische Wissenschaft zu begreifen wünschen. Den Anhängern philosophischer Schu-

len wird der Inhalt wenig genehm sein, welche sich, wie der Verf. sagt: „besser danken“. Ist inzwischen, nach J. G. Fichte, „der Irrthum, das abstracte Denken für das Erkennen zu halten, dieser einseitige Aberglaube an das Formale, als Kern und Wesen der Dinge, das Unterscheidungszeichen einer ganzen Classe (der zahlreichsten) von Philosophen“, und ist es nach Sengler „die Weltkrankheit der Gegenwart, daß man Alles mit dem Begriff machen und erhalten will“, so werden während der Dauer des Aberglaubens und der Krankheit die Lehren der Zeitgenossen davon Spuren zeigen und die Erscheinung wird begreiflich, daß alles Reden dagegen nichts hilft. Zwischen den Schulgläubigen und dem Verf. der „Philosophie der Philosophie“ herrscht ungefähr dasselbe Verhältniß wie zwischen den christlich Gläubigen der „Evangelischen Kirchenzeitung“ und ihren Gegnern, den Kant'schen, Fichte'schen oder Hegel'schen Philosophen; wobei die Gläubigen, als auserlesene Gemeine, gern das Anathema sprechen, nämlich Ausstoßung und Verfluchung in die böse Welt. Theologen klagen bekanntlich immer über den Unglauben ihres Zeitalters und mögen dazu Veranlassung finden; mich Ref. aber ergreift in allgemeinerem Sinne das größte Erstaunen über die Masse des Glaubens und die Seltenheit des Unglaubens, wie z. B. in unserm Deutschland über den Glauben an eine Wissenschaft von Gott durch das dialektische Umschlagen das An sich, für sich, bei sich, den Glauben an eine Seherin von Prevorst und die zu erlösenden Geister, den Glauben an Rom und so manches Andere. Wenn daher das Bemühen vieler, der Theologen, der Schulphilosophen und Weinsberger, darauf gerichtet ist, vom Unglauben zu belehren, so könnte es im Gegentheil eine sehr würdige Aufgabe — besonders für Philosophen — heißen, vom Glauben zu belehren.

51.

Notiz.

Der evangelische Choral und die alte deutsche Volksmusik.

Bekanntlich hat unlängst der Freiherr G. v. Lucher in dem „Chor des evangelischen Kirchengesanges“ (Stuttgart 1840) zu erweisen gesucht, daß das evangelische Kirchenlied aus dem weltlichen Volksliede hervorgegangen und daß Das, was wir heute Choral nennen, nur eine geistliche, auf den alten deutschen Volksgesang basirte Volksmusik sei, daß also der Choral nicht, wie man seit anderthalb Jahrhunderten geglaubt, aus dem gregorianischen Gesange entsprungen sei. Verf. dieser Zeilen ist von der Richtigkeit dieser Ansicht vollkommen überzeugt und macht, als auf einen schlagenden Beweis dafür, hiermit auf ein niederdeutsches Büchlein aufmerksam, welches er in der Bibliothek der Maatschappij der Nederlandsche letterkunde zu Leyden zu sehen Gelegenheit hatte. Es sind die Psalmen, in Reim gebracht durch Wilhelm van Nuylen van Raveld, unter dem Titel „Souterliedekens“ (Psalmlieder) gedruckt zu Antwerpen 1540 (neu ausgelegt Utrecht 1613). Die meisten dieser Lieder sind nach Weisen der Volks- und Straßenlieder gedichtet, um, wie Raveld im Prologe sagt, die leichtfertigen, eiteln Liedchen zu verhüten und der jungen Jugend eine Veranlassung zu geben, statt abgeschmackter, fleischlicher Lieder etwas Gutes zu singen, dadurch Gott geehrt und sie selbst, wenn sie beieinander sei, erbauet und die Zuhörer vor des Teufels Stricken bewahrt werden mögen. So geht z. B. der 39. Psalm nach der Melodie:

Ich kam zu einem Ranze,
Wo manch schön Frauchen war.

Ob Herr von Lucher dieses interessante Büchlein kannte, ist Ref. unbekant, da er dessen obengenanntes Werk nur aus der Recension der „Allgemeinen hallischen Literaturzeitung“ im Decemberhefte von 1841 kennt.

22.

Donnerstag,

Nr. 83.

24. März 1842.

Der Charakteristik unsers Rechtszustandes.

System des heutigen römischen Rechts von Friedrich Karl von Savigny. Erster bis fünfter Band. Berlin, Veit u. Comp. 1841. Gr. 8. 9 Thlr. 20 Ngr.

Während man bei der großen Mehrzahl wissenschaftlicher Productionen bloß einzelne Resultate der angestellten Forschungen ins Auge zu fassen hat, kommt bei den ausgezeichneten Erscheinungen mehr ihr allgemeiner Standpunkt, ihre Stellung zu Leben und Wissenschaft und der Einfluß in Betracht, welchen sie auf die ganze Richtung des weitern Fortschreitens ausüben. Von diesem höhern Gesichtspunkte aus muß auch das von Savigny'sche „System des heutigen römischen Rechts“ beurtheilt werden. Es ließ sich voraussetzen, daß Savigny mehr als eine neue Redaction des vorhandenen Materials, mehr als ein Handbuch in der herkömmlichen Form liefern würde, und in der That beabsichtigt sein Werk auch auf eine entschiedene und durchgreifende Weise dem Hauptübel unsers Rechtszustandes entgegenzutreten. Dieses Übel erkennt Savigny „in einer stets wachsenden Scheidung zwischen Theorie und Praxis“. Für die Herstellung der natürlichen Einheit beider kann

das römische Recht, wenn wir es richtig benutzen wollen, die wichtigsten Dienste leisten. Bei den römischen Juristen erscheint jene natürliche Einheit noch ungestört und in lebendigster Wirklichkeit; es ist nicht ihr Verdienst, sowie der entgegengesetzte heutige Zustand mehr durch den allgemeinen Gang der Entwicklung als durch die Schuld der Einzelnen herbeigeführt worden ist. Indem wir uns mit Ernst und Unbefangenenheit in ihr, von dem unserigen so verschiedenen, Verfahren hineinsetzen, können auch wir uns dasselbe aneignen und so für uns selbst in die rechte Bahn einlenken.

Diesen Zweck einer ernstlichen Beschäftigung mit dem römischen Rechte soll das Savigny'sche Werk befördern.

Der Vorwurf einer Trennung der Theorie von der Praxis ist gewiß das Härteste, was sich dem Rechtszustande irgend zur Last legen läßt. Er bedeutet nichts weiter, als daß die Praxis etwas Anders anwendet, als was die Theorie lehrt, daß also entweder die Theorie nutzlos und unbrauchbar oder die Praxis tumultuarisch und willkürlich ist. Spricht man nun auch nicht gerade in diesem Sinne von der Scheidung der Theorie und Praxis, so versteht man doch immer noch etwas tiefer Liegendes darunter

als die bloße Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit der Praktiker oder die unfruchtbare Gelehrsamkeit der Theoretiker. Man gibt ferner nicht bloß die Vertheiltheit der Rechtsgelehrten, sondern geradezu die Beschaffenheit des in Deutschland geltenden römischen Rechts, welches unpraktisch, nicht national, kraus und confus u. s. w. sein soll, als Grund des Übels an. Wir stimmen mit Savigny darin überein, daß man weder das römische Recht noch die Juristen, sondern „den allgemeinen Gang der Entwicklung“ als die Veranlassung des Leidens zu betrachten hat, halten es aber für unerlässlich, das Übel selbst und jenen Gang der Entwicklung schärfer zu bezeichnen. Läge das Übel bloß in der Unwissenschaftlichkeit der Praktiker, so würde Savigny's Werk, in welchem sich Gelehrsamkeit und einfache Klarheit auf unübertreffliche Weise vereinigen, gewiß mit der Zeit (denn für jetzt findet es den Eingang, den man ihm wünschen muß, bei den Praktikern noch nicht) ein höchst wirksames Mittel dagegen sein. Leider scheint es aber seinen Sitz viel tiefer zu haben.

Vielleicht hat man den Grund des Übels nicht richtig erkannt, indem man ihn in der besondern Natur des römischen Rechts oder in der Verfahrungsweise der theoretischen und praktischen Juristen suchte. Es können Verhältnisse in der Mitte liegen, welche alle Bemühungen der Juristen zu vereiteln im Stande sind und die Anwendung eines jeden Rechts ewig zu einem Schandrian verflachen werden, der allerdings der Theorie fern bleiben und sie in die Studirstuben zurückzusehen wird, wo sie ohne Berührung mit dem Leben versauern muß. Savigny hat diese Verhältnisse bereits in seiner Schrift „Vom Verufe unserer Zeit“ u. s. w. angedeutet, indem er sich wider neue Civilgesetzbücher ausspricht und dagegen von den Legislationen die Einführung solcher gerichtlichen Einrichtungen verlangt, in welchen das Recht als lebendiges Erzeugniß des Geistes des Volks geübt werden kann. Ehe man das römische Recht einer Reihe falscher und wahrer Beschuldigungen unterwirft, sollte man die Formen prüfen, in denen es geübt wird, und, ehe man die Praktiker beschuldigt, die ihnen vorgeschriebene Art und Weise, auf welche sie thätig werden müssen, ins Auge fassen. Perminier bemerkt ganz richtig: „La justice sociale a deux faces; elle est en même tems la source et la

consequence de la loi." Entsteht nach der Savigny'schen Lehre das Recht nicht sowohl durch äußere positive Sanction, als vielmehr durch die freie innere Thätigkeit des Volksgeists, so ist das Rechtsprechen nicht bloß eine Anwendung des bereits vorhandenen Rechts, sondern auch das erste und ursprünglichste Mittel, ein noch nicht vorhandenes Recht zu bilden. Diese Functionen übt das Rechtsprechen, so lange es vom Volke selbst oder unter seiner Theilnahme an den Verhandlungen geschieht. Hier legt der Richterspruch Zeugniß von dem im Bewußtsein des Volkes vorhandenen Rechte ab, und dieses Verhältniß, in welchem das Volk im Rechte nicht ein System äußerlich gegebener Vorschriften, sondern sein eigenes Erzeugniß erkennt, wird bei öffentlicher Rechtspflege fort dauern, wenn auch die gesteigerte Complication der Verkehrsverhältnisse und die detaillirtere Ausbildung des Rechts dessen genaues Verständnis zur Sache eines bestimmten Standes gemacht hat. Hier können sich Theorie und Praxis nicht entzweit sein, denn es wird das Rechtsprechen selbst, und nicht die Hervorbringung guter Acten, der Zweck sein, die Praxis sich also nicht auf Routine und Geschäftsmechanismus, in dem die Sache selbst untergeht, beschränken, die Theorie aber mit Leben und Anwendung in steter Berührung bleiben.

Das entgegengesetzte Verhältniß wird eintreten, sobald im Staate ein Dualismus, eine Scheidung zwischen Volk und Staatsgewalt eintritt. Dann wird Rechtsprechung und Gesetzgebung von letzterer geübt, ist aber dem Volke etwas Fremdes, ihm von einer äußern Gewalt gegeben und nicht von seinem Geiste erfüllt. Wenn das Volk überhaupt denkt, so wird es in der Rechtspflege und allen übrigen öffentlichen Einrichtungen ein ihm gegenüber Stehendes, einen Gegenstand für die Reflexion erkennen, es wird nicht der Geist des Volkes aus den Institutionen auf die einzelnen zu entscheidenden Fälle wirken, sondern den Institutionen und dem Wirken einer fremden Gewalt aus diesen betrachtend und kritisirend gegenüber treten. Die Praxis wird geistlos sein, weil die Organe einer dem Volke fremden Gewalt in ihren Functionen nichts als das Abmachen von Geschäften erblicken können. Die Theorie wird in der bloßen Geschäftsmäßigkeit untergehen, oder sich mit dem rein gelehrten Verarbeiten fern liegender Zeiten und Verhältnisse abmühen, und, weil Niemand gern zugesteht, daß er sich mit unpraktischen Dingen beschäftige, mit einer gewissen Angstlichkeit geltend machen, daß die Gegenwart aus der Vergangenheit erklärt werden müsse und also jenes Bemühen ein wenigstens mittelbar fruchtbringendes sei. Die Rechtspflege wird heimlich sein, und wenn ihre Öffentlichkeit gestattet wäre, so würde das Volk sich theilnahmslos dagegen verhalten.

So hängt denn Heil oder Unheil nicht von einzelnen Thatfachen und speciellen Umständen, sondern von der Entwicklungsstufe ab, auf welcher sich das öffentliche Leben überhaupt befindet. Die bestimmten Formen der Rechtspflege, denen sich die unmittelbarste Einwirkung auf den Rechtszustand zuschreiben läßt, sind nur Consequenzen und Symptome jener Stufe.

Was in dieser Hinsicht in Deutschland geschah, ist in Rom auf gleiche Weise geschehen. Bei den römischen Juristen erscheint anfangs die natürliche Einheit zwischen Theorie und Praxis noch ungestört und in lebendiger Wirksamkeit. Das ist, wie Savigny bemerkt, nicht ihr Verdienst, sowie der entgegengesetzte heutige Zustand mehr durch „den allgemeinen Gang der Entwicklung“ als durch die Schuld der Einzelnen herbeigeführt worden. Diesem „allgemeinen Gang der Entwicklung“ müssen wir aber näher bestimmen, um beurtheilen zu können, ob es möglich ist, dadurch, „daß wir uns mit Ernst und Unbefangenheit ist das von dem unserigen so verschiedene Verfahren der römischen Juristen hineindenken, und dasselbe anzueignen und so für uns selbst in die rechte Bahn einzulenken“. In der Zeit der Blüte des römischen Rechts finden wir allerdings jene innige Verbindung von Wissenschaft und Leben. Die Gerichtsverfassung beruht auf der Grundansicht, daß nur die Leitung der Geschäfte, die Vorbereitung und Instruction der Sachen, sowie die Execution des Urtheils ständigen Beamten, die Entscheidung selbst aber aus dem Volke gewählten Richtern zukommt, und diese getrennten Functionen des magistratus und iudex sind auf eine glückliche und, wenn man den innigen Zusammenhang dieser Einrichtung mit dem Rechtssysteme selbst ins Auge faßt, auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise miteinander durch die formula verbunden. Die Rechtspflege ist öffentlich und mündlich. Das Recht und die Verfassung seines Vaterlandes kennen und bei den öffentlichen Verhandlungen mitwirken, ist nicht bloß Sache eines bestimmten dazu berufenen Standes, sondern aller ausgezeichneten Köpfe; und so bilden sich in dem römischen Rechtsleben jene ewig bewundernswürdigen Muster von Beredtsamkeit, und selbst als im Anfange der Kaiserzeit nach Tacitus' Ausdruck „longa temporum quies et continuum populi otium et assidua senatus et maximi principis disciplina ipsam quoque eloquentiam sicut omnia alia pacaverat“, hielt sich doch jene Rechtsverfassung, obgleich von den Kaisern mannichfach beeinträchtigt, noch Jahrhunderte lang und erzeugte noch die größten jener Rechtslehrer, in deren Wirksamkeit Theorie und Praxis völlig vereint sind. Als indeß im 3. und 4. Jahrhundert die Monarchie der römischen Kaiser sich purificirte und der republikanischen Überbleibsel, mit denen sie sich anfangs noch umgeben hatte, entbehren zu können glaubte, wurde auch die Rechtspflege umgestaltet. Quelle des Rechts ist nicht mehr die von der Praxis nicht unterschiedene Theorie, sondern die kaiserliche Gesetzgebung; die Rechtspflege wird von ständigen Gerichten geübt, durch welche die Staatsgewalt Privatrechte schützt; sie wird nach und nach heimlich und schriftlich und organisiert sich in den Grundzügen auf eine dem heutigen Zustande ähnliche Weise. Die hiermit einsetzende todte Geschäftsmäßigkeit hatte dann eine vollständige Spaltung der Theorie von der Praxis zur Folge, Theorie und Gesetzgebung sind nie gute Freunde gewesen. „*Mon code est perdu*“, soll Napoleon gesagt haben, als der erste Commentar über sein Gesetzbuch erschien, und in Rom wurde die Theorie von der Gesetzgebung, von der „*mores consti-*

tationum divalium, quae velut subcrassae demersae caliginis et obscuritatis vallo sui notitiam humanis ingenii interclausit", wie der Kaiser Theodosius dieselbe bezeichnet, erdrückt, die Praxis aber versank in jene todte Geisteslosigkeit, welche man der heutigen Praxis Schuld zu geben pflegt. Statt der mündlichen Perorationen der Vorzeit finden sich — wie bei uns — Citate aus den bewährten Rechtslehrern, lectiones und recitationes, mit welchen man sich bekämpfte. Bemerkenswerth und bezeichnend für den Standpunkt der Wissenschaft ist das unter dem Namen des Valentinianischen Cistrgesetzes bekannte Regulativ über den Werth dieser Citate, nach welchem nicht der innere Werth der Ansichten, sondern die Anzahl der dafür anführenden Autoritäten und am Ende die bestimmte Autorität Papinian's entscheiden soll. Die Theorie selbst ist in der bloßen Geschäftsroutine so untergegangen, daß es nach der merkwürdigen Schilderung bei Ammianus Marcellinus (30, 4) Praktiker gibt, so unwissend, „ut nunquam se codices habuisse meminerint, et si in circulo doctorum auctoris veteris inciderit nomen, piscis aut edulii peregrinum esse vocabulum arbitrantur". Man hat bei dem Urtheile über den Werth des Justinianischen Corpus juris viel zu wenig Gewicht darauf gelegt, daß dasselbe gerade zur Zeit eines tiefen Verfalls der Theorie entstand und daß also die Compilatoren eine klare und lebendige Einsicht vom Inhalte der exspirirten Schriften nicht hatten, vielmehr die Lehren nur in der Bedeutung aufsaßen, zu welcher sich dieselben in der geistlosen Geschäftsroutine ihrer Zeit verflacht hatten. Erst jetzt ist es durch tiefere Studien und die Hülfe neuentdeckter Quellen gelungen, den tiefsten Sinn mancher Lehren wieder aufzufinden, die in der Redaction des Corpus juris zu eben der begriffslosen Unbestimmtheit verschwimmen, in welcher sich die damalige Praxis auf ebenso geistlos bequeme Weise bewegt haben mag als die heutige. So der Zusammenhang des Processes mit dem Privatrechte, das Verhältniß bloß formaler Geschäfte, die Novation u. a.

(Der Beschluß folgt.)

Oliver Cromwell. Historischer Roman von Horace Smith. Aus dem Englischen überseht von Wilhelm Adolf Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 4 Thlr.

Gewiß ist es kein geringer Beweis von der hohen Wichtigkeit des Lebens und Zeitalters des großen Mannes, dessen Name dieses Werk führt, daß, während man die meisten rechtswidrigen Könige Englands ruhig in ihren Särgen schlummern läßt, der Protector stets neue Biographen findet, und nicht minder ehrenvoll ist es für den Charakter dieses Mannes als für die Aufrichtigkeit seiner neuen Lebensbeschreiber, daß sie fast alle darin übereinstimmen, seinen verdienten Ruhm durch Entfernung der maßlosen Verleumdungen und Beleidigungen, die Parteilichkeit und religiöse Unbuddsamkeit auf sein Gedächtniß gehäuft haben, zu vertheidigen. Während Billemin in Frankreich eine würdigere Schilderung gegeben hat, sind in England vorzüglich Baughan und später Förster als Cromwell's unparteiische Biographen aufgetreten und haben ein treueres Bild entworfen als Fume u. A. aufgestellt hatten; sogar Richard Catmole, obgleich seinen Grundfäßen nach ein Gegner der Parlamentspartei, beurtheilt Cromwell nicht ungerecht.

Wir leben in einer Zeit, wo man nicht mehr die Geschichte schreibt, sondern sie verächtigt; die Rebel sinken nach und nach vor den Sonnenstrahlen der Wahrheit und manchen Selben, den man verdammt, stellt man jetzt hoch, während man manchen bewunderten der falschen Verdienste entkleidet. Cromwell, gegen dessen gewaltigen Geist die für entgegengesetzte Zwecke kämpfenden Parteien der Königsfreunde, der Presbyterianer und Republikaner sich in den bittersten Haß vereinten, weil sie sich von ihm bezwungen, eingeschüchtert und ihre gegenseitige Erbitterung zu seiner und des Reichs Erhebung benutzten, steht jetzt nach Jahrhunderten von ihren falschen Anklagen und Beschuldigungen gereinigt und freigesprochen da. Und so stellt ihn auch Smith in dem vorliegenden historischen Roman, der eigentlich eher eine romantisch ausgeschmückte Biographie genannt werden könnte, dar, und wir sehen Cromwell hier weniger als sich unrechtmäßig der Gewalt bemächtigend, als seine natürliche Stellung in der Gesellschaft behauptend. Wir sehen ihn in der Keinheit seines Privatlebens, in der frommen Richtung seines Gemüths, als großen Feldherrn, schnell entschlossenen Staatsmann, als liebenden Familienvater und treuen Freund, und wenn auch sein durch eine prophetische Erscheinung angeregter Ehrgeiz ihn nach der Erfüllung des Worts: „daß er der erste Mann in England sein werde", streben läßt, so sieht man auch den innern Kampf dagegen; und wenn der alte Krieger, der in der Schlacht tausendmal dem Tod muthig entgegentrat, auch später in dem prächtigen Palast vor der Androhung von Mord und Zittert, mit Waffen stets umgeben ist und jede Nacht ein anderes Schlafgemach wählt, wenn auch öfters eintretende Wüthen und heftige Selbstgespräche, und Träume vom getödteten König, auf seinem Todtenbette, auf reuige Zerknirschung schließen läßt, so scheint doch der Autor ihn frei von Schuld zu sprechen, indem er seinem Helden, dem edeln, patriotischen Edgar von Ardenne, der einst Cromwell's Freund war und ihn verließ, als er an sein ehrgeiziges Streben glaubte, folgende Worte in den Mund legt: „Als wir uns zuletzt trennten, war ich verblendet, verblendet durch Tränkenden und unverdienten Argwohn, ich hielt Euch für selbstsüchtig und ehrsüchtig, ich sah voraus, daß Ihr der Gebieter in diesem Lande werden müßtet, und ich wähnte, daß es Euer Streben und Ziel gewesen sei, es zu werden, daß Ihr die Umstände zu Euerem Vortheil benutzet und Zeit und Ereignisse Euch unterworfen hättet, ich gestehe es, ich war im Irrthum. Karl I. konnte nicht länger herrschen, ja durfte nicht länger leben, denn wäre er am Leben geblieben, so hätten wir immer gegen ihn Krieg führen müssen. Nach seinem Tode gab es keine Wahl, als zwischen Euch und einer Republik, und verzweifelt, ich legte Euch die Absicht bei, gleich nach des Königs Tode die Fägel der Regierung zu ergreifen, und in dieser Meinung hielt ich Euer Wirken bei jenem großen Rechtsbandel nur für Täuschung und Trug. Aber gerecht und ehrlich habt Ihr den Versuch gehen lassen, und wäre das Volk gewesen, was es nach meiner geringen Meinung nie war und nie sein wird, so lange diese Welt besteht, fähig, sich selbst zu regieren, fähig, seine Beherrescher zu wählen, oder bereit, sich den selbstgegebenen Gesetzen zu unterwerfen, so hätte es sich noch immer selbst regiert und wäre, wie man sagt, frei gewesen. Gott sei Dank, daß es nicht mehr so ist, besser, weit besser, wenn es so sein muß, ein Tyrann, als deren zehntausend. Ihr aber seid kein Tyrann, sondern der weiseste, fähigste und glücklichste Herrscher, der je Britannien regiert. Befürchtet im Auslande, gerührt im Vaterlande, ward durch Euch der Name eines Engländer's so groß und hochgeehrt, als je der Name eines alten Römers." Auch Milton, der große Dichter, den der Autor zu mehreren Malen anführt, gibt ihm dies Zeugniß, dessen Beleg man in seinen Dichtungen findet. Ref. glaubte den König und seine Gemahlin in zu dunkeln Farben geschildert zu finden, Smith widerlegt aber in seiner Vorrede diese Behauptung, indem er sagt: „Wie sehr man auch die despotischen Grundfäße, in welchen Karl erzogen wurde, den unseligen Einfluß der Königin,

die tiefen Eingebungen halbschattiger und unschätzbaren Rathgeber in Anschlag bringen möge, Umstände, welche seine Begehungen zwar erklären, jedoch nicht mildern können, so wird noch genug übrig bleiben, die Beschuldigungen zu beweisen, die ihm in diesem Buche gemacht werden."

Der Roman selbst, das Liebesinteresse nämlich, ist ganz Nebenache und scheint nur eingeführt, um den Einfluss jenes Bürgerkriegs auf Familienverhältnisse zu bekunden und darzutun, wie jene unselige Meinungsverschiedenheiten Väter und Söhne, Bräute und Bräutigame voneinander trennen, den Frieden des Hauses stören, den Frieden des Landes untergraben. Das Unglück jenes Bürgerkriegs wird in allen Ecken und in seiner blutigen Farbenpracht an dem Leser vorübergeführt; da werden Schlachten mit dem wechselnden Glück, stürmische Parlamentskämpfe, entscheidende Momente, große Begebenheiten in der lebendigsten Darstellung seinem gelassnen Auge vorgeführt und überall steht der Koloss Cromwell redend, handelnd, scherzend, kämpfend da, als ein schönes Monument dem einst Lebenden gesetzt. Und jene Galerie stets wechselnder Bilder verliert nicht einen Augenblick an Interesse, und ist in der Übersetzung unstreitig ein Gewinn für die deutsche Literatur, wie das englische Werk dem englischen Publicum ein werthvolles Geschenk sein muß, für dessen Herausgabe es Hrn. Horace Smith zu Dank verpflichtet ist.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der von uns schon oft citirte Philarete Chasles besprach vor kurzem Duquesnel's Werk: „Du travail intellectuel en France, depuis 1815 jusqu'à 1837." Der Kritiker gehört zu denjenigen Franzosen, welchen wir die Tendenz nachrühmen müssen, die in Frankreich gegen Deutschland und alles Auserfranzösische bestehenden Antipathien und Vorurtheile zu bekämpfen und das heilige Wort des Weltfriedens und der Weltversöhnung zum Lichte seiner kritischen Predigten zu machen. Auch in der betreffenden Kritik waldet dieser versöhnliche Geist, indem er Duquesnel, welcher die Verdienste der andern Völker um den intellectuellen Fortschritt der Menschheit auf Null herabsetzt, aufs schärfste tadelte. „Frankreich", sagt Philarete Chasles, „war von 1800—15 Knecht seines Ruhmes und Schwertes; der eigentliche Gedanke schwächte im Joch; die unwürdigeren Geister befanden sich in der Verbannung oder im Kriegeszustand gegen den Herrscher; Chateaubriand, Frau von Staël, Benjamin Constant galten für offene Feinde. Währenddem fand im übrigen Europa eine Civilisationsbewegung statt, besonders im Norden; denn der Süden schlammerte damals und schlief den Loheschlaf. Deutschland besaß Goethe, umgeben von den Gründern der electrischen Poesie. England trug Frucht nach allen Seiten hin, in der Dichtkunst, in der Geschichte, in der Beredsamkeit. In welches lächerliche Unglück verfällt demnach Hr. Duquesnel, wenn er sich einbildet, daß Frankreich allein das Licht besessen habe, bloß weil wir Franzosen waren? Nach und nach zeigte sich jedes Volk als Unterrichter und unterrichtet, als Jüdling und Meister; Goethe schrieb seine schönsten Dramen in dem Augenblicke, wo England auch nicht einen leidlichen dramatischen Dichter besaß. Jetzt sind wir, was Philosophie und Styl betrifft, Großbritannien überlegen, wie es uns vor 30 Jahren überlegen war. Gewöhnt Euch doch endlich daran, ihr Kritiker, Europa als einen einzigen Körper, seine Literatur als eine einzige Literatur, seine Bewegung als eine einzige Bewegung zu betrachten. In dieser Hinsicht sind die Ansichten Hrn. Duquesnel's außerordentlich beschränkt, ehrenvoll beschränkt, aber doch unzulässig. Es gibt für ihn nur eine civilisirte Nation, die französische. Ja, er scheint fast glauben zu wollen, daß es in Frankreich nur in der Bretagne Franzosen gäbe. Partisan der Civilisation, aber Liebhaber der malerischen Wildheit, zugestehend, daß sich die Völker Europas zu assimil-

iren anfangen, und doch so ausschließlich in seinem Patriotismus widerseht sich Hr. Duquesnel selbst, und mit allen seinen großen Ansichten scheint er geneigt, die gesammte Bildung und Dichtkunst auf den Canton von Plörmel zu beschränken. Er hätte sie zugleich bei Plauto, Byron, Goethe, Schelling erkennen sollen, erkennen sollen, daß Byron Franzose, Chateaubriand Engländer und Deutscher ist, daß Goethe Italiener beherrscht und daß diese intellectuelle Entwicklung dem gesammten Europa angehört."

Der Abbé Martin de Roisieu gab ein religiöses Werk unter dem Titel: „Exposition abrégée et preuves de la doctrine chrétienne" heraus. Ein französisches Journal sagt über dies Werk und dessen Verfasser: „In diesem empfehlenswerthen Buche vereinigen sich Strenge der Principien mit dem Geiste der Milde. Martin de Roisieu ist einer jener im pariser Clerus zahlreich vorhandenen Geistlichen, welche durch ihre Wissenschaft und noch mehr durch ihren Charakter das Publicum mit den religiösen Ideen zu versöhnen wissen. Schon Jahre lang und bis zum Jahre 1830 war er Almosenier an der polytechnischen Schule und wußte sich die Liebe und Achtung der studirenden Jugend zu erwerben, welche damals wegen der Einmischung, die sich mehrere Minister in ihnen fremde Angelegenheiten erlaubten, für religiöse Ideen im Ganzen wenig empfänglich war. Hr. M. de Roisieu hat seinem Werke sechs Briefe an einen frühern Jüdling der polytechnischen Schule einverleibt, welcher ihm über Gegenstände der Religion Einwurfe gemacht hatte. Einer der interessantesten von ihnen ist der, in welchem der Verf. beweißt, daß diejenigen Unrecht haben, welche die Abnahme des Glaubens von den Fortschritten der Intelligenz ableiten. Diese streng logisch geschlossene und elegant geschriebene Correspondenz ist die empfehlenswertheste Partie des Buches."

Unter dem Titel: „Ossian, barde du 3e siècle, poésies gaéliques recueillies par Mac-Pherson", erschien eine neue und vollständige französische Übersetzung der Ossianischen Gesänge nach der letzten englischen Ausgabe veranstaltet, und mit kritischen Untersuchungen über Ossian und die Galedonier versehen von P. Christlan.

Literarische Anzeige.

Goeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

England.

Von
Friedrich von Ranke.

Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage.

Drei Bände.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der dritte Band ist für die Besitzer der ersten Auflage dieses Werks auch einzeln zu erhalten unter dem Titel:

England im Jahre 1841. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im März 1842.

f. A. Brockhaus.

Freitag,

— Nr. 84. —

25. März 1842.

Zur Charakteristik unser Rechtszustandes.

(Befchluss aus Nr. 83.)

In Deutschland ging eine Umgestaltung ähnlicher Art vor. Ursprünglich war das Recht Erzeugniß und Eigenthum des Volks und die deutschen Volksgerichte boten ein ebenso anziehendes Bild dar als die Tribunale der römischen Magistrats. Auch hier war die Rechtspflege öffentlich und wie in Rom und Athen war die Leitung der Verhandlungen Function ständiger Beamten, das Recht sprechen selbst aber Sache aus dem Volk gewählter Richter. Diese volksthümliche Rechtspflege ging indeß verloren, als das römische Recht Eingang fand und sich die Landeshoheit in den einzelnen Territorien ausbildete. Wir finden nun statt der Volksgerichte landesherrliche Beamte, welche dem Volke das Recht administrieren; statt des öffentlichen mündlichen Verfahrens ein heimliches schriftliches, und statt des Bewußtseins von der Bedeutung des Rechts eine todte Geschäftsmäßigkeit, in welcher man die Prozesse wie Amtsgeschäfte erledigt. Mit diesen Formen war dem Rechte die Art und Weise seines äußern Erscheinens vorgezeichnet: wie sollen wir nun, wenn diese äußere Erscheinung gezwungen und unlebendig ist, wenn die Praxis sich dem Geiste des Rechts entfremdet, die Theorie aber sich vom Leben abhebt, das Recht selbst und nicht vielmehr bloß die unnatürlichen Formen, in welche seine praktische Offenbarung eingezwängt wird, beschuldigen? Die Gelehrsamkeit war früher im Stande und ist es theilweis noch jetzt, einen vornehmen Anstrich zu verleihen, und deshalb haben auch die Praktiker oft nach Eleganz und Gelehrsamkeit gestrebt: dieses Bestreben hat indeß die Einheit der Theorie und Praxis noch nie wiederhergestellt, denn die aufgewendete Gelehrsamkeit hatte nie die geistige Durchdringung der Verhältnisse, sondern nur die Anhäufung eines gelehrten Apparats zum Zweck, aus dem oft nur in sehr entfernter Weise für den einzelnen Fall ein brauchbarer Gesichtspunkt zu entnehmen stand. Die Gelehrsamkeit unserer deutschen Praktiker, die schwerfällige Zierlichkeit, die sie in die Formen brachten, ist immer ein todt belästigender Stoff gewesen. Das heimliche schriftliche Verfahren schied die Rechtspflege vom Leben, und die Rechtsfälle wurden für den Haufen der Rechtsgelahrten nichts als abzuwickelnde Geschäfte, konnten aber selbst für die besten außerdem kein höheres Interesse als das wissenschaft-

licher Aufgaben gewinnen. Daher das seltsame Urtheil, welches man in Deutschland noch oft über die Rechtsgelahrten fällt. „On regardait l'exercice de la jurisprudence comme incompatible avec l'état d'homme du monde“, bemerkt Meyer („Institutions judiciaires“), und noch täglich kann man wahrnehmen, wie man den Rechtsgelahrten für einseitig und einer universellen Culture für ledig und baar hält, und das in um so höherm Grade, als er für einen besonders tüchtigen Theoretiker und Geschäftsmann gilt. Dieses Urtheil hat seinen guten Grund. Im deutschen Proceßverfahren hat sich der Praktiker weit weniger mit dem Recht sprechen als mit dem Überwältigen der Acten und der bloßen Vorbereitung zum Recht sprechen zu beschäftigen, und diese Arbeit ist so geisttödtend und erdrückend, daß die in ihr ergrauenden Actenmänner gerade die brauchbarsten Mitglieder der Collegien sein können, diesen Ruhm aber mit dem Mangel einer tüchtigen universellen Bildung bezahlen müssen. Ganz anders ist es in England, wo der Zusammenhang von Wissenschaft und Leben bewahrt geblieben ist. Das „Quarterly review“ äußert in dieser Hinsicht recht treffend von den englischen Juristen:

No knowledge lies dead and unprofitable in their storehouse — all is for use. Not, surely, that their appropriate science of jurisprudence requires a wider scope of information than that which falls beneath the view of the physician or the divine; — but from their habits of contention and display they become at all things greedy and avaricious of whatever it is a pride amongst men to be informed of. They are the chief traffickers in thought — they are great diffusers of the intellectual capital of the country etc.

Daneben darf denn noch ein Umstand nicht unerwähnt bleiben, der den deutschen Juristen eine freie lebendige Bewegung unendlich erschwert: die jene bloße Geschäftsmäßigkeit befördernde Thätigkeit der Legislationen. Es soll damit den Gesetzgebern nicht vorgeworfen sein, daß sie einen solchen Zweck wirklich verfolgen, sie stehen bloß in und nicht über der Zeit, und zur Zeit liegt die ganze Gesetzgebungskunst noch im Argen. An das Civilrecht selbst und den Proceß hat sich die Legislation noch wenig gewagt, wol aber in den deutschen Staaten eine solche Masse die Rechtspflege betreffender reglementarischer Vorschriften erlassen, daß deren Bemüdigung nachgerade schwer fällt. Man behandelt die Rechtspflege wie andere Verwaltungszweige und läßt beständig durch Instruktionen, Rescripte

und Reglements nach; selbst größere Gesetze tragen diesen Charakter an sich. So ist die preussische Allgemeine Gerichtsordnung weniger ein Gesetz als eine umständliche Instruction, so die hanoversche Untergerichtsordnung von 1828 ein Reglement über die Anwendung des gemeinen Civilprocesses. Will man auf diese Weise in das Detail gehen, so kann man den bloß geschäftsmäßigen Theil der Rechtspflege so ausbilden, daß das Recht selbst darin untergeht und man dem Vorzuge eines guten und exacten Geschäftsganges die Sache selbst opfert. Manches mag in dieser Hinsicht gut und nothwendig sein, man wird aber doch immer beachten müssen, wie sich die Rechtspflege von den übrigen Verwaltungszweigen unterscheidet. Bei diesen ist die Prüfung der nationalökonomischen und politischen Principien nicht Sache der untern Behörden, sondern der Regierung, und jene haben bloß das Geschäftsdetail nach den Vorschriften über den Geschäftsgang abzumachen; bei den Gerichten ist es aber umgekehrt, diese sollen Bewahrer der Sache selbst, des Rechts sein und müssen daher in dem bloß geschäftlichen Theile nicht so durch Reglements und einzelne Vorschriften, die ohnehin leicht in die Sache selbst eingreifen, eingeengt werden, daß die Sache selbst in dem Geschäftsgange verloren und dieser zur Hauptsache gemacht wird. Es ist gewiß an der Zeit, hier das richtige Maß wiederzufinden; schon wird das Studium des Geschäftsganges so überwiegend, daß der angehende praktische Jurist seine bisherige Kenntniß für unpraktisch hält und glaubt, er verstehe etwas vom Rechte, wenn er sich zum Geschäftsgange eingeschult hat, schon ist davon die Rede gewesen, die Anfänger wie Bureauarbeiter zu dressiren, und schon findet man bei den Gerichten über 30 Tabellen- und Registerführungen, während die Zollämter deren doch nur etwa 60 haben, und endlich wird schon bemerkbar, daß Praktiker wenigstens brauchbar sind, die nicht viel mehr kennen als die Schleifwege des Processus und den Geschäftsgang.

Will man hiernach das Ubel in seiner ganzen Schroffheit bezeichnen, so ist es nicht bloß die Spaltung zwischen Theorie und Praxis, sondern die Spaltung zwischen Praxis des Rechts und Leben, die wir entweder besorgen oder beklagen müssen. Die Praxis spaltet sich nicht von der Theorie, denn sie wendet, so oft auch noch die Praktiker in der wissenschaftlichen Bildung zurückbleiben, im Ganzen doch willig an, was jene lehrt; sie verflacht aber in bloßer Geschäftsmäßigkeit, sie erzeugt weder im Volke noch in den Juristen ein Bewußtsein vom Zusammenhange der Rechtspflege mit dem Leben und in dieser Losgerissenheit vom Leben schwebt sowohl Theorie als Praxis in der Luft.

Dieses ist der „allgemeine Gang der Entwicklung“, dem Savigny die Leiden unsers Rechtszustandes beimißt. Die genauere Bestimmung dieses Ganges hat uns gewiß nicht alle Zweifel an dem Erfolge, den Savigny durch sein Werk erreichen will, benehmen können. Denn vorausgesetzt die Praktiker würden wieder von dem wissenschaftlichen Geiste des Savigny'schen Werkes belebt und mit dem Verfahren der römischen Juristen vertraut gemacht, so ist damit das Ubel doch noch nicht an der Wurzel

angegriffen. Wir räumen es Savigny gern ein, daß die Schuld gar nicht an der Beschaffenheit des römischen Rechts, als eines fremden, nicht nationalen u. s. w. liegt. Was man hier über das römische Recht gesagt hat, ist ein sehr leeres Gerede; denn alle Mängel, die es hat, haben jenes Grundübel nicht zuwege gebracht. Das englische Recht ist reichlich ebenso kraus und confus als das römische. Dieses letztere ist einmal bei uns nationalisirt und die Titel des Corpus juris über Sklaven und Freigelassene haben den Praktikern ebenso wenig jemals im Wege gestanden als die haarspaltende Casuistik und Subtilität in vielen das Erbrecht betreffenden Titeln. Über das Recht haben wir also nicht zu klagen. Nach Savigny's Ansicht muß die Schuld aber an der bisherigen Behandlung liegen, da er durch eine neue bessere helfen zu können glaubt. Nun ist freilich an der bisherigen Behandlung viel zu tadeln. Die gangbarsten Hand- und Lehrbücher liegen noch in solchem Wust von Scholastik, sie befolgen so sehr die alte Methode des Zerstückelns und Zerstückens und Einschachtelns der also erlangten Bestandtheile in einen traditionellen Schematismus, daß uns im Vergleich mit ihnen sogar aus dem steifen hölzernen Sabinianer Gajus ein wahrer Hauch von Lebensfrische anweht. Savigny's Buch leidet an jenen Mängeln nicht; es bricht zu einer bessern Behandlungsweise die Bahn und das ist sein Hauptverdienst. Bis jetzt können sich die Praktiker freilich noch nicht recht damit befreunden; die alte gewohnte Weise ist ihnen lieber, und die von Savigny über die Anwendung des Rechts auf den concreten Fall gegebenen Lehren können die alte Manier, in welcher man keinen rechten Unterschied zwischen der Anwendung der Sätze eines Politariffs und der Anwendung der Sätze des Civilrechts anzugeben weiß und die sich einmal an die herkömmliche Darstellung des Rechts gewöhnt hat, so schnell nicht verdrängen. Wird aber auch durch Savigny's Arbeit eine lebendige rationale Behandlung und Darstellung der Theorie für die Zukunft herbeigeführt werden, so müssen wir nach dem über den Grund des Hauptgebrechens unserer Rechtspflege Gesagten doch mit dem Zweifel daran schließen, daß v. Savigny mehr als Jenes, daß er auch eine Heilung dieses Leidens bewirken werde.

52.

Der Reisebericht des Amerikaners Stephens über Centralamerika, insbesondere über die Ruinen von Palenque.

Die Amerikaner Stephens und Catherwood haben neuerdings ein Werk veröffentlicht, das nicht allein interessante Einzelheiten über die Natur und Geschichte jener Länder und über die Sitten und Zustände ihrer Bewohner mittheilt, sondern auch das Interesse für die räthselhaften Ruinen der mericanischen Völker wieder ganz besonders erweckt. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte Stephens mit einer Erforschung von Centralamerika beauftragt. Er reiste am 3. Oct. 1839 von Newyork ab und kehrte am 31. Juli 1840 zurück. Diese Zeit von zehn Monaten hatte er unangesezt benützt, um die Materialien zu seinem Berichte oder vielmehr zu seinem Buche zu sammeln. Zweihundert Personen haben ihn dabei unterstützt und die indirecten Kosten für das zweibändige Werk belaufen sich hiermit auf mehr als 13,000 Pf. St. Das Buch ist aber dies in einem schönen, geistreichen Style abgesetzt und mit ei-

ner Menge von Zeichnungen und Plänen versehen, die Stephens' Reiseführer, Catherwood, an Ort und Stelle aufgenommen hat.

Der Lauf, welchen die Reisenden nahmen, war folgender: Neunundzwanzig Tage, nachdem sie New-York verlassen, kamen sie zu Ballie an, in der Bai von Honduras. Sie besuchten hintereinander das Land der Indier Carib, den Rio-Dola, Chiquimula, das Dorf Copan, Equipulas, das Gebirge Guazala-peque, San-Yacinto, Santa-Rosalia, El Puente, Guatemala, Mexico, La Antigua, den Vulkan Agua, den Hafen von Iztapa, die Küste des stillen Ozeans, den See Amatitan, den Vulkan Izcalco, den Golf von Ricoya, das Gebirge Aguacate, den Rio-Seyonda. Sie durchforschten ferner die Ruinen von Suyzini, die von Guiche, die von Palenque, die von Xmal in Yucatan und schifften sich zur Rückkehr im Hafen von Sisal ein.

Wie wir unsere Leser zu den Ruinen von Palenque führen, wollen wir hier zuvor einige interessante Stellen der vorhergehenden Reisebeschreibung berühren. Bei Untersuchung der südlichen Spitze von Guatemala erlebten die Reisenden ein Schauspiel, das einzig in der Welt ist. Sie bestiegen den Gipfel des Vulkans von Cartago. In der Höhe, wo sie sich befanden, war der Himmel vollkommen heiter und die Atmosphäre rein und durchsichtig, aber unter ihnen, an den Seiten des Gebirges hingen dicke Nebelschleier, die ihnen die Aussicht auf die Ebene und auf die Stadt verhüllten. Allmählig zerstreute sich das Gewölke und sie konnten alsbald durch einen Strich wolkenlosen Himmels den atlantischen und den stillen Ocean unterscheiden. Sie hatten dieses Schauspiel nicht zu genießen gehofft, denn die Eingeborenen, die sie begleiteten, hatten ausgesagt, daß die Aussicht fast immer durch Nebel verhüllt wäre. Die Punkte, welche die Reisenden wahrnahmen, waren der Golf von Ricoya und der Hafen von San-Juan. Diese beiden Punkte erblickten sie aber nicht in entgegengesetzter Richtung, sondern sie bildeten gleichsam rechte Nebenecken, so daß die beiden unermesslichen, nur vom Horizonte geschlossenen Flächen mit einem Blicke umfaßt werden konnten. „Welcher Anblick!“ — ruft Stephens aus — „ich sah einst vom Berge Sinai herab die Wüste Arabiens, vom Berge Thor aus das todt Meer, aber was war das im Vergleich zu dem Schauspiele, das ich jetzt vor meinen Augen hatte!“

Die antiquarischen Untersuchungen Stephens' fangen schon in den Ruinen von Santa-Cruz bei Guiche an. Er begegnete hier einer Menge nicht unbekannter, aber unerforschter Räume. Der interessanteste Theil derselben wurde von den Eingeborenen der Opferplatz genannt. Dieser Opferplatz war ein Bau aus Steinen, von viereckiger Form, der auf seiner Basis an jeder Seite 66 Fuß breit und sich pyramidal bis zu einer Höhe von 33 Fuß erhob. An drei der Seiten waren in der Mitte Stufen angebracht, mittels deren man auf die Höhe steigen konnte. An den vier Ecken standen stützende Strebpfeiler. Die westliche Seite hatte keine Stufen, sondern bildete einen sanften Abhang, der mit Stul bedeckt war und den die Zeit grau gefärbt hatte. Der Opferaltar selbst lag in Ruinen; allein es ist erwiesen, daß auf diesem Altar, als er einst errichtet, Menschenopfer gebracht wurden, die selbst die Spanier mit Abscheu und Schrecken erfüllten.

Stephens hat sich um die Überlieferungen von diesem canibalischen Cultus bemüht und theilt dieselben mit. Der Altar hatte eine hinlängliche Breite für die opfernden Priester, wie für den Götzen, dem zu Ehren die Menschen geschlachtet wurden; er war aber auch so gestellt, daß ihn das Volk, welches dem Opfer beizuwohnte und sich um den Fuß des Opferplatzes drängte, in den Augen haben konnte. Die Opfer wurden völlig nackt herbeigeführt. Man legte dieselben auf die convexe Oberfläche des Altars, so daß der Körper ein wenig gebogen war; der Rumpf lag emporgehoben, Kopf und Füße aber tiefer. Vier Priester hielten Arm und Beine, ein fünfter mittelst eines hölzernen, schlangenförmigen Instruments den Kopf. Hierauf näherte sich der Oberpriester. Mit einem scharfen Messer versehen, öffnete er dem Opfer die Brust, zog das zuckende Herz

heraus und, nachdem er es der Sonne entgegengehalten, warf er es zu den Füßen des Götzen. Da der Götze hoch und von gigantischen Formen war, so steckte man ihm auch zuweilen mittelst eines silbernen Stöckels die rauchenden Eingeweide in den Mund. War das Opfer ein Kriegsgefangener, so schnitt man ihm den Kopf ab, um den Schädel aufzubewahren, und der verstümmelte Körper wurde alsdann die Stufen herabgestürzt. Der Soldat oder Offizier, dem er nach Kriegsbrecht gehörte, schaffte ihn dann in seine Hütte und verschmauste ihn festlich mit seinen Freunden; war er nur ein für den Opferdienst erkaufter Sklave, so nahm ihn sein früherer Herr in Empfang und verspeiste ihn ebenfalls.

Nachdem Stephens in der Gegend von Guaquetenango die fossilen Überreste eines ungeheuern Mastodon untersucht und die Ruinen, Las cuevas genannt, wie mehrere sehr alte Gräber, in denen sich Basen und Dreifüße von sehr sonderbarer Arbeit vorfinden, in Augenschein genommen, trat er seine Reise nach den berühmten Ruinen von Palenque an. Die Reisenden, welche über das Gebirge gehen, bedienen sich gewöhnlich entweder der Hammacas oder der Sillas. Der Hammaca ist eine mit Rissen ausgelegte Sänfte, die von vier Indianern getragen wird; der Reisende sitzt darin nach der Seite, und nur sehr schwerfällige Leute und die Pabres bedienen sich ihrer. Der Silla (Armsessel) wird nur von einem Indianer auf dem Rücken getragen. Mit einer Bedeckung von 20 Indianern, die mit einem Silla versehen waren, reiste Stephens eines Morgens ab. Das Land, das sie durchzogen, war ebenso wild, ebenso wüth wie bei der Ankunft der eindringenden Spanier; weder eine Wohnung noch eine Spur von Civilisation konnten die Reisenden wahrnehmen. Der Weg führte durch ungeheure Wälder. Die Bäume waren so dicht gewachsen und durch Rauchwerk und Schlingpflanzen so verstrickt, daß sie nur mit Mühe durchdringen konnten; sehr oft mußten sie sich auf die Kautschiere legen oder absteigen, weil die Äste ein sehr dichtes und zugleich sehr niederres Gewölbe bildeten. In manchen Orten schienen die Gipfel der Bäume wie abgemäht und die Blätter waren getrocknet und zusammengeschrunpft; es war das Zeichen, daß der Tornado die Gegend verheert hatte. Sie wurden das eine Mal von drei Indianern überrascht, die ganz nackt gingen, bis auf einen geringen Streifen Kattun, den sie um die Lenden gewunden hatten. Diese Indianer waren mit Keulen bewaffnet. Einer derselben, jung und wundervoll gebaut, erschien den Reisenden gleich einem Herrn dieser herrlichen und unermesslichen Wälder. Kurze Zeit darauf überschritten die Reisenden einen Strom, an welchem Indianer mit Fischfang beschäftigt waren und ein treues Bild von dem wilden Leben lieferten, das in den ersten Zeitaltern der Welt geführt wurde.

Nach zehn Stunden gingen die Reisenden an emporzustiegen; der Weg war so mühselig, daß kaum die nur mit Satteln beladenen Maulesel fortkommen konnten. Die Indianer waren darum um so mehr erstaunt, daß die Reisenden von dem Silla, den sie gemietet, keinen Gebrauch machten. Allein, sagt Stephens, obgleich uns der Weg unendlich sauer ward, konnten wir uns doch nicht entschließen, uns von diesen unglücklichen Indianern tragen zu lassen und der Bürde, unter der dieselben, indem sie das Gepäck trugen, schon seufzten, noch eine zweite hinzuzufügen. Indessen wurde es Nacht, ohne daß die Reisenden ihr Ziel erreichen konnten, und da sich Stephens in einem tranken und leidenden Zustand befand, so mußte er zu dem Silla doch seine Zuflucht nehmen. Die Indianer, welche die Träger machen sollten, waren, wie alle andern, klein von Gestalt, aber unterseht und stark gebaut. Einer von ihnen nahm den Silla gleich einem Tragrost auf seine Schultern; zwei andere hielten sich für mögliche Unfälle an den Seiten. Anfänglich gewährte die Art der Fortbewegung Stephens große Erleichterung; allein der Weg erhob sich außerordentlich, und der Indianer hielt schon nach einigen Minuten an, um Athem zu schöpfen. Während er dann fortfuhr unter seiner Last die Felsen zu erglimmen, stieß er unausgesetzt tiefe Seufzer aus,

die Stephens das Tragen alsbald verweigerten. Diese Geisler, die dem Hühnlein eines Sterbenden gleichen, sollen den Willkürern eigen sein. Stephens sah das Gesicht nach der Seite gewandt, woher sie kamen; als er aber seine Schultern blühte, gewahrte er, daß sich der Träger einem Abgrunde von einigen Tausend Fuß näherte. Er wollte absteigen, aber die blutdürstigen Indianer konnten oder wollten seine Zeichen nicht verstehen. Der Ohnmacht nahe, überließ sich deshalb der kranke Stephens seinem Schicksale. Der Indianer schritt mit Vorsicht vorwärts, indem er sorgfältig jeden Stein, jedes Felsstück prüfte, bevor er den Fuß darauf setzte. Er war so ziemlich dem Abgrunde genahet, als er einen Geisler ausstieß, der erbärmlicher Klang als alle vorhergehenden, dabei wankten seine Knie und es hatte für Stephens ganz den Anschein, als sollten er und sein Träger zusammen in den Abgrund stürzen. Zu Stephens' Verwunderung nahm der Jüngling eine andere Wendung des Weges und er wünschte sich schon Glück, einer großen Gefahr entgangen zu sein, als sie aufs neue anfangen herabzustürzen und die Lage des Lebenden noch viel unangenehmer wurde. Außer Athem, erschöpft und zusammensinkend, hielt der Indianer an, und ein zweiter schloß sich an, ihn zu ersetzen; aber Stephens hatte genug, er hatte mehr moralische Pein ausgestanden, er war mehr angegriffen, als wenn er den Weg zu Fuß zurückgelegt hätte.

Nachdem die Reisenden unter großen Beschwerden in Palenque angekommen waren, machte sich Stephens alsbald an die Untersuchung der in der Nähe befindlichen, nur den Namen nach bekannten und einer schon vor dem Einbringen der Spanier ertöschenen Civilisation angehörenden Ruinen. Im J. 1750 drang ein sich von den im Innern Mexicos niedergelassenen Spaniern getrennter Haufe Abenteurer gegen die Ebene vor, die im Norden des Districts Carmen, in der Provinz Chiapa, sich ausbreitet. Inmitten einer wilden Ginde fanden die Eindringlinge hier Reste von steinernen Bauten und Ruinen, die einer sehr alten Stadt angehören mußten und die sich in einem Umfange von 19 Meilen Breite und 24 M. Länge erstreckten. Die Indianer nannten diese Überreste auf spanisch Casas de piedra. Man erschöpfte sich in Fragen über diese Ruinen. Wer mochte diese Stadt erbaut, wie mochte dieselbe geheißen haben, welches mochte das Schicksal dieser Civilisation gewesen sein, die längst untergegangen, als die Spanier den Boden Amerikas betraten! Man nannte die Ruinen nach dem Dorfe Palenque, welches in der Nähe gelegen ist.

Im J. 1786, 30 Jahre nach der Entdeckung dieser Ruinen, befahl der König von Spanien, dieselben zu untersuchen und sorgfältig zu studiren. Am 3. Mai 1787 gelangte zu diesem Zwecke, vom Gouvernment von Guatemala beauftragt, der Capitain Antonio del Rio hier an. Er unterzog sich unmittelbar der Erforschung, aber die Dichtigkeit der Bäume und des Gesträuchs, die inmitten der Trümmer emporgeschossen waren und jedes Eindringen verhinderten, setzte dieser Untersuchung alsbald ein Ziel. Del Rio mußte in das Dorf Palenque zurückkehren und sich mit dem Alcalde über die zu ergreifenden Maßregeln vereinigen. Zweihundert Indianer des Dorfes Tombola wurden angenommen. Mit Hacken und Äxten bewaffnet, fällten sie die Bäume, trennten das Gesträuch und die Schlingpflanzen und öffneten den Ort, indem sie die Holz- und Pflanzenhäufen unter Feuer setzten. Der Bericht des Capitain del Rio erkannte an den Ruinen von Palenque einen ägyptischen Charakter. Derselbe schließt mit dem Doctor Paul Felix Cabrera, welcher den Bericht mit Anmerkungen begleitete, daß das Volk, das einst diese Stadt bewohnte, ägyptischen Ursprungs müsse gewesen sein. Dieser Bericht blieb indessen in den Archiven von Guatemala vergraben, bis das Manuscript in die Hände eines Engländers fiel, der es 1832 zu London veröffentlichte. Es war so gänzlich in Vergessenheit gerathen und Europa hatte über den großen politischen Ereignissen den Ruinen von Palenque so wenig Aufmerksamkeit geschenkt, daß 1831 die

literarischen Zeitschriften die Entdeckung dieser Ruinen als eben erst von dem Obersten Galtado gemacht angekündigt hatten.

Stephens hat aber den Umfang dieser Ruinen die Indianer der Gegend sehr unständlich ausgefragt. Dieselben behaupten, daß die Trümmer einen Raum von mehr als 60 Meilen bedecken. Allein, da die Gegend von ganz undurchdringlichen Wäldern bedeckt ist, in denen man, selbst die Art in der Hand, keine Aussicht haben kann, da ferner die Eingebornen schon der Aberglaube verhiindert, in den Schoos dieser Wälder, mit geheimnißvollen Banten durchzogenen Wäldern einzubringen, so mißt Stephens diesen Aussagen ebenso wenig Glauben bei, als er die Ausdehnung der Ruinen selbst zu bestimmen wagte. Jedenfalls hält er diese Ausdehnung aber für sehr beträchtlich.

Die Reisenden waren zu Palenque während der Regenzeit angekommen. Dieser öble Umstand legte jedoch ihrer Expedition kein Hinderniß in den Weg, denn die Wälder waren durchgängig feucht. Die Hauptschwierigkeit für das Unternehmen bestand darin, daß die Indianer der Gegend weder Äxte noch Spitz- und Knochenhaken besaßen; es stand ihnen kein anderes Instrument zu Gebote als eine Art hier gebräuchlicher Jagdmesser, das einem Sabel mit kurzer, platter Klinge gleicht. Ueberdies hatten sie auch alle mögliche Mühe, die zum Bede erforderliche Zahl von Indianern aufzutreiben, denn die Bevölkerung war eben mit der Bestellung des Acker beschäftigt. Die Indianer, welche durch Vermittelung des Alcalde den Reisenden an die Hand gingen, kamen spät, entfernten sich zeitig und keiner wagte in den Ruinen zu übernachten. Hunderte von Morgen Landes wurden dennoch auf diese Weise umgewälzt und man kann sich vorstellen, wie viel Zeit, Ausdauer, Geld und Mühe Stephens daran setzen mußte.

Nach längerer Arbeit hatten die Untersuchungen zu einem Gebäude von beträchtlichem Umfange geführt, das den Anblick und die Verhältnisse eines Palastes gewährt und in welchem sich die Reisenden schließlich einrichteten. Es war in oblonger Form auf eine künstliche Erhöhung erbaut und moß gegen 28 Fuß in der Front, gegen 180 Fuß hatte es Tiefe und nur 15 Fuß Höhe. Um dasselbe herum lief ein großes steinernes Gefäß. Die Fassade war von 14 Thüren durchbrochen, jede neun Fuß breit; die Steine, mit denen die Thüren ausgefüllt, hielten sechs bis sieben Fuß Breite.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Bazin der Alerie in Paris übersezte neuerdings ein chinesisches Drama, welches den Titel „Pi-pa-Ki“ führt, in Peking um das Jahr 1404 aufgeführt worden ist und, wie Bazin sagt, von den Chinesen als eine werthvolle Erinnerung an die Sitten jener Zeit betrachtet wird. Bazin's Übersetzung ist durch ein ebenfalls aus dem Chinesischen übersehtes Gespräch zwischen einem chinesischen Betrüger und einem jungen Autor eingeleitet, worin das genannte Drama von den Unternehmern einer Prüfung unterworfen wird. Somit ist diese Publication sowohl als ein Specimen des chinesischen Dramas wie der chinesischen literarischen Kritik von Interesse. Wir dürfen noch hinzufügen, daß die Vorlesungen über die chinesische und malayische Sprache, welche, unter Autorität des Ministers des öffentlichen Unterrichts, in Paris von den Herren Bazin und Dulaurier gehalten werden, einen so ermutigenden Fortgang hatten, daß man jetzt sogar einen Lehrstuhl für die tibetanische Sprache errichtet und einem ausgezeichneten jungen Linguisen, Herrn Foucaux, anvertraut hat.

Für die Veröffentlichung wird folgendes interessante Werk vorbereitet: „The life of Sir David Wilkie, his tours in France, the Netherlands, Italy, Spain, Germany, Turkey, the Holy-land, and Egypt“, mit Wilkie's auterlesten Briefwechsel und seinen Bemerkungen über Kunst und Künstler (3 Bände). Herausgeber, Anordner und Biograph ist Allan Cunningham.

Volkunterricht in England.

In der zu Florenz erscheinenden Zeitschrift „Guida dell' educatore“, welche seit dem Beginn des J. 1836 von dem wie um das Erziehungswesen im Allgemeinen, so namentlich um den Unterricht der ärmern Classen sehr verdienten Lambruschini, über den schon einmal vor längerer Zeit in d. Bl. (in Nr. 5 f. 1836) gesprochen wurde, herausgegeben wird, liest man in Nr. 57 und 58 einen Aufsatz: „Educazione popolare in Inghilterra.“ Der Verfasser desselben ist ein Livornese deutscher Herkunft, Heinrich Mayer, durch persönliche Verhältnisse in Süddeutschland, namentlich in Württemberg, vielfach bekannt. Seit mehreren Jahren mit dem theoretischen und praktischen Erziehungswesen beschäftigt und Alles beachtend, was in diesem Zweige zum Vorschein kommt, hat Hr. Mayer einen großen Theil Europas in der Absicht bereist, den Zustand des Volkunterrichts kennen zu lernen. Die Resultate seiner Erfahrungen denkt er in einer pädagogischen Reise niederzulegen, von welcher er schon eine Reihe von Bruchstücken in der florentiner „Antologia“ und nachmals in der „Guida dell' educatore“ bekannt gemacht hat, denen der gegenwärtige ziemlich umfangreiche Aufsatz sich anschließt, dessen Resultate mit denen zu vergleichen, welche andere in neuerer Zeit über den fraglichen Gegenstand bekannt gemachte Arbeiten darbieten, von Interesse sein dürfte. Der Verfasser ist nicht Anhänger dieses oder jenes pädagogischen Systems: er hat in verschiedenen Ländern die Ergebnisse und Wirkungen der verschiedenartigsten Institutionen genau beobachtet und ist, so weit sich ermeßsen läßt, frei von Vorurtheilen und vorgefaßten Meinungen. Vielleicht theilen nicht Alle seine Ansicht in Betreff des Umfanges der Kindersple und der von ihnen zu erwartenden Resultate, oder hinsichtlich der dem Volkunterrichte zu gebenden Entwicklung. Dies thut indeß nichts zur Sache. Ubrigens ist bei unserm Verfasser die Kenntniß vom Elementarschulwesen nicht auf bloße statische Notizen oder auf Speculation beschränkt. Bei der Einrichtung der durch Privatträfte gegründeten und gehaltenen, nun schon seit mehreren Jahren bestehenden Kindersple in Toscana vielfach und mit großem Erfolge thätig, hat Hr. Mayer Gelegenheit gehabt, die praktische Seite gründlich kennen zu lernen: die Vortheile

einer völlig unabhängigen Stellung sind ihm dabei auf alle Weise zu Hülfe gekommen, so daß sein Urtheil mehr Beachtung verdient als das des bloßen Theoretikers. Es mag daher gestattet sein, das Wesentlichste aus seiner Arbeit hier im Auszuge zu geben, zum Theil des Verfassers eigene Worte gebrauchend, zum Theil nur seinen Ideengang folgend und das Einzelne aneinanderreihend.

In zwei Epochen, bemerkt er in der Einleitung, habe ich das Erziehungswesen in England beobachtet, zuerst 1833 und 1834, dann 1839. Die bedeutende Verschiedenheit zwischen beiden Epochen konnte mir nicht entgehen. Die erste war die des Wiederauflebens nach langem Schlummer, die zweite eine Zeit bewegten Lebens. Welcher der Zustand des Elementarunterrichts in England vor 1833 war, läßt sich aus verschiedenen Werken ermeßen, namentlich aber aus zweien, dem Buche Arribabene's über die Wohlthätigkeitsanstalten Londons und dem von J. H. von Wessenberg über die Volkserziehung. Wer aber das Detail kennen will, dem ist es nöthig, die bündelreichen Verhandlungen durchzulesen, welche seit 1816, zuerst von Brougham veranlaßt, im britischen Parlamente über diesen Gegenstand vorkamen und welche für jetzt das Resultat gehabt haben, daß 1833 zum erstenmale die Summe von 20,000 Pf. St. zur Unterstützung des Elementarschulwesens vom Hause der Gemeinen votirt wurde. Neben diesen und andern öffentlichen Documenten, z. B. den Berichten über den Zustand der Wohlthätigkeitsanstalten, über die in den Fabriken arbeitenden Kinder, über den Pauperismus u. s. w., welche alle indirect hierher gehören, gibt es noch eine Menge anderer, welche, wenn sie auch mehr den Privatcharakter an sich tragen, dennoch der Öffentlichkeit zufallen, wie in England mehr oder minder Alles in Folge der politischen Institutionen. So ist es mit den Druckfachen der philanthropischen Gesellschaften, welche sich in die schwere Aufgabe getheilt haben und in öffentlichen Versammlungen wie in Jahresberichten von den erlangten Resultaten Rechenschaft geben. Die beiden bedeutendsten derselben sind: die britische Gesellschaft für die Gründung von Schulen in England und die Nationalgesellschaft zur Verbesserung des Volksunterrichts, gemäß den Grundsätzen der anglikanischen Kirche. Diese beiden haben auf das ganze Land großen Einfluß ausgeübt und sie sind es, denen das

Parlament die Vertheilung der erwähnten Subsidien Gelder anvertraut hat.

Was nun zuvörderst die Statistik des Volksschulwesens betrifft, so ist es um so mehr unmöglich, genaue Daten über dieselbe zu geben, als die statistischen Forschungen in Großbritannien überhaupt ziemlich neu sind und jenes Schulwesen keinen Theil der öffentlichen Verwaltung bildet. Einzelne Untersuchungen, sowie die Bemühungen von Gesellschaften waren darauf gerichtet, diesem Mangel abzuhelfen: aber es ist leicht begreiflich, daß die Resultate derselben sich schwer miteinander vergleichen lassen, indem sie, von verschiedenen Principien ausgehend, nicht zu übereinstimmenden Schlüssen führen können. Brougham berichtete 1820 im Unterhause, er habe mehreren Hunderten von Pfarrern Circulare zugesandt, um die Zahl der Schulen und Schüler approximativ zu bestimmen. Aus den ihm zugekommenen Antworten habe er entnehmen zu können geglaubt, daß von 12,000 Pfarren in England 3500 gar keine Schulen hatten, 3000 Pfarrschulen alter Stiftung, während in den übrigen 3500 die Schulen durch die freiwilligen Beiträge der Bewohner unterhalten wurden. Er berechnete zu ungefähr 500,000 die Zahl der Zöglinge in letztern Schulen, zu 165,000 die in den Pfarrschulen und zu 53,000 die bei Frauen mehr in Verwahrsam als in die Lehre gegebenen Kinder. Er fügte hinzu, daß die Schulen des wechselseitigen Unterrichts gegen 200,000 Kinder in 1520 Schulen enthielten und nach der Einrichtung derselben das Verhältniß der die Schule besuchenden Kinder zur Gesamtbewölkerung sich ungefähr wie 1:16 stellte, während es früher wie 1:21 war. Bei der Bestimmung dieses Verhältnisses ist auf die Kinder zwischen 7 und 13 Jahren Rücksicht genommen, welche nach der gewöhnlichen Annahme ein Neuntel, in England aber beinahe ein Zehntel der Bevölkerung bilden. Nehmen wir die Zählung der Bewohner Englands an, welche 1831 die Summe von 13,091,005 Seelen gab, so würden wir das genannte Jahr 1,309,100 Kinder von 7 — 13 Jahren haben. Für die Jahre 1837 und 1838 würde sich nun die Gesamtzahl auf etwa 1,500,000 belaufen. Nun gibt der Bericht der schon genannten Nationalgesellschaft von 1839 die Zahl der von ihr abhängigen Schulen zu 6778 mit beinahe 600,000 Zöglingen an. Diejenigen Schulen dazu gerechnet, welche, ohne zu jener Gesellschaft zu gehören, gleichfalls die Kinder gemäß den Grundsätzen der anglicanischen Kirche erziehen, ergibt sich die Zahl von 17,341 mit mehr denn einer Million Zöglinge. Die Gesellschaft für Sonntagschulen gibt aber allein schon die Zahl von 1½ Million an, so daß, wollte man auch die Zahl derjenigen Kinder nicht ausschließen, von denen, da sie zu den wohlhabendern Classen gehören, sich nicht annehmen läßt, daß sie die National- oder Sonntagschulen besuchen, man glauben möchte, diese beiden Gesellschaften reichten vollkommen hin, den Bedürfnissen des Elementarunterrichts zu genügen. Aber dem ist keineswegs so: vielmehr sind die Zahlenangaben sehr übertrieben, wie unter Anderm von F. Hill in seinem zu Lon-

don 1836 erschienenen Buche über die Nationalerziehung nachgewiesen wird. Die britische Gesellschaft gesteht dagegen offen, es fehle ihr an Mitteln, die Zahl ihrer Schulen und folglich der Schüler mit Bestimmtheit anzugeben.

Kein Theil der englischen Statistik — sagt Hill — ist so sehr vernachlässigt worden wie der die Erziehung betreffende. Die Folge davon ist, daß die unbegründetsten und widersprechendsten Ideen über ihren gegenwärtigen Zustand in Umlauf sind. Die Einen behaupten, die Bildungsmittel seien jetzt Jedem zugänglich, und es gebe Wenige, die aufwachsen, ohne mindestens die Grundzüge des Wissens sich anzueignen; Andere dagegen geben an, die jetzigen Vorträge für den Volksunterricht seien völlig unzulänglich, sobald Tausende und Tausende im traurigen Zustande unfreiwilliger Unwissenheit zu reifem Alter gelangen.

Welche von den beiden Behauptungen die wahre ist, unterliegt leider keinem Zweifel: es ist — die schlimmste. Den Beweis liefern die neuerdings in verschiedenen Theilen des Landes von vorurtheilsfreien Personen angestellten Untersuchungen. Die Art und Weise, womit diese Untersuchungen angestellt worden, und die Resultate, welche sie geliefert, haben nicht nur die Aufmerksamkeit der Einzelnen, sondern auch die des Parlaments auf sich gezogen. Ramentisch war dies der Fall mit den Arbeiten der statistischen Gesellschaften von Manchester und London, der londoner Centralgesellschaft für das Erziehungswesen und des Comité für die Reform der Armengesetze, wie mit den Forschungen verschiedener Privatpersonen, welche von der letzten Commission, deren Bericht dem Unterhause 1838 vorgelegt ward, untersucht wurden. Dieser Bericht ist unter den bisher bekannt gemachten officiellen Documenten dasjenige, welches die größte Menge von Thatfachen, Beobachtungen und Vorschläge enthält. Die Hauptschlüsse sind folgende: 1) daß es in der Hauptstadt und den großen Städten für die Kinder der arbeitenden Classen sehr an Erziehungsmitteln fehlt; 2) daß diese Erziehung nicht bloß auf wenige beschränkt, sondern sehr mangelhaft ist; 3) daß ohne irgend ein kräftiges und nachhaltiges Einschreiten der Regierung aus dieser Vernachlässigung bedeutliche Übel für alle Stände entstehen können. Diese Schlüsse halten freilich nur die großen Städte im Auge, weil man nur in Hinsicht auf diese hinlänglich zuverlässige Daten zu sammeln im Stande gewesen ist. Nachmalige halbofficielle Publicationen fügen indes hinzu, daß, wo die Untersuchungen auf Landdistricte ausgedehnt worden sind, derselbe Mangel an hinreichenden Hülfsmitteln für den Volksunterricht sich vorgefunden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Der Reisebericht des Amerikaners Stephens über Centralamerika, insbesondere über die Ruinen von Palenque.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Unter andern auffallenden und merkwürdigen Dingen fand Stephens hier ein Basrelief, das mit Sand und Kalkmörtel auf Stein ausgeführt war und dessen Oberfläche eine Lage Stuk bedeckt, auf welcher verschiedene, den Hieroglyphen ähnliche Reliefs ausgeführt waren: das Ganze aber umgab eine fein gearbeitete, sieben Fuß hohe und sechs Fuß breite Einfassung.

lung. Nur ein Theil davon war unversehrt geblieben. Die Hauptfigur unter diesen Gallerien stand aufrecht und zeigte sich im Profil. Stephens fand den Gesichtswinkel außerordentlich; er hielt nicht weniger als 45 Grad. Der Kopf der Figur schien durch Druck verlängert, ganz nach der Proceßur, deren sich heute noch die Chactaws und die andern plattköpfigen Indianer Nordamerikas bedienen. Was die Gesichtszüge anlangte, so boten sie kein Verhältniß zu den Physiognomien der gegenwärtigen Einwohner dar. Stephens behauptet auch, daß, wenn der Künstler die Personen des fraglichen Basreliefs nach lebenden Modellen und nicht nach der Willkür seiner Phantasie sollte gearbeitet haben, so handle sich es hier um eine jetzt gänzlich erloschene Race. Der Kopfschuß sollte augenscheinlich Vogelfedern darstellen. Die Schultern waren mit einer Art kleiner mit Nägeln eingesetzter Spauletten verziert. Eine Halskrause fiel auf die Brust herab. Welcher Stoff im Gürtel dargestellt war, konnte man nicht erkennen. Die Tunica, mit welcher die Gestalt bekleidet, schien ein Leopardenfell vorzustellen. Die Hand hielt einen Stock oder Scepter. Zu den Füßen der Hauptperson kauerten zwei kleine Figuren in bittender Stellung. Der Stuhl war überdies von bewundernswürdiger Festigkeit, er war so hart wie gelegener Stein. Sämmtliche Gemälde waren in Roth, Blau, Schwarz und Weiß ausgeführt. Stephens führt noch an, daß seine und die Phantasie seiner Begleiter alle möglichen Anstrengungen gemacht habe, die Gegenstände des Basreliefs zu erklären, daß sie aber zu keinem genügenden Resultate gekommen seien.

Stephens geht hierauf in die kleinsten Einzelheiten über das Innere des mysteriösen Palastes ein. Er zählt die vielen Höfe auf, die Bögen, die Corridore, die verschiedenen Gemächer und beschreibt die hieroglyphischen Figuren, mit denen die Wände bedeckt waren. Er beschreibt ferner eine Art von Auditorium sehr ausführlich, das die Zeit besonders verschönt hatte. Die Figuren der Basreliefs waren darin besonders gut erhalten. Er vermuthet, daß an diesem Orte die Mythen eines uns unbekannten Cultus seien gefeiert worden; dieser Gedanke erfüllte sie Alle mit einer gewissen Scheu und mit Ehrfurcht.

Stephens schildert auch ein Monument, von dem er annimmt, daß auf dessen Mauern die Geseze des Gemeinwesens mußten geschrieben stehen. Dieses Bauwerk erhob sich stockweise und bildete der Ansicht nach eine abgeplattete Pyramide; in dessen nahm er keine Verbindung zwischen dem Erdgeschosse und den Stockwerken wahr. Die Mauern waren außen mit Stuck bedeckt und innen mit Hieroglyphen überzogen; um das Ganze lief eine Reihe feinerer, eine Balustrade bildender Pfeiler.

Aus dem Raume, den diese Ruinen einnehmen, aus der Lage und Anzahl der Paläste, der Tempel und der großen öffentlichen Gebäude schließt Stephens wol mit Recht, daß die unbekannte Stadt von einem außerordentlichen Umfange müsse gewesen sein. Zu bestimmten, allgemeinen Resultaten kann er indessen nicht gelangen. Welches aber auch das Alter, und die Ausdehnung dieser imposanten und das Gemüth Stephens' und der übrigen Reisenden einnehmenden Trümmer sein mag, so viel geht aus den Beschreibungen hervor, daß hier einst ein gebildetes Volk gelebt, welches alle Epochen nationaler Blüthe und nationalen Verfalls durchlebt habe, ein Volk, das seine Geschichte, seine kriegerischen und friedlichen Thaten und Jahrbücher mußte gehabt haben. Diese Tempel und Paläste, diese zerfallenen, vielleicht von feindlicher Hand umgestürzten Altäre und Monumente, welche Stephens so genau abschilbert, beweisen nicht allein von Geschmack und von Geschäftigkeit ihrer Erbauer, sondern sie sind auch sprechende Zeugen von der Größe und Bildung eines Gemeinwesens, das so große Mittel zu dergleichen Unternehmungen besessen konnte. Wir konnten nicht unterlassen, sagt Stephens, uns im Geste alle diese in Staub gewordenen Werke wieder aufzubauen; wir hoberten aus dem Schooße des Waldes alles Das zurück, was in seinen Tiefen begraben lag; wir versetzten uns in die Vergangenheit und stellten uns diese Stadt vor mit ihren Terrassen und Pyramiden,

mit ihren Sculpturen und Malereien, mit der Bewegung und dem Geräusch einer zahlreichen Bevölkerung.

Jebe sichere Bestimmung über die Zeit, in welcher diese Bauwerke errichtet wurden, scheint Stephens gewagt. In einer Entfernung von zehn Stunden liegt ein Dorf „Las Tres Cruces“ benannt, das seinen Namen von drei Kreuzen haben soll, welche Cortez errichtete, als er von Mexico durch den See Petter nach Honduras zog. Cortez muß also nach dieser Tradition in einer solchen Entfernung bei Palenque vorbeigekommen sein. Wenn dies nun eine bewohnte, lebendige und keine todte Stadt gewesen wäre, meint Stephens, so würde Cortez auch sicherlich davon erfahren und nicht geögert haben, einen so ansehnlichen Ort einzunehmen und zu unterwerfen. Da aber die in allen Einzelheiten bekannte Geschichte von der Besiznahme Centralamerikas von einem solchen Acte schweigt, so schließt Stephens mit Recht, daß schon zu Cortez' Zeiten Palenque Das war, was es heut ist, nämlich eine zerfallene Stadt ohne Einwohner, ohne Namen und ohne Andenken.

Bis zu welcher Epoche verliert sich aber der Ursprung dieser Stadt? Zu welcher Race gehörten die Bewohner von Palenque? Diese Fragen zieht Stephens mit vieler Gröndlichkeit und Gelehrsamkeit in Erwägung und beantwortet dieselben wenigstens negativ. Der Capitain Dupair, der diese Ruinen nach der Rio besuchte, legt ihnen einen antebulwianischen Ursprung bei. Zu dieser Annahme wird er vermocht, weil sich Erbschichten gebildet und den größten Theil der Ruinen bedeckt haben, weil auf denselben sogar riesenhafte und ein hohes Alter bezeugende Bäume emporgeschlagen sind. Die Expedition des Capitain Dupair fand 30 Jahre vor Stephens' Ankunft zu Palenque statt. Vor Dupair hatte der Rio den Ort mit Feuer und Eisen verheert, und doch fand Ersterer die Dinge in einem so verwachsenen und verwilderten Zustande, wie 30 Jahre nach ihm Stephens. Der Letztere schließt aus diesem Umfande mit Grund, daß gerade hier die Vegetation keine Jahrhunderte, geschweige Jahrtausende brauche, um Bäume und Sträucher von bedeutender Größe auszubilden. Die Erdagglomeration findet aber Stephens keineswegs so bedeutend. Er erklärt, daß ein mit seiner Hache bewaffneter irändischer Bauer diese vermeintliche Anhäufung, diesen antebulwianischen Niederschlag, in einigen Stunden in ziemlicher Ausdehnung würde aufgewühlt haben. Das einzige Mittel, zur Wahrheit über den Charakter und den Ursprung dieser Ruinen zu gelangen, dürfte aber wol nur eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung derselben sein. Die Ruinen von Palenque müssen mit den architektonischen Monumenten und den Sculpturen, welche die verschiedenen Zeitalter und Völker aufzuweisen haben, verglichen werden, wenn sich die Untersuchung nicht in haltlosen Annahmen und Hypothesen erschöpfen soll.

Als ein Kenner der alten Architektur und der Völkergeschichte bereitet Stephens eine solche vergleichende Untersuchung der Ruinen in seinem Buche vor. Zuvörderst spricht er aus, daß die amerikanischen Ruinen nichts vom Cyclopischen haben, daß sie weder den Werken der Griechen noch der Römer gleichen, daß dieselben überhaupt mit den Ideen europäischer Baukunst nichts gemein haben, und daß man für Gleichartiges nur in Asien oder Afrika suchen könne. Man hat oft behauptet, in früherer Zeit seien von China und Japan aus Einwanderungen auf die westlichen Küsten von Amerika geschehen und die verschollene Civilisation Südamerikas habe davon ihren Ursprung erhalten. Allein Stephens findet in den Überresten auch nicht die geringste Spur, die auf eine Verwandtschaft mit den ihren Sitten und ihrer Kunst so viele Jahrhunderte zurückgebliebenen Chinesen führen könnte. Ingleichen behauptet Stephens auch sehr entschieden, daß die amerikanische Kunst und Architektur gar keine Übereinstimmung mit den Überresten habe, welche Ostindien von seiner frühern Cultur aufweist. Die Hindus, sagt er, bauten unermessliche, in den Felsen gegrabene, von massiven Pfeilern unterstützte Gewölbe, während die amerikanischen Ruinen nichts Gleiches darboten, obgleich die Beschaffenheit des Landes zu Bauten der Art auffodert. Eine Eigentümlichkeit

der amerikanischen Monumente ist es vielmehr, daß dieselben alle auf künstlichen Erhöhungen errichtet sind. Überdies wählte die Sculptur der Indianer Gegenstände von höchstem Wesen und auffallendsten Formen, und in den Ruinen von Palenque sind bis jetzt keine Darstellungen von solch vornehmer Beschaffenheit und einer excentrischen Einbildungskraft gefunden worden.

Es bleibt also nur noch der ägyptische Ursprung übrig. Die Ähnlichkeit, die man zwischen den ägyptischen und den amerikanischen Monumenten wahrnimmt, ist die Pyramidenform. Indessen bemerkt Stephens ganz trefflich, daß sich diese Form dem menschlichen Geiste im Allgemeinen überall von selbst aufdrängen mußte, indem es die einfachste und sicherste Art sei, einem hohen Baue Sicherheit und Festigkeit zu geben; und böte die Bauart sonst keine schlagenden Ähnlichkeiten dar, so könne man wol darum den verschiedenen Völkern, bei denen diese Form gebräuchlich gewesen, keine Gemeinsamkeit des Ursprungs zuschreiben. Die ägyptischen Pyramiden, fährt er fort, sind sämtlich nach einer Form, zu einem Zwecke gebaut; sie haben sämtlich eine viereckige Basis, sie erheben sich etagenweise und nehmen so ab, daß sie in einer Spitze enden. Unter den amerikanischen Ruinen findet man allein in denen zu Copan etwas dem Ähnliches, und noch steht man da nicht eine vollkommene, ein Ganzes bildende Pyramide, eine Masse, die ihre vier Winkel und ihre vier Seiten hat, sondern die dortigen Pyramiden bilden deren nur drei und, anstatt selbständig dazustehen, dienen sie alle dazu, ein anderes Gebäude zu stützen und zu vervollständigen. Was die übrigen Ruinen betrifft, so hat Stephens nur Baue gefunden, die mehr oder minder beträchtlich emporsteigen und von denen die einen an der Fassade mit einer Flucht von Stufen versehen, die andern aber von Terrassen oder Plattformen beherrscht sind.

Nachdem Stephens gründlich und umständlich die Monumente am Nil mit den Monumenten in den amerikanischen Wäldern verglichen und bewiesen hat, daß sie in keinem Zusammenhang miteinander stehen können gestanden haben, glaubt er bei der Thatfache stehen zu müssen, daß das den schönen Künsten und der Cultur ergebene Volk von Palenque seinen Ursprung in der amerikanischen und nicht in der alten Welt gehabt habe. Das Volk von Palenque, sagt er, hat sich ohne Zweifel ohne fremde Meister, ohne entlehnte Formen ausgebildet. Es lebte im Schooße dieser unbekannten Gegenden ein unterchiedenes, getrenntes, unabhängiges Menschenleben und gestaltete sich zu einem Volke, das so eingeboren war wie der Boden, den es bebaute, wie die Früchte, von denen es lebte, obgleich die Geschichte dieses Volks für uns gegenwärtig in Dunkel gehüllt ist.

Nach Stephens' Einsicht kann indessen nicht lange vor der Ankunft der Spanier die große Stadt Palenque in Trümmer gerathen sein; der Zustand und das gute Aussehen dieser Ruinen führen ihn zu dieser Annahme. Und er hat gewiß recht! Der Einfluß des Klimas und die Gewalt der Vegetation sind sehr thätige Gehülfen der Zerstörung in diesen Gegenden, und wenn man bedenkt, daß die Gebäude von Palenque jährlich sechs Monate der Flut der tropischen Regen ausgesetzt sind, daß sie im Stillen, aber ohne Unterbrechung, durch die Bäume und Pflanzen jeder Art, die in den Spalten der Mauern, in den Öffnen und Thüren emporzuschlagen, bearbeitet werden, so erfordert es kaum einen Zeitraum von drei bis vier Jahrhunderten, um einen solchen Zustand der Dinge vorzubereiten.

Wir schließen hier unsern Bericht über das interessante Buch, in welchem Stephens die Untersuchung und das Studium der Trümmer von Centralamerika aufs neue anregt. Wir glauben, daß sich früher oder später die Dunkelheit, welche namentlich auf den Ruinen von Palenque ruht, gewiß aufheben werde. Die Klöster, mit denen die Staaten Centralamerikas überdeckt sind, bergen nach den Berichten aller Reisenden, und auch Stephens', reiche Sammlungen von alten Manu-

scripten, die von den ersten Padres nach von den Engländern, die jetzt das Spanische erlernen, herrühren, in denen die geschichtlichen Traditionen der amerikanischen Völker und Länder niedergelegt sind. Diese Documente schlafen seit Jahrhunderten in Vergessenheit, kein Auge befragt sie, keine Hand nimmt sich die Mühe, den icken Staub abzusütteln, der dieselben bedeckt. Jetzt der Unwissenheit und der Faulheit dieser Padres überlassen, werden sie uns vielleicht einst sogar den Schlüssel für die Hieroglyphen geben, mit welchen die Mauern von Palenque reichlich bedeckt sind und die der gelehrte Stephens bei aller Mühe nicht entziffern konnte. Auf die Annahme gestützt, daß seit dem gewaltsamen Ruine jener unbekannten Städte und Monumente erst drei Jahrhunderte verflossen sind, gibt Stephens sogar der Hoffnung Raum, daß Individuen oder Reste jener verschollenen Race, die einst diese Städte baute, möglicherweise noch in den Tiefen der unermesslichen, von keinem Eroberer, keinem Europäer betretenen Wälder herumirren können; daß uns einst, wenn die europäische Eroberung Centralamerikas bis an die Ufer des stillen Oceans vorbringen werde, Monumente von Stein und Kalk, mit Inschriften bedeckt, überhaupt die letzten und spätesten Überreste einer Civilisation, von der wir bisher keine Ahnung gehabt, vor die Augen treten werden. Ohne Zweifel müßten solche Entdeckungen über die erste Geschichte der Völker, über ihre Abstammung, selbst über die Entstehung des Menschengeschlechts wichtige Aufklärungen ergeben; sie würden manche einseitige, zu Gunsten der alten Welt aufgestellten Systeme und Hypothesen in ihrem eigentlichen Werthe zeigen, sie würden auch ein wahres Licht auf den Geist und das Wesen jener indianischen Völkerrace werfen, die wir bisher nach der Versicherung spanischer Priester und eigensüchtiger Forscher, für Cultur und Bildung unfähig gehalten haben. Möchten darum muthige und mit Mitteln versehene Gelehrte ihren Fleiß und ihre Kräfte daran wenden, uns die historischen Überreste eines großen, unabhängigen, bis auf den Namen untergegangenen Völkerthums, so viel es möglich ist, weiter zu enträthseln suchen. Ruhm und Verdienst kann dabei gewiß nicht ausbleiben!

37.

M i s c e l l e n.

Mrs. Barbauld in ihrem „Essay on inconsistency in our expectations“ sagt: „Wir sollten uns gewöhnen, die Welt wie einen großen Handelsmarkt zu betrachten, wo Fortuna verschiedene Waaren feilbietet, Reichthum, Zufriedenheit, Ruhm, Weisheit u. s. Jede hat ihren bestimmten Preis. Unsere Zeit, unsere Arbeit, unser Scharffinn sind das baare Geld, das wir nach Möglichkeit vortheilhaft anlegen sollen. Prüfe nun, was gleiche, verwirf und wähle. Bleibe dann aber bei deiner Wahl und thue nicht wie das Kind, das kaum eine Sache gekauft hat, so weint und schreit es, weil es nicht eine andere besitzt, die es nicht gekauft hat. Keine Eigenschaft abelt den Menschen mehr als Festigkeit des Handelns. Selbst wenn Jemand unbillige Zwecke verfolgt — behält er sie unverändert im Auge und erstrebt er sie mit Kraft, können wir ihm unsere Bewunderung nicht unbedingt versagen. Es ist das charakteristische Kennzeichen eines großen Geistes, beim Eintritt in das Leben sich einen wichtigen Strebpunkt zu wählen und seiner Bahn fest und beharrlich anzuhängen.“

Als bei den zu Beaumarcis in Wales gehaltenen Affen nicht ein einziger Geimnausfall vorgekommen war, sagte in Beziehung hierauf der englische Lord Oberichter Dougherty, ein geborener Irländer, zu seinem irischen Bedienten: „Nun, Pat, was würden die Leute bei uns zu Hause dazu meinen?“ „I want ja“, antwortete Pat mit großer Selbstzufriedenheit, „die Sache ist, diese Wälfier sind ein so armes, erdärmliches Volk, daß sie gar nicht den Muth haben, etwas zu thun, wofür es sich der Mühe lohnte, sie zu hängen.“

7.

Sonntag,

Nr. 86.

27. März 1842.

Volkunterricht in England.

(Bechluss aus Nr. 85.)

Wenn nun das gegenwärtige System des Unterrichts für die ärmern Classen seinem Zwecke wenig entspricht, so daß man kaum begonnen hat, zwischen dem instructiven und dem educativen Principe bei denselben einen Unterschied zu machen: so ist doch, wenn bis jetzt in den großen Städten für Das, was man Erziehung nennt, irgend etwas gethan worden ist, dies beinahe ausschließlich Privatpersonen zu verdanken. Hier und da haben Einzelne Schulen gestiftet und unterhalten sie; andererseits haben sich Associationen zur Beförderung des Volkunterrichts gebildet. Hier kommen nun die Kleinkinderschulen vorerst in Betracht. In England wie anderwärts ist die frühe Kindheit der Armen bis zum Jahrhundert, in dem wir leben, gänzlich vernachlässigt worden: England ist aber das erste Land gewesen, wo man versucht hat ein regelmäßiges Erziehungssystem einzuführen, welches die physischen, intellectuellen und moralischen Kräfte des Menschen zugleich berücksichtigt. Die erste Schule dieser Art wurde vom Robert Owen zu New-Lanark 1816 eröffnet; zwei Jahre später entstand, hauptsächlich durch Vermittelung Brougham's, zu London eine zweite, deren Director, Buchanan, aus New-Lanark kam. Des Letzern Bögling war Wilderpin, welcher sein System der Entwicklung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten bei kleinen Kindern in einem Buche erläuterte, das, durch viele Auflagen gegangen und in fremde Sprachen übersezt, außerordentlich viel Licht über diesen Gegenstand verbreitet hat. Ueberhaupt verdankt der Volkunterricht in England diesem Manne unendlich viel. Durch ihn angeregt, bildeten sich in allen Provinzen des Landes Gesellschaften zur Gründung von Kinderschulen: er selbst wurde gerufen sie anzurichten und die Lehrer zu unterweisen, und nach wenigen Jahren belief die Zahl der von ihm eröffneten Schulen sich bereits auf mehr denn zweihundert. Dennoch schien das Ziel ihm noch sehr fern:

Es gibt — sagt er in einer 1832 erschienenen Schrift — hier und dort gestreute Schulen, aber keine Centralgesellschaft hat sich gebildet, sie zu leiten und das Project einer Muster-schule, nicht bloß um die andern zu vervollkommen, sondern auch um Lehrer und Lehrerinnen zu bilden, was so sehr wünschenswerth, ist nie ins Werk gesetzt worden.

Seit jener Zeit aber sind seine Wünsche in mancher

Hinsicht in Erfüllung gegangen. In London hat eine Gesellschaft sich gebildet, deren Zweck ist, Lehrer zu erziehen und das System der Kinderspiele in Großbritannien und den Colonien zu verbreiten und zu verbessern. Die Wusterschule enthielt 1839 gegen 200 Kinder, während die Zahl der in drei Jahren in ihr gebildeten Lehrer und Lehrerinnen sich auf mehr denn 250 beläuft. Bücher und andere Hilfsmittel waren bekannt gemacht worden und der würdige Secretair der Gesellschaft, G. Reynolds, hatte 1838 eine Reise nach den Manufacturbistricten Englands gemacht, welche ergab, wie sehr die Einrichtung von Kleinkinderschulen an solchen Orten noth thut, wo dem Kinde, sobald es zu einem Alter gelangt ist, welche seine Verwendung bei Handarbeiten möglich macht, keine Aussicht mehr zum Unterrichte geboten ist. In London selbst war der Mangel an solchen Instituten so groß, daß die Gesellschaft beschloß, daselbst zehn neue Schulen zu eröffnen und sie einem Inspector unterzuordnen: eine Vorsicht, welche in England nur zu sehr vernachlässigt worden ist, indem es an guter und regelmäßiger Beaufsichtigung fehlt und Alles von der Geschicklichkeit und Redlichkeit der Lehrer abhängt. In der Geschichte der englischen Kleinkinderschulen, die noch keine bedeutende Reihe von Jahren zählt, sind übrigens bereits drei Phasen zu bemerken. Anfangs überwog der Gedanke Owen's, wie er ihn nicht nur in seinem 1812 erschienenen Werke über die gesellige Reform ausgesprochen, sondern auch in seinem großen Etablissement zu New-Lanark in Ausführung gebracht hatte. Das unter dem Namen einer Anstalt zur Bildung des Charakters eröffnete erste Asyl war ein großartiger Versammlungsort für die Kinder der Werkleute, in mehrere Zimmer getheilt, in deren erstem sich die Kinder vom zartesten Alter befanden, die kaum allein zu gehen verstanden. Hauptaufgabe der Lehrerinnen war, sie zu unterhalten, und so ging es weiter in den spätern Theilungen, wo die Elemente des Vergnügens zugleich Elemente des Unterrichtes und der Erziehung wurden. Es war das goldene Alter für die Kinder zu New-Lanark, währte aber nur kurze Zeit. Owen verließ England, um in der neuen Welt fruchtbaren Boden für seine socialen Systeme zu suchen: als er zurückkehrte, erkannte er, wie er selbst gestand, in den Kinderschulen sein Werk nicht mehr. Die ersten Institute in London wurden indes

noch nach seiner Anleitung gegründet und die von ihm aufgestellte Ansicht hat sich noch in einzelnen Schulen in dem Maße erhalten, daß die Kinder dort wenig Anderes thun als singen und sich von früh bis spät bewegen, mimische Geberden des Lehrers nachahmend, welcher irgend einen Natur- oder Kunstgegenstände darstellenden Kupferstich erklärt oder eine arithmetische Operation in einem Liedchen vorträgt. Wilderspin gab dem Systeme seine zweite Gestalt, nämlich die einer regelmäßigen intellectuellen und moralischen Erziehung. Es fehlte indes nicht an Solchen, die ein Kindersyl in ein wissenschaftliches Institut umwandeln wollten, und die armen Kinder wurden, statt zu singen und umherzuspringen, zu bewegungslosem Sitzen auf Schulbänken verurtheilt. Abstracte Definitionen, deren Sinn sie nicht verstanden, trockene Nomenclaturen, wo Worte statt der Dinge galten, brachten es dahin, daß confuse Ideen an die Stelle der Evidenz sinnlicher Gegenstände traten. Es war eine unglückliche Epoche, welche die Anstalten um einen großen Theil der Gunst des Publicums brachten. Freunde derselben, die sie rehabilitiren wollten, führten eine dritte Phase herbei, von der sich nicht absehen läßt, daß sie mehr zum Ziele führen wird. Es ist jene ascetische Tendenz, welche man jetzt den kindlichen Gemüthern einpflanzen möchte, vielleicht sehr zur Unzeit. Wenn nun die meisten der Kleinkinderschulen mehr oder minder vom Charakter an sich tragen, der diesen drei Phasen eigen ist, so gibt es doch einige, wo jene verschiedenen Tendenzen so ineinander verschmolzen sind, daß die wahre Natur der Institution ans Licht tritt. Jene Extreme sind nicht gute Resultate von an sich guten Principien. Man vereinige sie, ohne zu weit zu gehen, und Niemand wird leugnen, daß sie die beste Begründung kindlicher Erziehung sind. Wenn aber auch dies geschehen sein wird, noch fehlen den englischen Anstalten einige constitutive Elemente, ohne welche ihre Blüte immer precäre bleiben wird. Es fehlt die Einteilung der Kinder in mehrere Classen; es fehlt Beschäftigung durch Handarbeit, ärztliche Pflege, regelmäßige Inspection durch Aufseherinnen; es fehlt in den meisten die mütterliche Zärtlichkeit. Fast überall ist die Leitung Männern anvertraut statt Frauen. Wie erspriesslich aber, ja, wie nöthig die Theilnahme dieser letztern ist, dies hat sich wol nirgend besser herausgestellt als in Italien, wo ihre Mitwirkung die besten Früchte trägt.

Die Asyle würden für die Kinder der arbeitenden Classen beinahe das einzige Erziehungsinstitut sein, gäbe es nicht die Sonntagschulen. Indem diese Schulen die Kinder davor bewahren, Zeugen der Ausschweifungen zu sein, welche an Festtagen unter jenen Classen leider nur zu häufig vorkommen, üben sie eine sehr wohlthätige Wirkung aus. Wenige Familien gibt es, die nicht ihre Kleinen hinsenden. Die einzige Bedingung ist, daß sie reinlich gekleidet sind: doch gibt es für die Allerbedürftigsten Schulen, welche halbnackte Kinder aufnehmen. Die erste Sonntagschule wurde 1780 eröffnet: jetzt finden in mehreren Tausend beinahe eine Million Kinder Aufnahme

und man hat sie Schwierigkeit gehabt, 40 — 50,000 Lehrer und Lehrerinnen zu finden, welche, während der ganzen Woche selbst mit der Hände Arbeit beschäftigt, dennoch freiwillig den freien Tag hergeben, sich dem wohlthätigen Werke zu widmen. So zählt das große Institut dieser Art zu Stockport 400 Lehrer, die nicht nur keine Retribution beziehen, sondern bei verschiedenen Gelegenheiten selbst von dem Uebrigem hergegeben haben, den blühenden Zustand der Anstalt aufrecht zu erhalten. Es ist dies die tröstlichste Erscheinung in der Geschichte des Volksunterrichts in England. Wo man beinahe alle Kinder der Armen von solchen bei der Hand nehmen sieht, die gleichfalls zum Volke gehören; wo man ihnen die ersten Elemente des Wissens von solchen beibringen sieht, die selbst erst kurz vorher denselben Vortheil genossen: da kann man hoffen, daß zwischen Generation und Generation ein moralisches Band sich knüpfe und daß von der einen zur andern immer reicher das Erbtheil jener Grundsätze übergehe, welche am ehesten in die Massen einzubringen und sie aus ihrer Verfunkenheit emporzuheben geeignet sind. Man hat bemerkt, daß viele Knaben fortfahren, die Sonntagschule zu besuchen, bis sie selbst im Stande sind, andern dasselbst nützlich zu werden; sowie daß man unter diesen nicht selten die besten Elementarlehrer auch für solche Schulen gefunden hat, in denen viel mehr als in den Sonntagschulen gelehrt wird. Denn in letztern beschränkt der Unterricht sich gewöhnlich auf das Lesen: in einigen wird auch Schreiben und Rechnen gelehrt. Auf die moralische und religiöse Belehrung wird in allen lobenswerthe Sorgfalt verwandt. Die besten Orte, wo diese Anstalten die größte Verbreitung gefunden und die meiste Wirkung hervorgebracht haben, sind Birmingham und Stockport.

Glücklicherweise aber hört nicht für alle Kinder des Armen der Unterricht mit den ersten Jahren auf oder beschränkt sich auf die bloßen Festtage. Zahlreiche Schulen in allen Theilen Englands, in Städten wie in Dörfern, nehmen an allen Wochentagen Tausende und Tausende auf. Manche derselben sind Pfarrschulen, andere sind ältere Municipal- oder Privatschulen; diejenigen aber, welche den Elementarunterricht am wesentlichsten fördern, sind die unter der Leitung der beiden großen Gesellschaften stehenden, die in London ihren Mittelpunkt haben. Die eine ist die Nationalgesellschaft, welche in ihren Schulen Bell's System anwendet; die andere die britische Gesellschaft, welche das System Lancaster's befolgt. Während man auf dem Continente gewöhnlich von einem Bell-Lancaster-Systeme redet, sind beide in England so scharf geschieden, daß sie zu langen Controversen und noch bestehender Rivalität Veranlassung gegeben haben. Unterschiede und Priorität bei denselben darzustellen, ist hier nicht der Ort. Die britische Gesellschaft ist die ältere: beide aber sind nach 1800 entstanden. Dies zeigt, wie wenig alt der Volksunterricht in England ist, oder vielmehr, wie er erst in neuerer Zeit wiederaufgelebt. Denn viele Schulen, die jetzt der Erziehung der Reichen gewidmet sind, waren ursprünglich für die der Armen gegrün-

bet: ein Gegenstand vieler öffentlichen und parlamentarischen Untersuchungen in unserer Zeit, woraus klar hervorgeht, daß von der Summe von beinahe anderthalb Millionen Pfund Sterling, welche die jährlichen Einkünfte der genannten Institute bildet, ein bedeutender Theil dem Elementarschulwesen für die ärmern Classen zugute kommen sollte. Nach der ungefähren Berechnung Hill's unterhält die Nationalgesellschaft, welche ausschließlich mit der anglicanischen Kirche zusammenhängt, Schulen für etwa 300,000 Kinder, die britische Gesellschaft, welche keine confessionellen Unterschiede macht, für ungefähr 80,000. Erstere beschränkte sich auf England; die zweite unterhält Verbindungen mit dem Auslande und verfolgt die Fortschritte des Systems des wechselseitigen Unterrichts bei den entferntesten Nationen. Beide haben in London große Experimentalinstitute, wo Candidaten zum Lehramte sich in den beiden Methoden üben, und beiden ist die Vertheilung der Geldzuschüsse anvertraut, welche, wie schon oben bemerkt, seit einigen Jahren vom Parlamente zum Volksunterrichte beigelegt werden. Wie viel man Well und Lancaster verdankt, weiß nicht bloß England. Hier und da hat man ihre Methoden angegriffen, an andern Orten sie vervollkommenet; in England hat man sie streng befolgt. Namentlich in den von der Nationalgesellschaft geleiteten Schulen. Die Centralanstalt dieser letztern in Westminster steht jener der britischen Gesellschaft in Borough-Road nach. Letztere, Dank dem Eifer des Comités und der Thätigkeit des Directors Grosley, ist eine derjenigen Schulen, welche die Wirksamkeit des Systems des wechselseitigen Unterrichts mit verständigen Modificationen am meisten an den Tag legen. Sie enthält 5 — 600 Kinder und wird mit bewunderungswürdiger Ordnung geleitet. Aber man darf nach der Blüte dieser und einiger anderer Schulen nicht auf den allgemeinen Zustand schließen. Die meisten beschränken sich auf den ärmlichsten Unterricht und bekümmern sich gar nicht um Erziehung, obgleich die heilige Schrift als Lesebuch dient. Es ist ein großer Mangel an guten Lehrern vorhanden: die Secrétaire der beiden Gesellschaften erklären selbst, daß es ihnen unmöglich ist, die zum Lehramte sich Auszubildenden länger denn drei bis vier Monate in ihren Normal-schulen zu halten. Um so mehr ist es schade, daß eine, durch Verschleбенheit religiöser Ansichten veranlaßte heftige Opposition die von der Regierung beabsichtigte Einrichtung eines umfassenden Normallehrer-instituts nach den Grundsätzen vollkommener Toleranz verhindert hat. Ohne eine solche dürfte jede durchgreifende Reform des Elementarunterrichtswesens noch lange verzögert werden. Privatgesellschaften, so wohlthätig sie auch in ihrem Kreise wirken mögen, reichen bei dem gegenwärtigen Zustande der Parteien nicht hin sie zu erzielen.

Die Kindersple, die Sonntagschulen und die der beiden oben bezeichneten Vereine constituiren die größte Masse des Volksunterrichts in England, aber nicht dessen Totalität. Die Pfarrschulen, die in neuerer Zeit in Verbindung mit großen Manufacturinstituten errichteten, die für verwahrloste Kinder, andere endlich für Erwachsene,

sowie verschiedene zugleich instructive und industrielle Anstalten müssen hier gleichfalls in Betracht kommen. Mit wenigen Ausnahmen aber sind alle diese Privatinstitute, an welchen die Regierung keinen Antheil hat. Es ist bekannt, wie sehr der Engländer auf die freien Associationen und die von denselben ins Werk gesetzten großen Nationalunternehmungen hält. Verdient aber die Erziehung der Jugend der ärmern Classen gleichfalls den Namen eines großen und nationalen Wertes? Die Engländer haben dies selbst nicht mehr annehmen können, seit die Vergleichung Dessen, was bei ihnen geschieht, mit dem Zustande anderer Länder, namentlich Deutschlands, zu ihrer Kenntniß gekommen ist. Die Übersetzung der Cousin'schen Schrift über den Primairunterricht in einigen deutschen Staaten, namentlich in Preußen, veranlaßte in England ernste Betrachtungen über die Mängel des einheimischen Systems. Die Reviews widmeten dem (durch Mrs. Austin bekannt gemachten) die verdiente Aufmerksamkeit. Im „Edinburgh review“ (Nr. 107 u. 108) las man zwei Aufsätze, von denen der eine dem Sir W. Hamilton, der andere dem Prof. Millars zugeschrieben ward, im „Foreign quarterly review“ (Oct. 1833) einen sehr beachtenswerthen von Lewis; andere in Fraser's „Magazine“, im „Westminster review“ u. s. w. Alle stellten die Nothwendigkeit einer radicalen Reform als dringend dar. Zahlreiche Schriften und Broschüren (Bulwer's „England and the English“ ist darunter zu nennen) nahmen sich der Sache an: eine Motion im Unterhause verlangte legislatives Einschreiten und daß die Regierung das Unterrichtswesen in ihre Hand nehmen sollte. Der erste legislative Act zu Gunsten des Erziehungswesens war vom 30. Aug. 1833, wo, wie schon oben bemerkt, die jährliche Besteuer von 20,000 Pf. St. votirt ward, denen man später 10,000 Pf. St. für die Schulen in Schottland hinzufügte. Freilich ist dies eine äußerst geringe Summe, wenn man einerseits die Größe des Bedürfnisses in Anschlag bringt, andererseits die Größe und den Reichtum der Nation. Aber es war doch ein Anfang. In der im Mai 1834 in Exeter-Hall gehaltenen Jahresversammlung der britischen Gesellschaft erklärte der Präsident derselben, Lord John Russell, daß, größtentheils in Folge jenes Parlamentsbeschlusses, gegen 60,000 Pf. St. von Privatpersonen beigelegt worden und folglich 80,000 Pf. St. in einem Jahre zum Bau neuer Schulen hatten verwendet werden können. Der Grundsatz, daß die eigentliche Leitung fernor Privataffociationen gehören solle, wurde festgehalten. Von 1834 — 39 wurden aber durch Privatismittel, wie durch specielle Commissionen des Hauses der Gemeinen so viele thatsächliche Daten über die moralischen und ökonomischen Verhältnisse des Volkes gesammelt, welche alle den großen Mangel an Erziehungselementen darthaten, daß thätigere Unterstützung von Seiten des Staates nöthig schien. Der gewöhnlichen Besteuer für den Bau von Schulen wollte man andere Summen beifügen für jene Orte, wo die Armuth der Bewohner die Bildung wohlthätiger Associationen nicht erlaubte; man dachte überdies daran, ein Bureau für

den öffentlichen Unterricht (Committee of education) zu gründen, welches auf die Fortbildung der vom Parlament bewilligten Summen achten, Inspectoren zur Aufsichtigung der Schulen ernennen und ein Lehrerinstitut begründen sollte. Nach heftigen Debatten im Parlament (Unterhaus: 14., 19. u. 20. Juni; Oberhaus: 5. u. 11. Juli), wobei der Klerus die heftigste Opposition machte, und nach öffentlichen Versammlungen, in denen der Erzbischof von Canterbury und Lord Brougham jeder für seine Partei präsidierten, wurden die betreffenden Vorschläge theils verworfen, theils zurückgenommen. Die Geistlichkeit stieß sich namentlich an die Vermischung der Confectionen. So sind gegenwärtig diese Verhältnisse geschaffen. Wie viel zu thun bleibt, England auf dieselbe Stufe mit manchen andern Ländern zu stellen, bedarf noch dieser einfachen Darlegung keiner Erläuterung mehr. Das sicherste Mittel aber scheint gegeben in der Entwicklung der freiwilligen Theilnahme der Nation und in der Erweiterung des Kreises der Thätigkeit jener großen Associationen, die schon so manches Gute gestiftet haben und denen Unterstützung von Staatswegen billig in erhöhtem Maße als bisher zu Theil werden sollte. Es ist im Obigen nur vom Schulunterrichte die Rede gewesen. Aber die Erziehung des Volkes wird nicht innerhalb der Wände einer Schule vollendet. Neben der Schule ist noch das Haus da, der öffentliche Platz, die Kirche, und nach der Belehrung, welche Familie, Kirche und Straße theilen, kommt noch die des Standes oder Gewerbes, der persönlichen socialen Verhältnisse, der ganzen bürgerlichen Existenz. Das öffentliche Leben in England, die individuelle Freiheit aller Classen, die Unabhängigkeit der Meinungen, die Ausübung politischer Rechte, die Verbreitung von Kenntnissen durch die Presse, die Schnelligkeit der innern Communicationen, die Fortschritte jeder Art Industrie: diese und andere sind Kräfte, welche die Nation erziehen und welche vom Anfang dieses Jahrhunderts an die Beziehungen der verschiedenen Classen zu einander bereits so sehr modificirt haben, daß es nicht möglich ist vorauszu sehen, welcher Art sie sein werden, bevor das Jahrhundert zu Ende geht. In diesem Augenblick gähren die Elemente mannichsacher Conflict und jeder Freund der Menschheit muß wünschen, daß, was jetzt Conflict von Principien ist, nicht ein Kampf von Kräften werde, bis die Nationalerziehung hinreichende Fortschritte gemacht haben wird, diesen Kräften jedem Charakter von Brutalität zu nehmen.

53.

Bibliographie.

Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Curlands, herausgegeben von H. v. Bunge. 1ster Band. 1842. Gr. 8. Dorpat. 2 Thlr.

Bindseil, H. C., Verzeichniß der Original-Ausgaben der Lutherischen Übersetzung sowohl der ganzen Bibel, als auch größerer und kleinerer Theile und einzelner Stellen derselben, in systematischer Ordnung, als Heftschrift zur dreihundertjährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. Gr. 4. Halle, Canss'sche Bibelanstalt. 1841. 15 Ngr.

Buch, B., Stern- und Sternbilder. 16. Atlas, Eisen. 1841. 10 Ngr.

Bube, K., Deutsche Sagen und Sagenhafte Erzählungen. Herausgegeben von J. Sauter. 4te verbesserte Auflage. 8. Jena, Mauke. 10 Ngr.

Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der englischen Kirchenverfassung in Preußen erfolgten Verhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von dem Kaiserlichen Jabskotti, dem Preuss. Residenten zu London Oberhofmarsch. v. Pringen, dem Erzbischof von York, dem Staatssecretäre St. John (Bolingbroke), Leibniz u. A. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 20 Ngr.

Er. Majestät, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen Reise nach England, und: die Tausche des Prinzen von Wales. Eine Erinnerungsschrift. Mit 1 Bildnisse Er. Maj. des Königs mit den Insignien des Hosenband-Ordens. 8. Berlin, Necht. 5 Ngr.

Faumann, G. H., Überwieg, Krugkann und Frowel des namenlosen Erfinders von Dr. Bartschneider's Gewissen- und Gedankenlosigkeit. Ein Beitrag zur Erörterung der Symbolzwangsfrage für die evangelisch-protestantische Christenwelt. Mit einem einleitenden Vorworte an Bartschneider's Verleger und an die Leser seiner Schriften. Gr. 8. Bismarck, Necht. 20 Ngr.

Fähde, J. C., Die Methodik der Erdkunde oder Anleitung die Fortschritte der Wissenschaft der Erdkunde in den Schul- und akademischen Unterricht leichter und wirklich einzuführen. Reicht Bemerkungen über die Wissenschaft der Erdkunde und Kritiken über deren neueste didactische Literatur. Gr. 8. Magdeburg, Baensch. 1 Thlr.

Felos, G. C., Die Brüder. Ein Trauerspiel. Gr. 12. Magdeburg, Baensch. 1 Thlr.

Fhnesorgen, F., Camera Lucida. Eine Gallerie humoristisch-satirischer Reflex-Bilder im Novalletten-Rahmen. Gezeichnet auf einer großen Kunst- und Entdeckungstafel im Pommeranzien-Lande. 2 Bde. 8. Koppstadt, Lange. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fycker, J. E., Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel. Mit 24 ausgewählten Stahlstichen. 1ste Hef. Gr. 4. Leipzig, Teubner. 20 Ngr.

Faumer, F. von, England. 2te verbesserte und mit 1. Bande vermehrte Auflage. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 6 Thlr. 15 Ngr.

—, 3ter Band. — Auch u. d. T.: England im Jahre 1841. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reise durch Salzburg und Tyrol nach Italien. 2ter Band. Gr. 8. Düsseldorf, Schönlner. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fast, F., Deutschlands Flotte. Ein Ruf ins deutsche Volk. Gr. 8. Hamburg, Hbberr. 7½ Ngr.

Schellwitz, H., Kritik des Nachdruckergesetzes für Württemberg sammt Gesetzentwürfe, die Sicherstellung des literarisch-artistischen Eigenthums betreffend. 8. Leipzig, Weber. 20 Ngr.

Der Sonntag in London. Nach dem Englischen von Heinrich Beta. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von C. Grunthaus. 16. Berlin, Berens-Buchh. 15 Ngr.

Boigt, Zur Erinnerung an J. F. Herbart. Worte, gesprochen am 28ten October 1841 in der öffentlichen Sitzung der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Gr. 8. Königsberg, Hefle. 1841. 15 Ngr.

Berner, F., Die Symbolik der Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Gnomambullismus. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Gotta. 1841. 1 Thlr.

Bladamir, Phantasie und Wirklichkeit in Novellen und Erzählungen. Reicht: Kritische Blätter. Nr. 1. Januar bis Juni 1841. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zusner, B., Gedichte. Gr. 8. Wien, Bod. 20 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 87. —

28. März 1842.

Apologetische Studien.

I. Karl Guskow.

Wir leben in einer Zeit, die eine neue Morgenröthe für unsere Literatur herbeiziehen wird. Charaktere bilden sich und andere gehen unter. Männer, denen die Muse den Dichterfluch versagt, sitzen am Strande und sehen Schiffe auslaufen, von denen nur die Trümmer heimkehren. Die Intelligenz ist machtlos, die Wahrheit hüllt sich in dunkle Schleier und wird mühsam gefunden. Adler werden im Fliegen getroffen und stürzen zur Erde; andere erheben sich majestätisch und eilen der Sonne zu. Das moralische Elend sucht sich ein Organ; es wirft sich nach außen und will nicht allein gekannt, sondern auch beklagt werden. Alle diese verfehlten Bestimmungen, alle diese untergegangenen Größen werden auferstehen und sich der Poesie zuwenden. Sie werden eine Sprache erfinden, sie werden sagen, was der Gedanke, aber nicht das Auge sieht, sie werden von jenen innern Trauerspielen reden, die im Dunkel der Seele wie Schattenbilder vorüberziehen und das frischeste Leben verbunkeln. Ergreifen vom Ubel der Zeit, aber nicht von ihm getödtet, haben einige Schriftsteller versucht es zu heilen. Sie sind energisch aufgetreten, sie haben sich weniger um das Reale als um das Ideale, weniger um die Form als um den Geist bekümmert. Die gewöhnlichen Mittel, der hergebrachte Weg ist von ihnen verschmäht worden. Sie haben mit Fingern auf Diejenigen gezeigt, die sich der Mystik in die Arme geworfen haben, sie haben die mit Namen und im Borne genannt, die mit der Wahrheit im Streite liegen. Der Unterschied zwischen Zweifel und Ungläubigkeit, zwischen Willen und Machtlosigkeit ist von ihnen nachgewiesen und oft mit seltener Schärfe entwickelt worden. Der Charlatanismus ist zertrübt, aber die Kunst ist noch nicht weiter verlangt worden. Wir müssen nach Einheit streben; sie sollte von Denen ausgehen, die dem Volke und der Idee das Wort reden, von den Priestern der Poesie, die jetzt im Kampfe sind und deren Zwecken Friede Noth thäte. Einzelne haben sich an das Wort gewagt, aber sie sind verkannt, verlegt worden. Gewitterwolken haben sich vor die Sonne gelagert, die fröhlichen Aethlen sind verstummt. Nur Wenige haben die Phantasie, die gezwungenen Wendungen zu verbannen gesucht und an ihre Stelle Ein-

fachheit, das heißt Natur, Wahrheit, das heißt Poesie, Gemüthlichkeit, das heißt Wärme treten lassen. Diese Wenigen zu nennen, ist Zweck dieser Worte.

Wenn ich damit anfangen über einen Schriftsteller zu reden, der bei großem Verdienst dennoch wie ein Spielball in der öffentlichen Meinung bald die höchste Höhe erreicht, bald tief unten in Abgründen gehaust hat, so geschieht es, um einem innern Drange, einer tief auf Thatfachen begründeten Überzeugung Genüge zu leisten. Was auch seine Feinde sagen mögen, wie hinterlistig sie mit ihrem anatomischen Messer in das zarteste Gewebe seiner Dichternerven gedrungen sind, immer steht Karl Guskow hoch über dem Troß der Musesöhne, die alljährlich ihren Kreuzzug durch Deutschland halten. Ja, sein Panzer flattert, sein Flügelroß bäumt sich, Helm und Schild sind schuß- und lanzenfest. Er ist ein Herrscher und zugleich ein Streiter, er stellt sich an die Spitze der Gedankenschar und führt sie zum heiligen Grabe, der Wahrheit.

Was fehlt uns mehr als innere Wahrheit, wo wäre der Schriftsteller, der, wie Karl Guskow, Kraft genug gehabt hätte, unbekümmert um den augenblicklichen individuellen Vortheil, seine Meinung von allem beschattenden Zweigwerk frei in der Nacktheit des eigentlichen Stammes vor die Welt hinzustellen?

Seine Polemik ist nicht seine, sondern die Schuld der neuesten Literatur. Karl Guskow hat sie nicht zu seinem Element gemacht, er hat sie nicht freiwillig gewählt, sie hat sich ihm durch ihre Mittelmäßigkeit zur Kritik aufgedrungen. Wer für das Wohl des Schönen, des wirklich Bedeuten, des Tief eindringenden und der Überzeugung redet, den darf keine Rücksicht binden. Wo sich dem Kritiker ein Gegenstand zur Rüge darbietet, der erschöpft zu werden verlangt, da erschöpft er ihn. Wer aber berief ihn als Vermittler zwischen Nation und Schriftsteller? höre ich ungeduldig fragen. Sein Genius, antworte ich, sein edler Genius, der ihm den Freisbrief ausstellte, der ihm das Diadem aufsetzte, das Viele für usurpirt ansehen und das ihm doch zukommt. Man will ihn verkenne, man schilt ihn vorwiegend, man spricht von Parteilichkeit, wo nur Überzeugung, von Härte, wo nur Gerechtigkeit obwaltet. Hat der Dichter die Gegenwart oftmals durch ein Fühnes, aber stets wahres Wort verlegt, hat er, unbekümmert um Stand, Name, Alter oder Ju-

gend, den Finger auf die Wunde gelegt, sie der Welt als Krebseschaden gezeigt und Geschrei erregt, so wird die Zukunft gerechter sein, sie wird ihm den Lorbeerkrantz nicht versagen.

Ich will nicht einzeln alle die Productionen des Dichters vor das Publicum stellen, die ich bald bewundernd, bald tadelnd, bald zögernd, bald hastig zur Hand genommen habe, ich trete an meinen Bücherschrank und lasse den Zufall in meiner Wahl walten; er soll mir zeigen, welche Werke ich berühren, an welches Gebäu ich mich zuerst wagen darf, denn so reich ist dieser noch junge Dichter, daß durchgehends in allen Leistungen die Bewunderung für sein Talent wie eine Flamme himmelan steigen kann. Da habe ich: „Maha Guru“, „Zur Philosophie der Geschichte“, „Götter, Helden und Don Quixote“, „Blasewitz“, „Seraphine“. Ich theile sie ein in poetische, in verständvolle und gemüthliche Producte; nicht als wenn diese drei Elemente, eins von dem andern, sich schroff in den vorliegenden Werken schieben, sondern weil sie sich bald vereint, bald einzeln in jenen Leistungen deutlich genug ausprechen. Die öffentliche Meinung räumt Karl Gutzkow Verstand, aber keine Poesie ein; ja, es ist unter Einzelnen zur Stereotypphrase geworden, daß Karl Gutzkow ein tüchtiger Kritiker, aber kein Poet ist. Die öffentliche Meinung besteht meist aus einem kinderhaften Nachhallen einzelner Stimmen, die sich entscheidend aus dem dumpfen Gemurmel der Masse erheben; das Publicum aber ist ein Haufen Menschen, die bald durch Parteigeist, bald durch Brotnoth getrieben sich umsonst bemühen, die hervorragenden Köpfe mit dem Schwert der Kritik herabzuschlagen. Für Dichter, wie Karl Gutzkow, müßte es andere Richter als jenes Fingerring der deutschen Journalistik geben; es müßte ein Tribunal von Ehrengestirnen sich bilden, die selbst Irrthümer zu würdigen, die verborgenen Gemüthsgänge nachzuweisen wüßten. Wo aber fanden sich diese? Alles in Deutschland arbeitet auf dem literarischen Gebiet gegen-, aber nichts füreinander. Wo das Hohe sich zeigt, da wird es gebrandmarkt, wo das Ungewöhnliche hervortraucht, da wird es ausgestoßen. Gutzkow's schriftstellerische Schicksale hängen mit seiner Bedeutung zusammen; er bahnte sich seinen eigenen Weg. Dem Freien, Kühnen war es nicht möglich sich nach Gewesenem zu bilden, er nahm weder Goethe noch Schiller, weder Shakespeare noch Voltaire zur Hand, er war, was er war, er ist, was er sein will. Noch weniger unterwarf er sich der bestehenden Meinung, dem Glauben, dem Gesetz, er rief seine höchsten Eingebungen hervor und gehorchte ihnen. Aber im Gedränge des Schaffens, in der Hast des Vollbringens, in dem ewigen Quellen reicher Ideen dachte er nicht an das Bestehende, sondern an das Kommende, nicht an das Hergebrachte, sondern an das Neue. Seine ersten Productionen waren von ihm beherrschenden Gedanken wie überwältigt, der Stoff unterlag, oder er glich dem Ciment, der den Bau hält, er war Nebensache. Wer aber diese ersten Ausbrüche des jugendlichen Talents Frevel nennt, der sündigt gegen den, in jedem wahren Dichter inwohnenden heiligen Geist, der lebt im Augenblick und weiß nichts von dem Gährungsproceß,

der scheidet und bindet, nichts von der hinanschlagenden Sehnsucht, die die Brust weitet und engt, nichts von dem Rückschritt, der dem Fortschritt dient und der verheißend überall da sich zeigt, wo das Genie seinen ersten Flügelschlag wagt.

Die Welt ist grausam; in ihr sind Irrthümer Verbrechen. Diese Erfahrung bewährt sich an der Meinung über Gutzkow, die in der Vergangenheit gewurzelt, wuchernd über die Gegenwart zieht. Schrieb doch Gutzkow nicht für Spieß-, sondern für Weltbürger. Sein Genie riß ihn so gewaltsam fort, daß er die Übergänge vergaß, er wollte die Blinden hellsehend, die Lahmen gehen machen. Seine Wahrheit drängte ihn an den großen Weltgeist, das Unmögliche schien ihm leicht; den Gott in sich fühlend, stellte er ihn der Menge blendend, ohne mildern den Schleier hin. Seine Kräfte geriethen aneinander, sie mußten sich austoben, ehe Einheit über sie kam; jetzt ist sie da. Der Übermuth ist Muth, die Tollkühnheit Kühnheit geworden. So wühlt der Strom sein Bett, er bäumt sich nicht mehr im Gebirge, er stürmt nicht mehr über Felsstücke, ruhig und groß strömt er, ein glänzendes Element, dem Weltmeer zu.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe der Liebe an eine berühmte Künstlerin, von einem hochgestellten Manne. Aus dem Französischen übertragen von F. W. Wolf. Berlin, Bade. 1841. 8. 25 Ngr.

Ein neuer Werther ist auferstanden. Diesmal aber ist der Werther keine erlöschte Person, sondern er lebt wirklich; ob der Unglückliche auch dasselbe Ende nehmen wird wie sein Vorgänger, steht dahin; aber es will uns fast bedünken, als wenn derselbe sich in seiner krankhaften Stimmung bereits so festgesetzt hätte, als wenn jeder Quell gesunder Lebensempfindung und rüstigen wackern Lebenskampfes bei ihm so gänzlich versiegt wäre, daß ihm ebenfalls kein anderes Auskunftsmitel mehr bleiben dürfte. Das Einzige, was gegen diese Vermuthung spricht, ist die Veröffentlichung seiner eigenen Briefe; hier wäre also doch noch ein Anhaltspunkt an das Leben, die Ethik, die Reue, wie ein großes Publicum das melancholische Liebesgewimmer einer in düsterer Menschenverachtung besessenen Natur aufnehmen möchte. Ob aber ein so schwacher Faden lange halten wird, steht dahin. Wären diese Briefe uns vertraulich mitgetheilt, etwa um Trost zu suchen, um das gekrümmte Herz auszuschnitten, so würden wir das Unglück, was auf moralischer Krankheit beruht, zu ehren wissen und uns auf keine verletzende Art darüber äußern. So widerlich der Eindruck des melancholischen Liebesgewimmels eines ältern Mannes auf uns immer wirken möchte, wie würden wir Hellen suchen, statt zu spotten. Hier aber tritt ein gänzlich ungesunder, unfittlicher Seelenzustand mit einer gewissen Prägnanz auf, der Fall vor das große Publicum. Was verächtlich ist, soll als groß angesehen werden. Ich bin zu gut für diese schlechte Welt, mein Herz ist zu fein und zart organisiert, das ist der Grundton dieser Briefe, und die Veröffentlichung derselben zeigt nur zu deutlich, daß der Unglückliche noch immer nicht von seinem hochmüthigen Wahne geheilt ist. Wir sind nicht so Colonisch gesinnt, daß wir die Gewalt der Leidenschaft verkennten sollten; wir haben mehr als eine nicht uneheliche Natur gesehen, die in den Fesseln einer unwürdigen, weiblichen Leidenschaft schwärmte und vergeblich lange Zeit alle Kräfte aufbot, sie zu zerbrechen. Sie knirschte in ihren Ketten; sie fühlte das

Beschäftigung eines *Maquereau*, die alles vernünftige Urtheil aufhebt, alle Kraft zum Leben und Wirken aufhebt; sie rang gegen diesen Zustand der tiefsten Selbstverachtung an, und wenn der Zauber sie auch stets von neuem umflichtete und verblendete, so schämte sie sich doch in hellern Momenten solch unanständigen Schändens und suchte die grenzenlose Schwäche vor Aller Augen zu verheimlichen, statt daß hier damit gepunktet wird und die Ohnmacht prahlerisch auf dem offenen Markte allen Blicken sich selbst ausstellt. Wo es sich um die öffentliche Moral handelt, da soll die Kritik ein strenger Richter sein.

Die „berühmte Künstlerin“ ist keine andere als die Tänzerin Ganny Glaser, die in diesem Augenblicke selbst die profanen Angloamerikaner zu einem wüthenden Enthusiasmus hinarbeitet und schon früher das alte blaßte Herz des Diplomaten Friedrich von Senz zu überfließender Zärtlichkeit zu erwärmen wußte. Den Namen des hochgeachteten Mannes haben wir nicht errathen können; seinen Charakter aber können wir später mit einigen Zügen skizziren. Gleich nach dem Tode von Senz lernte der hochgeachtete Mann Ganny Glaser kennen. Von welcher Art das Verhältniß Senz' zu der jungen Tänzerin gewesen, können wir nicht bestimmen. Ob der hochgeachtete Mann in seinem trunkenen, blinden, Alles beschwingenden Enthusiasmus es richtig und ganz vollständig aufgefaßt hat, wenn er es auf folgende Weise sich auszumalen sucht, lassen wir dahingestellt sein: „Das Schicksal Senz'ens ist beneidenswerth; du hast ihn bis zu seinem letzten Seufzer mit kindlicher Sorge umgeben; jeden Tag betrachtete er deine geliebten Züge, labte sich an dem Reize deiner Blicke, dem bezaubernden Tone deiner Stimme und den süßen Worten, welche die dein so reines Herz, dein heller Verstand eingab“ u. s. w.

Unser neuer Werther lernt die Dame also gleich nach Senz' Tode kennen und bewirbt sich sogleich mit der leidenschaftlichsten Eile um ihren Besitz. Dieser wird ihm denn auch; ob in der Bekanntmachung dieses Factums eine sittliche Discretion gegen das Publicum liegt, brauchen wir nicht weiter zu erörtern. Freilich, ein Mann wie der Verf. ist über die gewöhnlichen Regeln der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit erhaben. Das einzige Publicum, was er kennt, ist der höhere Adel, die Hofetiquette, und dieses mag sich allerdings durch eine so natürliche Sache nicht verletzt fühlen. Wir armen Bürgerlichen sollten doch die Mitglieder jener höhern Circel nicht beneiden. Waren sie vielleicht beneidenswerth in einem früheren Jahrhundert, jetzt sind sie es nicht mehr. Wer die tiefen, sittlichen Leiden, die aus der abgesonderten, vom frischen, geschichtlichen Lebensstrom der Zeit losgelösten Stellung einer abgesonderten Klasse hervorgehen, kennen lernen will, der lese dies Buch. Dieser Mann geht unter an seinen Vorurtheilen, an seiner verkehrten Weltanschauung; an den überkommenen Begriffen einer abgesonderten französischen *Marquis*-Moral des vorigen Jahrhunderts. Mit einem feurigen, strebenden, edeln Herzen von Natur ausgerüstet, die ganze Lebensglut einer neuen frischen Zeit, des 19. Jahrhunderts, in seinen Adern, ist er in die engen Schranken eines früheren, abgesonderten Denk- und Sittensystems eingepfählt, die sein sehrender Geist weder zu durchbrechen vermag, noch wo er Befriedigung findet. Ehe er die reizende Tänzerin kennen lernt, ist er schon ganz blaß; die Verhältnisse der Etikette, die Sittlichkeiten und Selbstkürseln der großen Welt, die gewöhnlichen Vergnügungen und Nüchternheiten eilen ihn an, sein feuriger Geist verläßt in Schwermuth, er fühlt sich unglücklich, er ergibt sich einer träumenden Melancholie; denn der kühne Sprung in ein freies, frisches Leben aus den dumpfen Jellen einer aristokratischen Bildung, der Versuch zu einem freien, edeln Wirken, zu dem eine so großartige Bahn nach allen Seiten hin vorliegt, ist dem in engherzigen aristokratischen Vorurtheilen Erstarrten nicht mehr möglich. Die große Menge seiner Mitmenschen verachtet er und nennt sie Pöbel; er blüht mit Hohn auf ihre Bestrebungen; er hält sie für rein dem Geschick zu enger Unwissenheit Verdamnte und kann sich an ihnen nicht erfreuen. Die Arbeit, die Sorge ums tägliche Le-

ben ist ihm etwas Schmutziges; den Genuß des im Schweiße des Angesichts errungenen täglichen Brots kennt er nicht; er blickt auf das Menschengewühl herab wie ein Gott auf einen Ameisenhaufen, der Arme, aber dieser Gott ist ein armer, unglückliches Wesen, das im Durst nach einem thätigen, würdigen, naturgemäßen Leben und Wirken dahinsiecht. Die Ehe ist ihm ein gemeines Institut für gemeine Individuen, bloß erfunden, um den Mißbrauch thierischer Triebe zu regeln. So ist dieser Mann durch Erziehung, verkehrte Verhältnisse und verkehrten Bildungsengang unfähig zu jeder wahren Lebenserkenntnis, zu jeder wahren Lebensäußerung, unfähig für Arbeit, für Natur, für Wissenschaft, unfähig für Gemeinwohl, für Liebe zu seinen Mitmenschen, unfähig, sich selbst und Andere zu ergötzen, kein Freund, kein Kind, kein Weib, kein Volk, kein Christenthum, Alles unmöglich geworden; und doch die Sehnsucht zu alle dem stark, wenn auch unklar im Herzen, die höchste Anlage zu einem edeln Dasein, ausgerüstet mit Geist und Gemüth, und das Alles verberbt, verkehrt, verdorben. Eine wunderbare Mischung von grobmaterieller und hochfliegend übersinnlicher Lebensansicht, aber keine Möglichkeit der Vermittelung. Armer Mann, der nicht einmal mehr im Stande ist, das einfache Goethe'sche

Tages Arbeit, Abends Gäste,

Saure Wogen, frohe Feste u. s. w.

zu verstehen.

Die Erzählung von den Sirenen mit ihrem unwiderstehlichen Liebreize und ihrem süßen Gesange ist kein Märchen; sie haben ein menschlich-schönes Antlitz, aber die kalte Seele eines Fisches. Selbst der Kuge Odysseus wagte nicht sie frei zu hören und zu schauen; auch er floh die Gefahr und verstopfte sich die Ohren mit Wachs. Es gibt noch immer solche unwiderstehliche, kaltherzige Geschöpfe — jetzt heißen sie Koketten —, bei denen auch der ernsteste und männlichste Mann Gefahr läuft, in bezaubernden Reizen gefangen zu werden, wenn er nicht durch gesunde, wackere Lebensverhältnisse und durch edle, würdige Zwecke und Thätigkeiten, die seine ganze Seele erfüllen, dieselben wieder zu zerreißen weiß. Aber nun denke man sich diese äußerlich blaßte, innerlich von unbestimmter Sehnsucht nach höherem Lebensgenuss glühende Natur, diesen mäßigen, verfeinerten Menschen ohne allen Gegenstand für lebende Verjüngungskräfte, und man wird es erklärlich finden, wie er sich nun mit allen Kräften seiner Seele ganz dieser Tänzerin zu eigen gibt. Er lebt fortan nur in ihr; das Unwürdige einer solchen Weibesknechtschaft fühlend, bemüht sich sein Geist rastlos einen ethischen Standpunkt für sein Verhältniß auszufindeln. Die seltsamsten Theorien, z. B. daß sie ein Engel sei, der herabgestiegen, um kommenden Geschlechtern ein Vorbild bereinigtter Vollkommenheit zu gewähren, und daß er von der Vorsehung bestimmt sei, der Freund und Rathgeber dieses Engels, dieses Ideals aller sinnlichen und geistigen Frauenschönheit zu sein u. s. w., sollen das Kläglich und Jammervolle beschönigen und heiligen und das nagende Gewissen beschwichtigen. Und begreiflich dann immer das melancholischste Liebesklagen und ein im Staube sich windender Opferdienst, und das wenigstens sechs Jahre hindurch, bei beständiger Abwesenheit der Dame, die sich während dessen den Enthusiasmus der Pariser und Londoner schmecken läßt. Die Dame läßt sich diese Huldigungen wohl gefallen, jedes unbedeutende Wort, was sie schreibt, versetzt ihn in Ekstase; dem Alltäglichen legt er die tiefste Bedeutung unter. Wenn sie schreibt: Wie befindest du dich? so jubelt er über ihr engelgleiches Herz. Zuweilen wird er eifersüchtig, denn trotzdem daß sie ihn — wie man es nennt — glücklich gemacht hat, fühlt er wohl, daß sie seine Leidenschaft nicht erwidert. Er macht sich auch darüber seine Theorien und sucht alle Untere mit der exceptionellen Stellung eines so hohen Wesens zu entschuldigen. Diese Theorien und Selbsttäuschungen reichen aber nicht immer aus, um die Qualen einer wohlbegründeten Eifersucht zu beschwichtigen. Zuweilen wird er unruhig über diese Gerüchte und schenkt ihnen Glauben; Argwohn nagt an seinem Herzen.

Dann sind ein paar Worte: „es ist nicht wahr“, oder die unwahrscheinlichste Entschuldigung von Seiten der Dame hinsichtlich, daß er wieder in grenzenloser, aufgeregter Demuth zu thoren Güssen stürzt. Und wohl bemerkt, er ist kein junger, kein unerfahrener Mann, sondern durch und durch weiserfahrener und routinirter.

Zuletzt aber wird seine Leidenschaft immer stärker, angewöhnlicher; so schreibt er ihr: „Glaubst du, meine Freundin, daß so viele Reize den eifrigen Bewerbungen und Verführungen immer entgegen könnten? Das würde ein zu großes Wunder sein; ich muß mich auf den Wunsch beschränken, daß nur die ungünstlichen Folgen solcher Verbindungen nicht bei dir eintreten mögen.“ Hier haben wir wieder den prosaischen Materialismus jener aristokratisch-weltlichen Moral. Auf die Dinge wird aber der Dame der melancholische Geselle mit seinem ewigen Wimmern und Klagen über sein grenzenloses Unglück doch lästig. Trotz seiner Demuth ist er ihr zuweilen noch zu freimüthig; auch ist sie die Bewunderung hochgeachteter Männer und ganzer Völker zu sehr gewohnt geworden, als daß es ihr auf einen Einzelnen viel ankommen sollte. Mit einem Male schickt sie ihm seine Briefe zurück. Auch da noch vermag sein getränkter männlicher Stolz die schmählischen Fesseln, die seine Seele in Banden haben, nicht zu zerreißen. Er wendet sich an ihre Schwägerin, blos mit der Bitte, daß sie auf Fanny's Gesundheit achten möchte, aber natürlich in der heimlichen Hoffnung, daß Fanny davon erfahren sollte, und Fanny ist denn auch in einer glücklichen Laune so gnädig, ihm wieder einen barockten Brief hinzuworfen. O Heinrich Percy, Heinrich Percy! Aemer Werther, für jene Kränkung, die du in jenem aristokratischen Götzel empfangst, bist du gerochen. Dieser Mann in seiner erlauchtesten Stellung versinkt ähnlichen dunkeln Wägen wie du, und er wird nicht der letzte von jener sich selbst überlebt habenden Race sein, die im Conflict todter Formen und angelernter, selbstsüchtiger Ansichten mit einem wahren Lebensdrange an fruchtbarer Gemüthsstimmung zu Grunde gehen.

Wir haben das Buch zwar mit Mitleiden, aber auch mit unaußersprechlichem Widerwillen gelesen. Wer nicht selbst hinter dem Vorhange gesteckt hat, kennt die Geheimnisse nicht, die er verbirgt. Die unwürdigen Qualen, die in dem Verhältnisse zu einer Kokette liegen, wissen wir wol zu würdigen und mitzuerkennen; aber wir erröthen darüber noch in ihrem Augenblicke in unserm Kammerslein; sie dem Publikum als etwas Poetisches und Erhabenes, als die Leiden einer schönen Seele vorzuführen, sie an die große Glocke zu schlagen aus unanständiger Eitelkeit — gottlos, zu solcher Eitellosigkeit ist nur ein solcher „hochgeachteter Mann“ fähig. 12.

Tracts relating to Ireland. Printed for the Irish archaeological society.

Unter diesem Titel erschien der erste Band der von der irischen archäologischen Gesellschaft herausgegebenen irischen Alterthümer. Diese Publication ist um so dankenswerther, da die Antiquitäten Irlands bisher in großes Dunkel gehüllt waren, da sogar über den Ursprung der irischen Nation die seltsamsten Meinungen aufgestellt worden sind. So meinten Einige, welche sich auf eine wahrscheinlich ein bloßes Rothwälsch bezweckende Stelle im Mantus stützten, daß die Iren mit den Phöniciern identisch seien; Andere identifizierten sie mit den Aegyptern, wegen der Ähnlichkeit des Wortes Nil mit dem irischen Eigennamen Hy Nalls oder O'Neills; Andere mit amerikanischen Stämmen; Andere mit den Scythen, mit den Persern, mit den Sinesen und selbst mit den Chinesen. Die erste Abtheilung dieses ersten Bandes bringt ein im J. 942 geschriebenes Gedicht, welches eine von dem Fürsten von Kileach unternommene Expedition durch Irland schildert. Kileach, in englischer Aussprache Kil, war der Palast der Könige von Ulster von dem Hy Riaghnamme; der Barde nennt ihn den aus Steinen gebauten Palast, zum Unterschiede von andern irischen Burgen, welche mehr

aus Erde aufgeworfen waren; er soll von einem Fremden, Namens Feigernus oder Feirin, erbaut worden sein, durch den die Iren im 10. Jahrhundert eine unvollkommene Kunde von der Freimaurerei erhalten haben sollen. Das Gedicht ist von dem Barde Cormacan verfaßt, welcher seinen Herrn auf dessen Reise begleitete; es ist im Originalirischen mitgetheilt, zugleich mit einer Uebersetzung und Anmerkungen, die von großer geographischer und topographischer Kenntniß zeugen und dem Hiesigen O'Donovan's, des Uebersetzers, verdankt werden. Ferner dient zur Orientirung eine Karte von Irland, auf welcher die im Gedichte erwähnten Localitäten angegeben sind. Der Held des Gedichts ist Ruiricheartach, vom Riaghnamme. Sein Name ist in Irland gewöhnlich und in Ruiricheartach, Ruirach, Moriach, Ruairtius, endlich in Mortimer verwandelt worden. Die fast kriegerische Expedition, welche Ruiricheartach oder Ruiricheartach unternahm, sollte dazu dienen, Geiseln von den übrigen Fürsten einzutreiben und ihm so eine Art Oberhoheit über das Land zu sichern. Dergleichen Expeditionen fanden bis zur anglo-normannischen Invasion statt. Der in dem Gedichte geschilderte Sittenzustand beweist, daß er nicht fern von Barbarismus war. Daß eine Armee von nur 1000 Mann einen Rundmarsch durch ganz Irland machen und überall Unterwerfung erzwingen konnte, beweist, daß die Fürstenthümer weit auseinander lagen und daß überhaupt unter ihnen keine Einigkeit stattfand. Ruiricheartach zahlte seiner Königin das Gehalt in Vieh und Kriegsbeute aus, wodurch des Gambrensis Angabe bestätigt wird, daß die Irländer nur wenig oder gar keine Pferde hatten. Dies ist auch durch die Angabe eines französischen Edelmanns erwiesen, welcher Richard II. auf dem unglücklichen Zuge begleitete, den dieser unternahm, um Irland zu unterwerfen. Jener Edelmann gibt über die Zusammenkunft des Grafen Gloucester und des Empfers O'Morrough einen von Georg Grafen von Lothess übersehten Bericht, worin es unter Anderm heißt: „O'Morrough, begleitet von vielen irischen Volke, kam von einer Höhe herab, auf einem sattellosen Gaul, welcher ihn, wie man sagte, 400 Räder gekostet hatte. Denn hier zu Lande tauschen sie im Handel ein, Pferde für Vieh, Waaren für Waaren, da sie kein bares Geld haben.“ Die zweite Abtheilung des Bandes enthält einen Wiederabdruck von Robert Payn's „Description of Ireland made in the year 1589“, welche als ein Beitrag zu den in Somers's Sammlung aufbewahrten Abhandlungen zu betrachten ist, die auf Elizabeth's Versuch, englische Colonien in Munster anzulegen, Bezug haben. Die daraus zu schöpfende Belehrung ist jedoch im hohen Grade dürftig. Man wünscht, daß die archäologische Gesellschaft von Irland auch die continentalen Bändersammlungen zu ihrem Zwecke benutzen möchte; namentlich besitzte die kaiserliche Bibliothek in Wien viele irische Manuscripte, ferner die im Secular, die im Vatican und die große Bibliothek in Mailand. 5.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Beträge

zur

wissenschaftlichen Heilkunde

von

C. F. W. Richter.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

Den Inhalt dieser interessanten Schrift bilden folgende Abschnitte: *Untersuchung der wissenschaftlichen Grundlage der Heilkunde. — Spontane Genese und Heilung der Krankheiten. — Künstliche Genese und Heilung der Krankheiten.*

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Dienstag,

Nr. 88.

29. März 1842.

Apologetische Studien.

(Beschluss aus Nr. 87.)

Ich theilte Guklow's Producte in poetische, verstandvolle und gemüthliche ein. Zu den poetischen rechne ich „Maha Guru“, der 1833 erschien. Der Dichter hat den Kampf des Irdischen mit dem Himmlischen, des Fleisches mit dem Geiste auf eine neue, durchaus originelle Weise entwickelt. Die unmittelbare Gegenwärtigkeit seiner Muse ergreift ihn zuweilen so mächtig, daß er wie ein begeisterter Apostel die Offenbarungen ihres geheimnißvollen Daseins mit hinreißenden Farben schildert. Die Verbindung der Wahrheit mit der Schönheit, der Poesie mit der Religiosität, des Himmels mit der Erde tritt bestimmt hervor. „Maha Guru“ ist kein Roman, es ist eine Dichtung, der Traum eines reinen Gemüths, der Abdruck der an alles Große glaubenden, an alles Hohe sich anlehrenden, oft wild dahinstürmenden, oft leise auftretenden Jugend. Auf schnellem Roß, statt des Sattels das Tigerfell, statt aller Waffe Pfeil und Bogen, das trotzige Lächeln auf unentweihemter Munde, so eilt die Phantasie durch die tibetanische Gebirgskette, vor eigenthümlichen Bildern und Anschauungen vorbei, um ihren Schmerz und ihre Begeisterung in die Mysterien der Gottwerdung zu gießen. Ich bin oft in Erstaunen, oft in Bewunderung, zuweilen im Dunkel über eine Production gewesen, die wie ein Edelstein in tausend Farben schillert und glüht. Die Erhabenheit der Pflicht streitet lebhaft mit dem Alles hingebenden, Alles vergessenden Affect. Das sittliche Gesetz soll Gewöhnung, der Entschluß That werden. Feindlich tritt die Religion der Liebe entgegen, die Befangenheit knickt die Blumen des Genusses und wandelt sie um in ritzende Dornen. Das Gebet des Himmlischen ist von schreienden Dissonanzen umgeben, bis „Maha Guru“, gleich den Dichtern unserer und aller Zeit, durch Selbstentäußerung, durch Trennung vom Unwesentlichen jenes Ideal der gottseligen Ruhe erreicht, wo die Opfer durch den Dufte des Genusses überströmt werden und im Feuer der Begeisterung der Schmerz von dem Segnaden, der den heiligen Entschluß, für seine innerste Überzeugung zu leben und zu sterben, leidenschaftlich ausübt, abfällt. Das Bedeutende der Dichtung tritt bedeutend hervor, die symbolische Vollendung entwickelt sich, die Poesie gewinnt immer bestimmtere, immer lockendere Formen; ihr an schließt sich der Styl, der

mit großer männlicher Kraft das Parte immer zart auszudrücken weiß; er ist es, der dem Vorhandenen recht eigentlich das idealförmende Gewand der Schönheit, den Schmelz der Farben, die wahre Verklärung reicht.

Knüpft sich an „Maha Guru“ der Beweis der poetischen Befähigung des Dichters, so möchte ich in seinem Werke „Zur Philosophie der Geschichte“ und in seinen „Götter, Helden und Don Quixote“ den Beweis seines scharfen Verstandes, seiner Kühnheit, alles durchdringenden Kritik finden. Das thatkräftige Princip, die Spannung aller Muskeln, der Glanz der Sprache, der männliche Entschluß, der Trost des Genies überschwellen diese Philosophie zur Geschichte und machen sie zu einem gebiegenen, außergewöhnlichen Werk. Es war keine geringe Aufgabe, sie zu schreiben, sie erforderte eine durchaus objectiv Kraft; nur dadurch, daß der Autor über seinen Gegenstand sich erhob, konnte er ihn erfassen und durchdringen. Der ganze eminente Verstand, die wunderbar sich verschlingenden und doch sich zum edeln Ebenmaß des Ganzen ründenden Ansichten des Schriftstellers, sein hastiges Suchen nach Wahrheit, sein Entzücken beim Finden der leitenden Sterne, Alles das sind Goldkörner, deren Reichthum sich fast auf jeder Seite offenbart. Indem Guklow das Buch schrieb, fühlte er, daß der Geschichte gegenüber eine Macht steht, die stärker denn die Geschichte ist. Er hat sie begriffen, geschildert, erklärt, diese Macht der Idee, dieses Geistige, das die Thaten beherrscht; denn ist die Geschichte nicht Zweck, nur Mittel, so muß der Dichter vor Allem die Unendlichkeit des Lebens fassen und ihm seinen tiefsten Sinn abzugewinnen wissen. Verjüngend schreitet der Geist der Philosophie durch die Geschichte, er wandelt sie um zu speculativen Ideen. Die Poesie, die Wissenschaft, der Staat, die Kunst, die Religion endlich, alle diese höchsten Bestandtheile des menschlichen Daseins macht Guklow zum Eigenthum des Verstandes, indem er sie belebt und durch individuelle Auffassung ein neues, ein schönes Bild der verschiedenen Zeiten entwirft. Seite 13 sagt er:

Das nenn' ich leben, das Verworrene zu lösen, ein Thema zu entwirren, eine Unbesonnenheit wieder in die Geise des Verkommens zurückzulenken. Nichts könnte gefährlicher sein, als eine Maxime dieser Art, wenn sie nicht von Grundsätzen und einer unverwundlichen Integrität des Herzens begleitet ist. Jedem, der sich auf sich verlassen kann, rath ich sie an, weil sie voller Genuß und Abhärtung ist.

In der Geschichte — sagt Guklow etwas weiter — hat eigentlich nichts ein absolutes Recht, denn die Geschichte ist ein Complex von ungezählten Individualitäten, die kommen und gehen und das Recht haben, in die Waagschale der Ereignisse zu werfen, was sie wollen, Geld oder ein Schwert, wenn es nur wiegt!

S. 58 legt Guklow folgende Ansicht nieder:

Die Geschichte beginnt nicht mit dem ersten Menschen, sondern mit dem ersten Charakter. Ihr Signal ist die erste That. Was ist historische That? Was ist Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geschichte liegen vor uns, die mittlere Zeit ist gelichtet, in der neuen Zeit leben wir. Eine Philosophie der Begebenheiten oder auch Das, was der Geist der Geschichte genannt wurde, ist ein Nachweis der inneren Analogien, welche sich in den historischen Facten finden. Philosophie der Geschichte ist die vergleichende Anatomie der Ereignisse.

So spinnt sich das Buch in überaus scharfen, oft erhabenen, immer durchaus selbständig gedachten Ansichten bis zum Ende fort. Schön ist die Stelle auf S. 147, wo es heißt:

Ist der Geschichtszweck das Leben, so ist es durch die Familie, die Erziehung, kurz durch Alles, was dazu dient, dem Menschen Raum zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch über Haus und Hof nicht hinausgingen, vor Gott doch gleichen Werth haben wie irgend eine Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. Das gemeinsame historische Band, welches Mann und Weib zusammenketzt, sind die Liebe in der Jugend, die Freundschaft im Alter und einß bei der Trennung vom Leben das Gewissen.

Die Philosophie ist eine Verbindung der Idee mit der That, eine tiefempfundene Wahrheit, die, von dem Verstande durchdacht, alle Zeiten durchleuchtet, die blühende Entwicklung der menschlichen Kraft nachweist und sie zum Fingerzeig Dessen macht, was uns das Höchste ist. So nimmt die Geschichte schon deswegen den Denkenden völlig in Anspruch, weil aus ihr der Keim der Philosophie sich entwickelt, welche die schönste, wenn auch die schwierigste Wissenschaft des Lebens ist.

Ist Guklow kein gründlicher Philosoph, denn Philosophie ist eine Specialität und er ist Dichter, so ist er doch einer der scharfsinnigsten Köpfe unserer Zeit, durchwärmt vom Gefühl der Wahrheit, angehaucht durch einen seltenen Schwung der Gedanken, ergriffen durch den glühenden Wunsch, seiner Mitwelt nützlich zu sein. Das Unantastbare, Ewige ist diesem Schriftsteller so heilig, daß er, so oft man ihm sein Christenthum hat streitig machen wollen, es dennoch als das Größte hinstellt, was je an geistiger Befruchtung über die Erde gezogen ist. So auch in seinem Werk „Zur Philosophie der Geschichte“, wo das religiöse Gefühl immer wie ein milder Stern durch zerrissene Wolken funkelt, wo die Sehnsucht nach dem Unsichtbaren ihn oft mitten in den Wähen der Abstraction ergreift und ihn gewaltfam mit sich fort in die wonnige Ruhe des Glaubens reißt.

Die „Götter, Helden und Don Quixote“ enthalten so viele bedeutende Aufsätze, daß schon auf sie allein der Ruf des Autors sich gründen könnte. Hier tritt er nun völlig als Kritiker bedeutend, oft schonungslos, oft bewundernd, zuweilen in wilder Hast hinstürmend, aber immer gerecht auf. Wunderbar weiß er jede Ader, jede Nerve,

jede Faser des unter seinen Händen sich befindenden Gegenstandes zu anatomiren. Unbekümmert um die individuellen Schmerzen, nur seine speculative Idee im Auge, ist er zuweilen fürchterlich, zuweilen rührend. Hat er seinen Don Quixote den Spiegel vorgehalten, haben sie sich erschrocken in ihrer Verzerrung erkannt, haben sie geglaubt, er habe es ihnen gleich einem bösen Zauberer angethan, so hat er auch verklärenden Purpurglanz auf seine Götter zu werfen gewußt. Wie lieb ist mir der Aufsatz über Georg Büchner! Der Kühne Streiter für Wahrheit und Verdienst, der kräftig Järende, der gegen die Scheinheiligen, gegen die Mattheizigen, gegen die Copisten zu Felde zieht, sitzt hier im behaglichen Handwams, Hand in Hand mit dem Freunde seiner Seele, mit dem thatkräftigen Jüngling, dem er später mit nassem Auge den immer grünen Kranz der Erinnerung über das unscheinbare Kreuz hängt, das seinen Hügel schmückt. Er sitzt da in seiner reinsten Gestalt; die Härten, die das Leben fordert, sind abgefallen von ihm, das Schwert ist an den Nagel gehängt, der Friedensbogen des Himmels sieht verklärend durchs Fenster. Liebe ist in ihm, Liebe ist außer ihm! Wissen wir denn, wie schwer es ihm geworden sein mag, wieder aufzuspringen, wieder die Rüstung anzulegen, wieder hinaus zur Fehde zu ziehen?

Ehren wir den Dichter durch Vertrauen, empfinden wir ihm nach, erquicken wir ihn mit der unparteiischen Anerkennung seines Werths. Hat er die Wescher aus dem Tempel gejagt, hat er die Erde öfters mit den Gebelnen seiner Feinde gedüngt, so hat er auch bewiesen, daß ihm wahres Verdienst heilig ist, daß er Bewunderung, ja Begeisterung für echte, rechte Größe empfinden kann. Wer sich für das Coliseum zu Rom passionnirt, dem dürfen wir nicht zürnen, daß er die elenden Theaterdecorationen mit ihren Latzen- und Lampenwerk ver schmäh't.

„Blasewow“ führte mich mit einem Zauberschlag in das goldene Geäder der gemüthlichen Seite. Er zeigte mir des Dichters brennenden, unlöslichen Durst nach Liebe, seine Verzweiflung, wo diese ihm feilschlägt, seine menschliche Verstimmung, seine graziösen und auch wol zuweilen seine derben Scherze, seine Menschenkenntniß, die Betrachtung für die Masse, die Ironie, die ihn über den Kleinheitsgeist der Welt beschleicht. Schlachtenmaler ist ein Stück Individualität. Nicht Kälte machte ihn still, sondern Blut, Blut, die ihn antreibt, Das zu verschmähen, was einen Tag dauert, und Das zu erringen, was die Zukunft in lodender Ferne ihm zeigt.

Als Kunstwerk muß man „Blasewow“ ebenso bewundern, als man die Natur in ihm erschöpfend wahrnimmt. Geschichte schiebt sich Alles inelinander; nichts ist so klein, daß es nicht als Masche diene, worin sich ein neuer Knoten schlänge; zart fließt Gelindens Atherduft durch die auf- und niedersteigende Flut und gibt recht eigentlich dem Gangen Schmelz und Glanz. Komisch aber, wie der Titel es angibt, ist der Roman nicht. Der Autor bemüht sich komisch zu sein. Er bemüht sich; schon das beweist, daß er es von Haus aus nicht ist. Ein gewöhnlicher Ber-

Handmenschen, ein das Positive ins Auge Fassender kann leicht komisch sein, Guklow ist es nicht. In ihm pulst das Ideale, das Tragische. Er hat sich das Komische angeeignet, es ist ihm nicht angeboren. Ob es recht ist, seiner Dichternatur Zwang anzulegen, ob er das Natürliche nicht mit dem Komischen verwechselt, laß ich unentschieden. Natürlich aber ist dieser Autor im höchsten Grade; überall schimmert diese Eigenschaft wie eine göttliche Nothwendigkeit durch. Ich nenne das Natürliche eine Eigenschaft und ich sollte es eine Originalität nennen, denn es ist in unserm Zeitalter so selten als die weißen Raben geworden.

Hat Guklow uns in Blafedow und namentlich im Charakter des Schlachtenmalers sein wildes Herz gezeigt, hat er uns Erfahrung und Genialität in duftenden Blüten in den Schoos geschüttet, so öffnen sich in „Seraphine“ noch ganz andere Gemüthshefte. Jeder Charakter in dem Buch ist scharf, sorgfältig, geist- und phantasie reich gezeichnet. Mit Vorliebe hat der Dichter Arthur und Seraphine als Hauptfiguren gewählt, oder vielmehr, er hat sie aus sich herausgenommen und sie vor sich hingestellt. Das gemüthliche, träumerische Kriterium des Buchs, die zarten Nebelgedanken, die in einem Gemüthe wie Seraphinens aufsteigen und wieder schwinden, dieses Drängen nach Opfer, dieses Verhauchen stummer Thränen, dieses nach Männlichkeit strebende Bewußtsein Arthur's, die scheinbare Härte, die nur Kunst, der gewaltsame Bruch, der nur Übermuth ist, Alles das sino so ergreifende Ingrebienzien des Romans, daß man von Anfang bis zu Ende in der lebhaftesten Aufregung bleibt. Man weiß nicht, durch was man mehr angezogen wird, durch die zarten Schilderungen der Gemüthsbegebnisse, die den größten Theil des Buchs füllen, oder durch die durchgehends geistreichen Reflexionen, die an Goethe's „Wahlverwandtschaften“ erinnern. Seraphinen ist der Vorwurf gemacht worden, daß sie sich in einer zu niedrigen, bürgerlichen Sphäre bewegt; man hat es für unnatürlich gehalten, daß sie nach Arthur und Edmund noch Philipp anheimfallen kann. Wer aber ergründet das geheimnißvolle Seelenleben, wer kann den Keim einer Handlung nachweisen, wer die Widersprüche lösen, die sich oft in ein und demselben Gemüthe befinden. Würde von Kampf, von Schmerz, von moralischer Läuterung im Gemüthe die Rede sein, wenn That und Gedanke sich stets einten? Ach, dieses vom Bestehenden sich nicht losreißen Können, dieses Schwanken zwischen Verstand und Herz, zwischen Pflicht und Liebe ist es ja eben, was alle die bitteren Weimuthstropfen in den schäumenden Becher des Glücks mischt. Daß Guklow fähig war, ein weibliches Gemüth wie Seraphinens zu schildern, daß er die heiligen Schmerzen des „Himmelaufstieghens, zum Tode betäubt“, zu zerlegen und anschaulich zu machen vermochte, daß er tief eindringt in die verborgensten Organe des Herzens, das beweist, daß das Gemüthliche nicht allein in seiner vollsten Ründung bei ihm besteht, sondern daß er auch naive, unschuldvolle Seiten hat, Seiten, die so phantasie reich sind, daß ich ihn einen unwillkürlichen Schriftsteller nennen möchte, wenn er nicht so viel Absicht, so

viel Willkür, so viel Freiheit hätte. Gerade diese glückliche Mischung von Poesie, Verstand und Gemüth machen Guklow zu einer außergewöhnlichen Erscheinung. Er hat einen kriegerischen Charakter, das verräth sein Kampf mit der Gegenwart; er hat aber auch eine poetische und phantastische Seele, das beweist die Auffassung des Erlebten, die Conception des Erfundenen. Seine Scherfen, diese verkörperten Theile seines Genies, werden, wenn sie durch die Zeit Perspective gewonnen haben, sich im wahren Lichte darstellen. Sie werden sich den Bestrebungen, die im Dienst der Kufen, der Dichtkunst und Vaterlandsliebe sind, anschließen und beurkunden, daß Guklow die ihm auferlegte Schicksalsaufgabe schon dadurch genugsam erfüllt hat, daß er kühn, scharf und doch vermittelnd als Dolmetscher innerer Stimmen aus jener nie zu ergründenden Tiefe schöpft, wo neben der Energie die Weichheit, neben der Weichheit die Poesie herrscht. 54.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hormayr. XXXI. Jahrgang der gesammten und XIII. der neuen Folge. Leipzig, Reimer. 1842. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir können aus unserer Anzeige des vorigen Jahrgangs in Nr. 208 d. Bl. f. 1841, wenn es nicht schon anderswärts her hinlänglich bekannt wäre, voraussetzen, daß ein Jeder weiß, welch einen unerschöpflich reichen Schatz von deutschen Sagen und Märchen, Überlieferungen, historischen Actenstücken, Urkunden und Erinnerungen aus der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts Hr. v. Hormayr besitzt und mit größter Liberalität in seinen Taschenbüchern spendet. Der Inhalt des vorliegenden Jahrgangs ist nicht minder mannichfaltig und belehrend. In die letzte Kategorie gehören vorzüglich die längeren Aufsätze über Hohen Schwangau, über die badenbergschen Fürstinnen und über die tiroler Geschichte in dem Jahre 1809, von denen die letztern eine Relation des Generalmajors von Duval und ein Journal des Landeshauptmanns Jakob Sieberer enthalten und von Hrn. v. Hormayr mit den interessantesten Anmerkungen über die handelnden Personen und Ereignisse jener Kriegesjahre begleitet sind. Wie hochfahrend und brutal Napoleon sich gegen Osterreich betrug, zeigen folgende Mittheilungen, die wir aus vielen andern hervorheben. Im J. 1809 hatte der übermüthige Sieger schon erklärt, daß es keinen Kaiser von Osterreich mehr gäbe, sondern nur Prinzen von Lothringen, rebellische Großoffiziere der Krone Frankreich. Dieselbe Pheuse gebrauchte er noch in dem letzten Schreiben an seinen Schwiegervater aus Regent vom 21. Febr. 1814: „Je ne puis donc m'adresser qu'à V. M. nagnéro mon Allié, qui, quelques soient les sentiments du moment, a dans ses veines du sang français.“ Und als der österreichische General Weissenwolf Napoleon sagte: ein Tagesbefehl vom 20. Mai erklärte die Generale Durosel, Souler und Corbier als Gefellen für die Sicherheit von Schaffler, Hormayr, Soes u. A., fuhr der Kaiser wie rasend auf und sagte mit der ihm eigenen Chevalerie der Wuth, bezüglich auf seinen Liebling Durosel: „Si vous le grattez seulement, je ferai violer six princesses et vingt dames par mes tambours et fusiller dix mille hommes.“ Solche Worte bedürfen keines weitem Commentars.

Weniger bedeutend als die bezeichneten Abschnitte sind die Aufsätze zur Gefangennehmung König Franz I. in der Schlacht bei Pavia, zur Geschichte des böhmischen Kriegs vor und nach der Schlacht auf dem weißen Berge, die Relation über Wiens erste Belagerung durch die Türken und das Tagebuch

der Kriegsgeschehnissen in Ungarn 1687 und 1688 vor dem karolinger Tode. Die röhren meistens von Beobachtern her, die sich in nur untergeordneten Stellungen befanden. Den Aufsat „Kurze Relation wie es bei dem Kendevoos der turbaierischen Milice hergegangen ist“ (Nr. VII) würde man in einer andern Schrift als in einer Formayer'schen für einen Lektendäher zu halten genügt sein. Der dritte Abschnitt: „Sitte und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Borzeit“, gibt wiederum zahlreiche Belege zu den oben gerühmten Eigenschaften des Herausgebers. Als besonders anziehend nennen wir die Beschreibung des schwäbischen Geschichtschreibers Gruffus von der Burg Hohenstaufen, die Pia deandria für die Censur, die Aussage über die deutschen Condottieri und über sonderbare Laubemien und Grundbesitze. Unter diesen wird erzählt, daß das berühmte jus primae noctis von den Grundherren schon früh in Deutschland in eine Geldgabe verwandelt sei, daß es als unerträgliche Tyrannie gegolten habe, wenn ein Burgherr seine Herrlichkeit wirklich an „Haut und Haar“ ausübte und daß die Herren von Persen, von Ravensstein und von Bog dadurch Aufrühr ihrer Unterthanen veranlaßt haben. An mehreren Orten Deutschlands mochten die leib eigenen Lächter den Lehnsherren ihre Jungfrauschaft abtaufen mit so viel Käse und Butter, als dick und schwer ihr Hinterrheil war, an andern Orten mit einem tierlichen Gerdanessel, den sie just damit ausfüllen konnten. Die Herren von Halperg mußten ihren Lehnsherren mit einer schönen Frau bedienen und die Bauern der Burg Wärglich in Böhmen mußten, wenn eine böhmische Königin auf der Burg ihr Wochenbett hielt, alle Nachtigallen auf zwölf Meilen in der Runde zusammensammeln, um sie in den Auen und Wäldchen zunächst der Burg wieder auszulassen. Vom leiblichen Leben in schwäbischen Nonnenklöstern (wie im Kloster Gnadenzell, wo kein Gebot geistlicher Oberer so genau befolgt sein soll als der Schriftsteller, „bei herannahender Visitation den päpstlichen Legaten und sein Gefolge apertis vulvis (st. apertis valvis) zu empfangen“), von „bittsinnen, die in die Wochen gekommen sind, von allerhand Klosterfitten und Klostergebräuchen und von Mönchsverslein über Weiber, Trinken, Lieben und Leben, hat Hr. v. Formayer manche ergößliche Geschichten beigebracht. Dagegen wären andere Artikel, theils als bereits bekannt, theils als nicht recht würdig eines historischen Taschenbuchs besser weggeblieben, wie die über die liberale Gemente der Maulesel in Rom, über die alten Fische, die fatalen Geschenke (von den Türken die Pest, von den Franzosen die Luftruche, von den Russen die Cholera), über Ritter Rudolf von Ebingen und die schwäbische Fruchtbarkeit, die Unnehmlichkeiten eines Scharfrichterpostens, über Landesgebräuche in Rabien (?) und einige ähnliche.

Der Abschnitt über Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder enthält, wie in früheren Jahren, wieder manche anziehende Stücke aus diesem unerforschlichen Schatz unsers Volks, z. B. „Die unfreundlichen Brüder“, „Der Schatz auf Tragenstein“ und „Die Kindelein im fernsteiner See“. Aber es hat uns fremdet hier die Geschichte von Hans Koblhaas sehr ausführlich zu finden, die doch schwerlich dieser Rubrik angehört und überdies durch Heinrich v. Klefs meisterrhafte Erzählung hinlänglich bekannt geworden ist.

Die Biographie des bairischen Staatsraths von Maurer (mit dessen Bildniß) setzt die vom Herausgeber begonnene Reihe von Lebensbeschreibungen verdienstlicher Staatsmänner, Feldherren und Gelehrten in ansprechender Weise fort und ist reich an rechtsgeschichtlichen Andeutungen über Gründung und Verfassung bairischer und österreichischer Städte. Ebenso wird das Directorium vorzüglichster Urkunden und Quellen auch in diesem Jahrgange fortgeführt.

Die dichterischen Zugaben sind von J. R. Bohl und gehören in die Rubrik der Sagen und Legenden. Größlich ist die Ballade von der Burgfrau zu Gelftha, aber gut erzählt.

Literarische Notiz.

Täglich tauchen in Paris neue Zeitschriften auf, die meistens eine prunkvolle Fassade aufweisen, die Mangel an Inhaltnahme sie zwingt, dieselbe wieder einzuziehen. So haben wir vor kurzem ein neues Monatsjournal unter dem Titel „La renommée“ erhalten. Die Poesanne dieser Ruhmesgöttin dürfte noch nicht weit erschöpft sein. Die Anlage dieses Blattes, von dem uns zwei Nummern zu Gesicht gekommen sind, ist nach Art der bekannten „Zeitgenossen“. Neben ausführlichen Biographien werden biographisch-bibliographische Notizen, zu gleicher Zeit aber merkwürdigerweise auch Börsennachrichten gegeben. Nicht genug, daß die Finanzhelden im Leben die Gefahren in Schatten stellen, wollen etwa dieselben auch im Tempel des Ruhms den Grenzplatz einnehmen? Außer mehreren werthlosen Biographien gibt das zweite Heft eine interessante von Beyerelle d. A. verfaßte Lebensbeschreibung des bekannten Deputirten und Schriftstellers Jean Batout. Wir heben einige Notizen aus derselben aus, weil sowohl die Stellung als die Werke Batout's es verdienen in d. Bl. erwähnt zu werden. Er ist 1792 in der Nähe von Lyon geboren. Schon in früher Jugend fühlte er sich zum Studium der Geschichte, die er in reifen Jahren durch mancherlei Werke bereichert hat, hingezogen. Der Staatsmann Boissy d'Anglas, dessen Privatsecretär er sehr früh ward, eröffnete ihm die politische Laufbahn. Die hundert Tage boten seiner Thätigkeit ein weites Feld, das sich ihm bei Rückkehr der Bourbons wieder verschloß. Decazes wußte indessen die Talente des jungen Politikers wieder zur Geltung zu bringen. Die ersten literarischen Arbeiten, die bald den Ruf vermehren halfen, den praktische Thätigkeit als Préfet in verschiedenen Departements ihm schon verschafft hatte, waren publicistischer Art, z. B. „Les gouvernements représentatifs au congrès de Troppau“ (Paris 1820), eine Broschüre, in der er sich gegen die bewaffnete Einmischung in die Angelegenheiten Spaniens kräftig aussprach; „De l'assemblée constituante“ (1822). Kurz nach Veröffentlichung dieses zweiten Werkes ward der Verf. Secretär des Herzogs von Orleans und sah sich nun genöthigt, die Feder des Publicisten aus der Hand zu legen. Nachdem er einige Streifzüge in das Gebiet der Poesie gemacht hatte („Les aventures de la fille d'un roi“ und „Idée fixe“) widmete er sich ausschließlich der Geschichte und besonders der Kunstgeschichte. Zeugnis der großen Thätigkeit, die er auf diesem Felde entwickelte, sind seine zahlreichen und werthvollen Werke: 1) „Notices de tous les tableaux et portraits composant la galerie de S. A. R. le duc d'Orléans“ (1825), zu denen Louis Philipp eine beträchtliche Anzahl interessanter Notizen und Zusätze geliefert hat. 2) „Mémoires de S. A. R. Louis Antoine Philippe d'Orléans, duc de Montpensier“, für deren Herausgeber Batout gilt und zu denen er die Materialien gleichfalls aus der Hand des jetzigen Königs der Franzosen erhalten haben soll. 3) „Galerie lithographiée de S. A. R. le duc d'Orléans“ (2 Bde., 1826). 4) „Histoire du Palais royal“ (1830). Die Revolution führte Batout wiederum auf die politische Schaubühne, wo er seitdem zwar ohne besondern Glanz, doch immer wirksam geblieben ist. Neben seiner Wirksamkeit als Deputirter und erster Bibliothekar des Königs hat er seine literarische Thätigkeit ununterbrochen fortgesetzt. Wir erwähnen kurz seine späteren Werke: „Histoire de la conspiration de Cellamare“ (2 Bde., 1832), „Histoire lithographiée du Palais royal“ (1833), „Le château d'Eu, notices historiques“ (3 Bde., 1836), „Souvenirs historiques des résidences royales“ (1837). Alle diese Schriften sind reich an historischen Notizen, an geistvollen Betrachtungen und in einem fließenden Style abgefaßt. Sie haben ihrem Verf. einen ehrenwerthen Platz in der französischen Literatur gesichert. Von Seiten der Regierung sind seine Verdienste gleichfalls anerkannt worden. Er ward 1837 Staatsrath und 1839 Director aller öffentlichen Monumente.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. Nebst einem Atlas von 32 Steindrucktafeln. Solothurn, Tent und Gassmann. 1841. Per.: 8. 11 Thlr. 10 Ngr.

Wenn der Reisende aus fernen Ländern das Hochgebirge der Alpen besucht, so ziehen wenige Phänomene seine Aufmerksamkeit so auf sich als die Schneemassen, welche die Spitzen der Berge bedecken und aus denen sich die Gletscher unter günstigen Verhältnissen bis in die Tiefe herabziehen. Aber bei wenigen Phänomenen sind auch die Ideen und Vorstellungen, mit denen die Reisenden anzukommen pflegen, wenigstens in Betreff der Scenerie, so unrichtig als bei diesen. Ref. wenigstens hatte vor seiner Reise nach den Alpen sehr aufmerksam Dasjenige gelesen, was Scheuchzer, späterhin Gruner und Saussure, zuletzt Hugi über jene Bildungen gesagt hatten, außerdem hatte er noch mehrere kleinere Abhandlungen über ihre Natur studirt; als er aber im Canton Glarus die ersten Gletscher in der Nähe sah, so fand er doch Manches anders, als er sich vorgestellt hatte, und ein längerer Aufenthalt auf und neben diesen Gebilden hat seine Begriffe und Vorstellungen von ihnen nicht blos berichtigt, sondern es wurde ihm bei einem längern Aufenthalte in der Region des ewigen Schnees auch möglich, mehrere Verhältnisse zu verfolgen, welche für die Naturgeschichte der Gletscher nicht ohne Interesse waren. Eben diese unrichtigen Vorstellungen aber fand Ref. auch bei vielen andern Reisenden; mit denen er im Alpengebiete zusammentraf; wenige derselben aber hatten einen Begriff von der Zusammensetzung und Entstehung dieses Eises, zumal da in den meisten Reisehandbüchern der Gegenstand mehr oder weniger unvollkommen und zum Theil unrichtig aufgefaßt ist.

Die erste Veranlassung zu der vorliegenden Arbeit gab eine Preisfrage, welche vor einer Reihe von Jahren die Allgemeine schweizerische naturforschende Gesellschaft über die Aenderung des Klimas in den Alpen gab; die Arbeit von Venetz, damaligem Oberingenieur des Wallis (jetzt des Waadtlandes), erhielt den Preis, er zeigte, daß mehrere ehemals bedeutende Gletscher verschwunden waren, während sich nach historischen Documenten andere Gletscher in Gegenden gebildet hatten, durch welche ehemals besuchte Pässe führten. Venetz und sein Freund J. v. Charpentier, Cassinendirector in Bern, verfolgten diese Untersuchung weiter

und aus ihren Erfahrungen folgerten sie, daß einst ein großer Theil der Schweiz, wo wir jetzt die trefflichste Vegetation finden, mit Eis bedeckt war. Der Verf. der vorliegenden Arbeit, durch seine Forschungen über die fossilen Fische rühmlich bekannt, suchte diese Ansicht zu widerlegen; er durchwanderte Alpen und Jura nach verschiedenen Richtungen, überzeugte sich aber bald davon, daß die Eismassen, die wir jetzt in den Alpen antreffen, im Vergleich mit denen in frühern Zeiten, sehr unbedeutend sind. In 18 Capiteln gibt er die Resultate seiner Untersuchungen, die sich unter vier Rubriken bringen lassen; diese betreffen nämlich Entstehung der Gletscher, sodann ihre Fortbewegung nach unten, die fremdartigen Geschiebe und endlich die größere Ausdehnung der Gletscher in frühern Zeiten. Ref. will in der Kürze den Inhalt dieser sehr reichhaltigen Schrift angeben, muß es jedoch wegen des beschränkten Raumes unterlassen, mehrere Behauptungen ausführlicher zu prüfen.

Die erste Quelle der Gletscher liegt in den höchsten Regionen der Alpen, wo wegen der niedrigen Temperatur der Luft den größten Theil des Jahres Schnee fällt, welcher bei der geringen Wärme nur langsam geschmolzen wird. Während aber auf den Bergen und zum Theil den Hochflächen nur eigentlicher Schnee, oder eine Bildung angetroffen wird, welche zwischen diesem und dem Gletscherseile in der Mitte liegt, treffen wir in den Thälern oder gleichsam aufgehängt an den Seiten der Bergketten die Gletscher. Gleich Strömen von Schnee scheinen sie, aus der Ferne gesehen, von den hohen Kuppen der Berge hinabzukürzen, um sich in das Thal zu ergießen. Selbst in größerer Nähe hält es noch schwer, sich zu überzeugen, daß es wirkliches Eis und kein Schnee ist, aus welchem die Masse besteht. Je weiter die umliegenden Berge sich über die Grenze des ewigen Schnees erheben (eine Grenze, welche in den Alpen in etwa 8000 Fuß Höhe liegt) und je schroffer das Thal in die Tiefe stürzt, desto mächtiger sind die Massen.

Entstehung und Zusammensetzung dieses Eises lassen sich am besten erkennen, wenn man auf einem Gletscher aus der Region des ewigen Schnees allmählig nach unten geht. Der Schnee, welcher selbst während des Sommers in großer Menge in der Höhe fällt, hat dieselbe lockere Structur als in den Ebenen; aber Winde treiben ihn

von den steilen Abhängen bald in den obern Theil der Thäler, zum Theil mag er auch in Gestalt von Lavinen in die Tiefe gleiten. Wirken auf diesen Schnee in der Folge die Strahlen der Sonne, Regen oder warme Winde, so wird er theilweise geschmolzen und nun ändert sich in kurzer Zeit die Beschaffenheit der Masse. Das Wasser dringt bis zu einiger Tiefe in den Schnee, schmilzt diesen an der Oberfläche, und wenn nun während der Nacht ein Frost folgt, so bildet sich eine raue zusammenhängende Oberfläche, welche nicht selten am folgenden Tage wieder von der Sonne aufgelockert wird und zu kleinen Eiskörnern zerfällt, welche vollkommen durchsichtig sind und für welche Hugi den Namen Firn in die Wissenschaft einführte. Folgen vielleicht mehre hellere Tage und kalte Nächte hintereinander, so wird nach den Erfahrungen des Ref. nicht bloß die über dem Schnee liegende Firnschicht dicker, sondern die Körner werden größer. Bei dem Schmelzen werden nämlich die kleinern Körner ganz aufgelöst und die größern verkleinert; folgt nun darauf Kälte, so gefriert das Wasser, aber das neu entstehende Eis legt sich an die bereits vorhandenen Körner und vergrößert deren Umfang. Je öfter dieses theilweise Schmelzen und Gefrieren sich wiederholt, desto größer müssen die einzelnen Körner werden. Erleiden diese Massen einen Druck von darüberliegenden Massen, oder haben sie lange gelegen, so werden sie zu einer fest zusammenhängenden Masse verbunden, in der die einzelnen Körner aber doch durch Zwischenräume getrennt sind, die mit Luft angefüllt sind. Wandert man an warmen Tagen in Höhen von 8—10,000 Fuß über die Schneefelder, so ist der Firn auf der Oberfläche so vom Wasser erweicht, daß man bis über die Knöchel einsinkt, aber in der Tiefe eines Fußes oder mehr trifft man auf das feste Eis von der gedachten Beschaffenheit. Geht man aus diesen Höhen nach unten, so behält das Eis diese Zusammensetzung aus Körnern, welche durch Luftblasen getrennt, aber fest miteinander verbunden, gleichsam ineinander eingekittet sind. Dabei werden die Körner immer größer und am untern Ende großer Gletscher erreichen sie einen Durchmesser von mehr als einem Zolle. Das einzelne Korn ist im hohen Grade durchsichtig, die ganze Masse ist nur durchscheinend, offenbar wegen der vielen darin enthaltenen und unregelmäßig gestalteten Luftblasen, und erscheint mit der eigenthümlichen schönen blaugrünen Farbe, die wol jeder Alpenreisende in den Spalten bewundert hat und welche wir auf eine ähnliche Weise als die eigenthümliche Farbe des Eises ansehen müssen, als wir dieses beim reinen Wasser zu thun genöthigt sind. Ehe das Eis, das wir am untern Ende großer Gletscher antreffen, aus der Höhe bis in diese Tiefe gekommen ist, mögen Jahrhunderte vergangen sein.

In seinem Innern ist das Eis rein, selten sieht man am Ausgange oder in den Spalten der Gletscher mehre als unbedeutende Sandstreifen, Steine gehören zu den größten Seltenheiten, dagegen finden wir auf der Oberfläche der meisten Gletscher Steine, deren Größe viele Cubitfuß beträgt und deren Beschaffenheit aufs bestimmteste

zeigt, daß sie von den höchsten Spitzen der Alpen herrühren. In den meisten Fällen sind diese Steine reihenförmig miteinander verbunden und sie bilden jene Wälle, für welche seit Saussure der Ausdruck Moränen gebraucht ist. Theils zeigen sie sich am Rande der Gletscher (Randmoränen, Gandeden der Deutschen), theils in ihrer Mitte (Mittelmoränen, Sufferlimen der Deutschen), theils vor dem Gletscher im Thale (Endmoränen), theils sind sie auch weit und unregelmäßig auf dem Gletscher ausgebreitet (Gletscherschutt, Blockdecken), und in dem letztern Falle liegen die Massen oft so dicht, daß es schwer hält, sich von der Existenz des Eises darunter zu überzeugen. Man darf nur eine Excursion durch die höhern Alpenregionen machen, um zu sehen, wie das Gestein hier trümmert und wie fast unaufhörlich Blöcke nach unten rollen. In den obern Regionen sinken sie meistens in den lockern Firn, tiefer unten, wo sie auf festem Eise liegen, bilden sie dann, wenn sie isolirt stehen, die sogenannten Gletschertische; während nämlich die Sonne das umliegende Eis schmilzt, hält der Stein die Einwirkung ihrer Strahlen ab und er steht nach einiger Zeit auf einer Eiskäule von mehren Fuß Höhe, bis auch diese endlich der schmelzenden Ursache nachgibt und zerbricht, worauf sich derselbe Vorgang an einer andern Stelle wiederholt. Liegen mehre große Steine nebeneinander, so vereinigen sich ihre Eiskäulen und das Schmelzen wird schwerer. Durch das Zusammenliegen vieler Steine wird ein Eiswall gebildet, der oft eine Höhe von 40 und mehr Fuß über dem Gletscher hat und mit dem Namen Moräne bezeichnet wird. Aber auch hier wird das Eis zum Theil geschmolzen, einzelne Steine rollen von dem Walle nach unten, und so erhält er eine größere Breite, während seine Höhe geringer wird, bis endlich bei Gletschern, welche sich bis zu dem untern sehr warmen Gegenden erstrecken, die Moräne einen großen Theil des Gletschers überzieht, dabei aber eine so geringe Höhe erhält, daß sehr viele Gesteine selbst in das Eis gesunken sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß die meisten dieser Steinwälle Seitenmoränen sein müssen; wo wie Mittelmoränen antreffen, zeigen genauere Untersuchungen, daß sie durch die Vereinigung zweier Gletscherarme gebildet wurden, eine Ansicht, welche jedenfalls richtiger ist als die früher von Saussure gegebene. Die Endmoränen endlich entstehen aus dem Schutt, welcher durch das Schmelzen des Eises nach unten fällt und vor dem Gletscher auf dem Boden angehäuft wird. Bleibt später der Gletscher zurück, so bleibt diese Moräne liegen und gibt uns die ehemalige Grenze des Eises an. Öfter treffen wir vor einem Gletscher in verschiedenem Abstände mehre solcher Wälle, wovon der Rhonegletscher eines der bekanntesten Beispiele ist.

Die Bewegung der Gletscher, das Hinabrücken des Eises aus den obern Regionen nach der Tiefe, ist eine bekannte Thatsache und fast an jedem Punkte in den Alpen werden Erfahrungen darüber mitgetheilt. Der Verf. erzählt eine von ihm beobachtete Thatsache dieser Art. Im J. 1827 errichtete Hugi an dem Vereinigungspunkte des

Finsteraar- und Lauteraargletschers eine Steinhütte; 1830 fand Hugl die Hütte einige Hundert Schritt von ihrer Stelle entfernt, 1836 betrug diese Distanz 2200 Fuß, und 1839 betrug sie nach dem Verf. 4400 Fuß und von hier bis zum Sommer 1840 trat eine neue Verrückung von 200 Fuß ein. Ist demnach an der Thatsache selbst nicht zu zweifeln, so herrschen über die Ursache derselben sehr verschiedene Ansichten. Saussure nahm an, die Gletscher glitten durch ihre eigene Schwere thalab und die Anhäufung der Gewässer in ihrem Thalbette begünstige noch dieses Gleiten, und diese Ansicht wurde von den Naturforschern als richtig angesehen. Gruner glaubte, daß große Wassermassen den Gletscher unterwühlen und so seine Masse forterreißt; der Verf. meint, daß diese Ansicht keine Widerlegung verdiene, denn wäre sie richtig, so müßten die Gletschermassen schon längst als Treibeis, den Eisinseln des Nordmeeres ähnlich, die Meere erreicht und das Nord-, Mittel-, adriatische und schwarze Meer mit schwimmenden Eisbergen angefüllt haben, denn Jeder, der beobachtet hat, mit welchem Ungestüm das Treibeis unserer großen Flüsse vorwärtsstreift, wird einsehen, daß das auf weit größerer Fläche als unserer Flußbetten schwimmende Gletschereis allmählig eine unberechenbare Geschwindigkeit annehmen müßte. Wenn jedoch Ref. die von Gruner angegebene Ursache auch nicht als die allein wirksame ansehen will, so kann er doch mit dem Verf. nicht darin übereinstimmen, daß sie so ganz und gar keine Beachtung verdiene; denn wenn wir erwägen, daß der ganze Gletscher aus großen Eisblöcken besteht, deren jeder auf dem Felsen mit Füßen ruht, daß die Kanäle zwischen Eis und Fels, durch welche das Wasser abfließt, gewiß häufig verstopft werden, so muß es möglich sein, daß bei dem Aufstauen des Wassers einzelne Eismassen schwimmen, welche dann auf die untern einen Druck ausüben und sie fortzietzen. Die Folgerung des Verf., daß nach der Ansicht Gruner's die Eismassen längst fortgeschwommen sein müßten, hält keine nähere Prüfung aus, sehen wir ja doch, wie an den Küsten Sibiriens ein mehrer Meilen breiter Eiswall auf dem Boden des Meeres ruht, und ebenso fehlt es in diesen steil abstürzenden Thälern an der hinreichenden Wassertiefe, um das Eis fortzuschwimmen, zumal da die Unebenheiten des Bodens dieses Schwimmen im hohen Grade erschweren. Sehen wir ja selbst bei dem Fließen des Holzes in oft tiefen Flüssen, daß die einzelnen Stücke sich nicht selten zu einem Walle von ziemlicher Festigkeit zusammenhäufen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Sommerblumensträuße den holden Frauen gewidmet von Kell Kab. Zwei Theile. Leipzig, Köhler. 1841. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese Novellen dürften zwar etwas weniger breit erzählt sein, doch ist der Styl so schön, daß man ihn an manchen Stellen wie ein gutes Accompagnement zum anmuthigen Lied oft hinnimmt, wenngleich das Lied selbst schon lange zu Ende ist. In der zweiten Novelle „Berggold“, einer Nachahmung

der „Unbaine“, meint man Wellenaufschäumen und Wassergeräusche zu hören, so wogend und flutend sind die Zusammenkünfte des jungen Ritters mit der Nymphe erzählt. Die dritte Novelle, die aus Aeten gezogene Geschichte „Müller und Müller“, mit unzähligen Verwechselungen, enthält manche humoristische Züge; sie sind freilich oft gesucht und laufen allzu häufig auf Prügeln hinaus; diese erhält August Müller, statt des August Müller, der sie veranlaßt, und beinahe würde er auch auf diese Weise eine Braut erhalten haben, wenn er sich nicht noch bei Zeiten von ihr losgemacht hätte. Einige Züge gesunden Humors, wie man selten in Deutschland findet, wärmen die Erzählung und die „Sommerblumensträuße“ sollen den holden Frauen, für die sie geschrieben sind, empfohlen sein.

2. Der Reger von S. Domingo. Ein historischer Roman aus dem Zeitalter der Revolution von Miss Martineau. Zwei Bände. Leipzig, Meyer. 1842. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man findet wol nicht leicht ein sich so zum historischen Roman eignendes Moment als jene Zeit des Freiheitskampfes der Reger, und gewiß nirgend einen edlern, schöneren Romanhelden als Toussaint l'Ouverture, den Miss Martineau schön aufgefaßt hat und in den verschiedenen Phasen seines Lebens immer als großen Mann darstellt. Man sieht ihn erst als Sklaven in der großen Regerrebellion 1791 auf S. Domingo, einzig und allein für die Sicherheit seines Herrn besorgt und erst, nachdem er diesen gerettet, sich den schwarzen Brüdern anschließen, sodann als Oberst in der spanischen Armee, sich der allgemeinen Achtung erfreuend; seine Stellung ist sorgelos und glänzend. Kaum vernimmt er aber, daß das französische Gouvernement die Reger frei erklärt hat, als er die Uniform ablegt, seine Demission einreicht und als schlichter Pflanzter und Arbeiter wieder in seine Hütte zurückkehrt. Er handelt für sich allein und erst einige Tage später folgen die schwarzen Truppen seinem Beispiel. Die Schwarzen ernennen ihn zu ihrem General, dann zum Gouverneur der Insel, in welcher Stelle er vom französischen Gouvernament befestigt wird, und hier sieht man ihn wieder walten mit Umsicht und Weisheit, von den höchsten Principien befeuert, in stetem Selbstvergessen, während er nur die Sache seines Volks vor Augen hat. Er schützt die Weißen und deren Besitzungen und bekämpft jegliche Rachepläne der Schwarzen. Seinen Knechten und künftigen Schwiegersöhnen, den Commandanten vom Cap François, läßt er hinarbeiten, weil derselbe Rachepläne auf die Weißen zugelassen hat, während er die aufrührerischen, gegen sein Leben verschworenen Mulatten begnadigt. „Keine Wiedervergeltung!“ war sein Wahlspruch während der ganzen Revolution von S. Domingo, und wer dieses Gesetz vergaß, machte sich des Verraths schuldig. Als großer Feldherr und großer Regent wurde er schon damals „der Bonaparte von S. Domingo“ genannt. Miss Martineau entwickelt seine edeln Eigenschaften als Mensch, Familienvater und Christ. „Das Evangelium ist für die ganze Welt da“, sagte er einst, „unter den Juden entstand es, jetzt besitzen es die Weißen und die Reger sind bestimmt, es zur Vollendung zu bringen. Uns ist es vorbehalten, die größte Barmherzigkeit zu üben. Beobachten Sie nur den Charakter des Regers; sehen Sie seine Freundlichkeit, seine Milde, die Befständigkeit seiner Liebe und seine Verhältnlichkeit. Also von der Natur begabt, betritt er den Weg der Civilisation, und ist er auf diesem zur Selbstständigkeit und Kraft des Willens erwacht, so wird seine Sanftmuth und Liebe zu jenem Grad christlicher Barmherzigkeit führen, welchen das Christenthum verlangt, indem es denen, die wir hassen, wohlthaten befiehlt.“ Miss Martineau hatte das Recht, diese Worte Toussaint in den Mund zu legen, selbst wenn er sie nie gesprochen hätte, denn sein Handeln zeugte von solcher Gesinnung; ob aber die Verheißung eintreffen und das Christenthum wirklich bei den Regern in solcher Vollkommenheit einkleben wird, darüber muß noch ein anderes Jahrhundert entscheiden. Die Verfasserin hat auch mit feinem Frauentakt alle Schilverungen der Grausamkeiten vermieden, welche der Titel des Buchs anzudeuten

scheint. Ref. war auf solche gefaßt und sehr erfreut, den besten Schiller darüber geworfen zu finden, statt daß so mancher Autor durch Schilderung von Martern und Noththaten seinem Werke Interesse und Spannung zu geben meint. Wenn Napoleon wie Toussaint gedacht und gefühlt hätte, während man Toussaint's Thaten mit Napoleon's verglich, so wäre der edle Negrer wol nicht verrätherisch aufgehoben worden und auf der Festung Joux im schneeigen Jura hingerufen — langsam an Kälte, Feuchtigkeit, Kummer und Mangel an Bewegung — und zuletzt sogar an Hunger, zum ewigen Schandfleck Frankreichs und seines Beherrschers. Der bescheidene Übersetzer dieses Werks hatte Unrecht, sich nicht zu nennen, denn außer dem Verdienst, die Literatur mit einem guten Roman bereichert zu haben, hat er auch das einer gelungenen, schönen Übersetzung, die jeglichen Anglicismus ausschließt und das gute englische Werk wirklich zu einem deutschen umgestaltet hat.

3. Der Freisiegler. Historischer Roman vom Grafen Sparre. Aus dem Schwedischen von C. C** E. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 4 Thlr.

Es ist gewiß verdienstlich, auch die schwedische Geschichte der Romanenwelt zu übergeben und wirklich Geschehenes dem Gedächtniß einzuverleiben, indem man es mit phantastischen Gestalten verwebt und als Amusement reicht, was sonst ernste Studien erschweret. Ref. erkennt auch an, daß die Bearbeitung des historischen Romans viele Schwierigkeiten bietet, und bedauert, daß diese in dem hier vorliegenden Werke nicht gänzlich gelöst wurden. Der Lauf der Begebenheiten entwickelt sich meist in Gesprächen, wodurch das Ganze eine große Breite erhält, ohne lebendig zu werden. Walter Scott, jenes große Vorbild historischer Romanschreiber, brachte auch gern Gespräche an, um die Charaktere der handelnden Personen, die Sitten und den Geist der Zeit, sowie die ganze Staffage zu entwickeln, während man die Handlungen selbst rasch vorwärts schreiten sieht. Im vorliegenden Werke führen die ewigen Gespräche indeß nicht zur Charakterentwicklung und geben der Lectüre etwas Schleppe; der Leser fühlt sich immer zum Überspringen geneigt. Das liegt aber mehr in der Ungeübtheit des Verf. als im Mangel an Talent und Genie. Der Stoff, die Streitigkeiten zwischen dem König Sigismund und dem Herzog Karl, jener Bürgerkrieg, der durch die Sache der Religion, welche dabei theilhaftig war, zur Herzogsangelegenheit jedes Einzelnen wurde, ist gewiß ein interessanter Moment, und das erste Capitel, mit der Schilderung Schwedens, dessen natürlichen und politischen Zustandes, nebst der Charakteristik des Volks, ist außerordentlich poetisch bei der gedrängten Klarheit des Vortrags.

4. Neue Erzählungen und Humoresken von Johann Langner. Dritter und vierter Band. Wien, Tendler u. Schäfer. 1841. Gr. 12. 2 Thlr.

Erfreuliche Abwechslung bieten diese Bände und der Leser fällt aus den Armen des tiefsten Ernstes in die des lachenden Humors. „Das Geisterreich“ möchte Ref. in seinen schauerlichen Zusammenstellungen für verfehlt halten, es ist gar zu sehr Hirnspinnast, gar zu sehr nach Hoffmann'scher Manier treibend, ohne doch das phantastische Genie jenes Autors zu besitzen. Dagegen sind die „Wassergebanten unter einem Thorsweg, ein Bild aus dem Gassenleben gegriffen“, voll Humor und Wahrheit und bieten jenes phantastische Gewebe der Actionen, welches dem auf das Vorübergehen des Regens wartenden so natürlich ist. „Kaiser Karl Aurel zu Windobona, eine historisch-romantische Skizze“, ist auch mit Vor- und Hintergrund, mit der ganzen Farbenpracht des Romertums und der Schattirung jener begebenheitsreichen Zeit, gut gelungen. „Die philosophischen Gedanken über einen Bienenstiel“ schienen Ref. etwas gesucht, nach Humor gepaßt. Doch im Ganzen ist keiner dieser Aufsätze ohne Werth und jeder mag wol einzeln, in Journalen abgedruckt, das Interesse angesprochen und seinen Platz gut ausgefüllt haben; zu einem Werk gesammelt,

ist die Lectüre, selbst trotz der gebotenen Abwechslung, leicht ermüdend. Der Styl ist gut und sorgfältig behandelt.

5. Glaube, Liebe, Hoffnung. Drei Novellen von E. H. v. Kottbus, Meyer. 1842. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Diese drei Novellen sind außerordentlich fromm, das ist aber auch ihr einziges Verdienst. Die handelnden Personen sind größtentheils Caricaturen — in der ersten „Glaube“ sind die Biswichter mit so starken Farben aufgetragen, daß es an Lächerliche streift — dabei ein schwülstiger, geschraubter, unheimlicher Styl, eine bombastische Breite des Erzählens, und Unnatürlichkeit in den Begebenheiten. Ref. fähret hier den Schluß der dritten Novelle als Probe des Stils und des Tons dieser Sammlung an: „Im Westen laß uns ein neues Vaterland suchen, ehrend das Alte, und wenn wir dort unsere schicksalige Lage in Jugend vollbracht, wird uns auch winken aus dem Jenseit lieblich ins himmlische Reich, wo die Liebe nur waltet, durch des Glaubens erquickende Pforte, zum ewigen, glücklichen, freien Leben, huldvoll die immer blühende Hoffnung.“ 8.

Notiz.

Kanzelbereitsamkeit.

Der Prediger Meyhöfer zu Barten in Ostpreußen hat vor kurzem zwei von ihm gehaltene Predigten (Königsberg 1842) drucken lassen. Die eine, am Todtenfest gehalten, ist betitelt: „Das Nichts und das Etwas“, die andere: „Siehe dein König kommt!“ Wir erlauben uns, daraus einige Stellen mitzutheilen, welche von dem merkwürdigen Inhalt und der originellen Form dieser Reden einen Begriff geben werden, und bemerken dabei nur noch, daß dieselben im J. 1841 gehalten worden sind. „Das Nichts und Etwas“ beginnt mit den Worten: „Was seid ihr heute hierhergekommen? Einen Mann in weichen Kleidern zu sehen?“ Die weiche Kleider tragen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seid ihr heute hierhergekommen? Einen Mann zu sehen, der vom Winde hin und her bewegt wird?“ Die da vom Winde hin und her bewegt werden, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da schmücken und übertünchen die Gräber, aber drinnen sind sie doch alle voll Moder und stinkender Todtengebeine.“ Also: Was seid ihr heute hierhergekommen? Daß ich euch mit Thronen speise, oder, wie der Prophet es nennt, mit „niedlicher Speise?“ Die euch mit niedlicher Speise speissen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seid ihr heute hierhergekommen? Daß ich über den Gräbern Friede schreie, wo kein Friede ist? Die da Friede schreien, wo kein Friede ist, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, welche übertünchen und schmücken die Gräber, aber drinnen sind sie doch voll Moder und stinkender Todtengebeine“ u. s. w. In der zweiten Predigt: „Siehe dein König kommt!“ spricht Dr. Meyhöfer seine Freude darüber aus, „daß die Evangelien wiederhergekommen sind“. „Aber es sind“, fährt er im Eingange fort, „doch manche Personen, Dickschäften und Begebenheiten, manche liebe Freunde, Bekannte, Dickschäften und Begebenheiten, die durch die Länge der Zeit uns in eine gewisse Ferne getreten sind, und es ist uns, als wären wir zu lange ausgeblieben von ihnen. Redlicher Hauptmann von Kapernaum, Wahrheit suchender Nikodemus, den Herrn bewirtende Martha, meine Maria, die du den Herrn salbst! O mein glückliches Herz! O mein Hauptmann von Kapernaum, mein Nikodemus, meine Martha, meine Maria! O dein glückliches Herz! Dein Hauptmann von Kapernaum, dein Nikodemus, deine Martha, deine Maria! Rein, mein Gott! Du machst uns zu glücklich, daß du in diesem Jahre uns die Evangelien wiederherkommen lässest“ u. s. w. Dr. Meyhöfer versichert in der Vorrede zu der ersten Predigt, daß dieselbe unter vielen seiner Zuhörer eine große Erregung bewirkt habe, und wir wollen daran keineswegs zweifeln.

Donnerstag,

Nr. 90.

31. März 1842.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Überhaupt begeht der Verf. bei Betrachtung dieses Gegenstandes den Fehler, welchen wir so häufig bei Schriftstellern über einzelne Gegenstände der physikalischen Geographie antreffen, daß er bei einem Phänomene, welches sich unter sehr verschiedenen Verhältnissen zeigt, nur eine einzige Ursache als wirksam ansieht, dagegen die von andern Forschern angegebenen Kräfte ganz übersehen zu müssen glaubt, während doch der Vorgang bald auf die eine, bald auf die andere Weise erfolgen kann. Er glaubt, das Hinabrücken der Gletscher erfolge nur durch ein partielles Schmelzen und darauf folgendes Gefrieren des Eises, indem dieses bekanntlich bei seiner Bildung sich ausdehnt; er glaubt aber nicht wie Scheuchzer und Charpentier, daß das Wasser in die Spalten des Eises dringe, hier gefriere und sich dabei ausdehne, sondern er denkt an die mit Luft gefüllten Haarspalten zwischen den einzelnen Krystallen. In diese Zwischenräume sickert das Wasser hinein und gefriert hier. Dieses Gefrieren dehnt die Gletschermasse aus, allein nicht gleichmäßig, sondern verschieden im Verhältniß der Wassermengen, welche in die Eisschichten einsickern und erstarren. Die untern Schichten, hart und compact wie sie sind, können nur sehr wenig Wasser in ihre sehr feinen Haarspalten aufnehmen und dehnen sich deshalb weit weniger aus als die schwammigen, oberflächlichen Schichten, welche, den Veränderungen der äußern Temperatur in weit höherm Grade ausgesetzt, sich leichter in ihren Fugen lösen und eine verhältnißmäßig weit größere Masse Wasser einsaugen. Je oberflächlicher deshalb eine Eisschicht im Gletscher liegt, desto mehr wird sie sich ausdehnen, oder, mit andern Worten, desto schneller wird sie sich bewegen. Jedoch gesteht Ref., daß ihm die Wirksamkeit dieses Vorganges nicht recht einleuchten will. Da nämlich diese Haarspalten mit Luft angefüllt sind, so wird das durch Schmelzen gebildete Wasser nur sehr langsam in sie eindringen, da der Widerstand der Luft dieses verhindert, wie man sich ja leicht überzeugen kann, wenn man es versucht, einen Wassertropfen durch ein inwendig feuchtes Haarrohrchen nach unten gleiten zu lassen. Wenn der Verf. aber nach S. 154 glaubt, daß das Verhalten der Wasserfälle auf Gletscher einen unwiderleglichen Beweis

dieser Ansicht gebe, so wird dadurch doch nur bewiesen, daß die oberflächlichen Schichten sich schneller bewegen als die auf dem Boden ruhenden, was wegen des Widerstandes auf letztem stets geschehen muß, welcher Ansicht man auch huldigen möge. Überhaupt aber glaubt Ref., daß die meisten Naturforscher, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, viel zu sehr den Umstand übersehen, daß das Eis, welches die einzelnen Blöcke bilden, häufig in kleine Fragmente zerrissen und dann wieder verbunden wurde, daß Spalten reißen, zum Theil mit nassem Schnee gefüllt werden und wieder gefrieren. Wäre dieses nicht der Fall, so wäre es ja unmöglich, daß solche Gletscher, welche auf stark geneigtem Boden vielfach zu Säulen zerrissen und zerspalten sind, weiter unterwärts wieder eine ebene Fläche zeigten. Ref. erinnert in dieser Hinsicht unter den bekannten Gletschern nur an den von Bassons im Chamounithale, den von Grindelwald und an den Quellen der Rhone. Ausgezeichnet schön sieht man dieses ebenfalls auf dem bekannten Mer de glace bei Chamouni, an der Vereinigungsstelle der drei obern Gletscher rechts von dem gewöhnlichen Wege nach dem Gardin. Hier natürlich wird die Ausdehnung beim Gefrieren eine wichtige Rolle spielen, und eben dieses geschieht bei den Massen, die locker auf dem Boden liegen und dann wieder gefrieren.

Durch diese Bewegung der Gletscher wird der Fels, auf welchem das Eis ruht, mannichfach verändert, die Felsen werden polirt, abgerundet und tiefe glatte Furchen entstehen auf diese Weise. Der Verf. führt eine Zahl von Stellen an, wo diese Schliffflächen ausgezeichnet schön erscheinen; er rechnet dazu auch den Rocher poli in der Nähe des St.-Bernhard, welcher die Aufmerksamkeit von Saussure in so hohem Grade auf sich zog. Auch glaubt der Verf., daß Wasserfälle auf dem Gletscher bedeutende Veränderungen des Felsgrundes bewirken, namentlich daß sie hier Löcher graben; jedoch dürften die Vertiefungen, welche man hier und dort antrifft, wol nicht auf diese Weise entstanden sein, da die Stelle eines solchen Wasserfalles selbst zu veränderlich ist.

Diese Betrachtungen führen den Verf. zu seinen geologischen Ansichten über die frühere Ausdehnung der Gletscher. Er beginnt mit den Oscillationen der Gletscher in geschichtlichen Zeiten. Indem er sich größtentheils auf die Arbeit von Debes stützt, zeigt er, daß manche Gletscher

sich bedeutend zurückgezogen haben, was besonders aus den oft in großer Entfernung vor ihnen liegenden Moränen hervorgeht, während andere sehr gewachsen sind. Aus allen Thatfachen glaubt der Verf. folgern zu dürfen, daß zwar der allgemeine Temperaturzustand der Erde in historischen Zeiten keine Veränderungen erlitten hat, daß aber sehr bedeutende locale Schwankungen sich ereignet haben. Im 15. Jahrhundert scheinen diese Eismassen ihre geringste Größe gehabt zu haben und alle hohen Alpenpässe waren offen; erst im 17. Jahrhundert wurden letztere schwierig und im 18. wurden sie fast ungangbar. Wenn man aber alle Thatfachen erwägt, so wird es nachher wahrscheinlich, daß die Gletscher in vorhistorischen Zeiten eine weit größere Ausdehnung gehabt haben. Als Thatfachen dieser Art nennt der Verf. besonders die alten Moränen, die Felschcliffe, die sogenannten Karrenfelder und die Wasserlöcher. Die alten Moränen zeigen sich besonders häufig in Wallis und hier oft in großer Entfernung von den jetzigen Gletschern, zum Theil mit hohen Lerchen bewachsen. Die Felschcliffe erstrecken sich meist bis in die unteren Thelle der Alpenhöhlen, weit von allen Gletschern entfernt, und die Seiten der Thäler sind meist bis in die Höhen hinauf geschliffen, welche die Gletscher seit Menschengedenken nicht erreichten. Diese alten Gletscher sind nach ihm das Transportmittel der vielen Geschiebe, welche von den Alpen bis zum Jura oft in sehr bedeutenden Höhen angetroffen werden und welche zu so vielen Hypothesen Veranlassung gaben. Er hält es für völlig unmöglich, daß Stürme sie nach diesen Punkten führten; er glaubt vielmehr, daß in der Urzeit die Gletscher die Alpenhöhlen bis zu ihren Ausmündungen und bis in bedeutende Höhen über dem Thalboden erfüllten, daß demnach die Alpen zu jener Zeit ein ungeheures Eismeer bildeten, aus welchem nur die höchsten Spitzen auftauchten und von welchem die größern niedern Thäler einzelne Arme darstellten. Auf diesem ungeheuern Eismeere breiteten sich die Moränen sehr aus, und als nun das Eis geschmolzen wurde, blieben die Geschiebe liegen; erst später, als die Gletscher sich in engere Grenzen zurückgezogen hatten, zeigten sich Haufen begrenzter Wälle.

Mit dieser Ansicht stellt der Verf. das Vorkommen der Gletscher in andern Gegenden zusammen. Da wo sich letztere zeigen, finden wir allenthalben in der Nähe Felschcliffe, so in Scandinavien, in Großbritannien, in der Nähe der Vogesen, und daraus glaubt der Verf. folgern zu dürfen, daß alle diese Geschiebe durch Eis nach ihrer jetzigen Stelle gebracht seien. Er setzt damit das Vorkommen der Mammuthsknochen im hohen Norden und in dem Eise dieser Gegenden in Verbindung. Nachdem diese Thiere lange die Erde bewohnt hatten, trat plötzlich eine große Kälte ein. Wo früher Herden plumper Elefanten die üppigen Wälder eines tropischen Klimas durchstreiften und eine Menge anderer Thiere lebten, trat die Ruhe des Todes ein. Die ungeheueren Eiskrusten, welche die Erde bedeckte, erstreckte sich von den Polargegenden bis zum Atlas und nur die höchsten Spitzen der damals bestehenden Berge ragten aus ihr hervor. Da trat aus dem In-

nern der Erde die Beste der Centralalpen hervor. Die Eiskruste ward zugleich mit in die Höhe gehoben; die Trümmer, welche auf ihre Oberfläche fielen, wurden von den sie überragenden Spitzen des Montblanc, der älter als die östliche Alpenkette ist, und von den gerade sich erhebenden Rämmen der Alpen selbst losgerissen und bewegten sich auf der Oberfläche der Eismasse, welche die schweizer Ebene zwischen dem Jura und der neu entstandenen Kette erfüllte, gegen eastern hin, wie auch jedem andern Gletscher. Und da die Erscheinung der Alpen die klimatologischen Verhältnisse der Schweiz plötzlich änderte, so gab es nun, durch Jahres- und Witterungswechsel bedingt, häufige Oscillationen und Schwankungen in der Ausdehnung jener die Schweiz bedeckenden Eiskruste. Vor allen Dingen erhielt die Eismasse einen, der allgemeinen Bodenneigung zwischen den Alpen und dem Jura entsprechenden Fall; ihre Oberfläche, die wahrscheinlich vorher Firn war, verwandelte sich durch den Wechsel des Aufthauens und Gefrierens in Eis; ihr Niveau nahm allmählig ab und zu gleicher Zeit fing der Rückzug an; die auf der Oberfläche fortbewegten Blöcke setzten sich nach und nach längs des Jura in immer abnehmenden Höhen ab, bis endlich der Boden der schweizer Ebenen aufgedeckt war und eine neue, den Bodenverhältnissen entsprechende Schöpfung zu leben begann. Wenn indeß einerseits aus der Gleichzeitigkeit der diluvialen Ablagerungen und des Uebers des Nordens hervorgeht, daß die Eiskruste vor der Hebung der Alpen bestand, so beweist andererseits die Stellung und der Zusammenhang der Moränen in den großen Alpenhöhlen, welche höchstens durch Bergbäche durchbrochen oder verschoben sind, daß diese Moränen auf den Alpen, wie sie jetzt bestehen, gebildet wurden, und daß letztere während des Rückzugs der Eismassen, welcher äußerst langsam und allmählig, eine geraume Zeit dauern mußte, keine Veränderung mehr erlitten haben können. Offenbar aber sind die Fündlingsblöcke Trümmer der durch die Hebung der Alpen entstandenen Spaltungen, gehören demnach einer frühern Bildungszeit als die Moränen und einer spätern als die Eiskruste an.

Der Verf. wendet das Gesagte auf eine Menge einzelner Thatfachen an und berührt dann schließlich noch mehrere Einwürfe, welche man dagegen machen könnte; namentlich berührt er selbst den Umstand, daß diese Annahme einer großen Kälte sich nicht wohl mit der durch Petrefacten erwiesenen größern Wärme der Urzeit vertrage. Er glaubt deshalb annehmen zu müssen, daß die Erde in jeder geologischen Periode eine gewisse Temperatur gehabt habe, daß diese dann plötzlich gesunken und wieder bis zu der Wärme in der folgenden Periode gestiegen sei, daß aber zugleich die Temperatur einer jeden Periode kleiner gewesen sei als die der vorhergehenden. Für diesen Wechsel gibt der Verf. keine Ursache an und dem Ref. ist es ebenfalls unmöglich, auch nur eine entfernte Ursache für diesen Wechsel aufzufinden, und überhaupt glaubt er, daß es noch mancher Untersuchungen bedürfe, um über die Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese urtheilen zu können. 55.

Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der öffentlichen Sitzung der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften am 27. Januar 1842 gehalten von August Böckh. Berlin, Dunder u. Humblot. 1842. Gr. 4. 7 1/2 Ngr.

Das Publikum der Thronbesteigung Friedrich's II. ist vor zwei Jahren durch viele Schriften, Reden und einzelne Abbrüche staatswissenschaftlicher Werke in und außer Preußen gefeiert worden. Aber die eigenen Werke des großen Königs, diese köstlichen Denkmale seines Geistes, blieben fast durchgängig unberücksichtigt, man begnügte sich häufig nur das reiche Material in den Büchern des verdienstvollen Preuß (oft ohne Nennung des Verfassers) zu benutzen, und unsere lyrischen Poeten verschmähten es sich in Übersetzungen der königlichen Gedichte zu versuchen. Sind nun überhaupt die Werke Friedrich's in Deutschland weit weniger bekannt, als es schicklich ist, und muß also eine neue Ausgabe derselben mit Sehnsucht erwartet werden, so war es schon in dieser Beziehung ein höchst glücklicher Gedanke des berühmten Festredners, eine Anzahl der wichtigsten Stellen aus den Gedichten des Königs meist wörtlich, gleichsam in mustöföcher Arbeit, zusammenzustellen. „Hörte Athen“, sagt er ebenso wahr als schön, „an den Panathenäen die Thaten der Vorfahren aus dem Munde nicht der Heiden selbst, sondern des Dichters der Ilias, des Dichters der Persis, wahrlich, so gibt es für uns Preußen, an diesem Tage zumal, kein edleres Akroama als die Worte Friedrich's II.“

Der Redner begann mit einer Beschreibung der wahren Klugheit und Weisheit und mit einer Schilderung ihrer Consequenzen. Friedrich der Große, heißt es weiter, sei einer jener unendlich seltenen am höchsten begabten Naturen gewesen, in denen sich die Begeisterung mit der größten Besonnenheit und Klarheit des Gedankens vermählt hatte. Die kalte Berechnung sei dadurch in ihm veredelt worden und seine Leidenschaft nur der Ausdruck der unerschöpfbaren Kraft des Geistes gewesen, die alle Schwierigkeiten überwindet. So sei er auch der Kunst und Wissenschaft trotz aller Entbehrungen seiner Jugend treu geblieben und spräche dies häufig in seinen Gedichten aus. Einige ausgezeichnete Stellen werden angeführt, ohne die eingemischte Schärfe und Bitterkeit zu verstreuen, die eine natürliche Folge der Zeitumstände war, unter denen die Gedichte entstanden sind. Man ersieht aus dieser und andern Stellen, daß Hr. Böckh's Rede durchaus nicht mit dem Eloge eines französischen Akademikers verwechselt werden darf. Kraft, Würde und Wahrheitsliebe sind auf allen Seiten ihre unterscheidenden Merkmale: man sieht, wie der preussische Redner an einem dem Vaterlande so heiligen Tage auch einzelne Schattenseiten nicht ängstlich zu verhehlen brauchte.

Im Fortgange der Rede gedachte Hr. Böckh, um die Regentenklugheit des Königs zu bezeichnen, der Schweifenden Laune desselben in seinen Gedichten, deren viele man ohne Schmeichelei den Horaz'schen Sermonen und Briefen an die Seite stellen kann, vor denen sie noch den Vorzug haben, daß sie sich in größern Weltverhältnissen bewegen, und seiner Ironie, unter der er jene großartige und wahrhaft tragische Erkenntnis der Nichtigkeit alles Irdischen, der Geringsfügigkeit aller menschlichen Bestrebungen gegenüber einer höhern Gewalt versteht. Diese Ansichten sind nicht immer die trostvollsten, aber der König wollte sich keiner Selbsttäuschung preisgeben und die Größe seines Geistes ließ ihn Beruhigung in einer Seelenstimmung finden, die bei andern Fürsten und Staatsmännern sehr selten ist. Als Belege hierzu folgen eine Reihe der ausgezeichnetsten Stellen in trefflicher prosaischer Übertragung aus verschiedenen Lebensjahren des Königs. So erfahren wir, wie Friedrich über die Klugheit dachte und über Das, was sie vermöge, und finden die edelsten Beweise für seine hohe Jugendbildung. „Hörte wir müssen wir“, sagt der Redner, „jede Beziehung auf ein Jenseitiges absondern; sein religiöses Bewußtsein beschränkt sich auf die Erkenntnis und innerliche Verehrung eines höchsten We-

sens, einer höchsten Vernunft, welche die Gesetze alles Entstandenen bestimmt hat, und auf die Unterordnung und Ergebung gegen das Schicksal.“ Und an einer andern Stelle: „Die erste Triebfeder seiner großen Entwürfe war allerdings eine Leidenschaft, aber die edelste, dem Fürsten angemessenste, die Ruhmbegierde; die Tugenden, sagt er, führen zum Ruhm und der Ruhm zu den Tugenden.“ Nach Mittheilung mehrerer hierher einschlagenden Stellen, schließt der Redner: „Standhaft im Unglück, ohne Übermuth im Glück, ein strenger König und, wie er selbst sich nennt, ein menschenfreundlicher Bürger, suchte und fand er in der Tiefe seines Herzens und Geistes die Seelenruhe des Weisen und übergab sich, unbekümmert, wie er sagt, um einen gereizten, verbrühten, verkehrten und zu strengen Beurtheiler seiner zu schwachen Tugend, der Nachwelt, daß sie ihn mit aller Freiheit richte. Er ist viel gerichtet worden von Freunden und Feinden, von Bewunderern und Tadeln, von Geistesverwandten, die mit diesem königlichen Nar zur Sonne schauten, zu dem glänzenden, wärmenden und erleuchtenden Geiste, welches er in jener Ode an die Preußen seinem Kolke zum Vorbilde stellt, und wieder von ganz entgegengesetzten Naturen, die den einsichtigen und beschränkten Maßstab ihrer eigenen Geistesrichtung und Seelenstimmung an den Heros anlegten. Ein Mann von so überragender Größe kann von unzähligen Seiten betrachtet werden, von denen ich heute nur wenige herausgeleitet habe; aber je mehr Friedrich im Ganzen seines reichen, geistigen Wesens gefaßt wird, desto mehr muß er, auch ohne daß wir alle seine Überzeugungen, Ansichten und Gesinnungen theilen, nicht bloß bewundert, sondern auch geliebt werden.“

Das ist etwa der Gedankengang in dieser Rede, deren Präcision und antike Einfachheit nicht ihr kleinster Vorzug ist, und die zugleich wieder einen schlagenden Beweis liefert, daß Philologen auch die Stimmungen und Zustände einer neuern Zeit auf das Preiswürdigste, in lateinischer wie in deutscher Sprache, darzustellen verstehen. Hr. Böckh's Meisterschaft in seinen lateinischen Festreden, sowohl nach Form als nach Inhalt, bedarf unsers Lobes nicht.

Noch müssen wir aber einiger bedeutenden Äußerungen (S. 14 fg.) über die neue Ausgabe der Werke Friedrich's II. gedenken. Zuvörderst darf, wenn auch die Schriften mannichfachen Anstoß geben, dieser doch nicht da getilgt werden, wo der große König in seiner ganzen Eigenthümlichkeit erscheinen soll, seine Leidenschaft, die Ergüsse seiner spitzen Zunge werden nirgend ausgemerzt, denn „wer sich“, sagt der Redner, „so wie Friedrich geltend gemacht hat, darf vor der Nachwelt wie vor seinen Zeitgenossen erscheinen, ohne Verschönerung“. Ebenso wenig soll an der rednerischen Form des Gedankens gerührt werden. Wir erfahren also zweitens, daß die Akademie als Grundfatz für die neue Ausgabe aufgestellt hat, das Grammatische oder Sprachliche mit den allgemeingültigen Gesetzen und dem Gebrauche auf die leichteste Weise in Übereinstimmung zu bringen, wie dies nach einer hier angeführten Stelle eines Briefs an Darget ganz im Sinne des königlichen Verfassers war, im rhetorischen dagegen keine Änderung zu gestatten.

Und so dürfen wir einer vollständigen, correcten, aus archaischen Schätzen bereicherten Ausgabe der Werke des Königs unter den Auspielen der Akademie, unter Böckh's Oberleitung und der speciellen Redaction von Preuß mit der freudigsten Erwartung entgegensehen. In Berlin sind dazu die edelsten Kräfte vereinigt: die Berufung eines auswärtigen Akademikers, so gelehrt und geschickt der Mann auch sonst ist, hatte sich bald als überflüssig bewiesen.

19.

Die Witterungsverhältnisse von Berlin. Eine am 29. Januar im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehaltene Vorlesung von H. W. Dove. Berlin, Leucabnet. 1842. 8. 7 1/2 Ngr.

Ein beschränkter Horizont bei einer weiten Atmosphäre! Es sind nämlich nicht allein die Witterungsverhältnisse von

Berlin, die uns der berühmte Physiker hier mittheilt, sondern es ist der ganze Schatz seiner Erfahrungen in wissenschaftlichen Erörterungen über die Witterungskunde, welche derselbe in popularer Kleide launig und witzig vor's Publicum führt. Bekanntlich hat diese Rede, die er, wie der Titel sagt, in Berlin vor der glänzenden Versammlung des Hofes und der Gélite der berliner Einwohner hielt, eine so große Wirkung dort hervor gebracht, daß man den Verfasser von allen Seiten anging sie durch den Druck bekannt zu machen. Dieselbe Anerkennung muß auch das größere Publicum der gedruckten Rede schenken, ja die Wirkung beim Lesen ist eine andere und bedeutendere, da es sich kaum denken läßt, daß beim raschen Vortrag in Frist einer Stunde der Redner von seinen Zuhörern ebenso verstanden wurde als der Schriftsteller von seinen Lesern. Bei der Condenstirung des Inhalts wie des Stils ist auch der Aufmerksamere genöthigt Manches doppelt zu lesen. Beim lebendigen Vortrag dürfte deshalb Vieles den Zuhörern entgangen sein, besonders da neben dem wissenschaftlichen Gehalt und der außerordentlich scharfen, aber gedrängten Skizzirung der Naturbilder, auf die es ankommt, eine Fülle von witzigen Anekdoten und satirischen Improvisationen eingeestreut ist, welche sich so rasch abblöden, daß beim Vorlesen ein Theil davon unrettbar verloren geht. Wenn man dem kleinen Büchlein einen Vorwurf machen kann, ist es dieser, daß, so klein es ist, man weder um zu genießen noch sich zu belehren, schnell damit fertig wird. Aus dem Stoff und mit dem Witz hätte der Verf. sichtlich ein dreimal so starkes Buch schreiben können, ohne dem Vorwurf sich aussetzen, daß er dehne. Der Titel „Die Witterungsverhältnisse von Berlin“ ist ebenfalls, was die Berliner „ein Witz“ nennen; denn es könnte mit gleichem Rechte heißen: die Witterungsverhältnisse von Wien, Stockholm oder Leningrad. Abseits der geistreichen Behandlung ist es ein Compendium über Ursache, Wirkung, Herkunft und Niederkunft der Wetterströmungen und Niederschläge auf dem ganzen Erdboden, nur daß der Physiker, der sie beschreibt, gerade Berlin (warum nicht auch Potsdam?) zu seiner Warte sich gewählt hat.

tische Epos „Palan der Starke“ von demselben Verf., wiewol es weder an Stoff noch an Form ein Originalgedicht ist. Der Stoff ist aus dem siebenten Buche von Eozo entlehnt. Die Verse sind im Allgemeinen tadellos; aber der schönsten Stelle gibt es im letz erwählten Gedichte nicht wenige. Dr. E. Bernhardt hat seine Versuche dem Dichter B. E. Ingemann gewidmet. Es fehlt dem noch jungen Verf. oft an Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks und der Gedanken. Ubrigens sind Sprache und Versification im Allgemeinen correct. Eberhard's „Pannchen und die Küchlein“ ist eine Nachahmung von Goethe's „Hermann und Dorothea“ und von „Luste“ von H. Bop. Die Einfachheit des Stoffes soll aber die ausmalende Detailirung aller Einzelheiten vergessen werden. Was die Sprache im erwählten Gedichte betrifft, so vergißt man beim Lesen desselben, daß es eine Übersetzung ist. Bei den Hexametern ist es charakteristisch, daß sie im hohen Grade daktylisch sind; mit Ausnahme des letzten Fußes, der in der Regel ein leichter Trochäus ist, findet man fast nur Daktylen, wodurch die Verse etwas monoton werden.

Freunde der Volkspoesie machen wir aufmerksam auf: „Samling af Sange, Folkeviser og Ego i nordre Almueblad-ter“, mit einer Einleitung von Joergen Røe (Christiania 1840). In seiner Einleitung sagt der Herausgeber: „Geht man von der Hauptforderung an die schöne Literatur eines Landes aus, daß sie das Volksleben in seinen, geklärten Bildern abspiegeln soll, sowie dasselbe nach physischen und historischen Bedingungen da ist, so wird es kaum Jemanden einfallen, zu leugnen, daß Das, was wir norwegische Dichtkunst nennen, sehr niedrig steht. Der Grund ist leicht zu finden: In der Zeit, da das Gesetz zum Pudelhund dressirt wurde, war es natürlich, daß der norwegische Pegasus auf die dänischen Ebenen herunterzog und, auf deutsche und französische Weise zugeritten, seinen alten Flug von Felsenspitze zu Felsenspitze verlernte. Nach der Trennung (Norwegens) von Dänemark nahm das politische Element alle Kräfte in Sold etc.“ Hierin findet Dr. Røe die Begründung, daß Norwegens Kunstpoesie in ihrer Ganzheit von der Volkspoesie durchaus getrennt dastet und die völlig fremd ist. Als ein Mittel, die Kunstpoesie zu heben, müßte man, meint er, den poetischen Gemüthern die Volkslieder reichen, damit ihr Geist, der in Wahrheit mit dem erregenden und belebenden Frühlingwind zu vergleichen sei, sie besuchten könne zu Hervorbringungen, welche im Geiste des Volks gedichtet sind. Diese Sammlung norwegischer Volksgefänge und Lieder ist auch von einer Auswahl Nationalmelodien begleitet.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Daß es Dänemark auch nicht an Dichtern und Dichterlingen fehlt, mögen folgende sieben Namen beweisen: 1. „Paandregninger Digte“, von Chr. Winther (Kopenhagen 1840); 2. „Romanstiske Digtninger“, von F. J. Hansen (Kopenhagen 1839); 3. „Digte“, von Hans Drm (Kopenhagen 1839). 4. „Samlede Digte“, von H. B. Kaalund (Kopenhagen 1840); 5. „Kong Palan der Starke“, romantisches Epos von H. B. Kaalund (Kopenhagen 1840); 6. „Forsøg i Poesie“, von Bernhard (Kopenhagen 1839); 7. „Panna“, Gedicht nach Eberhard's „Pannchen und Küchlein“, von E. Rjerumgaard (Kopenhagen 1839). Dr. Winther ist ein schon längst rühmlich bekannter Dichter. Die oben angeführte Sammlung enthält, außer einem Gedicht an den Leser, fünf Gedichte: „Kong Saul og Sangeren“, „Hans Hjerte sorg“, „Hendes Hjerte sorg“, „Lo Elskende“, „Ridderen og hans Datter“. Darunter sind die drei mittelften Liebeslieder die schönsten. In Hansen's romantischen Dichtungen sind die Verse gut und richtig, die Sprache sehr zierlich, Gedanken und Ausdruck oft poetisch, und doch fehlt ihnen der eigentliche poetische Geist, der den Leser anspricht und mit sich fortreißt. Die Sammlung enthält übrigens drei Dichtungen oder Romanzen-Cyklen: „Gorsaren og hans Brud“, „Gata Morgana“ und „Avenamars Sang“. Die Gedichte des pseudonymen Verf. Nr. 3 zeichnen sich durch Schwulst und leeres Wortgepränge aus. Dr. Kaalund erhebt sich in seinen Gedichten fast nie über das Mittelmäßige, seine Sprache ist oft fehlerhaft, seine Verse holperig. Viel besser ist das roman-

lobende Erwähnung verdient die ergetische Schrift: „Pauli Brev til Romerne, udvalgt“, von Lic. Rasmus Nielsen (Kopenhagen 1841). Die theologische Literatur Dänemarks ist stets arm an Originalcommentaren zu den Schriften des Neuen Testaments gewesen, wenn wir darunter Werke verstehen, die nicht bloß von dänischen Verfassern geschrieben sind, sondern die, ohne nach bestimmten fremden, besonders deutschen Mustern gebildet zu sein, von einem selbständigen und frei schaffenden Geiste ihres Verf. zeugen. Um so größer wird das Interesse sein, wenn eine ergetische Arbeit erscheint, welche im eigentlichen Sinne des Wortes originell genannt werden kann. Eine solche ist die obgedachte Schrift. Der Verf. hat in einer vorausgeschickten, paraphrastischen Entwicklung den Gedankengang des Textes wiedergegeben, dergestalt, daß die philologischen Bemerkungen, welche nothwendig waren, um die zu Grund liegende Übersetzung zu rechtfertigen, theils in Noten, theils in Parenthesen gegeben sind, während der Gedankengang des Textes stets durch die dahin gehörenden, aus der Metaphysik und dem dogmatischen System geschöpften Gedanken bewiesen, entwickelt und ergänzt wird.

Freitag,

Nr. 91.

1. April 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

3. zweiter Artikel.)

Wir gehen jetzt über zu einer detaillirten Darstellung der Hauptresultate der vorliegenden Kritik der christlichen Glaubenslehre und zu der nähern Veranschaulichung der Art und Weise, wie diese Resultate für die einzelnen Abschnitte und hauptsächlich der bedeutsamsten Dogmen gewonnen werden. Das ganze Werk, wie schon im ersten Artikel nachgewiesen wurde, besteht aus zwei Sectionen, nämlich der Apologetik und Dogmatik.

Die Apologetik behandelt die biblische und kirchliche Lehre von der Offenbarung, von Wundern und Weissagungen als Beweisen für die Wahrheit der Offenbarung, von Tradition und Schrift als Aufbewahrungsmittel der Offenbarung, von der Unfehlbarkeit der Kirche und von der Inspiration der Schrift, endlich von der Auslegung der Schrift. Auf diesem letzten Punkte angelangt, schlägt die historische Entwicklung und Ausbildung dieser verschiedenen Lehrsätze in Auflösung und Beseitigung derselben um. Da indessen die meisten dieser Sätze noch nicht die innere Substanz des Glaubens angehen, so berücksichtigen wir das Detail der historischen Darstellung und Kritik derselben nicht weiter und gehen sogleich zur Darstellung der Dogmatik selbst über. Der erste Theil der Dogmatik umfaßt die Lehre von Gott; und da die Idee Gottes als eines von der Welt unterschiedenen Wesens unserm Verfasser eine Abstraction ist, so gibt er diesem Theile die Überschrift: „Das Absolute als Gegenstand des abstracten Vorstellens, oder im Elemente der Ewigkeit, als göttliches Wesen.“

Es handelt sich hier um die historische Darstellung

und kritische Prüfung 1) der Lehre vom Dasein, 2) der Lehre vom Wesen und 3) der Lehre von den Eigenschaften Gottes.

Was nun zunächst die Lehre vom Dasein Gottes betrifft, so theilt Strauß sämtliche Beweise für dasselbe sehr hübsch in zwei Classen. „Das Universum“, sagt er, „scheidet sich für uns zunächst in eine reale und eine ideale, eine objective und eine subjective Seite: die Welt der Natur und die des Geistes.“ Hiernach gibt es eine erste Reihe von Beweisen, welche von der objectiven, sinnlichen Welt, eine zweite Reihe, welche von der Sphäre des Geistes ausgeht. Die Natur ist aber „erstlich unbestimmte Dasein, ein Inbegriff endlichen, sich gegenseitig äußerlichen Seins überhaupt“. Wird hiervon ausgegangen, so ergibt sich in der ersten Reihe ein erster, nämlich der kosmologische Beweis für das Dasein Gottes. Das endliche Sein ist „zweitens in dieser Außerlichkeit dennoch unter sich bezogen und als ein System von Zwecken bestimmt“. Wird hiervon ausgegangen, so entsteht der zweite Beweis der ersten Reihe, nämlich der physikotheologische oder teleologische. In der zweiten Reihe kommen, je nachdem der Geist theils als Geist der Völker und der Menschheit in ihrer Geschichte, theils als einzelner Geist und als dieser entweder nach seiner theoretischen oder nach seiner praktischen Seite gefaßt wird, drei Beweise in Betracht, nämlich der historisch-theologische, der moralische und der ontologische. Wir wollen den Hauptnerv eines jeden Beweises mit Worten darlegen.

Das kosmologische Argument geht aus von der Zufälligkeit der Welt. Insofern nämlich jedes Dasein seinen Grund in einem andern Dasein hat, und dies wiederum in einem dritten und so fort ins Unendliche, insofern hat die Welt ihren Grund nicht in sich selbst, ist vielmehr durch und durch zufällig und weist über sich hinaus auf ein Wesen, was schlechthin in und durch sich selbst ist. Aber dies notwendige Wesen ist damit noch

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 91 — 25 d. Bl. D. Red.

ganz unbestimmt gelassen. Die nähere Bestimmung desselben gibt der physikotheologische oder teleologische Beweis. Dieser lautet in der von Kant ausgebildeten, bestimmtesten Form: „In der Welt finden sich allerwärts deutliche Zeichen einer Anordnung nach bestimmter Absicht, mit großer Weisheit ausgeführt, und in einem Ganzen von unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit des Innern sowol, als auch unbegrenzter Größe des Umfangs. Den Dingen der Welt ist diese zweckmäßige Anordnung ganz fremd und hängt ihnen nur zufällig an, d. i. die Natur verschiedener Dinge konnte von selbst, durch so vielerlei sich vereinigende Mittel, zu bestimmten Endabsichten nicht zusammenstimmen, wären sie nicht durch ein anordnendes vernünftiges Princip, nach zu Grunde liegenden Ideen, dazu ganz eigentlich gewählt und angelegt worden. Es existirt also eine erhabene und weise Ursache, die nicht als blindwirkende Natur durch Fruchtbarkeit, sondern als Intelligenz, durch Weisheit, die Ursache der Welt sein muß.“ (Kant's „Kritik der reinen Vernunft“.) Dieser teleologische Beweis bildet den Übergang aus dem Reiche der Natur in das des Geistes und erscheint hier als historisch-theologischer Beweis. Auch in der Geschichte gibt es Thaten, die in ihrer Wirkung über die Absicht ihrer menschlichen Urheber weit hinausgehen und auf einen höhern Weltplan hinweisen u. s. w. Dieses überweltliche Wesen findet ferner der Mensch auch unmittelbar in sich selbst, und zwar zunächst in seinem praktischen Verhalten durch das über den subjectiven Willen gebietende innere Sittengesetz angekündigt und bestätigt. Aus diesem Sittengesetze erwächst der moralische Beweis. Gemäß diesem innern Gesetze soll nämlich der Mensch die Idee des Guten in der Welt realisiren. Durch diese Realisirung derselben, durch diesen sittlichen Gehorsam wird er der höchsten Glückseligkeit würdig. Nun kann er die Würdigkeit wol durch sich selbst erarbeiten, aber das geforderte Complement dazu, die Erlangung der Glückseligkeit selbst liegt nicht in seiner Gewalt. Ohne hinzutretende Glückseligkeit fehlt aber der Verwirklichung des höchsten Guts noch immer etwas. Mithin muß es ein Wesen geben, welches im Stande ist, diesen Mangel zu ergänzen und so Würdigkeit und Glückseligkeit miteinander auszugleichen. Bekanntlich ist dies eines der berühmten Kant'schen Postulate.

Aber nicht nur in seinem praktischen, sondern ebenso auch in seinem theoretischen Verhalten, d. h. unmittelbar durch das Denken selbst, durch den Inhalt, den das Denken als rein intellectuelle Thätigkeit in sich producirt, sieht sich der Mensch auf das Dasein eines höchsten Wesens hingeleitet. Der Mensch findet unter den tausend und abertausend Vorstellungen endlicher Dinge auch die Idee eines unendlichen Wesens in seinem Denken. Diese Idee ist von der Art, daß sie nicht aus den sinnlichen Wahrnehmungen kann gebildet worden sein, denn sie enthält unendlich mehr in sich, als diese bieten, sie drückt etwas Unendliches, Absolutes aus. Wie kommt sie also in den Menschen hinein? Das absolute Wesen muß selbst ihre Ursache sein. Indem also diese Idee Gottes in uns Gott selbst als ihre Ursache voraussetzt und erfordert, so existirt Gott auch. Dies ist

des Cartesius Argumentation. Zuvor hatte schon Anselm diese Art des Beweises vom Denken aus in seinem sogenannten Proslogium auf die Bahn gebracht, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht, wie später Cartesius, aus dem Vorhandensein der Gottesidee im Bewußtsein auf eine adäquate Ursache derselben schloß, sondern in dieser Idee selbst das Sein Gottes als von derselben mit involvirt nachzuweisen suchte (der ontologische Beweis). Anselm argumentirte etwa so: Wir finden in uns den Gedanken eines Wesens, über das hinaus nichts Höheres gedacht werden kann. Dasjenige aber, über das hinaus nichts Höheres gedacht werden kann, kann nicht bloß in mir, als mein Gedanke (in intellectu solo) sein, sonst könnte man etwas Höheres denken, nämlich Etwas, was auch an und für sich (in re) wäre. Denn was nicht bloß im Denken, sondern auch objectiv, an und für sich existirt, ist vollkommener, als was bloß im Denken Existenz hat. Denken wir also den Gedanken des höchsten und vollkommensten Wesens nur rein aus, so finden wir, daß er auch schon die objective Existenz dieses Wesens mit einschließt. Nach Cartesius gehört die Existenz mit zu den Vollkommenheiten oder Realitäten, ohne welche das absolute Wesen nicht gedacht werden kann. Wir sind freilich gewohnt, von der Idee oder Vorstellung einer Sache die Existenz noch zu trennen, indem wir uns Manches vorstellen, was nicht existirt. Allein dies gilt doch nur für die endlichen Dinge, die eben nicht alle Realitäten und Vollkommenheiten in sich vereinen und zwischen Sein und Nichtsein auf- und niedererschweben. Aber die Idee Gottes involvirt das Dasein ebenso wie die Idee des Dreiecks die Gleichheit seiner drei Winkel mit zwei rechten.

Das sind in der Kürze die Beweise für das Dasein Gottes, welche das christliche Bewußtsein im Zusammenwirken mit der Speculation ausgebildet hat. Nun aber tritt die neuere Philosophie heran und sucht zu zeigen, wie diese Beweise sämmtlich, vom ersten bis zum letzten, nicht leihen, was sie beabsichtigen. Sie beabsichtigen aber das Dasein eines von der Welt unterschiedenen Gottes darzuthun, und in diesem Bestreben sollen sie sich sämmtlich, wie Strauß durch die objective Kritik, welche sich in der Fortbildung der philosophischen Systeme vollzieht, dargethan zu haben behauptet, im Widerspruch auflösen.

Was zuerst den kosmologischen Beweis angeht, so läßt Strauß gegen dessen Verschanzung zwei Riesen des modernen Bewußtseins herandrücken, die, während sie sonst mit sich selbst im Kampfe liegen, für diesen Angriff nach außen sich vereinbaren, nämlich David Hume und Kant. Das kosmologische Argument, sagt David Hume, stütze sich auf das Causalitätsgesetz: wo eine Wirkung ist, da ist auch eine Ursache. Aber dieser Grundsatz, behauptet er, habe durchaus keine allgemeine und unbedingte Gültigkeit, insofern er ein Erfahrungssatz sei. Allerdings fänden sich in der Welt zu tausend und wieder tausend Malen zwei Wahrnehmungen miteinander so verbunden, daß das Object der einen jedesmal dem Objecte der andern vorhergehe und daher als die Ursache desselben

angesehen werden könne. Allein wenn man aus dieser Gewohnheit, zwei Objecte, A und B, tausendmal so miteinander verbunden zu sehen, daß, wenn B sei, auch A ihm vorausgehe, wenn man daraus folgern wolle, daß sie nothwendig zusammengehören und daß in alle Ewigkeit, wenn B sei, auch A sein müsse, so begehe man den ärgsten Fehlschluß. Denn, sagt Hume, wenn B gesetzt ist, so ist zunächst eben nur B gesetzt; daß aber auch A mit gesetzt sei, liegt gar nicht darin. Es ist nur wahrscheintlich, wenn es tausendmal vorgekommen ist, daß es auch das tausend und erste Mal vorkommen werde. Würde uns hingegen eine Wirkung gegeben, die in ihrer Art einzig wäre, wie z. B. die Welt als Ganzes genommen, so ist nicht abzusehen, wie wir für sie eine Ursache postuliren wollten und über diese Ursache eine Muthmaßung zu Stande bringen, da dies über alle Analogie und Erfahrung hinausgeht. So etwa David Hume, und Kant stimmt in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ in der Widerlegung der Beweise für das Dasein Gottes damit ziemlich überein.

Aber, fragt Strauß, sind wir nicht durch unser Denken genöthigt, über das sinnlich Einzelne hinauszugehen? Allerdings, ist die Antwort, aber nicht zu einem außerweltlichen Wesen, sondern nur zu dem den einzelnen Existenzen immanenten Allgemeinen. Alles Einzelne entsteht und vergeht; aber durch alles Entstehen und Vergehen zieht sich ein Bleibendes, Ewiges. Daß ein solches sei, folgt allerdings aus dem kosmologischen Argumente; aber das folgt nicht, daß dies Ewige ein von der Welt unterschiedenes Wesen sei, was zu beweisen es beabsichtigte. Das kosmologische Argument, richtig verstanden, beweist das Warten einer unendlichen Substanz, die durch die endlichen Dinge, als ihre Accidenzen, fortwährend processirt, es beweist den Spinoza'schen, aber nicht den christlichen Gott.

Sollte vielleicht das physikotheologische Argument die philosophische Feuerprobe besser bestehen? Es geht aus von der durchgreifenden Zweckmäßigkeit in der Anordnung der Welt. Aber schon dies ist eine falsche Voraussetzung. Denn findet sich nicht neben dem Zweckmäßigen ebenso viel Zweckwidriges in der Welt? Gibt es in der Natur und Geschichte neben den weckenden und fördernden, nicht ebenso viele störende und zerstörende Ereignisse, von denen sich gar kein Zweck einsehen läßt? Wollten wir in solchen Fällen uns auf die Idee eines höhern, unsichtbaren Zusammenhanges der scheinbar sich widerstrebenden Ereignisse berufen, so setzten wir eben nur voraus, was wir erst beweisen wollten. Ferner, was die Zwecke selbst betrifft, welche die Physikotheologie dem vorausgesetzten, höchsten Wesen für gewisse Natureinrichtungen unterlegt, so sind das theils solche,

welche sich, wenn wirklich sie beabsichtigt waren, weit einfacher durch andere Mittel hätten erreichen lassen müssen, theils werden sie in vielen Fällen nicht erreicht, theils sind sie, wenn sie erreicht werden, von der Art, daß man ins Unendliche weiter nach höhern Zwecken dieser angeblichen Zwecke fragen muß. Wenn die Pflanzenwelt für die Thierwelt, in dieser die Pflanzengenossen für die Fleischfresser und in letzter Beziehung alle für

das Bedürfniß des Menschen geschaffen sein sollen: so fragt sich auf diesem Standpunkte weiter, warum denn dem Menschen das Bedürfniß vegetabilischer und animalischer Nahrung angeschlossen worden? abgesehen davon, daß von der Erschaffung so mancher Wesen, die nie in die geringste Beziehung mit dem Menschen treten, der Mensch auch nicht der Grund sein kann, von der Erschaffung mancher reißender Thiere oder plagenbringender Ungeziefer aber die Rücksicht auf den Menschen den Schöpfer zurückgehalten haben müßte. (S. 387 fg.)

Wenn der physikotheologische Beweis sich somit durch seine Idee eines nach bestimmten Endzwecken handelnden und die Welt ordnenden außerweltlichen Wesens in die größten Schwierigkeiten verwickelt, so erklärt sich dagegen aller Zusammenhang, alles In- und Fürsichander der Dinge und Organismen aus der Idee des bewußtlos agirenden, instinctartig schaffenden Lebens. Wir sind durch gemachte Analogien zwischen den Natur- und Kunstproducten gewohnt geworden, auch in den erstern das Geordnete, das Ineinandergreifen der Gegensätze, das ganze harmonische Gewebe des Lebens von einem darüber schwebenden oder dahinter versteckten, reflectirenden Verstande abzuleiten: da doch gerade der Verstand mit seinen zersetzenden und abstrahirenden Operationen sich als das unschöpferische, als das unsicherste und schwankendste Wesen zeigt, während z. B. der Naturinstinct und die unbewußte Lebensmacht mit schöpferischer Nothwendigkeit, ungebroschen durch alle Reflexion, ihren ewig sichern Gang geht. „Die Materie ist weder blind noch todt, sie ist ein in sich auf unendlich verschiedene Weise sich bewegendes Leben, eine unbewußte Zweckthätigkeit.“ (Bd. 1, S. 63.) Daß Alles, was ist, lebendig ineinander greift, daß Eins sich auf das Andere bezieht in steter Wechselwirkung, daß die Planeten, welche sich um die Sonne drehen, als die Glieder dieses Einen Systems des Universums erscheinen, was im thierischen Leben sich zum individuellen Selbstgeföhl aufschließt, dies Alles manifestirt eine durch das Universum hindurchströmende Lebendigkeit, verkündet eine dem All immanente allgemeine Weltseele, sagt aber durchaus nichts darüber aus, daß diese Weltseele auch als besonderes Subject, als ein nach Zwecken handelndes Wesen über und jenseits der Welt stehe. Im Gegentheil, ein in der Welt sich explicirender Gott, der als Lebendigkeit ganz in sie aufgeht, kann nicht zugleich außer der Welt stehen und über sein Thun reflectiren, und umgekehrt:

An Drähten, die von oben langen,
Kann keine Welt des Lebens hangen.

Dies ist das Resultat der modernen Philosophie hinsichtlich des teleologischen Arguments, und dies Resultat, in welchem, nach Strauß, Spinoza und Hegel, Schelling und Daumer, Kant und Feuerbach übereinstimmen, hat vor allen schon das „Système de la nature“ erwirkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein britischer Poet im Herzen Deutschlands.

Dieser Poet, Charles v. Ingleton genannt, lebt seit drei Jahren, geschätzt als Sprachkennner und Lehrer seiner Muttersprache, in der Hauptstadt des österreichischen Kaiserthums, wo sich ihm wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit selbst

hervorzuheben haben und wo auch eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Miscellaneous poems“ in diesem Jahre erschienen ist. Wären diese Ergänzungen eines schätzbaren Sammlers im Vaterlande ihres Verf. aus Licht getreten, so würden sie wahrscheinlich unbeachtet geblieben sein und man würde sie auf der besten Flut neuer lyrischer Zeitpoesie haben verschwimmen lassen; denn wenn die unparteiische Kritik dem Verf. neben die poetischen Notabilitäten seiner Nation stellt, so kann sie nicht anders, sie muß ihm eine untergeordnete Stelle anweisen; überdies scheint, der materiellen Kürze seiner Dieder nach, seine Begeisterung von kurzem Odem zu sein und er bringt, mit Ausnahme einer rhythmischen Paraphrase des 107. Psalm, der Muse Siona kein Opfer, ja er sagt in Bezug darauf (S. 142) ausdrücklich: „I swear the saints the pious land my Muse could never provoke“. Aber sie bekommen dadurch einen gewissen Reiz, daß sie auf deutschem Grund und Boden empfangen und geboren worden sind, durch die Leichtigkeit und Klarheit ihrer Sprache machen sie sich auch dem Nichtverwandten verständlich und der Verf. kann sie zur Grundlage bei seinem Unterricht in der englischen poetischen Literatur machen. Ref. selbst dankt der Lectur dieser Gedichte in sprachlicher Hinsicht manches Gute, und findet er auch, daß der Verf. mit der Interpunction es hätte etwas strenger nehmen müssen, und daß derselbe hinsichtlich des Gebrauchs des Apostrophs etwas Ähne ist, so wagt er nicht, letzteres als einen Fehler zu zeigen, da der Verf. als geborener Engländer und Sprachkenner wohl wissen muß, wie weit er darin gehen darf. Ferner gesteht Ref., daß er das Buch mit der Erwartung in die Hand nahm, das Gebiet der Balladenpoesie, die auf der britischen Insel ihr wahres Primatland hat, bedauer zu sehen; denn es finden sich kaum drei romangenartige Stücke, unter denen nur eines: „My heart is far at sea“ (S. 61), den pikanten Nationalcharakter hat, in der Sammlung; indessen wird dieser Mangel durch eine nicht unbedeutende Anzahl echt lyrischer Pauche ersetzt, in denen sich vorzugsweise die Reizung zu gemüthlicher, philosophischer und elegischer Reflexion kund gibt. Gleich die erste Nummer bietet uns jene ersten Betrachtungen, die sich uns beim Anblick versunkener Welt Herrlichkeit aufdrängen, und an dieses Gedicht, überschrieben „The singer of Rhinegrafenstein“, schließen sich in gleichem Ton und Geist an „The conqueror“ (S. 6) und „Gold“ (S. 86). Das Gedicht überschreiben „Two lips“ verdankt seinen Ursprung einem artigen, im Deutschen unübersetzbaren Wortspiele. Adam, heißt es darin, wurde von keiner der neuerschaffenen Blumen mehr entzückt als von der Tulpe (tulip) und hat den Schöpfer, er wolle die schöne Blume nicht verweissen lassen. Da fandte ihm aber Gott, das ewige Naturgesetz nicht ändern wolend, zur Entschädigung in Eva „Two lips“:

In woman his two lips are haply roostered
In sweetness of feature, in beauty of eye,
The cup of her lip is the bliss he implored,
The charm of his garden the beam of her eye.

Durch das Ganze weht der Athem einer achtbaren wahren Gesinnung. Will der Leser des Sängers liberale und tolerante Gesinnung kennen lernen, so lese er (S. 19) „His faith to me is alone“ etc.; den frommen Sinn, so schlage er die vier zusammenhängenden Nummern, des Kindes, Jünglings, Mannes und Greises Gebet (S. 44) nach; seinen Patriotismus, er lese (S. 111) „Queen, prince and holy laws“, wo von Englands Victoria und seinem Albert die Rede ist und woran sich auch die beiden folgenden Nummern, nebst „The appeal“ (S. 127) schließen; seine Pietät, er schlage (S. 117) „My father“ auf; seine Genußsamkeit und Zufriedenheit, er blide auf (S. 123): „Let others prize their splendid lot“. In zwei Pöänen ist auch dem Könige von Preußen und Österreichs Monarchen der Zoll bewundernder Verehrung dargebracht. Um das äußerlich geschickte und correct gedruckte Buch den Freunden englischer

Poesie in Deutschland zu empfehlen und zugleich zu beweisen, wie warm und vertraulich so mancher lyrische Hauch sich an das Herz schmiegt, theilen wir das kleine Gedicht: „Oh, give me the heart“ (S. 105) mit:

Oh! give me the heart that with feeling replete,
Own sigh o'er the ills of another,
And bless'd be the hand that's not over discreet
When loan'ing the wants of a brother!
For dream is the journey we traverse thro' life,
If a bankrupt in friendship and love,
While smooth is the road if untried by strife
It prodigues the joys of above.
Though lowly the lot that to me is decreed,
Yet in gentleness's posture I bend,
For seldom I've suffer'd of riches the need
With the means to assist but a friend;
For charity's acts are the offspring of love,
(As the dew, that refreshes the earth)
A type of the God-head mid angels above,
And implanted in man at his birth.

56.

Historische Miscellen.

Der gelehrte Prälat.

Theobert, Abt des Reichsklosters zu Hildesheim, scheint eben nicht besonders viele Nachschmeckel besessen zu haben. Als derselbe zum Concil nach Basel reiste, nahm er einen jungen Geistlichen mit, der ein kenntnißreicher Mann war und sich stets gut zu helfen wußte. Zu Basel angekommen, wurde der Abt, weil er eine sehr schöne und imposante Gestalt hatte, von den übrigen Prälaten zur Abhaltung einer freierlichen Debatte gewählt. Nach Beendigung derselben trat ein Cardinal, der ihn wenigstens für einen Doctor der Theologie gehalten hatte, auf ihn zu und wollte sich mit ihm in eine Unterhaltung einlassen. Der gute Abt, welcher auch nicht ein Wörtchen Latein verstand, fragte nun den neben ihm stehenden jungen Geistlichen, welchen er mitgebracht hatte, in plattdeutscher Sprache, was er dem Cardinal antworten sollte. „Recht nur geschwinde“, erwiderte jener ebenfalls in plattdeutscher Sprache, „die Namen einiger um Hildesheim liegender Dörfer, dann wirst dich die Sache schon von selbst machen.“ Da wandte sich der Abt zum Cardinal und sagte rasch und in einem Athem: „Sturwold, Hase, Hesen, Dorche, Bavenstätt, Leisprostätt, Nigem!“ Der Cardinal, welcher ebensoviele Hoch- und Plattdeutsch verstand, als er mit der Geographie Hildesheims bekannt war, fragte nun den jungen Geistlichen, ob sein Herr Abt vielleicht ein Gelehrte wäre. Auf die bejahende Antwort versetzte nun der Cardinal, er verstehe kein Gelehrtes, und ließ von nun an den Abt in Ruhe.

Adolf von Nassau.

Als Adolf von Nassau, Derselbe, welcher später zur Kaiserwürde gelangte, mit dem Herzoge von Brabant Krieg führte, wurde er, nachdem er bereits fünf vornehme Brabanter erschlagen hatte, endlich gefangen genommen und vor den Herzog geführt. Während sah dieser ihn an und fragte, wer er wäre. „Graf Adolf von Nassau!“ versetzte Jener; „aber wer bist denn du?“ — „Ich bin der Herzog von Brabant, den du so lange mit Kampf und Krieg belästigt hast.“ — „Wohab, daß du meinem Schwerte entronnen bist, das ich gerade gegen dich gewetzt hatte!“ war Adolfs fähne Antwort. Eingenommen durch diese Freimüthigkeit seines Feindes, stellte der Herzog dem Grafen nicht nur auf freien Fuß, sondern bat ihn sogar, in Zukunft sein Freund zu sein, und überhäufte ihn mit vielen Gaben und Geschenken.

22.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 92.

2. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Sweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Das ontologische Argument für das Dasein Gottes hat seine berühmteste Widerlegung von Kant gefunden. Man hat Kant's Widerlegung desselben vielfach als eine sophistische getadelt, allein, nach Strauß' Ansicht, mit Unrecht. Das Sein Gottes, worauf der ontologische Beweis hinausfeuert, ist ein *particulaires* Dasein, ein solches, was schon geistreiche Kirchenlehrer dem absoluten Wesen absprechen zu müssen glaubten, „ein äußerlich objectives, empirisches Sein, ein Dasein, dessen Zeugnung nur der wohlthätige Übergang zum Idealismus, zum Gedanken des Geistes, des Göttlichen, als des Wesens der Natur und der sittlichen Idee war“ (S. 399). Auch Hegel's, der sich des ontologischen Beweises annahm, ist derselbe nur insofern beweisend, „als ihm das Sein Gottes, das er beweisen will, kein anderes ist, als die Gottesidee“, als das Sein Gottes im menschlichen Denken. Gott als Geist ist das Denken, aber das Denken, wie es nicht an ein einzelnes Subject gebunden ist, sondern wie es als diese in allen denkenden Individuen aufstrahlende, in sich selbst unpersönliche Macht die Welt durchweht.

Wie das kosmologische Argument Gott als das Sein in allem Dasein, das physikotheologische als das Leben in allem Lebendigen, das historische und moralische als sittliche Weltordnung erweist: so erweist ihn das ontologische als den Geist in allen Geistern, als das Denken in allen Denkenden. (S. 400.)

Mit diesen Worten schließt Strauß dieses erste Hauptstück der Lehre von Gott. Die Beweise für das Dasein Gottes sind nicht schlechthin negirt, aber wol in eine ganz andere Richtung umgebeugt. Statt einen theistischen persönlichen, von der Welt unterschiedenen Gott darzustellen, werden sie alle in das Interesse des Pantheismus hineingezogen. Jetzt folgt das zweite Hauptstück der Dogmatik bei Strauß, welches von dem dreieinigen Wesen Gottes handelt. Strauß zeigt den Widerspruch gegen diese Lehre durch alle Entwicklungsstadien der Dogmengeschichte hindurch bis herab auf die Hegel'sche Philosophie.

Gott als Geist ist nach Hegel dies, im unendlichen Prozesse sich stets aus dem reinen, nur abstracten Ansich

seines Wesens herauszubewegen, sich als Anderssein zu setzen in der Welt der Natur, aber aus diesem Anderssein ewig wieder in sich zurückzukehren in der Welt des selbstbewußten Geistes. Die Kirche hat drei, in der Gottheit sich fest gegenüberstehende Personen, die deshalb gezählt werden können, während bei Hegel, wie Strauß richtig bemerkt, „die dialektisch ineinander übergehenden Momente dem Zählen nicht Stand halten“. Die dreifache Gliederung des Absoluten in seinem Prozesse, wie die neueste Philosophie es faßt, hat demnach nichts gemein mit der kirchlichen Trinität. Wol aber haben die von Strauß und Feuerbach als die überhegel'schen Speculanten bezeichneten Denker, insbesondere Weiße in seiner Schrift „Die Idee der Gottheit“ es versucht, die Speculation auch in dieser Beziehung wieder in Einklang zu setzen mit der Kirchenlehre. Weiße lehrt „einen dreifachen Mittelpunkt der Selbstheit in Gott, eine dreifache Iohheit“. Den diesen drei ewigen Ichen soll das zweite, der Logos oder Sohn Gottes, sich zum Behuf der Welterschöpfung eine Zeit lang aufgegeben haben an die Welt, um sich in ihr in eine Reihe endlicher Subjecte zu expliciren, die durch die dritte Person in Gott, den Geist, der zuvor Sohn und Vater miteinander verknüpfte, nun mit Gott dem Schöpfer in der innern Einheit des Geistes erhalten werden. Strauß macht diese Theorie lächerlich und ruft zum Schluß: „Wo ist das Symbolum Quicunque? Geh! es her! ich will es zehnmal beschwören, ehe ich die Sätze unsers Philosophen nur einmal anders als Abergewiss nenne.“ Weiße, der sonst ein respectabler Denker ist, wird schwerlich, wie er in der Fichte'schen Zeitschrift verheißt hat, sich in diesem und manchem andern Punkte gegen Strauß mit Erfolg wehren können. Und dennoch wird die Idee der Trinität zu retten sein.

Jetzt zur Kritik der Lehre von der Persönlichkeit Gottes. Es ist Spinoza, den Strauß heraufbeschwört. Muß man Gott, um ihm die Personalität im höchsten Sinne beizulegen und mit Leibniz als *intelligentia extramundana* ou *plûtôt supramundana* zu bestimmen, auch nach Analogie der menschlichen Personalität mit Verstand und Willen ausgerüstet denken: so kommt Spinoza und macht diese Bestimmungen zunichte mit dem Satz: *omnis determinatio est negatio*, alles Bestimmte, Begrenzte ist eo ipso auch mit dem Nichtsein, mit dem Entstehen und

Vergehen befaßt. Verstand und Wille sind aber als modi, als bestimmte, gegenseitig voneinander unterschiedene Eigenschaften, als besondere Verhältnissweisen des Denkens zum Sein auch determinaciones, Bestimmtheiten und damit Negationen des Unendlichen, Begriffe, die also nur in Bezug auf Endliches eine Anwendung leiden, die mithin nicht der natura naturans, sondern nur der natura naturata zukommen. Der Wille z. B. ist deshalb eine Bestimmtheit, ein mit der Schranke behaftetes Sein, weil er eine Neigung oder Abneigung zu etwas Einzelnen mit einschließt, weil er eine Relation, eine Beziehung auf etwas außer ihm Seiendes und mithin auch eine relative Begrenzung durch dasselbe ausdrückt. So ist er ja aber selbst nur etwas Relatives und das widerspricht doch der Idee Gottes als des Absoluten, in dem alle Relationen getilgt sind, auf das entschiedenste. Dasselbe nun, was am Willen, weist Spinoza auch am Verstande nach. Auch dieser ist ein relativer, ein endlicher modus des Denkens und damit eine negatio, ein Nichtsein des Absoluten. Denn das Wesen des Verstandes besteht im Unterscheiden und Beziehen, im Vergleichen und Abstrahiren. Diese Thätigkeit drückt aber, ebenso wie das Wollen, ein relatives, ein endliches Verhalten zu dem Sein aus. Mithin kann Gott nur, sofern er nicht in sich selbst gedacht, sondern unterm Attribute des Denkens durch dessen modi, d. h. im menschlichen Ich gefaßt und explicirt wird, Verstand und unterscheidendes, objectives Bewußtsein bekommen. Nur im Menschen kann Gott von sich wissen, sofern auch das Wissen ein Unterscheiden und Beziehen ist und sofern die *essentia hominis a certis Dei attributorum modis constituitur*.

Ebenso negativ als Spinoza und wie einst auch Fichte, der Gott als die unpersönliche, moralische Weltordnung faßte, verhält sich die Hegel'sche Philosophie, insbesondere die linke Seite, gegen die Idee der Persönlichkeit Gottes. Persönlichkeit ist nach L. Feuerbach sich zusammenfassende Selbstheit gegen Anderes, welches sie damit von sich abtrennt; Absolutheit dagegen ist das Umfassende, Unbeschränkte, das nichts als eben nur jene im Begriff der Persönlichkeit liegende Ausschließlichkeit von sich ausschließt; absolute Persönlichkeit mithin ein *non ens*, bei welchem sich nichts denken läßt.

Diesenigen, welche zugestanden, wie die Welfe-Fichte'sche Schule und mit ihr Willroth, daß nur im Wechselverhältniß mit andern Personen Gott Person sein könne, daß aber, damit die Idee der Absolutheit in diesem Verhältniß nicht getrübt werde, diese andern Personen nicht endliche Personen sein dürften, lehrten behufs der Rettung des Begriffs der Persönlichkeit wieder zur Annahme der dreifachen Persönlichkeit Gottes in der kirchlichen Trinität zurück. Aber so bekommen sie es auch mit denselben Widersprüchen zu thun, die sich unwiderstehlich gegen die kirchliche Lehre geltend machten. Nach dem modernen Pantheismus ist Gott der ewig setzende und aufhebende Weltproceß. Ihn so gefaßt zu haben in dieser absoluten Lebendigkeit, ist nach Strauß der Fortschritt, den die neueste Philosophie im Verhältniß zu der Spinoza'schen Auffassung Gottes

gemacht hat, und dieser Fortschritt ist hauptsächlich durch Jakob Böhme vermittelt. Spinoza läßt das Endliche noch zu sehr im Unendlichen verschwinden, ohne die Vermittelung des Unendlichen in sich, die Rückkehr ins Endliche zu begreifen; die Speculation unserer Tage aber hat es zu dieser Liberalität gebracht, Gott zu fassen als die ewige Bewegung des sich stets zum Subject machenden Allgemeinen, das erst im Subjecte zur Objectivität und wahrhaftigen Wirklichkeit kommt, und somit das Subject in seinem abstracten Fürsichsein aufhebt. Weil Gott an sich die ewige Persönlichkeit selbst ist, so hat er ewig das Andere seiner, die Natur, aus sich hervorgehen lassen, um ewig als selbstbewußter Geist in sich zurückzukehren.*)

Statt unsererseits das Absolute zu personificiren, mit diesen Worten schließt Strauß den Paragraph über die göttliche Persönlichkeit, müssen wir es als das ins Unendliche sich selbst personificirende begreifen lernen. (Wd. I, S. 524.)

Mit dem Verluste der göttlichen Persönlichkeit fallen natürlich auch alle Eigenschaften Gottes hinweg, die ihm als einem von der Welt unterschiedenen, sich aus eigener Subjectivität herausbestimmenden Wesen zugeschrieben werden.

Es gibt nach dieser Theorie nichts absolut Ewiges, dem Vernichtungsproceß der Natur und Geschichte schlechthin Entnommenes. Das Gute, Wahre und Schöne, die Ideen der Wahrheit, Heiligkeit und Liebe sind nicht an und für sich in die ewige Einheit eines Wesens zusammengefaßt, das sich den Verunstaltungen im endlichen Dasein als das ewig Unverwundbare, Wechsellose, Alles Verklärende und von Stufe zu Stufe in Ewigkeit hin Vollendende gegenüberstellt. Das Wechsellose, das Wahre und Gute als solches, wie es gedacht wird an und für sich, soll eine leere Abstraction sein. An die Stelle Gottes, der sich selbst als Subject umfaßt und durch dieses ewige Wissen von sich auch dem Menschen die Macht garantirt, ewig von sich zu wissen, sich immer tiefer und unendlicher mit sich, mit der im absoluten Wesen von ihm gesetzten Idee zusammenzuschließen und dadurch in Wahrheit, Heiligkeit und Liebe sich zu verklären: an die Stelle dieses Gottes tritt ein Proceß, ein Wesen, das immer auf- und niederschwebt zwischen Sein und Nichtsein; an die Stelle der göttlichen Eigenschaften, die auf Erzeugung und ewige Bewahrung und Bewahrheitung des Reichs persönlich bleibender Geister mit tausend Sonnenstrahlen der Liebe gerichtet sind, setzt die moderne Speculation „die Weltgesetze“ (S. 613), nach denen Alles, was entsteht, auch werth ist, daß es zu Grunde geht.

Wir sind mit dem ersten Theile der Strauß'schen Dogmatik, der von dem göttlichen Wesen handelt, zu Ende. Der zweite Theil behandelt „Das Absolute als Gegenstand des empirischen Vorstellens, oder im Elemente der Zeit, als göttliches Geschehen“. Die einzelnen Abtheilungen habe ich schon angegeben und gehe sogleich dazu über, die Strauß'sche Kritik der Lehre von der Schöpfung, vom Ursprunge und Urstande der Welt und vom

*) Ein Satz aus Michaelis's „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie Deutschlands“, Bd. 2, S. 646.

Sündenfall und dessen Folgen im kurzen Abrisse mitzutheilen.

Es versteht sich von selbst, daß auf dem Standpunkte des modernen Pantheismus von einem Schöpfungsacte Gottes durchaus nicht die Rede sein kann, es widerspricht überhaupt der Selbstständigkeit der Welt und ihrer Beziehung auf sich selbst, etwas nur Gesehtes zu sein. Daher muß sich die Vorstellung von einem Geschaffensein der Welt von allen Seiten her auflösen.

Was ist nun das positive Resultat der modernen Speculation in Bezug auf die Idee von der Welterschöpfung? Strauß antwortet: „Nach der Lehre der Philosophie und speculativen Theologie fällt das Segen der Welt in den Proceß der Vollendung des absoluten Wesens auf ähnliche Weise hinein, wie in den Proceß der Vollendung eines menschlichen Individuums die Bildung und das Wachsthum seines Organismus.“ (S. 660.)

Die Lehre von den Engeln überspringen wir und gehen über zur Betrachtung des erstgeschaffenen Menschenpaares. Daß auch hier die biblische Tradition über die Schöpfungsgeschichte des Menschen, welche sich in den ersten Capiteln der Genesis findet, als Mythos beseitigt wird, kann nicht bestritten werden. Aber Strauß bekämpft von seinem Standpunkte aus nicht nur die biblischen Vorstellungen über den Hergang der Schöpfung des ersten Menschenpaares, sondern die Ansicht überhaupt, daß zuerst nur Ein Paar Menschen geschaffen worden, daß alle Menschen von Einem Paare abstammen, daß Gott selbst durch einen unmittelbaren Schöpfersact die ersten Menschen habe entstehen lassen. Dieser letzten Ansicht, daß die ersten Menschen unmittelbar von Gott geschaffen worden, die auf dem theistischen Standpunkte der Theologie consequent ist, hält Strauß zunächst die Resultate der neuesten Naturforschung entgegen. Er beruft sich dabei auf die beiden großen Werke über Physiologie von Burdach und Carus, auf Oken's Theorie über die Entstehung des ersten Menschen und auf Schelling's „Zeitschrift für speculative Physik“. Nach Carus (Bd. 1, S. 92) darf die Entstehung des Menschen in der Urzeit nicht als durch plötzliches Hervortreten eines oder mehrerer vollendeter Organismen bedingt gedacht werden, sondern, wie wir jetzt unzweifelhaft solche Organismen vielfältig entstehen sehen, deren Entwicklung nie bedeutend über den Zustand des Urbläschen hinausgeht, so dürfen wir einen Zustand der Erde denken, wo bei gewaltiger allgemeiner Bildungsleben auch die höchsten epitelischen Organismen aus Urbläschen hervorgingen.

Nach Schelling („Zeitschrift für speculative Physik“, Bd. 2, S. 120) ist es die Erde selbst, welche „Thier und Pflanze wird, und es ist eben die zu Thier und Pflanze gewordene Erde, die wir jetzt in den Organisationen erblicken“. Näher war es das flüssige, noch mit den Lebenskeimen geschwängerte Element, welches unter dem Einflusse der mildern Temperatur der Urzeit stufenweise die Keime der niedrigeren, dann der höhern Organismen, endlich nach langer Vorbereitung durch die verschiedensten Mischungen und Entmischungen auch die Keime des menschlichen Organismus aus sich heraussetzte. Die Einwendung, die man gegen diese Ansicht vorbringt, daß näm-

lich jetzt eine solche ungleichartige Zeugung (generatio aequivoca) von Thieren und Menschen nicht mehr vorkomme, wird durch die Bemerkung Schelling's zurückgewiesen, daß man sich für den damaligen Zustand der Erde nicht auf den jetzigen berufen könne. Außerdem beruft sich Strauß auf das noch fortwährende Vorkommen der generatio aequivoca, z. B. beim Entstehen der Infusorien in Wasseraufgüssen, selbst auf mineralische Körper, und beim Entstehen der Entozoen im thierischen Leibe. Es sei, bemerkt er (S. 684), die ungleichartige Zeugung das verschwindende Nachglittern einer Bewegung, deren gewaltigen Anfängen alles organische Leben seine Entstehung verdankt. Wird aber die ungleichartige Zeugung auch in Bezug auf die Bildung der ersten Menschen einmal zugestanden, so ist kein Grund vorhanden, sie nur auf Einen Ort und Ein Paar zu beschränken; vielmehr nöthigt uns die große Differenz der menschlichen Rassen, die Ableitung derselben von Einem Paare aufzugeben und eine Entwicklung jener Urbläschen zu Tausenden anzunehmen, zumal da auch nur unter dieser Voraussetzung theils die menschliche Gattung der Zufälligkeit des Verunglückens entzogen war, theils die uralte Bevölkerung aller Erdtheile erklärt wird.

Jetzt folgt die Darstellung und Widerlegung der kirchlichen Ansicht von der ursprünglichen Vollkommenheit der ersten Menschen. Bekanntlich ist diese Ansicht, welche im Alten Testamente noch ziemlich unentwickelt vorliegt, vom dem heiligen Augustin am bestimmtesten ausgebildet worden. Nach Augustin waren die ersten Menschen mit einem so vollkommenen Verstande und gutem Willen ausgestattet, daß sie im Grunde gegen jegliche Versuchung zur Sünde gewappnet waren. Hätten sie diesen Zustand bewahrt, so hätte auch der Tod sie nicht treffen können, sie würden im Paradiese ein ewig müheloses, der Freude geweihtes Leben geführt, ohne Anstrengung gearbeitet und Eva würde ohne Schmerzen Kinder geboren haben. Augustin läßt jedoch dem ersten Menschenpaare noch einen materiellen Leib. Ein solcher kann aber nicht ohne Excretionen gedacht werden. Das Ungeziemende davon schaffte Thomas von Aquino hinweg. Katholiken und Protestanten stimmten im Materiellen dieser Augustin'schen Auffassungsweise bei; nur hinsichtlich der Bestimmung der *justitia originalis* differirten sie, indem nach den erstern dieselbe erst nachher, als der Mensch schon fertig geschaffen worden war, als ein *donum supernaturale* sollte hinzugekommen sein, während die Protestanten dieselbe zum wesentlichen Bestandtheile der menschlichen Natur rechneten. Hier sind es nun vor Allen die Socinianer, welche die neuere Polemik gegen diese kirchlichen Bestimmungen eingeleitet haben und dieselben zu zerlegen anfangen. Sie machen namentlich den Gedanken geltend, daß geistige und sittliche Vollkommenheit nichts Angeschaffenes sein könne, sondern, als Product der Freiheit, erworben werden müsse; die Arminianer aber bemerken, daß bei Annahme einer solchen Vollkommenheit der ersten Menschen, wie die Kirche sie lehre, der nachfolgende Sündenfall durchaus unbegreiflich werde. Sie setzen daher das Wesen des göttlichen

Geistliches im Menschen nur in die Herrschaft über die Natur. Dies negative Verhalten gegen die Lehre von der ursprünglichen Vollkommenheit fand allmählig auch in die altprotestantischen Kirchen Eingang, die Rationalisten ließen von der kirchlichen Vorstellung nur noch wenige Spuren übrig, z. B. die Bestimmung, daß die ersten Menschen, sofern sie unmittelbar aus Gottes Hand gekommen, als die vollkommensten in ihrer Art gedacht werden müßten: da schien auf einmal durch die Schelling'sche Philosophie das alte Dogma sich noch einmal wieder verhängen zu wollen. Schelling wollte die Ewiglichkeit organischer Wesen nicht als etwas ursprünglich Nothwendiges gelten lassen und der erste Zustand der Menschheit sollte der einer hohen Cultur gewesen sein, einer Cultur, welche die Stammältern dem Unterrichte höherer Naturen zu verdanken gehabt hätten. Aber die Hegel'sche Philosophie wußte sofort begreiflich zu machen, daß der Anfang der menschlichen Erkenntniß und stillen Bildung, als ein unmittelbarer, nothwendig noch von der ganzen Rohheit der sinnlichen Natur, des unmittelbaren Wahrnehmens und der ungebändigten Begierde durchzogen gewesen sei. Auch Schleiermacher begründete eine ähnliche Ansicht und Strauß schließt dieses Hauptstück und mit ihm den ersten Band (S. 717) mit der Bemerkung, daß, da der Mensch nicht unmittelbar von Gott geschaffen sein könne, es zuerst die Materie sei, in der die göttliche Idee als unmittelbares Dasein sich setze und sich ihrer Idealität entäußere; dann komme sie zuerst als Leben in der Natur, dann als Geist im Menschen und in diesem mit dem Verlaufe seiner geschichtlichen Entwicklung immer vollkommener zu sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z.

Das „Athenaeum“ theilt jetzt Briefe eines reisenden Engländer's aus der Schweiz mit, welche von vielem Interesse sind. Er zeigt sich darin als ein unparteiischer unbefangener Beobachter, ganz anders als die reisenden Franzosen, die überall ein Stück vaterländischer Erde auf der Brust mit sich tragen, welches ihren Athem beengt. Er bemerkt: „Die Erziehung der Schweizer ist eine Hauptquelle ihres Glücks. — In vergangenen Jahrhunderten hatte sich die continentale Intelligenz in der Schweiz concentrirt. Dies Land war die Citadelle der Reformation; und der Geist des Princips und Denkens nahm niemals von dem Lande Abschied, wo er seine Hauptquelle hatte und groß wuchs, trotz der vielfachen heftigen Angriffe von Seiten der feudalen Mitterlichkeit des benachbarten Despotismus. Doch isolirt von der intellectuellen Mitteleuropäer hatten die Schweizer bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts keine Theilnahme am Fortschritt und keinen Antrieb dazu. Sie standen zwar, im Betreff der Ausdehnung der Volkserziehung obenan, aber in den gewaltigen Bestrebungen, in den industriellen und intellectuellen Großthaten ragten sie nicht hervor. Dies hat aufgehört der Fall zu sein. Der Sieg der Intelligenz über die Fesseln der Aristokratie hat sich in den protestantischen Staaten Deutschlands innerhalb des Zeitraums von 60 Jahren mächtig betheätigt. Sie mögen den constitutionellen Verwaltungen noch keine feste Grundlage gegeben haben, sie mögen der Formen der Freiheit noch entbehren; aber die Verthargie und die Knechtschaft des Geistes, welche die alten Dynastien so kräftig gepflegt hatten, sind durch die einzige Öffnung, welche der Freiheit des

deutschen Volks gelassen war, verschwunden. Man konnte den Deutschen zu lesen und sie besaßen Männer, welche schreien konnten. Auflagen, Unterdrückungen, das ganze Regieren des feudalen Vermächtnisses, schwanden allmählig vor der Herrschaft der durch die junge Literatur des gegenwärtigen Jahrhunderts befruchteten und zubereiteten Geister. Man nahm Besitz von den Erinnerungen alter Munde und Freiheit. Walter, Goethe und Schiller belebten und erweckten zur Ueberbildlichkeit das verschwundene Gedächtniß vergangener Größe und gaben zu noch würdigeren und fruchtbareren Einflüssen den unvergänglichen Anstoß. — Die preussische Regierung, eine nominelle Diktatur, gehob zu den wesentlich populärsten in Europa. Das Volk erwachte dort nicht seine Rechte, aber dessenungeachtet repräsentirt die Verwaltung rechtlich das Volk. Es hat also den Inhalt der Freiheit, ohne ihre äußere Form. Dies kann keiner der unverantwortlichen Gewalt anhängender Eigenschaft zugeschrieben werden; aber der Fall ist der, daß das preussische Gouvernement einer gebildeten Meinung verantwortlich ist, einer Meinung, welche zu sehr Theil daran nimmt, als daß sie nicht berücksichtigt werden müßte. Die Geisteskultur und die mannichfaltigen Forderungen und begleitende Folgen der Civilisation haben in Deutschland reisende Fortschritte gemacht. Sie waren nicht ohne Rückwirkung auf die Schweiz und mit der durch den Zollverein bewirkten freieren Vermittelung zwischen beiden Ländern ist auch der Einfluß des Fortschritts gewachsen.“ Der Correspondent, welcher den Schweizern mehr gefunden Menschenderstand als glänzende Talente zugesieht, kommt auch auf die oft behandelte Frage zu sprechen, ob und wie weit das Fabrikwesen die Stillschließung eines Volks beeinträchtigt. Er habe, sagt er, in der Schweiz viele Klagen gehört, daß mit dem zunehmenden Fabrikwesen die Stillschließung im Abnehmen sei. Man habe dem Kaiser des Trunkes in der Schweiz nie so stark gefröhnt, sagte zu ihm ein alter trefflicher Bürgermeister, als seitdem so viele Fabrikstätten entstanden seien. „Ich glaube auch“, fährt er fort, „daß es wahr ist, daß die Moral eines Fabrikvolks weniger rein erscheint als die eines Hirtenvolks. Hr. Tschärner in Bern war derselben Meinung.“ Der Briefe besuchte auch mehrere Schulen, deren Einrichtung und Geist er lobt; besonders rühmt er, daß man mehr den Geist und das Herz als das Gedächtniß der Schüler zu bilden suche. Dagegen tadelt er das veränderte Patos der Lehrer, welches sie für Deutsch halten. Bei einer solchen Gelegenheit sagte ein junger Preusse, der sich ihm angeschlossen: „Wenn Sie, was der Mann da sagt, verstehen, so versichere ich, daß dies mehr ist, als ich vermag.“

2.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint bei mir:

Lehrbuch
der

Warenkunde.

Herausgegeben

von

Karl Robat.

Erstes Heft.

Gr. 8. 15 Ngr.

Dieses Werk, das einem fähbaren Bedürfnisse abzuhelfen bestimmt ist, erscheint in 8 — 10 Heften zu 8 Bogen, die sich rasch folgen werden; es wird im Ganzen daher nur ungefähr 4 Thlr. kosten. Das erste Heft ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 93.

3. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Dritter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Der zweite Band beginnt mit dem Hauptstücke des ersten Abschnitts des zweiten Theiles, nämlich mit der Lehre vom Sündenfalle und dessen Folgen. Strauß behandelt zuerst die biblische und kirchliche Lehre vom Fall der Engel, vom Teufel und den Dämonen. Wir übergehen dieselbe und verweilen nur kurz bei der Darstellung des Sündenfalles der ersten Menschen und seine Folgen. Die biblische Lehre über den Sündenfall, mag man sie als historisches Factum oder nach ihren ideellen Gedankenbestimmungen aufzufassen suchen, zerfällt in lauter Widersprüche und diese am geschichtlichen Verlaufe der Interpretation dieses alttestamentlichen Stückes herauszuheben, damit beschäftigt sich §. 55 des Strauß'schen Werks. Für Denjenigen, welcher in der Tradition von der ursprünglichen Vollkommenheit der ersten Menschen, wie auch wir mit Strauß, nur das Gewebe eines philosophischen Mythos sieht und welcher auch philosophisch die Vorstellung von einer hohen intelligenten und sittlichen Tüchtigkeit des menschlichen Geschlechts in seinem Beginn für unrichtig, für eine bloße Meinung erkennt, — gibt es keinen Sündenfall als einzelnes Factum und keine Folgen desselben. Nimmt man ihn aber dennoch mit der orthodoxen Kirche an, so verwickelt man sich insbesondere hinsichtlich der Vorstellung von den Folgen dieses Falles, von der Erbsünde u. s. w., in die äußersten Widersprüche und kommt zu Consequenzen, die alle freie Sittlichkeit aufheben. Diese Widersprüche in der Lehre von der Erbsünde, besonders in der Form, wie dieselbe von Augustin ausgebildet und späterhin von den altprotestantischen Kirchen modificirt worden ist, entwickelt §. 57, nachdem die kirchliche Lehre selbst nach ihrer historischen Fortbildung §. 56 dargestellt worden ist.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte herab angesehen, ist die Sündhaftigkeit nicht das Product eines einzelnen, willkürlichen Actes, sondern ein Ergebniß der zuerst das Übergewicht im menschlichen Subjecte bildenden Naturbestimmtheit.

Das fromme Vorstellen hat einen Stand der Unschuld, während dessen noch kein Böses im Menschen war, und einen nach dem Fall, wo er, für sich der Sünde preisgegeben, der außerordentlichen göttlichen Veranlassung harren mußte: der Philosophie sind beide Vorstellungen gleich unwahr, indem ihr das Gute ebenso nur mit dem Bösen, als das Böse nur am Guten ist. (Bd. 2, S. 73.)

Der Philosophie ist Adam, wie er in der kirchlichen Glaubenslehre lebt, eine personifizierte Abstraction.

Es folgt die Darstellung und Kritik der Lehre von der Erlösung im dritten Hauptstücke des ersten Abschnitts zweiten Theiles (S. 75 — 336). Nach biblisch-kirchlicher Lehre ist Christus Derjenige, der die Macht der Sünde in der Welt gebrochen und die alte Schuld gesühnt und vertilgt hat. Um dies zu können, mußte er erstens für sich selbst ohne Sünde, mithin in dieser Beziehung dem allgemeinen Gesetze menschlichen Wesens entnommen sein. Es fragt sich demnach, als was für eine Persönlichkeit Christus gedacht werden müsse? Diese Frage beantwortet die Lehre von der Person Christi. Um Sünde und Schuld zu tilgen und ein neues Lebensprincip in die verderbte Menschheit zu bringen, mußte Christus zweitens auch ein besonderes Werk vollbringen. Es fragt sich: was für eines? Dies beantwortet die kirchliche Lehre von dem Werke Christi.

Was zunächst die nähere Bestimmung über die Person Christi anbetrifft, so herrschten darüber vom Anfange in der Kirche die verschiedensten Ansichten. Schon im Neuen Testamente kommt diese Verschiedenheit zum Vorscheine. Bei den drei ersten Evangelisten stehen sich so gleich in Bezug auf den Ursprung der Person Jesu zwei Ansichten direct entgegen. Nach der einen Tradition, d. h. nach der Voraussetzung, welche die beiden Genealogien bei Matthäus und Lucas machen, ist Jesus ein Sohn Joseph's, und erst später, bei der Taufe, ist das übernatürliche Princip, der heilige Geist, auf ihn herabgekommen. Nach der andern Tradition aber ist er schon auf übernatürliche Weise gezeugt worden und die Stelle des väterlichen Principis bei seiner Entstehung vertritt unmittelbar der heilige Geist. Endlich der Johanneischen Ansicht zufolge war es ein vorweltliches, übermenschliches Selbstbewußtsein, nämlich der Logos, der im Anfange bei Gott war, welcher in der Person Jesu von Nazareth sich eine innenweltliche Erscheinungsform gab. Dies Schwan-

ten setzt sich nun auch in den kirchlichen Bestimmungen fort und erzeugt hier die entgegengesetztesten Theorien. Die gläubigen Gemüther fühlten sich durch den religiös-sittlichen Umschwung, der von der Person Christi, nach Strass' besonderer Ansicht aber von der Idee des Messias, in die man das historische Bild Christi auf dem Wege des Mythos hineinidealisiert hatte, ausgegangen war, so mächtig über die Sphäre des irdischen Lebens hinausgetragen, daß sie Christus selbst für ein Wesen höherer Art als die sonstigen Menschen ansehen mußten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sich über das Verhältniß der Person Christi zu dem göttlichen Wesen als solchem Theorien bildeten, die je nach der verschiedenen Art und Weise, wie man sich das göttliche Wesen auf die Welt wirksam dachte, verschieden ausfielen. Im Allgemeinen erklärte man sich die Verbindung des göttlichen und menschlichen Princips in Christo vom specifisch-jüdischen Standpunkte aus. Da nun nach jüdischer Weltansicht Gott und Mensch im innersten Wesen geschieden sind und der Mensch an und für sich eine bloße Creatur Gottes ist und des immanenten göttlichen Princips in sich selber entbehrt, so konnte man die dauernde Vereinigung des Göttlichen und menschlichen Wesens, oder beider Naturen in Christo nur als das Product eines übernatürlichen, außerordentlichen Actes Gottes fassen. Hierbei war man aber in fortwährender Gefahr, nach zwei Extremen hin abzuweichen. Entweder man dachte sich den Menschen Jesus besonders angeweiht vom göttlichen Geiste, oder man dachte sich das Menschliche in Christo so von dem Göttlichen durchdrungen und gleichsam überflügelt, daß die Person Christi als ein mit einer nur scheinbaren menschlichen Gestalt umflossener Mensch erscheinen mußte. In dieser Weise declinirte die kirchliche Ansicht entweder zum Eionitismus — so nennt man die erstere Ansicht — oder zum Doketismus — so bezeichnet man die zweite — hinüber. Nach dem Eionitismus ist der göttliche Geist nur äußerlich mit der Person Christi verbunden gedacht, eine Ansicht, welche der Idee des Christenthums nie entsprechen konnte; nach dem Dokerismus kommt die menschliche Natur nicht zu ihrem Rechte, was dem Postulate des christlichen Gefühls ebenso sehr entgegen war. Man versuchte daher, nachdem diese beiden Extreme sich in der Christologie herausgesetzt hatten, einen Mittelweg, um sicher zwischen diesen Klippen hindurchzusteuern, aber man konnte es nie vermeiden, bald an der einen, bald an der andern festzufahren, und so mußte die kirchliche Christologie zuletzt an dem Widerspruche, in welchem sich ihr die Theorie von der Einheit göttlicher und menschlicher Natur in Christo beständig zerlegte, zu Grunde gehen. Dies konnte nicht anders kommen; denn wollte man den Dokerismus oder den Eionitismus vermeiden, so konnte man sich auf jüdisch-bestimmtem kirchlichen Standpunkte, auf welchem das Göttliche nicht als dem Menschlichen immanent an sich gefaßt, sondern beide als zwei durchaus verschiedene Substanzen angeschaut wurden, die Einheit nicht anders als so vorstellen, daß man sich zwei an sich getrennte Selbstbewußtsein, nämlich ein morallisches und ein göttliches, zu Einem Selbst-

bewußtsein, zwei Ichs zu Einem Ich in Einer Person zusammengefaßt dachte, eine Vorstellungswiese, gegen die sich jedes vernünftige Denken sträubt. Daher hatten Socinianer und Rationalisten leichtes Spiel, die kirchliche Theorie von der Einheit und Communio der Naturen in Christo, von der *Communicatio idiomatum*, von den Ständen Christi an tausend Widersprüchen scheitern zu lassen. Indessen hielten die Rationalisten, von den Socinianern ganz abgesehen, doch noch die einzige und dem religiösen Ideale schlechthin entsprechende Dignität des Stifters der christlichen Religion fest. Nach Röhr ist Jesus im vollsten Sinne Mensch, ein natürliches Product seines Volks und Zeitalters; aber in Absicht auf Wahrheit, Tugend und Frömmigkeit von keinem Sterblichen der Vor- und Nachwelt übertroffen, ein Peros der Menschheit im erhabensten Verstande, eine so zu sagen himmlische Erscheinung auf dieser sublunarschen Welt (Bd. 2, S. 168; vgl. Röhr's „Briefe über den Rationalismus“, S. 26 fg.). So etwa suchte der Rationalismus nach die sittliche Einzigkeit Christi festzuhalten. Seitdem aber der dualistisch-theistischen Weltansicht gegenüber sich immer mehr der von Spinoza begründete Pantheismus in der modernen Welt geltend machte, fiel auch die Denkbareit dieser letzten, specifischen Auszeichnung der Person Christi in Bezug auf die übrigen Menschen auf diesem neuen Boden hinweg. Besteht nämlich nach dieser Weltansicht das Wesen des Absoluten in dem Noerffe, sich als ideale Gattung in eine endlose Reihe von Individuen auseinanderzulegen und zwar in der Weise, daß jedes bestimmte Individuum als eine Negation des allgemeinen Geistes wieder über sich hinausweist, sich als ein vorübergehendes Moment der allgemeinen Substanz bethätigt und in der Besonderheit seiner Existenz seine Ergänzung in den andern Individuen zu suchen hat, und ist andererseits das Göttliche doch ganz in die Totalität der Welt eingegangen ohne allen Ueberschuß, so ist nach dieser letztern Bestimmung eine besondere Erscheinung des Göttlichen, wie sie in Christo gedacht wird, ganz überflüssig und unmöglich, nach der erstern Bestimmung aber bleibt es bei dem Resultate der Schlußabhandlung im „Leben Jesu“, daß nämlich, wenn der Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur Realität zugeschrieben werde, dies nicht so viel heißen könne, daß sie einmal in einem Individuum, wie vorher und nachher nicht mehr, wirklich geworden sein müsse. Das sei gar nicht die Art, wie die Idee sich zu verwirklichen pflege, in Ein Exemplar ihrer ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu zeigen, in jenem Einen vollständig, in allen übrigen hingegen immer nur unvollständig sich abzubilden: sondern in einer Mannichfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, im Wechsel sich steigend und wieder aufhebender Individuen ließe sie ihren Reichthum auszubreiten. Hiernach ist also die Menschheit der Gott-mensch, als das Subject der Prädicate, welche die Kirche Christo beilegt, ist, statt eines Individuums, eine Idee im Sinne eines realen Gattungsbegriffs zu setzen (Glaubenslehre, Bd. 2, S. 214; vergl. „Leben Jesu“, Bd. 2, S. 151).

Doch ehe es mit der Christologie bis zu diesem Ende kam und die Consequenzen des modernen Pantheismus in Bezug auf die Lehre von der Person Christi so scharf, insbesondere von Strauß selbst, durchgeföhrt wurden, trat erst noch ein Versuch ein, die Dignität Christi zu retten, der wegen der Meisterhaft, mit welcher er angelegt war, eine große Sensation machte. Schleiermacher, durch den Geist des neuerwachten Idealismus über den Boden des alten Dogmatismus hinausgerückt, aber ebenso mächtig durch den Zug eines innern, lebendigen Geföhls zu der Person des Erlösers hinübergezogen, Schleiermacher war der kluge Pilot, dem es vorbehalten zu sein schien, das Schifflein des Glaubens zwischen den Klippen der alten Orthodorie und der modernen Aufklärung wohlbehalten hindurchzusteuern. Er schlug einen Weg ein, der den von Mythos und wirklicher Geschichte bunt durchkreuzten Boden der neutestamentlichen Erzählungen von der Person Christi kaum an einzelnen Punkten zu durchschneiden hatte. Schleiermacher war selbst zu scharfsichtig und zu sehr Meister in der Evangelienkritik, um nicht die Widersprüche zu bemerken, an denen die biblischen Thatfachen sich gegenseitig zerrieben. Statt also von historischen Facten der Vergangenheit auszugehen, machte er das gegenwärtige Selbstbewußtsein zur Basis und zum Princip seiner Theorie über das Wesen und die Bedeutung der Person Christi. Das gegenwärtige religiöse Selbstbewußtsein, so argumentirte er, findet in sich eine Macht der Erhebung über die es fesselnden sinnlichen Potenzen, die es weder aus sich selbst noch aus der Gemeinschaft mit Andern, in der es gebildet wird, ableiten kann; denn in sich selbst und in den zu einer religiösen Gemeinschaft mit ihm vereinten andern menschlichen Individuen findet es als das vorherrschende Element das sinnliche und sündliche Treiben des niedern Selbstbewußtseins, und so fühlt es sich unmittelbar durch sich selbst und durch Andere mehr gehemmt als gefördert, indem es sich zur Einheit mit seinem innern, höhern Wesen zusammenschließen will. Es kann demnach die siegende Macht des religiösen Lebens dem menschlichen Selbstbewußtsein nur von dem Stifter der religiösen Gemeinschaft, in der sie ihm, trotz der eigenen und der von den Genossen dieser Gemeinschaft gesetzten Hemmungen zu Theil wird, ausgegangen und vermittelt sein. Ist dies nun Christus und ist Christus als die Ursache dieser durchgreifenden Förderung des religiösen Lebens anzusehen, so muß dasselbe in ihm ganz ungehemmt, in vollständiger und vollendeter Weise zur Erscheinung und Wirklichkeit gekommen sein. Der Erlöser ist demnach zwar allen Menschen gleich vermöge der Selbstigkeit der menschlichen Natur, aber ebenso sehr von Allen unterschieden durch die stetige Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins, welche ein eigenes Sein Gottes in ihm webt.

So etwa konstruirte Schleiermacher das Gebäude seiner Christologie. Aber sogleich rückt nun Strauß auch gegen dieses Gebäude mit seiner in tausend Schlachten geübten kritischen Macht heran und sucht es über den Haufen zu werfen. Zunächst schon kann er den festen, soliden

Charakter gar nicht daran entdecken, dem wir Andere an diesem Bau geröhmt haben.

Also das Fundament: wie stellt sich die Strauß'sche Kritik dazu?

Es ist kein Wort davon wahr — sagt Strauß (Bd. 2, S. 183) —, daß auch das moderne Ich durch die religiöse Erfahrung, die es an sich macht, genöthigt wäre, als letzten Grund der Möglichkeit dieser Erfahrung einen unsündlichen, schlechthin vollkommenen Christus zu postuliren. Dies müßte es nur dann, wenn es zuvor alles Gute und Wahre aus sich hinausverlegt, sich mithin auf den altchristlichen Standpunkt zurückverlegt hätte.

Ist sich das moderne Ich in sich selbst des Göttlichen als seiner eigenen innern Substanz bewußt, wie Schleiermacher, wenn er nicht dem alten Dualismus wieder verfallen will, zugestehen muß:

so kann nicht nur das eine Subject auf das andere religiös förderlich wirken, sondern aus dem Zusammenwirken der Einzelnen kann und muß sogar nach psychologischen Gesetzen ein höherer Grad von religiöser Förderung hervorgehen, als die Einzelnen für sich im Stande gewesen wären, sie zu schaffen. (S. 182.)

Außerdem wird selbst, bemerkt Strauß, von Schleiermacher zugestanden, daß der von Christus ausgegangene religiöse Anstoß in jedem Gläubigen nur eine relative, keine absolute Wirkung hat: — für eine solche unvollkommene Wirkung genügt aber auch eine Causalität von nur relativer Trefflichkeit.

Mit diesen Argumentationen erklärt Strauß die Grundlage der Schleiermacher'schen Christologie für aufgelöst. Er geht dann dazu über, noch die einzelnen Hauptfolgerungen aus diesem Princip am Widerspruch mit sich selbst zu zerlegen.

Aber schlimmer noch als Schleiermacher fahren die neuern speculativen Christologen vor dieser Kritik, insbesondere Göschel. Die Lanzen, welche gegen diesen geschleudert werden, sind eingetaucht bald in scharfen Carlsakmus, bald in spielenden Humor und der gerechte Ladel geht an einigen Stellen sogar in herbe Erbitterung über.

Auf die genauere Darstellung und Kritik der Lehre vom Geschoße Christi, von seinem leidenden und thuernden Gehorsame, von seinen Ämtern u. s. w., wie sie die Strauß'sche Glaubenslehre darbietet, können wir uns des Raumes wegen nicht einlassen und bemerken nur für theologische Leser, daß die Anselm'sche Theorie der Satisfaction auf ganz meisterhafte Weise und doch in der größten Kürze dargestellt ist. Die ganze Bearbeitung der Lehre vom Geschoße Christi stellt sich überhaupt als eine selbständige, durch eigene Studien geleitete, höchst gelungene Reproduction des trefflichen Werks von Baur „Die Christliche Lehre von der Veröhnung“ heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Es mehren sich in der polnischen Literatur in neuester Zeit die Sammlungen von historischen Documenten und Actenstücken und die Veröffentlichungen von Memoiren über Polens Vorgezt,

die in Manuscript lange unbeachtet geblieben sind. Zur Herausgabe solcher historischen Documente gehört aber eine sehr genaue Geschichtskenntnis und viel richtiger Takt, da erwiesenermaßen in Polen, in den Klöstern, Stadtarchiven u. s. w., viele nachgemachte und verfälschte Privilegien und Documente befindlich sind, aus denen man aus früherer Zeit stammende Vorrechte und Ansprüche nachzuweisen bemüht gewesen ist. Daher sind manche der in neuester Zeit veranfalteten Sammlungen solcher Documente mit großer Vorsicht zu benutzen. Mit der Durchsicht und dem Ordnen des reichen „Archiwum Prozorów“ beschäftigt sich gegenwärtig der geschätzte Literat Michael Grabowski. In diesem Archive befinden sich Tausende von Originalbriefen mehrerer Könige und berühmter Polen, von Verhandlungen mit den Nachbarn Polens, von Instructionen für Gesandte u. s. w., die meisten aus älterer Zeit, wie Briefe des edeln Jan Zamojski, des Großhetmans Chodkiewicz, der Tractat des Jozefowski mit den Kosaken, die Originalinstruction, welche den polnischen Gesandten erteilt wurde, die sich zur Betreibung der Jarwahl Blaszyk's IV. nach Moskau begaben u. s. w. Viele Papiere haben auf die Revolution von 1794 Bezug, diese sind von großem Interesse, es sind die Proclamationen Kosciuszko's, Rapports der damaligen Anführer u. s. w. Grabowski wird die wichtigsten noch unbekannten Documente des Archives veröffentlichen.

Orzechowski erwähnt in seiner Lebensbeschreibung des berühmten polnischen Feldherrn Jan Zarnowski (geb. 1498, gest. 1561), daß derselbe eine wichtige Chronik verfaßt habe, die aber nicht mehr vorhanden sei. Diese Chronik ist in neuester Zeit durch den Grafen Gustavus Tyszkiewicz in Wilna aufgefunden worden und wird nächstens bei Zawadzki in Wilna abgedruckt werden.

In Lemberg sind von Stanislaw Przylecki „Pamiętniki o Koniecpolskich“, umfassende Memoiren über die Familie Koniecpolski, herausgegeben worden, ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte Polens im 17. Jahrhunderte, da mehrere aus dieser jetzt erloschenen Familie, deren Name übrigens eine omniöse Bedeutung hat, denn in wörtlicher Übersetzung heißt er „das Ende Polens“ — einst bedeutende Stellungen in Polen eingenommen haben. Am berühmtesten ist der Großhetman Stanislaw Koniecpolski (gest. 1646). Unter der Regierung Sigismund's III., zur Zeit als Zamojski's, Jozefowski's und Chodkiewicz' Stamm bereits erloschen war, war er die Hauptstütze des Vaterlandes. Ihm gelang es allein, die Fortschritte des Königs Gustav von Schweden in Preußen aufzuhalten, er wußte die Kosaken in der Ukraine in Zaum zu halten, und bald nach seinem Tode brach der Aufstand des Chmielnicki aus. Das Portrait dieses Helden, eine Abbildung des Wappens und des Stammwappens der Familie ist dem erwähnten Buche beigegeben.

Boycecki, bekannt als Herausgeber polnischer Volkslieder und Volksagen, hat ein neues, das volkstümliche Leben der Polen sehr anschaulich darstellende Werk: „Zarysy domowe“ (Häusliche Skizzen, Warschau 1841), in vier Theilen erscheinen lassen. Es sind Schilderungen, denen Sagen oder geschichtliche Data zum Grunde liegen, bald werden wir in die Gesellschaften des Adels in den Zeiten der Auguste, zu den ehemaligen Gastmählern, bald in die Hütten des Landvolks oder unter die Häuser geführt, die in Polens Wäldern haufen, die ganze polnische Lebensweise, ja die einheimischen Vögel, Bäume und Kräuter treten uns auf das lebhafteste vor Augen. Daneben begegnet man vielen Volksliedern. Mit welcher Gewandtheit und in wie interessanter Weise dies Alles geschildert ist, dafür können die auch ins Deutsche übersehten Volksagen bürgen, wenngleich dies erste Werk von Boycecki's spätern Darstellungen weit übertroffen wird.

Im Jahre 1842 erscheinen in Warschau im Ganzen 21 periodische Schriften, von denen nur 14 aus dem vorigen Jahre stammen, sieben neu sind. Darunter sind fünf politische Zei-

tungen, auch eine neue „Gazeta Prawosłonna“ (Allgemeine Zeitung). Eine der neuen Zeitungen „Jutrzenka“ (Morgensonne) erscheint in polnischer und russischer Sprache zugleich; einige Artikel sind in russischer, andere in polnischer Sprache abgefaßt. Die Zeitschrift soll zur Einigung der beiden slavisch verwandten Völker dienen, und darauf mag auch der Titel hindeuten. Der Inhalt hat besonders auf die neueste Literatur Bezug, fortlaufend sind die Nachrichten über die Erzeugnisse sämmtlicher Slaven.

Das neue Jahr hat mehrere polnische Taschenbücher gebracht. In gewohnter Weise erschienen die „Niezapominajki“ (Vergißmichnicht), den Inhalt bilden Erzählungen und Gedichte, und den „Pierwiosnek“ (Primel), ein Taschenbuch von Frauen für Frauen, lauter leichte Waare, bestimmt einige müßige Stunden der polnischen Damen auszufüllen. 48.

Zur Charakteristik Andreas Hoser's.

In den letzten Januar- und ersten Februartagen 1809 war Hoser mit seinen Gefährten verstreut bei des Erzhertogs Johann Hofbäckenspanner Anton Stöger, auf der sogenannten Leimgrube, Mariabühlservorstadt. Eines Abends ließ der Kaiserliche Stablon, unter dessen vertraute Arbeiter Hormayr gehörte, ihn plötzlich zu sich rufen und empfing ihn unter häufigem Lababschnappen und etwas klotternem Eifer, in ganz ungewohnter Entzückung: „Sie halten nicht Ihr Wort! Ihre Tiroler sollten ja versteckt bleiben und mir nicht Anderosky und Reibberg auf den Hals legen, und sie laufen überall herum.“ „Gute Excellenz, es ist nicht wahr. Kein Tiroler bricht sein Wort.“ „Wie können Sie das sagen? Ihr Bartmann oder Buschmann, oder Sandwirth, sitzt drüben im Kärtnertheater und zieht Aller Augen auf sich.“ Hormayr rannnte wie ein Wespeneiser aus der Staatskanzlei, über den Josephsplatz, ins Kärtnertheater und bewog den Billeteur durch ein gutes Trinkgeld, ihm „den ungarischen Bleibhändler mit dem langen Bart“ (so nannte Hormayr geflissentlich den Sandwirth, den er zu seinem größten Schrecken wirklich im ersten Parterre sitzen sah), sowie der der Vorhang dieses Acts fiel, herauszurufen und ihm ins Ohr zu sagen: „Der Landemann mit dem Wein und mit dem Pferd sei angekommen und müsse ihn auf der Stelle sprechen; weiter wisse er nichts.“ Langsam und ungern, mit großer Lust zu vielen Fragen, folgte Hoser, Kopfschüttelnd und trauernd grüßend. Hormayr am Eingang, hinter einem Pfeiler versteckt, trat jetzt einen Augenblick hervor und winkte ihm heftig zu folgen. Das that Hoser auch, wiewol ungern und langsam. Als ihn Hormayr vor dem Eingang auf der Straße hatte, sprach er erst und sagte heftig: „Aber Andrei (Andreas), die Tiroler halten sonst Wort und du hast mir in die Hand versprochen, dich sorgfältig verborgen zu halten, und läufst jetzt in deinem Aufzug und mit deinem häßlichen Käsel daher, um die Operntreiter zu hören, und zu sehen, wie sie im Ballet die Beine ausstrecken?“ „Ich habe nichts versprochen“, erwiderte Hoser, „als mich niemals bei Tage irgendwo sehen zu lassen, aber jetzt ist es ja schon immer zwischen 4 und 5 Uhr Rodtrabenstärker.“ Hormayr hatte gut reden, um das alte Naturkind auf den Zweck der Verborgenseit hinzuleiten. Er fragte nur immer: „Ja, wo ist denn aber der Landemann mit dem Pferd und mit dem Wein?“ und als Hormayr dem Erstauenten wieder lang und breit erklärte: das sei ja nur eine Finte gewesen, ihm schnell aus dem Theater herauszubringen, meinte er: „Aber jetzt könnte er doch wieder hineingehen und sich auf seinen Platz setzen, denn er habe für das ganze Stück bezahlt und jetzt schon viel davon veräußert und zuletzt würden sie ihm bei der Kasse keinen Heller für das Veräußerte herausgeben wollen.“ Höchst ungeduldig schleppte ihn Hormayr durch Stiegen und Schneegestöber zum Abendessen mit sich nach Hause. 19.

Montag,

Nr. 94.

4. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Wir überspringen jetzt den zweiten Abschnitt des zweiten Bandes, weil er minder interessant ist, und eilen zur Darstellung des dritten und letzten Abschnitts.

Die Überschrift dieses Abschnitts lautet: „Die zeitliche Erscheinung des Göttlichen nach dem Momente der Zukunft, als gläubige Hoffnung.“ Mit dieser Darstellung und Kritik der kirchlichen Lehre von den letzten Dingen und den modernen Unsterblichkeitstheorien kommt die christliche Glaubenslehre von Strauß zu ihrem Schlusse. Ich übergehe die nähere Kritik der christlichen Vorstellungen von der Auferstehung, vom vereinstigten Weltgerichte, von dem Untergange und der Erneuerung der Welt, von der ewigen Verdammniß und Seligkeit im kirchlichen Sinne, von Himmel und Hölle als besondern Localitäten und von der Wiederbringung aller Dinge, indem das gegenwärtige gemeinsame Bewußtsein dieselben gänzlich umgebildet hat. Auch das Auferstehungsdogma hat diese Umbildung erfahren. Zwar dringt die neuere theistische Speculation im Gegensatz zum Kant'schen Rationalismus, der bei Festhaltung des Glaubens an persönliche Unsterblichkeit den Körper für eine Schranke und Fessel der Seele hält, welcher sich dieselbe dereinst gänzlich zu entledigen habe, auf Anerkennung der Leiblichkeit als des notwendigen, realen Ausdrucks des Geistes als individueller Seele, und es soll daher die Seele auch nach dem Tode ihres diesseitigen Leibes sich sofort aus ihrem eigenen, schöpferischen Innern heraus eine neue, der Erscheinung zugekehrte Realität geben, oder bestimmter, die Entwicklung des subjectiven Geistes soll darin bestehen, sich schon während des Ausbildungs- und Auflösungsprocesses der dem Geiste mehr äußerlichen Leiblichkeit einen immanenten, gleichsam ätherischen Organismus, der näher vom Geiste durchdrungen ist, zu vermitteln. Allein diese Ansicht ist grundverschieden von der kirchlichen, nach welcher eben der materielle Leib mit allen seinen einzelnen Bestandtheilen und mit seinen durch die Verwesung zerstreuten und verflüch-

tigten Potenzen am jüngsten Tage wiederhergestellt werden soll. Aber auch jene vergeistigte Gestalt selbst, welche die neuern Theorien dem Leibe zu vindiciren suchen, läßt sich nach Strauß' Meinung gar nicht denken.

Die Theorie von einem Ätherleibe — sagt er — steht auf äußerst schwachen Füßen, denn, wie schon anderwärts (in den „Charakteristiken und Kritiken“ von Strauß, S. 394) bemerkt worden, ob man jenen Nervengeist als beständiges Product oder als producirendes Princip der Nerven und des Organismus überhaupt denke, so kann er im ersten Falle nicht länger producirt werden, d. h. existiren, als der Organismus besteht; im andern Falle ist aber eben das, daß er den Leib zu produciren aufhört, d. h. daß dieser stirbt, ein Beweis, daß auch er zu Grunde gegangen ist. (Bd. 2, S. 662.)

Allein da die modernen, mehr rationellen Theorien über Unsterblichkeit und ewiges Leben auch alles Gewicht auf persönliche, selbstbewusste Fortdauer legen, so muß Strauß von seinem pantheistischen Standpunkte herab sie ebenso sehr als die altkirchliche Vorstellungsweise negiren. Und gerade für diese Negation bietet er noch einmal zum Schlusse seiner kritischen Feldzüge die höchste, ihm zu Gebote stehende dialektische Macht auf; denn das Jenseits, sagt er am Ende seines Werkes, ist zwar in allen der Eine, in seiner Gestalt als zukünftiges aber der letzte Feind, welchen die speculative Kritik zu bekämpfen und wo möglich zu überwinden hat. Somit werden der Reihe nach alle Arten der modernen Beweise für die persönliche Fortdauer von Strauß der Prüfung unterworfen und darnach für nichtig und unmöglich erklärt. Das pantheistische Bewußtsein kann im Verlangen nach persönlicher Fortdauer nur Egoismus und Geistlosigkeit finden. Es steht darin dasselbe Außersichkommen des Geistes, was als das Wesen des kirchlichen Standpunktes getadelt wurde, ein thörichtes Geberden des Ichs, da es ja, „statt seine Unendlichkeit frischweg in sich zu ergreifen, ihr lieber im endlosen Prozesse nachläuft“ (S. 699).

Vor zwei Jahren freilich mußte die Idee der persönlichen Fortdauer nach dem Tode diesen offenbaren Widerwillen in Strauß noch nicht erregt haben, denn in seinem, aus innigbewegter Seele geschöpften Aufsatze über Vergängliches und Bleibendes im Christenthume bekennt er sich noch zu dem Glauben an Unsterblichkeit mit völliger Entschiedenheit. „Wie“, läßt er seine Widersacher rufen, „also leugnest du die Unsterblichkeit?“ Und darauf ist die Antwort: „D stille mit den böswilligen Conse-

quenzen! Ich leugne sie nicht; aber ich begründe sie auf etwas ganz Anderes als auf die Nothwendigkeit einer Vergeltung." Und bald darauf redet er von einer „Entwickelung“, von einem „Fortschritte im Guten und Bösen“, der „auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben werde.“*)

(Der Besluß folgt.)

Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner, im Bündnisse mit Frankreich, gegen Holland in den Jahren 1672, 1673 und 1674. Nach authentischen Berichten und gleichzeitigen Druckschriften von G. B. Depping. Münster, Theissing. 1840. Gr. 8. 2 Tblr.

Wenn irgend eine Schrift die schmachvolle Abhängigkeit, in welche sich im 17. Jahrhundert eine Anzahl deutscher Fürsten zu Ludwig XIV. begeben hatten, deutlich darstellt, so ist es die vorliegende eines Mannes, den sein langjähriger Aufenthalt in Paris dem deutschen Vaterlande nicht untreu gemacht hat. Ist nun gleich dieselbe gewiß ohne alle Beziehung auf die übermüthigen Forderungen der Franzosen, die in der neuesten Zeit das deutsche Nationalgefühl zu einer so lobenswürdigen Einheit entflammt haben, geschrieben, so ist doch ihr Erscheinen gerade jetzt recht zeitgemäß, um den Deutschen zu zeigen, wie nicht blos im 19. Jahrhunderte der unerträgliche Hochmuth Napoleonischer Satrapen und Soldaten mit der deutschen Geduld und Rechtlichkeit ein schändliches Spiel getrieben hat, sondern wie auch schon 200 Jahre früher die Bewohner schöner, deutscher Landstriche — freilich damals durch die Schuld ihrer Fürsten — die Raub- und Plünderungslust der Franzosen, die sich ihre Bundesgenossen nannten, im vollsten Maße erfahren mußten.

Die Geschichte des Krieges des Fürstbischofs von Münster und des Kurfürsten von Köln (denn so mußte der Titel eigentlich heißen, da den Unterthanen jene Kämpfe durchaus fremd waren) mit Holland bildet allerdings nur eine geringe Episode in den Eroberungskriegen Ludwig's XIV. Daher ist sie auch nur beiläufig in den größern Geschichtswerken Burnet's, Basnage's, Kempter's, Walchenier's, Driich's, Raumer's und Anderer erwähnt worden; auch hielten sie die französischen Geschichtsschreiber jener Zeit für zu unbedeutend, die deutschen konnten aus Untunde nur wenig darüber sagen und die holländischen sind fast alle parteiisch. Um so erwünschter war es daher, daß Hr. Depping, der als geborener Münsterer noch besonders bei diesen Dingen theilhaftig ist, durch die Güte des Generalkonsulenten Pelet Zutritt zu dem unter dessen Direction stehenden Kriegsarchiv in Paris bekommen konnte. In 18 starken Folioebänden sind nämlich dort alle auf diesen Krieg bezüglichen Documente, amtliche Berichte und Correspondenzen der genannten beiden Fürsten mit Ludwig XIV. und Louvois, ferner der französischen Generale, Gesandten, Agenten und der beiden Brüder Fürstenberg, die in diesen Dingen eine so wichtige Rolle gespielt haben, sowie Anderer auf das Beste geordnet. So konnten diese authentischen Urkunden, aus denen Hr. Depping eine Anzahl theils ganz, theils in Auszügen seinem Buche beifügt hat, die Grundlage seiner Erzählung bilden, für welche er außerdem die holländischen und französischen gleichzeitigen Schriften (von den letzten besonders die Werke Ludwig's XIV.), sowie Joh. von Alton's und Ab. Wien's Bücher über den Fürstbisch. von Münster zu Rathe gezogen hat: wie vermessen nur die Benutzung der preussischen Geschichte von Stenzel und der an handschriftlichen Mittheilungen reichen Werke Driich's über die Geschichte des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, aus denen sich hier und da Manches hätte berichtigen lassen.

*) Zwei freibleibige Blätter, S. 65 fg.

Da die Hauptbegebenheiten des Krieges, den Ludwig XIV. mit der Republik Holland führte, bekannt sind, so verweilen wir um so lieber bei dem Detail, welches Hr. Depping aus seinen handschriftlichen Quellen über die beiden Fürsten von Köln und Münster und über die Art ihrer Kriegsführung, sowie überhaupt über das damalige Gewerke mitgetheilt hat.

Zum holländischen Kriege hatte Ludwig XIV. sich unter den großen Mächten Europas keinen Bundesgenossen gesucht. Um so mehr aber versprach er sich von dem Bestande der kleinen deutschen Fürsten, deren Staaten an Holland grenzten, nach dem Grundsatz, den einer seiner Agenten, Courtin, zur Ehre seiner Nation ausspricht: „J'ai toujours connu les Allemands pour de grands amateurs de subides et de grands ennemis de toute action.“ Unter diesen Fürsten war Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln, Herzog von Westfalen und Bischof von Lüttich und Bielefeld, ein jagdhafter, beschränkter Mann, ganz der Spielball der beiden Brüder Fürstenberg, des Bischofs von Strasburg und Domdechanten zu Köln, Franz Egon, und seines Bruders, des Fürsten Wilhelm von Fürstenberg, der entschleichensten und thätigsten Anhänger Frankreichs. Dem Kurfürsten war Alles daran gelegen, die feste Stadt Rheinberg von den Holländern wieder zu erhalten, sein widerspenstiges Domcapitel und die auf ihre Rechte höchst eifersüchtige Stadt Köln durch französischen Beistand süßsamer zu machen und dann in Ruhe zu leben. Eine solche Ruhe wollte aber keineswegs Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof von Münster, ein ehrsüchtiger, kriegliebender Fürst, in dem sich gewissermaßen die letzten Ueberreste der so mächtigen Bandenführer des 14. und 15. Jahrhunderts finden, deren Spuren wir noch im dreißigjährigen Kriege in einem Mansfeld, Christian von Braunschweig und Wallenstein antreffen. Aber der münsterische Fürstbischof verstand nichts vom Kriege, er hielt nur aus angeborener Lust zu Soldaten so viel und auch wol noch mehr Truppen, als seine Staaten vermochten, bediente sich derselben zur Vermehrung seines Privatgenthums, war überall sehr auf Geld erpicht (le le crois fort intéressé, heißt es in der urkundlichen Beilage Nr. 130 von ihm), suchte fremde Subsidien und vermiethete oft seine Soldaten für Jahrgehalt an ein ihm ganz fremdes Interesse. Dabei war er leidenschaftlich und ungestüm, oft in einem solchen Grade, daß er den Franzosen wie verrückt vorkam, sahete den Krieg wie ein Parteidanger, niemals im offenen Felde, sondern pflegte feste Plätze zu überfallen oder, wenn dieselben Widerstand leisteten, sie durch ein Bombardement zur Übergabe zu zwingen. Von dort aus durchzogen seine schlecht bezahlten und schlecht ausgerüsteten Truppen das Land, brandschatzten, plünderten und raubten so viel Geld zusammen als möglich. Einen Plan beharrlich auszuführen, war ihm ganz unmöglich und deshalb sagte Turenne mit Recht von ihm, daß er den Kopf voll wunderlicher Einfälle habe, die nur dazu dienten, alle Unternehmungen zu hemmen, und der Herzog von Luxemburg gestand, er wolle lieber Adjutant bei einem jungen Generale sein, als mit einem so griffenhaften Geistlichen über einen Kriegsplan berathschlagen. Das ganze Buch ist voll solcher sonderbaren Sätze, nach denen man sich also den Fürstbischof nicht etwa als einen andern Papst Julius II. oder l'épée au poing, la casque en tête, wie ihn Eug. Sue in der „Histoire de la marine française“ genannt hat, denken darf. Gegen Holland glaubte er nun einen Rechtsgrund in den ihm vorzuhaltenden Städten Breda in der Grafschaft Sümpfen, einem ehemaligen münsterischen Lehn, zu haben.

Diese beiden Fürsten führten nun jeder ein Heer von nahe an 18,000 Mann geworbener Truppen für Frankreich im Frühjahr 1672 in das Feld, wofür ihnen Ludwig XIV. monatlich 24,000 Thaler Subsidien zugesagt hatte. Aber damit noch nicht zufrieden, verlangten sie auch noch Truppen, da ihre eigenen schlecht bezahlt und schlecht disciplinirt waren, und mußten sich dann auch gefallen lassen, daß diese französischen Regimenter in Feindes wie in Freundes Land angeführt schalteten, raubten und plünderten. Da gab es denn wieder Klagen und Ab-

ten, auf die aber weder Ludwig XIV. noch sein Minister Louvois achteten. Müßten sie doch, daß die geistlichen Fürsten, der münsterische um seines eigenen Fortbestehens willen und der kölnische durch die Gewalt, welche die Fürstenberge über ihn ausübten, sich nicht vom französischen Interesse loslagern würden. Daher ließ man beide Bundesgenossen immer in dem Wahne, daß sie die gemachten Eroberungen behalten würden, Turcotte erhielt in einem Geheimschreiben die Anweisung, auf bringende Bitten des Fürstbischofs so zu antworten, daß er nicht erfährt, daß der König Befehl gegeben habe, ihm nicht beizustehen (il ne faut pas s'émouvoir, priez et en votre prochain Brevet, des lettres des alliés qui sont extrêmement vifs sur ce qui regarde leurs intérêts. S. M. vous recommande de ne songer uniquement qu'à la conservation des troupes), ja als endlich 1673 der deutsche Kaiser gegen Frankreich zu Felde zog, ward der französische Gesandte am Reichstage beauftragt zu erklären, daß der eigentliche Anführer des Krieges kein anderer sei als der Fürstbischof von Münster. Kurz, beide waren nichts Anderes als ein Spielball in den Händen der listigen französischen Minister und Generale, von denen nur der Marschall Bellefons am Ende des Krieges eine Ausnahme machte, sie waren verachtet, ihre Truppen wurden mit derselben Verachtung behandelt wie die Truppen der Rheinbundfürsten in den Napoleonischen Kriegen (freilich waren sie weit schlechter als jene tapfern deutschen Regimenter), und man glaubte sich französischer Seite Alles erlauben zu können. Das Buch ist voll solcher Beispiele, von denen wir nur eins anführen wollen. Als der Fürstbischof von Münster im Juli 1673 sich weigerte seine Truppen aus der Stadt Jülich herauszuziehen, ließ ihn der französische Marschall Chamilly einen falschen, in Schiffen gestellten Brief sehen, nach welchem die Holländer ihn in Anzuge sein sollten. Nun trug der kriegerische Fürst kein Bedenken, die Truppen ausmarschieren zu lassen. In den münsterischen und kölnischen Ländern selbst aber erlaubten sich die Franzosen jede Gewaltthat. Rauben, Sengen, Morden und Schänden war an der Tagesordnung, unmäßige Requisitionen wurden aufgeschrieben und wo sie nicht geleistet wurden, nahmen sich die Franzosen Alles mit der größten Härte. So ward die lüttichsche Stadt Tongern, die dem Kurfürsten von Köln zugehörte, wie eine feindliche Festung erklärt und von den Franzosen mehrere Stunden lang geplündert und gräßlich mißhandelt. An eine Entschädigung war nicht zu denken. Wie schlimm es gewesen sein mag, ersieht man wol am besten aus einem Briefe des treuen Franzosenfreundes, Wilhelm von Fürstenberg, an Louvois vom 6. Jan. 1674 (Urkundl. Beil. Nr. 95). Hier heißt es unter Anderem: „Si les dites troupes et surtout la cavallerie qu'il y a, ne devoit servir qu'à piller et incommoder les subjects et habitants du pays comme ils font, il voudroit encore mieux ne les avoir pas. En vérité, nous faisons une guerre pour perdre tout et ne rien gagner. C'est assurément pour nous en deguster pour toute nostre vie: de quoy vous ne vous mettez peutestre guères en peine. Tout va bien tant que la fortune vite: mais dans ce temps où tout est contraire, il faut en vérité se conduire avec un peu plus de méthode, je veux dire plus conformément aux intérêts des gens que l'on veut avoir pour amys.“

Solche Unthaten und Mißhandlungen frieblicher Unterthanen (denn im Lüttichschen, kölnischen und in der Pfalz trieben es die Franzosen auch nicht besser) sind freilich durch nichts zu entschuldigen; daß aber ein für kriegerische Ehre so begabtes Heer, wie das französische, die zuchtlosen, feigen Scharen der geistlichen Kurfürsten mit Verachtung ansehen mußte, läßt sich auch begreifen; denn diese haben fast gar nichts von Wichtigkeit ausgerichtet, wenn wir die Eroberungen holländischer Städte im Anfange des Jahres 1672 ausnehmen, wo die Holländer zwar überrascht wurden, aber auch feige und zaghaft handelten. Als sich aber diese ermannet hatten und unter einem Anführer, wie der kühne und thätige Hadenaupt war, suchten, mußte der Fürstbischof fast überall zurückweichen (wie erinnern

hier nur an die Aufhebung der Belagerung von Coblenz und an den Besatz der Festung Coevorden) und sein, sowie der kölnischen Unternehmungen sind nichts als ein zweckloses Hin- und Herziehen, wo nur Beute gesucht und die Beute zwecklos aufgeopfert wurden. Die Münsterer zeichneten sich im Plündern besonders aus, so daß auf die vielfachen Klagen über sie Louvois 1672 den Behörden in der Grafschaft Sülphem ausgab, sie sollten mit Gewalt gegen die münsterischen Nordbrenner verfahren und falls dieselben bereits Kriegssteuern in Empfang genommen hätten, so sollte der Betrag derselben dem Fürstbischof an gerechnet und von den Subsidien abgezogen werden. Daraus erwiderte dieser jammernd, daß er von den Holländern, seinen Feinden, niemals so hart behandelt worden sei als jetzt von den Franzosen, er habe doch das Recht, Overijssel zu brandschlagen, und Drenthe gehöre zu seinem Besitzthume, wo er mit den geistlichen Gütern nach Belieben schalten könne. Wie die Disziplin bei diesen Soldatenschaaren beschaffen war, zeigt ein Schreiben Chamilly's an Louvois aus derselben Zeit. Die Truppen wären nackt, unbewaffnet, krank und die gesunden ohne Nahrung. Am Abend, wenn die Majorstrunde vorbeigezogen sei, ließen alle bis auf sechs oder sieben Mann nach Pause, und wenn man den Offizier zur Rebe stellte, so antwortete er, man möge ihn immerhin in Arrest setzen, weil er dann doch vom Nachdienste befreit wäre, für den er ohnehin keinen Peller erhielt. Mit einem Worte, man blickt in ein sehr wüstes Kriegesleben hinein, das eine furchtbare Weisel für die Länder war, wo Franzosen, Holländer, Münsterer und Kölner (denn im Plündern war nicht viel Unterschied) hausten, und den Wohlstand auf lange Jahre gerrüttet hat. Merkwürdig ist die Notiz, daß man damals in Frankreich, wo das Verpflegungswesen sehr vervollkommen war, die Einrichtung des Fürstbischofs von Münster, seine Truppen sich ihren Unterhalt mit Gewalt verschaffen zu lassen, die Verpflegung à l'allemande nannte; denn seit dem Anfange der Revolutionskriege hat man dies in Europa die Verpflegung à la française genannt.

Wo es fast nur Schattenseiten gibt, da hätte Hr. Depping die Lichtseite um so mehr hervorheben sollen. Diese glänzt aber vor allen in der Kühnheit und Weisheit Friedrich Wilhelm's von Brandenburg; denn indem er mit durchdringendem Scharfsinne und mit umfassender Beurtheilung der Verhältnisse die Frage über das fernere Bestehen der Republik der vereinigten Niederlande erwog, erhob er sich allein unter den zahlreichen deutschen Fürsten zu der Höhe eines europäischen, eines wahrhaft großen Staatsmannes. Und wenn der Erfolg auch seinen Erwartungen nicht entsprochen und wenn er in seinem thatenreichen Leben weiter nichts gethan hätte, als für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts gegen Frankreich, das heißt, für die Freiheit aller europäischen Staaten, zuerst das Schwert zu ziehen und sich in den sehr zweifelhaften Kampf zu stürzen, so würde er schon deshalb allein verdient haben, der große Kurfürst zu heißen.*) Um so auffallender sind nun zwei Stellen in dem Deppingschen Buche. In der einen sagt der Verf., es sei der französischen Politik 1671 endlich gelungen den Kurfürsten zu gewinnen, er habe 100,000 Livres bekommen, wofür er einzuwilligen schien, den Umtrieben des versailer Hofes gegen Hollands Sicherheit ruhig zuzusehen. Dies Geld sei aber unnd nicht verschwendet gewesen, weil man ihm später nicht einmal das Versprechen habe abgewinnen können, neutral zu bleiben. Als Beleg hierzu werden aus einer auf der königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrten Sammlung (Collection sur les finances) zwei von Franz Weinberg im Namen des Kurfürsten, seines Herrn, ausgestellte Quittungen, die eine von 1671 über 100,000 Livres, die andere aus dem J. 1672 über 16,866 $\frac{1}{2}$ Thaler, angeführt. Wir können jedoch die Echtheit dieser Belege nicht anerkennen; denn einmal widersprechen sie ganz dem Geiste der zwischen dem Kurfürsten und Ludwig XIV. vor

*) Es sind dies die schönen Worte eines unparteiischen Schriftstellers, Stenzel, in der „Preussischen Geschichte“, Bd. 2, S. 200.

dem Ausbruche des Krieges geführten Verhandlungen, wie man sie aus Pufendorf's, Stenzel's und Drlich's Werken kennt, zweitens ist durchaus keine Spur vorhanden, daß der Kurfürst sich jemals zur Annahme von Geldgeschenken erniedrigt habe, zumal zu einer, für die Wichtigkeit des Resultats doch nur geringen Summe von 25,000 Thlrn., und drittens konnte der Geheimrath Meinders 1672 unmöglich eine Quittung in Paris aufstellen, weil sein Herr damals schon mit Frankreich im Kriege begriffen war. Die andere Stelle betrifft den am 16. Jun. 1673 zu Boffem abgeschlossenen Frieden zwischen Frankreich und Brandenburg. Hier durfte nicht unerwähnt bleiben, welche bringende Nothwendigkeit den Kurfürsten zum Zurückziehen seiner Truppen nöthigte (nur die grundlosen Gerüchte von Bestechung der wackeren Männer Schwerin und Meinders sind angeführt), und wie er unter den damaligen Umständen gar nicht mehr im Stande war, den Krieg fortzuführen. Schon Pufendorf hat dies („De rebus Frid. Guil.“, XI, §. 91) treffend ausgedrückt und Stenzel a. a. O. S. 319—324 lichtvoll auseinandergelegt. Wie langsam die im Frieden stipulirten 100,000 Thaler dem Kurfürsten, aus Furcht, er möge wieder Frankreichs Feind werden, gezahlt wurden, hat Hr. Depping aus ministeriellen Originalbriefen gezeigt.

Da wir einmal von französischen Geldzahlungen sprechen, so müssen wir auch der Mittheilungen des Hrn. Depping über die Summen gedenken, mit welchen Ludwig XIV. in dem Kriege gegen Holland deutsche Fürsten erkaufte und beschwichtigt hat. Von Münster und Köln ist schon die Rede gewesen: der Kurfürst beschiedigte am 3. April 1672 die Zahlung von 100,000 Thlrn. mit den Worten: „je quitte le roi et me tiens bien comptant“ (er hatte sich nämlich erbötig 3000 Mann dem Könige in Gold zu geben). Und doch hatten diese Verbündeten gar keinen Gewinn von den Millionen, die der stolze König, wie er in seinen Memoiren rühmt, unter seine Bundesgenossen in diesem Kriege vertheilt hatte. Aus den auf der Bibliothek zu Paris aufbewahrten Quittungen — diesen traurigen Denkmalen deutscher Herabwürdigung — gibt Hr. Depping folgende Notizen. Der Kurfürst von Mainz hatte eine Pension von 3000 Thlrn., der Pfalzgraf von Neuburg bekam jährlich 36,000 Eiores, der weisfährische Kreis eine Summe von 240,000 Eiores, der Kurfürst von Baiern (bis 1677) monatlich 16,000 Kronenthaler, der Bischof von Osnabrück 5000 Thlr. Die Quittungen des Herzogs von Hannover (1672—74) lauten auf eine Summe von 1,722,000 Eior., vom Fürstbischöfe von Paderborn sind aus derselben Zeit zehn Quittungen, jede über 6000 Thlr., vorhanden, der Markgraf von Baden-Durlach hatte eine Pension von 20,000 Eior. Im Ganzen werden 24 Fürsten genannt, die von Ludwig XIV. Geld empfangen hatten. Als der Fürst von Fürstenberg 1673 mehrere deutsche Botschafter, um sie zu entscheidenden Schritten gegen den Kaiser zu bewegen, wurde ihm dazu eine Summe von 10,000 Reichthalern angewiesen. *Fore enim tutum iter et patens Conversio in pretium deo.*

Die langwierigen und langweiligen Verhandlungen des kölner Friedenscongresses hat Hr. Depping mit Genauigkeit und Ausdauer verfolgt. Hier wäre allerdings aus den Gesandtschaftsberichten Otto Schwerin's des Jüngern in Drlich's „Geschichte des preussischen Staats im 17. Jahrhundert“ (Bd. 2, S. 94—108) und aus Münch's „Geschichte des Hauses Fürstenberg“ (Bd. 3) Manches zu vervollständigen gewesen. Jedoch ist eine der wichtigsten Begebenheiten auf jenem Congresse, die Gesangennehmung des Fürsten von Fürstenberg, ausführlicher erzählt als in dem Schwerin'schen Berichte, der über manche, diesem Ereignisse vorhergehende Begebenheiten, sowie über die antifranciaische Stimmung des Raths und der Bürgerschaft in Köln gänzlich schweigt.

Wir wünschen, daß Hr. Depping bald wieder eine ähnliche Gelegenheit finden möge, sich um die deutsche Geschichte verdient zu machen.

19.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Der Schauspieler Hill spielt im Monat Juli in Boston Vorlesungen über das Leben und Treiben der Yankees (Neu-Engländer). Er liest folgendermaßen über die Gesellschaft der selben aus, sich in alle Ecken des Lebens zu finden: „Setzt einen Yankee auf einen Felsen mitten im Ocean, mit einem Federmesser und einem Bündel Schindeln und er wird sich ein Fahrzeug machen, worin er nach dem Lande fahren kann. Er verkauft Lachs von Kennebec auf dem Markte in Charleston und frischen Schellfisch vom Cap Cod an die Pflanzer in Matanzas; er zieht Kaffee in Cuba, tauscht Pferde und Maultiesel in Porto Rico gegen Syrup ein, handelt mit Eis aus dem Zeiche bei Cambridge, in Ostindien mit Pommersfleisch von Brighton, in Neworleans und Südamerika, zieht Maulbeerbäume für den Gouverneur von Jamaica, segelt in einer Ruffschale von 15 Tonnen Gehalt, beladen mit Zwiebeln, Märfeln und andern essetirten Waaren nach Balaarasso, fängt Wiber an Columbiaflusse und wilde Thiere in den Wäldern Afrikas für Macomber's Menagerie, schließt Contracte mit den Mexicanern, um das Fort von San-Juan de Ulloa von Granit wieder aufzubauen, ist, wie Ledgarb, bereit, 'morgen' nach Lomhatt abzugeben, verbannt sich Jahre lang, um in der Wildniß die Eöhne der Wälder abzuzeichnen, und setzt das verfeinerte Europa mit seinen anscheinend einfältigen Fragen und Antworten in Erstaunen. Wenn er dem Fürsten Metternich vorgestellt wird, so fragt er: 'Was gibt's Neues?' und der Königin Victoria: 'Wie geht's, Madame?' Selbst den chinesischen Mandarinen verschreibt er Thompson's Augenwasser.“

Legthm — meldet eine deutsche Zeitung von Philadelphia — wurde im Locale des deutschen Unterhaltungsvereins bei einem vollen Hause Körner's „Loni“ gegeben. Wir wünschen diesem Vereine einen guten Fortgang, setzt jene Zeitung hinzu, und zweifeln nicht an seinem Bestehen wie an dem guten Einflusse, den eine solche Gesellschaft auf Bildung wie auf gebührende Achtung für die Erzeugnisse deutscher Literatur und unsere schöne Mutterprache haben kann und haben wird, zumal wenn der Verein bei der Aufnahme seiner Mitglieder die nöthige Vorsicht beobachtet und nur solche Stücke für die Darstellung wählt, deren sittliche Tendenz zur Berechtigung des Fregens und Berathes beiträgt.

Der Vorstand der presbyterianischen Kirche zu Niagara im Staate Newyork hat in einem im Monat Juni 1841 gefaßten Beschlusse feierlich erklärt, daß Lord Byron's poetische Werke und Bulwer's Romane Unglauben und Ausschweifung befördern. Es werden deshalb alle Gläubigen vor dem Lesen dieser Schriften gewarnt. „Wie lange wird es noch dauern — bemerkt bei dieser Gelegenheit eine deutsche Zeitung in Philadelphia — bis am Ende die Pfaffen in Amerika, nach dem Beispiele der Päpste, ihren geistigen Schafherden vorschreiben werden, welche Bücher sie lesen dürfen und welche nicht?“

„Näßigkeitsgesellschaften in Betreff des Genusses bleyiger Getränke haben wir bereits in Menge“, sagt das Wochenblatt von Baltimore; aber an einer den Taback verbietenden mangelte es bisher noch. Eine solche hat sich indeß nunmehr unter der Ägide der Wharcoat Shopes in Baltimore gebildet. Aufolge der bereits angefertigten Statuten derselben ist das Rauchen, Schnupfen und Kauen von Taback allen Mitgliedern der Gesellschaft untersagt. Diese zählt schon eine große Zahl von Mitgliedern von beiden Geschlechtern, welche sich fortwährend vermehrt. „Wahrscheinlich“, setzt das Wochenblatt hinzu, „wird sich auch nun ebenfalls bald eine kein Fleisch mehr essende Gesellschaft bilden.“

13.

Dienstag,

Nr. 95.

5. April 1842.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von David Friedrich Strauß. Zwei Bände.

Zweiter Artikel.
(Schluß aus Nr. 94.)

Aber was sind nicht seit zwei Jahren für Wechsel im theoretischen Leben unsers Volk. vorgegangen! Er ist seitdem ganz zu Feuerbach, Richter, Wäsche, Dammmer hinübergetreten, diese sind ihm „die auf der richtigen Fährte begriffenen Denker“, aus ihren Schriften entlehnt er die positiven Gründe gegen die persönliche Fortdauer, nachdem die von Weiße, Göschel und Fichte dafür beigebrachten Argumente unter seiner Hand sich aufgelöst haben. Strauß' Kritik geht, nach einer kurzen Charakteristik des Eindrucks, den die Richter'sche Schrift, welche 1833 erschien, allgemein hervorrief, und nach Aufzählung eines kleinen Seltenhiebes auf Rosenkranz, der durch Göschel's Gegenschriften befehrt, alsbald angefangen habe über die in Rede stehende Sache irre zu reden, zum Angriff auf die einzelnen Argumente für diese über. Das aus der Idee einer vereinsigten, notwendigen Vergeltung postulierte Argument wird näher charakterisirt und in Übereinstimmung mit Spinoza und Richter von Strauß als das Product geistiger Unreife und Unmündigkeit bloß gelegt. Es ist nach der Ansicht dieser Männer das krankhafte Gewächs einer bloßen Koketterie mit der Tugend; denn, sagen sie, wer die Tugend wahrhaft liebt, der hat an ihr genug, der findet in ihr eine solche Fülle und Seligkeit, daß er immerhin von der Hoffnung eines Lebens nach dem Tode abstrahiren kann und der Tugend doch freudig sein Leben, sein Glück und Alles zum Opfer bringt.

Wer dagegen immer nur schafft — heißt es S. 713 —, daß er selig werde, der handelt doch nur aus Egoismus; denn ist es auch ein jenseitiger Zustand seines Ichs, für den er thätig ist, so bleibt es doch immer sein Ich, auf das er Alles bezieht.

Der nun folgende Beweis ist der teleologische. Dieser geht von dem Gedanken aus, daß jedes Wesen die in ihm liegende Anlage als den ihm von Gott gesetzten Zweck zu verwirklichen habe. Da nun die menschliche Seele wegen der in ihr gesetzten Unendlichkeit von Anlagen in der Spanne dieses zeitlichen Daseins ihren Zweck nicht zu verwirklichen vermöge, so müsse

es für sie noch ein ewiges Leben nach dem Tode geben, denn nur in einer ganzen Ewigkeit könne sie ihr unendliches Wesen entfalten. Strauß macht gegen dies Argument die Erfahrung geltend, daß bei Individuen, wie z. B. bei Goethe, welche dem maximum des physischen Lebens nahegekommen, auch die geistige Anlage sich erschöpft gezeigt habe, und außerdem erreiche auch manches Naturwesen, wie Thier und Pflanze, seine höchste Vollendung nicht, und man hätte demnach auch z. B. für die in einer Portion Kaviar, die wir verspeisen, gesetzte Anlage zu Hunderten von Fischen ein Leben nach dem Tode zu postuliren. Sagt man dagegen, das bloße Naturindividuum sei mit einer nur endlichen, der Mensch aber mit einer unendlichen Anlage ausgerüstet, so verweist Strauß wieder auf das Beispiel Goethe's, dessen Geist sich mit 80 Jahren ausgelebt habe. Veruft man sich auf die Rückwirkung eines erschöpften und gealterten Körpers auf den Geist und folgert daraus, daß, getrennt von diesem hemmenden Organe, der Geist einen neuen Aufschwung gewinnen werde, so kann Strauß das nicht gelten lassen, weil die Unabhängigkeit der Seele vom Leibe, die Möglichkeit, daß sie auch ohne denselben noch existiren könne, erst zu beweisen ist. Daß dies aber nicht bewiesen werden könne, daß vielmehr das geistige Leben nur in und mit dem leiblichen zu bestehen vermöge, sucht Strauß in der Beleuchtung des metaphysischen Arguments darzutun, nachdem er zuvor erst noch den Satz aufgestellt hat, daß kein Individuum, eben weil es Individuum sei, mit einem Fonds unendlicher Anlagen ausgerüstet gedacht werden könne, denn „gerade in den Schranken der Anlage bestehe ja die Individualität“ (S. 716).

Der metaphysische Beweis schöpft seine Kraft aus dem Gedanken, daß die Seele gegenüber der Materie etwas schlechthin Einfaches und eben wegen dieser Einfachheit ein unzerstörbares, unauflösliches und unsterbliches Ding sei. Nach der neuern Metaphysik und Logik ist nun aber das schlechthin Einfache etwas ganz Abstractes, ein todttes Nichts. Nur das Concrete ist das Lebendige, und dieser von der Einfachheit hergenommene Beweis sagt daher eigentlich, wie auch Göschel bemerkt, die Seele könne nicht sterben, weil sie an ihr selbst schon etwas Todtes sei. Nach der modernen Speculation, wenigstens nach Strauß' Auffassung derselben, ist die Seele als die Innerlichkeit, als die leben-

bige Idee des Selbstes, dieser aber als die Außerlichkeit, als die mannichfaltige reale Darstellung jener Idee zu bestimmen. Stehen aber beide in dieser gegenseitigen Bedingtheit zueinander,

so kann von einer Spannung beider, bei welcher das die Seele hätte, so wenig die Rede sein, als nach der Auflösung des Umkreises ein Mittelpunkt übrig bleibt. (S. 726.)

Die speculative Weltansicht der neuern Zeit begreift die Seele als eine Modification der absoluten Substanz. Indem nun die Substanz als das Unendliche sich in der individuellen Seele als Endliches setzt, so bestimmt sich diese als eine Negation des Unendlichen, der nur ihr Recht widerfährt, indem sie wieder negiert wird, und Strauß sagt daher ohne Übertreibung, daß nicht einzusehen sei, wie in dieser (Spinozisch-Hegelschen) Weltansicht die Unsterblichkeit noch eine Stätte finden sollte. (S. 727.) Nun hat gleichwohl Göschel mehrfach versucht, vom Standpunkt der Hegelschen Philosophie eine solche Stätte zu entdecken; allein, was von Göschel kommt, das ist unserm Verstand schon im voraus verdächtig, wie es denn ausserordentlich überhaupt Mode geworden zu sein scheint, die Freiheit seines philosophischen Standpunkts mittels eines Langenpauers gegen Göschel zu documentiren. Göschels Hauptargument für die persönliche Fortdauer besteht in dem Hegelschen Satze, daß die Subjectivität als die Macht und Wahrheit der Objectivität, als das übergreifende Princip zu fassen sei. Diese übergreifende Subjectivität sucht nun Göschel dem menschlichen Geist zu vindiciren. Er bemüht sich, in mehrfachen Wendungen darzuthun, wie es das Wesen des subjectiven Geistes sei, in der Objectivität, in alle Dem, was ihm als ein Anderes gegenübersteht, sich auf sich selbst zurückzubeziehen und darin sein Fürsichsein siegreich zu bewähren, während die bloßen Naturindividuen mit in den Proceß des steten Anderswerdens hineingerissen und davon absorbiert würden. In der Natur, sagt er, sei das Anderswerden das Wesentliche; ihren allgemeinen Gattungen und Arten komme die Subjectivität nur als verschwindendes Moment zu. Nicht so in der Sphäre des selbstbewussten Geistes. Dieser trage die Gattung als seine eigene, aus seiner Freiheit reproducirte Bestimmtheit in sich, werde ihrer im Wissen mächtig und könne daher nicht von ihr resorbiert werden. Die Natursubstanz könne daher den menschlichen Geist in seiner Individualität nicht zerstören, mithin bleibe nur übrig, daß ihn Gott selbst vernichte. Dies aber sei undenkbar, da Gott nothwendig, sofern er die absolute Subjectivität sei, das einzelne Subject als einen seinem Wesen entsprechenden, realen Gedanken affirmiren müsse. Mithin sei das menschliche Subject unsterblich.

Strauß setzt diesen Folgerungen die Bemerkung entgegen, daß nach der neuern Philosophie die übergreifende Subjectivität nur der absoluten Idee als solcher zukomme. Daraus folge aber für das einzelne Subject das Gegentheil von Dem, was Göschel daraus folgere. Sei nämlich das absolute Wesen des Universums als die schlechthinige, über jede einzelne Bestimmtheit und besondere Objectivität übergreifende Macht und Negativität zu fas-

sen, so müßten auch seine Individuationen in den Subjekten der menschlichen Gattung ebenso wie in den Subjekten der Naturgattungen als fließende Momente gefaßt werden, und es würde Zeichen der Unmacht des Geistes sein, wenn er diese als festgewordene Infixatus in sich bestehen lassen müßte.

Die Weiße'sche Theorie von zweierlei im Anfange von Gott geschaffenen Menschenrassen, von denen die eine nach Seele und Leib unsterblich, die andere sterblich gewesen und aus deren Vermischungen (nach 1. Mos. 6, 1 fg.) das jetzige sterbliche, aber der Unsterblichkeit unter Bedingung der Wiedergeburt aus dem Glauben fähige Geschlecht entstanden sei, wird mit Recht von Strauß als eine "schlechte Hypothese" lächerlich gemacht und der Widerlegung nicht gewürdigt. Dagegen werden nun noch zum Schluß ein Paar positive Sätze aus Bloch's philosophischer Unsterblichkeitstheorie beigebracht.

Nach diesem Allen ist der Schluß der Strauß'schen Kritik, daß das Schleiermacher'sche Wort: mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblicke, Alles sei, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen wisse. (S. 738 und 739.)*

S. W. Hamne.

Aus Italien.

Die für den Seidenbau so wichtigen Versuche, Seidenwürmer auch im Herbst zum Spinnen zu bringen und so die Maulbeerblätter, die mit dem ersten Nisse abfallen und ansonsten unkommen, vorthellhaft anzuwenden, hat der vielersahrende Joseph Kerbi zu Castelgoffredo, unterstützt von zwei sehr eifrigen Genossen, genau wiederholt und der Bericht, den er über seine Erfolge im „Giornale dell' Istituto Lombardo“ (Heft 7) abkattet, dürfte auch für ultramontane Seidenzüchter manche Belehrung enthalten. Da man bis jetzt keine Species der Seidenraupe kennt, welche zweimal im Jahre den Kreislauf ihrer Lebensentwickelungen durchmacht, so stellte Hr. Kerbi seine ersten Versuche mit der Species an, die man in Toscana vorzüglich pflegt und dort trevotini nennt, weil sie dreimal im Jahre, im Frühjahr, im Sommer und im Herbst Eier legen. Er ging ungern an diese Versuche und ihr Ergebnis ist dieser dresdener Nacht war 1839 unbedeutend, 1840 noch geringer. Die dreifache Mühe ward ohne allen Gewinn besaßen. Nicht ermattet durch diese schlagelagene Anstrengung, beschloß er einen dritten Versuch, bei dem es galt, Samen gewöhnlicher Seidenraupen mittels der Einwirkung der Kälte bis zum August oder September von seiner Entwickelung zurückzuhalten. Die Sache war nur für die Lombardie, nicht für andere Gegenden Italiens, wo seit 1787 dieser Naturzwang versucht ward. In Frankreich war es von Vielen versucht, doch mit wenig Gelingen; Hr. Camillo Beauvais mißlang es endlichs. Andere waren mit ihren Erfolgen nicht zufrieden, denn örtliche Umstände wirken häufig dagegen ein, zuweilen auf eine Weise, die sich nicht beseitigen läßt. Bei den Versuchen, die Hr. Kerbi anstellte, kam ihm Prof. Conspicaci zu Padua mit seinen Vorschlägen bereitwillig entgegen. Er empfahl dem Hauptmann in einem mehrfach zusammengelegten Tuche in einem Glasgefäße zwischen zwei Schichten von sorgfältig getrockneter und gesiebter Asche, um so keine Feuchtigkeit zuzulassen, zu verwahren. Das dann hermetisch verschlossene Gefäß bringt man in einen Eiskeller oder in einen andern Ort,

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im Monat Mai. D. Red.

wo man die Temperatur unangetastet unter acht Grad Wärme der Reaumur'schen Scala erhalten kann. Diese Art des Versfahrens hat den Vorzug vor jenem andern, wo man den Hängensamen, vom Rauche getrennt, in die geschlossene Glasflasche thut, weil er bei diesem letztern häufig verharbt. Genau an diese Vorschrift sich haltend, legten Hr. Acerbi und seine Kneffen den Raupensamen am 12. März in einen Eiskeller und sie schreiben das vollständige Gelingen der Befolgung dieses Versfahrens zu. Sie wählten Gläser mit weiter Mündung, wie man sie benutzt, um Hyacinthen während des Winters im Zimmer zu ziehen, bedeckten die Mündung mit einem ganz dünnen Luche, um den Zugang der Luft nicht ganz zu hindern, hingen diese Gefäße an Rägeln im Eiskeller auf und ein achtziggradiges Quecksilberthermometer daneben. Die Temperatur im Eiskeller war am 12. März ein halber Grad über Null. Mit Grund misstrauten sie dem in Frankreich empfohlenen Verfahren, den Raupensamen in dicht verschlossenen Flaschen auf der Oberfläche eines Brunnens schwimmen zu lassen, 1) weil das Brunnenwasser im Juli und August eine Temperatur von 12 — 14 Grad über Null annimmt und 2) weil große Flaschen, wie man vorschlug, zwar mehr Luft, aber auch mehr Dünste enthalten, die bei der Berührung mit einer kältern Temperatur, sich an die inneren Wände des Gefäßes anlegen und im trocknen förmigen Zustande den Samen verderben. Auf den Vorschlag des Hrn. Manetti in Pojana, der selbst derartige Versuche angestellt hatte, wurde am 12. Aug. das Gefäß dem Eiskeller entnommen, als die Temperatur in ihm wenig mehr als fünf Grad über Null betrug. Man hätte sonach länger warten können, aber die Maulbeerbäume, sowol die philippinischen (*molticaulis*) als die gemeinen, zeigten in ihren Blättern eine ungewöhnlich entwickelte Ausbildung. Man brachte den Samen aus dem Eiskeller in ein Vorrathsgewölbe von 14 Grad Reaumur, um die allzu raschen Übergänge zu hindern. Zwei Tage später versetzte man ihn ins kälteste Zimmer des Erdgeschosses (wo das Thermometer 17 Grad zeigte). Den fünften Tag brachte man ihn in ein Zimmer des obern Stocks (20 Grad Reaumur) und dort ließ man ihn bis zum Ausbrüten. Man half der Temperatur durch Ofenheizung nach, als ein plötzliches Bedecken des Himmels sie niederdrückte. Am 24. Aug. öffneten sich die ersten Eier, am 25. waren alle Raupen geboren, mit einer so bemerkenswerthen Regelmäßigkeit, daß man sich überzeugen konnte, daß der Samen durchaus nicht gelitten hatte. Am 28. Aug. erfolgte ein allgemeiner Schlaf der Seidenraupen, die bis dahin mit 32 Wahlgelten feingeschnittener Blätter von *M. molticaulis* gefüttert worden waren. Auch die ausersodigt zartesten Blätter des gemeinen Maulbeerbaums waren nicht im Stande, die philippinischen zu ersetzen. Ohne sie möchte der Versuch nicht gelungen sein. Am 29. Aug. waren alle Raupen, nach vierundzwanzigständiger Häutung, wohl und unerschieden sich nur durch ihre Kleinheit von den Raupen des Frühjahrs. Am 2. Sept. zweite Häutung nach 29 Wahlgelten. Als die Raupen am 3. Sept. aus dem dreißigständigen Schlafe erwachten, waren sie merklich kleiner als die Raupen des Frühjahrs. Am 4. Sept. litten die philippinischen Maulbeerbäume durch einen heftigen Wind und Regen. Die breiten Blätter schrumpften zusammen, aber die Raupen fraßen sie wie früher. Am 8. Sept., nach 32 Wahlgelten, dritte Häutung. Die Temperatur blieb ohne künstliche Mittel 19 Grad. Am 16. Sept., nach 37 Wahlgelten weniger feingeschnittener Blätter, vierte Häutung und nach 42 Stunden erhoben sie sich frisch und munter. Nach der neunten Wahlgelt wog man sorgfältig die Blätter, weil bei den Seidenzuchtarten als ausgemachter Satz gilt, daß die Raupen von ihrem Hervortreten bis zur neunten Wahlgelt nach der vierten Häutung gerade so viel fressen, als von der neunten an bis zu ihrer vollen Reife. Am 26. wuchsen zu Aller Erstaunen die Raupen, die sich bisher auch von den trocknen Blättern genährt hatten, so zusehends, daß man anfänglich sie für krank hielt; als der erste Schreden überstanden war, überzeugte man sich von dem Wohlsein der Thiere,

die nur den Einfluß einer Nahrung zeigten, welche durch einen Regentag fastreicher geworden war. Am 27. Sept. waren die Raupen in der Mehrzahl reif. Aber die Folge der reichern Nahrung zeigten sich bei dem Einspinnen selbst nicht zu zeigen. Die Raupen zeigten sich ungeschickt und träge. Man half durch Anhängen von Reisholz im Ofen ab — weil beim Definieren der Fenster die Wespen eindringen —, und im Antrat von allen Seiten jene mystische Thätigkeit ein, welche die Festsätze ihrer Umbildung herbeiführt. Am 28. Sept. war die Erziehung vollendet und die Sträucher, mit Cocons reichlich behängt, gewährten einen erfreulichen und zu jener Jahreszeit nie gesehenen Anblick. Der Erfolg war über Erwartung. Indessen verheimlicht Hr. Acerbi nicht, daß die Herbstzucht schwerlich in die Bauernhäuser übergehen wird, und daß sie auch, wo sie gelang, stets ein minderes Product als die Frühjahrszucht gewähren wird.

Ein in Belgien lebender Italiener, Ghitti mit Namen, hat die von Ricardo schon 1816 und 1817 veröffentlichten Vorschläge, ein Papiergeld zu erschaffen, das nicht gegen Münze, sondern nur gegen Barren oder Stangenmetall, dessen innern Werth jedoch die Regierung verbürge, bei den Auswechslungsbedürfnissen umzutauschen sei, in seinem Buche: „Des crises financières et de la reforme du système monétaire“, wieder vorgebracht. Ricardo's und den daraus abgeleiteten ebenfalls unpopulären Ghitti'schen Vorschlag unterwarf D. Carlo Cattaneo 1839 im sechsten Hefte des „Politecnico“ einer ablehnenden Prüfung und aufs neue verwirft ihn in einem staatswirtschaftlich gelehrten Aufsatze im sechsten Hefte des „Giornale dell' Istituto Lombardo“. Hr. Lombardio, ein Mitglied dieses Instituts. Galliani hatte vor langer Zeit schon auf alle derartige Vorschläge eine abweichende Antwort gegeben; die man auch heute noch als gültig anerkennen müssen. Nur ein solches Zahlungsmittel kann sich an die Stelle des Geldes im öffentlichen Verkehr setzen, dem das allgemeine Vertrauen und das überall gleiche Bedürfnis entgegenkommt, mag es Papiergeld oder Münzen, oder mögen es die Metalle sein, die durch ihren Glanz und ihre Dauer und Theilbarkeit sich vor allen andern empfehlen. Papiergeld wird ihnen im Welthandel diese Vorteile nie abgewinnen und vielleicht wäre es am besten gewesen, man hätte es denen gelassen, die es erfanden. Zwar darf unsere Zeit auch vor den bedenklichsten Fragen nicht zurückweichen, indessen wird man bei Erörterungen, wie die von Ghitti veranlaßt, an Solon's Weisheit erinnert, der nach Cleero's Versicherung darum keine Strafe auf den Vaternord festsetzte, weil er eine solche Unthat für unmöglich hielt und den Vorwurf einer Auslassung in seinem Strafrechte weniger bedenklich fand, als die Gefahr, die aus einer Andeutung hervorgehen konnte.

Bibliographie.

- Oesterreichische K. K. Hofbibliothek. Sammlung historischer Dichtungen von ausgezeichneten Schriftstellern. 8. Wien, Wimmer. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Arincourt, Comte de, Ida und Katholik. Nach dem Französischen von W. L. Besche. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr.
- Bader, J., Altheimischer Bilder-Saal. Das Wichtigste aus der deutschen Geschichte von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. In 12 Lieferungen mit 24 Kupferstichen. 1stes, 2tes Heft. Imp.-8. Karlsruhe, Greubauer u. Koberle. 15 Ngr.
- Balzac's, H. de, sämtliche Werke. 1ster bis 7ter Band. Aus dem Französischen von Dr. L. Petit. 16. Queßinburg, Basse. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Becker, J. F., Ueber Gewinn und Verlust bei Renten-Anstalten. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 1 Thlr. 11½ Ngr.
- Bertold, J., Gesammelte Novellen. Herausgegeben von E. Tiedt. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

ihm als in Realität existierend Dargestellten zugestehen kann, wahr, wahr durchaus. Was für ihn in Wissenschaft und Glauben und in deren gegenseitiger, durch die scholastische Philosophie gegebener Verschmelzung als feste Gewissheit bestand, das will er, nicht nach Art und Weise des didaktischen Dichters lehren, sondern dargestellt zur Anschauung bringen. Was wir Poesie nennen, ist ihm nicht Zweck, sondern das Organ für die Mittheilung. Wie Niemand die Propheten des Alten Testaments unter die Dichter und dennoch Jedermann ihre Bücher unter die ehrwürdigsten Denkmäler einer untergegangenen Poesie stellen wird, so ist es ein Mißverständnis, den Dante einen Dichter im modernen Sinne des Wortes zu nennen, während auch nur ein Mißverstehen, oder vielmehr nur die gänzliche Unfähigkeit zu verstehen, erkennen wird, daß die Poesie der christlichen Welt nie Größeres hervorgebracht hat und hervorbringen wird als die „Divina commedia“. Auch ist es unhistorisch im höchsten Grade, Dante im gewöhnlichen Sinne des Wortes unter die Dichter zu rekrutieren und z. B. zwischen ihm und Tasso oder gar Ariost eine gewisse Gleichheit der Bestrebungen anzunehmen. Dante selbst hatte keine Vorstellung von poetischer, sich selbst als letzten Zweck setzender Erfindung. Virgil's „Aeneide“, ein Werk ganz eigentlich nach subjectiven Brocken angefertigter Poesie, ist ihm ein historisches Document, aus dem er in dem Buche „De monarchia“ demonstriert, wie des Papstes und des Kaisers Gewalt sich gegenseitig begrenzen sollen. Nicht in Schulen und Hörsälen, sondern in den Kirchen wurde in der zunächst auf Dante folgenden Zeit die „Divina commedia“ erklärt. Vor allen ehrte also auch das dem Dante zunächst zeit- und geistverwandte Italien in ihm den Vermittler theologischer Erkenntniß. Welche Wahrheit kann nun wol nach alledem der S. 5 ausgesprochenen Behauptung: „Dante ist ein bewundernswürdiger Cicerone durch Italien, und Italien ist ein schöner Commentar für Dante“, beilegt werden? Welches Resultat konnte dadurch gewonnen werden, daß (S. 2) Hr. Ampère „aus Pietät für das Genie des Dante zu zwei verschiedenen Malen eine Pilgerreise an die Orte unternommen, die Dante durch seine Verse geweiht hatte“? Erstlich muß die Anschauung der landschaftlichen Localitäten, insgleichen der Bauwerke, deren die „Divina commedia“ hin und wieder schildernd und beschreibend gedenkt, über Dante's Auffassungs- und Darstellungsgabe belehren. In dieser Hinsicht bestätigt Hr. Ampère's Schrift, was der mit Dante Vertraute ohnehin nicht bezweifelt, daß Dante durchaus streng sich an Das gehalten hat, was ihm wirklich gegenständlich vorlag, daß er treu ist im höchsten Grade, daß, wie Wood sagt, man an Ort und Stelle des Beschriebenen entdeckt, wie wahr und treu die Beschreibung selbst da ist, wo man glauben könnte, sie wäre es nicht. Man sehe z. B. die Stelle S. 9 u. 10 und was dort über die vor der Arnomündung liegende Insel Gorgona gesagt wird. Dante ruft (Inf. XXX, 19) aus:

«Ohi Pisa, che tu schenisti alio Bello
 Del schönsten Lande, alles das du enthalt!

Da langsam sah die Kattern, Mäh zu krasen,
 Bewege sich Capraja nebst Gorgona,
 Sich also dämmend vor des Arno Mündung,
 Daß er in dir die Menschen all ersäufel!

Diese Idee kann, wenn man die Karte betrachtet, bizarre und gezwungen scheinen, denn die Insel Gorgona ist ziemlich weit von der Mündung des Arno, und so hätte auch ich immer gedacht, bis ich endlich den Thurm zu Pisa bestiegen und mich nun der Anblick ergriff, den mir von da aus die Gorgona darbot; sie schien den Arno zu verschlucken. Nun begriff ich, wie Dante ganz natürlich auf diesen Gedanken kommen konnte, der mir bis dahin sonderbar erschienen, und seine Phantasie war in meinen Augen gerechtfertigt. Er hatte zwar die Gorgona nicht von dem hängenden Thurne aus gesehen, der damals noch nicht existierte, aber doch von einem der vielen Thürme, welche die Wälle Pisas vertheidigten. Diese Thatsache wäre zu dem Beweise hinreichend, wie wichtig eine Reise für die richtige Auslegung eines Dichters ist.

Indeß die Relation, daß Dante treu und wahr geschildert habe, bringt den Leser nicht weiter; denn dazu wäre erforderlich, daß der Berichterstatter anderweit und noch genauer und anschaulicher als Dante darstellte.

Ein anderes Resultat könnte folgendes sein. Wie jeder große Dichter, wie jede der Zeitgenossenschaft sich bemächtigende Erscheinung des Geistes, ist Dante nicht minder das Geschöpf seiner Zeit, als er wiederum allgewaltig auf diese zurückgewirkt hat. Daher ist es interessant und wichtig, in den nicht der Literatur angehörenden und also nicht auch in Deutschland zugänglichen Denkmälern Italiens, deren Ursprung vor Dante, ihm gleichzeitig oder später fällt, zu erkennen, wie sein Zeitalter ihm zuvor, wie er diesem entgegengekommen ist, wie die Anschauung Dante's der italienischen Kunst, vor allen der Malerei, sich amalgamirte, endlich, mit dem großartigen Sinne der ältern Schulen überhaupt, wieder aus ihr gewichen ist. Mancherlei sagt hierüber Hr. Ampère, allein erstlich in Verhältnis zu den immens vielen Kunstschätzen, die in gedachter Beziehung erdahnungswerth waren, offenbar sehr wenig in einer weniger als acht Bogen betragenden Schrift, in der noch für gar vielerlei Anderes hat Platz werden müssen. Sodann ist zu einer solchen Belehrung die Organisation der Schrift höchst ungewickelt. Unter den Rubriken Pisa, Lucca, Pistoja u. s. w. lesen wir, was hier oder dort über Dante zu sagen dem Hrn. Ampère gut dünkt hat. So ist Alles verstreut und vereinzelt, während die Kunstwerke Italiens, um ein Resultat für Dante zu gewähren, in chronologischer und synchronistischer Verbindung hätten erörtert werden sollen. Endlich sind jene Kunstwerke größtentheils, namentlich das in der bemerkten Hinsicht so überaus merkwürdige Campo santo von Pisa, auch in Deutschland durch Kupferwerke bekannt. Der Reisende muß mit großer poetischer Auffassungs- und Darstellungsgabe an das Werk gehen, wenn dem Leser die nach den Originalen gegebene Relation weiter bringen soll. Noch ein drittes Resultat könnte für Dante ein Aufsehalt in Italien geben. Andere Umgebungen als die gewohnten einheimischen stimmen den Geist anders. Unstreitig versehen der Himmel Italiens und seine landschaftlichen Ansichten in eine Stimmung, in welcher die „Divina commedia“ tiefer widerklingt als unter den einhei-

zwischen Umgebungen des Meeres, wie denn z. B. in der idyllischen Natur schon die „Georgica“ des Virgil sich ganz anders lesen als in dem Studierzimmer, und am Ätna ein ganz anderes Verständniß des Theokrit aufgehen mag als in Leipzig oder Berlin. Allein nicht Einzelnheiten können auf solche Weise dem Dahingeblichenen durch des Reisenden Schrift verständlich werden, sondern nur der Farbenton, der sich durch das ganze Werk zieht, und dies auch nur dann, wenn der Reisende mit Poesie in Poesie zu arbeiten versteht, und diese Gabe ist dem Hrn. Ampère wenigstens nicht in ausgezeichnetem Maße verliehen. Nun zu den Einzelnheiten.

Pisa. Wie man auf den Gedanken hat gerathen, wie neuerlich zwischen einem Signor Rossini und Carmignani darüber hat Streit entstehen können, ob nach Dante Graf Ugolino das Leben mit dem Fleische seiner Kinder zu fristen gesucht habe (keine Spur davon in der Schilderung des Gefanges Inf. XXX), ist Ref. unbegreiflich und beweist, wie Dante auch an aberwichtigen Streitigkeiten seiner Ausleger gleiche Ehre mit den Dichtern des Alterthums hat finden müssen. Ref. vermag nicht zu bestimmen, welche Gewissenhaftigkeit oder Unwissenheit wol darüber obwalte, wo der Hungerthurm gestanden. Die pisaner Ausgabe der „Divina commedia“ von 1827, mit dem unter dem Beiworte ottimo bekannten Commentare, gibt eine Abbildung dieser Ruine, die, mag sie die wirkliche oder eingebilddete Ruine des Hungerthurmes sein, eine Gleichgültigkeit ist, sobald man sich auf den Zweck beschränkt, ein besseres Verständniß des Dante zu ermitteln.

§. 12 — 15 Belehrungen über das Campo santo, in ihrer Richtigkeit bestätigend, was hierüber schon vorläufig ist gesagt worden. Wenn §. 17 Hr. Ampère, von der Ehrfurcht sprechend, womit Dante sich allenthalben über das heidnische Alterthum äußert, hinzusetzt: im Mittelalter gab es mehr solche Toleranz, als man jetzt glauben sollte, so beweist er damit seine historische Unkunde. In Allem, was menschliches Wissen heißt, war dem Dante und seinen Zeitgenossen das Alterthum unbedingte Autorität. Dem Giovanni Villani z. B. sind in dem ersten Buche seiner Historie Statius und Lucan vollgültige Autoritäten, um eine mythologische Metamorphose als historisches Factum nachzuerzählen, den astrologischen Glauben an die vorbedeutende Erscheinung von Kometen für ausgemacht anzunehmen. Ebenso und noch viel mehr konnte und mußte Aristoteles einen sehr nahen Platz neben den Kirchenlehrern einnehmen. Denn, war ihm schon die Offenbarung nicht geworden, seine Methode des Forschens war eine kanonische auch für Erforschung des Sinnes der heiligen Schriften. Sehr sprechend ist in dieser Beziehung, was Hr. Ampère von einem, ohne weitere historische Nachweisung erwähnten Gemälde in der St.-Katharinenkirche zu Pisa berichtet (§. 18), dessen Hauptfigur der heilige Thomas ist:

Der heilige Thomas sitzt in nachdenkender Stellung, als überlege er eine schwierige Frage. Christus, die Evangelisten, Moses und der heilige Paulus befinden sich über ihm. Auf

beiden Seiten des Heiligen, aber tiefer als er sitzen Aristoteles und Plato und halten ein offenes hebräisches Buch. Gott ist ganz hoch oben im Gemälde. Goldene Fäden gehen von seinem Munde auf die Lehrer der ersten Kirche herab, die sie zum heiligen Thomas übertragen, und aus dessen Munde senkt sich eine ganze Menge auf die Schar der Theologen. Das Sonderbare aber ist, daß zwei solche Fäden von den Lippen Plato's und Aristoteles' zu dem Heiligen aufwärts steigen.

Noch ist eine Stelle (§. 16 u. 17) hervorzuheben: Das Baptisterium in Pisa, jünger als das Campo santo und selbst als die Kathedrale, zeigt doch in seinem innern Bau Spuren von der ursprünglichen Einrichtung. Es ist zu der Taufe durch Eintauchung bestimmt. Der Anblick des Taufbeckens erklärt eine Stelle, in welcher sich Dante darüber recht fertigt, daß er das Becken zu Florenz zerbrochen habe, um ein Kind zu retten, das darin dem Ertrinken nahe war. Man sieht auch hier verschiedene Löcher, aus deren einem es schwer werden würde, ein Kind, das hineingefallen, zu retten, ohne die Wände zu zertrümmern. Im Baptisterium von Florenz ist jetzt nichts von der Art zu finden, aber das besser als jenes erhaltene von Pisa kann statt dessen gelten und zum Verständniß eines Verses dienen, der ohne diese erklärende Form eine Schwierigkeit darbieten würde, welche die Ausleger wahrscheinlich außer Stande wären zu beseitigen.

Warum liest man nicht auch, wie denn nun eigentlich das pisaner Baptisterium geformt ist?

Lucca. Hier — gewissenhaftest versichert Ref., daß alles Andere, was er in dieser und den folgenden Rubriken übergeht, nicht von dem mindesten eigenthümlichen Interesse ist — eine Bemerkung über die heilige Zitta (Inf. XXI, 38):

Das Grabmal der heiligen Zitta befindet sich in der Kirche San-Frediano, einer alten, feststehenden Basilika, und ihre Geschichte ist der Gegenstand eines Volksgefanges, dem ich auf der Straße gelauscht habe. Die heilige Zitta ist die Pamela der Legende. Es war eine arme Dienstmagd, welche ihr Herr verführen wollte (§. 26).

Ingleichen §. 27 eine über das Santo Volto (Inf. XXI, 48):

Das das Santo Volto betrifft, das man in der verschlossenen Kapelle der Kathedrale aufbewahrt, so habe ich es nicht sehen können, aber in Pistoja zeigt man ein Facsimile, nach welchem man sich leicht überzeugen kann, daß das Original ein byzantinisches Crucifix von schwarzem Holze ist, wahrscheinlich beträchtlich alt, vielleicht sogar aus dem 8. Jahrhundert, einer Epoche, wo der Sage nach Lucca dieses kostbare Bild erhalten haben soll. In diesem Jahrhunderte, dem der Monoklasten, mußten viele ähnliche Gegenstände durch die Personen, welche vor der Verfolgung der kaiserlichen Kaiser flohen, mit nach dem Occidente kommen. Der Legende nach ist dies die Geschichte vom Santo Volto. Nach dem Tode und der Himmelfahrt des Heilandes wollte Nikodemus zum Andenken das Bildniß des Gekreuzigten bilden. Schon hatte er das Kreuz und den Körper Christi in Holz geschnitten, als er, indem er sich bemühte, die Züge seines göttlichen Modells sich ins Gedächtniß zu rufen, einschlief. Bei seinem Erwachen fand er aber das heilige Haupt bereits vollendet und von himmlischer Hand sein Werk vollbracht. Diese Legende reißt sich an die apokryphischen Geschichten, in welchen Joseph von Arimathea und Nikodemus figuriren. Sie kann leicht ebenso alt als das Crucifix selbst und während der Bilderstürmerzeit entstanden sein. Ich habe mir eine in Lucca gedruckte kleine Schrift über den Ursprung, die Auffindung und Übersiedelung des Santo Volto verschafft. Der Verf. beweist dabei nicht, die Authentizität des Werkes Nikodemus' zu beweisen, weil er annimmt, daß diese hinreichend bewiesen sei, sondern nur, daß ein anderes Bild zu Betrach in Syrien, ebenfalls von Nikodemus' Hand, erst nach diesem

gemacht ist. Der Verfasser jenes Schriftchens gibt sich alle Mühe, zu beweisen, daß das Santo Volto in Wahrheit eine Wiederholung (replica) des luchsifischen sei.

Pistoja. Dante theilte (Inf. XV, 10) den Voltegläubern, nach welchem die Pistojeser von den Kriegern des Catilina abstammen. Noch jetzt (S. 32) gibt es in Pistoja eine Straße Catilina.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sprachgrenzen in Rumelien.

In der, namentlich für die Flora und Geologie Rumeliens wichtigen „Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839“, von A. Grisebach (2 Bde., Göttingen 1841) theilt der Verf. (Bd. 2, S. 65 fg.) einige höchst interessante Notizen über die Sprachgrenzen in Rumelien (d. i. im allgemeinen Sinne die europäische Türkei, das jetzige Königreich Griechenland insbesondere, aber mit Einschluß Bosniens) mit, die auch wol geeignet sind, in politischer Beziehung und für die einstige Gestaltung jener Ländertheile, insoweit dies nicht schon durch die Errichtung des, freilich in zu engen Grenzen gegründeten Königreichs Griechenland geschehen ist, Interesse zu erregen. Die griechische Sprache gehört ungefähr denselben Landschaften an, in denen zu den Zeiten des Alterthums Hellenisch gesprochen ward, nämlich der Halbinsel bis nach Syrien und Maceponien, dem Archipel und dessen asiatischen und europäischen Küsten; jedoch wird in einzelnen dieser Theile und auf einzelnen Inseln des Archipels namentlich auch viel Albanisch, als ursprüngliche Sprache, neben der griechischen, geredet. Sie wird heutiges Tages in Albanien südlich von Janina allgemein gesprochen; von da geht ihre Nordgrenze über die Gebirgskette zwischen Thessalien und Maceponien bis zum Olymp, beschreibt einen schmalen Küstenraum bis Salonichi, wendet sich weiter nach Seres und fällt sodann bis zum Meridian von Adrianopel mit dem südlichen Hauptzuge der Rhodope zusammen; endlich ist alles südlich und südöstlich von jener Stadt gelegene Land bis zur Marmora und den Meerengen vorherrschend griechisch. Diese Linie, welche nur bei Salonichi das ägäische Meer selbst berührt, ist zugleich, mit Ausnahme von Albanien, die Südgrenze der slavischen Sprachen, welche von da bis zur Donau allgemein sind. Als ein Centralpunkt für die griechische Sprache galt übrigens bei Denen, die der obgenannte Reisende hierüber reden hörte, Janina, wo am besten Griechisch geredet werde; aber man habe mit Bewunderung und nicht ohne patriotisches Hochgefühl hinzugesetzt, es habe in Attika seit zehn Jahren die Sprache durch Aufnahme des Hellenischen, durch den Gebrauch der Schrift und die Pflege der Wissenschaften sich so sehr verändert und die reine und geschmackvolle Form sei bereits so tief in die gewöhnliche Redeweise des Lebens eingebrungen, daß in der Ausbildung der Muttersprache sich keine Stadt mehr mit Athen messen könne, und daß der gewöhnliche Grieche der Provinz, selbst wenn er vor dieser Periode unter dem Athener gelebt habe, dieselben heutiges Tages nur mühsam verstehe und sich ihnen verständlich mache. Was die slavischen Sprachen anlangt, so umfaßt das Bulgarische den südlichen und östlichen, das Serbische den nördlichen und westlichen Theil des obbezeichneten Gebiets zwischen der Donau und dem ägäischen Meere, nebst den Meerengen und der Marmora. Die dritte Hauptsprache Rumeliens, die albanische, reicht von Janina nördlich bis zum weißen Drin oder etwas über den 42. Breitengrad hinaus; ihre natürliche Obergrenze ist der Pindus. An und für sich arm, entlehnt sie ebenso viel Formen aus dem Serbischen und aus der illyrischen Mundart des dalmatischen Küstenlandes, wie im Süden ihres Gebiets aus dem Griechischen. Durch diese drei Hauptsprachen, die griechische, serbisch-bulgarische und albanische, wird Rumelien in drei, ebenso sehr

durch Sinesart und Mäße des Volks getheilte Länder abgetheilt, während die Türken, die man von den zum Islamismus bekehrten Bulgaren und Albanen wohl unterscheiden kann, daselbst nur als sparsam zerstreut, aber gebietende Eindringlinge gelten können. Auch wird zwar die türkische Sprache in ganz Rumelien nördlich vom 40. Breitengrade verstanden und die Bekanntschaft mit derselben ist in dem größten Theile der europäischen Türkei verbreitet, aber gleichwol kann sie nicht die Sprache des Volks genannt werden. Nur selten traf der obgenannte Reisende auf griechischen Gebieten in Thracien und Maceponien rein türkische Dörferchen, und überhaupt ist in den einzelnen Gebieten die Bevölkerung so gemischt, daß von einer Muttersprache in einer derselben kaum die Rede sein kann. Endlich ist der Vollständigkeit wegen noch zu bemerken, daß die walachische Sprache, die von der bulgarischen durch die Donau getrennt wird, in einigen Dörfern östlich ist, welche, walachischen Ursprungs, aber einen Theil des bulgarischen und griechischen Gebiets zerstreut liegen.

25.

Literarische Notizen.

Als nächstens erscheinend werden angekündigt: „Karah Kaplan, or the Koordish chief, a romance of Persia and Koordistan“ (3 Bde.), von Charles Stuart Greville; „New-stoke priors, a novel“ (3 Bde.), von Miss Waddington; eine dritte, revidirte und vermehrte Ausgabe von Prescott's „The history of the reign of Ferdinand and Isabella the catholic, of Spain“ (3 Bde.), mit den Portraits des Columbus, Cardinal Chimenes, Goncalvo de Cordoba, Ferdinand und Isabella. Von der Verfasserin der Romane „Whitehoods“, „Trelawney“ u., der Mrs. Bray, erschien ein neuer dreibändiger Roman: „Henry de Pomerooy“, von dem Verf. von „Elphinstone“ ein Roman: „The Herbsters, or the way of the world“, vom Major Mitchell „Trevor Hastings, or the battle of Shrewsbury“, von G. Howard: „Sir Henry Morgan, the Buccaneers“, sämtlich Romane, die natürlich, wie alle, den Raum von drei Bänden einnehmen. Dem speciellen Gebiete der Poesie gehören: „I watched the heavens“, von dem Verf. der „IX poems by V.“ und „Solitude and other poems“, von G. A. Kingsfield; Bulwer's neuester Roman heißt „Zanoni“ und der Krollope neuestes pilantes Werk „The blue belles of England“, welche beide ebenfalls die Normalzahl von drei Bänden erfüllen. Man erlaube uns bei dieser Gelegenheit ein Gerücht mitzutheilen, dessen Glaubwürdigkeit wir dahingestellt sein lassen, das uns jedoch von dem Mittheiler als thatsächliche Wahrheit erzählt worden ist. Ein Engländer versichert uns nämlich, daß ein fashionabler Britie nie den ersten Band eines Romans lese und folglich mit dem zweiten anfangen. Den Engländern sieht dies ähnlich. Da nun aber die fashionablen Leser aus Gewohnheit und Eclat auch bei einem zweibändigen Romane den ersten überschlagen würden und die Lecture in diesem Falle doch gar zu sehr zusammenkrumpfte, so sind die Autoren gezwungen — und aus pecuniären Rücksichten thun sie es auch gern — den Stoff auf dem Prokrustesbett der fashionablen drei Bände auszubehnen, es aber auch so einzurichten, daß die folgenden Bände auch ohne den ersten allenfalls verständlich sind. Davon nun soll die langweilige Bebehntheit und umständliche Inhabilität des ersten Bandes jedes englischen Romans sich herschreiben.

Den Bestrebungen in Deutschland, den Sprichwörtervorrath des Vaterlandes zu sammeln, herauszugeben, zu erläutern und auf die Quelle zurückzuführen, gehen ähnliche Bestrebungen in Frankreich parallel. P. R. Guizot z. B. gab heraus: „Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française, en rapport avec des proverbes et des locutions proverbiales des autres langues.“

2.

Donnerstag,

Nr. 97.

7. April 1842.

Mein Weg in Dante's Fußstapfen. Nach F. J. Ampère bearbeitet von Theodor Hell.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Florenz. Daß in Florenz ein Thurm Dante's Thurm heißt, der sogenannte Sasso di Dante nicht mehr existirt, jedoch eine Inschrift auf einer Marmorplatte das Andenken an die Stelle jenes Steines aufbewahrt, ist nicht uninteressant (S. 36), fördert aber auch nicht um einen Zollbreit das Verständniß der „Divina commedia“; ebenso Dasjenige, was S. 37 u. 38 von einem in Santa-Croce dem Dante errichteten Denkmale gesagt ist.

Als ich 1834 in Santa-Croce eintrat, war es für mich gleichsam ein Glücksfall und ein erfreuliches Reisebegegniß, daß ich mich vor einem Mausoleum befand, welches man dem Dichter, dessen Spuren ich überall suchte, errichtet hatte. In meinem Enthusiasmus las ich den der „Divina commedia“ so glücklich entlehnten und vom alten auf den modernen Homer übergetragenen Vers:

Ehrt den Dichter

fast laut. Unglücklicherweise ist die Ausführung dieses Denkmals dem patriotischen Gefühle, das den Gedanken dazu entgab, nicht angemessen. Das Ganze ist kalt in der Erfindung, kalt in der Bearbeitung. Die allegorischen Gestalten sind schwerfällig und gemein. Dante, welcher sitzt und nachdenkt, gleicht einer alten Frau, die ihre Wirtschafterschnur macht.

In dem Kloster Santa-Croce sind Gräber des Mittelalters, in der Loge der Lanzi Karpatiden, welche an Purg. V, 139 erinnern.

S. 41 — 44. Über Gemälde in Santa-Maria Novella, deren eines Dante vor den Thoren von Florenz darstellt. Ref. mußte sehr irren, wenn man dasselbe nicht aus einem Abrisse vor der pisaner Ausgabe des „Ottimo“ von 1827 auch in Deutschland besser kennen lernte als durch Hrn. Ampère's Schilderung. Das andere, Dragagna's die Hölle darstellendes Bild, ist bekanntlich ganz von den Danteskischen Vorstellungen durchdrungen. Endlich sind hier erwähnt des Taddeo Gatti und Simon Memmi Fresken, in deren Darstellungen sich ebenfalls der Danteskische Sinn ausdrückt. Sehr gut sind die Worte des Hrn. Ampère S. 45: „Man steigt zu ihm (Dante) wie zu einer Quelle empor, oder hinab wie zu einem Meere, das alle Ströme, welche die Kunst im Mittelalter nährten, in sich aufgenommen hat.“

Das Arnothal. Eine der angenehmsten Par-

tien der Schrift, denn obschon auch sie keine neue Ansicht der „Divina commedia“ eröffnet, oder eine Stelle derselben aufklärt, so gibt doch darin sich allenthalben eine Stimmung kund, welche von den erhabenen Reizen des Arnothales und von Erinnerungen an Dante, wie sie die Localitäten hervorriefen, insonderheit von dessen „satirischer Topographie“ (Purg. XIV, 16) lebhaft angeregt ist und einigermaßen auch dem Leser sich mittheilt.

Die Karte, welche dem zweiten Theile der von Philetaethes übersetzten „Divina commedia“ beigegeben ist, gewährt ein leicht bereites Hülfsmittel, dem Verf. hier besser zu folgen, als die gewöhnlichen Karten es möglich machen.

Der Alverniaberg (Paradiso XI — nicht II, wie S. 51 steht —, 106), die durch den Aufenthalt des heiligen Franciscus denkwürdige Stelle, hat folgende charakteristische Mittheilung veranlaßt. Hr. Ampère fand bei seiner Ankunft mehrere Hunderte von Pilgern in dem dortigen Kloster. Ein Bruder (ein Franzose), Jean Baptiste, führte ihn herum und zeigte ihm durch ein geologisches Ereigniß gespaltene und zerstückelte Felsen mit den Worten:

Sehen Sie, wie der Schoos der Erde in der Nacht zerissen worden ist, wo der Hailand in die Hölle hinabstieg, um dort die Seelen der Gerechten zu retten, die vor seiner Ankunft starben. Wie wollen Sie sich denn sonst diese Umwälzung erklären? Ich erzählte ihnen ja das nicht bloß, Sie sehen es ja mit ihren eigenen Augen.

Noch steht der Thurm von Romena, für dessen Grafsen Meister Adam (Inf. XXX, 61) falsche Gulden schlug, und die Stelle, wo Meister Adam verbrannt wurde, ist noch unter dem Namen la Consuama bekannt; jeder der Vorübergehenden pflegte einen Stein darauf zu werfen. Doch wußte des Hrn. Ampère Führer nicht, wer dort verbrannt worden sei.

Das Chianathal, zu Dante's Zeiten eine pestilenzialische Gegend (Inf. XXIX, 46), ist jetzt eine der fruchtbarsten und reizendsten Gegenden Italiens.

Siena. Montereggione, wohin Hr. Ampère auf dem Wege nach Siena gelangte, entspricht noch ganz dem in „Inferno“ (XXXI, 41) davon gegebenen Bilde. Wem, wie Referenten, unbekannt geblieben ist, daß von der durch Dante so berühmten Schlacht von Montaperti eine gleichzeitige Beschreibung in Siena gefunden und herausgegeben worden ist („La sconfitta di Montaperti, trattata — vielleicht tratta — d'un antico

manoscritto, pubblicato per *Onorato Porri*"), wird diese Notiz dankenswerth finden. Noch jetzt zeigt man ein nettes kleines Haus von Backsteinen, dessen Fenster von Marmorsäulen gestützt werden, als das Haus der *Via* (*Purg. V, 133*). Die Worte, welche ihr *Dante* in den Mund legt: „die *Maremma* brachte mich um“, macht vor andern die Erzählung wahrscheinlich, daß ihr Gemahl sie auf ein Schloß in die *Maremma* geführt habe, wo die ungesunde Luft ihr den Tod geben sollte.

Perugia und Assisi. Eine Verherrlichung *Assisi*, der Geburtsstätte des heiligen *Franciscus*, klingt auf ansprechende Weise in diesem Abschnitte wieder. Das mit Fresken von *Simabue*, *GiOTTO* und *Remmi*, deren Gegenstand der heilige *Franciscus* ist, gezierte *Assisi* nennt *Hr. Ampère* das Museum und Heiligtum der katholischen Malerei des Mittelalters. Bemerkenswerth ist folgende Relation: Man hatte dem *Hrn. Ampère* von einer Höhle *GiOTTO's* gesagt, in der sich *Analogien* mit der des *Dante* finden sollten. Er fragte darnach; der ihn herumführende Mönch antwortete, daß diese Gemälde allerdings in dem Endpunkte des mittlern Stadtwortes existirt hätten, da jedoch ein Fegefeuer und Paradies dazu gefehlt, so hätten die *Patres*, um der Vollständigkeit willen, dies Frescogemälde *GiOTTO's* auslöschten und darauf von dem Maler *Sermi* eine Höhle, ein Fegefeuer und ein Paradies malen lassen.

Agubbio. Man zeigt hier ein Haus, das *Dante* bewohnt haben soll. *Dante's* Handschrift eines Sonetts in der dortigen Bibliothek hält *Hr. Ampère* für entschieden unecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Stämme und ihre Fürsten, oder historische Entwicklung der Territorialverhältnisse Deutschlands im Mittelalter von *Ferdinand Heinrich Müller*. Erster und zweiter Theil. Berlin, Lüdewig. 1841. Gr. 8. 4 Thlr.

Daß die gesammten Wissenschaften vermöge ihres gemeinsamen Ursprungs im menschlichen Geiste ein organisches Ganze bilden, ist eine ebenso alte als allgemein anerkannte Wahrheit. Die mehr oder minder durchgebildete innere Gliederung dieses Organismus und der äußere Umfang desselben bedingen die gesammte geistige Bildung eines Volks. Daher kommt es aber auch, theils daß keine Wissenschaft zu einer andern im Verhältnisse völliger Ausschließung stehen kann, theils daß von dem Uebersichtspunkte, von dem die eine Wissenschaft erleuchtet wird, der Rest nach Verhältnisse der mehr oder minder engen Verbindung auf die übrigen fallen muß. Was nun von den Wissenschaften überhaupt gilt, das muß nothwendig auch die einzelnen treffen; und die Geschichtswissenschaft, mit der wir es hier thuglich nur allein zu thun haben können, wird davon keine Ausnahme machen. Es würde natürlich zu weit führen, nachweisen zu wollen, welchen Einfluß alle einzelnen Wissenschaften seit ungefähr einem halben Jahrhunderte in Folge ihrer eigenen Fortbildung auf die Geschichte geübt haben; wie beschränkten und deshalb auf Geographie, Ethnographie und Linguistik. Wer den Zustand der geographischen Wissenschaft bis auf Walb und namentlich bis auf *Ritter* kennt, wer beobachtet hat, welchen Gebrauch die Geschichtsschreiber von ihr machten, der wird sich nicht wundern, wenn er sieht, wie die Letztern für ihre Wissenschaft von der ersten sich beinahe keines Bewußtseins erheben

ten, keine wissenschaftliche Aufklärung von ihr zu erhalten vermochten. Selbst Werke, die im übrigen sich mit Recht des Rufes der Gediegenheit erfreuen, bieten in geographischer Beziehung der Geschichte keineswegs so die Hand, wie sie es thun sollten. Diese Erfahrung machten wir vor gar nicht langer Zeit, als wir z. B. die Frage näher in Erwägung zu ziehen hatten: wodurch wurden die Griechen Das, was sie geworden sind? Einzelne gute Elemente für diesen Zweck finden sich allerdings, z. B. in *Deeren's* „Ideen“, in *Hegewisch's* „Colonien“ und in *Bernhardy's* „Grundriß der griechischen Literatur“; aber sie verrathen mehr ein dunkles Gefühl von der Sache als Überzeugung oder Kenntniß von der Bedeutung derselben. Aber dennoch wird bei genauerer Untersuchung bald klar, daß die eben beiläufig erwähnte Frage ihre Erleuchtung zum großen Theile aus der Geographie zu entnehmen habe. Erst *Ritter's* wahrhaft großartige Leistungen und die Art, wie die Hegel'sche Philosophie dieselben aufgefaßt hat, haben der Geographie in den historischen Anschauungen und Darstellungen den gebührenden Platz verschafft. Gleichwohl besaß die Wissenschaft schon längst eine Schrift, die dem Geschichtsschreiber die Nothwendigkeit zu Gemüthe zu führen suchte, daß bei seinen Studien, Darstellungen und Urtheilen die geographischen Verhältnisse gehörig zu würdigen seien. Es ist merkwürdig, daß die Historiker mit geringen Ausnahmen nur wenig Notiz davon genommen haben; wahrscheinlich liegt der Grund dieser Erscheinung in dem frühern Zustande der geographischen Wissenschaft und in dem mangelhaften Einflusse der Philosophie auf die Geschichtsschreibung. Diese Schrift, von dem Engländer *B. Falconer* herausgegeben, führt in der deutschen Übersetzung — wie kennen das Original selbst nicht — den Titel: „Betrachtungen über den Einfluß des Himmelsstrichs, der natürlichen Beschaffenheit eines Landes, der Nahrungsmittel und Lebensart auf Temperament, Verstandeskraft, Gesetze und Religion der Menschen“ (Leipzig 1782). Daß Herder's „Ideen“ in einzelnen Theilen gleichfalls hieher gezogen werden müssen, bedarf weiter keiner Erinnerung. Genug, so wahr es ist: wer die Menschenwelt richtig beurtheilen will, muß den Schauplatz ihres Lebens und ihrer Thätigkeit kennen, so natürlich ist es auch gekommen, daß, seitdem die geographische Wissenschaft ihren richtigen Standpunkt eingenommen hat und die Wechselwirkung zwischen Natur und Menschheit darzutun sich bestrebt, der Geschichtsschreiber neues Licht zu Theil geworden ist. Die Geographie bildet jetzt einen wesentlichen Theil der Propädeutik zur Geschichte jedes Volks.

Die Ethnographie und ihre Zwillingsschwester die Ethnologie sind zwei ziemlich junge Wissenschaften. Die letztere, welche ihrer Materialien von der ersten entlehnt, steht in demselben Verhältnisse zu den einzelnen Völkern, wie die Anthropologie zu den einzelnen Menschen. Man könnte sie deshalb die Anthropologie der Völker nennen. Das wahrhaft wissenschaftliche Dasein jener beiden Disciplinen fällt erst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie waren ja überhaupt nur möglich durch Vermehrung wissenschaftlicher Reisen von großer Ausdehnung und nach verschiedenen Richtungen hin, durch Erweiterung und Aufklärung der naturhistorischen Studien und durch Anwendung gesunder Philosopheme auf die angestellten Beobachtungen. Blumenbach, Zimmermann, Forster, Kant und A. bildeten theils in größern, theils in kleineren Schriften feste ethnologische Grundlagen; die Elemente dazu hatten sie sowohl aus ethnographischen Reiseberichten als aus den Resultaten der im Aufblühen begriffenen Anatomie gewonnen. Daß *Wertmuth* und *Bater* ein „Allgemeines Archiv für Ethnographie und Linguistik“ 1808 in *Weimar* gründeten, wenn es auch mit dem ersten Bande wieder einging, mag wenigstens ein Zeugniß für die Aufmerksamkeit ablegen, die man der Ethnographie schuld zu sein glaubte. Die Geschichte hatte sich jetzt ein bedeutendes Hülfsmittel mehr gesichert, die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der einzelnen Volksstämme nachzuweisen; ja, es war nun möglich geworden, vermöge der genaueren Kennt-

nisse, die man sich von den physischen Organismen verschiedener Völker verschafft hatte, Schlüsse auf psychische Zustände und geistige Beschäftigungen derselben zu machen. Mit einem Worte, die Kenntniss des Menschen als des Centralpunktes aller Geschichten und des Hauptacteurs auf dem Theater derselben war um Vieles vollkommener geworden. Welches Licht dadurch den- kenden Köpfen für die Geschichte der Menschheit ausging und zu welchen Fortschritten sie dieser Wissenschaft damit verdorfen, das beweisen wiederum Herder's „Ideen“. Und welche Mängel wie auch jetzt in diesem Werke wahrnehmen mögen, in Folge der Fortschritte in denjenigen Wissenschaften, aus denen Herder seine Ansichten und Resultate zog, so bleibt dasselbe dennoch ein treffliches Denkmal des Scharfsinns, mit dem der geniale Denker eine verwandte Wissenschaft für die Geschichte zu be- nutzen verstand; und obgleich mehr als ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen jenes Werkes verflossen ist, so hat es bis jetzt dennoch durch keinen Rivalen das Loos der Vergessenheit zu fächten gehabt. Ubrigens will es uns bedanken, daß, so weit unsere Beobachtungen reichen, die durch Beruf und Gele- genheit doch nicht gerade beschränkt sind, selbst in den neuesten Geschichtswerken unserer Literatur dem Menschen als einem Ob- jecte der Ethnologie noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde. Eine rühmliche Ausnahme machen zwar in gewisser Beziehung z. B. Arnold's „Umriss und Studien zur Geschichte der Menschheit“; doch hat der Verf. den Menschen mehr aus dem anthropologischen und politischen als aus dem ethnologischen Gesichtspunkte betrachtet und dargestellt. Wie viel aber wie wenig Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte“ und sein Schüler Ferdinand Müller in dem Werke, welches die Geschichte von dem Standpunkte der Philosophie aus betrachtet, in dieser Beziehung geleistet haben, dürfen wir bei den ge- lehrten Kennern der Geschichtswissenschaft als bekannt voraussetzen.

Die Linguistik, deren Geburtstag ebenfalls erst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesetzt werden darf und ihre Begründer und Fortbildner in Adelung, Vater, Murray, Göschke, Klaproth, Wilhelm von Humboldt und A. verehrt — denn Bochart's Versuche ermangelten aller sichern Grundlagen und dem Scharfsinne eines Salmasius und Leibnitz fehlte es noch an Materialien —, hat es mit Untersuchungen zu thun, deren Ergebnisse für die Geschichte der Menschheit sowol als der einzelnen Völkerstämme von wesentlicher Bedeutung sind. Die Sprache bildet den innersten Kern alles Menschen- und Völker- lebens, und wirklich sprachlose Völkerstämme anzunehmen, wie dies mit einigen Schriftstellern des Alterthums in neuern Zeiten noch z. B. Ronbodo that, ist unsers Erachtens ebenso wider- sinnig, als den Menschen ohne Vernunft denken zu wollen. Die Sprache ist die laut denkende und das Gedachte durch ar- ticulirte Laute und durch Worte verständliche Vernunft. Die Gegner dieser Ansicht, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahr- hunderts eine ziemlich Anzahl deutscher und französischer Schrif- ten ins Leben rief und auch die Veranlassung gab, daß die berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe stellte, die Herder in seiner Schrift „über den Ursprung der Sprache“ so trefflich löste, nachdem namentlich Schmalz in seinem „Ver- suche eines Beweises, daß die erste Sprache nicht vom Men- schen, sondern allein vom Schöpfer ihren Ursprung erhalten habe“ (Berlin 1766) die entgegengesetzte Meinung eifrig in Schutz genommen hatte — diese Gegner also gestehen dem Men- schen keine ursprüngliche Schöpfungskraft, sondern nur ein Re- ceptiv- und Fortbildungsvermögen für die Sprache zu. Man kann aber den menschlichen Geist durch keinen Raub so arm machen als dadurch, daß man ihm seine Sprachschöpfungskraft entzieht. Indes auf dem Gebiete der philosophischen Sprach- forschung hat die Größe des menschlichen Geistes gesiegt und die Gegner desselben treiben sich nur noch auf dem Gebiete der Ethnologie und auch dort, so viel wir beobachtet haben, ziemlich unsichtbar umher. Doch genug davon. Die Linguistik, die eine Lieblingswissenschaft unserer Zeit geworden ist, hat durch ihre zum Theil glänzenden Resultate Licht über Abkunft, Ver-

wandtschaft, Verbin- dung und Verschiedenheit einzelner Völker verbreitet*), was früher entweder gar nicht vorhanden war oder doch nur als ein Halbdunkel sich zeigte, das bald den Kund- gen täuschte, bald den Unvorsichtigen verführte. Und wenn auch der etymologische Theil der Linguistik noch Manches zu wünschen übrig läßt und darum besonders der ganzen Wissen- schaft gefährlich war, weil man der Phantasie zu freiem Spiel- raum ließ und zu wenig auf grammatische Grundregeln Be- achtung nahm — man denke nur an die Tollheiten des Dlaus Rubbeck**) —, so ist ihr dennoch die historische Wissenschaft zu großem Danke verpflichtet. Und kein Historiker von Fach darf sich namentlich an gewisse Partien der Geschichte wagen ohne linguistische Studien oder doch wenigstens ohne genauere Be- kanntschaft mit den vorliegenden Resultaten derselben.

Was wir jetzt als Einleitung über das Verhältnis der ge- nannten Hülfswissenschaften zur Geschichte überhaupt bemerkt haben, das gilt nun auch im Besondern von der Geschichte Deutschlands und seiner Völkerstämme. Seit ungefähr 20 Jah- ren sind so viel geographische, ethnographische und linguistische Monographien theils größern, theils geringern Umfanges und Werthes über deutsches Land und Volk geschrieben worden, daß es wol der Mühe werth und an der Zeit zu sein schien, ein Werk zu schreiben, in welchem die Leistungen jener Monogra- phien zusammengefaßt würden und sich in allen Theilen dessel- ben gleichsam abspielten. Und diesen Plan verfolgt das oben genannte Werk in geographischer, ethnographischer und genea- logischer Hinsicht nach der in der Vorrede stehenden Äußerung auf folgende Weise: „Als ein Nebenwerk dieser Arbeit kann es hier ausgesprochen werden, die zahlreichen Resultate aller der treff- lichen Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte nach dem hier zum Grunde liegenden Standpunkte, welche entweder in besondern Werken oder auch in den Zeitschriften der verschie- denen historischen Vereine Deutschlands zerstreut liegen, einmal unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenzufassen, und wenn es zunächst für mich ein wissenschaftliches Bedürfnis war, Dessen bewußt zu werden, was in dieser Beziehung erarbeitet worden ist, und wie sehr gerade in den letzten Decennien die ganze deutsche Geschichte sich umgewandelt hat, so möchte eine Darstellung dieser Gegenstände auch für manche andere Freunde der vaterländischen Geschichte nicht ohne Interesse und Beleh- rung sein.“ Wenn nun der Verf. die linguistische Seite aus- geschlossen und dafür die genealogische gewählt hat, woraus sich auch auf dem Titel der Zusatz „und ihre Fürsten“ erklärt, so wollen wir das nicht unbedingt tadeln, um so weniger, weil wir diesen Tadel nothwendig um der Gerechtigkeit willen aus- sprechlicher begründen müßten, wozu es uns hier an Raum ge- bricht; und was wir überhaupt von der Wichtigkeit der Lin- guistik und namentlich von ihrem Verhältnisse zur Geschichte denken, das ist oben in möglichster Kürze gesagt worden. Ubr- gens würde es beinahe lieblos sein, dem Verf. eine individuelle Ansicht und Überzeugung tadelnd entgegenzuhalten, da sein Versuch ein origineller ist und Schwierigkeiten darbietet, die

*) Einen wie mannichfachen Gebrauch man von dem etymologi- schen Theile der Linguistik im Interesse der Geschichte gemacht hat, bezeugen nicht nur Hermann Müller's „Wörter des Va- terlandes“, sondern namentlich des Franzosen Salverte Werk, das 1821 zu Paris in zwei Bänden unter folgendem Titel er- schien: „Essai historique et philosophique sur les noms d'hom- mes, de peuples et de lieux considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation.“

**) Dlaus Rubbeck, nicht zu verwechseln mit mehreren Gelehrten aus derselben Familie, geb. zu Xrosen in Schweden 1649, gest. 1702, schrieb das merkwürdigste seiner Werke unter dem Titel: „Atlantica, vera Japheti posterorum sedes ac patria“ (3 Bde., 1694 — 99). Nicht im ersten Bande seiner „Geschichte von Schweden“ sagt, Rubbeck habe mit dem ganzen Werke nur einen Scherz ausführen wollen; diese Bemerkung steht auch in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, Bd. 9, S. 108.

Nach, Ausdauer und gespannte Aufmerksamkeit auf die Entwicklung des Ganzen um so mehr erfordern, je mehr bei der Eigenthümlichkeit der Anordnung des historischen Materials Übersichtlichkeit und Klarheit ganz besonders im Auge zu behalten waren. Auch verheißt sich der Verf. die zu überwindenden Schwierigkeiten keineswegs und urtheilt über Das, was er leisten zu können glaubt, mit solcher Bescheidenheit, daß man schon daraus erkennt, wie viel er in der Sache geforscht und wie reiflich er über seine Sache nachgedacht habe. Und selbst der Umstand, daß uns der zweite Theil mehr Klarheit und Gediegenheit zu haben scheint als der erste, der überhaupt nur als eine Einleitung zu dem eigentlichen hier in Betracht kommenden Gegenstande angesehen werden soll, mag seine Erklärung nicht bloß darin finden, daß die Zeit, mit welcher es der erste Theil zu thun hat, dunkler und schwieriger ist als der nachfolgende Abschnitt, sondern namentlich wol auch darin, daß der Verf. durch fortgesetztes Streben nach Durchbildung seiner Idee und durch längere Vertrautheit mit derselben zu größerer Vollkommenheit in der Darstellung gelangte.

Indem der Verf. in der Vorrede, durch welche er die Leser über den ganzen Plan seines Geschichtswerks mit lobenswerther Ausführlichkeit zu unterrichten sucht, die Meinung äußert: „Erst in der jüngsten Zeit ist das Studium der Geographie Deutschlands im Mittelalter ausgebildet und man ist zu der Einsicht gekommen, daß sich nur aus ihr die Bildung und Gestaltung der jüngeren Territorialherrschaften unter den jetzigen deutschen Fürstengeschlechtern genügend nachweisen lasse. Auch haben wir schon so manche treffliche Arbeiten über die Geographie der deutschen Gebiete im Mittelalter seit kurzem erhalten, aber noch fehlt es an einem umfassenden Werke, in welchem die Resultate dieser Forschungen in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte des Volks dargestellt wären. Dazu gebührt es nicht minder an besondern Arbeiten, in welchen die historischen Schicksale der Namen der deutschen Stämme, ihre Wanderungen und Umgestaltungen von der ältern bis auf die neuere Zeit verfolgt wären, und ebenso fehlt es noch an Arbeiten über die kirchliche Geographie, um eine übersichtliche oder gründliche Belehrung über den Zustand der einzelnen Hochstifte Deutschlands und deren gegenseitige Verhältnisse, durch welche auch der politische Zustand der deutschen Stämme so manche Erläuterung erhält, zu gewinnen. Ja, der so wichtige Zweig der historischen Literatur über die deutschen Hochstifte hat bis dahin ganz brach gelegen und scheint in Folge des Aufblühens der politischen Specialgeschichten Deutschlands erst jetzt seinen Anfang zu nehmen“: — so wird ihm gewiß jeder Beobachter der Geschichtswerke, die über deutsches Land und Volk bis jetzt erschienen sind, Recht geben. Man wird aber auch daraus entnehmen können, wie weit die Kenntniß und Darstellung unserer Volksgeschichte noch von ihrem Ideale entfernt sind, wie viel noch zu thun übrig ist und welche Schwierigkeiten von deutschem Fleiße im Interesse der Geschichte des deutschen Mittelalters noch überwunden werden müssen. Und die Behauptung geht wol nicht zu weit, daß eine Geschichte Deutschlands in dieser Zeit nur dann erst sich einer wünschenswerthen Vollständigkeit werde rühmen dürfen, wenn die Quellen vollständig bekannt, geprüft und benützt sein werden, die von seinen Volksstämmen und Gauen, dann von den Hochstiftern und weltlichen Territorien, woraus die neuern Staatsgebiete hervorgegangen sind, Zeugniß ablegen. Der Gang unserer Geschichtsforschung scheint deshalb vorzugsweise den analytischen Weg, der eine Zeit lang herrscht von Einzelnen betreten worden ist, einschlagen zu müssen, um dann auf synthetischem Wege ein möglichst vollständiges Ganze bilden zu können. Deutschlands Geschichte würde auf diese Weise in drei große Abschnitte zerfallen *): in die älteste Stamm- und Gauenverfassung, in die

darans hervorgehenden weltlichen und geistlichen Territorialherrschaften und endlich in die darauf entstandenen neuern weltlichen und geistlichen Staaten bis zur Auflösung des deutschen Reiches. Und dies scheint in der That auch der Gedanke zu sein, in welchem der Plan des Verf. wurzelt, eine specielle deutsche Geschichte zu schreiben, der das vorliegende Werk, welches auf vier bis fünf Theile berechnet ist, zur allgemeinen Grundlage dienen soll. Schon Pflüger's „Deutsche Geschichte“ verräth eine ähnliche Tendenz, ohne diese jedoch mit einer gewissen Festigkeit zu verfolgen. Diese neue historische Darstellung unterscheidet sich von der gewöhnlichen dadurch, daß, während die letztere ihren Entwicklungsengang und chronologische Einteilungen an gewisse Äußere durch ihre Merkwürdigkeit ausgezeichnete Ereignisse knüpft, die erstere ein geographisches, ethnographisches und politisches Princip zu ihrem Führer wählt: Land, Volk und Staat bilden die Grundlagen dieser historischen Methode.

Lesenswerth ist die Einleitung zum ersten Theile unter der Überschrift: „Die Naturbildung Deutschlands.“ Sie zeigt recht deutlich die Bedeutsamkeit geographischer Verhältnisse für ein Volk und seine Geschichte. Dabei ist jedoch der Einfluß des Hegelianismus nicht zu verkennen. Schlußlich müssen wir noch dem Verf. das Zeugniß geben, daß er die reiche, zum Theil aber zerstreute Literatur, deren Benutzung ihm oblag, fleißig gesammelt und höchst verständlich für seinen Plan benützt hat, und schon aus diesem Grunde wird Jeder, der sich mit deutschen Geschichtsstudien beschäftigt, sein Werk zu Rathe ziehen müssen. Bei diesem Fleiße in der literarischen Sammlung und bei den zahlreichen Citaten hat es uns indes gewundert, zu Ende des zweiten Theiles, in dem Abschnitte, der von Karl dem Großen handelt, Ideler's Ausgabe von Einhard's „Leben Karl's des Großen“, die mit einem schönen gelehrten Apparate ausgestattet ist (2 Bde., Gotha 1839), nicht erwähnt zu finden. Ob dem Verf. die Ausgabe desselben Biographen von Zeulot (Paris 1841) bereits bekannt gewesen ist, als er den zweiten Theil seines Werkes erscheinen ließ, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Die von diesem Herausgeber benutzten Manuscripte sollen sogar noch besser sein als die, welche Perg seinem Texte zum Grunde gelegt hat. Wir sehen übrigens der Fortsetzung des vorliegenden Werkes mit Verlangen entgegen.

Karl Zimmer.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Als Fortsetzung seiner „Histoire de France sous Louis XIII“ gab A. Bazin jetzt eine „Histoire de France sous le ministère de cardinal Mazarin“ in zwei Bänden heraus. Von J. J. Barrau erschien in zwei Bänden: „Histoire politique des peuples musulmans depuis Mahomet jusqu'à nos jours; suivie de considérations sur les destinées futures de l'Orient“; vom Grafen David Frolsch: „Des différends entre les nations civilisées et de leurs causes“, eine Schrift, deren erstes Capitel philosophische Bemerkungen über die Politik im Allgemeinen enthält, das zweite die nordeuropäische Politik, das dritte England, das vierte Deutschland u. s. w. behandelt; von J. Lehuou, Prof. an der wissenschaftlichen Faculté zu Rennes: „Histoire des institutions mérovingiennes et du gouvernement des Mérovingiens jusqu'à l'édit de 615.“

Von Ste.-Beuve's „Port royal“ erschien der zweite Band, worin über die letzten Jahre und den Tod St.-Cyran's, über Arnauld, Frau von Andilly und Frau von Sacy, ferner über das erste Auftreten Pascal's Bericht erstattet wird. Dieser zweite Band enthält eine Menge bisher ungedruckter Geheimgeschichten und eine literarisch-philosophische Kritik Balzac's und Montaigne's, welche ihrer Tiefe und Gründlichkeit wegen sehr gerühmt wird.

2.

*) Der Verf. nimmt deren fünf an, die er zusammen Ueberlegung der deutschen Geschichte nennt; sie fallen im Wesentlichen mit den von uns angegebenen Abschnitten zusammen.

Freitag,

Nr. 98.

8. April 1842.

Mein Weg in Dante's Fußstapfen. Nach J. J. Ampère bearbeitet von Theodor Hell.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

Avellana. Ein Kloster in den Apenninen, von Dante ausgezeichnet in „Paradiso“ XXI, 109. Hier hat sich Dante eine Zeit lang aufgehalten. Das Andenken daran, welches eine Büste des Dichters und Inschriften ehren, ist so fest gehalten worden, daß man noch die Zellen kennt, wo Dante gewohnt hat. Die Stelle zu betreten, wo vor Jahrhunderten ein großer Mensch gewandelt, ist doppelt ergreifend, wenn alle örtliche Erscheinungen derselben und das Leben daselbst noch so unverändert die nämlichen sind, als dies bei einem klösterlichen Aufenthalte der Fall zu sein pflegt. In dem ganzen Abschnitte spricht sich diese Stimmung aus. Man sehe z. B. die wirklich ergreifende Stelle S. 96:

Ich verließ zu Nacht das Kloster und setzte mich auf ein Felsstück ein wenig oberhalb desselben. Man gewährte den Mond nicht, der noch hinter den ungeheuren Bergen verborgen, aber einige minder hohe Gipfel derselben sah man schon von seinen ersten Strahlen beleuchtet. Mitten durch das Dunkel brangen die Gesänge der Mönche bis zu mir und mischten sich mit dem Weckern einer Ziege, die sich in den Bergen versteigen hatte. Durch die Fenster im Chor erblickte ich einen weißgekleideten Mönch, kniend im Gebete. Ich dachte mir, daß Dante vielleicht auch auf diesem Steine gesessen und diese Felsen betrachtet, diesen Mond gesehen und diese Gesänge gehört, immer dieselben wie der Himmel und die Berge.

Rom. Ungewiß kann sein, wie oft Dante in Rom gewesen. Wäre er aber auch daselbst nur in dem J. 1300 gewesen, so mußte schon die große Bedeutung dieses kirchlichen Jubeljahres, eine Bedeutung, die Dante dadurch anerkannt hat, daß er in dasselbe die Zeit der Wanderung durch die außerirdischen Reiche verlegt, Alles, was er dort gesehen, ihm doppelt wichtig erscheinen lassen; auch schrieb er in dem „Convito“ (Hr. Ampère nennt dies Bergöfterung, in der die entschiedensten Enthusiasten nicht weiter gehen könnten): „Ich bin überzeugt, daß die Steine seiner (Roms) Mauern, sowie der Boden, auf dem es ruht, mehr, als man es allgemein glaubt, der Verehrung würdig sind.“ Dennoch findet sich von Allem, was ihm in Rom anschaulich geworden, nur der Monte Jordano, Monte Malo, jetzt Monte Mario und die elf Fuß hohe Pina, nicht Pigna, erwähnt. (Inf. XVIII, 28; XXXI, 60. Par. XV, 109.)

Eine solche, dem Enthusiasmus für die Ruinen des classischen Alterthums, wie er in unsern Tagen zu einem Glaubensartikel geworden ist, auffallende Enthaltensart veranlaßt Hr. Ampère S. 109 zu der Bemerkung, es lasse darüber nur so viel sich sagen, daß damals das Gefühl für Ruinen nicht vorhanden gewesen sei, und allerdings sei dasselbe ziemlich neu, nicht gehe es in der französischen Literatur über Bernardin de St.-Pierre zurück.

Ref. scheint sich darüber mehr sagen zu lassen. Was wir als classisches Alterthum mit kanonischem Ansehen ausgestattet haben, das war als ein solches noch gar nicht in das Bewußtsein des italienischen Mittelalters der Tage Dante's getreten. Dante's großartige Zeit glich dem ältesten Alterthume, einer Frühlingsperiode der Menschheit, war zu bestrebungsreich, zu mannichfach und tief angeregt, als daß sie gleich einer wol unstreitig sichtbar alternden Periode das Bedürfnis hätte empfinden können, an Ruinen und Trümmern der Vergangenheit sich zu erwärmen. Nicht uninteressant ist auch die Bemerkung, daß in der „Divina commedia“, obschon Dante von seiner Republik zu mehrmaligen Sendungen nach Neapel ist gebraucht worden, dennoch außer vom Monte Cassino (Par. XXII, 37) keine Localität, welche in Italien südlicher als Rom wäre, sich ihrer Lage nach beschrieben findet. Wenn dessenungeachtet Dante in seinen Gleichnissen einen unendlichen Reichtum an trefflichen, aus der landschaftlichen Natur entnommenen Bildern bewahrt, so findet Ref. hierin den Beweis, daß seine Auffassungsgabe zu mächtig war, als daß sie eines weitem Reviers für poetische Bilderjagd bedurft hätte. Die wenige Ausbeute, welche Rom dem Zwecke des Verf. bot, hat ihn veranlaßt, in diesem Abschnitte Vieles zu erwähnen, wovon man in Bezug auf Dante sich zum Theil genügende Kenntniß verschaffen kann, auch ohne in Rom gewesen zu sein, unter andern das dem Giotto zugeschriebene Gemälde hinter einem Pfeiler von S. Giovanni del Laterano, vorstellend den im „Inferno“ hart mitgenommenen Papst Bonifaz VIII., wie er dem Volke das Jubiläum verkündet, ingleichen das jüngste Gericht von Michel Angelo und Charon's unverkennbar der „Divina commedia“ entnommene Darstellung auf gedachtem Bilde. Von letzterm Gemälde geben vorhandene Kupferwerke sehr veranschaulichende Nachbildungen. Bei der Klage (S. 114) daß ein Exemplar der „Divina commedia“ verloren gegen

gen sei, das Michel Angelo befehlen und das dieser mit Zeichnungen nach Dante habe geübt gehabt, hätten wol eine Erwähnung zwei Sonette des großen Künstlers verdient, welche beide den Dante apothrosiren. In dem einen nennt ihn Michel Angelo geradezu den größten aller Sterblichen, die es je gegeben. Was, können auf solche Autorität gestützt, die Verehrer Dante's fragen, brauchen wir mehr Zeugnisse?

Sehr wahr ist die Bemerkung S. 101, daß Dante bald Lobeserhebungen, bald Flüche und (so liest man in der Uebersetzung) Schimpfreden an Rom richtet. Beides ist sehr erklärlich. Das Rom in dem Sinne, welchen Dante mit dessen Bestimmung verbindet, war ein anderes als das Rom, dessen Eingriffe in des Reiches Gerechtsame Dante allüberall bekämpft. Schimpfreden möchte nicht der angemessene Ausdruck sein. Schwerlich würde man so benennen, was Luther gegen Rom gesagt hat; und wenn sich Dante allerdings wenigstens ebenso stark als dieser ausdrückt, so thut er es dennoch überall in einem Style, dessen großartige Würdigkeit man hin und wieder in der Sprache Luther's vermisst. Auch möchte sich nicht sagen lassen, daß jene Lobeserhebungen „abergläubische Verehrung und mystische Anbetung“ eingeflößt habe. Daß die Reformation, somit aber auch die Spaltung der Kirche weltgeschichtliche Nothwendigkeit werde, dies wäre vermieden geblieben, wenn Rom zu Anfange des 16. Jahrhunderts auch nur einigermaßen in der Wirklichkeit gewesen wäre, was es in den Ideen Dante's zu Anfange des 14. Jahrhunderts sein sollte.

Dreieto und Bologna. Ersteres veranlaßt Hr. Ampère über des Luca Signorelli, des Vorgängers Michel Angelo's, daselbst befindliches jüngstes Gericht und verschiedene in demselben aus der „Divina commedia“ entnommene Darstellungen zu sprechen. Wer jenes Gemälde gesehen hat und den Dante kennt, wird schwerlich durch des Hrn. Ampère Worte darüber zu neuen Betrachtungen angeregt werden, und auch wer es nicht gesehen hat, der kann jene Worte entbehren, da ein davon vorhandener Kupferstich ihm unstreitig bessere Dienste leistet.

Von den Romagnolen, denen Dante vorwirft (Purg. XIV, 99), zu Bastarden geworden zu sein (tornati in bastardi), rühmt Hr. Ampère den kräftigen Sinn, und daß man in der Romagna wage, öffentlich das Wort Freiheit auszusprechen, wonach der Wunsch in Aller Herzen lebe. Der hängende Thurm della Garisenda in Bologna hat Dante (Inf. XXI, 136 fg.) zu einem trefflichen Gleichnisse gedient. Es könnte scheinen, daß hier der berühmte, ebenfalls hängende Glockenthurm in Pisa dem Dante näher gelegen hätte. Allein Hr. Ampère datirt jenen Thurm vom J. 1110, wogegen dieser erst nach Dante's Tode ist vollendet worden. Auch bemerkt er, noch in andern Städten, z. B. Verona und Venedig, gäbe es solche hängende Thürme, und überall rühre diese Erscheinung ganz einfach davon her, daß der Grund gewichen sei. Ref. hat von glaubwürdigen Munde vernommen, in keiner andern Stadt Italiens finde man etwas Ähnliches, und

in einer kleinen umlängst zu Pisa erschienenen Schrift werde berichtet, schon während des Baues habe der dortige hängende Thurm sich nach einer Seite geneigt; dadurch habe man sich aber in dem Weiterbaue nicht stören lassen, weil man im voraus gewiß gewesen sei, daß kein wirklicher Schaden dadurch entstehen könne. S. 124 äußert sich Hr. Ampère, wie in der bolognesischen Schule der Sinn für Dante untergegangen sei. In der Kirche des heiligen Petronius, im 14. Jahrhundert erbaut, sah er ein Gemälde von der Hölle, seinem Urtheile nach, in würdigen, dem Dante verwandten Geiste ausgeführt, wogegen andere, den Zustand der Seelen in der andern Welt schildernde Gemälde in der 1611 erbauten Kirche des heiligen Paulus einen davon ganz verschiedenen Charakter haben. Ein Feuer von Gurrino ist schlechthin ein Feuer, in dem Büßende sich sichtbar unbehaglich fühlen. Das ist im Vergleich mit den plastischen und pittoresken Mannichfaltigkeiten des „Purgatorio“ ein kläglicher Rückschritt der Kunst. Von Lodovico Carracci's Paradiese sagt Hr. Ampère S. 125:

Was das Paradies von Lodovico Carracci betrifft, so hat der Bolognese nicht mit der allerdings sehr großen und selbst von Flaxman selten überwundenen Schwierigkeit gekämpft, das mystische Paradies, das Dante aus Licht, Harmonie und Liebe schuf, den Augen darzustellen. Statt der leuchtenden Sphären, welche in dem dritten Theile der „Divina commedia“ die seligen Geister bilden, hat sich Lodovico Carracci darauf beschränkt, Engel zu malen, die auf verschiedenen Instrumenten spielen. Diese Engel sind junge, hübsche, in einer Musikstunde sehr fleißige Leutchen. Einer davon ist mit einer ungeheuern Posaune bewehrt. Es ist weit eher ein Liebhaber- als ein Paradiesconcert.

Die Bemerkung von dem mystischen, aus Licht, Harmonie und Liebe geschaffenen Paradiese des Dante ist ungenau. Hr. Ampère muß ganz den XXXI. Gesang des „Paradiso“ vergessen gehabt haben, wo die Heiligen des Alten und des Neuen Testaments auf Stufen, welche gleich den Blättern einer Rose untereinander abgestuft sind, sich in persönlicher Gestalt sichtbar zeigen. Keine Schuld hat also Dante's „mystisches“ Paradies daran, daß nicht selbst Carracci etwas Besseres als ein Liebhaberconcert angefertigt hat.

Nicht mit Unrecht scheint Hr. Ampère Michel Angelo und Rafael als die Letzten zu bezeichnen, in welchen noch die traditionelle Danteske Kunst durchleuchtet. In Rafael und seiner Zeit ist unstreitig noch der rechte Sinn für Dante lebendig gewesen. Zwar stellt auch ihn Rafael in den Stützen auf den Parnas, er hat ihn dort aber auch unter die im Streite über das heilige Sacrament begriffenen Theologen gestellt, und als Unterschrift die Worte aus Dante's Grabchrift wiederholt: „Theologus Dantes nullius dogmatis expert“, jedoch hier sein Haupt ebenfalls mit der Lorberkrone geziert. Also auch dem Rafael erschien Dante als Lehrer der höchsten kirchlichen Wahrheit und seine Poesie als das Organ, durch welches jene Wahrheit den Sterblichen zur Anschauung gebracht war.

(Der Beschlus folgt.)

Romanenliteratur.

1. Bertrand von Kergoet. Nach Horace de Viel Castel. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 2 1/2 Mgr.

Die dem Roman vorausgehende Karze an Herrn de Champpeaux deutet die politische Richtung dieses verdienstvollen Werks an. Sie enthält folgende kraftvolle Stelle: „So sage ich denn dem Adel Frankreichs, dem Adel der Provinz St.-Germain, oder dem Adel der Provinz, dieser großen Körperschaft von Gütebesitzern, diesem durch den Besitz von Landgütern so mächtigen, des Einflusses so fähigen Landadel: Ihr habt in Eurer Pflicht gefehlt; Ihr seid zum großen Theil an all dem Übel, das seit zehn Jahren über uns gekommen ist, Schuld; Ihr glaubt, Euch von den Wahlkämpfen fern halten zu können, Ihr glaubt, es sei einer Partei erlaubt sich abzusondern und dem Wirrwarr, dem Unglück des Landes wie ehemals einem Turner beizuwohnen. Aber Ihr habt Unrecht, und ich sage es Euch mit trübseligerem Herzen: Ihr habt gefehlt, Ihr seid schuldig. Ihr seid verantwortlich! Ihr, die Ihr seit zehn Jahren die politischen Kämpfe verlassen habt; wer Ihr auch seid und welche Motive Ihr auch haben möget, Ihr seid verantwortlich für die schlechte Richtung der moralischen Ordnung, für die falschen Principien und für die Verirrungen der Wähler. Ihr seid verantwortlich für die revolutionären Schriller, deren Earm noch nicht Euch aufzuräumen im Stande war. Ihr seid verantwortlich für diese in unsern Straßen abgehangenen Marterkaisen und für diese Gemeuten, die unsere öffentlichen Plätze oft mit Blut besprengen.“ Der Roman selbst deutet die Wunden des armen Frankreichs auf und stellt die verschiedenen, es in seinem Innern zerreißenden Parteien sich gegenüber, den alten Royalisten, der für die Bourbons Blut und Vermögen opferte und von den rückkehrenden Bourbons vergessen und zurückgesetzt ward, den Emporkömmling der Revolution, der sein Glück gemacht hat. Vergangene und gegenwärtige Zustände und Stimmungen werden besprochen. Der Roman leidet indes selbst an den Verzerrungen der neuen französischen Literatur. Der junge Bertrand von Kergoet liebt ein Fräulein Mervin und hofft auf die Erlaubniß seines Vaters, sie zu heirathen. Der Vater des Mädchens war bei der revolutionären Partei, hatte früher am Kergoet's Mutter geworben und war verschmäht worden; um sich zu rächen, befehlt er, während Kergoet in der Revolverkämpfe, das Schloß und droht sich des Kindes zu bemächtigen, wenn die Frau sich ihm nicht in Liebe ergibt. Sie rettet ihr Kind und stirbt dann vor Reue und Scham. Dieses Ereigniß scheint allerdings bedeutend genug, um den Haß des alten Kergoet gegen die Familie Mervin zu begründen, und das junge Paar wird getrennt. In einem unendlich langen Briefe verkündet die Geliebte, daß sie einen Andern heirathet, und der junge Kergoet weicht sich, trotz der traurigen Erfahrungen von der Unabbarkeit der Familie Bourbon, abermals ihrer Sache und kämpft für die Herzogin von Berri in der Vendée. Die Sache geht verloren, er wird verbannt und hofft jenseit des Meeres ein Asyl zu finden; auf dem Wege nach dem Schiffe erreicht ihn aber die Kugel eines ihm persönlich feindlichen und republikanisch gesinnten Nachbarn und er stirbt. In Frankreich mag dieser Roman nun manchen Anklang finden, indem der Parteihaß überall Funken des Interesses schlagen muß, auch manche Übergangszustände lebhaft geschildert sind. Für Deutschland hat er aber wenig Anziehendes und Ref. begreift nicht, was zur Übersetzung veranlaßt haben mag.

2. Die beiden Familien, oder das Schloß von St.-Felix. Vom Baron von Lamothé-Langon. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesch. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.

Die eine dieser Familien ist eine alt aristokratische, mit Orden, Ehrentiteln und makedonischer Hnenreihe, doch mit heruntersunkenem Vermögen, die Barone von Pamier, während

die andere Familie einen gewissen Lapeyre zu ihrem Haupt hat, der wegen eines Diebstahls die Vaterstadt verlassen mußte und nun nach vielen Jahren, nachdem die Revolution (die als echte Erbe so Vieles in Vergessenheit gebracht, was für die Gerechtigkeit bestimmt schien) auch seine Verhältnisse umgewandelt hat, Kirchengüter erstand und als reicher Mann mit Sohn, Schwiegertochter, zwei erwachsenen Enkeln und einer Enkelin wieder in St.-Felix einzog. Die Schilderung der Eigenthümlichkeiten der beiden Familien ist in den ersten Capiteln gut gehalten und der Roman verspricht allerdings Manches, was er nicht hält, denn er artet in seinen Begebenheiten zu einem ganz gewöhnlichen Roman aus, dessen breite, in die Länge gezogene Erzählung wenig Stoffinteresse entwickelt, während sie den Gang der Romanbegebenheiten hemmen. Im Französischen mag er sich besser lesen als in der deutschen zwar richtigen, doch nicht schönen Übersetzung, wo man die knarrenden Klänge der Perioden oft nicht überhören kann. Die zwei Enkel des Emporkömmlings, der den Namen St.-Aurele angenommen, lieben die junge Gräfin und sie reicht dem jüngern ihre Hand. Frau von St.-Aurele aber entbrennt in ehebrecherischer Neigung für den jungen Vicomte und verlockt ihn zu einem strafbaren Verhältnisse. Man sieht ihn des Nachts aus dem Lapeyrell'schen Hause kommen und klagt die Tochter Mathilde, ein lebenswürdiges, unschuldiges Mädchen, des Unverständnisses mit dem Vicomte an. Seine Weigerung, die Ehre des Mädchens, das er liebt und von dem er geliebt wird, wiederherzustellen, zieht ihm manche bittere Vorwürfe zu; nur das Mädchen selbst, welches das Geheimniß des strafbaren Verhältnisses ihrer Mutter weiß und dieses als unübersteigliches Hinderniß der Verbindung erkennt, spricht ihn frei. Es findet sich indes, daß Mathilde nicht die Tochter der Frau von St.-Aurele, sondern die eines spanischen Großen ist; so löst sich das Ganze zu allgemeiner Zufriedenheit und Frau von St.-Aurele geht mit einem Engländer davon. Die Klatschereien der Kleinstädter von St.-Felix über die beiden Familien und deren Thun und Treiben sind oft recht humoristisch, stellen sich aber allzu häufig ein. Eine charakteristische Bemerkung über kleine Städte hat Ref. als sehr wahr und noch nicht allgemein bekannt hier herausgehoben: „Gewöhnt an die Verauschungen des Reichthums, an die Wichtigkeit, die derselbe in Paris verleiht, verstand Lapeyre nicht die falsche und untergeordnete Stellung, welche ihm die Meinung in St.-Felix auferlegte. Er wußte nicht, daß der Stolz den Menschen über seine Armut tröstet und daß diese in der Provinz und vor allem in den kleinen Städten so weit getrieben ist, daß ein Fremder oder Einheimischer, wollte er alle Tage in der Woche offene Tafel halten, in keinem ehrbaren Hause, selbst nicht in dem niedrigsten, die nöthige Anzahl von Schmaragern zu finden vermöchte, die zu einem Mahle von 12 oder 18 Gedecken unentbehrlich ist. Die wahre Gleichheit besteht in den kleinen Städten, das Gleichgewicht lastet auf jeder Kaste und Niemand vermag dasselbe zu seinen Gunsten zu lästern.“ Wenn nun auch dieses Werk nicht ganz ohne Verdienst, der Verf. nicht ganz ohne Talent ist, so muß Ref. doch eingestehen, daß es nicht des Übersetzens werth war.

3. Fräulein von Verdun. Von dem Grafen Viel Castel. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Mgr.

Fanny Tarnow hat große Verdienste als Übersetzerin — die schöne, immer dem Gegenstande angepasste Sprache, die jetzigen Fauch des Auslandes bannt —, sowie auch die Wahl der Werke, die sie ihren Landsleuten übergibt. Der Graf von Viel Castel gehört zwar zu den allzu redseligen französischen Schriftstellern der neuern Zeit, er blutet an der aristokratischen Wunde und seine Werke sind die Adressen, durch welche das entzündete Herzblut entströmt. Die lange Zuweisung an den russischen Prinzen Westschersky ist die Vornette, durch welche man dieses Product lesen muß. „Ehemals gab es in Frankreich eine mächtige, stolze, adelige Aristokratie, die das glän-

gende Wappenschild des ganzen Volks war; in ihr ehe man das Volk. Heuteutage verbleiben nun die Farben dieses Wappenschildes und diese Aristokratie, auf die wir so stolz waren, stirbt ab." Daß diese Aristokratie nicht nur durch die Verhältnisse und Begebenheiten zu Grabe getragen wird, sondern selbst sich dahinschleibt, das ist es, was den Grafen zur Eiselung der Vorstadt St.-Germain aufreizt. Er sucht die Quelle der Verderbnis in der Centralisation, welche aus Paris Frankreich macht und Paris jene Anziehungskraft verleiht, deren Opfer das ganze übrige Frankreich ward. „Dieses unglückliche System der Centralisation hat im Verlauf von 200 Jahren Frankreich eine andere Physiognomie gegeben und alle Zustände durchaus verändert; vielleicht haben unsere Industrie und unser Handel dabei gewonnen, allein was ist aus der Moralität des Volks geworden? Wer wird diesem Volke seinen Glauben und seine Ehrfurcht wiedererschaffen? Industrie und Handel haben schon oft, wenn sie nur zur Beförderung egoistischer Interessen gedient haben, Nationen ins Verderben gestürzt, denn der Tag, wo ein Volk den Sinn für das Geistige ganz verliert und durchaus nur noch dem Materialismus frohnt, ist auch der, an dem das Schicksal desselben erfüllt ist und wo es aus der Reihe der starken und mächtigen Völker verschwindet." Die Vorstadt St.-Germain nennt der Verf. „eine alte aristokratische Ruine der Gesellschaft eines andern Jahrhunderts, die sich nicht mehr der Traditionen aus ihrer Jugendzeit erinnert und auch nicht aus der Gegenwart eine Lehre für die Zukunft zu ziehen versteht. In der Vorstadt St.-Germain sind die Tugenden mehrertheils nur äußerer Schein und die Laster allein unbestreitbare Wahrheit." Die Angriffe des Grafen viel Gasfel auf die Vorstadt St.-Germain sind größtentheils gegen Frauen gerichtet. „St.-Germain ist eigentlich nur ein großer Salon, wo um der immerwährenden Repräsentation willen Glaube, Tugend, Freiheit, kurz, alles aufgeschöpft wird. Die Frauen sind die Beherrscherinnen dieses Reichs, von denen jede Bewegung ausgeht; in der Vorstadt St.-Germain legen die jungen Frauen den Grund zu dem Ruine eines Mannes und der Weisheit der ältern Frauen begründet ihn vollends. Von den Frauen allein geht der Ton eines Zeitalters aus und sie allein bilden die Sitten desselben und geben einem Jahrhundert das Gepräge von Galanterie, Ritterlichkeit oder Sittenlosigkeit, wodurch es sich auszeichnet. Denn in jeder Kategorie bleiben sie immer das Ziel, das die Leidenschaften der Männer zu erreichen streben, und die Belohnung, welche sie wünschen. Wenn man also ein Zeitalter studiren will, so muß man mit den weiblichen Elementen der Gesellschaft und unserer Zeit die Studien beginnen, und die Geschichte des weiblichen Geschlechts wird uns den Geist des Jahrhunderts besser erklären, als alle philosophischen und historischen Werke es zu thun vermögen. Die Frauen des 19. Jahrhunderts sind ebenso wenig ausgezeichnet unsittlich als ausgezeichnet tugendhaft. Sie haben nicht viel Sinnlichkeit und auch nicht viel Herz, aber von beidem ein wenig." Viel Gasfel spricht den Frauen von St.-Germain die Fähigkeit einer wahrnen, edeln Liebe ganz ab; die meisten besitzen mehr Koketterie als Herz, mehr Seelendürre als Sinnlichkeit. „Leicht würde es sein, eine Frau zu finden, welche fähig ist, die Knospe an Eurer Wette zu zählen, während alle Schätze Eures Herzens, die glühendste Begeisterung der Jugend anbetend Ihr zu Füßen legt, oder auch eine mit Sinnen und Herz begabte Frau, in deren Seele aber die Sucht zu glänzen so vorherrschend ist, daß sie ihr alle Freuden des Daseins und die leidenschaftlichste, glühendste Liebe, mit der sie sich geliebt fühlt, unbedenklich zum Opfer bringen wird. Solche Frauen voll Anmuth und Liebenswürdigkeit sind die Armeen jenes Rinaldo, den nichts aus seinem Schlummer zu wecken vermag und den man ehemals den Adel Frankreichs nannte." Ref. meint nun, es sei eine Eigenthümlichkeit des 19. Jahrhunderts, welche sich in allen Ländern und in allen Kreisen geltend macht, daß der Verstand die Oberherrschaft über das Herz an sich gerissen hat und Männer wie Frauen den blinden

den Leidenschaften den Staat zu fassen und der Vernunft das Hauptregiment einzuräumen sich bemühen. Freilich sind Egoismus und Materialismus auch Zweige dieser göttlichen Vernunft und die Menschen werden latter wie unsere Sommer. Marie von Werbun gehört indess zu den Frauen, die fromm und tugendhaft in die Welt eintreten und den tiefen Schmerz des Verlustes aller ihrer Illusionen bitter durchempfinden müssen.

4. Die Witwe. Von Frances Xolope. Nach dem Englischen von Friedrich v. L. Fünf Theile. Stuttgart, Weiss u. Stoppant. 1841. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieser humoristische, anmuthige Roman von der heillosen Witwe wird der Leswelt als äußerst unterhaltend und anziehend empfohlen; sowohl die Zusammenstellung der Begebenheiten, als die der Charaktere, ist wohl gelungen und die Übersetzung ertheilt Anerkennung.

Historische Miscellen.

Das bekrafte Ledermaul.

Es ist allgemein bekannt, wie freigebig Karl der Große gegen die Geistlichkeit war, weil er durch die Hebung dieses Standes auf die Civilisirung seines Volkes am kräftigsten wirken zu können glaubte. Er ließ sie aber auch oft seine Selbstüberlegenheit fühlen und geistelte sie mit bitterem Spott, oder auf eine launige Weise, sobald er eine gegründete Ursache dazu hatte. Unter Anderm führte er, wie uns der Monachus Sangallensis erzählt, einen Bischof, der ein ungemeines Ledermaul war, auf folgende Weise an. In der Nähe dieses Bischofs wohnte ein reicher Jude, der oft in die Evange reiste und allerlei Kostbarkeiten und Seltenheiten von da mitbrachte. Diesen berebete Karl, den Bischof auf irgend eine Art so zu betrügen, daß seine Lederhaftigkeit lächerlich gemacht würde. Der Jude fand sich gleich bereit, dem Kaiser diesen Dienst zu erweisen. Er nahm eine in allerhand Gewürz eingemachte und dadurch unkenntlich gewordene Maus, wickelte sie, als einen höchst kostbaren orientalischen Lederbissen, sorgfältig in seine Seide ein und bot sie dem geringen Bischof zu einem enorm hohen Preise an. Nach langem Handeln zahlte endlich der geistliche Lüstling die außerordentliche Summe, die der Jude alsbald, wie es verabrebet war, dem Kaiser selbst einhändigte. Nicht lange nachher entbot Karl die Bischöfe der Provinz und die weltlichen Beamten zu sich, um öffentliche Angelegenheiten zu berathen. Als diese Berathungen geschlossen waren, ließ Karl das Seid herbeiholen, erzählte den Streich und beschämte so den Bischof öffentlich.

Der heilige Bernhard.

Als Bernhard von Clairvaux auch zu Speyer die Kreuzzüge predigte, redete ihn, als er in den Dom trat, ein hölzernes Marienbild in französischer Sprache mit den Worten an: „Willkommen, Bruder Bernhard!" — „Schönen Dank, meine Gnädige!" erwiderte er ihr, bestieg sodann die Kanzel und predigte mit seinem gewohnten Feuerreifer. Der Zulauf war so groß, daß Kaiser Konrad III. den heiligen Mann auf seinen eigenen Armen aus der Kirche trug, damit er im Gedränge nicht erdrückt würde.

Fein des gesinnung.

Bekanntlich hatte der Erzbischof Dietrich von Köln mit Herzog Adolf von Kleve in fast beständiger Feindschaft und Feinde gelebt. Kaum war Adolf gestorben, als Jemand, in der Hoffnung, eine reiche Belohnung zu erhalten, eiligst nach Köln ritt und dem Erzbischofe die Nachricht frohlichen Gesichts überbrachte. In edlem Unwillen rief dieser aus: „Was treibt dich dazu an, mir den Tod eines Mannes, dem an Reichlichkeit und Tapferkeit Keiner gleich kam, mit so häßlicher Freude zu melden?" Kehrete dem Glenden den Rücken zu und ließ ihn leer abziehen.

22.

Sonnabend,

Nr. 99.

9. April 1842.

Mein Weg in Dante's Fußstapfen. Nach J. J. Ampère bearbeitet von Theodor Hell.

(Schluß aus Nr. 98.)

Mantua. Man möchte meinen, wirkliche und sogenannte Verehrer des Dante müßten darin übereinstimmen, daß bei keinem Dichter eine so ergreifende landschaftliche Beschreibung sich finde als die der Lage Mantuas, welche (Inf. XX, 61 fg.) mit den Worten: *suso in Italia bella giace un laco*, anhebt. Hr. Ampère spricht in dieser Beziehung von einer ausdrucksvollen etwas trockenen Kürze des florentinischen Dichters. Er ist natürlich auch in Pietola gewesen, der angeblichen Geburtsstätte Virgil's (Purg. XVIII, 83), und hat hier natürlich nichts gesehen als „ein italienisches Dorf, welches gerade so aussah wie ein anderes“. Schließlich erklärt auch Hr. Ampère die schöne Stelle (Purg. VI, 70 fg.), wo Virgil und Sordello sich als Landsleute erkennen, für eine schöne Stelle.

Verona, die Stadt, wo Dante während seines Exils bei den Scaligern gastfreundschafliche Aufnahme fand. Folgendes ist Dasjenige, was uns in diesem Abschnitt bemerkenswerth schien. Das *correre il drappo verde* (Inf. XV, 121), das Dante in Verona gesehen, wurde an dem davon benannten Thore del palio (ein Stück reichen Stoffes, bestimmt zum Preise bei einem Wettlaufe), und zwar am ersten Fastensonntage gehalten. Hr. Ampère sagt: „Unstreitig schrieb sich diese Sitte aus dem Heidenthume her, sowie das Wettrennen nackter Frauen, das später im mittäglichen Frankreich stattfand.“ Den ersten Theil der Bemerkung haben wir keinen Grund zu bezweifeln, und den letztern, in Beziehung auf Dante unwichtigen, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jenes Thor heißt jetzt *la stupa* (?). In Verona hat der Sage nach Dante 1320 in der Kirche des heiligen Anastasius eine theseis über Wasser und Feuer vertheidigt. Nicht findet dies Hr. Ampère und ebenso wenig findet Ref. es unglaublich, indem Dante nicht als großer Philosoph würde gegolten haben, wenn er sich nicht auch im Disputiren als Dialektiker hätte bewährt gehabt, und daß er das physikalische Wissen seiner Zeit inne hatte, beweist die „Divina commedia“ an mehr als einer Stelle. Wenn aber Hr. Ampère hier die Bemerkung macht: nur allzu viele Stellen finde man in der „Divina commedia“, wo die

Sprache des Dichters alle Mühe habe, sich gegen die Gewohnheiten des Scholastikers zu vertheidigen, so behauptet dagegen Ref., daß Dante's Sprache sich nirgend diese Mühe gegeben hat. Das heißt dem Dante die Ansichten einer spätern Zeit unterschreiben, wo die Reflexion Wissenschaft und Kunst in gesonderte Grenzen verwies. Hätte Dante nicht auch in der „Divina commedia“ Theoreme der scholastischen Philosophie darlegen wollen, so würde er, um nur eins zu erwähnen, darin nimmermehr, wie er ja doch gethan, von *qualitate* und *quiditate* der Dinge gesprochen haben.

Völlig neu und interessant war Ref. die S. 137 angeregte Frage, ob nicht das, „die Treppen (scale) anderer Auf- und Absteigen“, über dessen Bitterkeit Dante so rührend klagt, die Scaliger treffe; dies vielleicht, ohne daß Dante ihnen damit einen Vorwurf machen wollte. In der Kirche San-Firmino sah Hr. Ampère die von dem letzten Sprößlinge des männlichen Stammes Dante's den Söhnen desselben errichteten Denkmäler, das eine mit der Inschrift: *Peter Alighieri Dante III. (?), gelehrt im Griechischen und Lateinischen, unvergleichlich als Ehegatte*; auf dem andern: *Ludwig Alighieri IV., Rechtsgelehrter mit allen Tugenden geschmückt*. Dante's Töchter sind nach S. 142 in Verona als Nonnen gestorben.

S. 144 stellt Hr. Ampère die kühne Vermuthung auf, ob nicht der Anblick des Innern des Amphitheaters in Verona und dessen sich abstufoende Sige dem Dante die Idee zu seiner Darstellung der Hölle könnte angegeben haben.

Wenn Dante — liest man hier — es gleich mir von oben herab, bei schönem Mondschein, der alle Formen des Gebäudes klar erscheinen ließ, während die unmerkliche Aufstufung des Lichts die Tiefe noch zurückdrängte, gesehen hat, so hat unstreitig dieser Anblick mit dazu beigetragen, ihn die innere Bildung der Hölle erfinden zu lassen.

Das ist recht hübsch gesagt, aber auch eben nur hübsch gesagt. Ein Umhersuchen, ob nicht, weil und wenn es nun einmal eine Hölle gäbe, derselben diese oder jene Gestaltung sich am besten möchte anbliden lassen, kann dem Dante nur von einer unvollständigen Einsicht in das Wesen der „Divina commedia“ zugetraut werden. Sein ganzes theologisch-scholastisches System hätte anders sein müssen, wenn ihm die Hölle nicht wirklich gerade so und nicht anders gewesen wäre, als er sie beschreibt. Nur eins: durch Lucifer's Fall vom Himmel herab und dessen

Einschlagen in die eine Erdhemisphäre (Inf. XXXIV, 121 fg.) mußte die Hölle gerade so und zugleich durch die hiermit auf der Oberfläche der andern Erdhemisphäre eintretende Veränderung auch das Fegefeuer gebildet werden. Dies Alles greift systematisch ineinander, auf eine Weise, die Alles und Jedes auf gut scholastisch so gewiß feststellen will, als wäre es mit eigenen Augen geschaut worden.

Padua. Nach Virgil ist Padua von Antenor gegründet. Daß bei dem Verhältnisse, in welches wir den Ring und das Mittelalter zueinander gestellt finden, es nicht mehr bedurfte, um den Paduanern und dem Dante, der darum jene Antenori nennt (Purg. V, 75), die unumstößliche Überzeugung von Begründung der Stadt durch Antenor zu geben, versteht sich von selbst. Allein es überrascht, daß der alterthümliche Volksglaube sich mit der Frische erhalten hat, von welcher Hrn. Ampère folgender Vorfall einen Beweis gab. Auf dem Wege nach der Kirche des heiligen Antonius fand derselbe einen Schussflicker mit seinem Gewerbe in der Ruine eines römischen Gebäudes eingerichtet und erfuhr von ihm, dies wäre das Grabmal Antenor's, des Gründers von Padua. Dante hat während seines Exils sich längere Zeit in Padua aufgehalten, unweit der Laurentiuskirche, da (S. 149), wo sich jetzt ein literarisches Cabinet befindet. Noch ist vom J. 1306 in den Archiven eines Grafen Papasava ein Contract auf Pergament vorhanden, unter welchem steht: Fuit e testimoniis Dantinus de Alighieris qui nunc habitat Patavii in contracta (?) Sancti Laurentii. Dante beschreibt (Inf. XVII, 64) das Wappen der Scrovigni von Bologna. Noch wird daselbst Madonna Pietra di Scrovigni als eine Liebe Dante's genannt. Ein Scrovigni hat die Kapelle der Arena bauen lassen, wo sich die das jüngste Gericht darstellenden Fresken Giotto's befinden. Neben wenigen und minderbedeutenden aus der „Divina commedia“ in das Gemälde übertragenen Darstellungen findet sich auf demselben (Inf. XXV, 46 fg.) auch hier die Umwandlung des Menschen in Schlangen — genauer: in vierfüßige Drachen — und dagegen der Schlange in Menschen. Sehr richtig scheint S. 153 Hr. Ampère zu bemerken:

Giotto, der Zeitgenosse und Freund Dante's, hat ihn viel weniger nachgeahmt als Dugagna, der doch viel später kam. Man begreift dies: die Schöpfungen des Dichters mußten schon durch einen gewissen Zeitverfluß und Dauer der Bewunderung geweiht sein, um auf den Wänden der christlichen Tempel neben den Offenbarungen der Apokalypse oder den Gemälden aus dem Evangelium Platz zu ergreifen.

Jene Doppelumwandlung mochte wol die verdiente allgemeine Beachtung um so mehr finden, als dazu Dante selbst aufgefordert hat, indem er (Inf. XXV, 97 — 100) erklärt: vor der von ihm beschriebenen Doppelumwandlung müsse selbst Duld verstummen. In der Kirche degli Eremitani, Fresken des 1338 verstorbenen Guariente Padovano, Zeitgenossen des 1321 gestorbenen Dante, darstellend die sieben Planeten neben der Kreuzigung und Auferstehung. Über dieses Gemälde, welches wol möglich entstanden sein kann, ohne daß die „Divina commedia“ irgend

einen Einfluß darauf gedußert hat und das also besonders interessant dadurch ist, daß man die Vorstellungen des Zeitalters erblickt, wie dieselben waren, bevor Dante darauf eingewirkt hatte, sagt Hr. Ampère Folgendes:

Der Maler stellte die verschiedenen Zeichen des Thierkreises zu den Personen, welche jeden Planeten bilden. Ebenso trägt Dante fleißige Sorge, mit der genauesten Pünktlichkeit auf jedem Schritte seiner zugleich mystischen und kosmologischen Reise anzuzeigen, in welchem Zeichen des Thierkreises die Sonne stehe. In Padua wird der Mars durch einen Krieger dargestellt und Dante versteht die im Glaubenskriege umgekommenen Seelen in diesen Planeten. Guariente's Mond ist eine Frauensperson, die den Fuß auf zwei Weltkugeln setzt, dadurch den Unbestand anzuzeigen, der nach den astrologischen Vorurtheilen Allem zugeschrieben ward, was unter dem Einflusse dieses Gestirnes entstand. Dante hat unter Leitung derselben Vorurtheile die Seelen Derr, die unfreiwillig ihre Seelände brachen, ebenfalls in den Mond versetzt. Endlich ist die Erde mit einem Strahlenkreise umgeben, umstetig um die Feuerphäre anzudeuten, welche sie nach dem Systeme des Ptolemäus einschließt, dem auch Dante hierbei, wie in allem übrigen folgt. Der Dichter, der nicht gern eine Gelegenheit verläßt, um die weltliche Herrschaft des Papstthums anzugreifen, hätte die Kühnheit und bizarre Allegorie gewiß nicht verschmäht, womit Guariente unsern Planeten dargestellt hat. Er personificirt ihn nämlich unter den Zügen eines Mannes, der auf einem Throne sitzt, mit einer Krone gekrönt ist, in der Rechten eine Weltkugel und in der Linken einen Scepter hält, der in einem Krug endet. Das heißt doch deutlich genug die Ansprüche der Krone auf die Welt bezeichnen.

Hr. Ampère läßt dahingestellt, ob Guariente den Papst in Ausübung angemessener oder, was bei der kirchlichen Bestimmung des Gemäldes wahrscheinlicher ist, rechtmäßiger Gewalt begriffen hat darstellen wollen. Von Ezzelino, in Bezug auf welchen Hr. Ampère mancherlei sagt, nichts, wodurch über Dante (Inf. XII, 109) ein eigenthümliches Licht verbreitet würde.

Rimini. Hier findet sich nichts, was an Francisca erinnerte, ausgenommen der Palast der Malatesta. Den Abschnitt beschließt Hr. Ampère mit einer Bemerkung über San Marino, deren wörtliche Mittheilung unsern Lesern willkommen sein wird.

Unweit Rimini liegt die Republik San Marino, durch ihre Kleinheit und Dauer berühmt, ein Erbsäckchen des Mittelalters, das die Balge der monarchischen Ära zu zermalmen vergaß. Es kann dieser Zwergrepublik hier nur um deswillen Erwähnung geschehen, weil sie heutzutage ein einziges Proböhen von Dem liefert, was in den Zeiten, wo Dante schrieb, das allgemeine Leben Italiens war. Im Schirme des Namens ihres heiligen Patrons, durch ihre geringe Bedeutung und das Gold der Florentiner geschützt, hat San Marino bis zu unserer Zeit bestanden und zeigt uns jene Verbindung der Religion und Freiheit, welche der Charakter der italienischen Communen im 13. Jahrhunderte war. Nichts kann eine solche Verbindung lebendiger ausdrücken als die neue Rathebräde von San Marino. Die 7000 Einwohner, welche die Volkszahl dieses kleinen Staates ausmachen und eine jährliche Abgabe von vier Sous für den Kopf bezahlen, haben es doch dahingebacht, aus ihren Ersparnissen eine sehr schöne Kirche zu ersparen, die 150,000 Francs gekostet hat. Auf den Hauptaltar haben sie die Bildsäule ihres Nationalheiligen gestellt und ihm ein offenes Buch in die Hand gegeben, worauf das einzige Wort steht: Libertas.

Ravenna. Francisca's Geburts- und die Grabstätte Dante's, der dort bei den Polentani einen Zu-

fluchtort fand. Ein Ethel Mauer ist vielleicht das Überbleibsel des Palastes der Potentiani. Kein Denkmal ist in Ravenna, das aus der Zeit Dante's herstamme oder durch irgend eine Anspielung oder Erinnerung derselben sich anschliesse. Das Mittelalter, sagt Hr. Ampère, ist fast ganz von Ravenna entfernt; Alles rührt dort aus dem 5. und 6. Jahrhunderte her. Ravenna ist eine Probe von Byzanz unter Justinian. Schließlich spricht Hr. Ampère über das Denkmal des Dante, das länger als ein Jahrhundert nach dessen Tode (1482) von Bernardo Bembo, Podestà von Ravenna, für die Republik Venedig durch Lombardi errichtet, 1692 von Domenico Corfi, Cardinallegaten für die Romagna, restauriert und 1780 von dem Cardinal Gonzaga aus Mantua wieder völlig neu aufgerichtet wurde, ingleichen von dem bekannten Epitaphium: „Jura monarchiae, Superos, Phlegetonta lacusque Lastrando cecini etc.“ Die Inschrift des 18. Jahrhunderts nennt Dante den ersten Dichter seiner Zeit. Wenn Hr. Ampère über die Bestattung Dante's nach dem Tode und über Alles, was von da an bis zu Bernardo Bembo zur Ehre Dante's geschehen, S. 188 sagt: „als er (Dante) zu Ravenna am 14. Sept. 1321 starb, sammelte man seine verkannte Asche in eine marmorne Urne“, so weiß Ref. nicht, was er sich hierbei denken und wie das zu Giovanni Villani, Buch IX, Cap. CXXXIII, stimmen soll, nach dessen ganz unsfretig glaubhaftem Berichte Dante nach seinem Tode bestattet worden ist à Bologna, dinanzi alle porte della chiesa dei frati minori a grande onore in abito di Poeta e di grande Filosofo, in uno monumento per lui fatto rilevato, auf welches Denkmal bald nachher die im Villani zu lesenden Distichen gesetzt wurden, von denen Rafael den ersten Hexameter „Theologus Dante etc.“ (s. oben) entlehnt hat. Diese Grabchrift hätte wol eine Erwähnung verdient; sie ist ein bedeutendes Denkmal der großen Verehrung, welche für Dante dessen Zeitgenossenschaft empfand, und der Ansicht, von welcher diese Verehrung ausging. Dante wird darin gerühmt, als eines jeden theologischen Dogma kundig, das von der Philosophie gerechtfertigt werde, als der Muse Stolz und der dem Volke wertheste Schriftsteller, dessen Ruhm so weit als der Himmel reiche (sapa pulsant utrumque polum). Hiernach möchte man glauben, daß, wenn Hr. Ampère schließlich den Herren Capel und Gayponi für viele Belehrung dankt, welche diese ihm über Dante und die Geschichte Italiens gegeben, er aller Wahrscheinlichkeit nach entweder sehr dankbar für eine Kleinigkeit gewesen, oder die Belehrung nicht eben mit großer Sorgfalt von ihm benutzt worden sei. 57.

Correspondenznachrichten.

Rom, 1. März 1842.

Die italienischen Journale und Tagesblätter fast aller Städte der Halbinsel von den Alpen herunter bis zum Busen von Arent, die politischen ebenso sehr als die literarischen und artistischen, sind mit so alarmirender Festigkeit über die Redaction der ergebener „Allgemeinen Zeitung“ hergefallen, daß, nach dem bereits Gesagten und der höchst gerechten Stimmung

der Schreiber zu urtheilen, die noch gegen dieselbe zu erwartenden Artikel zahllos sein dürften. Die gedachte Redaction hat diesen publicistischen Auffstand gegen sich selbst veranlaßt. Räumlich eine von Rom aus über die Errichtung eines Standbildes für den berühmten Dichter Metastasio ihr gemachte Anzeige (s. Beilage der ausg. „Allgemeinen Zeitung“ vom 24. Jan.) besprach beikäufig den Charakter seiner Poesien. Es heißt in ihr: „Metastasio's liebliche Verse voller Bönne sind den Römern Draufsprüche geworden für die Würdigung eigener und fremder Gefühle“ etc. Die Redaction hat gemeint, den Text ihres Correspondenten verbessern zu müssen. In einer Specialnote commentirt sie das liebliche durch nur leider entseßlich wässerige. Diese irrthümliche, jedes wahren Inhalts ermangelnde Bemerkung hat das heiße Blut der Italiener zum Leben gebracht. Es ist kein italienischer Dichter in den gebildeten wie in den niedrigsten Volksschichten so überaus geliebt und verehrt als Metastasio. Er ist Allen Alles gewesen, was von Dante und andern Heroen aus der Blüthezeit der italienischen Literatur nicht in gleichem Maße gilt. Seine Vertheidigung gegen einen Fremden wird daher von Jedermann als Nationalsache angesehen und ist nach Aller Ansicht von der Vertheidigung der Volksehre nicht verschieden. Ich theile Ihnen in der Übersetzung eine Antwort auf die ausg. Redaction's Note mit, welche durch ruhige Fassung und treffende, wohl motivierte Bemerkungen sich vor andern auszeichnet. Sie ist von dem in Deutschland wohl bekannten in Wien wohnenden italienischen Publicisten G. Bedini geschrieben und findet sich im Original in den „Notizie del giorno di Roma“ vom 24. Februar. 58.

Der italienische Dichter Metastasio.

Es zeigt von vieler Vermessenheit, über Sachen sich zu Gericht zu setzen, deren Werth man nicht begreift. Vergleichen Xurtheilen bestraft sich indessen zur Genüge dadurch, daß es die eigene Unwissenheit aufdeckt und Andern das volle Recht gibt, es scharf anzugreifen und öffentlich lächerlich zu machen.

In der ausg. „Allgemeinen Zeitung“ vom 24. Jan. findet sich ein Artikel, welcher die intendirte Errichtung von Standbildern für die drei berühmten Römer Metastasio, Visconti und Pinelli in ihrer Vaterstadt anzeigt. Hätte auch der Redacteur nichts weiter von der Anzeige als dieses abdrucken lassen, so würde er wenigstens keinen Anlaß gegeben haben, sich über ihn zu beklagen, weil die Namensnennung jener gefeierten Männer an und für sich schon ihre höchste Würdigung ist. Er hat sich aber, wo sein Correspondent Metastasio's Poesien charakterisirt, vermaßen, in einer Specialnote dem Artikel die beschimpfende und ungerechte Bemerkung unterzulegen, des Dichters Leistungen seien leider entseßlich wässerig. Dieses grobe und einsichtige Urtheil eines Fremden muß jeden Italiener außer sich bringen. Metastasio ist in der Anmuth, Harmonie und Spontanität seiner Verse einzig; keine der lebenden Nationen kann sich des Besizes solcher Dichtungen rühmen. Es ist klar, der deutsche Redacteur nimmt das X für ein U und hält in ihnen Dasjenige für Mängel, was ihr eigenthümliches, charakteristisches und unnachahmbares Verdienst ist. Metastasio wußte, daß seine Dramen und viele andere Productionen ihrer verschwieberten Kunst, der Musik, dienen sollten. Er machte es sich zu einer besondern Aufgabe, nicht allein weit hergeholt und dunkle Phrasen von seinen Versen fern zu halten, sondern auch jede Dictionart davon auszuscheiden, welche zwischen Ton- und Dichtkunst irgend eine Inconvenienz bringen konnte, d. h. Worte, welche die Anmuth, die seine erotischen Themen erforderten, beschwerten, oder zu rauch waren und hart oder von zu barbarischer Physiognomie für die Harmonie. Dem Dichter der Grazie Wässerigkeit vorwerfen, ist dasselbe, als einen Harfenspieler darüber tadeln, daß er sich nicht in vollem Orchester will hören lassen, oder einen Maler auf Eisenbein, daß seine Miniaturen die Blicke des Beschauers aus der Ferne nicht fesseln. Metastasio wird in der Kunst, in wenigen, in all ihren Theilen Harmonie klingenden Worten

die sanftesten Töne zu befeigen und die Herzen der Menschen zu bewältigen, nie übertrifft werden.

So viel dem Andenken jenes großen Mannes, der wegen seiner entseßlich wüßigen Poesien in Deutschland einst so ehrende Aufnahme und Anerkennung fand. Hossentlich wird jeder Deutsche aus Dankgefühl für einen geehrten Namen der ungerechten Beurtheilung des Kritikers von Augsburg sein Ohr verschließen. Der Redacteur sollte sein Knie vor einem Genius beugen, welcher von der Gottheit das Profane und Indecore, an und mit welchem gegenwärtig viele Schriftsteller dieses Genres sich und die in Blindheit ihm nachjagende verführte Jugend ergötzen, in so bewundernswürdiger Weise fern zu halten verstand. Wien, 29. Januar 1842. G. Bedini.

Literarische Notiz.

Ein curioser Einfall ist das „Royal alphabet of kings and queens, for the Princes of Wales and the Princess Royal.“ „Nichts kann absurder sein“, sagt ein englischer Beurtheiler, „als dieses ABC gekrönter Häupter, worin wir Theoborch den Ostgothen und Kertes, König von Medien und Persien, finden, pretty fallows (wie Byron von Hannibal sagt), um einen Prinzen und eine Prinzessin, deren Lebensalter zusammengenommen (im Januar) nicht bis zu 18 Monaten ansteigt, mit ihnen bekannt zu machen. — Nach Napoleon kommt Oliver Cromwell, weil R dem O vorhergeht, und ein Kind dürfte natürlich schließen, daß Richard Löwenherz ein moderner König war, verglichen mit Georg IV., weil R erst der zehnte Buchstabe nach dem O ist. Die Daten sind allerdings angegeben, da aber die Kinder, wenn sie ihre Buchstaben lernen, noch nicht ihre Ziffern gelernt haben, so ist das keine Sicherstellung vor dem Nischmasch der Ideen, welche dieses Fibelbuch in dem Geiste eines Kindes nothwendig anrichten muß, wenn dieses nicht ein geborener Historiker und Chronologist ist. — Zenobia ist aus ihrem Grabe wieder aufgeweckt worden, um den Buchstaben Z darzustellen, und da dieser der letzte Buchstabe der 24 ist, so werden der kleine Prinz und Prinzessin natürlich folgen, diese Königin von Palmyra sei eine noch regierende Königin, die Freundin und Mätresse ihrer königlichen Mama. Die Bilderchen sind mit schmutzen Farben häßlich verzerrt; aber sehen denn alle Könige wie Räuberhauptleute und alle Königinnen wie Meg Merrilies aus? Wir hoffen jedoch, daß die königliche Prinzessin ihr Gesichtchen lieber nach der Königin Victoria als nach der Königin Zenobia modeln wird. — Die Tendenz des Büchleins ist, glauben zu machen, daß es keine andere Leute in der Welt oder der Weltgeschichte gibt als Monarchen mit Kronen auf den Häuptern und Säbeln oder Knütteln in den Händen“ u. Wir haben diese niedliche Recension im Auszuge mitgetheilt, um zu zeigen, wie spitzig humoristisch man in England dergleichen Erscheinungen behandelt. Der Recensent würde in einigen andern hoch und höchst gebildeten Ländern Europas über ein königliches ABC-Buch nicht so frei haben sprechen dürfen. Wir erwähnen noch, daß die Bilder mit Versen erläutert sind, welche unserer kindischen Kinderfibel zur Ehre gereichen würden.

Bibliographie.

Annegarn, J., Geschichte der christlichen Kirche. 1ter Theil: Von der Gründung der christlichen Kirche bis zur Krönung Karls d. Gr. zum römischen Kaiser (J. 33—800 n. Chr. G.) Gr. 8. Münster, Regensburg, 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 24ster Band: Der jüngere Titurel. — Auch u. d. T.: Der jüngere Titurel herausgegeben von K. A. Hahn. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 20 Ngr.

Boden, X., Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre des Dr. Strauß, mit besonderer Beziehung auf den Unterschied zwischen dem religiösen und dem philosophischen Standpunkte und auf das Verhältniß der Kirche und Kirchenlehre zum Christenthume. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 15 Ngr.

Böttcher, J. P., Geschichte der Mäßigkeit-Gesellschaften in den norddeutschen Bundes-Staaten, oder General-Bericht über den Zustand der Mäßigkeit-Reform bis zum Jahre 1840. Erster Jahresbericht über Deutschland. Mit juristischen und medizinischen Gutachten und anderen Documenten, statistischen und tabellarischen Zugaben und einem literarischen Anhang. Gr. 8. Hannover, Hahn. 1 Thlr. 20 Ngr.

Chevalier, Vitre, Studien über die Bretagne. Nach dem Französischen von W. E. Besché. 1ter, 2ter Band. Kriegerische Epoche 1342. — Auch u. d. Z.: Johanne von Montfort. Historischer Roman aus der Zeit der Regierung Philipp's von Valois. Von Vitre Chevalier. Nach dem Französischen von W. E. Besché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Droysen, J. G., Phrynichos, Aischylos und die Trilogie. Eine Abhandlung. Gr. 8. Kiel, Schwes. 1841. 7½ Ngr.

Fries, J. F., Versuch einer Kritik der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Gr. 8. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerhard, E., Festgedanken an Winckelmann. Nebst zwei Denkmälertafeln kunstgeschichtlichen Inhalts. Gr. 4. Berlin, Besser. 1841. 20 Ngr.

Gerst, W. X., Holzschnitte. Erzählungen, Novellen, Humoresken, Karikaturen und Arabesken. 2 Bändchen. Gr. 12. Prag, Leimertig u. Leplig, Wiedau. 1841. 1 Thlr.

Gottschalk, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1842. 12ter Jahrg. 16. Dresden, Wagner. 1 Thlr.

Hilaire, E. M. de Sainte, Die Abjudanten Napoleons. Aus dem Französischen übersetzt von F. Franke. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Hoffmann, F., Gebichte. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 26½ Ngr.

Hohenegg, F. Graf, Elmir und Ferdinand, oder: Der Liebe Heidenmuth. 8. Leipzig, Funger. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr. Holkmann, X., Ueber den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises. Gr. 8. Karlsruhe, Holkmann. 1841. 12½ Ngr.

Hügel, C. Freiherr v., Kaschmir und das Reich der Sieck. In 4 Bänden. 3ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1841. 4 Thlr.

Hubojakly, J., 1830. Historischer Roman. 4ter, 5ter Theil. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 3 Thlr.

Mellin, G. P., Schwedens Schutzgeist wacht noch! Romantische Scenen aus des Prinzen von Pontes-Corvo Feldzuge gegen Schweden. Aus dem Englischen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3½ Ngr.

Rolke, G. W., Lieber eines Einsiedlers. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Ngr.

Sue, G., Der Malteserkomthur. Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thouret, X., Die Königin der Eschen. Aus dem Französischen übersetzt von Emille Wille. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wadernagel, W., Neuere Gebichte. 1832—1841. Gr. 8. Zürich u. Frauenfeld, Bepel. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilkenhahn, G. X., Philipp Jacob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. 2 Bände. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, G., Grenzer, Narren und Loofen. Eine Sammlung von Novellen, Land- und Seebildern. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 100. —

10. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säkularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

„Hiermit sei denn auch für diesmal Abschied vom Leser genommen. In einem dritten Artikel gedenke ich ihm die Festschriften im engsten Sinne (Albums, Festbesprechungen und Ähnliches) vorzuführen.“ So schrieb ich am Schlusse meines zweiten Artikels in Beziehung auf vorliegenden dritten. Seitdem ist freilich eine geraume Zeit hingegangen, indem ich von der baldigen Erfüllung obgedachten Versprechens durch, meine ganze Zeit in Anspruch nehmende Erörterungen in Beziehung auf die Erfindung der Buchdruckerkunst abgehalten wurde, welche Erörterungen in der Kürze dem Publicum in einem besondern Werke vorgelegt werden sollen. Erscheint nun somit der vorliegende Artikel durch meine eigene Schuld auch etwas verspätet, so hoffe ich doch, daß er deswegen noch nicht zu spät kommen wird, denn es sind ja die hier zu besprechenden Schriften zwar bei einer Gelegenheit, aber doch nicht bloß für diese Gelegenheit herausgekommen. Sie sind ja eben herausgegeben worden, um dieser Gelegenheit den Charakter eines bloß vorübergehenden Ereignisses zu nehmen, dasselbe in seiner festlich aufregenden Lebensbewegung auch der fernsten Nachwelt zu überliefern, und das durch diejenige Kunst selber, deren Säkularfeier gerade das in Bewußtsein zu erhaltende Ereigniß ist. Um diesen Zweck zu erreichen, haben Wissenschaft, Kunst und Technik sich mannichfach die Hände gereicht, und es ist wirklich auf diese Art Bedeutesendes, ja Ruhmwürdiges geleistet worden, für uns Zeitgenossen aber besonders etwas höchst Erfreuliches, denn wir sehen, wie die drei genannten, so wichtigen Thätigkeiten der Menschheit zu einem freien Leben emporgewachsen sind, um und neben uns in unberechenbarer Regsamkeit wirken, schaffen und erstreben.

Das Ereigniß, welches die hier zu besprechenden Schriften in seiner Bedeutung, in seinem Glanze und in seiner Leben ausstrahlenden Fülle auch für ein fortdauerndes Bewußtsein aufzubewahren sich bemühen, indem sie zugleich selbst ein Theil dieses Ereignisses sind — dieses Ereigniß ist in seiner klangvollen Außerlichkeit schon an uns

vorübergerauscht, wird aber dafür desto leichter der Betrachtung zugänglich, namentlich auch in Beziehung auf die mit demselben erschienenen Druckmonumente, welche hier in diesem vorliegenden Artikel besprochen werden sollen. Somit wäre mit dieser etwas verspäteten Versprechung sogar ein Gewinnst gewonnen und dies auch für die Bücher selbst mit. Was Derartiges in dem rauschenden Leben des Ereignisses unmittelbar geboten wurde, wirkte zwar auch damals schon dadurch zweckmäßig mit, daß es nach einer gewichtigen Seite hin auch die Fülle des Gehaltes des Ereignisses in dem Genuße unmittelbarer Gegenwart wahrnehmen ließ; jedoch war die Fülle des von verschiedenen Richtungen her Dargebotenen zu umfassend und mächtig in ihrer Wirkung, als daß man den Büchern genannter Art eine besondere Betrachtung hätte widmen können. Diese Betrachtung ist ihnen zwar späterhin häufig geworden, indem sich die meisten der hierzu geeigneten und nicht geeigneten Zeitschriften berieten, die derartigen Betrachtungen auf das baldigste beizubringen, wobei denn freilich manches Lichtige gesprochen worden ist. Jedoch war diese Beilegung, mitunter sogar Überreizung, im Allgemeinen nicht gut, denn die ganze Sache bekam dadurch den Schein des bloß Gelegenheitslichen; gelegentlich schien sich die Kritik zu benehmen, gelegentlich benahm sich das Publicum wirklich; das Letztere folgte naturgemäß aus dem Erstem. Schien die Kritik die Sache sobald wie möglich vorzubringen, um sie sobald wie möglich wieder fallen zu lassen, so wurde das Letztere treulich vom Publicum im Allgemeinen ausgeübt. Das ist aber falsch und ein großes Unrecht, denn auf diese Weise sind Bücher, welche für eine sich immer erneuernde Zukunft veranstaltet und würdig ausgeführt sind, vom Publicum als Gelegenheitschriften in Notiz genommen, und nach genommener Notiz als abgestandene Waare bei Seite gelegt worden, höchstens hält man sie würdig, sie für künftige in einer Kumpfkammer aufzubewahren, damit einmal unsere Nachkommen nach hundert Jahren bei Gelegenheit der nächsten Säkularfeier ihre Neugierde befriedigen können. So viel wenigstens hoffentlich zur Entschuldigung der Verspätung des von mir schon im April vorigen Jahres versprochenen Artikels.

Nun zur Besprechung der einzelnen Bücher selbst:

*) Vergl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 15—17 und 103—105 d. Bl. f. 1841. D. Red.

24. Gutenberg's Album. Herausgegeben von Heinrich Meyer. Braunschweig, Meyer. 1840. Gr. 8.
1 Abth. 15 Agr.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, der Erfindung ein Denkmal zu errichten durch ihre selbsteigenen Resultate. Es fand dadurch gleichsam ein öffentlich anerkennender Act der Emancipation derselben statt; es war als wenn man ungefähr Folgendes anmuthend und zumuthend zu ihr spräche: Als du mit kühnem, mächtigem Selbstbewußtsein in die Welt tratest, dich dem Leben mit lauter Stimme darbotest, da wurdest du mit weithin tönendem Jubel empfangen. Alle civilisirten Nationen nahmen dich kurze Zeit danach mit Freuden auf, hegten und pflegten dich als eine besondere Zierde ihrer Zeit. Seitdem hast du dich bei allem Wohl und Wehe des Weltlebens mit thätig erwiesen, hast mit Kürzen und erhalten, einreißen und aufbauen helfen, hast die tönenden Gestalten der Zeit berührt, den Klang ihres Innern aus seinen individuellen Fesseln befreit, und ihn in dem objectiven Worte verkörpert, welches seinerseits wiederum in das Innere der auf- und abtretenden Geschlechter der Menschen eindringt und dort in tausendfachen Spiegelungen sich als eine fortwährende Geisteserscheinung sehen läßt. Körper bist du und Geist, und wenn dein Geist ins Unendliche greift, wieht, hervorruft, so ist auch dein körperliches Wesen ins Grenzenlose gestaltbar, denn so vielerlei Punkte und Striche es gibt, und deren Zusammensetzungen, so viele und vielfach organisirte Glieder deines Körpers sind dir möglich, um von den Stimmen der Völker als belebenden Seelen bewohnt zu werden. Eigentlich schön ist zwar dein Antlitz nicht, doch haben seine Züge Charakter und bieten unserer Anschauung einen Ausdruck des in ihnen jeweilig und ighenwollig waltenden Geistes. Übrigens bist du mit einer der schönsten Zierden des irdischen Lebens historisch verwandt, nämlich mit der bildenden Kunst, denn bist du auch so selbständig wie nur irgend eine der großen, Weltumgestaltung offenbarenden Erscheinung des Lebens hervorgetreten, so stehst du doch auch wie eine jede solcher Erscheinungen in mannichfacher Beziehung mit der dich von außen sinnlich umgebenden Welt. Ist auch die Druckkunst, insofern sie einem ästhetischen Principe dient, ihrem Grundgedanken nach völlig von dir verschieden, so hat sie doch die äußere Handhabung, das Abdrucken, mit dir gemeinschaftlich. Darum steht sie auch mit dir in einer erfreulichen Wechselwirkung, und du verstehst es, diese Wechselwirkung auszubenten und dich in ihr zu verschönern. Wohl an denn! so laß dich nun schauen in lebensvollster Gestaltung. Sprich dich aus und zeige dich in deinem Selbstbewußtsein und in deiner Kraft. Sprich dich aus als ein würdiges Denkmal deiner selbst, indem du dich selbst productirst vor unsern Augen, in einer durch- und überschaulichen Gestalt. Personalificire dich gleichsam als ein Buch mit solch einer Fülle durchgebildeten Lebens, daß wir daran dein Wollen und Können im Wesen und deine Repräsentation nach außen ansehen.

Stellen wir uns auf den Standpunkt solch einer An-

rede an die Buchdruckerkunst, so verfahren wir ebenso anerkennend, wie verlangend und voraussetzend. Anerkennend, indem wir sie für eine solche, in sich erstarrte und nach allen Seiten ihre Unbeschränkbarkeit durchsetzende Lebensmacht erklären, welche sich durch sich selber ein sicheres Denkmal zu setzen vermag, das vielsinnig wie die Zungen der den Erdbreis bewohnenden Völker und dauernder als Erz die Macht dieser Kunst verkündigt, dieser Kunst, welche Vor-, Mit- und Nachwelt zu einer ununterbrochen Leben spendenden und Leben in sich aufnehmenden Einheit verbindet. Freilich liegt in solch einer bedeutenden Anerkennung und Aufforderung zugleich auch eine starke Anforderung; denn, wo viel geleistet werden kann, kann auch viel verlangt werden. Gehen wir auf den Inhalt dieses Verlangens näher ein, so finden wir vorerst, daß er sich unter drei Rubriken ordnen läßt, welche wir bezeichnen können als das Literarisch-Geistige, als das Artistisch-Technische und als das Artistisch-Ästhetische.

Gehen wir nun jetzt, wie in dem Fall des vor uns liegenden Druckmonuments dieser dreifachen Forderung entsprochen worden ist; denn dieses Druckmonument geht nach Anlage und Absicht auf eine Erfüllung jener Forderungen hinaus. Müssen wir es daher schon hinsichtlich dieser seiner Anlage und Absicht als etwas höchlich Lobwürdiges anerkennen, so müssen wir es auch hinsichtlich der Anstrengungen, die die Herausgebung desselben verursacht hat, und hinsichtlich der Resultate, welche aus diesen Anstrengungen hervorgegangen sind, für etwas sehr Preiswürdiges erklären.

Wenden wir uns zuerst zu dem Literarisch-Geistigen, und sehen, was uns in dieser Hinsicht das Buch bietet, so müssen wir anerkennen, daß uns hier hinsichtlich des Stoffes und der Form manches Bedeutende geboten wird. Trotzdem bleibt aber doch diese Seite des Buches seine schwache, dadurch, daß sie ihrer Bestimmung nicht nahe genug kommt; es fehlt ihr an Fülle und Vielseitigkeit der Beiträge und an Mannichfaltigkeit der beitragenden Personen, indem diese Personen anerkannt bedeutende Vertreter der verschiedenen Zweige der Geisteskultur sind. Doch wolle man das Buch dieserwegen noch gar nicht heruntersetzen, wenn man wünscht, daß es in genannter Hinsicht mehr Stärke zeigen möchte; denn auch so, wie es vorliegt, gibt es des Bedeutenden vielerlei und namentlich sind die Beiträge aus den verschiedensten fremden Sprachen ganz im echten, wohlbegriffenen Sinne eines solchen Unternehmens, wie ich ihn oben ausgesprochen habe, vorhanden.

Indem wir uns nun zu dem Artistisch-Ästhetischen hinwenden und an das Monument herantreten, zeigt sich uns dies Monument von einer imposanten Seite und in glänzender Beleuchtung. Hier ist Schönes geleistet, und als Schöpfer dieser Leistungen treten uns Meister bewährten Rufes entgegen. Da wir hier vom Artistisch-Ästhetischen zu sprechen haben, d. h. also für unsern gegenwärtigen Fall nicht von Kunstbrücken, sondern von gedruckten Kunstwerken, so haben wir es bloß hier mit der Druckkunst zu thun, als sie eine Kunst im engern Sinne ist, d. h.

ihre Selbstrepräsentation zum Zwecke hat. Sie tritt uns demnach hier entgegen als Xylographie, Chalcographie und Lithographie. Betrachten wir demgemäß die vor uns liegenden Leistungen. Was den Chalcographischen Theil betrifft, so ist er wol derjenige, der am meisten in die Augen fällt und diese Aufmerksamkeit auch verdient. Die verschiedenen Arten der Kupferstecherkunst sind hier durch fleißig ausgeführte und schön abgedruckte Blätter repräsentirt. Wohlgethan ist es aber auf keinen Fall von dem Herausgeber, daß er es unterlassen hat, auch ein Specimen der englischen Punktmanier beizufügen. Ebenso eigenthümlich sich unterscheidend und selbständig, wie die hier durch verschiedene Blätter repräsentirten Kupfersticharten ist auch die soeben genannte. Und spielt sie etwa nicht ihre ansehnliche Rolle in der Geschichte der Kupferstecherkunst, indem sie durch talentvolle Männer auf den ihr höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde? Dazu tritt noch der sehr zu beachtende Umstand, daß sie schon als bloße Stechart etwas Nationales ist, was von den andern Stecharten nicht in diesem Sinne gesagt werden kann. Zuletzt tritt noch ein Umstand ein, der auch seinerseits den Mangel eines solchen Specimens fühlbar macht. Diese Stechart zeigt sich nämlich in ihrer bestimmtesten Eigenthümlichkeit, wenn die Platten farblich abgedruckt werden, wo dann solche Abdrücke farbigen Miniaturbildern gleich sehen. Man hätte also gerade diese Kupferstichart wählen können, um vermittels derselben vorliegendes Buch mit einem Beispiele farbiger Chalcographie auszustücken. Daß ein solches Beispiel fehlt, ist nicht in der Ordnung, und fällt um so mehr auf, da die beiden andern, die Lithographie und die Xylographie, durch farbige Abdrücke vertreten sind. Warum da nicht aufzeigen, was auch die Kupferstecherkunst in dieser Hinsicht zu leisten vermag? Was nun die Lithographie betrifft, so ist anzuerkennen, daß sie (als Kunst betrachtet) in ihren Manieren und Anwendungsweisen vollständig vertreten ist. Hinsichtlich der xylographischen Leistungen ist Vortreffliches vorhanden, wie denn z. B. die allerliebsten, in Holz geschnittenen Initialen dem Beschauer immer eine große Freude machen werden. Jedoch ist das Blatt mit der Johanna von Aragonien rein verfehlt, insofern nämlich, als es auf eine Art geschnitten ist, welche geradezu dem Stann und Wesen der Formschneidekunst widerspricht. Das Blatt hätte müssen wegbleiben, da doch offenbar der Herausgeber nicht die Absicht gehabt hat, auch Specimina von derzeitigen Verkümmern in den Künsten zu liefern. Es hilft ihm nichts, wenn er von diesem Blatte sagt, daß es möge „beweisen, was sich im Holzschnitt unter sehr schwierigen Verhältnissen leisten lasse“ (S. XVI); denn wir wollen doch wol nicht dargeboten haben, was sich unter sehr schwierigen Verhältnissen Verfehltes leisten läßt? Auch eine Unterlassungsflühe müssen wir rügen, wie bei der Chalcographie, indem wir zu fragen haben, warum denn kein Clair-obscurdruck von drei Stücken vorhanden ist, um damit eine getuschte und weißgehöhte Zeichnung nachzuahmen. Das am Ende des Buches mit acht Stücken farblich abgedruckte Buchdruckerwappen ver-

leiht vieles Lob, ist aber kein Ersatz für den geringen Mangel, denn es gehört einer ganz andern Kategorie an, als jener von alten großen Meistern so herrlich geliebten Kunst. Es läuft auf eine Verwirrung ästhetischer Kunstbegriffe hinaus, daß der wackere Herausgeber einen solchen Ersatz zu geben glaubt, wobei durchaus nicht gesagt werden soll, daß jenes schöne Wappen hätte wegbleiben sollen. Nach diesen Rügen muß aber nun auch ausgesprochen werden, daß im Allgemeinen des Schönen viel auch bei dieser Partie (dem Artistisch-Ästhetischen) vorhanden und der Herausgeber seinem Zwecke lobwürdig nachgekommen ist.

Unter dem Artistisch-Technischen, als der dritten Richtung, unter der wir das zu betrachtende Druckmonument aufzufassen haben, ist das zu verstehen, was zur Buchdruckerkunst gehört, insofern es sich als Gedrucktes repräsentirt. In dieser Hinsicht ist nun hier Vollkommenes geleistet, weswegen man das Buch auch immer wieder mit wahrer Freude zur Hand nimmt. Wir haben auch in dieser Hinsicht hier ein Beispiel vor uns, welche bedeutende Potenzen in Deutschland vorhanden sind, beruhend auf Geschmac, Sinnigkeit und Geschäftlichkeit, und wie sie nur mit einsichtsvollem Bestreben aufzurufen sind, um sich in einer allgemeinen Leistung glänzen zu betheiligen. Ist es erlaubt, noch eine kleine Rüge anzubringen, so möchte man sagen, daß auch hier die Vollständigkeit nicht streng eingehalten sei. Es fehlen typometrische und Reliefdrucke, wie letztere zum Unterrichte der Blinden im Gebrauch sind. Auch könnte man es tadeln, daß kein Beispiel eines lithotypographischen Ueberdruckes beigegeben ist, doch kann sich allenfalls der Herausgeber mit der Bemerkung entschuldigen, daß bei dieser Reproductionsart des Druckes die Druckthätigkeit selber doch nur die der Lithographie sei.

Endlich stellt sich auch dies Buch von Seiten seines Einbandes als seinem Zwecke würdig entsprechend dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 11. März 1844.

Ich habe soeben den Verhandlungen eines werthwürdigen Pressproceßes beigewohnt. Ein langer Schweif von Wartenden hatte sich schon am frühen Morgen in dem Gange des Justizpalastes an der großen Treppe gebildet, die zu dem Saale der Affisen hinaufführt. Die Bekanntschaft mit der geheimen Treppe und dem Audienzhausflügel verschaffte mir einen ansehnlichen Vorrang vor der harrenden Menge und einen bequemen Platz hinter den Advocaten. Für Paris ist der Affisensaal unverhältnismäßig klein und ungemein ärmlich eingerichtet. Eine schwarz geräucherthe mythologische Allegorie an der Decke, blaue Tapeten an den Wänden und über dem Kopfe des Präsidenten ein schlecht gemalter Christus am Kreuze bilden die dürftigen Vergleicherungen des paradiesförmigen Gerichtssaals, der durch sechs hohe Seitenfenster sein Licht erhält. Im Hintergrund auf einer erhöhten Estrade sitzen die Richter; rechts daneben ist das Rathgeber des Staatsprocurators; auf derselben Seite sind die Sitze für die Geschworenen, und diesen gegenüber die Sitze der Angeklagten mit ihren Verteidigern; weiterhin auf beiden Seiten längs der Wände und in der Mitte des Saals sind Bänke für die Advocaten und die begünstigten Zuhörer; dann folgt ein kleiner Raum für die Zeugen und dahinter die Gallerie für das Publikum ohne Billats, kaum einige Hundert Personen

fassend. Das schöne Geschlecht nahm auch diesmal, wie immer bei pikanten und interessanten Rechtsfällen, die vordersten Bänke ein; vor dem Angehen der Audienz hatte der Greffier sogar die Galanterie, den Herren, welche diese Plätze vorweg besetzt hatten, bemerktlich zu machen, daß sie dieselben zu räumen genöthigt sein würden, im Falle Damen kommen sollten. Kurz vor 11 Uhr traten die Richter ein; auf ein Klopfen des Hüfners und den Ruf: „la Cour!“ nahm Alles die Hute ab und stand, bis das Gerichtspersonal sich gesetzt hatte. Nach Beerdigung der Geschworenen und Befragung der Angeklagten wegen Stand, Namen, Alter und Wohnung verlas der Greffier die Anklageacte gegen den Literaten A. Eucher und den Verleger F. Souverain, wegen Abfassung und Verbreitung eines staats- und sittenverderblichen Romans, „Un nom de famille“ betitelt, und von der Anklagekammer des vierfachen Vergehens, der Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die Regierung, der Aufbeugung einzelner Classen der Staatsbürger untereinander, der Verhöhnung gegen die öffentliche Moral und die guten Sitten, der Schwächung der Religion und ihrer Stellvertreter für schuldig erklärt.

Der öffentliche Ankläger, Herr Rougier, setzte die Schuld mit vieler Verständlichkeit und falschem Pathos auseinander, einzelne Stellen herausreisend, was bei organischen Geisteskranken wie der angeklagte Roman eine grausame Barbarei, ein peinliches Gliederansreißen. Mit Geist, Klarheit, Kraft und Eleganz des Ausdrucks rebete der junge Advocat Jules Favre, der Verteidiger Eucher's. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Gefahr von Pressprocessen, welche die höchsten Fragen der Ästhetik und Dogmatik dem Richteranspruch eines Geschworenengerichts überwiesen, folgte er Schritt vor Schritt der Rede des öffentlichen Anklägers und zeigte die Inconsequenz und Haltungslosigkeit derselben mit einem seltenen Aufwande von scharfer Dialektik, schlagender Beweisführung und feiner Ironie. Nur verrieth diese glänzende, von Geist und Witz sprudelnde Improvisation weniger praktischen Tact als die glatte, von pathetischen Gemeinplätzen starrende Rede des öffentlichen Anklägers, der unter den Geschworenen Verwandte fand, während die Favre'sche Beredsamkeit einem fremden Boden oder wenigstens einem Geist entsprossen war, dessen Atticismus nicht verstanden wurde. Der Defensor vertieg sich mitunter in die Gebiete der poetischen und politischen Moral; ja, er war auf dem Punkte, ins Gebiet der Dogmatik einzugreifen und mit Citationen aus der Quinnet'schen Kritik über Strauß: „Leben Jesu“ die von seinem Clienten behauptete uneheliche Geburt Christi zu erhärten, als der Staatsprocurator, an seine Brust schlagend, Hrn. Favre in die Rede fiel mit den Worten: Er könne nicht zugeben, daß eins der Hauptdogmen der katholischen Religion, wozu sich die Mehrheit der französischen Nation bekenne, in öffentlicher Gerichtsung besprochen und bezweifelt werde. So zeigte sich auch hier wieder das geheime Verbrechen des französischen Lebens, welches seit Jahrhunderten eine große Lüge ist, ein Zustand, wo Alle mehr oder weniger Komödie spielen, wo Keiner Das sagt, was sein Ernst ist, sondern was die freiwillig oder gezwungen übernommene Rolle verlangt. Wie Recht hatte der Verteidiger, als er im Anfange der Verhandlung darauf hinwies, zu wie gefährlichen, er hätte hinzusetzen können, zu wie lächerlichen Consequenzen Pressprocesses dieser Art führen. Zwölf andere Bürgerleute, aus einer gewissen Anzahl von Kaufleuten, Fabrikanten, Bankiers u. s. w. ausgewählt, die vielleicht Muster von Jugend und Rechtschaffenheit im täglichen Handel und Wandel, aber Extreme von Ignoranz und Bornirtheit in Sachen der Literatur und Wissenschaft sind, werden berufen, um in letzter Instanz über die Gesetze des poetisch Anständigen und Erlaubten, wie über Fragen der Dogmatik abzuurtheilen, worüber, wie der Defensor bemerkte, die in diesen Dingen gewiß competenten überheurnaischen Gottesgelehrten und Weltweisen noch nicht ihre letzte Stimme abgegeben hätten.

ten. In Sachen der Poesie haben Geschworene ihren Platz nur im Parterre; und in Glaubenssachen hat ihre Stimme gar kein Gewicht. Maître Picard plaidierte für den Verleger F. Souverain mit großer Umsicht und Klarheit. Nach Beerdigung der Replikten des öffentlichen Anklägers und der beiden Defensores und des Résumé der Processverhandlungen vom Präsidenten traten die Geschworenen und Richter in ihr Gemach. Die Berathung dauerte über zwei Stunden, von 6 bis nach 8 Uhr. Inzwischen bildeten sich vielfache Gruppen im Saale, man schwatzte und deliberirte einstweilen, was die Geschworenen wohl sprechen würden. Endlich ertönte die Glocke, die Geschworenen und Richter kehrten zurück und der Secretair der Jury verlas die Entscheidung, welche den Verleger F. Souverain freisprach, den Literaten A. Eucher aber in allen vier Anklagepunkten für schuldig erklärte. Der Gerichtshof deliberirte zusammenstehend einen Augenblick über die Fassung des Urteils; die Angeklagten traten wieder ein, man eröffnete ihnen dasselbe, welches gegen A. Eucher auf zwei Jahre Gefängniß und 1000 Fr. Geldbuße erkannte, und sagte diesem, binnen welcher Frist er um Cassation einkommen könne.

Wir finden das Urteil außerordentlich hart, wie es nicht anders zu erwarten war von literarisch ungebildeten Richtern, deren Ästhetik noch engerziger als die der moralisirenden Kritiker. Was wissen wackerer Gewürzkammer und Geisensieder von den geheimen Schmerzen der jetzigen französischen Literatur, die seit zehn Jahren in ihrer Sturm- und Drangperiode ist? Ob der Rest, der in diesem Augenblicke noch wild gährt, ein guter Wein werden wird, das muß man der Zukunft, aber keinem Geschworenengericht anheimstellen. Will man sich darauf einlassen, die Gesetze des poetisch Anständigen und Erlaubten in dem individuellen Gefühl einer Jury zu suchen, so werden die Franzosen sehr bald ihre Poesie und Literatur wieder in der Schnürbrust classischer Würde, oder pharisäischer Fruchthei, oder empfindsamer Pruderie, oder gar in den Windeln philistischer Reichlichkeit ersticken sehen. Eucher's „Nom de famille“ verdient so wenig und noch weniger zehn Jahre Gefängniß als hundert andere Romane, die seit Jahren hier erschienen und noch erscheinen, er verdient kritischen Tadel, aber wenn der Inhalt als solcher ein Werk gut oder schlimm macht, so muß man neun Zehntel der neuesten französischen Literatur verbrennen und vier Fünftel der französischen Literaten nach Ste.-Pelagie schicken. Eucher steht in seinem Romane das Zerfallen und Verwesen der gegenwärtigen Civilisation dar. Er wird der Geschichtschreiber, mitunter der Kritiker des Egoismus, des Egoismus der Familien, des Egoismus der Persönlichkeiten. Die Wahrheit ist es, die am Herzen der gegenwärtigen Gesellschaft nagt und ihr Eingeweide verschlängt. In dem Maße, in welchem sie zunimmt, isoliren sich die Individualitäten; es gibt keine Bande, kein gemeinsames Leben mehr. Die Persönlichkeit, das Familieninteresse herrschen und ihr Arroganz, ihre Wuth sind es, die gegenwärtigen Verhältnisse sind es, welche in dem „Nom de famille“ haben geschildert werden sollen und vielleicht mit zu starkem Impasse dargestellt worden. Aber das Buch ist in unsern Augen deswegen kein Verbrechen, sondern der Verzweiflungsschrei einer ehrlichen, auf dem Meere des Zweifels verirrten und ohne Compas herumirrenden Seele, der Beheruf eines ursprünglich guten, liebevollen, aber durch den Anblick der jammervollen Zustände der Gegenwart auf den Tod verletzten und erkrankten Gemüths; ein rührender Zug der Schwermuth geht trotz aller Born- und Schimpfereien durch das Buch. Eucher's Natur ist besser als die Philosophie von Broussais, als deren Anhänger er sich bekennet. Er gibt sich eine erschreckliche Mühe, um den nöthigen Egoismus zu erwerben; aber es gelingt ihm nicht; er kämpft mörderlich gegen die edlern Gefühle an, aber er empfindet sie jeden Augenblick. Er hätte ein milderes Loos verdient als zwei Jahre Gefängniß, die seinen kranken Seelenzustand völlig unheilbar machen werden.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 101. —

11. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säkularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

25. Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst durch Karl Hataus. Leipzig, Fest. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Hat sich auch der Herausgeber dieses Albums nicht jenen höhern Zweck des Herausgebers vom braunschweiger Album vorgesteckt, so hat er doch auch einem würdigen Zwecke nachgestrebt und ihn auch würdig zur Ausführung gebracht. Dies Buch ist bloß eine rein literarische Gabe und kann und darf sich freilich eben deswegen nicht mit jenem Album messen, denn es gehört einer ganz andern Kategorie an. In dieser seiner einzelnen Richtung stellt es sich uns nun aber in einer Vollständigkeit dar, die für sich selber unsere Bewunderung und für den Herausgeber unsern herzlichsten Dank in Anspruch nimmt. In keiner Büchersammlung gebildeter Personen sollte es fehlen, denn es enthält in kurzen Sätzen und Gedichten die vota der Reichsversammlung der jetzigen deutschen Literatur, welche hier zu einem allgemeinen Tage zusammenberufen ist, um über die Buchdruckerkunst und ihre Bedeutung abzustimmen. Fürsten und Volk dieses Reiches haben ihr Wort nicht zurückbehalten, und es ist eine Abstimmung zu Stande gekommen, die in gar mancher Hinsicht eine gar sehr ernste Beachtung in Anspruch nimmt, so z. B. die Abstimmung über Censur und Pressfreiheit in Deutschland. Einer dieser Großen (A. von Humboldt), freilich eine unerblische Blerde deutscher Nation, gibt seine Abstimmung dadurch, daß er folgende Worte des großen Tacitus einscrieb:

Libros per aediles cremandos censuere patres: sed manserunt, occultati et editi. Quo magis socordiam eorum inridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. nam contra, pusillia ingenii gliscit auctoritas: neque aliud externi reges, aut qui eadem saevitia usi sunt, nisi dedecus sibi atque illis gloriam peperere.

26. Album typographique, publié à l'occasion de la quatrième fête séculaire de l'invention de l'imprimerie, par G. Silbermann. Strasbourg, Silbermann. 1840. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dieses schöne Album sieht ganz von allem Literarischen ab und hat nur das Technisch-Artistische und das

Artistisch-Asthetische zu seinem Gegenstande, welcher Gegenstand uns denn hier recht anmuthig entgegentritt. Wir haben hier Schriftproben, Kunstdrucke und gedruckte Kunstwerke. Zwar ist das Ganze in einer umfassenden Vollständigkeit nicht vorhanden, doch ist für eine belehrende und erfreuende Mannichfaltigkeit gesorgt. Ein eigentlicher Text findet sich nicht beigegeben, sondern man hat sich begnügt, die Druckspecimina selbst mit kurzen Ober- und Unterschriften zu versehen, die nur die nothdürftigsten Angaben enthalten und in Beziehung auf eine eigentliche Belehrung des Publicums nicht in Betrachtung kommen.

Es ist hier der Ort nicht, förmlich auf das Einzelne der dargebotenen Leistungen einzugehen, obgleich, besonders in Beziehung auf das Technologische der Schriftgießerei und Buchdruckerei Manches anzuerkennen, aber auch Manches zu berichtigen wäre. Doch will ich hier einiges Einzelne anmerken, was mehr ein allgemeineres Interesse hat.

Eine wahre Freude für das Auge ist der Blatt 3 befindliche Kunstdruck, den man mit vollem Rechte ein gedrucktes Kunstwerk nennen kann. Reich und geschmackvoll wie es ist, kann man das Ganze ein Musterblatt seiner Art nennen, und es ist in dieser Hinsicht Allen zu empfehlen, die sich mit der Producirung derartiger Leistungen beschäftigen. Der Blatt 6 befindliche Holzschnitt ist nicht von Tobias Stimmer geschnitten, wie darunter steht, sondern, wie es die darauf befindlichen Monogramme besagen, von demjenigen Formschneider, der sich des Monogramme bedient, welches man gewöhnlich Vockberger's als Formschneider zuschreibt, welches aber mit größerer Wahrscheinlichkeit Bernhard Tobin zuschreiben ist; die Gründe für letztere Behauptung anzuführen, ist hier nicht die Gelegenheit. In Beziehung auf die Blatt 20 und 26 befindlichen Formschnitte, welche auf kupferne Stöcke geschnitten sind, mag nicht unpassend hier eine allgemeinere Bemerkung stehen. Man geht in unsern Zeiten doch wol manchmal zu weit, wenn man die Ansicht festhält, daß man es den Abdrücken immer recht gut ansehen könne, wenn sie nicht mit Holzstöcken, sondern mit Metallstöcken gedruckt worden seien. Ich habe mich nie überzeugen können, daß dies so durchweg der Fall sei, und finde auch diese Überzeugung durch die zwei oben befindlichen Blätter bestätigt. Man sehe unbefangenen Blatts 20 an, und frage sich, ob der dort befindliche Abdruck nicht

ebenso durch Holzstücke hätte hervorgebracht werden können. Die Blatt 26 befindlichen Gegenstände deuten schon in ihrem Ansehen mehr auf Metallschnitt hin, und es möchte so viel daraus hervorgehen, daß es eine Methode in der Behandlung des Schnittes gäbe, welche sich mehr für Metall als Holz eignet. Wenn wir also bei einem Abdruck diese Methode angewendet und glänzend durchgeführt finden, so sind wir zu einem Wahrscheinlichkeitsschluß auf einen Metallschnitt berechtigt. Eine genauere Ausführung dieses Sages muß freilich hier unterbleiben.

Der Abdruck der verschiedenen Schriften aus der königlichen Druckerei in Paris ist zwar eine schätzenswerthe Zugabe, doch steht das hier Geleistete in mehrfacher Hinsicht unter Dem, was in dieser Hinsicht in dem braunschweiger Album geleistet ist.

27. Gutenberg, Erfinder der Buchdruckerkunst. Eine historische Skizze mit mehreren Zeichnungen und Facsimile autographisch ausgeführt von dem Zögling der Strassburger Industrieschule. Strassburg, Industrieschule. 1840. Gr. 8.

Da dieses Büchlein mir auch zugekommen ist, so will ich es wenigstens hier erwähnen, weiß aber weiter nichts Besonderes darüber zu sagen. Auf dem Titel steht, daß es von den Schülern der Industrieschule zu Strassburg autographisch ausgeführt sei, was man wol glauben kann, da die Ausführung allerdings etwas schülerhaft ist. Hiermit soll aber noch kein Tadel ausgesprochen werden, vielleicht daß sogar unter den gegebenen, mir unbekannten Verhältnissen etwas Rühmliches geleistet wäre. Schade, daß bei diesem Schriftchen nicht die geringste Notiz vorhanden ist, welche uns über diese Verhältnisse eine Nachricht gäbe!

28. Gedächtnisbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, begangen zu Frankfurt a. M. am 24. und 25. Juni 1840. Eine Festgabe von den Buchdruckern, Schriftgießern und Buchhändlern. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1840. Gr. 8. 2 Theile.

Recht gut, und wohlgerathen! Sowol, was man aus eigenen Mitteln beigesteuert, als auch was man an Reliquien hier zusammengebracht hat, ist schätzenswerth. Hierorts haben wir es nur mit demjenigen Theile des Buchs zu thun, der seine speciell ausgesprochene Beziehung zu der gegebenen Gelegenheit hat.

Sehr zu loben ist die Beschreibung der Festlichkeiten des 24. und 25. Juni. Sie ist ein wirkliches Lebensbild, das seinem Verf. große Ehre macht. Freilich was auch der gegebene Stoff einer thätigen Bearbeitung würdig, und es ist der Stadt Frankfurt sehr zu gönnen, daß das von ihr so schön veranstaltete und durchgeführte Fest durch solch eine Beschreibung dem Bewußtsein der Nachwelt erhalten wird. Eine Stelle (S. 312) kann ich nicht unterlassen hier anzuführen, sie bezieht sich auf das Fest im Walde, und sagt:

Zwischen diesen Liebern wurden unter den Regenschirmen kurze Leste gebracht und donnernde Blöcke klangen ein. Nach beendigten Mähle hatten sich die Genossen der Kunst mit ihren unterdes angekommenen Freunden und Verwandten um

einige gefüllte Kasser der gelagert. Dieser ganze Raum bot ein malerisches Bild; die Innungen hatten sich um ihre Fahnen geschart, die Gesangsvereine, der „Liedertranz“ und „Orpheus“ sich in Gruppen gesammelt; im Vordergrund platterte an einer alten Eiche die Buchdruckersfahne, nach der Länge des niedern Gebäudes waren kleine Mantelstühle aufgestellt, und im Hintergrund zeigte sich in bunten, süßlichen Farben ein mit Kränzen und Rahmen geschmücktes Buffet. Je mehr die Wolken sich ergossen, um so aufgeregter wurde die Versammlung; jeder rauschende Plagregen wurde von tausendfachem Hoch übertönt, und zuletzt stieg der Jubel so hoch, daß im Augenblick, wo der heftigste Guss herabsprühete, ein lange nachhallendes, donnerndes Hoch „unserm Herrgott“ emporschallte.

Der sich auf den Gegenstand des Festes beziehende Inhalt unseres Buches besteht ferner noch aus einer kurzen Nachricht von Dr. Georg Kloss: „Über die ältesten Spuren von der Ausübung der Buchdruckerkunst in der Stadt Frankfurt a. M.“ und aus Festgedichten. Was die „Nachricht“ betrifft, so konnte sie freilich wegen ihres noch sehr im Dunkeln liegenden Gegenstandes nur kurz ausfallen, und sie mußte sich demnach mehr dahin beschränken, den jetzigen Stand der Forschung hinsichtlich ihres Gegenstandes anzugeben. In Betreff der Festgedichte läßt sich nur Lobendes sagen, ja verschiedene darunter sind kleine Meisterstücke. Erfreulich ist es bei diesen Festgedichten, daß man auch dem Humor eine Stellung angewiesen, und dadurch auch die Bedeutung des gefeierten Gegenstandes auf einer Seite beleuchtet hat, die noch häufig genug übersehen wird, nämlich die Bedeutung der Buchdruckerkunst für das Leben in seinem unmittelbaren Treiben. Diesen Gegenstand hat Heinrich Hoffmann in seinen „Vortisch-Liedern“ geistreich aufgestellt und behandelt, z. B.:

Der Reiche:

Guten Gutenberg, den kenn' ich;
Sein Verdienst gekenn' ich ein.
Unter manchem Andern kenn' ich:
Goupons nur und Cassenschein.

Der Richter:

Was liegt mir an der Reimerei
Und all dem Zeug zum Esen?
Darin ist von der Polizei
Niemals die Red' gewesen.
Von Allem, was man liest und schreibt,
Am Ende doch der Steckbrief bleibt
Das einzige Bernunft'ge.

Steht nur darin, wie groß, wie klein
Die Ras' des Inculpaten,
So fängt man sicher Jemand ein, —
Und das kann niemals schaden.
Wenn Gutenberg noch heutzutage
Lebendig wär', fürwahr! ich sag',
Er wär' Gend'arme geworden.

Auch ein Gedichtchen, überschrieben: „Aus alter Zeit“ und unterschrieben „Allonymus“ (S. 38) will ich hierher setzen:

„Dich hab' ich, gutes Mädchen, lieb!“
So darfst' ich täglich schreiben.
Die Tante merkte, daß ich schrieb;
Da sollt' es unterbleiben.

Ist Tante schlau, so bin ich fein,
Und weiß mir schon zu sorgen;
Ich rüd' es in die Zeitung ein,
Und Liebchen ließt' am Morgen.

So lange nur zum Genos nicht
Die Tante wird erhoben,
Soll täglich dich ein froh Gesicht,
Du Ausgewählte, leben.

Die Männer, die der Liebeslust
So freien Raum gegeben,
Herr Schöpfer, Gutenberg und Fuß,
Sie sollen ewig leben!

Nun muß aber auch ein Mangel erwähnt werden. Wie mag es kommen, daß man es unterlassen hat, uns eine besondere Nachricht über den jetzigen Bestand der Buchdruckereien, Schriftgießereien und Buchhandlungen Frankfurt mitzutheilen? Eine solche Mittheilung war zur Abschließung des Ganzen nothwendig.

Das Buch, insofern es aus einer Officin als typographisches Product hervorgegangen ist, verdient auch Lob.

29. Schatten und Licht. Eine Festgabe zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am Johannisfest 1840 zu Frankfurt a. M. Dargebracht von Stöckmar und Wagner. Frankfurt a. M., Schmerber. 1840. Schmal Gr. 4. 25 Ngr.

Als für die heutige Jubelfeier nur eine ernste Sorge und qualte, welche Festgabe wir darbieten sollten, da wurden uns von einem hier lebenden Schriftsteller Bemerkungen „über die Buchdruckerkunst in China“ mitgetheilt, in der bösen Absicht, unsere Begeisterung abzukühlen; doch fand sich bald auch ein Politiker von anderer Seite ein, der die Streitfrage aufgriff, durch seine „Ehrenrettung der Buchdruckerkunst im Westen“ unsern Glaubensmuth wieder stärkte, und in der Controverse wenigstens das letzte und, wie meinen, das siegende Wort behielt. Während die Welken stritten, empfingen wir von Herrn Emil Ischolle aus Aarau noch die herrlichen und tiefempfundenen Trostesworte: „Es werde Licht“, in vier Sonetten. Alle diese Ehren haben wir hier zu einer Garbe verbunden, die wir in der Halle der Druckausstellung niederlegen, wünschend, daß sie freundlich betrachtet werden möge.

So lautet der Gruß der Herausgeber an den geehrten Leser. Der Verf. selbst besitzt geistige Gewandtheit genug, um seinem Gegenstande gewachsen zu sein, und das Ganze ist ein gutgemeintes und wohl angebrachtes Wort. Auch als ein Product bloß der Typographie nimmt sich das Schriftchen mit seinem Ausrathen hübsch aus.

30. Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1840. Gr. Lex.: 8. 3 Thlr.

Nur die erste und letzte Nummer von dem Inhalte dieses Albums sind hier besonders zu besprechen, indem nur diese zwei ihre unmittelbare ausgesprochene Beziehung zum Gegenstande des Säkularfestes haben. Nr. 1 ist überschrieben: „Zur Geschichte der Entstehung der Hofbuchdruckerei in Weimar, von Dr. Dänse.“ Dies ist eine sehr schwache Arbeit, und doch verdiente dieser Gegenstand eine gehaltreiche Behandlung, für die er sich so sehr eignet. Die andere hier besonders zu besprechende Nummer gibt uns die Säkularpredigt des Generalsuperintendenten Röhr. Dies ist eine gute Predigt, und es ist nur zu wünschen, daß die ebenso kräftig wie besonnen ausgesprochenen Worte derselben nach allen Seiten hin ihrem Gehalte nach lebendig sein mögen. Der übrige Inhalt des Albums geht uns hier nichts weiter an, obgleich er einige

beachtungswürthe Arbeiten enthält. Nur eine Einzelheit sei hier besprochen. Das Album gibt uns unter Nr. 14 einen Aufsatz über „Das Chaos, eine Zeitschrift in Weimar, 1830, 1831. Von Amalie Winter.“ Da findet sich nun S. 218 folgende Stelle:

Aber auch an gediegenen prosaischen Aufsätzen, bald ernsten, bald humoristischen oder schalkhaften Inhalts, fehlte es dem Chaos nicht. Daß der nachstehende aus Goethe's Feder sei, läßt sich wol nicht verkennen.

Der hierauf folgende kleine, allerdings gediegene Aufsatz ist aber nicht von Goethe, sondern von dem Dr. Erdmann, was ich hier zufolge einer mir mündlich von demselben zum Zwecke dieser Berichtigung gemachten Mittheilung berichtige.

Die typographische Ausstattung des Buches ist, was Papier, Druck und Format betrifft, einfach, aber solid und dem Auge gefällig. Ueberdies wird das Buch noch geziert durch sechs beigegebene interessante und hübsche Kupfertafeln.

31. Thüringisch-Erfurter Gedenkbuch der vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Erfurt am 26. und 27. Juli 1840. Mit dem Portrait Gutenberg's und 20 Kunstbeilagen. Erfurt, Pilsenberg. 1840. Lex.: 8. 1 Thlr.

Wenn man die Vorrede, welche die Herausgeber des Albums demselben vorgelegt haben, beachtet, so hat man gegründete Ursache, sich bei Beurtheilung desselben der Milde zu befleißigen. Man sieht aus jener Vorrede, daß durch das unverschuldete Zusammentreffen verschiedener nachtheiligen Umstände der löbliche Eifer der Herausgeber gehemmt wurde; weswegen man denn auch genöthigt war, von dem ursprünglichen Plane abzugehen. Dadurch ist nun freilich dieses Album mehr ein Album für die Stadt Erfurt als ein Album der Stadt Erfurt geworden. Sehen wir jetzt etwas näher auf den Inhalt des Buches ein. S. 1: „Geschichte der Buchdruckerkunst vom Professor Dr. Denuhard.“ Bei Aufsätzen, welche derartig gegebenen Umständen wie der vorliegende ihre Entstehung verdanken, kann von einer selbstständigen Forschung und Sachkritik nicht die Rede sein, ja es wäre sogar ungerecht, wollte man ein solches Verlangen stellen. Es ist bei der Verabfassung eines solchen Aufsatze nur nöthig, daß dessen Verf. diejenigen Bücher, welche die neuesten Resultate der Forschung enthalten, vor sich aufgeschlagen hat, Auszüge daraus macht, diese dann zum Druck in eine verständige Ordnung bringt u. dergl. mehr. Diesen Forderungen hat der Verf. unser vorliegendes Aufsatze Genüge geleistet, wir wollen ihm daher auch keinen Vorwurf darüber machen, daß das Ganze bloß aus Büchern herausgeschrieben ist. S. 195: „Arithmetischer Nachweis der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst gewonnenen Vortheile an Zeit und Kraft.“ Dieser kurze Nachweis steht an seinem Plage. S. 197: „Statistik aller Kunstanstalten für den Bucherverkehr zu Erfurt 1840.“ Die Stadt Erfurt besaß 1840 9 Buchdruckereien, mit einem Personalbestand von 72 Köpfen. Ferner 5 Buchhandlungen; 3 lithographische Institute; 3 Musikalien-

bandlungen; 2 Antiquare; 26 Buchblätter mit 12 Gehäusen und 8 Lebelingen.

Die übrigen Aufsätze und Gedichte, welche in dem Buche enthalten sind, aber nicht in den Bereich gegenwärtiger Besprechungen gehören, wissen auf eine solide und anmutige Weise zu unterhalten. Die dem Buche beigegebenen „Kunstbeilagen“ sind nur mittelmäßig. Die Portraits von Gutenberg und Dalberg hätten zur Ehre des Buches wegb bleiben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Samuel Laing's „Notes of a traveller“.

Unter diesem Titel gab Samuel Laing ein Buch voll interessanter, nicht selten aber auch einseitiger Ansichten heraus, worin er, wie er selbst sagt, beabsichtigt „Materialien zu sammeln für den künftigen Philosophen oder Geschichtsschreiber, welcher es unternehmen sollte, die neuen socialen Elemente in Europa, welche aus der französischen Revolution entsprangen und deren Äste bedecken, zu schildern und zu würdigen“. Samuel Laing hat sich bereits durch ein treffliches geschätztes Werk über Norwegen und ein minder bedeutendes über Schweden bekannt gemacht. Seine Bemerkungen sind scharf, häufig tief, seine Vorurtheile nicht die eines Parteimannes, nicht gelehrte noch nachgeplauderte, sondern die eines originellen Denkers, einseitig zwar, aber nicht verkehrt. Er weicht häufig von den sonst im Schwange gehenden Ansichten ab. So hält er den landschaftlichen Charakter Hollands für durchaus nicht unmalersisch, er sei nicht erhaben, aber es sei Seele in Allem, was man sehe, Holland sei ein Cabinetstück, in welchem Natur und Kunst sich verbanden, um einen einzigen Eindruck, eine homogene Wirkung hervorzubringen. Diese Ansicht hängt zum Theil mit Laing's ausschließlich politischer und industrieller Richtung zusammen; er betrachtet Alles und Jedes als eine bloße That zu der socialen Lage des Menschen, er schätzt die schönen Künste gering und fragt einmal allen Ernstes: „Was haben die schönen Künste, der socialen Lage des Menschen gegenüber, für einen realen Werth? Hat man sie nicht zu hoch geschätzt? ihnen mit Theil der Vorurtheile, welche sich aus einer Periode der geistigen Bildung, die weit hinter der unsrigen zurücksteht, hergeschleiten, nicht eine zu hohe Bedeutung untergelegt? Tragen sie zu dem Wohlfühlen, der Civilisation und der Verstandesbildung der Menschheit so viel bei als die Pflege der nützlichen Künste? Rufen sie höhere geistige Entwicklungen oder mehr moralische Eigenschaften ins Leben als diese? — Ihre Wichtigkeit ist nur derivativ, ist gegründet auf Vorurtheil oder Mode, nicht auf gesunde philosophische Basis. Rafael, Michel Angelo, Canova — unsterbliche Künstler! erhabene Schöpfer! was seid ihr in der nächsten Abschätzung der Vernunft? Die Artnacht, die Watt, die Davy, die tausend wissenschaftlichen Erfinder und Erzeuger der nützlichen Künste in unserm Zeitalter müssen den Rang vor euch einnehmen. Der Exponent der Civilisation, der Verstandesbildung und des socialen Fortschritts der Menschheit ist nicht eine Statue, sondern ein Dampfboot!“ Ein englisches Journal rühmt solchen Autoren mit Recht: „Rehmt lieber die beschränkte Philosophie Napoleon's zum Motto und schreibt auf Euer Buch, welches bestimmt ist, das Strick- und Räderwerk der Nationen darzulegen: 'C'est la farine, c'est le petit ventre qui fait mouvoir le monde!'“ Gegen die Franzosen verfährt Laing unparteiischer und gerechter, als es sonst die Weise der Engländer ist; er rühmt ihre Geliebe, ihre Achtung vor fremdem Eigentum wie vor den Gefühlen Anderer, ihre artigen und höflichen Manieren, Eigenschaften, wodurch sie sich, wie er selbst gesteht, vor seinen Landsleuten in hohem Grade auszeichnen. Die Übermacht des Beamtenstandes und der Geist der Centralisation in Frankreich unterwirft er strengem Tadel. Denselben Mangel findet er in Preußen, welchem

er überhaupt nicht gänzlich ist. Es ist ihm unmöglich, in einer absoluten Monarchie etwas Gutes zu finden. Preußen, sagt er, sei nur in einem politischen und geographischen, nicht in einem moralischen und socialen Sinne regiert. Er zweifelt, ob für Preußen aus dem Zollverbände jene Vermehrung seines nationalen Reichthums, seiner Macht, seiner politischen Größe, seines Gewichts im europäischen System, welche es durch seine überangestregten militärischen Einrichtungen eingebracht habe, resultiren werde. Er zweifelt daran, weil seine militärischen und commercieellen Einrichtungen auf widerstrebende Grundsätze basirt seien, dort auf die strengste Obergewalt, auf die Einmischung der Regierung in jede individuelle Handlung und Entwicklung, hier auf die vollkommen freie Thätigkeit der Menschen in allen industriellen Dingen. „Aber“, fügt er einleitend hinzu, „der deutsche Zollverband ist eine sociale Bewegung, so wichtig im Princip, so schwanger an unvorhergesehenen Resultaten und so neu in der socialen Ökonomie des deutschen Volks, daß es von Kurzsichtigkeit zeugen würde, wenn man ihn mit Rücksicht auf Preußen allein betrachten wollte.“ Er kommt auch, „with a somewhat amusing illustration“, wie ein englisches Blatt sagt, auf die speculativen Tendenzen der Deutschen zu sprechen. „Die einbildungskräftigen deutschen Schriftsteller“, sagt er, „schlagen vor, den Zollverein in eine anerkannte politische europäische Macht, etwa wie die alte Persa, zu verwandeln. Das Symbolische verdrängt in der deutschen Anschauung überall das Wirkliche.“ Laing macht sich nun über die vorge schlagenen deutsche Flotte lustig, und es ist wahr, daß wir mit diesen Träumereien, bei denen wir ein so ernstes Gesicht schneiden, als wären sie schon Wirklichkeit, in den Augen der andern Völker sehr possirlich erscheinen müssen. Immer vergessen wir das am nächsten Liegende über das Fernste, und während wir Anlage haben, überaus praktisch zu sein, verduften wir in Theorien. Was für ein Gedanke: eine Flotte ohne Colonien — mit Respekt vor den vielbesprochenen Ghatnaminseln sei es gesagt —, ohne alle Grundbedingungen, ohne Anfänge, ohne Aussicht auf Entwicklung, aber mit einer desto endlosen Aussicht auf ein bloßes Traumblitz, auf eine komische Kata Morgana, welche uns bereits ausgedehnte Colonien und Kriegshäfen und Kriegsschiffe vorspiegelt, die mit den Flaggen der verschiedenen deutschen Staaten geschmückt sind! Begeistern sich doch schon unsere politischen Zeitdichter für dieses wesentliche, unsichtbare, dies Abstractum einer deutschen Seemacht — wer sollte da noch zweifeln? Laing prüft auch in einem längern Abschnitte das preussische Schulsystem, und während er die wunderbare Construction der Maschinerie anerkennt, meint er doch, daß man zu demselben Ziele gelangen würde, und zwar auf einem natürlichen und erfolgreichern Wege, wenn man den moralischen Zustand der Ältern in ein Gebiet der freieren Pflichtthätigkeit erhöhe. Die leipziger Buchhändlermesse gibt Laing Gelegenheit, ihre traurigen Folgen auf die Literatur, welche in eine luxuriöse, aber mark-, blüten- und fruchtlose Vegetation ausarte, zu besprechen. Die Rückwirkungen dieser leichten Literatur auf das Volk seien nicht zu verkennen; Alles sei Speculation, keine Realität, kein Zusammenhang der Übergänge in politischen und realen Dingen mit der That. Auf diesen deicaten Punkt, der übrigens Laing zu manchen Übertreibungen veranlaßt, können und wollen wir hier nicht weiter eingehen. 5.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Vieder eines Einpfedlers.

Von

C. W. Noll.

S. Geh. 16 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Dienstag,

— Nr. 102. —

12. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säkularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

32. Denkschrift für das Jubelfest der Buchdruckerkunst zu Bamberg am 24. Juni 1840, als Spiegel der allseitigen Bildungsverhältnisse seit unserer geschichtlichen Periode, verfaßt von Heinrich Joachim Jäck. Erlangen, Ente. 1840. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

So wunderbar sich dieses Buch auch ausnimmt, so gibt es doch manche dankenswerthe Notizen zur Literatur-, Kunst- und überhaupt Culturgeschichte Bamberg's, und es möchte in dieser Hinsicht gerade nicht verfehlt zu nennen sein; ob übrigens die langen, trockenen Namensverzeichnisse zu seinem Zwecke nöthig waren, ist noch die Frage. Die in dem Buche befindlichen kurzen Paragraphen über die Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst geben eben nichts Neues. Der Verf. bringt dabei den durch nichts begründeten Einfall einer Erfindung der Buchdruckerkunst durch Albrecht Pfister wieder an. Hier jedoch bekommen wir allerdings eine Neuigkeit, indem sich sein productiver Enthusiasmus sogar bis zur Erschaffung eines Menschen erhöht hat, da er die Welt ohne Weiteres mit einem Sebastian Pfister beschenkt, der Formschneider, Buchdrucker und wahrscheinlicher Sohn von Albrecht Pfister gewesen sein soll. Die artistischen Bellagen sind nicht zum besten gerathen.

33. Zum Gedächtniß der vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Heidelberg am 24 Juni 1840. Heidelberg, Winter. 1840. Gr. 8. 10 Ngr.

Daß auch die Raperto-Carola sich aufgemacht hat, um das große Fest würdig mitzufeiern, gereicht ihr zu vielem Ruhme, und es ist daher auch ganz in der Ordnung, daß in einem besondern Schriftchen Form und Gehalt dieser Feier der Nachwelt überliefert wird. Der Inhalt dieses Schriftchens zerfällt in fünf Nummern, über welche hier zu sprechen ist.

I. „Programm für die mit höchster Genehmigung in Heidelberg zu begehende vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840.“ Dieses kurze Programm zeigt uns, daß man die Festfeier im würdigen und wohlbegriffenen Sinne unternommen hat. Frei-

lich hat man auch hinlänglich persönliche und sachliche Mittel dazu gehabt. In letzterer Hinsicht mag wol die Ausstellung auf dem Museum bedeutend gewesen sein. Die heidelberger Bibliothek besitzt außer kostbaren Handschriften auch, einige uralte Xylographien, welche von allen Bibliographen als Kostbarkeiten ersten Ranges anerkannt sind. Aber auch aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und aus dem 16. Jahrhunderte besitzt sie einen ihr vielleicht selbst nicht hinreichend bewußten Schatz von Büchern, welche durch die darin enthaltenen zahlreichen Holzschnitte für die Geschichte der Formschneiderkunst von Bedeutung sind, besonders in Beziehung auf die schwäbischen, schweizerischen und elsassischen Formschneiderschulen. Möge man ja auf Erhaltung dieser Bücher ein fortwährendes Augenmerk richten, besonders bei Ausleihung derselben bedächtig verfahren, damit sie nicht so obenhin Personen übergeben werden, welche den Werth der Sache, die sie in die Hände bekommen haben, nicht verstehen, oder nicht zu beachten gewillt sind.

II. „Rede bei dem vierten Säkularfeste — gehalten von Dr. E. Ullmann, derzeitigem Prorector.“ Eine vortreffliche Rede! Die Rede ist von dem Redner in seiner Eigenschaft als Prorector und in der Aula academica gehalten worden; dies sind Beziehungen streng wissenschaftlicher Tiefe, welche berücksichtigt werden mußten. Ferner ist sie vor einem sehr gemischten Publicum gehalten, welches laut Programm zur Anhörung dieser Rede versammelt wurde, und endlich war der Redner ein öffentlicher Lehrer der Theologie. Zwischen diesen zusammenstreichenden und aufeinander drückenden Verhältnissen hat sich nun der Redner nicht etwa bloß geschickt durchzuwinden gewußt, sondern er hat seinen Gegenstand mit solchem freien Geiste erfaßt, daß er gar nicht in ein solches Bedrängniß hineingerathen konnte. Folgende Stelle dieser Rede sei hier angeführt:

Hätten vor Gutenberg's Seele prophetisch alle Folgen seiner Erfindung gestanden, auf der einen Seite die Möglichkeit sie zu machen, auf der andern Seite der Gedanke der Uebel, die sie bringen würde, und er selbst mit freier, von Ehrgeiz unbefogener Wahl dazwischen gestellt, sollen wir glauben, er würde zurückgebebt sein vor der Verwirklichung? Wir könnten es ihm zutrauen, wenn er ein Schwächling gewesen wäre, nicht aber, wenn er ein frommer, Gott und der Wahrheit vertrauender deutscher Mann war, und wir müßten ihn auch jetzt im Angesichte aller geschichtlich eingetretener Nachtheile der

Presse loben darum; denn wir dürfen auch dies nicht vergessen: der Kampf rührt die Geister und hat die Wahrheit jederzeit nur um so heller hervorleuchten lassen; von der Überbildung und falschen Richtungen der Bildung wird der gesunde Sinn immer wieder von selbst zurückkommen; der Ballast der Presse, ein Austausch der Industrie, wie es viele gibt, mag ruhig dahinschwimmen auf dem Strome der Zeit ins Meer der Vergessenheit; der Einbruch der Presse, soweit er auf Vorurtheil beruht, kumpft sich ab in sich selber; für das Gift aber, das sie bereitet, bietet sie selbst auch die Gegenmittel dar; gleich den göttlichen Heldenwaffen der Alten ist sie im Stande, die Wunden auch zu heilen, die sie geschlagen: denn, wenn sie die Lüge vertausendfacht, so vertausendfacht sie auch die Wahrheit, und es heße nicht etwa nur dem Wahrheitsfiane, sondern Gott, dem obersten Schirmherrn der Wahrheit misstrauen, wenn wir bezweifeln wollten, daß die Wahrheit auf die Dauer stärker sei als die Lüge; die Presse kann wol im Einzelnen der Wahrheit, der Ordnung, der Ehre schaden; aber im Ganzen und Großen muß sie den göttlich erhaltenden Mächten dienen, und was wirklich auf den Geist, auf das Vertrauen, auf die Liebe gefaßt ist, das wird mit ihr, zum Theil durch sie bestehen. Und endlich — warum wollen wir es nicht aussprechen? — Gott hat die Erfindung der Buchdruckerkunst gewollt und sie eintreten lassen in den Gang menschlicher Entwicklung, und wenn Er sie gewollt hat, wer wagt es, sie nicht zu wollen, oder zu denken, ihr Nichteintreten wäre besser gewesen?

Bei dem verehrten Redner für diese reinen und schönen Worte auch aus der Ferne ein freundlicher Gruß zugerufen.

III. „Predigt bei der Feier — von J. J. Sahel, Decan und Stadtpfarrer daselbst.“ Eine wohlgerathene Predigt, welche Zeugniß ablegt, wie der Prediger seinen Gegenstand würdig und geistvoll zu behandeln gewußt hat.

IV. „Historische Nachrichten von den Buchdruckereien und Buchhandlungen in Heidelberg von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten.“ Der ungenannte und mir auch seinem Namen nach nicht bekannte Verfasser dieser Nachrichten kommt geistig nicht so recht in die Sache hinein, doch ist der angewandte Fleiß nicht zu verkennen; wie er denn auch durch mitgetheilte interessante Urkunden unsern Dank verdient.

V. „Bestand der Buchhandlungen und Buchdruckereien in Heidelberg am 24. Juni 1840.“ Heidelberg besaß zur Zeit des Cäcularfestes 7 Buchdruckereifirmen mit 19 Pressen und 25 Gehülfen. Ferner 5 Buchhandlungen mit 11 Gehülfen und Lehrlingen.

(Der Beschluß folgt.)

Andreas und Elene. Herausgegeben von Jakob Grimm. Kassel, Fischer. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jenseit des Kanals wird das Studium der angelsächsischen Sprache und Literatur beinahe so lebhaft betrieben wie bei uns dasjenige unseres deutschen Alterthums. In Beziehung auf materiellen Bestand und Rückhalt haben die Engländer viel voraus, hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Selbstandes blieben sie noch hinter den glücklichen Erfolgen unserer Philologen zurück. Die Verdienste Thorpe's und Kemble's würden nicht hinwegzulegen sein, wenn Jemand auch den Versuch machen wollte, es zu thun; aber ein Werk wie Bosworth's „Angelsächsisches Lexikon“ würde bei uns kein größeres Glück haben machen können als etwa Biemann's „Mittelhochdeutsches Wörterbuch“, und will man den Abstand zwischen der Höhe deutscher und englischer Forschung deutlich erkennen, so braucht man nur die Lexika von Bosworth und von Nichtsphen nebeneinander zu halten, um so

gleich hier strenge Wissenschaftlichkeit bei beschränkten Quellen, bei dem englischen Kaplan reichere Quellen, aber trübes Zurückbleiben hinter den raschen Schritten der Wissenschaft zu finden. Man sollte denken, die Engländer würden die Belehrungen aus Deutschland mit Dank empfangen und uns durch ungehemmte Bekanntmachung ihrer Quellen in Stand setzen, weiter zu kommen, weil sie selbst von jedem Fortschritte der Wissenschaft Gewinn ziehen müßten; allein sie hätten zum großen Theile ihre Drucke alter Quellen mit so unkluger als ungerechter Eifersucht, daß es selbst den ausgezeichnetsten Forschern in Deutschland, trotz ihrer Verbindungen, schwer wird, nicht etwa bloß in den Besitz der Drucke zu kommen, sondern sogar sie überhaupt nur einzusehen. Von jener grundlosen Geheimthurei gab die londoner Recordcommission wieder eine Probe, als sie den verceller Codex, den sie durch Blume in Lübeck hatte kennen lernen, abschreiben, drucken und — in spärlichen Exemplaren an die Recorders vertheilen ließ. Jakob Grimm verdient deshalb Dank, daß er aus dem von Lappenberg ihm mitgetheilten Exemplare eine Ausgabe der beiden angelsächsischen Gedichte „Andreas und Elene“ veranstaltete, Anmerkungen unmittelbar für die Presse hinzuschrieb und das Ganze mit einer überaus lehrreichen Einleitung begleitete. Text und Anmerkungen sind für die Gelehrten von Proffission. Die Einleitung wird auch einem größern Publicum Interesse bieten, und wir folgen derselben in ihren Hauptzügen, den Gang der Untersuchung in eine historische Darstellung verwandelnd. Die angelsächsische Literatur hat deshalb einen so ungemeinen Werth anzuspochen, weil sie die älteste wirkliche Literatur des germanischen Volks ist. Das heidnische Element ist nicht erlegen, nur geschwächt, und wie das ungeschmälerte Heidenthum, das in den Denkmälern altnordischer Poesie aufbehalten ist, wegen seiner großen und reinen Vollständigkeit die größte und genaueste Aufmerksamkeit verdient und verlangt, so fordert die angelsächsische Dichtung ein um so schärferes Aufmerken, um die unwillkürlichen Ausbrüche des heidnischen alterthümlichen Elements bei der Behandlung christlicher Stoffe zu erkennen. Denn die angelsächsische Poesie wird, wo sie der einheimischen Sage die fremde vorzieht und ihrem Inhalte nach also nur ein geringes Interesse darzubieten weiß, durch Behandlung der fremden Stoffe neu und belehrend, da sie ihrer angeborenen Natur dabei freien Lauf läßt.

Für die beiden ältesten und überlieferten Gedichte der Angelsachsen hält Grimm diese Dichtungen von Andreas und Elene. Nach einer gewagten Vermuthung ist „Andreas“ von dem Bischof Althelm, dem Freund und Rathgeber des Königs Ine von Wessex und dessen Gemahlin Adelburg, gedichtet und dem königlichen Paare vorgelegt. Die Zeit der Entstehung würde demnach, da Althelm im J. 709 starb und Ine seit 688 herrschte, um das J. 700 fallen. Althelm war Verfasser lateinischer und angelsächsischer Gedichte. Er ging aus der Schule von Canterbury hervor, wo Erzbischof Theodor eben Kunde des Griechischen verbreitet hatte. Den Stoff zu seiner Dichtung nahm er aus einem apokryphischen Buche: „Παύλος Ἀποστόλου καὶ Μαρκίου“, aus denen Grimm, von dem Herausgeber des „Codex apocryphus N. T.“, Thilo, dazu in Stand gesetzt, Auszüge mittheilt. Die Geschichte selbst ist folgende: Matthäus hatte den göttlichen Befehl empfangen, sich nach der Insel Mermedonia (Äthiopien) zu begeben, die von Menschenfressern bewohnt wurde. Aber zu ihnen verschlagen wurde, bente ihnen zu Speise. Vorher aber wurden die Unglücklichen geblendet und durch einen Feuertank des Verstandes beraubt, daß sie wie Thiere umhergingen und Heu und Gras fraßen. So erging es auch Matthäus, der, zu Gott um Rettung flehend, von einer himmlischen Stimme getroffen und belehrt wird, Andreas werde ihn zu erlösen zur bestimmten Zeit in der Burg erscheinen. Die Heiden hielten alle 30 Tage feierliche Versammlungen, in denen sie die Befehle befolgten, wann ihre Gefangenen ihnen zur Nahrung dienen sollten. Inzwischen hatte Andreas, der in Achaja lebte, vom Himmel Befehl erhalten, nach Mermedonia zu reisen, wo Matthäus binnen drei Tagen in Lebensgefahr

schwebte. Nach furchtlosem Uebersehwamm schiffte Andreas am andern Tage früh mit seinen Begleitern am Strande ein und findet einen Raufen, den Gott und zwei Engel in Gestalt von Schiffen führen. Sturm begleitet die Überfahrt. Andreas erzählt Wunder des Hellsands. Im Schlaf wird der Apostel ein Knecht getragen, wo er am andern Morgen neben seinen schlafenden Dienern im Angesicht der Burg erwacht. Unvermerkt, von Gottes Hand bedeckt, steigt er zur Burg hinauf. Die stehenden Wächter am Thore des Kerkers werden von jähem Tode hingerafft. Die Thür springt von selbst auf. Matthäus sitzt einsam in der Würdengrube. Als bald rüstet er sich mit 240 Männern, die Beste zu verlassen. Andreas geleitet sie hinaus, lehrt froh in die Stadt zurück und erwartet, neben einer ehernen Säule niedersitzend, sein Geschick. Unterdessen war der Tag der heilighen Versammlung gekommen. Die Antropophagen gedenken einen der Gefangenen zu verzehren, als sie aber die Wächter tobt, die Kerker offen und leer finden, laufen sie, vor ihm ihnen den andern zur Speise dienen solle. Ein angesehener Greis, den das Loos trifft, bietet für sich seinen jungen Sohn an. Der Knabe wird in Banden gelegt, aber Andreas bittet für ihn zu Gott und alle gegen ihn gerichteten Waffen schmelzen wie Wachs. Da wird der Knabe frei gegeben. Der Jesus erscheint in Gestalt eines elenden Menschen, verräth die Gegenwart des Heiligen und entzündet das Volk zur Wuth gegen denselben. Infolge einer göttlichen Stimme tritt Andreas hinter der Säule hervor. Sogleich wird er gefesselt und dem Volke gezeigt. Dann schleifen sie ihn über Felsen und Steinspitzen den ganzen Tag, bis der Abend einbricht. Sein Leib trieft von Blut, seine Seele bleibt standhaft. Am zweiten und dritten Tage gleiche Marter. Da sieht sich Andreas nach dem Tode; aber als er, vom himmlischen König aufgefordert, sich umschaut, sieht er blühende Bäume an den Stellen emporwachsen, wo seine Blutstropfen niedergefallen, und als er zum vierten Male zum Kerker geleitet worden, naht sich Gott und verleiht seinem verwundeten Leibe Stärke und Gesundheit wie vom Anfang. Nach zahllosen Anfechtungen im Kerker, die der Dichter nicht beschreibt, erblickt der Heilige zwei große Steinsäulen, aus deren einer er Wasserströme unter das heilighie Volk hervorbrechen läßt, daß die weite Flur bedeckt wird, viele Kinder ertrinken, die Männer nach den Bergen zu fliehen suchen, wo ein Engel mit feurigem Schwerte ihnen den Zugang wehrt. „Wogen wuchsen, Wälder rauschten, Feuerfunten flogen.“ (Vægas vœkon, vadu hlýnsodon, Flugon Lygnástas, flód ydum veóll. 1545 fg.) In allen Bergen Hammeruf! Einer rief, die Fesselung des schuldlosen Fremden sei Ursache der schrecklichen Strafe; „elit, entfesseln wir ihn und fliehen um seinen Willkür!“ Bis an die Achseln standen die Männer schon im Wasser. Da läßt sie den Heiligen. Er besprach die Woge. Der Himmel wurde heiter; die Erbschluchten nahmen die Gewässer auf: 14 der übelsten Missethäter wurden mit in den Abgrund gerissen (1593). Alles Volk zitterte und erkannte, daß Gott den heiligen Mann gesandt. Der warnte und ermahnte. Auf sein Gebot ließ Gott die von der Flut verschlungenen Kinder wieder auferstehen. Nach ihrer Rückkehr ins Leben empfingen sie die Taufe. An der Stelle, wo die Flut entsprungen und die Taufe geschahen war, ließ Andreas eine Kirche bauen. Aus allen Gegenden sammelten sich Männer und Frauen und wurden getauft. Der Heilige setzte ihnen einen Bischof, Namens Plato (1651), ein und rüstete sich dann nach sieben Tagen zur Abreise. Die Bewohner geleiteten ihn trauernd zum Ufer, bildeten dem Schiffe nach, so weit sie es mit ihren Augen verfolgen konnten, und preisen den ewigen Gott.

Aus derselben Zeit (um 700) stammt das Gedicht „Gene“, dem vielleicht auch wie dem „Andreas“ eine griechische nicht allgemein zugängliche Quelle zum Grunde liegt. Im allgemeinen stimmt die Dichtung ihrem Inhalte nach mit der kirchlichen bekannten Legende über die Kreuzausfindung zusammen und wie unterlassen es, hier näher darauf einzugehen. Der Dichter hat sich (1258—70) selbst genannt, indem er die ein-

gesenen Buchstaben, aus denen sein Name besteht, mit Runen schrieb. (Über diesen Gebrauch der Runen hat Kemble in seiner, dem großen Publicum ebenfalls unzugänglichen Schrift: „The runes of Anglo-Saxons“, gesprochen, wobei er das vorläufige und zwei andere Beispiele erläutert. Vergleiche einen Auszug von Wilhelm Grimm in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“, 1841, S. 1129—38.) Grimm hält ihn gleich dem Verf. des „Andreas“ für einen Geistlichen, weil er (1255) auf schriftliche Quellen und (825) auf eine geschriebene Darstellung der Wunder des heiligen Stephan Bezug nimmt, zugleich will er ihn für einen Zeitgenossen, vielleicht für einen Schüler Althelm's angesehen wissen. Beide Gedichte sind in alliterirenden Versen geschrieben, die Grimm hier mit demselben Fuge als Langzeilen darstellt, wie er es bei den Versen der spätmittelhochdeutschen Dichtungen in der „Silva de romances viejos“ gethan. Die ruhige Breite der epischen Form verträgt überhaupt keine Zerstückelung; außerdem kommt die jedesmal angeschlagene Alliteration immer erst mit der ganzen Zeile zur Vollendung; dabei aber bildet die zweite Hälfte des Verses, die nur einen Anlaut aufnimmt, einen merkwürdigen Abstand von der ersten, die in der Regel zwei enthält. Wollte man zwei alliterirende Langzeilen in vier kurze zerbrechen, so würden sich diese nicht untereinander gleich sein, sondern die erste würde der dritten, die zweite der vierten entsprechen, woraus deutlich hervorgeht, daß die erste und zweite ein System bilden und zusammengefaßt sein wollen wie die dritte und vierte. Wenn kurze Zeilen das wirkliche Maß wären, so müßten sie jeden Reimbuchstaben in ihrem eigenen Umfang abschließen und könnten ein Gedicht sowohl von gerader als ungerader Verszahl bilden. Gedichte von ungeraden Verszahlen sind aber, wenn man die Langzeilen in kurze zerlegt, überall nicht vorhanden, sondern die Kurzzeilen treten dann immer paarweis auf und sind also nur entstellte Langzeilen. Ganz anders ist es, daß der Sinn in der Mitte der Langzeile ruht, was er im Angelsächsischen sogar meistens thut. Dieser Widerspruch zwischen Sinn und Metrum muß als ein tiefbegründetes Gesetz angesehen werden, auf dem die innere und feste Beschränkung beruht (Lv fg.). In diesen Versen, denen die Alliteration unüberbrückliches Gesetz ist, hat schon von frühester Zeit an der auslautende Reim Einsatz gewonnen. Namentlich tritt er in gewissen Formeln auf, die dem Sinn nach synonyme oder der Wortbildung nach nahe verwandte Wörter durch ein bloßes und verknüpfen (wie grund and sund, bord and ord u. s. w.). „Man gewahrt also, daß alle lebendigen, natürlichen Heilse und Mittel der Poesie sich von selbst Lust machen und, ohne daß man sie auf äußern Wegen zu erklären braucht, einführen. In diesen uralten Reimen alliterirender Lieder beruht am ungezwungensten der allmählig unter allen Völkern deutscher Zunge ausgeblähte Reim; eine eigenthümliche Form der Staldbildung hat auch schon frühe die Vereinigung beider Grundsätze anerkannt und gesucht auszubilden. In Vocalen und Consonanten erscheinen die angelsächsischen Reime noch so ungenau und unrein gehalten wie die in den alliterirenden Versen Ostfries's hervorbrechenden. Der Dichter der „Gene“ legt sich (von B. 1237 an) 15 Verse hindurch die unbedeutende Fessel des Reimes an und wirft sie dann wieder ab“ (XLIII).

Der angelsächsische Dichter konnte einen Stoff wählen, der fremd war, aber sein Volk, seine Zeit und die Einflüsse der Vergangenheit auf seine Zeit konnte er nicht verleugnen. Ihn hier zu beobachten ist lothend und lohnend. Folgen wir schließlich noch den Bemerkungen, die Grimm macht, in ihren Hauptzügen. „Frauen treten im Gedicht von Andreas gar nicht auf, im andern spielt Helena zwar eine Hauptrolle, handelt aber ganz wie ein Mann und ordnet sich willig ihrem Sohne Konstantin unter. In Darstellung der Frauenliebe hat überhaupt auch kein anderer angelsächsischer Dichter gedacht“ (xv). Kampf und Krieg waren das liebste Geschäft des Alterthums. Im „Andreas“ wird nicht gekämpft, nur ein feierliches Volksfest gehalten und gelobt. In dem Gedicht von Gene, das mit den

Kämpfen Konstantin's gegen die Hunen, Heilgötzen und Franken, die zum Sammelplatz an die Donau über die Niedenburg herangezogen, beginnt, haben die Schlachtschilderungen etwas Prächtiges. Wolf, Adler und Rabe ziehen mit freudem Gescherri dem Feinde voran, ihre Beute witternd. Der Wolf im Walde stimmt das Schlachtlied an („Ene", 28. 112). Der Adler, die Federn frucht, hebt auf der Spur der Feinde sein Lied an („Ene", 29). Der schwarze Rabe, auf Wegeleien gierig, schlägt aus der Höhe („Ene", 52). Gewiss heidnischer Duft, da die drei Thiere den Christen eher etwas Widerwärtiges als Befreundetes haben mußten, den Feinden aber, als Attribute der Gottheit, geheiligt waren. Anklänge an Gottheiten sucht Grimm auch sonst aus diesen Gedichten aufzuweisen. Konstantin heißt („Ene", 76) *cofoumble* bepanzt, mit dem Eberzeichen bedeckt. Das Bild des heiligen Ebers bewährte hier den Cultus einer angelsächsischen Gottheit, die dem altnordischen Freyr oder der Freya entspreche. In dem verschiedenlich gebrauchten Substantive *vöma* (sonitus, Klang, Rauschen) und den mit diesem Worte vorgehenden Verbindungen meint er „eine bestimmte Erinnerung an Vöden", *buotan* zu finden (xxviii), und in der Wendung *tires getacnod, gloria in-agnitum* („Ene", 753) erblickt er eine Erinnerung an den angelsächsischen Kriegsgott *Tio*. „Den Ausdruck *tires tacen* mögen christliche Angelsachsen einem ältern heidnischen *Tives tacen* unterworfen haben. Auch die Poesie entsagte jener heidnischen Lebensart nicht leicht, sondern mißverste sie gleichfalls in *tires tacen* und *tires tacnian*" (S. 156).

Daß die Angelsachsen ein seefahrendes Volk waren, ergibt die wahre Fülle ihrer Poesie an Ausdrücken und Wendungen, meist von hoher Schönheit und Einfachheit, für Meer, Schiff und Schifffahrt. Außer der Bezeichnung der See mit zehn, zwölf Substantiven kommen Umschreibungen vor wie: der Fische Bad, des Walfische Heimat, der Schwäne Heimat u. s. w. Das Schiff (*scip, coöl, bät, naca, flata*) heißt *Seeholz, brimhengest, merehengest, væghengest, sæmearh, b. i. Seehengst*; es fährt mit schaumbedecktem Hals, wie ein Vogel gleitet es durch die See. Sorgfältig beschrieben wird die Annäherung des Seesturms: der Hornschiff gleitet spielend durch das Meer, aber die graue Wöbe, nach As begierig, kreiset in der Luft. Die Nacht wird als ein Helm, der Tag als eine Leuchte dargestellt. Am Morgen geht die Sonne über das Meer hervor („Andreas", 241); die Vögel freuen sich auf des Tages Erscheinung und verstanden sie („Beowulf", 5599). Einmalig werden Sprichwörter angewandt. Außer den Aufschlüssen über kriegerisches und öffentliches Leben bieten die Gedichte mancherlei Vorstellungen, von denen das häusliche Leben erfüllt war und die längst erloschen sind. Die Heiligkeit und Sicherheit der Wohnungen steht hier voran. Die Burg heißt *Freundeburg, Frohburg*; der Herr *Freundherr, Friedherr*, der Menschen Goldfreund, weil er den Leuten Gold austheilt, sein Hof *Goldburg*, weil darin Gold gegeben wird. Freigebigkeit und Milde waren in dem Begriffe des Herrn wesentlich. Diese Vorstellungen wurden auch auf den himmlischen Herrn übertragen. „Gott und der König beseligten durch ihre Geschenke" (xxxviii).

Übersehen wir diese Arbeit Grimm's noch einmal mit einem Gesamtblick, so treten uns die charakterisirenden Merkmale aller seiner Forschung daraus entgegen. Auch hier ist das Bestreben, den Gegenstand so hoch als möglich in das Alterthum hinaufzuführen, dies Alterthum als ein schon gebrochenes, abwellendes, das „nicht ohne matten Widerschein seine Eäfte noch einmal umfasse und seinen nahen Tod verkünde", darzustellen und darüber hinaus einen Blick in ein noch höheres Alterthum zu eröffnen, wo die Kraft nicht ohne Milde, die Rauheit nicht ohne stiltliche Stärke bestand, endlich dies Alterthum des einen Stammes als ein geschwächtes Bild des Ganzen zu erkennen und auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, nichts, es sei gering oder groß, als Einzelercheinung, sondern als Spur

zu betrachten, die der Geist zurückgelassen, der das große Ganze durchbringt und hält. Karl Müllers.

Literarische Notizen aus England.

Die Vorliebe der Zeit für encyclopädische Bildung wird auch in England durch eine Menge dahin einschlagender Werke genährt und befriedigt. Die meisten dieser Encyclopädien und Cyclopädien sind jetzt vollständig oder der Vollständigkeit nahe. Hierher gehören die „*Encyclopaedia Britannica*", welche mit dem Erscheinen des Index in dem laufenden Jahre abgeschlossen sein wird; die „*Popular encyclopaedia*" der Herren Bladie, jetzt vollständig; die „*Penny cyclopaedia*", von welcher jetzt der 21. Band erschienen ist und der Schluß im Laufe des Jahres erwartet werden kann; Blaine's „*Encyclopaedia of royal sports*"; W'Gullock's „*Dictionary, geographical, statistical and historical*", wovon der erste Band jetzt vollständig ist; „*The dictionary of science, literature and arts*", bis zum neunten Bande und dem Buchstaben Q gebunden; Savage's „*Dictionary of the art of printing*", ein sehr praktisches brauchbares Werk, ist geschlossen, während eine „*Cyclopaedia of commerce*" und eine „*Farmer's Encyclopaedia*" neu begonnen sind. Gegen Anfang dieses Jahres waren ferner fertig und ausgegeben worden: von Knight's „*Pictorial history of the reign of George III*" der erste Band, der bis zum Ende des amerikanischen Krieges reicht, von der „*Pictorial history of France*" der Herren Derr u. Comp. drei Nummern, von Lyas' „*Illustrated Shakspeare*" die dreißigste, von Knight's „*London*" die neunte, von Hall's „*Ireland*" die vierzehnte, von Duain's „*Anatomical plates*" die vierundneunzigste Abtheilung. Die von W. Forne herausgegebene „*History of Napoleon*", eine eingestandene Compilation aus den zahllosen Memoiren und Geschichten, womit Frankreich überschwemmt ist, und mit einem unüberwindlichen Glauben an Napoleon's Supremität geschrieben, enthält einige Hundert Folgschnitte. Um in diesem Register fortzufahren, bemerken wir noch Folgendes: Unter den Werken, welche sich in periodischer Form die Gunst des Publicums erworben, sind noch Knight's „*Store of knowledge*", „*The Christian traveller, a cyclopaedia of domestic medicine and surgery*", von Dr. Andrews, und das „*Domestic dictionary or housekeeper's manual*" von G. Merle zu nennen. Von G. Savendby's „*Debates*" erschien der erste Band, vom Mai 1768 bis zum Mai 1770 reichend, von Adolphe's „*History of George III*" der vierte, von For' „*Book of martyrs*" (Virtue's Ausgabe) der neunte und von Cook's „*Voyages*" der zweite Band.

Eine Sammlung Novellen und Erzählungen erscheint unter dem Titel: „*Library of standard novels and romances, by the most distinguished writers of the day*", unter denen uns folgende aufzufallen sind: „*Schinderhannes, the robber of the Rhine. A romantic sketch, drawn up from historical and legal documents of the celebrated banditti system of Germany*", von dem Herausgeber, Leitch Ritchie; „*Waldemar, or the sack of Magdeburg. A tale of the thirty years' war*"; „*The Jesuit. A powerful and striking illustration of the principles and practices of that celebrated society, from which it takes its name*"; „*The siege of Vienna*" (nach Frau von Pichler); „*The enthusiast, or, traits and characteristics of the german court. An adaptation of one of the romances of Spindler*" u. Der „*Observer*" nennt diese Sammlung eine der wohlfeilsten, besten und geschmackvollsten Werke, denen der moderne bibliopolische Geist die Entstehung gegeben habe. Sie werde ein klassisches Werk bleiben und noch lange gesucht und gelesen werden, wenn die contemporären Werke dieser Art schon in Vergessenheit gerathen sein würden.

2.

Mittwoch,

Nr. 103.

13. April 1842.

Über die Literatur der jüngsten Säkularfeier der Buchdruckerkunst.

Dritter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 102.)

34. Kurzgefaßte kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit der ältesten wien- und österreichischen Buchdruckergeschichte, nebst Widerlegung der Ansprüche der Städte Strasburg und Harlem auf die Erfindung, und Abfertigung der neuesten Behauptung: Gutenberg sei ein Böhme und geborener Kuttengerber. Zum Anhang, Untersuchungen über den Kalender Johann's von Smunden und den in Wien aufgefundenen ersten Kalender v. J. 1400 — 28. Von Mathias Koch. Wien, Singer und Böhring. 1841. 8. 25 Ngr.

Die Besprechung dieses Buches paßt sich nicht so gut für diesen dritten Artikel, als sie sich für den zweiten Artikel gepaßt haben würde; doch ist mir dies Buch erst zugekommen, nachdem jener zweite Artikel schon abgesendet war, und so mag es immerhin hier seine Besprechung finden. Die kurze Nachricht, welche uns das Buch über die Erfindungsgeschichte gibt, ist mit reinem natürlichen Sinne und Gewandtheit abgefaßt, doch ohne höhere wissenschaftliche Bedeutung; sie ist im Wesentlichen ein wenige Bogen ausfüllender Auszug aus Wetter's achtbarem Werke. Von einer den Gegenstand in seiner ganzen Breite selbständig durchdringenden Kritik ist nichts zu bemerken. Des Verf. feiner natürlicher Sinn hat ihn vor den Auswüchsen der neuesten Besservisserei bewahrt, welche über ein geschichtliches Ereigniß etwas ganz Anderes und Besseres wissen will, als was die Geschichte selbst weiß. Bei dieser Gelegenheit sagt der Verf.:

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß ein Aufenthalt in Holland im vergangenen Jahre uns Gelegenheit gab, zu ermitteln, daß holländische Gelehrte heutzutage nicht bloß die Behauptung von dem fabelhaften Götter fallen lassen, sondern selbst die Erfindung der beweglichen Lettern nicht weiter in Anspruch nehmen. Was sie, und unter ihnen z. B. Baron Westreenen von Ziefflandt für Holland ausschließlich zu vindiciren streben, ist der Tafeldruck allein, den wir ihnen bereitwilligst einräumen, wenn sie uns einmal datirte Druckwerke ihres Landes vorzeigen können. (S. 162.)

Das ist ein sehr erfreuliches Zeugniß von dem Ueberhandnehmen eines bessern Sinnes unter den Holländern.

Hingegen ist der Schluß dieser Stelle ebenso undeutlich als schließend. Es kommt ja nicht darauf an, was wir den Holländern einräumen wollen, sondern, was wir ihnen einräumen können. Ferner ist das Verlangen, das hier an die Holländer gestellt wird, zu stark, ja unerhört. Was sollte denn dann wol aus der Geschichte werden, wenn wir nur da ihren ausdrücklichen Überlieferungen Glauben beimessen wollten, wo sie uns zugleich die Facta selbst in lebhaftigster Gegenwart vorführte? Durch die Zeugnisse Ulrich Zell's und Mariangelus Accursius, in welchen ausdrücklich gesagt wird, daß man in Holland vor der Erfindung der Buchdruckerkunst mit hölzernen Tafeln kleine Bücher (die Donate) gedruckt habe, durch diese Zeugnisse sind die Holländer gar wohl berechtigt, die Ansicht aufzustellen, daß sie zuerst den Tafeldruck auf kleine Bücher angewendet hätten. Aber wohl verstanden! es kann immer nur die Rede von dieser Anwendung des Tafeldruckes sein und nicht von der Erfindung der Formschneldruckkunst selber.

Der Verf. theilt uns in extenso den Unsinn mit, welcher in neuester Zeit von Böhmen ausgegangen ist, und welcher beweisen soll, daß Gutenberg ein geborener Böhme gewesen sei.

Die kurze Buchdruckergeschichte Wiens bis zum J. 1618 ist mit Dank anzunehmen. S. 166 befindet sich eine Klage des Verf., die hier auch ihre Stelle finden mag, sowohl der Wichtigkeit der Sache selbst wegen, die allerwärts sehr zu beherzigen ist, als auch wegen der tüchtigen Fassung, womit sie ausgesprochen wird:

Die ältesten Wienerdrucke von 1482, welche in unserer Schrift S. 29 unter Nr. 1, 2, 3 und 4 als Producte durchreisender („fahrender“) Künstler aufgeführt sind, und die, nach Denis, allein die Pfarrbibliothek St. Jacob in Bräun besitzt, befinden sich, eben uns zugekommenen Mittheilungen zufolge, gegenwärtig nicht mehr dort und sind somit auch verloren. Möchte doch in der Folge allenthalben, wo sich noch Erstlingsproducte der in Oesterreich eingeführten Kunst finden, ihrer in Acht genommen werden, damit wir ferner nicht Verluste zu beklagen, sondern vielmehr neuer Funde uns zu erfreuen haben und aus der Achtung und sorgfältigen Obhut so kostbarer Zeugen des wissenschaftlichen Strebens unserer Vorfahren der Antheil sichtbar werde, den auch wir an dem hohen Werke geistiger Offenbarung nehmen, zu welchem sie die Fundamente gruben!

Hierzu noch die dabei befindliche Anmerkung:

Wenn auch heutzutage jene Bibliomanie, welche, ausschließlich nach dem Principe der Seltenheit verfabrend, jede Schatz-

tele zum Kleinode erhob, nicht mehr besteht, so wird doch nicht minder der entgegengesetzte Ansich — den Werth eines Buches nach herrschender Geschmacksrichtung, nach Modenwechsel und Auktionsfähigkeit zu bestimmen — entschieden widerstrebt werden müssen, soll nicht dieser geistige Vandalismus fortfahren den Wissenschaften tiefer Quellen, werthvolle Hülfsmittel, mannschaftliche Anhalt- und Orientierungspunkte zu rauben, die da dienen ihren Gehalt zu verstärken und die Reichen der Erkenntniffe fest und folgenreich aneinanderzuknüpfen. Man kann aus den Läden, welche in die Wienerbuchdrucker Geschichte seit Denis eingebrochen haben, zur Genüge ersehen, welche nachhaltige üble Folgen aus den Verlusten der älteren Literatur für die jetzigen und künftigen bei Bearbeitung einzelner wissenschaftlicher Fächer eintreten; Folgen, die wahrlich nicht bloß die sogenannten „lebenden“ Wissenschaften treffen.

Vergleiche auch die Anmerkung des Verf. S. 143, wo gesagt wird, daß diese Verluste nicht in der neuesten Zeit stattfanden, sondern unter Joseph II. bei Aufhebung der Klöster u. s. w.:

Damals wurden vielerlei Schätze in Eile zusammengegrasht, in Massen aufgeschafft und ohne Sorgfalt fortgeschafft. Gerade die ältesten und kostbarsten Sachen wurden am wenigsten beachtet und so kam es, daß Manches in Hände gerieth, die wenig genug waren, Das kostig aufzulesen und festzuhalten, was diejenigen wegwarfen, die bestellt waren, es zum allgemeinen Gebrauche zu sammeln.

Die im Anhange gegebenen Nachrichten über Johann von Smünd und über die ältesten gedruckten Kalender enthalten sehr schätzbare Angaben, doch sind die auf diese Angaben gestützten Schlüsse nicht so entschieden beweisend, wie dies vom Verf. ausgesprochen wird. In der Vorrede sagt der Verf.:

Übrigens wollen wir es gerne gesagt haben, daß mit dieser Schrift an Deutschlands äußerster Grenze jene frohe geistige Theilnahme sich mit aussprechen soll, die überall im deutschen Lande für das Erinnerungsfeß dieser hochwichtigen Begebenheit sich offenbart.

Es sei damit ein Beleg mehr gegen die grundlose Behauptung gegeben, die alte Ostmark und ihre deutschen Nebenlande schloßen sich von Deutschland und seinen Interessen geistig ab.

So sei denn nun mit diesem letztern Werke die von mir in drei Artikeln eingetheilte Besprechung über die Literatur der jüngsten Säkularfeier der Buchdruckerkunst geschlossen. Manches bedeutende Werk, was auch bei und zu genannter Gelegenheit erschienen ist, hat bloß deswegen hier seine Besprechung nicht gefunden, weil es mir nicht zu Händen gekommen ist.

Beziemen thut es sich gar wohl, daß wir hier einmal auch unserer Vorfahren gedenken, welche vor hundert Jahren dieses Säkularfeß begingen. So siehe denn hier zum Schluß folgende Stelle aus Gottsched's „Lob- und Gedächtnisrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst“, welche derselbe zu Leipzig im philosophischen Hörsaale gehalten hat:

Es gibt leider! Zeiten und Länder, wo man die Dummheit und Unwissenheit für die sichersten Pfeiler der Republik und Religion ansieht. Eine falsche Staatskunst hat sich's hier und da eingebildet, daß es besser sei, den Pöbel in der größten Barbarei zu lassen, als denselben klug zu machen; und ein lichtschauernder Aberglaube hat dieses Vorurtheil kräftig unterstüßt.

Umsonst hat hier die blensfertige Buchdruckerkunst ihre Hülfe, in Ausbreitung des Glaubens und der Vernunft, ange-

boten. Man hat ihre Dienste verschmähet, sie für gefährlich ausgegeben und gar verworfen! Kein Wunder, daß die alte Bildung in so vielen Ländern noch herrscht: kein Wunder, daß so viele Staaten und Republiken noch durch Tyrannie, Parteyen und Empörungen erschüttert und zerrüttet werden! Bloß eure und eurer Rathgeber Schuld ist es, ihr Gewaltigen und Götter dieser Erde! wenn ihr noch kein recht glückseliges und ruhiges Regiment führt; wenn Recht und Gerechtigkeit von euren Beamten nicht gehandhabt werden; wenn ihr von euren Unterthanen nur gefürchtet und gehasst, nicht aber geliebt und verehrt werdet; wenn ihr täglich neuen Ungehorsam seht, neue Empörungen und Widerspenstigkeiten eurer Unterthanen erfahrt, ja oft eures eigenen Lebens nicht sicher seid. Laßt nur dem Erkenntnis der Wahrheit, laßt den Künsten und Wissenschaften freien Lauf; ja erlaubt dieses nicht nur, legt selbst Hand an und befördert denselben mit allen Kräften, sowie bereits in vielen Ländern bisher geschehen ist; laßt, bedienet euch der heilsamen Werkzeuge, die euch die Buchdruckerkunst an die Hand gibt: So werdet ihr nicht mehr solchen türkischen und maroccanischen Krübsalen unterworfen sein; so werdet ihr nicht mehr, wie zu Tripolis und Algier, leben dürfen; so werdet ihr desto gehorsamere und ruhigere Unterthanen haben, je mehr sie durch Künste und Wissenschaften aufgeklärt worden; so werdet ihr die wahre Glückseligkeit eurer Völker befördern, und nach dem Muster unserer preiswürdigsten sächsischen Regenten, für Aitos und Trajanos eurer Zeiten, für die Lust des menschlichen Geschlechts gehalten werden.

Diese Rede ist vor einer Versammlung gehalten worden, welche Gottsched anredete: „Rector Academiae Magnifice, Hochgebohrne Reichsgrafen, Hochwürdige, Hochehrwürdige, Hochadelgebohrne, Hochehrfahne, Hoch- und Wohlbede, Hoch- und Wohlgelahrte Herren.“ Sie ist jedenfalls ein wichtiges Document zur Geschichte der damaligen Culturzustände.

A. E. Umbreit.

Thiers und Guizot, als Redner und Staatsmänner.

Gormenin hat in seinem „Livre des orateurs“ Thiers als Redner mit einer Meisterhaft und Vollendung bezeichnet, die selbst der geübtesten Feder nur noch wenige Striche übrig lassen dürfen. In sehr scharfem Lichte genommen, vereinigt dieses Portrait eine naturwahre, lebendige Auffassung mit einer sehr feinen Zeichnung und trefflichen Individualisirung aller charakteristischen Eigenheiten der geistigen Physiognomie des Redners. Der kleine Mann beichtet förmlich, und zwar in derselben Weise, wie er auf der Tribüne plaudert. Gormenin's schriftstellerische Kunst entwickelt in der Scharbildung und Verknüpfung dieser Schilderung dieselbe Kalnatur, dieselbe Schlangengeschwindigkeit, dieselbe Gensendzhenigkeit, die wir in dem berühmten Grminister selbst entdecken. Man meint ihn sprechen zu hören, und wer Gelegenheit gehabt, einer französischen Kammeritzung beizuwohnen, der sieht dabei auch die unansehnliche Zwerfigkeit, von der Größe eines Samojeden, mit überwiegendem Kopfe, aus dem zwei pfiffig spähen Augen unter Brillengläsern hervorschauen, und dessen spöttisch freudiger Ausdruck durch das entstellende Zusammengiehen der Stirnhaut nach den Brauen sich bisweilen in einem Ansehen von Graß verhäktert. Auf seinem Plage eines Kopfs länger denn alles Volk, macht sich der kleine Mann desto breiter auf der Rednerbühne; wenn der Quell seiner Rede einmal im Fluße ist, sprudelt er ohne Aufhören fort, die Stimme des Redners steigt bis zum Krächzen und in seinem Eifer macht er bald so hohe Sprünge, als er selbst ist. Es ist sehr possirlich anzusehen. Seine Reden sind eigentlich wichtige Improvisationen, mitunter wahre Bauchrednerien; man muß sie hören, nicht lesen. Von ihm gilt, was der gute Wagner im „Faust“ meint: der Vortrag macht des Redners Glück. Sein beneidenswerthes Talent, Spatsachen

überaus geschmackvoll, Daten und Zahlen zu Argumenten zu verarbeiten, seine große Kunst, eine kleine Idee wie ein Atom Gold so glatt zu schlagen, daß sein Geruch wie Blattgold glüht, mit einem Wort sein geistreich-glänzendes Geplauder de cunctis et quibusdam aliis beschwächt und besticht den Zuhörer, der dem Sirenenesang ein geringes Ohe leiht. Thiers selbst läßt sich durch nichts aus Lert und Fassung bringen; Unterbrechung und Gesehrei wirken im Gegentheil wie stimuliernde Mittel auf sein Reduertalent, das, wie ein muthig rothes Ros, sich am gefährlichsten sammelt und die überraschendsten Wendungen und Schwankungen macht, wenn es den Sporn und die Peitsche fühlt. Das Talent der oratorischen-Gegeißelpolitik besitzt Thiers im höchsten Grade. Ohne auch nur je einen Moment die Linie der gestrittenen Feinheit zu übertreten, entzündet er blitzschnell die spitzen Geschosse seines Witzes, die leicht die Epidermis reizen und wie Nadelstiche prickeln. Der bittere satirische Eifer, der brennende Spott, dieses brennende Ärgerniß der Thorheit und Unvernunft, das Guizot häufig in seiner oratorischen Politik anwendet, liegt nicht im Charakter Thiers'; dieser dreht sich leicht und schmeichelt, mehr tändelnd und neckend als spottend und höhrend, um die Wunden seiner Widersacher herum und durchdringt selbst seine giftigsten Witzgeleien mit Blumen. Thiers ist in der Kammer ungleich beliebter als Guizot. Jener behandelt die Kammer wie ein Schöngelb, eine zum Lachen oder zu sonstigen Zwecken zusammengekommene Gesellschaft und sucht durch lebendige Erörterungen zu unterhalten; dieser tractirt die Kammer meist wie ein Professor eine Classe, und will durch substantielle Abhandlungen belehren. Guizot spricht auf der Tribüne wie auf dem Rathgeber und hält fast beständig Vorlesungen; seine Reden sind oft nichts als trockene Auseinandersetzungen von verschiedenen Paragraphen eines staatsrechtlichen Compendiums. Zwar improvisirt auch er, aber er schwächt nicht, er redet nicht, er spricht; er declamirt weder, noch zieht er brillante Phrasen herbei; er exponirt und explicirt; er verschmäht Das, was die Franzosen vorre nennen und was nur Kraft in den Worten ist, eine Art ästhetischer Nadel, sehr wirksam bei blaffen Gemüthern. In der Regel ist Guizot's Vortrag so wenig blühend, als er selber ist, mit dem blaffen, hageren, eingefallenen Angesichte, das nur zuweilen sich röthet, wenn der Born und Ingrimm der Vernunft es überfliegt. Dann brechen und stehen Guizot's Worte; er greift zwar keinen seiner Gegner persönlich an, aber er schleudert ihnen Collectivverleumdungen zu, die um so tiefer ins Fleisch eindringen und von jedem Einzelnen wie vergiftete Pfeile empfunden werden. In solchen aufgeregten Augenblicken macht Guizot großen Eindruck auf die Kammer und feiert wirkliche rechnerische Triumphe. Wenn er sich mit der ganzen Kraft seiner moralischen Enttäuschung gegen das schlechte, leidenschaftliche Treiben der Parteien erhebt, wodurch die Ruhe rechtschaffener Leute gebt, das Innere der Familien selbst entzweit und jede Gränze im öffentlichen und Privatleben erschüttert und gefährdet wird, gegen den ganzen Anhang des alten verkommenen und abgegriffenen Liberalismus, diesen vergorenen Ausfluß der Zeit, welchen er ebenso hürlet als wahr den schlechten Schwefel der Revolution getauft; wenn er die gräßliche Verwirrung der Gesetze und Gemüther, die antisocialen Wirkungen der Oppositionstheorien aufdeckt, welche, präbriugenden Einflüssen vergleichbar, auf große Strecken das organische Staatsleben in scharfem Brand entzündet; wenn er mit energischer Farbenstimmung den schauererregenden moralischen und religiösen Zustand der tiefsten Verwilderung, welcher, jeder Verleumdung und Verführung zugänglich, die ganze materielle und geistig-sittliche Cultur der Gegenwart bedroht; wenn er die ganze Nachtheile der jetzigen französischen Gesellschaft, in der Höhe seiner Verblendung erhebt, zu Tage treten läßt und das ganze Getriebe ihres inneren Baues, das andere Redner Schwärze oder eigennützig zu verhallen pflegen, von unten bis oben aufschließt; dann hebt die Majorität der Kammer vor Angst und Schrecken und die Opposition schäumt vor Wuth und Ingrimm. Wenn daher

Guizot als Minister den gemäßigtesten Haß aller ganz- und halbrevolutionnären Elemente in Frankreich auf sich geladen hat, so dürfen wir uns nicht wundern; daß er sich aber als solcher auch den Widerwillen der Kammermajorität zugezogen, darf billig bestreben und erklärt sich nur durch Guizot's offenebare intellectuelle und moralische Vorträge, welche den Reiz des leidigen und dem Haß herausfordernden. In schwierigen Zeiten wird Guizot immer als ein notwendiger Mann betrachtet und als Stenerruder gestellt werden. Der geistige Litterat, aus Specerelchemern, Virtualienhändlern, Advocaten, kleinen Gutsbesitzern und andern Notabilitäten des pays légal zusammengekehrt, ist zu beschränkt, um den Zusammenhang seiner politischen Ansichten mit dem consequenteren Radicalismus einzusehen; schwankt das Staatsschiff auf stürmischer See, stößt der Verrückte in Folge von Volksaufläufen und Arbeitercoalitionen, predigen die Communisten gegen das Eigenthum, verschreiben die radicalen Blätter die Besitzenden als Feinde der Julirevolution und als détenteurs de la richesse publique, dann geht ihnen ein Licht auf und alle Hasenhergen der Bourgeoisie schenken sich nach dem Guizot'schen Ministerium, als nach einem festen Ankerpunkt, an dem die brandenden Bogen des Parteitampfes zerbrechen; klärt sich aber der politische Horizont auf, vergleichen sich die anarchischen, donnereschwangern Gewitterwolken, wenn auch nur scheinbar, so ist Guizot der Kammermajorität ein widerwärtiger Pedant und Thiers ein beliebter Staatsminister. Guizot hat nur eine immer zahlreichere Fraction der geistig vornehm Gebildeten aus der höheren Bourgeoisie und den radikalsten Legitimisten hinter sich; Thiers hingegen stützt sich auf die weitest zahlreichere Masse der geistig glatt Gebildeten aus dem niederen Bürgerstande und allen Volksschichten, indem er, wiewol geistreicher, klüger, behender, witziger als seine übrigen Geistesgenossen, mit ihnen dennoch im Allgemeinen auf demselben Niveau philosophischer, moralischer und politischer Bildung steht.

Als Staatsmänner sind Thiers und Guizot ebenso verschieden wie als Redner. Durch den Zufall seiner Geburt den untersten Schichten der Gesellschaft angehörig, ist Thiers seiner Denkart nach ein liberaler Demokrat; er will in der Nation Gleichheit, eine volkshümliche Regierung, eine stark eingeschränkte Monarchie. Ohne großen Lieblichkeit und bedeutendes staatswissenschaftliches Können, ist Thiers dennoch ein Staatsmann von den bewundernswürthlichsten Fähigkeiten, er hat umfassenden Geschäftsblick und eine sehr genaue Kenntniß der Anatomie und Physiologie des Staatsorganismus, wenigstens der Federn und Räder dieser Maschine. Er findet sich daher in den schwierigsten, verwickeltesten Verhältnissen schnell zurecht und ist ein wahres Genie in Auffindung von Palliativen und Auskunftsmittein. Als Minister hat Thiers das Genie des Augenblicks; er ist der Mann, der nie verlegen, nie ärgerlich wird, der immer eine Ab- und Auskühlung in Bereitschaft hat, ein Mann des Heute, der den morgenden Tag für sich selbst sorgen läßt; er lebt gleichsam von lauter Ausflüchten, aber er thut es auf eine geniale Weise, was von einem ehemaligen Journalisten nicht bestreben darf. Thiers ist kein Richelieu und kein Metternich, eher ein Kazarin mit Dubois'scher Färbung. Guizot hat als Staatsmann gediegene Eigenschaften und hohen Werth, aber auch nicht den leinsten Anflug von Genialität und einen starken Befehl von Pedanterie. Wie ein Schulmeister durch die unaufhörlich sich erneuernden Bubensstreiche der ungezogenen Jugend, so wird Guizot durch die ewigen Ausbrüche des revolutionnären Kraters zornig, rathlos gemacht und weiß dann nichts Anderes als der beschränkteste Kopf, nämlich die Spalten, aus denen die Lava glühend heiß hervorbricht, durch Gelegenheitsgefühle zu kopiren. Im Sturm und Drange des Parteigewühls verkürrt Guizot die Geduld und den klaren Blick; wie würde er sonst auf das ungenügende Auskunftsmittein fallen, alle socialen Schäden und Gebrechen mit Gesetzen curiren zu wollen? Seine Gesinnung nach ist Guizot ein liberaler Aristokrat; obgleich er durch Geburt und Erziehung dem Bürgerstande angehört und diesem das politische

Gebäude auf die Schultern legen will, so möchte er doch, wenn es anginge, eine Dictatorfokrasie und jedenfalls für die Krone mehr Rechte, als die Charta von 1830 ihr bewilligt. Er hat, wie dies bei einem Professor der Geschichte zu erwarten ist, ein Schema, ein Staatsideal im Kopfe, das er als Minister realisiren möchte; aber durch die Macht der Umstände in die Krudenfabe Erdmunde des Parteienkampfes hineingerissen und durch das hinterlistige Intriguenspiel der Opposition genöthigt, all sein Denken und Trachten darauf zu richten, wie er sich am Ruder halten soll, hat seine ministerielle Wirksamkeit sich weniger aufs Konstruiren als aufs Reprimiren erstreckt und nur darauf hingewendet, von der Kammer für die Regierung eine momentane dictatorische Gewalt zu erlangen, welche sich jetzt nicht füglich wieder auf das constitutionnelle Maß zurückführen läßt. Ob aber das bloße Reprimiren genügt, ob mit der negativen Politik nicht auch eine positive zu verbinden ist, eine solche, welche nicht bloß auf Symptome curirt, ob Guizot, wie vorthellhaft seine Ideen sich auch von denen seiner weissen Landelente unterscheiden, doch nicht auch einer etwas mechanischen Staatsansicht hulbigt, ob er in die innersten Tiefen des Herzens der Nation und ihrer Bedürfnisse zu blicken befähigt ist, das ist eine Frage, die ich für meine Person verneinen möchte; ich glaube nicht, daß Guizot's Ideen ausreichen, um Frankreich monarchisch demokratisch, ohne den Schein einer Aristokratie, und doch organisch, sittlich zu konstituiren. Dieses aber scheint mir das Problem, welches die heutige französische innere Staatskunst zu lösen hat.

44.

Antiquarische Notiz.

Während wir im verwichenen Jahre den von uns in Wien aufgefundenen Kalender vom Jahre 1400 als den ältesten deutschen angaben, hat Herr Diemer, Scriptor der k. k. Bibliothek in Grätz, im Kloster Rein in Steiermark, einen noch älteren entdeckt. Dieser besteht aus 13 Pergamentblättern in Folio und ist 1375 von „Burmprecht“ zu Wien verfaßt. Er enthält die genaue Angabe der Tageslänge, des Mondwechsels, der alten und neuen goldenen Zahl und der Art und Weise ihrer Berechnung, sowie die Sonnen- und Mondesfinsternisse bis 1386. Beigefügt sind die gewöhnlichen Bemerkungen über die Himmelszeichen. Durch diese Entdeckung sind wir also in der Wissenschaft vom Kalenderwesen abermals vorwärtsgekommen; auch erhellt daraus, daß in Deutschland allgemein brauchbare Kalender lange vor dem Wirken Johann's von Gmünd, eingeführt waren, sowie, daß die mathematischen Wissenschaften sich einer höhern Cultur schon vor ihm erfreuten, als gemeinhin angenommen ist.

Wir haben seither im Kloster Lambach in Oberösterreich wieder einen deutschen, 1515 von Johann Eitlich in Augsburg gedruckten Kalender von Regiomontanus oder Rängsparg entdeckt. Da dieser der vierte ist, welcher uns bisher zu Gesicht kam, so geht daraus hervor, daß die hohe Seltenheit dieser Druckwerke, von der Gallenstein in seiner Buchdrucker Geschichte spricht, wahrscheinlich nur für Norddeutschland, nicht aber auch für Süddeutschland gilt, wo Regiomontanus's Kalender, wie ersichtlich in früheren und späteren Ausgaben, ziemlich verbreitet zu sein scheint. In dieser Abtei fanden wir den gewiß sehr seltenen, ursprünglich von Johann von Gassen, auf Befehl Königs Alfons von Castilien verfaßten, 1483 von Natholi in Augsburg durchgängig mit deutschen Typen gedruckten lateinischen Kalender, mit handschriftlichen Fortsetzungen der astronomischen Tabellen. Ebenfalls selbst kam uns unter den zahlreichen Manuscripten, unter denen etliche lateinische sind, welche dem 9. Jahrhunderte angehören dürften, ein Facsimile in die Hände, dem neben mehreren theologischen Abhandlungen ein Dialog mit der Aufschrift: „Disputatio Caroli regis et Albini Magistri sui, de dialectica et virtutibus“, bei-

gebunden ist. Eine Entdeckung anderer Art wurde vergangenes Jahr in Brann gemacht. Man fand einen Holzschnitt, welchem auf der einen Seite die Messe des heiligen Gregorius und auf der andern eine Berechnung jüdischer Bucherginsen mit einer Bignette eingeschnitten ist. Der Abdruck beider Tafeln liegt vor uns und wir sehen daraus, daß die Abbildung der Messe hinsichtlich des Kunstwerthes schon etwas höher steht als der bekannte, älteste Holzschnitt des heiligen Christoph; dagegen erscheint der Text, die Auseinandersetzung der wucherlichen Judeninsinse enthaltend, viel unvollkommener in der Arbeit. Beide sind daher offenbar von verschiedenen Meistern; der erstere jedoch zuverlässig von Johann von Brann, weil dieser Name mit „Jo. zu prun“ auf der Vorstellung der Messe angemerkt ist. Herr Sawitz in Brann hat in der bräunten Landtafel unter dem Jahre 1448 einen bräunten Maler, Namens Joh. Bildersch ausgefunden, der vermutlich der Verfertiger der Messe ist. Diese trägt 7 Zeilen Text am Fuße der Vorstellung, ist aber in Beziehung auf die Anwendung der Schrift beim Holzschnitt in Deutschland ungleich minder denkwürdig als die andere, welche in 16 Zeilen Text, die Warnung vor dem Judenwucher enthält. Sie beginnt mit dem Reim:

„Nun wisset, was der wucher tuet
Daß er euch halt despad in hut.“

und rechnet hierauf in drei Absätzen vor, wie hoch sich der Schuldenbetrag durch die Bucherginsen in gewissen Termimen beläuft. Es ist, heißt es, ein Jude einen Gulden aus die Woche gegen einen, 7 Schillinge ausmachenden Wienerdenar, so getragen Hauptgut und Wucher binnen einem Jahre 83 fl. So geht es in der Berechnung weiter und schließt mit dem Rathe, die „Geyen“ zu flehen und mit der Ermahnung, daß Jud und Wucher in die Hölle gehören. Diese Darstellung scheint eine politische Seite zu haben. Sie dürfte nämlich gemacht worden sein, um die in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Mähren ausgebrochene Judenverfolgung vorzubereiten. Bei derselben wurden die Juden aus mehreren mährischen Städten verbannt und vom Markgrafen Ladislaus von Mähren der Beschluß von 1455 gefaßt, daß die Christen von der Bezahlung des, den Juden schuldigen Hauptguts und der Zinsen befreit seien. Aus Obigem ergibt sich der Schluß, daß man die Formschneidekunst nicht bloß zur Verfertigung von Spielarten und heiligen Bildern verwendete, sondern sie schon sehr frühe durch den Gebrauch der Schrift auch zu politischen Zwecken benutzte. In dieser Beziehung ist der Fund dieses Holzschnittes interessant, obgleich er die dunkle Frage über den Zeitpunkt der Entlebung der Formschneidekunst in Deutschland nicht heller macht.

Im Museum Francisco-Carolinum in Linz befinden sich aus Archiven genommene Handschriften von Kepler, welche über seine Lebensverhältnisse während seines Aufenthalts in Linz interessante Aufschlüsse geben. Kepler war bei den Landständen Oberösterreichs als Landschaftsmathematikus angestellt und bezog in dieser Eigenschaft einen für die damalige Zeit nicht unansehnlichen Gehalt von 400 fl. Dieser Umstand widerlegt die Angabe, Kepler habe in Linz in Dürftigkeit gelebt. Um den Mittheilungen, welche das gedachte Museum in ihrer historischen (wahrscheinlich vom Auslande nicht gekannten) Zeitschrift vermuthlich bald geben wird, nicht vorzugreifen, beschränken wir uns auf diese vorläufige Anzeige und werden vielleicht das Nähere über den Inhalt der gedachten Handschriften gelegentlich in diesen Blättern bekannt machen. Sowol im Museum zu Linz als auch in der Abtei Lambach haben wir im vorigen Sommer ein Exemplar vom Schwabenspiegel ausgefunden, vermuthen indeß, daß beide eine spätere Abschrift seien. Ein Gutenberg'sches Catholicon soll sich in der Abtei Wilhering und eines in St. Florian in Oberösterreich befinden. Bei einem Ausflug in jene Gegenden im nächsten Sommer wollen wir nähere Kunde darüber einziehen.

Wien, 6. März 1842.

Matthias Koch.

Donnerstag,

— Nr. 104. —

14. April 1842.

Gh. A. Liedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Karl Falkenstein. Vier Bände. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 4 Thlr.

Ein Dichter aus der alten Zeit, der, keine spukhafte, sondern eine heitere, freundliche Erscheinung, in die unsere hineinlebte und erst im vorigen Jahre der Erde Lebewohl sagte. Liedge starb in dem Alter des Lear, vier volle Etiegen (four score) zählend, und von den achtzig Jahren gehörten vierzig dem vorigen, vierzig diesem Jahrhundert. Durch ein größeres, viel gefeiertes Gedicht gehört sein Name der Literatur an, welche in Deutschland immer Bewunderer finden wird, wenn auch die Ansichten über die eigentliche Aufgabe der Poesie verschieden sind. Seine „Urania“ geht als ein Erststück schon jetzt von Generationen zu Generationen, die er überlebte, und wird auch noch auf kommende so übergehen. Ja, auch wenn einst die Art, wie der Dichter in derselben über Gott und Unsterblichkeit philosophirend dichtet, oder dichtend philosophirt, ganz veralten sollte, so ist ihr doch ein Ehrenplatz in der poetischen Literatur auf immer eingeräumt, an welchem sie neben andern Dichtungen, deren Unsterblichkeit auch mehr in ihrem Namen als in ihrem Wirken auf das lebendige Geschlecht begründet ist, nicht unwürdig stehen wird. Seine Gegenwart, für die er wirkte, hat über Liedge als Dichter gerichtet; ein absolutes Urtheil über ihn zu fällen, ein endliches, das ihn in unserer Literaturgeschichte einregistriert, dafür ist die Zeit, nachdem die kühle Erde noch kein volles Jahr seinen müden Leib bedeckt, noch nicht gekommen. Wir haben es hier nicht mit dem Dichter Liedge, sondern mit dem Menschen zu thun, mit der, wenngleich langen, doch einfachen Geschichte seines friedlichen Erdenwallens.

Liedge hatte das Glück, in einer edeln, ausgezeichneten und begüterten Frau eine Freundin und Gönnerin zu finden, die ihn über alle Sorgen des Lebens weghob und ihm das heitere, zufriedene Alter und die Stellung in der Gesellschaft verschaffte, welche auch auf seinen Dichterruhm wohlthätig zurückwirkte. Ohne Elise von der Recke was wäre aus Liedge geworden? Kann man wol mit seinem Biographen fragen. Bei seiner rein dichterischen Natur, bei seinem arglosen Wesen, das sich leicht betrügen ließ und von den Wegen dieser Erde wenigstens den nicht zu finden wußte zum äußern Fortkommen, hätte er wahrscheinlich die Zahl der verkommenen Genies um eins vermehrt,

oder höchstens er hätte irgend ein dürftiges Unterkommen irgendwo gefunden, wo die Lebensorgen zugleich den heitern und freien Geist erdrückt haben würden. Solche edle, philanthropisch-philosophische Frauen wie Elise von der Recke gehören wie ihr Schützling zu den Erscheinungen der Vergangenheit. Reichthum und Adel haben jetzt andere Aufgaben, als Mäcenatendienst an dem darbenenden und verkannten Genie zu üben. Ob das zu beklagen ist, ob etwas Gutes, lassen wir unbeantwortet, eben wie die historische Frage: ob die Mäcene in Deutschland früher die Dichter verlassen haben oder die Dichter früher die Mäcene? wenigstens für den Zustand unserer emancipirten Poesie, welche wieder die mütterliche Erde küßt, um neue ursprüngliche Kraft einzusaugen, das Volk, aus dem die Dichter hervorgingen, für den heutigen Zustand läßt sich das Mäcenatenthum eines Großen oder einer Großen zu einem wirklichen, freien Dichter schwer denken.

Durch Elise von der Recke, eine so edle, durchgebildete, schaffende und wirkende Frau, als sie heute in jenen Kreisen auch nicht mehr gefunden wird, erhielt Liedge eine Existenz, die seinem Dichterrufe Glanz gab und ihn nicht ohne Wirkung auf das jüngere Geschlecht ließ. Ein edler Kreis von Gebildeten, Einheimische und Fremde, sammelte sich um ihn und seine Freundin in Dresden; und durch die gütige Vorforge der edeln Frau hörte dieser Kreis nicht einmal mit ihrem Tode auf, sondern sie verordnete, daß Haushalt und Gesellschaft, so lange Liedge lebe, fortgeführt werden sollte, gleich als ob sie selbst noch lebe. Lust am Mäcenatenthum gibt es gewiß noch heute; das Ehrenwerthe in jenem Verhältnisse war aber, daß die Gönnerin ihre Gunst weder dem Schützling noch den Zugezogenen merken ließ, sondern, ihrer höhern Geburts- und Glücksstellung ungeachtet, sich im edelsten Sinne auf den Standpunkt der Freiheit und Gleichheit zu ihnen stellte. Liedge war, seinen sanften, wohlwollenden Charakter unbeschadet, ein Mensch mit Schwächen und Grillen, und mit einem gewissen Eigensinn, der mit den Jahren nicht abnimmt, sondern wächst; das spricht nun für den Charakter jener Frau und für seinen auch, daß das Verhältniß bei dem täglichen Umgange immer dasselbe blieb und von den kleinen Störungen, die unter den besten Menschen beim täglichen Zusammensein nicht ausbleiben, wenigstens nichts zur Kenntniß des Publicums kam. Charaktere wie Liedge

und Charaktere wie Elise von der Recke gehören jetzt zu den Seltenheiten; bei der Letztern — denn Weiber bleiben immer Weiber — vielleicht um deshalb, weil die tyrannische Männerwelt der Frau inzwischen eine ganz andere Stellung in Deutschland angewiesen hat. Frauen als Schriftstellerinnen waren, als Elise von der Recke als solche auftrat, eine Seltenheit; die alte deutsche Achtung vor dem Weibe ging auch auf die Schreibende Frau über, welche freilich nicht mit Gefühlsromanen, sondern mit einem lichtbringenden praktischen Werke vor das Publicum trat. Die Achtung, die sie in der Jugend empfangen, inspirirte sie nach einem würdigen Leben zu der Rolle, welche heute vielleicht einer noch ausgezeichnetern Frau in Deutschland nicht möglich wäre durchzuführen.

Liedge mit seinen silberweißen Locken, gepflegt von der würdigen Freundin, verehrt von den Verehrenden um ihn, galt mit als eine der Raritäten Dresdens, die man dem Fremden zeigte. Mit seiner Dichterkraft war es schon seit länger schwach bestellt. Die paar Gedichte, die in den letzten Jahren über seine nächsten Kreise hinausgingen, galten doch nicht mehr als Zeichen des Lebendigen; man nahm sie nur hin als Erinnerungsblätter an eine vergangene Zeit, aus der ein Repräsentant derselben durch die Gunst des Schicksals aufgespart war, um den Lebenden der jüngern Generationen durch Wort und Anblick Kunde zu geben von dem längst Entschwundenen. Doch erfreuten bei Gelegenheit der Jubelfeier der Buchdruckerkunst einige Verse des achtzigjährigen Dichters, aus denen man ersah, daß er noch mit frischem Geiste die großen Fragen der Gegenwart ergriff. Sein Biograph erzählt uns, daß er noch sehr oft von angehenden Schriftstellern um Durchsicht und Beurtheilung ihrer Erstlingsproducte angegangen wurde. So oft ein junger Mann ein Manuscript aus der Brusttasche, oder eine Dame Papier aus dem Strickbeutel hervorzog, wurde sein Blick — selbst ehe er noch den Gegenstand kannte — unwillkürlich ernster. Auf der heitern Stirn lagerten sich Wolken und mit stummer, für den Zartfühlenden aber um so berebtern Mißbilligung nahm er die ihm zugedachte Pönitz in Empfang. Bei dem nächsten Besuche, so wird uns weiter berichtet, gab er dann, wenn er in den meist umfangreichen Poesien kein hervorragendes Talent wahrnahm, die Manuscripte mit der lakonischen Bemerkung zurück: „Es ist recht gut gemeint, was Sie da zu Tage gefördert haben —, wir wissen es aber schon.“ Er pflegte daher wol scherzhafterweise zu sagen: „So oft meine Thür sich öffnet, ist mein erster Blick bei Männern auf die Rocktasche, bei Frauen auf den Strickbeutel, um zu erspähen, ob nicht irgend ein Papier aus dem Versteck vorschaut, das mir die Zeit tödtet und meine gute Laune bedroht.“

Das entferntere deutsche Publicum, welches sich für den Dichtergreis interessirte, war erfreut, als es hörte, daß der Tod seiner Gönnerin das Schicksal des alten Mannes nicht verschlimmert habe. Aber es erwartete eben nicht viel mehr von ihm zu hören, als daß auch er einst seiner Freundin nachgefolgt wäre. Statt dessen überraschten uns hier mehrere Bände seines Nachlasses und seine Lebensge-

schichte, zum Theil von ihm selbst geschrieben. Im Sommer 1840 übergab Liedge dem Herausgeber ein Convolut fragmentarischer Aufzüge über sein Leben, welche bis 1894 reichten, unter dem Bemerkten: diese Papiere bis zu seinem Tode treu zu bewahren, alsdann aber mit demselben zu verfahren, wie ihm gut dünkte, und wenn es ihm angemessen scheine, die Lebensbeschreibung zu vollenden. Dies hat Hr. Dr. Falkenstein mit der Pietät und dem Geschick, welches er schon in andern Werken der Art bewährte, gethan. Er hat das Stillleben des Verewigten bis zu dessen letztem Athemzuge an unsern Blicken vorbeigeführt und sich bemüht ihn so darzustellen, wie er ihn in einem Zeitraume von beinahe 20 Jahren gekannt hat. Dabei schien es ihm Pflicht, in der Selbstbiographie gar nichts, selbst nicht ein Wort zu ändern, sondern höchstens einige Erläuterungen über vergessene Zustände hinzuzufügen. Indem wir ihm für jene Treue verbunden sind, hätten wir doch hier und da gewünscht, daß die Erläuterungen noch umfassender gewesen wären. Wie lang ist Liedge's Leben, wie viel von den Zuständen in seiner Jugend ist uns schon in die Dämmerung entrückt und wie viel wolb Denen nach uns ganz dunkel werden! Daß Philologen sich einst die Köpfe daran zerbrechen, dafür ist die Literatur, von der wir reden, nicht eingerichtet.

Man erwarte in dieser Lebensbeschreibung weder Berichte über merkwürdige Ereignisse und bedeutende Handlungen, noch eine Ausbeute für den Psychologen. Das Stillleben eines deutschen Dichters, der aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herkommt, kann von Thaten und Begebenheiten nicht viel enthalten; wol aber hätte er uns in das innere Getriebe seines Lebens blicken lassen. Er hat es nicht gethan und es ziemt uns nicht mit dem Todten darum zu hadern. Wenn er diese Autobiographie in den letzten Jahren seines Lebens niederschrieb, so ist sie ein erfreulicher Beweis von der Klarheit seines Geistes und einer Meisterschaft der Darstellung. Die plastische und drastische Kraft, an die wir in neuern Memoiren gewöhnt sind, ist bei einem Manne des vorigen Jahrhunderts freilich nicht zu suchen; dafür erfreut er uns durch manche Eigenheiten und Vorzüge, die wir beim heutigen Styl vermissen. In anmuthiger Reihe werden uns die meissen der Koryphäen der deutschen Literatur aus der vor-Goethe-Schiller'schen Zeit vorgeführt, oft mit lebhaften Farben, und an wie Manchen werden wir erinnert, der, seiner Zeit bedeutend, jetzt fast vergessen ist. Niemand wird ohne Belehrung und Befriedigung diesen Zeugen aus einer alten Zeit aus der Hand legen.

Liedge's Jugend war dürftig und, wie er sie uns schildert, freudenleer. Daß eine dürftige Jugend nicht absolut freudenleer sein müsse, beweisen uns die Biographien so mancher berühmten gewordenen Männer; statt alles Weiteren sei auf Anton Reiser verwiesen. Von jener Phantastiebegabung, welche die öden Winkel bevölkert und Leben haucht in Stein und Holz, scheint Liedge nichts geworden zu sein, obwol er schon früh Gedichte machte und für Gedichte schwärmte. Aber die Poesie jener Zeiten hatte mit dem Naturdienst wenig zu thun. Ein Schulmeister er-

hätte den Knaben für gänzlich unfähig; es sei nichts mit ihm anzufangen und werde nie etwas aus ihm werden. Solche Erinnerungen haften und erfreuen im Alter, wenn man sich bewußt ist, daß etwas aus uns geworden ist.

Es wird uns nach Dem, was wir jetzt für Poesie erkennen, schwer zu fassen, worin zu jenen Zeiten der Durchbruch des Gemüthes zur Poesie bestand. Daß ein Jüngling die Pandekten fortwarf, um etwas zu dichten wie Schiller's „Räuber“ begreifen wir; weshalb aber da ein Durchbruch, ein Hinwegsetzen über die Prosa des Lebens nöthig schien, um schöne Gesinnungen in Alexandrinern aufzulösen oder Episteln an Freunde zu schreiben, das begreifen wir nicht. Tiebge hatte sich einen Schäfer nach Bildern und Gebichten gedacht, mit flatternden Bändern am Hirtenstab, mit Schalmeln und dergleichen. Nun sah er einen am Felgrabens bei seiner Herde sitzen, in schmutziger, lumpenhafter Kleidung, der aus einem schwarzen Kopfe sein Frühstück löffelte. Starr vor Verwunderung, fragte er: „Sind Sie ein Schäfer?“ — „Na was denn sonst“, antwortete der Schäfer dem enttäuschten Knaben. Das glauben wir. Auch daß er „allen Erscheinungen und Begegnissen des Lebens eine poetische Seite abzugewinnen mußte, in Bildern dachte und im Denken bildete“, was seine Freunde an ihm tadelten; aber nicht die Erscheinung ergriff ihn und zündete da Idee, sondern die Aufregung zum Gedichte mußte aus dem Innern, aus dem Gedanken hervorgehen.

Mit Hunger und Kummer arbeitete er sich von der Schule zur Universität. Die ungeheuer anstrengende Reise von Magdeburg nach Halle vollendete er glücklich mit Hilfe Gottes, aber auch eines barmherzigen Juden, der ihm einen Schafpelz lieh; sonst wäre er unterwegs erfroren, vielleicht auch verhungert, da ihm das Geld ausgegangen war und er rettungslos liegen geblieben wäre an jener unwirthlichen Straße! Dagegen fand er auf der Universität tüchtige Jünglinge und gewann sie zu Freunden. Die charakteristischen Mittheilungen über dieselben lassen bedauern, daß wir von ihrem weitem Schicksale nichts erfahren. In ihrer Gesellschaft und mit ihrer Opposition gegen seine Dichtart wäre aus dem Dichter doch vielleicht etwas Anderes geworden als in der Genossenschaft Göding's und in der Epistolareliquie des Vater Steim. Hier schon, als hallenser Student, fing Tiebge sein berühmtes Gedicht an, welchem später der Name „Urania“ wurde. Aber erst nach vielfährigen Unterbrechungen konnte er dasselbe fortsetzen. Merkwürdig, daß die Kritik, welche später Tiebge's Gedicht traf, schon damals in dem jungen Freundeskreise sich laut machte. Als Tiebge sich auf Lichtwer berief, antwortet ihm Wessenberg:

Da kommst du mir mit einem Vorbilde Deffen, was nicht sein sollte! Lichtwer's Recht der Natur oder der Vernunft, wie es heißt, was ist es? Philosophie? Poesie? Keins von beidem! Als Philosoph ist es ohne alle philosophische Schärfe, eine Zusammenreihung längst bekannter Gedanken und Hypothesen; als Poesie — schneide die Reime daran hinweg, so bleibt ein Liebeschlag von Prosa zurück, der nicht prosaischer sein kann. Wollte ich in Bildern reden, wie Freund Tiebge, so würde ich sprechen: Lichtwer's Recht der Natur ist ein Post-

wagen, den das Spanningestängel der Reime durch eine mährische Sandebene schleift.

Nicht besser erging es Tiebge, als er bereits in seiner Arbeit vorgeschritten war. Der viel besonnenere Freund Ragoßky sagte zu ihm:

Ich bewundere deinen Muth, der es unternimmt abstracte Begriffe in eine lebendige, fast möchte ich sagen, gestaltartige Darstellung zu fassen und wiederum dieser Darstellung eine scharfe, philosophische Bestimmtheit, das ist eine unzweideutige Wahrheit mitzugeben, die hinter keinem poetischen Bilde hervorsichelt darfst.

In, der satirische Wessenberg erklärte ihm später:

Du weißt, was ich von Lehrgedichten überhaupt halte. Unpoetisches kann durch Poesie nicht poetisch gemacht werden; sonst ließe sich ja wol über das ehrbare Schlosserhandwerk ein Lehrgedicht schreiben.

Noch schlimmer erging es ihm später in Halberstadt damit. Als er den ersten Gesang: „Der Zweifler“, dem Vater Steim vorlas, sprang der eifernde Greis zornwüthig auf, weil er in den Anfangsversen die Wirkungen der französischen Revolution, die an allen Verhältnissen rüttelte und die er aus innerster Seele, aber in fast komischen Äußerungen haßte, zu erblicken glaubte.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen über die schwedische Literatur des Jahres 1841.

Die Zahl von Zeitungen und Zeitschriften war im Januar 1840 nach der schwedischen Bibliographie 112, wogu im Laufe des verwichenen Jahres noch etwa 8—10 neue kamen. Über die Tendenz der wichtigsten derselben, ihr Ansehen und ihre Verbreitung haben wir in früheren Berichten uns ausgesprochen; es hat sich wenig darin verändert: so steht noch immer „Aftonbladet“ (Das Abendblatt) mit 5000 Abonnenten obenan; die ministerielle Zeitung „Öfversigt Öfver“ (Die schwedische Blume) hat es von 500 auf 800 Abonnenten gebracht, deren Anzahl zu Anfang des jetzigen Jahres wol auf 1000 stieg. Die „Närvaro“ ist zwar noch immer royalistisch und conservativ, hat aber doch neuerlich auch Opposition gegen das jetzige Ministerium begonnen. Unter den neuen wissenschaftlichen Zeitschriften von allgemeinem Umfange erwähnen wir: „Fret“, eine Quartaalsschrift, Abhandlungen und Recensionen von meist jüngern Akademikern enthaltend; die Kritiken sind, freilich mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, zu kurz und inhaltslos und gewähren demnach keine vollständige Übersicht der wichtigsten Erzeugnisse der vaterländischen Literatur. Viel gründlicher ist die lundsche Literaturzeitung: „Studier, Kritiker och Notiser“, von Dr. Reuterbahl und Prof. Hagberg, welche, und zwar eben deswegen, ein weit beschränkteres Publicum hat. „Bazaren“ (Der Bazar), ein Unterhaltungsblatt von dem pseudonymen Dr. Odb (Dr. Sturzenbecher), entbehrt nicht des Witzes, konnte sich aber doch nur ein Jahr lang halten.

Das Gebiet der Theologie, auf dem es bisher sehr ruhig zuging, ward in diesem Jahre durch zwei Ereignisse ungewöhnlich aufgeregert. Es erschien nämlich eine Uebersetzung des Strauß'schen „Lebens Jesu“, doch nicht von dem Hauptwerke, sondern von einem wol selbst in Deutschland wenig bekannten Auszuge, wo die Sätze viel greller und auf eine weit anßößigere Weise vorgetragen sind, noch dazu mit der offensbaren Tendenz, jene gefährlichen Meinungen unter der großen gedankenlosen Menge zu verbreiten, wogegen der Verf. des Hauptwerkes nur denkende und der Selbstprüfung fähige Leser im Auge hat und sein Zweck nur die Wahrheit (wie er nämlich sie erkannt hat), aber nicht der Skandal ist. In Folge dessen

wurde der schwedische Herausgeber (der Eigenthümer des „Abendblattes“) vor Gericht gestellt, von der Jury aber freigesprochen. Während des ungewöhnlich langwierigen Rechtsganges entstand zwischen „Abendblatt“ und „Blene“ über diese Angelegenheit ein hitziger Schriftwechsel, wobei viele andere Blätter Partei für oder gegen nahmen, so daß mehrere Zeitungen ein Vierteljahr lang mit theologischen Streitigkeiten gefüllt waren. Wiewol der Herausgeber gesetzlich den Sieg behielt, so erklärte sich doch die öffentliche Meinung gegen sein Beginnen, besonders seitdem es bekannt wurde, daß Dr. Strauß selbst in den „Halle'schen Jahrbüchern“ seine Mißbilligung über jenen Auszug und zwar mit besonderer Rücksicht auf die schwedischen Streitigkeiten sehr stark ausgesprochen hätte. Der Urheber der andern Aufregung war der Methodistenprediger Geo. Scott in Stockholm. Dieser hatte im Frühling 1841 eine Reise nach Nordamerika unternommen, um Beiträge für seine Kirche zu sammeln. Während seines Perumreisens hatte er, um seine Glaubensgenossen für die ihm am Herzen liegende Sache zu gewinnen, oft gepredigt und die Sittlichkeit Schwedens mit den grellsten Farben ausgemalt und besonders Stockholm wenig besser als ein Gomorra oder Babel dargestellt. Einige in Amerika wohnhafte Schweden hatten an verschiedenen Orten die heftigen Aeußen jenes Missionaires angehört und darüber Berichte nach der Heimat gesandt, welche alsbald in unsern Zeitungen erschienen. Natürlich entstand darüber großer Lärm, besonders da man die schreiende Proselytenmacheri dieses Mannes längst gemißbilligt hatte und das Nationalgefühl so stark verletzt worden war. An die Spitze der Gegner trat die Zeitung „Freia“, welche bisher um die Religion sich wenig bekümmert hatte, und ging mit schonungsloser Erbitterung auf den englischen Prediger los. Zu seiner Vertheidigung gab Scott seine in Amerika gehaltenen Aeußen heraus, worin (wenn sie treu abgedruckt sind) die Schilverungen freilich viel milder als nach der Auffassung jener Berichterstatter, aber doch immer stark genug und übertrieben sind; übrigens lobt er die kirchlichen Einrichtungen Schwedens als die besten in irgend einem protestantischen Lande, rügt aber um so mehr die Bauheit und Gleichgültigkeit der Geistlichen für die höchsten Angelegenheiten.

Während der Methodismus in der Hauptstadt Fortschritte unter den niedrigen Classen macht, verbreitet sich in Norrland (Nordschweden) und Småland das damit geistverwandte Eserwesen unter den Bauern. Am Ende des Jahres erregten zwei hysterische und vielleicht heilsuchende Dinnen, welche sich vom heiligen Geiste besessen wähnten, durch Predigten und Bußermahnungen großes Aufsehen und Massen von Menschen; auch von entfernten Orten strömten nach ihnen und fanden sich sehr erbaut, wiewol der Geist, wenigstens nach dem Urtheile des Arztes, ziemlich roh und anstößig aus ihnen sprach. Dabei ereignete sich auch, daß viele Zuhörerinnen sogleich von demselben Geiste ergriffen wurden und selbst zu predigen und zu prophezeien anfangen.

In dem erwähnten Streite gegen den Pseudo-Strauß ist auch der alte ehrwürdige Franzén mit einer Schrift: „Det står dock fast det gamla Ordet“ (Es steht doch fest, das alte Wort) aufgetreten. Derselbe hat auch den ersten Band seiner Predigten herausgegeben, doch war dieser Patriarch unter den schwedischen Bischöfen und Dichtern nie so berühmt als Prediger, wie er es als Dichter und Redner in der schwedischen Akademie ist. Sein Amtsgenosse in Werb, der berühmte Tegner, hat eine neue Sammlung „Tal vid församlingar tillfällen“ (Reden bei verschiedenen Gelegenheiten) herausgegeben; einige darunter sind theologischen Inhalts, die meisten aber Ermahnungsreden an die Schulljugend und an die Geistlichen seines Stoffs. Ubrigens ist jetzt seine Gesundheit nicht nur geistig, sondern auch körperlich angegriffen, so daß man anfangt, für sein Leben ernstlich besorgt zu sein. In seiner Geisteschwäche hat er verschiedene Gedichte, die in Handschrift herumgehen, geschrieben, worunter lange Stellen, seines frühern Genies völlig würdig,

sich befinden. Prof. Ahman in Lund hat zwei Bände theologischer Schriften, und Dr. Bergquist, auch Professor daselbst, den Anfang eines Commentars über das Neue Testament veröffentlicht. Ubrigens wird das theologische Studium durch eine in Upsala und eine andere in Lund erscheinende Zeitschrift befördert.

Die Schrift des geistreichen Prof. Dr. Quasner in Upsala: „Om Åtenskäpet“ (Über die Eße) mag einen Übergang von der Theologie zur Medicin bilden, denn sie enthält etwas von beiden. Die Veranlassung dazu gaben die von dem Rector Almquist in seinem berühmtesten Romane „Det går an“ aufgestellten und von Oskar Odd im „Abendblatt“ vertheidigten Ansichten über die freie Eße. Mag auch der Verf. der fraglichen Schrift sich etwas zu befangen und einseitig gegen die griechische Lebensansicht und gegen Plato und Goethe (den er mißverstehen hat) aussprechen, so betrachtet er doch die Sache aus einem weit umfassenden Gesichtspunkte. Gegen ihn vertheidigt jetzt Almquist im „Abendblatt“ seine liberale Eßetheorie, welche er als die echt religiöse und echt sittliche bezeichnet. Im Anfange des Jahres erschien von demselben denkenden Arzte eine geschätzte Fieberlehre. Ubrigens wird die Medicin durch „Hygida“, eine medicinisch-pharmaceutische Monatschrift, vertreten.

Rechtswissenschaft. Auf Verlangen der Reichskände ist nach manchen Schwierigkeiten eine Commission zur Prüfung des „neuen“, aber jetzt schon über zehn Jahre alten Gesetzbuchs organisiert worden, die bei den nächsten zusammentretenden Ständen in Berathung kommen soll. Dr. Schlüter hat soden einen neuen Theil („Westmannalagen“, das westmanländische Recht) der altschwedischen Provinzialgesetze herausgegeben. Seine frühern Ausgaben der alten Gesetze empfehlen sich durch diplomatische Treue und einen werthvollen Commentar, entbehren aber einer Übersetzung, ohne welche die veraltete Sprache nur Wenigen verständlich ist. Professor Schmidt in Christianstad setzt noch sein „Juridisches Archiv“ fort. Die Reichskände haben Fonds zur Errichtung zweier juridischer Professuren in Upsala und einer in Lund bewilligt und man hofft, daß diese Wissenschaft somit durch Singutunft jüngerer Gelehrten einen Aufschwung erhalten wird.

(Der Beschlus folgt.)

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gesammelte Novellen

von

Franz Berthold.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verdienstvollen geistreichen Schriftstellerin, wie z. B. die meisterhafte Jephthas-Novelle „Irtzisch-Brige“, enthält diese Sammlung mehrere ausgezeichnete Novellen, die sich in dem Nachlasse derselben vorgefunden haben. Tieck spricht sich in einer Vorrede ausführlich über die Leistungen der Verfasserin aus.

Leipzig, im April 1842.

J. A. Brodhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brodhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brodhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 105. —

15. April 1842.

Ch. A. Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Karl Falkenstein. Vier Bände.

(Beschluss aus Nr. 104.)

Nachdem Tiedge seine Studien vollendet, riefen ihn Familienorgen nach Magdeburg zurück und er verkümmerte darauf wie so manche Talente als Hauslehrer bei adligen Familien, wo die lockenden und drückenden Beschäftigungen seinen Geist so umstrickten, daß er nur zu poetischen Ausflügen, aber zu keinem geordneten Lebensplane durchbrach. In Elrich, im Kammerdirector v. Arnstedt'schen Hause ging es ihm erträglich wohl. Seine höchste Sehnsucht war dort die Bekanntschaft mit dem großen Dichter Göcking. Aber dieser große Dichter (nachmals Geheimrer Finanzrath v. Göcking in Berlin) erhielt als damaliger Kammersecretair Göcking nur bedingterweise Zutritt und Einladungen in das Kammerdirectorliche Haus, und also durfte der Hauslehrer desselben nicht allzu intim mit dem subalternen Beamten umgehen, wenn Göcking's Art überhaupt dazu aufgefodert hätte. Hofrechtlich erhielten in diesem Hause, außer den königlichen Räten, nur die ersten Magistratspersonen der kleinen Provinz Zutritt. Auch die Frauen der Räte, weil sie ohne Geburt waren, erschienen dort nicht. Tiedge scheint übrigens dieser Etikettenswang, als er an Ort und Stelle war, weniger gedrückt zu haben. Erst in seiner Biographie spricht sich der lebenserfahrene Mann mit ruhiger Fronte darüber aus. Den liberalen Träumen, sowie sie nur im entferntesten die Politik und die bestehenden Verhältnisse berührten, war die damalige Jugend und ihre Poesie fremd. Dagegen lockte ihn das Theater, wie natürlich. Schon in Leipzig, wohin er sich einmal entschlossen aus Halle zu reisen, hatte es seine Zaubermacht über das Jünglingsgemüth geübt, zugleich aber auch zu ähnlichen Täuschungen geführt wie damals, als er in dem zerlumpten Strumpfsticker einen arabischen Schäfer zu finden meinte. In Elrich ward der Umgang und die Protection einer Truppe dem arglosen Manne beinahe zum Verderben, indem er sich für die Jugend und die Solidität der Mitglieder verbürgen zu müssen glaubte. Er machte hier eine seltsame Entdeckung an einem Subjecte, die für ihn überraschend war und es gewissermaßen auch für uns ist, weil wir meinen, eine derartige freche Kunstfertigkeit gehöre nicht in jene unschuldige, sondern nur in unsere gewisigte Literaturepoche. Als

Warnungstafel für unsere tempora mores! Schreier theilen wir die erbauliche Erfahrung in Kürze mit. Ein junger Schauspieler, unter einem angenommenen Namen, hatte Tiedge's Theilnahme zu gewinnen verstanden. Er war ein Genie, nur nicht als Schauspieler. Liebesintriguen hatten ihn zu einem Herumtreiber gemacht, auch zu einem Schriftsteller. Um Tiedge's Theilnahme und dessen Beutel noch mehr zu öffnen, bewies er ihm durch Buchhändlerbriefe, daß ein damals viel gelesener Roman aus seiner Feder geflossen sei. Item hatte er geschrieben: „Entdeckte Geheimnisse des Dr. Wahrdt'schen Treibens in Heidesheim.“ — Tiedge fragte ihn: „Kennen Sie den Dr. Wahrdt?“ — Antwort: „Nein.“ — „Waren Sie in Heidesheim?“ — „Nein.“ — „Woher haben Sie denn die Geheimnisse?“ — „Aus meinem Kopfe. Es war um die Zeit, als das Publicum Alles, was von Wahrdt und über ihn geschrieben wurde, begierig las. Der Buchhändler foderte mich auf über den Dr. Wahrdt zu schreiben, wahr oder falsch, thut nichts, es geht.“ — „Armes Publicum!“ rief Tiedge, „wie mußt du dich betrügen lassen!“ — „Muß! Es muß nicht, es will. Das Publicum ist ein altes Weib, dem mit Klatscheren am besten gedient wird.“ Da ein Dictum aus alter Zeit.

Selbst ist Tiedge auch in einzelnen kleinen Spielen für die Bühne aufgetreten; wie man von dem philosophirenden Lyriker erwarten konnte, ohne Bedeutung. Dagegen lächelte ihm das Glück der Anerkennung seiner Gedichte bald in größerem Maße, als der Bescheidene selbst erwarten durfte. Die starre Größe Göcking wurde erweicht; er saß an seiner Tafel, er aß und sprach mit ihm, und Göcking, der Große, machte ihn mit noch Größern bekannt. Der Vater Gleim, der preussische Grenadier, stand in lebhaftem Briefwechsel mit ihm; süße Liebes-, d. h. Freundschaftsversicherungen strömten von dem Einen zum Andern über, ja schon in Episteln hatten sie sich besungen, ehe sie sich von Aug' zu Aug' gesehen. Da erschien auch dieser wichtige Moment, als Gleim einen Besuch in Elrich machte, und der edle Sönnner und enthusiastische Verehrer aller aufkeimenden Lyriker in Deutschland zog denn endlich, nach vielen Verhandlungen, den glücklichen Tiedge nach Halberstadt. Dort wohnte er im Gleim'schen Freundschaftstempel und nahm Theil an dem seligen Dichterbunde, wo Jeder sein volles Herz und seine ganze Be-

die Urtheile schief und die Angaben ungenau. Das „Biographische Lexikon berühmter schwedischer Männer“ ist bis zum achten Bande und Buchstaben E vorgerückt.

Die Reiseliteratur ist durch folgende allerdings, wie wir glauben, nicht sehr wichtige Schriften, bereichert worden: „Betrachtungen unter en Resa“ u. (Betrachtungen während einer Reise in Dänemark, Deutschland und Ungarn) von A. Lindberg, dem bekannten Ultraliberalen, der, obgleich seine Ansichten einseitig genug sind, doch eine sehr gute Prosa schreibt; „Reisebilder samlade i Tyssland“ (Reisebilder in Deutschland gesammelt) und „Det nya München“ (Das neue München), beide vom Capitain L. G. Rudbeck.

Die Grente in der schönen Literatur ist, wie gewöhnlich, reicher als auf irgend einem andern Felde. So haben wir diesmal drei Rosenalmanache bekommen, nämlich: „Winterblommorna“ (Die Winterblumen) von Mellin aus Stockholm, „Boreas“ von Wöttiger aus Upsala, und „Bertha“ aus Lund mit Beiträgen von einigen jüngern dänischen Dichtern. Graf Adlerparre (ein Sohn des berühmten Revolutionsmannes) hat seine „Kleinern Dichtungen“ herausgegeben; es fehlt dem jungen Manne nicht an Geist, wol aber an Kunst und Correctheit: nicht einmal die Sprache kann er fehlerfrei schreiben; ebenso hat uns Wöttiger mit „Religiösen Gesängen“ und einigen zerstreuten patriotischen Liedern, Grastrom mit „Gesängen aus Norrland“ beschenkt; der vierte Theil der „Dichtungen“ des Leutenant v. Braun, bei dem großen Publicum beliebt, ist weniger cynisch und lasciv, aber vielleicht auch weniger witzig als die vorigen; der gesammte poetische Nachlaß des hochbegabten Alexander ist jetzt in einer vollständigen und schön ausgestatteten Ausgabe erschienen; der junge Säterberg, ein Dichter von wahrem Genius, ist mit einer Sammlung unter dem Titel: „Blumen am Wege“ in diesem Jahre hervorgetreten. Endlich hat der Patriarch der vaterländischen Dichter, Franzen, dessen Muse nicht zu alt sein scheint, uns auch mit einem didaktischen Gedicht („Bitter Strid mellan Far och Son“) erfreut. Alle die übrigen zahlreichen Erzeugnisse auf diesem Felde übergehen wir mit Stillschweigen, doch müssen wir noch ein Gedicht hervorheben, das zwar nicht unserm Lande, aber doch dessen Sprache angehört, nämlich eine sehr gelungene russische Erzählung, „Raschchida“ betitelt, von dem trefflichen finnischen Dichter Joh. Ludw. Runeberg. Es hat neun Gesänge und reiht sich seinen früheren Dichtungen in der halb epischen, halb idyllischen Gattung rühmlich an.

Jetzt gehen wir auf das Gebiet des Romans, und hier begegnen uns folgende Originallistungen: „Skizzen“ (von der Freilin Knorring), nativ, lebhaft und gut gezeichnet, ganz in ihrer frühern, auch den Deutschen bekannten Manier. Die fleißige Frau Emilie Flygare-Carlén hat zwei Romane: „Kyrkolovningarna i Hammarby“ (Die Kirchweih u.) und „Skjutgossen“ (Der junge Postillon) geliefert, treue Bilder aus dem Leben, mit Talent und Geschmac gezeichnet, aber von keiner Poesie oder höhern Idee befreit. Die dritte und belweisem ausgezeichnetste aus unserm romanschreibenden Damenkreise, Demofelle Bremer, hat leider nichts Neues gegeben, aber eine neue (vierte) Auflage ihres ältesten Romans, „Die Familie H***“, wieder drucken lassen. Ein junger Freiherr Louis de Geer hat seinem ersten Versuche im Roman den etwas prettösen Titel „Hjertklappningen på (Das Herzensklappen auf) Dalvik“ beigelegt. Die Erfindung ist weder originell noch besonders anziehend; aber das Büchlein enthält manche launige Schilderungen und allerlei, freilich gerade nicht tiefe, aber seine und treffende Bemerkungen über das gesellige Leben auf dem Lande. Unter dem Titel: „Med en bit Krita“ (Mit einem bißchen Kreide) hat Drvar Öbb (Sturzenbecher) seine früher im „Abendblatte“ mitgetheilten Skizzen und Novellen gesammelt und einige neue dazugegeben. Sie sind keine eigentlichen Compositionen, sondern eine Reihe miteinander verbundener einzelner Scenen aus der höhern und niedern stockholmer

Welt, mit leichtem Stil, lebendigem Colorit und fließendem Pinsel, zuweilen etwas zu caricaturhaftig ausgemalt. Der neueste Roman von Almqvist heißt „Gabriele Rimini“, oder der letzte Mordversuch auf Ludwig Philipp und wird in einigen Tageblättern gelobt; uns aber scheint dies Product des Berf. Namens unwürdig. Keine Zeichnung von dem Stande der Partien, keine gründliche Darlegung der Lebensfragen. Das gegen soll eine abenteuerliche und sehr ungerissene Erfindung den Mangel an echter Poesie und an gründlicher Auffassung der französischen Zustände ersetzen. Ein Franzose kommt nach Aigler, heirathet da die Tochter eines Heiligen (Marabuda), während er selbst katholisch bleibt und auch seine Tochter, Gabrielle, in derselben Religion erziehen läßt. Ein gräßlicher Jesuit lödt dies Mädchen aus ihrer Heimat nach Paris, um Ludwig Philipp zu ermorden, weil das jetzige Frankreich keine Charlotte Corday mehr zu erzeugen vermag (!), und um es dazu zu bewegen, mordet er ihren Vater und ihre Mutter, überredet aber das Mädchen, daß dies auf Befehl des Königs geschehen sei. Nach ihrer Ankunft in Paris wird nun diese einfältige, aber hochbegeisterte Dirne die eigentliche Seele in der eben ausbrechenden Emute. Noch einen Zug heben wir aus. Ein Schmied schmiedet geheim in einer Nacht Pfän für die Revolutionnaire; um aber die Hammerschläge nicht hörbar für die Nachbarschaft und die herumstreifende Polizei zu machen, hegt er den Hoshund auf 18 gebundene Ragen!! Dergleichen Albernheiten kommen in ziemlicher Menge vor. 59.

Notiz.

Topographie von Athen.

Seitdem Forchhammer in dem von ihm aus Athen im November 1833 an den nunmehr auf dem classischen Boden Griechenlands verstorbenen Ditt. Müller geschriebenen, nachher mit der Antwort des Letztern abgedruckten Briefe („Zur Topographie Athens“, Göttingen 1833) bewiesen hatte, daß der bisherige Anthesmos (E. Georg) bei Athen der alte Epilabettos sei, ist Manches für Berichtigung der Topographie des alten Athens und zur Vervollständigung unserer Kunde von demselben geschehen und dargeboten worden, wenngleich es noch an einem Plane von Athen, wie Müller (E. 26) ihn wünschte, fehlt, der übrigens ein solches Hauptstättmittel für das Studium der athenischen Alterthümer gerade durch die Vermittelung des deutschen Buchhandels aus Licht befördert zu sehen wünschte. Indes ist es wol auch noch nicht an der Zeit gewesen, einen solchen Plan von Athen zu liefern, da noch Manches in dieser Beziehung freitig ist, was erst ausgeglichen werden muß. Einen neuen Beitrag zur Topographie von Athen hat ganz kürzlich der obgenannte Forchhammer in den „Krieler philologischen Studien“ (1841, S. 275—374) geliefert, worin er, mit Hülfe der Alten und nach einer, bei wiederholtem und längerem Aufenthalte in Athen gewonnenen Kenntniß der Drückseiten, die Topographie des alten Athens entwirft und dabei, ohne sich auf eine ausführliche Widerlegung anderer Ansichten einzulassen, nur auf einige Grundirrtümer der Früheru aufmerksam macht, aus denen größtentheils die Unrichtigkeiten ihrer Stadtbeschreibungen hervorgegangen seien. Ubrigens sendet er jenem Entwurfe die unumwundene Erklärung voraus, daß alle neuern Bearbeitungen dieses Gegenstandes durchaus irrthümlich seien. Was die Schrift von Ros, „Τὸ Ἰστορικὸν καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἀρεως“ (Athen 1838) anlangt, so ist Forchhammer der Meinung, daß, ohne auch hier auf eine besondere Widerlegung der in jener Schrift aufgestellten Behauptungen sich einzulassen, aus seiner „Topographie von Athen“ mit Nothwendigkeit die Übereinstimmung des Heiligthums des Theseus mit dem bisher dafür gehaltenen Tempel (die Ros bestreitet) sich ergebe, während der Tempel des Ares auf der Agora vor dem Aufgange zur Akropolis seinen sichern Platz habe. 25.

Über Bedeutung und Stellung des deutschen Unterrichts auf deutschen Gymnasien.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die merkwürdige Entdeckung gemacht worden war, daß wir Deutschen eine edle, reiche und im höchsten Grade bildungsfähige, nicht für die sogenannten niederen Stände ausschließlich brauchbare Muttersprache besäßen, da unterließ die deutsche Gründlichkeit nicht, diese neue Entdeckung bald zu Nug und Frommen der heranwachsenden Geschlechter anzuwenden: so trat vor etwa 60 Jahren die deutsche Sprache zuerst in den Lehrkreis deutscher Gymnasien ein. Anfangs freilich mochte mancher ganz wackere und sonst tüchtige Lehrer nicht recht wissen, was er in diesen Stunden anfangen solle; aber mit der immer reicher und herrlicher sich entfaltenden deutschen Literatur, dann mit dem Aufschwunge, den das deutsche Volksbewußtsein aus Druck und Noth zu Kampf und Siegnahm, gewann dieser jüngste Unterrichtszweig mehr und mehr an äußerem Ansehen und innerer Bedeutung. Wenn demnach nicht zu viel gesagt ist, daß die Befähigung zur Theilnahme an geistigem Verkehr, an „literarischer Unterhaltung“ heute ohne Vertraulichkeit mit der vaterländischen Sprache und Literatur nicht mehr denkbar ist, so wird es gewiß für diese der „literarischen Unterhaltung“ gewidmeten Blätter nicht unangemessen sein, einmal einen kleinen Abstecker in das Gebiet der Pädagogik zu machen, insofern diese sich mit einem der theuersten Besitzthümer unsers Volkes beschäftigt.

Unsere Schreibselige, über Alles Theorien schaffende und kritisirende Zeit hat natürlich auch nicht unterlassen, den deutschen Unterricht in Tagesblättern und eigenen Schriften vielfacher und ausführlicher Besprechung zu unterwerfen. Daß dabei nicht wenig Unklares und Unlauteres mit unterläuft, bedarf eines weitem Beweises nicht, wenn man in einem, 1841 erschienenen Buche eines Mannes vom Fache über deutschen Unterricht liest, daß: „die meisten freien deutschen Aufsätze zur Unwahrheit der Empfehlung, zur Lüge erzählten“, daß „Lessing's Nathan der Weise“ ein höchst gefährliches Buch für die Jugend ist, daß „die Jugend von Goethe's Werken fern zu halten ist“, daß „die Jugend aus Schiller's Dichtungen Nachtheile ziehen muß“, daß überhaupt „die Empfehlung des

Studiums der neuern Dichter, in welchem man nachher keine Grenze weiß, jeder gründlichen Ausbildung die besten Kräfte und Talente entzieht“^{*)}. Wenn von einem angeblich religiös-sittlichen Standpunkte aus solche, wenn auch heuchlerische, so doch ganz und gar verkehrte Behauptungen laut werden, so ist es eine Freude, ihnen ein Buch entgegenstellen zu können, welches durch und durch die Frucht ebenso vielseitig gründlicher Bildung als gebiegen ehrenwerther Gesinnung ist, dessen Besprechung in diesen Blättern um so billiger einen Platz findet, da es nicht bloß für die Fachgenossen, sondern auch für das „nicht schulmännische, aber für Schulwesen sich interessirende Publicum“ bestimmt ist. Dieses Buch, an welches der Unterzeichnete das in der Überschrift dieses Aufsatzes Bezeichnete anknüpfen will, ist:

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von Robert Heinrich Hiecke. Leipzig, Eisenach. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf., durch mehr von ihm herausgegebene Musterammlungen und einige Abhandlungen über Meisterwerke deutscher Dichtkunst als trefflicher Lehrer bekannt, zu dieser Arbeit durch das Provinzial-Schulcollegium des preussischen Herzogthums Sachsen veranlaßt, bezeichnet als Ziel seines Strebens „die Erziehung deutscher Jünglinge zu deutschen Männern durch Förderung des deutschen Unterrichts“ (S. xiii), ein durch das ganze Buch hindurch fest im Auge gehaltenes Ziel, welches an sich schon ein lebhaftes Interesse für diese Schrift erwecken kann und muß.

Es ist in unsern Tagen sehr viel über Zweck und Wesen der Universitäten und Gymnasien überhaupt geschrieben worden, aber die meisten Wortführer in diesem Streite sind dabei nicht sowohl von dem Vorhandenen, auf dem Wege geschichtlicher Entwicklung allmählig Entstandenen, als von vorgefaßten Lieblingsideen und aller Erfahrung entbehrenden Abstractionen ausgegangen: die Folge davon war eine Begriffsverwirrung und ein haltloses Schwanken, welches nirgend für das wirkliche Leben brauchbare Resultate ergab. Insofern ist es schon ein Verdienst, daß der Verfasser des hier in Rede stehenden Buches in seiner Einseitigkeit lediglich von dem tatsächlich Vorhandenen

^{*)} J. D. Gantner, über den deutschen Unterricht auf Gymnasien (Essen 1841), S. 44, 285, 287, 295, 293.

ausgeht; daß er nicht Neues und Unerhörtes aufzustellen, sondern ganz einfach den letzten Zweck und die zur Erreichung desselben nothwendige Einrichtung der höhern Unterrichtsanstalten, wie sie jetzt sind, auszumitteln sucht: so erscheinen die Gymnasien nicht als etwas für sich und um ihrer selbst willen Bestehendes, sondern lediglich als Vorbereitungsanstalten für die Universitätsstudien, und die Universitäten als diejenigen Anstalten, welche den Jüngling zu selbstthätiger Beschäftigung mit der freien Wissenschaft ausbilden und zu derselben für das ganze Leben befähigen sollen. Hierdurch wäre dann ebenso wol dem Anhäufen zusammenhangloser und deshalb tochter Kenntnisse, wie es eine, Gott sei Dank! vergangene Zeit betrieb, als dem materialistischen Nützlichkeitsprincip, welches nur Räder für die große Staatsmaschine herstellen will, vorgebaut. Die Unbefangenheit des Verf. zeigt sich zugleich in Dem, was er über den Gegensatz zwischen altclassischen Gymnasien und Realgymnasien sagt: beiden ihr gutes Recht zuerkennend, beide als Vorbereitungsanstalten für eine höhere Ausbildung *) betrachtend, verlangt er nur, daß man beide in ihren Eigenthümlichkeiten gesondert und unverkümmert fortbestehen lasse. Für beide aber gilt der Hauptinhalt der vorliegenden Schrift in gleichem Maße, denn, mögen die einen den Hauptnachdruck auf die alten Sprachen, die andern auf die neuern Sprachen und die Naturwissenschaften legen, der Unterricht in der Muttersprache gehört beiden in gleichem Maße an und soll auf beiden dieselbe Stellung einnehmen.

Es soll aber die Muttersprache, und hiermit kommen wir eigentlich auf unser Thema, auf allen deutschen Gymnasien vor allen übrigen Lehrgegenständen die intensiv bedeutendste Stelle einnehmen.

Bei allen Fortschritten, die seit einer Reihe von Jahren das gelehrte Schulwesen Deutschlands gemacht hat, und bei allen großen Vorzügen desselben ist doch nicht zu verkennen, daß die Aufgabe einer nationalen Erziehung im Ganzen noch nicht gelöst ist; daß unsere Jugend aber eine solche erhalten soll, wird hoffentlich Niemand in Abrede stellen. Nun ist aus vielen Gründen klar, daß das nationale Element, welches in unserm gelehrten Schulwesen noch eine größere Ausbildung verlangt, nicht politischer Natur, daß es nicht der Zweck der Schule sein kann, ihren Zöglingen politische Ansichten und Grundsätze einzupfropfen, wenngleich sie sie befähigen muß, sich später auch in dieser Beziehung auf eine vernünftige Weise auszubilden. Es kann deshalb für die nationale Bildung der Jugend hier nur dadurch gesorgt werden, daß sie sich der geistigen Güter und Vorzüge des eigenen Volkes be-

wußt werde, daß sie diese mit aller Liebe umfassen lerne und sie sich fest genug eigenige, um sie nie dem Fremdländischen aufzuopfern oder nachzusetzen; diese geistigen Güter aber sind vor Allem Sprache und Literatur, sie werden es also auch sein, welche in der Erziehung unserer Jugend schon früh eine Hauptstelle einnehmen müssen. Daß darunter andere Lehrgegenstände nicht leiden sollen, daß im Gegentheil diese selbst nur dadurch gewinnen können, wenn sie zu Förderung jenes nationalen Zweckes beitragen, darauf werden wir weiter noch zurückkommen.

Es ist hier aber ferner in Erwägung zu ziehen, daß das Höchste, was der Schüler überhaupt zu leisten hat, nur in der Muttersprache geleistet werden kann: auf der Schule ist die Thätigkeit des Jünglings im Wesentlichen eine geleitete, unselbständige; der Übergang zur Unversität gibt ihm völlige Freiheit in Wahl und Art seiner Arbeiten: es wird sich also die Schule auch noch die Aufgabe stellen müssen, diesen Übergang möglichst zu mildern und zu vermitteln dadurch, daß sie es schon dem Schüler möglich macht, selbstthätig in freien Productionen sich zu versuchen.

Production also — sagt Hilde S. 21 —, jedoch nicht eine ganz freie, sondern eine solche, die auf selbständiger Reproduction und einsichtiger Reflexion auf Das, was die Aufmerksamkeit des Schülers auf sich hat ziehen müssen, beruht, wird der eigentliche Spitzelpunkt des Gymnasialunterrichtes sein. Diese aber ist in dem angegebenen Umfange und Maße nur möglich in der Muttersprache,

denn sie ist der einzige Unterrichtszweig, dessen erste Elemente das Kind schon mit der Muttermilch einsaugt, welcher es durch seinen ganzen Entwicklungsgang hindurch begleitet, in welchem er also zuerst sich freier und selbständiger bewegen lernen muß,

sie ist ihm eine besetzte Trägerin seiner gegenwärtigsten und innerlichsten Interessen und deren fortwährende Vermittlerin für sein eigenes und seiner Umgebung Bewußtsein. Ein unendlich reichterer, ihm zugänglicher, seinem Bedürfnis entsprechenderer Vorstellungs- und Empfindungskreis schließt sich ihm in ihr auf als in jeder andern. Mit Einem Worte: sie ist eben die Mutter seines Sprechens, aller Gestaltung und Mittheilung seines Empfindens und Denkens, der Schoos, aus dem sein Geist geboren wird, der allgemeine Boden, aus dem allein, so Vieles und so Vortreffliches er auch sich aus der Fremde herüberholen mag, ihm die gemäße und gesündeste Nahrung werden kann. (S. 4.)

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen über die Bedeutung des deutschen Unterrichts um so mehr, da wir den Lesern dieser Blätter die eigene Lecture des uns leitenden Buches nicht ersparen, sondern sie im Gegentheile zu derselben veranlassen möchten, und berühren nur noch zwei Einwürfe, die gegen jene hohe dem deutschen Unterricht angewiesene Stelle gemacht werden dürften: einmal nämlich

könnte es — um uns auch hier an die Worte unsers Verf. zu halten — als bedenklich erscheinen, daß nicht die religiös-sittliche Bildung als der letzte und eigentliche Zielpunkt des Gymnasialunterrichtes ausgesprochen worden. (S. 23.)

Dem entgegnet aber Hilde mit vollem Rechte, daß die religiös-sittliche Bildung von der intellectuellen nicht getrennt gedacht werden dürfe und könne. Gewiß nur die Partei, welche allen Gebrauch der menschlichen Vernunft

*) Wenn Hilde auch Realgymnasien zur Vorbereitung für Universitätsstudien geeignet hält, so können wir ihm nur unter der Bedingung beistimmen, daß das Realgymnasium entweder demselben Abiturientengesetz unterworfen ist wie das classische, oder daß der zu Bildende sich nur eine allgemeine wissenschaftliche Bildung erwerben oder für ein specielles technisches Fach bestimmen will. Für Facultätsstudien können und dürfen die Realgymnasien, welche die erstere Bedingung nicht erfüllen, nimmermehr ausbilden.

verächtigen und verdammen möchte, wird behaupten, daß eine wahre religiöse und sittliche Bildung da stattfinden könne, wo das Erkenntnisvermögen nicht so weit ausgebildet ist, als es natürliche Anlagen und der Kreis des Lebens, für den der Einzelne bestimmt ist, gestatten; deshalb wird gewiß auch die intellectuelle Erziehung, wenn sie irgend tüchtig geleitet wird, zur Beförderung wahrer Religiosität und Sittlichkeit beitragen, ohne daß man diese Worte als ein ganz besonderes Abzeichen auf seine Tugenden setzt; ja, gerade ein solches Hervorheben könnte jungen Gemüthern leicht entweder zur Heuchelei oder zur thatenlosen Schwäche verführen; wenn ein wissenschaftlich tüchtiger Lehrer in Leben und Lehre zeigt, daß er jene beide Tugenden besitzt, so werden sie auch mit der von ihm überkommenen wissenschaftlichen Erkenntnis unwillkürlich und um so fester in die Seelen seiner Schüler übergehen. Kein Unterrichtszweig aber ist, wie Hieße sehr richtig bemerkt, geeigneter den Religionsunterricht zu begleiten, zu unterstützen und zu ergänzen als der in der Muttersprache, denn sie bleibt doch immer das einzige Medium, durch welches wir unsern wärmsten, innigsten Gefühlen Ausdruck geben und welches solche in uns zu erwecken vermag.

Arbeiten wir nur eine Wissenschaft mit recht voller Hingebung und Verfenkung in dieselbe, so klingt auch von selbst die religiöse Seite in uns an, und diese volle und innige Hingebung und Verfenkung ist eben nicht anders möglich, als indem wir in der Muttersprache denken. (S. 25.)

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Prophet aus dem Kaukasus. Historischer Roman von Edmund Spencer. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Adolf Eibau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr.

Der Verf., welcher früher seine Reise in die kaukasischen Länder herausgegeben hat, versichert in seinem Vorworte, daß die Eroberung der Krim in Geheimniß gehüllt worden sei, und man in Europa keine andere Nachricht darüber habe als die Berichte ertauschter und russischer Schriftsteller. Die Welt habe sich über die Demüthigung des Halbmondes gefreut und erst später mit Unwillen die Vernichtung eines ganzen Volks und die Befestigung der Macht eines großen Reichs, sowie auch die den Frieden Europas und Asiens drohende Gefahr erblidt. In vorliegendem Werke behandelt nun Spencer die Eroberung der Krim, wodurch die letzte Schranke, welche das osmanische Reich so lange gegen eine für ihre Nachbarn immer verderblicheren Macht geschützt hatte, zerbrach. Verrätherei erleichtert die Eroberung; Verbrechen werden begangen, Verträge verlegt; der letzte Kampf zwischen den Tataren und Russen war ebenso verderblich für die Besiegten als für die Sieger, er verödete ein ganzes Land und kostete das schönste russische Heer. Der Verf. hatte ursprünglich die Absicht, die Geschichte der Eroberung der Krim zu schreiben; die Schwierigkeiten, den nöthigen Stoff sich zu verschaffen, bewogen ihn, den Gedanken aufzugeben und die Romanform anzunehmen. Die Schilderungen der Sitten, der Kriegsführung, des Kriegsspiels sind, wie er sagt, naturtreue Bilder aus der glücklichsten Zeit der Tatarei; die eingeschalteten Krieglieder sollen noch jetzt im Munde des Volks leben und auch die Aebtweweise hat er nachzubilden gesucht. Das Ganze trägt eine anziehende Localfärbung; die eingeführten Charaktere sind größtentheils hi-

storisch. Elia Mansur, der Prophet aus dem Kaukasus, ragt unter allen durch physische und geistige Kräfte hervor und man folgt ihm mit immer gleichem Interesse durch seine aus Wunderbare grenzenden Lebensschicksale. Als er durch armenische Kaufleute an die Russen verrathen und mit einem verwundeten Labardiner Fürsten gefangen wird, bezeichnet ein Mißverständniß den Letztern als den Propheten Mansur und bringt ihn nach Schlüsselburg in den Kerker, wo er stirbt, während Mansur gegen einen vornehmen Russen ausgetauscht wird und wieder unter seinen Landsleuten als Haupt und vom Tode erkundener Prophet auftritt. Sein Schicksal ist in tiefe Dunkelheit gehüllt und nur die Sagen der tatarischen und kaukasischen Sänger erzählten noch von ihm. Türkische Seeleute, welche die ischerlessischen Küsten besuchen, versichern, man habe vor nicht langer Zeit einen über hundertjährigen Einsiedler in einer der wildesten Schluchten des Landes entdeckt, den man für den berühmten Propheten halte, weil man in seiner Hütte Bücher und Landkarten, Rüstungen, Waffen und Instrumente gefunden habe; er ward von den Bergbewohnern hoch verehrt, heilte die Kranken, belehrte die Jugend, schlichtete alle Zwistigkeiten und ermunterte zu tugendhaftem Leben und Verehrung des einzigen wahren Gottes. Elia Mansur ist unsterblich unter den Türken, Ischerlessen und Tataren, als der merkwürdigste Mann, der seit Mohammed in Asien erschien, und sein Name ist noch immer der Schrecken der Rosadenhorden, welche die Grenzländer des Kaukasus bewohnen. Die Geschichte, über welche ein solcher Held als Lichtpunkt gestellt ist, kann nur Interesse gewähren, und wenn man auch vielleicht manche amüsantere Romane finden kann, so wird man doch selten einen so belehrenden antreffen, der so neue und willkommene Aufschlüsse über Verhältnisse und Sitten jener Völker zu geben vermag. Die Übersetzung ist außerordentlich gut und fern von jeglichen Anglizismus.

2. Sammlung schwedischer Nusterromane. I—III. — Auch u. d. T.: Die Kirchleinweihe zu Hammarby, von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. Drei Bände. Berlin, Morin. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Ohne die Weltschwefeligkeit der englischen Romane, ohne die Verzerrungen der französischen, ohne die krankhafte Reflexionstendenz der deutschen, vereinigt vorliegendes schwedische Werk die Vorzüge der gleichartigen Producte in den drei europäischen Ländern. Die Verwickelung der Begebenheiten hält den Leser immer in Spannung, ihm wird eine ereignisreiche Gegenwart geboten, während ein trübes Bild der Vergangenheit mit seinen gespensterhaften Einflüssen, gleichsam durch einen dunkeln Schleier ihn umflimmert und ihn bis in den dritten Band in stetem Zweifel läßt. Die Auflösung ist indes nicht so, wie man sie erwartet und zu hoffen berechtigt war, und die nutzlose Rache des Helden an dem Enkel des gräßlichen Verräthers, die moralische Vergeltung der jungen, lieblichen Braut des Grafen, der er Liebe einflößt, während er noch nicht von der einen Frau geschieden und mit der andern schon versprochen ist, machen ihn der Liebe der drei edeln weiblichen Wesen allzu unwürdig im Auge des Lesers; und wenn auch das Leben solche Zustände erzeugen mag, so fühlt sich doch das lesende Publicum dadurch verletzt. Die verschiedenen Färbungen jener drei Hauptcharaktere reichen der Verf. zur Ehre, während ein alter Dinkel, im Verhältniß zu seiner jugendlichen Richte, außerordentlich schön und originell gezeichnet und durchgeführt, dem Roman eine Hauptzierde ist.

3. Mein Wanderbuch. Von C. Herlossohn. Zwei Bände. Leipzig, Taubert. 1841. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine Reihe von Lebens- und Reisebildern, die das Gepräge der jetzigen Zeit tragen, wies auf anmuthige, humoristische Weise an dem Leser vorübergeführt, und gemüthlich folgt man dem durch zwei Bände sich spannenden Erzählungsfaden, mit den daran gereihten Reflexionen, Thatsachen, Charakteren und Zuständen. Die „Theaterbilder hinter den

Gedanken" sind unklar, die wenigst erschaffen, dagegen „Wald, Natur- und Gemüthsbeschreibungen" ansprechend und poetisch.

4. Mittelaltliche Erzählungen. Von Agathe v. Sauer. Dritter Band. Kiel, Baummeister u. Comp. 1841. 8. 22 1/2 Ngr.

„Jahrbuch von Frankreich“, „Die Verbannten“ und „Herna und Roswitha“, drei gut gewählte, schön und gedrängt erzählte Momente aus der britischen Geschichte, die der Verfasser ein Talent bekunden und jeden Leser ansprechen müssen.

5. Wien vor vierhundert Jahren. Von Eduard Breier. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1841. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der talentvolle Autor hat die Lesewelt schon mit mehreren, mehr oder weniger ausgezeichneten historisch-romantischen Arbeiten beschenkt, und Ref. möchte vorliegender den Vorzug vor allen früher erschienenen geben. Gründliches Studium der Zeit und die Färbung, die sie Charakteren und Begebenheiten verleiht, Schönheit der Sprache, Gedrängtheit des Erzählens, da jede unnütze Weitläufigkeit vermieden wird, sind gewiss Verdienste, die jeder Leser anerkennen muß. Dabei ist die Wahl der handelnden Personen gut getroffen, und eine jede trägt den Stempel der Originalität. Die alte Witwe Kasserl, die ihren Neben mit unzähligen Sprüchwortern würgt; der auf seine hohe Stellung so stolze Thürmer des Stephansthurms und der Rathsknecht, der manche Worte auf sehr komische Weise wiederholt, würgen die Momente des bürgerlichen Lebens, die so leicht für den Leser ohne Reiz sind, während die Roheit des Mittelalters an den schönen poetischen Beschreibungen und den sinnigen Reflexionen ein Gegengewicht findet. Die Frauen sind rein und schön dargestellt und selbst die von Schickelanz versführte und mißhandelte Trude, die durch Stellung und Lebenswandel den Verworfenen angehört, versteht die Welt durch die liebende Pflege, die sie dem gedächten Verführer weicht, und sogar ihrer Gemeinheit fehlt ein gewisser Adel nicht. Die geschichtlichen Ereignisse werden klar und gedrängt vorgetragen, auch die zur Erläuterung der Sitten und Zustände jener Zeit nöthigen Details sind mit Sorgfalt ausgeführt.

6. Ein Heirathsgesuch aus dem modernen Leben. Von A. Götzmar. Berlin, Morin. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Daß der junge, reiche Herr von Sennen sich an der treulosen Braut rächen will, indem er den Bruch mit ihr durch ein öffentliches Heirathsgesuch andeutet; daß Natalie, ein unglückliches Mädchen, um einer verhassten Verbindung zu entgehen, sich auf dieses Heirathsgesuch meldet — das möchte angehen, so etwas könnte schon im modernen Leben sich finden. Aber daß der junge Sennen des Mädchens Jünnigung unter andern Namen gewinnt, um sie anzuheilen und dann wegen des früher in ihrer Verzweiflung geschriebenen Briefes öffentlich beschimpft, mit ihr bricht, sie verläßt und sie zwei Jahre allen Chancen des Lebens preisgibt, um sie zu prüfen, bis er sie endlich in Paris als Kammermädchen seiner früheren treulosen Geliebten wiederfindet, ist zu unedel und schlecht gehandelt, um seine Hand, selbst mit den 200,000 Thalern für die arme Natalie zum Glück zu strecken. Der Roman verfehlt weder durch Situationen noch durch Neuheit der Reflexionen mit diesem Unrecht des Helden und ist weder durch Stoff noch durch Liebesinteresse empfehlenswerth.

7. Die Schwester des Mäugrabin. Roman aus der Zeit Heinrich's IV. 1606. Von Paul A. Jacob. Aus dem Französischen von C. Gruning. Kiel, Bünsow. 1841. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn die gespannteste Aufmerksamkeit des Lesers vom Anfang bis zum Ende einem Buche zum Loos gerichtet, so kann dieses Werk sich des Lobes erfreuen. Die schöne Schwester des furchtbaren Räubers fesselt das Interesse, während die Untthaten des Bruders und deren Bestrafung Schauer erwecken und

man mit Spannung dem Laufe der Begebenheiten folgt. Die Charakterisierung der geschichtlichen Personen ist indes nicht viel gethan, und ohne den ventre saint gris Heinrich's IV. und dem ventuchoux des Duc de Guise würde man besagte Helden schwerlich erkennen.

8. Leben und Abenteuer Michael Armstrong's, des Fabrikjungen, von Frances Trollope. Nach dem Englischen von A. Freiherrn v. A. Hans Mande. Stuttgart, Weiss u. Stöpsel. 1841. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das furchterliche Loos der in den englischen Fabriken verwendeten Kinder ward in den neueren Zeiten schon in mehreren englischen Romanen geschildert, und dem deutschen Leser, dem das Herz sich windet im Mitleid, sei es berichtet, daß diese Schilderungen nicht ganz fruchtlos waren und daß schon viel zur Erleichterung der Unglücklichen geschehen ist. Das Unglück der Armuth und das Elend des Fabrikwesens sind beide schon an und für sich große Übel; warum aber kommen die englischen Autoren darin überein, die Fabrikherren so oft kalt, grausam und gehässig, sowie die mit der Aufsicht Beauftragten als pflücker vergessenen und heillos zu schildern? Ist es, um zu zeigen, wie sehr die armen arbeitenden Wesen der Billkür anheimgestellt sind, oder sollten wirklich solche Leute im strengen Vertheil mit der Armuth, bei den Erfahrungen von Unthat und Gemeinheit, endlich heillos und harteherzig werden? Mrs. Trollope führt eine kräftige Feder und ihre Darstellungen haben einen großen Eindruck auf das Volk gemacht; in Deutschland, wo das Fasbrikwesen weniger vorherrschend ist, wird wol das Volk auch weniger innigen Antheil am vorliegenden Werke nehmen, doch der gebildete Leser kann es nur mit der wärmsten Theilnahme lesen. Die Charaktere sind trefflich geschildert und der junge Michael Armstrong, vom ersten Auftreten an bis zuletzt, anziehend und anmuthig beschrieben. Er hat einer reichen, schönen Dame einen großen Dienst geleistet, indem er eine wilde Kuh von ihr zurückgekauft, und auf ihre Bitten nimmt sich der tyrannische Fabrikherr seiner an und gibt sich den Anschein eines Wohlthäters, doch nicht auf lange. Bald wird der Knabe in eine ferne Fabrik geschickt und theilt nun das Loos so vieler Unglücklichen. Der Leser, der seinem Schicksal folgt, wird nun in alle Zustände des Elends jener armen Kinder eingeführt, die ohne Freuden der Kindheit und Jugend einem elenden Arbeiter entgegenarbeiten, die vom reichen Gewinn des Fabrikherrn nur Entbehrung erhalten, an deren Kost und Wartung alle möglichen Ersparnisse gemacht werden, denen in Krankheiten weder Pflege noch ärztliche Hülfe gerichtet wird und die in den düstern, kühlen Wänden der Fabriken zur elendesten, niedrigsten Menschenglasse herabsinken. Traurige, schmerzliche Lebensbilder entfalten sich vor dem Leser; möchte doch die wohlgemeinte Absicht der englischen Schriftsteller gelingen und sie dem Übel abhelfen, indem sie die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinlenken und die allgemeine Empörung dagegen erregen. 8.

Literarische Notiz.

Die Herren Mancel, Esquival und Trebutien, Conservateurs an der Bibliothek zu Caen, entdeckten unter einem Haufen Papiere, welche man als Maculatur verkaufen wollte, mehrere werthvolle Manuscripte, darunter mehrere vom Vater André, Ref. des „Essai sur le beau“, eine interessante Correspondenz Fontenelle's und Malebranche's mit diesem Gelehrten und eine andere zwischen demselben und den Patern Fardouin, Porée, Dutestre u., welche zur Folge hatte, daß ihn die Jesuiten in der Bastille einsperren ließen; endlich ein selbstgeschriebenes Manuscript des Abbé de St. Pierre, Ref. des „Projet de paix perpétuelle“. Die genannten Herren bereiten die Herausgabe dieser Schriften vor. 2.

Sonntag,

— Nr. 107. —

17. April 1842.

Über Bedeutung und Stellung des deutschen Unterrichts auf deutschen Gymnasien.

(Befchluss aus Nr. 106.)

Ein zweiter Tadel, der gegen die von uns für den deutschen Unterricht gemachten Ansprüche sich erheben könnte, ist, daß bei Verwirklichung derselben die übrigen Lehrsgegenstände unbillig zurückgedrängt werden würden, da doch in ihnen eine weit größere Menge positiver Kenntnisse überliefert, also auch mehr Zeit und Fleiß auf sie verwandt werden müsse. Es war in Rücksicht auf diesen Einwurf, daß wir oben die Stellung des Deutschen als die intensiv bedeutendste bezeichneten, denn keineswegs sind wir gekommen ihm auch extensiv durch Stundenanzahl u. dergl. ein Übergewicht einräumen zu wollen. Hieße erklären in dem letzten Abschnitte seines Buches, „Aussichten und äußere Bedingungen für deren Realisation“, vier wöchentliche Stunden für vollkommen hinreichend, um einen in seinem Sinne genügenden deutschen Unterricht zu erteilen, ein Maß, welches viele Gymnasien schon jetzt erreichen oder doch mit sehr unbedeutender Veränderung erreichen können; dagegen aber verlangt er, daß die Rücksicht auf Ausbildung für die Muttersprache und besonders für Production in derselben alle andern Lehrstunden durchdringen und überall ununterbrochen im Auge behalten werden müsse. Es fällt dies wunderbar genug mit einer Ansicht zusammen, die wir von Gegnern des deutschen Unterrichts vernommen haben, daß nämlich derselbe, wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr beschränkt werden könne, da ja der Zweck desselben auch in allen andern Lehrstunden befördert werde: ein Zusammentreffen von den verschiedensten Standpunkten aus, welches nicht wenig geeignet ist, diese Ansicht von den übrigen Lehrsgegenständen zu befestigen. Dem fernern Einwurf, daß eine solche Nebenabsicht der Gründlichkeit des Unterrichtes Eintrag thun würde, befürchten wir nicht, denn kein Lehrer, der in einem Gegenstande und zwar in dem, welchen er für den wichtigsten hält, auf eine möglichst gesteigerte Gründlichkeit hinarbeitet, kann auf der andern Seite der Oberflächlichkeit das Wort reden. Die aus dem Griechischen und Lateinischen, aus der Geschichte und Naturkunde für das Deutsche geforderten Wortheile können aber auch nur dadurch verwirklicht werden, daß alle diese Fächer mit einer Gründlichkeit betrieben werden,

welche den Schüler auf jeder Stufe befähigt, über das Erlernte verhältnismäßig selbständige Rechenschaft abzulegen. Es ist dies aber auch gar keine neue Forderung, sondern praktisch, wenn auch nicht immer allseitig genug, längst angewandt: welcher Lehrer des Deutschen stellte seinen Schülern nicht oft genug Aufgaben, deren Stoff sie aus der Lecture der alten Classiker, aus dem Geschichtsunterrichte zu entnehmen haben? Und auf der andern Seite, welcher Lehrer des Lateinischen und Griechischen verlangte nicht, daß seine Schüler im Deutschen möglichst sprachrichtig und geschmackvoll übersetzen? Welcher Lehrer der Geschichte benutzte seine Stunden nicht, um die Schüler im zusammenhängenden, freien Gebrauch der Muttersprache zu üben? So tritt also unsere Ansicht den Freunden und Verfechtern gediegener, gelehrter Bildung nicht nur nicht feindlich entgegen, sondern sie schließt mit ihnen ein enges Bündniß gegen alle Feinde und Verächter derselben. Die Ausführung dieser Ideen im Einzelnen betreffend, verweisen wir auf den ausführlichen Abschnitt „Stellung der anderweitigen Lectionen zu dem Unterrichte im Deutschen“, S. 27—59.

Nachdem Hieße in seiner „Einleitung“ und dem eben angeführten Abschnitte den deutschen Unterricht im Ganzen und im Verhältniß zum Ganzen besprochen hat, beschäftigt sich der übrige größere Theil des Buches damit, die Einrichtung des deutschen Unterrichtes an sich und im Einzelnen darzustellen. Ihn hier Schritt für Schritt zu verfolgen, erlaubt der Zweck dieser Blätter nicht, doch hoffen wir, daß man die Grundzüge seiner Theorie auch an dieser Stelle nicht ohne Interesse lesen wird.

Das Endziel des deutschen Unterrichtes ist, wie gesagt, die Productivität in dem Jüngling zu wecken; nun weiß aber Hieße so gut wie jeder Lehrer von nur einiger Praxis, daß diese Kraft in dem Menschen nicht eher erwacht, als bis der Stoff in ihm vorhanden ist, an dem sie sich äußern kann: die Eindrücke des wirklichen Lebens, die sie erwecken könnten, sind im Allgemeinen noch schwach, wenig zahlreich und wenig verstanden; deshalb müssen auch, um dies hier gleich mit zu erwähnen, solche Aufgaben, die auf Beobachtung des Lebens gegründet sind, nur sparsam gegeben und vor allen Dingen möglichst eng an das Leben, wie es der Knabe und Jüngling lebt und sieht, angeschlossen werden (S. 251—272). Wir bedür-

Gemüthen" sind unheimlich die wenigst ersehbaren, dagegen „Kathol., Natur- und Gemüthsgelehrungen" angehängt und postscript.

4. Mittelaltliche Erzählungen. Von Agathe v. Euler. Erster Band. Kiel, Baummeister u. Comp. 1841. 8. 22 1/2 Rgr.

„Jahrbuch von Frankreich“, „Die Verbannten“ und „Gertraud und Rodwilda“, drei gut gewählte, schön und gedrängt erzählte Momente aus der britischen Geschichte, die der Verfasser ein Talent bekunden und jeden Leser ansprechen müssen.

5. Wien vor vierhundert Jahren. Von Eduard Breier. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1841. 8. 2 Thlr. 20 Rgr.

Der talentvolle Autor hat die Leswelt schon mit mehreren, mehr oder weniger ausgezeichneten historisch-romantischen Werken beschenkt, und Ref. möchte vorliegender den Vorzug vor allen früher erschienenen geben. Gründliches Studium der Zeit und die Färbung, die sie Charakteren und Begebenheiten verleiht, Schönheit der Sprache, Gebräugtheit des Erzählens, da jede unnütze Weitläufigkeit vermieden wird, sind gewiss Verdienste, die jeder Leser anerkennen muß. Dabei ist die Wahl der handelnden Personen gut getroffen, und eine jede trägt den Stempel der Originalität. Die alte Witwe Kattserl, die ihre Neben mit ungläubigen Sprüchwortern würzt; der auf seine hohe Stellung so stolze Stephansturm und der Rathsherr, der manche Worte auf sehr komische Weise wiederholt, würzen die Momente des bürgerlichen Lebens, die so leicht für den Leser ohne Reiz sind, während die Rohheit des Mittelalters an den schönen poetischen Beschreibungen und den sinnigen Reflexionen ein Gegengewicht findet. Die Frauen sind rein und schön dargestellt und selbst die von Schickelanz verfolgte und misshandelte Trude, die durch Stellung und Lebenswandel den Verworfenen angehört, versöhnt die Welt durch die liebende Pflege, die sie dem geachteten Verführer weicht, und sogar ihrer Gemeinheit selbst ein gewisser Adel nicht. Die geschichtlichen Ereignisse werden klar und gedrängt vorgetragen, auch die zur Erläuterung der Sitten und Zustände jener Zeit nöthigen Details sind mit Sorgfalt ausgeführt.

6. Ein Heirathsgesuch aus dem modernen Leben. Von A. Goss. mar. Berlin, Morin. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Rgr.

Daß der junge, reiche Freiherr von Sennen sich an der treulosen Brant rächen will, indem er den Bruch mit ihr durch ein öffentliches Heirathsgesuch andeutet; daß Katalie, ein unglückliches Mädchen, um einer verhassten Verbindung zu entgehen, sich auf dieses Heirathsgesuch meldet — das möchte angehen, so etwas könnte schon im modernen Leben sich finden. Aber daß der junge Sennen des Mädchens Zuneigung unter anderm Namen gewinnt, um sie anzuhalten und dann wegen des früher in ihrer Verzweiflung geschriebenen Briefs öffentlich beschimpft, mit ihr bricht, sie verläßt und sie zwei Jahre allen Chancen des Lebens preisgibt, um sie zu prüfen, bis er sie endlich in Paris als Kammermädchen seiner frühern treulosen Geliebten wiederfindet, ist zu unedel und schlecht behandelt, um seine Hand, selbst mit den 200,000 Thalern für die arme Katalie zum Glück zu stampeln. Der Roman versöhnt weder durch Situationen noch durch Neuheit der Reflexionen mit diesem Unrecht des Fabeln und ist weder durch Stoff, noch durch Nebeninteresse empfehlenswerth.

7. Die Schwester des Mazarin. Roman aus der Zeit Heinrich's IV. 1606. Von Paul A. Jacob. Aus dem Französischen von G. Gruning. Kiel, Bünsow. 1841. 8. 1 Thlr. 5 Rgr.

Wenn die gespannteste Aufmerksamkeit des Lesers vom Anfang bis zum Ende einem Buche zum Lobe gerichtet, so kann dieses Werk sich des Lobes erfreuen. Die schöne Schwester des furchtbaren Räubers fesselt das Interesse, während die Untthaten des Bruders und deren Bestrafung Schauder erwecken und

man mit Spannung dem Ende der Begebenheiten folgt. Die Charakterisirung der geschichtlichen Personen ist indes nicht viel gethan, und ohne den ventre saint gris Heinrich's IV. und dem ventuchoux des Duc de Guise würde man besagte Färsen schwerlich erkennen.

8. Leben und Abenteuer Michael Armstrong's, des Fabrikanten, von Frances Trollope. Nach dem Englischen von A. Freiherrn v. A. Fünf Bände. Stuttgart, Neff u. Stöpsel. 1841. 16. 1 Thlr. 20 Rgr.

Das furchterliche Loos der in den englischen Fabriken verwendeten Kinder ward in den neuesten Zeiten schon in mehreren englischen Romanen geschildert, und dem deutschen Leser, dem das Herz sich windet im Mitleid, sei es berichtet, daß diese Schilderungen nicht ganz fruchtlos waren und daß schon viel zur Erleichterung der Unglücklichen geschehen ist. Das Unglück der Armuth und das Elend des Fabrikwesens sind beide schon an und für sich große Uebel; warum aber kommen die englischen Autoren darin überein, die Fabrikherren so oft kalt, grausam und gehässig, sowie die mit der Aufsicht Beauftragten als pflichtvergessen und herzlos zu schildern? Ist es, um zu zeigen, wie sehr die armen arbeitenden Wesen des Mißthats anheimgestellt sind, oder sollten wirklich solche Leute im steten Berthe mit der Armuth, bei den Erfahrungen von Unthat und Gemeinheit, endlich herzlos und hartherzig werden? Mrs. Trollope führt eine kräftige Feder und ihre Darstellungen haben einen großen Eindruck auf das Volk gemacht; in Deutschland, wo das Fabrikwesen weniger vorherrschend ist, wird wol das Volk auch weniger innigen Antheil am vorliegenden Werke nehmen, doch der gebildete Leser kann es nur mit der wärmsten Theilnahme lesen. Die Charaktere sind trefflich geschildert und der junge Michael Armstrong, vom ersten Auftreten an bis zuletzt, anziehend und anmuthig beschrieben. Er hat einer reichen, schönen Dame einen großen Dienst geleistet, indem er eine wilde Kuh von ihr zurückgekauft, und auf ihre Bitten nimmt sich der tyrannische Fabrikherr seiner an und gibt sich den Anschein eines Wohlthäters, doch nicht auf lange. Bald wird der Knabe in eine ferne Fabrik geschickt und theilt nun das Loos so vieler Unglücklichen. Der Leser, der seinem Schicksal folgt, wird nun in alle Zustände des Elends jener armen Kinder eingeführt, die ohne Freuden der Kindheit und Jugend einem elenden Alter entgegenarbeiten, die vom reichen Gewinn des Fabrikherren nur Entbehrung erhalten, an deren Kost und Wartung alle möglichen Ersparnisse gemacht werden, denen in Krankheiten weder Pflege noch ärztliche Hülfe gerichtet wird und die in den düstern, kühlen Wänden der Fabriken zur elendesten, niedrigsten Menschenklasse heranreifen. Traurige, schmerzliche Lebensbilder entfalten sich vor dem Leser; möchte doch die wohlgemeinte Absicht der englischen Schriftsteller gelingen und sie dem Uebel abhelfen, indem sie die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinlenken und die allgemeine Empörung dagegen erregen. 8.

Literarische Notiz.

Die Herren Moncel, Esnaguais und Arbutten, Conservateurs an der Bibliothek zu Caen, entdeckten unter einem Haufen Papiere, welche man als Maculatur verkaufen wollte, mehrere werthvolle Manuscripte, darunter mehrere vom Vater André, Verf. des „Essai sur le beau“, eine interessante Correspondenz Fontenelle's und Malebranche's mit diesem Gelehrten und eine andere zwischen demselben und den Vatern Fournier, Porée, Duterre etc., welche zur Folge hatte, daß ihn die Jesuiten in der Bastille einsperren ließen; endlich ein selbstgeschriebenes Manuscript des Abbé de St. Pierre, Verf. des „Projet de paix perpétuelle“. Die genannten Herren bereiten die Herausgabe dieser Schriften vor. 2.

Sonntag,

— Nr. 107. —

17. April 1842.

Über Bedeutung und Stellung des deutschen Unterrichts auf deutschen Gymnasien.

(Schluß aus Nr. 106.)

Ein zweiter Tadel, der gegen die von uns für den deutschen Unterricht gemachten Ansprüche sich erheben könnte, ist, daß bei Verwirklichung derselben die übrigen Lehrgegenstände unbillig zurückgedrängt werden würden, da doch in ihnen eine weit größere Menge positiver Kenntnisse überliefert, also auch mehr Zeit und Fleiß auf sie verwandt werden müsse. Es war in Rücksicht auf diesen Einwurf, daß wir oben die Stellung des Deutschen als die intensiv bedeutendste bezeichneten, denn keineswegs sind wir gesonnen ihm auch extensiv durch Stundenzahl u. dergl. ein Übergewicht einräumen zu wollen. Hieße erklärt in dem letzten Abschnitte seines Buches, „*Aussichten und äußere Bedingungen für deren Realisation*“, vier wöchentliche Stunden für vollkommen hinreichend, um einen in seinem Sinne genügenden deutschen Unterricht zu erteilen, ein Maß, welches viele Gymnasien schon jetzt erreichen oder doch mit sehr unbedeutender Veränderung erreichen können; dagegen aber verlangt er, daß die Rücksicht auf Ausbildung für die Muttersprache und besonders für Profection in derselben alle andern Lehrstunden durchdringen und überall ununterbrochen im Auge behalten werden müsse. Es fällt dies wunderbar genug mit einer Ansicht zusammen, die wir von Gegnern des deutschen Unterrichts vernommen haben, daß nämlich derselbe, wo nicht ganz aufgehoben, doch sehr beschränkt werden könne, da ja der Zweck desselben auch in allen andern Lehrstunden befördert werde: ein Zusammentreffen von den verschiedensten Standpunkten aus, welches nicht wenig geeignet ist, diese Ansicht von den übrigen Lehrgegenständen zu befestigen. Dem fernern Einwurf, daß eine solche Nebenabsicht der Gründlichkeit des Unterrichts Eintrag thun würde, befürchten wir nicht, denn kein Lehrer, der in einem Gegenstande und zwar in dem, welchen er für den wichtigsten hält, auf eine möglichst gesteigerte Gründlichkeit hinarbeitet, kann auf der andern Seite der Oberflächlichkeit das Wort reden. Die aus dem Griechischen und Lateinischen, aus der Geschichte und Naturkunde für das Deutsche geforderten Vortheile können aber auch nur dadurch verwirklicht werden, daß alle diese Fächer mit einer Gründlichkeit betrieben werden,

welche den Schüler auf jeder Stufe befähigt, über das Erlernte verhältnismäßig selbständige Rechenschaft abzulegen. Es ist dies aber auch gar keine neue Forderung, sondern praktisch, wenn auch nicht immer allseitig genug, längst angewandt: welcher Lehrer des Deutschen stellte seinen Schülern nicht oft genug Aufgaben, deren Stoff sie aus der Lecture der alten Classiker, aus dem Geschichtsunterrichte zu entnehmen haben? Und auf der andern Seite, welcher Lehrer des Lateinischen und Griechischen verlangte nicht, daß seine Schüler im Deutschen möglichst sprachrichtig und geschmackvoll übersetzen? Welcher Lehrer der Geschichte benutzte seine Stunden nicht, um die Schüler im zusammenhängenden, freien Gebrauch der Muttersprache zu üben? So tritt also unsere Ansicht den Freunden und Verfechtern gediegener, gelehrter Bildung nicht nur nicht feindlich entgegen, sondern sie schließt mit ihnen ein enges Bündniß gegen alle Feinde und Verächter derselben. Die Ausführung dieser Ideen im Einzelnen betreffend, verweisen wir auf den ausführlichen Abschnitt „*Stellung der anderweitigen Lectionen zu dem Unterrichte im Deutschen*“, S. 27—59.

Nachdem Hieße in seiner „*Einführung*“ und dem eben angeführten Abschnitte den deutschen Unterricht im Ganzen und im Verhältniß zum Ganzen besprochen hat, beschäftigt sich der übrige größere Theil des Buches damit, die Einrichtung des deutschen Unterrichts an sich und im Einzelnen darzustellen. Ihn hier Schritt für Schritt zu verfolgen, erlaubt der Zweck dieser Blätter nicht, doch hoffen wir, daß man die Grundzüge seiner Theorie auch an dieser Stelle nicht ohne Interesse lesen wird.

Das Endziel des deutschen Unterrichts ist, wie gesagt, die Productivität in dem Jüngling zu wecken; nun weiß aber Hieße so gut wie jeder Lehrer von nur einiger Praxis, daß diese Kraft in dem Menschen nicht eher erwacht, als bis der Stoff in ihm vorhanden ist, an dem sie sich äußern kann: die Eindrücke des wirklichen Lebens, die sie erwecken könnten, sind im Allgemeinen noch schwach, wenig zahlreich und wenig verstanden; deshalb müssen auch, um dies hier gleich mit zu erwähnen, solche Aufgaben, die auf Beobachtung des Lebens gegründet sind, nur sparsam gegeben und vor allen Dingen möglichst eng an das Leben, wie es der Knabe und Jüngling lebt und sieht, angeschlossen werden (S. 251—272). Wie bedür-

fen also eines andern Elements, welches, um die unentwickelte schlummernde Produktionskraft zu wecken, in die Mitte des ganzen deutschen Unterrichts gestellt werden muß; als solches gibt uns Hiecke die Lecture deutscher muster-gültiger Schriften, und die Wichtigkeit, die er hierauf legt, dürfte das Eigenthümlichste in der ganzen, von ihm aufgestellten Theorie sein. Man könnte dies leicht für eine gefährliche Maßregel halten, da die Jugend ohnedies in gewissen Jahren zu maß- und regelloser Lektüre meist nur allzu geneigt sei. Das ist ja aber eben die höchste Weisheit des Lehrers, die natürlichen und angeborenen Neigungen weise zu benutzen, zu regeln und zu leiten; es wird also auch darauf ankommen, daß dies ebenso mit jener Lesewuth geschehe. Ist es möglich, dieser Schranken zu setzen, dann werden unsere Jünglinge leichter aus ihrer Gedankenarmuth, einer so häufigen Noth der Lehrer, herausgerissen werden und zugleich in die reichsten und herrlichsten Schätze ihres Volkes auf eine Weise eingeführt werden, die für die Entwicklung eines wahren und edeln Volksgesistes von unschätzbaren Folgen sein muß. Das erste Erforderniß hiezu nun wird sein, daß der Schüler in der Schule vernünftig lesen lernt, um auch seine Lecture außer der Schule vernünftig einzurichten; dies wird aber nur möglich sein, wenn der Lehrer die Theilnahme und das Interesse der Lernenden für eine ernste Beschäftigung mit werthvollen Büchern durch geschickte Auswahl derselben und durch ebenso gründliche als anziehende Besprechung des Gelesenen zu erwecken weiß; wenn er das Vertrauen der Schüler zu gewinnen versteht und dadurch eine fortwährende Controle ohne zu beeinträchtigende Formen ausübt, wobei denn zugleich wieder der naheliegende sittliche Gewinn in die Augen springt. Wir müssen uns hier begnügen darauf aufmerksam zu machen, mit welcher in das Einzelnste gehenden Sorgfalt Hiecke die hierhergehörigen Abschnitte seines Buches: „Wichtigkeit der deutschen Lecture, Wahl und Umfang der Lecture, wie soll gelesen werden?“, ausgeführt hat, und hoffen, daß sie bei allen Lehrern des Deutschen, aber auch sonst in weiteren Kreisen die verdiente Beherzigung finden werden, denn es sind nicht die Schüler allein, die lesen zu lernen, und nicht die Lehrer allein, die lesen zu lehren haben.

Auch auf den Abschnitt „Theoretisches und historisches Wissen“ näher einzugehen, müssen wir uns, um nicht allzu viel Raum in Anspruch zu nehmen, versagen; und zwar um so mehr, da wir, wenn wir uns auf einem streng pädagogischen Boden befänden, hier in einigen Punkten unserer Verf. widerstreiten möchten; so können wir namentlich nicht glauben, daß eine ausführliche Behandlung der altheutschen Grammatik auf der Schule einen passenden Platz finde, wenigstens jetzt noch nicht, wo die Wissenschaft derselben trotz Grimm's staunenswerthen Leistungen noch nicht bis zu dem Abschluß, den festen Resultaten gelangt ist, die die Aufnahme in den Kreis der Schulwissenschaften verlangt. Aber selbst wenn es einst so weit ist, wird ihre Anwendung auf die Schule immer nur eine beschränkte, mehr eine geschichtliche Übersicht über die Entwicklung unserer Sprache als der Ge-

genstand eigentlich grammatischer Studien sein müssen, weil auch die in jener Sprache abgefaßten Werke der sehr großen Mehrzahl nach nur als Glieder in dem Entwicklungsgange des deutschen Volksgeistes, nicht um ihrer selbst willen auf der Schule Berücksichtigung verlangen können. Allerdings ist „unsere Sprache, um der großartigen Aufschlüsse willen, welche sie, die eine geschichtliche Entwicklung hat, wie keine andere, für die Einsicht in den Entwicklungsgang der Sprache überhaupt darbietet, höchst einflußreich und bildend“ (S. 242), aber die ganze Wichtigkeit dieser Seite kann auf der Schule überhaupt noch nicht erfaßt werden, wie denn auch Hiecke selbst für die höchste Classe des Gymnasiums nur eine „Propädeutik der Sprachphilosophie“ verlangt (S. 243), und zu dieser würde auch eine geschichtliche Übersicht des deutschen Sprachganges genügen. Ein anderer streitiger Punkt betrifft die Geschichte der deutschen Literatur: so einverstanden wir hier im Ganzen mit Hiecke sind, so können wir ihm doch darin nicht beistimmen, daß er sie bis auf die neueste Zeit fortgeführt wissen will. Über den Anfang dieses Jahrhunderts freilich ist hinausgegangen, und wäre es auch nur, um den Aufschwung, den unsere Lyrik mit den Befreiungsjahren nahm, nicht zu versäumen; darüber hinaus aber ist bis jetzt so wenig Großes und Schönes geleistet worden, daß es für einen Cours der Nationalliteratur einen gar trüben Abschluß gäbe. Einige ordnende Blicke in dieses Chaos zu werfen und den allerdings nöthigen Sinn für das Fortleben mit der Literatur der Gegenwart zu wecken, dazu, und dies gibt ja auch Hiecke als einzigen Zweck seines Vorgehens bis auf die neueste Zeit an (S. 247), wird es an mancherlei Gelegenheit keinem Lehrer fehlen.

So haben wir noch an manchen Stellen Stoff zum Widerspruch in Einzelheiten gefunden, können uns namentlich nicht damit befrieden, daß Hiecke wiederholt und ausdrücklich empfiehlt den Schülern Übersetzungen alter Classiker in die Hand zu geben (S. 289), müssen hier aber auf Besprechung des Näheren Verzicht leisten.

Schließlich erwähnen wir noch, daß das besprochene Buch eine Menge der, nicht nur für den deutschen Unterricht, sondern für die ganze deutsche Gymnasialverfassung wichtigsten Fragen, die in der Gegenwart so viele Besprechung finden, gelegentlich berührt, daß es ebenso sehr dem Lehrer zu praktischem Gebrauche förderlich, als überhaupt dem höher Gebildeten interessant sein muß; daß es endlich auch durch die Form der Darstellung eine höchst anziehende und genußreiche Lecture gewährt. Möge es überall die verdiente Beachtung finden und zur Verwirklichung des edeln, echt vaterländischen Zweckes, den der Verfasser bei seiner Arbeit vor Augen hatte, beitragen!

W. A. Passow.

A history of the life of Richard Coeur de Lion, King of England. By G. P. R. James. Zwei Bände. London 1841.

Wo nur G. P. R. James die Zeit hernimmt zum Essen, Trinken, Schlafen u. s. w.? Kaum hat man ein Buch von ihm

aus der Hand gelegt, voilà un autre. Er erlaubt den Kritikern wirklich nicht, Das zu thun, was er wahrscheinlich nicht thut. Selbst zum Besen kann er keine Mause haben, und weil er doch beweist, daß er liest, liest er vermutlich, während er schreibt. Aber zweien Herrn kann Niemand Menen, videatur gegenwärtige Geschichte des löwenherzigen Richard, Königs von England. Meister James hat offenbar einen sehr mangelhaften oder einen sehr leichtfertigen Begriff von den Pflichten und Erfordernissen eines Geschichtsschreibers. Bis zur Ungebühr verschwenderisch mit kleinen Details, versteht er entweder nicht oder vergißt die Hauptsätze aufzustellen, um welche die Details sich zu gruppieren haben, und deren Entwicklung und Erläuterung allein ihnen historischen Werth gibt. Dabei handhabt er seinen Gegenstand häufig so ungeschickt, daß er zugleich oberflächlich und gründlich erscheint, Jenes, weil er über Wichtiges wegschläuft, und Dieses, weil er Unwichtiges mühselig ausklaubt. Obgleich daher vorliegendes Werk eine große Masse interessanter und einflussreicher Thatfachen enthält, schwimmen sie doch in zu langer Brähe. Die Form ist verfehlt und des Trivialen zu viel. So will der Verf. in der Einleitung eine vollständige Übersicht des Feudalsystems geben. Statt aber zu berichten, wie es entstanden und sich ausgebildet, stellt er es den Lesern fix und fertig vor, und während er daher Vieles als allgemein bekannt voraussetzt, was den Wenigsten bekannt ist, liefert er eine unvollständige Übersicht, halb Fisch, halb Vogel. Unmittelbar daneben präsentirt sich eine sehr anziehende Schilderung des alten London, mit einer gewaltigen Menge Einzelheiten in Betreff der Sitten und Gebräuche seiner Einwohner. Mehreres davon ist allerdings aus Hig. Euphron copirt, namentlich was das damalige Gesellschaftsleben und die damalige Erziehungsweise betrifft. Aber die Auszüge sind gut gewählt. Besser gut ist, was der Verf. später über die Erziehungsinstitute des Ritterthums äußert. Da hat er sich von einigen Irrthümern beschleichen lassen, zu welchen Ref. besonders den rechnet, daß Reinheit der Sitten ein Hauptzug jener Institute, Moralität ihr eigentlicher Charakter gewesen sei. Er räumt zwar Abweichungen ein, erklärt sie jedoch für Ausnahmen und dreht damit nach Ref. Ermessen den Schuh um. Höchst amüsant sind seine Auslassungen über die, den jungen Pagen von ihren Gebieterinnen erhaltenen Lektionen in der Liebe. Da nebelt und schwebelt Alles von der krySTALLenen, mystischen und geistigen Natur besagter Liebe, und es ist Jammersehade, daß die achtbaren Herren Bille, Harbounin und de St. Palaye, Ersterer in seiner Geschichte des heiligen Ludwig, und Letzterer in seinem Werke über die Institute des Ritterthums, die Sache aus einem andern Stande gesehen und historisch documentirt haben, daß viele, wenn nicht die meisten jener tüchtigen Lehrerinnen der schönen Kunst, die sie gelehrt, zum Opfer gefallen sind. Fern sei es von Ref. andeuten zu wollen, der Verf., weil selbst ein ritterlicher Abseker, habe deshalb das ritterliche Eosertum rein zu waschen gesucht. Nein, der Wiegriff, den er in diesem seinem Buche gethan, rührt bloß von seiner Unfähigkeit zum Geschichtsschreiber, rührt, mit einem Worte, daher, daß er die Aufgabe des Historiographen mit der des Novellisten verwechselt und es die Schuldigkeit jenes wie dieses achtet, lieber angenehme und unwahre als wahre und unangenehme Bilder aufzustellen. Wo deshalb die Ereignisse ihm erlauben, Novellist zu sein, lesen sich die Schilderungen mit Vergnügen, hier und da auch mit Nutzen. Doch selbst von alledem abgesehen, rechtfertigt sich der Titel des Buchs nicht. Es ist beinahe weniger eine Geschichte des ersten Richard von England als eine Skizze der Universalgeschichte jener Zeit. Das Leben Richard's, seine Thaten und Abenteuer, insofern sie des Aufbewahrens werth sind, hätten sich in die Hälfte eines Bandes bringen lassen. Der deutschen Gründlichkeit noch die Bemerkung, daß der Verf. seinen Lesern zumuthet, ihm aufs Wort zu glauben; mit Citaten und Belegstellen hat er sich nicht befaßt.

18.

Der belgische Nachdruck.

Eine Denkschrift, die vor kurzem von einem französischen Literatenvereine dem Ministerium des Innern übergeben wurde, enthält merkwürdige Thatfachen über das literarische Raubsystem, das gegenwärtig in Belgien zum Nachtheile fremder Literatur und Industrie, namentlich der französischen besteht. Von 1815—20 waren die Fortschritte des Nachdrucks in Belgien gering. 1818 besaß Brüssel nur etwa 36 Pressen und die gesammte belgische Buchdruckerei setzte damals nicht mehr als 6—7 Millionen Druckbogen in Umlauf. Allein unter den Aufmunterungen des Königs erhob sich der Nachdruck bald zu einer höhern Stufe. Abzweige wurden aufgefunden und Buchhändlercomptoirs in Deutschland und England gegründet. Die Revolution von 1830 setzte zwar den Nachdruck für einen Augenblick außer Thätigkeit, aber nur zu bald erhob sich derselbe wieder zu einem unerhörten Betriebe. Man schickte Agenten fast in alle Staaten Italiens, selbst bis nach Schweden und Norwegen. Im Jahre 1838 beschäftigte der Nachdruck in Belgien 429 Pressen, aus welchen 32,200,000 Druckbogen hervorgingen. Den Bedarf für Belgien selbst abgerechnet, wurden von diesen Millionen Bogen 666,000 Bände formatirt und ins Ausland gesandt. Der Vertrieb von Schul- und Lehrbüchern ist, wie bekannt, einer der stärksten Zweige des Buchhandels. Katalis Briavoine, in seinem Buche über die belgische Industrie, schätzt den Gewinn Belgiens vom Drucke religiöser und pädagogischer Schriften, ingleichen von Almanachs jährlich auf 3,750,000 Fr. Nach einer genauen Berechnung gibt zu diesem Gewinne die französische Literatur in Folge des Nachdrucks 3,500,000 Fr. her. Denn besonders werden in Belgien die von der französischen Universität adoptirten Schul- und Lehrbücher dem Nachdrucke unterworfen und durch die ganze Welt verbreitet. Der Nachdruck dieser Werke ist bald ein reiner, textmäßiger, bald wird der Titel und der Zusammenhang geändert. Zuweilen setzt einer solchen französischen Schulschrift ein belgischer Professor seinen Namen vor, oder trifft mit dem Texte das wunderlichste Arrangement. So hat sich der Baron R.... in den „Leçons de littérature“, von Roel und Place, erlaubt, die Musterstellen aus den berühmtesten französischen Schriftstellern herauszumerfen und seine eigenen prosaischen und poetischen Producte hineinzufügen. Die Kataloge der drei größten belgischen Buchhändlerfirmen beweisen indessen, daß in gleicher Weise auch alle Zweige der französischen Literatur diesem Raube rücksichtslos unterliegen. Der Katalog der Handlung Méline weist 1299 Artikel auf, der von Pauman 1066, der von Wahlen 800 Artikel. Eine Analyse des Katalogs von Wahlen gibt das Resultat, daß von den 800 Piecen 735 französischen, 60 deutschen und englischen und nur 5 belgischen Schriftstellern angehören. Dies sind die drei großen Nachdruckcompagnien; es gibt aber noch eine unzählige Menge Unternehmern zweiten Ranges, die eine nicht unglückliche und für fremde Literatur und Industrie nur um so schädlichere Nachlese halten. Die Firma Jamar u. Comp. verkauft zu 1 Fr. 40 Cent. ein Werk, was Hr. von Balzac zu Paris mit 7 Fr. 50 Cent. verkauft und das die großen belgischen Firmen zu Brüssel für 3 Fr. abgeben. Dieses Unternehmen hat eine Zahl von 2000 Subscribenten zusammengebracht und liefert denselben wöchentlich einen Band in 18. um den Preis von 70 Cent. Der wöchentliche Gewinn beläuft sich so auf 200—300 Fr. Ein anderes Unternehmen der Firma Gregoir, Wouters u. Comp. gibt unter dem Titel „Trésor historique“ die besten Werke der gegenwärtigen französischen Historiker in 8. den Band zu 1 Fr. 25 Cent. heraus, so daß die „Geschichte der französischen Revolution“ von Thiers, die zu Paris um 40 und 50 Fr. verkauft wird und von den größern Buchhandlungen in Brüssel für 20—30 Fr. zu beziehen ist, von diesen Unternehmern zweiten Ranges für 12 Fr. 50 Cent. geliefert wird. Dieses Unternehmen auf die französischen Historiker wird überdies ebenfalls von 2000 Subscribenten unterstützt und hat allein mit dem Nachdrucke der „Geschichte der französischen Revolution“ von Thiers in zehn Wochen

2500 Fr. baarem Gewinn gebracht. In den Schriften von Barante, Mignet, Villamena hat man verhältnißmäßig ebenso viel gewonnen; denn es ist nicht zu leugnen, daß alle diese Geschäfte mit großem Vorbedacht und großer Ökonomie unternommen werden.

Dieses Raubsystem betrifft aber auch die periodische Presse. Die „Revue de Paris“ wird in Brüssel in zwei Ausgaben nachgedruckt für den jährlichen Preis von 15–20 Fr., während sie in Paris 80 Fr. kostet. Die „Revue des deux mondes“ muß nicht minder einen gewissen Nachdruck erdulden, und hier geschieht es noch, daß sich die Herausgeber erlauben, aus geringern Blättern und den Feuilletons der Tagespresse in das Original Stücke einzuflicken. Die „Revue britannique“ wird wörtlich abgedruckt; man zieht von ihr 1100 Exemplare ab und hat dabei an 800 feste Abnehmer. Endlich macht der Buchhändler Humann aus allen diesen Revuen eine letzte Revue, die „Revue des revues“, in welcher er die vorzüglichsten Artikel zusammenstellt. Die „Gazette des tribunaux“, wie der größte Theil der französischen Kupferstiche und Landkarten, wird in Brüssel ungekaut dem Steinbruder unterworfen und oft nach einer halben Stunde der Ankunft in vielen Tausend Exemplaren über alle Länder verbreitet.

Wie sehr namentlich der französische Buchhandel und das schriftstellerische Interesse bei dieser alle Principien des Völkerrechts verletzenden Industrie gefährdet ist, braucht wol nicht erst erläutert zu werden. Aber, wie wir erst vor kurzem gesehen, jedes Unrecht bestraft sich selbst und auch Belgien hat von diesem unmoralischen Gewinne den entschiedensten Nachtheil zu erwarten. Es hat in seinem Schooße einen großen ausgebeuteten Industriezweig, dem die nothwendige Basis, nämlich eine nationale Literatur und der productirende Nationalgeist fehlt. Eine staatsrechtliche Maßregel, der Zwang der Umstände, die Vereinzlung fremder Staaten zu abweichenden und den Nachdruck unterdrückenden Verträgen kann den ganzen belgischen Buchhandel zerdrücken und plötzlich die ganze große Menge der Theilhaftigen brot- und hüßlos machen. Das Raubsystem in eine andere Literatur überzutragen, ist nicht einmal möglich und würde nur zu neuen Verwickelungen führen. Der nachhaltigste und unberechenbarste Nachtheil für Belgien, wie für jeden Staat, der mit den geistigen Gütern eines fremden Volkes wirtschaftet, liegt aber darin, daß der eigene nationale Geist zurückgedrängt, verkümmert und unfruchtbar gemacht wird und daß allmählig der Boden, die eigentliche, durch keinen materiellen Gewinn zu ersetzende Substanz eines Volkes, eines Staates, die Bewegung und Lebenskraft des nationalen Geistes in Kunst, Religion und Wissenschaft ohne Rettung dahinsiecht.

Bibliographie.

Andeutungen über Glauben und Wissen oder über die wahre Philosophie im Gegensatz zu den Richtungen unserer Zeit. Veranlaßt durch Schellings erste Vorlesung in Berlin. Von dem Verfasser der Schrift: „Hauptmomente der hermetischen Philosophie“. Gr. 8. Münster, Haack und Kiese. 7½ Ngr.

André, Wilhelmine, Graf Bruno v. Hochwalden, oder: Eifersucht führt zum Verbrechen. 3 Bände. 8. Nordhausen, Fackel. 2 Thlr. 18¾ Ngr.

Agellio, M. v., Doctor Hieronimo oder der Zweikampf zu Barletta. Nach dem Italienischen bearbeitet von H. von Langenn. 2 Bände. Kl. 8. Leipzig, Focke. 2 Thlr.

Bremer, Friederika, Morgen: Wachen. Einige Worte in Veranlassung der Schrift: „Strauß und die Evangelien.“ Glaubensbekenntniß. Gr. 12. Hamburg, Rittler. 10 Ngr.

Burdach, A. F., Blick ins Leben. 1ster Band. Comparative Psychologie, 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Bosh. 1 Thlr. 14 Ngr.

Chapuis, Die moderne Copie. Gr. 8. 2 Bde. Schwes. 8 Ngr.

Closter, C. C., Gedichte. Gr. 12. Nürnberg, Stein. 1841. 15 Ngr.

Die Eisenbahnen als militärische Operationen betrachtet und durch Beispiele erläutert von P. Nebst Entwurf zu einem militärischen Eisenbahnsystem für Deutschland. Gr. 8. Adorf, Verlags-Bureau. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fröbel, F., Die großen Bestrebungen unserer Zeit. Eine Skizze der Tendenz der kürzlich erschienenen Schrift von Theob. Rohmer: Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Gr. 8. Zürich und Winterthur, Literar. Comptoir. 7½ Ngr.

Guerike, H. E. F., Abriss der Kirchengeschichte. Gr. 8. Halle, Gebauer. 25 Ngr.

Heine, L., Andeutungen zu einer zweckmäßigen Einrichtung und Beaufsichtigung der Strafanstalten und Irrenanstalten in Deutschland. Gr. 8. Leipzig, Hirsch. 15 Ngr.

Jachmann, Sabbath und Sonntags, oder die christliche Sonntagsfeier. Eine Zeitsfrage. Gr. 8. Königsberg, Theile. 3¼ Ngr.

Kaj: Kawan in Mosanderan. Aus dem Schachname des Ebnul Kasim Mansur el Firdewsi. Metrisch überfetzt von W. Weiß Glem v. Starckenfels und A. Ritter v. Schwarzhuber. Gr. 8. Wien, Braumüller u. Seidel. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

Klette, F., Auswahl epischer Gedichte für Schule und Haus. 8. Berlin, Simon. 7½ Ngr.

Kiebrich der Letitia. Als Manuscript gedruckt. Gr. 8. Breslau, Kern. 25 Ngr.

Lütkenmüller, L. P. W., Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. Ein Lebensbild der deutschen, belgischen und holländischen Kirche. Gr. 8. Leipzig, Reclam sen. 2 Thlr. 10 Ngr.

Meyen, C., über Bälows-Gummerow: Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Leipzig, Winter. 5 Ngr.

Mählbach, E., Der Jüngling der Natur. Roman. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rebnagel, A., Deutsche Dichter der Gegenwart. 1stes Heft. Freiligrath. Eisenbach. Gr. 8. Darmstadt, Diehl. 10 Ngr.

Rärnberger, B., Faust. Ein Gedicht. Gr. 12. Berlin, Focke. 15 Ngr.

Palady, F., Geschichte von Böhmen. Christenthum nach Urkunden und Handschriften. 2ten Abt. 2te Abt. Böhmen nach dem Hause Luxemburg, bis zum Tode Kaiser Karls IV. Jahre 1308–78. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reichard, E., Franz Eisz. Beurtheilungen. — Berichte. — Lebenszüge. Gr. 8. Berlin, Trautwein. 10 Ngr.

Rouss, E., Die Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ries, J., Wird Hamburg sich zum verhängnißvollen Schritt entschließen müssen? Bericht 8. Hamburg, Wendtsohn. 15 Ngr.

Schlegel's, F. von, Geschichte der alten und neuen Literatur. Bis auf die neueste Zeit fortgeführt von A. Wandt. 2ter Theil. Die Literatur der Gegenwart. — Auch u. d. T.: Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen von A. Wandt. 8. Berlin, Simon. 20 Ngr.

Thun, L. Graf v., Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung. Gr. 8. Prag, Kronberger u. Rziwnats. 20 Ngr.

Wilda, W. E., Geschichte des deutschen Strafrechts. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Das Strafrecht der Germanen von IV. E. Wilda. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 4 Thlr. 15 Ngr.

Montag,

— Nr. 108. —

18. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

Johann Dietrich Gries wurde am 7. Februar 1775 zu Hamburg geboren. Sein Vater, Kaufmann und Senator daselbst, ein achtbarer Mann, konnte, wie sehr er seine Kinder liebte, wegen seiner Geschäfte sich wenig um die Erziehung derselben bekümmern; so wurde Dietrich, der vierte von den Söhnen — das Haus zählte zehn Kinder —, in seinem zwölften Jahre zu dem Prediger Kunhardt in Stade in Pension gegeben. Nach einigen hier verlebten Jahren wurde er in das Johanneum seiner Vaterstadt eingeführt, dessen Rector damals Lichtenstein war. Doch nicht lange sollte er auf diesem verweilen. Der Vater hatte ihn dem Handel bestimmt; und so begannen mit dem siebzehnten die, wie er selbst oft klagte, drei unglücklichsten Jahre seines Lebens. Er ward zu einem Kaufmann in die Lehre gegeben und mußte bis ins neunzehnte seine Zeit in der schmachvollsten Knechtschaft mit dem Copiren geistloser Handelsbriefe hinbringen. Anspielungen auf diese traurige Zeit finden sich in Gries' „Der Wanderer“ überschriebenem Gedichte. Man kann sich die Lage des Jünglings denken, der von früher Jugend an leidenschaftlich die Musik liebte, dem auch wol damals schon eine verwandte Muse freundlich einladend winkte. Dazu hatte er keine gleichgestimmte Genossen; und selbst mit den trefflichen Brüdern verknüpfte ihn erst später ein trauliches Band. Endlich erlaubte ihm der gute Vater, die Ketten zu brechen und sich den Studien zu widmen. Es wurde die Jurisprudenz gewählt; doch konnte die Vorbereitung für die Universität nur ein Jahr dauern. Im einundzwanzigsten (1795) kam er nach Jena, zu einer Zeit, wo die bedeutendsten Namen und Thätigkeiten diese kleine Stadt zu dem Mittelpunkt einer geistigen Bewegung machten, welche für ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus von den größten, wichtigsten Folgen war. Wenn wir die einzelnen Facultäten betrachten, welche Namen! Griesbach, Paulus, Niehammer, der Jurist; Hufeland, der gleichnamige Mediciner, Loder, Schüz. Für Gries aber war von größerer Bedeutung, daß er an einem Orte lebte, wo Schiller, die Gebrüder Schlegel, wo Fichte und etwas später Schelling Alles, was auf Geist Anspruch machen konnte, fortriffen, so manches Talent weckten. Nun war Weimar in der Nähe mit seinem Theater, die größten Geister in ihm noch in ihrer

Kraft, Goethe, in nie ermüdender Thätigkeit unsterbliche Werke schaffend, oft in Jena, dessen Geister so manche verwandte aus der Fremde an sich zogen, wie Tieck, Stieffens, Novalis. War es zu verwundern, daß Gries, der in früher Jugend schon von den Musen angezogen wurde, sich mehr und mehr diesen hingab, als er an einem Orte lebte, den damals eine poetische Atmosphäre umgab, die durch die Philosophie noch an Kraft und Gehalt gewann, als er gleich anfangs in einen Kreis von Menschen eingeführt wurde, dessen Glieder die Dichtkunst hüten oder liebten, in dem er selbst vielfältig das angeborene Talent zu äußern angeregt wurde? Zwar erleichterte ihm Hufeland's geistvolle Behandlung der Rechtswissenschaft den Eintritt in dieselbe; aber das gastfreie Haus eben dieses Mannes gab auch Gries' Liebe zur Musik und Poesie Nahrung. Er fühlte sich bald in Jena sehr glücklich, ja heimlich; er nannte diese Zeit die glücklichste Periode seines Lebens; denn es war auch die, wo er die freundschaftlichen Verbindungen stiftete, welche die innigsten und dauerndsten zu sein pflegen, die akademischen. Das Gedicht „Der Fluß“, welches auf einer Besuchsreise nach Hamburg entstand (Ostern 1797), als Gries sich von den liebsten Freunden getrennt hatte, spricht die Gefühle aus, die ihn damals erfüllten. Er kehrte nach Jena zurück, wo es ihm immer heimlicher wurde. Die romantische, dem Norddeutschen so fremde Gebirgsgegend, der Umgang mit gleichgestimmten Freunden — denn manche, unter ihnen der durch seine poetischen Leistungen wie durch seinen frühzeitigen, traurigen Tod bekannte Eschen, waren ihm daselbst geblieben —, die Bekanntschaft mit denjenigen Professoren und andern Honoratioren Jena's, deren Häuser die interessantesten geselligen Genüsse boten, dies Alles belebte seine Liebe für Musik und Dichtkunst. Er fing an sich selbst darin zu versuchen, und einige seiner kleinen Lieder wurden A. W. Schlegel, damals in Jena, bekannt, dessen Beifall ihn zu größern Versuchen ermunterte. Einer derselben, „Phaethon“, wurde Veranlassung zu Gries' Bekanntschaft mit Schiller, der dieses Gedicht für den „Musenalbumach“ von 1798 verlangte. Es war das erste, was von jenem gedruckt ward. Von diesem Augenblicke an bis an das Ende seines Lebens würdigte Schiller ihn seiner Freundschaft. Bald darauf erschienen im Januarheft des „Neuen deutschen Mercur“ von 1798

seine ersten Übersetzungen aus dem Italienischen: „Queste piume bianche e nere“ und „La biondina in gondolella“, welchen Wieland in einem der folgenden Hefte ein Lob beilegte, das den jungen Dichter hauptsächlich bestimmte, dieses Fach fast ausschließlich zu bearbeiten. Auch Goethe und Herder würdigten ihn freundlicher Ermunterung.

Um diese Zeit wurden auch die ersten Versuche gemacht, den Tasso zu verdeutschen. Wir tragen kein Bedenken, diese als Epoche machend zu bezeichnen und deshalb ausführlicher von ihnen zu sprechen. Jetzt fehlt es uns nicht an vielfältigen poetischen Übersetzungen der Poesie des Südens; sie ist uns dadurch zugänglich geworden und hat großen Einfluß auf unsere Literatur gehabt; jetzt, nachdem Fleiß und Mühe der Vorgänger den Nachfolgern die Bahn gebrochen, ist's von keiner sonderlichen Bedeutung, wenn ein Literator von poetischem Talent sich an eine neue Übersetzung macht. Aber wie wenig war vor Gries für jene südländischen Dichtungen geleistet? Welch ein Ziel ward den Übersetzern und ihm selbst durch seinen Tasso vorgesteckt? Ihm selbst, sagen wir, und verstehen wird uns, wer den nach 39 Jahren in der fünften Ausgabe erschienenen Tasso desselben Übersetzers mit der ersten Erscheinung desselben vergleicht. Die ersten Stangen des Tasso, die Gries im März 1798 übersetzte, waren die berühmten, die vierzehnte und funfzehnte im sechszehnten Gesange des „Befreiten Jerusalems“; sie waren für das Stammbuch einer die Dichtkunst liebenden und übenden Freundin bestimmt. Damals hatte Gries, von den juristischen Studien noch gefesselt, noch nicht im entferntesten den Gedanken, den ganzen Tasso zu verdeutschen. Aber schon im folgenden Sommer, den er in Dresden zubrachte, übersetzte er den ganzen sechszehnten Gesang und schickte ihn Wieland, der ihn sogleich im „Neuen deutschen Mercur“ (1798, St. 10) mit einer sehr ermunternden Nachschrift abdrucken ließ. Nun war die Bahn gebrochen; doch ging es mit dem Übersetzen sehr langsam; denn die juristischen Studien durften nicht aufgegeben, wenigstens sollte der Doctorhut erlangt werden. So kam Gries, als er sich 1799 nach Göttingen begab, da der Aufenthalt in Jena die genannten Studien zu wenig förderte, hier nicht über den fünften Gesang hinaus. Wie oft wurden diese ersten Gesänge gefeilt und wiedergefeilt, und immer von neuem abgeschrieben! Gries zeigte noch in späterer Zeit gern das Manuscript des noch in Jena vollendeten ersten Gesanges vor, welches er, auf ausdrückliches Verlangen, Schiller zur Durchsicht übergab und auf welchem dieser die Stellen bezeichnete, die ihm einer Besserung bedürftig schienen. Die Zeit in Göttingen jedoch war hauptsächlich den Rechtsstudien gewidmet; doch hörte er auch die Archäologie bei Heyne, dem er die freieste Benutzung der reichen Bibliothek verdankte; nur die Nebenstunden waren dem Tasso gewidmet. Inzwischen war an eine Bekanntmachung des jetzt fertigen gedacht worden. Der Buchhändler Frommann, dessen gastfreiem, von allen jena'schen, oder in Jena eine Zeit lang verweilenden literarischen Notabilitäten besuchten Hause

Gries die schönsten Stunden verbrachte, hatte den Verlag übernommen, und Gries selbst überbrachte ihm Ostern 1800 jene fünf Gesänge, den ersten Band, der im Sommer desselben Jahres im Duodeformat — so wollte es der Verleger — erschien. In Jena unterzog sich Gries auch dem juristischen Examen und erwarb sich den Doctorhut, worauf er in Göttingen seine Dissertation („De litterarum cambialium acceptance“, Jena 1800) schrieb, welche von fremder Hand ins Deutsche übersetzt wurde. Gries wollte nun, nach damaliger Gewohnheit junger Juristen, in Weimar, Wien und Regensburg sich mit dem Gange des Reichsprocesses näher bekannt machen. Allein nach einem kurzen Aufenthalte in der erstgenannten Stadt fand er seine Wanderung durch den Wiederausbruch des Krieges (im Herbst 1800) und durch die Schlacht bei Hohenlinden für jetzt vereitelt. Er begab sich also nach Jena, wo, nach dem Erscheinen des ersten Bandes des Tasso, die Fortsetzung verlangt wurde. Die Aufnahme war bei Urtheilssähigen sehr günstig, und auch das größere Publicum begrüßte die neue Erscheinung, wie sie es verdiente. Merkel's Anzeige in seinen „Briefen für Frauenzimmer“ richtete wenig aus gegen die ehrenvoll anerkennende des Hofrath Schüz in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“. Im nächsten Jahre erschien der zweite Theil des Tasso und in den beiden folgenden die zwei letzten Theile. Wir geben hier sofort die weitem Schicksale dieses deutschen Tasso, weil sie einen Beweis geben von dem stets lebendigen Streben und musterhaften Fleiße des Übersetzers. Im Jahre 1810 war eine zweite Auflage nöthig; sie erschien, jetzt in Octav, stark umgearbeitet; doch so, daß sie bald dem Verf., dem erst bei der Verdeutschung des Calberon die rechte Übersetzungskunst aufging, ungenügend schien. Damals stand Gries in enger Verbindung mit H. Voß dem Jüngern, der, in die Kunst seines Vaters eingeweiht und selbst sie übend, den willig folgenden Freund zu immer größerer Strenge antrieb. Die dritte Ausgabe (1819) trägt überall die Spuren der glücklichen Revolution, die in Gries vorging. Nur kam er erst später auf den Gedanken, die unechten Reime ganz zu verbannen und auf die *venia, nostris poetis data, sed indigna*, wie der alte Denis sich ausdrückt, zu verzichten. In der vierten Ausgabe (1824) kommt nur ein einziger unechter Reim, dazu ein gegebener, vor; sie ist überhaupt correcter; die Ungleichheit, die man in der vorhergehenden wahrnahm, ist verschwunden; überall eine gleiche Haltung und, ohne daß Deutlichkeit, Fluß, Wohlklang beeinträchtigt wären, größere Treue. Man sollte nicht glauben, daß sie habe überboten werden können. Dennoch that es eine 1837 erscheinende fünfte. Von den 2000 Stangen des „Befreiten Jerusalems“ sind in dieser etwa 230 in einzelnen Worten verändert worden, etwa 70 haben bedeutende Veränderungen erfahren; und nun war auch der letzte unechte Reim verschwunden (2, 28). So war denn ein Werk entstanden, das man wol des Verf. Lebenswerk nennen könnte; denn zwischen den ersten, im Feuer der Jugend nachgesungenen Strophen des „Befreiten Jerusalems“ und dieser fünften Aus-

gabe liegen nicht weniger als 39 Jahre, während deren das Ideal, nach dem der Verf. strebte, ihm immer lebendig vor der Seele schwebte, welches zu erreichen ihn auch das zunehmende Alter, vielfältige Unbilden des Geschicks und Kränklichkeit nicht hinderten. Gries' Tasso sollte unserer im Schaffen so leichtfertigen Jugend als ein Exempel vorgehalten werden, welche Ausdauer, welcher Fleiß, welche Beschränkung nöthig sind, um ein musterhaftes Werk zu schaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etat du catholicisme en France, par M. Pépin.
Paris 1841.

Nur wahre Religiosität ist im Stande, die chaotischen Wirren zu beschwichtigen, in die eine revolutionnaire Bewegung, wie sie die Geschichte noch nicht gesehen, Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts geworfen hat. Nachdem der Altar gestürzt, das Allerheiligste befehlt, Gottes Blige durch freche Blasphemien herausgefodert waren, fühlten die durch einen inhaltlosen Vernunftdienst unbefriedigten Herzen ein Bedürfnis, sich von den wärmenden Strahlen der Religion wieder berühren zu lassen. Napoleon erkannte in der Wiederherstellung der Staatskirche ein Mittel, die gährenden Kräfte zusammenzuhalten. Die Religion war ihm ein Werkzeug der Politik. Begeisterter und inniger ward die Sache des Katholicismus von der alten Königslinie, welcher der Thron wieder anheimgefallen war, ergriffen. Eile und Kreuz verschwisterten sich auf das engste. So geneigt auch das Volk war, den milden Lehren des Christenthums nach den blutigen Stürmen der Revolution sein Herz zu erschließen, konnte doch ein zu starkes Hinneigen zu den verfeinerten Formen des abgelebten Hierarchismus, wie es vom Throne herab begünstigt zu werden schien, nicht ohne Gegenwirkung bleiben. In der That regte sich nicht nur der restaurirten Kirche gegenüber mannichfache Opposition, sondern selbst in der Zahl der Verehrer des Katholicismus legte Dieser und Jener Hand an, um Mängel zu tilgen, Flecken zu verwischen und das überlieferte Christenthum, das man theilweise veraltet wähnte, durch kühnere Versuche unserer Zeit zugänglicher zu machen.

Man würde sich täuschen, wenn man in diesen Bemühungen, den beschmutzten Tempel des Herrn zu reinigen, den Geist des eigentlichen Protestantismus erkennen wollte. Nie werden die Lehren der Reformation, wie sie in Deutschland Wurzel schlugen und herrlich aufgingen, auch in Frankreich günstigen Boden finden. Der Geist der Reformation ist an Frankreich vorübergegangen und nur wenige Herzen sind von seinem Flügelschlag angeweht. Noch heute ist der ganze Nationalcharakter der protestantischen Confession zuwider. Prophezeiungen wie die Coquerel's („Lettre à M. Guizot"), daß der Protestantismus bald auch in Frankreich an die Stelle der katholischen Kirche treten werde, sind lediglich aus der Luft gegriffen. Die Samenförner, welche die französischen und schweizer Methodisten ausstreuen, fallen auf felsigen Boden und werden nicht aufgehen. Verschiedene Journale, die von diesem Sinne aus unternommen, um als Vorkämpfer des Protestantismus zu dienen, sind erfolglos in der Nichtbeachtung untergegangen. Alle diese Bestrebungen zeigen aber immerhin, daß die Religion als der einzige Balsam betrachtet wird, die tiefen Wunden zu heilen, die dem gesammten Staatskörper in den letzten 50 Jahren geschlagen sind. Die Form, unter der man dieses Heilmittel dem Kranken hat beibringen wollen, ist oft gar sonderbar gewesen. Der St.-Simonismus mit seinen mannichfachen Spielarten ist unter den Hieben der Lächerlichkeit zusammengefunken; die Sekte des Abbé Chatelet mit ihren Platteleten und Sonderbarkeiten hat nur eine kurze Blüthenzeit gehabt; die Überschwänglichkeit eines romantischen Katholicismus ist vor-

übergerauscht; aber das Bedürfnis nach etwas Höherem, Geistigerem, die Vorahnung wahrer Religiosität klingt in den Herzen nach. In der Kirche selbst wird rüftig gearbeitet zur Sicherung der katholischen Tendenzen. Zwar poltert auch der jesuitische Maulwurf wieder im Stillen ruhig fort, in dessen Flauben sich immer mehr wahre Diener Gottes, die in Begeisterung das Volk mit dem Geiste der Religion zu durchbringen suchen.

Wir können hier nicht alle Versuche verfolgen, die in neuerer Zeit in Frankreich gemacht sind, um dem alten Stamme des Katholicismus wieder neue Lebenskraft einzusflößen, in dessen wollen wir hier mit einigen Strichen die verschiedenen Nuancen zu zeichnen versuchen, in welche die eifrigsten Arbeiter an diesem Werke zerfallen. Wie in Frankreich jede Bewegung sogleich eine politische Färbung erhält, so werden wir uns auch hier auf das Gebiet der Politik verlegt sehen. Der Journalismus ist auch bei dieser Frage das Kampffeld. Wir haben gesagt, daß die Bourbons vorzüglich den Katholicismus mit Inbrunst ergriffen, und so machten sich denn auch ihre Anhänger, die Legitimisten, nachdem diese Regentenlinie zum dritten Male des Thrones verlustig gegangen war, zu eifrigen Streikern der Hierarchie. Auf dem Banner, um den sie sich scharten, stand Katholicismus und Legitimität! Die Legitimisten, die eigentlichen Romantiker in der Politik, hielten fest an den Überlieferungen des Mittelalters; sie möchten den übermüthigen Geist des erwachten Volks mit den Banden der Hierarchie wieder an den Thron des Absolutismus fesseln. So eifrig diese Partei auch ist in Bezug auf das Ziel, nach dem sie hinstrebt, so sind doch auch unter ihren Mitgliebern verschiedene Schattirungen. Die Tüftler, d. h. diejenigen, die zu den verwegenen Mitteln greifen, sind die, welche dem Volke gewisse Rechte einräumend, vorgeblich das Recht der Wahl zur Landesvertretung einem größern Kreise als bisher überlassen wollen. Die „Gazette de France", die wegen dieses revolutionnären Elements, mit dem sie ihre religiösen Principien verlegt, von Rom aus mit dem Bannstrahl des Verbots getroffen ist, streitet an der Spitze dieser Legitimisten. Sie wirft sich zum Vorkämpfer der echten gallicanischen Kirche auf, die des Papstes Macht nur in religiösen Dingen anerkennend, seine Einmischung in politische Verhältnisse entschieden zurückweist. Man rechnet hierbei nicht unklug. Die Anerkennung der Zulimonarchie von Seiten des Papstes würde die Legitimisten zwingen, sich ihr zu unterwerfen, wenn sie sich nicht durch diesen Vorbehalt zu schützen wüßten.

Was nun diese demokratischen Lehren, wenn wir sie so nennen dürfen, von der ausgebreiteten Wahlfreiheit u. s. w. betrifft, so würde man sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß das Element der Demokratie gewissermaßen unsichtbar in der Luft schwebt, täglich unbewußt eingeathmet wird und sich unvermerkt auch der Partei, die am meisten gegen die Konsequenzen des Radicalismus sich, mitgetheilt hat. Auch hier ist nur jesuitische Berechnung, wenn diese Lehren als Aushängeschild gebraucht werden. Man würde die Fahne, auf die diese Lehren geschrieben sind, verbergen, wenn das Staatsschiff wieder die Farbe der Bourbons aufgezogen hätte. Katholicismus und Republikanismus wollen sich nicht innig vereinigen. Im französischen Radicalismus zeigt es sich, wie sich nie beide Principe das Gleichgewicht halten. In den Blättern der radicalen Partei, welche die Flagge des Republikanismus unverhohlen aufgesteckt haben, wird man wenig von katholischen Lehren wahrnehmen. Ein vager Dienst der Freiheit tritt an die Stelle des Gottesdienstes. Indifferenz in Glaubenssachen und Radicalismus werden stets Hand in Hand gehen. An Lemennais läßt es sich am deutlichsten barlegen. So lange er noch nicht die Toga des Volkstribuns um seine Schulter gelegt, befreundete er sich vor den Heiligenbildern der Kirche; seit dem Augenblicke aber, wo er der Souveränität des Volks einen Altar errichtet, hat er aufgehört auch in Sachen der Religion seine Stirn freier, unabhängiger zu tragen. Er brengt sich nicht mehr vor der Unfehlbarkeit des heiligen Stuhls, und was seinem Systeme von Christenthum, von Katholicismus insbesondere noch anhaftet,

wird sich aber kurz oder lang verwickeln und in einen unbegrenzten, nebelnden Radicalismus auflösen.

Während die Partei der Legitimisten die Sache des Katholicismus mit dem Vorbehalte ergriffen hat, daß der Einfluß des Papstes sich nicht bis auf weltliche Einrichtungen erstrecken könne, hat der Jullistron, einmal anerkannt vom heiligen Vater, sich ganz unter seinen Schutz gestellt. Ludwig Philipp erkennt im Katholicismus das einzige Band, die sozialen und politischen Verhältnisse Frankreichs, bis in ihre innersten Fugen erschüttert, zusammenzuhalten. Von seiner Familie, besonders von der Königin wird ein Beispiel gegeben, wie der Cultus der Religion zu achten ist. Wie in Frankreich Alles als Waffe bei politischen Kämpfen dient, so wird diese oblige Unterwerfung unter den Papst dem Justemilien von Denen zum Vorwurf gemacht, die sich zu Streikern der sogenannten gallicanischen Kirche mit ihrer Unabhängigkeit ausgeworfen haben. Die Ansichten des Hofes über Religion, Hierarchie und Cultus finden sich am deutlichsten ausgesprochen in dem Tageblatte „l'Univers“, das, politischen, vorzüglich aber religiösen Interessen gewidmet, die Quelle, aus der es fließt, nicht verleugnen kann.

Indem wir diese verschiedenen Parteien zeichnen, ziehen wir vielleicht die Linie zu weit in das Gebiet der Politik hinein, aber wir mußten uns auf diesen Standpunkt stellen, um ein Buch zu besprechen, das, in mehr als einer Beziehung wichtig, eine ganz politische Bedeutung hat. Pépin ist der Verfasser einer Schrift über römischmonarchische Regierungsform, oder, wie es in der politischen Terminologie heißt, über die persönliche Regierung (gouvernement personnel). Die Tendenz dieser Schrift, sowie die genauen Verhältnisse des Verf. zum Hofe ließen keinen Zweifel über die Quelle, der sie ihre Entstehung verdankt. Auch dieses neue Werk, interessant seines Gegenstandes wie der Darstellung wegen, verleugnet den Einfluß der Hofpartei nicht. Es ist durchaus in dem Geiste geschrieben, in dem das erwähnte Journal „l'Univers“ geleitet wird. Der Verf. legt besonderes Gewicht auf die Anerkennung, die von Seiten des heiligen Vaters der Jullimonarchie geworden ist, und bekämpft mit dieser Waffe die Principien des Legitimismus. Sodann sucht er nachzuweisen, wie in der Geschichte der immer unerkennbareren Entfaltung des Katholicismus der Name Ludwig Philipp's und seiner frommen Familie vor allen strahlt, während ihm die legitimistischen Blätter einerseits eine zu unerschöpfene, vorbehaltlose Hingebung an den Papst, andererseits aber eine zu geringe Offenbarung wahrer Religiosität vorwerfen. Pépin versäumt in seiner Schrift keine Gelegenheit, die königliche Familie zu verherrlichen. Er stellt ein Gespräch des Papstes mit, in dem der heilige Vater die Königin eine „wahre Heilige“ heißt. Ferner veröffentlicht er das Glaubensbekenntniß des Herzogs von Orleans u. s. w., um darzulegen, wie innig der Geist des Katholicismus den Familienkreis des Hofes durchdrungen hat. In der Stiftung eines Episkopats in Algier wird ein neuer Schritt zur Ausdehnung der alleinseligmachenden Kirche gefeiert.

Wenn schon der Verf. der erwähnten Schrift alle Strahlen der Religiosität auf dem Haupte des Königs sammelt, um ihn hinaufstellen als würdig des Namens des „allerchristlichsten Königs“, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß Ludwig Philipp offenbar die Sache des Katholicismus im Interesse seines Throns ergriffen hat. Er sucht dem Hierarchismus die Wege zu bahnen, weil er sich von ihm Ruhe und Ordnung im Familien- und Staatsleben verspricht. Den düstern Qualm des Pietismus wie den im Dunkeln schleichenden Jesuitismus will er jedenfalls von Frankreich fern halten. Beide würden auf neue die Geister verdüstern und aufs neue gefährliche Wolken thürmen. Und doch suchen sich diese gefährlichen Elemente von zwei Seiten in das Herz des Landes einzudrängen. Im Süden Frankreichs liegt noch ein Gährungsstoff religiöser Schwärmererei, während in dem benachbarten sprachverwandten Belgien der Jesuitismus seine Kräfte spannt. Im südlichen Frankreich hat das

Gouvernement durch Erlaubniß öffentlicher Processionen in neuer Zeit einen Schritt weit nachgegeben; auf die jesuitischen Pläne im Norden hingegen hat es ein beobachtendes Auge gerichtet. Der Bischof von Paris, der fester, der Sache des Jullistrons ergebener Mann, reiste vor kurzem in Belgien. Er hatte von seiner Regierung und, wie es heißt, auch vom Papste, der sich nicht wieder vom Jesuitismus die Arme binden lassen will, den Auftrag erhalten, jene geheimen Umrücke zu beobachten und wo möglich ihre Gewalt zu lähmen.

50.

Literarische Miscellen.

Vor einigen Jahren sand Mohammed Ali von Aegypten bei einer Reise im östlichen Afrika seinem Vorthelle angemessen, über das Einfangen seiner getreuen Kubler und Abyssinier zum Behuf der Versorgung der Sklavenmärkte gewaltig enträthelt zu sein, und erließ strengsten Befehl, daß solcher abscheulicher Handel ferner nicht getrieben und geduldet werden sollte. Als dies in London bekannt wurde, geriet die daseibst stehende Anti-slavery convention in Entzücken über den menschenfreundlichen Tüthen und votirte ihm in einer großen Versammlung den Dank des Berlins und den Ausdruck desselben mittels Adresse. Zum Überbringer wurde Dr. Madden gewählt, und nicht wenig war Dr. Madden erkaunt, als er bei seiner Ankunft in Alexandrien — im August 1840 — erfuhr, daß es zwar mit dem Verbotsbefehle, doch auch mit dem Fortbestehen des Regersanges und des Sklavenhandels seine Richtigkeit habe. In philanthropischem Zorne fügte er der Dankadresse eigenmächtig eine Nachschrift bei, in welcher er dem Vorkönige bemerkte, daß seines Verbots ungeachtet gegenwärtig auf den Märkten von Kairo und Alexandrien 300 Sklaven fest geboten würden, daß in den letzten zwölf Monaten gegen 10,000 verkauft worden und daß die Beamten seiner Hoheit den fluchwürdigen Handel nicht bloß duldeten, sondern selbst trieben, indem nach wie vor die Soldateska zum Einfangen gebraucht, den Sklavenhändlern für schweres Geld Lizenzscheine erteilt und von den exportirten Sklaven zum Besten des Schatzes ein anständiger oder vielmehr unanständiger Zoll erhoben werde. Herr Ali nahm Adresse sammt Postscript sehr gnädig an und antwortete auf letzteres, daß an ihm das Befehlen, an seinen Beamten das Gehorchen, es folglich nicht seine Schuld wäre, wenn diese nicht thäten, was er befohlen. Demnach werden Kubler und Abyssinier von der Soldateska nach wie vor gehetzt und verkauft und der menschenfreundliche Tüthe begnügt sich mit dem Ruhme, beides verboten zu haben. Diesen Erfolg seiner Sendung hat Dr. Madden in einem Buche unter dem Titel: „Egypt and Mohammed Ali“ (London 1841) ans Licht gestellt und eine ausführliche Beschreibung der Feste, des Verkaufs, des Mißbrauchs der Kinder u. s. w. beigelegt, die, wenn auch nichts Neues, doch eine Befestigung der bekannten Gräuel enthält.

Der unter dem einfachen Titel „Ferrers“, von Charles Miller zu London in drei Bänden erschienene Roman aus der Regierung des zweiten Georg hat den moralischen Zweck, den Leser zu überzeugen, daß Rang, Ehren und Reichthum mit all den zahllosen Vortheilen aristokratischer Connerion den Besizer nicht glücklich machen können, dafern er unmäßig, gewaltthätig, ungerecht und in schmutziger Selbstsucht besangen. Einigermaßen steht die Erzählung auf historischem Boden; es treten Personen auf, die wirklich gelebt haben, und es geschehen Handlungen, die geschichtlich wahr sind. Manches hat aber auch der Verf. hinzu erfunden, es jedoch so geschickt einzuwoben gewußt, daß Wahrheit und Dichtung sich oft kaum unterscheiden lassen. Man muß mit der betreffenden Zeit mehr als oberflächlich bekannt sein, um nicht das Ganze für reine Geschichte zu halten. Ferrers ist meisterhaft gezeichnet, vom ersten Momente seines Sichtbarwerdens bis zu seinem Tode am Gelgen, und alle zweiten und dritten Figuren sind mit richtiger Wahl gruppiert.

7.

Dienstag,

Nr. 109.

19. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Im Herbst 1800 war Gries nach Jena zurückgekehrt. Schmutzige Familienverhältnisse setzten ihn in Stand, von nun an ganz seiner Neigung zu leben, da ohnehin eine in Göttingen begonnene, nun immer zunehmende Gehörsschwäche ihn vom Geschäftsleben auszuschließen schen. Nachdem der Tasso vollendet war, machte er sich an den Ariosto, von dem die beiden ersten Theile bei dem Verleger des Tasso 1804 und 1805 erschienen. Aber dieses große Werk sollte in Jena nicht vollendet werden. Schon als Gries 1800 Jena wieder sah, hatte die Unversität durch Fichte's Entlassung den ersten Stoß erlitten. Er selbst hatte sein Bleiben unmöglich gemacht; aber die Jugend dachte anders als die Curatoren der Unversität; und wie Gries an dem gefeierten Lehrer hing, das gibt das von ihm im Namen der Schüler Fichte's an diesen gerichtete Gebilde zu erkennen. Zwar wurde Schelling, Gries befreundet, nach Fichte mit Begeisterung aufgenommen. Aber auch er, beide Schlegel, beide Hufeland, Paulus, Schütz, Loder, Alie, in deren Häusern er die reichsten Freuden gefunden, verließen Jena. Dazu war Gries, bei der Abnahme seines Gehörs, ein großer Genuß verklümmert, der des weimarischen Theaters. In der ersten Vorstellung der „Natürlichen Tochter“ weinte er Thränen der Verzweiflung; er konnte keinen Vers vernehmen. So war es ihm betrübend, daß er durch dasselbe Uebel an geselliger Übung der Musik gehindert ward; im Winter 1805 spielte er zum letzten Mal öffentlich im Concert auf dem Flügel. Kein Wunder, daß ihm der Aufenthalt in dem sonst so geliebten Jena verleidet wurde. Mehrere seiner Freunde hatten sich auf der neu aufblühenden Unversität Heidelberg gesammelt, und dahin folgte ihnen Gries im Frühjahr 1806.

Die schöne Natur Heidelbergs verfehlte ihre Wirkung nicht; eine zweite Jugend schien in alle seine Adern zu strömen. Auch lebte er fast nur mit und unter Jünglingen und war, obgleich seit sechs Jahren Doctor, mehr Student, als er es je in den eigentlichen Studentenjahren gewesen war. Selbst sein schlechtes Gehör war ihm hier minder beschwerlich, da die jungen Leute, mit ihren frischen Lungen, sich ein Vergnügen daraus machten, ihm vom ästern Freunde vernunftmäßig zu werden. Häufige

Ausflüge in die herrliche Gegend, nach dem Rhein und Main, nach Baden und ins Kurgthal, erhöhten noch den Reiz des anmuthigen Aufenthalts. Hier vollendete Gries die Übersetzung des „Rasenden Roland“, dessen zwei letzte Theile 1807 und 1808 erschienen. Economische Rücksichten, dann der Umstand, daß die jüngern Freunde, so auch einige Gries befreundete Professoren allmählig Heidelberg verließen, bewogen jenen, nach einem Aufenthalte von etwas mehr als zwei Jahren diesem schönen Plage Lebenswohl zu sagen. Er entschloß sich, wieder nach Jena zu ziehen, das sich nach jenen traurigen Kriegsereignissen allmählig erholte. Doch wollte er nicht nach Norddeutschland zurückkehren, ohne zuvor die Schweiz, schon lange das Ziel seiner Sehnsucht, gesehen zu haben. Im Sommer 1808 verließ er das geliebte Heidelberg, durchstreifte auf einer viermonatlichen Reise jenes Gebirgsland, überschritt die Grenze desselben und kam bis Mailand. Von dem Gipfel der Kathedrale dieser Stadt schaute er auf die nach Rom führende Straße hinab. Aber er mußte sich nordwärts wenden; und schwerer, wie er oft sagte, ward ihm nie etwas in seinem Leben. Noch in später Zeit gedachte er schmerzlich dieses Scheidens. Als 1833 eine aus Italien zurückkehrende Freundin ihm einen Epheuzweig, von Tasso's in Rom noch vorhandener Eiche genommen, mitbrachte, dichtete er folgendes Sonett:

Auf Mailands Dom stand ich in Sehnsuchtschauern
Vor manchem Jahr, und schaute mit Entzücken
Die blühnde Flur, begrenzt vom walb'gen Rücken
Des Apennin, und sah, nicht ohne Trauern,
Den weißen Pfad sich hinstrecken nach den Mauern
Der heil'gen Stadt. — O müßt' es dort mir glücken,
Von meines Dichters Baum ein Reis zu pflanzen,
Das mir als ew'ges Denkmal sollte dauern!
So seufzt' ich; aber ach! noch eh' ich's wädhnte,
Hieß das Geschick nordwärts die Schritte wenden;
Und meine Hoffnung ward zum flücht'gen Traume.
Dir dank' ich nun, was ich so heft'ig ersahnte,
Den Epheuzweig, den du mit frommen Händen
Für mich gepflückt von Tasso's heil'gem Baume.

Am Fuße des Rhonegletschers, hart an der Grenze des ewigen Eises, pflückte er Alpenrosen, die er getrocknet aufhob. Auf den Umschlag, der sie bewahrte, schrieb er:

Wo sich der Lenz mit dem Winter vermischt, o ihr Rosen
der Alpen!
Pflückt' ich euch; aber der Lenz floh und der Winter
nur blieb.

Leider war auch in der Wirklichkeit der schönste Theil von Gries' Leben hin. Spät im Herbst kam er in Jena an. Aber wie fand er es wieder! Seine glänzendste Zeit war vorüber, als Gries es 1806 verließ. Nun erfolgte die verhängnisvolle Schlacht. An einer Stelle der Stadt, wo sonst die bessern Häuser standen, fand der Zurückkehrende eine Brandstätte, die Zahl der Studirenden auf 200 herabgesunken, überall trübe Gesichter. Gries, an sein schönes Heidelberg denkend, hätte verzweifeln mögen; nur daß das Frommann'sche Haus die alte Freundschaft und Gastlichkeit bewies und der Sturm von Lübeck zwei Freundinnen nach Jena verschlug, in deren Hause ihm heitere Stunden wurden. Auch erholte sich die Universtität nach und nach und neue bedeutende Namen traten an die Stelle der alten. So befreundete sich Gries allmählig wieder mit Jena, wenn es ihm auch Das nicht wieder werden konnte, was es vor zehn Jahren war. Vor Allem fehlten ihm, dem in hohem Grade für Freundschaft empfänglichen, gleichaltige Freunde, Freunde aus der Jugendzeit.

Nachdem er seinen Tasso umgearbeitet hatte und diese neue Ausgabe (1810) erschienen war, versuchte er sich an Bojardo's „Orlando innamorato“, dessen zwölfter Gesang im „Morgenblatt“ von 1812 erschien. Allein die Riesenzlänge des Gedichts schreckte ihn von der Fortsetzung ab; auch war die damalige Lage des deutschen Buchhandels solchen großen Unternehmungen im Gebiete der schönen Literatur nicht günstig. Dagegen wandte sich Gries zum Calderon. Schon 1811 hatte Goethe den „Standhaften Prinzen“ dieses Dichters, nach Schlegel's Übersetzung, auf die weimarische Bühne gebracht; das Stück fand großen Beifall, und wer hätte nicht den unvergesslichen Wolff als Fernando bewundert! „Das Leben ein Traum“, nach einer freieren Behandlung des Hrn. von Einsiedel, gefiel noch mehr; „Die große Zenobia“, von Demselben auf ähnliche Weise behandelt, sollte sodann die Bühne betreten. Goethe aber wünschte wenigstens die herrlichen Stenzen des Decius, im ersten Act des Schauspiels, dem ursprünglichen Versmaß zurückgegeben und glaubte den Übersetzer des Tasso und Ariosto zur Lösung dieser Aufgabe geeignet. Gries vollbrachte dieselbe zu des großen Dichters Zufriedenheit; dieser nannte sie „eine wahrhaft sonnige Erscheinung“*); und Gries wurde nun von ihm aufgemuntert, das ganze Schauspiel in der Versart des Originals zu verdeutschen. Er unternahm es, und gewiß war dies kein leichtes Unternehmen. Er, der sich bisher fast nur mit den Italienern beschäftigt hatte und selten über die Form der Stanze hinausgegangen war, er sollte sich nun zu einem ihm nur durch Schlegel's Übersetzung bekannten Dichter wenden, dessen Sprache, ihm noch wenig bekannt, sehr schwer zu verstehen, dessen Versarten zu den künstlichsten gehören. Doch Gries, zum poetischen Übersetzer geboren, wurde durch diese Schwierigkeiten nur mehr gereizt. Ein benachbarter Freund bemühte sich gemeinsam mit ihm, die Räthsel,

die Calderon so oft bietet, zu lösen, und H. Voss der Jüngere, den Gries von Heidelberg her kannte, nahm warmen Antheil an der Arbeit und mahnte zu Strenge und Ausdauer. Die Übersetzung der „Großen Zenobia“ wurde 1814 vollendet; ihr folgte „Das Leben ein Traum“; beide Stücke enthält der erste Theil von Gries' Übersetzung der Schauspiele Calderon's (1815). Die Mühe, einen Verleger für diese Arbeit zu gewinnen, hat Gries sehr anmuthig und humoristisch in dem Gedichte „Calderon und die Buchhändler“ geschildert (Gedichte von Gries, Th. 2, S. 49); endlich fand er in dem Besitzer der Nicolai'schen Buchhandlung einen so liberalen und wohlwollenden, wie er sich ihn nur wünschen konnte, und so erschienen in dem Verlage derselben bis 1829 sieben Theile des Calderon, von denen jeder zwei Schauspiele enthielt. Kenner bewundern den außerordentlichen Fleiß, den Gries auf diese Arbeit verwandte, und in der That braucht man nur „Das laute Geheimniß“ anzusehen, um sich zu überzeugen, daß hier etwas in Hinsicht auf Treue, Wohlklang, Sprachgewandtheit geleistet ist, wovon man 20 Jahre früher kaum einen Begriff hatte. Es kam in diesem Stücke unter Anderm darauf an, eine ziemliche Reihe gereimter Verse (redondillas) nachzubilden, von denen die Anfangsworte einen ganz bestimmten Sinn enthalten und, zusammengefaßt, wieder gereimte Verse bilden mußten, ja zweifach bilden mußten, einmal als einzelne Zeilen, in eine längere Unterredung eingestreut, am Schluß alle zusammen als Recapitulation des Ganzen. Dies war eine Aufgabe, die vor der Auflösung wol den Meisten als eine unlösbare erschienen sein würde. Gries löste sie mit aller vom Original geforderten Feinheit und leicht für das Verständniß. Wol ebenso groß, wenn auch nicht so in die Augen fallend, war die Schwierigkeit, Scenen, oft sehr lange, mit ihren Affonanzen wiederzugeben, wobei der Übersetzer sich keineswegs an die Affonanz hielt, die sich dem Deutschen als die leichteste darbietet. Auch die schwierigeren hat er für oft lange Scenen aufzufinden gewußt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich v. Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Fortgesetzt von Eduard Duller. Drei Bände. Köln, DuMont-Schauberg. 1841. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir sehen aus dem Vorworte der Verlagshandlung in Köln, daß dieselbe schon seit längerer Zeit den Plan gefaßt hat, Schiller's historische Schriften in entsprechenden, durch Geist und Gesinnung würdigen Fortsetzungen erscheinen zu lassen, da die früheren Ausführungen nicht genügend gewesen wären. Die weitere Betreibung dieses Unternehmens war dem „geistigen Descendenten Schiller's, dem gelehrten, freimüthigen Kritiker“ übertragen, von dem der Verlagshandlung die geeigneten deutschen Schriftsteller für diese „geistige Nachfolge Schiller's“ vorgeschlagen worden sind.

Die erste von ihm gewählte Wahl, die des Hrn. Eduard Duller, können wir nicht unglücklich nennen. Derselbe ist durch mehrere historische, mit Beifall aufgenommene Romane von einer vortheilhaften Seite bekannt, hat auch seit dem Jahre 1839 eine illustrierte „Geschichte des deutschen Volks“ her-

*) Knebel's literarischen Nachlaß, Thl. 1, S. 250.

angegeben. Der Fortsetzung des Schiller'schen Werks hat nun Hr. Duller Fleiß und Liebe zugewendet, ein lebbares Buch geliefert und dadurch gezeigt, daß ihm Schiller's eigene Worte am Schlusse der im J. 1788 geschriebenen Vorrede zu seiner niederländischen Geschichte immer vorgeschwebt haben. Der große Dichter wollte nämlich einen Theil des lesenden Publicums von der Möglichkeit überführen, „daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldsprobe für den Leser zu sein, und daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas bergen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden“. Die Quellen zur niederländischen Geschichte waren schon zu Schiller's Zeit sehr ergiebig, seitdem ist noch eine große Menge von größern und kleinern Schriften, Monographien, Chroniken und Flugschriften hinzugekommen und aus den Archiven in Brüssel, Gent und andern Städten so manche wichtige Urkunde entdeckt worden, daß der Geschichtsschreiber eher mit dem Reichthume als mit dem Mangel der Quellen zu kämpfen hat. Hr. Duller hat Gelegenheit gehabt, sich auf das vollständigste mit den meisten derselben, die er auch namentlich in der Vorrede verzeichnet hat, bekannt zu machen, und sie auch mit Unparteilichkeit benutzt und ohne durch zu große Ausführlichkeit dem Zwecke seines Buchs, das ein überall lesbares Buch sein sollte, zu schaden. Man wird dies erkennen, obgleich Citate fast nirgend hinzugesetzt sind, und auch dieses für ein solches Buch passend finden. Stehen Citate unter dem Texte so sind sie aus niederländisch geschriebenen Werken entlehnt, die freilich für den größten Theil deutscher Leser unverständlich sein werden; Dasselbe gilt auch von mehreren Beweisstücken und Beilagen, deren einige hinter den einzelnen Büchern und 13 am Schlusse des ganzen Werks beigelegt sind.

Die Gestattung des Verf. ist lobenswerth und gemäsig, was wegen der neuesten Verunglimpfungen des niederländischen Kriegs und mehrerer Helden desselben besonders bemerkt zu werden verdient. Nur selten begegnen uns überflüssige Reflexionen, wie etwa am Schlusse des letzten Capitels im ersten Buche. Daher gibt sich auch in der Schilderung der Hauptpersonen eine würdige Haltung kund. Philipp II. und Herzog Alba erscheinen der Wahrheit gemäß, aber ohne grimme Tiraden, bei der Charakteristik eines Alexander Farnese, Don Juan d'Austria, Ambrosio Spinola verhehlt der Verf., wie gut niederländisch auch sein Herz ist, nirgend die ruhmwürdigen Eigenschaften dieses Mannes; die achtungswerthen Persönlichkeiten des Erzherzogs Albrecht und der Infantin Isabella sind ausführlicher als sonst, ja wir möchten sagen mit besonderer Vorliebe und Berücksichtigung des heutigen Belgiens, dargestellt. Unter den Holländern leuchtet die edle Gestattung Wilhelm's von Dranien und sein unvergänglicher Heldennuth ganz besonders hervor, aber auch die andern Prinzen des Hauses Nassau, namentlich Moritz von Dranien, die edeln Patrioten Albegonde, Noordwyck, Oldenbarneveld, der Admiral Kerkering, die Hauptleute Kornput und Pauregirdre, sowie viele andere Tapfere erhalten die gebührende Ehre und selbst der Feind Draniens, der wilde, trotzige Hembyge in Gent, ist nicht zu sehr ins Schwarze gezeichnet, wie verderblich auch immer sein Wirken gewesen ist. Die innern Angelegenheiten der vereinigten Staaten, der Verfassungsfreie, die Einmischung Elisabeth's von England, die religiösen Händel zwischen Calvinisten und Katholiken, die Abschließung der wichtigen Verträge zu Dordrecht, Gent und Utrecht sind mit Ruhe und Genauigkeit beschrieben worden, ohne daß die Wärme der Erzählung darunter gelitten hätte. Die einzelnen Punkte der utrechter Union und anderer besonders wichtigen Verträge sind wörtlich aufgenommen worden.

Daß Hr. Duller beliebt und angenehm schreiben kann, ist aus seinen historischen Romanen bekannt. Nun ist aber doch ein großer Unterschied zwischen einer solchen und einer geschichtlichen Darstellung, so daß wir fürchteten, es möchte dem Verf. nicht überall gelungen sein sich von allzu poetischen Ausdrücken und Bildern, von manchem überflüssigen Ausschmückung seiner Rede frei zu erhalten. Allerdings finden wir auch einzelne

von dieser Art. So heißt Martin Schenk der „romantische Proteus des Jahrhunderts“ (III, 6), der Katholicismus wird „ein stolzer und starrer Dbeist“ genannt, „ein starrer Sonnenzeiger des Heils“, dagegen der Protestantismus „eine breite, vielfach abgestufte Pyramide, deren Spitze der Calvinismus bildet“ (I, 146), und die utrechter Union wird als ein „Saubergärtel“ bezeichnet, welcher „den trübsen Busen der Freiheit umschloß“ (II, 203). Ebenso wenig passend erscheint uns folgende Stelle: „Im alt-ehrlichen Niederland waren eitle Hoflingeskünste nicht an ihrem Plage. Hier liebte man es in die kistrende Blut auf dem unentweihten heimischen Herde zu blicken, nicht in den Schimmer des Geschmeides, wie es beim Licht von hundert Kerzen funkelte; hier zog man den berben gesunden Geruch des Theers, den Kaufmann und Schiffsherr gewohnt waren, den Parfums des galanten Betöhlings, und eine offene Stiege, worauf die Redlichkeit zu lesen war, der künstlichen Ordnung gekräufelter Fäden vor“ (II, 216). Diese einzelnen Ausstellungen sollen aber dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch thun, da wir überzeugt sind, Hr. Duller werde solche durch fleißiges Studium älterer und neuerer Historiker, unter denen das des Livius auf die von ihm gewählte Darstellungsweise von besonders gutem Einflusse sein wird, bald verbessern. Schon jetzt verwellen wir mit Vergnügen bei der von der Größe des Gegenstandes überall erwarteten Erzählung und freuen uns an der reichen, doch nicht überladenen Färbung in der Beschreibung großartiger Ereignisse. Dahin rechnen wir die Einnahme von Briel durch die Meergerusen, die Bewältigung von Naarden, die Belagerung von Mastricht, die Plünderung von Antwerpen durch die Spanier und die Belagerung derselben Stadt, die Schlacht bei Rieuwport, den Sturm auf Alkmaar. Sehr gelungen ist auch die Schilderung der Sturmflut im ersten Bande und im zweiten die Schilderung der traurigen Tage, in der sich die südlichen Provinzen um das Jahr 1587 befanden, sowie der frommen Stimmung der Niederländer, ihrer Gebete und Wünsche, als die spanische Armada gegen England auszog. Eine gute Wirkung machen die von Hrn. Duller zuerst benutzten und oft angeführten Volkslieder, meistens aus dem Liederbuche der Geusen, die er auch mehrmals in deutschen Übersetzungen gegeben hat.

Es ist passend, daß Hr. Duller am Schlusse seines Buchs auch des neuentstehenden geistigen Lebens in der holländischen Republik gedacht hat. Mit Recht hebt er hier die Stiftung der Universität Leyden, welche sich die Stadt als den Lohn für unerhörte, fast übermenschliche Anstrengungen erbat, hervor und zeigt, wie hier neben der Naturforschung und Medicin die Theologie der dordrechter Formel und die Jurisprudenz des römischen Rechts vorzugsweise angebaut worden ist. Dabei hätte noch Zweierlei bemerkt werden müssen, einmal die Ausschließung aller Theorie und Speculation von der Philosophie und den positiven Doctrinen, zweitens aber und ganz besonders die holländische Philologie und ihre Eigenthümlichkeit, die für jene Zeit und die beiden folgenden Jahrhunderte zu einflußreich war, als daß sie bloß mit fünf Namen berühmter Philologen hätte abgethan werden können. Denn es ist ein ebenso wahres als schönes Wort Niebuhr's („Römische Geschichte“, I, 270), daß es außer Griechenland und Italien keinen heiligeren Ort für den Philologen gibt, als den Saal der Universität zu Leyden, wo die Bildnisse der Lehrer von Scaliger im purpurnen Fürstentum bis auf Rukenius um das Bild des großen Wilhelm's von Dranien, des Vaters der Universität, versammelt sind. Auch der General der republikanischen Stadt, Herr von Noordwyck, war selbst ein großer Philologe.

19.

Literarische Notizen.

In englischen Journalen laut gewordene Urtheile veranlassen uns, auf das in deutschen Zeitschriften häufig genannte Werk: „Frederik the Great and his times“, zurückzukommen. Der

kenntlich nannte sich Thomas Campbell als Herausgeber; er lieferte aber nur eine einleitende Vorrede im Umfange von 22 Seiten dazu. „Bei dem gegenwärtigen flehen Zustande der englischen Literatur“, sagt ein englisches Journal, „die zu einem bloßen Handelsartikel herabgewürdigt und durch die ebdarmtlichsten Zufälligkeiten eines Jahrmakts bestimmt und gestaltet ist, wird der Leser keine Biographie erwarten dürfen, welche geeignet wäre, einem solchen Mann und einer solchen Epoche genug zu thun. Hierzu würde ein Guizot oder ein Thierry erforderlich sein.“ Das Werk rühmt von einem unbekannten Autor her, ist eine allen philosophischen und historischen Geistes bare Compilation und wurde von dem Buchhändler nur unter der Bedingung verlegt, daß ein berühmter Name auf dem Titel genannt würde, um damit wie mit einem prachtvollen Aushängeschild die Käufer zu locken. Thomas Campbell verstand sich dazu. „In diesem Verfahren“, sagt jenes Journal, „liegt, man mag es betrachten, wie man will, eine Ungerechtigkeit; ist das Werk gut, so kommt der eigentliche Verfasser um den ihm gebührenden Ruf; ist es schlecht, so ist der Name des Herausgebers eine lächerliche Annahme und das Publikum muß darunter leiden.“ Das Buch besteht aus einer Menge von Anekdoten, die indeß in dieser Zusammenstellung selbst für einen Deutschen nicht uninteressant zu lesen sind; vorzugsweise sind jedoch diejenigen ausgewählt, welche die rohen, plumpen, fast burlesken-humoristischen Sitten am Kaiser Friedrich Wilhelm's I. in ein Licht setzen, welches Deutschland und speziell Preußen nicht gerade in der Achtung des Auslandes heben kann. Jene Zeiten sind zwar vorüber, aber bei der im Auslande noch immer weit verbreiteten Unkenntnis der gegenwärtigen deutschen Zustände dürfte es doch vielfach geschehen, daß man einen Theil jener Lächerlichkeiten und Rohheiten auf unsere Zustände überträgt. Da wir ohnehin dem Auslande so oft zum Gespött und Gelächter dienen müssen, dürfen wir weder dem Verfasser oder vielmehr Zusammensteller des Buchs noch dem Herausgeber für ihre Gefälligkeiten zum Dank verpflichtet sein. Der englische Berichterstatter gesteht zu seiner Ehre, daß er durch den Contrast zwischen dem gegenwärtigen Zustande der preussischen Nation und dem in Friedrich's des Großen und seines Vaters Zeiten frappirt worden sei. Auch der siebenjährige Krieg wird meistens dazu benutzt, Anekdoten des damaligen Soldatenlebens mitzutheilen, welche sich dergestalt in den Vordergrund drängen, daß man darüber den heroischen Hintergrund leicht vergessen könnte, und welche nur dazu dienen, die Lächerlichkeiten und Rohheiten in den Sitten der Soldaten und niederen und höheren Offiziere von damals darzustellen. Auch mehrere Cynismen und Bonmots Friedrich's des Großen werden mitgetheilt, deren Glaubwürdigkeit nicht über allen Zweifel erhaben ist, da man bekanntlich dem großen König viele platte und unkönigliche Redeworte untergeschoben hat. Das „Salopian Journal“ rühmt das Werk trotzdem ungemein, indem der Berichterstatter von der Ansicht ausgeht, daß eine Anekdote oft mehr Licht auf einen Charakter werfe als ein ganzer Band voll historischer Berichte und Beweise. Der Verfasser — fährt er fort — scheint tief in diese fast noch unbekannte Mine der deutschen Geschichte und Biographie eingedrungen zu sein; er habe ein Werk geliefert, welches so amüsant wie ein Roman und durchaus authentisch sei, jede Bibliothek vervollständigen und eine bleibende Popularität erlangen müsse.

Die zweite Lieferung des von A. Guibert herausgegebenen und „nach einem ganz neuen Plan“ gearbeiteten „Dictionnaire géographique et statistique“ ist jetzt erschienen und enthält das Großherzogthum Baden und die Königreiche Bayern und Belgien. Merkwürdig heißt es in der Buchhändler-Annonce: „Die Gewohnheit, die Eigennamen und besonders die Namen von Ortschaften zu verunstalten und zu verderben, ist lange Zeit, vorzüglich in Frankreich (das weiß der Himmel!) allgemein

gewesen. Die Autoren fürchteten, die Leser abzuschrecken, wenn sie die Dinge bei ihrem wahren Namen nannten. Heutzutage beginnt das Studium fremder Idiome sich zu verbreiten, alle Arten des Verlehrs vervielfältigen sich zwischen den verschiedenen Theilen der Erde und man hat begriffen, daß es lächerlich sei, das, was nur ausländisch ist, barbarisch zu nennen.“ Daraus scheint doch zu folgen, daß die Franzosen dies auf Guibert wirklich alles Ausländische mit dem Barbarischen für gleichbedeutend gehalten haben. Der „ganz neue Plan“ in der Bearbeitung dieses Werks scheint sich auch in der That hauptsächlich darauf zu beziehen, daß der Redacteur und Bearbeiter den verkommenen und frangisirten Namen von Localitäten die landesüblichen gegenüberstellte.

Eine neue Monatschrift erscheint unter dem Titel: „Le furet cosmopolite, par A. de Barruel-Beauvert, laboureur.“ Am 15. jeden Monats wird ein Band davon ausgegeben. In der Buchhändlerannonce wird gesagt, es sei diese Monatschrift eine wahrhafte Laterna magica, worin alle seltsamen, interessanten oder lächerlichen Tagesbegebenheiten besprochen würden; die Reden wie die Handlungen der Beamten würden darin streng und gewissenhaft geprüft, allen groben Charlatanen, welchen Rang und Einfluß sie auch hätten, der Krieg erklärt, auf die Mittel, das Volk zu verstümmeln, hingewiesen, den Staatsmännern Anweisungen gegeben, wie das Land blühend zu machen sei; auch die Bibliographie, die Wissenschaften, die Künste, die Industrie, der Ackerbau, die Gerichtshöfe, die Theater, die Moden etc. kämen darin zur Besprechung. Selbst erscheint hierbei, wie geschildert Jedermann in Frankreich ist, den Staatsmännern gute Lehren zu erteilen und wie viel sich Jedermann auf seine Brosamen politischer Weisheit, die man wie das liebe tägliche Brot spendet, einzubilden pflegt.

Über weibliche Erziehung erschien die erste Lieferung der „Éducation maternelle, simples leçons d'une mère à ses enfants“, von Mad. X. Laffu, und „Le livre des mères de famille et des institutrices sur l'éducation pratique des femmes“, von Katharine de Kajolais. In letztem Werke rühmt man die darin entwickelten neuen und verständigen Ansichten, das edle Gefühl, den einfachen, reinen und eleganten Styl, selbst die gelehrten Kenntnisse. 2.

Literarische Anzeige.

Neuer Roman von A. v. Sternberg.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Der Missionär.

Ein Roman

von

A. von Sternberg.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien von dem beliebten Verfasser bei mir:
Fortunat. Ein Fremdmärchen. Zwei Theile. 8.
1838. 3 Thlr. 22 Ngr.
Leipzig, im April 1842.

J. W. Brockhaus.

Mittwoch,

Nr. 110.

20. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Doch der Calderon war es nicht allein, der Gries bis 1829 beschäftigte. Abgesehen von mehreren eigenen Gedichten und kleinern Übersetzungen, von denen wir später reden werden, erschienen in dieser Zeit die zwei schon erwähnten neuen Ausgaben des „*Befreiten Jerusalem*“ (1819 und 1824). Bei Gelegenheit der dritten schrieb er an einen Freund, der ihn um Mittheilung seiner Grundsätze für das poetische Übersetzen ersucht hatte:

Reue und Schönheit sind die beiden Hauptforderungen, die man an jede poetische Übersetzung zu machen hat; oder (wie Goethe sich bei Gelegenheit der „*Senobia*“ ausdrückte) man soll dem Originale durchaus treu und seiner Nation verständlich und begänglich sein. Sehr oft aber stehen diese Forderungen sich geradezu im Wege, und dann pflege ich nach folgender Maxime zu verfahren: Ist die Reue nur durch Kürze und Abgeschmacktheit zu erreichen, so wird ihr ohne Bedenken so viel genommen, daß nur der Sinn nicht ganz verfehlt wird; verlangt die Schönheit eine so große Abweichung vom Original, daß der Sinn nicht mehr zu erkennen ist, so muß sie dem weniger Schönen, nur noch Leiblichen Platz machen. So kommt hier Alles auf ein poco di più und poco di meno an, wobei der Übersetzer allein an seinen Geschmack und sein Gewissen verwiesen ist; er muß in Collisionfällen dieser Art, die so häufig vorkommen, die feinsten Gründe für und wider auf das sorgfältigste abzuwägen verstehen. So habe ich bei der Umarbeitung des Tasso fast jeden Vers von neuem auf die Goldwaage gebracht. Auf genauere Wort- und Begriffstellung habe ich großen Fleiß verwandt. In der ältesten Ausgabe z. B. lauteten die Schlussverse der 55. Strophe des 16. Gesanges:

Nicht sei entehrt durch dieses Schimpfes Bürde
Dein Königsblut, dein Reiz und deine Würde.

In der zweiten wollte ich die Übersetzung den lieben Deutschen mundgerechter machen und kehrte die beiden Verse um. Nun hab' ich die alte Lesart hergestellt, und wie viel gewinnen Ausdruck und Gedanke durch näheres Anschließen an das Original, durch Vorausstellung der Negation, durch Ans-Ende-Bringen der Hauptwörter! Wie viel Klarer, bedeutender und eindringlicher erscheint jetzt der ganze Satz! Nicht bloß der Reue, sondern auch der Schönheit in Sprache, Ausdruck und Versbau habe ich gebuhligt. Unbele, matte, prosaische Ausdrücke sind mit edlern, kräftigern, poetischen vertauscht worden; aller Zwang, so viel möglich, vermieden; die Reinheit der Sprache durch Ausmerzung der fremdlandischen Ausdrücke nach Vermögen vermehrt. Die größte Mannichfaltigkeit im ewig Wiederkehrenden muß sich jeder Dichter zum Gesetz machen, hauptsächlich aber der reimende, am meisten der Stanzendichter. Willig sollten niemals zwei Verse von gleicher Structur, gleichen Einschnitten unmittelbar aufeinander folgen. Am ver-

werthlichsten ist, wenn in einem Verse vier, oder gar fünf reine Jamben oder Trochäen einander nachtreten; wie selbst bei Schiller der unerträgliche Vers: „*Ihrer Götterjugend Rosen blühen*“ vorkommt. Den Platz zu vermeiden, halte ich für eine unerlässliche Pflicht. Er entsteht, meines Erachtens, im Deutschen (die romanischen Sprachen befolgen bekanntlich ganz andere Regeln) nur dann, wenn ein unbetonter Vocal am Ende eines Wortes mit einem Vocal zu Anfang des folgenden zusammenstößt. Nun finden wir am Ende eines reindeutschen Wortes nicht leicht einen andern unbetonten Vocal als das leibige e. Dieses bildet mit jedem folgenden Vocal allemal einen Fiat, den ich ohne alle Ausnahme für verboten halte. Das unbetonte a kommt im Deutschen wol nur am Ende von Eigennamen vor. Hier halte ich den Platz für durchaus verboten, wenn der folgende Vocal ebenfalls ein a oder ein au ist. Dagegen würde ich das unbetonte a im Zusammentreffen mit andern Vocalen zur Noth passiren lassen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen selten vorkommenden unbetonten Endvocalen, z. B. in desto, jezo und dergl. Betonte Endvocale kommen im Deutschen wol nur in einsylbigen Wörtern vor und machen keinen Platz; z. B. da erscheint, sie eilt, du erwachst. Doch vermeide ich auch hier das Zusammenstoßen gleichtönender Vocale. Da aber, je eher, du unser und dergl. würde ich mir schwerlich erlauben. Ein durchgreifendes Gesetz für unsere Reimverse, nach Art der antiken Metrik, aufzustellen, möchte schwerlich gelingen. Ich glaube noch immer, daß ein feines, musikalisch gebildetes Ohr hierin der einzige Richter ist. Man hat unsern fünfsylbigen modernen Jambus mit einem abgekürzten Senar verglichen wollen. Wäre dies thunlich, dann müßte der Spondeus im zweiten und fünften Fuße schlechthin verboten sein. Freilich thut man auch wohl, wenn man sich dieses Verbot zur Regel macht, wenigstens in Ansehung des fünften Fußes. Doch habe ich auch hier ein paar Mal den Spondeus gebraucht und, wie ich glaube, mit guter Wirkung. Das Gesetz der Mannichfaltigkeit, das die möglichste Abwechslung im innern Bau der einzelnen Verse und der ganzen Strophe gebietet, erstreckt sich, mit noch strengerer Forderung, auf den Reim. Nichts ist widerwärtiger, als wenn die abgedroschenen Reime auf Liebe und Erlebe, Sagen und Klagen, Hand und Land u. s. w. alle Augenblicke wiederkehren. Hier aber befindet sich der Deutsche in großem Nachtheil gegen die südlischen Nationen. Unsere Sprache ist (die französische ausgenommen, die in jeder Hinsicht bettelhaft erscheint) die ärmste an Reimen, zumal an wohlklingenden, was sich am meisten bei den weiblichen bemerklich macht, von welchen neun Zehnthelle auf e und en ausgehen. Daher kann ich Schlegel's Vorschlag und seiner Nachtreter Einwilligung, die großen epischen Gedichte der südlischen Nationen in lauter weiblichen Reimen wiederzugeben, auf keine Weise billigen. Welch ein Ohr, das ganze Gesänge von hundert und mehr Stenzen hindurch ununterbrochene Reime mit endenden e und en aushalten kann! Nur in Sonetten und andern kürzern Dichtungsformen finde

ich die unvermischte weiblichen Reime zulässig. Diese Reimarmuth der deutschen Sprache wird bei dem dreifachen Reime der Stange doppelt lässig, um so mehr, da eine Menge unserer bedeutendsten Wörter gar keinen Reim haben, andere nur einen oder zwei, die sich selten glücklich zusammenfinden, zumal für den Übersetzer, der an den Sinn des Originals gebunden ist. Wer für 20 bis 30 Stangen so viel wünschenswerthe Reime zusammenbringen kann, wie mir z. B. bei Ges. 16, St. 29 — 66 gelungen, hat von großem Glück zu sagen. In der neuern Ausgabe des Tasso ist, um einen reichern Reim zu gewinnen, um eine größere Mannichfaltigkeit derselben zu erzeugen, manche sonst untadelhafte Stange geändert worden. Dadurch falsche Reime, wie *leiden und streiten, finden und Linsen* habe ich mir auch in den frühesten Versuchen nicht erlaubt. Gebührende Vocale mit scharfen zu reimen, wie *fließen und wissen*, schien mir bereits beim Anfang der Tasso-Übersetzung unzulässig. Die sogenannten unechten Reime der einfachen mit zusammengefügten Vocalen, wie *hören und Lehren, habe ich mir länger nachgesehen; mit Unrecht, wie ich glaube. Ich kann wenigstens keinen Grund auffinden, weshalb die Vocale in der Reinheit den Consonanten nachstehen dürften. Fesseln legt freilich der Dichter und Übersetzer, der solchen Grundregeln folgt, sich auf; aber die Übung macht auch hierin den Meister.*

Daß die dritte Ausgabe des Tasso (in den ersten sechs oder sieben Gesängen) noch einige unechte Reime hat, daß diese aber in der letzten ganz verschwunden, ist oben bemerkt worden.

In der That, wenn man diese Mittheilung liest, dann wird man mit Hochachtung erfüllt vor dem Meister, der solche Grundsätze aufstellt und in seiner Arbeit sie befolgt. Um so eher wird man Gries verzeihen, wenn ihn die vielen Nebenbuhler, die er in Hinsicht auf seine Übersetzungen des Tasso, Ariosto, Calderon, Bojardo fand, verstimmt. Es waren manche darunter, mit denen ein Kampf ehrenvoll; aber manche standen ihm weit nach. Sie wurden indeß auch gelesen und gepriesen. Und, was für ihn bedeutend, ein großer Theil des Lohnes, den er so wohl verdient, entging ihm. Dazu steigerten Nachdrucker diese Verstimmung. Was jene Nebenbuhler betrifft, so mochte Goethe etwas von Gries' Unmuth darüber zu Ohren gekommen sein. Er schrieb an ihn am 20. Mai 1821:

Gw. Wohlgeb. werde abermals übergroßen Dank schuldig für den Genuß, den Sie mir durch das unschätzbare Stück Calderon's („Die Tochter der Luft“) gewährt. Zwar pflegt uns vom Guten das Letzte, was uns gebracht wird, immer als das Beste zu erscheinen. Doch dem sei wie ihm wolle, so gehört dieses Stück zu den vorzüglichsten Productionen dieses einzigen Mannes. Alle seine Verdienste, die geistreichste Conception eines bedeutenden Gegenstandes, die Verwandlung des Geschichtlichen in ein Fabelhaftes, die gewandteste Benutzung aller dramatischen und theatralischen Vortheile, poetische Gleichnisse, rhetorische Dialektik, das Alles in gewissen Punkten zusammenfassend, wahrhaft rührend, obgleich im Ganzen nicht aufs Gemüth abgesehen. Ich wiederhole meinen verbindlichsten Dank und bemerke nur, daß von dem Schriftsteller höchste moralische Bildung gefordert wird, indem man je nach herkömmlicher und geprüfter Sittenlehre das Gute nur um des Guten willen thun soll, ohne an eine Rückkehr auf sich zu denken. Der Deutsche besonders wird hierin stark geprüft; das kommt aber von den vielen Mitarbeitern, der daraus entstehenden Concurrenz und besonders Absichten vielfältiger literarischer Blätter. Fahren Sie ja fleißig fort und erhöhen unsere innern Sinne von Zeit zu Zeit mit solchen Meisterwerken.

Gries freute sich des Lobes aus solchem Munde, der trefflichen Äußerungen Goethe's. Doch konnte er nicht umhin, einem Freunde, dem er den obigen Brief mittheilte, in seinem meistens sehr anmuthigen Humor zu schreiben:

Ist das nicht erbaulich? Das Gute um des Guten willen! Könnte man nur auch den Betriegen solche „geprüfte Sittenlehre“ beibringen! Wenn ihnen aber die Krebszürschlinge in den Aden zurückgekönnen kommen, fragen sie den Teufel nach dem kategorischen Imperativ.

Wir müssen hier anführen, daß Gries 1824 von dem jedes Verdienst so gern und freudig anerkennenden Großherzoge Karl August mit dem Hofrathstitel beehrt wurde. Er, in einem Freistaate geboren und aufgewachsen, machte sich, wie sehr er den Verleiher ehrte, wenig aus dem Titel; ja, er verursachte ihm einige Unruhe, da er ihn zu einer Zeit erhielt, wo er mit dem Gedanken umging, das Weimarische zu verlassen. Doch war ihm der Gedanke erfreulich, daß wahrscheinlich Goethe das Geschenk veranlaßt und daß er nun einen Titel führe, den Wieland und Schiller bis ans Ende ihres Lebens getragen.

Wirklich dachte Gries damals an einen andern Wohnort. Jena, obgleich es sich einigermaßen erholt hatte, konnte ihm das doch nicht wieder werden, was es früher war. Man lese eine Schilderung des vormaligen Jena, in welchem er seine schönsten Jahre zugebracht, in Steffens' „Was ich erlebte“, und man wird sich Gries' Empfindungen erklären können. Nur einmal wurde die Einseitigkeit seines jena'schen Lebens unterbrochen, als er im Herbst 1819 nach seiner Vaterstadt reiste, von wo er im nächsten Frühjahr über Berlin nach Jena zurückkehrte. Dazu kam nun, daß jene beiden Freundinnen, in deren Hause er wie heimisch war, bei denen er stets, was ihm, dem Schwerhörigen, unentbehrlich war, seine Spielpartie fand, Jena verließen. Er entschloß sich, ihnen nach Stuttgart zu folgen. Im Herbst 1824 kam er dabelbst an, und anfangs fand er keinen Anlaß, seinen Entschluß zu bereuen. Er lebte wieder mit seinen trefflichen Freundinnen, der Witwe des Buchhändler Bohn und deren unvermählten Schwester; der Ort selbst, der ihm zu mancher Excursion in die interessante Nähe Anlaß gab, misfiel ihm keineswegs; mit Danner, Haug, Uhland, Schwab war er bald auf gutem Fuß; das Museum gewährte ihm Unterhaltung und die Boisserée'sche Gemäldesammlung manchen hohen Genuß. Auch an einer ihm gemäßen Arbeit fehlte es nicht. Der sechste Band des Calderon war noch in Jena fertig geworden. Nun forderte ihn Frommann zu einer neuen Ausgabe des „Rasenden Roland“ auf, die Gries gern übernahm. Eine neue Ausgabe hieß bei ihm immer eine neue Bearbeitung, und eine solche war denn auch, gleich denen des Tasso, die des Ariosto, der nun in fünf Bänden 1827 und 1828 erschien. Sie wurde dem Großherzoge Karl August zugewignet, der darauf Gries durch Goethe die goldene Medaille mit seinem Bildniß zusenden ließ. Den begleitenden Brief des Letztern theilen wir hier mit:

Den 2. Juni 1827.

Gw. Wohlgeb. neuer Verdienste um Ihre eigenen früheren Arbeiten sind mir durch die Günst des Herrn Frommann bis

her einzeln nicht unbekannt geblieben, und es ist mir nun ein wahrer Genuß, im Flusse des Zusammenhangs die Vorzüge zu empfinden, die Sie dieser letzten Arbeit verliehen haben. Höchst vergnüglich ist es zu schauen, wie sich jene dunkelwimpelte Luft, jauchst so heiter und freundlich auf dem Element unserer eruchten Sprache bewegt. Hierüber hätte vielleicht mich auszusprechen geglaubt, bis ich tiefer in das Werk eingedrungen, wenn nicht Befehl und Auftrag meines gnädigsten Herrn mich zu gegenwärtigem berechtigte. Oben zu einer Abreise nach Leipzig sich bereitend, erhielt unser Fürst Ihre angenehme Sendung, betrachtete die Widmung mit Vergnügen und nahm unverzüglich so viel Einsicht in das Ganze, daß er den ergößlichen Vortrag eines fremden Gedichts als eines eigenen beifällig anzuerkennen wußte. Damit nun durch Ihre Königl. Hoheit längeres Außensein eine dankbare Erwiderung nicht verspätet werde, übergeben Höchstseelichen mir, im Augenblicke des Scheidens, beikommende Medaille, in der Überzeugung, daß Ew. Wohlgeb. sich an Bild und Inschrift der guten Zeiten erinnern würden, die Sie als der Unserige in dem fruchtbringenden Jena zugebracht, und zu so vielen edeln und schönen Bemühungen auch die Ihrigen angeschlossen haben, wodurch wir uns denn bis jetzt mit mannichfaltig-preiswürdigem Erfolg belohnt sehen. In meinem Garten am Park schreibe ich gegenwärtiges, wo mir so manche freie Stunde gegönnt ist, daß ich jene schönen Gebilde ruhig und friedlich der Reihe nach durch Ihre Vermittelung kann vorübergehen sehen. Erhalten Sie mir und uns Allen ein geneigtes Andenken und begrüßen Sie die sämtlichen werthen Personen Ihrer Umgebung, welche sich meiner mit Theilnahme annehmen mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Vier Könige. Von F. W. Hackländer. Bilder aus dem Soldatenleben. Von Demselben. Mit Federzeichnungen von Theodor Hoffmann. Stuttgart, Krabbe. 1841. 8. 1 Hft.

Ein frischer kecker Geist, welcher ebenso glücklich auf dem nebelhaften Gebiete der Phantasie zu schaffen, als die gemeine Wirklichkeit bestehender Verhältnisse zu schildern weiß, beurkundet sich in diesem Bache. Es zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste unter dem Titel „Vier Könige; Arabesken“ rein phantastischer und dichterischer Natur ist, die zweite unter dem Titel „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“ mit der Copirtreue der altniederländischen Malerschule die naiv groben Sätze militärischer Subordination und Strenge, die kleinen und großen Freuden und Leiden des Kriegersstandes im Frieden, worin allerdings Unbequemlichkeit und Langeweile, durch die Stagnation des einsörmigen Casernenlebens veranlaßt, überwiegend sind, und die allerlei Muthwilligkeiten geschildert werden, womit sich die militärische Jugend bei vorkommender Gelegenheit für den vielen ihr auferlegten Zwang und Drang zu entschädigen sucht. Die Geschichte von den vier Königen ist phantastisch und abenteuerlich genug, wennschon die Vortrage- und Darstellungsweise jenes ganz eigenthümlichen mystischen Zaubers entbehrt, der uns z. B. in Th. Hoffmann's phantastischen Nacht- und Spukgemälden umfängt, unheimlich durchdringt und uns an dies seltsame Gezeuge fast wie an ein wirkliches Factum glauben läßt. Wir finden Hackländer's Fiktionen ganz allerliebste, pikant, muthwillig-barock, poetisch, aber der Styl, in seiner echt modernen Besonnenheit, läßt uns bei Sinnen und erhält uns nüchtern.

Der Verf. schildert zuvörderst einen gespenstischen Spaziergang durch das Schloß und Eingeweihte der kaiserlichen Casernen Kölns bei nächstlicher Welle. Alles lebt, Alles bewegt sich, die Häuser, der heilige Christoph, die weiß Koppel am Dom, dieser selbst. Aber mitten inne stört uns der Verf. durch eine Art Reflexion, durch die derselbe wahrscheinlich den gewöhnlichen modernen Napoleon-Enthusiasmus auch seinerseits betätigen will.

„Ich sah den Mond“, erzählt er, „der sich durch eine Häuserlücke auf den Hof geschlichen und, sich so unbemerkt glaubend, an eine Kanone gelehnt hatte“ — wobei schon nicht recht zu begreifen, wie sich der Mond an eine Kanone lehnen kann — „eine rührende Anhänglichkeit von dem Monde, denn es war eine alte Kanone, eine in den letzten Kriegen eroberte französische, und ich konnte deutlich in dem hellen Scheine das große N sehen. Ihr Beide kanntet euch und hieltet euch vielleicht ebenso umfaßt unter den Blütenregnen von Catalonien, sowie umkarst vom Eise an der Berezina. Ihr sprachet wol von großen, schwarzen, liebeglähenden Augen und von brechenden — Vive l'Empereur!“ Das wäre denn doch ein merkwürdiges Zwiegespräch gewesen zwischen einer ungeschlachteten Kanone und dem schwächelnden Monde, und zwar theils über große, schwarze, liebeglähende, theils über brechende Augen! Wie gesagt, es stört uns hierbei wie in andern Partien etwas, was wir nur als modern und gemacht bezeichnen können. Die vier Könige sind nun keine mächtigere gekrönte Haupter als die vier Kartenkönige, welche allerdings, im Verborgenen schlüpfend, ebenso viel Unheil gestiftet haben, als irgend ein König, der aus Fleisch und Blut bestand. Diese vier Kartenkönige wandeln als lebhaftes Wesen auf der Erde umher; sie sind dazu von einem gespenstischen Wesen verdammt worden, welches in jener Nacht mit vier andern Spukgestalten, verstorbenen königlichen Stadtsoldaten, sich mit Kartenspiel die Zeit vertrieb, verlor und mit dem Verluste des Spiels die Verpflückung hatte, zehn Jahre lang allnächtlich für die vier andern Spukgebilde zu waschen, während diese so lange in ihren Gräbern ruhig liegen und schlafen durften. Der Fluch, welchen das unglückliche Gespenst über die vier Kartenkönige, die seine Dame überstachen, ergehen läßt, ist für ein Gespenst kräftig und charakteristisch genug. Von jedem dieser in Blut und Fleisch verwandelten Kartenkönige wird ein Abenteuer erzählt, welches immer damit endet, daß irgend ein As oder ein Ding, welches ungefähr wie ein As aussieht, den König sticht und aus Blut und Fleisch wieder in ein lebloses unscheinbares Kartenblattchen verwandelt.

Die unbedeutendste unter diesen Erzählungen ist gleich die erste „Robert der Teufel“, wo das große schwarze Abisskreuz auf dem weißen Gewande einer im Sarge liegenden Todten wohl oder übel das Treßpaß vorstellen muß. Nicht toll und amüsant phantastisch dagegen ist das Treiben in der zweiten Skizze „Zum stillen Vergnügen“. So nämlich heißt ein Wirthshaus, worin der Kaffeekönig einzukehren und zu gehen liebt. Nach einem wild verlebten Abende ist er nicht wieder dort eingekehrt, aber auf dem Tische lag ein alter Kaffeekönig, der zu keinem vorhandenen Spiele passen wollte und den der Wirth deshalb zum Fenster hinauswarf. Kaffeekönig hatte ihm den Tod gegeben. Die dritte Skizze „Die Messbude“, worin das Abenteuer des Piquekönigs erzählt wird, halten wir für die schönste. Besonders ist der Anfang dieser Novelle von reinstem poetischen Wasser. Piquekönig, in der Gestalt eines jungen Mannes, wird in einer Messbude gefangen gehalten, um des Abends Kartenkunststücke zu machen. Er ist noch nie im Freien gewesen; er hat seinen Breterverschlag nie verlassen dürfen. Einmal aber entschlüpft er, und der Verf. schildert nun Piquekönigs seltsames Gefühl, als er in einen Garten tritt, wo all die glänzenden schönen Blüten und Früchte, die Sonne, die Luft, der Gesang der Vögel ihm neu sind, wo er ein junges Mädchen findet, mit welchem er sogleich — was freilich nur in einer phantastischen Novelle sich ereignen kann — in ein zartes und inniges Liebesverhältnis tritt. Dies ist vom Verf. tief empfunden und anmuthig dargestellt. Auch ist der Untergang Piquekönigs minder gesucht als der der übrigen Könige. Eine seiner Kartenkunststücke ist nämlich dies, daß ein Anwesender aus einem Spiele eine Karte zieht, diese in eine Pistole ladet und sobald die Pistole abschließt, Piquekönig erräth die Karte auf der Stelle. An dem verhängnißvollen Abende ladet aber ein Anwesender, welcher das dargelegte Spiel Karten rasch durchlaufen und gefunden hat, daß Piqueas darin fehle, die Pistole

mit einem Piqueas, welches er heimlich bei sich trägt, und schießt die Pistole ab. Piquetkönig fällt stracks todt nieder; und der gespenstische Herr der Bude, eben jener Alte, welcher den Huch über die vier Könige ausgesprochen, hält den Versammelten ein halb verbranntes, zusammengewickeltes Piqueas entgegen, nebst einer andern vergilbten Karte, Piquetkönig, welche in der Mitte halb voneinander gerissen war. „Er ist todt und ich muß wandern!“ seufzt das alte Gespenst. Die vierte Krabbe schildert das Abenteuer und endliche Verderben des Coeurkönigs unter dem Titel „Die Lurley“, und ist nicht ohne poetische Färbung. Das Ende ist gezwungen. Coeurkönig schießt das Herz der Lurley sichtbarlich in ihrem Busen schlagen; es erscheint ihm wie ein Coeuras und so schmilzt er in ihren liebevollen Armen zu einem Kartenblättchen zusammen.

Wenn uns diese kleinen poetisch-phantastischen Spielereien auch eine Zeit lang ergötzen und fesseln können, so fragen wir zuletzt doch nach einem Resultate, einer tiefern Tendenz, worauf wir uns selbst die Antwort schuldig bleiben müssen. In dieser Hinsicht sind die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“ beizurechnen vorzugleich. Nach tiefen Gedankenentwicklungen, nach künstlerischer Gestaltung seiner Aufgabe, nach einer poetischen Erklärung des Inhalts strebt hier der Verf. allerdings nicht; aber er befolgt Goethe's Wort: „Greife nur hinein ins volle Menschenleben!“ und der Griff ist ihm gelungen. Es sind Memoiren eines jungen Freiwilligen, welcher von dem äußern Glanze, worin das Soldatenwesen prunkt, sich blenden ließ und Artillerist wurde, um auf Avancement zu dienen. Aber was ist ein Soldat in einem Frieden, der sich beinahe bis zur Altersschwäche und zum Verkrüppeln in sich selbst überlebt hat? Nach einem zwanzig- bis fünfundzwanzigjährigen Frieden schwindet selbst der Nimbus des Kriegesruhms, den etwa ein glorreicher Feldzug auf ein Duzend Jahre dem Kriegerstande zurückließ. Dann ist der Soldat etwa einem Schauspieler zu vergleichen, welcher zum Vergnügen irgend eines Auditoriums täglich sich in ein Rollenkostüm werfen mußte, ohne doch wirklich agieren zu dürfen. Er sagt selbst, oder der Verf. läßt ihm sagen: „Ich lernte einsehen, daß der jetzige Militairstand ein Organismus ist, bei dem es darauf ankommt, wer am besten schweigen kann, seine Knöpfe am saubersten pugt und das Leberzeug recht weiß macht. Alles Andere, die schönen Gefinnungen, Tapferkeit und Hochherzigkeit, was ich mir früher so sauber ausgemalt, wird wahrscheinlich im Frieden auf der Kammer bewahrt und nur in Kriegszeiten heruntergegeben.“ Die auftretenden Personen sind sehr lebendig geschildert, besonders der straf- und schimpfhaftige, griechgramige, immer zu Schikanen aufgelegte Hauptmann Feind, und der echtsoldatliche, barsche aber dabei gutmüthige Oberst von L., der mit seinen „Militärenhunden“ um sich wirft und gelegentlich den beschwerlichen Hauptmann in seinem preussischen Jargon mit den Worten abführt: „Hören Sie, Herr Hauptmann Feind, ich will Ihnen unter uns sagen, daß mir das ewige Strafen durchaus nicht gefällt, überhaupt bei solchen Gelegenheiten, wie die drei erwähnten, und wenn der Oberst von L. ein gut Wort inlegt, so wird der Trompeter, so wie der Unteroffizier Dose nur eine Strafwache erhalten, und der Bombardier H. gar nicht, denn ich, der alte L., Commandeur von die siebente Brigade, sage Ihnen, daß er nicht bei die fünf gewesen ist. Hören Sie, Herr Hauptmann Feind, er war nicht bei die fünf, und wenn er auch dabei war, so bekommt er doch keine drei Tage Arrest; denn ich, sein Oberst, habe sie alle pardonnirt, weil sie mir einen dummen Streich gemacht haben, und zwei dumme Streiche vergeihe ich viel lieber als eine Nachlässigkeit. Ordnung muß

sein.“ Der dumme Streich aber, von dem der Oberst spricht, bezieht sich auf einen Schabernack, den der Bombardier H. mit noch fünf andern Freiwilligen im Hause des Obersten ausgeübt hat, wobei es ganz allerliebste beschrieben ist, wie die vier andern ertappt werden, der Bombardier H. aber sich in ein Schlafcabinet zweier hübscher Mädchen rettet, welche nach langen ergötlichen Unterhandlungen ihn auch aus seiner Verlegenheit befreien, nicht ohne daß der junge Bombardier der hübschen Emilie den Hohl seiner Dankbarkeit mit einem Kusse abträgt. Trefflich ist auch die Langweiligkeit des Militairarrestes geschildert, und so noch manches Andere, was sich in dieser Darstellung leicht lesen läßt, obgleich der Kundige weiß, daß dergleichen einfache Lebensscenen nicht ebenso leicht und bequem darzustellen als zu lesen sind. Die schönen Darstellungen dieser Art aus dem gewöhnlichen Leben, wenn sie wie die beschriebene durch Treue und Aufrichtigkeit geadeht sind, auch der moralischen Wirkung wegen, die sie hier und da in der Sphäre, welche sie berühren, ausüben können. 29.

Anekdoten.

Des berühmten Dechanten Swift Bartsherr, dessen Namen seine unbekannten Zeitgenossen der Nachwelt nicht überliefert haben, sagte eines Tages dem Dechanten, daß er eine Bierstube gepachtet und, obwohl auch Dichter, doch wegen einer anlockenden Überschrift in Verlegenheit sei. „Was ist denn Euer Schild?“ fragte der Dechant. „O, das ist natürlich the pole and the basin“, antwortete der Barbier (dies ist in England, Irland und Schottland das Zeichen des bartsherrnden genus hominum), „doch eine damit in sinniger Beziehung stehende Recommendation meines Biers, das ist's, was mein Gehirn nicht aufzutreiben vermag. Wenn Eure Hochwürden die Gnade haben wollten — nur zwei Zeilen, es würde eine unwiderrückliche Attraction sein.“ Der Dechant nahm die Bleiseder und schrieb:

Rove not from pole to pole, but stop in here,
Where nought excels the shaving, but the beer.

Der Barbier küßte das Blatt und stand schweigend. Swift präsentirte ihm die Bleiseder und jener schrieb:

But I, the shaver you extol,
Would gladly rove from pole to pole,
Working my way, from ear to ear,
Till other hands take up my bier.

Beide Impromptus haben das Schild der fraglichen Bierstube in Dublin viele Jahre gegiert.

John Abel, ein ausgezeichnete Tenorsänger in der Kapelle Karl's II. von England, mußte wegen seiner Religion im Jahre 1688 England verlassen, und die Guitarre überm Rücken durchzog er Frankreich und Deutschland. Auch nach Warschau kam er. Hier wünschte ihn der König zu hören. Aber in seinem Künstler eigensinne nahm Abel sich vor, den Wunsch des Königs nicht zu erfüllen. So oft er an den Hof gefordert wurde, behauerte er Katarrh zu haben. Da erschienen eines Tages einige handfeste Männer, packten den Katarrhbesessenen und brachten ihn aufs Schloß in eine geräumige Halle. Auf der sie umgebenden Galerie saßen der König und sein Hof. Die Handfester banden den Sänger auf einen Armstuhl und mittels Seilen wurde er an die Decke gezogen. Dann entfernten sich die Männer und das Erstaunen des Sängers ging in einen andern Gefühlszustand über, als durch eine Nebenthür ein riesiger Bär einschritt. Der König ließ Abel jetzt die Wahl, in die Halle herabgelassen zu werden oder zu singen. Ohne langes Bedenken entschied sich Abel für Letzteres, und wenn die Geschichte wahr berichtet, hat er nie trefflicher gesungen. Das wäre demnach ein historisches Factum zu beliebiger Theaterbenutzung. 7.

Donnerstag,

— Nr. 111. —

21. April 1842.

Johann Dietrich Gries.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Der Aufenthalt in Stuttgart sollte indeß nicht von Dauer sein. Das Klima, in welchem Gries keineswegs ein südliches fand, war seiner Gesundheit nicht zuträglich. Stichtische Leiden, in seiner Familie heimisch, traten oft ein, dazu wiederholte und gefährliche Anfälle von Bräune und Brustbeschwerden; ein Gebrauch des rippoldsbader Bades, in welches Gries sich im Sommer 1826 begab, half nicht ausdauernd. Doch ging in den gesunden Zwischenzeiten die Arbeit gut von statten; er hatte eine solche Fertigkeit und Gewandtheit im Übersetzen erlangt, daß er den am 8. Jan. 1827 begonnenen vierten Band des Ariost am 18. März vollendete. Als ihn aber im April desselben Jahres eine schwere Krankheit seines ältern Bruders, des hamburgischen Syndicus und Gesandten am Bundestage, nach Frankfurt gerufen, wo er diesen nicht mehr lebend fand, und nun den auf der Heimkehr Begreifenen in Darmstadt die Bräune mit großer Heftigkeit befiel, so daß er nach einem zehntägigen Krankenlager erschöpft und mit Noth nach Stuttgart zurückkam, da beschloß er diesen Ort zu verlassen, wozu noch andere Umstände ihn bewogen. Sich in seiner Vaterstadt niederzulassen, das widerrieth sein körperlicher Zustand; in jedem andern Orte, wo er keine Bekannte fand, sich anzusiedeln, machte die immer zunehmende Taubheit mißlich. Wohin anders sollte er seine Gedanken richten als nach Jena? Und wirklich begab er sich dahin, und im Spätsommer 1827 fand er sich wieder in demselben Hause, in welchem er schon als Jüngling, dann bis zu seiner Reise nach Stuttgart gewohnt hatte.

Daß nun vollends die Heiterkeit, deren er sich in den frühern Jahren in Jena erfreute, nicht wiederkehren würde, war zu erwarten. Und in der That, Gries hatte von des Lebens Bitterkeit viel erfahren. Er hing mit großer Liebe an seiner Familie; von seinen Geschwistern — es waren ihrer in Allem zehn — hatte er in dem kurzen Zeitraume von fünftehalb Jahren fünf verloren und unter diesen die drei Brüder, die ihm an Alter die nächsten waren, ausgezeichnet an Kopf und Herz. Im J. 1828 lebten ihm nur noch zwei verwitwete Schwestern, beide bedeutend älter als er selbst, und ein jüngerer Bruder, mit dem er nie eine längere Zeit zusammengelebt hatte.

Sein Vermögen war durch Bankrotte sehr zusammengesmolzen, und wie hatte dieses, wie hatte sein Herz durch das Schicksal Hamburgs während der französischen Zeit gelitten! Nun war sein Körper durch viele Krankheiten mürbe geworden und die Taubheit nahm immer zu. Er, der geselligste Mensch, litt dadurch unsäglich; schon in weit früherer Zeit hatte er manchmal eine Gesellschaft, die durch geistreiche Männer unterhalten wurde, in Verzweiflung verlassen; so war die Qual groß, wenn in einer solchen Goethe etwas vortrug und er bei aller Anstrengung dem Vortrage nicht folgen konnte. Nun war die Musik, seine Leidenschaft, nicht mehr für ihn, vollends da die Sicht seine Hände schwächte, so daß sein schöner Flügel, den er einst meisterhaft spielte, für ihn ein todes Werkzeug war.

Aber der Mensch will leben und thätig sein, und Gries war genöthigt, durch literarische Arbeiten sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Lange hatte er sich gestraubt, dem Wunsch seiner Freunde gemäß seine eigenen Gedichte zu sammeln. Nun entschloß er sich dazu, und 1829 erschienen zwei höchst zierliche Bändchen „Gedichte und poetische Übersetzungen“. Gries, bei einem entschiedenen Talente zum Übersetzen, hatte es durch Nachdenken und ungemeinen Fleiß zu einem hohen Grade von Vollkommenheit in dieser Kunst gebracht. Auf einen hohen Rang als Dichter machte er selbst keinen Anspruch. Doch wird man ihn nicht tadeln, daß er seine Gedichte, deren mehrere Schiller mit Freude in seinem Almanach aufnahm, sammelte und herausgab; wie man seinen Gelegenheitsgedichten und geselligen Scherzen Anmuth, Wiß und gute Laune zugestehen wird. Gedichte, die von der gegenwärtigen lyrischen Hypergenialität als kalt angesehen werden, galten vor 40 und mehr Jahren, da sie en standen, für genial.

Lange hatte der Calderon geruht und das Publicum war gegen den einst so hoch gefeierten Dichter kälter geworden. Doch verstand sich Gries' Verleger zu einem siebenten Bande, der denn auch im selbigen Jahre mit den eigenen Gedichten erschien. „Die Locken des Absalon“ waren ein Beweis, daß Gries auch in Hinsicht auf diesen Dichter zu hoher Virtuosität gelangt war. In den Jahren 1831 — 33 erschien der „Richardett“ des Fortiguerra. Und nun wandte sich Gries, obgleich durch eine

abermals bestandene schwere Krankheit noch mehr körperlich geschwächt, an ein Werk, dessen Vollenbung allein ihm unvergänglichen Ruhm gesichert haben würde. Bojardo's „Verliebter Roland“ war den Deutschen fast unbekannt. Vor einigen Jahren erst hatten Panizzi und Ad. Wagner das durch Berni's Umgestaltung verdrängte, selbst in Italien wenig bekannte Original wieder ans Licht gebracht. Gries übernahm nun eine Übersetzung, und er hat den Ruhm, daß durch ihn die Deutschen eine Ergänzung des „Kasenden Roland“ und den Genuß eines sehr genialen Dichters gewannen. Nun lernten wir ihn auch als bedeutenden Kritiker und Gelehrten im Felde der Literatur kennen, der er sein Talent und seinen Fleiß gewidmet hatte; freilich nicht zu eigentlicher Überraschung; denn jeder sinnige und urtheilsfähige Leser seiner Übersetzungen wird sich selbst gesagt haben, daß Werke wie der deutsche Tasso, Ariosto, Fortiguerra und Calderon nicht ohne Kritik, ohne gründliches Studium der deutschen wie der italienischen und spanischen Sprache, nicht ohne gründliche literarische und historische Kenntnisse entstehen konnten. Was man so schließen mußte, sah man durch die Behandlung des Bojardo, durch die musterhafte Einleitung und die Anmerkungen vollkommen bestätigt, wie denn die Übersetzung selbst den Meister bekrundete. Im J. 1833 wurde das große Werk begonnen und 1839 erschien der vierte und letzte Theil desselben. Doch hatte Gries diese Arbeit nicht ohne Unterbrechung vollenden können, indem eine fünfte Ausgabe des Tasso gefordert wurde, die er in der oben angegebenen Weise 1837 zu Stande gebracht, der Großherzogin von Weimar zueignete, der hohen Frau, die dem Übersetzer wiederholt schöne, von demselben tiefempfundene Beweise ihrer Huld gegeben hatte.

Der Bojardo sollte nicht in Jena beendet werden. In dem letztgenannten Jahre litt Gries wiederum sehr an seinen giftigen Uebeln, und so, daß sein Bruder und dessen Gattin nöthig fanden, ihn in seine Heimat, in seine Familie herüberzuholen. Sie reiseten deshalb selbst nach Jena, welches zu verlassen Gries jetzt schwer wurde. Doch gab er sich der liebevollen Absicht der Seinigen hin; im Herbst 1837 befand er sich wieder in seiner Vaterstadt. Durch die Liebe der Angehörigen, durch die Sorgfalt seines Arztes Kunhardt, eines Jugendfreundes, der mit einer Tochter von Gries' Schwester vermählt war, wurde er gestärkt, sodaß er in leidlicher Gesundheit die Übersetzung des Bojardo beendigen konnte. Ja, er übernahm, einer Aufforderung der Nicolais'schen Buchhandlung zufolge, eine Durchsicht der von ihm übersetzten Schauspiele des Calderon zum Behuf einer andern Ausgabe derselben, wovon bis 1840 die sieben Theile, an manchen Stellen berichtigt und verbessert, erschienen. Es wurde ein achter verlangt, und auch diesen lieferte Gries im nächsten Jahre.

Doch nun waren seine Kräfte erschöpft. Die Sorgfalt der Seinigen hatte seine Uebel wol lindern, aber nicht heben können. Zu den frühern gesellten sich neue, schmerzliche. Seit der Erscheinung des achten Bandes des

Calderon war an Arbeiten nicht mehr zu denken. Einen Lichtblick in das Dunkel, welches Gries umgab, warf die Gnade des jedes Verdienst so großmüthig anerkennenden Königs von Preußen, der ihm eine bedeutende Pension auf Lebenszeit zusicherte. Aber nicht lange sollte er dieser Gnade genießen. Seine Leiden und Schmerzen mehrten sich; der am 9. Februar 1842 eintretende Tod mußte als eine Wohlthat betrachtet werden.

— Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Wenden wir dieses Wort Schiller's auf Gries an in dem Sinne, womit Goethe sich über dessen Übersetzung der „Tochter der Luft“ Calderon's äußert.

Wohl dem Übersetzer, der lebenslänglich sein Talent fleißig bemüht für uns verwendet hat! Diesen herzlichsten Dank wollen wir diesmal Gries schuldig dachbringen. Er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwänglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Übereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen. Heil also dem Übersetzer, der seine Kräfte auf Einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!

60.

Aus einem Briefe Immermann's, geschrieben Magdeburg, 12. April 1838.

— Die Verse im „Hamlet“, über welche Sie meine Meinung zu hören wünschen, verstehe ich so. Hamlet hat bei eigener Schwäche den schärfsten Blick für die Schwächen Anderer. Laertes ist eigentlich ein wohlgezogener, mäßiger, altkluger Jüngling. Übermaß der Gefühle liegt ihm ganz fern. Der Besatz von Halschheit, welchen Shakespeare allen seinen Charakteren im „Hamlet“ gegeben hat, treibt ihn aber, sich so ungebärdig im Grame um seinen Vater und Ophelien anzustellen. Mit dem Grame um den Vater will er seine Empörung rechtfertigen, mit den Ausrufungen an Ophelien's Grab, mit den Verwünschungen Hamlet's sich dem Könige empfehlen und ihm andeuten, daß er festhalte an dem inzwischen mit diesem insgeheim gegen Hamlet abgerebeten Plane. Vielleicht legt der Kluge in diese Reden auch schon seine Rechtfertigung vor dem Publicum über die heranschreitende blutige That nieder. Man muß annehmen, daß Ophelia vor dem Hofe und einem Theile des Volks begraben wird. Wenn nun Laertes in Zukunft der Theilnahme an einem gewaltsamen Ende Hamlet's verdächtig oder überführt wird, so sollen die bei der Grabesceue zugegen gewesenem Zeugen ihn mit dem Übermaße seines Kammers entschuldigen.

Alle Affetation verräth sich selbst. Der zärtliche Sohn und Bruder überbietet sich in theatralischen pomphaften Exclamationen und legt doch das meiste Gewicht am Ende darauf, daß dem Begräbniß des Vaters und der Schwester die äußern Staatschren gefehlt haben.

Hamlet durchschaut diese Unnatur und Lüge. Er, dessen Seele von einem tiefen Grame ganz zu Boden gedrückt ist, der zuletzt auf dem Kirchhofe dahin gekommen ist, alles Menschliche, das Höchste und Größte, als eine gemeine Beute der Verwesung zu betrachten, muß nun neben sich diese Affenträuer toben hören. Er wird dadurch im Tiefsten gereizt und erbittert. In dieser Agitation vergiftet er sich, tritt vor und es erfolgen die bekannten heftigen Reden gegen Laertes. Hamlet will ihm damit sagen: du bist nicht Der, den du spielst; alle deine Ausrufungen lassen sich nachmachen; ich, wiewol ich sie getöbet haben soll, liebe Ophelien im Grunde noch mehr als du.

Der König und die Königin hatten diesen Ungeßüm für

einen Paroxysmus seiner Tollheit und sprechen es aus. Als der König es sagt, hört Hamlet noch nicht darauf; er ist mit seinen Ergüssen noch nicht zu Ende. Die Königin wiederholt es mit dem ausgespannenen Bilde von den Tauben. Hier bekümmert sich Hamlet und erkennt, daß er sich vergessen habe. Er fühlt die Nothwendigkeit, einzulernen und die Rolle des Tollen, die er einmal übernommen hat, vor dem Hofe fortzuspielen. Daher der plötzliche Contrast der folgenden Reden, das Abgebrosene, Dunkle, Sprüchwörtliche, Metaphorische. Der König läßt sich täuschen, und daß Hamlet die Täuschung beabsichtigte, geht ganz klar aus seiner nachherigen Rede an Laertes vor dem Richter hervor. Er hatte zwar die leidenschaftlichen Worte ganz bei Stimmungen gesprochen, er hatte dabei gar nicht an seine Maske gedacht. Da er aber durch die Auslegung des Königs und der Königin das Stichwort zu seiner Rolle hörte, so besann er sich auf diese und spielte sie nun wirklich.

Hierdurch gibt uns Shakspeare die Weisung, in den Worten: Hear you, Sir u. s. w. nicht zu viel Sinn zu suchen. Wahrscheinlich sind die eigentlich dunkeln Stellen Bruchstücke aus uns verlorengegangenen Sprüchwörtern und Volkstümern, und die Anspielungen müssen daher zum Theil sich verbergen. Indessen einen gewissen Sinn hat die Stelle gewiß; denn in der Tollheit des Prinzen ist, wie ja auch Polonius schon bemerkt, immer Methode. Durch die nicht ganz zu verbergende Logik und Consequenz unterscheidet sich gerade der verstellte Wahnsinn von dem wahren, ein Satz, der sich mir oft in meiner gerichtlichen Erfahrung bestätigt hat.

Was will denn also Hamlet eigentlich sagen? Dies, wie ich glaube. Er hält im Grunde etwas auf den Laertes; er sagt selbst nachher, daß es ihm leid thue, ihn beleidigt zu haben, daß seine Sache ein Abbild seiner eigenen sei; er spricht achkend von ihm vor Laertes; späterhin bemüht er sich ernstlich, von ihm Verzeihung zu erhalten. Es fällt ihm auch jetzt ein, daß er denn doch ihn wirklich schwer gekränkt habe. Diese Gefühle wirken auf ihn vereint; er möchte auf der Stelle sich mit Laertes erklären; er kann nur glauben, daß dieser über den eigentlichen Zusammenhang der Sache ganz im Dunkeln tappe. Wie soll er aber dies möglich machen, da er den Tollen spielen muß und vor dem Hofe steht, dem gerade die Hauptsache geheim zu halten ist? In der Voraussetzung, daß meine Ansicht von der Situation richtig sei, übersetze und umschreibe ich die Stelle folgendergestalt:

„Hört doch, Herr! Warum seid ihr gegen mich so erbost? Ich war euch ja immer wohlgesinnt — (Glühe: und es ist auch jetzt noch kein Grund vorhanden, weshalb wir zerfallen sollten; denn ich tödtete Euren Vater im Irrthum für den König, und ich kann doch auch nichts dafür, daß Eure Schwester, über dieses zufällige Ereigniß den Verstand verlierend, sich ins Wasser stürzte). But it is no matter — Aber was würden mir alle meine Worte helfen? — Wenn ich die Kraft des Hercules anwendete, Euch ins volle Licht zu setzen, Ihr würdet in Euren thörichten Gebahren gegen mich fortfahren. Vergeblich kämpft die höchste Kraft gegen den verkehrten Sinn der Menschen, in welcher Hinsicht sie unvernünftigen Thieren (Hund, Rabe) gleich stehen, die ihr Geschrei fortsetzen, man mag dagegen machen, was man will.“

Auf die vorhergehenden melancholischen Gedanken des Prinzen über das gemeine Menschenloos beziehe ich die Worte: Let Hercules himself u. s. w. deshalb nicht, weil das Vorhergehende durchaus nicht andeutet, daß Hamlet überhaupt die Trauer über den Tod eines Menschen schelte.

Ich muß es Ihnen nun überlassen, wie Ihnen diese Deutung gefällt. Ganz ausss Reine wird man mit solchen Stellen nicht kommen, und man soll es auch, wie ich glaube, nicht. Der Sinn eines Dichters kann ja nur von allen Seelenkräften im Bunde mit dem Gefühl gefunden werden. Der feinste Blumenstaub verfliehet leicht, wenn wir mit den Fingern der Erklärung an ein Werk streifen. —

Victor Hugo in der „Phalange“.

Die „Phalange“, unstreitig eins der tüchtigsten Journale Frankreichs, enthält einen Artikel, der ganz geeignet ist, sowohl den Geist dieses Blattes als auch den des neuen Werkes B. Hugo's: „Le Rhin“, zu charakterisiren.

„Mehrere Blätter“, sagt die „Phalange“, „haben in den letzten Tagen Auszüge eines Werkes: „Le Rhin“, das Hr. B. Hugo veröffentlicht, gegeben. Dieses Buch, wie Alles, was Hr. B. Hugo schreibt, wird von den Freunden des Verf. in die Wolken gehoben und mit Lärmen angekündigt. Hr. Hugo zeigt sich in demselben, wie man sagt, in fünfacher Gestalt, als Poet, als Künstler, als Geschichtsschreiber, als Philosoph und vor Allem als Politiker. Nach den Artikeln zu urtheilen, die die „Presse“, die „Débats“, der „Courrier français“, der „Globe“ und der „Siècle“ mittheilten, glauben wir, daß „Le Rhin“ Hrn. Hugo's Ruf als Künstler und Poet, insbesondere als Sängers der Ruinen, nicht schmälern wird. Was er über Köln und seinen Dom schreibt, steht dem Besten in seiner „Notre Dame de Paris“ gleich. In dem aus Andernach vom 11. August datirten Briefe findet man vielen schwarzen Kummer und melancholische Träumereien, so das Ende dieses Briefes beweist.“

„Als Geschichtsschreiber ist Hr. Hugo so gelehrt, daß er im Falle der Noth Professor der Geschichte werden könnte. Sehen wir aber, ob nach den Citationen der Verf. der „Orientales“ mit ebendemselben Rechte auf den Titel eines Philosophen und eines Politikers Anspruch machen kann.“

Vorerst hören wir den Philosophen.

Die ignorante und paradoxale Philosophie.

„Spanien hat gegen Ludwig XIV. mit einem einsätzigen Könige, England gegen Napoleon mit einem verrückten gekämpft.“

„Beweist dies nicht, daß in beiden Fällen der König nichts als eine Sache der Form ist? Ist das vom Guten? Ist das vom Bösen? Es ist das eine Thatfache, die wir nicht beurtheilen wollen. . . . — Mein Freund! Mein Freund! Was die Sachen machen, wissen diese vielleicht, aber sicher ist und Andere haben es vor mir gesagt, die Menschen wissen nicht, was sie thun. Nichts widerstrebt in mir dem Gedanken, daß der Baum das Bewußtsein seiner Frucht habe, aber sicher ist, daß der Mensch nicht das Bewußtsein seiner Bestimmung hat.“

Die tiefe und diagonale Philosophie.

„Die Geschichte enthält endlich zwischen diesen vier Wörtern, die den Gegenstand dieses Briefes ausmachen, ich weiß nicht welche wunderbare und, so zu sagen, diagonale Wechselwirkung, die sie geheimnißvoll zu verbinden scheint und die dem Denker eine geheime Gemeinschaft der Entstehung und, in Folge dessen, der Bestimmung enthält. Führen wir hier davon nur zwei an: der erste bezieht sich auf England und die Türkei. Heinrich VIII. tödtete seine Frauen wie Mohammed II.; der zweite bezieht sich auf Rußland und Spanien. Peter I. hat seinen Sohn getödtet wie Philipp II.“

Die skeptische und entmuthigende Philosophie.

„Etwas, was ich am öftersten in dieser Welt sage, ist: Wozu nützt's?“

Hören wir nun den Politiker.

Die fatalistische, drollige Rebellpolitik.

„Das Leben und die Intelligenz des Menschen sind, ich weiß nicht welcher dunkeln göttlichen Maschine, von den Einen Vorbestimmung, von den Andern Zufall genannt, verfallen, die Alles mischt, ordnet und zerlegt, die ihre Räder in Dunkel hält und die nur ihre Resultate an den Tag bringt. Man glaubt, Etwas zu thun und thut etwas Anderes. Die Geschichte ist voll von dergleichen. Wenn der Gatte der Katharina von Medici und der Geliebte der Diana von Poitiers sich zu mystischen Zerstreungen verleiten läßt, so zeugt er nicht nur Diane d'Angoulême für Horace Farnese, sondern die zukünftige Ausöhnung bedienigen seiner Ehne, der bereinst Heinrich III. sein sollte, mit demjenigen seiner Neffen, der dereinst Heinrich IV. zu sein

bestimmt war. Wenn der Herzog von Nemours im Galopp die Treppen der heiligen Kapelle herabstürzt auf seinen Reffen Le Reat, so bereitet er nicht nur die Wuth der gefährlichen Spiele, die er in Mode setzt, sondern vor Allem den Tod des Königs von Frankreich vor. Am 10. Juli 1559, in den Turnieren in der Rue d'Antoin, als Montgomery, von Schweiß triefend, unter seinem weiten rothen Mantel seine Lanze einlegt und sein Pferd dem kühngeisterten Ritter unter dem Haisfalle der Damen entgegenreißt, ahndet nicht, welch ein Wunderding er in der Hand hält. Wie hat ein Zauberstab so gewirkt wie diese Lanze. Mit einem einzigen Stoße tödtet Montgomery Heinrich II., reißt er den Palast des Tournelles nieder und baut Place-Royale, d. h. er wirft die Komödie der Vorsehung über den Haufen, unterdrückt die Schauspieler und ändert die Decorationen."

Sehen wir uns endlich die Politik an:

Friedliche und verständige Politik.

(Aus den „Débats“.)

„Im 17. Jahrhundert hat Europa, die Schutzvölkern der im Aufgang und im Untergang bedrohten Civilisation, der Türkei und Spanien widerstanden. Im 19. Jahrhundert muß Europa, durch die souverainen Berechnungen der Vorsehung ganz in dieselbe Lage gebracht, Rußland und England widerstehen. Wie aber wird es widerstehen? Was ist von dem alten Europa, das den Kampf bestand, übrig geblieben und welches sind die Stützpunkte des neuen Europas? Nur zwei Nationen: Frankreich und Deutschland. Wohl an, das kann genügen. Frankreich und Deutschland sind wesentlich Europa, — Frankreich und Deutschland sind wesentlich die Civilisation. Es besteht zwischen diesen beiden Völkern ein innerer Zusammenhang, eine unbestreitbare Blutsverwandtschaft. Sie fließen aus denselben Quellen, sie haben zusammen gegen die Römer gekämpft, sie sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart, Brüder in der Zukunft.“

„Das nenne ich verstehen, das nenne ich sprechen“, fährt die „Phalange“ fort, „wir bringen dem berühmten Poeten unsern Glückwunsch mit demselben Vergnügen dar, als es uns unangenehm war, ihn zu kritisiren. Somit macht sich Hr. Hugo zum Bertheiliger jener französisch-deutschen Allianz, die die Verbindung aller Völker herbeiführen wird. Er entsetzt jenen alten Vorwürfen gegen die Verträge von 1815 in jener unglücklichen Idee der Eroberung des Rheins, deren Unterstützer er in seiner Receptionstheorie vor der Akademie war.“

Die kriegerische und unsinnige Politik.

(Aus dem „Siècle“.)

„In dem Augenblicke, wo ich, ich weiß nicht durch welche Strafe schritt, trat auf einmal ein kleiner Greis mit lebendigem Auge aus der Boutique eines Bartschneiders hervor und wendete sich an mich: „Monsieur, vous Français! Oh! les Français, ran! plan! plan! ran! plan! plan! la guerre à toute le monde! Prates! Prates! Napoléon? n'est ce pas? La guerre à toute l'Europe! Oh! Les Français! bien prates! Monsieur! La payonnette au qui à tout ces Prasiens! Une ponne qu'il pite gemme à Jéna! Praso! les Français ran! plan! plan! Ich gestehe, daß diese Parangue mir gefallen hat. Frankreich ist groß in diesen Erinnerungen und in der Hoffnung an dieser edeln Nation. Diese ganze Rheinseite liebt uns! — Ich hätte fast gesagt, erwartet uns!“

„Bevor wir“, steht der Redacteur der „Phalange“ hinzu, „den unbegreiflichen Befehl Hrn. B. Hugo's gelesen hatten, glaubten wir, daß die Parangue des alten Deutschen eine ganz vorzügliche Satire gegen den französischen Chauvinismus sei. Aber nein! Der Enthusiasmus des Bartschneiders von Köln war ernst gemeint und seine Rede hat dem Herzen des Poeten wohl gethan. Und mit dem Kriege gegen ganz Europa, mit der Erneuerung der Schlacht von Jéna, mit den payonnets au qui der Preußen, mit der Eroberung der Rheinprovinzen hofft Hr. Hugo die Brüderschaft zwischen Deutschland und Frankreich für

Gegenwart und Zukunft zu sichern!... Ein bravtätiges Amalgam von Inconsequenz und Widerspruch ist nicht nur sträflich, sondern höchst lächerlich! Fürchtet denn Hr. Hugo nicht, daß man ihn anklage, er lege an demselben Tage die verschiedensten Gerichte für verschiedene Magen vor: Friede und Eintracht für die Leser des „Débats“, Krieg und Eroberung für die des „Siècle“? Hr. Hugo will also, daß man von der Seele des Dichters sage, sie sei eine plaudernde und oberflächliche Hasse, die singe, wie Pailasse tanzt — für alle Welt! Wir beschwören den berühmten Dichter im Namen seines Ruhmes, seine Lieder besser untereinander in Einklang zu bringen, wenn er des Einbruchs sicher sein will. Da er nun einmal die Leser des Poeten Hrn. Roger de Beauvoir überlassen will und den Titel eines Denkers in Anspruch nimmt, so sollte er begreifen, daß die erste Eigenschaft des Denkers die Logik und die Einheit sind. Wir bitten also Hrn. Hugo sich eines Bessern zu bedenken und sich die Lust vergehen zu lassen, de mitra la bayonnette au qui des Prussiens, auf daß die Deutschen und Franzosen Brüder sein können und auf daß sich die heilige Allianz bilde, die allein im Stande ist, den beiden Mächten zu widerstehen, die Mitteleuropa im Jaume halten muß, um beruht zu einer großen Gesamteinheit zu gelangen.“

61.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten im den Monaten März bis Juli 1841.)

Im „Inquirer“, einem pennsylvanischen Journal, wird die Schönheit der Umgebungen des Capitols zu Washington, besonders der Bäume, Gesträuche und Blumen wegen, gerühmt und der Wunsch geäußert, daß auch andere Städte dem Beispiele der Bundesstadt folgen und ihre öffentlichen Plätze mit Blumen schmücken möchten. Die Begrüßungsplätze, bemerkt jenes Blatt, stehen voll von schönen Blumen, warum nicht auch die öffentlichen Plätze? Duftend blühende Gesträuche auf diese gepflanzt, würden unsere Städte mit Wohlgerüchen erfüllen. Die Gartengesellschaften sollten in der Nähe jeder Stadt einen botanischen Garten halten — ein lebendes botanisches Werk über Blumenzucht und Blumenkunde. Seit mehreren Jahren hat sich der Geschmack bei uns in dieser Beziehung wesentlich verändert. In frühern Zeiten wurde Blumenzucht in Amerika fast völlig vernachlässigt; gegenwärtig aber bezieht man sich derselben stets mehr.

Die Einnahme des Obiolanals hat im vorigen Jahre 452,122 Dollars betragen; 28,532 Doll. mehr als im vorhergehenden Jahre. Im J. 1833 belief sich die Einnahme auf nicht mehr als 136,555 Doll., 1834 war sie 164,488 Doll., 1835 nur 135,664 Doll., im J. 1836 aber stieg sie bereits bis zu 211,828 Doll., im J. 1837 bis zu 293,428 Doll.; im J. 1839 erhob sie sich bis auf 423,506 Doll. und im J. 1840 bis auf 452,122 Doll.

Der „Hartford Courant“, eine der ältesten Zeitungen in Neu-England, hat einen Subscribenten, der dieses Blatt schon 49 Jahre hält. Der Vater desselben hielt dasselbe ebenfalls einen Zeitraum von 37 Jahren hindurch, so daß diese Zeitung nun bereits 86 Jahre in einer Familie gelesen wird.

Der Gouverneur der Vereinigten Staaten in der freien Regtercolonie Liberia auf der Küste Afrikas, Hr. Buchanan, hat nach Washington berichtet, daß dort gegenwärtig mehr als 30,000 Kaffeebäume gepflanzt sind.

Leonin Bernon de Tracy, ein Italiener, welcher in Montreal öffentliche Vorlesungen hält, ist 24 Sprachen kundig, von denen er 17 geläufig spricht.

13.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preussischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Begriffe: Bureaukratie und Collegialverwaltung; nebst Erörterung der Vorzüge und Mängel beider Verwaltungsbehörden. Arnberg, Ritter. 1840. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Der Verf. hat sich nicht genannt, verräth sich aber selbst. Nicht sowohl das zur Gewohnheit gewordene vornehme Absprechen und das sich oft gestattete wegwerfende Urtheil, ferner der öfter hervordringende Ärger über die wesentliche Unterscheidung der Staatsdiener von Privatbedienten und die Nichtzulässigkeit beliebiger Dienstentsetzung jener, sowie die vorleuchtende Anhänglichkeit am Bestehenden und namentlich die Vorliebe für die provinziellen Zustände und Besonderheiten, was zusammen immer noch keine ganz absonderlichen Kennzeichen abgeben würde, sondern vornehmlich die Schlussworte des Buches lassen für Den, der persönliche Bekanntschaft besitzt, gar keinen Zweifel übrig.

Mögen die wiederholt in dieser Schrift anklingenden Ideen der politischen Speculationswuth als altfränkische Philistereien erscheinen. Immerhin! Hat doch die preussische Verwaltungspolitik selbst von den herrlichen Jünglingen, deren Kinn dem Messer noch kein Schnitterfeld darbot und welche, weil sie deutsche Jungen waren, sich sogleich ein junges Deutschland zu sein bedünkten, solch unbillige Urtheile erfahren müssen.

Diese Äußerung ist so charakteristisch zur Erkennung des Verf., als auch zur Offenlegung des Geistes seiner Arbeit, daß wir hiermit diese Anzeile derselben füglich beschließen könnten, wenn nicht der Gegenstand derselben eine solche Wichtigkeit hätte, daß dessen weitere Besprechung von praktischem Belange ist.

Der Satz, daß ohne Rückblick in die historische Entwicklung eines bestimmten Staates und mit gänzlicher Hinwegsicht von dem, was er so bis jetzt geworden ist, keine zweckmäßige Reform seines Organismus möglich sei, ist fast eine triviale Wahrheit geworden.

Es geht aber den trivialen Wahrheiten so, daß sie häufig geschwächt werden, ohne daß ihr wahrer Sinn, ihre eigentliche Bedeutung, ihr Umfang und ihre Beschränkungen dabei eingesehen werden, und daß um deswillen die Berufung auf sie meistens unwahr wird. Eben diese Bemerkung trifft noch eine andere triviale Wahrheit, daß nämlich für die Ausbildung eines lebendigen Organismus die allmähliche Umgestaltung den plötzlichen und durchgrei-

fenden Veränderungen vorzuziehen sei. Die Geschichte ist die Darstellung der Wirksamkeit und der Wirkungen der menschlichen Thätigkeit. Wie nun in jedem einzelnen Menschen Weisheit und Thorheit, Vernunft und Sinnlichkeit ihre Werkstätte haben und es nur Wenigen gelingt, durch Beherrschung der letztern das Regiment der erstern sicherzustellen, so kann auch das geschichtlich Gewordene nur ausnahmsweis ein Ergebnis der Würde und Höhe der menschlichen Natur sein, deren alle Menschen wol fähig, aber Einzelne nur mächtig sind, sondern die Geschichte kann nur ein Bild der ganzen Reihe menschlicher Verirrungen und Verkehrtheiten liefern, in denen jedoch die Erkenntniß nirgend ruht, sondern stets zur Besserung anregt und dieser Genius der Menschheit sich durch Genien hin und wieder verkörpert, deren Licht auf Strecken das Dunkel erhellt, worin Unwissenheit und Begierde bei der Masse ihr Wesen treiben.

Unklar und schief ist daher die Behauptung, daß der Gebildete nicht vergessen dürfe, wie er zuvörderst unter der Vormundschaft der Geschichte einer politischen Mündigkeit entgegenreifen müsse, um im Begriffe und Urtheile vom Staatsorganismus selbständig zu werden, weil er im aprioristischen Eifer für die Reformen der Verwaltung übersehe, daß die Bedingungen für letztere allein in den geschichtlichen Unterlagen der gegenwärtig bestehenden Normen, deren Verbesserung das Ziel seiner Wünsche ist, zu finden sind und daß ohne Anknüpfung an das Ist! und ohne vermittelnden Übergang in das Werden! sein reformirter Organismus ein Luftschloß seines Gehirns bleiben muß.

Die Eile und der Drang, womit die preussische Regierung in den Jahren 1806—13 das als unvollkommen Erkannte in den Staatseinrichtungen unverbessertlich machen wollte, sah sich nicht selten zu Rückschritten genöthigt. Es erschien fast kein wichtiges Gesetz, welchem nicht eine restringirende Declaration in kurzem gefolgt wäre. Alle neue Einrichtungen, welche nicht durch soliden Übergang sich mit den früheren verbinden, entbehren des sichern Fundaments und haben weit mehr Mühe, sich zu befestigen und fernern Verbesserungen entgegenzuarbeiten. Seitdem die Wichtigkeit des historischen Allmählig erkannt worden, sind dergleichen retrograde Bewegungen im Gange der Bildung des Organismus der preussischen Behörden nicht bemerkt worden. Indem die Weisheit des Königs vor allen Dingen alle jene Beziehungen im Rückblick auf die Geschichte und deren Lehren erwog, fanden sie den richtigen Grundfals, daß ein lebendiger Verwaltungsorganismus sich nicht machen läßt, son-

bern wird, und daß es nur darauf ankommt, dem Gange der Entwicklung der Staatseinrichtungen in der Wirklichkeit zuzusehen und, wo dieselbe auf Hemmungen stößt oder der Hülfe bedarf, restringirend oder unterstützend mit organischen Verordnungen einzuschreiten und den naturgemäßen Gang zu fördern.

Unrichtig und schief ist diese ganze Behauptung, sowohl weil sie in ihrem historischen Anführen unläuter, als auch weil sie in dieser Allgemeinheit völlig vergriffen ist. Die Gesetzgebung und die Einrichtungen von 1806 — 15 sind allerdings allen Glaubensverwandten des Verf. ein großer Stein des Anstoßes und sie würden sie gar zu gern umgeschoben oder, da dies nicht sein kann, wenigstens gehässig und verwerflich machen. Obgleich nicht abzusehen ist, weshalb die Weisheit des Königs für Das, was in jenem Zeitraume geschehen ist, weniger in Betracht zu ziehen und anzuerkennen sei, als in Dem, was später geschehen ist, so entspricht es doch ihrer Absicht, sie nur hier zu finden und dort abzuleugnen. Daß die ganze Tendenz des Verfahrens seit 1815 eine andere geworden als bis dahin, erkennen sie an und freuen sich, daß dadurch bereits so Manches wieder aufgehoben worden ist, was damals abthätlich ins Leben gerufen wurde. Insofern also können sie auch nicht in Abrede stellen, daß diese entgegengesetzte Richtung eine rückgängige sei, nicht bloß weil sie wieder rückgängig macht, sondern auch weil sie selbst zurückgeht auf die Sinnes- und Handlungsweise, welche vor 1806 obwaltete. Aber eben dieser Rückgang gilt ihnen für einen Fortschritt, weil sie, was die Noth und die Einsicht in den Jahren des Unglücks und der Ohnmacht erheischte, nicht passend mehr finden, nachdem jene glücklich wieder überwunden sind, und weil, was die Staatsweisheit zu diesem Zwecke damals ausfindig machte, ihnen nur als eine Medicin von Werth gewesen ist, die man bei Seite setzt, nachdem sie Genesung bewerkstelliget hat. Daß die seit 1815 erschienenen Verordnungen beständiger, vollständiger und ausreichender geworden wären, daß sie weniger Erläuterungen, Erklärungen und Abänderungen unterlegen hätten als bis 1815, mag Niemand vorgeben, der Scheu trägt, mit der Gesetzsammlung, den Jahrbüchern und Annalen in der Hand auf der Stelle widerlegt zu werden, obgleich es an sich ganz natürlich sein würde, daß je neuer und tief eingreifender eine Gesetzsammlung ist, sie um so mehr der Nachhülfe bedürfen muß und wird. Nichts übrigens in der Welt macht sich selbst und wird, ohne zu Dem gemacht zu werden, wozu es wird; aber freilich wird nicht Alles in den Staaten durch deren Regierungen bewirkt, sondern weit mehr ohne deren Zuthun, ja manchmal gegen deren Bestrebungen. Indessen heißt Regieren nicht zusehen, wie die Sachen werden, allensfalls ein wenig fördern oder aufhalten, sondern es heißt, die Anstalten so ordnen und treffen, daß es so werden muß, wie damit beabsichtigt wird. Ob dieses Regieren gut oder schlecht sei, läßt sich wiederum nicht nach Dem beurtheilen, was geschehen und zur Wirklichkeit gediehen ist. Denn die Geschichte erzählt nur, was und wie es geschehen ist, enthält aber selbst keine Regel, über die Güte oder Schlechtigkeit desselben abzuurtheilen. Keineswegs also

kann die Geschichte der Politik zur Grundlage ihrer Bestimmungsgelände und Maximen dienen, sondern ihr nur einerseits Erfahrungen zur Erprobung derselben und zur Aufmerksamkeit darauf bieten, andererseits daraus, wie das Bestehende zu Stande gekommen ist, die Kenntniß von seinem Inhalte, seiner Zusammensetzung und seinem Bestande verschaffen. Diese Kenntniß ist allerdings unerlässlich, weil alles werdende in das Seiende eintreten und sich damit verbinden muß, folglich es gar sehr darauf ankommt, zu wissen, welche Wahlverwandtschaft oder welcher Widerstand dasselbe gewärtigt, mithin wie die Bewerksichtigung am leichtesten und sichersten zu bewerkstelligen sei? Immer jedoch sind alle Veränderungen, welche eine Regierung für nothwendig oder heilsam erkennt, Vorwürfe ihres Willens, ihrer Thätigkeit und Einschreitung. Sie darf sich weder mit dem Zusehen noch dem Troste begnügen, daß, was da kommen solle, doch kommen werde, noch vor dem Neuen darum sich scheuen und erschrecken, weil es neu und nicht schon da gewesen ist. Immer wird es rathsam sein, möglichst gewaltsame Maßregeln zu vermeiden, sondern vielmehr den schon vorhandenen Einrichtungen eine solche Richtung zu geben, daß sie aus sich gebären, womit die Weisheit der Regierung sie befruchtet hat. Doch darf sie darum weder verabzäumen noch aus Ungewisse hinauschieben, was ihr ins Werk zu setzen obliegt, weil sie eben dafür sich selbst verantwortlich bleibt. Wenn man heutzutage von Regierung und Regierungsweise spricht, darf man indessen nicht vergessen, daß diese Worte jetzt in einer weitern und engeren Bedeutung gebraucht werden. In den Staaten, deren Organismus zu einer auch äußerlich durch Verschiedenartigkeit der Gestalt wahrnehmbaren Gliederung ausgebildet ist, nennt man gegenwärtig das Ministerium und dasjenige Princip der Verwaltungsweise, welches von jenem repräsentirt wird, die Regierung, im Gegensatz zu der Person und der persönlichen Gesinnung des Regenten, welcher nicht regiert, sondern das Regiment führt, indem er die Minister beruft, braucht, erhält oder entläßt und aus seiner Macht jenen Gewalt und Kraft zu ihren Verrichtungen verleiht. Der Fürst ist die Alles belebende Seele; aber die Functionen der einzelnen Thätigkeiten des Erkenntniß- und Willensvermögens liegen dem Ministerium ob, welches deswegen auch unumgänglich seinen eigenen Oberminister haben muß, als Verbindungs- und Leitungsorgan (Regner et gouverner.) In den Staaten, in denen der Organismus sich noch mehr oder weniger im Embryozustande befindet, lassen sich weder diese Begriffe, noch die Organe dafür dergestalt unterscheiden; es befinden dieselben sich noch in der Vermischung und Nichtsonderung, weshalb es denn in vielen Fällen ganz unmöglich wird, zu unterscheiden, was dem Regenten und was dem Ministerium zuzurechnen sei? Nichtsdestoweniger ist jene Unterscheidung immer vorhanden, wenn auch noch in Verworrenheit. Es kann also in der That sehr wohl der Fall sein, daß ein Regent bloß mehr oder weniger zuseht, was die Regierung macht, und daß durch die letztere Mancherlei ohne Zuthun, ja ohne Wissen des erstern eingeführt oder abgeschafft wird. Hat

der Hr. Verf. dies im Sinne gehabt, so würde bei manchen Stellen nur auszufüllen sein, daß er sich darüber nicht deutlicher ausgedrückt hat. So z. B. ist bekannt, daß das ganze wichtige Geschäft der neuen Redaction der preussischen Gesetzbücher ohne Veränderung des Rechts selbst, soweit solche nicht selbst gesetzlich schon begründet war, in ganz anderer Weise auf- und angefaßt worden ist, als nach der königlichen Bestimmung zu erwarten stand.

Der große König von Preußen, der über den Staat und dessen Regiment mit seinem Alles durchdringenden Scharfsinne sich deutliche Einsichten verschafft hatte, dient auch hier zum Vorbilde, indem er bei der ersten Einleitung zu seinen Gesetzbüchern es aussprach, daß das Recht des Landes auf Vernunft und Landesverfassung gegründet sein solle, in dieser Ordnung also, die Regel der Gültigkeit der Vorschriften aus der Vernunft, die Modalitäten ihrer Ausführung hingegen aus der Statistik zu entnehmen, angedeutet wird. Auch sah derselbe nicht bloß zu, ob sich ein solches Recht von selber machen würde, sondern er verordnete und sorgte, daß es gemacht wurde, und führte es ein.

Der Verf. selbst führt an, daß nicht geleugnet werden möge, wie auch Preußen allerdings schon vor 1806 mehrere Verwaltungsreformen nöthig gehabt habe, und daß um deswillen nach seinem Unglücke es sich denselben um so weniger entziehen durfte, als das Volk sie mit Sehnsucht erwartete, indem die Verwaltungsweise vor 1806 schon längst nicht mehr den Ansprüchen genügte, welche an eine wohl-eingerichtete Verwaltungsordnung gemacht werden konnten.

Die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen hatte ihren Grund hauptsächlich in der Aggregatverwaltung so vieler einzelner Landestheile und in der immer größer gewordenen Unmöglichkeit, diese Art von Verwaltung collegialisch durchzuführen, gehabt. Nachdem im ältesten Frieden die meisten Provinzen dem Staate entrissen waren, legte sich hierin allein schon ein mächtiger Grund dar, die oberste Verwaltung zu reformiren, deren Bestand eben auf dem Nebeneinandersein so vieler Provinzen beruhte. Es ward erkannt, daß die Wunden des Staats nur durch eine totale Reformation seines Organismus würden geheilt werden können. Diese Ueberzeugung durch Dasjenige, was im übrigen Deutschland, namentlich im benachbarten Königreiche Westfalen geschah, genährt und geleitet, ward kräftig ergriffen und gründlich aufgefaßt. Schleunige Anordnungen sollten das Ideal verbesserter Staatseinrichtungen verwirklichen, welche, wie es schien (?—?), Vernunft und Zeitgeist erforderten. Die Thätigkeit der preussischen Gesetzgebung war eine immense, fast der westfälischen vergleichbar, aber weiser, gründlicher und mit mehr Bedacht auf Schonung bestehender und erworbener Rechte der Unterthanen. Allein der Feuereifer, der die Gesetzgebung zu durchglühen schien, verzerrte sich doch auch wol hin und wieder und zerstückte rücksichtslos die alten Formen, um das für besser Erkannte einzuführen. Das in der Staatspraxis nicht genug zu empfehlende „Allmählig“ ward nicht selten unberücksichtigt gelassen. Vieles, was in der Theorie der Gesetzgebung sich als lieblich und schön empfahlen, fand bei der Einführung in die Praxis unübersteigliche Hindernisse und wies sich, wenn es endlich durchgesetzt worden, als eine politische Axt an. Die Staatswissenschaft war durch Erfahrung ihrer Reife noch nicht entgegengeführt, und so blieb von vielen vortrefflich gemeinten Einrichtungen manche unausgeführt oder mußte bald durch eine andere, von besserer Einsicht ausgegangene, sich verdrängen lassen. Die Sehnsucht, wo möglich Alles auf einmal zu bessern, führte zu übereilten Schritten und erweckte durch unvorsichtigen Ekel des Alten und Verkündigung

besserer Einrichtungen sanguinische Hoffnungen bei den Freunden der Neuerungen. Doch ließ die redliche Absicht, mit Aufgabe von eigenen Vortheilen die Staatseinrichtungen zu vervollkommen, sich nirgend verkennen. Maßgebend war dabei der vom Gesetzgeber wörtlich ausgesprochene Grundsatz: „den Behörden eine verbesserte, den Fortschritten des Zeitgeistes, der durch äußere Verhältnisse geänderten Lage des Staats und den jetzigen Bedürfnissen desselben angemessene Geschäftseinrichtung zu geben“.

Der Auszug dieser Stelle gebot sich um deswillen, weil in derselben der ganze Geist, welcher diese Schrift erzeugt hat, sich abprägt. Nichts ist den Leuten dieses Sinnes so ärgerlich als die Berücksichtigung der Mahnungen des Zeitgeistes und jede Befremdung mit demselben. Um deswillen sind sie überaus bemüht, Löschmeister herbeizutragen, um den Feuereifer der Regierungen abzukühlen und ihren Planen selbst eine Menge von Bedenklichkeiten und Hindernissen in den Weg zu legen, wodurch so manche Absicht und Verheißung derselben vereitelt worden ist, obschon es doch nur bei zwei Gegenständen gänzlich gelungen ist, daraus eine politische Axtade zu machen, nämlich bei der Einführung der ländlichen Communalordnung und der Reichsstände. Diese Leute kennen die Macht des Zeitgeistes nicht; sie mögen nicht wissen, daß, wer ihm nicht nachgibt, von ihm zerknickt oder entwurzelt wird, und daß er jedenfalls unaufhörlich zerfetzt, wie der Sauerstoff in der Lebensluft. Sie bedenken nicht, was doch schon sprichwörtlich geworden ist, daß die Sucht nach dem Besten der Todfeind des Bessern und aller Verbesserung ist, und daß kein braver Mann mehr gibt als er hat; daß sonach auch keine Regierung darauf warten darf, die Summe aller Staatsklugheit zu besitzen, sondern zu jeder Zeit nach ihrer redlichen Erkenntnis zu verfahren hat. Sie, die sich sogar gern hinter die Nachvollkommenheit verstecken und Jedem mit der beleidigten Majestät drohen, der ihnen gefällige Regierunagsmaßregeln ansieht, scheuen sich keineswegs, denselben Unreife, Uebereilung und Rücksichtslosigkeit vorzumwerfen, sobald sie nicht in ihren Kram passen. Sie möchten gern, daß jede Veränderung nur recht allmählig ausgeführt werde, damit ihnen Zeit und Gelegenheit bleibe, ihr entgegenzuarbeiten, wo sie ihnen mißfällt, wenn auch das Land inzwischen an den empfangenen Wunden verbluten sollte und die Mittel zu seiner Heilung und Aufrichtung verabsäumt werden. Sie vergessen ihre eigenen Worte, wornach „die häufigen Wechsel, Über- und Rückgänge von einer Einrichtung zur andern gerade nicht als Unsicherheit in der Grundansicht und Zweifel über das Princip ausgelegt werden dürfen, sondern als Veränderungen, die das niemals stabile Bedürfnis einer jeden, durch vielfache Conjunctionen bedingten, Epoche erheische“. Die Verwaltung der einzelnen zusammengebrachten Landestheile nach ihrem eigenthümlichen Verkommen und Verfassung als ein Aggregat ohne Einheit der Principien und Normen muß die Macht und die Kraft der Regierung und des Staats lähmen; aber das thut nichts, es enthält doch den Respect vor dem historischen Rechte. Der Staat, der um so vollkommener ist, je mehr er aus bloßem

Mechanismus in einen lebendigen Organismus übergeht, muß auch in seinen Krankheiten wie ein organischer Körper behandelt werden. Ein geschickter Arzt weiß bei acuten und chronischen Übeln auch den Unterschied der Zeit in der Heilungsmethode wahrzunehmen; er greift zum Messer und zu den stärksten Arzneien, wenn es gilt, einen Klumpfuß zu durchschneiden, eine fehlende Nase aus der Haut zu ersezen, der Entzündung oder Krämpfen ein Ziel zu stecken, wildes Fleisch in den Wunden oder fressende Geschwüre wegzubeißen. Ehre der Regierung, die kein erkanntes Unrecht oder Übelstand schon, die stets beflissen ist, dasselbe in das eingesehene Bessere umzugestalten und die hierbei den Eifer und den Nachdruck an den Tag legt, welchen redliche Überzeugung und Pflichtgefühl gebären!! Ganz vorzüglich hat sie freie Hand hierin in allen den Stücken, deren Dasein und Gestalt nur von ihrem Willen und Entschliesung ausgegangen ist und fortbesteht, und welche darum nicht selbst zum Organismus des Volkslebens im Staate gehören, sondern zwar darauf einwirken, aber an sich selbst mehr mechanischer Natur sind.

Dies gilt nun vorzüglich von der Gesamtheit der Staatsbehörden. Auch der Verf. erkennt diese Beschaffenheit derselben an, indem er sagt:

Die Theorie der monarchischen Staatsverwaltung, welche durch kräftige, schnelle und vollständige Vollführung Dessen bedingt ist, was der Regent beschlossen hat, kann nur mittels der Einheit, welche das Bureau-system gewährt, realisiert werden, indem sie einen gelenkigen Mechanismus unter den Werkzeugen, welche bei der Verwaltung in Thätigkeit gesetzt werden, zuläßt und zugleich erfordert, sobald die letzte Springfeder, womit der Regent das große mechanische Kunstwerk in Bewegung setzt und erhält, mit Bechtigkeit gehandhabt werden und er die Fäden der Verwaltung durch das ganze Land mit einem Drucke gleichförmig anziehen kann.

In der That ist es wol richtig, von einer Organisation der Verwaltungsbehörden zu reden, indem dadurch die Organe derselben gebildet und eingesetzt werden, keineswegs aber von einem Organismus derselben, weil sie eben nur Werkzeuge der Staatsgewalt, ohne eigenen Willen und Selbständigkeit, sein sollen, vielmehr Form und Wesen ihrer Bewegung, womit sie ineinander und in das Ganze des Geschäftsbetriebes eingreifen, ihnen genau vorgeschrieben ist. Nur insoweit, als ihnen ein beschränkter Spielraum eigener Überlegung, Erwägung und Entschliesung gestattet ist, beginnt in ihnen ein eigenthümlicher Organismus sich zu entwickeln, welcher jedoch immer ihrer mechanischen Bestimmung untergeordnet bleiben muß, wenn er nicht störend oder zerstörend in die zusammenge-setzte Wirksamkeit des Ganzen eingreifen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Panathendische Festrede, gehalten den 28. Juni 1841 in der akademischen Aula zu Kiel von P. W. Forchhammer. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1841. Gr. 8. 5 Ngr.

Benigstens mit einigen Worten mag hier dieser, von Prof. Forchhammer am 28. Juni 1841, als am Geburtstage der Königin von Dänemark, gehaltenen begeisterten und begeisternden Rede gedacht werden. Sie hat im Allgemeinen die

griechische Kunst zum Gegenstande und fährt weiter aus, wie das ganze griechische Alterthum von der Kunst durchdrungen gewesen, wie Allem das Schöne seine Spuren eingebracht habe, wie wir es in jedem seiner Werke erkennen und wie es „dem Lande selbst die Natur zum unvergänglichen Geschenk zugetheilt zu haben scheint, vielleicht damit es in dem langsamen Gange der Entwicklung des Menschengeschlechts nach vielen Jahrhunderten wieder einmal in die Seele des Menschen bringe und sie ganz erfülle“. „Hellas“, heißt es weiter, „unterlag der Übermacht und mit ihm Athen und mit Athen Demosthenes der Heilige (wie ihn Niebuhr nennt). Der Leib erstarb am Altar, aber der Geist rettete sich, und wie Demosthenes, so endete Athen, um selbst im Sterben und im Tode Jedem, der sich ihm nahte, unbesiegbare Ehrfurcht einzufloßen, um die Segnungen seines Daseins über die fernsten Länder, in die fernsten Zeiten zu verbreiten, um nach Jahrtausenden durch den Zauber seiner ehemaligen Größe, durch jene Schönheit, die es über Körperliches und Geistiges ausgegossen und wodurch es in den Geistern fortlebt, aufs neue ein griechisches Reich zu gründen. Nicht Sparta, nicht Korinth, nicht Theben, sondern Athen hat in Griechenland und außer Griechenland dem Geister gemahnt; Athen hat den Vater begeistert, dessen Sohn jetzt, verkannt von Unkundigen, verleumdet von Schlechten, geliebt vom Volk der Hellenen, dasselbe auf einer Bahn führt, auf der es mit unglaublicher Schnelligkeit dem Ziele entgegengeht, welches nach langer Knechtschaft des Körpers die Herrschaft des Geistes verheißt.“ In der That eine Bemerkung, die, ebenso wahr als schön und erhebend, zugleich fruchtbar ist und werden kann für die Gegenwart und Zukunft des neuen griechischen Reichs. Indes unterläßt es Forchhammer, „das neue Erscheinen des griechischen Alterthums in der christlichen Welt, vor Allem in der protestantischen, weiter zu verfolgen und zu zeigen, wie die humane Wahrheit des Alterthums mehr denn irgend etwas aus dem Christenthume in seiner Erscheinung die Unwahrheit vertrieben hat und sich gegenwärtig dem Christenthume gegen den gemeinsamen Erbfeind verbündet“; er weist nur darauf hin, „zu einem wie viel höheren Ziel die christliche Welt müsse gelangen können, wenn schon die vorchristliche so Hohes erreichte“. „Möge“, setzt er hinzu, „die Gegenwart aufhören, das Alterthum als Alterthum zu betrachten, möge sie darin unser geistiges Jugendthum erkennen, zu dem wir nicht zurückzugehen, das wir zu übertreffen haben.“ Aber das wahre Wesen dieses griechischen Alterthums, über die geistige Schönheit, welche dasselbe in Wissenschaft und Kunst sowie im Leben lebendig durchdrang, kann man aus dieser Rede viel lernen und es frommt in unserer materiellen Zeit, auf uns den Geist des griechischen Alterthums herabzubeschwören, ihm fest ins Auge zu sehen, ihn kennen zu lernen, mit ihm und zu befreundeten. Dazu kann diese Rede nicht genug empfohlen werden. Im Besondern wendet sie sich noch der Betrachtung des großen Staatsfestes der Panathenäen im alten Athen zu und verbindet damit den Aufruf zu Gründung eines Museums in der Stadt Kiel.

25.

Literarische Anzeige.

Durch alle Postämter, Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen ist von F. A. Brockhaus in Leipzig zu dem Preise von 10 Ngr. zu beziehen:

Vollständiges alphabetisches
Namen- und Sachregister
für den Jahrgang 1841
der
Leipziger Allgemeinen Zeitung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preussischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Begriffe: Bureaucratie und Collegialverwaltung.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Nachdem wir solchergestalt uns mit Sorgfalt eine Vorstellung von dem Standpunkte der Auffassung dieser Schrift verschafft haben, was für deren Beurtheilung von Gewicht ist, beginnen wir diese, wie der Verf., mit der Begriffsbestimmung. Wie bekannt, ist das Wort Bureaucratie eine französische und griechische Zusammenstellung, welche das „Dictionnaire de poche“ treffend mit „Kanzleigeist“ übersetzt, besser als der Verf., welcher das Wesen des Bureausystems angibt als: daß nach demselben die Behandlung eines ganzen Geschäftszweiges und aller einzelnen darin vorkommenden Geschäfte jedesmal nur eine einzelne Person in Anspruch nehme. Von Bureau, ein Stück Wollenzeug, haben die damit gewöhnlich beschlagenen Schreibtische oder Schreibpulte denselben Namen überkommen und auf die Schreibschranke, Schreibstube, Schreibexpeditionen und auf die in diesen obwaltende Geschäftseinrichtung übertragen, hingegen nicht auf die, ebenfalls gewöhnlich mit Luch belegten oder überzogenen Sessionstische und Sessionszimmer, weil jene nicht eigentlich zum Schreiben, sondern nur zum Actentragen bestimmt sind. Diese Unterscheidung drückt sich am sichtbarsten in der Einrichtung der französischen Gerichtshöfe aus. Sie greift im Grunde überall Platz; denn das Bureau eines Ministers ist nicht das Ministerium selbst. Weil indessen in den Schreibstuben nur zu Papier gebracht wird, was außerhalb derselben angeordnet worden ist, und weil alle Arbeiter in derselben willenslose Gehülfen und Ausrichter der Entschlüssen, Anordnungen und selbst der Geschäftsvogtheilung ihres Chefs sind; so macht eben dies das charakteristisch Eigenthümliche derjenigen Geschäftsverwaltung aus, welche auf diesen Fuß geführt wird. Das Collegialsystem ist also dasjenige, welches die Autorität der Anordnung auf den gemeinsamen Beschluß Mehrerer, das Bureausystem dasjenige, welches dieselbe auf die Entschlüsselung und den Befehl eines einzelnen Beamten gründet. Beide Systeme müssen deshalb in der Staatsverwaltungslehre in demselben Verhältnisse stehen wie Republik und Alleinherrschaft in der Staatsverfassungslehre.

Weil nun der Staat ein in jedem Zeitpunkte lebendiges Wesen, also in allen seinen Bedürfnissen, Mitteln und Einrichtungen jedesmal durch die vorhandenen Umstände und seinen eigenen Zustand bedingt ist, so sollte man meinen, daß die Organisation der Werkzeuge, deren die Regierung zur Erfüllung ihres Berufs bedarf, sich auch jederzeit lebiglich nach Demjenigen richten müsse, was die Zeit mit sich gebracht hat, daß hingegen überall nur wenig darauf ankomme, was früher beliebt und eingerichtet worden ist, höchstens nur, um den Übergang der Umwandlung zu erleichtern, die schon vorhandenen Mittel zu benutzen und Störungen und Aufwand möglichst zu vermeiden. Eine geschichtliche Darstellung der nach und nach stattgehabten Behördengestaltungen kann hiernach nur von Bedeutung sein, insoweit sie eine pragmatische ist, insoweit sie die guten und schlechten Leistungen, Erfolge und Einwirkungen auf den Staatsverband aus den Begebenheiten mit historischer Treue darthut. Außerdem gleicht eine Geschichte der Gestaltung der Staatsbehörden einer Kammern veralteter und als unbrauchbar abgelegter Waffen. So prächtig sich ein ausgestopfter Ritter in Helm und Harnisch auf gepanzertem Rosse ausnimmt, so ist und bleibt es doch nur eine Puppe.

Hiernach erscheint es von vorne herein als eine un dankbare Arbeit, daß der Verf. seine historische Liebhaberei so weit erstreckt hat, bis auf die Zeiten der Merovingen zurückzugehen. Es erscheint dem Besonnenen auf der Stelle als eine Ungereimtheit, in Jahrhunderten, wo die Idee und der Organismus des Staats noch gar nicht an den Tag getreten war, sondern noch im Keime in der Frucht ruhte, welche zuerst als Bürgerschaftsverein oder bürgerliche Gesellschaft in der Gebärmutter sich entfaltete und kaum erst die Rudimente eines besondern Systems obrigkeitlichen Ansehens und Gewalt aus sich entwickelt hatte, schon eine Organisation von Staatsbehörden aufsuchen zu wollen. Alle ersten und alten Obrigkeiten bei allen germanischen Völkern waren durchweg Repräsentanten einer auf sie übertragenen Macht, Ansehens und Gewalt der Gemeinde, daher ihr Amt ein durchaus persönliches. Aus der Uebertragung und hiernächst dem Besitze des Amtes ist jedes Amt erwachsen in Deutschland, aus der Amtsgewalt die Landeshoheit und aus der Landeshoheit die Staatshoheit oder Souveränität. So sehr viel

Falsches, besonders Anachronismen, nun auch das zweite Capitel des Buches über die ältere Geschichte enthält, so verlohnt es sich hiernach doch nicht der Mühe, dabei zu verweilen, sondern nur mit einigen Einzelheiten dies Urtheil zu belegen. Daß die merovingischen und karolingischen Könige unumschränkte Herren gewesen wären; daß zu jener Zeit es schon Gerichtscolliegen gegeben habe, da doch der Gerichtsbann immer nur Dem zustand, der das Gericht hegte, und die Schöffen ihm nur das Recht finden halfen; daß die Grafen und Bischöfe sich zu Reichsständen herausgebildet hätten, aus denen die Reichsversammlungen zusammengesetzt waren, zu denen doch jeder angeessene Freie, der sie nur besuchen mochte, berufen war; daß nach Karl's des Großen Tode das Ansehen der Stände abermals die königliche Macht überwachsen habe; daß bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts hin die Grundzüge der Collegial- und Bureauverfassung in der Ausbildung der Staatsbehörden und der Landstände bunt durcheinandergelaufen seien: das Alles sind Dinge, wovon freilich Niemand etwas weiß, der sich nicht seine eigene Geschichte nach eigenen Einbildungen macht. Wir wollen indeß eingedenk sein, daß schon die Sprache, die Stimme des Volks als die Stimme Gottes, über das Hervorwachen der Erscheinungen jener veralteten Zeit bezeugt ihrer Nachahmung abgeurtheilt hat, indem sie dergleichen Zeug als altfränkisch bespöttelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Robert Burns und Lord Byron.

Das von Grant, dem wenn auch nicht berühmten, doch bekannten Verf. von „The great metropolis“, „Random recollections of the house of Commons“ und „of the house of Lords“, und neuerlich dem miserabeln „Lights and shadows of London life“, seit Januar 1841 recht leidlich redigirte „London Saturday Journal“ theilt unter obiger Überschrift einen Aufsatz von Allan Cunningham mit, der den zahlreichen Freunden der beiden, dort genannten Dichter selbst in einfacher Verdeutschung nicht unwillkommen sein dürfte.

„Ich habe Robert Burns in sein Grab legen und ich habe George Gordon Byron zu dem seinen tragen sehen. Von Beiden wünsche ich zu sprechen und ich will es ehrlich und freimüthig thun. Sie waren beide groß, aber ungleiche Erben des Ruhms. Ihre Geburt und ihre Erlebnisse stellten sie weit auseinander, ihre Leidenschaften und ihr Genius brachten sie einander nahe. Beider Laufbahn war kurz und glorreich, Beide starben im Sommer ihres Lebens, in all dem Glanze eines Ruhs, der vermuthlich sich eher gemehrt als gemindert haben würde. Der Eine war ein Bauer, der Andere ein Pair; doch die Natur ebnet Vieles und leistet mit dem Reichtum ihrer Wohlthaten Ersatz für die Beeinträchtigungen des Zufalls. Burns' Genius machte ihn dem Adel des Landes ebenbürtig; die Natur, obgleich nicht die Geburt, machte ihn zu Byron's Standesgenossen. Ich habe den Einen gekannt und ich habe Beide gesehen. Ich habe den Worten von ihnen Lippen gelauscht und habe bewundert, was ihre Federn geschrieben. Ich fühle jetzt die Macht ihrer Zauberlieder, werde sie wahrscheinlich immer fühlen. Die Gewalt ihres Genius hat Beide gehoben, die Gewalt ihrer Leidenschaften hat Beide gestürzt. Der Eine schrieb, wie er die Menschen liebte, der Andere, wie er sie verachtete. Beide sangen die Regungen ihrer eigenen Herzen mit einer Kraft und einer Eigenthümlichkeit, die wenig Sängern erreicht, worin keiner sie übertroffen. Doch ist es minder meine

Absicht, den Charakter dieser außerordentlichen Männer zu zeichnen, als meine Erinnerungen an sie niederzuschreiben, und ich will nichts sagen, von dessen Wahrheit ich nicht überzeugt, und nur wenig, wovon ich nicht Augenzeuge gewesen bin.“

„Zum ersten Male sah ich Burns in Rithsdale. Ich war noch Kind, aber sein Blick und seine Stimme lassen sich nicht vergessen, und indem ich dies schreibe, sehe ich ihn vor mir so deutlich wie damals, wo ich neben meines Vaters Antel stand und ihn seinen Jam D'Shanter sprechen hörte. Er war groß und männlich gebaut, seine Stirn breit und hoch und in seiner Stimme der charaktergemäße Wechsel seiner unnachahmlichen Erzählung, aber jeder Tonfall seiner Stimme war der Wohlklang selbst. Er besaß große Körperkräfte und mochte sie gern zeigen. Ich habe ihn ohne Anstrengung eine Last aufheben sehen, an welcher wenige Männer gewöhnlichen Schlags sich versucht haben würden.“

„Zum ersten Male sah ich Byron im Hause der Lords, kurz nachdem er „Childe Harold“ herausgegeben. Er stand an seinem Plage auf der Oppositionsseite und sprach über die Emancipation der Katholiken. Seine Stimme war leise und ich konnte ihn nur in Zwischenräumen verstehen. Sage ich dennoch, daß er wichtig und sarkastisch sprach, so folgere ich das sowohl aus dem mit meinen Ohren Gehörten, als aus der unwillkürlichen Freude auf den Wanken. Seine Stimme hatte nicht den vollen, männlichen Wohlklang wie Burns' Stimme, sein Bau auch nicht dieselbe Kraft und seine Stirn nicht dieselbe freie Bildung. Aber sein Gesicht war sein geschliffenes und trug das Gepräge einer zarteren Kraft als das Gesicht des Dorfbildhauers. Sein Ohr war merkwürdig geformt: statt herabhängend, war das untere Lappchen mit dem Boden verwachsen, und ein ähnliches Ohr ist mir nur am Herzog von Wellington vorgekommen. Seine Wäste von Thormaldsen ist schwach und dürrig, sein Bild von Phillips viel edler und ähnlicher. Von Burns habe ich immer bios eine sehr unbegeisterte Abbildung gesehen und bedauere das um so mehr, weil sein Bild eine würdige Aufgabe der Kunst gewesen wäre, sein Bild voll Poesie und Eloquenz.“

„Im Leben sah ich Burns zum letzten Male bei seiner Heimkehr von der Browquelle von Solway. Er hatte den ganzen Frühling gekränkt und der Sommer ihm seine Gesundheit gebracht. Krank war er fortgegangen, kränker kehrte er zurück. Wenn ich nicht irre, so kam er in einem bedeckten, auf Federn ruhenden Wagen, und als er am Ende der Straße, wo er wohnte, ausstieg, konnte er kaum aufrecht stehen. Mit Mühe erreichte er seine Hausthür. Er ging sehr gebückt und sein ganzes Aussehen war auffallend verändert. Vielleicht interressirt es Manche zu erfahren, daß er einen blauen Rock trug und die Interims-Kantlin-Beinkleider der Freiwilligen, und daß sein, überhaupt etwas kurzer Hals die hintere Krampe seines Hutes aufstülpte, in der Weise wie die Schaufelhüte der bischöflichen Geistlichkeit. Dabei nöthigt die Wahrheit mir die Bemerkung ab, daß er hinsichtlich seiner Kleidung nicht eigensinnig war, und daß ein Offizier, dem das Äußere und die Ausrüstung seiner Mannschaft am Herzen gelegen, die militärische Keckheit des Anzugs und der Waffen des Dichters in Frage gestellt haben würde. Aber Burns' Oberster war ein Reimschmied und der Dichter mußte mit den Versen seines Chefs noch mehr Rücksicht haben als dieser mit der Bekleidung und Armatur des nachlässigen Barben.“

„Vom Tage seiner Heimkehr bis zur Stunde seines frühen Todes glich Dumsfries einem belagerten Ort. Man wußte, daß er im Sterben lag, und die Theilnahme, nicht der Reichen und Gelehrten allein, auch der Handwerker und Bauern übertrifft jede Vorstellung. Wo zwei oder drei beisammen standen, redeten sie von Burns und nur von ihm. Sie besprachen sein Leben, seine Person, seine Schriften, seine Familie, seinen Ruhm und sein vorzeitig nahendes Ende, und sie sprachen von alledem mit einer Wärme und einem Enthusiasmus, daß ich schon deshalb immer gern an Dumsfries zurückdenken werde. Was er

längst oder eben erst gesagt und was die Ärzte über ihn urtheilten — und Maxwell war ein freundlicher und geschickter Arzt — das wurde hastig aufgegriffen und von Straße zu Straße, von Haus zu Haus getragen. Seine heitere Laune blieb ungetrübt, sein Blick unverändert. Mit nassen Augen stand einer von den Freiwilligen an seinem Bette. Lächelnd schlug er den Blick zu ihm auf und sagte: „John, laß das ungeschickte Detachement nicht über mich wegfeuern.“ Er fühlte, wie der Tod ihn faßte, und mehr in Ernst als Scherz fragte er eine Dame, die ihn besuchte, welche Aufträge sie für die andere Welt habe. Lächelnd widerlegte er die Hoffnungen seiner Freunde und versicherte sie, er habe lange genug gelebt. Je näher sein Leben dem Abschlusse kam, desto reger, ohne Zudringlichkeit, wurde die Theilnahme seiner Mitbürger. Freilich war er ein Accisbedienter und dies, um mancherlei Ideenverbindungen willen, ein seinen Landesleuten verhasstes Wort. Aber er that seine Pflicht sanft und freundlich, und statt diejenigen seiner Kameraden, welche strengste Übung des Gesetzes foderten, seinerseits aufzumuntern, suchte er ihren Eifer zu mäßigen. Das machte ihn beliebt, und weil die Dichtkunst von den Schotten verehrt wird, sahen sie in ihm kaum weniger als einen begünstigten Gott. Es ist die Gewohnheit der jungen Männer in Dumfries, während ihrer Mußestunden sich auf der Straße zu versammeln, und das bot mir Gelegenheit, die allgemeine Theilnahme jedes Standes und Alters zu bemerken. Seine Differenzen mit ihnen in Betreff einiger wichtigen Punkte menschlicher Speculation und religiösen Hoffens waren vergessen und vergeben. Sie dachten nur an seinen Genius und an das Entzücken, das seine Dichtungen ihnen geschaffen, und sie sprachen von ihm mit einer Ehrfurcht, als sprächen sie von einem schwebenden Gotte, dessen Stimme sie ferner nicht erfreuen sollte. Seine letzten Momente sind nie beschrieben worden. Der Auflösung gewärtig, hatte er den Kopf ruhig auf Kissen gelegt, als sein Wärter ihn an die Arznei erinnerte und ihm die Tasse an die Lippe hielt. Er fuhr plötzlich auf, leerte die Tasse in einem Zuge, griff mit den Händen aus wie Einer, der schwimmen will, kürzte Kopf über aus dem Bette, fiel mit dem Gesichte zu Boden, röthete und war todt.“

„Von Byron's Sterbemomenten besitzen wir weder ausführliche noch ganz deutliche Nachricht. Er starb in einem fremden Lande, unter Barbaren oder Ausländern und, wie es scheint, ohne den Beistand eines entschlossenen Arztes, dessen Festigkeit oder Ueberredung seinen halbschlafartigen Sinn gebrochen hätte. Sein Widerwille gegen Aderlaß war eine Schwachheit, die er mit vielen Wohlunterrichteten gemein hatte, denn es ist kein ungewöhnlicher Glaube, daß der erste Kanzenstich den nahenden Tod bannen könne, und die solchen glauben, mögen deshalb gern das wirksame Bannmittel bis zum Äußersten sparen. Mit Gefühlen der Bitterkeit, wie selten Einer, war er aus dem Heimatlände geschieden und sein häusliches Unglück hatte jede Hoffnung künftigen Seelenfriedens zerbrochen. Dieser Zustand wurde noch verschlimmert durch jeweilige Zuträgereien indisciplinierter Reisenden, durch seinem Charakter nachtheilige Gerüchte und durch die hastige, gemeine Eier, womit müßige Geschichten in Umlauf kamen, die von seiner Schwäche oder Thorheit zeugten. Dennoch ist Grund, zu vermuthen, daß lange vor seinem frühzeitigen Tode das Land seiner Geburt im reinsten Glanze vor seiner Seele stand, und daß sein wegen der Sünden Weniger gegen Viele genährter Haß von ihm gewichen oder im Entweichen war. In mehr als einer Stelle seiner Dichtungen hat er sich Schottlands und seiner schottischen Abstammung gerühmt; mit Stolz gedenkt er des Landes seiner Mutter und singt mit Stolz, daß er von Geburt ein halber, von Herzen ein ganzer Schotte sei. Von Sir Walter Scott, seinem großen Rivalen in der Popularität, spricht er stets freundlich, und für die Artigkeit, die er ihm erwiesen, hat er dessen unverminderte Bewunderung gerühmt. Stets hat Scott sich über Byron geäußert, wie er bis zuletzt über ihn geschrieben, und wer jenen gekannt hat, begreift das Charakteristische seiner Beständigkeit. Die

Nachricht von Byron's Tode überraschte London wie ein Erdbeben. Der große Haufe, der nichts von Literatur weiß und kein Gefühl hat für den Flug der Poesie, trauerte, weil er glaubte, und glaubte, weil die Tagesblätter glaubten, daß eine der hellsten Leuchten am Firmamente der Dichtkunst für immer erloschen sei. Bei den Männern der Literatur mischte sich vielleicht in das Gefühl des öffentlichen Verlusts ein anderes — das Gefühl, daß ein Kiese ihnen aus dem Wege getreten und daß sie nun Raum hätten, eine Länge zu brechen mit Einem ihres Gleichen, ohne fürchten zu müssen, von feurigem Ungestüm und kolossaler Kraft entsattelt zu werden. Aber mögen sie ihn gefürchtet, oder beneidet, oder geliebt haben, es gibt wol keinen, der nicht den nationalen Verlust empfunden und den es tief geschmerzt, daß Byron so bald und an fernem Orte fallen mußte.“

„Ich war noch jung, als Burns starb; aber ich erkannte, daß ein ungewöhnlich starker Geist aus unserer Mitte geschieden sei. Mit seinen Liedern und seinen Gedichten hatte er sich meiner Phantasie bemächtigt und mein Herz berührt. Ich ging, ihn zum Begräbniß ausgehtelt zu sehen; mehr ältere Personen begleiteten mich. Er lag in einem einfachen, ungeschmückten Sarge, ein linnenenes Tuch überm Gesichte, und auf dem Bette und rings um die Leiche blüthgefräute Blumen und Kräuter, wie es Landesitte ist. Die lange Krankheit hatte ihn magerer, aber die braune Farbe seines dunkeln, tief markirten Gesichts hatte der Tod nicht brauner gemacht. Der Todeskampf zeigte sich im untern Theile; dagegen war seine breite und offene Stirn bleich und heiter, umgeben von seinem starken schwarzen, leicht mit Grau gemischten Haar, das eher wellen- als lockenförmig. Das Zimmer, wo er lag, war reinlich, ohne Prunk, und das Bescheidene in des Dichters niederer Wohnung rückte die Gegenwart des Todes dem Herzen näher, als wenn Eitelkeit seine Bahre verschönt und mit den Wappenschildern hohen Alterthums und Ranges bedeckt hätte. Wir standen mehrere Minuten, ihn schweigend anblickend; wir gingen und Andere folgten; die Masse war groß, aber kein Gewirr, kein Gedränge; Einer schritt hinter dem Andern her, so geduldig und ordentlich, als hätten sie Alle es so miteinander verabredet; keine Frage wurde gethan, kein Klüstern wurde laut. Das geschah eiliche Tage nach seinem Tode. Es ist Gebrauch in Schottland, bei der Leiche zu wachen, nicht unter wildem Geheul und wildern Gesängen und großem Aufwand von starken Getränken, wie bei unsern beweglichen Nachbarn, sondern schweigend oder betend. Der Aberglaube sagt, es bringe Unglück, eine Leiche allein zu lassen, und sie bleibt nie allein. Ich weiß nicht, wer bei Burns' Leiche gewacht hat; ich wünschte, Theil an der Ehre zu nehmen; doch meine Jugend würde die Bitte haben thöricht erscheinen lassen und gewiß wäre sie mir abgeschlagen worden.“

„Indem ich die Grabesausstellung von Byron's Leiche bespreche, muß ich von den Gefühlen anderer Menschen und von den Gebräuchen eines höhern Standes reden. Es wurde von Zeit zu Zeit angekündigt, daß er in Staat ausgehtelt werden sollte, und je wie die Ausschmückungen von des Dichters Bahre fortschritten, wurde es in hundert Tagesblättern erzählt. Endlich waren sie beendet, und damit die Reugler der Armen von der Bewunderung der Reichen gesondert würde, erhielten letztere Einlaßkarten und wurde ihnen ein Tag bestimmt, an welchem sie hingehen und das ausgeschlagene Zimmer und die blasonnirte Bahre anschauen sollten. Paire und Pairinnen, Pfarrer, Dichter und Staatsmänner fuhrten vor in vergoldeten Carrossen und in gebundenen Mietzwagen, und schauten auf die Pracht der Begräbnißausstellungen, und wie reich und eitel das Vortuch war, das die Leiche des Unsterblichen barg. Jene lerren Sacerdoten, durch welche der Rang nachweisen will, wie hoch er über dem gemeinen Volke stehe, sie gehörten dem Paire, nicht dem Dichter. Sein Genius bedurfte dieser Auszeichnungen nicht, und alle jene Herrlichkeit diente nur, unsere Gedanken zu theilen zwischen ihr und dem Manne, dessen begeisterte Junge nun

auf immer verstummt war. Wen kummerte Lord Byron, der Pair und Geheimrath, sammt seiner Wappenkronen und seiner langen Abstammung von Fürsten auf der einen, von Heiden auf dieser und der andern Seite! Und wen kummerte nicht George Gordon Byron, der Dichter, der uns entzückt hat und unsere Nachkommen entzücken wird mit seinen tiefen, leidenschaftlichen Gesängen! Die Huldigung wurde dem Genius, nicht dem Range gebracht, denn Lord Byron kann jedem Klumpen Thon aufgedrückt, aber Begeisterung nur dem feinsten Metall eingepreßt werden."

"Ich bin in Verlegenheit, mit welchen Worten ich von dem Tage sprechen soll, wo die Menge eingelassen wurde. Nie habe ich ein gleich seltsames Gemisch schweigenden Schmerzes und trotziger, ungezügelter Reue gesehen. Während der Eile mit tiefer Ehrfurcht auf des Dichters prunkenden Sarg blickte und des begabten Geistes gedachte, der noch vor kurzem diese kalten Überreste belebt, betrachteten Andere das Ganze wie eine Ausstellung oder ein Schauepränge zur Unterhaltung für Müßiggänger und Sorgenfreie und bekräftigten die Anordnungen im Sinne von Menschen, die für ihre Zeit belohnt sein wollen und die an jedem Orte, den sie die Güte haben, zu besuchen, Alles nach ihrem Geschmacke verlangen. Es war ein Gedräng, ein Getrampel, eine Ungeheul, so roh und trotzig, wie ich es schlimmer vor keinem Theater gesehen. Unartige Worte flogen umher und Fragen wurden mit so beharrlichem Bestehen auf Antwort gethan, daß selbst die Stummen das Schweigen und die Ruhe ihres Amtes aufgeben und mit Zunge und Faust zwischen die Besucher und den Staub des Dichters treten mußten. Wegen einer solchen Scene wurden einige Rerathen, die am ersten Tage da gewesen, am zweiten weggenommen, und diese Verächtlichkeit des gesunden Sinnes und des Schicksalsgefühls der Menge veranlaßte zahllose Ausrufungen des Unwillens, die ebenso warm als unziemlich. Schlag fünf wurde alles Volk hinausgetrieben, Mann und Weib, und der reiche Sarg trug hinreichende Beweise, daß Hunderte glücklicher Finger ihn angestastet und viele davon nicht überlein gewesen."

"Die Menge, die Burns zum Grabe begleitete, hielt Schritt mit den Hauptleidtragenden; es mochten 10 — 12,000 sein. Kein Wort wurde gesprochen und obgleich, als die Erde sich über ihrem Lieblingsdichter schloß, nicht Alle nahe sein, Viele nicht einmal es sehen konnten, verließ sich doch keine rohe Ungeheul, keine trotzigste Läufung. Es war ein ergreifender und rührender Anblick, Menschen jeden Ranges, jeden Glaubens, jeder Meinung, brüderlich vereint, Einer neben dem Andern, die Straßen von Dumsfries entlang Schreiten zu sehen, den Überresten Dessen folgend, der wahr und zart, wie Keiner nach ihm, von ihrer Liebe und ihren Freuden und von Allem gesungen, was die Häuslichkeit schön macht. Burns wurde mit militairischen Ehren begraben. Ich hätte den militairischen Theil des Zugs weggewünscht, denn ich gehöre zu Denen, die das Einfache lieben, wo es sich um Talent handelt. Das Schwarze und das Gold, die fliegenden Fahnen, der gemessene Schritt, der solbatische Fuß und das klingende Spiel — das erhöhte nicht die Feier der Begräbnisscene, stand in keiner Verbindung mit dem Dichter. Es dünkte mich damals und dünkt mich noch jetzt ein müßiger Prunk, ein Stück unnützen Glitters, das man um so eher hätte sparen können, da der Vernachlässigte, der Verleumdete, der Verhöhnnte in jenem Corps keine Freundlichkeit von Denen erfahren hatte, die später stolz darauf waren, sich zu seinen Zeitgenossen und Landsleuten zu zählen. Sein Geschick ist Schottland zum Vorwurfe gerechnet worden; aber von England nimmt der Vorwurf sich übel aus. Nur wenn wir Butler's Tod, Otway's letzten Bissen, Dryden's hohes Alter und Shatterton's Giftbecher vergessen, mögen wir uns allein der Schmach anklagen, ein hervorragendes Talent vernachlässigt zu haben. Ich befand mich am Rande des Grabes, worin der Dichter versenkt werden sollte. Es war ein Bögen unter den Trauernden; Keiner wollte von den Überre-

sten scheiden. Und als er endlich hinabgelassen wurde und die erste Schaufel voll Erde vom Sargebettel widerhallte, blickte ich auf und sah Thränen, vom seltenen Thränen waren. Die Freiwilligen rechtfertigten die Beforgnis ihres Kameraden; die drei Salven knisterten und zappelten. Die Erde wurde zusammengehäuft, grüner Rasen darauf gelegt; noch etliche Minuten stand die Menge, dann ging sie schweigend auseinander. Der Tag war schön, fast keine Wolke verhüllte die Sonne und vom Morgen bis zum Abende fiel kein Tropfen Regen. Ich bemerkte dies, nicht, weil ich den gemeinen Aberglauben theile, daß die Leiche glücklich, die der Regen beregnet, sondern zu Widerlegung eines frommen Betrugs in einem religiösen Journale, das beim Begräbnisse eines profanen Dichters den Himmel seinem Born in Donner, Blitz und Regen ausgießen läßt. Ich weiß nicht, wer das Märchen erfunden hat, begehre es auch nicht zu wissen; daß es aber ein Märchen, Tausende bezugen. Es ist ein Beweis statt vieler, wie unerbliche Seloten in einem Aufstuh der Elemente den göttlichen Born erkennen und Männer, die Wahrheit und Gottesfurcht im Munde tragen, dem Himmel ins Antlig sehen und sehr beobachtam lägen."

"Eine kleine Zahl erwählter Freunde und Bewunderer folgten Lord Byron zum Grabe. Seine Wappenkronen wurde vor ihm hergetragen und es mangelte auch sonst nicht an Zeichnungen seines Standes; aber mit Ausnahme der versammelten Menge deutete nichts auf seinen Genius. Laut eines seltsamen Gebrauchs der Großen fuhr ein langer Zug leerer Wagen hinter den sogenannten Trauerwagen, eine Verspottung des Lobten durch maßigen Prunk, eine Verperrung der ehrlichen Sympathien der Menge durch leere Schaustellung. Und wo waren die Eigenthümer jener Behälter der Trägheit und des Luxus? Wo waren die Männer von Rang, auf deren dunklen Stammbäume Lord Byron das Licht seines Genius geworfen und deren abligen Stirnen er einen ungewohnten Sonnenstrahl gelassen? Wo waren die großen Whigs? Wo die vornehmen Tories? Konnte diese Meinungsverschiedenheit in Sachen menschlichen Glaubens diese eigensinnigen Menschen fern halten? Und vor Allem, wo waren die Freunde, mit denen die Ehe ihn verschwägert? Keine Gattin blickte auf den verlassenen Leichnam, kein Kind neigte ihn mit einer Thräne. Ich mag nicht Richter sein über häusliche Unfälle und will glauben, daß die Trennung keine Versöhnung hoffen ließ. Wer aber konnte das bei stehen und dieses blasse, männliche Antlig sehen und seine schwarzen Locken, die früher Kummer gelichtet und gebleicht, und nicht fühlen, daß, begabt wie er mit einer Seele war, die den Standpunkt anderer Menschen weit überragte, doch sein häusliches Unglück unser Mitleid ebenso bestimmt soberte wie sein Genius unsere Bewunderung?"

"Als Burns' Laufbahn sich abgeschlossen, hatte ich einen andern Anblick — eine weinende Witwe und vier hülflose Söhne. Sie kamen in ihren Trauerkleidern auf die Straße und neu erwachte für sie das öffentliche Mitgefühl. Ich werde nie das Aussehen seiner Knaben, nie die Theilnahme vergessen, die sie erregten. Das Leben des Dichters ist nicht ohne Verirrungen, nicht ohne solche Verirrungen gewesen, die ein Weib langsam vergibt. Dennoch hat die unabwendbare Liebe seines Weibes ihn geehrt und für ihre Klugheit und ihre Liebe hat die Welt sie mit Achtung belohnt."

7.

Literarische Notiz.

G. Quinet gab eine neue Schrift heraus: „Du génie des religions“, deren erster Entwurf bereits vor zwei Jahren an der wissenschaftlichen Facultät zu Lyon vorgetragen wurde und selbst in dieser stizhaften Gestalt große Aufmerksamkeit erregte; und A. Gibon, Prof. an der Schule des heiligen Lubwig: „Cours de philosophie“, wovon der erste Band unter dem Titel „Psychologie-logique“ erschienen ist.

2.

Sonntag,

— Nr. 114. —

24. April 1842.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preussischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Bezüge: Bureaucratie und Collegialverwaltung.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Erheblicher würde es gewesen sein, den Ursprung collegialer Geschäftsführung in der Einrichtung der Schöffenstühle, in den Räten und städtischen Obrigkeiten, mit gehöriger Unterscheidung römischen und deutschen Ursprunges nachzuweisen, sowie in der Ausbildung des Gerichtswesens und der Gerichtsbehörden, denen bis in die neueste Zeit gemeinhin ein großer Theil der übrigen Staatsverwaltung mit oblag. Anstatt dessen macht der Verf. einen großen Sprung aus dem deutschen Reiche in das Markgrathum Brandenburg und das Herzogthum Preußen. Denn nur aus diesen beiden Provinzen erzählt der Verf. Einiges über die ältern Einrichtungen in denselben, was aber bei weitem nicht ausreicht, um ein übersichtliches Bild von dem ältern Zustande und dessen fortschreitenden Veränderungen zu verschaffen. Umfassender, richtiger und genügender ist die Geschichte der neuern Zeit seit dem großen Kurfürsten vorgetragen. Jedoch beschäftigt sich dieselbe viel zu sehr und vorzugsweise mit der Gestaltung der obersten Staatsbehörden und besonders des Ministeriums, dann aber wieder der Stellung der Landräthe, worüber die Stellung der Mittelbehörden und deren außerordentliche Wichtigkeit zu sehr aus dem Auge verloren worden ist. In Betreff des erstern ist es allerdings sehr anschaulich gemacht, wie das Generaldirectorium eine Art von Ministercongregirte bildete, dessen Geschäftsverwaltung weder mit dem Geschäftsandrang noch mit dem Grundsatz der Einheit in der Staatsverwaltung in Einklang zu bringen war, dessen Umbildung also in Departementsministerien mit bureaumäßiger Geschäftsführung und mit Unterordnung unter die Gesamtheit des Staatsministeriums ein nicht abzuleugnender Fortschritt gewesen ist. Wenn hierbei der Verf. am Schluß eine Bemerkung macht, welche von ebenso großer theoretischer Bedeutsamkeit als praktischer Wichtigkeit ist, freuen wir uns, sie mit seinen eigenen Worten wiederzugeben.

Bevor überhaupt von der zweckmäßigen Einrichtung des Geschäftsganges einer Staatsbehörde die Rede sein darf, ist die Präliminarfrage: ob die Hauptgeschäfte richtig gesondert, die Arbeit zweckmäßig getheilt, jeder Station die entsprechende selbständige Stellung und Machtbefugniß verliehen worden?

Ob in diesen Stücken nicht das richtige Verhältniß gefunden worden, ist es eine ganz eitle Erwartung, von der Einführung der einen oder der andern Verwaltungsform oder der möglichen Vereinigung beider sich das Heil des Dienstes zu versprechen. Die wichtigste Aufgabe, welche der Verwaltungspolitik gestellt wird, bleibt immer zunächst die der richtigen und der Sache überall entsprechenden Sonderung der Geschäfte, immerwährende Einheit der Geschäftsbestrebungen zu realisiren und alle Mannichfaltigkeit in eine Effecttotalität zusammenzufassen.

Diese treffliche Stelle allein veranlaßt ein ganzes Buch von Betrachtungen und Vergleichen. Zeigt die gegenwärtige Eintheilung der Ministerien eine wahrhafte Geschäftstheilung nach der Zusammenhängigkeit oder Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile? Sind nicht Gegenstände zerrissen, die zusammengehören, und umgekehrt Dinge verbunden, welche eine sehr entgegengesetzte Behandlung bedingen? Müssen hierunter nicht bloß die Sachen leiden, sondern hat dies auch noch Rückwirkung auf deren Betrieb, den Geist und die Richtung der Verwaltung überhaupt? Offenbaren die Gesetze und Anordnungen durchgängig eine deutliche Ansicht von Dem, was überhaupt die Regierung beabsichtigt, von der Richtung ihrer Leitungsmaximen, von der Übereinstimmung aller dafür genommenen Maßregeln, oder ist in diesen mitunter ein Entgegenwirken und Zwiespalt in den Grundsätzen unverkennbar? Besteht in der Rang- und Unterordnung der Behörden eine solche Abstufung, daß jede auf ihrem Plage ihr ganzes Ansehen behauptet, mit aller Selbstständigkeit, aber auch aller Verantwortung ihren Beruf erfüllt, keinem Vor- oder Übergriffe ausgesetzt ist und durch nichts aus der Bahn herausgebracht werden kann, so Gesetz und Dienstankündigung ihr vorgeichnen? Wie groß oder übergroß ist in dieser Beziehung die Abhängigkeit, die Einwirkung und Verlockung der Gunst oder Ungunst der Vorgesetzten, vorzüglich in Betreff der Berufung und Beförderung der Staatsbeamten zu ihren Stellen? Es ist hier nicht unsers Amtes, auf die Beantwortung aller dieser Fragen einzugehen; nur eine einzige Bemerkung zu machen und eine andere des Verf. anzuführen, sei uns gestattet. Der Nepotismus und die Beförderung der Günstlinge ist ein so tiefgreifendes Übel, so sehr die Wurzel des öffentlichen Wohles angreifend, und dessen giftige Folgen sind so allgemein bekannt, daß es kaum zu begreifen ist, wie parasitisch diese Giftpflanze seit 1810 hat wuchern und sich ausbreiten können. Wenn

auch dazu mannichfach der Vorwand der Bevorzugung des Talents und des Wissens gemisbraucht worden ist, so ist diese Täuschung doch allzu durchsichtig, um nicht hindurchzusehen. Diensthehre und Dienstfeir der gesamten Beamtenenschaft sind von ungleich höherm Belange, aber neben Nepotismus nicht aufrecht zu erhalten. Indessen derselbe Geist, welcher die Bureaucratie bedarf, um sein Wesen zu treiben, nährt auch den Nepotismus und die Begünstigung.

Es ist schwierig — bemerkt der Verf. — in der neuen Organisation der preussischen Staatsbehörden die Stellung der Oberpräsidenten richtig zu begreifen, auch schon vielfach geäußert worden, daß eine klare Vorstellung davon aus Demjenigen, was öffentlich über den Zweck dieses Instituts mitgetheilt worden, nicht zu erlangen stehe.

Das klingt fast, als wenn die Oberpräsidenten außer ihrem öffentlich bekannten Wirkungskreise noch einen geheimen hätten, was jedoch keine sonstige Wahrnehmung befähigt. Sollen sie aber hauptsächlich perpetualliche Commissarien des Ministeriums zur Beaufsichtigung sein, so liegt es freilich in der Natur der Menschen und dieses Auftrags, daß sie demselben so wenig als die Kreisjustizräthe, bei deren Einführung noch andere sonst für unverbrüchlich gehaltene Grundsätze straks übertreten worden sind, für die Dauer entsprechen mögen, weil jede fortwährende Localaufsicht durch allmähliche Abschleifung wirkungslos wird. Nur zweckmäßige, in die Geschäftsverwaltung eindringende und sie umfassende, auch stets mit neuem Triebe ausgeführte Visitationen können etwas, können viel leisten.

Nachdem nun der Verf. die Trennung der gesammten Staatsverwaltung von den Justizbehörden und die Einrichtung der Consistorien, Medicinalcollegien und Regierungen dargethan hat, liefert er die mehrten Gesetze, durch welche diese Behörden seit 1808 umgestaltet worden sind, im Auszuge. Dieser trockene Auszug aber verschafft keine Anschauung der Eigenthümlichkeiten und des Effects dieser Veränderungen, noch der Veranlassung und Ursachen ihrer Vornahme, was eigentlich die Krone des ganzen Werkes gewesen sein würde. Denn wie in den Mittelbehörden im Grunde der Stützpunkt der ganzen Staatsverwaltung beruht, auch eigentlich nur in und bei ihnen ein Kampf zwischen Bureaucratie und Collegialität obwalten kann und aus dem Übergewichte des einen oder andern Systems in ihrer Geschäftsführung sich die ganze Richtung der Landesregierung erkennenbar macht, so würde es von dem höchsten Interesse gewesen sein, aus den wechselnden Anordnungen der Regierungsinstructionen den jedesmaligen Vor- oder Rückschritt des Liberalismus oder des Absolutismus zu erweisen und anschaulich zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Waldeuse, von Eabslaus Larnowski. Gespenstergeschichten und Sagen. Drei Theile. Gräbner, Leipzig u. Gledert. 1841. 8. 3 Thle.

Warum heißt dieses Buch Waldeuse? warum nicht Haus-, Stadt- oder Landteuse? und überhaupt warum Teuse? Der

Teuse spielt zwar in den meisten dieser wunderlichen Erzählungen eine Rolle, aber doch nicht in allen. „Der Königsstuhl“, oder das Berggespenst, ein schwedisches Stück aus dem 18. Jahrhundert“, voll poetischer Ausschmückung und ohne Teuse; „Der mitternächtlige Thurmteuse“, ein mittelalterslicher Adventspuk aus dem 18. Jahrhundert“, voll lebhafter, wilder, grausenhafter Schilderungen; und „Die Fiedler von Strathsprey, ein Teusefischottisch aus alter Zeit“, schienen Ref. die ansprechendsten dieser Sagen zu sein. Wenngleich auch der gebildete Leser, der sich an den phantastischen Gebliben des Märchens erfreut, diese Producte einer geistreichen, allgemein geschätzten Feder mit Vergnügen lesen wird, so möchten wir sie doch auch den jetzt so Mode werdenden Volksbibliotheken anempfehlen, denn die Sage ist eigentlich die Poesie des Herdes in der Hütte, welche der Armuth leere Bände schmückt — sie geht aus dem Volke hervor zum Trost des Volks und ist besonders empfehlenswerth, wenn ihre Tendenz moralisch ist und auf jeglichen Schritt gehobene Strafe folgen läßt. Diese Hauptbedingung der Sage erfüllt vorliegendes Werk, und es kann in der Hütte ebenso erfolgreich als der Pfarrer auf der Kanzel tugendhaftes Handeln und frommes Leben fördern.

2. Erzählungen, Sagen und Gedichte von Paul Samatsch von Wernemünde. Zwei Theile. Naum, Jounier. 1841. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Die Erzählungen sind anmuthig vorgetragen und interessanten Stoffen und Zeiten angepaßt, die Gedichte größtentheils unbedeutend, doch dann und wann ansprechend, zumellen auch witzig und humoristisch. Unter letztern fiel Ref. im Gedicht „Der weibliche Anwalt“ der vor einer Feirath mit einem Dichter warnende Vers auf:

Der ein Gedicht Euch legt zu Füßen,
Worin er preißt mit Dichtermuth
Die Loden, die ums Haupt Euch fließen,
Und Eurer Augen helle Blut,
Der Euch erhebt zur Himmelethd.
Dem sagt Abieu.

Jetzt kann ein Jeder dichten, da die deutsche Sprache so süßsam geworden ist und selbst in den Schulen das Dichten gelehrt wird. Dazu kommt auch, daß wir durch einige unserer neuen talentvollen Dichter sehr verwöhnt sind und unsere Ansprücke gesteigert haben, so daß wir durch das bunte Gewebe der Versifikation immer Genie und Talent erschauen wollen, und Genie spricht nicht in diesen Productionen, wenn auch das Talent willig zugestanden wird.

3. Irrfahrten eines Komdbianten. Schilderungen des Theaterlebens aus den Papieren eines ehemaligen Schauspielers; herausgegeben von F. v. d. Esfurt, Selbstverlag. 1842. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Vorrede enthält folgende Warnung: „Jüngling, Jungfrau, die Welt dort oben ist Täuschung! Es ist ein Maskenball, was du siehst! Bleib zurück! denn wenn du aus dem Kaufse erwachst — und das wird bald geschehen — dann, dann wirst du nüchtern und elend sein. In der That, der Zubrang junger Leute zum Theater wird immer größer und dadurch nicht allein der Ruin des deutschen Theaters, sondern auch das Elend der Zubringlichen selbst erzeugt. Der Schein der Lampen bringt Illusionen hervor, mit ihrem Verlöschen gähnt die nackte Wirklichkeit schrecklich entgegen. Ich habe in wenig Jahren viel erlebt; ich will es niedererschreiben, was ich erlebte, eine Warnungstafel für alle Diejenigen, welche, von romantischen Sinnen oder der Eitelkeit verführt, auf den Bretern das Heil ihres Lebens suchen und nichts finden als Risikolung der Seele und Darben des Körpers.“ Die vor der Theater-Carriere gewarnten jungen Leute können nun freilich Manches gegen die Schilderung des Berufs einwenden, indem wol keiner sein Loos dem einer schlechten, herumziehenden Truppe anschließen möchte und jeder Jüngling wol das höhere Künft-

erleben eines Devrient, Talma u. A. vor Augen hat, auch jeder Anfänger sich als geleiteter, nicht nur als geduldeter Künstler träumt. Gottlob, daß jene Missethe, jenes Gewebe von Gemeinheit, Hunger und Kummer, von physischem und moralischem Schmutz des Lebens, nicht unzertrennlich vom Schauspielberuf ist, und daß der eingefleischte Komödiant sich nicht nur zu einem guten Bürger umzugestalten vermag, wenn er seinem Berufe entsagt, sondern sogar das Wirken und Leben eines guten Bürgers mit dem Schauspielberuf vereinigen kann. In seiner Geringschätzung des Schauspielerslebens gehört dieses Werk einem vergangenen Jahrhundert an und nicht der jetzigen Zeit, welche unter dem Einflusse der Aufklärung und Gerechtigkeit alle Vorurtheile gegen Stände abstreift. Als Roman enthalten diese „Erfahrungen“ manchen belustigenden Auftritt, manche humoristische Bemerkung, manche gute Reflexion über einzelne Theaterstücke und geben manchen Aufschluß über das Theaterwesen hinter den Coulissen, woraus hervorgeht, daß es nicht gut sei, hinter Coulissen zu blicken.

4. Erzählungen und Humoresken von Joh. Em. Reith. Drei Theile. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. Wien, Braumüller u. Seidel. 1842. Gr. 12. 3 Thle. 10 Ngr.

Der geniale Humor dieser Feder wird immer fesseln, wenn gleich dann und wann sowohl Erzählungen als Humoresken etwas in die Länge gezogen sind. „Das Mägdelein und die Tollerette, eine Alltagsgeschichte“, ist weit davon entfernt, eine alltägliche zu sein, und der Einfluß der Kleidung der schönen Stadtschreibersochter auf die Liebe ihres Verehrers ist außerordentlich launig, poetisch und anmuthig durchgeführt. Auch „Frau Martha, eine harmlose Vorstadtschichte“, versteht den Leser wirklich in die Vorstadt mit ihren vagen Interessen und kleinsten Treiben. „Der Trost, ein Märchen“, mochte Ref. weniger gerathen dünken, trotz der tiefen philosophischen Wahrheiten, die in dessen Fülle geteilt sind, und Dr. Debans mit seinem Diener Theodor, welche Trost zu kaufen suchen bei dem Kaufmann Ofentatorius, deuten tiefe Wahrheiten an; welche indeß zu lang durch das bunte Lumpenkleid des Märchens hingezogen sind, so daß dem Leser schwer wird, sie herauszufinden. Die Poesien, welche sowohl in Novellen als in Märchen eingestreut sind, reichen, ohne poetische Kunstwerke zu sein, doch den Prosaproducten zur Zierde und Würze; sie stehen als Dichtung auf der Stufe der Leberreime, Maskeradenscherze, Gelegenheitsgedichte, sind aber immer an ihrem Platz passend, voller Witz und Humor, und machen den Effect der geistlichen Lichtpunkte, die man bei den Bildern der niederländischen Schule oft angebracht findet und welche den Effect bedeutend erhöhen.

5. Marienglocken von Heinrich Voese. Erstes Bändchen. Leipzig, Böhme. 1842. 8. 22 1/2 Ngr.

Ein Liebes- und Gefühlsroman, in welchem manche interessante Lebensfrage besprochen wird. Diese Besprechungen haben meist Hand und Fuß, die Gefühle aber schreiten auf Eisbeinen einher und die handelnden Personen sind Unnaturnen; besonders Amalia, die Helbin, macht stets den Eindruck einer Schauspielerin auf den Bretern, denn die einzige naturgemäße Handlung, die von ihr erzählt wird, ist, „daß sie ihrem Gatten einen herrlichen Knaben gebor“. Ihr Gatte ist ein Dichter, „und die Quelle seiner Poesie floß fort und fort und wurde jetzt, nachdem sie im Anfange idyllischer Natur gewesen, großartiger, und hohe weltgeschichtliche Personen gingen allmählig als dramatische Gestalten aus ihr hervor“. Die interessanteste Gestalt des Romans ist unstreitig Ernst, welcher in seinen Studentenjahren der Demagogie verfiel und dadurch sein Leben vergiftete, und dem selbst das Liebesglück versagt ist, denn er liebt Amalie, welche sein Freund Friedrich in verschiedenen Träumen und endlich auch im Wachen die Seine nennt. Ernst stirbt am Nervenfieber, das die heftige Gemüthsbewegung und eine Erhaltung ihm zugezogen, und seine fromme Mutter

folgt ihm bald nach, so daß der Leser bestrickt das Buch zuschlagen kann, da er alle die Gestalten, welche auf sein Interesse Anspruch hatten, glücklich sieht. 8.

Aus Italien.

Bei der Zusammenkunft der Naturforscher zu Pisa im October 1839 trug der Comthur Vinc. Antinori in der Abtheilung für Physik darauf an, daß man auf verschiedenen Punkten der Halbinsel gleichzeitig meteorologische Beobachtungen anstelle, mit Werkzeugen, die unter sich eine Vergleichung zuließen, und in einer Weise durchgeführt, damit ihre Ergebnisse leicht der Berechnung unterworfen werden könnten, sobald sie an einem gemeinsamen Mittelpunkt vereinigt würden. In einer Schrift: „Sulla necessità di stabilire un regolare sistema di osservazioni di fisica terrestre“, die er vertheilte, setzte Comthur Antinori seine Ansicht noch bestimmter auseinander. Aber schon damals erhob Ritter Ang. Bellani, der von Antinori angegangen worden war, um über den zu besorgenden Plan sich zu äußern, Zweifel gegen das Gelingen eines solchen Unternehmens und behielt sich vor, seine Meinung bei einer andern Gelegenheit gründlicher auseinanderzusetzen. Im „Giornale dell' Istituto Lombardo“ (1841, Heft 6) hat er diese Zusage erfüllt, jedoch nur um jene Meinung zu bekräftigen, daß Schwierigkeiten, die in den Beobachtern, Schwierigkeiten, die in den Instrumenten, und Schwierigkeiten, die in der Weise zu beobachten liegen, die Meteorologie noch lange hindern werden, sich mit Grund eine Wissenschaft zu nennen. Nicht sowohl Mangel an Interesse für meteorologische Erscheinungen bringt Bellani zu seiner verzweifelnden Äußerung; denn er selbst läßt seiner Auseinandersetzung ein Verzeichniß der Gesellschaften und Vereine vorausgehen, welche für Meteorologie in England, in Deutschland, in Frankreich, in Belgien, in der Schweiz thätig waren, und Bellani folgert aus der Ergebnislosigkeit dieser Bemühungen, die ihm unbefristbar vorzuliegen scheint, daß die Hindernisse aus der Eigenthümlichkeit der Aufgabe selbst hervorgegangen müßten. Bellani glaubt, daß die Meteorologie, wenn sie jemals Wissenschaft werden sollte, eine Anstrengung von Kräften verlange, die außer Verhältniß zu ihrem Ergebnis wären. Nur jahrelange, durch lange Reihen von Jahren gewissenhaft, nicht von mehreren, sondern von vielen Beobachtern aufgezeichnete Beobachtungen können erfolgreiche und glaubwürdige Resultate begründen. Aber wo sind stets und an jedem Orte die mit den nöthigen vorgängigen Kenntnissen ausgerüsteten Leute anzutreffen, die Gewissenhaftigkeit, Ausdauer und der freien Zeit genug haben, um an so vielen und häufig unbequemen Stunden, bei Tag und bei Nacht, Jahr aus Jahr ein, ohne Unterbrechung selbst die Beobachtungen anzustellen, die, wenn sie das Alter verzögert, Krankheit unterbricht oder der Tod gar zerreißt, so selten einen Fortsetzer in ganz gleichem Geiste finden. Dazu kommt, daß für jeden Ort diesen Ginen zu finden nicht ausreicht, sondern daß nach den neuern Anforderungen an meteorologische Beobachtungen, wie sie Antinori selbst aufstellt, die bloße Beschreibung der atmosphärischen Ereignisse, wie es bisher gehalten worden, ungenügend ist, daß sie vielmehr Forschungen über die Eigenthümlichkeiten aller der Körper in sich aufnehmen muß, die von der Erde und vom Himmel her in die Atmosphäre übergehen. Ohne das gleichzeitige Zusammenwirken vieler kann nothwendigerweise bei einer solchen Naturbeobachtung — schon wegen der Wandelbarkeit des Objects, der Mannichfaltigkeit der physikalischen und der umfangreichen, zahlreichen und ununterbrochen nothwendig werdenden Beobachtungen — die Meteorologie weder bestehen, noch fortschreiten. Daß man die bisherige Weise der Beobachtung, wo in seinem Schreibzimmer Jemand zu bestimmten Zeiten nach seinem Barometer sah, dann das Fenster aufmachte, einen Blick auf Thermometer, Hygrometer und die Winnschne warf, dies in ein Buch eintrug und dazu schrieb,

wie der Himmel vor seinen Augen ausfah, — daß man ein solches häuslich bequemes Verfahren nicht für wissenschaftliche Beobachtung will gelten lassen, versteht sich von selbst. Meteorologen finden sich nicht zu bestimmten Stunden ein, sie ziehen nicht in gemeinem Zeitraume vorüber, wie die Gistenne vor dem Glase des Astromomen. So lange die Beobachter sitzen bleiben, wird die Meteorologie nicht fortschreiten. Als die Frage entstand, ob der Thau aufsteige oder niederfalle, und die Meteorologen in ihren Beobachtungsfäden viel hin- und hertritten, fragte Wells nicht ihre Tabellen, sondern wachte viele Nächte lang mit dem Thermometer in der Hand, um die Bildung des Thaus bei heltem Himmel zu untersuchen und die Entscheidung war, daß er weder fiel noch aufstieg. Ebenso ging es mit dem Hagel. Es ist zu besorgen, daß bei der Annahme eines regelmäßigen Systems von Beobachtungen man zu jenen scheinbaren Beobachtungen zurückkehre, die eine so große Anzahl von atmosphärischen Erscheinungen und noch heute ebenso räthselhaft vorkommen lassen, als sie vor hundert Jahren angesehen wurden, oder daß man von der Einsicht der Gewissenhaftigkeit abweiche, die bei meteorologischen Beobachtungen innezuhalten noch unerlässlicher ist als bei andern physischen Untersuchungen, wo Prüfung durch Wiederholung möglich erscheint. Doch die Schwierigkeiten, die einer wissenschaftlichen Meteorologie entgegenstehen, sind mit den angegebenen noch nicht erschöpft. Was beabsichtigt man mit den Thermometerbeobachtungen? Die Temperatur der Luft kennen zu lernen, wird man antworten. Aber zeigt ein Thermometer streng genommen etwas Anderes an als seine eigene Temperatur, und dann erst, mehr oder weniger unvollkommen, die Temperatur der Luft und der andern nahestehenden Körper, soweit sie durch unmittelbare Berührung oder durch Strahlung darauf einwirken. Zwei Orte, wo unter den strengst ausgeglichenen Umständen die gleichzeitigen Beobachtungen gleichmäßig ausfallen könnten, wird auch im geringsten Zwischenraume auszufinden ebenso schwer fallen, als zwei ganz gleiche Blätter zc. Raum auffällige Veränderungen, die mit dem Gebäude der Beobachtungen vorgenommen werden, Verlegungen des Ortes selbst, wo man sie anstellt, der Stunden, die häufig stillschweigend eintreten, Veränderungen der Meßinstrumente äußern ihren Einfluß auf jene Genauigkeit, die man als erste Bedingung hat ansehen wollen, und erregen die begründetsten Zweifel gegen Angaben, die, wie sorgfamen Beobachtern wohl bekannt ist, in Folge der Strahlung 8 Grade eines hunderttheiligen Thermometers ausmachen können und über die wahre Lufttemperatur Irrthümer von 2 oder 3 Graden verzeiglich machen. Dinebin wissen Physiker am besten, daß übereinstimmende Instrumente hervorzubringen häufig der geschicktesten Mechanikern nicht gelingen wollte und daß berühmte Anstalten dieser Hülfsmittel für ihre Beobachtungen selten genug sich rühmen können. Mittlere Temperaturen, die man aus den bisherigen Beobachtungsregistern hat ableiten wollen, dürften nach allem Erwähnten ziemlich willkürlich scheinen; und auch die Folgerungen, die Hr. Russell unter dem klaren Himmel heißerer Zonen aus fleißigen und, wie man sich voraussetzen mag, mühsamen Beobachtungen hat ableiten wollen, dürften mancherlei Einschränkungen erleiden, da in Paris nach so vieljährigen Feststellungen der Temperatur durch das bisher gewöhnliche Verfahren, ein anderes Ergebnis gewonnen wurde, als man 28 Metres tief in den unterirdischen Räumen der Sternwarte ein Thermometer anbrachte, dessen Angaben an der Richtigkeit aller seit Jahren angestellten Beobachtungen Zweifel erregten. Welche andere Coefficienten einwirken, um das sichtbar werdende Ergebnis zu bedingen, können wir nur ahnen, meint Hr. Bellani, ohne im Stande zu sein, es durch unsere Instrumente nachzuweisen; und er beruft sich dabei auf eine Aeußerung Decandolle's, der die Entwicklung der Bäume im Frühjahr außer Verhältniß zu den mittlern Temperaturen fand, welche die meteorologischen Tafeln nachzuweisen. Noch größere

Mängel für eine wissenschaftliche Meteorologie hebt Hr. Bellani hervor in Bezug auf das Hygrometer. Es leidet an denselben Unvollkommenheiten wie das Thermometer, vermehrt durch einige ihm eigenthümliche. Die gewöhnlichen haben bald ihre ursprüngliche Empfindlichkeit verloren; die, welche man an ihre Stelle gesetzt hat, erfordern jedesmal Versuche an ihnen selbst, ehe man sie zu Versuchen benutzen kann. Wie in den Lössen, die man zu Paris bekannt macht, dürfte man sich daher auch anderwärts wol entschließen, die Hygrometerbeobachtungen für die Zukunft ganz auszulassen. Gleiche Unvollkommenheiten und Unsicherheiten bieten die andern meteorologischen Instrumente: das Barometer, das Anemometer, das Udometer, das Ätmdrometer (zum Messen der Ausdünstungen) zc. dar, und für die leuchtenden Euferscheinungen nützt sich der Erfindungsgeist noch ab, entsprechende Meßwerkzeuge zu finden. Die elektrischen Einflüsse entzogen sich häufig den bisher angewandten Mitteln der Beobachtung; man sieht ihre Wirksamkeit oder glaubt sie zu sehen, aber noch gelang es nicht, sie zu erfassen. Hr. Bellani glaubt, als Schlüssel dafür aufstellen zu können, daß die Masse des bisher gewonnenen Beobachtungsmaterials ohne allen Gewinn für die Wissenschaft sei, daß es nur zu irrigen Annahmen verleiten könne, oder zu Folgerungen, die man bald als unsichere würde aufgeben müssen. Die Mehrzahl der Beobachtungen, welche eine wissenschaftliche Meteorologie erfordert, können seinem Dafürhalten nach in festen Observatorien nicht angestellt werden. Ein Vorschlag, wie der des Comturs Antinori, kann folglich zu keinen Erfolgen führen; aber theilweise ließen sich die Mängel vermeiden, durch umsichtige und gewissenhafte Beobachtungen am geeigneten Ort und in wohlgeählter Stunde. Nur Der endlich, schließt er, wird wirkliche Fortschritte im weiten Felde der Meteorologie machen, der sich auf einen bestimmten Punkt beschränkt; der auf dieses eine Ziel den ganzen Reichtum seiner Einsicht wendet und alle ihm erreichbare und passliche Werkzeuge dafür benützt, die nicht ausgeschlossen, welche er darum wird abändern oder für seine Arbeiten erfinden müssen. Er gehe der Natur entgegen und erwarte nicht, daß sie ihn auffuche; wohin sie ihn führt, dahin folge er und halte den Augenblick fest, um sie zu fragen; denn mit einem solchen Verfahren erhielten auch Andere schon glänzliche Resultate. Jetzt haben die Naturwissenschaften eine solche Ausdehnung erreicht, daß, wer sich keine Grenze vorschreibt, schwerlich Fortschritte macht, wenigstens nur nach einem langen Abschnitte seines Lebens dahin kommen wird, gleichmäßig alle Theile auch nur eines Zweiges seiner Wissenschaft zu umfassen. Aus wenigen Isolirten aber wohl beglaubigten Thatfachen wird daher größerer Nutzen für die Wissenschaft erwachsen, als aus einem angeblich geregelten Systeme, in das man eine Masse gleichzeitiger, aber stets unvollständiger und keine Schlüsse zulassender Thatfachen geworfen hat, die auf festen Punkten sogenannter Observatorien gewonnen wurden.

Noch steht Jos. Frank's Name bei den Ärzten, die auf Hippokratistische Methode Werth legen, in verdienter Achtung, indem Milna und Pavia gleichmäßig dazu beitrugen, seinen Ruhm zu begründen. Jetzt wo er in glücklicher Ruhe nur noch für die Aufträge des lombardischen Instituts mit der Außenwelt in Berührung tritt, hielt er es für Pflicht, mit einem Rechenschaftsberichte über sein bisheriges und künftiges Verfahren hervorzutreten, der unter dem Titel: „Programma dei principii che mi serviranno di guida nel disimpegnare i favori che per avventura vi piacessero affidarmi“ im 4. Hefte des „Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo“ für 1841 abgedruckt ist. Jos. Frank ist nicht mehr jung; er lobt wie ältere Leute ungern die Gegenwart; doch hat er genug mit angesehen, um zu wissen, daß auch einstmal wie jetzt es in der Welt herging.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 115. —

25. April 1842.

Geschichte und Darstellung des Organismus der preussischen Behörden mit besonderer Rücksicht auf die Begriffe: Bureaukratie und Collegialverwaltung.

(Schluß aus Nr. 114.)

Seiner geschichtlichen Darstellung des Behördenwesens fügt nun der Verf. im neunten Capitel eine statistische Übersicht des jüngsten Zustandes nebst Schlussfolgerungen daraus hinzu und beschließt seine Arbeit mit dem zehnten Capitel, welches eine Darstellung der Vorzüge und Mängel der beiden Geschäftsbetriebsformen enthält und dem ganzen Werke hauptsächlich einen schätzbaren Werth verleiht. Denn vermißt man auch in dieser Beurtheilung eine philosophische Begründung des Urtheils selbst durch Zurückführung auf entscheidende und unanfechtbare Grundsätze und ist dasselbe vielmehr in einem Aggregate von Erfahrungssätzen ohne folgerechte Ordnung und innern Zusammenhang, auch ohne Unterscheidung der wesentlichen oder bloß natürlichen oder gar zufälligen Folgen geliefert: so zeigen diese Sätze selbst doch große praktische Bekanntheit mit der Sache, eine scharfsinnige Auffassung der Erscheinungen und eine ruhige und besonnene Zusammenstellung der Ursachen und Wirkungen. Nicht, daß sie Alles erschöpften, wie wir denn unter den Vorzügen des Collegialsystems noch die Bewirkung der Einigung des Auseinandergehenden und sich zum Theil Widerstrebenden in der Verwaltung, die Ausfüllung sich ergebender Lücken in Kenntnissen und Erfahrungen und die Benützung der individuell verschiedenen Fach- und Sachkenntnisse der Mitglieder für die Eintheilung der Departements noch ungleich mehr herausheben möchten, so wird doch jeder Leser durch die Vielseitigkeit der Beobachtungen, die Schärfe des Blicks und den Umfang, ja zum Theil durch Neuheit der Bemerkungen angezogen und selbst belehrt werden. Die Summe dieser Urtheile hat der Verf. nicht gezogen, nicht gezeigt, worauf sie am Ende insgesammt hinausgehen und worin sie sich vereinigen. Allein hiervon hat er sich auch um so eher lossagen können, da er schon früher an mehreren Orten bei Gelegenheit seiner geschichtlichen Ausführung sein Urtheil über den Charakter und Erfolg jedes Verwaltungssystems ausgesprochen hat.

So macht derselbe darauf aufmerksam, wie in der französischen Staatseinrichtung die Beordnung beurtheilender Collegien zu der ganz bureaukratischen Verwaltung

der Präfecten, Unterpräfecten und Maires lediglich auf eine Täuschung hinauslaufe, etwa in dem Sinne, wie König Friedrich Wilhelm I. seinen Staatsbeamten wortlich zumuthete, „daß sie bemüht sein sollten, den etwaigen Volksunwillen über manche seiner Anordnungen auf sich zu lenken“.

Das despotische Element, welches sich so leicht in einer mißbrauchten bureaukratischen Verwaltung herausstellt — bemerkt der Verf. ferner —, trat nie in einer rohen und formlosen Gestalt auf als bei den Amtleuten unter jenem Könige, welcher mehrmals von sich selbst bekannte: „er sei und bleibe König und Herr, könne also alle Zeit thun und lassen, was er wolle“.

Weiter sagt der Verf., wie die preussischen Behörden, welche an die Stelle der westfälischen getreten sind, zum Theil noch jetzt an den Scharten zu wehen haben, welche bureaukratische Oberflächlichkeit und Willkür in die Geschäftsfachen gebracht haben. Er hebt die Worte in der Verordnung vom 30. April 1815 über die verbesserte Einrichtung der Provinzialbehörden heraus, welche besagen, daß mit der collegialischen Form, welche Achtung für die Verfassung, Gleichförmigkeit des Verfahrens, Liberalität und Unparteilichkeit sichert, alle Vortheile der freien Benützung des persönlichen Talents und eines wirklichen Vertrauens zu verbinden beabsichtigt werde. Nicht minder bestätigt er das Zugeständniß, daß Centralverwaltung und Einheitssystem verbrüderter Begriffe, wenn nicht gar nothwendig identische Einrichtungen seien, in dem Sinne nämlich, in welchem es auf subjective Einheit abgesehen ist. In einem andern Sinne, zur Hervorbringung und Erhaltung objectiver Einheit hingegen zeigt er selbst (S. 166), daß dies eine der wichtigsten Bestimmungen der Mittel- oder Provinzialbehörden und zu dem Ende die collegiale Form ihnen unentbehrlich sei. Er beruft sich auf die Erfahrung, daß mittels der Haltung, welche Collegien in dem Bewußtsein ihrer Würde dem Herrscher und dessen Stellvertretern gegenüber annehmen, den Unterthanen ein Bollwerk gegen rücksichtslose Willkür geschaffen sei und daß die Collegialverfassung einen sichernden Damm gegen den Despotismus abgebe, in dessen Schutze auch in den Staaten mit sogenannter unsreier Verfassung die echte Freiheit sich auszubilden vermag.

So wahr ist dies, daß, wer das osmanische Reich in seinem Verfall aufzuhalten wünscht, nur den Rath geben

und dessen Ausführung bewirken möchte, an die Stelle der Pächter Provinzialcollegien einzuführen. Überall sind selbständige, keiner Willkür unterworfen, nur dem Gesetze verantwortliche Mittelbehörden der Schutz und Schirm des Rechts und der bürgerlichen Freiheit im Staate.

Nichts in der Welt hat einen absoluten Werth. Auch die Vorzüge und Rehrseiten der Bureaucratie und der Collegialität werden daher durch die Stellung und Bestimmung der Behörden modificirt und allein darnach richtig bemessen. Überall, wo es auf Bewahrung der Grundsätze und Maximen, auf reifliche Erwägung, Gesetzmäßigkeit und möglichste Unparteilichkeit hauptsächlich ankommt, heischt die collegiale Gestaltung den Vorzug; umgekehrt die bureaumäßige, wo es auf Schnelligkeit, Kraft und Entschiedenheit der Entschliebung und der Ausführung hauptsächlich abgesehen ist. Jene entspricht daher vornehmlich dem Verufe der Gerichts-, technischen, beurtheilenden und der Mittelbehörden in der Verwaltung; diese den Ministerien und den untern Ausführungsbeamten.

Als eine Zugabe, welche eigentlich dem Gegenstande des Buches fremd ist, wie der Verf. selbst zugibt, hat derselbe noch das ständische Verhältniß mit in seine Betrachtung gezogen. Die hohe Stellung desselben gibt Grund, seine Äußerung darüber nicht zu überhören. Zwar möchten wir demselben, wenn er anführet:

Die Form und Stellung, welche Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen Behörden gegeben, der Einfluß, welchen er mittels der abwärtsgehenden Hierarchie derselben vom Mittelpunkt seiner Residenz aus bis in die äußersten Winkel seiner Monarchie geltend machen konnte, führten schnell die preussische Verfassung der ganz reinen souverainen Gestaltung entgegen; die Theilnahme der Stände an den Geschäften ward allmählig nur der Gegenstand einer historischen Erinnerung; niemals wollten sie zu den öffentlichen Lasten beitragen, und die Fürsten rewangirten sich dadurch, daß sie mit den Ständen über öffentliche Angelegenheiten nicht mehr rathschlagten; und es kam dies, wie sie denn überhaupt ihre Zeit ausgelebt hatten und neben der Ausbildung der Territorialverhältnisse und Landeshoheitsrechte keinen Bestand mehr haben konnten, mit guter Manier und auf eine gewissermaßen rechtliche Weise mittels überaus reichlich vollendeter Verjährung gänzlich ab — unsere Unersahrenheit eingestehen und ihn um Belehrung bitten, was er unter einer guten Manier und einer gewissermaßen rechtlichen Weise versteht; seit wann und nach welchen Gesetzen die Verjährung in Verfassungsrechten eingeführt ist; ob überhaupt eine Verjährung durch die bloße Unterlassung einer Verpflichtung Dessen, der durch obrigkeitliche Gewalt nicht zu zwingen ist, begründet ist; weshalb Landeshoheit und Standschaft unverträglich sein sollen; und ob die Souveränität die Verfassung behandelnde Rechte in sich schließt und mit sich bringet?

Von den heutzutage bestehenden Ständen hat der Hr. Verf. aber die Meinung, daß man bei der Einführung der neuen Verfassungen in andern Staaten nichts Eiligeres zu thun gehabt habe, als Repräsentanten zu erwählen, von deren erleuchteten Berathungen man unmittelbar politische Seligkeit erwartete.

Außer den Leuten, welche ein Amt hatten oder suchten, welche aus Liebhaberei oder Wissbegierde sich mit den Staatseinrichtungen und der Verwaltung, mit den Gesetzen und deren

Anwendung vertraut gemacht hatten, war die Mehrzahl der Unterthanen über diese Angelegenheiten wenig aufgeklärt. Aus dieser Mehrzahl erwählte man im blinden Vertrauen auf den Satz: „wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch dazu Verstand“, muthig die Repräsentanten der Nation, welchen die Theilnahme an der Regierung zusteht. Welche Berathungen in solchen Versammlungen politisch Unmündiger vorgehen, lassen uns die Zeitungen häufig genug lesen! Ganz anders Preußen! Hier ist man zu einer Erziehung der Nation für die Repräsentativverfassung geschritten. Allein die Erfahrung bietet dem vorurtheilsfreien Forscher seltsame Beobachtungen dar. Wie Vieles fehlt noch, um die Erwartungen zu erfüllen, welche vor 26 Jahren von der Städteordnung gehegt wurden! Als obere Classen und zu der noch nicht eingerichteten Prima der Landesrepräsentanten hinaufsteigend, sind die Kreis- und Provinzialstände in das Leben getreten. Allein diese haben, wie die gedruckten Verhandlungen darthun, noch weit weniger den Hoffnungen entsprochen, denen man sich in ganz Deutschland rücksichtlich der ständischen Verfassung hingegen. Die Provinzialstände, welche doch präsumtiv die Blüthe der Intelligenz und Erfahrung, so die Provinz enthält, in sich vereinigen, haben bei der Regierung Anträge gemacht, welche grobentheils von der Art gewesen sind, daß sie mit Belehrung (zum Theil empfindlicher) von der Regierung haben zurückgewiesen werden müssen. Mangel an klarer Einsicht in die zur Sprache gebrachten Verhältnisse und Einseitigkeit mußten vielen Anträgen ein solches Schicksal zuziehen.

So urtheilt ein angesehener Staatsbeamter! So drückt sich ein Mann aus, „der es nicht zu leugnen vermag, daß die Regierung aus der Theilnahme der Stände an dem Regimente schon jetzt mehrfachen Nutzen ziehe“, und der diese Vortheile selbst umständlich angibt. Mit Vergunst, Hr. Verf.! Die Standschaft ist kein Amt und die Herren Stände sind also wol befugt, Ihnen das Sprüchwort zurückzugeben, das nur auf Beamte geht. Wenn unsatthafte Anträge unleugbar gemacht worden sind, standen den Ständen auch die Acten und zureichenden Mittel zu ihrer genügenden Information zu Gebote? Haben die Staatsbehörden und selbst die Regierungen sich nie übereilt, nie Fehler gemacht, nie Unrecht gethan? Sie selbst haben das Gegentheil in Beispielen behauptet. Ist es für eine Regierung jemals schicklich, in ihren Erklärungen Empfindlichkeit zu zeigen? Ist, wo zwei Personen aus gegenseitiger Mittheilung Nutzen zu ziehen beabsichtigen, überhaupt Belehrung passend? Ist es die Schuld der Stände, oder der Wahlgesetze, wenn jene nicht geleistet haben, was beabsichtigt wurde? 62.

Joh. Kasp. Arletius. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Schlesiens, von Jul. Schmidt. Breslau, W. G. Korn. 1841. 8. 5 Ngr.

Arletius, weiland Rector an dem Elisabethanum zu Breslau, ist heutzutage meist nur in den wunderlichen Geschichten bekannt, die von seinen Aulienzen bei Friedrich II. berichten, als habe der große König mit ihm seinen Zeitvertreib gehabt und, die starre Gelehrsamkeit des Pedanten verspottend, ihn zur Steifheit seiner spasshaften Laune gemacht. Die vorliegende kleine Schrift hat das Verdienst, den ehrwürdigen Schulmann, dessen segensreicher Einfluß auf das preussische Schulwesen bis in unsere Tage reicht, von diesem fabelhaften Boden in die gehührenden historischen Ehren einzusetzen und dadurch zugleich Friedrich den Großen von einem Benehmen gereinigt zu haben, das die Zeit der Aufklärung für höchst wichtig und geistvoll halten

mocht, und nur beschränkt und kümmerlich erscheinen konnte. Allerdings war Arletius ein Sonderling, namentlich in dem wunderlichen Eifer, mit dem er seine numismatischen und alt-historischen Studien verfolgte, wie er z. B. Friedrich d. Gr. in 100 Parametern den Vorschlag machte, die ihm und seinen Kollegen bewilligte Geldunterstützung

— in allerhand Formen der Selber

Des Königs, die man von Silber in Schlesien prägt,
In der Münze allhier prächtig umprägen zu lassen,

wie er in chemischen Versuchen für das Geheimniß der Goldmacherei weder Zeit noch Mühe sparte; selbst von Aberglauben kann man ihn nicht frei sprechen, er liebte wunderbare Märchen und curiose Geschichten und sammelte unter Anderm alle Nachrichten über das Erscheinen der weißen Frau in Berlin. Doch in solchen Wunderlichkeiten ist es ja gewöhnlich, daß höher stehende Charaktere, namentlich in engabgeschlossenen Lebensgebieten, dem gemeinsamen Loos der Menschheit verfallen. In der That aber kann Arletius als ein Typus der damaligen Gelehrsamkeit gelten, dieser historisch-literarischen Polyhistorie, die weniger eine streng abgeschlossene und geistig durchdrungene Wissenschaft als ein reichhaltiges Wissen aus unablässigem Exerpieren und schwachem Combiniren der zusammengelesenen Notizen erstrebte: innerhalb dieser empirischen Grenzen umfaßte er neben seinem Hauptstudium, den classischen, auch die orientalischen und neuern Sprachen, das Sprachstudium überhaupt im ganzen Umfange des Wortes, mit dem größten Eifer studierte er Kirchen- und Dogmengeschichte, und seine Kenntniß der Geschichte, namentlich der vaterländischen war so bedeutend, daß man aus entlegenen Ländern bei ihm sich Rathes erholte. In dieser Eigenthümlichkeit, als Einem der tüchtigsten „aus einer Race von Gelehrten, die leider jetzt ausstirbt“, faßte ihn auch Friedrich d. Gr.: er ließ ihn zweimal (1779 und 1783) vor sich kommen und unterhielt sich wol eine gute halbe Stunde mit ihm über das Griechische und Lateinische, über Demosthenes und Cicero. „Sie haben gewiß das Verdienst“, äußert sich Herzberg in einem Briefe an den Rector, „daß Sie durch die Unterredung, die Sie mit dem König zu Breslau gehabt, seinen Eifer für die griechische und lateinische Sprache angefeuert und dadurch Gelegenheit gegeben, daß er solche dem Hrn. v. Zedlitz empfahlen und dieses Studium nunmehr so fleißig betriebe wird.“ Darin, in dieser Anregung und Empfehlung classischer Studien liegt eben Arletius' Verdienst um die Degeneration des preussischen Schulwesens. Irrten wir nicht, so gehört zum Bilde eines solchen Gelehrten alten Schlages auch das Etilbat, daß Arletius alle Heirathsanträge beharrlich abgelehnt, wie Hr. Schmidt wunderbarlich genug sich ausdrückt, „nicht a priori, um beim schönen Geschlechte als Hagestolz renommirt zu sein, sondern wol a posteriori in Folge einer unglücklichen Jugendliebe“; der weisland Rector erklärte in einer Elegie an Eslette:

Mein Geist ist so gesinnt,
Weil auch ein redlich Herz die Liebe grausam findt,
Und seinen ersten Liebes so schrecklich recht belohnen,
Sich künftig Müß' und Gram zu sparen und zu schonen.

42.

Urtheil eines Briten über Kiemer's Mittheilungen über Goethe.

Über Kiemer's Werk über Goethe macht das „Athenaeum“ folgende interessante Bemerkungen: „Jeder mit der deutschen Literatur Vertraute wird nicht wenig ergötzt sein über und zugleich verwirrt durch die Menge von Panegyriken und Philippien, welche auf den Ruhm und das Gedächtniß des weimarschen Barben bald in wohlwollender Weise ausgeschüttet, bald erbarmungslos dagegen geschleudert worden sind. Die Kräfte und das Campend, die allein der „Faust“ gekostet hat, würden hinreichen, die deutsche Zollvereinsflotte auszurüsten. Tüben

und Christen, junge Leute und Mädchen, Greise und Kinder („Briefwechsel mit einem Kinde“), Alle haben sie ihre keltische Gesandtschaft angeboten, Alle sich zu einem dissonirenden Chöre vereinigt. — Keine, der gegen Jedermann seine Hand erhob, hat ihn mit seinem Witz durchgehelt; Börne, der heilig gesprochene Schutzherr des jungen Deutschlands, der jüdische Patriot, hat ihn als den Krebs des deutschen Körpers bezeichnet, der gemäßigte Menzel meugt viel gesunde Kritik mit einem Gewürz von derselben Bitterkeit und nennt Goethe einen aristokratischen Eberlein. Bei dieser Lage der Dinge tritt nun noch Dr. Kiemer auf, der ein tüchtiger Gelehrter, ein ausgezeichneter Philolog und mit seinem Gegenstande vollkommen vertraut ist. Er konnte Goethe als Mann und Jüngling 30 Jahre lang bis zu dessen Tod, und 11 Jahre davon brachte er unter demselben Dache als sein Amandus zu, so daß er eine seltene Gelegenheit hatte, ihn in all seinen verschiedenen Phasen und Situationen zu beobachten. Es ist seinem Werke nur ein Vorwurf zu machen — der Geist, in welchem es geschrieben ist. Der Doctor will eine Apologie, eine Vertheidigung seines alten Patrons schreiben, aber bald verläßt er die Defensiv-, um die Offensive zu ergreifen und gegen Alle, Freunde oder Feinde, auszufallen, welche sich vermaßen, dem Gegenstande seiner Anbetung sich zu sehr zu nähern. Einmal dabei, nimmt er keinen Anstand, eine ganze Heerde zeitgenössischer Dichter den beleidigten Namen des Todten zu schlichten, indem er vergißt, daß er durch die Herabwürdigung von Goethe's Mitstreibern den Ruhm des Dichters selbst schmälert. Nicht blos Böttiger und Menzel, sondern auch Lessing und Bettina, nicht allein Herder, sondern auch Schiller bespricht er mit seiner Galle. Die genannte Dame wird mit einer in der That unverzeihlichen Härte behandelt.“ Der Berichterstatter citirt hierauf einige Ausfälle Kiemer's gegen Bettina und gibt andere Auszüge, die besonders für die Briten anziehend sein mögen. Kiemer's Behauptung, daß Kiemer so deutsch gewesen als Goethe, daß er in dieser Hinsicht Schiller übertroffen habe, bei dem sich so wenig oder nichts von deutschem Gemüth und deutscher Ironie finde, wird ernstlich abgewiesen. „Wer“, ruft der englische Berichterstatter aus, „wer will die Apathe vertheidigen, die sammetweiche Gleichgültigkeit, worin der Dichter eingewiegt war, als der Kriegersturm durch sein Vaterland brauste? Die Schatten Derr, welche auf dem blutgetränkten Gefilde von Jena fielen, schrien laut, aber da war kein Echo, womit der Dichter ihnen geantwortet hätte. Der alte Eichbaum

Bei Babelin dem Dorfe

Im mecklenburger Mark

seufzte heiser über dem Grabe des Kriegers und Dichters Körner, aber er seufzte einsam. Er, dessen Stimme eine Stimme von Gewicht war und wie mit Donnerlaut

— — — — — over Greece
To Macedon and Artaxerxes' throne

rufen konnte, blieb stumm!“ An einer andern Stelle heißt es: „Da der Verf. ohne Unterschied Alle bekriegt, welche Goethe's Unfehlbarkeit in Zweifel ziehen, waren wir nicht überrascht, ihn seine Galle gegen unsere Landsleute auslassen zu sehen. Dick und Dummelbäse ist seine süße Bezeichnung für die Engländer, Kenimore Cooper unter Andern eingeschlossen. Ausdrücklich sind von dem gemeinsamen Brandmal die 15 erleuchteten Engländer ausgenommen, welche Goethe in Anerkennung seines Genius ein Erinnerungsgeschenk übersendeten. Wohlwollend belehrt er uns, daß Goethe kein Widersacher von uns war“ u. u. Von dem zweiten Bande wird gesagt, daß er in einem gemäßigten Sinne geschrieben und schäbbar wegen der Kunde sei, die er über Goethe's Aufenthalt in Weimar von 1775—86 enthalte; Kiemer verdiente Dank und Lob für den Fleiß, mit welchem er die Quellen benutzte und zusammengefloßt habe, die dazu dienen konnten, über jenen bis dahin dunkeln und räthselhaften Lebensabschnitt des Dichters Aufklärung zu verschaffen. 2.

Bibliographie.

Anticlausus. Deutsche Vierteljahrsschrift für zeitgemäße Apologie des Katholicismus und Kritik des Protestantismus. Von B. von Schäg. 1842. 4 Hefte. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielemann. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böhme's, J., sämtliche Werke herausgegeben von R. B. Schiebler. 4ter Band. Vom dreifachen Leben des Menschen. Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen. Von der Gnadenwahl. Mit 1 lith. Tafel. Gr. 8. Leipzig, Barth. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Bröcker, E. D., Vorarbeiten zur römischen Geschichte. 1ter Band. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr.

Crusenstolpe, Baron v., Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. 2 Bände. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Berlin, Morin. 2 Thlr. 20 Ngr.

Droz, J., Geschichte der Regierung Ludwig's XVI., in den Jahren da die französische Revolution verhängt oder geleitet werden konnte. Aus dem Französischen. Vorrede von F. Eaden. 1ter Band. Gr. 8. Jena, Euden. 1 Thlr. 18½ Ngr.

Duller, C., Der Fürst der Liebe. Dichtungen. Imp.-8. Leipzig, Mayer und Wigand. 2 Thlr. 20 Ngr.

Forbiger, Handbuch der alten Geographie, aus den Quellen bearbeitet. 1ter Band. Historische Einleitung und mathematische und physische Geographie der Alten. Mit 6 Karten und 4 Tabellen. Imp.-8. Leipzig, Mayer und Wigand. 4 Thlr. 15 Ngr.

Frank, C., Die Philosophie der Mathematik. Zugleich ein Beitrag zur Logik und Naturphilosophie. Leipzig, Hartung. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedichte des Rothenburger Einsiedlers. Gr. 12. Sonnerhausen, Cappel. 1841. 20 Ngr.

Gervinus, G. C., Handbuch der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Mit einem Register. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Historische Schriften. 8ter Band. Geschichte der deutschen Dichtung II. 2te umgearbeitete Ausgabe. — Auch u. d. T.: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2ter Theil. Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation. 2te umgearbeitete Ausgabe. Mit einem Namen- und Sachregister. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Hanusch, I. J., Die Wissenschaft des Slawischen Mythos im weitesten, den altpreussisch-lithauischen Mythos umfassenden Sinne. Nach Quellen bearbeitet, sammt der Literatur der slawisch-preussisch-lithauischen Archäologie und Mythologie. Als ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes. Gr. 8. Lemberg, Willkowsk. 2 Thlr. 20 Ngr.

Heinichen, Vom Bücherlesen und der Büchertunde, oder: Anweisung, wie man Bücher lesen, welche Bücher man zur Bildung und Aufklärung lesen und welche Zwecke man dadurch zu erreichen streben muß. Mit Betrachtungen über Literatur und Angabe der vorzüglichsten besten Werke und Schriften. 2te verbesserte Auflage. 8. Quedlinburg, Ernst. 15 Ngr.

— Kunst zu denken, zu sprechen, zu schreiben und seine Zeit wohl anzuwenden. Ein Wegweiser für Jeden, der sich im Denken, Sprechen und Schreiben üben und vervollkommen will. Auf's Neue herausgegeben und vermehrt vom Prof. Wenzel. 8. Quedlinburg, Ernst. 15 Ngr.

Hübisch, J. G. Ad., Gesees und seine Umgebung. Ein historischer Versuch. 8. Bayreuth, Graue. 12½ Ngr.

Laube, F., Der Präsident. 8. Leipzig, Teubner. 1 Thlr. Humoristische Lebensansichten eines Zeitgenossen des 18ten und 19ten Jahrhunderts. 16. Lissa und Gnesen, Guntzer. 1841. 5 Ngr.

Lersch, L., Die Sprachphilosophie der Alten, darge-

stellt an der Geschichte ihrer Etymologie. 3ter Theil. Gr. 8. Bonn, König. 1 Thlr. 5 Ngr.

Müller, A., Die Fortbildung der Gesetzgebung im Geiste der Zeit und über die Hindernisse derselben besonders in Deutschland, mit Hinblick auf den deutschen Gesetz- und Rechtszustand und die legislatorischen Vorarbeiten; fobann über die zweckmäßigsten Mittel zu einer guten Gesetzgebung überhaupt zu gelangen, mittelst Angabe der vornehmsten hierher gehörenden Literaturquellen, für fremde und einheimische bürgerliche Gesetzgebung. Gr. 8. Leipzig, Polet. 1841. 15 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 18ter Jahrgang. 1840. 2 Theile. Mit 1 Portrait. 8. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

Nettingham, Herzogin von, Erzählungen. Aus ihrem Papiere. Gr. 12. Hamburg, Gie. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Öffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgerichte. Von einem rheinpreussischen Gerichtsbeamten. Gr. 8. Köln, Voßner. 7½ Ngr.

Neuer Plutarch, oder Bildnisse und Biographien der berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen und Stände, von den ältern bis auf unsere Zeiten. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet von einem Vereine Gelehrter. Imp.-8. Pesth, Hartleben. 22½ Ngr.

Riepe, Erinnerung an Johann Wilhelm Rehm, nebst Andeutungen über Zustände des Lehrlebens. Gr. 8. Offen, Schäfer. 1841. 10 Ngr.

Rinne, K. F., Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen National-Literatur. Ein methodisches Handbuch für den Vortrag und zum Selbststudium. 1ter Band. Alte Zeit bis Opiz. Gr. 8. Leipzig, Hartung. 22½ Ngr.

Rosen, G. von, Bilder aus Alger und der Fremdenlegion. Gr. 12. Kiel, Bünsow. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schiebler, K. F., Paränesen für Studierende. 2te Sammlung. Zur Rechts- und Staatswissenschaft. 1ste Abtheilung. Deutscher Juristenspiegel. Als paränetische Propädeutik für das Studium der positiven Jurisprudenz und Beitrag zur Reform desselben im Geiste deutscher Volksthumlichkeit. — Auch u. d. T.: Deutscher Juristenspiegel. Feuerbach's, Zitelmann's, Welter's u. A. Ansichten über Wesen und Bedeutung des positiven Rechts, sowie den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege in Deutschland, und die Nothwendigkeit seiner Reform im Geiste deutscher Volksthumlichkeit. Ans Licht gestellt durch K. F. Schiebler. I. Gr. 8. Jena, Erler. 22½ Ngr.

Scholz, A., Waren germanische oder slavische Völker Ureinwohner der beiden Bausen? Eine von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Görlitz, Heinze u. Comp. 20 Ngr.

Schubert, J., über den Protestantismus in seiner ursprünglichen Bedeutung, insbesondere für die christliche Kirche. Gr. 8. Neustadt a. d. D., Wagner. 11½ Ngr.

Skizzen aus der vornehmen Welt. Von der Verfasserin von „Schloß Soczyn“. 1ter Band. — Auch u. d. T.: Marie. Novelle von der Verfasserin von „Schloß Soczyn“. 8. Breslau, Kern. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tánska-Hoffmann, Clementine, Leben der heiligen Elisabeth Landgräfin von Thüringen. Uebersetzt von J. Eary. 8. Gleiwitz, Landsberger. 10 Ngr.

Thal, K. van, Das Eheweib des Ritters Jezu von Teufel. Historisch-romantische Rittergeschichte. Mit 1 Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 26½ Ngr.

Volkshäuser. Herausgegeben von G. D. Marbach. 25. Das unschätzbare Schloß in der Höhle Ka Ka. 8. Leipzig, D. Wigand. 2½ Ngr.

Lichtstrahlen, beleuchtend Religion, Christenthum und Welt, aus F. Scholke's Werken. Gesammelt und mit Dessen Zustimmung allen Freunden des Gerechten, Wahren und Guten dargeboten von G. Rittschlag. Gr. 8. Weimar, Voigt. 15 Ngr.

Dienstag,

— Nr. 116. —

26. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Erster Artikel.

Zukünftige Geschichtschreiber werden bei einer Charakteristik der verschiedenen Zeitepochen unser Jahrhundert das Zeitalter des schnellen Wechsels und Wandels nennen und diese Bezeichnung, wenn sie gescheit sind, sowohl an der politischen wie an der Cultur- und Literaturgeschichte aller civilisirten Nationen auf das überzeugendste nachzuweisen wissen. Es gibt Viele, namentlich unter den eingefleischten Modernen, die man Zeitmenschen nennen könnte, welche in dieser leichtfertigen Wandelbarkeit der Menschen und Zustände eine ungewöhnliche Lebenskraft, eine Verjüngung der Welt, ein jugendfrisches, glückverheißendes Aufklammern der Geister erblicken. Vielleicht haben sie Recht; wie können das so bestimmt weder bejahen noch verneinen; möglich wäre es aber auch, daß diese ewig bewegte Ruhelosigkeit ein Zeichen der Überreizung, der immer mehr um sich greifenden Entnervung, des völligen Mangels an edler Kraft, an tiefem Ernst, an wahrer Würde wäre! Sei dem wie ihm wolle, der schnelle Wechsel in Gesinnungen, Zuständen und Thaten — wenn man anders von Thaten sprechen darf — ist vorhanden, und es liegt uns ob, aus diesem durch- und übereinander wogenden Chaos sich begegnender, kreuzender und bekämpfender Kraftäußerungen etwas Fertiges und Probehaltiges zu gestalten. Die Politik kann hierbei nicht in Frage kommen; diese Kunst mögen die Cabinete auf den Höhepunkt ihrer Vollendung erheben. Uns kann gegenwärtig nur die Literatur, als die lauteste Verkünderin der Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit einer Zeit, beschäftigen, und hier ist es, wo uns die zu große Wandelbarkeit mit leisen Schauern überfällt.

Wer die letzten zehn Jahre der literarischen Wirksamkeit kennt, der weiß, was in diesem kurzen Zeitraume Alles erblühte, mit freudigem Zuruf begrüßt, dann geschmäht, vergessen, wol auch vernichtet wurde. In diesem Decennium, um nur das Hervorragendste auf deutscher Erde anzuführen, verehrte und verleherte man den Nationalismus, baute dem Hegelthum und seiner Priestersehar Tempel, warf Brandfackeln hinein und verfolgte sie mit Stein- und Kothwürfen. In diesem kurzen Zeit-

raume versuchte Strauß das positive Christenthum zu unterminiren, ward deshalb von seiner Partei als der Messias des 19. Jahrhunderts begrüßt, und jetzt sitzt er still in seiner Studirstube, schreibt eine Dogmatik und die fortbrausende Welt hält den kühnen Mann bereits für antiquirt! Im Laufe dieser Zeit hat sich eine neue Schule in der Literatur aufgethan, die allem Alten offen den Krieg erklärte, eine neue Prosa erfand oder doch erfinden wollte, die Poesie für nichtig erklärte, nur durch ungezwungene Form frei sich bewegender Novellistik auf Zeit und Volk wirken zu können versicherte, und fast zugleich sang die Lyrik ihre berausendsten Weisen in den deutschen Gauen und das Publicum schloß ein bei der geistreichen Herzlosigkeit dieser modernen, civilisirenden Novellistik. Diese Zeit schrie es endlich laut in die Welt hinaus, daß die Literatur fernerhin mit dem Drama nichts mehr zu schaffen haben könne, ja daß diese Dichtungsgattung als gar nicht vorhanden zu betrachten sei. Und es gab wirklich der Narren genug, die solche Worte für belphegische Drakelsprüche hielten und darnach handelten! Und jetzt, nach wenig Jahren, wie ganz anders sprechen jene Verächter und geistlichen Anseher des Dramas! Wir fragen billig, ob ihr jetziges Betragen eine Folge innerer, aufrichtiger Belehrung, oder nur eine für verständig gehaltene Speculation ist? Wer kann uns darauf Antwort geben? Die Autoren, das Publicum oder die Zeit? Wir wollen sehen.

Seit Jahresfrist hat es den Anschein, als wolle der dürre Stamm des deutschen Dramas neue Blätter, vielleicht auch Blüten treiben. Ob diese letztern den Keim zur frischen Frucht in sich tragen, oder ob sie taub sein werden, läßt sich nach so kurzer Zeit noch nicht entscheiden. Aber dies Ringen munterer Kräfte, dies Suchen nach dramatischer Lebensthat verdient Beachtung und darf von uns bei der diesjährigen Revue der dramatischen Productionen nicht übersehen werden. Das vergangene Jahr hat von mehreren bekannten deutschen Autoren, die alle in der kräftigsten Blüte des Lebens stehen, Originalstücke auf verschiedenen deutschen Bühnen aufzuführen und zwar größtentheils mit Glück aufzuführen sehen. Die Zeitungen, bis dahin dem dramatischen Interesse verschlossen, sprechen wiederholt davon, das Publicum nimmt wenigstens insofern Theil, als es Partei für oder wider bildet, und die

darstellenden Künstler nehmen sich der neuen Kinder der deutschen dramatischen Muse mit unverkennbarer Wärme an. Dies könnte für die Zukunft die besten Hoffnungen erwecken, stünde nicht zu befürchten, daß die eben erwähnte Wandelbarkeit der Zeit auch hier wieder seine zerstörende Gewalt ausüben und das kaum begonnene Werk niederreißen werde. Garantie für ein folgerechtes Fortstreben kann uns Niemand geben, weder das Publicum, noch die Autoren, und so schwebt auch dieser neue Versuch, dem deutschen Geistesleben einen neuen Aufschwung zu geben, in den wechselvollen Launen des Zufalls. Gesetzt aber auch, daß ein unleugbar vorhandenes Bedürfnis nach neuen dramatischen Productionen, die Übersättigung des Publicums an der abgeschwächten, mit Wasser verdünnten, nur ausländischen Kost und ein Drang und ehrsüchtiges Streben der Dichter untereinander auf diesem Felde die Kräfte länger frisch erhalte; dann drängt sich uns gewaltsam die Frage auf: ob die Art und Weise, wie die jüngern Schriftsteller des Dramas sich zu bemächtigen suchen, eine national-deutsche, eine würdige, eine poetische sei?

Was uns bisher von neuen Dramen bekannt geworden ist, läßt dies eher verneinen als bejahen. Gutzkow, Hebbel, Laube, diese Drei, die wir deshalb zusammen nennen, weil sie größtentheils in Prosa geschrieben haben, streben dahin, durch pikante Situationen, mögen sie auch noch so unwahrscheinlich sein, und pikanten Styl das Publicum aufzufacheln, es gewaltsam zur Theilnahme zu reizen. Sie geriren sich stets wie ungeduldige Reiter, denen die Rosse zu langsam laufen. Spornstiche müssen nachhelfen und dem müden Thiere eine Munterkeit anklopfen, die ihm sonst nicht in den Gliedern liegt. Gutzkow und Laube schreiben außerdem äußerst verständlich, componiren trefflich und wissen sicher, was sie wollen, aber wo, fragen wir, bleibe die Innigkeit des Gefühls, wo die Frische der Ursprünglichkeit, wo die hinreichende Sprache der unverdorbenen Menschlichkeit? Wir suchen sie vergeblich in diesen glatt polirten Bühnenstücken, und bei ihrem Mangel müssen wir uns mit Schmerzen gestehen, daß die Poesie auf diese Producte nicht ihre segnende Mutterhand gelegt hat! Marggraff und einige Andere können die alte Hülfe, die noch immer zu sehr nach Shakespeare's Wams oder nach Schiller's Werke zugeschnitten ist, nicht abwerfen. Dies ist für die Zukunft unsers neuen Dramas zu beklagen, so begreiflich uns die Ursachen davon werden. Noch schlimmer aber bleibt es, daß diese modernen Autoren in dieser von ihnen versuchten Art, deutsche Dramen zu schreiben, die wesentliche dramatische Poesie finden. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Frankreich hat die deutsche Jugend durch seine Federfruchtigkeit, seinen blühenden Witz, seine geistreiche, prickelnde Frivolität schon lange entzückt, das deutsche Theaterpublicum ist an französische Saloperie gewöhnt und kann von einem deutschen Dramatiker nicht besser geliebt werden. Kein Wunder, daß auch geschickte, kluge Köpfe unwürdige Mittel ergreifen, um sich dadurch leichter ein Versein für ihr künftiges Wollen zu erobern. Wir wollen

dies wenigstens hoffen, denn nur ein Wechsel in Styl und Stellenweise in Gesinnung kann dem deutschen Drama eine reiche, glückliche Zukunft sichern. Lernen wir in Gottes Namen von der französischen Gewandtheit, halten wir aber auch die Demoralisation ihres Gesellschaftslebens von uns fern! Eine Übertragung der pariser Frivolität in Wort und Situation kann dem deutschen dramatischen Dichter zwar einen augenblicklichen Ruf, aber schwerlich einen nationalen Ruhm verschaffen. Rufen wir vor Allem jeder jungen Kraft, die gesonnen ist, dem Drama sich zuzuwenden, zu: wahr! die Schätze der Poesie, nicht und schafft mit Euerm vollen deutschen Herzen, nicht mit dem barockenden Besitze, und begeistert die Jugend durch Eure Worte für Eure Werke! Die deutsche Jugend allein, das allgemeine große Herz der Nation, nicht Eure routinirten Gesellschaften, nicht die feingüngige Kritik, kann Euch belohnen!

Und welchen Einfluß, höre ich fragen, hat diese Aufreizung in der Theaterwelt auf die Erscheinungen in der Literatur gehabt? Darauf mag die Revue Antwort geben, deren erste Serie wir hiermit den Lesern d. Bl. vorlegen. Der Erfolg kann Denjenigen, welche vielleicht diese bevorstehenden Seiten für überflüssig halten, deren Nothwendigkeit darthun.

1. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franz. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Franz v. Holbein's. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 2 Bde. 15 Rgr.

Das Franz'sche Taschenbuch zeichnete sich bisher vor andern Sammelwerken ähnlicher Art immer durch die, wenn auch nur relative Bediegenheit seiner Beiträge aus. Es prangte immer ein oder der andere Name unter den Mitarbeitern, und wenn es keine Meisterstücke lieferte, so enthielt es doch immer einige mit poetischem Sinn empfangene Producte. Dies lob können wir ihm heuer nicht ertheilen. Es zeigt sich äußerlich ebenso blank und nett wie ehemals, so daß auch der kritischste Blick nichts daran zu tabeln finden möchte, doch im Innern ist es leider sehr, sehr rostig geworden! Zwei Lustspiele, eine Tragödie und ein Drama machen seinen zwar umfangreichen, aber doch sehr dürftigen Inhalt aus. „Die Schützenfahrt oder der Herr vom Hause“, Originalstück von Franz v. Holbein, ist eins jener aus Philistertum, deutscher Gutmüthigkeit, herkömmlicher Langeweile und einiger Bühnenroutine zusammengesetzten Dramen, wie sie von Alters her beim deutschen Publicum Wurzel faßten und gern gesehen wurden. Holbein ist in dieser fashionablen Kleinplätserei des Lustspiels ganz „Herr im Hause“, nur führt er eine Regierung, die ihm kaum zu einem Momente verhelfen dürfte. Die Elemente, aus denen die Komödie geschickt zusammengemischt ist, sind ein reicher Baron, der auf höchst jämmerliche Weise seiner herrischen Frau den Pantoffel küßt, in Gegenwart Fremder und der Diensthofen aber den Herrn vom Hause zu spielen sucht, indem er seiner Frau ihren Willen an den Augen abliest und diese in solcher Lage sich stellt, als habe nur der Baron, nicht sie zu befehlen. Wir bestreiten nicht, daß dies gegenseitige Verhältnis zu komischen oder vielmehr zu lächerlichen Situationen führen könne, finden es aber zu verbräutet, um es einem Manne wie Holbein, der manches recht Gute geliefert hat, als Verdienst anzurechnen. Eine Verwechselung zweier jungen Mädchen von zwei jungen Männern, die beide eine Frau suchen und mit einander übereinkommen, daß Derjenige das begehrte Mädchen erhalten solle, der dem Andern sichtbar deutliche Gutmüthigkeitsbeweise von ihr erhalte, unterstügt

etwas feiner jenes dichte und verbrauchte Lustspielclement, obwohl es nicht minder oft angewandt worden ist. Ohne daß nun wirklich etwas geschieht, als ein immerwährender Wechsel der Verwickelungen, daraus entspringende Jank- und Eifersuchts-scenen, lustige Intermezze von dem Hausherr sein wollenden Pantoffelhelden, kommt die Komödie endlich an dem Punkte an, wo der Knoten auf eine oder die andere Weise durchgesehen werden muß, was hier dadurch geschieht, daß der Herr vom Hause sich wirklich einmal als solcher zeigt, indem er einen bisher gehätschelten falschen Hausfreund dem Gericht überliefert und diesen auf einen Schlitten dahin abfahren läßt, indem eine besprochene Schlittenfahrt durch die Entdeckungen seiner Betrügereien sich von selbst auflöst, dagegen aber zwei liebende Paare auf immer verbindet. Von welcher Art die Charaktere in einer solchen Komödie sein können, erhebt schon aus dieser Skizze. Alles an und in ihnen ist gewöhnlich, deutsch philisterhaft, sogar schlafmüsig, und kommt dem Verf. wirklich ein Verdienst dabei zu, so kann es nur in der bühnlich geschickten Einrichtung der Scenen, in dem leichten Conversationsstyle und in der rührenden Zähmheit liegen, die alle Leidenschaftlichkeit in den legitimen Grenzen bürgerlich-deutscher Schicklichkeit sich bewegen läßt. Was sollten wir doch darum geben, wenn einmal ein kluger Kopf mit jedem Griff diese übertriebene Schicklichkeit im Lustspiel zu ergötlichem Humor anpornte und den Deutschen zeigte, daß wir deutsch und doch auch geistreich, auch witzig sein können. Wir müssen uns schämen vor dem leichtesten Franzosen, wenn er auf unsern Theatern solche Lustspiele als deutsche Originalarbeiten mit Beifall aufführen sieht. Himmel, ist das eine Originalität! Dann müßten großgebäumte Schlaftröcke, gestützte Hauschuhe und ordinäre Tabackspfeifen auch original sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tirol und die Reformation. In historischen Bildern und Fragmenten. Ein katholischer Beitrag zur nähern Charakterisirung der Folgen des dreißigjährigen Kriegs vom tirolischen Standpunkte aus. Von **W e d a W e b e r**. Innsbruck, Wagner. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ref. als Protestant geht nicht ohne eine gewisse Verlegenheit an die Besprechung dieses Buchs. Denn wer, wie er, mehrere Jahre inmitten einer katholischen Bevölkerung in Ruhe und Frieden gelebt hat, beklagt es hier ein Buch vor sich zu haben, mit dessen Inhalt fromme und verständige Katholiken sich durchaus nicht einverstanden erklären können. Denn solche werden ebenso wenig Ausdrücken, wie „die Irrlehre Luther's“, das „aus Sachsen eingeschmückte Gift“, das „wilde Brausen des Protestantismus“, die „giftschäumende Riesenschlange der Reformation“ und ähnliche oder die ungerechte Berunglimpfung Luther's und seiner Bibelübersetzung billigen können, als die überschwängliche Mystik, Heiligenveneration und Reliquienanbetung, mit denen alle Seiten dieses Buchs angefüllt sind. Hat nun schon Hr. Weber in der Vorrede ausdrücklich erklärt, daß er unabhölich gemeint sein konnte, die deutschen Brüder anzuklagen, die sich durch die Reformation getrennt haben, daß er nur von den Folgen des Protestantismus in Tirol ohne alle persönliche Anmuthung an die Gegenwart gesprochen, daß die Ereignisse des 15. Jahrhunderts von ihm ohne ungebührliche Anmuthung an die jetzige Generation niedergeschrieben sind, so kann man doch nicht gut absehen, zu welchem Zwecke die ganze Arbeit anders unternommen sei, als um die Katholiken des 19. Jahrhunderts, in und außerhalb Tirol, zur Bewunderung und Nachfolge jener heiligen Männer und Frauen aufzufordern; denn ein Wort der Mißbilligung über sie ist nirgend ausgesprochen, wol aber angemessenes Lob und die lauteste Anpreisung. Und wenn der Verf. ehrlich genug ist auszusprechen, daß „scharfe Schuldung der Confession weit mehr Ehre bringt als

verfallender Indifferentismus, der durch schrankenloses Mißverhören“, so sind das doch wahrlich keine Worte der Toleranz, wie sie zur Zeit das in Deutschland so höchst bedauerlich gestörten Kirchenleben erwartet werden müssen.

Zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, was man nach dem Titel erwarten sollte, findet man eigentlich hier gar keine oder nur geringe Beiträge. Die ersten Abschnitte, in denen die Blöthe, die Ungunst, die unnatürliche Wollust, das Raubers- und Ferauwesen, die Unfuge in den Häusern, die Fälschungs-lustbarkeiten in Tirol vor dem Anfange des dreißigjährigen Kriegs, sowie die Entartung des Kirchenthums und die Aus-schweifungen der Mönche und Nonnen mit starkaufgetragenen Farben nach urkundlichen Zeugnissen geschildert sind, dürften für den Geschichtsforscher die einzig interessanten Abschnitte sein. Denn wie es in Tirol war, so wurde auch wol in andern katholischen Ländern gelebt. Eine sogenannte Bürgergesellschaft bestand aus sechs Gängen, jeder Gang aus neun Speisen, ein freiherrliches Essen aus 400 Speisen, gräßliche und fürstliche aus noch mehr. Eine Wächterin gemeinen Standes bedurfte zum Esvorathe während ihres Wochenbettes wenigstens ein Gentner ausgekottenes Schmalz, ein halben Gentner Butter, gegen 2000 Eier, zwei bis drei Star Weizen, ein Fäßlein Traminerwein; es war von Ärzten ausgerechnet, daß 1000 Wächterinnen des Janthals die Speise von 9000 Menschen verzehrten. Die bestialischen Käufer wählten zum Zutrinken die geistigen Getränke, auch Filzhüte, strohgekrönte Strümpfe, Schuhe, Handschuhe, Stiefeln, sogar Nachttöpfe. Die unzähligen Gemälde waren in den adeligen Schlössern, Susanna erschien reizend zur Kohlfäule, ebenso Diana im Bade, Loth's Töchter, die Länze der Grazien und Fortn, ja selbst die geheimen Gemächer waren mit allen Reizmitteln zügelloser Frechheit überdeckt.

Verdient nun eine solche Aufrichtigkeit des Verf. alles Lob und kann man es seinem Eifer nachsehen, wenn er unter die Zahl verführerischer Bücher auch die „Geschichte von der schönen Magelone“ und Tasso's „Aminta“ rechnet, so wird sich der Historiker ebenso sehr wundern müssen, wenn er hier findet, daß der günstige Erfolg in der Schlacht auf dem weißen Berge nicht dem Herzoge Maximilian von Baiern, sondern dem Orbe und der Begeisterung des Barfüßermönchs Domingo zugeschrieben wird. Nicht minder Befremden muß es erregen, wenn Hr. Weber uns die österreichischen Feldherren Wallas, Piccolomini, Pappenheim, Wallenstein, ja auch den grimmigen Alth als Männer schildert, die nur durch die Blut religiöser Begeisterung und die Fülle italienischer Glaubenskraft gesiegt hätten. Wie viel richtiger hat unser Schiller diese Verhältnisse aufgefaßt:

Und war der Mann nur sonst brav und tüchtig.

Ich pflegte eben nicht nach seinem Stammbaum,

Nach seinem Katechismus viel zu fragen.

Einer weiteren Widerlegung bedürfen Hrn. Weber's Ansichten nicht. Es ist etwas Großes und Erhabenes um einen Feldherrn von Gustav Adolfs Frömmigkeit, aber einen Wallas, einen Wallenstein, einen Alth zu wahrhaft frommen Männern stempeln zu wollen, heißt doch den Lesern gar zu viel zumuthen. Freilich soll ja auch Alth, nach einem heitrischen Schriftsteller, kein Korbrenner gewesen sein und die Einnahme von Magdeburg innig beklagt haben!

Alle übrigen Abschnitte haben durchaus kein historisches Interesse. Es sind nur Heiligengeschichten. Im vierten Capitel wird von dem Kustanten des Protestantismus im Lande Tirol gesprochen, den der Verf. freilich nur als Irrthum, unsauberen Geist der Verführung und als Volksaufregung betrachtet. „In dieser äußersten Noth bissen die Bräunen der Liebe“, um mit Hrn. Weber zu sprechen, „aus dem tiefsten Herzen des Katholicismus (d. h. aus Italien) entgegenbrausend der übermächtigen Irrlehre. Die göttliche Liebe, durch Gottesgeist im innersten Wesen der Kirche lebendig, schoß züngelnd hervor, wie Feuer, die Gichtluft des irdischen Lebens zu reinigen, heilige Seelen berührend mit den Flammenbläthen der religiösen Be-

geisterung, sie im Sturme der höhern Mystik nordwärts reißend zum Kampfe mit den irren Geistern des Jahrhunderts." Und nun folgen die Lebensbeschreibungen einer Anzahl solcher heiligen Seelen aus dem 16. Jahrhundert, männlichen wie weiblichen Geschlechts, die über 300 Seiten füllen. Da ist Bartolomeo Saluzzo, der sich beim Essen oft auf den Boden des Speisesaals legte, wo ihm die Brüder dreimal auf den Mund treten mußten, und dann ganze Nächte „im warmen Anhauche himmlischer Verzückung“ betete; ferner Eusebio, der eine eiserne Kette um den Leib trug, sich nie wärmte und dem sogar „aus überschwänglicher Liebeslust im süßesten Gefühle seines gekreuzigten Heilandes oft lautes Jubeliren oder lustiger Tanz in die Hände kam“; sodann Anna Juliana, die sich an einer eisernen Kette und mit gebundenen Händen in den Kreuzgängen umherkriechen ließ und im Kopfweh mit inniger Entzündung die Dornenkrone Jesu fühlte; endlich Maria Victoria von Sarntheim, die mit furchtbaren Krämpfen geheimnißvoller Art kämpfte, „wie sie nur in Eisbären einheimisch werden, welche das Übermaß der Gottesgewalt nicht zu fassen vermögen“. Es mag an diesen Beispielen ostentativ mystischer Verheertheit genug sein — man schämt sich deren mehrere niederzuschreiben oder so intolente Predigten zu erwähnen, als die des Marco von Aviano ist, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon heftigen Ladel verdiente und deren Abdruck in Hrn. Weber's Buche unbedonnen und verwerflich genannt werden muß.

Man kann sich leicht denken, daß auch den Jesuiten in Tirol die reichsten Lobprüche gesendet sind, denn „in ihnen war die klarste, einfältigste, erhabenste Poesie himmlischer Liebe beschriebene That geworden“, nicht weniger den gottseligen geistlichen Schwesternschaften im Hallerndamenstifte, im Regelhaufe zu Innsbruck, den Institutinen der Schulschwestern, der englischen Bräulein, der Annunziatenschwestern und dem Einsiedler zu Kreuzbrunn, der auf seiner Brust ein hölzernes Kreuz mit 33 eisernen Nägeln, einwärts aufs bloße Fleisch gekehrt, trug. Die überall hervorleuchtenden Loretokirchen „verschönerten das religiöse Leben in Tirol wie Frühlingsblüten die Alpenflur“, Reliquen wurden inbrünstig verehrt, und die „reine Gefühlsweise tirolischer Frauen“ gefiel sich mitten im Getümmel des dreißigjährigen Kriegs in allerhand Phantasieflüchten aus der heiligen Geschichte, die sie mit der Nadel kunstreich nachbildeten. Das Letzte könnte man noch am ersten billigen, aber was von der Verehrung des Hauses zu Loreto, von der wahnwitzigen Zweifelsung der Wäßer, von den Kastrationen der Heiligen, ja sogar von Wundern erzählt wird — das wird in einer Schrift, die gegen das Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschrieben ist, fast unerträglich. Ja, um so mehr, da der Verf. trotz aller Schmähungen des Protestantismus doch indirect eingestehen muß, der Protestantismus sei das Germanische, der römische Katholicismus das Romanische, also das Antigermanische. Dem Lande Tirol können wir unmöglich zu einer solchen Auffrischung längst verschollener Zustände Glück wünschen. Denn mit solchen Geschichten von halb wahnwitzigen Männern und geisteskranken, hysterischen Mädchen kann niemals ein so heiteres, kräftiges Geschlecht erzogen werden, wie dasjenige war, welches im J. 1800 Blut und Leben für seine Freiheit daran gesetzt und seinem Lande den unvergänglichen Ruhm erhalten hat „das Herz und der Schild Osterreichs“ zu sein. Das hätte Hr. Weber bedenken sollen.

lichen und schmutzigen Wesse an. „Dieser Charles Dickens“, sagt er, „hat ein ungeklärtes Melodrama in zwei ungeklärten Bänden geschrieben, „Nicholas Nickleby“ betitelt. Dieses Buch ist bei uns von einem sehr geistreichen Manne übersetzt worden, welcher für dieses traurige Panduere zu gut ist. Man denke sich eine Anhäufung von kindischen Erfindungen, wo sich das Schredliche und das Lappische die Hand reichen zu einem höllischen Rundtange; da gehen gute Leute vorüber, so gut, daß sie davon ganz zu dummem Vieh geworden sind; weiterhin tummeln sich und blasphemieren alle Arten von Banditen, Schurken, Dieben und Glenden so schredlich, daß man nicht begreift, wie eine so zusammengeldete Gesellschaft nur 24 Stunden bestehen könnte. Es ist das ekelhafteste Gemisch, das man sich vorstellen kann, ein Gemisch von warmer Milch und sauer gewordenem Bier, von frischem Eiern und Pöbelfleisch, von Lumpen und Treppenkleibern, von Gold- und Kupfermünzen, von Rosen und Hundelattich. Man schlägt sich, man verträgt sich, man schimpft sich, man besüßt sich, man stirbt vor Hunger. Lieberliche Dirnen und die Lords des Oberhauses, Lakträger und Dichter, Schüler und Spitzhuben gehen Seite an Seite, Arm in Arm, mitten durch dieses unerträgliche Lohobohu. Liebt Ihr den Tabackstrauch, den Gestank von Knoblauch, den Geschmack von ungesalzenem Schweinefleisch, den harmonischen Klang, welcher von einem Stück Zinn hervorgerbracht wird, das man gegen eine nicht verginnte kupferne Casserole schlägt? Nun, so lest gewissenhaft dieses Buch von Charles Dickens. O, was ist aus Euch geworden, Ihr Eserinnen der Romane Walter Scott's, so wenig prude Ihr auch sein mochtet? o, was hat man aus Euch gemacht, Ihr begeisterten Eserinnen des „Don Juan“ und „Eara“? Und Ihr, keusche Bewundererinnen der Clarisse Harlowe, verhält vor Eham Euer Antlig!“ Für den deutschen Leser bemerken wir noch, daß das französische Melodrama nur eine Verzerrung und Caricatur des englischen Romans und daß Jules Janin Derselbe ist, welcher das Gift und die Galle seiner Kritik unserm Schiller in das edle Dichterantlig spie. Dies wird zur gerechten Würdigung seiner Ausfälle gegen „Nickleby“ hinreichen.

An neuen Romanen erschienen: „Dona Olympia“, von E. J. Delecluze, enthaltend die Geschichte jener habgütigen und hochfahrenden Olympia, welche die Stiefschwester des Papstes Innocenz X. war; „Monsieur de Gondon“, von Frau von Sublères; „Les ilots de Martin Vaz“, Seeroman von E. Corbière; „La goutte d'eau“, von E. Souvestre, von welchem nächstens noch ein anderer zweibändiger Roman unter dem Titel: „Le mât de cocagne“ erscheinen wird; „Le morne au diable“, von E. Sue; „Aventures de Lydéric“, von A. Dumas. An Gedichten erschienen: „Louise“, von F. Martin, Verf. des „Ariel“ und „Dieu et famille“, Dichtungen von Cephas Roffignol; an Satiren: „L'âne d'or, recueil satyrique“, von Périgrinus, Capitel unter folgenden Aufschriften enthaltend: „Eine Seele ohne Körper“, „Ein Gespräch zwischen einem Lobten und einem Lebenden“, „Der Tod eines Chinesen“, „Pädagogie und Mystagogie“, „Koch ein Gott“, „Ein irischer Lieutenant“, „Dr. Biennet“, „Der Palast Bourbon“, „Ein Festgeber in 32“, „Große und kleine Deputirte“, „Dr. Barrot und der Fakir“, „Dr. Camartine und Dr. Thiers“, „Eine Welt und welche eine Welt“ u. s. w.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Jules Janin urtheilt bei Gelegenheit eines im Théâtre de l'ambigu comique aufgeführten Melodrama, welches den Titel „Nicholas Nickleby“ führt, zugleich aber Woz in seiner bekannten Wesse ab. Mit seinen, sonst in classischem (?) Parfum durchdufteten Handschuhen faßt er Woz in einer sehr unmanier-

Als eine „Question philosophique de première importance“ wird die Broschüre „Quelle est, dans le plan de l'univers, la destinée du genre humain?“ von Azais angesehen. Man ersaunt jedoch, diese wichtige Frage auf so wenigen Seiten des antwortet zu sehen. Von den von Hrn. Cousin herausgegebenen „Leçons sur la philosophie de Kant“, auf zwei Bände berechneten, erschien der erste Band.

Mittwoch,

Nr. 117.

27. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Mehr Geist und Ursprünglichkeit entwickelt Bauernfeld in seinem vieraktigen Lustspiele „Ernst und Humor“. Bauernfeld hat immer gute Einfälle, köstliche Gedanken und zuweilen sogar einen blühenden Lichtschimmer von einer Idee, nur ist er nicht jederzeit glücklich bei deren Ausführung. Seine Lustspieltstoffe beschäftigen sich, was schon viel werth ist, mit modernen Zuständen. Schwächen und Eigenthümlichkeiten der Zeit, falsche oder pikante Richtungen des geistigen Lebens unserer Nation belauscht er mit scharfem Auge und weiß sie, schlaue polemisirend, recht amnuthig unter die Lupe seines gutmüthigen wiener Humors zu bringen. Daß er dabei immer glücklich sei, wollen wir nicht behaupten, wenigstens zeugt seine Polemik oft von Befangenheit, um nicht zu sagen von Beschränktheit. Er ist ein Kind des neuen Jahrhunderts, dessen Schuße nur in dem Sumpf der alten Zeit stecken geblieben sind und die er um keinen Preis fahren lassen will. Deshalb strampelt er unablässig mit den Füßen, um sie wieder zu gewinnen, und gibt dabei der alten guten Amme, die ihn gesäugt, die derbsten Rippenstöße, während er mit den Händen wacker nach dem lockigen Haupte des neuen Jahrhunderts greift und es gar gotteserbärmlich zaust. Kein Wunder, daß dieses ob solcher Behandlung verdrießlich das Maul verzieht. Die moderne Emancipationsmante und der viel belächelte Welt Schmerz, den schon eine ansehnliche Menge dürstiger Poetlein zur Zielscheibe ihres verhungerten Wiges gemacht haben, sind auch die Lieblingssfelder, auf welche Bauernfeld seine Rufe grafen führt. Hin und wieder geräth ihm ein so ganz moderner Charakter, der von Kopf zu Fuß in Heine'sche Zerrissenheit eingeschnürt ist, der den Welt Schmerz als Kopfbedeckung in der Hand trägt und die Emancipation aller irdisch lieblichen Dinge unter den Rock festknüpft, trefflich, ein Poet sollte aber auch weise sein und eine einmal gelungene Figur nicht gleich wieder, etwas anders costumirt, dem Publicum vorführen. Für Menschen Marionetten, das ist ein schlechter Tausch, und doch muthet Bauernfeld dem Publicum einen solchen Tausch zu. Sein Graf in vorliegendem Lustspiele, der freilich nur Das, was der Dichter Ernst nennt, repräsentiren soll, ist streng genommen ein bloßer Welt Schmerzler, der sich über die Munterkeit anderer Menschen ärgert und auf- und davonläuft, wenn ihm eine junge Witwe und ein schönes Mädchen zu Tische laden. Es kann Bauernfeld in unsern Augen nicht entschuldigen, daß er später, leider zu spät, die düstere Stimmung des Grafen zu rechtfertigen sucht, indem er uns eine gar grauliche Geschichte von einem Duell erzählt, worin der Graf seinen Gegner, einen Freund, getödtet zu haben glaubt. Dieser aber, damals unter falschem Namen herumreisend, lebt noch munter und fidel und tritt ihm jetzt als Adolf in nicht zu bändigender Hebseligkeit entgegen, bringt sich ihm zum Freunde auf und zwingt dem

menschen scheuen Grafen wörtlich seine Liebe und Dugbrüderschaft ab. Das nennt denn Bauernfeld Humor, obwohl im Grunde Adolf nur ein lustiger Sausewind ist. Überhaupt möchten wir Ernst und Humor, insofern sie als Gegensätze nebeneinander gestellt sind, hart anfechten. Genug, dieser Graf, der von Natalie, einem jungen Mädchen, geliebt wird, den ihre Tante Selia, eine hübsche Witwe, ebenfalls liebt, wird durch Adolfs sogenannten Humor von seinem trüben Ernst geheilt, indem er wüthender Sausewind dem melancholischen Manne klar und deutlich darthut, daß er jener von ihm für ermordet gehaltene junge Mann sei, und ihm schließlich seine eigene Braut Natalie, weil er deren Liebe zu dem Grafen bemerkt, freiwillig und diesmal wirklich mit sehr gutem Humor abtritt. Die Figur des Gastwirths Lebemann, in und um dessen Hölzel die Handlung vor geht, dient nur als Staffage und kann füglich einen modernen Narren darstellen. Die Wuth auf Virtuosen und das narrenmäßige Streben, selbst Virtuoso zu werden oder gar zu sein, ist in diesem Lebemann, einem wahren Prachteremplane von ergöglicher Karrheit, mit vielem Glück zur Erscheinung gebracht. Der Hauptvorwurf, der das Stück trifft, liegt wieder in dem Mangel an aller eigentlichen Handlung. Die Leute sprechen, aber thun nichts, und käme nicht der ewig heitere Adolf mit seinen gestreichen Thorheiten der Langeweile ins Gehege, so möchte es übel aussehen um das Interesse des Stücks. Dennoch lieft sich die Komödie sehr gut, was freilich noch kein Beweis für deren Erfolg und Wirksamkeit auf der Bühne ist. Etwas hat aber Bauernfeld vor all unsern deutschen Lustspiel-Schreibern voraus, seine kernige, feste, witzige, oft geistreiche Sprache. Hier ist er durch und durch modern, und mit dieser sprudelnden Lebendigkeit, dieser frischen Herzenswärme, die in jedem Worte pulst, sind allein schon vor einem einigermaßen empfänglichen Publicum nicht unbedeutende Erfolge zu erringen. Eine einzige Stelle, die zugleich von Bauernfeld's Art und Weise, die Zeit in ihren Schwächen zu persifliren, einen Beweis gibt, möge als Probe und Beleg unser Urtheils hier stehen. Die Gesellschaft spricht von deutschen Künstlern. Da perorirt Adolf folgendermaßen:

„Die pariser Künstler und Dichter in ihren Salons commandiren die Poesie, denn dort ist die Kunst eine Macht. Freilich, die Kunst dient auch dort der Macht ein klein wenig, Geist und Talent machen den beiden mächtigen Göttern der Zeit ihr devotes Compliment; sie heißen: Popularität und Geld. Das französische Talent will nicht nur etwas sein, es will auch etwas haben; man kann's ihm im Grunde nicht übel nehmen. Das deutsche Genie, meine Herren, das oft der Welt eine neue Gestalt gab, das hat nun freilich ein anderes Schicksal! Es wird in Bunsiebel oder Königsberg geboren, promovirt, docirt, wird bisweilen relegirt, erhält einen Freisitz, wird magister legens, vielleicht Professor und bekommt im günstigsten Falle den rothen Adlerorden dritter Classe. Es ist keine Macht und wird nie eine werden. Es ist pedantisch, aber grundehrlich, arm an Gütern, aber reich an Ideen,

machtlos, aber mächtig; kein lautes, öffentliches, sondern ein stilles, häusliches, harmloses Privatgenie. Aber es ist ein echtes Genie, es hat Wärme, Begeisterung und so viel fremde falsche Genies zünden ihr Stumpfsin an seiner Prometheusglut. Dabei hat es nur einen Fehler: es glaubt an Märchen; gemeint an ein gewisses altes Aemmenmärchen, man nennt es gewöhnlich die Wahrheit. Für diese gute, alte Wahrheit, als war es seine alte Mutter, läßt sich nur das deutsche Genie auf alle Weise misverstehen, nicht verstehen, verspotten, verlachen, verhöhnen —, aber es schreibt weiter; — es darbt, es hungert, verhungert, stirbt — Alles für die alte Mutter Wahrheit! — So ist das deutsche Genie beschaffen. Und so ruft ich denn auch aus vollem Herzen: Bivat, du deutsches Genie! Du bist und darfst! Deine Zeit wird auch einmal kommen. Wachse und gedeihe im Stillen, aber stirb um Gottes willen nicht aus, du armer, oft verkannter deutscher Genius — eines Albrecht Dürer, Schiller und Mozart!"

Ein uns bis jetzt unbekannter geübter Dichter, August Hagen, schließt sich mit einem Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Der Oberst und der Ratroze“, dem Lustspiele an. Dieses Trauerspiel ist in Jamben, einige Stellen auch in Prosa geschrieben und spielt in Irland zu Ende des 18. Jahrhunderts, in jener Zeit, wo die Rebellen von den Engländern mit grausamer Strenge behandelt und endlich überwältigt wurden. Die Fabel scheint erfunden zu sein, was sehr zu loben wäre, besäße der Verf. Erfindungsgabe und außerdem noch einen deutlichen Begriff von Dem, was die Tragödie zur Tragödie macht. Dies ist leider nicht der Fall und eben deshalb ist Dr. Franz um diese Hagen'sche Acquisition nicht gerade zu beneiden. Ein Wort, in Folge dessen ein Verwandter des Ermordeten Rache an dem Mörder nimmt, ist kein dramatisch hinlänglich motivirter Stoff. Das hat der Verf. auch gefühlt und deshalb ein anderes Motiv, das allerdings eine Tragödie zu Stande bringen könnte, noch hinzugefügt. Uns dünkt aber, dies andere Motiv ist dem Autor gar zu spät erst eingefallen, wodurch denn der fatale Übelstand herbeigeführt wird, daß Niemand mehr Theil an den Personen nimmt und, was noch schlimmer ist, an die eingeflochtene Geschichte nicht glaubt. O'Connell, Oberst zu Berford, läßt nämlich, um die Ordnung aufs strengste zu haben, einen armen Arbeiter, Stephen, weil er in der Nähe des Pulverturms, in dem aber kein Pulver liegt, Taback geraucht hat, erschießen. Für diese ungerechte, grausame That gelobt sein Bruder John Darcy, ein Ratroze, Rache zu nehmen und schickt dem Obersten einen Drohbrief, worin er ihm ansetzt, daß er genau einen Monat nach dem an Stephen verübten Morde sterben werde. Anfangs hält der Oberst diese Drohungen für leere Worte, als aber der Sergeant Denis, der Stephen erschoss, wahnsinnig wird, indem der Todte ihm erscheint, die Drohungen John's sich auf die sonderbarste und letzte Weise stets wiederholen, ergreift ihn ebenfalls Todesfurcht, er fühlt, daß er zu streng gewesen, und will nun seinen Fehler durch Wohlthaten, die er der Familie des Ermordeten zukommen läßt, wieder gut machen. Diese Schwäche, an dem Menschen recht rührend, vermindert unsere Achtung vor dem Krieger, der fortan stets in weiblicher Angst, halb verrückt, zitternd und zagend auftritt, aus Furcht vor dem Tode nach Rotterdam zu seinem Bruder flieht, von seinem Todfeinde auch dahin verfolgt wird und am bestimmten Tage nun wirklich seinem Schicksale erliegt. Erst im dritten Act erfahren wir, daß der Oberst vor vielen, vielen Jahren schon einmal in Irland gewesen ist, dort als feuriger junger Mann ein Mädchen geliebt und, nachdem er es verführt, dasselbe treulos verlassen hat. Dieses Mädchen stirbt elendiglich, nachdem es ein paar Zwillinge geboren. Stephen und John Darcy sind diese Zwillinge, die nicht wissen, daß ihr Vater noch lebt und wer er ist. Sonderbarerweise gibt sich der Oberst, nachdem er von der Geburt dieser Edhne in Kenntniß gesetzt worden ist, diesen nicht als Vater zu erkennen, obgleich die Rachedrohungen John's sich häufig wiederholen. Erst als der Sohn den Tod seines Bruders an dem eigenen Vater ge-

rächt, verräth der sterbende Oberst das Geheimniß, was denn zur Folge hat, daß sich John in Verzweiflung selbst den Tod gibt. So viele Elemente zu einer ergreifenden Tragödie in dieser Geschichte zusammentreffen, so schlecht hat sie der Autor benützt. Die ganze Ökonomie des Dramas bleibt ohne alle Wirkung, langweilt und wird nicht selten lächerlich, wozu auch der höchst prosaisch gehandhabte Vers wiederholt Anlaß gibt. An Reimen läßt es der Verf. zwar nicht fehlen, aber was sind das für Reime! Stellen, wie folgende, begegnen uns fast auf jeder Seite.

Was ist zu thun, als sich in Ruhe fassen,
Ich will ja Keinen mehr erschließen lassen.

Ober:

Kam' her der Oberst, wo blies meine Fige?
Statt zur Pistole griff ich nach der Rüge.

Zuweilen glaubt der Verf. seiner Sprache mehr Nachdruck zu verleihen, wenn er dreimal gleiche Reime aufeinander folgen läßt. Z. B.:

X n n a.

Bring' her die Sichel! Komm, den Schleifstein drehn,
Es soll der Vater, wenn er heimkehrt, sehn,
Daß, Stephen, wir was Rechtes auch verstehen.

S t e p h e n.

Wenn ich doch nicht so lang' geschlafen hätte,
Wie früh verließ der Vater denn das Bette?

X n n a.

Auffand er mit der Sonne um die Bette.

An unerlaubten Wendungen und falschem Gebrauch, ja ganz falscher Bildung der Worte ist auch kein Mangel. So sagt der Verf.:

Hier ist er (John Darcy), um es einzuzugen.

Und an einer andern Stelle:

Dem Werk ist nun als Schlussstein einzusetzen
Des Hochverrathes ernstliche Behandlung.

Nur eine einzige Stelle haben wir gefunden, wo das Wort mit dem Gedanken harmonisch und in poetischem Tone erklingt, obwohl der Leser dabei unwillkürlich an frühere große Dramatiker, z. B. Schiller, erinnert wird. Diese Stelle heißt:

Dies lange, blonde Haar, es hätte langsam
Des Alters Drack in Silber umgeprägt,
Und aber dieses Haupt unschädlich wären
Dreimal so viel der Jahre hingegangen.

Wo sich ein Autor so in Stoff, Form und Sprache vergreift, wenn er ein Originalproduct liefern will, was bleibt dann noch für die Folgezeit von ihm zu hoffen!

Unbedeutend, wenn auch mit innigem Gemüth erfunden, ist das kleine Drama „Die Schwester Nacht“ von Dr. Franz. Drei Freunde geben sich an einem Spioesterabende in einem Wirthshause das Wort, sich nach 30 Jahren an demselben Orte wieder zu treffen, mag auch inzwischen das Schicksal nach Belieben mit ihnen schalten und walten. Nach diesen 30 Jahren erwartet denn Einer von diesen Freunden, der inzwischen jenes Wirthshaus an sich gebracht hat, die Freunde. Diese kommen, doch der Eine als alter, zerlumpter Bettler, der Andere unbefriedigt, von der Welt getäuscht, die er nach allen Richtungen durchstrichen. Erst dies Wiederfinden gibt den so lange voneinander Entfernten ein reines Glück und ein paar jungen Liebenden den Segen der Ältern. Innig geschrieben, stark mit Sentimentalität gewürzt, dürfte die Kleinigkeit gefühlvollen Herzen mehr zusagen als der Kritik, der Verf. aber, dem es keineswegs an dramatischem Talent gebricht, sollte die Literatur nicht mit Producten beschenken, die seinem Rufe nur Schaden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Randioten. Grünberg, Levysohn. 1842. 8. 20 Ngr.

Mit Vergnügen haben wir schon oft über die, unserer Zeit so sehr eigenthümliche Liebe zur Volkspoesie, d. h. den Eifer in Sammlung und Erklärung der Volkslieder der einzelnen Nationen, uns ausgesprochen; und gewiß ist diese Liebe in unserer materiellen Zeit um so erfreulicher. Daß diese Liebe nun auch auf die neugriechische Volkspoesie sich erstreckt hat, und daß man nicht müde wird, ebenso immer neue Schätze aus dem unverstehbaren Quelle des in dem griechischen Volke fort und fort schaffenden poetischen Geistes für uns, die wir fern stehen, and Licht zu fördern, als dadurch selbst jene Liebe wach zu erhalten und ihr immer neue Nahrung zuzuführen, darüber können wir uns besonders auch deshalb freuen, weil diese neugriechischen Volkslieder, wie sie an und für sich von Interesse sind, so auch einen nicht minder interessanten Zusammenhang mit dem alten Griechenland, eine innige Verwandtschaft der Neugriechen mit den alten Hellenen nachweisen. Natürlich ist dies in dem Originalgewande, in der ursprünglichen Form, in welcher diese neugriechischen Volkslieder aus dem Geiste des Volks hervorgegangen, auch nur um so mehr und unverkennbarer der Fall, zumal manche der der Volkspoesie überhaupt eigenthümlichen Reizetaten und Reize in keiner andern Sprache so wiedergegeben werden können, wie das Original sie ausbrückt, und da dies nun auch namentlich von den neugriechischen Volksliedern im Verhältnisse selbst zur deutschen Sprache gilt. Indes gewahren diese Volkslieder doch auch in der Übersetzung, wenn sie einerseits treu ist, andererseits der Treue die Klarheit und Verständlichkeit des Sinnes und eine gewisse äußere Gewandtheit nicht einseitig aufopfert, mannichfachen Genuß an sich und in Bezug auf die altgriechische Volkspoesie und das altgriechische Leben überhaupt. So haben wir denn auch die vorliegende, lange vor ihrem Erscheinen angekündigte, übrigens nicht bloß neugriechische Volkslieder enthaltende Sammlung mit Interesse und Vergnügen begrüßt, und heißen sie auch um des besondern Zwecks willen, dem sie als ein Scherstein auf dem Altare christlich-humaner Theilnahme an dem Unglücke ferner Mitmenschen und Mitchristen dienen soll, mit dem Wunsche, daß sie diesem Zwecke auch wirklich dienen könne und diene, willkommen. In der, mit Heinrich Oppenheim unterschriebenen, theils weise etwas gar zu rhetorisch geschriebenen Einleitung, die es in der Hauptsache mit Kreta und dem dortigen, leider zu bald und durch Verrath unterdrückten Aufstande im Sommer 1841 zu thun hat, spricht sich eine eble Begeisterung für Griechenland und die griechische Sache aus; viel Wahres und Nichtiges wird darin über die Griechen, namentlich auch in Betreff der Kallimachischen Hypothese, und über den Zusammenhang mit dem alten Hellas bemerkt; auch den Unwillen über die Wendung, welche die griechische Sache unter der Einwirkung der Politik genommen und insofern die Grenzen des griechischen Königreichs viel zu eng gezogen sind, können wir nur theilen. Insbesondere halten wir in dieser Hinsicht den in uns von Griechenland selbst aus genährten Glauben fest, daß dies bei der immer mehr zunehmenden Schwäche der Türkei, besonders der europäischen, die als ein politisches Ganze nicht mehr zu halten ist, in Zeit einiger Jahre eben von Griechenland selbst aus sich ändern und für Griechenland, trotz der verschiedenen Ansichten der Diplomatie und der Eifersucht einzelner Mächte, z. B. Englands, sich bessern müsse und sich bessern werde.

Was nun die in vorliegender Sammlung enthaltenen neugriechischen Volks- und Freiheitslieder selbst anlangt, so sind sie nur in der deutschen Übersetzung mitgetheilt („da sich dem Abdrucke des griechischen Textes Rücksichten entgegenstellten“), übrigens sehr verschiedener Art und Weise, auch in ziemlich bunter Ordnung zusammengestellt. Die Übersetzung, wobei „Treue der Form, gepaart mit möglichster Worttreue und Verständlichkeit“ das vorgestechte Ziel gewesen, und die im

Allgemeinen zunächst „formgetreu“ hat gegeben werden sollen, dürfte doch, trotzdem daß aus dem mit D. G. Sanders unterzeichneten Nachwort eine gewisse Selbstgefälligkeit, neben einer nicht zu verkennenden Tadelsucht gegen Andere, hervorleuchtet (weshalb wir auch um so strenger in unserm Urtheile haben sein müssen), keineswegs allen, auch nur billigen, Anforderungen genügen. Ob überhaupt Formtreue und Worttreue so wesentliche Erfordernisse einer Übersetzung seien, daß ihr die andern Rücksichten hierbei untergeordnet werden müßten, glauben wir nicht, wollen es indes bis auf Weiteres annehmen. Bei alledem finden wir die vorliegenden Übersetzungen nicht durchgängig richtig, was zum Theil daher kommen dürfte, daß die Verständlichkeit der Form- und Worttreue aufgeopfert worden, zum Theil darin seinen Grund hat, daß der Verf. die Originalen nicht richtig verstanden haben mag, auch wol aus der zu großen Freiheit erklärt werden muß, die er sich theils in und mit der Scansion und Betonung genommen — einer Freiheit, welche schon an sich mit seiner sonstigen, von ihm proclamirten Strenge in Betreff der Form nicht recht zusammenpassen will, theils insofern, als er vor Rückworten nicht zurückgeschauert und das Original nicht wortgetreu übersetzt hat —, vielleicht nur, um es — formgetreu, d. h. gereimt zu übersetzen. Belege hierzu finden sich z. B. in der Übersetzung des, allerdings schwierigen „Hymnus an die Freiheit“ von Dionysios Solomos (Nr. II, S. 3 f.); so S. 6, Nr. III, V. 11 u. 14, wo das Original falsch übersetzt worden ist, indem an der ersten Stelle *αδέρης* „Fürst“ oder „Hosopodar“ bedeutet, an der zweiten aber *αυτάς* so viel als: „er sieht zu, wie —“ sagen will. In Nr. VII, S. 16, „Der Tod des Diakos“, ist V. 2, 4, 5 und auf S. 17, V. 3, 7, 12, 14, 17 dem Gehöre in Betreff der Betonung viel Gewalt angethan, was hier und da gar leicht abzuändern gewesen wäre; so findet sich in demselben Gedichte (S. 17, V. 8) das nichtsagende Rückwort: „wohl“, und der Name des Helden dieses Volksliedes: Diakos, ist, gegen das Original und die Bemerkung S. 112, verschrieben, bald zweifelsig (*Diakos* — *Diakos*), bald dreifelsig (*Diakos*) gebraucht worden. In der Übersetzung der beiden Gedichte von Alex. Soutos (S. 104) Nr. LXXI und LXXII finden sich ebenfalls manche Unrichtigkeiten. So ist im ersten dieser Gedichte Vers 1, 3, 3, 4 (S. 104), Vers 3, 3, 7, 8 (S. 105) nach dem Originale nicht richtig, am wenigsten wortgetreu, übersetzt; Dasselbe ist der Fall mit dem zweiten (S. 107) V. 2, 3, 1, 2, 4, V. 3 u. 4, welche letztern beiden übrigens nicht nur falsch übersetzt, sondern auch in der Übersetzung dunkel und unverständlich sind; namentlich ist im dritten Verse bei den Worten: *τὸν ἑωσώπο* (die auch gar nicht als eine Bezeichnung zu verstehen sind) an nichts weniger als an den Satan zu denken, da vielmehr der Dichter hierbei, wie dies auch aus der Einleitung zu dem Gedichte jedenfalls zu ersehen gewesen, nur die Zeitschrift „Apollon“, gegen welche zunächst die in diesem Gedichte verspottete pressfreiheitmörderische Verordnung des Kapodistrias gerichtet gewesen, im Sinne gehabt hat. Für unsere Meinung übrigens, daß auch sonst Irrthümer, die zum Theil eine Folge der Entschiedenheit sind, mit welcher Andere wegen abweichender Ansichten vom Verf. getadelt werden, hier sich vorfinden, beziehen wir uns in Betreff der Anmerkung S. 39 und der Behauptung, daß mitten im Vers ein Gedicht nicht enden könne, auf das S. 74 mitten im Vers endende Lied; und in ähnlicher Weise fängt eine Strophe des zweiten der schon oben erwähnten Gedichte von Soutos (S. 107) mitten im Verse an. Indes legen wir selbst auf alle diese Bemerkungen keinen höhern Werth als sie verdienen; besonders aber haben wir dadurch den Verf. auf sich selbst aufmerksam machen wollen, damit er nicht bloß darauf sich beschränke, streng gegen sich sein zu wollen, sondern es auch wirklich und in Wahrheit sei.

Schließlich wollen wir noch die Hoffnung aussprechen, daß es dem Herausgeber — dafür halten wir den S. 112 Genannten — möglich werden möchte, den daselbst gemachten Vor-

behalt zu verwirklichen und namentlich die in seinem Besitze befindlichen noch ungedruckten neugriechischen Volkslieder in den Originalen den Freunden der neugriechischen Volkspoesie und der neuen griechischen Poesie und Literatur überhaupt mitzutheilen, und daß die Zahl dieser letzteren auch durch die vorliegende Sammlung, ihrer Mängel ungeachtet, sich vermehren möge. Daß diese Poesie und Literatur Freunde verdiene, darüber kann wol ein gegründeter Zweifel nicht mehr obwalten. 25.

Literarische Miscellen.

Bei Gelegenheit einer Anzeige des ersten Bandes eines von Thomas Campbell, dem wohlbekannten Sänger der „Pleasures of hope“, herausgegebenen großen Werkes: „Frederick the Great and his times“ ergeht sich die „Sunday Times“ in folgender Auslassung: „Ein wesentlicher Dienst, welchen dieses Werk dem Publicum leisten wird, dürfte in der Entzückung einer ziemlich großen Anzahl gutgesinnter Personen bestehen, die von Deutschland die Wiedergeburt Europas erwarten. Ein größerer und lächerlicherer Irrthum läßt sich so leicht nicht denken. Was auch immer die Deutschen vom Standpunkte der Civilisation aus in den Tagen des Lucius gewesen sein mögen — seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag haben sie der Freiheit nie einen entschiedenen, klaren Vorzug vor dem Despotismus gegeben. Im Gegentheile, es weidet keine zahlreichere und kühnere Herde als die Bewohner Deutschlands, die jedes Feld der Literatur und Wissenschaft angebaut haben, nur nicht das, auf welchem die Möglichkeit wächst, wahrhaft groß und frei zu sein. In Frankreich, in Spanien, ja sogar in Italien machen sich Spuren eines lauten Verlangens nach Volksherrschaft bemerkbar, in Deutschland nichts dergleichen. Ohne Zweifel existiren dort Individuen, denen Tyrannei nicht sonderlich gefällt und die gern frei wären, wenn sie nur könnten. Aber die haben kein Gewicht in der deutschen Literatur und es gibt keine Literatur in der Welt, die des demokratischen Feuers weniger hat als die deutsche.“ Nach einem Sprünge fährt die „Sunday Times“ fort: „Selbst Friedrich II., obwohl unleugbar ein ehrenvoll ausgezeichneter Mann unter den Fürsten seiner Zeit, wurde doch durch eine Menge Eifer und Charaktermängel häßlich entstellt. Er hatte sich insgeheim den Kaiser Julian zum Vorbilde genommen; nur hinkte die Copie dem Original weit nach. Solche waren in ihrem Unglauben wüthende Fanatiker, und bewies auch der preussische König mehr Toleranz als der römische Kaiser, so meinte es dagegen Julian aufrichtig, als er vom wahren Glauben abfiel und mit Eifer zu dem falschen übertrat, während Friedrich bis an sein Ende der leichtgläubige Schüler einer Rotte leichtfertiger Sophisten blieb, der leichtesten, die sich je mit Philosophie bemengt. Dabei war Julian in allen Verhältnissen des Privatlebens rein und ohne Tadel; Friedrich stürzte sich kopflos in alle Excesse und Ausschweifungen, die den Charakter des Mannes und seine Tugenden schändeten. Friedrich's Maximen sind ebenso greulich wie seine Praxis.“ Was die Engländer nicht Alles wissen!

Das „Church of England Quarterly Review“ gilt in England — ob mit Recht oder Unrecht — für ein halb-officielles Organ des Puseyismus und mehrere Aufsätze im Januarhefte beweisen wenigstens, daß es dem Geiste und den Interessen des Puseyismus stark gewogen ist. Wiederholt stellt sich die Absicht heraus, den Protestantismus zu verkleinern und mit einem, wie Schadenfreude aussehenden Wohlgefallen bei den Verbündeten der Reformation zu verweilen. Namentlich wird hierzu Heinrich VIII. und Anna Boleyn benützt. Läßt sich nun auch nicht leugnen, daß Ersterer ein Tyrann war, der die Religion zum Deckmantel gebrauchte, und daß die Sympathien für letztere möglicherweise einer gekrönten Ehebrecherin zufallen: — was

hat die Reformation mit dem schlechten oder zweideutigen Charakter dieser Personen gemein? Ferner sehen die Verfasser der fraglichen Aufsätze in der Kirche beinahe weniger einen Sammelplatz religiöser und moralischer Lehren und ein Werkzeug zu Verehrung der Menschen als eine spirituelle Corporation, die über Glaubensartikel, Glaubensgebräuche und Religion's Metaphysik sich immer und ewig streiten und zanken solle. Fast scheint es, daß die apostolische Nachfolge, Ceremonien und die Freiheiten und Privilegien des Klerus ihnen an der ganzen Religion die Hauptsache dünken, denn sie betrachten die Kirche wie einen Staat im Staate, wie eine Verbrüderung, die für theologische Händel und Controversen stets schlagfertig sein müsse. Dem entspricht natürlich auch das politische Glaubensbekenntniß dieser Herren. Monarchie, Blüthe, Volksherrschaft — dafür stimmen sie. Daß indeß solche Ansichten scharfsinnig vorgetragen und mit Gelehrsamkeit verbrämt sind, muß der entschiedenste Gegner einräumen.

Die unter dem Titel: „Memorials of the great civil war in England, from 1646 to 1652“, von Henry Gory nach Originalbriefen in der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford bearbeitete Geschichte des großen Bürgerkriegs in England (2 Bde., London 1842) ist eine dankenswerthe Gabe. Fast jeder Brief hat für den Geschichtsforscher einigen Werth, sei es, daß er ihn mit einem historischen Charakter genauer bekannt macht, oder auf irgend ein Zeitereigniß ein neues Licht wirft. In der Gesamtheit veranschaulichen sie den zerfallenen Zustand der damaligen öffentlichen Meinung, wo zwei feindliche Principie miteinander kämpften — das Princip blinder Loyalität und knechtischer Ergebung in den Willen des Königs und das Princip erleuchteter Freiheit und Aufhebung der äußersten Kraft zum Schutze des Parlaments. Namentlich interessant bei den gegenwärtigen geistlichen Wirren in England sind mehrere Briefe über das innere Leben der Universitäten und die Gesinnungen des Klerus. Ein Schreiben des berühmten oder berühmtesten Jeremy Taylor über die Veräußerung des kirchlichen Eigenthums, worin derselbe dem Staate das Recht dazu unbedingt einräumt, dürfte den damaligen Gegnern der Appropriation clause und den Befürwortern der Kirchensteuern kein außerordentliches Vergnügen gewähren, wol aber von der andern Partei mit frohlichen cheers und nachdrücklichem hear, hear begrüßt werden. Nebenbei stellt es sich bis zur Evidenz heraus, welche selbstkürzige, brutale und tyrannische Menschen die Royalisten waren, so lange sie die Macht in Händen hatten, und wie feig, kriechend und erbärmlich sie in der Mehrzahl sich benahmen, sobald die Macht an das Haus der Gemeinen gekommen. Gory hat die Briefe geschickt aneinandergereiht und lichtvolle Erläuterungen beigelegt. 7.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes neu in meinem Verlage erschienene Werk zu beziehen:

Die Lehre von der Ansteckung,

mit besonderer Beziehung

auf die
sanitätspoliceiliche Seite derselben,

von
Dr. E. A. L. Hübener.

Gr. 8. 3 Thlr.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Donnerstag,

— Nr. 118. —

28. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 117.)

2. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. B. Gubig. Gubig'sche Buchhandlung. 1842. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Gubig'sche „Jahrbuch“ zeichnet sich immer durch eine große Mannichfaltigkeit der Beiträge aus und hat als Empfehlung für sich, daß es immer mehrere Arbeiten von anerkannten, auf der Bühne geltenden Autoren liefert. Dies ist aber noch keine Garantie für die Vortrefflichkeit der Beiträge, denn wer wüßte nicht, daß gerade das Unbedeutendste in der Regel am leichtesten Zugang auf der Bühne findet. Raupach, der Unvermeidliche, darf natürlich nicht fehlen. Er bemüht sich diesmal in einem Schauspiel und einem Schwanke die Gebuld des langmüthigen Publicums auf die Probe zu stellen. Jenes führt den Titel „Das Harfenmädchen“ und hat drei Acte, dieser, „Der Gliedermann“, begnügt sich mit einem Aufzuge. Wenn die Figur eines Harfenmädchens einem Theaterpublicum genügen soll, dann ist es sicherlich unerlässlich, daß interessante Schicksale ihrem Auftreten ein möglichst pitantes Relief geben. Das hat Raupach, der immer verständig ist, sehr wohl eingesehen und darnach seinen Plan gemacht. Natürlich darf nun das Harfenmädchen, Namens Cäcilie, kein gewöhnliches Harfenmädchen sein, sondern wo möglich eine verunglückte Gräfin oder Prinzessin. Raupach begnügt sich diesmal mit einer bloßen Gräfin, deren Vater, vormalig Oberst in spanischen Diensten, gegenwärtig blind und arm, ein trauriges Leben geführt hat, indem seine Mutter ihn einer Liebe halber, die ihr nicht behagte, weil die Geliebte des Sohnes ihren hochadligen Stolz beleidigte, verflucht und verstoßen hat. Arm und verlassen kommt Bertram, so heißt der verlappte Graf, nach Deutschland zurück und lebt von dem Harfenspiel seiner Tochter, die, weil sie schön ist, zwar viel verdient, sich aber dafür auch Liebes- und andere Anträge von jungen, leichtfertigen Cavalieren gefallen lassen muß. Als die Zubringlichen zu unverschämmt werden, gibt es Streit, Ausforderung, endlich Beilegung; Baron von Holm aber ist so sehr in die schöne Harfnerin verliebt, daß er den alten Bertram vorschlägt, ihm die Tochter zu überlassen. Dies bringt den Blinden so in Harnisch, daß der alte Mann jetzt Genugthuung von dem Baron verlangt, der sie dem Bettler so lange verweigert, bis dieser sein Oberhaupt vorgeigt. Nun verspricht Holm Cäcilie zu heirathen, findet jedoch in seiner Tante, der abelschloßigen Gräfin von Malenburg, eine so harte Gegnerin, daß es zu gefährlichen Kämpfen kommt. Erst als sie Bertram sieht und aus seinen Erzählungen erfährt, daß er ihr eigener, von ihr verstoßener Sohn ist, legt sie die Hände der Liebenden ineinander und versöhnt sich mit dem tiefgebeugten, von ihr so leichtsinnig ins Elend getriebenen Kinde. Gut gemacht, was man so sagt, mag diese Geschichte sein, wer aber

die poetischen Funken, die sich etwa darin verirrt haben, zusammenzufuchen wollte, der könnte wol hundert Laternen anzünden, ehe er so viele entdeckte, um ein ausgehöhltes Senforn damit zu füllen. Dergleichen ist, wie bekannt, Raupach's geringste Sorge. In Bezug auf Charakterzeichnung müssen wir ihm, dem Bühnengewandten, das Zeugniß geben, daß die aristokratische Gräfin eine ganz gelungene Theaterfigur ist.

In dem Schwanke „Der Gliedermann“ benutzte der Verf. ergötlich genug eine Puppe, um einen widerpensigen, stets trunkenen Gastwirth zur Unterzeichnung eines Ehecontractes zu zwingen. Trunkenheit, daraus entstehende Prügelei, in Folge deren die Lichter ausgelöscht werden und der Betrunkene in dem Wahne, er habe einen Lebendigen, die im Winkel des Zimmers ausgestopfte Puppe anpackt, niederwirft, würgt und, wie er glaubt, erwürgt, sind die Ingrebienzien, aus denen dies Kunststück zu dauernder Erheiterung der dritten Galerien zusammengefügt worden ist. Ohne diese Mittel gerade zu billigen, lesen wir diese derben Raupach'schen Poffen doch gern, da sie auf Komik weniger als auf bloße Lächerlichkeit Anspruch machen.

„Ein Aprilscherz“, Originalaufspiel in einem Act von Achat, ist mit gutem Humor geschrieben und basirt sich abermals auf die beliebte, leichte Intriguenwirthschaft durch Verkleidung und daraus entstehender Verwechslung. Hier wird ein reiches, altes Fräulein, das noch immer auf Eroberungen ausgeht und glücklich wieder einen jungen Cavalier gelbbert zu haben glaubt, auf diese lustige Weise zur Einwilligung in eine Verlobung gezwungen, indem ein junges Mädchen fest und munter die Rolle ihres Bruders so täuschend spielt, daß die arme Betrogene willig in die ihr gelegte Schlinge geht. Der heitere Scherz ist hübsch erfunden und gut geschrieben. Einzelne Scenen müssen sogar von guter komischer Wirkung sein.

Auch Moriz Rott, der vielgewandte Schauspieler, der schon vor vielen Jahren einmal auf dem damals königl. Theater zu Leipzig ein Drama in sehr schön klingenden Versen, so viel uns bekannt ist ohne vielen Erfolg, aufführen ließ, tritt jetzt zum ersten Male mit seinem Lustspiele „Der Freiwerber“ als dramatischer Dichter vor die Augen der Welt. Wenn man das Stück so durchliest, kommt es Einem vor, als lese man Scenen aus verschiedenen Iffland'schen Schauspielen; denn Iffland bleibt nun doch einmal der Gott der deutschen Zammerfeligkeit und die unerschöpfliche Quelle für das moralisirende Lust-, Mähr-, Schau- und Nudelspiel. Dieser „Freiwerber“ quält nun zwar nicht, aber er selbst wird gequält und zwar durch die drei Brautpaare, die hienächst auseinander streben und doch zueinander wollen, die sich liebend missverstehen und missverstehtend lieben, zwischen denen der ehrliche Treulich, ein echter, derber, solider, unerschrocken gutherziger Buchhalter, die ehrlichste Haut, die je ein Hauptbuch in Ordnung erhalten hat, den Unterhändler macht. Man verlange von uns nicht die Wiedererzählung der Fabel, denn Stücke wie dies Rott'sche Lustspiel haben das Eigenthümliche, daß sie, aus dem Halbbunkel des Gouffentramens herausgerissen, an Interesse nur verlieren können. Das kam-

penlicht, die künstlichen Bände, das Spiel machen sie erst lebendig. Dies kann ebenso gut ein Lob, wie ein Tadel, ein Vorwurf und ein Verdienst sein. Es kommt nur darauf an, was man von einem guten Drama zu fordern berechtigt ist. Ist Darstellbarkeit das Erste, wo nicht Einzige, was man von ihm verlangt, so kann es leicht möglich sein, daß ein Forber-Mättchen auf Kott's Haupten hangen bleibt; fordert man aber mehr als dies, verlangt man ein Quentchen Poesie, zwei Quentchen Geist, drei Quentchen Originalität und so fort, so ist die dramatische Muse in diesem Lustspiel wirklich als höchst geiziger Apotheker aufgetreten und führt noch zum Überfluß vermaledeit schlechtes Gewicht. Das passiert wol zuweilen; es wird auch einmal allenfalls von einem nachsichtigen Publicum vergeben, doch nimmt man sich nebenbei das Recht, für die Zukunft um bessere Zuthat und schwereres Gewicht zu bitten. Kott's „Freiwerber“ rangirt in Hinsicht auf die Anlage mit Eduard Devrient's Bühnenversuchen, hinsichtlich der Ausführung bleibt er aber doch weit hinter diesen zurück. Und Eduard Devrient ist auch noch lange kein dramatischer Dichter! Hiernach wird der Leser ungefähr wissen, wie hoch der „Freiwerber“ von Kott als dramatisches Gedicht in der Literatur zu stellen sein mag. Der Dialog ist gewandt, die Sprache einfach und gebildet.

Ein wunderliches Product hat Wilhelm Müller geliefert. Er nennt es „Wo weilt das Glück?“ Drama in drei Abtheilungen, von denen die erste das Glück in der Hütte, die zweite im Hause, die dritte im Palaste sucht. Hr. Müller pflegt immer stark aufzutragen. Wenn er Leidenschaftlichkeit schildern will, malt er uns mit ungeheuerlichen Pinselstrichen einen Rasenden aufs Papier, die Grausamkeit übergrausamt er, um mit Hamlet zu reden, der Wüthrich wird unter seiner Hand gleich zum Teufel und was er aus diesem machen würde, siele es ihm ein, sich seiner zu erhöhter drastischer Wirkung zu bedienen, mag Gott wissen. Diese irrthümliche Auffassung und Darstellungsart menschlicher Zustände, gesellschaftlicher und durch die Richtung der Zeit gewissermaßen gebotener Gebrechen ist ihm auch in dem genannten Drama eigen geblieben, das eigentlich aus drei einzelnen Dramen besteht. „Die Hütte“ läßt uns einen Blick in das Elend einer heruntergekommenen Familie thun, die nichts mehr als Ihre nennt als ein reines, unbesorgtes Gewissen. Das elende Häuschen soll verkauft, sein bisheriger Besitzer mit seiner einzigen Tochter vertrieben werden. Da erbietet sich der Amtschreiber Krebs, die dämonische Figur, deren Uebertriebenheit aber selber lächerlich wirkt, sich ins Mittel zu schlagen, wenn ihm der arme Mann seine Tochter zum Weibe geben und einen Schatz, dessen Unterschlagung man ihm zeigt, mit ihm theilen wolle. Der Arme schlägt das Anerbieten mit Verachtung aus, der Schatz wird gefunden, die Familie ist gerettet und Krebs muß mit langer Nase abziehen. „Das Haus“ führt uns einige von denselben Personen wieder vor. Krebs ist Lotterieleinnehmer und ein reicher Mann geworden, Maria, des Armen Tochter, lebt einsam und zurückgezogen. Der reich gewordene Schatz geht abermals auf die Freite und hat es diesmal auf die Tochter eines wohlhabenden Tischlers abgesehen, der gegen den Freier weniger als die Tochter einzuwenden hat. Letzterer gefällt nämlich ein armer Lieutenant Berg besser. Der Lotterieleinnehmer glaubt in des Hahn im Korb zu sein oder doch zu werden, da er das große Loos zu gewinnen hofft. Zum Unglück trifft der Hauptgewinn auf ein Loos, das Krebs dem Lieutenant Berg aufgedrungen hat. Darüber geräth der Beträufelte in die toll-königliche Wuth, weiß aber doch durch ein glückliches Ansehen dem Lieutenant das Glückloos wieder abzuschnappen und ist nun abermals oben auf. Er eilt zu seinem zukünftigen Schwiegervater, um sich das Jawort zu holen, allein, als dieser die schändliche Gaunerei des Schurken erfährt, weist er ihm die Thür und Berg erhält das Mädchen. In der dritten Abtheilung, „Der Palast“, hat es Krebs glücklich bis zum Baron von Sonnenadlerkrebs gebracht, wohnt prachtvoll und läßt sich in noblerer Attitude malen. Alles ärgert ihn, mit Jedem möchte

er zanken, wenn er nur nicht so gar besorgt für sein Leben wäre! Der Maler Stern verlangt für sein Gemälde, falls er nicht eine Frage daraus machen soll, des Barons Stieftochter Amalie zur Frau. Darüber wird Sonnenadlerkrebs ganz rasend, doch die Sorge um seine kostbare Gesundheit bringe ihn rasch wieder ins ruhige Oeis des Lebens zurück. Der Maler wettet, daß ihm der Baron seine Tochter noch freiwillig zuführen und ihr eine glänzende Mitgift geben werde. Um dies Ziel zu erreichen, wird der Doctor des schurkischen Barons ins Geheimniß gezogen, Krebs' Todesfurcht und ein Traum müssen das übrige thun. Der Doctor bestärkt nämlich den Baron in dem Wahne, daß ein Mensch durch Verbrennung seines Bildes langsam getödtet werden könne. Sobald der Maler erfährt, daß Sonnenadlerkrebs von der Wahrheit dieser Sage überzeugt ist, benutzt er den günstigen Augenblick, droht das Bild des Barons zu verbrennen und erhält Geld und Mädchen. Fragen wir nun, was der Verf. mit diesen drei Bildern, die in ihrer Art alle outtrirt und vergeichnet sind, bezweckt habe, so lautet die Antwort: er wollte beweisen, daß weder Hütte, noch Haus, noch Palast, sondern allein das Herz die Wohnung des wahren Glückes sei.

„Noch ist es Zeit“, Schauspiel in drei Aufzügen von A. P.; ist ein gut gearbeitetes, auf Bühnenwirkung berechnetes Stück, das ungeachtet seiner vielleicht gar zu moralischen Tendenz doch einen nicht zu leugnenden dramatischen Werth hat. Die Charaktere sind durchgängig consequent durchgeführt, erwecken durch die Situationen, in welche sie Gegenständig der Leidenschaft verlegt, unsere Theilnahme und ergreifen durch das rein Menschliche, das Alle, auch die Besten, stets begleitet. Die Fabel ist ebenso einfach, als sie im Leben sich oft wiederholen mag. Eine junge, sehr glücklich verheirathete Frau, die Gräfin von Strahlen, deren Gatte Minister bei einem deutschen Fürsten ist, lernt den Prinzen Adalbert kennen. Dieser, von der Anmuth, Jugend und Schönheit der Gräfin entzückt, gibt einer unreinen Leidenschaft zu ihr Raum und die junge Frau ist eitel genug, die Anträge des Prinzen in stillem Herzen zu genehmigen. Der Graf bemerkt bald die Fühlungen des Prinzen und die Veränderung im Benehmen seiner Gattin. Er sucht die Strauchelnde frühzeitig zu warnen und stellt ihr offen die Gefahr vor, der sie blindlings entgegensteht. Die Gräfin sühnt ihr Unrecht und beschließt, den Prinzen künftig abzuweisen. In diesem Augenblick erhält sie ein Billet von dem Prinzen, worin dieser um eine einzige kurze Unterredung bittet. Sie beschließt, der Einladung zu folgen, doch nur, um dem Prinzen Vorwürfe wegen seines Betragens zu machen und ihn dann für immer zu meiden. Dies Billet geht aber verloren und fällt in die Hände der Gräfin von Wilmow, einer unverheiratheten jungen Dame, die unter äußerer Kälte ein tief und innig fühlendes Herz verbirgt. Sie beschließt die unbesonnene Gräfin zu retten und an ihrer Statt den Prinzen an dem angegebenen Orte zu erwarten. Dies geschieht, der Prinz kommt, bald darauf auch die Gräfin Strahlen, die nun ungesehen von den berebten Lippen der Gräfin Wilmow den Abgrund des Elends schildern hört, dem sie unaufhaltsam entgegensteilen wollte. Beide, sowohl die junge Frau wie auch der Prinz, sehen ihr Unrecht ein, der beleidigte Gatte kommt dazu und eine allgemeine Versöhnung schließt das Stück mit einem etwas unnötigen Anhang von Räubung. Abgesehen von der gar zu sehr in den Vordergrund gedrückten moralisirenden Seite ist das Stück eins der besten unter den neuern Schauspielen.

Den Schluß des Jahrbuches bilden zwei kleine Gaben, die mehr als dramatische Scherze denn als Lustspiele zu betrachten sind, obwohl das eine sich diesen Namen beilegt: „Die Schulzenwahl“ von Fr. Paolo und „Karl's XII. erste und letzte Liebe“, Lustspiel in einem Aufzuge von F. R. Belani. Das erstgenannte ist ein bloßer Scherz, worin die Wahl eines Schulzen einem ehrgeizigen Bauer dadurch zu Theil wird, daß er seine Schwefter verschiedenen Freiern zu geben verspricht. Nicht nett und mit gutem Humor ist das sogenannte Lustspiel von Belani.

Belami ist sonst nicht unser Schützling, dies Lustspiel aber hat er, wenn es ihm überhaupt eigenhändig angehört, ganz gut gemacht. Der ungeliebte, hübsche, plumpe jugendliche König, der diplomatisirende Graf, die schone, eitle, verzogene, junge Gräfin, die dem unmanierlichen Könige die schönsten Maizen sagt, sind sehr gute Theaterfiguren. Wir besorgen nur immer noch, daß diese glückliche Composition einen irgendwo in der Welt herumlaufenden fremden Herrn zum ersten Erfinder haben dürfte.

3. Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1842. Herausgegeben von Alexander Cosmar. Siebenter Jahrgang. Berlin, Bade. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

De mortuis nil nisi bene! Das Sprüchwort ist gut, nur kann man nicht immer darnach handeln. Cosmar ist unlängst gestorben. Er war ein braver Mann, wie man sagt, ein gescheiter Kopf, ein speculativer Verstand. Für den letzteren sprechen die zahlreichen Übersetzungen französischer Schau- und Lustspiele, die er Zeit seines Lebens geliefert. Der deutschen Literatur hat er damit eher geschadet als genützt, denn seine Wahl fiel nicht immer auf die besseren Producte unserer überzehlischen Nachbarn, nur was auf schnellen Erfolg hoffen ließ, was die Masse leicht für sich zu gewinnen versprach, das griff Cosmar heraus aus dem Kaudel ephemerer französischer Theaterstücke. Er hat dabei seine Rechnung gefunden und Cosmar's Name ist den verehrlichen Bühnendirectoren zehnmal lieber als der des bedeutendsten Originaldramatikers. Dieser Übersetzer hat der unlängst Verstorbene auch in seinem Almanach noch-mals bewährt. Das Schauspiel „Ein Geheimniß“, frei nach Arnould und Fournier, die einzige von Cosmar selbst beigesteuerte Gabe, ist kein Meisterstück dramatischer Poesie, es gehört auch nicht zu den so beliebten, jetzt von aller Welt für hochpoetisch gehaltenen Dramen, deren ganze Poesie in der kunstreichen Verschlingung der Intrigue, in der seltsamsten Schürzung des Knotens, in der pikantesten Aneinanderreihung einer Menge von spannenden Situationen liegt, es ist vielmehr ein ganz einfaches, auf etwas Argwohn, etwas Eifersucht und eine gute Dosis Neugier basirtes Schauspiel, das nur durch das Wachen einiger bürgerlich mäßig gehaltener Charaktere Theilnahme erregen kann. Die jugendliche Frau eines reichen Banquiers wird diesem durch ihr häufiges Alleinsein und ihre entschiedene Inanspruchnahme eines Jünglings auf ihre Verwendung ins Haus gekommenen Kassiers, Namens Flandern, verdächtig. Ein Freund des Banquiers, Schriftsteller und nach pikanten Stoffen haschend, schürt die Flamme des Verdachts, ein Dritter behauptet sogar, er kenne den jungen Mann als leichtsinnigen Spieler, sodaß denn der Banquier seine Frau nach wiederholter Beobachtung über ihr Betragen, ihr Zusammensein mit Flandern zur Rede setzt und, als sie ein tiefes Stillschweigen in Bezug auf ihr Verhältniß zu dem Kassier beobachtet, sich von ihr scheiden lassen will. Dies bewegt die Frau endlich zum Sprechen, und nun erfährt ihr Gatte, daß sie durch die Beschuldigung Flandern's ein schweres Unrecht, das der Banquier, zwar nicht mit Vorsatz, an dem Vater des Kassiers begangen, diesen dadurch zum Bankrott und endlich zum Selbstmord getrieben hat, wieder einigermaßen habe sühnen wollen. Der Banquier wird von seinem unmännlichen Verdachte geheilt, Flandern zu seinem Compagnon erhoben und Flandern, der Schriftsteller, ist erfreut, so hübsche Scenen zu einem Romane erlaubt zu haben. Für ein deutsches Publicum, das sich an peinlicher Qual auf der Bühne stets erlabt, muß das Stück von Interesse sein.

Eine geistreiche, von französischem Geiste funkelnde Anekdote in dramatischer Form wird uns von J. Dorich in „Cartouche“, frei nach Théaulon, geboten. Der Stoff ist, irren wir nicht, schon mehrmals benutzt worden. Cartouche, das Schreckens von Paris, tritt aus dem Kamin in das Zimmer einer jungen Witwe, um deren Hand der Polizeilieutenant wirbt. Nach einem köstlichen Gespräch, das der jugendlichen Frau den letzten, gewandten Dieb fast mehr als interessant macht, zwingt er sie, ihm eigenhändig die Hausthür zu öffnen. Ein verloren gegang-

gener Handschuh, ein früher entwandter Schmuck, einige den Polizeicommissairen gespielte Gaunerstreiche helfen das Übrige vollenden und geben dem Ganzen einen muntern Schluß.

Überschüttet uns die angeführte dramatische Anekdote mit den glänzendsten Witzfunken, so löst uns das dreiactige Lustspiel „Dissonanzen, oder heut vor fünfzigzwanzig Jahren“ von Heinrich Smidt ganz und gar in die pedantische Schwerfälligkeit deutscher Sprach- und Handlungsweise hinein. Kommt ein deutscher Autor auf den Gedanken, ein Lustspiel zu schreiben, so hilft alles Strauben nicht, der Jopf hängt und baumelt ihm hinten und vorn. Ohne die ausgefuchteste Philisterei, Kleinbäderei und Albernheit geht es nicht ab. Ein Krieg zwischen Sonst und Jetzt muß die innerliche vis comica erzeugen, und wenn dies nun wirklich zum Lachen reizen kann, so bleibt es doch ebenso weit von dem wahren Leben eines Lustspiels entfernt, als unser Deutschland von dem lustigen Himmel des warmen Südens. Weiß man sich zu beschreiben, dann freilich können diese „Dissonanzen“ sogar für ein nicht übel angelegtes Lustspiel gelten, obwohl streng genommen nur possenhafte Elemente darin zusammengehaust sind, die dem Deutschen im Allgemeinen näher zu liegen scheinen als die feinnern Geister des eigentlichen Lustspiels. Ein Gutsbesitzer, der Zeit seines Lebens nicht vom Lande in die Stadt, viel weniger in die Welt gekommen ist, hat drei seiner Jugendfreunde, die er seit 25 Jahren nicht mehr gesehen, zum Besuch eingeladen, um mit ihnen die alten Zeiten durchzusprechen. Der gute Mann glaubt allen Ernstes, seine ehemaligen Genossen werden noch ganz dieselben sein, weil er sich inzwischen nicht um ein Paar geändert hat. Da er weiß, daß jeder der drei Freunde eine eigene Liebhaberei besitzt, so sinnt er lange darüber nach, wie wol jeder Einzelne auf eine angenehme Weise zu überraschen und zu erfreuen sein möchte. Er läßt daher dem Legationssecretäre sein Zimmer mit allen möglichen alten Schwarten, Postillen und Kochbüchern vollstopfen, um ihm sein Haus möglichst wohnlich zu machen, dem Kapellmeister stellt er die Jägerburschen ins Zimmer, damit sie das Horn zur Begräbnung blasen, und dem Advocaten weist er ein paar recht hartnäckige, proceßsüchtige Bauern zur Erhaltung zu. Was nun bei der Ankunft der drei Freunde für ein Spettakel entsteht, kann man sich denken. Genug, der gutmüthige Gutsbesitzer erkennt seine Freunde nicht wieder, hat nichts als Ärger und Verdruß und verliert seine ganze Laune. Nicht besser ergeht es den drei Residenzstädtern, Jeder wirft dem Gutsbesitzer seinen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß vor und unter sich kommen sie ebenfalls zu Streite. Erst der Neffe des Gutsbesitzers, der in ein reiches Mädchen verlobt ist, dessen Vormünder die drei Freunde sind, weiß durch passend angebrachte Schmeicheleien und Verheißungen die empörten Gemüther zu besänftigen, Alle miteinander zu versöhnen und sich die Braut glücklich zu gewinnen.

„Die Weihnachtspräsente“, localer Gelegenheitscherz in einem Act, von Louis Ange'y, bringt Berliner Raritäten aufs Tapet, betrügt einen albernen Oeden, der vier Wochen lang studirt hat, um seine verheißene Braut und führt das erfreute Mädchen ihrem wirklichen Geliebten in die Arme. Possirliche, aber geschmacklose Schmiererei, nur auf Plebbertheatern zu entschuldigen. Witziger, wenngleich auch nur possenhafte, ist „Die Bräutigamschau“, dramatischer Chert in einem Acte von Julius Findeisen. Ein munteres junges Mädchen macht sich den Chert, ein Heirathsgesuch in die Zeitungen setzen zu lassen und etwaige Speculanten in ein bestimmtes Hôtel einzuladen, um sich mit ihnen selbst zu besprechen. Darauf kommen drei Prachtexemplare, ein allfränkischer Doctor, ein derber Gutsbesitzer und ein sachgrober berliner Droschkensitzer. Alle Drei machen einer nach dem Andern ihre Anträge und zwei davon werden auch wirklich vorgelassen. Als diese zurückkommen, gerathen sie mit dem Droschkensitzer fast in Streit, indem Jeder den Sieg davongetragen zu haben glaubt. Ein servirtes Feststüd und ein ankommendes Kördchen, das Niemand mehr in Empfang nimmt, gibt den Gefoppten eine

unerwünschte Aufklärung, worüber sich vornehmlich der Mann der Droschken ärgert.

Von demselben Herausgeber erschien auch
4. Dramatischer Salon. 1842. Berlin, Neumann. 8. 1 Zthr. 15 Ngr.

angefüllt mit dem schönsten Franzosenthum, das Cosmar nur für deutsche Verdaulichkeit bequem zurechtgelegt hat. „Charlotte Wardyn“, dramatisirte Anekdoten in zwei Aufzügen, frei nach *Dumanoir*, erzählt die wüthige Rache, welche die berühmte englische Schauspielerin Wardyn, der Welt durch Lord Byron hinlänglich bekannt, an einer englischen Lady für deren Eifersucht und die Schmähungen nimmt, die sie über sie ausgießt. Das Stück ist pikant, ohne Raffinement der Erfindung und die Titelrolle für eine gewandte Schauspielerin äußerst dankbar. Verwickelter und unser Trachten zu künstlich durcheinander gestochten sind die Fäden der Intrigue in „Gasthof-Abenteurer“, Lustspiel in einem Acte, nach der Idee eines französischen Bau-derville bearbeitet. Wie in allen Lustspielen, die auf französischem Boden wachsen, sind Eifersucht, Fopperie, kokettes Reden, Verkleidung und damit verbundener Tausch der Personen die zwar gewöhnlichen, aber immer wieder in neuen Wendungen gebrauchten Mittel, um eine rasche, spannende und heitere Handlung zu bewirken. Wer muntere Unterhaltung begehrt, wird sich bei guter Darstellung des Stückes sehr befriedigt finden. In „Riquiqui, oder die seltsame Heirath“, Lustspiel in drei Aufzügen, nach dem Französischen, mischen sich so viele ernst gehaltene Scenen in die heitern und scherzhaften, daß die Ausführung stellenweise an das Schauspiel erinnert. Es bringt Abenteuer zur Darstellung, wie sie in dem Tumult der ersten französischen Revolution über die schuldlosen Menschen hereinbrachen. Das Schloß des Grafen von Montfort wird von dem wüthenden Pöbel geplündert, die Herrschaft verjagt und mit blutgieriger Wuth verfolgt. Amelie, die Tochter des Grafen, flüchtet sich vor dem rachsüchtigen Haufen und findet Schutz bei einem armen Schuster Riquiqui, der von den Vorfahren Amelies viele Wohlthaten genossen hat. Inbess entdeckt der Pöbelhaufen nur zu bald das Asyl der Gräfin, verlangt die Aristokratin ausgeliefert und macht Anstalten, sich ihrer sammt des Schusters zu bemächtigen. Da herrscht ihm Riquiqui zu, die Gräfin sei seine Braut! Sogleich besänftigt sich die Rote, zwingt aber den Schuster, um sicher zu gehen, die Gräfin wirklich vor dem Maire zu heirathen. Es vergeht nun ein banges Jahr, während dem Riquiqui durch Liefersungsgehalte reich wird, die frühere Besitzung der Gräfin wieder ankauft und ihr mit derselben die Freiheit wiedergibt. Statt der geführten Scheinehe schließt der brave Schuster eine wirkliche mit seiner geliebten Jaqueline und auch Amelie kehrt beglückt und dankbar in die Arme ihres Geliebten zurück. Das Schlußstück des „Dramatischen Salons“: „Die Pufaren in der Klemme“, Lustspiel in einem Aufzuge, frei nach *St. Hilaire*, setzt dem Werthen gerade keine Krone auf. Von ihm läßt sich weiter nichts sagen, als daß Langweiligkeit und Verwickelungen, die durch ihre Unwahrscheinlichkeit jede Spannung hemmen, die unglücklichen Bestandtheile dieses ganz verfehlten Nachwerks sind. Wer Lust und Drang in sich spürt, die verborgenen Schönheiten desselben zu genießen, den verweisen wir auf das Buch selbst oder empfehlen ihm eins jener Theater, die sich zur Aufführung dieses Meisterstückes bereitwillig zeigten. Sonderbarerweise werden deren mehre genannt, doch sind wir fest überzeugt, daß jedes nur mittelmäßig gebildete Publicum mehr als zwei Aufführungen nicht dulden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Von Mary Howitt erschien eine Erzählung: „Which is to wiser?“ Hierüber bemerkt ein britischer Referent: „Het-

her anticipirt die gegenwärtige Caprice der Howitt in seinem „Mad lieutenant“, welcher

— talks now of the king, no other language,

And with the king, as he imagines, hourly:

Courts the king, drinks to the king, dies for the king,

Buys all the pictures of the king, wears the kings colours —

und kaum schlafen konnte, wenn nicht in der King street. So verhält es sich auch mit den Howitt; sie sprechen von den Deutschen, keine andere Sprache; sie plappern Deutsch, wie sie sich einbilden; in diesem Kinderbuche z. B. lesen wir vom „Kaiser“, von der „burger class“, der „young Engländerinn“, dem „Englisch fraulein“, vom „Wirthshaus“, vom „Handwerksburschen“, vom „Schlafrock“ u. s. f.; sie machen den Deutschen den Hof, trinken den Deutschen zu und auf ihr Wohlsein, essen mit den Deutschen. — — — Sie sind in der That wahnsinnig vor Liebe zu dem „old-fashioned primitive land“, so voll von dieser Ruhe, dieser Zufriedenheit, „which have so entirely left the home of the English poor“; sie sind von Herz und Seele Deutsche, wie die Schreib- und Kutsch-selige Mutter des Regenten Orleans, die, um die Elasticität ihres Magens wiederherzustellen, nach einem französischen Mittagmahle nichts Besseres finden konnte als rohen Schinken und Bratwurst. Die Howitt sind sichtlich eifersüchtig auf den Ruf dieser alten Dame und hoffen später in England, wie jene in Frankreich, als diejenigen genannt zu werden, die das Volk mit Sauerkraut bekannt machten und Spedtsalat und Omelets von Böklingen einführten. Das ist in seiner Art ergötzlich genug und wir hoffen, daß, wenn Hr. Howitt für seinen grandiosen Spaß „The student life“ mit seinem Berleger abrechnet, er ebenso geneigt sein wird, darüber zu lachen, als wir es gewesen sind. Wir bekennen indeß, daß dieses Buch der Mary Howitt gar kein so lächerliches Ding ist. Es spukt darin wie malicidse Absicht. Die zwischendurch laufende Tendenz ist nämlich die, den Zustand der Gesellschaft und Ethik in Deutschland mit dem in England zu contrastiren. So weit gut; aber die boshafte Absicht zeigt sich darin, daß all die „Perris“ (sic!) und „Bons“ und „Geheimraths“, alle deutsche dramatis personae, bis zu den dienenden Mägden und den Armen herab, Iguter, verständig, hochgefinnt oder gut sind, während die Engländer, mit einer einzigen Ausnahme, nämlich der Annahme einer in deutsches Leben und deutsche Studenten ver-narrten Jungfrau, stolz, insolent, oder in gewisser Weise beleidigend und hoffärtig sind. Glücklichweise hat das Buch so viele schwache Seiten, daß es nicht populär werden kann; es dampft von Gemeinheit und weltlichem Sinn, Laster, die es bestimmt war, lächerlich zu machen. Wie solch ein Buch von der weingefinnten, treuerzigen Mary Howitt aus bessern Tagen geschrieben werden konnte, ist ein Geheimniß, welches wir aufzuklären nicht versuchen wollen, wir müßten denn dazu durch andre ähnliche Ärgernisse gezwungen werden.“

Zu Pisa erscheint eine „Storia della pittura Italiana“, wovon der erste Theil erschienen ist und die Periode von Giotto bis Masaccio umfaßt. Das Werk wird mit 56 Abtheilungen vollständig sein und monumentale Illustrationen von großem Werthe enthalten, welche von den auf den Gegenstand bezüglichen illustrativen Bignetten und Kupfertafeln unabhängig sind. Der erste Theil enthält folgende Kupfertafeln: eine Miniatur zu Pisa vom Jahre 1242; ein Basrelief von Niccola Pisano; Christus von Giotto Pisano; die Jungfrau des Guido von Siena vom Jahre 1221 und die Jungfrau des Cimabue vom Jahre 1276.

Von einem „Dictionnaire général des villes, bourgs, villages, hameaux et fermes de la France et des principales villes de l'étranger et des colonies“, von Duclos, wird der erste Band angekündigt.

Freitag,

— Nr. 119. —

29. April 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1851.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

5. Heinrich Monte, der Preußen Heerführer. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Königsberg, Bon. 1841. 8. 20 Rgr.

Der ungenannte Verf. hat sich einen Stoff gewählt, den schon der geistreiche, schwärmerische Zacharias Werner in seinem „Kreuz an der Ostsee“ behandelt hat. Um solche Stoffe ist es immer eine mistliche Sache, denn entweder sind sie äußerst schwer in eine ansprechende Form zu gießen, und dann lassen sie den Leser kalt, oder der Dichter modernisiert seine Figuren, und dann erhalten wir kein Bild der Zeit, die doch handelnd dargestellt werden soll. Auch unser Ungenannter ist an dieser Klippe gescheitert. Sein Held Monte ist ein gebildeter Mann, ein Denker, ein gewaltiger Krieger, ein Abgott der Frauen. Das macht ihn vielleicht interessant, nur verlieren wir leider dabei das Charakteristische des preussischen Heldenthums! Werner wußte seiner Zeit diese Klippe mit größerer Geschicklichkeit zu umschiffen. Unter den Ordensrittern interessiert uns keiner sonderlich, es sind Menschen, nach ein und demselben Modell gedreht, die alle in der nämlichen Weise, meistens in recht wohlklingenden Versen, sprechen. Als Charakter, als ehrliche, derbe, deutsche Haut zeichnet sich nur Günther von Regenstein aus. Zwar spricht er auch in Ausdrücken, die in dem Munde von Krieger aus jener Zeit etwas sonderbar klingen, aber das soll uns nicht anfechten. Er ist ein Mensch von Fleisch und Blut, und damit lassen wir uns schon zufriedustellen. Monte dagegen gefällt uns gar nicht. Seine endlosen Tiraden und stolzen Worte ermüden und taugen nun und nimmermehr im Munde eines wilden heidnischen Preussenfürsten. Langweilliger noch ist der Comthur von Schönenberg. Er kommt uns vor wie ein Ritter auf Tapissierarbeit. Shakespeare würde sagen, ein Lumpenkerl von einem Manne. Natalie, des Letztern Geliebte, die Verehrerin Monte's, des stattlichen Heiden, hat auch guten Unterricht in der Schwärmerei genommen und scheint ziemlich lange mit Thekla gekost zu haben. Ein sehr schönes, sehr süßes, sehr pathetisches und sehr heldenmuthiges Mädchen, aber Alles nur in Worten, bis diese zu unserm großen Bedauern in den Opferflammen verfallen. Ueberhaupt wird recht geschaffen in diesem Drama geopfert. Die preussischen Christenrinnen und Wadeloten thun ihr Möglichstes, um die Christen aufzureiben. Indes siegen diese doch, Monte wird erschossen und was noch am Leben geblieben ist, läuft auseinander oder unterwirft sich. Das ganze Verdienst des Verf. besteht in seinen fast durchgängig schönen, reinen Versen, die nicht selten poetisch angehaucht sind. Als Drama aber ist das Product null und nichts. Eine Reihenfolge von Scenen, in denen einmal etwas geschieht, ein andermal bloß geschwätzt wird, dann wieder einige Kämpfe zwischen Christen und Heiden geschildert werden, ma-

chen noch kein Drama aus. Das Drama bedingt die innerlichste Geschlossenheit aller einzelnen Theile und eine vollkommene Harmonie zwischen Dem, was geschieht, und der unabänderlichsten Nothwendigkeit, aus der es geschieht. Das stolpert und poltert aber heutzutage durcheinander, wie's trifft, lebt, kämpft, stirbt, ganz nach Zufall und Willkür, und haben sich in dieser Manier ein Duzend Menschen umgebracht, so setzt man ein Punctum und der Autor behauptet, ein solch geverfaltetes Kau-berwelsch sei und bleibe ein Drama.

6. Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Lindner. Leipzig, Fests. 1842. 8. 20 Rgr.

Abermals eine Tragödie, die nur aus einem Strich dramatisirter Geschichte, in fließende Verse gebracht, besteht. Man kennt den Stoff zu genau, als daß es nöthig sein dürfte, eine ausführliche Inhaltsanzeige hier folgen zu lassen. Konradin verschwört sich, ungeachtet der Bitten seiner Mutter, mit seinen beiden jugendlichen Freunden, Friedrich von Streich und Heinrich von Castilien, liefert die bekannte Schlacht gegen Anjou von Sicilien, wird geschlagen, flieht, geräth in die Hände seiner Feinde und stirbt den Tod des Verbrechers. Die eingeflochtene Liebesgeschichte, die zugleich ein Motiv für den spätern Tod des Prinzen abgeben soll, hat keinen rechten Halt und steht zu schroff von den politischen Intriguen abgeschnitten, um unsere Theilnahme zu erwecken. Die Charaktere sind schwach gezeichnet, am schwächsten der des Königs Anjou. Nur das Sanfte und Anmuthige gelingt dem Verf., der übrigens ganz und gar in Schiller'schem Verspanzer einherschreitet. Wir geben einige Proben, theils um unsern Ladel dadurch zu rechtfertigen, theils auch, um den glücklichen Fähigkeiten des Verf., der nicht ohne Poesie ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ladeln müssen wir vornehmlich sein Haschen und Suchen nach tendenzreichen Versen, deren besonders Konrad übermäßig viele im Munde fährt. Da heißt es:

Bedenkt, o Freunde, auch die edle That,
Erzeugt im engsten Winkel unsrer Seele,
Ist nicht geschaffen für den Augenblick.

Oder:

Doch Hoheit, die da schwindeln macht, sei nicht
Das, was wir suchen, nur was sich als löblich,
Als edel bekräftigt: höheres Gefühl;
Sei's Tugend, Wahrheit und ein Ohr für Gütte,
Soll unser Ruhm sein; denn es wuchert fort
Und geht nicht unter in des Lebens Wuchern,
Da es die Dauer sich zum Erbtheil wählt.

Auch liebt es der Autor, an den Scenenschlüssen Reime anzubringen, die oft gar nicht durch die Situation gerechtfertigt werden. Geschlossen denn, wir sind nun mehr zu Ende.

Ich lege meine Hand in Eure Hände.

Der Muth, das Herz, die Reinheit der Gedanken

Besezt die Welt und ihre engen Schranken.

Nicht selten wird Shakespeare nachgeahmt, einige Male fast wörtlich.

— Kräume trügen und die Einbildung
Leicht ihnen Stoff, oft hab's nur Spukereien.
Die das Gehirn durchzögen.

Hier und da erlaubt sich der Verf. Freiheiten in der Construction, die keinen rechten Sinn geben; z. B.:

Unwürdig's Wassen die Verleumdung schmiedet,
Der Mutterkeim des Bösen im Geblüt,
D'rum eben weil's so ist, denn wie ein Sturm
Benagt der Reib die Blüte des Verdienstes
Und macht den festen Muth zum Gaukelspiel.

Stellen ähnlicher Art kommen oft vor, dagegen aber gelingt ihm auch manches gute Bild, woraus uns der Dichter mit leuchtendem Auge ansieht.

Sprich Seufzer aus und Klagen, laß das Auge
Der Junge Regung folgen, daß der Einbruch
Den milden Schein des Glückes wiederholt.

Vorzüglich gelingt ihm die Sprache der Leidenschaft.

Seht diese hohe Stirn, dies Sternenaue,
D'rin sich mit Flammen heißer Schwärmeret
Getaucht der Jugend erster Morgenschimmer,
Das Gegenbilde sucht und sie verdammt,
Daß wie ein Blitz strahlt, wie die Sonne leuchtet,
Dess' Blut viel zarte Liebesknoten zieht
Und Reize spannt, d'rin sich die Mäden fangen.
Seht diesen Glanzpunkt, dessen Strahlen blendend,
Seht dieser Flechten dunkles Spangengold,
Der Bäge engelreines Bild, so mild
Wie wurm der Wangen jugendliche Rosen,
Gemalt auf lilienweißen Grund, die Lippe,
Der Mund in bloßem Rartmor ausgeprägt,
So kosten Liebeskönig.

Es wäre zu beklagen, wüßte sich ein so schönes Talent nicht zu zügeln und sich der Form zu bemätern, die zum Leben eines echten Dramas unerlässlich ist.

7. Kabale und Liebe des 16. Jahrhunderts. Dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen. Kiel, Schwes. 1841. 8. 25 Ngr.

Die genaue Kenntniß der Landes sitten läßt uns in dem Verf. einen Dänen vermuten, während die eigenthümliche Form des Verses, der zwischen einem bestimmten Rhythmus und dem zwanglosen Knittelvers hin und wieder schwankt, auf den bekannten, geistreichen Dramatiker Herz, dem Verf. von „Das Haus des Abend Dyring“, hindeutet. Daffur spricht auch ein geheimnißvoller, märchenhafter Duft, der hier mehr als für sich bestehendes Zwischenpiel die eigentlich dramatische Scenerie umgibt, was dem Drama selbst nicht eben zum Vortheil gereicht. Darstellbar ist das Gedicht freilich ohnehin nicht, und der Verf. hat wol kaum an die Möglichkeit einer Aufführung gedacht. Der berühmte Astronom Tycho Brahe ist der Held des Gedichts, dessen Intrigue auf das feindliche Verhältnis des Adels und der leibeigenen Bauernschaft Dänemarks basiert ist. Tycho Brahe, aus altadligem Geschlecht entsprossen, liebt nämlich die jugendlich-schöne und gebildete Barbara, Tochter des leibeigenen Bauers Jörgen Knudson, die ihm während einer schweren Krankheit mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt hat. Gegen diese Liebe lehnt sich die ganze Familie Tycho Brahe's auf und beschließt in einem feierlichen Familienrathe, den Ungehorsamen entweder zu zwingen, die Leibeigene zu verlassen, oder ihn förmlich und für immer aus ihrer Mitte zu verstoßen. Tycho Brahe steht diesem Sturme, den seine Familie über ihn herauführt, ruhig und erklärt mit gehaltenerm Ernste, daß er Christine Barbara zu seiner Gattin erheben werde. Die Familie sagt sich nun von dem Auffässigen los und sucht durch räuberische Schliche König Friedrich's II. Ungnade auf Brahe's Haupt herabzuschleudern. Allein Friedrich ist besonnener und freisinniger als seine Rätthe und Brahe's Familie. Er nimmt den Astronomen in Schutz und schenkt ihm nach einer langen und bedeutsamen Unterre-

bung die Insel Hven. Tycho Brahe heirathet hierauf Christine Barbara und lebt bis zu Friedrich's Tode glücklich und zufrieden mit ihr. Als aber sein Sohn den Thron bestiegt und der Adel ihn mit Zusätkerungen bestürmt, entzieht dieser dem Astronomen seine Gnade und Tycho Brahe sieht sich genöthigt, Dänemark zu verlassen und an Kaiser Rudolph's Hofe ein neues Vaterland zu suchen. Tycho Brahe's Charakter ist durchweg edel, freimüthig, oft groß gezeichnet, wie es dem Erforscher ferner Welten ziemt. Sein Sinn ist durchaus frei von allen Vorurtheilen, und Alles, was er sagt, ist ein Beleg zu den Worten, in denen sich sein edler Geist am reinsten wiederpiegelt.

Geburtsrecht sollte Vorrecht geben?

Verdienst gar, wie dies Manchem schien?

Den wird's nicht ehren, den nie haben,

Dem's nicht sein eigener Werk verliehn!

Dem Dichter eigenthümlich ist die Figur des Narren und lustigen Rathes Ebp, in Tycho Brahe's Diensten. Was der Verf. mit diesem seltsamen Menschen hat bezwecken wollen, ist uns nicht ganz klar geworden. Bald persiflirt er das Adeltum durch witzige, halbwehmüthige Lieder, bald spricht er tadelnd, wie ein Kind, bald zuckt wirklich die Flamme des Wahnsinns in seinem Auge. Die Lieder, so viel erräth man leicht, hat diesen wunderlichen Menschen toll gemacht, und trägt uns nicht das unklare Durcheinander in Ebp's Worten, so ist es Brahe's Geliebte, die ihn vollends um das Resten Verstand bringt. So interessant das Auftreten dieses Narren ist, so wenig gehört er zur Handlung, indem er für sich allein ein Drama im Drama spielt. Bei größerer Strenge gegen sich selbst würde es dem Autor nicht schwer geworden sein, diesem offensbaren Ueberstande zu begegnen. Ebp singt eine Menge Lieder, fast zu viele, die jedoch durch ihren Inhalt anziehend sind und einige durch die echt nationale Färbung ungemeinen Reiz erhalten. Eins im Balladentone, das zugleich ein Bild vom Ebp's Leben geben soll, hat uns besonders angesprochen. Es erinnert an Goethe's „Fischer“, erklingt aber durchaus in dänischem Volkstone. Ein Jüngling liegt am Grunde, um Fische zu fangen. Die lustigen Thiere entschlüpfen listig seinen Nachstellungen, da horch:

Vom Meergrund ertönt jetzt ein flehlicher Laut,

Als wären es Nachtigallieder.

Der Fischer bemerkt es, lauscht eifrig und schaut,

Und immer vernimmt er es wieder.

Bezaubert verweilt er in wonniger Lust,

Und ängstlich, stets ängstlicher hebt sich die Brust:

Wie tanzen die Fische so freudig!

Ein schönes Weib taucht auf, Warnungsstimmen suchen den Jüngling zurückzuhalten,

Doch Alles vergeblich; er hört nicht den Rath,

Die mächtigen Reize verblenden.

Der Leichfenn verführt ihn zur tödlichsten That;

Man sieht in den Wellen ihn enden:

Die Nymphe faßt schnell ihn und schießt in die See;

Für ewig versinkt er: ach Jammer und Weh!

Wie schwimmen die Fische so traurig.

Bei der Menge von Personen, die in dem Gedicht auftreten, war es schwer, jedem Einzelnen einen selbständigen, fest ausgeprägten Charakter zu schaffen. Der Verf. macht zwar einen Versuch, doch ist er ihm nicht sonderlich gelungen. Daher begnügt er sich, in der ganzen Masse einer Rasse den Charakter derselben zusammenzufassen und nur die hervorragenden Sprecher durch einige Nuancen hervorzuheben. Auf diese Weise wird es ihm möglich, das Nationalleben anschaulich zu schildern und vollständige Sittenbilder in dramatischer Form hinzustellen. Die Sprache ist durchaus edel, nur der Knittelartige Vers gibt ihn an Stellen, wo er allzu lose behandelt wird, einen an das Unwürdige streifenden Anstrich. Bis ins Gemeine sinkt sie nirgend herab, wol aber verfällt sie durch gezwungene Reime zuweilen ins Klischee. Einzelne glänzende, poetische Stellen kom-

mén selten vor. Am schönsten sind die, wo Tycho Brahe vor dem Könige den Liebreiz seiner Braut schildert, z. B.:

Kein Sternenglanz strahlt dort am Himmel
So klar auf dieses Weltgetümmel,
Als mir Christinens Angesicht!
Der Sonne jartes Morgenlicht
Erreicht den Blick der Augen nicht;
Den Prachtglanz zeigt an keinem Adler
Sein Flügel, wie das Lockenbraun;
Die Haut ist blendend weiß zu Schaun;
Rein zeigt ihr Herz sich jedem Adler!

Die oftmals vorkommende stiefe Bildung der Sätze, namentlich um einen passenden Reim anzubringen, gibt uns den talentvollen Verf. als einen Nichtdeutschen zu erkennen.

3. Demosthenes. Ein Trauerspiel in vier Acten von W. Fr. E. Messenbauer. Wien, Gerold. 1841. 8. 1 Thlr.

In der Vorrede sagt der Verf. selbst, er ringe zwar auch nach dem Lorbeer des Ruhmes, wünsche ihn aber bloß von den Händen Klio's zu erhalten. Außerdem tritt er noch mit der Ausrufung hervor, daß er zu dieser dramatischen Arbeit gar keine Zeit gehabt und dieselbe dem Druck übergeben habe, „wie sie der Feder entfloßen, ohne das Verfaßte mehr als einmal flüchtig überlesen zu haben. Bei dieser Sorglosigkeit der Behandlung wird wol Niemand, wenn er sonst Ursache zu haben glaubt, sich einiges Gute von meinem Versuche zu versprechen, Schönheit der Form, oder auf Studium und Sorgfalt gegründete dramatische Kunst erwarten.“ Dies Geständniß ist sehr ehrlich und naiv. Setzt sich ein Mann, begeistert von einem großen Manne, hin und bringt den letzten Lebensabschnitt desselben in eine Art dramatischer Form, läßt das Ding drucken und entschuldigt sich nachher, daß es so roh gerathen sei! Was soll das heißen? Ist denn das Drama ein Bettelbube, den man mir nichts dir nichts aus dem Tempel der Literatur hinausjagt? Oder glaubt der Verf. es werde ihm Jemand Dank wissen, daß er seinen Lorbeer von Klio's, nicht von Melpomene's Hand empfangen will? Hält er sich für einen Historiker, so schreibe er eine Geschichte des Demosthenes, Dramen aber, zu deren Abfassung ihm nicht einmal hinlänglich Zeit geworden ist, verbitten wir uns. In der That ist das vorliegende Trauerspiel ungeachtet aller Begeisterung des Verf. für seinen Helden darnach gerathen. Es besteht größtentheils aus seitenlangen Reden, denn jeder Auftretende liest sein Stückchen ab, hört den Andern geduldig an und beginnt dann von neuem. Vom Dialog hat Hr. Messenbauer keinen Begriff, ja er geht so weit, daß er Demosthenes eine lange, lange Rede ans Volk halten läßt, die zwar ganz schön, aber im Drama sehr schlecht angebracht ist. Das Ganze bleibt als Drama ein ungenießbares Product und wir bedauern aufrichtig, daß der Verf. Zeit und Mühe an eine so ganz verfehlte Arbeit verschwendet hat, die in dieser Fassung nicht einmal einen wahren Dichter, was Hr. Messenbauer wünscht, zu poetischer Umgestaltung des Stoffes auffordern dürfte. So ungenießbar die Form, so roh und schülerhaft ist die Sprache, die zuweilen mitten in ernsthaften Stellen gemeine Ausdrücke einfließen läßt, die wenigstens nicht griechische Denkweise zu erkennen geben. So spricht z. B. Demosthenes gleich zu Anfang: „Es fanden sich Scharen von Philosophen, die bündig, durch untrügliche Schlüsse mir zeigten: es sei vor vielen Hellenen neidenswerth mein Loos; ich dürfe nur leben wie die Andern, im klugen Genuß von Reichthum und Ehre. Doch da eben liegt der Knoten!“ „Stecht“, pflegt man da wol auch zu sagen, und besser war es vielleicht noch gewesen, er hätte gesagt: „Da liegt der Hase im Pfeffer.“ Über den Inhalt dieser sogenannten Tragödie ist wenig zu sagen. Derselbe bezieht uns Demosthenes als Verbannter in Athen. Hier kehrt er einen jungen Epikur der Phidias, der sich später in Laïs, Demosthenes' früherer Geliebter, verliebt. Nach Alexander's Tode beginnt der Kampf der Griechen gegen Antipater, Demosthenes wird zurückgerufen nach Athen, und als er nach Demosthenes' Tode und Archias Sieg über die Athener abermals

flüchten muß, trinkt er im Tempel des Neptun den Giftbecher. Unter den handfand auftretenden Personen ist dem Verf. Erosphenes als Charakterbild am besten gelungen.

9. Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen von Georg Freiherrn von Bredow. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 18 Rgr.

Der Stoff zu diesem Drama ist nach des Verf. eigenem Geständniß einer Novelle des verstorbenen Blumenhagen entnommen. Dies kann der Arbeit selbst keinen Eintrag thun, wenigstens gehört Schreiber dieser Zeilen nicht zu Denen, die ein Drama verurtheilen, weil irgendwo und wie derselbe Stoff schon in anderer Form bearbeitet worden ist. Die größten Dramatiker haben ähnliche Quellen benutzt; wir erinnern hier nur an Shakspeare, dessen großartigste, poetischste Schöpfungen gerade aus alten Novellen geschöpft sind. Auch in der Behauptung, daß der erwähnte Stoff sich zum Drama eigne, geben wir ihm recht, nur über die Ausführung möchten wir mit ihm hadern. Vor Allem können wir ihm die Wahl des Mäurer'schen Schicksalverses nicht ungerügt durchgehen lassen, weil die Überzeugung bei uns feststeht, daß es nie eine für das ernste Drama unglücklichere Versart gegeben hat. Unwillkürlich stellt sich der Dichter in die arge Nothwendigkeit versetzt, den einfachen Gedanken in hohle Phrasen einzukleiden, sentimentale, wenigstens lyrisch zu werden, wo er drastische Kraft erzielen soll, und im Munde der Schauspieler klingen diese Trochäen vollends ganz abschreckend, weil dann gewöhnlich Alles nach dem Takte herbeclamirt wird. Die Fabel ist größtentheils recht gut dramatisirt, sodas unsers Erachtens bei einiger Kürzung selbst die Aufführung des Stückes möglich sein müßte. Klaus Barner, Commandant von Braunschweig, der mit dem Herzoge seit langer Zeit in Fehde lebt, hat eine schöne Tochter Eva. Diese reißt bei dem landesüblichen Spiel, dem Grol, den Würfelnden den Becher. Eitel, des Herzogs natürlicher Sohn, entbrennt in Liebe zu Eva und begehrt, wie es erlaubt ist, als Preis des Spieles, wenn er gewinnt, Eva's Hand. Er wirft und das Glück begünstigt ihn. Er kehrt nun als Barner's zukünftiger Schwiegersohn in dessen Haus ein, wo der Commandant sich nach des Jünglings Abstammung u. s. w. erkundigt. Aus Eitel's Mittheilungen erfährt er mit Schrecken, daß Eitel der Sohn seiner frühern Geliebten ist, die ihm der Herzog entriß und wofür ihm Barner ewige Rache gelobt hat. Ein Dolch, den Eitel trägt, erhebt seine Vermuthungen zur Gewissheit. Barner entschließt sich jetzt, seine Rache an dem Herzoge auszuführen, läßt den alten Weisbuch, eine spukhafte Figur, einen Brief an den Herzog schreiben und übergibt diesen dem Jüngling. Eitel geht gutes Muths zu seinem Vater, den er bisher bloß als seinen Vormund gekannt hat, und ist sehr erstaunt, als er den wilden Zorn des Herzogs gewahrt, der von der vorgeschlagenen Verbindung nichts hören mag. Darauf bricht denn die Fehde zwischen der Stadt Braunschweig und Herzog Heinrich aus; die Städte werden nach hartnäckigem Kampfe besiegt, Barner und Weisbuch fallen als Opfer, Heinrich vergibt den bittenden Abgeordneten Braunschweigs ihren bisherigen Ungehorsam, versöhnt sich durch Eitel's Vermittelung mit seinem einzigen Sohne, vergibt der Witwe Barner's und gewährt zuletzt noch des munteren Eitel's persönlichen Wunsch, ihm Eva zur Gattin zu geben. Ohne eigentliche Poesie, ohne große Kunst, aber mit stichtlichem Fleiße und kluger Umsicht gearbeitet, steht trotz mancher Fehler dies Drama noch immer in den Reihen der besten. Die Charaktere sind lebendig frisch gezeichnet, nur alle zu sehr mit einem Anstrich von Haubegeheißigkeit, um mich dieses ungeheuerlichen Wortes zu bedienen. Die Frauen sind anmuthig entworfen, treten aber als Charaktere gar nicht hervor, Eva wird stellenweise sogar etwas lat-moyant. Da die Sprache sich durchweg im ganzen Stüde gleich bleibt, so ist es nicht nöthig, unser Urtheil noch durch Proben zu belegen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Unmoralische der Todesstrafe, von Michael Peters. Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt“. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 8. 18 Ngr.

Ganz entgegen den materialistischen Weltansichten hat der Verf. eine „psycholoeale“ in einem frühern Werke aufgeführt, welches früher in Nr. 267 u. 268 d. Bl. f. 1838 angezeigt worden. Die Welt nämlich ist die Gesamtheit der durch Seelen dargestellten Ibern Gottes, die Seelen bauen sich ihre Hüllen, den Leib, der aber selbst wieder aus unlebenden Seelen besteht. Beim Tode irgend eines Lebendigen verläßt die Seele ihre bisherige Hülle und baut sich eine neue; so auch bei dem Tode eines Menschen, dadurch ist Seelenunsterblichkeit entstehen, und es gibt einen Fortschritt der Erkenntniß, das irdische Leben ist die Vorschule zu einer höhern Schule. Indem der Verf. zugleich ausspricht: alles Nichtlebendige sei einß der Hülle irgend einer lebenden Seele angehörig gewesen, wird man der Entdeckungen Ehrenberg's gedenken können, welche über Infusorien und deren todtten Hüllen ganze Städte aufgeführt sein lassen.

Was folgt nun aus diesen Voraussetzungen für die Todesstrafe? Scheinbar die größte Unbedenklichkeit der Anwendung, denn der Gefrafte wird nicht getödtet, sondern seine lebendige Seele wechselt nur die Hülle. Allein der Verf. bemerkt, es zerßöre sich der Strafbegriff, werde der Leib nicht gekraft, denn ja die Empfindung nicht zukomme, dann um so weniger die Seele. Das Sterben ist keine Strafe, sondern eine liebevolle Anordnung Gottes, durch welche die Seelen in den Zustand der Seligkeit gelangen, wohin sie nicht gelangen könnten, wenn kein Sterben statt hätte. Dazu konnte Gott, als das wissendste Wesen, die mit Seelenvermögen begabten Wesen nur des Wissens wegen erschaffen, wodurch der Mensch gottähnlich ist, und ihm immer ähnlicher wird, je mehr Wissen er mittels seiner Vernunft erlangt. Um diesen Zweck zu erreichen, muß er sein Leben lange zu erhalten streben. Die Erhaltung desselben wirkt auch auf die jenseitigen Verhältnisse der Seele, ebenso die nachtheiligen Folgen der Lebensverkürzung, darum muß Niemand absichtlich gemordet werden. Soll die Todesstrafe ein Mittel sein, den Mord zu verhindern? Ein böse Handlung kann nicht durch eine böse wieder gut gemacht werden. Soll die Strafe wieder vergelten? Niemand wird ja dadurch entschädigt. Rache ist es, die man durch Hinrichtung des Verbrechens ausübt, eine Rache, die sich auf seinen künftigen Zustand bezieht, indem er aus der Welt Gottes hinausgeschoben wird, bevor seine Seele die ihrem Wesen entsprechende Vollkommenheit auf Erden erreichte, gezwungen wird, auch jenseit noch Böses zu thun. Die Todesstrafe ist eine Handlung der Gesellschaft, die den Pflichten der Gesellschaft gegen Gott, gegen die Menschen und gegen sich selbst entgegen ist. Die Philosophie, als Principienlehre, gab bis jetzt keine wahren Principien für die Handlungen der Gesellschaft, weil die bis jetzt bestehenden philosophischen Systeme alle arbeitsfich sind und der Pantheismus mit seinen neuesten Spielarten zur Erforschung empirischer Gegenstände nicht geeignet ist, und es einen Widerspruch enthält, daß das Viele Eines das Eine aber Mehrheit sei.

Wenn die Geseßgeber die Auserwählten der Gesellschaft sind und zu dem Wissen gelangten, daß es auf keinen Fall erlaubt sei, zu morden, und selbst die Ermordung des Mörders unmoralisch sei, so wird auch das Volk, dem seine Auserwählten zum Vorbilde dienen, sich dieselben Gesinnungen aneignen, es wird vom Mord zurückgeschauern. Schon die Juden hatten das göttliche Gebot: „Du sollst nicht tödten.“ Aber sie waren nicht mit den Anordnungen Gottes zufrieden, fügten eigene hinzu und untergruben dadurch das Glück der Völker. Sollte die Todesstrafe nur deswegen beibehalten werden, weil sie bei den Juden Eitte war, so müßten mit demselben Rechte auch die durch die Juden Gott dargebrachten blutigen Opfer, auch die Menschenopfer, beibehalten werden. Christus hat die

Menschheit durch seinen Tod auch von der Todesstrafe erlöst, er dat zu Gott: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Der Mörder ist ein Wahnsinniger, ein Kranker, der geheilt, aber nicht geschlachtet werden soll. Nach psychologischen Ansichten ist der bürgerliche Tod die einzig angemessene Strafe des Mordes. Der bürgerlich Todte werde, wie der natürliche, von Grabesfeierlichkeiten begleitet, mit Vorbereitungen, Sterbekleid, Leichenreden, Einsargung, er komme zu einem schwarz überfüchten Hause, überschrieben „Grab der Mörder“, welches ihn für immer verschlingt; seine Wittin sei Witwe, seine Kinder seien Waisen. Und nur dann ist die höchste Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft erreicht, wenn die Menschen den Ibern Gottes entsprechend geleitet werden und alle peinlichen Strafen aufhören.

Man sieht, der Verf. gehört zu den Gegnern der Todesstrafe, nicht aus weicher Humanitätsempfindung oder aus politischen Erwägungen, sondern aus religiöser und psychologischer Überzeugung. Sind nun jene andern Gründe schon Veranlassung geworden, die Härte der peinlichen Geseßgebung zu mildern und die Anwendung der Todesstrafe einzuschränken, so mögen auch die seinigen zu diesem Zwecke beitragen, bis ein Zustand der Gesellschaft eintritt, in welchem Niemand am Leben gekraft wird, weil Niemand nach gerechtem Urtheil diese Strafe verdient.

51.

Literarische Notizen.

Das „Athenaeum“ bringt über B. Hugo's neuestes Buch über den Rhein eine längere Kritik, aus der wir nur folgende wenige Bemerkungen mittheilen wollen: „Ein Franzose ist ein kühlicher Reisegefährte, wenn man mit ihm von Paris spricht! Und Victor Hugo ist national bis zu seinen Fingerspitzen, das personifizierte Fürwort *Moi!* Auf keiner Seite, in keinem Paragraphen dieser beiden dicken Bände hat er dem fröhlichen einsamen Geiste des Rheinlandes sein Selbst geopfert. — Er mag noch so glänzend schildern, noch so poetisch denken (und er thut Beides), seine Scenen haben immer nur eine und dieselbe Farbe, seine selbst dramatischen Gedanken vermögen nicht sich den Formen eines fremden Landes zu bequemen noch seine Eindrücke widerzuspiegeln.“ Einige Capitel werden gerühmt, das über Bacharach, das über die Thurmruine von Bismich, die Beschreibung einer Feuersbrunst u. s. w., aber zuletzt geäußert, daß diese Bände wenig enthielten, was ausgezogen zu werden würdig sei. Es befinde sich zwar einiger Denstoff darin, aber in zu kleinen Theilchen, um ihm unter den Denkern einen größern Umlauf zu verbürgen. Victor Hugo's Bemerkungen über den Kölner Dom werden zwar angezogen; doch, heißt es weiter, könne man den weit schönern und poetischern Ausdruck eines Briten, der diesen Dom ein „gebrochenes Gott gegebenes Versprechen“ nannte, darüber nicht vergessen.

Belletristische in Frankreich erschienene Neuigkeiten sind: „Mastanie ou le faubourg Saint-Germain moscovite“, von Paul de Zulvécourt; „Cantilènes“, von Gustav de Larenauvière, leichte anmuthige, von allen Excentricitäten des Tages freie Porßen; „Le pèlerin“, von Bicomte von Arlincourt (3 Bde.); „Les mystères de Paris“, von E. Sue; „L'herbier“, von Alfred Leroux, eine Sammlung anmuthiger Jugendgedichte; „Agnès de Méranie“, eine Tragödie, worin Philipp August die Hauptfigur ist; „Pantheon, poème théologique en cinq chants“, von Hippolyte Fauche, mit einer Einleitung und Anmerkungen nach der Edda, dem Aëtan, den Vedas u. s.; „La duchesse d'Halluy“ (2 Bde.), vom Grafen Victor du Camel; „Le panier à salade, histoire de soixante-sept maisons“, von E. Wandersburg, Verf. des „Gamin de Paris“, als dritte Abtheilung der „Enfants de Paris“.

2.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1841.

3. weiter Artikel.

(Bechluss aus Nr. 119.)

10. Judith. Eine Tragödie in fünf Acten von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1841. 8. 1 Thlr.

Mit Vorbedacht haben wir uns diese Tragödie bis zum Schlusse unsers ersten Artikels aufgespart. Sie ist jedenfalls das genialste Product unter den dramatischen Erzeugnissen des vergangenen Jahres und verdient theils der Auffassung des Stoffes wegen, theils, weil sie eine der wenigen deutschen Originalarbeiten ist, die dem Publicum zuerst von der Bühne herab bekannt geworden sind, eine ausführlichere Besprechung. Hebbel's „Judith“ ward unsers Wissens zum ersten Male auf dem königl. Hoftheater in Berlin am 6. Juli 1840 aufgeführt. Andere Bühnen haben bis jetzt keine weitere Notiz davon genommen, auch ist, irren wir uns nicht, eine Wiederholung der Aufführung in Berlin nicht versucht worden. Der Grund davon wird einleuchtend, wenn man das Stück liest; gesetzt aber auch, diese „Judith“ wäre auf keiner Bühne dargestellt worden, so würde eine solche Vernachlässigung dem Werthe des Stückes, dessen Aufführbarkeit sich gar nicht bestreiten läßt, keinen Eintrag thun. Der Dichter hat nur unserer Zeit mehr zugemuthet als sie vertragen kann und ist darin allerdings hier und da über die Grenzen hinausgegangen. Kein Wunder! Wer Menschen zu schildern sich unterfängt, die an der Grenzseide zwischen Halbgöttern und Teufeln stehen und nur gerade so viel Menschliches noch an sich haben, um beim ersten Auftreten ihres Gleichen nicht durch den bloßen Blick zu tödten, der sollte von vorn herein auf die Bühne verzichten. Für solche Charaktere gibt es weder Darsteller, noch Zuschauer. Sie wirken unheimlich, indem sie ein Leben in das Drama hineinbringen, das diesem nicht eigen ist. Das Drama will nur den Menschen mit all seinen Leidenschaften, seinen Vorzügen und Mängeln, seinen Tugenden und Lasten, den Dämon aber duldet es nicht, und wo in einem Menschen, der sich als solcher gibt, das Dämonische die menschliche Natur besiegt, da hat die Bühne ein Recht, ihn von sich zu weisen. Hebbel's „Judith“ leidet an diesem Fehler, wenn Überkraft oder ein Überbieten derselben ein Mangel genannt werden kann. Die Heldin von Israel ist nicht die Judith der Bibel, die den Räuber ihrer Ehre aus Hache ermordet, die That von Hebbel's „Judith“ hat etwas übermenschliches, wie denn auch das Mädchen von Anfang an als ein unheimliches Wesen, in dem ein Dämon lebt und wirkt, hingestellt wird. Und Holofernes? Hatte nicht Grabbe vor Hebbel gelebt, so würde der Charakter des assyrischen Feldherrn für ein vollkommenes Original gelten müssen; nach Grabbe ist er nur eine mit größerer Besonnenheit gezeichnete Person, aber kein Mensch, kein Charakter, für den man fühlen, den man mit Herz und Seele hassen kann. Halb Teufel, halb Scheusal,

halb Gott, welche Theilnahme kann eine solche Creatur von uns fordern! Was sonst noch außer diesen beiden kolossalen Figuren — großartig möchten wir sie nicht nennen — im Drama herumläuft, ist unbedeutend und eben nur dazu da, um die Handlung einigermaßen im Gange zu erhalten, die ohnehin sehr monoton bleibt. Wir wollen nicht mit dem Dichter rechten, daß er, um seinen Zweck zu erreichen, die Geschichte vollständig verändert hat. Die Art, wie er es gethan, zeugt von Geist, von einem großen, freien Sinn und die Ausführung seines Gedankens ist unbestreitbar genial. Holofernes lagert vor Bethulien, dessen Bevölkerung vor Entsetzen über die gräßlichen Thaten des Assyriers allen Muth verliert. Man weiß nichts mehr zu thun, als zu beten und zu opfern. Nur Judith, als Witwe noch Mädchen, denn ihr erster Gatte hat sich vor ihrem Auge, ihrem ganzen Wesen, vor jeder Annäherung gescheut, sieht still grollend dieser Unthätigkeit ihres Volks zu und beschließt, als sie hört, daß Holofernes die Weiber liebe, die freile Lust des Heiden durch ihre Schönheit zu benugen. Die Sünde soll ihrem Volke zum Retter werden. Judith begreift, weshalb sie nicht Mutter geworden, zu welchem Zwecke sie Gott so schön geschaffen, ihrem Wesen eine dämonische Natur verliehen habe. Hasserfüllt geht sie ins Lager der Assyrier, läßt sich zu Holofernes führen, wird von diesem freundlich empfangen und genöthigt mit ihm das Lager zu bestiegen. Sie gibt sich ihm hin, um den Feind Israel's, den Verächter Jehovah's, in ihre Hände zu bekommen. Nach dieser furchtbaren Brautnacht schlägt sie dem schlafenden Wächter das Haupt ab und geht mit ihm zurück nach Bethulien. Die Assyrier fliehen entmuthigt, die Hebräer rufen Judith Heil und verlangen, daß sie den Lohn für die große That von ihnen fodere, worauf Judith um ihren Tod bittet. Voll Kraft, poetisch, fest, feurig, wie die Handlung der Hebräerin, und nicht selten großartig, wie der Gedanke, durch Aufopferung der Unschuld sein Volk zu befreien, ist die Sprache, nur erlaubt sich auch hier der Dichter oft ebenso große Freiheiten wie in der Charakterzeichnung, sodaß zwar Beides zu einander paßt, dagegen aber mit der Ästhetik schwer zu vereinbaren sein möchte. Um unsern Lesern einen Begriff von Hebbel's Charakterzeichnung zu geben, müssen wir einige Auszüge folgen lassen, die gewiß Jeder mit größtem Interesse lesen wird. Holofernes charakterisirt sich selbst in folgenden Worten:

— „Das ist die Kunst, sich nicht auslernen zu lassen, ewig ein Geheimniß zu bleiben! Das Wasser versteht diese Kunst nicht, man setze dem Meer einen Damm und grab dem Fluß ein Bett. Das Feuer versteht sie auch nicht, es ist so weit heruntergekommen, daß die Küchensungen seine Natur erforscht haben, und nun muß es jedem Lump den Kogl gahr machen. Nicht einmal die Sonne versteht sie, man hat ihr ihre Bahnen abgelautet und Schuster und Schneider messen nach ihrem Schatten die Zeit ab. Aber ich versteh' sie. Da lauern sie um mich herum und gucken in die Ritzen und Spalten meiner Seele hinein und suchen aus jedem Wort meines Mundes einen Dietrich für meine Herzenskammer zu schmieden. Doch mein Feute

paßt nie zum Gestern, ich bin keiner von den Thoren, die in feiger Eitelkeit vor sich selbst niederfallen und einen Tag immer zum Karren des andern machen, ich habe den heutigen Holofernes lustig in Stücke und geb' ihn dem Holofernes von morgen zu essen. — Hätt' ich nur einen Feind, nur Einen, der mit gegenüberzutreten wagte! Ich wollt' ihn küssen, ich wollt', wenn ich ihn nach heißem Kampf in den Staub geworfen hätte, mich auf ihn stürzen und mit ihm sterben! Nebucad Necar ist leider nichts als eine hochmüthige Zahl, die sich dadurch die Zeit vertreibt, daß sie sich ewig mit sich selbst multiplicirt. Wenn ich mich und Assyrien abziehe, so bleibt nichts übrig, als eine mit Fett ausgestopfte Menschenhaut. Ich will ihm die Welt unterwerfen, und wenn er sie hat, will ich sie ihm wieder abnehmen."

Ein noch charakteristischeres Gemälde von Holofernes entwirft der Raabiter Achior, das schon deshalb einer Erwähnung verdient, weil Judith dadurch zu ihrer That veranlaßt wird.

Achior. Er wurde geboren ein Tyrann zu sein. Man hält sich und die Welt für nichts, wenn man bei ihm ist. Einmal ritt ich mit ihm im wildesten Gebirg. Wir kommen an eine Kluff, breit, schwindlig tief. Er spornet sein Pferd; ich greif' ihm in die Zügel, deute auf die Tiefe und sage: sie ist unergründlich! „Ich will ja auch nicht hinauf, ich will hinüber!“ ruft er und wagt den grausigen Sprung. Ehe ich noch folgen kann, hat er Kehrt gemacht und ist wieder bei mir. „Ich meinte dort eine Quelle zu sehen“, sagt er, „und wollte trinken, aber es ist Nichts. Verschlafen wir den Durst.“

Judith. Er liebt die Betber?

Achior. Ja, aber nicht anders wie Essen und Trinken.

Judith. Stuch ihm!

Achior. Was willst du? Ich hab' Eine meines Volkes gekannt, die verrückt ward, weil er sie verschmähte. Sie schlich sich in sein Schlafgemach und trat pöblich, als er sich eben ins Bett gelegt hatte, mit gezacktem Dolch drohend vor ihn hin.

Judith. Was that er?

Achior. Er lachte und lachte so lange, bis sie sich selbst durchstach.

In einer andern Stelle, nachdem er Judith bereits gesprochen und diese ihm Bethulien nach wenig Tagen verheißen hat, sagt er zum Hauptmann:

— „Wahrlich, ich habe geschworen, daß der Gott Israel's, wenn er mir einen Gefallen thut, auch mein Gott sein soll, und bei Allen, die schon meine Götter sind, beim Bel zu Babel und beim großen Baal, ich werd's halten! Hier, diesen Becher mit Wein bring' ich ihm dar, dem Je... Je..., wie sagtest du doch, daß er heiße?“

Kammerer. Jehovab.

Holofernes. Laß dir das Opfer gefallen, Jehovab. Ein Mann bringt's dir, und ein solcher, der es nicht nötig hätte. Hauptmann. Und wenn Bethulien sich nicht ergibt?

Holofernes. Schwur gegen Schwur. Dann laß ich den Jehovab auspeitschen und die Stadt — doch ich will meinem Born nicht schon jetzt die Grenze abmessen! Es heißt den Willkürschulmeister.

Fast in jeder Rede offenbart sich an Holofernes die Doppelnatur eines Übermenschen und eines Unmenschen. Den großartigsten Gedanken besudelt er mit dem Schmutz elter Gemeinheit, Leidenschaft wird bei ihm Raseret, Liebe ein brünstiges Wiehern wiehischer Geilheit. Und hier ist es, wo sich der Dichter ganzlich vergriffen hat, wo er die Grenzen aller wahren Ästhetik überspringt und nur ekelerregend auf Leser und Zuschauer wirken kann. Mögen Andere diese Stellen als vollgültige Abrisbriefe des Genies betrachten und sie in den Himmel erheben, wir können sie nur als bedauerliche Mißgriffe ansehen, die eine stolze Kraft im Moment der Überreizung gethan hat. Dies sind auch die faulen Flecken der Tragödie, die sie für immer von der Bühne ausschließen werden. Das Publicum braucht nicht prüde zu sein, es darf nur noch an die Keuschheit seiner Seele

glauben, um Scenen, wie folgende, weder mit ansehen, noch anhören zu mögen. Judith sagt: „Lerne das Weib achten! Es steht vor dir, um dich zu ermorden! Und es sagt dir das!“

Holofernes. Und es sagt mir das, um sich die That unmöglich zu machen. O Feigheit, die sich für Größe hält! Doch du willst's auch wol nur, weil ich nicht mit dir zu Bette gehe! Um mich vor dir zu schützen, brauch ich dir bloß ein Kind zu machen.

Und an einer andern Stelle: „Führt Judith her. Es ist eine Schande, daß sie unberührt unter uns Assyriern einhergeht! Weib ist Weib und doch bildet man sich ein, es sei ein Unterschied. Freilich fühlt ein Mann nirgend so sehr, wie viel er werth ist, als an Weibesbrust. Ha, wenn sie seiner Umarmung entgegenzittern, im Kampf zwischen Wollust und Schamgefühl; wenn sie Miene machen, als ob sie fliehen wollten, und dann mit einmal, von ihrer Natur übermannt, an seinen Hals stiegen, wenn ihr letztes bißchen Selbständigkeit und Bewußtsein sich aufrafft und sie, da sie nicht mehr trogen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann, durch verrätherische Küsse in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Bette läuft und sie ihn auffodern, wo sie Widerstand leisten sollten — ja, das ist Leben, da erschüttert man's, warum die Götter sich die Mühe gaben, Menschen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überfließendes Maß!“

Im Munde eines Mannes klingt ein solches Gemälde schon allzu frei, wenn aber ein Weib, eine reine Jungfrau auftritt und ihre Gefühle beschreibt, die sie gehabt hat, als der Mann, den sie haßt und doch seiner außerordentlichen Kraft wegen achten muß, sie umarmte, so wird das unnatürlich und widerlich, so wahr und geistreich auch eine solche Schilderung sein mag. Hebbel mußhet der Darstellerin seiner Judith zu, sie solle folgende Stelle vor dem Publicum sprechen und spielen:

Judith. Male dich selbst in deiner tiefsten Erniedrigung — den Augenblick, wo du an Leib und Seele ausgekeltert wirst, um an die Stelle des gemüßbrachten Weins zu treten und einen gemeinen Kausch mit einem noch gemeinern schliefen zu helfen, — wo die einschlafende Begier von deinen eigenen Lippen so viel Feuer borgt, als sie braucht, um an deinem Heiligsten den Mord zu vollziehen, — wo deine Stange selbst, wie betrunken gemachte Sklaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen dich aufstehen, — wo du anfängst, dein ganzes voriges Leben, all dein Denken und Empfinden, für eine bloße hochmüthige Träumerei zu halten und deine Schande für dein wahres Sein!

Mirza. Wohl mir, daß ich nicht schon bin!

Judith. Das überseh ich, als ich hieher kam. Aber wie sichbarg trat es mir entgegen, als ich dort einging, als mein erster Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Knie warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und stöhnte: verschone mich! Hätte er auf den Angstschrei meiner Seele gehört, nimmer würd' ich ihn — doch, seine Antwort war, daß er mir das Brusttuch abriß und meine Brüste priete. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Näßige deine Glat, du gehst zu weit!“ höhnlachte er und — „o mein Bewußtsein wollte mich verlassen, ich war nur noch ein Krampf —“

Ganz unwürdig eines Dichters, wie Hebbel, ist die Stelle, wo Holofernes von seiner Mutter spricht. „Was ist eine Mutter für ihren Sohn?“ sagt er. „Der Spiegel seiner Dhmamacht von gestern oder von morgen. Er kann sie nicht ansehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo er ein erbärmlicher Wurm war, der die Paar Tropfen Milch, die er schluckte, mit Schmägen bezahlte. Und wenn er dies vergißt, so sieht er ein Gespenst in ihr, das ihm Alter und Tod vorgaukelt und ihm die eigene Gestalt, sein Fleisch und Blut zuwider macht.“ Nachahmung Grabbe's wittern wir, wenn Holofernes sagt: „Kraft! Kraft! das ist's. Er komme, der sich mir entgegenstellt, der mich darniederwirft. Ich sehne mich nach ihm! Es ist oße, nichts ehren können als sich selbst. Er mag mich im Rörfer zertram-

pfen und, wenn's ihm so gefällt, mit dem Bret das Loch ausfüllen, das ich in die Welt riß." Ober bei Gelegenheit eines Morbanfalles auf ihn: „Den Holofernes tödten; auslöschen den Bliz, der mit dem Weltbrande broht; eine Unsterblichkeit im Keim erbrücken, einen kühnen Anfang zum großmuthigen Prahlern machen, indem man ihn um sein Ende verkürzt — o, das mag verlockend sein! Das heißt eingreifen in die Fäden des Schicksals! Dazu könnte ich mich selbst verführen lassen, wenn ich nicht wäre, der ich bin! Aber das Große auf kleine Weise thun wollen, dem Löwen erst ein Reg aus seinem eigenen Ebelmuth spinnen und ihm dann mit dem Morb auf den Leib rücken, die That wagen und die Gefahr feig und klug vorher ablaufen: nicht wahr, Judith, das heißt Götter machen aus Dreck?“

Wir könnten noch viele Seiten füllen, wollten wir nur die hervorragendsten und eigenthümlichsten Stellen dieser ungewöhnlichen Dichtung anbeutungsweise herausheben — denn großartig sind sowohl ihre Schönheiten und Borzüge wie ihre Mängel —; da dies der beschränkte Raum d. Bl. nicht gestattet, begnügen wir uns hier mit Anführung jener Stelle, wo der moabitische Hauptmann Achior Holofernes von dem israelitischen Volk und seinem Gott erzählt. Diese Schilderung von Israel ist so wahr, so einfach und doch so erhaben, so groß gedacht, daß sie schon deshalb allein eine größere Verbreitung verdient. Holofernes hat sich nach dem Volk im Gebirge erkundigt und erhält darauf von Achior zur Antwort: „Herr, ich kenn' es wohl, dies Volk, und ich will dir sagen, wie es damit bestellt ist. Dies Volk ist verachtlich, wenn es ausgeht mit Epiefen und Schwerten, die Waffen sind eitel Spielwerk in seiner Hand, das sein eigener Gott zerbricht, denn er will nicht, daß es kämpfen und sich mit Blut besecten soll, er allein will seine Feinde vernichten; aber fürchtbar ist dies Volk, wenn es sich demüthigt vor seinem Gott, wie er es verlangt! Wenn es sich auf die Knie wirft und sich das Haupt mit Asche bestreut, wenn es Beklagen ausstößt und sich selbst verflucht; dann ist es, als ob die Welt eine andere wird, als ob die Natur ihre eigenen Gesetze vergißt, das Unmögliche wird wirklich, das Meer theilt sich, also, daß die Gewässer fest auf beiden Seiten stehen, wie Mauern, zwischen denen eine Straße sich hinstreckt, vom Himmel fällt Brod herab und aus dem Wüstenlande quillt ein frischer Brunst! Ihre Hauptstadt aber heißt Jerusalem. Ich war dort und sah den Tempel ihres Gottes. Er hat auf Erden seines Gleichen nicht. Wir war's, wie ich bewundernd vor ihm stand, als ob sich mir etwas auf den Nacken lege und mich zu Boden drückte; ich lag mit einmal auf den Knien und wußte selbst nicht, wie das kam. Fast hätten sie mich gesteinigt, denn als ich mich wieder erhob, fühlte ich einen unüberstehlichen Drang, in das Heiligthum einzutreten, und darauf steht der Tod. Nun höre auf mich, o Herr, und achte meine Worte nicht gering. Laß forschen, ob dies Volk sich verständigt hat wider seinen Gott; ist das, so laß uns hinaufziehen, dann gibt ihr Gott sie dir gewiß in die Hände und du wirst sie leicht unter deine Füße bringen. Haben sie sich aber nicht verständigt wider ihren Gott, so kehre um; denn ihr Gott wird sie beschirmen und wir werden zum Spott dem ganzen Lande; du bist ein gewaltiger Held, aber ihr Gott ist zu mächtig; kann er dir Niemand entgegenstellen, der dir gleicht, so kann er dich zwingen, daß du dich wider dich selbst empörst und dich mit eigener Hand aus dem Wege räumst.“

Einen geistvollern, genialern Dramatiker als Friedrich Hebbel hat die neueste Zeit nicht aufzuweisen, und dennoch sind wir überzeugt, daß er weit weniger als manches unbebeutende Talent zur Wiedererweckung des deutschen Dramas beitragen wird. Es ist nicht Aufgabe unserer Zeit, dem Publicum ein Zeugniß von der uns inwohnenden geistigen Kraft, von dem Vermögen, große Charaktere schaffen zu können, zu geben; das Ziel, dem wir entgegenzueilen haben, muß vor Allem sein, durch dramatisch brauchbare Arbeiten die Bühne, langsam oder im Sturmschritt, zu erobern. Man wird zugeben, daß das Praktische, das Brauchbare nicht das Werthvolle ausschließt. Aber man

sei weise, man verschwende nicht verschwenderisch die Schätze seines Geistes und lasse sie achtlos unter die Füße treten. Ehe wir marmorne Säulen mit goldenen Knäusen aufführen, ehe wir den Mäusen einen erhabenen Tempel der Kunst im reinsten Style bauen, laßt uns einen soliden Grund von praktischen Mauersteinen legen! Ihr schreckt die Nation nur zurück, wenn ihr ohne Weiteres in der Tracht des Genies auftrittet, die immer etwas Anstößiges haben wird, zumal dann, wenn ihre Träger im Bewußtsein ihrer Würde in excentrischem Gebahren etwas suchen. Möchte Hebbel seine jugendfrischen Kräfte an Stoffen erproben, die ihm eher zur Selbstzügelung zwingen, als zu allzu freien Schritten aufzureizen; dann würden wir gewiß dem Drama einen Dichter gewonnen haben, in dessen Drust die schönsten Schöpfungen nur seines Rufes harren.“) 36.

Populaires astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie, somit Nachrichten von der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen, biographischen und literarischen Notizen, und einer kurzen Andeutung der Methoden und Werkzeuge. Mit Ausschluß aller irgend entbehrlichen analytischen Formelsprache. Von J. E. N ü r n b e r g e r. Mit Figurentafeln. Erstes Heft. Rempten, Dannheimer. 1841. Gr. 8. 10 Ngr.

Der ausführliche Titel gibt die Tendenz des Werkes schon in Allgemeinen an, und wir haben nur noch aus der Vorrede des Verf. hinzuzufügen, daß er bei seinem Werke die größtmögliche Allgemeinverständlichkeit sich als Ziel gesetzt habe. Er rechnet also hauptsächlich auf Leser, welche nicht in die Tiefen der Wissenschaft eingeweiht und im Gebrauche analytischer Ausdrücke weniger oder auch gar nicht geübt sind. Daß die Zahl Derer, die sich in diesem Falle befinden und gleichwol einen offenen und empfänglichen Sinn für denkende Naturbetrachtung und ein der erhabensten Eindrücke fähiges Gemüth besitzen, nicht gering sei in unsern Tagen, wer möchte dies verkennen! Und wer möchte nicht wünschen, daß dieser Classe von Lesern, statt des so häufigen faden und leichtem Geschwäges, das ihr so oft an der Firma von Belehrung geboten wird, ein Werk gegeben werde, was sie mit wahren Gewinn und Nutzen zur Hand nehmen könne. Sehen wir jetzt, ob die hier vorliegende Arbeit des Verf. hierzu geeignet ist.

Er bemerkt zuvörderst, daß es kein der Astronomie besonders gewidmetes Wörterbuch, weder in der deutschen noch überhaupt europäischen Literatur gebe. Es ist dies richtig, allein auch dadurch erklärlich, daß die Astronomie, wie alle Zweige der reinen und angewandten Mathematik überhaupt, sich als Wissenschaften nur schwer und unbequem in die lexikalische Form fügen, die ihrer Natur nach besser für solche Zweige des Wissens paßt, welche mehr als Aggregate gegeben sind oder sich doch so behandeln lassen, wie Geographie, Naturgeschichte u. a. m. Sobald ein Wörterbuch, das mathematische Gegenstände behandelt, mehr sein will als eine bloße Erklärung von Kunstausdrücken — und diese besitzen wir bereits alphabetisch geordnet in mehreren Werken, so treten Schwierigkeiten mannichfacher Art ein, die sich weniger besiegen als etwa nur umgehen lassen. Daher wird Der, welcher eine strengwissenschaftliche Auskunft über einen astronomischen Gegenstand sucht, schwerlich ein Lexikon befragen wollen; er wird vielmehr das fragliche Object in seinem notwendigen Zusammenhange mit andern zu betrachten haben und folglich zu einem Lehrbuche greifen. Doch der Verf. erklärt uns ja, daß er wissenschaftliche Strenge nicht beabsichtige, daß er eine populäre Bearbeitung geben wolle, und hier

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im Monat Juni. D. Red.

dürften allerdings jene Schwierigkeiten zwar keineswegs ganz verschwinden, doch aber sich weniger fühlbar machen. Wir können aus diesem erken, nur erst einen Buchstaben umfassenden Systeme noch nicht beurtheilen, wie die Ökonomie des Werths in dieser Beziehung angelegt sei, wol aber müssen wir anerkennen, daß wir in X keinen Artikel vergebens gesucht haben, außer etwa solche, die ebenso gut unter andern Buchstaben vorkommen können und auch größtentheils dahin verwiesen sind, und daß uns ebenso wenig entbehrliche, ungehörige Artikel aufgefallen sind. Die Anordnung also dürfte, so weit dieser Anfang zu schließen gestattet, eine zweckmäßige und mit Sorgfalt angelegte sein.

Wir kommen nun zu dem zweiten und wesentlichern Punkt, die Behandlung und Ausführung der einzelnen Partien. Wir haben sie, wie es Titel und Vorrede versprochen, verständlich gefunden und sind überzeugt, daß sie in dieser Gestalt ihr Ziel nicht verfehlen werden. Als einen schönen Beweis z. B., daß unser Verf. Popularität mit Gründlichkeit zu vereinigen wisse, führen wir hier nur den Artikel Rotation (Kreudrehung) an, den kein aufmerksamer Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Wie nothwendig und geltegemäß eine solche Darstellung sei, leuchtet übrigens ein, wenn man fortwährend von solchen, die doch Anspruch auf Bildung machen, jede vermeinte Klimatische Veränderung auf eine veränderte Kreidrehung schieben hört. Möchte das Werk unser Verf. diesen und ähnlichen Irrthümern, an deren Verbreitung die Gelehrten selbst zum Theile die Schuld tragen, ein Ende machen.

Bei näherer Durchsicht der einzelnen Artikel ist uns Einzelnes aufgefallen, was zwar den Werth der im Ganzen wohlgeordneten Arbeit nicht beeinträchtigt, doch aber als Mangel bezeichnet werden muß. In den Abschnitten Atmosphären (der Planeten, Monden und der Sonne) scheint uns zu bestimmt auf eine Ähnlichkeit dieser Umhüllungen mit der Erde hingedeutet, namentlich auch den Schröter'schen, größtentheils als irrig nachgewiesenen, Behauptungen zu viel Gewicht beigelegt worden zu sein. Es ist schon bedenklich, diese Umhüllungen Atmosphären zu nennen, und bei der Sonne am meisten, weshalb man auch hier schon längst den Namen Photosphären vorge schlagen und angenommen hat. Wie viel Ähnlichkeit jene Umhüllungen mit der Erdatmosphäre haben, läßt sich a priori gar nicht bestimmen und die Beobachtungen sagen uns bis jetzt nur wenig. In dem Artikel Äther wird gesagt, die in Bode's „Astronomischem Jahrbuch für 1826“ angeführte Ende'sche Bemerkung sei die einzige über diesen Gegenstand. Keineswegs: denn nicht allein hat Ende selbst fortwährend darüber weiter geforscht und in mehrfachen Abhandlungen die höchst wichtigen Resultate seiner Untersuchungen dargelegt, sondern auch andere Astronomen, vor allem Hansen und Balz, haben die Gesetze der Dichtigkeitsabnahme dieses Äthers und andere damit zusammenhängende Fragen behandelt. Wenn ferner der Verf. an einer Stelle sagt, daß das analytische Rechnen den Verstand am Ende doch mehr bloß überwältige, als wirklich überzeuge, so werden wir dies nur in dem Falle zugeben können, daß ein Leser der analytischen Entwicklung wirklich nicht zu folgen im Stande sei, sodaß er wenigstens von einem gewissen Punkte an Alles auf Glauben anzunehmen genöthigt ist. Denn außerdem ist gewiß die durch analytische Entwicklung gewonnene Überzeugung die vollständigste, kräftigste und unerschütterlichste, die jede andere weit hinter sich zurückläßt. Es ist loblich und gut, wenn man für ein nicht mathematisches Publikum schreibt, ohne eine solche Formelsprache anzugreifen; allein es ist nicht gut, sei es wo es wolle, ihren hohen Werth auch nur scheinbar zu verdächtigen, oder dem Laien glauben zu machen, er könne zu aller und jeder Einsicht auch ohne eine solche ebenso gut gelangen. Dem Verf., der durch frühere Arbeiten Vertrautheit mit der höhern Mathematik gezeigt hat, ist dieser Ausdruck wol schwerlich ganz von Herzen gegangen, und deshalb wollen wir auch das Ars non habet osorem! nicht auf

ihn anwenden. Die Behauptung auf S. 96, daß unsere Sonne ebenfalls zu den Doppelsternen zu rechnen sein dürfte, ist uns neu, und fast möchten wir hier einen Druckfehler oder lapsus calami vermuthen. Es ist vielmehr völlig gewiß, daß unsere Sonne nicht zu den Doppelsternen gehört und nur an dem allgemeinen Verstande aller Fixsterne, den wir noch nicht näher kennen, Theil nimmt, was aber bekanntlich kein Doppelsternsystem konstituiert, unter welchem vielmehr eine nähere, specielle Beziehung zweier (oder auch mehrerer) einander verhältnißmäßig sehr nahe stehender Sonnen verstanden wird.

Möge der Verf. diese Bemerkungen nur für einen Beweis hinnehmen, daß wir seinem so tüchtig begonnenen Werk mit Liebe und Theilnahme gefolgt sind. Falls er sie anerkennt, wird er im Fortgange desselben mehrfache Gelegenheit haben, sie zu benutzen. Wir haben hier einen ersten Versuch vor uns, und erste Versuche auf einem neuen Felde tragen wol nur selten den Stempel einer solchen Vollendung, als wir es hier vor uns sehen. Die Sprache ist stets dem Gegenstande angemessen und der rechte populäre Ton meistens getroffen, auch da wo die Formelsprache nicht vermieden werden konnte. Wer nicht — wie dies freilich noch häufig genug der Fall ist — vor jedem a + b wie vor einer Zauberfigur zurückschreckt, sondern eine mäßige Anstrengung nicht scheut, wird so weit die vorliegenden Proben zu schließen gestatten, dem Verf. auch durch diese Formeln folgen können und überzeugt, nicht überwältigt werden. Auf diese Fälle bezieht sich auch die angehängte Siguentafel. Wir werden dem Fortgange und der Beendigung dieses Werks mit der Aufmerksamkeit folgen, die es in vollem Maße verdient. Es fällt in dem populären Theile der astronomischen Literatur in der That eine Lücke aus, die sich sehr bedeutend fühlbar macht.

J. F. Mädler.

Notiz.

Mary Easton als Geschichtsschreiber.

Die von Mary Easton herausgegebene „Histoire du midi de la France“ wird von den französischen Kritikern mit vollem Rechte der Parteilichkeit und der vorsätzlichen Geschichtsfälschung geziehen. Easton gehört zu der politischen Partei, die die Ansprüche des französischen Südens den centralisirenden Bestrebungen der Nation entgegenstellt. Von diesem Standpunkte aus behauptet er, daß der Süden Frankreichs, das alte Aquitanien, seine Civilisation, seine historische Entwicklung nicht von den Franken erhalten habe, sondern daß Aquitanien seinem Unglücke, seiner Verwüstung entgegengegangen sei, als es von dem Germanenthume berührt wurde. Die Weise, wie er dies trotz der Geschichte geltend macht, ist freilich nicht selten sehr abenteuerlich. Er sagt z. B., daß es nicht die Franken gewesen, die in der Schlacht von Poitiers die christliche Welt vor dem Mohammedanismus bewahrt haben, sondern die Aquitanier; denn Karl Martel sei hier nicht der Sieger, sondern der Besiegte gewesen; der Herzog Odo von Aquitanien habe die Schlacht gewonnen. Ohne alle Kritik heißt es: „Die Reichen der Franken waren vernichtet, als Odo ein geschicktes Manoeuvre ausführte und damit den Erfolg des Tages entschied.“ Böslich lächerlich sagt Easton von Karl dem Großen: „Beurtheilt man Karl den Großen aus dem Gesichtspunkte des Südens, so erscheint Karl nicht groß. Das Gerücht von seinem Tode ist kaum nach Aquitanien gedrungen. Glücklicher Erbe des Nachlasses seines Vaters, fügte er mit seinem Degen nichts hinzu. Das einzige Mal, als er ihn zog, wurde er geschlagen. Seine Regierung war weber schwächer, noch härter, noch weiser, als die seines Vaters.“ Dieser erste Band enthält überdies die Sagenkreise der alten Aquitanier und das Werk erscheint damit nur um so mehr wie eine jener alten Chroniken, die ein Rödnich nicht für die Wissenschaft, sondern für sein Kloster geschrieben.

4.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 121. —

1. Mai 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster. Erste Abtheilung. — Zweite Abtheilung. Urkundenbuch. Jena, Frommann. 1841. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Erster Artikel.

Wir Deutsche sind schlechte Politiker. Unsere gerühmte wissenschaftliche Behandlung dieses Faches ist weiter nichts als unpraktische Kathederweisheit. Jeder Professor zimmert sich ein speculatives System zusammen, ob aber die Menschen, die jetzt leben, in dasselbe hineinpassen, daran denkt er nicht. Dieser Vorwurf, der eine gewöhnliche Floskel im Munde unserer Diplomaten ist, ist gewiß sehr begründet. Aber kann es wol anders sein? Wie soll man Menschen- und Weltenkenntniß erlangen, wenn Alles, was geschehen, geheim gehalten wird? Zu einer gesunden politischen Ansicht gehört Geschichtskennntniß. Nicht allein Kenntniß des Griechens- und Römerthums, der Ägypter und der Juden, sondern vorzugsweise Bekanntheit mit der Geschichte der allerneuesten Zeit und vor allen Dingen mit der neuesten Geschichte unsers Vaterlandes. Es genügt nicht, daß man die Schlachten kennt, die geliefert, die Verträge, die geschlossen wurden u. s. w., das Alles ist nur das äußere Gerippe der Geschichte; man muß auch die Kräfte bemerken können, die Alles in Bewegung gesetzt haben; die Motive, die guten und die schlechten, die obwalteten und sich bekämpften, die Personen, die vorzugsweise thätig waren; hindernd oder fördernd, kurz, den ganzen innern Haushalt der Geschichte, das Kreisen der Säfte, die Krankheitsprocesse und Heilversuche, das ganze lebendige Leben, was an dem bloßen Knochenbau nicht zur Erscheinung kommt, das muß unserer Erkenntniß zugänglich gemacht werden, wenn wir aus den theoretisirenden Hirnspinnweben, die nie von einer praktischen Realisirbarkeit ausgehen und nie das Bild eines wahrhaft lebendigen Zustandes geben, herauskommen sollen. Diese lebendige Seite der Geschichte, wie Indi-

viduen und Ansichten dabei thätig gewesen sind, ist bis jetzt nur eine Geheimwissenschaft unserer Diplomaten. Man raunt sie sich in den Salons in die Ohren, die Eingeweihten erkennen sich an manchen Stichwörtern, aber der große, gebildete Theil unsers Volkes ist bis jetzt noch nicht in diese Mysterien eingeweiht.

Und doch sollten es keine Mysterien sein. Man wirft uns immer vor, wir seien unpraktische Ideologen. Wer anders trägt denn die Schuld daran als ihr, die ihr uns die nothwendige Kenntniß des Geschehenen vorenthaltet? Wie glücklich sind die Franzosen, die Engländer? Wo ist in ihrer neuern Geschichte eine Thatfache, eine Persönlichkeit, die nicht bis auf den letzten Grund untersucht, anatomirt und von allen verschiedenen Seiten betrachtet ist. Das Leben jedes durch Stellung oder Leistung ausgezeichneten Mannes liegt offen aufgeschlagen vor dem Auge der Nation da; seine Tugenden und seine Fehler, seine Talente und seine Mängel, sein Vollbringen und sein Unterlassen, seine Kämpfe mit den Verhältnissen, die Ursachen, die ihm zum Siege oder zum Untergange verhelfen, Alles weiß man, an Allem kann man sich Erfahrungen abstrahiren und Ansichten und Normen für die eigene Handlungsweise. Ach, wol ist unsere ethische Bildung weit zurück gegen die der andern cultivirten Völker. Uns fehlt die lebendige Moral, die aus richtiger Anschauung der Geschichte und der Gegenwart entsteht. Aber wir sind nicht Schuld daran, sondern Die, welche uns die historischen Wahrheiten vorenthalten, die zu unserer Bildung nothwendig sind. Daß wir aus dieser Vermundung, unter der unser Seelenheil leidet, heraus müssen, ist keinem Zweifel unterworfen. Auch ist es unzweifelhaft, daß wir zuletzt herauskommen werden. Aber wann? das ist die Frage. Zuletzt hilft es uns Lebenden wenig, wenn unsere Enkel vollkommener und selbständigere Menschen werden wie wir. Auch wir haben ein sehr begründetes Anrecht an Bildung, an Kenntniß, an

freies, sittliches Urtheil über Personen und Verhältnisse, die unser Wohl und Wehe in Händen gehabt haben und die jetzt die Lenker und Träger unserer Geschichte gewesen sind.

Die Wahrheit läßt sich in jetzigen Zuständen der Cultur jedoch auf die Länge so wenig zurückdämmen wie das Wasser, was dem Meere zufließt. Sie bricht aus tausend Poren hervor, während man ängstlich ein Loch zuzustopfen sucht. Auch bei uns zeigt sich der Anfang einer Memoiren-Literatur; auch bei uns will sich die historische Gerechtigkeit endlich, wenn auch spät, Bahn brechen. Auf die glorreichen Freiheitskriege gründet sich unser ganzer politischer Zustand; das stellt Niemand, auch der Diplomat nicht, in Abrede. Es ist daher nichts natürlicher, als daß wir wissen wollen, durch wessen Schuld und durch welche Verfehrtheiten wir in jenen Zustand der Verächtlichkeit geriethen, der den Freiheitskriegen vorausging, und wer zu dem Umschwunge der Dinge am meisten beigetragen hat. Jene Periode ist so eng mit unserer Gegenwart verwachsen wie das Gestein mit dem Felsen, und eine klare Einsicht in die damaligen Verhältnisse, auf denen unsere jetzigen Zustände sich organisch entwickelt haben; tappen wir über unsere heutigen Pflichten, über unser Hoffen, Wünschen und Sollen gänzlich im Dunkeln, so kann von einer bewußten, klarsittlichen Einsicht in unsere Verhältnisse nicht die Rede sein. Eine reifere, höhere Sittlichkeit ist nicht denkbar ohne Geschichtskenntniß, das werden selbst Die nicht bestreiten, die uns dieselbe vorenthalten, nur leider betrachten sie sich als die auserwählte Kaste, die allein ein Anrecht auf diese höhere Sittlichkeit hat, und die Geschichte der jüngsten Vergangenheit ist wieder das Wichtigste, was die Geschichte uns überhaupt gewährt; sie ist die Kette, die Gegenwart und frühere Zeit miteinander verbindet.

Sagern's „Antheil an der Politik“, Arndt's „Erinnerungen u. s. w.“ sind höchst schätzenswerthe Beiträge zu unserer werdenden Memoiren-Literatur, in der doch eigentlich der Kern der neuern Geschichte liegt. Würdig schließt sich dieses Buch an dieselbe an. Tritt uns in dem Verf. auch nicht ein solches Muster durchgebildeten sittlichen Charakters entgegen wie bei jenen Büchern, so enthält es dagegen die Äußerungen, Briefe u. s. w. einer Menge der ausgezeichnetsten und edelsten Charaktere, die bei jenen Freiheitskriegen und bei Gestaltung unserer jetzigen Zustände sich besonders thätig erwiesen haben. Dieses Buch wird namentlich viel dazu beitragen, daß von uns Deutschen endlich Gerechtigkeit geübt werde; es zeigt, was wir einzelnen Männern zu verdanken, was wir andern zu vergeihen haben.

Nach dem verstorbenen Grafen von Münster ist dieses Buch benannt. Eigentlich nur insofern mit Recht, als Münster wahrscheinlich die Gelegenheit zur Abfassung und Herausgabe desselben gegeben hat. Der anonyme Verfasser, der jedoch leicht zu erkennen ist, sagt freilich in seiner Vorrede etwas darüber, wie er zu den Materialien dieses Buches gekommen ist; allein der Inhalt belehrt uns. Wir glauben uns wenigstens nicht zu irren, wenn wir die Entstehung des Werkes folgendermaßen

angeben. Noch bei seinen Lebzeiten hatte sich der Graf von Münster einen Biographen ausersehen, der nach seinem Tode auf würdige Weise sein Andenken auf die Nachwelt bringen sollte. Diesem Biographen hatte er zu dem Ende auch die Benutzung seiner Papiere und sonstigen auf die Zeitgeschichte Bezug habenden Papiere eingeräumt. Diese Briefe nun sind der eigentliche Kern des Buches und stehen mit der Person Münster's oft in gar keiner oder nur in sehr entfernter Beziehung. Da die Benutzung derselben aber an die Bedingung einer Biographie Münster's geknüpft war, so schickte der Biograph eine solche voraus. Er hat nicht einmal versucht, Münster zum Mittelpunkt dieses ganzen Zeitraumes und aller der Verhältnisse zu machen, auf die sich die mitgetheilten Actenstücke beziehen, und ist dafür zu loben, denn dieser Versuch hätte unmöglich gelingen können. Daß die Biographie Münster's etwas apologetisch abgefaßt ist, wollen wir auch nicht tadeln; es war das wol die nothwendige Consequenz von dem in ihn gesetzten Vertrauen, das er nicht täuschen durfte. Allerdings aber ist davon die Folge gewesen, daß eben Münster's Charakter und Persönlichkeit in gar keinen scharfen Umrissen hier erscheint, sodaß man sich keinen recht anschaulichen und lebendigen Begriff von dem Manne machen kann. Alle abtretenden Personen, die sowol, welche geschildert werden, als die, welche in ihren Briefen sich selbst schildern, sind viel fester und deutlicher gezeichnet. Eben der Held, von dem das Buch seinen Namen hat, ist nicht charakterisirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pauperismus in England.

Der Engländer Buret hat eine Schrift über das englische Armenwesen veröffentlicht, die, in ihrer ruhigen, ernsten, auf Thatsachen gestützten Gründlichkeit, von hohem, unabwiesbarem Interesse ist. Je mehr sich die Länder des Continents aus den Fesseln der englischen Industrie befreien, um so größere Ausdehnung gewinnt in England das Uebel der Verarmung, sodaß dieser Zerrüttung, deren letzter Grund in dem Mißverhältnis der natürlichen Production mit der Bevölkerung liegt, wol kaum mehr durch demokratische Gesetzesmaßregeln, sondern allein noch durch massenhafte, von der Regierung geleitete Auswanderungen begegnet werden kann. Allerdings ist der Pauperismus fast in allen Ländern und Staaten des alten Europas zu Hause; jede Nation hat ihre Bevölkerung von Lagedieben, von einer Anzahl Menschen, die außerhalb der öffentlichen Ordnung und der Sittlichkeit leben, die der Classification durch Eifer und Faulheit entweichen und inmitten der Gesellschaft zur Verwilderung zurückkehren. Italien, Spanien, alle mittäglichen Länder sind mit Massen von Menschen belastet, denen das Gesetz und die Arbeit wenig bekannt ist; aber das milde Klima und die natürliche Bedürfnislosigkeit machen in mittäglichen Ländern auch die größte Armuth erträglich und für das Ganze der Gesellschaft unschädlich. In einer ganz andern Lage befindet sich England. Hier handelt es sich nicht mehr allein um jene Classe von Wäffgängern, um diese an Unthätigkeit und Mend gewohnte Bevölkerung, sondern hier ist es die ganze arbeitende Classe, die Industriellen, diese Willkür von aufgeschichteten Menschen, die in den Zustand der Armuth und der gesellschaftlichen Verwilderung herabstürzen müssen. Es ist nicht zu viel gesagt, jeder Manufacturbetrieb in England schließt gegenwärtig ein großes Lager von Barbaren

in sich; denn wie kann man jene unbefriediglichen Quartiere London, wie Saint Giles, Bethnal-Green u. s. w. anders benennen, wo Hunderttausende von Einwohnern verfaulen, wo alle Sinne auf einmal verlegt werden und wo die wohlhabendere Bevölkerung nie hingelangt! Buret beschreibt diese schrecklichen Straßensabyrinthe mit ihren verhängenden Kanälen, ihren stinkenden Dämpfen und ihrem ärmlichen aus Lehm und Latte erbauten Häuten. Die Luft, welche man dort athmet, ist von der Art, daß, nach dem Berichte der Ärzte, das Fieber und der Typhus das ganze Jahr hindurch dort herrschen und sogar zuweilen von hier aus das ganze London mit ansteckenden Krankheiten bedroht wird. Die andern Fabriksstädte geben aber in diesem Elende der Hauptstadt nichts nach. Liverpool z. B. hat 30,000 Einwohner, die in Kellern zusammengebrängt ihr Leben auf eine schreckenerregende Weise zubringen; und viele andere Städte bleiben im Verhältnisse hinter Liverpool nicht zurück. Diese Kellern, in welche nicht selten die Schmutzgruben münden, sind so dunkel, so kochig, daß während der letzten amtlichen Zählung zu Leeds fünf Personen auf den Treppen, die zu diesen Höhlen führen, Weinbruch erlitten haben. Das Quartier Kleinienland zu Manchester, gewisse Stadttheile zu New-castle, zu Nottingham, zu Bristol haben den Commissionen von selbst Umstände und Thatfachen dargeboten, die über das Loos dieser unzähligen Schicksalsopfer der Industrie Schauer erwecken. Bei diesen einzelnen Untersuchungen hatte es den Anschein, als wollten immer die zuletzt besprochenen Localitäten alle andern an Elend übertrreffen, aber jede folgende zeigte wieder einen weit höhern Grad desselben auf. Das schottische Elend setzte z. B. diejenigen in Erstaunen, die nur das in England gesehen hatten; und die Armenquartiere von Edinburgh und Paisley, die sogenannten „winde“ von Glasgow, die an die 30,000 Menschen umschließen, waren der Zerstörungsort eines Elends, was selbst in Irland seines Gleichen nicht aufzeigte. „In manchen Höhlen dieser Quartiere“, sagt der Bericht der Commissaire, „haben wir Massen von menschlichen, auf den Fußboden gelegten Wesen gefunden, die bis zu 20 übereinander und untereinander gemischt, bald mit Lumpen bedeckt, bald nackt waren. Das Bett bestand gewöhnlich aus verfaultem Stroh und Lumpen.“ Was Irland besonders betrifft, so ist es, wie der Verf. der Schrift selbst sagt, das Muster, der vollkommene Typus des Elends; und gleichsam aus Rache für die hundertjährigen politischen Mißhandlungen, die das grüne Irland von England erfahren, vergiftet es mit diesem Elende seinen Tyrannen und trägt den Tod des Pauperismus in dessen reichste Städte. Buret berichtet in seiner unparteiischen Weise, daß der Pauperismus im eigentlichen England einen gewissen sittlichen Charakter, eine Art von Schamhaftigkeit bewahrt, was er bei dem unglückseligsten Irländer nicht gefunden hat. „Der Pauperismus“, sagt er, „wenn er unglückliche von englischer Abkunft trifft, besitzt etwas Schicksalvolles, Unheilvolles, das gewissermaßen Achtung und Schrecken erregt; hingegen das Elend des Irlands fließt ab, denn es betrielt mit Unverschämtheit und scheint sich in seinen Lumpen zu gefallen.“ Nichts aber klagt mehr die englische gegen Irland ausgeübte Tyrannei mehr an als dieser Zug, denn er beweist, wie tief das irische Volk unter dem politischen Drucke moralisch gesunken ist.

Unter den arbeitenden Klassen, deren Lage sich von Tag zu Tag verschlimmert, gibt es eine, die in der That diesem Elende geweiht zu sein scheint. Dieses sind die Handwerker. Diese armen Arbeiter, welche die große Industrie perquettet, die in ihrem steten Kampfe gegen die Macht des Offens und des Feuers der Manufacturen und Fabriken unterliegen, erregen das schmerzlichste Interesse. Buret versichert, daß Alle, die diese Leute besucht haben, über die moralische und intelligente Kraft erstaunt sind, die sie bewahren. Als z. B. derselbe den Stadttheil Bethnal-Green zu London in Begleitung eines Almosenvertheilers (relieving-officer) besuchte, kam er in die Familie eines armen Sammelwagens, der noch jung und ein geborener Engländer war. Außer dem Handwerkszeuge besaß er kein Reubel,

keinen Stuhl, keinen Tisch, kein Bett; in dem Winkel des Zimmers befand sich ein großer Haufen gehackten Strohs, in welchen drei ganz nackte Kinder eingegraben saßen. Die Frau wandte den Besuchenden den Rücken zu, indem sie sich mit dem Krümmern ihrer Kleidung zu bedecken suchte. Der Mann trug einen blauen Rock, an welchem noch zwei oder drei Knöpfe von getriebener Arbeit hingen. Er hatte kein Hemde, als die Wäscher eintraten. In der Hand hielt er eine Bibel. „Er empfing uns“, sagt Buret, „höflich und setzte uns mit Nieder-geschlagenheit, aber mit Ruhe, das Schreckliche seiner Lage auseinander. Dieses Zimmer, erklärte er, war nicht immer so leer, wie Sie es jetzt sehen: es gab eine Zeit, wo ich Ihnen würde einen Stuhl haben anbieten können, aber Alles mußte Stroh für Stroh zu dem Pfandleiher wandern.“ Dieser Mann bat, wie alle andern Weber, um keine Unterstützung; er blieb bei den Versprechungen des Armencommissars gleichgültig, „als wenn er begriffen hätte“, sagt Buret, „daß bei einem so großen und ausgebreiteten Elende Almosen ein unzureichendes Hülfsmittel wäre“. Dieser verzweifelte Zustand erstreckt sich beinahe auf alle Sammt- und Seidenweber; und wenn die Wirkung dieses schrecklichen Elends noch nicht alles sittliche Gefühl bei diesen Arbeitern ausgeblüht hat, so kommt das theils von dem Familienleben her, theils von der Arbeit, die sie gesammelt und zu Hause hält. Was die Massen betrifft, die die große Industrie in ihren Arbeitsstätten zusammenschüßelt, wo alle Taster, welche die Ursache oder die Wirkung des Elends sind, durch die gegenseitige Berührung hervorgerufen werden und fermentiren, so ist der Engländer und Irländer beinahe mit gleichem Stempel gezeichnet und jeder Tag arbeitet daran, die letzten Unterscheidungszeichen auszulöschen, die man bis jetzt auffinden konnte.

Nicht mindere Aufmerksamkeit verdienen die Abhandlungen Buret's über die Armenfrage und das Armenhaus. Das Gesetz, das die Königin Elisabeth gegeben, hatte allerdings zu den entsetzlichsten, aber gesetzlichen Mißbräuchen der Barmherzigkeit geführt. Dieser Armencode verpflichtete jedes Kirchspiel der Noth seiner Angehörigen Hülfe zu leisten; alle Einwohner trugen die Last im Verhältnisse ihres Vermögens, oder ihres Reichthums. Dieses Budget des Elends hörte endlich damit auf, daß es in einer fortlaufenden, zweihundertjährigen Steigerung die ungeheure Summe von fast zehn Millionen Pf. St. erreicht hatte. Es war in der That ein großes, reiches Almosen, aber die Formen des Sammelns wie der Verwendung waren zuletzt so greulich geworden, daß man die englische Schuld bewundern muß, die zweier Jahrhunderte bebaute, um der Sache ein Ende zu machen. Diese gesegnete Barmherzigkeit theilte jedes Kirchspiel in zwei feindliche Lager, und man kann sich nur schwer alle die Mißbräuche, die Scandale und Verworfnisse vorstellen, die aus dieser Trennung hervorgingen. Bald zankte sich das Kirchspiel mit den Armen selbst, machte ihnen das Recht der Unterstützung streitig, oder verweigerte ohne Barmherzigkeit einige Hülflose von seinen Grenzen, welche Krankheit und Schwäche überkam; bald stritten sich zwei Kirchspiele, warfen sich herüber und hinüber einen Armen zu und bezogten in dem gerichtlichen Proceß über den Fall so viel Kosten, daß man die Armen beider Gemeinden davon hätte unterhalten können. Aber nicht allein die Diener der Gerechtigkeit empfingen so von dem Armengelde ihren bedeutenden Lohn; wie die unzweifelhaftesten Documente es beweisen, die Armenaufsichter und Almosenvertheiler, diese Officiere des philanthropismus, nahmen das Geschenk der Nation für das Elend nicht minder in Anspruch; sie machten sich für ihre Mühe mit dem festesten Abhele bezahlt. In einem kleinen Kirchspiele von Suffolk bezogen z. B. die Unterinspectoren eine Besoldung von 850 Pf. St. Und wie lastete erst dieses Armengeld auf denen, welche das Almosen geben mußten! Unter andern dem Parlamente vorgelagten Fällen wird dies folgendermaßen bewiesen. Im J. 1830 mußten allein in London 50 Familien, die die Armenfrage bezogen sollten, ihr Mobilien verkaufen, bis auf

das Bett, um ihrer gesetzlichen Verpflichtung zur Barmherzigkeit nachzukommen. So schuf das Gesetz Unglückliche, um andere zu unterstützen. Und wohin fiel nicht selten diese Deute, welche man den Schlichttopfern der Barmherzigkeit abgenommen hatte! „Es ist nicht selten“, sagt ein englisches Review, „daß man die Empfänger des Almofens zu den Magistratspersonen sagen hört: Wie viel seht es diese Woche? oder besser noch: Das will ich auf Ihre Gesundheit vertrinken.“ Statistische Untersuchungen liegen vor, daß die Zuschußgelder (allowance) geraden Weges in den Schnapsladen wanderten: und England hatte so nur noch, wie Buret ganz recht sagt, den Mißbrauch der Alibihaftigkeit, denn das Gesetz erweiterte ohne Unterlaß das Reich der Armuth und brachte noch Die hinzu, welche durch die Taxe waren zu Grunde gerichtet worden.

Als das Armengesetz aber gerichtet wurde und Vernunft und Nothwendigkeit eine Reform verlangten, so fand man, daß das alte, ergauchte Gesetz Rechte geschaffen hatte, die unantastbar schienen. Man vermochte nicht die Hand durchgreifend an so viele Gewohnheiten zu legen, die die Zeit geheiligt hatte, ohne heftige Schmerzen und Collisionen zu erregen. Erst mit dem Amendment aus dem Jahre 1833 wurde die Reform in der That in Ausführung gebracht. Und welches Mittel fand man für ein so großes Übel? Buret sagt, dieses Mittel enthält uns besser als alle statistischen Documente, wie ungeheuer tief das Elend in die Gesellschaft des englischen Volks gedrungen ist. Die Reform hat sich nicht frei anzukündigen gewagt; sie hat sich in den bescheidenen Titel eines Amendment gekleidet; aber ein so verbessertes Gesetz muß für ein völlig aufgehobenes erachtet werden. Man hat mit dem Amendment die Hausunterstützung aufgehoben, man will keinen Zuschuß (allowance) mehr bewilligen, mit einem Worte, das Gesetz will nur noch dem völlig Hülflosen Unterstützung gewähren. Aber, um welche Bedingung! der Arme soll die Hälfte mit seiner Freiheit bezahlen; er soll die Hälfte hinter den Mauern des Arbeitshauses auffuchen: so will es das Gesetz. Man hat zu diesem Zwecke die Kirchspiele zu 20 vereinigt, und in jedem dieser Kreise befindet sich ein solches Arbeitshaus und, als unumschänkter Gebieter über das öffentliche Elend, eine Centralverwaltung mit ihrer Kanzlei. In Rücksicht auf Sparsamkeit und Politik, sagt der Verf. des Buchs, ist diese Centralverwaltung eine bewundernswürdige Reform, denn es ist durch offizielle Berichte erwiesen, daß der Verein von 20 Kirchspielen weniger Kosten für seine Armen verwendet, als es noch vor zehn Jahren ein einzelnes Kirchspiel thun mußte. Aber die Reform streitet ganz und gar gegen die Humanität: das Gesetz stellt dem Armen die Alternative, entweder auf die Hälfte zu verzichten, oder hinter Thür und Kiegel des Arbeitshauses festzuhaften.

Wie geht es aber dem Armen in einem solchen englischen Districtarmenhaus? Das englische Arbeitshaus ländigt sich gewöhnlich mit einem gänzlichen Außern an: es ist ein weites, von Stein oder Ziegel erbautes Gebäude, von Rosenplätzen umschlossen, von artigen Seitengebäuden flankirt; es gleicht einem Landhause von großer Ausdehnung mit angenehmer Lage, selbst mit Anspruch auf architektonische Eleganz. Ein Arbeitshaus in großem Style kann 5–800 Bewohner aufnehmen. In dasselbe werden aufgenommen die Greise, die Schwachen, die Geisteskranken, die Bagabonden, und endlich auch die gesunden Armen, die der Mangel an Arbeit dazu zwingt, hier einen Zufluchtsort zu suchen. Für die Greisen, für die Greise und Schwachen und Krüppel, ist das Armenhaus eine Art Pöpsel, dessen Einrichtung und Wirksamkeit in dieser Hinsicht nach Buret Anerkennung verdient; aber für die gesunden Gäste ist die Philantropie eines solchen Hauses wahrhaft grausam. Wie es das strenge Gesetz vorschreibt, so ist hier von Familie, von Freiheit nicht mehr die Rede. Der Mann muß von seiner Frau, von seinen Kindern getrennt leben, wie unter den Kiegelein des Gefängnisses; es ist eine thätssächliche Detention; man darf das Armenhaus selbst nicht verlassen, um die Kirche zu besuchen. Dieses sind die ersten Bedingungen, sagt der Text

des „First annual report“ (S. 33), unter welchen die Armen die Begünstigung erhalten können, dem Hungertode zu entfliehen. Eine andere an sich löbliche Bedingung ist die Arbeit. Aber welche Arbeit hat das Arbeitshaus für seine Gäste? Keine andere als die Erntemühle. Buret hat in vielen Armenhäusern diese Erntemühle beinahe ruhen gesehen, weil die Armen vor dieser Arbeit mit Recht entflohen waren, denn in Rom war die Erntemühle eine Züchtigung (ad molam) der Sklaven, und man wird den alten Römern gewiß nicht vorzuwerfen haben, daß sie zu philanthropisch kräften. Das Gesetz entschuldigt diesen barbarischen Proceß damit, daß es so hätte wollen für die Armen einen Popanz hinstellen. „Man beklagt sich“, sagt der offizielle Text, „über die Ernährung im Armenhause, aber man soll sich nicht dasebst wie in einem Lusthause befinden.“ Das Gesetz hatte sich als letzten Zweck die Verminderung der Armentaxe gesetzt und einen Augenblick schien dies auch auf das vollständigste erreicht; die Taxe verringerte sich um ein Drittel in den ersten beiden Jahren der Anwendung und die Contribuenten erhoben, wie Buret sagt, ihre Hände, um dem Himmel für das Verschwinden der großen Plage zu danken; allein schon 1836 verlor sich dieses günstige Resultat. Das neue Gesetz, wie streng und rücksichtslos es sich auch geltend machen wollte und mochte, beugte sich in tausend Fällen vor dem Widerstande der Armen und das Princip, das alle Hülfe nach außen (out door relief) untersagte, war weniger mächtig als der Widerstand des Elends und die Verpflichtungen der Menschlichkeit. Die Reformatoren hatten freilich auf einen solchen Widerstand nicht gerechnet. Besonders empörte sich aber von Anfang an gegen das neue Armengesetz der Familiengeist. Bei einer solch allgemeinen Berarmung sind die Bande nicht gelöst, welche die Väter, die Ältern und die Kinder zusammenhalten; dieses schuldlose Elend knüpft diese Bande nicht selten nur fester. Die Unglücklichen trockten deshalb eher dem Hungertode, als daß sie sich entschließen konnten, sich von den Liebern ihrer Familie zu trennen und in dem Armenhause eine einsame Unterstützung zu suchen. Und so hat man sich doch wieder entschließen müssen, das Elend ferner durch Vertheilung des Almofens zu lindern, und die Armentaxe hat in den letzten Jahren schon wieder einen so steigenden Anlauf genommen, daß sie die frühere Höhe bald zu erreichen droht.

Dieser von Buret der Welt so offen enthüllte Krebsgeschaden der englischen Gesellschaft bietet indessen für die Zukunft Englands nur anscheinend einen besorglichen Anblick. Die reichste Nation der Welt, die überall unermessliche Länderstrecken besitzt, deren jungfräulicher Boden nur die Anstalten der Civilisation erwartet, wird nicht verhungern, wenn sie auch ihre Proletarier nicht mehr von dem Seibe und dem Schwelge des europäischen Continents ernähren kann. England, das alle Mittel dazu besitzt, wird auswandern, und alle diese Krisen werden an einem Staate ohne tödtliche Erschütterungen vorübergehen, wo — gegenüber den absoluten Staaten — auch der Proletarier, der Mann des Volks, bei der Autonomie der Gesellschaft und der Öffentlichkeit des gemeinen Lebens ein höheres Bewußtsein, höhere Selbstständigkeit und eine gediegenere Moralität bewahrt.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

M o l f.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten

von
Eduard Gervais.

8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im April 1849.

F. A. Brockhaus.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erste und zweite Abtheilung.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Münster war während der Napoleon'schen Kriege Minister und Rathgeber in den deutschen Angelegenheiten bei dem Prinz-Regenten. In der Stellung wandten sich natürlich alle eifrigen Patrioten von Deutschland aus an ihn und nahmen seine Vermittelung für Geld, Truppen, Unterhandlungen u. s. w. in Anspruch. Daher die Briefe so vieler bedeutender Männer an ihn. Da Münster selbst entschiedener Gegner Napoleon's war, so fanden sie williges Ohr und eifrige Unterstützung.

Beim wiener Congreß hatte Münster in seiner Stellung als handoverscher Minister, der das ganze Gewicht Englands häufig mit in die Waagschale werfen konnte, bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse. Er stellte sich, wenigstens äußerlich, an die Spitze Derjenigen, die möglichst viel von den frühern deutschen Territorialverhältnissen beibehalten wollten und die namentlich einer preussischen Hegemonie in Deutschland entgegenwirkten. Er war für ständische Verfassungen mit Steuerbewilligung, Anklagerecht gegen die Minister u. s. w. Seine Eingaben an der Spitze der mittlern und kleinern Staaten Deutschlands, sowie seine Schlussklärung zur Bundesacte sind bekannt.

Am besten scheint uns Münster charakterisirt, wenn man ihn einen Aristokraten nennt. Er hatte die Tugenden und die Fehler dieser Gattung. Zu den Tugenden gehörten Selbstgefühl, Sinn für Unabhängigkeit des Vaterlandes, Muth. Seine Abstimmung für ständische Rechte, sowie sein beharrlicher Kampf gegen Napoleon und Franzosenherrschaft lassen sich aus dieser genügend erklären. Die Adelsrechte wurden durch beide gesichert. An eine Erweiterung der Rechte des übrigen Volkes dachte er nicht, im Gegentheile betrachtete er solche Versuche mit Widerwillen.

Ganz unpassend ist daher der Vergleich, den der Verf. zwischen Münster und Stein zieht. „Adelsstolz waren Beide“, sagt er. Ja, Beide waren adelsstolz, aber in sehr verschiedenem Sinne. Stein fühlte sich als ehemaliger freier Reichsritter; er fühlte sich als freier Mann, und insofern war er dankbar gegen seinen Adel, durch den er

in die Stellung kam, daß er den Kopf aufrecht tragen durfte, par inter pares. Wir können uns Stein allerdings nicht wohl als Sohn eines Landpredigers u. s. w. denken. Diese Sicherheit, dieses männliche Selbstgefühl den Großen dieser Erde gegenüber, dieser freie Überblick aller Verhältnisse war damals keinem Bürgerlichen möglich, auch dem edelsten und begabtesten nicht, und ist es vielleicht auch jetzt noch nicht. Das Gebrückte der unfreien Stellung muß immer etwas auf das Auftreten und auf den Charakter influiren. Der bürgerliche Politiker wird immer noch etwas Schüchternes oder etwas Fanatisches in sich haben, wird selbst der Bestechung auf irgend eine Weise mehr zugänglich sein. Stein gab also etwas auf seine Reichsritterschaft, weil sein adlig-freier Charakter darauf basirt war. Aber sein ganzes Streben, sein Dichten und Trachten ging dahin, daß zuletzt jeder Bürger und Bauer auch ein freier Mann werden sollte. Er wollte „daß der Bürger adlig werde“. Vorrechte verabscheute er und eine Pairchaft wollte er nur, insofern sie in der sittlichen Überlegenheit und Unabhängigkeit des Charakters noch vorläufig begründet war.

Münster aber war ein engherziger Aristokrat. „Das antichambre will in den salon“, so charakterisirte er den Zeitgeist, und diesen Zeitgeist verabscheute er. Während Stein das ganze Volk zu einem großen Salon umschaffen wollte, wo Liebe, Freiheit und Recht den Ton angeben sollten, suchte Münster alle Nichtebendürftige beharrlich davon auszuschließen. Absolutismus, Despotismus, Beamtenhierarchie u. s. w. mochte Münster jedoch ebenso wenig wie demokratische Elemente in der Verfassung. Auch empörte sich sein gerader Charakter gegen die Mittel, welche der Absolutismus häufig anwendete, um zu reussiren.

Überhaupt ist die scharfe Charakteristik, welche in diesem interessanten Buche von den Personen gegeben wird, ebenso überraschend als lehrreich. Und von welchen Personen! Alle Ansichten, Leidenschaften, Geistesrichtungen, das Vortrefflichste wie das Verwerflichste, was seit einem halben Jahrhundert unser Vaterland bewegt, gestoßen, hin- und hergezerrt hat, tritt hier in seinen bedeutendsten Repräsentanten uns vor Augen. Jede Richtung stellt uns ihren größten Verfechter hin. Die Ideen stehen hier nicht als todte Begriffe, sondern als lebendige Individuen. Ein

ungeheurer Kampf der verschiedensten Interessen rollt sich vor unsern Blicken auseinander; man sieht das Herz der Weltgeschichte pulsiren und Niemand wird dieses Buch aus der Hand legen ohne erweiterten freieren Überblick der Welt und der Gegenwart. Wie scharf die Theilnehmer an diesem Kampfe sich über die Persönlichkeit der Betheiligten aussprechen, davon mag hier noch bei Gelegenheit des berühmten Staatsmannes, dessen der Münster'sche Brief erwähnt, ein bemerkenswerthes Beispiel stehen.

Ein Stadsoffizier der englischen Befreiungsarmee auf der Halbinsel, ein entschiedener Feind der Franzosenherrschaft in Deutschland, schreibt Folgendes 1813 in dem Augenblicke, als der Erfolg des Krieges von dem Beltritte Österreichs zu einer oder der andern Partei abhing:

Daß Graf Metternich noch gar weit davon entfernt ist, den gewünschten Entschluß zu fassen, scheint gewiß, doch bleibt zu untersuchen, ob es möglich ist, zwar nicht ihn zu bekehren, sondern vielmehr zu wissen, ob es nicht ruhende Triebfedern gibt, welche, neu belebt, stark genug sind, ihn nebst seinem ganzen doppelstinnigen Systeme über den Haufen zu werfen.

Metternich wird der Stimme seines Herrn genau folgen und in seiner jetzigen Bahn bleiben, so lange er mit dieser in Einklang ist. Metternich ist kein unabhängiger politischer Charakter, der seine Ideen mit strenger Consequenz durchführt und durchzwängt. Eine philosophische Einsamkeit, mit dem Bewußtsein, Recht gethan zu haben, würde in seinen Jahren nicht conveniren. Gewohnheit und Reizung erhalten ihn in der Welt, in der er in seiner gegenwärtigen Charge sehr angenehm existirt.

Diese Rücksichten haben am meisten auf ihn gewirkt, wenn er sich seinem Lieblingsplane, den allgemeinen Friedensvermittler zu machen, überläßt, der vielleicht mehr, als er selbst sich bewußt ist, aus seiner individuellen Lage entsprungen ist. — Metternich wird alle Kühnen und entschiedenen Maßregeln fliehen, weil er nicht verspielen kann. Die kränkelnde Existenz des Staates hinzuhalten zwischen zwei mächtigen Nachbarn, nur jede Krisis vermeiden, Minister bleiben, und thun, was der Herr will, wenn er ihn nicht thun machen kann, was er will, — scheint ungefähr die Gegenstände zu sein, die er sich vorgenommen hat. Dies bewies er, als er sich ganz entschieden dem Wallis'schen Systeme widersetzte. Trotz seiner Opposition wurde es durchgesetzt und er blieb im Ministerium und arbeitete mit Wallis.

Ob diese Verhältnisse und die Blößen, die er sich in seinen heimlichen Negotiationen mit den allirten Öfen gegeben, Waffen sind, denen er widerstehen kann, wenn man sie mit vollster Energie gegen ihn gebraucht, werden E. G. mit einem Blicke besser einsehen, als ich es zu entwickeln im Stande bin. Entschiedene Drohungen werden mehr als irgend etwas Anderes wirken.

Was ich Ihnen über den Charakter des Kaisers sagte, drängt sich in den Kern zusammen: 1) daß der Kaiser die einzige entscheidende Person ist und daß er auch ohne Metternich angegriffen werden kann; 2) daß Metternich unfehlbar seinem Herrn folgt, sobald er die geringste Veränderung an ihm bemerkt. Ubrigens muß man vor Allem trachten, ihn wegen seiner Anwürfe bei Preußen, bei Rußland und bei England gegen Napoleon schonungslos zu compromittiren, der ohnehin weder Zutrauen noch Achtung für ihn hat.

Letzteres Mittel scheint auch mit Glück angewendet worden zu sein. Erst als der berühmte Staatsmann sich gegen Napoleon entschieden compromittirt sah und bei

der nachtragenden, rachsüchtigen Gemüthsart des Letztern an keine aufrichtige Versöhnung auf die Länge mehr zu denken war, erfolgte der entscheidende Beltritt Österreichs im Spätsommer 1813. Der Graf Nugent, einer der beharrlichsten Gegner Napoleon's, dessen rastlose Thätigkeit und große Verdienste zur Vorbereitung der Freiheitskriege auch noch nicht die öffentliche Anerkennung gefunden haben, schreibt darüber Folgendes:

Sitzschin, den 6. Juli 1813.

Heute ist Metternich zurückgekommen von seiner Zwiesprache mit Bonaparte und mit Alexander. Nachdem er den Kaiser Franz gesehen, hatte ich mit ihm eine lange Conversation. — Gottlob, Bonaparte weiß Alles, dünkelt Rache und äußert sich höchst unbesonnen: der Rückweg ist abgeschnitten.

Unter den vielen ausgezeichneten Menschen, die uns der Briefwechsel vorführt, ragt jedoch eine Gestalt hervor, wie die Geschichte aller Zeiten sie nicht größer, schöner und erhabener aufzuweisen hat. Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Grafen Münster sind die kostbarsten Edelsteine in dieser reichen Sammlung. Sie sind kurz, aber jedes Wort ein Gedanke und in jedem Gedanken bricht der Charakter des einzigen Mannes hervor. Jedes Wort Stein's ist eine Perle, welche die Nachwelt sorgfältig auflesen und bewahren soll.

Wie haben vorher bereits den Vergleich zurückgewiesen, den der Verf. zwischen Stein und Münster zu ziehen sich erlaubt. Stein hat nicht seines Gleichen. Die neueste Geschichte Deutschlands zeigt uns keinen Mann, der an genialem, scharfem Weltbilde, verbunden mit unkräftiger Thatkraft, einfacher Großartigkeit der Gesinnung, Fülle von Vaterlandsliebe und tiefster Frömmigkeit nur im entferntesten Stein an die Seite gesetzt werden könnte. An genialer Erkenntniß und freier Übersicht der Verhältnisse, an Reichthum der zu Gebote stehenden Mittel könnte man ihn eher noch vielleicht mit dem Franzosen Mirabeau vergleichen; aber die engelgleiche, lautere Reinheit seiner ethischen Natur, seine unbesiegbare Ehrenhaftigkeit, seine Demuth gegen Gott und die daraus fließende reinere und richtigere Erkenntniß machen auch diese Parallele unzulässig. Man hat an Stein zu mäkeln gesucht und sich viele Mühe gegeben, ihn zu verkleinern und herunterzusetzen; denn Stein war und ist noch jetzt Vielen ein Stein des Anstoßes und könnte man ihn von dem Postamente der Verehrung herunterstoßen, das schon jetzt Deutschland ihm setzt und täglich höher aufbaut, man thäte es gern. Das Große in den Staub zu ziehen, das Würdige mit schielenden Blicken zu betrachten, das versteht Niemand besser als jenes Geschlecht serviler deutscher Scribler, und das ungebildete unsichere ethische Gefühl der großen Mehrzahl leiht solchem Beginnen nur zu großen Vorstüb. Aber bei Stein ist es nicht gelungen; die Gestalt war so einfach, rein und groß, daß selbst der böse Wille den Versuch aufgeben mußte, sie in falschem Lichte darzustellen. Alles, was man hat auffinden können, war der Vorwurf der Heftigkeit. Aber dieser heilige Zorn gegen alles Schlechte, Gemeine, Selbstsüchtige, dieses rücksichtslose Urtheil gegen Hoch und Niedrig, eben das

ist ein Theil der Größe des unvergleichlichen Mannes. Stein war demüthig gegen Gott, nicht gegen Menschen. Der Maßstab, womit er jeden Menschen maß, war der der Pflicht, und er legte ihn mit gleicher Gerechtigkeit an den Inhaber eines Thrones, wie an den Bewohner einer Hütte. Sein sittliches Urtheil, seinen Abscheu gegen moralische Schwäche, gegen Selbstsucht, Feigheit, Lieblosigkeit konnte er sich nicht durch die Forderung der Welt, nicht durch die Convenienz, welche eine laxere Moral für die Großen dieser Erde stillschweigend annimmt, verklammern lassen. Eine solche Erscheinung mag in den Salons viel Anstoß gegeben, viel Ingrimm und heimliche Wuth erzeugt haben. Aber Stein's Mission war es eben, auch die Salons zu reformiren, wie er der bescheidenen Stube des Bauern und Bürgers ein höheres Leben gebracht hat. Stein war ein Reformator, der auf das Wesentliche, Nothwendige, in der höhern Natur des Menschen Begründete unerbittlich drang und alle die zahllosen Außersittlichkeiten und Erbarmlichkeiten, aus denen ein entartetes Geschlecht sich ihre Sünden gezimmert, konnte er weder beachten noch toleriren. Der Mann, der in unserer Geschichte Stein am nächsten steht, ist Luther. Auch Luther war heftig; nur kamen Stein alle Vortheile eines gebildeten Jahrhunderts und einer Geburt zugute, die ihm eine größere Vielseitigkeit gewährten und ihn die Schranken, welche ein feines ästhetisches Gefühl selbst bei der höchsten Entrüstung zieht, nie überschreiten ließen.

(Der Beschluß folgt.)

Schöne Welt. Roman von Jean Charles. Zwei Theile. Leipzig, Brochhaus. 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie oft im Leben schimmernde Gewänder eine unschöne Gestalt mit künstlichen Reizen schmücken, so müssen gegenwärtig in der Litteratur anziehende, verlockende Titel die innere Hässlichkeit eines Buchs klug verdecken helfen. Auch unser Autor hat diesen nicht eben neuen Kniff zu seinem Zwecke benutzt und damit gewiß die Mehrzahl seiner Leser bis nahe an das Ende hin getäuscht. Denn hätten wir vielleicht auch bei unerbittlicher Strenge das Recht, über sein ganzes Buch den Stab zu brechen, das Verdienst einer ungemein feinen, ja schlaun Kunst, zu täuschen, müssen wir ihm zugestehen. Alle Verhältnisse, in die uns der Verf. einweicht, sind so verführerisch reizend, so scherzhaft munter angeknüpft, bewegen sich scheinbar in so ästhetisch schönen Grenzen, daß Niemand so leicht hinter diesem graziösen Tändeln den greisenden Satyr ahnt. Diese, wir möchten sagen, jesuitische Darstellungsart begünstigt das Thema außerordentlich, indem uns nämlich der Verf., ein bekannter österreichischer Schriftsteller von Ruf, die Ergebnisse und Schicksale eines aus adeligem Blute entsprossenen Hauslehrers in der Familie eines reichen Grafen erzählt. Das Bekanntwerden mit den einzelnen Mitgliefern der gräflichen Familie, die Skizzirung der Charaktere ihrer zahlreichen Seitenverwandten, das allmählig erwachende Interesse an einigen Persönlichkeiten und das damit verbundene Vertrauen, welches er sich zu erwerben weiß: dies Alles hat der gewandte Autor ebenso geschickt angelegt als durchgeführt, und der glänzende Firnis einer geistreich prädicirenden Sprache gibt dem formellen Außern dieser Darstellung noch so viel ansprechenden Reiz, daß Viele dadurch über die im Innern nistende Fäulnis leicht getäuscht werden können. Die meisten der hervorragenden Persönlichkeiten wandern eine gute Zeit mit einer Glorie vergiert umher, je länger wir sie aber beob-

achten und in ihren Gesichtszügen lesen, desto häßlicher gestaltet sich die schöne Maske, der göttliche reine Blick des Auges erlischt, das für groß gehaltene Herz schrumpft unter der Last des Egoismus, der innern Seelengemeinheit zusammen und von der schönen, bestechlichen Gestalt bleibt und zuletzt nichts übrig als die herumflatternde Gesellschaft einer häßlichen Anzahl gänzlich demoralisirter Menschen. Die „schöne Welt“ verwandelt sich in eine häßliche und der lächelnd verschwinnende Autor gesteht unter Scherzen, daß er uns mit seinen Farben recht tüchtig getäuscht hat. Da wir von jedem echten Romane Lebenswahrheit verlangen und das Leben in seiner Vielseitigkeit auch an solcher übertünchten Eckerhaftigkeit, wie sie der Verf. uns vorführt, überreich ist, so können wir ihm die Wahl seines Stoffs nicht gerade schlichthin verwerfen, nur möchten wir ihm Goethe's Wort: „Erlaubt ist, was sich ziemt“, vertraulich zuraunen. Die Ästhetik, als die Wissenschaft des Schönen, hat andere Gesetze, andere Rechte als der wildbewegte Markt des Lebens, sie läßt sich mit einem bloßen Titel nicht abspesen. Wenn sich das Ecker erbricht, so bleibt dieser Act, und geschähe er in goldenen Palästen, in der glanzvollsten Umgebung, immer ekelhaft. Alles Ekelhafte aber ist unschön und deshalb für eine poetische Darstellung nicht geeignet.

Das Buch unsers Autors besteht nun leider aus den widlichsten Expectorationen verschiedener in moralischem Schmutz theils durch eigene theils durch fremde Schuld Untergegangener, und der Hauslehrer Karl ist die nicht beneidenswerthe Person, deren Lebensaufgabe in Verbauung dieser lasterhaften Mittheilungen besteht. Um seinen Heiden zu dem Ziele zu geleiten, das er wirklich erreicht, hätte der Verf. sich kürzer fassen und vor Allem die langen, zur eigentlichen Handlung gar nicht gehörigen Episoden weglassen können. Der Kern dieser weitgeschweiften, aber durchweg mit Geist geschriebenen Geschichte läßt sich kurz in Folgendem zusammenfassen: Karl, ein verarmter Adeliger, nimmt, um scheinbar unabhängig zu sein und in aristokratischen Circeln leben zu können, die Stelle eines Hauslehrers in einer gräflichen Familie an. Hier festelt ihn bald die Tochter des Hauses durch ihre mannichfachen Eigentümlichkeiten, während er selbst anfangs einen widerwärtigen Eindruck auf das Mädchen macht, der sich jedoch bald in ein gesteigertes Interesse und endlich in unverkennbare Liebe auflöst. Die Gräfin Mutter läßt sich, obwohl sie die wachsende Leidenschaft der beiden jungen Leute bemerkt, nichts davon merken, erst dann, als es zur Erklärung kommt und ein éclat zu befürchten steht, ruft sie den Hauslehrer zu sich, um ihm nun durch Vernunftgründe zu beweisen, daß er die Hand ihrer Tochter nicht erhalten könne, weil er arm sei und die Comtesse durchaus einen reichen Mann heirathen müsse. Sie beweist ihm ferner, daß es zwar Schmerzhaft für ihn wie für ihre Tochter sein werde, ihre gegenseitige Neigung zu besiegen, allein da alles Nothwendige unerlässlich sei, so sei es auch möglich, und erst die Zukunft werde ihn lehren, wie heilsam und erspriesslich ein solcher Entsagungsact für das Herz eines kräftigen Menschen werde. Zur Beruhigung erzählt sie ihm ihre eigene Geschichte, die fast auf derselben Basis ruht wie die ihrer Tochter. Auch sie hat ihren Hauslehrer geliebt, hat ihm entsagen und einem ungeliebten, wütheliebenden Mann aus Vermögensrückichten ihre Hand reichen müssen. Dabei macht die Gräfin dem jungen Manne Confessionen, wie sie nun und nimmermehr eine Frau dem Manne, noch weniger eine Gräfin und am allerwenigsten die Mutter dem Geliebten ihrer eigenen Tochter machen kann. Der gemeinste Schmutz sittenloser Verborbenheit wird darin aufgerührt, von Krankheiten, deren Namen ein keusches Weib nie auf ihre Lippen nimmt, wird mit einer Ausführlichkeit gesprochen, als gelte es ein ärztliches Gutachten darüber abzugeben, und die Gräfin nimmt nicht den mindesten Anstand, dem Geliebten ihrer Tochter von den schrecklichen Folgen, die sie an sich selbst erlebt, ein lebendiges Gemälde zu entwerfen.

Wir gestehen, daß uns diese Frechheit, denn anders können wir eine solche Eierz unmöglich nennen, an unserm Autor

überrascht hat. Mit dieser Erzählung sind alle Schranken der Ästhetik so gänzlich und rücksichtslos übersprungen, daß jeder Maßstab der Beurtheilung dadurch allein schon wegfällt und alle die übrigen moralischen Scheupflöckchen gegen diese offen ausgesprochene Frechheit verschwinden. Um jedoch des Guten nicht zu wenig zu thun, regalist er uns noch mit der Geschichte eines in sehr guten Verhältnissen lebenden Malers, der eine wunderschöne Frau hat. Ein Dichter, von jener Art, wie sie die heutige Welt kennt, nebenbei Demagog, allen Glanz, alle Gesellschaft, ja alle äußerliche Reinlichkeit verachtend, wird ebenfalls herbeigezogen und muß gegen das Ende hin als berber, grober, aber ehrlicher Deutscher den moralischen Schmutz mit auslegen helfen. Dieser Dichter, Namens Wolfram, liebt des Malers Frau in stiller Ergebung, ohne den Maler selbst in Wort oder Handlung zu nahe zu treten, obgleich das junge Weib ihn ebenfalls liebt. Erst als er in Erfahrung bringt, daß der Maler ein erbärmlicher Schuft ist, der früher ein unschuldiges Mädchen verführt und es dann ehelos verlassen hat — ein Einsall, der nicht vom Himmel gekommen ist, da alles Thun und Denken des Malers nicht den mindesten Anlaß dazu gibt — erst dann tritt Wolfram dem bisherigen Freunde mit Karl vereint feindselig entgegen, rettet das verführte Mädchen, nimmt sich selbst des Malers Frau an und weiß Sorge zu tragen, daß der Dichter fernerhin nicht aufs neue Unschuldige elend macht. Er schickt ihn nach Italien. Karl entsagt wirklich, sieht mit Ruhe, wie seine geliebte Gräfin Jenny einem Andern die Hand reicht, und entschließt sich noch eine Zeit lang bloß seiner innern Ausbildung zu leben.

Das Buch ist lebendig, jugendlich frisch, hin und wieder vortrefflich geschrieben, fast jede Scene ist gut ausgearbeitet, am unbedeutendsten die, welche das Leben des Malers und Dichters schildern. Fein, reizend und geistreich ist die Charakterdarstellung Jenny's, jedenfalls der Glanzpunkt des ganzen Buchs und die einzige Situation, wo uns der Verf. gleich achtenswerth als Poet wie als Mann von Welt und Geist erscheint. Je unbefreibarer aus solchen Einzelheiten sein Verzug zum socialen Schriftsteller hervorleuchtet, desto unangenehmer müssen uns die vielen Klagegriffe berühren, die er thut, sei es nun aus Laune und dem Bestreben, pikant zu sein, oder aus Nachlässigkeit.

36.

Literarische Notizen.

Von dem Verf. des „Amram“ erschien in drei Bänden: „Temugin, afterwards Genghiskan; an historical romance“, voll falschen Gefühls und übertriebenen Pathos; des Verfassers Prosa pufst sich zu poetischem Rhythmus auf, die eingewebten Verse schrumpfen zur dürftigsten Prosa zusammen; dagegen gehören Maxwell's „Rambling recollections of a soldier of fortune“ zu den bessern Werken des Verfassers, wie sie überhaupt unter den neuern novellistischen Erscheinungen einen bedeutenden Platz einnehmen; doch sind diese Erzählungen, wie ein englisches Journal sagt, zu orangefarben, d. h. in der Farbe der Drangistenpartei geschrieben. Bulwer's neuestem Roman „Zanoni“ wirft man vor, daß er der Realität zu wenig angehöre, in einzelnen Partien, besonders zu Anfange, eine zu deutliche Erinnerung an Schiller's „Geisterseher“ sei, daß darin Mystik, Philosophie, Phantastik zu wunderlichen Gebilden zusammengeschossen seien, und daß sich alle Fehler und Mängel der früheren Bulwer'schen Romane, auch in Bezug auf den Styl, darin vorfinden; dagegen lobt man, daß die Fiktion, die Ciselirtheit, womit Bulwer früher gegaulelt habe, in diesem Romane nicht angetroffen werde. „Henry de Pomeroi or the Eve of St. John: a legend of Cornwall and Devon“ gehört zu den besten und spannendsten Erzählungen der Verfasserin, Mrs. Bray, die hier abermals ihr Talent für scenische Malerei bewährt. Dem Romane „The prize of fame“ von Elizabeth Youatt, worin die Hauptperson der Verfasser eines gotteslä-

sterischen und gottesleugnerischen Buches, ein gewisser Nicolo Ferrante, ist, wird Mangel an sittlicher Tendenz vorgeworfen, eine Hinneigung zu dem verdammlichen Geschmack einer Epoche, die wir bereits hinter uns haben. In der Erzählung „Father John, or Cromwell in Ireland“, von E. G. F., einer Dame, wird der Umstand behandelt, daß ein katholischer Priester um eine Noththat unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses weiß, einen Unschuldigen der Gefahr, dafür den Tod leiden zu müssen, ausgesetzt sieht und doch sein Beichtgeheimniß aus religiösen Skrupeln nicht entdecken mag. Ein ähnlicher Vorfall lieferte Carleton den Stoff zu einer seiner ergreifendsten Erzählungen. Der angeführte Roman leidet indeß an vielen großen historischen Mißverständnissen und Irrthümern. „Sir Henry Morgan, the Buccaneer“, von dem Verf. von „Kattlin the reefer“ wird eines der schlechtesten und schwächsten Werke aus der „russian school“ genannt, worin der Styl trivial, die erfundenen Thaten durchaus werthlos erscheinen. Besser ist ein Roman „Newstoke priors“, von Julia Kattray Babbington; das Interesse ist spannend, die Charaktere nicht Caricaturen oder Ungeheuer, die Begebenheiten wohl verflochten. Von der Gräfin Blessington erschien „The lottery of life“ (3 Bde.), vom Captain F. Chamber „Passion and principle“, eine ebenfalls dreibändige Erzählung. Der besonders seit Boy's Erfolgen eingeführte Brauch, Romane in monatlichen Heften herauszugeben, gewinnt immer größere Ausbreitung. In dieser Weise erscheint „Godfrey Malvern, or the life of an author“, von Thomas Miller, Verf. von „Gideon Giles“, „Rural sketches“, „A day in the woods“ u. s. w., mit Illustrationen von Phiz, und „The fortunes of Hector O'Halloran“, von W. F. Maxwell, Verf. der „Stories of Waterloo“, „Wild sports of the West“ u. s. w.

Während manche Journale, wie das „Athenaeum“, in den Bestrebungen William Howitt's und der Mrs. Howitt eine verderbliche und lächerliche Germanomanie wittern, sind andere Journale einer ganz entgegengesetzten Ansicht und überschätzen W. Howitt's Buch: „The student life of Germany“, mit überschwänglichem Lobe. Der „Atlas“ z. B. sagt in Bezug auf dasselbe: „Die geschichtlichen Partien sind voll von gelegener Belehrsamkeit. . . . Die dunkeln Züge des Gemaltes, die wilden Ausbrüche, die poetische Blut und die frohlichen und ritterlichen Elemente, aus denen der jugendliche, in offener Freiheit genährte Charakter natürlich zusammengesetzt ist, sind sämmtlich mit einer kühnen und naturtreuen Hand gemalt. Alle Vorurtheile und Eingenommenheiten der Seite segnend, empfehlen wir dieses Buch der ernstesten Aufmerksamkeit eines Jeden, welcher mit Einem Blicke ein glaubwürdiges Panorama der malerischsten Gattung des Studentenlebens, welche es in Europa gibt, zu erhalten wünscht.“

Von Roux, de Hanc's „Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France“ erschien der zweite Band. Das Ganze stellt eine Sammlung von Texten in der romanischen Sprache des 12. Jahrhunderts dar, enthaltend die Übersetzung des Buches der Könige, das Fragment einer andern Übersetzung des Buches Floß und eine Auswahl von Predigten des heiligen Bernhards. In einer gelehrten Einleitung hat der Herausgeber ebenso neue als wichtige Bemerkungen über die romanische Grammatik niedergelegt und ihr vergleichende Tabellen beigelegt. Die erste Reihe dieser Tabellen umfaßt diejenigen Sprachformen, deren damalige Schreibart sich von der jetzigen am weitesten entfernt; die andern beiden Abtheilungen sind bestimmt, einen synoptischen Überblick über den Zustand der französischen Sprache im 12., 13., 14., 15. und 16. Jahrhundert zu geben, mittels fünf einander gegenüber gedruckter Spalten, ein Fragment der Übersetzung der Evangelien in diesen verschiedenen Epochen enthaltend.

2.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Erste und zweite Abtheilung.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Der erste Brief ist aus Rußland, ohne nähere Angabe des Orts, vom 11. Jan. 1811. Von Napoleon in die Acht erklärt, hatte Stein seine Stellung in Preußen aufgegeben und durch Fucht erst nach Böhmen, dann nach Rußland seine Person in Sicherheit gebracht. Über diese Achteerklärung äußert er:

Sie wurde veranlaßt durch die Einstreuungen einer aus allen genußliebenden gemeinen Menschen zusammengesetzten Partei — (die Namen, natürlich deutsche preussische, in Berlin wohnende hat der Herausgeber unterdrückt); diese Partei bearbeitete den mißtrauischen, heftigen Davoust, dessen Berichte den Kaiser zu dieser Maßregel bestimmten.

Also Verrath der eigenen Landleute. Die Patrioten hatten damals nicht allein mit den Franzosen zu kämpfen, in jedem deutschen Lande war außerdem noch eine Menge jenes feilen Gesindels, welches sich überall dem Mächtigen und dem Despotismus anschleßt und welche für Stellen, Geld und Orden den Franzosen zu Gebote standen. Diese Partei war unter den höhern Beamten überall zahlreicher als die der Franzosenfeinde und Freiheitsfreunde; sie wurde vermehrt durch alle Schwächlinge und Muthlosen, die freilich bei einer Umwendung der Glücksgugel dann auch sogleich der bessern Partei zusielen, wie dieses der allgemeine Enthusiasmus 1813 zeigt. Schade, daß später an jenen Verräthern des Vaterlandes kein strengeres Gericht gehalten ist; nach wenigen Jahren erblickten wir dieselben Menschen wieder in voller Thätigkeit, was denn unsere innern deutschen Angelegenheiten schmerzlich haben empfinden müssen. Stein aber und seine Gleichgesinnten wurden nach errungenem Siege wieder bei Seite geschoben.

In Petersburg riß Stein mit seinem Heldennuthe alle edlern Naturen mit sich fort, und auch der Kaiser Alexander, der von Natur die höchste Empfänglichkeit für alles Große und Schöne hatte, konnte sich dem Einflusse des flüchtigen deutschen Mannes nicht entziehen, so sehr auch Minister und Höflinge dagegen arbeiteten. Die entschiedene Fortsetzung des Krieges auch nach anfänglichen Unglücksfällen, sodann das Eindringen der Russen in

Deutschland zur Befreiung vom französischen Joch ist einzig und allein der Gegenwart Stein's zuzuschreiben. Ohne ihn würde die Friedenspartei durchgebrungen sein.

Stein begriff nicht, wie man nicht lieber sterben wolle, als Unwürdiges leiden, oder in Unrecht willigen. Daraus erklären sich die leidenschaftlichen Äußerungen über die damaligen Fürsten Deutschlands, die sich dem Eroberer unterwarfen, wol gar durch freiwilliges Entgegenkommen und Devotion sich Vergrößerungen ihrer kleinen Länder zu gewinnen wußten, ohne an Freiheit und an das Beste des allgemeinen Vaterlandes dabei zu denken. Welche kräftige und doch gewiß von einem gesunden moralischen Gefühle durchaus zu billigenden Anforderungen er an Alle machte, wie tief und schmerzlich er von der allgemeinen moralischen Mattigkeit und der eingerissenen klavischen Feigheit berührt war, davon geben die Briefe wohlthuende Beweise. Er schreibt vom 6. Oct. 1811:

Napoleon's Bemühen ist nicht „das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern“, wie es das fünfzigjährige Bestreben Augustus' war, er läßt vielmehr keine Gelegenheit unbenuzt, um durch höhnennden Übermuth, durch raube Formen, durch Kränkung jedes edlern Gefühls und Störung jedes Zweckes des Genußes den Druck unerträglich zu machen. Diese Handlungsweise wirkt wohlthätig, sie erhält in den Menschen einen regen Unwillen, ein Streben nach dem Verbrechen der Fesseln und verhindert das Versinken in den Todeschlaf.

Dieser allgemeine Unwille hat aber auch in Deutschland die Bande, die den Unterthanen an den Fürsten knüpfen, gelöst; er sieht in ihnen entweder feige Glückselinge, die, nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, taub gegen die Forderungen der Ehre und der Pflicht, oder bettelte Sklaven und Unterdögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinsüßliche Existenz erbetteln. Daher entsteht der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft, Rationalität gegründet, jeder große Mann, der herzukommen fähig wäre, würde der Nation, die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein. Die Individualität der Fürstenthümer selbst ist herabgesunken, durchaus herrscht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, Selbstsucht.

Gottlob, das paßt nicht mehr auf unsere heutigen Fürsten — wie das Volk, so sind auch die Fürsten besser geworden.

Was soll aber die Stelle des Alten ersetzen? Könnte ich einen Zustand wieder herzaubern, unter dem Deutschland in höchster Kraft blühte, so wäre es der unter unsern großen Kaisern des 10. bis 13. Jahrhunderts, welche die deutsche Verfassung durch ihren Wink zusammenhielten und vielen fremden Völkern Schutz und Gesetz gaben.

Läßt sich aber ein solcher Zustand erwarten? Hat nicht Religion, Sprache, Verschiedenheit im Zustand der Civilisation, Temperament eine unglückliche Spaltung verursacht? Läßt sich diese heben? Aber gesetzt, der alte deutsche Staatenbund unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte würde wiederhergestellt, soll das auf den Basen des westfälischen Friedens geschehen, eines Gesetzes, das fremde Übermacht, unterstützt durch Partionsgeist, Deutschland aufrang, um das Band, das es umschlang, zu lösen und der Zwietracht und der Selbstsucht freies Spiel zu lassen? Muß nicht das Bundesverhältniß fester geschlossen und das kindische Puffanciren der einzelnen Theile aufhören?

Auf freiwillige, pöbllche, ausgebreitete, zugleich ausbrechende Insurrection kann man bei dem Phlegma des nördlichen Deutschen, der Weichlichkeit der oberen Stände, dem Miethlinggeist der öffentlichen Beamten nicht rechnen, man wird vielmehr, wenn das unter dem Schutze einer Armee geschehen kann, Volksbewaffnung, Bildung von Landwehrbataillons, Rekruten befehlen und den Adel mit Degradation, den Beamten mit Todtschüssen, wenn sie Launigkeit und Schlawheit beweisen, bestrafen müssen.

Stein war allerdings nicht der Einzige, der sein Dichten und Trachten daran setzte die Franzosenherrschaft zu stürzen; Scharnhorst, Rugent, Gagern, Arndt und A., jeder war in seinem Kreise thätig. Aber wie Stein die mächtigste Potenz in diesem Kreise edelster deutscher Männer zur Abwerfung des fremden Joches war, so war er auch Derjenige, der am weitesten sah und auch an Das dachte, was nach der Befreiung von den Franzosen werden sollte. Die Andern dachten mehr oder weniger nur an den nächsten Zweck — Abschüttelung der französischen Oberherrschaft —; Stein's feuriger und richtiger Geist setzte diese schon als etwas Gewisses voraus und suchte im voraus die Fragen zum Helle, zur Wiebergeburt seines Volks zu lösen, die bei der Reconstitution Deutschlands sich zeigen würden. So viel Anstrengungen, so viel zu vergießendes Blut nur um die alte Jammerlichkeit und Geistlosigkeit in den politischen Verhältnissen wiederzuerlangen, dankte ihm eine Sünde. Als er kaum wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, war sein Geist dennoch schon vorzugsweise mit der künftigen Verfassung von Deutschland beschäftigt. Wie jedes Genie dachte er nicht allein an die Hinwegräumung der ersten Auferlichkeiten, er wandte sich nicht allein gegen die nächsten Folgen, gegen die hervorstechendsten momentanen Symptome eines schlimmen Systems, sondern er ging auf den Kern, auf das Wesen der zu lösenden Frage ein. Er wollte Deutschland nicht für den Augenblick befreien, er wollte nicht bloß Einzelne wieder in den Genuß von Vortheilen und Vorrechten setzen, er wollte Deutschland für immer frei machen und Allen das Glück gewähren, freie Mitglieder eines freien Volks zu sein. Die großen Hoffnungen, welche die Aufrufe und Erklärungen der deutschen Fürsten bald darauf erregten, rührten größtentheils von dem Stein'schen Geiste her, der damals durch seine Stellung zu Alexander und durch das Übergewicht, welches diesem die Campagne von 1812 gab, einen großen Einfluß hatte und für den Augenblick manche kleinern Seelen mit sich fortriß, manche wenigstens zum Schweigen brachte, wiewol sich schon sehr frühe, schon vor dem glücklichen Erfolge des russischen Feldzuges Stim-

men der Opposition gegen Stein's großartige Pläne erhoben. Der Lieblingsgedanke Stein's, der ihn bis zum Tode nie verlassen hat, war Preußen an der Spitze der executiven Gewalt des deutschen Bundes; die Bundesversammlung aber componirt durch Abgeordnete der Fürsten und durch Abgeordnete der einzelnen deutschen Ständeversammlungen, und diese großartige Versammlung wieder ruhend auf einem allgemeinen, öffentlichen Geiste, der seine Nahrung sog aus der freien Presse. Wird diese Idee sich je verwirklichen?

Es existirt ein Plan Stein's, worin er die wesentlichen Grundzüge einer künftigen Verfassung Deutschlands angibt. Er ist schon in Rußland ausgearbeitet. Münstler fand ihn natürlich zu liberal, zu sehr vom Alten abweichend; selbst der vortreffliche, biedere Scharnhorst erklärte denselben für abenteuerlich. Aber Scharnhorst war ein militairisches, kein politisches Genie, und leider hat das Genie bekanntlich immer das Schicksal, daß die Mitlebenden, deren Blick kurzschätiger ist, immer es der Abenteuerlichkeit anklagen, während es doch immer das Wahre und Einfachste trifft. Der künftige Verfassungsplan Stein's kommt uns schon jetzt nicht mehr so abenteuerlich vor. Die Verhältnisse haben sich schon bedeutend nach dem Ziele hin fortentwickelt, was der große Mann mit seinem konstituierenden Seherbilde als das einzig mögliche und wünschenswerthe erblickte, und wer weiß, ob nach dem Verlaufe von abermals 25 Jahren die Idee Stein's uns nicht als die einfachste und natürlichste von der Welt erscheint. Eine Stelle aus einem Briefe vom 1. Dec. 1812 verdient hier noch angeführt zu werden:

Es ist mir leid, daß Gw. Excellenz in mir den Preußen vermuthen und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur ein Vaterland —, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm (Stein war freier Reichsräth) und keinem besondern Theile desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben. Wir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge, mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wiederzuerlangen und beides in seiner Lage zwischen Rußland und Frankreich zu behaupten: das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden, dies hieße das System einer militairischen, künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und der mit Mauern und Thürmen besetzten Städte gründen und die Ideen Baubau's, Goehorn's und Montalembert's verworfen. Mein Glaubensbekenntniß finden Gw. Excellenz in der Einlage (es ist eben jener Constitutionsentwurf), es ist Einheit. Ist sie nicht möglich, doch ein Auskunfts mittel, ein Übergang. Setzen Sie an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen Sie auf, verstärken Sie Preußen mit Schlesien und der Kurmark und dem nördlichen Deutschland, mit Ausschluß der Vertriebenen, reduciren Sie Bayern, Württemberg, Baden, als die von Rußland Begünstigten, auf das Verhältniß von 1802 und machen Preußen zum Herrn von Deutschland, ich wünsche es, es ist gut, wenn es ausführbar ist, nur denken Sie nicht an die alten Montagues und Capulets und an diese Ilerden alter Rittersäle. Soll sich der blutige Kampf, den Deutschland 20 Jahre unglücklich bestritten und zu dem es jetzt wieder aufgefodert

wird, mit einem Poffenspiel endigen, so mag ich wenigstens nicht Theil daran nehmen, sondern kehre in das Privatleben freudig und eilig zurück.

Wie sehr der Mann von Genie in solchen Zeiten sich fühlt, welchen Einfluß er gewinnt, wenn er auch nicht auf dem Throne sitzt, das sehen wir ebenfalls aus diesem Buche. Napoleon ist nicht durch die übrigen Fürsten gestürzt, sondern durch Männer wie Stein. Selbst der edle Erzherzog Karl sagte im Frühjahr 1811 zu Sneysenau: „die Welt könne nur durch Männer, nicht im Fürstenstand geboren, gerettet werden“.

Man würde sich dennoch sehr irren, wollte man auf eine revolutionnaire, vielleicht gar republikanische Gesinnung bei Stein schließen. Das frivole Experimentiren unreifer Phantasten, ehrgeiziger, selbstkühner Demagogen u. s. w. mit neuen Staatsformen verabscheute Stein mehr wie irgend ein Mann seiner Zeit. Er war auch hier „alles Bösen Eckstein“. Stein war aufrichtiger Monarchist, aber er wollte Freiheit und Sittlichkeit in der Monarchie, und als in den unglückseligen Jahren der Unterjochung die moralische Unwürdigkeit so vieler Machthaber an den Tag kam, als eben darin ein fast unübersteigliches Hinderniß eines kräftigen Aufschwunges zum Bessern zu liegen schien, da war es natürlich, daß Stein, der ein Recht hatte mitzusprechen, darüber sich rücksichtslos im Sinne der Wahrheit äußerte, wie er auch über jedes andere Gebrechen der Zeit schonungslos den Stab brach. Stein wußte Ehrfurcht gegen den Thron sehr wohl mit dem Selbstgeföhle eines freien Mannes und mit der allgemeinen Vaterlands- liebe zu vereinigen. Er war der beste preussische Unterthan, den es gegeben hat; er hegte eine heilige Ehrfurcht gegen die Gesetze, aber sein sittliches Urtheil nahm er zu Gunsten keines Menschen gefangen und dachte auch nicht daran, das Urtheil seiner Mitmenschen zu verbieten oder in Fesseln zu legen. Dazu war er zu wahr, zu sehr Christ im Geiste und in der Wahrheit.

Nächst dem Stein'schen Briefwechsel ist die Correspondenz Sneysenau's mit Münster besonders anziehend. Auch die Persönlichkeit Sneysenau's ist bis jetzt den Deutschen so gut wie völlig unbekannt geblieben. Man weiß, daß er Kolberg vertheidigt hat, daß er Rathgeber Blücher's gewesen in den spätern Feldzügen, er gilt für einen gelehrten Militär, auch raunt man sich in die Ohren, er sei ein Patriot, ein Liberaler gewesen, der nicht immer den Gang der Regierung gebilligt habe, aber die innerliche Anschauung und Begründung dieser äußern That-sachen fehlte bis jetzt; sein Charakter, seine Individualität gehörte der Öffentlichkeit noch nicht an, und Sneysenau verdient es doch gewiß, von seinem Volke gekannt und geliebt zu werden. Darum wollen wir den nächsten Artikel dem General Sneysenau widmen.*) 12.

*) Wir theilen diesen zweiten Artikel im nächsten Monate mit. D. Red.

1. 1840. Ein Jahr im Oriente. Historisch-romantische Zeitbilder in Novellenform von Moriz Reichenbach. Zwei Bände. Leipzig, Meizer. 1841. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn auch dieses Gemisch von Dichtung und Wirklichkeit nur einen geringen ästhetischen Werth beansprucht, so fehlt ihm doch keineswegs das Interesse der Spannung, auch theilweise nicht der Belehrung. Drei Freunde, die sich einst auf der Universität Leipzig kennen lernten und einen engen Bund schlossen, unternehmen gemeinschaftlich die Reise nach dem Orient, um ihre heimatlichen Gemüther durch Anschauung eines bewegten Lebens zu stärken, durch fremde Sitten, Zustände und Natur zu neuer Thätigkeit aufzureizen. Hermann, der erfahrenste und charaktervollste, ist auch der reichste; er gibt das Geld dazu her. Adolf, ein junger Arzt, hofft sich durch diese Reise von einer tiefen Herzenswunde zu befreien, die ihm eine schöne, aber gegen die gemischten Ehen eingetragene Katholikin geschlagen; er ist ein gemüthvoller und biederer deutscher Charakter. Theodor repräsentirt einen heftigen und flüchtigen jungen Mann, der durch die Berooidung in die demagogischen Umtriebe aus seiner Carriere geworfen wurde und nach Natur und Schicksal zu keiner festen Lebens-thätigkeit kommen kann. Die Freunde wollen sich eben in Triest nach Stambul einschiffen, als die Dichtung durch eine Auseinandersetzung der politischen Verhältnisse der Türkei unterbrochen wird; sie gelangen gegen Ende des Jahres 1839 in Konstantinopel an, richten sich ein und sind Zeugen des Brandes von Pera, der Thätigkeit des Prinzen von Joinville und des Kosren-Pascha's. In Folge der Gegenwart Kosren-Pascha's beim Brande wird Adolf, der Arzt, mit ihm bekannt und erhält Gelegenheit, im Serail eine ärztliche Anstellung zu erhalten, ein Umstand, an welchem der Verfasser äußerst interessante Darstellungen der türkischen Sitten, des großherrlichen Hofes, wie der Herrschaft und des Falles von Kosren-Pascha knüpft. Adolf hat aber auch die Tochter eines vornehmen Fürsten kennen gelernt, die er liebt, von der er wieder geliebt wird und die er endlich, nach von beiden Seiten traulich bestandenen Abenteuern und Prüfungen, als seine künftige Gattin nach Deutschland zurückführt. Theodor hat aus dem Brande eine junge Griechin gerettet, die ihm ihre Reizung geschenkt; Liebe und Geschick führen ihn nach Syrien, wo er an der Leiche seiner wiedergefundenen Geliebten im Gewirre des Kriege das Leben verliert. Hermann aber, der besonnene und feste Mann, hat ebenfalls eine schöne, ihn liebende Orientalin erobert und führt dieselbe glücklich in Gesellschaft seines Freundes Adolf nach Deutschlands auf seine Stammgüter zurück. Der Verfasser versichert uns, daß diese Umstände beinahe in der Wirklichkeit erlebt worden seien; an der Art und Weise aber, wie er seine Relationen hält, wie er die Particularitäten derselben vermeidet, besonders aber an der Allgemeinheit, mit welcher er die Natur und die Localitäten seines Schauplatzes abfertigt, ist wol anzunehmen, daß er nur erzählt, was er gehört oder gelesen hat.

2. Christian Günther. Scenen aus einem Dichterleben von Robert Bärner. Leipzig, Literarisches Museum. 1842. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Herr Bärner behandelt hier mit freier poetischer Darstellung die wichtigsten Lebensmomente des schlesischen Dichters Günther. Indem er die geschichtlichen Thatsachen zusammenfaßt und an dieselben die psychologisch-ethische Betrachtung knüpft, hat er dem Gegenstande eine Vertiefung gegeben voll Interesse und voll Anwendung auf unsere sociale Gegenwart. Daß das poetische Gemüth in den Strudeln des gesellschaftlichen Lebens mehr als jedes andere gefährdet sei, daß in den Stimmungen und Erregungen des Dichters das Pathos das Ethos leicht überflüge, dieses ist die allgemeine Idee, welche sich in den Lebensbildern des schlesischen Dichters entfaltet. Günther studirte in Wittenberg und ein loses Studentenleben ließ ihn die

Hochschule verlassen und nach Breslau zurückkehren. Ein vornehmer Patrizier nahm sich daselbst des wahrscheinlich tief gesunkenen, aber befehnungsachtet wegen seiner Lieder allenthalben gefeierten Dichters an. Guther hatte Medizin studirt, aber seine Studien nicht beendet. Sein Protector wollte ihm vor allen Andern ein angemessenes Brot verschaffen und hielt die Entwicklung des poetischen Talents für Nebensache; der Dichter selbst hatte die entgegengesetzte Ansicht. Indessen würde Guther dennoch für die bürgerliche Gesellschaft nicht verloren gewesen sein, hätte er nicht eine heftige und eigentlich nicht erwiderbare Leidenschaft zu der Gattin seines Vönners gefaßt. Diese Frau war, der Darstellung des Verfassers nach, ein wahrer Typus der Bildung des vorigen Jahrhunderts; sie besaß ein empfindsames Herz, äußerliche Cultur, sie reizte den jungen Mann zu einem sogenannten interessanten Verhältnisse, zog sich aber empört zurück, als in dem Jünglinge die hellen Flammen eines kräftigen Gemüths emporstiegen. Guther's Erb und Geist wurden durch diese unglückliche Katastrophe zerrüttet; er verließ Breslau, seine Freunde und eine Freundin, mit der er zuletzt in nahem Verhältnisse gestanden, und floh nach Jena, wo er seine Studien fortsetzen wollte. Abgesondert vom Verkehr mit der Welt, pflegte er hier im stillen Herzen die Neigung zu der Tochter seines Wirthes, eines Handwerkers. Aber auch in dieser Liebe war Guther nicht glücklich; er konnte keine bürgerliche Stellung erringen und mußte sehen, wie seine Geliebte die Frau eines Andern wurde. Gram und Lebensmüde, vielleicht auch Entbehrung führten ihn darauf bald zum Grabe. Eine große, reiche Lebenserfahrung, Phantasie und sinnige Reflexion sind Gaben, welche Dr. Robert Büchner im hohen Grade besitzt; wir möchten nur wünschen, daß er diese Gaben bald an einem reichern und durch sich selbst getragenern Stoff versuchen möchte.

37.

Literarische Notizen.

Von dem „Panorama d'Egypte et de Nubie“ des Hrn. Hector Horeau erschien die fünfte Lieferung, einen Theil der Ruinen von Theben, die berühmten Überreste von Karnac enthaltend, jene, welche der jüngere Champollion nicht zu beschreiben wagte, „weil“, wie er sagte, „seine Beschreibung nur der tausendste Theil von Dem sein würde, was sich über solche Gegenstände sagen ließe, weil, wenn er davon eine schwache selbst stark abgebläute Skizze lieferte, man ihn für einen Enthusiasten, wenn nicht gar für einen Narren halten könnte“. Hector Horeau läßt uns diese Ruinen mit ihren reichen Farben von verschiedenen Standpunkten erblicken. Sein Werk verspricht immer noch mehr an Interesse zu gewinnen, da, je weiter man den Fluß hinauskommt, die Monumente um so besser erhalten sind.

Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz überfetzt erschien: „Konrad Wallenrod; an historical tale, from the Prussian and Lithuanian annals“, mit Illustrationen. Die Übersetzung ist von F. Gattley. Der „Atlas“ sagt von ihr, daß sie den edlen Geist des Originals in so freier und kräftiger Weise wiedergäbe, daß das Gedicht fast ebenso frisch und wahr in der einen Sprache wie in der andern erschiene.

2.

Bibliographie.

Bedford, B., Bathel. Eine arabische Erzählung. Aus dem Englischen von D. Rohnke. 8. Leipzig, Cnobloch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biau, E., Der unschuld Kampf und Sieg. Ein erotisch-kritischer Versuch über das Hohe Lied. 8. Thorn, Lamsbeck. 15 Ngr.

Braun von Braunthal, Don Juan. Drama in fünf Abtheilungen. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Bremer, Morgenblümmungen. Glaubensbekenntniß. Nach dem Schwedischen von R. Runkel. 8. Alsfeld, Bäschler. 1/2 Ngr.

Chownig, J., Geld und Herz. Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dellarosa, L., Der Trufelsmüller, oder: Der Sturz der Ritter des Hölleubundes. Eine Rittergeschichte aus der Vorzeit Deutschlands. 2 Theile. 8. Wien, Stöckholzer u. Hirschfeld. 1 Thlr.

Dirksen, F. C., Die Scriptores Historiae Augustae. Andeutungen zur Textkritik und Auslegung derselben. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erner, F., Die Psychologie der Hegel'schen Schule. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Gowler, G., Drei Jahre in Persien und Reiseabenteuer in Kurdistan. Übersetzt von E. Richard. 2 Bände. Gr. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Fragmente aus dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts. Anhang: Briefe pädagogischen Inhalts. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 10 Ngr.

Geppert, C. C., Die Götter und Heroen der alten Welt. Nach klassischen Dichtern dargestellt. Gr. 8. Leipzig, L. D. Beigel. 2 Thlr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 10ter Theil. II. Band. Mit 7 Plänen. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 3 Thlr.

Geld, Freundschaft. Tragödie in fünf Acten. Gr. 16. Erfurt, Selbstverlag. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hengstenberg, C. W., Die wichtigsten und schwierigsten Abschnitte des Pentateuchs. 1ster Theil: Die Geschichte Aalems und seine Weissagungen. — Auch u. d. T.: Die Geschichte Aalems und seine Weissagungen. Erklärt von C. W. Hengstenberg. Gr. 8. Berlin, L. Dehmigke. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, D., Über F. Mendelssohn's Bartholby's Oratorium Paulus. Eine Gelegenheitschrift. Gr. 8. Kiel, Schwes. 3/4 Ngr.

Kahnig, R. A., Die moderne Wissenschaft des Dr. Strauß und der Glaube unserer Kirche. Gr. 8. Berlin, L. Dehmigke. 15 Ngr.

Karig, F., Was lehrt das Neue Testament über den Tod Jesu? Eine dogmatisch-ascetische Betrachtung. 8. Leipzig, Wienbrack. 15 Ngr.

Lebau, W., Deutsche Anliegen und Zustände. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Der Prozeß. Geschichtlicher Roman. 3 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 3 Thlr.

Malebranche, N., Christlich-metaphysische Betrachtungen. Aus dem Französischen. Gr. 8. Münster, Theissing. 1 Thlr.

Mezger, C. C., Geschichte der vereinigten königlichen Kreis- und Stadt-Bibliothek in Augsburg. Mit einem Verzeichnisse der in der Bibliothek befindlichen Handschriften. Gr. 8. Augsburg, Kieger. 25 Ngr.

Penseroso, Die Gespielen der Prinzessin. Novelle. 2 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 3 Thlr.

Schmitter, W., Dramatische Schriften. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Maria. Trauerspiel in 5 Acten. Von W. Schmitter. Geschrieben 1828. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 15 Ngr.

Schott, A., Die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Ein Beitrag zur Geschichte der Alpen. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 2 Thlr.

Schück, B. v., Hegel und Guther. Nicht Posannenzang des jüngsten Gerichtes, nur fünf philosophische Betrachtungen. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 20 Ngr.

Bernicke, J. C., Geschichte Thorns aus Urkunden, Documenten und Handschriften. 2 Bände. Gr. 8. Thorn, Lamsbeck. 2 Thlr. 20 Ngr.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 124.

4. Mai 1842.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludw. Klose. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile der Handschrift desselben. Leipzig, Engelmann. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.

Wer die Geschichte des Hauses Stuart kennt, wird wissen, daß dieses dem Unglück verfallene Geschlecht sein trauriges Schicksal größtentheils durch die eigene Schuld heraufbeschwor. Nur der letzte dieses Hauses zeigte sich eines bessern Looses würdig, und wem hätte nicht wenigstens die Muse Walter Scott's lebendigen Antheil für ihn eingelöst! Aber auch die ernstere Muse der Geschichte hat jetzt für ihn Zeugniß abgelegt, und, worüber wir uns freuen wollen, am reinsten durch den Mund eines Deutschen. Nicht ein Historiograph von Profession oder ein zünftiger Geschichtsforscher unternahm es, uns das Leben des letzten Stuart zu vergegenwärtigen und dasselbe gegen manche Verunglimpfung und falsche Beschuldigung in Schutz zu nehmen, sondern ein Mann aus dem Geschlechte der Aesclepiaden, den reines Interesse für seinen Helden auf dieses neue Feld der Thätigkeit geführt hat. Hr. Klose, ein gelehrter und als Schriftsteller seines Faches rühmlichst bekannter Arzt, hat durch diese Schrift dargethan, daß die echte, mit allen Musenkünsten innig verschwisterte Heilkunde ihren Jüngern eine höhere Weihe und Befähigung erteilt und sie auch außerhalb des Krankenzimmers im Dienste des Wahren und Guten Beruf und Erholung finden läßt. Während andere diese vielleicht am Kartentische oder beim Becher suchen, hat unser Verf. sie in der stillen Einsamkeit seines Studierzimmers gefunden und bietet uns nun die Frucht seiner gelehrten Muse dar. Wir heißen ihn damit herzlich willkommen und zweifeln nicht auch von solchen, die vielleicht spöttelnd hier Saul unter den Propheten erwarteten, seine volle Berechtigung anerkannt zu sehen.

Es bleibt merkwürdig, daß Karl (Eduard) Stuart, mit dem sein Haus zu Grabe ging, im eigenen Vaterlande keinen Biographen fand, wenn auch ursprünglich das Verhältniß der Stuarts zum Hause Hannover englischen Schriftstellern einen triftigen Grund darbieten mochte, eine Lebensbeschreibung des Prätendenten nicht zu liefern. Fremden blieb dies Geschäft überlassen, und so hat Hr.

Klose in dem Franzosen Pichot („Vie de Charles Edouard, dernier prince de la maison de Stuart“, 2 Bde., Paris 1830) einen Vorgänger gehabt. Doch verdient Pichot's flüchtig geschriebenes, von Unrichtigkeiten und Fehlern wimmels Buch, welches auf seinen Helden nur beiläufig Rücksicht nimmt, keineswegs den Titel einer Lebensbeschreibung. Auch kannte Pichot noch nicht die später erschienenen „Jacobite Memoirs of the rebellion of 1745“ von R. Chambers und die wichtigen „Stuart Papers“, welche Lord Mahon als Anhang seiner „History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix la Chapelle“ (3 Bde., London 1830) bekannt gemacht hat. Zu den ältern, mehr oder weniger nützlichen Quellen gehören Henderson's „Edinburgh History of the rebellion in 1745 and 1746“, Home's „Account of the rebellion in 1745“, W. Scott's „Tales of a grandfather“, Johnstone's „Memoirs of the rebellion in 1745 and 1746“, „The Lockhart Papers, published from original manuscripts in the possession of Anthony Aufrere“, und „Culloden Papers, comprising an extensive and interesting correspondence from the year 1625 to 1748“, welche Quellen Hr. Klose sämmtlich für seinen Zweck mit weiser Umsicht und Kritik benutzte hat.

Dem Ganzen, welches sehr zweckmäßig in vier Abschnitte getheilt ist, geht eine Einleitung voran, welche den Leser auf den rechten historischen Standpunkt stellen soll. Ref. gesteht, daß dieser Theil des Buches ihm nicht zu den gelungensten zu gehören scheint, indem er ziemlich trocken die Schicksale oder vielmehr die Mißgriffe und Fehler der Stuarts, hauptsächlich seit Karl I. berichtet und erst gegen das Ende etwas anziehender wird, wo Jakob III. (oder Chevalier de St.-George) durch seine Vermählung mit Marie Clementine, Tochter des polnischen Prinzen Jakob Sobieski, eigentlich das Zeichen zum Anfang der Biographie seines Sohns erteilt. Mit dieser beginnt denn auch sofort der erste Abschnitt, welcher den Zeitraum von Karl's Geburt bis zu seinem Abgange nach Schottland umfaßt. An der Wiege des Prinzen (geb. den 31. Dec. 1720) hat wenigstens der Glanz königlicher Würde nicht gefehlt. Mehr als 200 Personen höhern Ranges waren bei seiner Geburt gegenwärtig, geweihte Bindeln, im Werthe von 6000 Scudi, lagen für ihn in Bereitschaft, ein Paradebett mit einem Baldachin

nahm den Neugeborenen auf, die Kanonen der Engelsburg donnerten, in der päpstlichen Kapelle erscholl ein Ledeum, und während die hohe Wöchnerin vom Papst 10,000 Scudi in Wechselbriefen, vom spanischen Hofe 15,000 Dublonen und vom Collegium der Cardinäle 100,000 Scudi als Geschenk erhielt, wurde selbst die Hebamme von Seiten Jakob's mit dem Titel einer Gräfin und 100 Dublonen, von Seiten jeder Prinzessin mit 10 und jedes Cardinals mit 20 Dublonen und außerdem mit einer Pension von 500 Scudi belohnt! Die Erziehung des jungen, sehr gute Anlagen verrathenden Prinzen, auf welchen von dem festen und beharrlichen Sinne seiner edeln Mutter sich Vieles vererbt hatte, war zuerst protestantischen Händen anvertraut, was nach unserm Verf. mehr in zufälligen Verhältnissen lag, als in der Jakob III. zugeschriebenen Absicht, sich von dem Vorwurfe eines blinden Eifers für den Katholicismus zu reinigen. Schon im 14. Jahre machte Karl unter guter Aufsicht einige Feldzüge der Spanier gegen Kaiser Karl VI. in Italien mit, und dann einen Ausflug nach den bedeutendsten Städten Italiens, allenthalben ein Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und den günstigsten Eindruck hinterlassend. Aber zuerst betrat der Prinz den Schauplatz der Geschichte, als das feindliche Verhältniß Frankreichs gegen England und die Bewegung der Jakobiten in Schottland im Cabinet von Versailles den Plan erzeugte, den Prästendenten mit Heeresmacht in England landen zu lassen. Karl begab sich zu diesem Zwecke inöheim von Rom nach Paris und unternahm 1744 mit dem Marschall von Sachsen von Dünkirk aus die Expedition, deren glücklichen Erfolg bekanntlich die Elemente vereiterten. Frankreich gab nun den Landungsplan auf, aber nicht der Prinz, welchen Muth und Hoffnung befehlten. Der Verf. entwirft nach Augenzeugen von dem jungen Manne ein sehr anziehendes Bild, was nicht bloß durch die Reize der äußern Erscheinung, sondern mehr noch durch die Liebendwürdigkeit des ganzen Wesens wol zu fesseln im Stande war. Man findet es nicht unbegrifflich, daß ein so begabter Jüngling „im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, den schimmernden Glanz seines Namens und die langbewährte Treue seiner Anhänger ohne Heeresmacht auszieht, drei Königreiche zu erobern!“ Der Verf. macht es sehr wahrscheinlich, daß der Gedanke dieses Unternehmens in dem ritterlichen Prinzen selbst ohne äußere Anregung aufstieg, daß diesen Gedanken nicht reine Tollkühnheit gebär, sondern eine verständige Erwägung der Verhältnisse, namentlich der Stimmung Schottlands und der selbst in England häufigen Unzufriedenheit mit dem Hause Hannover, den bedeutendsten Antheil daran hatte, und daß das französische Cabinet um das Vorhaben Karl's, welches dieser, wie seine Briefe zeigen, als ein Geheimniß betrachtete, recht wohl gewußt haben mag, wenn es sich auch unwissend stellte und unthätig verhielt. Genug, der Prinz beschloß ohne Heer in Schottland aufzutreten, wo alle seine Freunde mit Ausnahme eines einzigen sich gegen die Unternehmung erklärten und dies in einem Schreiben ausdrückten, welches aber nie in die Hände des Prinzen

gelangt ist. Zur Beschaffung der Geldmittel hatte Karl 180,000 Livres aufgenommen und das Geld für seine in Rom verpfändeten Juwelen sich nach Frankreich schicken lassen. Zwei Schiffe erhielt er durch die Herren Walsh in Nantes und Rutledge in Dünkirk: die Elisabeth, ein von der französischen Regierung ihnen überlassenes altes Kriegsschiff von 67 Kanonen, und eine dazu gekaufte Fregatte von 16 Kanonen, welche eben als Kaper in der Nordsee kreuzen sollten. Dieselben Herren verschafften auch Waffen und Geld. Das Kriegsschiff nahm außer einer Abtheilung Freiwilliger noch 700 Mann an Bord, die Fregatte den „neuen César und sein Glück“ mit sieben Freunden, um, wie der Verf. sich ausdrückt, dem wunderbarsten, fast einem ungeheuern Geschick entgegenzugehen.

Der zweite Abschnitt beginnt mit der Fahrt nach Schottland. Sie war nicht ohne Gefahr, da die Elisabeth mit einem ihr begegnenden englischen Kriegsschiff in Kampf gerieth, in Folge dessen sie wieder in Brest einlaufen mußte. Die Fregatte brachte nach 18 Tagen den Prinzen glücklich nach Schottland, wo er jedoch mehre Hauptlinge, mit denen er schon auf dem Schiffe eine Zusammenkunft hatte, seiner Unternehmung abgeneigt fand, weil er ohne französische Unterstützung erschien. Dies entmuthigte ihn ebenso wenig, als es ihn abhielt zu landen, und bald siegte über alle Bedenkllichkeiten sein kluges, Vertrauen einflößendes Benehmen, welches ihm die Herzen aller Schotten gewann. Als ein günstiges Vorspiel des bevorstehenden Kampfes konnte gleich ein kleines Scharmügel im Engpasse Highbridge dienen, in welchem einige Compagnien englischer Truppen von Hochländern besiegt und gefangen wurden. Nun pflanzte Karl feierlich im Thale Glanfinnan die königliche Fahne der Stuarts auf, wobei der durch die Sachseisen noch verstärkte Jubel des Volks so groß war, daß er, wie eine Ballade jener Zeit sagt, „die jungen Adler aus ihren Felsenestern aufjagte, während die in die Luft geworfenen Wägen den Tag verdunkelten“. Die englischen Truppen unter dem General Cope, welchem der Prinz eine Schlacht zu liefern wünschte, zogen sich nach Inverness zurück und Karl nahm Perth ein, ein für seine Sache höchwichtiges Ereigniß. Hier, wo er die Zuneigung der Bevölkerung und namentlich der Frauen im vollsten Maße gewann, ließ er seinen Vater als Jakob VIII. ausrufen und wohnte einer Predigt bei, wozu der Text sehr passend aus Jesaja (XIV, 1, 2) gewählt worden war: Denn der Erwig wird Mitleid mit Jakob haben und wird noch einmal Israel erwählen, und wird sie wiederherstellen in ihrem Lande, und die Fremden werden sich mit ihnen verbinden und sich an das Haus Jakob's anschließen u. s. w. Auf die Nachricht, daß General Cope sich anschickte Inverness zu verlassen, um die Hauptstadt zu beschützen, beschloß der Prinz ihm zuvorzukommen und führte sein Vorhaben glücklich aus. Edinburg besaß nur schwache Vertheidigungsmittel an seinen Mauern und an seinen Milizern, die wie die regulären Truppen beim Anrücken des jakobitischen Heeres davonliefen. Das Dragonerregiment Gardiner gerieth schon durch einige vernommene Pistolenschüsse

bergestalt in Schrecken und Unordnung, daß es seine wilde Flucht durch Edinburg und Leith bis Preston fortsetzte und auch hier noch nicht zum Halten kam; denn als dort einer der Flüchtlinge bei Nacht in eine Kohlengrube gefallen war, erweckte sein misverstandener Hilferuf die Kasten zu neuer Flucht, die erst in Dunbar und andern Küstenstädten ein Ziel fand. Der Volkswitz hat sie durch die Benennung: der Salopp von Coltsbridge verewigt.

Karl nahm unter dem Zusaugen des Volks von Edinburg Besitz und zog in Holyroodhouse, das Schloß seiner Väter, ein. Die lange verbotenen Säle desselben, erzählt unser Verf., sahen am Abende dieses Tages das Gewühl eines glänzenden Balles, auf welchem alle Schätze des Ranges, des Reichthums und der Schönheit der bewaffneten Edelleute und ihrer Frauen und Töchter im hellen Kerzenglanze strahlten und tausend Herzen glücklich schlugen, obwol Niemanden unbekannt war, daß eine Schlacht mit allen ihren Schrecken und allem ihren Elende bevorstehe. Zu dieser kam es wirklich bei Preston (sie wird auch Schlacht von Tranent und Glasmuir genannt) mit den Truppen Cope's, der Edinburg wieder einnehmen wollte, aber so vollständig geschlagen wurde, daß nur 170 Mann entkamen, 400 auf dem Plage blieben und 6—700 in Gefangenschaft geriethen, während das hochländische Heer nur 30 Tode und 70 Verwundete zählte. Die Sieger waren mit den Gegenständen des Luxus, die sie erbeuteten, größtentheils so unbekannt, daß z. B. eine (abgelaufene) Uhr „als ein Geschöpf, welches nicht lange gelebt habe, nachdem es gefangen genommen worden“, von dem neuen Besitzer bald für eine Kleinigkeit verkauft und ein erbeuteter Vorrath von Chokolade in den Straßen von Perth als „John Cope's Salbe“ zum Verkauf ausgerufen wurde. An einem Sonntage zog der Prinz mit den langen Reihen der verschiedenen schottischen Clans, denen 100 Sackpfeifer vorangingen, wieder in Edinburg ein, und war er schon zuvor mit Liebe empfangen worden, so hatte jetzt die Begeisterung für ihn den höchsten Grad erreicht. Die Frauen nannten ihn am liebsten Charlie my darling (Karlchen, den Liebling), man stritt sich um eine Locke seines Haares, und bei den Gastmählern war kein Trinkspruch beliebter als der auf den Prinzen, „welcher eine trockene Brotrinde ißt, auf Stroh schläft, in vier Minuten seine Tafel beendet und in fünf Minuten den Feind schlägt“. Aber er benahm sich auch durchgängig mit der liebenswürdigsten Feinheit, Klugheit und Menschlichkeit; vor allen behandelte er die Gefangenen edelmüthig und nahm es auch nicht im mindesten übel, als ein Geistlicher, welcher fortfuhr in seiner Kirche öffentlich für den König Georg zu beten, seinem Gebete stets die Worte hinzufügte: „Was den jungen Mann betrifft, der zu uns gekommen ist, eine irdische Krone zu suchen, so sehen wir dich an, ihn in Barmherzigkeit zu dir zu rufen und ihm eine himmlische Krone zu geben!“ Inzwischen versäumte Karl aber auch nichts, was zur Befestigung seiner Herrschaft in Schottland beitragen und seine Absichten auf England befördern konnte. Wirkamer als sein öffentlicher Aufruf, welcher

daß in England zusammenberufene Parlament als das „vorgebliche Parlament des Kurfürsten von Hannover“ bezeichnete und die Schotten, die sich bei demselben einstellten würden, für Hochverräther erklärte, war die ihm jetzt reichlicher zufließende Unterstützung mit Menschen, Waffen und Geld, woran es im Stillen auch Frankreich nicht fehlen ließ, welches außerdem noch immer eine Truppenlandung in Schottland in Aussicht stellte. In dem Staatsrathe, welchen Karl gebildet hatte, wurde sein Plan, das englische bei Newcastle versammelte Heer unter dem Marschall Wade anzugreifen und weiter vorzubringen, zwar verworfen, doch gab seine Festigkeit den Ausschlag. Man brach auf und das erste wichtige Ereigniß war die Einnahme der festen Grenzstadt Carlisle. Von hier wurde der Marsch, wiewol mit bedeutenden Anstrengungen, denen der Prinz sich muthvoll unterzog, nach Manchester fortgesetzt und endlich Derby erreicht. Nicht mehr ferne schien jetzt das glänzende Ziel, da Derby von London nur 130 englische Meilen entfernt ist. Träume des Glücks umgaukelten den Prinzen, der es sogar schon in Überlegung nahm, ob es angemessener für ihn sein würde, zu Pferde oder zu Fuß, in schottischer oder in englischer Kleidung seinen Einzug in die Hauptstadt Englands zu halten, als der Gang der Dinge eine ganz andere Wendung nahm und alle Hoffnungen vernichtete.

Diese Katastrophe entwickelt der dritte Abschnitt. In Derby berief Karl einen Kriegsrath, um die nächsten Operationen zu beschließen, aber dieser Kriegsrath widersehte sich einmüthig dem weitern Vordringen in England und that die Nothwendigkeit des Rückzugs nach Schottland dar. Vergebens bot der verzweifelte Prinz, „der lieber 20 Fuß unter der Erde sein, als den Rückzug antreten wollte“, seine ganze Überredungskunst, ja selbst Thränen auf; es gelang ihm nicht den Beschluß der Führer und Hauptlinge rückgängig zu machen. Waren auch die politischen Auspicien dem Prinzen jetzt weniger günstig als kurz zuvor und dadurch der Rückzug vielleicht gerechtfertigt, so ließ sich doch von dem stillen Eindrucke desselben auf das eigene Heer, wie auf das feindliche und die Bevölkerung Englands das Schlimmste erwarten. Und so war es. Während im schottischen Heere jener Beschluß allgemeinen Unwillen und Erbitterung erzeugte, hob er mächtig den gesunkenen Muth des englischen Hofs und Volks. Genug, das schottische Heer trat den Heimweg an, trotz mancher Gefahr und Entbehrung eine Achtung gebietende Haltung bewahrend; wenigstens bot es in Glasgow, wo man Flüchtlinge einziehen zu sehen erwartete, noch den Anblick einer „wohlgeordneten, furchtbaren Räuberbande“ dar. Ja, bei Stirling, welches von ihm belagert wurde, betrug seine Stärke selbst mehr als je, nämlich beinahe 9000 Mann, und bei Falkirk, „auf demselben Boden, auf welchem einst die Helven Fingal's gekämpft, auf welchem die alten Caledonier von dem römischen Adler besiegt worden waren, auf welchem Robert Bruce 1314 Schottlands Unabhängigkeit erkämpft hatte und der noch an so manchen andern geschichtlichen Erinnerungen reich ist“, lieferte es den englischen Truppen

eine siegreiche Schlacht. Aber leider gingen die Früchte auch dieses Sieges verloren. Die Bergschotten eilten nach ihrer Gewohnheit die gemachte Beute in ihren Bergen in Sicherheit zu bringen, was dem Heere, wenigstens für einige Zeit, mehre Hunderte, ja Tausende von Soldaten entzog, und die Hauptlinge erklärten dem Prinzen in einer Denkschrift die Nothwendigkeit, sich noch tiefer in die Hochlande zurückzuziehen und erst im nächsten Frühjahr wieder auszurücken. Trotz allem Sträuben Karl's wurde die Belagerung Stirling's aufgehoben und abermals der Rückzug angetreten, während dessen die Bande der Mannszucht und guten Ordnung unter den Truppen sich immer mehr lösten.

Karl zog nun in die Nähe von Inverness, welches Lord Loudon, englischer Generallieutenant, besetzt hatte. Mangel an Lebensmitteln und Geld, die durch die Noth allmählig herbeigeführte Geseßlosigkeit des Heeres, unter den Führern überhandnehmende Missethätigkeiten und das Ausbleiben der französischen Unterstützung machten seine Lage immer schwieriger. Von Aberdeen zog ihm mit beinahe 9000 Mann der jetzt das Commando führende Herzog von Cumberland, Sohn Georg's II., entgegen, ein äußerlich und innerlich unserm Helden durchaus unabhängiger Prinz, der von den Soldaten seiner Rohheit wegen blaß Bill, von den Zeitgenossen aber the butcher genannt wurde, weil er mit rücksichtsloser wilder Härte und Grausamkeit Schottland verwüstete. Diesem Feinde gegenüber stellte sich die jakobitische Streitmacht, etwa 6000 Mann betragend, bei dem fünf englische Meilen von Inverness entfernten Culloden am 26. April 1746 in Schlachtordnung auf. Aber sie litt, während im Lager des Herzogs, der eben seinen Geburtstag feierte, der größte Überfluß herrschte, Mangel am Nothwendigsten. Da der Angriff an jenem Tage nicht stattfand, sondern, um das feindliche Heer zu überfallen, ein sehr mühsamer und doch fruchtloser Nachtmarsch durch eine wüste morastige Gegend gemacht werden mußte, so erreichte die Erschöpfung einen so hohen Grad, daß viele Soldaten, dem Hunger und der Müdigkeit nicht länger widerstehend, ihre Fahnen verließen. Es war Morgendämmerung, mithin die Zeit zur Überumpelung des noch vier engl. Meilen entfernten Feindes verstrichen, als man den Rückzug antrat und das durch bedeutenden Abgang während der Nacht geschwächte Heer wieder seine alte Stellung bei Culloden einnahm. Alles widerrieth die Schlacht, der französische Gesandte, Marquis von Equilles, bat sogar fußfällig um Aufschub derselben, doch umsonst; Karl's Beschluß blieb ebenso unerschütterte als sein Vertrauen auf den Sieg. Die Schotten, mit Ausnahme der Mac Donalds, welche die ihnen angewiesene Stellung auf dem linken Flügel als eine beleidigende anfaßen, fochten mit bewundernswürdiger Tapferkeit, aber die Schlacht ging verloren. Den Prinzen, als er mit den noch übrigen Hochländern einen letzten Versuch zum Angriff machen wollte, zog General O'Sullivan am Zaume seines Pferdes vom Schlachtfelde fort. Ihm war kein anderes Heil gelassen als Flucht und die Hoffnung, dereinst mit mächtiger Verstärkung aus Frankreich zurück-

zukehren, für jetzt aber entließ er dankend den kleinen Haufen seiner Getreuen, und — der Krieg war beendet.

Die Noth, die Drangsale und Gefahren, welche Karl nach der Auflösung seines Heeres zu bestehen hatte, als er von Insel zu Insel, von Klippe zu Klippe und von Höhle zu Höhle flüchtete, bieten das Interesse eines Romans dar, der, mit den Reizen der Localität ausgeschmückt, der Erfindung eines W. Scott zur Ehre gereichen würde und doch nur eine Reihe wahrer Begebenheiten enthält. Wir enthalten uns jedes Auszuges aus diesem Theile des Buchs, um dem Leser nicht vorzugreifen, dessen innigste Theilnahme sowol die Treue und Hingebung der Schotten, unter welchen der auch durch die Dichtkunst geheiligte Name einer Flora Mac Donald unvergänglich bleiben wird, als auch die in allen Lagen sich bewährende Hochherzigkeit des edeln Karl Stuart in Anspruch nehmen muß. Erst nach mehren schrecklichen Monaten (Ende Septembers) nahm für diesen das Leben der Gefahr und Entbehrung ein Ende, als er so glücklich war, auf ein französisches zu seiner Rettung ausgesandtes Schiff zu gelangen, welches ihn mit seinen Erfahrungen und ungeschwächten Hoffnungen nach Frankreich trug.

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z.

Aus Algier erzählt man, daß besonders zu Ain-Boula, einem von den Franzosen besetzten Küstenpunkte, nicht weit von Koteah, fast täglich antiquarische Entdeckungen gemacht werden. So entdeckten erst neulich Soldaten vom 48. Regiment eine Fontaine, die bis dahin unter einem Erdbausen verborgen war und selbst jetzt noch eine ziemliche Menge Wasser liefert. Auch stieß man auf mehre sehr merkwürdige Wasserbeden in Form eines Biercids, auf Grundlagen von Gebäuden, auf Steine von großer Dimension, auf Urnen, Vaseillen, Lampen &c. Der Reisende Shaw, welcher diese Gegend besuchte, hatte bereits mehre dieser Alterthümer beschrieben; er glaubte, daß dort die Straße des Ptolemäus vorbeigegangen sei. Das berühmte Grabmal, das der Christin genannt, ohne Widerrede das merkwürdigste in ganz Algerien, befindet sich nur wenige Schritte von Ain-Boula auf einem Hügel. 2.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Schmalz (Friedrich),

Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt. 7. Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der 1. bis 6. Theil der „Erfahrungen“ (1814—24) kosten im herabgesetzten Preise anstatt 6 Thlr. 18 Ngr. nur 3 Thlr., das ganze Werk daher 4 Thlr. 21 Ngr.

Als ein besonderer Abdruck aus dem 7. Theile ist erschienen:
Anleitung zur Kenntniß und Anwendung eines neuen Ackerbausystems. Auf Theorie und Erfahrung begründet. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Außerdem erschien noch bei mir von dem Verfasser:
Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1824. 15 Ngr.
Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Donnerstag,

— Nr. 125. —

5. Mai 1842.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludwig Klose.

(Beschluß aus Nr. 124.)

Der vierte und letzte Abschnitt verfolgt das Leben des Prinzen von der Landung in Frankreich bis zum Tode. Die historische Bedeutung dieses Lebens hatte mit der Abfahrt von Schottland aufgehört, das eigentliche Drama war ausgespielt. Karl fand am Hofe von Paris die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme, auch wol Geneigtheit zu einer thätigern Unterstützung seiner Ansprüche auf den englischen Thron. Sich diese Unterstützung auch von Spanien zu erwirken, unternahm er eine Reise nach Madrid, wo man seiner, wiewol auf die höflichste Art, doch so schnell als möglich los zu werden suchte. Aber bald wollte auch Frankreich ihm keinen längern Aufenthalt gestatten, da es in den zu Aachen begonnenen Unterhandlungen mit England sich verpflichtet hatte, die Sache der Stuarts nicht weiter zu unterstützen und die Wegweisung Karls aus Frankreich ein Friedensartikel geworden war. Da indeß alle Bemühungen, ihn zur Abreise zu bewegen, scheiterten, entschloß man sich zur äußersten Maßregel: man ließ ihn eines Abends, als er die Oper besuchen wollte, festnehmen, selbst binden, wozu man in Rücksicht auf seinen Rang nicht Stricke, sondern zehn Ellen carmoisines Band benutzte (!) und nach Vincennes bringen. Nach sieben Tagen führten ihn von hier zwei Hauptleute der Garde und eine Abtheilung von Mousquetairs in einem Wagen bis an die Grenze von Savoyen, von wo der sich selbst Überlassene zu Fuße sich nach Chambéry begab. In Avignon, wo er einige Zeit zu bleiben wünschte, gestattete dies aus Rücksicht auf Frankreich Benedict XIV. nicht, und so blieb ihm nichts übrig als sich nach Italien zu wenden. Das Benehmen der französischen Regierung gegen den Prinzen, den sie ursprünglich herbeizief, um ihn als Werkzeug zu ihren Zwecken zu benutzen, dann schwach unterstützte, mit Hoffnungen vertröstete und endlich ganz und gar im Stiche ließ, muß als ein sehr unwürdiges bezeichnet werden, welches auch der bitteren Rüge der Zeitgenossen selbst in Frankreich nicht entgangen ist, wo die Stimmung für den Prinzen immer, und vollends nach seiner Rückkehr aus Schottland, eine sehr günstige war. Es ist daher nicht un-

wahrscheinlich, daß Karl absichtlich die gewaltsamen Schritte des französischen Cabinets herbeiführte oder abwartete, damit das gehässige Benehmen desselben gegen ihn der Welt im vollsten Lichte offenbar würde. Aber auch die englische Regierung hat in der blutigen Verhandlung mit dem letzten Stuarts keine Lorbern eingeerntet; der Herzog von Cumberland schändete seinen Sieg durch beispiellose an den Besiegten verübte Grausamkeiten, die man nicht ohne Schauer lesen kann, und durch unmenschliche Härte, mit welcher gegen die Jakobiten gewüthet ward.

Bald nach seiner Ankunft in Italien verließ der Prinz dieses Land wieder; wo er aber die nächstfolgenden Jahre verlebte, war lange ein Geheimniß, welches jetzt aufgeklärt ist. Man weiß, daß er während dieses Zeitraums Deutschland, heimlich auch Paris besuchte und längere Zeit sich bei seinem Freunde, dem Herzoge von Bouillon, aufhielt, um in dessen großen Waldungen das gefährliche Vergnügen der Jären- und Wolfsjagd zu genießen. Daß er auch 1753 und dann wieder 1761 bei der Thronbesteigung Georg's III. heimlich in London gewesen sei, hat keine andere Bürgschaft für sich als ein Schreiben des Geschichtschreibers Hume, ist aber durchaus nicht erwiesen. Nachher nahm er, unter dem Namen eines Grafen von Albany, in Florenz seinen bleibenden Wohnsitz und vermählte sich, bereits 52 Jahr alt, 1772 mit Prinzessin Luise von Stolberg-Gedern. Diese Verbindung wurde vielleicht weniger durch Neigung veranlaßt, als durch das Interesse von Frankreich und Spanien bewirkt, die beide gewiß nicht mehr an eine Wiederherstellung der Stuarts dachten, aber „mit Vortheil“ dieser Verbannten sich als Schreckbildes gegen England bedient hatten und auch wol ferner bedienen zu können wünschen mochten; von den drei Bourbon'schen Höfen erhielt das Paar auch eine angemessene Apanage. Die nicht glückliche Ehe blieb kinderlos und wurde 1783 durch gerichtlichen Ausspruch getrennt, nachdem schon seit drei Jahren vorher eine thatsächliche Trennung stattgefunden hatte. Daß Alfieri, der bekanntlich (seit 1777) der leidenschaftlichste Verehrer der Prinzessin geworden war, hier den Asmodi gespielt habe, läßt der edle Charakter des Dichters nicht glauben; ebenso wenig aber kann man Denen unbedingt beistimmen, welche als die Ursache jener Trennung das rohe und gemeine Benehmen des Prinzen anzunehmen pflegen. Es hat

diesem, besonders in seiner spätern Lebenszeit, nicht an äbler Nachrede und Verleumdung gefehlt, deren Anschuldigungen zu entkräften sich unser Verf. redlich bemüht, wenngleich er nicht leugnen mag, daß Karl mit einer durch bittere Erfahrungen und Täuschungen erzeugten Finstern und gereizten Stimmung sich gewiß mancher Unbilligkeit und Härte gegen die jugendliche Gattin schuldig gemacht hat. Am meisten mochte diese wol von seiner ungeregelten Neigung zum Genuße geistiger Getränke zu leiden haben, welche Neigung, wie Hr. Kose gewiß richtig bemerkt, unter den furchtbaren Entbehrungen auf seiner Flucht in Schottland, wo ein Glas Whisky oft tagelang die Stelle jeder andern Nahrung vertreten mußte, entstanden zu sein scheint und dann durch die Nacht der Gewohnheit nicht bloß fortbauerte, sondern auch zunahm.

Die letzten fünf Jahre seines Lebens vergingen dem Prinzen theils in wehmüthigen, oft vom stürmischen Ausbruch des Gefühls begleiteten Erinnerungen an seine ritterliche Jugendzeit, theils in trostloser dumpfer Versunkenheit. Einen milden Lichtschein über diesen trüben Lebensabend verbreitete noch die ihm gespendete Liebe und Pflege einer natürlichen Tochter. Diese, Namens Charlotte und die Frucht einer frühern Verbindung mit einer Miß Clementine Walfenshaw, wurde von ihm legitimirt, zur Gräfin von Albany ernannt und zur Erbin seines nicht unbeträchtlichen Vermögens eingesetzt. In ihren Armen entschlummerte er den 31. Jan. 1788 zu Rom, wo er die beiden letzten Jahre verlebte hatte. Seine Leiche wurde nach Frascati gebracht, in dessen Kathedrale auch die feierlichen Exequien „für den verstorbenen König Karl“ stattfanden und der Katafalk mit Krone, Scepter, Degen und den mit Fior verhängten Wappenschildern der drei britischen Königreiche geschmückt war. „In the vault of that church“, sagt Mahon, „lie mouldering the remains of what was once a brave and gallant heart.“ So wenigstens darf Karl bezeichnet werden, wenn auch nach seinem Abtritt von der Bühne des öffentlichen Lebens sich das Gold seines Wesens immer tiefer unter Schutt und Schlacken verborg. Mit Recht nimmt auch unser Verf. für ihn das Prädicat eines Helden in Anspruch, der den Kampf mit seinem Geschicke auf die ruhmvollste Weise bestand. Ein Mann, der sich in so kurzer Zeit die unbegrenzte Liebe eines so edeln Volks wie des schottischen erwarb, dessen Andenken bei Allen, die ihn dort gekannt, noch nach 30—40 Jahren Ausbrüche des heftigsten Lobes und Thränen der Rührung hervorrief, ein solcher Mann kann nicht von gewöhnlichem Schlage oder von so gemeiner und lasterhafter Art gewesen sein, wie er von Einigen geschildert worden ist. Ob er auch auf dem Throne die in ihn gesetzten Hoffnungen gerechtfertigt hätte, ist eine andere Frage, die der Verf., freilich nur nach Wahrscheinlichkeitsgründen, aber doch befriedigend beantwortet.

Dem Prinzen überlebte sein Bruder Heinrich, Cardinal von York (starb den 13. Juli 1807), der, ohne den Cardinalsstuhl niederzulegen, die Königstitel des Verstorbenen annahm und im Testamente seine Ansprüche auf den englischen Thron Victor Emanuel I., König von Sar-

dinien, übertrug, der seinem eigenen Thron 1821 entsagen mußte. Auf dem großen Kirchhofe irdischer Macht und Größe, in Rom, hat endlich auch das Haus Stuart sein Monument erhalten, welches Georg IV., damals noch Prinz Regent von England, dem drei letzten Stuarts (Jakob III. und seinen beiden Söhnen) 1818 in der Peterskirche durch Canova errichten ließ.

Wir können von dem wahrhaft interessanten Buche nicht scheiden ohne den Ausdruck der aufrichtigsten Hochachtung für den Verf., der seine Aufgabe auf die befriedigendste Weise gelöst, in der Benützung der Quellen die größte Einsicht und Umsicht bewährt und auch in der Darstellung Einfachheit mit Würde zu paaren verstanden hat. Sein Werk ist eine gute That, die den bescheidenen Verf. mit einem guten Bewußtsein erfüllen darf. Auch das Äußere des Buchs verdient alle Anerkennung. Eine schöne Zugabe zu demselben bildet das gut lithographirte Bildniß, welches die edeln, wohlwollenden Züge des jugendlichen Prinzen vergegenwärtigt, und ein Facsimile seiner eben nicht kalligraphischen Handschrift. Im Anhange liefert der Verf. noch eine Anzahl von Anmerkungen, in welchen Vieles näher bestimmt, kritisch untersucht und ergänzt wird. Am Schlusse kann Ref. dem Wunsch nicht unterdrücken, daß, bei der großen Liebe, mit welcher Hr. Kose seinen Gegenstand aufgefaßt, es ihm hätte vergönnt sein sollen, vor allen die schottischen Hochlande selbst zu besuchen, nicht nur um das romantische Mutterland der Stuarts durch Autopsie kennen zu lernen, sondern auch um manche dort gewiß noch vorhandene, verborgene Quelle aufzufinden, aus welcher eine Biographie Karl Eduard's sich bereichern kann.

64.

The blue belles of England. By Frances Trollope. Drei Bände. London 1842.

Was Miß Frances Trollope, die viel Gelobte, viel Getadelte, als Schriftstellerin ist und leistet, dürfte ziemlich fest stehen. Mit schneller Auffassung erschaut sie die Licht- und Schattenseiten des menschlichen Charakters und zeichnet sie mit einer betzaue männlichen Feder. Es gibt kein fashionables Laster, keine fashionable Abergläubigkeit, keine der sieben noblen Passionen, die wegen ihres aristokratischen Ursprungs auf Milde und Nachsicht rechnen dürfte. Scheint es doch vielmehr, als finde Miß Frances Trollope eine Herzensfreude daran, ein blumenbekränztes Gerippe zu entkleiden und es den neugierigen Blicken der großen Menge, „der gemeinen Heerde“, in seiner grinsenden Nüchternheit zur Schau zu stellen. „Sie besaß sich nicht“ sagt ein englischer Kritiker, „mit den fein polirten Bolzen der Sattire oder mit der scharf geschliffenen Lanzette des Witzes; sie hant ihre Opfer mit dem Küchenbelle zusammen, zerstückt sie mit der Kraft eines Weggere und transkribirt sie mit der Geschicklichkeit eines Kochs.“ Durch obengenannte drei Bände zieht sich die Geschichte einer Miß Constance Ribley, die jung und im Besitz von etlichen Hunderttausend Thalern nach London kommt, die große Welt zu sehen und sich heiläufig zu überzeugen, ob die Freuden und Reize derselben wirklich so schön, wie ihre Phantasie sie ihr vorgemalt. Hauptwort soll indes sein, ihr Verlangen nach der persönlichen Bekanntschaft Derer zu befriedigen, die auf die eine oder die andere Weise sich ehrenvoll auszeichnen. „Mit Freuden würde sie“, nach den Worten der Verf., „gleich Madame Cottin's Elisabeth von Sibirien bis Moskau gelaufen sein, um den unfürklichen Wellington zu sehen, oder ein Jahr lang nichts zu Mittag gegessen haben, um

ein Wort von den Lippen Deetz zu vernahmen, die durch ihre Fiebern sich Ruhm und Berühmtheit erworben." In der londoner Welt debütierte Miss Constance unterm Fittich einer Mistress Hartley, einer weislichen Mutter, der nichts mehr am Herzen liegt, als ihre Töchter „gut“ zu verheirathen, deren zwei jüngere Töchter ebenso kalt, herglos und weislich gesinnt wie ihre Mama und die mit ihrer ältesten Tochter höchst unzufrieden ist, weil diese, ein sanftes, liebes Mädchen, die Hand eines reichen Geden ausgeschlagen und ihr Herz einem armen Marinellenauten geschenkt hat. Das Weitere der Intriguen und ihrer Erfolge möge im Buche selbst nachgelesen werden. Den Zweck gegenwärtiger Anzeige erfüllt die Aushebung zweier Stellen, dergleichen dem Buche den Titel gegeben, denn „die blauen Schönen von England“ ist wahrscheinlich nur ein zarter Ausdruck für: die blauen Strümpfe von England, mit denen Miss Constance bekannt zu werden wünscht und die demgemäß auftreten und ihre Abfertigung erhalten. Die männlichen Illustrationen der Literatur kommen auch vor die Klinge, und obgleich die Verf. sämtliche Namen verändert hat, so ist es doch leicht, die Gemeinten zu errathen. Um von der Beschreibung der Männlein wie der Weiblein eine Probe zu liefern, wählt Ref. seine zwei Stellen aus der Beschreibung eines Abendcircels bei Lady Dart, wo unter andern literarischen Ehem von den Männlein Rogers, Wilman, Lockhart und Thomas Moore, von den Weiblein Lady Morgan und Miss Porter besprochen werden. Für die Richtigkeit der Namenserrathung glaubt Ref. bürgen zu können.

„Zugegen sollten sein: Rolers, der geschmackvolle, wichtige talentreiche; Miller, der gelehrte, gebildete, heilige; Lockhart, der ruhige Meister einer gewaltigen Feder, die von der innigsten Zartheit erdichteter Leidenschaft zur gemeinsamen Anschauung des wahrhaften Biographen, zur sanften Eloquenz häuslicher Liebe und zur wunderbaren Kraft züchtigen der Kritik überzugehen vermag, und Keer, der Dichter — Dichter jeden Fachs, Dichter in Jernlichkeit, Dichter in Pathos, Dichter in Politik, Dichter in Leidenschaft, Dichter in Empfindlichkeit, vielleicht überall Feuchler, aber überall Dichter, der die Natur durch ein Prisma sieht, das jedem Dinge die glühende, wechselnde, spielende, launenhafte Farbe seiner eigenen reichen Phantasie leiht und das langweilige Dämmerlicht des gewöhnlichen Lebens mit der sonderbaren Ausströmung der aurora borealis durchkreuzt, deren Licht die notwendige Bedingung ihres Daseins zu sein scheint.“ — „Und wer ist die kleine Dame, die auf der Titomanne dort eine so ungewöhnliche Attitude angenommen?“ fragte die neugierige Constance, indem sie den Blick auf die Diminutivgestalt eines Frauenzimmers richtete, das, allem Anscheine nach, der Natur zum Troß seine Gestalt bemerkbar machen wollte und es in der That so geschickt angefangen, daß, während Aller Augen auf ihr ruheten, eine Niesin unbemerkt geblieben wäre. „Das ist Lady Bateman“, antwortete Miss Hartley. „Sie ist eine ausnehmend kluge Dame, mit einer so springfertigen Phantasie und einer oft so glücklichen Originalität des Ausdrucks, daß ihre Unterhaltung in hohem Grade pikant und anziehend ist. Welcher Gegenstand auch aufs Kapet komme, es ist schließlichs unmöglich, zu errathen, was sie dazu sagen wird, und ich habe die Zuhörer lauschen sehen, gleich Kaufverköndigen bei Eröffnung eines alten Grabhügels — nicht, weil sie im Voraus wissen, daß etwas Werthvolles, sondern weil die Ungewissheit sie reizt, was zum Vorschein kommen werde. Bei alledem ist sie klug, sehr klug, hat einen glänzenden Witz und eine scharfe Beobachtungsgabe, den Scharfsinn nicht zu vergessen, womit sie die verächtlichen Data eines Vorderzuges sichert und darlegt. Nur besitzt sie auch eine merkwürdige Neigung, falsche Schlüsse zu ziehen, so daß von hundert ihrer aufgestellten Sätze nicht einer richtig ist, und in natürlicher Folge schreibt und spricht sie oft den beredesten Unsinn, während zugleich ihre brillanten Worte und ihr animiertes Wesen das Raftlose ihrer intellektuellen Thätigkeit bezeugen.“ — „Und wer ist dort der vollständige Contrast von ihr?“ fragte Miss Ribley,

indem sie von der raftlosen Lady Bateman auf eine etwas ältere Dame blickte, die in heiterer Ruhe auf einem ziemlich entfernten Sopha saß; „Sie erscheint in Anzug, Haltung und Manier so beschelben ruhig, daß, wenn ich nicht die als Dr. Miller und Dr. Lockhart mir genannten Herren ihr mit einer Aufmerksamkeit zuhören sähe, die deutlich genug sagt, es dürfe von ihren Worten nichts verloren gehen, ich sie kaum zu einem Gegenstande Ihrer eloquenten Erklärungskunde gewöhnt haben würde.“ — „Sie dürfen Ihr Glück räumen, Constance“, erwiderte Miss Hartley, „daß Sie das Vergnügen haben, diese Dame hier zu treffen, denn nur selten schmückt sie eine solche Versammlung mit ihrer Gegenwart. Aus ihrer sich erkorenen stillen Klausel tritt sie nur eben oft genug, daß die Welt nicht behaupten kann, sie habe auf den Umgang ihrer Mitmenschen verzichtet, und doch wieder so selten, daß der lärmende Beifall sie nicht martern oder das Gemüth zur Trübsal verlocken kann. Sene kleine ruhige Dame, liebe Constance, ist unstreitig die merkwürdigste jetzt lebende Frau; ja, ich möchte diesen Gemeinplatz verbessern und getraue mich, ohne Furcht vor Widerspruch, zu behaupten, sie ist die außerordentlichste Frau, die sich je berühmt gemacht; es ist Mistress Jane Beauchamp?“

Daß Mistress Trollope durch ihre Schau der blauen Schönen Englands sich viele Feindschaften zuziehen wird, steht mit voller Gewissheit zu erwarten. Pagelbild werden die Angegriffenen sich revanchiren. Das hindert nun zwar nicht, daß das Buch besonnenachtet das Werk einer geistreichen Frau und eine unterhaltende Lecture ist; aber lieb kann deshalb Niemand die geistreiche Frau gewinnen. Sie hat vorzugsweise die schlechten Seiten des weiblichen Charakters aufgedeckt, hat die Geschlechter mehr der Verachtung als dem Hass preisgegeben, und hat sie die englischen Frauen nach der Wahrheit gezeichnet, so haben Wahrheit und Lüge sich nie schmerzlicher die Hand gereicht. Wo wäre Englands Häuslichkeit, wenn seine Frauen Trolloppische Herzen hätten?!

18,

Literarischer Charlatanismus in Paris.

Chemals zogen Zahnärzte und Wunderdoctoren in rothem Scharlachkleide durch das Land umher und priesen ihre unfehlbaren Universalmittel unter Trompetenklang und Paukenschall an. Die Geschichte des Charlatanismus wäre ein interessanter Theil einer Sittenschilderung der verschiedenen Zeitalter. Wir wollen hier ein paar Bruchstücke dazu beitragen und einen Blick auf die marktgerichteten Buchhändler werfen, die in die papierne Poffanne der Journale blasen und jede lithographirte Misgeburt als „epochemachend“, „als Bedürfnis der Zeit“ u. s. w. andertrompeten. Wir machen uns lustig über die lobpreisenden Theaterzettel unserer Borälten, auf denen der Titel eines Schauspiels stets mit überschwänglichen Lobhymnen begleitet wird. Aber ist dieser Mißbrauch, der vom Buchhändler seinen eigenen Verlagsartikeln so übermäßig gestreut wird, weniger widerlich und unaussprechlich als jene Hanswursthaden, durch die der Theaterdirector Schaulustige in seine Bude zu locken sucht? „Immer heran, meine Herren, immer heran!“ Niemand hat die Mode der Annocen so um sich gegriffen als in Paris. Sollte man glauben, daß ein einziger Buchhändler wie Furne, den wir indessen keineswegs mit den Charlatanen zusammenwerfen möchten, in einem Jahr mehr als 30,000 Fr. für bloße Bücheranzeigen ausgibt? Die Annocen und Reclamen — Ersteres sind die ins Auge fallenden gewöhnlichen Buchhändlerankündigungen, Letzteres die in die eigentlichen Spalten des Journals unter andere Notizen gesetzte Lobpreisungen eines Werks, die mit klingender Münze bezahlt sind, aber unter dem trügerischen Gewande einer gelegentlichen literarischen Beurtheilung das lauslufstige Publikum täuschen sollen — beide Mittel, eine neue Schrift bekannt zu machen, sagen wir, sind in Frankreich auf die Spitze getrieben. Jede Straßenecke in Paris ist besetzt mit ellenlangen, bunfarbigen Placaten, auf denen sich die Titel aller möglichen Werke in riesigen Lettern breit machen. Es ist unnötig, dar-

auf hinzudeuten, wie verderblich diese Kanoneneuwuth ist, die immer weiter um sich greift. Wie schwer kann sich ein wirklich verdienstvoller Gelehrter in diesem lauten Geschrei, das an allen Straßenenden von Stentorktimmen erhoben wird, vernachlässig machen. Gute Werke, die beim Eintritt in das literarische Leben nicht von wohlbezahlten Trompetenstößen begrüßt wurden, gehen spurlos vorüber und können nur auf einzelne, zufällige Leser zählen.

Wenn ein Journal seinen 365maligen Tageslauf zum ersten Male beginnen will, lassen die Unternehmer besonders alle Minen springen, um die bedeutenden Capitale, die oft bei der Gründung einer Zeitschrift auf dem Spiele stehen, nicht zu verlieren. Und doch helfen die gewöhnlichen Anzündigungs- und Verbreitungsmaßregeln so wenig mehr, daß wir alle Tage das Schauspiel eines absterbenden Journals haben, das erst stolz einhertritt, dann matt und matter wird, bis ihm endlich der Athem ganz ausgeht, bis es still steht wie eine Dampfmaschine, die aus Wassermangel seine Kraft ausgeschaukelt hat. So muß denn auf andere Mittel der Publicität gesonnen werden. Es ist jetzt schon nicht mehr neu, zur Subscription auf ein periodisches Werk durch die Aussicht auf einen Gewinn in einer vom Buchhändler veranstalteten Lotterie zu locken. Die ungewisse Chance eines Treffers in diesem Spiele war aber noch kein Köder, dem die hartnäckige Leser- und Käuferwelt nicht hätte widerstehen können. Jetzt haben die erfindungsreichen Buchhändler untrüglichere Lockungsmittel gefunden. Man verspricht z. B. jedem Subscribenten, der 20 Fr. bezahlt, außer der Zeitschrift noch für eine Summe, die dem Subscriptionspreis oft gleichkommt, Bücher, die man sich auf dem Lager des Buchhändlers wählen kann. „Klimpern gehört zum Handwerk“, sagt das Sprichwort und so hat noch jedes Journal eine besondere Art von Lockpfeifen. Die „Gazette musicale“ gibt ihren Käufern noch den unentgeltlichen Genuß einer Reihe von Concerten. Die „Audience“, ein juristisches Blatt, gibt neben allen Vergiftungs- und Todtschlagsgeschichten, die seine Spalten füllen, noch kostenfrei juristische Consultationen und Gutachten. Die „Gazette des femmes“ wetteifert an Prahlerei mit diesen Unternehmungen. Ganz originell aber in seinen Prozeduren ist der „Figaro“, der nach mancherlei Verwandlungen vor kurzem wiedererstand ist. Jeder Subscribent erhält für sein Geld eine Quittung, die wiederum in gewissen Kaufmannsläden als volle Bezahlung angenommen wird, so daß der Käufer dieses übrigens unbedeutenden Journals erstens das täglich erscheinende Blatt erhält und dann noch für den vollen Preis in Mode-, Kunstwaaren- und andern Läden, mit denen sich die Unternehmer in Verbindung gesetzt haben, alle Arten von Waaren erhandeln kann. Wahrlich der „Charivari“ hat Recht, wenn er spöttisch sagt, es werde nächstens ein Journal erscheinen, zu dem der Leser eine Lampe und ein Glas Zuckerwasser erhält.

Eine andere Art von literarischem Charlatanismus ist das Namenleihen. Es ist bekannt, daß sich in großen Städten Dienstmädchen Danks und Lantens für einen bestimmten Preis mietzen, um unter dem Scheine einer ehrenwerthen Protection in einem vorthellhaften Lichte auf dem Kanzenboden zu erscheinen. So kommt mir ungefähr die Gewatterschaft der Autoren vor, die nur auf den Titel figuriren. Gewöhnlich nimmt man einen mündvollen Namen, der schon einen guten Klang in der Literatur hat, um nichtsaußiger Waare Abgang zu verschaffen. Einer der Schriftsteller, die in Paris besonders häufig ihren Namen zu derartigen Speculationen hergeben, ist Alex. Dumas. Mehr als die Hälfte von Dem, was er gegenwärtig unter seinem Namen herausgibt, hat er nicht einmal gelesen, geschweige denn geschrieben. So ist es denn auch kein Wunder, wenn Dumas sich verpflichtet hat, in einer gewissen Zeit gegen 60 Bände seinem Buchhändler zu liefern. Merkwürdig ist auch die Geburts- und Laufgeschichte des bekannten Napoleon Landais'schen Wörterbuchs der französischen Sprache. Dieses Lexikon, das bereits die fünfte Auflage erlebt hat, ward von einer Ge-

ellschaft von Grammatikern gemeinschaftlich verfaßt. Man suchte einen vollklingenden (ronnant) Autornamen, unter dem man dieses Associationsprodukt in die Welt schicken konnte. Napoleon Landais, der mit dem Hauptmitarbeiter in Verkehr stand, aber selbst keine Feder zur Verfertigung des Werks angerührt hatte, genoß des Vorzugs, einen Namen zu besitzen, der als passend erachtet ward. Für ein gewisses Honorar und für die mühevolle Ehre der Autorschaft ließ er sich bewegen, der Adoptivvater dieses nicht ganz verdienstlosen Werks zu werden. Wir können gleich noch hinzufügen, daß dieses Unternehmen anfangs ungünstig ausfiel. Die Gesellschaft löste sich auf, nachdem die Capitale, die man in diese Publication gesteckt hatte, größtentheils von den Angebegebühren verschlungen waren. Diese beträchtlichen Summen trugen erst später ihre Früchte und kamen der zweiten Gesellschaft zugute, die nach Auflösung der ersten eine Überarbeitung des gesammten Werks übernommen hatte.

50.

N o t i z e n.

Für die von Captain Jesse in zwei Bänden herausgegebenen „Notes of a half-pay in search of health, or Russia, Circassia, and the Crimea, in 1839—40“ (London 1842) braucht sich Niemand weniger zu bedanken als der russische Adel. Der Verf. bekennet, daß er von demselben viel Gutsfreundschaft erfahren, meint aber, das sei für ihn kein Grund zu einer untreuen Schilderung, denn darauf, wie der hohe Adel sich gegen ihn benommen, komme nichts an, wol aber, wie er sich untereinander und gegen seine Selbstigen benehme. Man fängt er an zu schildern und schildert auf eine Weise, daß es eine tüchtige Phantasie erfordert, eine nichtswürdigere Race als den russischen Adel sich auch nur zu denken. Laut Jesse's Versicherung und eingefesteten Nachweisen fehlt es sothanem Adel an allen häuslichen Tugenden, an Menschlichkeit gegen ihre Untergebenen, an Ehrfurcht vor Gott, an Liebe zum Vaterlande, an jeglicher Moralität, aber keineswegs an ekelhaften Sitten und an der lächerlichsten Eitelkeit. Sogar die Kaiserin, behauptet er, habe sich dazu verstehen müssen, oberste Gardeboliere ihres Hofes zu werden und genau zu beachten, ob eine Dame sich unterfange, ein zweites Mal vor ihr in derselben Robe zu erscheinen — was in erster Instanz mit einem ungnädigen Blicke und in den folgenden Instanzen fälschbar gerügt werde. Erschrecklich ist, wenn der Verf. den jungen, vornehmen unvermählten Russinnen nachsagt, daß sie von Zeit zu Zeit sich bewegen sähen, das Fintelhaus in Moskau zu besuchen und in den daselbst zu ihrer Bequemlichkeit eingerichteten Zimmern wochen- und monatelang auszuruhen. Das Buch muß in Deutschland verboten werden.

7.

Genimore Cooper, der bekannte und vielgelesene amerikanische Romanbildner, hat in seinem Vaterlande mit harten Anfechtungen zu kämpfen. Seine Mitbürger können ihm einige Epigramme nicht verzeihen, die er gegen sie richtete. Alle die das Vaterland verherrlichenden Werke verschwinden vor dieser „Verrätherlei“ und die verletzte Demokratie zeigt eine ebenso empfindliche Haut wie die Aristokratie der alten Welt. Cooper fand sich von den bitteren Kritikern einiger amerikanischen Journale so angegriffen, daß er die Blätter gerichtlich belangte. Es liegt ein interessanter Brief von ihm vor, in welchem er seinen europäischen Freunden ankündigt, daß er den einen Proceß verloren habe. Der Advocat des Journalisten stütze sich bei der Verhandlung auf den Grundsatz: daß die Presse das Recht habe, die Werke eines Autors einer freien Kritik zu unterwerfen, wenn nur dessen Persönlichkeit nicht verletzt werde. Welchen Begriff er aber von der Verletzung der Persönlichkeit habe, bewies er in seiner Rede an die Jury, aus der eine Stelle wörtlich so heißt: „Wir wissen, daß Cooper eine gemeine Sklavenseele besitzt, die, von augenblicklicher Laune gereizt und durch die Todtpresse eines elenden Lohnes getrieben, ihr eigenes Vaterland beschimpft.“

4.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 126. —

6. Mai 1842.

Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von R. H. Klausen. Zwei Bände. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1840. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Läge für unsere Relation nicht ein so reichhaltiger und fast erdrückender Stoff vor, scheuten wir uns nicht vor so abgenutzter Weise, zu charakterisiren, so wäre es ganz am Ort, auf die Symboliker und die Antisymboliker rückblickend, dies Werk als eine Darstellung der höhern Einheit zu begrüßen, in der die schroffe Selbständigkeit der Gegensätze einer reichern wissenschaftlichen Gestaltung als Momente sich untergeordnet. Von Alters her, bemerkt die Vorrede, walte in den Religionen der Völker das Bestreben, durch Vergleichung des eigenen mit fremden Gottesdiensten sich religiös zu verständigen, ja die Gegenstände fremder Verehrung zur Ergänzung der eigenen bei sich aufzunehmen: während eine oder die andere Richtung des religiösen Gefühls bei diesem Volke lebhafter ist als bei jenem, und selbst bei gemeinsamer Richtung die einzelnen Personen, in denen man die Gottheit anschaut, nach der Besonderheit der Nationen verschieden gebildet werden, hat doch jedes Volk das Bedürfnis, der Gottheit vollständig zu dienen, und ergänzt, wenn es in ihnen ein eigenes religiöses Interesse ausgesprochen findet, durch fremde Götter seinen Kultus. Daß ohne solche Verschmelzung von Sagen und Diensten die Fäden schwerlich zu entwirren, welche von den verschiedensten Seiten her die antiken Götter gewoben, dies ist ein unstreitig haltbarer Satz der Kreuzer'schen Theorie, natürlich von allen Urreligionschranken und symbolischer Deutungsflust entkleidet, nur, wie das vorliegende Werk oft hervorhebt, auf stammverwandte Völker und im Einklang mit historisch festen Daten anzuwenden. Andererseits werden wir durch diese sich selber klare Beschränkung, durch den Weg, der Klausen zum Ziele führt, sogleich auf Voss', Lobeck's und R. D. Müller's Spuren hingewiesen. Auf ein leichtfinniges Identificiren der unter verschiedenen Völkern gültigen religiösen Ideen ist es hier nicht abgesehen, eben in der Vermischung liegen die mythologischen Gestalten vor, und die Wissenschaft hat die Aufgabe des Sonderns, um den in alle seine Einzelheiten zerlegten Gegenstand sicher zu erfassen: wenn mit Hilfe des gesammten philologischen

Apparats, der Chorographie, der politischen Geschichte, der Mythen, Denkmale und Münzen die einheimische Sage und der örtliche Dienst in ihren ursprünglichen Physiognomien scharf umgrenzt und abgebildet, erst dann darf man in dem localen Product auch dem Reime nachforschen, an den die fernher kommende, aber analoge religiöse Vorstellung sich angeschlossen, bald von den heimischen Gedanken umspinnen und von dem angeborenen Vorurtheil localisirt.

An einem schwierigen Stoffe hat der verewigte Klausen die eben angegebene Theorie erprobt: wie schon der Titel besagt, sollen hier die religiösen Vorstellungen, in denen Griechen und Römer sich vertragen, der Einfluß der griechischen auf die altitalischen Religionen nachgewiesen werden. Dieser Einfluß liegt innerhalb des Aeneas'schen Sagenkreises vor: die Sage von Aeneas, wurzelnd auf ursprünglich barbarischem, aber frühzeitig hellenistischem Boden Kleinasien's, in eine Menge von griechischen Localculten verflochten, ist in Sicilien und Italien, namentlich in Latium lebendig eingebürgert und in den Mittelpunkt der lateinischen und römischen Staatsreligion eingetreten. In Klausen's eigenen Worten werden wir das schwierige Thema des Aeneas und der Penaten am passendsten aussprechen:

Aus der Aufzeigung eines wohl zusammenhängenden Gewebes echt römischer Vorstellungen, bei dessen Erforschung durchaus nicht darauf ausgegangen ist, Analogien zu phrygischer und griechischer Denkweise mit Eifer hervorzuziehen, wird sich ergeben, daß es in Latium einen als Vorbild und Lehrer der Cerimonie aufgefaßten Heros gab; der dadurch zwischen Gottheit und Menschheit in der Mitte stand, so gut wie in Troas diese Stellung von Aeneas eingenommen wurde.... Ober, um noch bestimmter zu reden und ohne Scheu auszusprechen, was befremdlich klingen mag, was mir aber gegen vielfachen Zweifel sich als thatsächlich festgestellt hat und wofür der Beweis vorliegt: in Latium sowol als im Ida hat es Cerimonialgeister gegeben, deren Gewalt im Gebrauch des Erzes beim Gottesdienst empfunden wurde; im Ida heißen diese Daktylen, in Latium Dactylar. Aber in Latium führt einer dieser Inbegriffe den Namen Aeneas, wie die Daktylen die Erzmißgebungen erkennen; im Ida vermittelt zwischen der Menschheit und den mächtigsten Göttern der Sohn der aus dem Dienst der alten Göttermutter hervorgegangenen Liebesgöttin in ähnlicher Weise, wie die der Göttermutter selbst beigegebenen Daktylen; daß dieser Sohn der Liebesgöttin Aeneas heißt, daß dieser Name einer ungenauen und unrichtigen Aussprache des lateinischen Namens, wie sie im Verkehr verschiedener Völker leicht sich einfindet, ähnlich lautet, ist an sich nichts als ein feltamer Zufall, hat

aber dahin gewirkt, den Aeneas, der an sich vielmehr den Daktylon zu vergleichen wäre, mit dem Aeneas zu identifizieren.

Auf einer neuen Irrfahrt durch mancherlei Schicksale und Kämpfe haben wir den frommen Helben Aeneas zu begleiten, die Augen fest auf das Ziel gerichtet, ohne durch die Abwege uns irren zu lassen, in die seine philologische Geschäftigkeit doch bisweilen den Steuermann hinreißt. Virgil's „Aeneis“, die epische Composition dieser Sagen, hat schon ein gut Theil Langeweile, auch wenn man gerade nicht erst scandiren, interpretiren, verticiren dabei lernt. Das vorliegende Werk will eben den Mythenkreis dogmatisch und historisch auseinanderlegen, es ist ein gelehrter Commentar zur „Aeneis“, und wenn auch dem „unschätzbaren und ungenießbaren“ des Servius nicht zu vergleichen, doch immer ein Werk, das nicht aus freier Conception des Geistes hervorgegangen, eine Mosaikarbeit, wo Steinchen an Steinchen mit ängstlichem Fleiße gereiht ist; darum entschuldige man den Berichterstatter, auch er hat oft genug des Infandum regina iubes noch in andern Sinne gedacht als der Dichter.

Den Göttern in wirksamer Verehrung zu nahen, darum auch die glänzenden Herrscher droben an Bedürfnisse fettend, hat ein uralter Glaube jenes Geschlecht dämonischer, göttlich menschlicher Wesen geschaffen, die der Wiege des Zeus und Poseidon zur Pflege und der großen auf Kleinasien Bergen verehrten Göttermutter als zufällige und eifrige Diener zugesellt werden, sämmtlich einerseits der ältesten der Menschheit, der orgiastischen Verehrung angehörig, andererseits die Epoche der mit dem Cultus sich entwickelnden Künste und Handwerke bezeichnend, natürlich mehr Gebilde orientalischer als europäischer Phantasie, die je ferner sie, z. B. die Gallen, der hellenischen Welt stehen, desto ausgeprägtere orientalische Züge tragen. Als durch die äolische Einwanderung Troas unter griechischen Einfluß getreten war, bildeten die Culte der Leukter sich in hellenische um, indem den eingewanderten Gottheiten die Attribute der einheimischen zugesellt wurden. Aphrodite, die mit Apollo eine Hauptgotttheit des Landes wurde, nahm das Wesen der idäischen Bergmutter in sich auf und des Dardanos Geschlecht tritt in die Rechte und Dienste jener dämonischen Baubergerister, mit deren Hilfe der Mensch die Metalle überwindet und seine Opfer den Göttern lieb und theuer werden. In diesem Sinn ist es zu deuten, wenn bei den Homeriden die Aphrodite, stets geneigt die Olympier zu den Menschen herabzuziehen, durch ihre Liebe dem dardaniischen Fürstenhaufe Gunst und Wohlgefallen der Götter erwirbt, darum schon Dardanos aus Zeus' Händen das Palladium und den Schutz der jungfräulich beweihernden Pallas empfängt und das begnadete Geschlecht, nachdem es in der Linie des Ilos, Laomedon und Priamos den göttlichen Zorn auf sich gezogen, im Stamme des Assarakos, Kapys, Anchises auch fernerhin fortlebt. Sonach ist schon Anchises, der von der nahen Göttin genannt ist, durch ihre Gunst mit Göttern und Rassen begabt, dessen sterbliches Lager sie sich gefallen läßt, ein vermittelnder Dämon im Dienste der hellespontischen Göttin, welche einerseits der dindymenischen

Mutter, andererseits der Aphrodite entspricht; noch deutlicher ist der Sohn, der solcher Abkunft sich rühmen darf, von den Nymphen des Gebirges erzogen, von der immer wachen Gunst der Götter und Aphroditens vor allen in jedem Kampf beschützt, die hellenische Fassung des Attis und der Daktylon, ein Geist, wie schon der Name andeutet, der die Gunst der Götter zu gewinnen weiß, und wenn sogar die sonst feindlichen aus dem Kampfe mit Achilles ihn retten, so soll dies ein Zeugniß sein, daß sie mit dem schuldlosen Zweige der Dardaniden sich aussöhnt und das Volk der Aeneaden auf der Stammburg Dardania retten wollen. Die homerische Darstellung bezieht sich, wie bereits K. D. Müller nachgewiesen, auf das Geschlecht der Aeneaden, unter dessen Herrschaft die Überreste des leuktrischen Stammes kleine Ortschaften in den Thälern des Ida bewohnten, Aeneas im Heroencult verehrt und daran die Hoffnung einstiger Herrschaft knüpfend. In Sergis und Ekepis namentlich sind die Sagen und Dienste des Aeneas heimisch, und von diesen Orten aus lassen sich in der ganzen Umgegend, in dem kleinasiatischen Küstenraum längs dem Hellespont und der Propontis entsprechende Vorstellungen verfolgen, in der süblischen bebrühten um Abidos, wie in der nördlich gelegenen bolionischen. Von besonderer Bedeutung hierbei ist der Pallascult der Aeneadischen Geschlechter: es liegt darin, daß der bisherige Aeneadische Begriffskreis durch das Element des Ansiedelns und Städtegründens vermehrt worden, die Aeneaden und vorzüglich des Aeneas angeblicher Sohn Eurypates werden die schützenden Götter des Apoclimus, und durch die kleinasiatischen Landschaften, ja weit über das Meer hin geleitet sie das Palladium, das sie in der Hand tragen.

Dies etwa sind die kleinasiatisch-homerischen Vorstellungen von Aeneas und seinem Geschlechte, in dem ersten Buche „die Aeneaden“ nachgewiesen; da die sibyllinischen Bücher die einstige Herrschaft der Aeneaden verkünden und überhaupt diesen Mythenkreis verbreitet haben, so stellt das nächste Hauptcapitel „die Sibyllen“ die Zeugnisse der Alten über das Wesen der sibyllinischen Weissagung, deren älteste Sammlungen und ihre Verbreitung bis nach Rom und ihren Aeneadischen Inhalt zusammen. Die sibyllinische Weissagung knüpft sich an das Brausen des Windes in unterirdischen Höhlengewässern, dessen Laute, bisweilen zu einer Art von Verständlichkeit gesteigert, eine Antwort zu sein scheinen auf die Fragen an die jungfräulich greise Göttin. Wer der Apollinischen Offenbarung bedürftig war, ging selbst in die einsame Waldschlucht, wo ein Quell von berauschernd und verzehrender Kraft im Geklüfte floß, und ließ sich aus den Naturspielen, die er dort mit Ohr und Auge vernahm, Bescheid geben, den er sich selbst auf eben die Art in Verse faßt, wie die Propheten es mit den Offenbarungen der Pythia zu machen gewohnt waren. Der in jenen Naturspielen waltende Geist konnte ihm nach den überlieferten Wortreihen nicht anders erscheinen, als wie die Sibylle geschübert wack, ungesellig, jungfräulich und greis; oder vielmehr er erschien gar nicht, sondern nur seine Stimme wurde vernommen, seine Schrift gelesen.

Aus den Aufzeichnungen solcher Orakel sind die sibyllinischen Sammlungen hervorgegangen, je nach dem Local

der Sibylle die delphische, kolophonische, erythräische u. s. w. benannt, deren älteste wol die gergithische; doch die erythräische erlangte bald ein größeres Ansehen, da das kleine, in einem Winkel des Ioa gelegene Gergis seine Ansprüche nicht geltend machen konnte. In dem 6. Jahrhundert v. Chr., der Zeit, in der überhaupt die bisher particularen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen in die Literatur und das öffentliche Leben übergingen, in der Phekydes von Syra, Epimenides, die Orphiker und vor Allen Ananaktos lebten, während der Blüte der Apollinischen Weissagung, traten auch die sibyllinischen Orakel aus dem Dunkel zerstreuter landschaftlicher Götterdienste hervor und verbreiteten sich von der kleinasiatischen Küste nach den griechischen Städten und Colonien, unter ihnen auch nach dem italischen Cumä, sei es durch unmittelbaren Verkehr mit der köllischen Mutterstadt Ryme, sei es durch die in Dikarchia sich ansiedelnden Samier. Etwa vierzig, die zu solcher Übertragung nöthigen Jahre hinzuge-rechnet, fällt der eben angegebene Zeitraum in die Tage Tarquin's, unter dem auch die Römer von dem Tyrannen Actiodem die sibyllinischen Bücher empfangen und localis-irten, wol nicht ohne speciellcs Betreiben des Königs, der bei der steigenden Säkralung des Volkes darin eine göttliche Begründung seiner Herrschaft fand, wie auch die Pissistratiden in ähnlicher Lage zu ähnlichen Mitteln griffen. An der Einsezung der Säkularspiele, an der Devotion des Curtius und der Einholung der idäischen Mutter von Vestinus läßt der Einfluß sich ermessen, den die sibyllinischen Bücher auf die Einführung hellenischen Dienstes in die römische Cerimonie ausgeübt; auf diese Weise wurden auch die Verheißungen Aneadischer Herrschaft, so phantastisch wie sie bei den unterdrückten Resten der Teukrer sich ausgebildet, in Rom eingebürgert. Einst, verkündete die Sibylle, würden die Aneaden über ein weites und mächtiges Reich walten, von ihrer Aneadischen Burg aus, in einer glücklichen Zeit, in dem goldenen Saturnischen Alter unter dem König Apollo. Auf diesen Orakeln beruht ebenso jene alexandrinische Überarbeitung der Sibyllinen als Virgil's vierte Ekloge: beide behielten die Grundzüge der Sage bei, aber sie wandten die prophetischen Worte auf verschiedene Völker und Zeiten an, jener auf die messianischen Hoffnungen der Juden, dieser auf die glorreiche Zukunft der Römer: Virgil's Ekloge ist dadurch berühmter geworden, daß Jesus Christus geboren wurde, eben als er von dem Tode der Schlange und dem Wunderkinde gesungen, das die Saturnia regna herbeiführen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Leben und Lieder von Paulus Gerhardt. Herausgegeben von E. C. S. Langbecker. Mit P. Gerhardt's Bildniß, einem Facsimile seiner Handschrift und neun Musikbeilagen. Berlin, Sander. 1841. Gr. 8. 2 Thle. 20 Ngr.

Es ist schlimm, wenn Wissen und Gesinnung bei einem Christen auseinandergehen: schlimm für die Literatur, in die er mit dem Wissen die Gesinnung überzutragen im Stande ist, und schlimm für ihn selbst, da er Gesagte läuft, den Werth

des Wissens durch den Unwerth der Gesinnung beeinträchtigt zu sehen. In diesem Sinne fühlten wir uns über diese neue Ausgabe der Gerhardt'schen Lieder und die denselben vorangeschickte Lebensbeschreibung zu berichten genöthigt. Allen den Werth, den sorgfältige Benützung der Quellen, Mittheilung der Belege zur Biographie in wortgetreuer Abdruck, fleißige Zusammenstellung von commentirenden Notizen und bezüglich der Lieder selbst genauer Abdruck des Originaltextes, mit Notirung der Varianten, einer literarhistorischen Arbeit, wie die vorliegende, verleihen können, allen diesen Werth hat dieselbe auch in vollem Maße. Sie ist freilich auch überschüttet mit einem Notizenstrom, der an vielen Stellen wahrhaft unleslich wird. So erläßt uns der Herausgeber nicht, bei einzelnen Liedern zu bemerken, daß Dr. G. H. Göß dasselbe oder einzelne Verse daraus zum Texte einer Leichenpredigt oder Hochzeitsrede gewählt und welchem Manne diese Leichenrede gegolten habe, daß Gabriel Wimmer dasselbe an der und der Stelle erläutert habe; nicht minder, was in dem von Moser und Wilschäfer herausgegebenen „Liederschatz“ darüber gesagt, oder welche fromme Dame „auf ihrem Sterdebette ein inniges Vergnügen an diesem Liede, besonders an dem — ten Verse“ gehabt habe (S. 355 u. öfter); ja, er begleitet (z. B. S. 329) in Ermangelung derartiger Notizen die Lieder auch wol mit selbstgefertigten Lobpreisungen. Wir wollen jedoch diese und andere gleich näher zu erwähnende Auswüchse einer gewissen pedantischen Anglichkeit zugute halten, die man nicht selten bei sonst verdienstvollen Forschern findet, wenn sie ihren Gesichtskreis zu wenig frei, das Object ihrer langjährigen Studien zu eng im Auge gehalten haben. Aber diese übertriebene Genauigkeit geht zugleich Hand in Hand mit Dem, was wir oben als einen bedenklichen Punkt der Gesinnung bezeichneten, mit einer pietistisch-frömmelnden Darstellungsweise, die nicht bloß die Lecture des Buchs widrig macht, sondern die ganze Tendenz des Herausgebers in den Schatten zu stellen geeignet ist. Am deutlichsten tritt dies in dem ersten Haupttheile des Buchs, der Biographie Gerhardt's, hervor. Schon auf der zweiten Seite derselben (S. 4) nimmt der Verfasser an, „daß Gerhardt schon in früher Jugend gewohnt worden war, mit manchen Kümmernissen bei seiner Ausbildung zu ringen und sein Auge zu den Bergen (?) zu erheben, von denen allein Hilfe herabkommt. Doch ein Gemüth, das festgeankert ist auf dem Fels, welcher ist Christus, kann kein Sturm aus seiner Ruhe reißen. P. Gerhardt hatte das Studium der Gottesgelahrtheit ergriffen, nicht, daß es ihm glänzende irdische Vortheile bringen sollte, sondern weil er nicht anders konnte, als sich ganz in die Hülle der Gnade des Herrn zu versenken!“ (Woher doch der Verf. das so genau wissen mag, da er gleichwol selbst kurz vorher von der völligen Dunkelheit der Jugendgeschichte Gerhardt's spricht?) Auf der folgenden Seite sind wir schon bei dem 45. Lebensjahre Gerhardt's angelangt, er wird Propst zu Wittenwalde und verheirathet sich mit der Tochter des Advocaten Berthold, in dessen Hause er vielfach verkehrt war. Der Verf. drückt dies in seiner Sprache so aus: „Er richtete seine Augen, im Aufblick und Vertrauen zum Herrn, nach diesem Hause und hat am die Hand u. s. w. Wer vermag die frohen Regungen seines Herzens zu beschreiben, mit welchen er dankend und preissend vor seinen Herrn trat, als er ihm aus seiner Gnadenfülle auch dieses Kleinod anvertraut hatte.“

Nach diesem neuen tiefen Geheimblicke geht der Biograph zur Erwähnung des frühzeitigen Todes des ersten Kindes Gerhardt's mit den Worten über: „Nicht immer aber reicht der Herr den Becher der Freude seinen Kindern dar, auch durch Schmerz sucht er selbst gläubige Gemüther zu läutern und fester mit sich zu verbinden.“ „Wer“, leitet er ferner die Notiz über ein gespanntes Verhältniß mit seinem Amsingenossen ein, „auch in seinem Tode sollte Gerhardt seinem Herrn das Kreuz nachtragen“ (!) Endlich kommt Gerhardt im J. 1657 nach Berlin; und hier wollte wiederum „der Herr seinen Gläubigen auf eine harte Probe stellen“. Und nun folgt (von

S. 11—205) auf ziemlich 200 Seiten die detaillirteste Darstellung der Religionswirren, welche in Brandenburg während des ganzen 17. Jahrhunderts, insbesondere in den siebziger Jahren desselben durch die Gegensätze zwischen Reformirten und Lutheranern gebildet wurden und in die später auch Gerhardt verwickelt wurde, daß er dadurch sein Amt verlor. Diese ganze Darstellung besteht allerdings von S. 11 an fast nur aus dem Chronologischen, durch kleine Zwischensätze verbundenen Abdrucke der von 1662—67 in dieser Sache ergangenen Acten, namentlich den wechselseitigen Schreiben der Kurfürsten und des Rathes zu Berlin, sowie der Bedenken und Vorstellungen des berliner geistlichen Ministeriums. Das Alles hätte in einem Anhange zusammengestellt, hier im Texte aber eine kurze pragmatische Darstellung gegeben werden mögen: am füglichsten hätte der Verf. daraus ein besonderes Schriftchen gemacht. Er hätte dabei immer noch Gelegenheit genug gehabt, Phrasen, wie (S. 20): „nicht allein im verborgenen Kämmerlein sollte Gerhardt für das Heil der Kirche beten, nein, der Herr führte ihn jetzt hinaus auf den Kampfplatz, damit sein Glaube im Feuer der Anfechtung bewährt werde“, und ähnliche satissam anzubringen, und wäre vielleicht weniger in Verlegenheit gekommen, wie er sich hinsichtlich des großen Kurfürsten verhalten solle, der nun doch als Protector der Reformirten, als der, welcher Gerhardt seines Amtes entsetzte, weil dieser in altgläubig-orthodoxer Habscharrigkeit den verlangten Revers nicht unterzeichnete, bei dem Biographen nicht in hoher Gunst stehen dürfte. Man muß sich freilich wundern, wenn man (S. 21) von dem „frommen und weisen Fürsten“ liest und (S. 163) auch wieder von dem „frommen und friedlichen Gerhardt“. Aber unser orator bilinguis weiß sich auch durch gefährlichere Klippen hindurchzuhelfen: selbst da, wo die Wahrheit im schimmernden Gewande des schärfsten, fast spöttischen Zugemüthefährens aus dem Meere breiter Lebensarten auftaucht, wie sie der damalige Czaristhyl kannte. So suchte der berliner Rath unterm 13. Febr. 1666 um Restitution Gerhardt's in sein Amt beim Kurfürsten nach und hatte sich auf Vorgänge bezogen, wo ebenfalls eine solche ohne Unterschrift des Reverses geschehen, daneben Gerhardt als einen höchlichst frommen Mann geschildert. Unterm 28. Febr. desselben Jahres erließ nun der Kurfürst ein Antwortschreiben, worin er nicht nur die angeführten Facta als unrichtig supponirt bezeichnet, sondern auch von dem „frommen“ Gerhardt Handlungen zelotischen Eifers und positiven Widerstrebens gegen die Vereinigung der Religionsparteien dem Rathe zu Gemüthe führt, die derselbe allerdings in keinem seiner nachherigen Schreiben zu beschönigen auch nur den Versuch gemacht hat. Wie hilft sich hier der Biograph? „Der fromme, friedliche Gerhardt mußte irgend einen Feind in der Umgebung des Kurfürsten haben, der bemüht gewesen war, seine Frommigkeit und seinen friedlichen Sinn verdächtig zu machen.“ Gut geschienen, Mond! Die Beleuchtung ist vortrefflich, der Reflex, den die Anklage gegen einen Anonymus auf den Kurfürsten selbst wirft, ist gerade nur so groß, daß man noch geneigt sein muß, dem Verf. für seine mildchristliche Auffindung eines Deckmantelchens Dank zu wissen. Freilich scheint er nur auf Leser gerechnet zu haben, welche die endlosen unerquicklichen Actenstücke nicht durchgehen, sondern sich mit seinen Verbindungsätzen zwischen denselben begnügen werden.

Da, wo der Faden der Biographie eigentlich wieder aufgenommen wird (S. 206), folgen nun noch verschiedene Schreiben von und an Gerhardt, welche sich auf seine Versetzung nach Ebbing beziehen, und einige wenige Notizen über seine letzten Lebensjahre, auch diese wieder mit den bekannten salbungsvollen Phrasen untermischt. Nach einigen literarhistorischen Bemerkungen und dem sehr unnöthigen Wiederabdruck eines sehr mittelmäßigen Gedichts auf Gerhardt kommen wir zu der Einleitung in die Lieder P. Gerhardt's (S. 242—264). In dieser Einleitung sind außer einigen reinbiographischen Notizen aber die ausgeführten sieben Ausgaben der Gerhardt'schen Lieder

nur Auszüge aus den Vorreden zu den letztern und andern Schriften über Gerhardt gegeben, die zum großen Theile freilich an Langweiligkeit des Stils und Salbungsfülle der Diction den Verfasser noch übertraffen, ihm mindestens gleich kommen. Und haben wir nun etwa auf diesen nahe 300 Seiten eine Biographie Gerhardt's? Nein! es sind nur ein gutes Theil Bausteine dazu, aber auch diese wieder verborgen unter einem Schutthaufen frommelter Lebensarten und pietistischer Tendenzen. Zu einem echten Charakterbilde Gerhardt's hat der Verf. auch nicht einen einzigen eigenen Strich geliefert.

In den (120) Liedern selbst konnte er nichts ändern, sie sind übrigens mit vieler Genauigkeit abgedruckt; daß und welcher Art Beiwert er ihnen gab, mit was für ungeschickten literar-historischen Lappen er sie beging und welcher Geist auch hier sich an den Tag-legt, wurde schon oben bemerkt: es ist nur zu verwundern, daß der Herausgeber die neun Musikbeilagen, Choräle zu Gerhardt's Liedern enthaltend, so ohne alle christliche Legitimation und Bewundung mit einer frommen Phrase hat in die Welt gehen lassen!

Das vorstehend Gesagte gilt auch von dem Nachtrag zu dieser Schrift:

Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt, des geistreichen Liederdichters Paulus Gerhardt frommer Gattin. Als ein Nachtrag zu dessen Lebensbeschreibung, herausgegeben von E. E. S. Langbecker. Berlin, Dohmische. 1842. Gr. 8. 5 Ngr.

Die frommelnde Ausdrucksweise gewinnt hier eher noch an Unelblichkeit, insofern wir uns weder für den Gegenstand so interessieren können wie bei der vorigen Schrift, noch Episoden in derselben enthalten sind, die dem Verf. die Anbringung seiner Lieblingsphrasen ershwert hätten. Nun hat das Schicksal noch gewollt, daß der Verf. die auf Frau Gerhardt gehaltene Leichenpredigt aufgefunden hat, wovon er Gelegenheit nimmt, Titel und Dedication der letztern, ingleichen die ihr beigegebene Grabchrift (und zwar im lateinischen Original und in Übersetzung), nicht minder den Titel eines auf die Verewigte gemachten Gedichts (das er selbst des Abdrucks nicht werth erachtete!) auf acht Seiten getreu mitzutheilen. Bedürfte es noch eines Zeugnisses seiner Übergenauigkeit, so könnte dafür dienen, daß er S. 8 sogar das Jahr angegeben hat, in welchem das Kind der Amme starb, welche den jüngsten Sohn P. Gerhardt's säugte. Nehmt Euch ein Exempel daran, ihr Biographen! 16.

Literarische Notizen.

Blondelli gibt zu Mailand heraus: „Atlante linguistico d'Europa“, wovon der erste Band erschienen ist. Besonders haben die häufigen Schnitzer, welche dadurch begangen worden sind, daß man das Slawische mit den Dialecten deutscher Völkerschaften oder mit dem Finnischen, das Türkische dagegen mit dem Slawischen zusammenschmolz, den Verf. zu diesem Werke veranlaßt. Der Verf., welcher auf Walte-Brun's und Walb's Spuren geht und sich fähig glaubt, alle europäischen Sprachsysteme und Dialecte classificiren zu können, breitet in diesem Bande seine Untersuchungen vom Kaukasus bis zum kaspiischen Meere und dem Ural aus und umfaßt, Rußland sich nähernd, auch die Samojezen, Finnen und die türkisch-tatarischen Stämme am schwarzen Meer. So hofft er, ein Werk zum Schluß und Abschluß zu bringen, welches der berühmte Klaproth in seiner „Asia polyglotta“ begann.

Vom Grafen von Jeller erschien in Paris: „La noblesse ancienne et la noblesse d'à présent; suivi d'un appendice sur la souveraineté“, ein mit Reiblichkeit und Wichtigkeit geschriebenes und an interessanten Untersuchungen reiches Buch. 2

Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von R. H. Klausen. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Überraschend ist die Aussicht, welche das dritte Buch „Aeneas der Einwanderer“ eröffnet: die Aeneadischen Bezugskreise weithin verbreitet über die hellenische Welt, die Küsten vorzüglich, aber auch das innere Griechenland, denn in dem troischen Antandros, um den thematischen Bufen auf der Halbinsel Pallene und dem thessalischen Pharsalus, bei den Arkadern von Mantinea, Phoneos, Drachomenos, Raphyd, Rasoi, den epirotischen Orten Butthrotus und Onchesmus, auf den Inseln Kreta, Delos, Bakynthos, an den östlichen Küsten Italiens und Siciliens, zu Karthago — aller dieser Orte finden sich Sagen und Dienste, die sichtlich auf Aeneas und die ihm verbundenen Götterkreise deuten, der dunklern Spuren zu geschweigen. Mögen auch nach dem Sturze des troischen Reiches einzelne Auswanderungen erfolgt sein, die den Namen des dardanischen Heros Aeneas mit sich führten, und unter seinem Schutze die Mühsale des Wegs und der Ansiedlung überwand, so darf man doch keineswegs eine solche äußere Vermittlung annehmen, — annehmen, daß eine colonisirende Völkerkraft überallhin die teukrischen Sagen verbreitet habe. Der Aeneadische Cultus ist vielmehr ein an jedem Punkte einheimisches Erzeugniß, selbständig und local, aus der Verehrung einer gefälligen und vermittelnden Aphrodite erwachsen: sie liebt es, die Götter in wohlwollender Stimmung dem Menschen zuzuneigen, sie für die menschlichen Bedürfnisse günstig zu stimmen: wie man demnach der Göttin selbst diese Thätigkeit beilegt oder einen Dämon in aphrodischer Wirksamkeit ihr zur Seite stellt, ist die Verehrung bald einer Aphrodite Aineas, bald mit ihr einem Heros Aeneas gewidmet. In diesem ihren ursprünglichen localen Wesen sind die Aeneadischen Götter vorzüglich dem Hirten- und Schifferleben förderlich; dort hat Aphrodite das Geschäft, die Fruchtbarkeit der Heerden zu begünstigen, und Aeneas begründet die städtische Gemeinschaft, denn wie seine eigene Gemüthsart gefällig ist, stimmt er auch die Menschen zu gegenseitig nützendem Verkehr; hier sänftigt Aphrodite die Gewalt des Meeres und der Winde und Aeneas setzt Spiele ein, wodurch er die Glieder zur Arbeit am Ruder kräftigt,

und Gebräuche, durch welche die Gunst der Götter zu gewinnen. Erst durch die Verbreitung der Homerischen Gedichte geschah es, daß alle diese localen Culte eine allgemeinere hellenische Färbung annahmen und überall der einheimische Heros, doch ohne je seines angeborenen Wesens völlig sich zu entäußern, die Attribute und die plastische Gestalt des dardanischen in der Ilias empfing. So fand sich von selbst die Sage von der Seefahrt und den Ansiedlungen des Aeneas, denn jede Gegend bezeichnete sich als das Ziel und Ende seiner Fahrt, bis sie einem gleichberechtigten Orte auch einen Aufenthalt des Helden zugestehen mußte, und indem diese Thätigkeit bis zu den fernsten Enden der hellenischen Welt bis nach Phönicien und Italien sich ausdehnt, muß auch Aeneas auf weiter Fahrt, wie sein Sohn Eurypates es ausspricht, immer in Gesellschaft, sein Anrecht zu verwirklichen, Jahre lang alle Noth der Heimatlosigkeit ertragen. Sinnig deutet Klausen die Stellung, die bei diesem Zuge jeder der drei Aeneadischen Helden einnimmt, aus der troischen Sage resultirend:

Dem Anchises ist es eigenthümlich, daß er die Vorliebe der Götter und den Anspruch auf das daraus hervorgehende Gedeihen an die Seinigen bringt; dem Aeneas, daß er die Verwirklichung dieses Anspruchs erwirbt, auch wol erstreitet; dem Askantos, daß er diesen Besitz genießt und ohne große Anstrengung behauptet. Demgemäß wird den einzelnen gebietet: dem Anchises, damit er immer die Seinigen den Göttern nah erhalte; dem Aeneas, damit er jeder Störung, jedem Hinderniß begegne und ihm eine gedenklige Wendung abgewinne; dem Askantos, damit er den Segen selbst immerdar zuwende und erhalte. In den Schwierigkeiten des Verkehrs, namentlich der Wanderung und der Seefahrt, bietet sich daher vorzugsweise Aeneas zum Vertreter dar; Anchises enthält den Willen der Götter und sorgt dafür, daß ihre Vorliebe sich keinen Augenblick abwende; Askantos erhält etwa nur die Fülle der Vorräthe. So verlassen sie Troja: Anchises hält die Unterpfänder der Göttergunst, die heiligen Bilder oder das Scepter, Askantos den Hirtenstab, als sei er des Hirtenstabes auch für die Zukunft gewiß; Aeneas, der den Vater trägt, den Sohn führt, bahnt ihnen, sich und den Genossen einen Weg durch die Feinde und Flammen.

Nachdem so oft schon vor unsern Augen der Proceß der mythischen Scheidung und Mischung nachgewiesen, eines erprobten Führers versichert, wenden wir uns dem Boden Altitaliens zu, allwo der wunderliche Erzgeist Aeneas sich in Homerische Formen und Farben gekleidet haben soll. Denn von den spätern Erzählungen bei Virgil, Livius und Dionysius, die Aeneas von Sicilien her längs der italischen Westküste nach Latium führen, davon

daß der Homerische Heros völlig aus eigener Kraft auf diesem Boden erwachsen, weiß die durch Timäus erhaltene älteste Ueberlieferung nichts. In ihr finden wir Aeneas auf italischem Grunde zunächst bei den Tuscern, seinen Genossen, die Aboriginer sind sein Volk, das ganz unhellenische Latium sein Land, und erst zuletzt bei Rumä betritt er hellenisches Gebiet. Aeneas muß also eine einheimische, in lateinischen Religionsbegriffen wurzelnde Gestalt sein. Daher empfangen wir eine weitläufige Darstellung des altitalischen Götterdienstes, oft zu weitläufig, wie es scheint, der wir nur das auf unsere Hauptsache, die locale Bildung des Dämon Bezügliche, für diese Relation entnehmen.

In Lavinium befindet sich das Bundesheiligtum des lateinischen Volkes: hier an dem vorüberfließenden Numicius haben die Latiner dem Aeneas eine Heroenkapelle errichtet, einen nicht großen Grabhügel, umgeben von Baumreihen; hier waltet Aeneas Indiges an dem nährenden Strom der Penatenstadt, aus dessen fließendem Wasser zum Dienste der Götter geschöpft wird. Von Anchisa, dem Genius der Bundesstadt, an dem die lateinische Sage den göttlichen Sinn und die reiche Kunde von göttlichen Dingen rühmt, ist dieser Landesheros durch die Vermittlung der lateinischen Venus in die Menschheit hineingeboren, denn sie, die Göttin des rieselnden Vertrauens, welche die üppigsten Gewächse und das edle Korn erzeugt hat, muß auch dabei thätig sein, wenn der Genius des Orts dem Flußwasser seine nährende, heilende, erleuchtende Kraft mittheilen soll. Bisher war das Leben des Volkes ein unsicheres und unsicheres gewesen, die eingeborenen Aboriginer kämpfen mit den eingewanderten herrschenden Sikulern, und erst durch Laviniums Gründung weichen Zwist und Fehde gesicherter Ansässigkeit: dies hat Aeneas, der Heimatsstifter und Penatenbringer, vollbracht, indem er auf dem troius ager, d. h. dem von Rissen durchtummelten, lateinischen Boden den Troß des unsicheren Lebens gebrochen, als der Erste die Symbole des Haus- und Staatslebens, die austrottende Flamme und das nährende Feuer, in der troa, der bauchigen Opferschale mit der Handhabe, sonach auf troische Weise dargebracht, und die troische Sau (troia), das trachtige, Zukunft versorgende Hantstier geschlachtet, in dem lavinischen Venus unter dem Schutze der Penaten aufbewahrt hat. Er hat einen Bund geschlossen mit Latinus, dem menschengewordenen Jupiter Latiaris, und mit dem Geiste der Bundesstadt vom Latium, der Lavinia sich vermählt; seit dieser Ausgleichung wird die weltliche Gewalt vom Latiaris, die Cerimonialgewalt vom Indiges geküßt. Nach seinem Verschwinden aus der Menschenwelt lebt er an dem Flusse Numicius; wenn die Sage hier die gefällige Anna Perenna, die Nymphe des unversiegbar strömenden Gewässers des Staatshausalters, neben ihn stellt und die lateinisch römische Cerimonie den Vestalinnen befiehlt, aus seinem Wasser für den Dienst der Vesta zu schöpfen, der Herdgöttin, in deren Hut die Lebensflamme aller menschlichen Gemeinschaft steht, wenn die Götter, welche den Boden von störenden Sumpfgewässern befreien und dem Flusse

verjüngende Frische und Heilkraft gewähren, ihm als Genossen zugegeben werden, so ist auf diese Weise seine frühere heroische Thätigkeit in eine bleibende dämonische Sorge religiös umgebildet, in die Sorge für Feuer und Wasser, auf dessen Gebrauch Familie wie Staat beruht. Wie er als Landesheros das Opfer und seine Cerimonien einleitet, so waltet er auch fortbauend in den gottesdienstlichen Verrichtungen, den Indigitamenten, wie die Pontificalbücher sie vorschreiben zur Verehrung, Verherrlichung und wirksamen Behandlung der Götter. Aeneas gehört zu dem Indigetes, die im Cultus unter den am meisten einheimischen, den angeborenen Göttern genannt werden, die dem Cerimonial die Kraft verleihen, auf die Gottheit in gleichmäßiger Weise und mit immer sicherem Erfolge einzuwirken, die den lateinischen Bundesstaat und das römische Volk in ein unfehlbares Verhältniß zu dem günstigen Walten der Götter setzen. Eben um dieser vermittelnden Thätigkeit willen ist Aeneas der göttlichen wie menschlichen Natur theilhaftig.

Schon diese, eben nur die hauptsächlichsten Momente des altitalischen Aeneascultus beweisen, daß auch hier ein Kreis von religiösen Vorstellungen einheimisch gewesen, die sowohl dem Inhalte als wunderbarlich genug auch mancher Beziehungen nach eine Relation haben zu dem Homerischen Mythen, die dem aphrodisischen Fürsten von Troas und seinem Geschlechte in Italien eine Stätte bereiten konnten. Ja, bei dem Heros selbst, der den Mittelpunkt des Mythengebildes bildet, luden ähnlich klingende Laute zur Vermischung ein: der lateinische Indiges — dies darf man wol für mehr als wahrscheinlich annehmen — ist in seiner heroischen Laufbahn ein Geist des Erzes gewesen, Aeneas, in dessen Namen man leicht den dardanischen Aeneas finden konnte. In namentlicher Bezeichnung durch Citate läßt ein Aeneas freilich sich nicht erweisen: indeß da das Erz, das einheimische Metall Italiens, schon nach seiner Anwendung zu allem besten Hausgeräth in den Begriffskreis der Vesta und der Penaten sich stellt, da eherner Werkzeuge im Gottesdienste dazu gebraucht werden, um auf heilige Gegenstände eine bestimmte Einwirkung auszuüben, da in dem Lärm des Erzes, der dem Kriegsgotte, dem Liber und der Göttermutter gefällig ist, der die bösen Geister im Himmel und auf Erden vertreibt und den Dienenschwarm zur Ansiedlung lockt, in diesem heisern Klange des Erzes offenbar eine dämonische Gottheit einwohnend gedacht wird, so liegt die Folgerung nahe, daß, wie die Pythagoräer, auch die verwandte lateinische Religion einen Geist des verarbeiteten Erzes verehrt habe, analog den im Gelde waltenden Dämonen Aesculanus, Argentinus, Jupiter Pecunia; dann aber ist nicht abzusehen, wie er anders heißen haben soll als Aeneas. Die Identität des Indiges und dieses Aeneas ergibt sich daraus, daß der Geist des Erzes gerade bei den Gebräuchen wirksam ist, welche das Herz der gesammten Pontificaltheorie bilden, bei der Darbringung des Feuers und Wassers, wie wir schon gesehen haben, in den ehernen Opferschalen. Eben diese wesentliche Einheit beider Auffassungen ist auch dafür in Nach-

nung zu gleiten, daß der immer gegenwärtige, in den Gewässern und dem ganzen Cerimonial wirksame Dämon den Vordergrund einnimmt, während seine irdische Persönlichkeit, der Erzgeist Aeneas, nur selten, schwankend und zerfloßen erscheint, denn im Dämon ist zugleich der Held zu entdecken. Durch die Bekanntschaft mit der troischen Sage wurde auch die heroische Wirklichkeit bestimmter und nüchterner aufgefaßt: man vernahm von dem Aeneas als einem umherziehenden Fürsten einer vertriebenen Schaar, der schon an verschiedenen Orten Städte gegründet, Häfen eröffnet, Spiele gestiftet, Geschlechter zurückgelassen hat, und indem man ihn übrigens den einheimischen Überlieferungen gemäß erhielt, wurde er seitdem als ein Einwanderer, als der Stammvater des lateinischen Volks gefaßt; — Aeneas wurde Aeneas.

Was er auf diese Weise in Latium zu Stande gebracht, überträgt er durch seine Abkömmlinge nach Rom, entweder unmittelbar, wie die Annalisten und Griechen von Roms Gründern als den Söhnen und Enkeln des Aeneas sprechen, oder in längerer Linie durch Proca, den Ruhm des troischen Geschlechts, der den billig zutheilenden Numitor und den eifersüchtig anmaßenden Amulius zeugt:

Aus dem Streite beider geht die Zeugung des Waldgotts mit der Vestalin hervor, deren aus dem nährenden Strom geborgene Geburten die sibyllischen Söhne des Krieges sind. Von diesen wird der neuen Stadt mit Aneasischem Feuer eine Stätte bereitet; in die mit dem Pomörium inaugurierte Stadt wird Venus mit den Waffen herringeführt; die Stadt aber bedarf noch der Heiligung und innern Ordnung durch den Pontificalsarkten. Dieser weist allen Bezirken ihre nährenden Quellen an und wird selbst an der Stätte des Quellgottes bestattet auf Aneasischem Boden.

Es ist ein bekannter Satz, den Niebuhr auch auf die römische Geschichte angewendet, daß freie Staaten die Stetigkeit ihrer Entwicklung vornehmlich der Erblichkeit verdanken, womit Gesinnungen und Grundsätze fortgepflanzt werden in den Familien derselben, deren Leben durch die Jahrhunderte hindurch wie eines Mannes ist. Wie man in Griechenland Fähigkeiten und Künste, namentlich auch Priesterschaft in Geschlechtern fortgepflanzt findet, so beruhen in Rom diese durchgehenden Familienzüge auf religiösen Grundlagen und die Familien verehren in ihren Gentiliculen die ihrem Charakter entsprechenden Götter; leicht geschieht es dabei, daß theils von den Gliedern, theils von den beobachtenden Mitgliedern Das, was im Charakter und in den Schicksalen desselben das Wesentliche ist, rückwärts auf den Heroen übertragen wird, der als der Urvater des Geschlechts gilt. Wie dies schon bei den Amiliern, in ältester Zeit den vornehmsten Trägern Aneadischer Vorstellungen in Rom, sich nachweisen läßt, so auch bei den Juliern, deren vornehme und gemächliche Haltung, ihre Neigung zu gelehrter Bildung, ihre priesterliche Amtsthätigkeit man auf den Ursprung von der Venus mythisch deutete: Cäsar und Octavian bildeten die ererbten Vorstellungen reicher und bestimmter aus, um durch die an Aneadisches stets sich ansmiegenden sibyllischen Prophezeiungen ihre Herrschaft zu mehren und zu sichern. Daher darf man auch Virgil's

„Aeneis“ nicht geradezu für eine Ausgeburt schmeichlicher Einge und dienerlicher Sinnesart erklären; sie bleibt, wenn auch durch ähnliche Motive veranlaßt, dabei noch immer eine scharfsinnige Auslegung und dichterische Darstellung ehrwürdiger Traditionen:

Cäsar und Octavian nahmen, indem sie ihre Gewalt gründeten auf die Vorliebe der Menge oder auf die tribunelsche Vollmacht, in dem gegenwärtigen Leben des römischen Volks die Stelle ein, welche dem Aeneas zukam, wenn man ihn den Aboriginern gegenüber als Vertreter der wegen Ausländer frei geschützten Sikuler, als Werkzeug des Eiders gegenüber dem Mars, der Venus Eibera gegenüber der Juno faßt. Dies hat Virgil erkannt und entwickelt: er hat dem Aeneas das Geschäft gegeben, das im römischen Staat, als dieser ein lebendiger Verein eigenthümlich organisirter, in erblicher Lebensansicht gleichmäßig fortwirkender Geschlechter war, den Juliern zustand, im römischen Gottesdienst auseinanderging in die Ämter der Flamines und Pontifices. Bestimmt durch die selbstbewußte Geschäftigkeit des Octavian in der Ausmittlung der wirksamsten Stellung für sich in jedem der von ihm neu eingerichteten politischen und religiösen Wirkungskreise, gestützt auf die unermessliche Belesenheit des Varro in Verbindung mit eigenem Ohr für die keineswegs verschollene Überlieferung, hat er mit staunenswürdigem Gelehrsamkeit aus den Traditionen der Itallischen Geschlechter heraus jede seiner Personen und jede That derselben in das richtige Verhältniß geordnet, um ein dichterisches Gegenbild des durch den innern Betrieb seiner Glieder Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert durch Entzweiung und Aufführung hindurch sich wieder befriedenden und befestigenden römischen Staats als der Einheit von Italien zu geben.

Nach dieser gewissenhaften und, so viel an uns lag, treuen Relation sind wir wol der Mühe überhoben, die wissenschaftliche Bedeutung des „Aeneas und der Penaten“ noch in allgemein abschätzenden Worten zu umschreiben. Schon nach den Grundgedanken und der ganzen Anlage eine vollendetere Betrachtungsweise des Mythischen, der symbolischen, welche die religiösen Formen in ein unbestimmtes Allgemeine auflöst und nur hinter dem Bilde die Wahrheit sucht, ebenso sehr überlegen als der antisymbolischen, welche den Gegenstand willkürlich begrenzt und vereinzelt und vor ihm hin und her rathen will, darf dies Werk, das praktisch es versucht, eine mythische Bildung nach allen ihren Farbenverhältnissen und Gruppierungsgesetzen zu verstehen, auch seinem Inhalte, wenigstens den hauptsächlichsten Daten und Ideen nach des höchsten Lobes würdig und der Aneadenmythus auf ebenso gelehrt als geistvolle Weise entwickelt gelten. Daß die Form noch Manches zu wünschen übrig lasse, die ganze Arbeit zu weit und breit angelegt scheint und die massenhaft übereinander gethürmten Combinationen oft in weit abliegende Gebiete sich verlieren, wollen wir um so weniger leugnen, da Klausen selbst noch beim letzten Bande sein Bedenken nicht verhehlt, es möge doch die anhaltende Beschäftigung mit den einzelnen Gegenständen der Klarheit und Deutlichkeit des Ergebnisses geschadet haben, und indem er, vor den Augen der Urtheilsfähigen die Ausscheidung zu vollziehen, die Erörterung der Überlieferung hin und her getragen, sei die Verwirrung eher vermehrt als gehoben worden. Sollen wir das strenge Selbsturtheil, das Klausen darin ausgesprochen, durch Belege und Proben in ein noch schärferes, schneidenderes Licht

setzen, wie man leider schon begonnen? Man lese die trefflichen Worte, welche Rigisch in Bonn, dem der letzte Band gewidmet, zum Andenken des zu früh Entschlafenen niedergeschrieben, und wird statt wohlfeilen Märkeins dem Urtheile bestimmen:

Ich halte es für unmöglich, daß so viel nachhaltiger zu Tage fördernder Fleiß, solche Treue im unverdächtigsten Belegen, solche durchgeführte, großartige und eigenthümliche Betrachtung des Verhältnisses des Italischen und Griechischen in der Mythologie und solches Glück der Wahrnehmung, so belohnende und belohnende Forschung eine bleibende Ungunst und Vernachlässigung erfahre. 42.

Aus Italien.

Am 11. September 1841 starb zu Mailand Gaetano Cattaneo, einer der geachteten Gelehrten dieser Stadt, dessen stille Wirksamkeit seinem Vaterlande ein schönes Denkmal seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft zurückläßt. Zu Concino, einem Dörfchen der Provinz Pavia, am 20. September 1771 geboren, kam er sehr jung nach Mailand, wo er neben streng wissenschaftlichen Studien berufsmäßig der Kunst sich widmete. In ihr sich zu vervollkommen, ging er nach Rom und seine Leistungen fanden so vielen Beifall, daß er nach seiner Rückkehr ins Vaterland am 19. November 1801 als Zeichner bei der Münze und als Director für die Medaillenstempel, die im Auftrage des Staats ausgeführt wurden, Anstellung erhielt. Der häufig vorkommende Fall, daß bei der Münze werthvolle Seltenheiten zum Einschmelzen angeboten wurden, bewog ihn zu dem Antrage bei den Behörden, diese Stücke durch Ersatz des Metallwerthes vor dem Schmelzfeuer zu sichern. Der Antrag fand Zustimmung und so begann er seit 1803 das Münzcabinet zu bilden, das im Laufe weniger Jahre so an Umfang und Bedeutung gewann, daß es jetzt zu den namhaftesten gehört. Im Jahre 1808 ward Cattaneo zu seinem Conservator, 1818 zu seinem bleibenden Director ernannt. Ankäufe der Sammlungen von Gorißano-Garonni, Millingen, Anguissola, Sanclemente, Canonici, bedeutender Abtheilungen der Sammlungen Goltz und Bottari, die kleineren ungerechnet, die er auf Reisen durch Italien 1810, durch Deutschland und Ungarn 1813 erwarb, haben einen Schatz von 33,740 griechischen, römischen und modernen zusammengebracht, bei dem 9323 moderne Goldstücke, Doubletten und absichtlich gesammelte falsche gar nicht gerechnet sind. Dazu kommt eine Büchersammlung von 12,000 Bänden, numismatischen und archäologischen Inhalts, ohne die eine Sammlung dieser Art nicht wohl bestehen kann. So ausreichend das Verdienst einer solchen gesammelten und gutgeordneten Sammlung auch scheinen könnte, um sein Andenken zu erhalten, so hat er doch auch durch einzelne Schriften, namentlich durch einen Brief über zwei griechische Münzen (1811) und eine Abhandlung über ein Bronzefragment, Venus mit dem Apfel darstellend (1819), dafür zu sorgen gesucht und Vorarbeiten zu einer Geschichte der lombardischen Künstler, für die er seit Jahren gesammelt, wurden, wenn er die letzte Hand hätte an sie legen können, seine der Kunst zugewandte Thätigkeit auf neue glänzend bewährt haben. Seinem plötzlichen Tode folgten die Klagen Aller nach, die mit dem braven Manne im Leben verbunden waren.

Statistische Beobachtungen, die Doctor Carlo Gallo Galderini unter dem Titel: „Studj di statistica medico-politica per la città e Corpi Santi di Milano per l'anno 1839“, im Sommer vorigen Jahres dem Lombardischen Institute vorlegte, geben über die Bevölkerung Mailands sehr erfreuliche Aufschlüsse. Nach seinen mühsamen Zählungen, denen die Bereitwilligkeit

der kaiserlichen Behörden keineswegs zu Hülfe kam, hatte Mailand im angegebenen Jahre 143,179 Seelen, dabei die Kinder, die noch kein Jahr alt waren, ungerechnet, nämlich 69,677 männliche und 72,503 weibliche. Todesfälle gab es in diesem Jahre 6522, von denen 2068 Kinder waren, die im Jahre ihrer Geburt starben und in der Mittelzahl kaum den 39. Tag erlebten. Auffallend ist außerdem, daß die verschiedenen Kirchspiele sehr verschiedene mittlere Lebensdauer zeigten. In S. Stefano, in S. Tommaso und S. Ambrogio ist die mittlere Lebensdauer — wiederum wenn die Kinder nicht in Anschlag gebracht werden — 42 Jahre; dagegen im Kirchspiel von S. Gallimero und des Domes kann man nur 32 Jahre zählen. Besondere Aufmerksamkeit werden die Behörden auf die Sterblichkeit der Kinder zu richten haben, denn leider! fand Galderini, daß auf 5 Todesfälle stets ein Kind zu rechnen war, und nimmt man die ausgelegten hinzu, so kommt sogar auf 3 Todesfälle der eines Kindes. Auch ergab sich in der Stadt im Allgemeinen ein todttes Kind auf jedes fünfte während des ganzen Jahres geboren und mit Hinzuzählung der Ausgestorbenen sogar auf jede vierte Geburt. Im Kirchspiel Sta. Maria de' Servi war jedes sechste Kind, in S. Alessandro jedes neunzigste ein uneheliches. Durchschnittlich ergab sich für Mailand, daß jedes zwanzigste Kind ein uneheliches war, wohl gemerkt, daß dabei die weggesetzten nicht in Anschlag kommen; denn sonst würde sich ergeben, daß jedes dritte (und ein Bruchtheil) ein uneheliches ist. Im Allgemeinen wird in Mailand jedem dreißigsten seiner Einwohner ein Kind geboren; und auf jede Ehe ergeben sich im Durchschnitt 4 (gesetzliche) Kinder. Die meisten Knaben bringt das Kirchspiel S. Gallimero, die wenigsten S. Tommaso, Sta. Maria del Carmine, S. Fedele und S. Alessandro. Ehen wurden geschlossen im Verhältnisse von 1 auf 116 Einwohner. In ehelichen Jahren leben dort 32,341 Individuen von beiden Geschlechtern und jährlich verheirathet sich von ihnen das 26. Das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten von 10 zu 12,07 angenommen und die mittlere Lebensdauer zu 25 Jahr 7 Mon. berechnet, würde sich in 74 Jahren die Bevölkerung Mailands verdoppeln.

Eine nicht wissenschaftlich genug prüfende Nachricht von einer aussehenden Quelle, bei der eigenthümliche Erscheinungen vorkommen, ist im „Giornale dell' Istituto Lombardo“ mitgetheilt, um Naturforscher auf sie aufmerksam zu machen. Vielleicht reizen die dorthier entnommenen Angaben auch ausländische Reisende dieser Quelle ihre Forschungen zuzuwenden. Am linken Ufer der Mella, eines Nebenflusses des Oglio, die aus Valtrompia hervorbrechend zuletzt durch den Po dem Meere zugeführt wird, kommt man durch das enge Inzinothal auf steilen und zerrissenen Fußwegen zum Berg Guglielmo, dem höchsten in Valtrompia, und noch anderthalb Stunden an ihm steigend erreicht man Fontanasso, die Stelle, wo die aussehende Quelle sich findet. Im Felsen ist dort von der Natur eine Höhle gewölbt, die bequem 12 Männer faßt, desto enger ist der Zugang. Aus ihr führt, dem Eingang gegenüber, ein nur wenige Schritte weit zugängiger Stollen in den Felsen. Dieses Höhlenbeden ist trocken bis täglich Nachmittags 4 Uhr; dann hört man darin ein dumpfes fernes Geräusch, wie von Kochendem Wasser; heftiger Zugwind verändert die Temperatur und ihm folgt weißer Schaum, hinter dem mit Gewalt der klare und frische Strom hervorbricht, der, bald das Höhlenbeden ausfüllend, sich durch die Eingangsmündung in das unten liegende Thal stürzt. Dieser Wasserfall dauert bis 12 Uhr des Nachts; dann hört er auf und die schiefstehende, bald trocken gewordene Bahn seines Stromes zeigt keine Spur mehr, bis am folgenden Tage zur angegebenen Stunde dieser Fergang der Ereignisse sich wiederholt. Von Brescia oder Garbano aus möchte diese immer interessante und durch den Reiz ihrer Lage jedemfalls belohnende Quelle am leichtesten aufzusuchen sein. 27.

Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution von A. Alison. Deutsch von Ludwig Meyer. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, D. Wigand. 1842.

Es ist gerade kein erfreuliches Resultat, welches wir in den folgenden Bemerkungen über ein scheinbar verdienstliches Unternehmen niederzulegen haben. Wir müssen beginnen mit einer Warnung an das Publicum, sich durch den Titel nicht locken zu lassen, wir müssen dem kausenden bemerken, daß es höchstens die Hälfte, und dem lesenden, daß es geradezu das Widerspiel von Alison's berühmtem Buche von Hrn. Meyer erhält.

Aber wie — der Titel? die oft wiederholte und aufgewärmte Ankündigung? sagen sie eine Späße davon? deuten sie an, daß man etwa der Kürze wegen nur von einer Übersetzung reden, aber den Styl oder die Theorien des Verf. dem Geschmacke des heutigen Deutschlands accommodiren wolle? Wir wollen uns auf diese Fragen einlassen, wir wollen, ehe wir von Dem reden, was gegeben ist, genau erkunden, was man zu geben versprochen hat, wir können ohne große Mühe das dazu nöthige Material übersehen. Der Titel ist so klar wie möglich, Hr. Meyer hat sich keiner besondern Äußerung über die Grundsätze seiner Arbeit unterzogen, es bleibt also der Prospectus des Verlegers zu betrachten. Hier findet sich denn nach bekanntem Brauche ein Panegyricus Alison's, der zwar nach den meisten Seiten zu viel und zu wenig sagt; indeß wird auch Niemand bei solcher Proclamation kritische Wissenschaftlichkeit auffuchen wollen, und nur das Eine fällt etwas wunderbarlich auf, daß Alison hier als parteilos gepriesen, trotz Herwegh deshalb gepriesen wird. Nun aber, was den Übersetzer anlangt, heißt es: „Herr Dr. Meyer, Mitarbeiter an den Deutschen Jahrbüchern“ und Mitredacteur der „Revue des Auslands“, hat die deutsche Bearbeitung übernommen.“ Bearbeitung? Allerdings kann man die bloße Übersetzung, die mit ängstlicher Treue dem Originale folgt, so nennen; man nehme die obige Begeisterung über dies Original hinzu, man sehe auf des Titels lakonisches „Deutsch von L. Meyer“, und schlechterdings wird man nichts Anderes erwarten können, als eine vollständige, sinngetreue Übertragung des englischen Werkes. Das Allergeringste wäre, Hrn. Meyer das Streben nach dem sehr realen

Verdienst zuzuschreiben, Burke'sche Ansichten über die Revolution verbreiten zu helfen.

Aber, wie gesagt, von alledem ist im Buche selbst nichts zu finden. Was zuerst die Vollständigkeit anlangt, so füge ich in der Note ein Lückenregister über die ersten Abschnitte bei *); ich versichere und werde Beweise dafür bringen, daß ich diese gewählt habe, theils aus eigener Bequemlichkeit, weil sie den geringsten Stoff boten, theils, weil die Mehrzahl dieser Auslassungen nur für die Bequemlichkeit und für keine andere Tugend des Hrn. Meyer Zeugniß ablegt. Man gesteht nun gern, daß solch ein Mittel, Mühe und Kosten eines literarischen Unternehmens zu verringern, einfach genug ist: es führt gerades Weges zum Zwecke, und möglicherweise verhält es sogar dem Leser zu wohlfeilen Ausgaben, die ihm die ungeschädigte Weisheit in nuce darböten. Vorausgesetzt die leider von Hrn. Meyer versäumte Kleinigkeit, nun auch die Ruß als solche und nicht als einen Wald von Rußbäumen auszubieten, hätte das Verfahren in manchem Sinne und für manche Leserkreise sein Gutes, und vollends in diesem Falle wäre seine Vertheidigung eben nicht schwer zu führen; denn was auch Hrn. Wigand's Prospectus sagen mag, so weiß doch jeder Kundige, daß Alison selbst nicht auf Vollständigkeit oder gelehrte Durchdringung des Materials das größte Gewicht legt, sondern auf Klarheit und praktische Festigkeit des Standpunktes: man würde also immer noch in seinem Sinne handeln und seine eigentsten Vorzüge wiedergeben können und doch auch von seinem Stoffe noch ein beträchtliches Theil zurücklassen.

*) Ausgelassen ist: das Quellenverzeichnis, S. xv, 3. 6—1 v. u., S. xxxix, letzte Hälfte und xi. Einleitung: S. 8, 3. 7—11; S. 9, 3. 6; S. 11, 3. 3. 18, 1—20. 21, 24—22, 13. 23, 2—9. 7 v. u. bis 24, 13 v. o. 31, 17—24, u. d. letzten 4 3. 36, 13—37, 8. 41, 3 v. u. bis 42, 20 v. o. 44, ein ganzer Abschnitt, 47, 19—48, 18. 49, der Schluß der Einleitung. Cap. 1, S. 53, die letzten 6 3. 54, die letzten 9 3. 55, 1—8. 56, 8—14. 60, 6—61, 3 (nur 7 3. sind geblieben), 61, die halbe Seite. 64, 5—10 v. o. 14—6 v. u. 65, 15—30. 73, 4—15. 74, 16—32. 77, 16—33. 84, 8 v. u. 87, 15. 89, 17—3 v. u. 92, die halbe Seite. 93—96 steht auf 20 3., 97—102 auf 14 3. Der Schluß des Capitels fehlt. Cap. 2, 115—117, 6. 120 bis auf 5 3. u. f. w. (Alison, zweite Ausg., London 1835.)

Und Hr. Meyer erkennt, daß es dem Übersetzer auf die eigensten Vorzüge besonders ankommen muß, ihnen wendet er seinen besondern Fleiß zu, und nun ist nur das Traurige, daß er als Übersetzer seine Methode ganz für sich zu haben scheint. Es wird in der That sehr vollständig Allison nicht durch, sondern in Meyer übersetzt, und da von einer Mitwissenschaft des Autors an diesem Prozesse nichts verlautet, so muß sich, wie man sieht, der Verdacht aufdrängen, daß es weniger auf diese Verwandlung als auf eine umgekehrte Verklappung abgesehen sei. Hr. Meyer wünscht seine Theorien unter Allison's Namen und, wenn es glückt, in Reputation zu bringen.

Obgleich es hinreichend zur Entstehung dieses Verdachts wäre, wenn eine einzige Stelle solcher Art nachgewiesen würde, so will ich, daß Hr. Meyer nicht über zu eilige Beurtheilung Klage führe, ein Duzend etwa zusammenstellen und ihre Erwägung dem Ermessen des Lesers anheimgeben. Allison zählt auf als vorbereitende Ursachen der Revolution:

Bildung einer Centralgewalt seit Ludwig XI. und kriegerischer Geist der Nation, S. 121 fg. Das Feld schien unfruchtbar, Hr. Meyer begnügte sich ohne Umarbeitung drei Seiten auf 18 Zeilen zusammenzuziehen.

S. 123 fg. Geistige Entwicklung. Allison hält sich hier streng an die Ausbildung der politischen Doctrinen und legt Gewicht auf die damalige Begeisterung für antiken Republikanismus. Hr. Meyer ist das nicht specis genug, er schiebt einige Worte ein, deren Abstammung aus sehr modernen Richtungen unzweideutig ist: wo selbst die höhere Natur des Menschen so wenig geachtet werde, wie bei den Sensualisten, da könne man noch weniger Rückhalt gegen (sic) sociale und politische Formen erwarten, die in der Zeit entstanden, schon längst mit der Zeit hätten aufgehoben werden sollen.

Opposition gegen die Kirche, S. 126. Meyer fügt zu Allison's Äußerungen den wohlfeilen Vorwurf der Eitellosigkeit im Klerus. Allison bemerkt S. 129, gegen den Stolz des Adels sei damals der Ruf nach Freiheit und Gleichheit laut geworden, „an exclamation almost unknown in the English rebellion“. Allison läßt diesen Tadel — denn das ist er hier — liegen, ersetzt ihn aber durch eine Kritik „des chinesisch-französischen Mandarinentums“, das schon „zu lange der geistigen Entwicklung eines kräftigen und edeln Volks“ entgegengestanden habe.

Wir übergehen eine Reihe ähnlicher Auslassungen und Zusätze, welche die Übertragung der folgenden Paragraphen schmücken, und knüpfen erst S. 168 an Allison's Bemerkungen über die erste Berufung der Etats généraux wieder an. Nachdem alle drei Stände sie durchgesetzt, bemerkt Allison, folgte dem Siege, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine Spaltung unter den Siegern. Diese Motivierung des folgenden Sages: die Gemeinen suchten radicale Umwälzung, die Privilegirten wollten auf dem Boden der Verfassung stehen bleiben, fehlt bei Meyer, der dafür proprio Marte die Kunde ergiebt: „so zeigten die höhern Stände schon jetzt, daß nicht Liebe zum Volk,

sondern nur die Verwahrung ihrer eigenen Privilegien es auf kurze Zeit zum Bundesgenossen gemacht hatte“. Beiläufig könnte hier die Natur der Meyer'schen Prosa zur Sprache kommen, deren Formen, wenn auch nicht Flüchtigkeits, aber doch Flüchtigkeit zeigen, eine Flüchtigkeit, mit der ein anderes Mal ein Ausspruch Ludwig's XV. von S. 152 des Originals nach S. 146 und zugleich mitten in den amerikanischen Krieg hinein verpflanzt wird. Indes wir denken, eine Charakteristik von Hrn. Meyer's Talenten wird man uns erlassen; uns kommt es darauf an, die Insinuation zurückzuweisen, mit der man sie als Allison'sches Eigenthum geltend machen will, und hiehin gehört die Auslassung zweier Worte, vermöge deren eine ganze Seite geradezu auf den Kopf gestellt wird. S. 171 wiederholt Allison Nedder's Argumente für die Verdoppelung der Deputirten des Tiers état in der Note wörtlich, um sie später im Texte weitläufiger zu widerlegen, und führt Nedder demnach hier ein als „this able and good but mistaken man“. Hr. Meyer gibt die Argumente, aber übersieht das mistaken und erzählt so des Ministers Irrthümer als historische Wahrheit, und Worte, die Allison unterstreicht als schreiendsten Beweis des Fehlers, unterstreicht er als glorreichen Preis des Demos. Etwa flüchtigerweise? aber auch die gleichlautende Erörterung von S. 172—178 ist ihm entgangen, ganze sechs Seiten über den politischen Fehler Nedder's, deren Mangel er auch schwerlich gefühlt hat, da er auf Nedder's Beweisführung ein Raisonnement folgen läßt mit dem Ergebnis: „dem Volke kann man also nicht die Schuld aufbürden, wenn unsägliche Wehen über das Land hereindringen“ — wobei ich aus obigem Grunde gern absehe von den Phrasen des Schlusses: jugendliche Freiheit, entseßliche, schmachvolle Lage, dumpfer Kerker der Sklaverei und wie das Wörterbuch des gefühlvollen Republikaners weiter lautet.

Noch in Etwas muß ich das Borige modificiren, etwas von dem Inhalte jener Seiten findet sich auch bei Hrn. Meyer wieder und glücklich in einer Weise, die sein Verfahren in das schönste und, wenn es noch trüb sein sollte, in das hellste Licht setzt. S. 173, wie gesagt, handelt Allison die Verdoppelung der Deputirten des Tiers état ab; er findet darin den Schlüsselstein von Nedder's falschen Maßregeln und citirt zum Belege Napoleon's bekanntes Wort: Nedder's Concessionen zeigen seine Unwissenheit in den ersten Herrschergrundsätzen, sie haben dem Throne mehr als Marat und Danton geschadet. Der Kern dieser Erörterung ist der Satz, daß man die Aufwallungen des Tiers état hätte mäßigen müssen, um Reformen statt der Revolution möglich zu machen; das wird S. 185—196 im Einzelnen erläutert und das Verderben darin nachgewiesen, daß die Regierung überhaupt den Weg der Concessionen einschlug. Hr. Meyer aber, nachdem er eine Reihe ähnlicher Betrachtungen (Cap. 3 im Anhang) ohne Weiteres ausgelassen, meldet S. 113 zunächst ganz wörtlich nach Allison (S. 185):

Nedder sah die Krise als eine finanzielle an, da sie doch

eine sociale war; jetzt zeigte sich erst, wie wenig er der Stellung gewachsen war, nach der er doch so eifrig gekämpft hatte. Im thörichtesten Spiele hatte er Mächte herausbeschworen, die er weder zu beschäftigen noch zu beherrschen wusste.

Ich bemerke, daß dies natürlich wieder Hr. Meyer und nicht mehr Alison ist — dessen Schmuck ist selten so bunt, aber auch nie so verbraucht —, aber Hr. Meyer ist durch den frappanten Gedanken in einigen Schwung gerathen und erinnert sich eines ebenso frappanten, wenn auch viel inhaltsreicheren, dem er am rechten Orte weislich vorbeigegangen, und so finden wir hier, sechs Seiten später, daß früher schmerzlich vermisste Napoleonische Kraftwort wieder.

Nedker also, den oben Hr. Meyer so freundlich gereinigt, ist hier den richtenden Händen doch nicht entgangen, und woher kommt diese Sinnesänderung, die früher ein „mistaken“ nicht duldete und hier das „ignorant of the first principles“ wohlgefällig nachredet?*) Der deutsche Alison fühlt die Nothwendigkeit, sich zu erklären, er läßt also sein englisches Prototyp wieder eine Weile rein im Stich und berichtet uns gleich im Folgenden: — „Mehr und mehr zeigte sich, daß es Niemanden im ganzen Umfange des Reiches deutlich war, was eine Nationalversammlung wirken sollte. Die Regierung, der Adel, die höhere Geistlichkeit, die Parlamente, Alle glaubten, sie würden durch das Volk ihre frühern Rechte und größere Privilegien erringen können“ — und dann folgen erst wieder eine Reihe „lecker, glänzender Bilder“ und die „Dunkelheit des Kerkers“ muß wieder ans Tageslicht hervor, und nun erst führt Hr. Meyer den „geblendeten“ Leser langsam dem Ziele näher: „Die Regierung that wirklich Alles, was in ihrer Macht lag, die Gemeinen zu der Rolle vorzubereiten, in der sie später auftraten, als jene feig vor den früher beabsichtigten Reformen zurücktrat.“ Und das Resultat, das also hervortrat? Nun, das ist es ja, Hr. Meyer ist unzufrieden mit der Regierung, daß sie nicht fortgefahren mit den Concessionen, daß Nedker auf halbem Wege stehen geblieben und trotz der Berufung des Tiers Etat nachher ihm doch noch Schwierigkeiten gemacht hat. Alison sehen wir ziemlich entgegengesetzter Meinung, auf Nedker erzürnt wegen der ersten Concessionen und nicht unzufrieden über eine spätere Reaction, sondern über den gänzlichen Mangel derselben. Hr. Meyer aber scheint in diesem Texte reinen Unsinn gefunden und eine Emendation für unvermeidlich gehalten zu haben, und unbedenklich entschließt er sich, den Buchstaben zu tödten, damit, wenn nicht Alison's, doch sein Geist erhalten bleibe. Also wird eine Reaction frischweg erfunden und Napoleon's Tadel dagegen gerichtet, d. h. die Mündung des geduldigen Geschützes geradezu nach der entgegengesetzten Weltgegend gedreht. Man begreift nun wohl, daß der getreue Übersetzer, nach Beseitigung solcher Schwierigkeiten, dann ohne

Anstoß in dem neuen Zusammenhange fortschreitet; zum Belege, wie die Regierung anfangs Alles gethan habe, um den Gemeinen die spätere Rolle aufzundrängen, wird das Circular des Königs und die Freiheit der Wahlen angeführt und dann S. 115 der Schluß gezogen:

So geschah es, daß meist junge Leute, Advocaten, Pfarrer und Ärzte (die sich aber fast durchgängig durch ungewöhnliche Geisteskraft und Talente auszeichneten) gewählt wurden; daß Männer, welche von den Ideen der Freiheit und der Rechte des Volkes, wie die beliebtesten Schriftsteller der Zeit sie angapriesen hatten, erfüllt und von dem Wunsche befeuert waren, die Gebrechen der bestehenden Ordnung der Dinge abzustellen, sich um den Thron versammelten —

Hr. Meyer wird mir erlauben, nach der unendlichen Periode einen Moment innezuhalten; ich benutze ihn, um mich durch einen Hinblick auf Alison's gebliegene Rede-weise zu stärken, und muß freilich auf der Stelle fragen, wo nur Hr. Meyer das freundliche und erhebende Bild dieser Deputirten aufgefunden hat; denn in der That, im englischen Texte lese ich von den meisten Punkten den strikten Gegensatz, lese von Mangel an Bildung oder an Gesinnung, von Schwindel und von Träumerei und sehe S. 191 den König und die Minister scharf getadelt, daß sie praktische Verbesserungen von dieser Versammlung erwarteten hätten. Ja, so heißt es doch:

The king, the ministers, the courtiers anticipated a liberation from the vexatious opposition of the parliaments, and more ready submission from a body of men who were thought to be so ill calculated to combine as the Tiers Etat; the nobles, a restoration of order to the finances, and emancipation from the public difficulties by the confiscation of the church property; the commons boundless felicity etc. When hopes so chimerical are entertained by all classes of society, and a chaos of unanimity is produced, composed of such discordant interests: it may in general be concluded that a general insatiation has seized the public mind, and that great national calamities are at hand.

Und diese Worte, deren Bedeutung und Tendenz jedem englisch lesenden Kinde unzweifelhaft sind, hat Hr. Meyer, wie soll ich sagen? die Eigenheit oder die Redlichkeit, dahin zu übersehen:

Die Deputirten versammelten sich und fanden sich hier einer Regierung gegenüber, welche ihre frühern Versprechungen ganz vergessen zu haben schien.

Aber Hrn. Meyer's Verfahren tritt sogleich noch unverhohlenen zu Tage. Alison folgert aus den angezogenen Worten:

Die Prälaten riefen in den stärksten Ausdrücken Alarm über diese bedrohliche Lage der Dinge. Der Strom der Irreligiosität, der ganz Frankreich überschwemmt hatte, erweckte bei dem denkenden Theil des Gemeinwesens (the reflecting part of the community) den allgemeinen Glauben, daß eine entsetzliche Katastrophe zu erwarten stände — und so prophezeite Beauregard den völligen Umsturz der Religion. Wer konnte denken, schließt Alison, daß dies vier Jahre nachher in den Mauern von Notre-Dame wirklich so eintreffen würde? Hr. Meyer übersetzt:

Daß das Ministerium zu diesem Rücktritt von den früher selbst angekündigten Reformen durch manche bedenkliche Zeichen der Zeit, vielleicht auch durch Vorstellungen des höhern Klerus bewogen worden sein mag, ist nicht unwahrscheinlich; denn dieser sah in der Erhebung des Bürgerstandes und in der Verdoppelung der Zahl seiner Abgeordneten den Anfang einer völ-

*) Ich habe Bourrienne nicht zur Hand, ob nicht zufälligerweise Hrn. Meyer's Änderung eine Verbesserung ist. Es kommt aber auch an dieser Stelle nichts darauf an, da ich überall keine Verfälschung der Geschichte, sondern eine Verfälschung Alison's nachweisen will.

ligen Auflösung der Dinge. Namentlich ist Beauregard's Predigt merkwürdig — sie wird dann angeführt, aber mit dem wörtlichen Zusatz:

Das geschah freilich vier Jahre nachher in der Kirche Notre-Dame, wie er es vorausgesetzt hatte, aber würde es geschehen sein, wenn die Regierung fest auf der Bahn der Reformen fortgeschritten wäre, die sie einmal betreten hatte?

Wie bezeichnet man solch ein Verfahren? Ich will zu seiner Würdigung noch den, wie ich denke, nicht geringen Beitrag liefern, daß dieses Mal sogar Hrn. Meyer eine Ahnung von seiner Redlichkeit überkommen ist; er findet es in der That gerathen, sich durch das Folgende einen kleinen Grund zur Rechtfertigung für alle Fälle zu präpariren. Mit ehrfamer Miene setzt er hinzu:

Es soll hiermit nicht geleugnet werden, daß die Volkspartei selbst unter den Mitgliedern der Ständeversammlung, eben wegen der großen Wahlfreiheit, eine Menge Männer zählte, welche keineswegs die Abstellung der Mißbräuche suchten, sondern in den heran nahenden Unruhen ihre eigene Lage, die sie durch Verschwendung und Leichtsinns zerrüttet hatten, zu verbessern gedachten.

Das ist der mit Meyer'scher Kraft geleistete Extract aus der vorher erwähnten umfassenden Kritik, welche Alison über die Zusammensetzung der Constituante, als Anlaß alles spätern Unheils, verhängt. Hier aber, nachdem bereits der Darstellung des Autors ein schnurstraks zuwiderlaufendes Princip untergeschoben ist, zieht die Phrase, eine erbärmliche, inhaltsleere Phrase hinterdrein, als triviale Folgerung aus dem Satz, daß auch bei der trefflichsten Körperschaft manche Mißstände nicht fehlen werden.

(Der Betheiler folgt.)

1. Konrad's von Würzburg Goldene Schmiede von Wilhelm Grimm. Berlin, Klemann. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

2. Konrad's von Würzburg Silvester von Wilhelm Grimm. Göttingen, Dieterich. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwei Gedichte desselben Verf., von demselben Gelehrten herausgegeben, beide christlichen Stoff behandelnd, beide in reiner gewandter Sprache, beide wol aus Konrad's letzter Zeit; beide auf volksthümlichem Grunde beruhend, aber an Werth sehr verschieden. Die „Goldene Schmiede“ ist eine Verherrlichung der Jungfrau Maria und insoweit ein religiöses Lehrgebiß, als es die höchsten Mythen des kirchlichen Glaubens in Bildern und Gleichnissen auszudrücken sucht. Wir wollen hier nur einige solcher Gleichnisse über die Menschwerdung und Jungfräulichkeit ausheben: „Wie die Sonne durch Glas scheint, so wurde Maria von Gott durchdrungen. Krystall und Beryll bleiben kalt, während eine Kerze durch sie entzündet wird, so ward durch den göttlichen Schein Christus, das wahre Licht, entzündet. Maria ist wie ein Spiegel, der tausend Bilder aufnimmt und doch nicht verletzt wird. Wie das Gestirn seinen Glanz hervorbringt, so gebar sie den Herrn ohne Schmerz. Wie Regen und Thau über das Gestein des grünen Eitrichs herabfällt, ohne daß es feucht wird, so hat die Flut der Sünde sie nicht benetzt“ u. s. w. Diese Bilder sind nicht von Konrad's eigener Erfindung, sondern bestehen meistens in volksthümlichen Überlieferungen, die entweder aus der Bibel oder von aufgefundenen Erscheinungen der Natur herrührten und das ganze Mittelalter erfüllten. Mit der größten Ausdauer weiß Wilh.

Grimm bei jedem einzelnen Gleichnisse die Parallelen nach (S. xxvi—Liii). Dadurch, daß Konrad sich an ein Gemeingültiges anlehnte, was Generationen vor und nach ihm zum Troste, zur Beruhigung, zur Erbauung gedient, fallen manche gegen ihn erhobene Vorwürfe von ihm ab, aber sein ganzes poetisches Verdienst bei dieser willkürlichen Zusammenwürfelung populär gewordener Gleichnisse und Lobpreisungen ist doch am Ende nur ein rein formelles, ein in der reinen schönen Sprache liegendes. Trog der glänzenden Rede läßt er kalt, denn er bringt keine Innigkeit des Gemüths mit zu seiner künstlichen „Goldschmiedearbeit“. Denn er stellt sich wie einen Schmied dar, der in seiner Werkstatt mit dem „Hammer seiner Zunge“ als kunstreicher Mann edles Gold bearbeitet. Sein Werk erhielt sich übrigens lange; um 1280 geschrieben, hatte es sich am Ende des 15. Jahrhunderts noch nicht ausgelebt, denn die jüngste der vorhandenen 16 Handschriften ist aus dieser Zeit. Vielfach wurde es außerdem nachgeahmt. Von der Vorzüglichkeit des kritisch hergestellten Textes und dem Fleiße, den der Herausgeber auf die Einzelheiten des Inhalts und der Form verwendet, brauchen wir nichts zu rühmen, da sich das Alles bei Grimm von selbst versteht.

Anziehender als die „Goldene Schmiede“ ist „Silvester“, schon weil er einen wirklichen Inhalt und einen epischen Gegenstand hat. Die Sprache ist nicht ganz so glatt und tönend wie in der „Goldenen Schmiede“ und W. Grimm sieht diese Dichtung für früher geschrieben an. Bekannt und genannt war diese Dichtung im Mittelalter auch, Wolfram spielt im „Parzival“ auf eine Stelle derselben an; aber die Verbreitung derselben muß eine beilebtem geringere gewesen sein, da nur eine, in Trier geschriebene und dort noch jetzt aufbewahrte Handschrift auf uns gekommen. Sie mischt viel Niederdeutsches in den hochdeutschen Text, was der Herausgeber mit genauer Sorgfalt im Einzelnen nachweist, wodurch er zugleich einen Beitrag für die nähere Kenntniß dieser Mundart liefert. Der Stoff selbst, die Bekehrung Helenens, Konstantin's u. A. durch den Papst Silvester und dessen Wunderthaten, ist mehrfach behandelt worden, wie der Herausgeber (S. xii sq.) angibt. Die Vergleichung der Abweichungen in den verschiedenen Bearbeitungen der Legende ist nicht im Einzelnen durchgeführt worden, sondern verweist hauptsächlich nur bei dem Wunder der Tödtung und Belebung eines Stieres. Die Widersacher Silvester's tödteten, um das alleinige Vorhandensein ihres Gottes zu erhärten, einen wilden Stier dadurch, daß demselben der geheimnißvolle Name des höchsten Wesens ins Ohr geraunt wird. Silvester dagegen belebt den getödteten Stier wieder kraft des göttlichen Namens, worauf sich alles Volk taufen läßt. „Man durfte den Namen des höchsten Gottes nicht nennen, und wenn man ihn aussprach, erzitterte die ganze Welt. Das war alter Glaube“ (S. xx), und daß dieser Glaube noch aus heidnischer Zeit stammte, bezeugt ein von Grimm angeführtes Scholion aus dem 8. Jahrhundert. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Genthe diese Legende in seine Bearbeitungen altdeutscher Dichtungen aufnähme, wenn auch die darin enthaltenen theologischen Dispute beschränkt werden müßten. 65.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Der Ritter von Rhodus.

Trauerspiel in vier Acten

von

FÜRSTEN ZU LYNAR.

Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Stück ist nach der neuesten Bearbeitung gedruckt. Leipzig, im Mai 1842.

J. A. Brockhaus.

Montag,

Nr. 129.

9. Mai 1842.

Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution von A. Alison. Deutsch von Ludwig Meyer. Erste und zweite Lieferung.

(Beschluss aus Nr. 128.)

Ich denke, man wird keiner weitem Ausführung bedürfen, um zu erkennen, was hier unter der solidesten Miene dem Publicum geboten wird. Es geht in gleicher Weise durch das ganze Buch, dessen Umfang bis jetzt auf 288 Seiten gestiegen ist; kaum eine derselben ist frei von irgend einer Auslassung oder Änderung, unter diesen ist vielleicht die Hälfte ein reines Product der Bequemlichkeit, die Hälfte aber unterliegt dem Verdachte der Absichtlichkeit, oder geradezu gesagt der Verfälschung *) — ich weiß keinen gelindern Ausdruck, der die Wahrheit bezeichnen, und muß entschieden reden, da es hier vielmehr auf Herstellung als auf Angriff ankommt. Und wie leicht Herr Meyer, der den Namen eines Mannes wie Alison zu verunehren wagt **), den Zusammenhang seines eigenen Ergebnisses durchbricht. Wir sahen, wie er hier über Necker und die Constituante sein Urtheil formulirte: nun vergleiche man den Schluß des Capitels (S. 159 der Übers.), da ist Alison's Kritik wirklich einmal getreu übersetzt, sodaß ein aufmerksamer Leser der Übersetzung denken muß, der Schriftsteller schlage sich selbst ohne Bedenken ins Angesicht. Und doch, auch hier ist es damit nicht genug; der Tadel über die Regierung wird freilich gegeben (wenn er auch den frühern vernichtet, ist es doch ein Tadel), aber wie die Assemblée zur Sprache kommt, schrumpft die Kritik wieder zusammen und nicht einmal eine Inhaltsanzeige der englischen Bemerkungen wäre der dürftige Passus zu nennen.

Man fragt sich natürlich, wie dergleichen bei dem Zustande unserer Literatur überhaupt nur versucht werden konnte; so viel mir bewußt ist, mußten wir bis jetzt nach Frankreich hinübergehen, um ein Beispiel davon, und auch hier nur ein einziges, die saubere Übersetzung von Ranke's Päpsten, aufzufinden. In welchem Lichte muß unser Publicum dem Unternehmer eines solchen Werkes erscheinen, daß er Niemanden für geneigt oder befähigt hält, einen Blick, und mehr bedarf es ja nicht, auf das Original zu werfen. Oder ist etwa Alison's Werk ein so verschollenes? Darüber sehe man doch den Prospectus — oder ein berühmtes, aber nicht gelesenes? Aber wie oft ist es nicht besprochen und gerade seiner Principien wegen mit Lob oder Ärger hervorgehoben worden. Kurz, man entgeht dem Dilemma nicht, entweder von der geistigen oder der moralischen Bildungsstufe muß Hr. Meyer die niedrigsten Begriffe haben, um bei einer solchen Mystification etwas Anderes als Entdeckung und Ahndung gewärtigen zu können, am sichersten scheint es von seiner eigenen Partei, die nicht geneigt sein wird, durch solche Mittel ihre Sache zu verunreinigen. Ueberhaupt, er begreife uns wohl, hier ist überall nicht die Rede von Alison's oder Meyer's Ansicht und welche die richtige und würdige sei — Hr. Meyer müßte erst seine literarische Autorität beweisen, um in einer solchen Parallele Platz zu finden —, hier handelt es sich um die Lüge, die mit dreifacher Stimme eine berühmte conservative Flagge aushängt, um darunter, man weiß nicht, ob demokratische oder buchhändlerische Kaperei oder beide zugleich mit demselben Fahrzeug zu treiben.

Was Hrn. Meyer betrifft, so liegt seine Schuld zu offenbar am Tage, als daß jetzt noch ein Wort darüber zu verlieren wäre; das letzte aber erinnert mich auch an den Verleger, dessen Name, wie bekannt, in hiesigen Streitigkeiten, aber noch niemals bei einer solchen Täuschung genannt worden ist. Noch wird man nicht entscheiden können, wie viel des Vorwurfs ihn mittrifft: möglich ist es, daß er selbst hintergangen war, als er den Prospectus unterzeichnete. Jetzt aber, nachdem die Beschaffenheit der Sache aufgedeckt ist, darf er dem Publicum nicht mehr als Alison anbieten, was in der That das gerade Gegentheil von Alison'schen Grundsätzen enthält: man muß erwarten, daß er sich über die Sachlage

*) Wer sich aufgelegt fühlt zu fernerer Vergleichung, sehe die Darstellung des Kriegsgesetzes, 166 bei Meyer, 275 bei Alison; der neuen Departemente 167 neben 277 bis 281; der Eingliederung der Kirchengüter 168 neben 282 bis 290; sonstiger Organisationen 172 neben 292 bis 299; des Priesters 176 neben 305 bis 307; der Abschaffung der Majorate 177 (bedarf keiner Vertiefung, sagt Meyer) neben 308 (no change so ultimately fatal to the cause of freedom); und so immer fort, Clubs, Emigranten u. s. w.

**) Ich denke, auch ein Protestant würde es eine Verunehrung nennen, wenn ein Übersetzer protestantische Grundsätze in Möhler's „Symbolik“ einschmiegte.

erkläre, daß er in jedem Falle den Fortgang des begonnenen Werkes stifte und entweder durch Vernichtung des angemessenen Titels *) (besser noch durch gänzliche Vernichtung der beiden Hefte) oder durch Änderung des bisherigen Verfahrens die Beleidigung, die hier sowol der Autor als das Publicum erlitten haben, zurücknehme.

H. v. Sybel.

Hetman Ukrainy, powieść historyczna Michala Czapkowskiego. (Der Hetman der Ukraine, historische Erzählung von Michael Czajkowski.) Zwei Bände. Paris 1841.

Mich. Czajkowski arbeitet erst seit einigen Jahren auf dem Felde der Literatur und doch hat er sich schon einen Namen erworben, der nicht nur in Polen einen guten Klang hat, sondern selbst in Deutschland, das sich doch um slawische Literatur bisher wenig kümmerte, zu bedeutendem Ansehen gelangt ist. In Polen werden seine Erzählungen und Sagen mit einer Eile verschlungen wie keines andern polnischen Schriftstellers Werke, selbst die Arbeiten des fruchtbarsten und glänzendsten Literaten Polens, Kraskowski's, nicht ausgenommen. In Deutschland haben seine „Kosackensagen“ und sein „Kiribzali“ eine höchst ehrenvolle Aufnahme gefunden und „Wernyhora“, der erst vor kurzem erschienen, wird überall mit Freuden begrüßt. Das ist der beste Beweis für das Talent Czajkowski's.

Der Haupthebel der günstigen Aufnahme von Czajkowski's Schriften liegt in dem Stoffe seiner Arbeiten sowol als in der eigenthümlichen Art seiner Darstellung in gleichem Grade theilhaft. Die Ukraine mit allen ihren wunderbaren Gestalten, der weiten todtten Steppe, besät mit den alten Mogilen, den wilden sanatischen, unabhängigen Kosackensöhnen, die wie der Sturmwind über Nacht hereinbrechen und Städte und Länder verwüsten und mit dem ersten Strahl des Morgens verschwinden, als seien sie in die Erde versunken; die weiten, entlosten Augen, die seltsamen Inseln des Dnjepr, die unerstürmliche Ezer (Ejersky) mit ihrem wilden Krieger- und Räuberleben — das ist das Terrain, in welches Czajkowski seine wildromantischen Risengefalten versetzt. Hier kann sich seine üppige Phantasie frei ergehen; denn es ist hier der Lärmplatz aller Völker: Russen, Polen, Lithauer, Schweden, Balachen, Russinen (Kosacken), Tataren, Bulgaren, Türken und fremde Völker aus den Steppen Asiens — Alles tobt wild durcheinander, als habe die ganze Welt hier ihren Marktplatz aufgeschlagen. Aber zwei Völkerschäften bilden den Grundstoff dieser Völkermischung: die Kosacken und die Hächken. Sie bilden daher auch die Hauptpersonen in den Erzählungen Czajkowski's; ihre Denk- und Sinnesweise geben die Farben, mit denen er seineelden zeichnet. In der Darstellung aber nun hat das ukrainische Element das Übergewicht und in dieser Hinsicht finden wir in Czajkowski alle Momente vereinigt, um Ausgezeichnetes zu leisten. Sein Talent scheint besonders in Schilderungen, in Sitzungen lebendiger Scenen in der Natur oder dem thätigen Menschenleben zu excelliren; in Darstellung von Seelenzuständen, in psychologischer Entwicklung der geistigen Thätigkeit scheint er uns weniger glücklich zu sein, wenn es sich darum handelt, den ganzen Gemüthszustand eines Menschen, seine gesammte Gefinnungs- und Handlungsweise in ihrer psychischen Nothwendigkeit darzustellen, um zu zeigen, wie eine That aus der andern erfolgte und erfolgen mußte, obgleich Czajkowski in Schilderungen einzelner Geisteszustände wieder außerordentlichen Effect hervorbringt. Mit dieser Gabe der Schilderung

verbindet Czajkowski eine allseitige, tief durchdringende Kenntniß der Bewohner der Ukraine und ihres Charakters, ihrer ganzen Lebens- und Denkwelt. Besonders sorgfältig scheint er die alte Nationalpoesie, diese herrlichen Schöpfungen des Geistes des freien Kosackenthums, studirt zu haben; das zeigt sich auf jeder Seite. Schon in den ersten belletristischen Arbeiten, mit denen es öffentlich auftrat, in den so berühmten gewordenen „Kosacken-Erzählungen“ (Paris 1837) schlug er diesen höchst poetischen Ton an und er ist ihm seit dieser Zeit so zur zweiten Natur geworden, daß er sich jetzt von demselben nicht mehr loslagern kann. Wir haben in Nr. 249—252 d. Bl. f. 1840 schon einmal den eigenthümlichen Charakter der kleinrussischen Volkspoesie zu bezeichnen und bemerkt und unsern Lesern auch einige Proben in der Uebersetzung mitgetheilt. Als eine hervorsteckende Eigenthümlichkeit stellt sich eine gewisse mythische Symbolik heraus, welche, auf dem Glauben an eine unmittelbare Wechselwirkung zwischen den Gegenständen der Natur und dem Schicksale des Menschen gegründet, den ukrainischen Volksdichtungen den hohen Rang des Wunderbaren gibt und den Sängern und Dichtern solcher Lieder die Würde und das Ansehen eines vates verleiht. Dieses ahmt nun auch Czajkowski nach; bei ihm fängt jedes Capitel, ja oft sogar jede Abtheilung eines solchen mit einer Schilderung des Zustandes der Natur an: „Es war ein Sonnabend, ein Festtag der Mutter Gottes. Die Sonne erhellte die ganze Welt, der Himmel der Ukraine war so rein, daß, wenn der Sperber aufstieg, das Auge des Kosacken die Spur seines Fluges sah, und der Wind ruhte so schlummernd, daß das Ohr des Kosacken, obgleich er dort in der Höhe schwebte, das Rauschen seiner Schwingen hörte.“ Oder es erscheinen die mythischen Vögel der Kosacken: Adler, Sperber, Falken, Habicht: „Es fliegt der Adler über das Kosackenland hin, er fliegt und trägtet. Wie? hat er Adler, seine Weiber, erblickt ober der Dorna, ober dem Samen? O nein! nicht Adler sind es, die dort hüpfen, sondern zwei Heere stehen dort im Lager und blicken einander Aug' in Aug.“ (So wird die Schilderung der Schlacht von Konotop eingeleitet.) Das ist nun ein und einige Male recht schön; aber immer und immer wiederholt, drängt es dem Leser unwillkürlich die Meinung auf, das sei eine zu sorgfältige Nachahmung. Durch diese Einschaltungen leidet natürlich der Fortgang der Erzählung bedeutend und an Stellen, wo die rasche Aufeinanderfolge von großen Handlungen dem Dichter Gelegenheit gibt, die erschütternde Macht des Gegenstandes an dem Leser zu üben, wird solch ein berechnetet Zwischenpiel in der That lästig. In kürzern Erzählungen tritt dieses weniger hervor, ist auch an sich minder zulässig; daher sind auch Czajkowski's Novellen in der That ausgezeichnet und verdienen vor seinen Romanen unbedingt den Vorzug. Diese leiden keineswegs etwa am Mangel an Handlung; im Gegentheil, es wird in ihnen so viel geritten, geflogen, geschossen, geschlagen, gespielt, geknallt, verwundet, geplündert, daß einem die Haare zu Berge stehen könnten. Aber die Handlungen treten neben jenen breiten Schilderungen weniger hervor, als es nöthig wäre, um den Leser durch die ganze Größe und Macht dieser irdischen Gewalten zu erschüttern, welche in den Bewegungen der Ukraine, wie sie Czajkowski schildert, in der That liegen. Ein anderer Mangel von Czajkowski's Romanen, der bei den Erzählungen natürlich ganz wegfällt, ist der Mangel an solchen Hauptpunkten, wie sie andere, z. B. englische Romanschriftsteller nach großen Katastrophen so gern und mit solchem Glücke folgen lassen, wo sie, den Gang ihrer psychologischen Kenntnisse entfaltend, die Seelenzustände der handelnden Personen in fast dramatischen Dialogen entwickeln, um das aufgeregte Gemüth des Lesers zu beschwichtigen. Czajkowski scheint den Mangel des dramatischen Talents zu fühlen, weswegen er jenen Zweck durch Natur-Schilderungen zu erreichen sucht; aber, wie gesagt, diese kommen zu oft und so durchfliegt sie der Leser mit den Augen, anstatt sie seinem Gemüthe zuzuführen.

Alles zuletzt Gesagte gilt nur von Czajkowski's Romanen;

*) D. h. Auslassung von Nilson's Namen. Nach dem Obigen würde eine Fassung wie: frei bearbeitet nach Nilson die Unwahrheit nicht aufheben.

auch von ihm zu werfen, dem „Hetman“. Die Fabel des Stillsitzens ist in kurzen Folgerungen: Soltan Schmelnik, der Freund des weißen Jars (von Moskau), hatte die Kosacken aus an das Schicksal der Russen geknüpft; aber dieses Band war zu lose, denn die Kosacken waren nicht wahre Freunde des Jars, sondern sie liebten ihre Mutter Polen und die Hühner waren ihre „leiblichen Brüder“. Ja, viele waren sogar unzufrieden mit dem Thun ihres Ataman und sprachen dieses nicht selten laut und öffentlich aus. Besonders that dieses Iwan Wyhowski, der Secretair des Hetmans (nach dem Ataman der erste Mann unter den Kosacken), und nur die Treue des Kosacken an seinen Ataman (die heiligste Pflicht) hielt ihn an Schmelnik. Dieser kannte das Alles; aber dennoch liebte und schätzte er den Wyhowski; denn er war ein Mann voll Gelsinn und Liebe für das Kosackenthum; ja, er setzte ein solches Vertrauen auf den Helden Iwan's, daß er ihm auf seinem Todtenbette die Insignien der Hetmanswürde übergab und ihn mit Übergehung seines eigenen Sohnes Juri zum Hetman der Kosacken wählen ließ, mit der Bedingung, daß er (Iwan) die Würde erst dann ablege, wenn die nach dem Hinscheiden Schmelnik's entstandenen Kämpfe zwischen Polen und Moskau entschieden seien, und den Feldherrnkraut (ein Geschenk der polnischen Krone an die Hetmane der Kosacken) dem Nachkommen Bohdan's, als leiblichem Erben seines Ruhmes und Vermögens, übergebe. Das versprach Wyhowski mit einem Eide; und hierauf gründet sich das ganze Interesse der Fabel. Wyhowski reißt sich von Moskau los, die Polen geben ihm Unterstützung und die Schlacht von Konotopy entscheidet den Sieg des russischen Elements über das russische. Wyhowski wird Senator der polnischen Republik und Bojewod von Kijow. Reid und persönliches Interesse beginnen schon gegen den jungen Hetman aufzutreten, als er, zum Erstaunen Aller und zum großen Verdruss jedes wahren Freundes des Kosackenthums, plötzlich den Senat der Kosacken zusammenberuft und öffentlich, an seinen Schwur erinnernd, seine Würde niederlegt und Juri Schmelnik zum Ataman ausrufen. Seine Freunde sind in Bergweifung; der Name des Kosacken, die Freiheit, die rechtgläubige Kirche — alles Hohe und Heilige des Kosackenthums ist durch diesen Schlag an den Rand des Abgrundes gefährdet. Denn Juri ist ein Mönch, zum Beten, aber nicht zum Kämpfen und Regieren befähigt. Weinend und ohnmächtig wird er aus der lächerlichen Kutsche herausgerissen und mit dem goldbesetzten Seidengewande des Atamans angethan. Die Einschüchterungen des Mönches Philaret, der sich im Kloster noch in sein Vertrauen eingeschlichen, bringen ihn dahin, daß er seinen letzten Beschützer, Iwan Wyhowski, verläßt und von Kijow nach Putywel überfliehet. Hier fällt er ganz in die Klauen jenes Mönches und dessen Bruders, Gleciura, der aus persönlichem Hass gegen Wyhowski und aus Reid über die glückliche Stellung und das Ansehen desselben sich an die Russen anschließt, um mit ihrer Hilfe unter dem schützenden Deckmantel des ohnmächtigen Juri die drei Brüder Wyhowski aus dem Wege zu schaffen und sich selbst auf den Stuhl des Atamans zu schwingen. Denn es war eine alte Prophezeiung eines berühmten Wahrsagers der Ukraine, daß die beiden Brüder Gleciura nur dann zu Glanz kommen würden, wenn die „drei jungen Adler, die über der Steppe ruhend ihre Fittiche ausbreiten, von den zwei Sperbern im blutigen Kampfe überwältigt werden“. In Putywel lebte auch Juri's Schwester Helena, an Daniel Wyhowski vermählt, ein stolzes, herrschaftliches, leidenschaftliches Weib, in welchem der hohe Geist ihres Vaters lebte. Ihre einzige Freude war die Hoffnung, einst die Reichthümer (das Zeichen des Kosackentamans) auf der Tschapla ihres Vaters zu erblicken. Daniel liebte seine Gemahlin leidenschaftlich; und um an ihrem Herzen den Kummer auszuweinen, den ihm die Abhandlung des Bruders mit Recht gemacht, eilte er nach dem Schlosse von Putywel. Aber auf dem Wege ward er von Gleciura überfallen, gefangen genommen, nach Putywel geschleppt und hier auf Befehl des jungen Ataman, bei dem man ihn der Verrätherie anklagte,

auf des Stelle ermordet. Iwan ist trostlos; allein selbst diese Schwermüdigkeit vermag ihn nicht zu bewegen, dem Rathe seiner Freunde zu folgen und sich diesen Gewaltthatigkeiten zu widersetzen: „Es ist der Ataman und seine Person, sein Recht ist unüberleglich, sein die Gewalt über Leben und Tod jedes Kosacken!“ Aber Helena wäthet vor Rachebarrst. Sie kennt die Nieder ihres Gemahls; denn der Bruder ist ihr zu verdächtig. Sie flieht von Putywel und fährt den Leichnam des Vaters, Rache fordernd und Rache verständig, nach Kijow zum Bojewoden. Aber der Gehorsam des Kosacken gegen seinen Herrn steht fest und unerschütterlich, wie die Woggen in der Steppe. Und Iwan Wyhowski ist ein echter Kosack. Weniger entschieden ist Konstantyn Wyhowski, Iwan's Bruder, und Paul Zetara, der Häuptling der Geyherner; in Weider Dergem lodert helle Liebesflamme für das leidenschaftliche Weib, Weib schwören Rache den Mördern Daniel's, ihres Freundes und Waffengefährten, des Gemahls Helenens, und Helena — sagt dem ihre Hand, sich selbst und Schmelnik's Erbe zu, der ihr volle Rache schenkt. Und der Bojewode sieht dies Alles und kann es nicht ändern. Der Kosack giebt gegen den Kosack das tödtliche Biel, der Bruder schwingt über dem Bruder das Schwert. Er steht es und sein Herz blutet, denn er ist ein Kosack mit Seele und Herz. Er kann nicht Zeuge sein bei diesen Gräueln; er will hinweg, des Nachts verläßt er Kijow und flieht nach Warschau.

Juri Schmelnik bleibt indes der Spielball seiner Umgebung; will man ihn zu etwas Kräftigen bewegen, soll er den großen Haufen durch heftige Reden, durch unbändige Worten in seiner Treue an ihn bekräftigen, dann rätthet ihn Martin Gleciura durch Hohn und Spott aus seinem dumpfen Hindrücken und sein treuer Helfershelfer Philaret reicht ihm die Flasche mit Opium; im Augenblick entflammt der Blick Juri's Zorn, Rache, Wuth und alle die fürchterlichsten und gräßlichsten Leidenschaften zucken auf seinem Gesichte, die Worte strömen wie Feuerbäche aus seinem Munde, Schaum steht auf seinen Lippen, Fämen, Schreien, Niedermeßeln sind seine Gedanken, Blut düstert seine Seele. Aber allmählig verträumt die Wirksamkeit des Trankes, seine Stimme wird matt, sein Auge sinkt, sein Gesicht wird bald und todtend, er fällt auf seine Kissen zurück und liegt wie todt. Wacht er von diesem Todeschlummer auf, dann ist er wie ein Kind, er bittet, ja steht auf den Knien, man möchte ihn in sein Kloster zurückbringen, verflucht sein Schicksal, das ihn zum Hetman bestimmt, und da man ihm nichts gewährt, was er verlangt, sinkt er weinend und schluchzend auf die seidenen Kissen hin. Um wenigstens einen seiner Wünsche zu befriedigen und zugleich ein Mittel in die Hand zu bekommen, um ihn zu einem großen Schlage gegen das Geschlecht der Wyhowsker aufzureizen, gibt man ihm ein Mädchen zur Gesellschaft, das er früher schon einmal kennen gelernt hat und für welches er nun die glühendste Leidenschaft faßt. Er fordert sie zur Ehe; man weigert sich. Endlich verspricht man ihm seine Bitte zu gewähren. Er übersiedelt nach Perjeslawl, in die Lieblingsstadt seines Vaters, um hier seine Verlobung auf die glänzendste Weise, an einem Orte und unter Umständen zu feiern, welche die Brust eines jeden Kosacken mit Enthusiasmus für den Nachkommen des großen Atamans entzünden müssen. Das Fest ist wahrhaft kolossal. Um sich in seinem vollen Glanze vor der Welt zu zeigen, muß Juri die Opiumflasche stets bei der Hand haben. Nach dem Schlusse des Festes ist er mehr todt als lebendig; er muß in seine Gemächer gebracht werden. Ein todesartiger Schlaf bemächtigt sich seiner. Und als er nun am nächsten Morgen davon aufwacht, ist sein erster Gedanke seine Geliebte; er sucht sie, sie ist nicht in ihren Zimmern, man sucht sie im ganzen Schlosse, sie ist verschwunden. Nun erfährt eine fürchterliche Wuth seine Seele; Gleciura läßt ihn verstehen, es müsse sie ein Anhänger der Wyhowsker geraubt und entführt haben. Der Gedanke trifft wie ein Donnerschlag seine Seele; aber er weckt auch die letzte Kraft seines Geistes und spannt sie zu einer fürchterlichen

Höhe. Er stößt die Opiumflasche von sich und zerschmettert sie mit den Füßen. „Zu Pferde, zu Pferde!“ ruft er wie wahnsinnig und hinaus stürzt er in die weite Welt, seine Geliebte zu suchen, und Tausende von Kosacken folgen ihm. Sein Weg geht nach der Eje; durch die Steppe fährt sein Pfad; hier stößt er auf Konstantyn Wyhowski, der, seinen Bruder zu rächen, hier Scharen von Kosacken sammelt. Es entspinnt sich ein Kampf und der zweite Wyhowski fällt unter dem Schwerte Cieciora's. Wie aus der Erde gewachsen, stehen 40,000 Zaporoger mit Juri in Czehryn und 30,000 Kosacken vom Dnjestr mit Martin Cieciora in Kijow und gleichzeitig eilen 100,000 Moskowiter unter dem Fürsten Scheremetiew herbei, um sich mit Cieciora zu verbinden.

Einzelne Nachrichten von einem gefährlichen Zuge Juri's dringen selbst bis Warschau, doch sind sie nicht bestimmt genug, der König beruft den Senat zusammen und man beschließt auf Verwendung Iwan's sich zwar zu rüsten, aber vorerst die Bilekung abzuwarten, welche die dargebotene friedliche Vermittelung Wyhowski's haben werde. Iwan eilt also vor den Truppen in die Feimat; überall löst er auf Vorbereitungen zum Kampfe und fällt beinahe in die Hände einer von Cieciora ausgesendeten Schar, die ihn gefangen nehmen soll. Nur die kühne That seines Waffengefährten Bruchowicki rettet ihn von dem sicheren Tode. Iwan sieht nun die Unmöglichkeit jedes friedlichen Beilegens des Streites. Allmählig ziehen auch die polnischen Truppen heran, Iwan schließt sich ihnen mit seinen treuen Kosacken an. In Lubartow stoßen sie auf Scheremetiew und Cieciora; man rüstet sich zur Schlacht. Aber in der Nacht sind die Russen und Cieciora entflohen, die Kijäner verfolgen sie bis Gudniew. Bei Olobodyze vereinigen sie sich endlich mit den Truppen Juri's. Der Kampf entbrennt; man fordert vom Hetman Befehle, er liegt auf den Knien und betet, man hebt ihn auf, er weint und betet und verlangt — ins Kloster; da machen die Polen und Iwan Wyhowski einen neuen Angriff, Kosacken sollen sich blutig mit Kosacken umarmen. Iwan ist an der Spitze der Seinen. Sein Anblick ruft den Helden aus der Eje die Schlacht von Konotopy ins Gedächtniß; statt nach dem krummen Damaskenersäbel zuftucht ihre Hand nach der Gaspia und im Nu fliegen 1000 schwarze Kosackenhäute in die Höhe und wie ferner Donner rollt es durch die Menge: „Es lebe Iwan Wyhowski, unser Ataman, hurra! hurra! hurra!“ Die Russen, von ihren Bundesgenossen verlassen, fliehen; aber umsonst, ein Theil wird niedergemetzelt, alles Ubrige gefangen genommen und den Tataren, die mit Wyhowski vereint kämpfen, als Sklaven übergeben. Juri Schmelinski wird von dem neuen Hetman ins Kloster entlassen, Cieciora begnadigt, Philaret ist verschwunden. Aber die Jesuiten sind unterdeß nicht unthätig gewesen, Iwan zu vernichten, der sie schon öfters mit Gewalt gehindert, unter den Kosacken Niederlassungen zu gründen. Auch jetzt erwirken sie beim König ein Abseignungsdecret und Paul Petera wird zum Hetman der Kosacken ernannt. Iwan Wyhowski gehorcht ruhig dem Befehle seines Herrn. Aber die Schlauelei der Gesellschaft Jesu geht weiter. Bald weiß sie den neuen Hetman gegen Wyhowski feindlich zu stimmen und veranlaßt ihn, denselben bei dem königlichen Statthalter Ruchawski von Korsun, einem Feinde Wyhowski's, anzuklagen, als strebe er nach dem Hetmanscepter und der polnischen Krone. Martin Cieciora bekräftigt diese Anklage; Wyhowski wird nach Korsun eingeladen, als wolle man sich da berathen über die Rettung des Kosackenthums; er kommt mit geringer Begleitung, wird gefangen genommen, von den polnischen Rathsherren in Korsun zum Tode verurtheilt und — erschossen.

Schon diese Skizze zeigt, wie mannichfaltig an Abwechslung und reich an Handlung der vorliegende Roman ist. Und wenn wir hinzusetzen, daß wir das ganze Verhältniß Juri's zu

seiner Geliebten, die Handlungswelt so vieler einzelner Hauptpersonen in dem Drama nur vom fern berühren und viele andre Dinge, z. B. die Machinationen der Jesuiten u. dgl. selbst nicht einmal erwähnen konnten: so wird man uns glauben, wenn wir behaupten, daß der „Hetman“ eine der besten polnischen Erzählungen ist und bei dem Reichthum von schönen Schilderungen und herrlichen plastischen Darstellungen das Abhandeln des dramatischen Elements, dessen Mangel wir oben erwähnten, in der That gänzlich übersehen läßt.

J. P. Jordan.

Die englische Kritik über Strauß und Bauer.

Wenn es auch wahr ist, daß wir auf die Urtheile des Auslandes über uns Deutsche fast zu bereitwillig hinzuhören und zu viel geben, so ist es doch immer ein Vergnügen, jetzt so oft Veranlassung und Gelegenheit dazu zu haben. Wir haben lange genug über das Ausland nachgedacht, wir wollen nun auch einmal erfahren, wie das Ausland über uns denkt. So enthält das „Foreign quarterly review“ folgende Bemerkungen über die theologisch-philosophischen Währungen in Deutschland: „Die Haupttendenz der negativen Schriftsteller über religiöse Gegenstände entwickelt sich immer deutlicher. Während Strauß seine Angriffe in der einen Richtung fortsetzt, tritt Bruno Bauer mit seiner Hypothese hervor, daß Alles im Christenthume menschlichen Ursprungs ist, und wenn wir sein Raisonnement richtig verstehen (wenn seine ungeschlagenen Beobachtungen diesen Ehrentnamen verdienen), so würde der ehrliche Glaube an die Evangelisten nur auf einem schwachen Grunde zu beruhen scheinen. — Eine der Lieblingsversicherungen der Neu-philosophen, nämlich die, nur Das zu glauben, was sie wissen, muß nothwendig den religiösen Glauben beschränken, wenn nicht gefährden. Die Apotheose der menschlichen Vernunft, die Behauptung, daß Gott selbst nur die Summe der menschlichen Erkenntnis und daß er in einem fortwährenden Zustande der Entwicklung zugleich mit diesen letzteren progressiven Fortschritten ist — eine Behauptung, die sich aus der Philosophie Hegel's herleitet — liegt diesen beklagenswerthen Irrthümern zum Grunde. Während Strauß und Bauer diejenigen, welche nicht mit ihnen sind, anklagen, daß sie blindlings ihren eigenen individuellen Wünschen und Einbildungen Gehör geben, begreifen sie nicht, daß sie in noch höherem Grade denselben Vorwurfe verfallen sind, insofern sie die Absicht vor sich hertragen, die Lehrer der Menschheit zu sein. Aber ungeachtet der Thätigkeit dieser Schriftsteller und anderer von der nämlichen Sorte, vermuthen wir doch, daß ihr Einfluß von kurzer Dauer sein wird, daß er jetzt schon auf der Reize ist. Ihre extravaganten Theorien müssen sich, wie jede andere Krankheit, erst gipfeln, bevor sie ausgerottet werden können. Die menschliche Vernunft, die sich hochmüthig aufbläht, berechtigt sich selbst zu den Ansprüchen an Götlichkeit; aber zu einem gesunden Zustande zurückgeführt, wird sie in Demuth vor dem Schöpfer aller Dinge, im Gefühl ihrer eigenen Schwäche, ihre Knie beugen. Die größten Schriftsteller haben sich heiligen Gegenständen immer mit Ehrfurcht und Ehrfurcht genähert. Auch ist die überraschende und verwegene Schnelkraft der Deutschen nicht bloß auf ihre Discussionen über religiöse Gegenstände beschränkt. Innerhalb der letzten zehn Jahre haben wir eine ähnliche Erscheinung in der Literatur; aber wie die Währung in letzterer Hinsicht verschwand, so wird auch ohne Zweifel der Stiebstoff in religiösen Dingen verdampt. — Wir sind kein Freund von Verfolgungen, aber wir halten die Regierung für vollkommen gerechtfertigt, wenn sie Männer wie Strauß und Bauer als akademische Lehrer verwarf.“ Nur mögen wir bedenken, daß in diesen Worten eine Stimme aus dem in Glaubenssachen feinharten und festesten Altengländ laut wird.

2.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 130.

10. Mai 1842.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Leipzig, Brodhaus. 1842. Gr. 12. 1 Zthr. 24 Ngr.

Zuerst das Bekenntniß, daß dem Auftrage, über dieses interessante Convolut von Broschüren, Journalaufsätzen, Abhandlungen, Dialogen, über dieses hermaphroditische Geschöpf von Novelle und Raisonnement, über diese unregelmäßige, etwas leichtfertig commandirte Freischar von fliegenden Bemerkungen, über diese Guerrillaangriffe gegen Zeitlügen, Zeitwunderlichkeiten und Zeitverirrungen, über diese demokratisch-aristokratische, poetisch-prosaische, gläubig-ungläubige Composition von edeln und unedeln Metallen ein Urtheil zu geben, nicht so leicht Genüge gethan ist. Besteht doch das Buch aus so vielen Ur-Theilen, Theilen und Theilchen, daß jeder einzelne Theil und jedes einzelne Theilchen auf ein Urtheil oder Urtheilchen Anspruch macht. Überhaupt kann man dem Verf. nur auf Umwegen beikommen, da die ganze Schrift ein Unweg ist, bald hier bald da auf etwas abzielt, aber das Ziel selbst absichtlich umgeht — oder auch unabsichtlich, da der Verf. zwar seine Absichten, aber doch keine letzte Absicht hat, der die einzelnen Theile in magnetischer Sympathie sich entgegenbrängen.

Das Buch gehört zu den kaleidoskopischen, quodlibetartig zusammengestellten, das Verschwiegenartigste in sich aufnehmenden und wieder von sich gebenden literarischen Erscheinungen, zu denen es schwer ist, einen Gesamttitel zu finden. Dies fühlte der Verf., und er nannte sein Buch „Cancan“. Über diesen Titel möchten wir mit dem Verf. rechten, wenn sich überhaupt mit ihm rechten ließe, da er überall der kritischen Jurisdiction ein muthwilliges Schnippchen schlägt. Aber welcher Leser wäre fähig, aus dem Titel „Cancan“ einen Schluß auf den Inhalt des Buchs zu machen? Indes hat das Buch diese Unbestimmtheit des Titels mit manchen berühmten, weitberühmten Büchern gemein. Würden wir uns, wenn wir darüber nicht von Kindheit auf belehrt wären, bei dem Titel „Evangelien“ etwas denken können, was dem Inhalt der evangelistischen Bücher nur entfernt nahe käme? Wir geben freilich zu, daß wir hier die heiligsten Schriften mit einem, im gewöhnlichen Sinne, ziemlich unheiligen Buche zusammengestellt haben. Aber auch die Titel „Das Hohelied Salomonis“, „Die Weisheit Salomonis“ u. s. w., theilen mit dem Titel „Cancan“ das

Recht oder Unrecht eines vagen unbestimmten Titels. Sehen wir also dem Verf. diesen Titel nach, da wir ihm ja sonst noch so viel nachsehen müssen. Cancan heißt Lärmen, etwa viel Lärmen um Nichts, dann auch wol Geklätsch, und bezeichnet endlich in letzter Instanz einen unanständigen pariser Tanz, der eigentlich nur eine getanzte Zote ist. Daß das Buch einigen Lärmen erregen werde, wünschen und glauben wir; daß es aus den höhern aristokratischen Circeln manchen ebenso geistreichen und charakteristischen als belehrenden und unterhaltenden Klatsch enthält, gestehen wir; daß es keine Zoten, aber doch Manches enthält, was dem pruden Sinne als solche erscheinen dürfte, bekennen wir. Doch wollen wir das Buch nicht eigentlich als ein Geklätsch, sondern einfach als Gesandnisse eines Edelmanns bezeichnen, der vielen Geist, viele Lebenserfahrungen, vielen Witz und scharfes Urtheil und nebenbei noch eine erstaunliche Belesenheit besitzt.

Der novellistische Dachstuhl des Gebäudes ist nur schwach gekimmert, der Roman in diesem Buche steht auf so dünnen gläsernen Füßen, daß er bei jeder, auch der leisesten kritischen Berührung zusammenbrechen würde. Die novellistische Erfindung dient nur dazu, einige Personen in Gang zu bringen, denen der Verf. seine Discussionen auf die wohlbedachte Zunge legen kann. Aber diese Figuren, von denen jede eine eigene Richtung vertritt und für sich einen Satz, gegen die andern gehalten einen Gegensatz bildet, sind doch in ihrer eigenthümlichen Weise consequent durchgeführt. Der Hauptstock des Buchs bleibt immer die Reflexion und das Raisonnement, durch welche sich die Reflexion Lust macht. Unsere Zeit leidet überhaupt an zusammengepreßten Dämpfen, und da das Terrain für die rührige, rüstige That nicht geeignet ist, stößt sie aus tiefster Brust auf, und dies Stöhnen ist ein Raisonnement, ein Witzwort, ein Hohn, eine Verflüchtigung, eine Anklage, ein politisches Lied oder — eine Recension, worin der Recensent die Leiber und Herzen seiner eigenen Genossen zerreißt, um doch etwas zu zerreißen, da er an das Nieder- und Herunterreißen eines Höhern, Privilegirten sich nicht so leicht wagen darf. Die Stellen werden nicht gern Recensenten, welche sich mit dem Kleinen und Kleinlichen Geschäfte abgeben, ein einzelnes Buch, einen Autor, einen Künstler, einen Schauspieler, eine dramatische Darstellung zu besprechen, wie man etwa eine

Krankheit, eine Gesichtskrose, einen Weinbruch bespricht; sie schreiben lieber Bücher, worin sie Verhältnisse, Zustände, besonders die höhern Gesellschaftskreise, denen sie angehören, mehr oder minder scharf kritisiren. Viele von ihnen, welche jetzt in der Literatur abenteueren, würden zur Zeit des Faustrechts auf nürnbergischer Kaufleute Jagd gemacht haben, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs Condottieri geworden sein, wie Mansfeld oder Christian von Braunschweig, im siebenjährigen Kriege als Offizier bei dem Blüthen'schen Husarenregiment eine Anstellung gesucht oder 1806 in Halle gewaltig renommirt haben, um sich nachträglich bei Jena und Auerstädt schlagen zu lassen und in den Jahren 1813 — 15 gelegentlich Revanche zu nehmen. In unsern friedfertigen Zeitaltern werden sie, in Ermangelung eines Bessern, Autoren, legen sich, statt auf die Ställe, auf die Literaturfütterung, oft auch wol auf Beides zugleich und sperren ihre blutgierigen Gedanken wie wilde Raubthiere in die Papiertäfige, zu denen der Buchbinder den Deckel und der Kritiker die naturhistorische Erklärung liefert. Diese Schriftsteller sind in der Regel lange nicht so demokratisch, als sie zuweilen aussehen, aber sie erheben sich durch Geist, Vorurtheilslosigkeit und Schärfe des Blicks über ihre Standesgenossen, wünschen dem Adel wol eine Medea, die seinem etwas gebrechlichen Körper ein frisches verjüngendes Blut einflößte, und machen sich unterdeß über seine Schwächen, zeitweiligen Vorurtheile und beharrliches Streben, Alles beim Alten zu lassen und beim Alten gelassen zu werden, auf der öffentlichen literarischen Tribüne lustig, wobei es ihnen denn an einem großen Publicum nicht zu fehlen pflegt.

Der Ton des Buchs hat auch den Ton dieses Berichts bestimmt. Es ist nicht wohl möglich — und der Verf. würde es mir auch wenig Dank wissen — wenn ich mit der Miene eines strengen pedantischen Aristarchen über sein Werk berichten wollte. An Ernst und selbst innigem Gefühl fehlt es ihm keineswegs; aber mehr noch liebt er, an der feinen schnippischen Hand der Ironie oder an der Springstange des Humors seine Sätze von Ufer zu Ufer, von Hügel zu Hügel, von Extrem zu Extrem zu machen. Seine Belesenheit kommt ihm hierbei zu statten, sodas er durch bloße historische Citate manches sonst unennbare Ding so deutlich zu bezeichnen weiß, daß der Leser in seiner Vermuthung nicht fehl gehen kann. So beschreibt und umschreibt er einen gewissen Stuhl, den zu nennen sonst in anständiger Gesellschaft nicht erlaubt ist, auf folgende Weise, die fast in der anständigsten Gesellschaft erlaubt sein müßte:

In einem Seitengemache stand ein Stuhl, der, wenn auch kein gewöhnlicher Pracht- oder Thronessel, doch seinen Platz in der Weltgeschichte findet, da er dem Tyrannen Heliogabal zum Schaffot, der großen moskowitzischen Katharine aber zum Sterbeträger ward. Gleichwol dürfte dies historische Interesse der Wichtigkeit weichen müssen, mit der besagter Stuhl ins Leben eingreift, da Kaiser Vespasian eine Lare auf ihn setzte, Eberhard eine gelehrte Dissertation und Bismarck sogar ein Lobgedicht über ihn schrieb. Sollte noch irgend ein Leser diese künstlichen Paraphrasen nicht verstehen, so empfehle ich ihm Gibbon's römische Historie, Horn's Geschichte der deutschen Literatur und den wiener Mosenalmanach vom Jahre 1781.

Dieses komische Beispiel von Belesenheit für viele andere.

Lassen wir auch ferner den Autor für sich selbst und mit seinen eigenen Worten sprechen! Die Physiognomie eines Menschen besprechen und beschreiben, gibt uns von ihr lange kein so sprechendes und ähnliches Bild als ein Portrait oder Schattenriß. Ein Auszug ist das beste Portrait eines Buches und Autors und steht etwa in demselben Verhältniß dem bloß raisonnirenden Artikel eines Kritikers gegenüber, wie das Portrait oder der Schattenriß der bloßen mündlichen Beschreibung einer Physiognomie, besonders wenn das Buch kein einheitliches Kunstwerk ist, sondern wie das vorliegende eine Composition von mehr zufällig aneinander gereihten Reflexionen. Das Lesepublicum wünscht den Geist des Autors kennen zu lernen, nicht den Geist des Kritikers. Unsere Kritiken und Recensionen bewirken in der Regel das Gegentheil. Der Kritiker kokettirt mit sich selbst und macht sich selbst zu seinem eigenen Spiegel, indem er das Buch nur als Folie benugt. Und es ist, besonders in jetziger Zeit, so bequem und leicht, die Schwächen eines Menschen oder Autors abzulauschen und seine eigenen im ansprechenden *Raisonnement* und durch dasselbe zu verdecken! Wenn unsere Kritiker so viele gute Bücher schrieben, als sie gute Bücher tadeln, würde es mit unserer Literatur unfehlbar um ein Bedeutendes besser stehen. Möglic, daß jetzt hauptsächlich diejenigen Bücher schreiben, welche nur kritisiren sollten, und daß diejenigen kritisiren, welche Bücher — oder gar nicht schreiben sollten.

Eine der hervorragendsten Figuren dieses Buches ist der wilde, aus aristokratischem Blute entsprungene, aber in einem zügellosen Liberalismus und Libertinismus entflammte Manuel. Diese Individualität ist trefflich und consequent durchgeführt, obschon wir zugeben, daß excentrische Charaktere zu schildern unendlich leichter sei, als gemessene, in sich gesessene, durch sittliche Principien zusammengehaltene, dem bürgerlichen Stillleben angehörige Charaktere. Hier bedarf es der Zeichnung, dort schadet auch die Verzeichnung nicht, dort bedarf es nur des Redepompes und Gedankenwustes, und man weiß, daß unsere Zeit in beiden gleich groß ist. Die Farben stark aufzutragen und in großen Contrasten gegeneinander abzusetzen, ist beidemal nicht so schwer, als sie sanft zu vertuschen und dem Ganzen einen harmonischen, den Augen wohlthuenden Schmelz zu geben. Doch fassen wir Manuel's Philosophie, die über alle Philosophie hinausliegt, näher ins Auge.

Seht herab — ruft er einmal aus —, ihr alten energischen Väter und du, Heil Bitterkind, wie eure Nachkommen um die Irmenssäule tanzen! Da schweben sie herein, diese liepelnden Sphralmutter, wie der Chevalier d'Con, der, wenn er kein Weib war, es zu sein verdiente; da duften sie von allen Wohlgerüchen Schiras, wie der Prinz Biribinker, der Rosen- und Pomeranzengewasser — Das sind die Söhne der Billungs und Ballenstedts, der Berlichingen und Schamburgs! Alle Energie ist von ihnen gewichen; es ist nicht Geist und Kraft in den Hosenfüßen. Wie der Hofmarschall Kalb ein gewisses Register zu führen, das Bonmot des Ministers als Salonfeldgeschrei auszusprechen, den gothor'schen Almanach im Kopfe zu haben, am Comteffentisch Abends den Thee zu

breiten, das ist ihr Sterben, ihr Wirken, ihr Bissen und ihr Leben. Aber wenn auch keine Ader von Männlichkeit in diesen Puppen Klopft, so sind sie doch auf nichts Folger als auf 16 Großodter, und wenn ihr Name nur vor 400 Jahren genannt worden, so gilt es ihnen gleich, ob sich Ehre oder Schande an die Ursache knüpft. Und wenn jedes Glied ihrer Familie zum Andenken einst begangener Schändlichkeit wie zur ewigen Schmach einen Strick um den Hals tragen müßte, so hätte ihn die Zeit zur Ehrenschnur gedreht, und sie gäben dies Privilegium so wenig her als die Dalbergs ihr schönes Vorrecht bei der Kaiserkrönung.

Es ist meistens eine schwache, erbärmliche Rasse, der Mensch! Der alte Jehova ist müde geworden, den Sünderfall täglich wiederholt zu sehen, und schafft seine Ebenbilder nicht mehr selbst; da hat irgend ein israelitischer Prometheus die Menschenlieferung bei ihm erstanden und mengt viel schlechtes Schicksel unter den guten Samen. Der liebe Gott gibt nur noch den unsterblichen Funken und der Jude knetet den irdenen Kopf darüber, aber so elend, so jämmerlich, daß er oft schon beim ersten Feuer in Scherben springt. Dann läuten sie die Glocken und scharren den Roth zum Rothe und heulen und singen: wieder ein Herz gebrochen! aber bedenken nicht, daß der Kopf so schlecht war.

Wird denn die Menschheit einst im Zenith der Aufklärung stehen? Vielleicht erst, wenn nach Zoroaster's Lehre die Erde aufsteigt und als brennender Aërostat herumtreibt im Universum, bis Alles auf und in ihr recht weich gesotten zu einer Masse zusammenschmilzt; dann verdunstet alles Ael, und selbst Ahriman, der Geist der Finsterniß, wird licht, und eine neue, schönere Erde wird sein, aber keine Sonne mehr, sondern Dämmerung, der Herr des Lichts, und die Menschen, die Kinder des Lichts.

Wer ihn erlebte, den jüngsten Tag, den ältesten, den letzten! Es muß ein herrlicher, ein großer Moment sein, wenn die Sonne ausleuchtet und der gewaltige Komet niederschlägt, um die kleinen Menschen zu zertrümmern um ihrer Sünden willen.

Aber noch 6000 Jahre muß sie sich fortwälzen, die arme Erde mit ihren Meeren voll Ungethümen, Schlangen und Leichen, wie eine vollgefressene Schlange, denn Zoroaster, dieser Einnä der Betten, gibt ihr 12,000 Jahre der Existenz. Darum ist sie kaum in der Hälfte ihres Lebens, eine Matrone, üppig, aber schlapp, regsam und fleißig, aber ohne Poesie. Ihre Leidenenschaften haben sie stark erschüttert, sie wird nicht mehr lieben; — sie setzt sich nur an die Sonne und spinnt und locht und wirkt und schafft. Deshalb werden auch die Menschen, ihre Kinder, gleich mit so altklugen Physiognomien geboren und wissen in den ersten Jahren mehr als ihre Ahnen in den letzten, aber es steckt keine Kraft mehr im Geschlecht, keine Energie.

Der heilige Geist der Zeit ist über die Menschheit gekommen und findet den Simson geblendet und seiner Stärke beraubt. Bis ihm die Haare wieder wachsen, mag er Maschinen treiben, nach Gewinn streben und den Dampf anbeten; — wenn er dann endlich Philister merkt über sich, rüttelt er an zwei Säulen und begräbt sich unter den Ruinen. Aber Schutt ist ein guter Dünger für dürre Erde u. s. w.

Es ließen sich über diese wilden Ausgelassenheiten Manuel's manche Bemerkungen machen; warum sollte sie aber der Leser nicht ebenso gut anstellen können als der Kritiker? In der That, es ist unhöflich und anmaßend von unsern Recensenten, dem Urtheil des Publicums überall vorgreifen zu wollen und es geistig zu bevormunden, wie der Schullehrer die dummen Vuben, welche unter seiner Zucht und Ruthe stehen. Bis auf einzelne aus dem Buche abgedruckte Stellen erstreckt sich sogar diese Schulmeisterrei der Recensenten, die sich von Gottes Gnaden erwählt halten, das Urtheil zu bestimmen und zu leiten. Aber nicht immer sind ihre Gedanken auch die

des Publicums; im Gegentheil, man nenne mir ein vom Publicum günstig aufgenommenes Buch, welches nicht von irgend einem kritischen Wehrwolf irgendwo zerissen worden wäre; ja, man nenne mir eine literarische Erscheinung der neuesten Zeit, welche von Seiten der Recensenten selbst nicht die widersprechendsten Urtheile erlebt hätte, sodaß, wenn man ein Urtheil vom andern abzieht, die reine indifferente Null übrig bleibt. Zuletzt hat das Publicum, das, als Masse genommen, freilich ein oft sehr blödes und blindes Individuum ist, doch immer die entscheidende Stimme und das Amt, über Charakter, Form und Geist eines Buches das Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen. Das Publicum bildet die Körperschaft der Geschworenen, der Geist der Zeit den Gerichtspräsidenten, die Kritiker sind die Advocaten, die mit allem Aufwande von Spitzfindigkeit, Sophistik und Casuistik die Anklage oder Vertheidigung durchführen. Aber es ist diesen Advocaten selten oder nie gelungen, einen schlechten Autor auf die Dauer vom Galgen zu retten oder einen guten an den Galgen zu bringen. Zuletzt erbarmt sich das Publicum doch wieder des guten Autors und schneidet ihn von dem Galgen wieder los, woran man ihn aufzuknüpfen versuchte. Auch der „Cancan“ wird die widersprechendsten Urtheile erleben oder hat sie schon erlebt. Wir wünschen aber, daß unsere Leser den „Cancan“ selbst erleben und fahren daher in unsern Auszügen fort. Man muß wissen, daß Auszüge immer ein gutes Rettungs- und Hülfsmittel sind, wie z. B. der Auszug der Kinder Israels aus dem Aegypterlande, der Auszug der Plebejer auf den heiligen Berg oder in früheren Zeiten, wo die Studenten noch eine Macht bildeten, die Auszüge der studirenden Bevölkerungen deutscher Universitätsstädte auf ein naheliegendes Dorf. Es leben also die Auszüge aller und jeder Art!

Da gibt es eine Stelle im „Cancan“, worin Manuel sich vorstellt, er sei um seiner freimüthigen Schriften und Gedanken willen zum Tode verurtheilt worden. Vom Schaffot aus hält er nun an die andächtigen Zuhörer, die häufig ebenso gern einen Verbrecher am Galgen oder unter dem Richtbeil als einen Kapuziner auf der Kanzel sehen, folgende humoristische Anrede:

Wohl mir, ihr Versammelten! daß ich in einem Zeitalter sterbe, wo Humanität so überwiegend ist, daß man ohne Verbrechen sich weder von Löwen zerreißen lassen muß wie Ignaz Theophorus, noch wie die 59 Tempelr durch langsame Feuer geröstet, sondern nur geköpft wird, was eine ebenso schnelle als angemessene Todesart sein soll.

Wenn ich 100 Köpfe hätte, wie die Hydra von Lernä, oder auch nur zwei, wie jene genuessische Misgebur, so würde mich der Halskaiser schnitt weniger tranken als jetzt, wo mein einziger Kopf einen Salto mortale machen wird und ich schwerlich wie die heilige Brigitta zu Zürich ihn aufheben und damit davonlaufen kann.

Ich darf mir zwar auf meinem Todesthron nicht schmeicheln, wie Thomas von Villanova für die Armen gestohlen und weder den Stillstand der Sonne gesehnet, noch die Existenz der Antipoden ausgesprochen zu haben; allein die Blutwasserhose, die allsogleich aus meinem Torso aufsteigen wird, soll doch meine Fieberjüden abwaschen, vor deren größtem Streuen mich nur der Angstmann mit gezücktem Schwerte errettet.

Im Grunde könnte ich jetzt noch meinem Kopfe vor sei-

nem Ende die Satisfaction geben, Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hat, allein ich erwarte noch immer Pardon, obwohl keine andern weissen Löcher wehen als die durchweinten sentimentaler Zuschauerinnen.

Ich sterbe also, wie mich der feist gemäskete Gewissenrath neben mir bei seiner Seligkeit versichert, in dem alleinselig-machenden Glauben, und ich könnte in seinem Beisein schwören — wie einst die Juden in Gegenwart des ihnen verhassten Thieres thun mußten —, daß ich sämmtliche hier anwesende Keger und Atheisten um nicht Anderes beneide als um ihr Leben.

Es wird mir freilich wenig helfen, daß einst meine Asche während der durch meine Schriften entflammten Revolution ins Pantheon getragen wird, und wenn dann mein abgetrochener Kopf wie jener des Cajus Gracchus mit Gold ausgestopft würde, kann mich jetzt nicht trösten.

Auf meine Richter wird es jedoch ein schlechtes Licht werfen, daß sie zu wenig heiligen Eifer befaßen, sich bei meiner Verurtheilung nie auf der epheser Synode zu prägen und todzuschlagen, aber lämmersauft genug waren, mir den Stab zu brechen, ohne mich zu einem Geständnisse weber gezwungen noch gebracht zu haben, und erst die Nachwelt wird mit ganzer Strenge rügen, daß sie mir die Tortur ersparten, welche Auszeichnung ich so gut verdient hätte als jener Dr. Kemigius, der so lange halsstarrig und ungläubig gegen die Hexen eiferte, bis er endlich selbst verbrannt wurde.

Sollten Sie mich wider alles Vermuthen wie einst Sanct Romualdus nur deshalb erschlagen, um im Besitze eines wunderthätigen Leibes zu sein, so verspreche ich mit meinen kanonisirten Knochen wenigstens so viel Mirakel zu wirken als der heilige Dünger des großen Sama.

Mit dem Pardon ist es nichts. Kein Erdbeben und Aschenregen rettet mich wie die verurtheilten Christen zu Pompeji, und da ich nicht glaube, daß bei meinem Tode wie bei jenem Rudolfs II. alle anwesenden wilde Thiere nachsterben, so bricht der jüngste Tag für mich allein an.

Leb wohl, du schöne Erde, mit deinem wenigen Menschen und so vielen . . . da fällt aber mein Kopf vom Kumpfe.

(Der Beschluß folgt.)

Five years in India, etc. etc. By Henry Edward Fane. Zwei Bände. London 1841.

Wenn das englische und jedes andere, Englisch lesende Publikum mit Indien und dessen Bewohnern noch nicht genau bekannt ist, so liegt die Schuld mindestens nicht an denen, die in Indien waren. Kaum vergeht ein Monat, ohne daß ein neues, Englands dortige Besitzungen und besonders die westlich vom Indus gelegenen Provinzen besprechendes Werk die londoner Presse verläßt. Obgleich daher an instructiven Werken kein Mangel und das Werk Fane's nur ein schnell geführtes Reisejournal ist, so bringt doch auch dieses in seinem leichten, anspruchslosen Style manches Beachtenswerthe. Der Verf., ehemaliger Adjutant des Commandeur en Chef — so nennt er sich auf dem Titel —, ist ein junger Mann, der Alles mit den Augen der Jugend sieht und im Geiste der Jugend beurtheilt, d. h. frische Augen hat, die überall die Eischette herausfinden, und seine Meinung frank und frei sagt. Er prahlt nie mit Belesenheit und gibt die Beobachtungen Anderer nie für die seinigen. Er erzählt schlichtweg, was er gesehen, gehört und empfunden, und ist er deshalb, namentlich im Anfange, sehr kurz, so darf ihm das Skizzenhafte nicht zum Fehler gerechnet werden; er spendet, was sein Eigenthum ist. Die Reise hat ihn aber ziemlich weit geführt, durch einen Theil von Ceylon, nach Madras, durch ganz Bengalen, in die Städte Agra und Delhi, über die nördere Gebirgskette der Himalaya,

durch Afghanistan, längs den Ufern des Indus und zu Lande heim. Selbst ein oberflächlicher Beobachter müßte auf einer solchen Tour eiliche Denkwürdigkeiten aufgreifen und oberflächlich kann der Verfasser nicht gescholten werden. Aber Menschen und Sachen theilt er Bemerkungen mit, die von Schatzkammern zeugen, und über die Sitten und Gewohnheiten der Engländer im Orient äußert er sich auf eine Weise wie vielleicht Keiner vor ihm. Jeder Leser darf etwas für seinen Geschmack erwarten. Den einen wird es interessieren, von der Secenerie und dem Producten der mächtigen, Indien von Mittelasiern scheidenden Bergkette zu lesen. Ein anderer begleitet den Verf. mit Vergnügen auf seinen Feldzug durch Afghanistan. Einen dritten amüsiren die kleinen Abenteuer und Charakterzeichnungen, welche den gegenwärtigen Gesellschaftszustand in Hindostan erläutern, wo aus den Trümmern eines gesunkenen Reichs eine neue Macht aufsteigt, die ihren Einfluß leicht über ganz Asien erstrecken dürfte. Einen vierten, fünften und sechsten, weil Jedem, dem England ein Dorn im Auge ist, wird die Äußerung des Verf. gefallen, daß, wenn die Engländer morgen Indien räumen müßten, sie kein wesentliches Merkzeichen ihrer Macht zurücklassen würden. Das mag sein oder auch nicht: nur erwähnt der Verf. selbst Manches, das ihn mit sich in Widerspruch setzt. Er erwähnt den englischen Kanonendonner, der in der Geschichte nie verhallen werde, und daß derselbe Donner die Atmosphäre des indischen Aberglaubens erschüttert habe und die Früchte des Evangeliums anfangs, das Dunkel zu durchbrechen. Er erwähnt, daß Asien nie vergessen werde, wie die kolossalen Reiche der Mogul und der Akbarita gestürzt, jede europäische Niederlassung zerstört und über die ganze Halbinsel, von dem Himalaya bis zum Cap Comorin und an beiden Ufern des Indus und des Ganges triumphierend geherrscht habe. Er erwähnt, daß die Gärten und Wohnungen der Eingeborenen sich der Pflanzen und der Comforts freuen, die ihnen England zugeführt, erwähnt die Verbesserungen im Ackerbau, in der Schaf-, Vieh- und Pferdezucht, für die Indien ewig dankbar bleiben müsse, und würde dergleichen noch viel zu erwähnen gefunden haben, hätte nicht sein militärischer Beruf ihm eine Tour vorgezeichnet, auf welcher er dergleichen am wenigsten wahrnehmen konnte. Dagegen enthält das Buch in Folge des militärischen Berufs seines Verf. mehrere interessante Anekdoten über den Feldzug durch Afghanistan und über die Gebräuche und das Leben der dortigen Einwohner. Eine nicht bloß hübsche, sondern auch werthvolle Zugabe sind die Stahlstiche, meist Landschaften nach Zeichnungen, die Fane an Ort und Stelle aufgenommen und deren Aquarelle er überliefert. Auffallend ist die Ähnlichkeit der Ansichten aus Afghanistan mit Schweizer-scenerie, und die Ähnlichkeit würde täuschend sein, wenn nicht die Berge im Orient ziemlich kahl von Bäumen wären und ein durchsichtigeres Licht auf ihren Spitzen und auf den Thälern läge — letzteres der Grund jener unbefreiblichen Schönheit morgenländischer Landschaften.

33.

Literarische Notizen.

Wir können die baldige Erscheinung eines umfassenden „Essai sur la vie et les ouvrages de M. de Savigny“ von Ed. Laboulaye anknüpfen. Wenn das Ganze den Proben, die uns zu Gesicht gekommen sind, entspricht, so können wir ein gebiegenes, werthvolles Werk erwarten.

Prévoist, ein geborener Schweizer, der sich lange in Baden aufgehalten hat, bereitet eine Arbeit über Rückert vor, die wahrscheinlich in der „Revue de Paris“ erscheinen wird, in der er schon eine Reihe deutscher Dichter portraetirt hat.

50.

Cancan eines deutschen Edelmanns.

(Beschluß aus Nr. 129.)

Um den Verf. von einer andern Seite kennen zu lernen, möge noch eine Gespenstergeschichte mitgetheilt sein, welche die alte Theresie dem Knaben Eugen erzählt:

Ich war als junges Mädchen im Hause eines alten Anverwandten meiner Mutter — Gott hab' sie selig —, der weit im Riesengebirge eine Mühle hatte und dem im Besitze seiner höchsten, jungen Frau nichts fehlte, um ganz glücklich zu sein, als — ein Kind. Jeden Morgen und jeden Abend ging die Müllerin zu einem großen Brunnen hinter dem Hause und blickte sehnsüchtig hinab und drehte den Eimer heraus; aber es verfloßen Jahre, ohne daß sie die Freude gehabt hätte, ein Kindlein herauszufischen. Da traf es sich, daß ein junger schmucker Wanderbusche in die Mühle kam und als Knecht aufgenommen wurde. Er war wie Milch und Blut, hatte große blaue Augen, und da er fleißig und unverdrossen arbeitete, auch die schönsten Lieder und frohlichsten Schwänke wußte, so liebte ihn das ganze Haus und von der Müllerin war er um seines ehrbaren Wesens willen besonders gut gelitten. Nur der Müller sah scheel dazu, denn da sich sein Weib öfter als sonst bei den Gängen zu thun machte, so ward er eifersüchtig und fing an, die Ärmste auf alle erdenkliche Art zu kränken und zu plagen, und endlich jagte er den fleißigen Jungen Knall und Fall, mitten im Winter, bei Nacht und Nebel aus dem Hause.

Da weinte die Müllerin und wurde sehr krank, kurz darauf aber hob die dicke Ursula, unsere Dienstmagd, einen allerliebsten Kleinen Buben mit hellblauen, großen Augen aus dem Brunnen und brachte ihn frohlockend dem Vater. Als dieser nun das Kind hastig aus ihren Armen riß, betrachtete er es lange mit zornglühenden Augen und plötzlich starb es unter seinen Händen. Die Leute sagten zwar, der böse Blick habe es gethan, allein die dicke Ursula wollte am Halse des armen Würmchens einen dunkeln Fleck wie von einem gewaltigen Druck bemerkt haben. Dem sei nun wie ihm wolle, die ohnedies schon schwache Mutter grämte sich darüber so, daß sie schon des andern Tags mit ihrem lieben Kinde auf der Bahre lag. Nach dem Begräbniß war es in unserm Hause gar sehr stille geworden; die Mühlgänge waren gesperrt, der Witwer hatte sich zeitig zu Bette gelegt, und wir Andern, spät erst von dem entfernten Kirchhofe zurückgekommen, saßen noch bis Mitternacht traurigen Herzens beisammen. Draußen stürmte es unheimlich, und Niemand wollte den Anfang machen, schlafen zu gehen. Plötzlich drachte es uns, als hörten wir die Thüre der Kammer, in welcher die Leichen ausgelegt waren, leise in ihren Angeln knarren, ein dumpfes Tritteln zog über den Gang bis zum Zimmer des Müllers, wo es sich zu verlieren schien. Wir sahen uns todtenbleich und mit eingehaltenem Athem an. Da erscholl aus dem Zimmer des Müllers ein kurzer, aber so gräßlicher Schrei, daß uns Allen das Haar zu Berge stand und das Wort im Munde erstarrte. Dann war es wieder still, der Wind nur

pfiff durch die Bäume und warf den gefrorenen Schnee ans Fenster. Wir erwarteten zitternd und laut betend den Morgen; aber es war helllicher Tag und der Müller kam nicht herunter, und als wir endlich die Thüre seines Zimmers mit Gewalt öffneten, da wurde er nicht mehr gefunden. Seine Kleider lagen noch auf dem Stuhle, wie er sie ausgezogen, das Fenster war offen und da selbst ein großes Crucifix von der Wand herabgerissen am Boden lag, so blieb kein Zweifel, der Gott sei bei uns — schlag ein Kreuz, Eugen! — hatte ihn im Hemde mitten aus dem Bette geholt. Ein hausfrender Glasbändler, der später in der Mühle einsprach, hatte weit in den Geklüften der Gebirge einen menschlichen Körper liegen sehen, der sich wie ein ausgerissener Spinnennuß auf dem Schnee ringelte, während die Bestien des Waldes an ihm fraßen. Die Eingeweide schlang ein Wolf wie Macaroni in sich, das Hirn schlürfte ein Fuchs, am Herzen haarte ein Adler und der Leib konnte nicht sterben, ob auch die arme Seele lang schon bis über die Ohren in den Flammen saß. Nachdem wir das Verschwinden des Müllers dem Herrn Pfarrer angezeigt hatten, kamen Abends die Gerichte der Gemeinde und legten das Siegel an, und da sie bei uns nächtigten, so hörten sie sowie wir um Mitternacht das leise Getrippel aus der Todtenkammer bis zum Gemache des Müllers. Da ließ der Richter den folgenden Tag den Gang mit Staubmehl bestreuen und den ganzen Stod absperren, und als sich der Spuk Nachts abermals wiederholt hatte, eilten am nächsten Morgen sämtliche Hausgenossen neugierig hinauf; da sahen wir denn mit Schauder im gestreuten Mehle die deutlich ausgeprägten Fußstapfen eines Kindes, aber so klein, so klein —

Rein komischer Gattung ist das eingeflochtene Reisetagebuch des Kammerdieners Rafael Sendelmater. Nur eine kleine Probe daraus:

In Teplitz sollen berühmte Heilquellen sein. Vor dem Posthause saß ein armer Junge und strickte. Ich fragte ihn nach seinen Ältern und erfuhr, daß er keine mehr habe und ins Erziehungshaus nach Prag käme. Es existiren so viele Anstalten für Witwen und Waisen, aber keine einzige für Witwer, welches eine schreiende Ungerechtigkeit ist. Graf Arthur schenkte dem armen Jungen einen Thaler, und auch ich wurde gerührt und gab ihm einen guten Groschen, da mir der Postillon sagte, man brächte unser Geld später nicht mehr an. — In Mieschowitz wurde vor dem Wirthshause ein ehelicher Zwist auf eine ganz eigene Art ausgefochten. Die Frau nämlich hatte in der Erbitterung gegen ihren Mann die thätlichen Feindseligkeiten eröffnet, indem sie seinem Lieblingstochterlein einen Schlag versetzte, worauf sich der angegriffene Ehemann durch Satisfaction nahm, daß er den Buben beutelte, der ihr Favorit war. Die Mutter rächte diesen Schimpf augenblicklich durch eine zweite Ohrfeige an dem Mädchen, und der Vater wurde immer wieder quitt durch den Buben, den er als Beispiel bei den Ohren hielt. Auf diese Weise suchte jede Partei

den Krieg auf den feindlichen Boden zu spielen und ich philosphirte im Wegfahren und dachte, gerade so müssen die Völker ihre Haut hergeben, wenn die Großen entzweit sind. — Laus hat nichts Werthwürdiges, als daß die Herrschaft hier Mittag machte. Die Wirthin saß mit sieben Söhnen bei Tische um eine Schüssel Sauerkraut, mit dem Fleisch jenes Thieres, von dem ein heiliger Antonius den Hunnen hat und das die maß Labätschen Brüder nicht essen wollten. Die Wirthin behauptete, die böhmischen seien größer und hätten mehr Speck als die sächsischen, und ich schwieg darüber, da ich den Patriotismus jedes Landes ehre. — Es ist hier sehr viel falsches Geld im Umlauf, auf manchen Münzen steht 30 Kreuzer und die Leute nehmen sie nur für sechs; dabei sind sie so groß und schwer, daß man für einen Thaler ebenso gut einen kupfernen Kessel eintauschen könnte. Ich halte dies für eine sehr weise Einrichtung der Regierung, da man auf solche Art immer weniger ausgibt, als man hat, worin eigentlich das ganze Geheimniß der Oekonomie besteht u. s. w.

Diese Auszüge hatten den Zweck, von der Mannichfaltigkeit in Ton und Inhalt der Schrift einen ungefähren Begriff zu geben. Aber dies Buch, welches man fast ein humoristisches Miniatur-Conversation-Lexikon der Gegenwart, eine geistreiche sociale Fibel für die großen Kinder dieser Welt nennen möchte, hat manche gehaltvollere Partien als die mitgetheilten aufzuweisen, nur daß sie aus mancherlei Gründen sich weniger für theilweise Auszüge eignen. Dahin gehören die Betrachtungen des Verf. über die socialen und politischen Zustände der Gegenwart, über die religiösen Spaltungen, über Liebe, Freundschaft und Ehe, die humoristische Darstellung der gräfenberger Wassercuren, das Gespräch mit dem gespenstischen, sonnambulen, nachwankehenden Schlafrock, die Aufklärungen über die polnische Wirthschaft in Galizien, über den Adel, über die falschen Begriffe von Ehre und über die Industrialisierer, denen ein ganzes Capitel gewidmet ist, welches freilich gar zu abrupt dassteht, wie einer jener seltsamen einzelnen Granitblöcke, auf die man hier und da in ungebirgigen Ebenen stößt, ohne sich erklären zu können, wie sie dahin gekommen sind. Man hat bereits den Argwohn ausgesprochen, daß dieser „Cancan“ eigentlich von gar keinem Edelmann herrühre und somit die Angabe auf dem Titel nur eine Mystification sei. Jedenfalls ist aber der Verf. ein Mann, der die höhern Cirkel der adeligen Gesellschaft, besonders in Oestreich und speciell in Prag, genau kennt, wovon die Mittheilung mancher Geheimnisse zeugt, die nur dem Eingeweihten zugänglich sein konnten. Ein literarisches Bewußtsein lebt in dem Autor allerdings; dahin deutet das Vorwort, dahin der ausgesprochene Wunsch des Verf., daß man seine Schrift in die Kategorie der modernen Literatur verweisen möge, und daß dies die größte Ehre sei, auf die er Anspruch mache. Wie Basedow den Elementarunterricht den Kindern durch Spielereien und Näscherlein beizubringen suchte, so sucht der Verf. die erwachsenen Kinder der vornehmen Welt spielend zu belehren und belehrend mit ihnen zu spielen. Da es so viele Sinne als Köpfe in Deutschland gibt, wird auch dies vielköpfige und vielsinnige Buch, welches nicht selten seine weißseidenen Handschuhe auslegt und die nackte Rephischtophelestrasse hervorstreckt, sein Publicum finden.

Es werden sich auch über diese Schrift Manche

ärgern, denn worüber ärgerte sich ein Deutscher nicht? Ein Autor hat von einem Stück des weitläufigen Literaturbodens Besitz genommen, das er nun in einer Weise bewirthschaftet, die er auch seinem neuen Nachbar, der ihm vielleicht ohnehin lästig ist, aufbringen möchte. Dieser aber nimmt darauf gar keine Rücksicht; er läßt in der Art, wie er sein Stück Literaturboden anbaut und bewirthschaftet, Neigung, Laune und Individualität walten; sein Kreis von Freunden, Verwandten und Gesellschaftern ist ohnehin ein ganz anderer; diesen, ihm selbst behagt die neue Einrichtung, nur der ältere Nachbar fühlt sich durch des neuen Colonisten Art und Weise überrascht, verletzt, empfindlich berührt, in seinen Ansichten gestört, verwirrt, incommodirt. Dort ist eine Mauer aufgeführt, die ihm eine angenehme Aussicht auf Feld und Wald verbaut, hier ein schattiger Baum gefällt und dadurch eine unangenehme Aussicht auf Stallung und Gerülle eröffnet worden. Heute hat der neue Herr Nachbar große glänzende Gesellschaft; prachtvolle Equipagen fahren bei ihm vor; Grafen, Barone und schön geschmückte Damen steigen aus; er selbst empfängt sie im eleganten Frack, die Hände von Ringen blühend; die Musik spielt auf, der Tanz beginnt — Gott! welche affectirte Vornehmthuererei, welch ein Aufwand, welch ein Lärm! Morgen geht derselbe Herr im Schlafrock auf dem Hofe spazieren, besichtigt die Stallungen selbst, bittert den Großknecht um Tabackfeuer, plaudert mit der Kleinmagd, scherzt mit Grethel und Liesel, welche die Küche meilen — Gott! welche prosaische Nächternheit! welche Philisterei! welche grenzenlose Gemeinheit! Ja, wer es in Deutschland auch nur Einem Nachbar, geschweige denn beiden, rechts und links, recht machen könnte! — Ohne dem „Cancan“ den Werth einer tüchtigen christlichen Production beilegen zu wollen, gehört er doch zu denjenigen Schriften, deren Raisonnement etwas von einer tüchtigen christlichen Production in sich hat. Es ist ein kräftiges, frisches, etwas unbändiges und ungezogenes, hier und da zu geschmackloses und lockeres Buch, aber jedenfalls von einem individuellen Typus und einer Menge von Inhalt-, Charakter- und gedankenlosen Schriften vorzuziehen, welche sich in die Brust werfen — obgleich sie keine haben — und sich wie ein bombastischer Schauspieler auf das Prez schlagen — obgleich sie keine besitzen — und dabei, daß sie Productionen seien, laut der Welt in die tauben Ohren rufen.

Hermann Warggraff.

Literarisches aus Dänemark.

Eine lobenswerthe Erscheinung in der theologischen Literatur Dänemarks ist folgende Schrift: „Commentar over Pauli Brev til de Galater“, von R. Moeller (Kopenhagen 1841). Hinsichtlich der mit der Untersuchung von der Abfassungszeit und dem Orte des Briefes an die Galater zusammenhängenden Frage von den Lesern, denen der Brief zunächst bestimmt war, tritt der Verf. der namentlich von Dr. Wepster vertheidigten Hypothese bei, daß der Name Galatien im Neuen Testament nicht allein das eigentliche Galatien, sondern auch Theile der angrenzenden Länder, Lycaonien, Pisidien und Ikonien umfaßt, und daß die christlichen Gemeinden, an welche Paulus

den erwählten Brief schrieb, auf der ersten Missionsreise des Paulus gestiftet worden. Des Briefes ganzer Inhalt, meint Dr. Rottet, gebe zu erkennen, daß derselbe nicht an neugepflanzte Gemeinden geschrieben ist. Der Ort der Abfassung desselben sei entweder Korinth oder Ephesus gewesen. Besonders befriedigend ist die an mehreren Orten im Commentar vielseitig ausgeführte Darlegung der Paulinischen Lehre von dem Verhältniß zwischen dem Gesetz und dem Evangelium, welche den Hauptpunkt im Briefe an die Galater bildet. Über andere dogmatische Punkte, z. B. über den Verhältniß des Christen, äußert sich der Erklärer dieses Briefes kurz und unbestimmt. Dessenungeachtet gehört diese Schrift zu denen, welche durch den Geist und Charakter, der sich darin ausdrückt, den Leser anziehen müssen. Ihr Verf. hat die Aufgabe, die er sich gestellt, mit Ruhe und Konsequenz zu lösen gesucht. Seine Schreibart zeichnet sich durch Klarheit und classische Simplicität aus. Endlich verdient auch der milde und liebevolle Geist, der über die ganze Schrift verbroitet ist, die Unparteilichkeit und Billigkeit, womit fremde und abweichende Ansichten beurtheilt worden, unter die Vorzüge gezählt zu werden, welche zu dem angenehmen Eindruck, den man beim Lesen dieses Commentars empfängt, nicht wenig beitragen. Sprache und Darstellung tragen ein echt nationales Gepräge.

Folgende Schrift: „Den norske Statsforfatnings Historie og Bæsen“, von Munch-Kaeder (Kopenhagen 1841), hat in Dänemark großes Interesse erregt. Dieselbe beginnt mit einer geschichtlichen Übersicht der Entstehung der norwegischen Verfassung. Der nächste Abschnitt: „Der Staatsverfassung Wesen und geschichtliche Entwicklung“, hebt mit der Bemerkung an, daß es nicht ganz richtig ist, wenn die norwegische Constitution im §. 1 des Grundgesetzes als eine eingeschränkte Monarchie bezeichnet wird. Der Verf. meint, daß, da die Verfassung von einer demokratischen Macht, welche mit unbeschränkter Gewalt wirkte, gegründet wurde, so ist auch das demokratische Princip darin das herrschende. Er geht von der Voraussetzung aus, daß die Wähler, sobald sie aufgeklärt sind und ihren natürlichen Reigungen folgen können, alle Demokraten sind, wie es zum Vortheil der Könige gehört, Royalisten zu sein. Er beruft sich darauf, daß die Nationen, eine nach der andern, sich heutzutage demokratische Verfassungen geben, und meint, dies sei sowohl das Natürlichste als das Sicherste. Er will übrigens nicht behaupten, daß das Princip der Volkssouveränität das unbedingt Beste ist. Denn für Staaten, die entweder auf einer sehr niedrigen Stufe sittlicher und intellectueller Entwicklung stehen oder welche durch die Laune des Schicksals aus sehr ungleich geordneten Theilen zusammengesetzt sind, ist eine Staatsverfassung, welche den König als die Spitze aller Macht aufstellt, die passendere. Aber er fügt hinzu: „Wir Norweger tragen die Meinung, daß wir unter keine der Kategorien gehören, welche die Nothwendigkeit mit sich bringen, die königliche Gewalt zur wichtigsten Stütze des Staates zu machen, und wir betrachten daher den §. 79 unsers Grundgesetzes, nach welchem ein Beschluß in Gesetzgebungs-Angelegenheiten, der auf drei verschiedenen, ordentlichen Störthings unverändert angenommen worden, auch ohne königliche Sanction gesetzliche Kraft erhalten soll, als den glänzendsten Edelstein, den wir uns nie entreißen lassen werden.“ Es ist übrigens nicht blos dieser Artikel, welcher der norwegischen Verfassung einen mehr demokratischen Charakter gibt, als die meisten übrigen constitutionellen Verfassungen ihn haben, sondern die Controle der Regierung, welche der Volksvertretung zukommt, hat eine besondere Ausdehnung dadurch erhalten, daß der §. 30 des Grundgesetzes die Mitglieder des Staatsraths verantwortlich macht, nicht allein wenn ein königlicher Beschluß, wogegen sie unterlassen haben zu protestiren, wider die Staatsform oder die Reichsgesetze kreitet, sondern auch wenn derselbe dem Reiche augenscheinlich schädlich ist; gleichwie die Macht der Volksvertretung dadurch eine besondere Stärke gewinnt, daß der Richterstuhl, vor welchen die königlichen Rathgeber gestellt werden sollen,

in ihrer Mehrheit aus deren eigenen Mitgliedern (nämlich aus dem ganzen Störthing) besteht; der zweite, aber weniger zahlreiche Bestandtheil ist das Höchste-Gericht. Besonders lehrreich ist, was der Verf. von dem norwegischen Wahlgesetze sagt. Er zeigt, daß die äußern Eigenschaften, welche nach dem norwegischen Grundgesetz das Recht bedingen, an der Wahl des souverainen Volksraths Theil zu nehmen, oder selbst einen Theil dieses Raths auszumachen, weder die intellectuellen noch die moralischen Eigenschaften, auf welche es ankommt, wenn er das allgemeine Wohl wirklich soll fördern können, verbürgen. Ja, er gesteht ein, daß in dieser Beziehung die Garantien nach dem norwegischen Grundgesetze noch schwächer als die der meisten andern constitutionellen Staaten sind. Weit entfernt, die große Ausdehnung, welche das Wahlrecht und die Wählbarkeit in Norwegen erhalten hat, für einen Vorzug anzusehen, findet der Verf. es sogar bedenklich, daß man dadurch dem allgemeinen Wahlrecht so nahe gekommen ist. Die Erfahrung hat indess gezeigt, daß durch das Störthing viel Gutes und Ersprießliches ausgerichtet worden, daß Einsicht und Tüchtigkeit sich darin hervorgethan und daß diese Eigenschaften, wenn auch gleich nicht bei allen Störthings in gleichem Grade, sich geltend zu machen gewußt haben. Was der Verf. zu Gunsten der indirecten Wahl, welche das norwegische Grundgesetz zuläßt, anführt, verdient Beachtung. Aus Dem, was der Verf. angeführt hat von den Versuchen, die gemacht worden sind, um Norwegen ein Zweikammersystem zu verschaffen, ersieht man, daß er, trotz seiner demokratischen Denkwiese, ein solches Gegengewicht gegen die eigentliche Volkskammer nicht unbedingt vermisst. Doch bemerkt er ganz richtig, daß das Zweikammersystem sich, nach den norwegischen Verhältnissen, auf keine dem Zweck entsprechende Weise zu Stande bringen läßt, weil die Elemente dazu fehlen. Die norwegische Gesetzgebung für die Pressefreiheit findet Hr. Munch-Kaeder höchst unsicher und mangelhaft. Die auf das Princip der Volkssouveränität gebauten Verfassungen haben in seinen Augen vor allen andern den Vorzug. Wundern muß man sich aber darüber, daß der sonst so eifrige Freund der Freiheit die Schwormengerichte vermisst.

Nicht ohne Verdienst ist P. P. Giesing's Schrift: „Om Deportationscolonier og Iddestraffe“ (Kopenhagen 1841). Das Buch enthält eine Sammlung verschiedener Abhandlungen, welche mehr oder weniger dazu dienen, Fragen von großem Interesse aufzuheben. Doch darf man darin keine durchgreifende Untersuchung vom Wesen der Deportationsstrafe, aus einem allgemeinen legislativen Standpunkte aufgefaßt, erwarten. Das erste Capitel enthält einen Auszug aus Blossvill's Geschichte der englischen Strafcolonien in Australien. Darauf folgt eine Art Kritik einiger Einzelheiten in der Aukündigung des Conferenzeraths Dethlefs von Ch. Lucas Hauptwerk von der Todesstrafe und der Strafrecht, welche dieser Verf. das Repressivsystem nennt. Der Standpunkt des Hrn. Giesing ist übrigens empirisch und er scheint sich zunächst die Aufgabe gestellt zu haben, einige brauchbare Materialien zu liefern für die Wahl einer Stelle, wo eine dänische Deportationscolonie angelegt werden könnte, unter der Voraussetzung, daß die Deportationsstrafe an die Stelle der Todesstrafe gesetzt werden muß. Der Verf. betrachtet die Todesstrafe als ungerecht in ihrem Princip und meint, daß Deportation die Beste ist, worauf die bisher am Leben bestraften Verbrecher ihre Widerthaten sühnen sollen. Die von ihm vorgeschlagene dänische Deportationscolonie sollte, nach seiner Ansicht, eine förmliche Zwangsarbeitsanstalt sein. Das zweite Capitel, welches von der Unzulässigkeit der Todesstrafe handelt, enthält nichts Neues. Ubrigens wagt es der Verf. nicht, die Todesstrafe unbedingt zu verwerfen.

45.

Eine englische Ansicht über Rottet.

Rottet's Weltgeschichte ist unter dem Titel „General history of the world. By Charles von Rottet. Translated

from the German and continued to 1840" (4 Bände) in das Englische übersetzt worden. Ein britischer Kritiker bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Mit Recht kann von diesen Bänden der Anspruch gelten, daß die translation needs to be translated.“ Wir wollen nicht untersuchen, ob dies von der Unfähigkeit des Übersetzers, Kotted's Transcendentalismen zu erfassen, herrührt, oder von einer zu beschränkten Kenntniß der Hülfsmittel der englischen Sprache; aber sei es die eine oder die andere Ursache, oder beide, die Wiedergabe derjenigen Partien, welche auf eine philosophische Bedeutung Anspruch machen, ist eine zum größten Theil unverständliche Paraphrase.“ Der Berichtsersteller meint weiterhin, daß man zweifeln müsse, ob diese allgemeine Geschichte je den Beifall des englischen Publicums gewinnen könne. In seinem Titel hält er sich indeß nur an gewisse Eigenthümlichkeiten der Auffassung, an Einzelheiten. So tabellirt er z. B. die Bemerkungen Kotted's über den Pentateuch. „Die mosaischen Denkmäler“, sagt er, „gehören nicht in die allgemeine Geschichte; sie beziehen sich auf das specielle Verhältniß eines Innenvolkes, eines Volkes überdies, dessen politisches System vorzüglich darauf gerichtet war, das Volk von den umwohnenden Völkern abzuschließen. Wir sind weit davon entfernt, das Recht der Kritik, die Natur der miraculösen in der Bibel erwähnten Begebenheiten zu erforschen, abzuleugnen zu wollen; aber der Kriticismus ist keine Geschichte und die Vermischung beider in diesem Werke macht beide schwerlich und verdächtig. Das nämliche System, welches Kotted verleitet, Alles, was in den biblischen Jahrbüchern wunderbar erscheint, zu verwerfen, verleitet ihn auch, Alles zu verwerfen, was in den Erinnerungen anderer Völker romantisch erscheint. Als Beispiel führen wir seinen Bericht über Syrus an, der so mager ist, als er nur immer sein kann, und seine Bemerkungen über die assyrischen und babylonischen Reiche. In einer allgemeinen Geschichte der alten Nationen sollten wir natürlich auch Betrachtungen über ihre Gewerthätigkeit, ihren Handel, ihren gegenseitigen Verkehr erwarten; denn wie Freiren mit Recht bemerkt, die gegenseitige Abhängigkeit der Völker bewirkt die Einheit ihrer gemeinsamen Geschichte. Aber die Fortschritte des Handelsverkehrs und dessen civilisirende Einflüsse sind in diesen Bänden kaum erwähnt. Dieser Mangel ist um so auffällender, da Kotted erklärt, seine Methode sei sowohl ethnographisch als synchronistisch; und doch gibt es kein Element, welches so sichtlich dazu notwendig wäre, in irgend einer historischen Kategorie Ort und Zeit combiniren zu können, als die äußern Bezüge der Völkerschaften zueinander. Der Aufmerksamkeit, welche Freiren diesem Punkte gewidmet hat, ist der große Erfolg seiner Handbücher vorzüglich zuzuschreiben.“ — „Kotted ist wesentlich ein Analytiker; sein System erscheint in der Grundlage unwahr; er pfllegt kalte Abstractionen vor uns hinzupflanzen — wir wollen lebende Menschen; seine Analyse mag Ehasiachen zu Tage fördern — wir begehren, daß diese trocknen Glieder leben sollen; er zeigt uns das Dasein von Nationen und Begebenheiten zu verschiedenen Epochen — wir aber verlangen zur Ergänzung die synthetische Fähigkeit, welche jeder Periode ihre wahrhafte Stellung, ihre örtliche Färbung, ihre eigenthümliche Bedeutung, ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit und ihre Hinweisung auf die Zukunft anweist. Kurz, anstatt daß die Geschichte anfangen soll Philosophie zu lehren, wünschen wir zu sehen, daß die Philosophie Auslegerin der Geschichte sei.“ Es ist übrigens klar, daß ein Brito Kotted nie gerecht und unparteiisch würdigen kann, weil diejenigen politischen Elemente, welche für Deutschland und für welche Deutschland zu gewinnen Kotted's rühmliches Bestreben war, in England bereits in reichlichem Maße vorhanden sind. Unser werther britischer Kritiker hätte, um seine eben ausgesprochenen Principien selbst zu betheiligen, Kotted in seiner Zeitstellung, in seiner localen Bedeutung und Färbung, in seinem Verhältniß zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation, kurz ihn als einen lebendigen

Menschen, und nicht bloß gleichsam als Abstractum hinstellen sollen. 2.

Bibliographie.

Aue, Hartmann von. Der arme Heinrich. Zu vorlesungen und zum schulgebrauch mit einem wörterbuch herausgegeben von W. Müller. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 15 Ngr.

Bachner, G., Duft der Blume der Mitte. 8. Darmstadt, Leske. 25 Ngr.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von A. Riedel. Des 1. Heft: v. Hallers staatsrechtliche Grundsätze. — Auch u. d. T.: A. v. Hallers staatsrechtliche Grundsätze. Nach dessen Restauration der Staatswissenschaft bearbeitet und beleuchtet von A. Riedel. Gr. 16. Darmstadt, Leske. 20 Ngr.

Brosold, Maturität in Bezug auf Freiheit und Zurechnung für Gesetzgeber, Criminalisten und Staatsärzte. Gr. 8. Münster, Deiters. 1 Thlr.

Bulwer's, E. L., sämtliche Werke. 41ster bis 43ter Band. Janon. Aus dem Englischen übersetzt von D. v. Czarnowsky. 3 Theile. — Auch u. d. T.: Janon. Bon E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von D. v. Czarnowsky. 3 Theile. Gr. 12.achen, Mayer. 3 Thlr.

Feßmann's, Meister Tranggott, Erben. Von ihm selbst mitgetheilt und herausgegeben von J. Köerner. 8. Leipzig, Klinkhardt. 7½ Ngr.

Geschichte der Europäischen Staaten. (18te Lief. 2te Abth.) Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von B. Wachs-muth. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter von B. Wachs-muth. 2ter Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 15 Ngr.

Guglow's, A., dramatische Werke. 1ster Band. Richard Savage. Werner. 8. Leipzig, Werner. 1 Thlr. 20 Ngr. Hugl, J. J., über das Wesen der Stiefher und Wisterrisse in das Gismere. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Gotta. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lamey, K., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. 8. Straßburg, Schuler. 5 Ngr.

Morier, J., Der Mirza. Aus dem Englischen von D. v. Czarnowsky. 3 Theile. 8. Berlin, Herms. 3 Thlr.

Müller's, P., geistliche Erquickstunden. Auf neue herausgegeben und mit einem kurzen Bericht von dem Leben und Schriften des Verfassers vermehrt von J. G. Rufswarm, 2te verbesserte Auflage. 8. Lüneburg, Perold und Wapflab. 1 Thlr.

Necker de Saussure, Mme. Die Erziehung des Menschen in seiner fortschreitenden Entwicklung. Eine gekürzte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von den Pfarrern E. Duerbed und J. Schmidt. 1ste Lieferung. 16. Wieserfeld, Nebhagen u. Kasing. 10 Ngr.

Rhode, F. L., Gedrängte Übersicht der Revolutionen der Erdkruste bis zur mosaischen Pflanzenschöpfung und der in den Schichten der Erde begraben liegenden Thier- und Pflanzenschöpfungen der präadamitischen Vorwelt. Nebst einer Einleitung zum richtigen Verstandniß der Geologie der Genesis. 8. Darmstadt, Leske. 10 Ngr.

Stöber, A., Oberrheinisches Sagenbuch. Gr. 8. Straßburg, Schuler. 4 Thlr.

—, Erdisches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Märchen. Gr. 8. Straßburg, Schuler. 15 Ngr.

Stöber, A., Erzählungen. Gesamtausgabe mit Zeichnungen nach Professor Richter d. j. 2ter Band. Gr. 12. Dresden, Raumann. 1 Thlr.

Donnerstag,

Nr. 132.

12. Mai 1842.

Guiana.

Rob. Herm. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoco während der Jahre 1835—39. Herausgegeben von D. A. Schomburgk, und mit einem Vorwort von A. von Humboldt. Leipzig, G. Wigand. 1841. Gr. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der Nationalstolz der Engländer gibt zu vielen Klagen Veranlassung, allein er verdient eine nachsichtige Beurtheilung, vorausgesetzt, daß er sich im Auslande nicht auf die ungemessene Weise breitet, welche unsere Vorfahren weit geduldiger ertrugen als wir, die endlich zum Bewußtsein der Volksbedeutung gelangt, fremde Anmaßung und Unart nicht länger anstaunen als genialen Ausdruck hohen Selbstgefühls. Bei genauerer Bekanntheit ist der Nimbus verschwunden, der es ehemals jedem in Deutschland reisenden Briten leicht machte, die typische Rolle des Mylord zu spielen, und die Urtheile zahlreicher und scharfsichtiger Beobachter über England und sein Volk werden nicht länger durch das Gefühl der Wichtigkeit bestimmt, welches den Unterthanen eines kleinen Reichsfürsten des ehemaligen Deutschlands naturgemäß ergreifen mußte, wenn er den englischen Boden zum ersten Male betrat. In manchen deutschen Provinzen hat sich die Stimmung sogar zur entgegengesetzten umgestaltet, denn man verzieht kaum die große Abneigung gegen Englands Politik, Handelsgeist und Sitte, äußert sich wohl auch mit Gehässigkeit über diese. Bei ruhiger Erwägung wird aber jeder Billige zugedenken, daß eben jener große Stolz Vieles und Gewichtiges für sich habe, und daß er in jedem Engländer, wie hoch oder niedrig er stehe, nothwendig durch den Anblick einer politischen Größe geweckt werden müsse, die zwar möglicherweise ihren Höhepunkt erreicht haben mag, aber in der neuern Geschichte nirgend ihres Gleichen hat. Von der Natur minder freigebig bedacht als die meisten Staaten des nahen Festlandes, hat Britannien dennoch ein entschiedenes Übergewicht errungen durch den kühnen Unternehmungsgestirne und den unermüdblichen Fleiß seiner Bewohner. Obgleich ein unbedeutender Punkt im Ocean, beherrscht es doch alle Meere, führt an entgegengesetzten Orten der Erde Kriege, und wo es die Waffengewalt nicht anwenden kann, da verstreut es die Völker durch seine Industrie an sich zu

knüpfen, oder sie durch seinen Handel, der so weit reicht, als Schiffe irgend segeln können, in Abhängigkeit zu erhalten.

Eine der breitesten Grundlagen dieser Größe, die wir, zur Lobrede hier keineswegs berufen oder geneigt, nicht weiter zu erörtern haben, ist der Besitz weit ausgebreiteter Colonien, die, in verhältnißmäßig frühen Zeiten begründet, fast immer mit vieler Umsicht verwaltet worden sind. Zwar herrscht in letzterer Beziehung manche Verschiedenheit der Meinungen und Klagen, nicht nur einzelner Ansiedler, sondern ganzer Körperschaften gegen die Regierung des Mutterlandes, können ebenso aus Canada wie aus dem Süden von Neuhollland; allein, wenn auch im Einzelnen gefehlt wird und bei dem ungeheuern Umfange dieses Colonialreichs Mißgriffe nicht zu vermeiden sind, so rechtfertigt doch der Zustand der letztern im Ganzen und Großen die befolgten Grundsätze der Verwaltung. Die englischen Niederlassungen haben schon durch die Motiven, welche zu ihrer Begründung führten, Vieles vor denjenigen des Alterthums und mancher europäischen Völker unserer Zeit voraus. Sie sind nicht wie jene Griechenlands durch Bürger entstanden, welche eine mächtige politische Partei aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht nach Römerart angelegt, um halbunterworfenen Völkern zu zügeln, sondern sie wurden fast nur in der Absicht gewählt, der rastlosen Industrie des Mutterlandes neue Märkte zu schaffen, von welchen man nöthigenfalls andere Theilnehmer ausschließen könnte, und sich des Alleinhandels mit den Erzeugnissen ferner und schwer zugänglicher Zonen zu bemächtigen. Unbekümmert um die zeitig laut gewordenen Widersprüche gegen dieses System, haben die verschiedenen Regierungen Englands es sich immer angelegen sein lassen, neue Niederlassungen zu begründen, ältere zu erobern oder durch Abtretung zu erlangen. Streng genommen, hat Elisabeth dieses Verfahren vorgezeichnet. Die mächtige Gönnerin der Drake, Raleigh und Harborough wurde nicht durch Prunksucht oder einseitige Neugierde veranlaßt, weite und kostspielige Entdeckungen zu veranstalten oder doch zu beschützen, sondern sie hatte mit gewohntem Scharfsinn erkannt, daß England nur als Seemacht unter den Staaten Europas einen hohen Rang gewinnen könne, welches aber ohne den Besitz großer und blühender Colonien nicht zu

erreichen sei. Drei Jahrhunderte haben in dieser Beziehung nur insofern Abänderungen erzeugt, als inzwischen überseeische Reiche zu Trümmern fielen oder ihre Gebieter wechselten und die Ansicht Bestätigung und daher praktische Ausführung erhielt, daß auch solche Colonien für das Mutterland von größter Wichtigkeit sein können, die diesem hinsichtlich des Klimas ähnlich sind und mit ihm viele Erzeugnisse gemein haben. Das insularisch gelegene, mit einer gewaltigen Flotte versehene und in unübersehbaren Handel verstrickte England findet auch jetzt noch die einzige Stütze seiner schwindelnden Größe in der Ausdehnung seiner Herrschaft über solche Länder, welche der productiven Thätigkeit des Mutterlandes neue Abflüsse darbieten, und unterstützt daher mit starkem Arm seinen Handel, seine Schifffahrt und seine Colonien.

Ungeachtet unter allen Regierungen und Systemen in England die Überzeugung von der Wichtigkeit überseeischer Besitzungen fortbestand, so hat unter dem Volke dennoch bis vor wenigen Jahren eine große Unwissenheit über die Colonien, ihre Größe, Verhältnisse und Hülfsmittel geherrscht. Eine mit Vorurtheilen erfüllte Partei bestrebte sich dieselben als schädliche Auswüchse darzustellen und fand wol auch beim Volke Gehör, dem es an Mitteln richtiger Erkenntniß gebrach. Unter den ältern Werken über die Colonien findet sich nämlich wenig allgemein Brauchbares und völlig Zuverlässiges und nichts Erschöpfendes, denn die Mehrzahl der Schriftsteller war zu oberflächlich oder aus Parteiabsichten zu unredlich, um treue und umfassende Schilderungen der Niederlassungen und ihrer Bewohner zu geben. Indessen sind seit ungefähr sechs Jahren auch in dieser Hinsicht große Veränderungen vorgegangen. Die Colonien und die mit denselben verknüpften vielartigen Interessen haben sich der öffentlichen Aufmerksamkeit gleichsam aufgezwungen, viele ehemals vernachlässigte Fragen angeregt, sogar die Lösung derselben zur unabweislichen Bedingung der Volkswohlthat erhoben. Eben diese ernste Berücksichtigung, welche wiederum entscheidend für die Entwicklung der Niederlassungen selbst sein wird, hat durchaus nichts Verwunderliches, wenn man erwägt, wie tief manches alte und scheinbar festbegründete Verhältniß dort durch neue Ereignisse erschüttert worden ist. Die wesentlichsten sind leicht aufzuzählen. Für Westindien war es die Aufhebung der Regersklaverei, für das britische Nordamerika der letzte canadische Aufstand, für Südafrika der Krieg mit den Kaffern und die Auswanderung der holländischen Ansiedler nach Port-Natal, für Australien endlich die zum ersten Male geschehene Anwendung des Systems von Wakefield. Der letztere Versuch zumal ist mit allgemeinem Antheil betrachtet worden, denn sein Gelingen bewies auf das unwiderlegbarste, daß es wol möglich sei, große Niederlassungen auf einmal zu begründen, und zwar ohne andere Geldmittel als solche, welche die Staatsregierung durch Verkauf der von ihr in Besitz genommenen Ländereien erlangt und ausschließlich auf die fast kostenfreie Herbeischaffung von Colonisten und auf Einrichtungen und Verwaltung der Colonie selbst verwendet. An diesen lebhaften Regungen hat die Presse

Theil genommen, mehrere talentvolle Schriftsteller und einige angesehenere Zeitschriften widmeten seit einigen Jahren den Colonien ihren ganzen Einfluß. Montgomery Martin verfolgt als Lebenszweck die Untersuchung und Schilderung der letztern und koste, ohne Bestand, durch sein großes Werk eine Aufgabe, welche selbst der Staatsregierung von jeher zu umfassend vorgekommen sein mag, indem sie sich niemals mit ihr ernstlich befaßt hat. Der ehemalige Gouverneur von Canada, Graf Durham, ist zwar gezwungen worden einer übrigens unbilligen Opposition zu weichen, allein er hat für die Colonialregierung Grundsätze aufgestellt, die theilweise schon jetzt befolgt werden und um so unbedingtere Anwendung finden, je mehr ihre Wichtigkeit die Anerkennung unparteiischer und sachverständiger Beurtheiler erhält. Auf den Gang der Verwaltung ist diese genauere Kenntniß der Colonien nicht ohne Einwirkung geblieben. Man weiß, daß ehemals ein erheblicher Unterschied gemacht wurde hinsichtlich der Berechtigungen britischer Unterthanen, je nachdem sie dem Mutterlande oder den überseeischen Pflanzstädten angehörten. Selbst die öffentliche Gerechtigkeit wurde nach Gesetzen und Formen verwaltet, die kaum abweichender sein konnten. Jetzt strebt die Regierung nach möglichster Einfachheit und läßt sich durch die Opposition ganzer Colonien oder einzelner Stände in denselben nicht abschrecken, den Plan völliger Gleichmachung zu verfolgen, der, im Falle vollständigen Gelingens, alle Glieder des ungeheurn Reichs durch das Band gemeinsamen Rechts und Interesses verbinden und, wie Sheridan es ausdrückte, „das Licht und Leben britischer Unabhängigkeit“ auch den Entlegensten verleihen wird. Um die sehr in das Einzelne gehenden Kenntnisse zu erlangen, ohne welche eine Förderung der Colonialinteressen durch zeitgemäße Veränderungen nicht möglich schien, hat die Regierung keine Ausgaben gescheut. Die parlamentarischen Untersuchungen über die sogenannten Colonialfragen füllen manchen Folioband und kosten große Summen, allein für Untersuchungen an Ort und Stelle ist noch weit mehr ausgegeben worden. Es ist wol nie zur genauen Kenntniß des Volks gelangt, wie viel nur die Reisen an der afrikanischen Westküste, die Besichtigung der dortigen Häuptlinge, die denselben gemachten Geschenke und die mit allerlei Eingeborenen angeknüpften Verbindungen gekostet haben mögen, welche sämmtlich doch nur vorbereitende Schritte zu jenem großen, mit so viel Energie angegriffenen Projecte der Unterdrückung alles Sklavenhandels waren, das wiederum nur einen, wenngleich wesentlichen Theil der den Colonien zugewendeten Thätigkeit ausmachte. Über vielen in das diplomatische Gebiet streifenden Unternehmen zum Vortheile und zur Sicherung entlegener Niederlassungen liegt der dicke Schleier des Geheimnisses. Welche Forschungen die indische Regierung im tiefsten Innern von Hochasten durch Löhne und wohlgewählte Männer anstellen läßt, welche geheime Verbindungen sie in kaum zugänglichen Ländern besitzt und welche Kenntnisse ihr zu Gebote stehen mögen, erfährt man bisweilen ganz zufällig und auf dem wunderbarsten Umwegen. Wo die Herrschaft minder ge-

fährdet ist durch intrigirende Nachbarn, wo diese ganz fehlen oder doch machtlos erscheinen, verliert jenseits überall regende Thätigkeit den politischen Anstrich und tritt als geographische und allgemein naturhistorische Forschung auf. Abgesehen von den großen Seereisen von Dron, King, Sigroy, Byron, Ross u. A., welche alle in die letzten 15 Jahre fallen und mit dem Interesse der Colonien nicht in gerader Verbindung stehen, sind große und ergebnisreiche Expeditionen fast in allen weniger bekannten, der britischen Krone unterworfenen Ländern ausgeführt worden. Wir brauchen in dieser Beziehung wol nur an einige der wichtigsten zu erinnern: an den Zug des Dr. Smith vom Cap der guten Hoffnung bis über den Wendekreis, die Reisen des unglücklichen Dr. Hessel in Indien, des Major Mitchell im Innern von Neuhollland. Abgesehen vom naturgeschichtlichen Interesse, welches diese Reisen besitzen, waren sie für die nahegelegenen Colonien von größter Wichtigkeit; die erste bewies, daß die Capcolonie, sobald die Regierung es irgend beabsichtige, von Wüsten unaufgehalten, sich werde nach Norden ausbreiten können, und fand Wege zu einem noch unbenutzten aber vielversprechenden Handel mit dem tiefen Innern Südafrikas; die zweite führte zur Entdeckung großer Steinkohlenlager und machte hierdurch Indien ein Geschenk von nicht zu berechnender Wichtigkeit; die dritte leistete dem für seine Bevölkerung fast zu eng werdenden Neusüdwales einen wesentlichen Dienst, indem sie die Grenzen des zum Anbau geeigneten Innern festsetzte, vor kostspieligen und gefährlichen Versuchen der Colonisirung warnte, reiche Ländereien in nicht erwarteter Richtung entdeckte und Landwege von 100 und mehr Meilen nachwies, die seitdem fast zu Heerstraßen der auswandernden Herdenbesitzer geworden sind.

An Dasjenige, was in diesem größern Maßstabe geleistet worden, schließen sich die ungemein zahlreichen, aber beschränkten Forschungen, welche in allen Colonien, zum Theil mit, zum Theil ohne besondern Auftrag der Regierung von Angestellten und Privatleuten unternommen worden sind. Die englischen wissenschaftlichen Zeitschriften, die Schriften der gelehrten Gesellschaften, die Zeitungen und die Journale für die Marine und das Meer enthalten eine kaum übersichtliche Menge von Material über die Colonien, als unmittelbare Folge der gesteigerten Theilnahme an denselben. Die mit Sachkenntnis und Umsicht geleitete „Colonial gazette“ erörtert mit Freimuth alle die Niederlassungen berührende Fragen und hat sich um so mehr thätiger und uneigennützigler Mitarbeiter in den entlegensten Erdwinkeln zu freuen, als sie das Interesse der Colonisten von jeher verfolgten hat. Häufig enthalten die in den fernsten Niederlassungen erscheinenden Zeitungen, von welchen mehrere, z. B. die vor kurzem in Neuseeland entstandene, diejenigen des Cap, von Adelaide u. s. w. typographische Muster heißen können, sehr interessante Mittheilungen über sehr wenig gekannte Verhältnisse der Natur und der Menschen weit entlegener Gegenden. In diesem so allgemeinen und vielversprechenden Streben nimmt zumal die Geographische Gesellschaft den größten Antheil und wirkt ebenfalls auch da-

hin, ihm eine gründlich wissenschaftliche Richtung zu geben. Obgleich noch kein Jahrzehnt in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorhanden, zählt sie doch schon eine solche Menge vermögender und vornehmer Mitglieder, daß sie alljährlich sehr ansehnliche Summen auf Förderung der Erdkunde zu verwenden im Stande ist. Indessen wendet auch sie ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den über den ganzen Erdkreis verstreuten britischen Besitzungen zu und gab einen der ersten Beweise dieser Tendenz, indem sie kurz nach der eigenen Entstehung einen unternehmenden Mann zu unterstützen begann, welcher, wenn ihn auf seiner gefährlichen Bahn kein Unglück ereilt, noch Vieles zur Erweiterung der Erdkunde beitragen wird.

(Der Beschluß folgt.)

La Pléiade. Ballades, fabliaux, nouvelles et légendes. Paris 1842.

Der etwas orientaltisch überschwängliche Titel dieses Werks deutet auf Prunk und Glanz, und in der That ist diese neue Erscheinung der pariser Presse, was äußere Ausstattung betrifft, ein strahlendes Gestirn. Es ist zwar keine Mode, die ausschließlich der Gegenwart angehört, daß man den Wert werthvoller Werke mit reichen Verzierungen schmückt: denn schon im Mittelalter liebten es die Abschreiber, ihre sauberen Manuscripte mit bunten Initialen, Arabesken und gothisch überladenen Schmörkeln auszuguzen. Aber nie ist die Vorliebe zu „küsterten Ausgaben“ so auf die Spitze getrieben worden als gegenwärtig. Wenn das Alterthum nur den erhabensten Schöpfungen der Dichtkunst, wie den Homerischen Gesängen, den köstlichen, prunkvollen Schmuck der Goldbuchstaben, der verzerrten Ränder u. s. w. zu Theil werden ließ, so sehen wir gegenwärtig oft Werke ohne den geringsten innern Werth den reichen Mantel einer glänzenden Ausstattung umhängen. Desto erfreulicher ist es, wenn gewissenhafte Buchhändler, der Mode, die einmal Puz und Glitterglanz verlangt, zwar folgen, doch in ihrer Auswahl sorgfältig und kritisch zu Werke gehen und nur solche Schriften in Goldschnitt und Maroquinbände erscheinen lassen, die wirklich des Schmuckes werth sind. Unter den pariser Buchhändlern ist besonders der in b. Bl. zu wiederholten Malen genannte Curmer zu erwähnen. Keiner hat in kurzer Zeit eine so reiche Folge glänzend ausgestatteter Werke ans Licht gesetzt, aber keiner hat zugleich dabei einen so richtigen Takt und feinen Geschmack an den Tag gelegt.

Die neue Erscheinung, deren Titel wir diesen Zeilen vorangestellt haben, reiht sich würdig an Curmer's andere Verlagsunternehmen an. Zwar könnte man sich vielleicht wundern, wie der Herausgeber dazu gekommen, so merkwürdige Werke, wie wir in diesem eleganten Bändchen erhalten, ohne innern Faden wie zufällig aneinander zu reihen. Indessen hat er gewiß dem Geschmacke des Publicums durch bunte Auswahl und durch den Reiz der Mannichfaltigkeit einen Tribut zahlen wollen. Nehmen wir es deshalb nicht so genau, wenn er vielleicht eine oder die andere Blüte seinem Kranze eingeflochten hat, die weder durch Farbe noch durch Duft sich hervorhebt.

Die erste Nummer der geschmackvollen Sammlung ist Bürger's „Leonore“. Die Bearbeitung von de la Bédollière, von dem alle Übersetzungen aus dem Deutschen in der „Pléiade“ herrühren, ist gewandt und im Ganzen sinngetreu, aber doch, genau betrachtet, nur ein mütter Abglanz des Originals. Sie läßt kalt und gibt nur einen schwachen Begriff von dem Schwunge der Bürger'schen Ballade, die seit B. Scott's Übersetzung ins Englische im Auslande sich einer speciellen Beachtung zu erfreuen hat. In Frankreich hat Rab. de Stael zuerst auf dieses Gedicht Bürger's hingedeutet und der Herausgeber dieser Sammlung hat wohl gethan, seiner Bearbeitung ein hierauf bezügliches Citat aus „De l'Allemagne“ voranzusetzen.

Das zweite Heft enthält den „Moth Crisp“, Hoffmann's bekannte Novelle, gleichfalls von Böcklitz bearbeitet. Kein Dichter Deutschlands hat in Frankreich einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt als Hoffmann. Übersetzung ist auf Übersetzung gefolgt und sein Name wird selbst von Denen citirt, die seine Werke weder im Original noch in der Übersetzung gelesen haben. Alles, was phantastisch, bizarr ist, was über die gewöhnliche Linie hinausragt und an das Wunderbare, Mysteriöse streift, ist Hoffmann. So ist es denn ganz natürlich, daß in dieser Sammlung, zu der die deutsche Literatur so reichliche Beiträge geliefert hat, dieses kleine Cabinetstück eines phantastischen Geniebildes einen Platz gefunden hat.

Das dritte Stück, das zwar nicht der deutschen Literatur entlehnt ist, berührt uns doch einigermaßen, indem die Dickens'sche Caricatur, die es liefert, in Deutschland spielt und etwa als ein verzerrtes Spottbild unserer aristokratischen Verhältnisse oder unserer minutiösen historischen Romane zu betrachten ist.

Im vierten Hefte wird uns die Übertragung der von Matth. Gimmich in lateinischer Sprache abgefaßten „Geschichte der heiligen Genoveva“ geboten. Es ist dies eine interessante Gabe, weil die Legende des Gimmich (verfaßt 1472) offenbar die Quelle ist, aus der alle spätern Dichter, welche diese Sage behandelt, geschöpft haben. Die Homerische „Batromyomachie“, von Trianon übersetzt, reiht sich an diese naive, anspruchslose Erzählung wunderbar an. Dann folgt, damit der bunteste Wechsel in dieser Sammlung herrsche, ein zartes, liebliches Gedicht: „Rosemonde“. Henri Blaze, der Verf. desselben, hat sich durch seine Bearbeitung des Goethe'schen „Faust“ und durch eine Reihe von Aufsätzen über deutsche Literatur zuviel Verdienst erworben, als daß wir diese anspruchslose Gabe, die uns hier geboten wird, nicht dankbar annehmen sollten. Vielleicht dürfte der Plan des kleinen Gedichts fast zu einfach und die Abhandlung zu kunstlos sein, indessen schwebt über dem Ganzen ein poetisch-reiner Hauch. Wir erwarten mit Ungeduld die Sammlung seiner Gedichte, deren baldiges Erscheinen bereits angekündigt ist. Blaze und R. Martin sind offenbar die beiden französischen Dichter, die sich am innigsten vom Geiste der deutschen Poesie haben durchwehen lassen und in deren Poesien ein zeugermanisches Element athmet.

Die orientalische Literatur wird in Nr. 7 durch „Savitrî“, die bekannte Episode des tolosalen „Mahabharata“ vertreten. G. Pauthier, von dem wir bereits eine beträchtliche Anzahl von Übersetzungen aus verschiedenen orientalischen Literaturen besitzen, hat die Übertragung dieser lieblichen Dichtung, die das vollendetste Muster weiblicher Poesie und Arcane liefert, angefertigt. So hoch wir auch den Werth dieses Gedichts anschlagen, so können doch unmöglich die Worte Pauthier's unterschreiben, wenn er behauptet, daß vor diesem Werke die Homerischen Schöpfungen in dem Maße zurücktreten müßten, wie der Pinus und Roms sieben Hügel vor dem Himalaya. In Deutschland ist „Savitrî“ bekanntlich von Bopp veröffentlicht. „Mad. Xér“ ist vielleicht das einzige Stück dieser Sammlung, das der glänzenden Ausstattung, welche die andern durch innern Werth verdienen, nicht ganz würdig sein dürfte. Desto angenehmer ist es, in Nr. 9 und 10 den „Lai des doux amants“ und den „Lai du Bischaveret“ von Marie von Frankreich zu finden. Deutschland hat dieses Werk eröffnet und schließt es auch. Die letzte Nummer ist die „Versöhnung“ von Ried. Wir wollen dem Verleger, der diese Sammlung unternommen hat, Dank sagen, daß er unserer Literatur in derselben einen so großen Platz eingeräumt hat. Zu gleicher Zeit glauben wir aber hierin ein Angehen sehen zu können, daß die Liebe zur deutschen Literatur noch nicht im vollen Maße begriffen ist. Im Gegentheil dürfen wir hoffen, daß, wenn noch mehr von unsern Meistern in so würdigen Bearbeitungen und so glänzender Ausstattung geboten würde, unsere Nachbarn den hohen Werth unserer Nationalliteratur immer mehr anerkennen werden. 50.

Das „Foreign quarterly review“ bemerkt, bei Gelegenheit einer ausführlichen Berichterstattung über den zweiten Theil von des Grafen X. Raspmann's „Histoire de l'art moderne en Allemagne“, in Bezug auf die vielen in Berlin aufgestellten Statuen von Feldherren: „Es sei uns gestattet zu bemerken, daß, obgleich in einem militärischen Staate, dessen Größe hauptsächlich durch die Waffen begründet und erhalten worden, der Kriegsrühm mit Recht darauf Anspruch hat, dem Publicum durch Monumente in Erinnerung gebracht zu werden — doch der Fremde, welcher die Hauptstadt Preussens besucht, sich nicht wenig enttäuscht findet, wenn er auch nicht ein einziges dem bürgerlichen Verdienste errichtetes Denkmal sieht. Die Heiden des siebenjährigen und des letzten Unabhängigkeitskrieges leben in Marmor und Bronze; aber wo sind die Staatsmänner, deren Mäßen und Anstrengungen die Monarchie wiederherstellen, nachdem sie auf dem Schlachtfelde von Jena niedergestürzt worden? Wo sind die Männer, welche ihren geistigen Antheil zu dem großen Werke der nationalen Befreiung und Wiederherstellung beitrugen? Ohne von dem ausschließlich intellektuellen Ruhme Kant's, Fichte's, Hegel's und Niebuhr's hier sprechen zu wollen, ruft uns der gänzliche Mangel eines monumentalen Andenkens an solche Volksberühmtheiten wie Herderberg und von Stein das Leichenbegängniß jenes edeln Römers in das Gedächtniß, von welchem die Bildsäulen des Brutus und Cassius ausgeschlossen waren: „Viginti clarissimorum familiarum imagines ante laeas sunt Manlii, Quinctii, aliorum ejusdem nobilitatis nomina: sed praefulgabant Cassius et Brutus, quod effigies eorum non visabantur.“ (Tacit. Annal.)“ Selten ist wol eine Frage mit größerm Recht aufgeworfen worden. 2.

Panorama von Athen.

Ein solches Panorama, an Ort und Stelle aufgenommen und herausgegeben von Ferdinand Stadmann (München 1841) ist uns kürzlich zugekommen. Es besteht aus sechs Bogen (der neue königliche Palast, die innere Ansicht des westlichen Theils von Athen, das Gymnasium, das Stadion, Athen von der Akropolis aus und das Kloster Siriani) und aus 11 Panoramabildern, mit Ansichten der Akropolis und des Gymnasiums, des Musion und der Pnyx, von Südburgis (wie kommt das in ein Panorama von Athen?), der Insel Negina, des Piraeus und der Insel Salamis, der Berge Korymbos, Megalos, Parnes, Pentelikon nebst den Bellesos und Eglabettos, sowie von Athen vom Lykion aus; dazu noch eine sehr ausführliche Karte von Athen mit seinen Umgebungen, und ein deutscher und französischer Text, welcher die einzelnen Blätter, zum Theil freilich mit zu vieler Rücksicht auf die alte Geschichte, gut und zweckmäßig erläutert. Das Ganze ist ein wahres Kunst- und Prachtwerk, ausgezeichnet schön lithographirt und gedruckt. Der Herausgeber hat die Schwierigkeiten und Hindernisse, deren er selbst gedenkt, glücklich beseitigt, so weit sich aus der Ferne darüber urtheilen läßt; dabei erkennt er jedoch nicht, daß die Ungewissheit der Topographie des alten Athens, wie sie namentlich neuerdings Forschhammer in seinem nun auch von „Literar. philologischen Studien“ einzeln abgedruckten Aufsatze: „Topographie von Athen“ (1841), behauptet hat, bestimmte Angaben noch keineswegs zuläßt. Das vorliegende Kunstwerk ist mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet und mit Arcane ausgeführt, und deshalb um so mehr ein unentbehrliches Hülfsmittel für Jeden, der mit der Gegend, die es darstellt, näher sich bekannt machen, oder an sie antiquarische und historische Untersuchungen anknüpfen will. So lautet das Urtheil eines ganz kompetenten Richters, Friedrich Thiersch in München. 25.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 133.

13. Mai 1842.

Guiana.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Robert Hermann Schomburgk, ein Thüringer von Geburt und für den Handelsstand erzogen, ging, wenn wir nicht irren, im fremden Auftrage, als sehr junger Mann nach den Vereinigten Staaten und gelangte von dort, nach Befriedigung von mancherlei Schicksalen, nach Westindien, wo jedoch das Schlimmste seiner wartete. Betroffen, freudlos, endlich sogar an dem klimatischen Fieber schwer erkrankt, verdankte er seine Rettung nur der Theilnahme einiger Eingeborenen der niedrigsten Classen, die mit der Lage des ganz verarmten und einsamen Fremdling's Mitleid fühlten. In verschiedenen Stellungen sein Leben zu sichern genöthigt, jedoch dem Gedanken der Rückkehr nach Europa entschieden abhold, hielt er sich längere Zeit auf dem zu den Jungferinseln gehörigen Korallenlande Ane-gada auf. Veranlaßt durch die Einsamkeit und durch den Trieb aller kräftigen Naturen, auch unter dem Drucke des Unglücks Hilfsmittel unverzagt aufzusuchen, erforschte Schomburgk die kleine Insel in allen Beziehungen, trug namentlich zur genauen Kenntniß einiger der Schifffahrt gefährlichen Untiefen bei und legte diese Arbeit der seit nicht langer Zeit zusammengetretenen Geographischen Gesellschaft vor. Sie erregte Aufsehen, da man gerade über jene so kleinen Inseln nur magerere Nachrichten besaß und mit Überraschung eingestehen mußte, daß eine ruhige und umsichtige Untersuchung auch einer unbedeutenden Korallenklippe neue und interessante Seiten abgewinnen könne. Der Fleiß des unter ungünstigen Verhältnissen arbeitenden Deutschen und die Ausdauer, mit welcher er sich Kenntnisse anzueignen gewußt hatte, die ihm nach seiner auf eine andere Bestimmung gerichteten Erziehung ganz fremd sein mußten, fand Anerkennung und schaffte einflußreiche Gönner. Die Geographische Gesellschaft und einige Freunde der Botanik schossen die anfangs spärlichen Mittel zusammen und ließen Schomburgk eine Reise in den zugänglichen Gegenden des britischen Guiana machen. Die erste machte nur Ansprüche auf gelegentliche Berichte, die letztern verlangten Zusendungen von Naturkörpern, und da beiden Forderungen auf zufriedenstellende Weise durch den Reisenden entsprochen wurde, so besserte sich auch die Lage desselben in solchem Maße, daß er, unter dem Schutze der Colonialregierung und mit hinreichenden Mitteln ver-

sehen, große Entdeckungseisen in das Innere des wenig bekannten Landes unternehmen konnte. Nach mehrjähriger und ergebnisreicher Thätigkeit besuchte er auf kurze Zeit England und Deutschland, trat förmlich in britische Dienste und kehrte mit dem ehrenvollen Auftrage einer genauen Grenzvermessung und geographischen und naturhistorischen Erforschung von Guiana im December 1840 nach Demerara zurück. Mit den ansehnlichen Mitteln versehen, welche die englische Regierung auf solche Zwecke zu verwenden pflegt, unterstützt von geübten Gehülfen und ausgerüstet mit den Erfahrungen früherer Reisen, ist er bald nach seiner Ankunft in das Innere aufgebrochen. Ihm folgten viele gute Wünsche, und zwar nicht Solcher allein, denen es um Fortschritte der Erdkunde zu thun ist, sondern Aller, die theilnehmend auf ein ernstes und kräftiges Streben hinblicken und es durch wichtige Entdeckungen belohnt sehen möchten.

Das deutsche Werk, welches, mit großem Luxus ausgestattet, unter dem angeführten Titel erschienen ist, enthält die an die Geographische Gesellschaft in London von 1835—39 eingesendeten und in dem allgemein bekannten Journal derselben abgedruckten Berichte des Reisenden. Sie sind schon früher von Berghaus übersetzt worden und finden sich in desselben „Ausgewählten Schriften der königl. geogr. Gesellschaft“ mindestens zum größten Theile. Der gegenwärtigen Gesamtausgabe ist eine gelehrte Abhandlung Alex. v. Humboldt's hinzugefügt, über einige Punkte der Geographie von Guiana, zumal über den seit fast 300 Jahren spukenden See des Dorado, der im Innern von Guiana, namentlich in den von Schomburgk durchwanderten Gegenden zu suchen war und, wie es scheint, auch gefunden worden ist. Die Reisen selbst sind in der Tagebuchform beschrieben, welche von den meisten englischen Reisenden und nicht minder selbst von Berichterstattern über große Entdeckungseisen zur See gewöhnlich befolgt wird, eine Form, die Manches für sich, allerdings aber auch Vieles gegen sich hat. Es liegt in diesen Blättern eine große Menge von Stoff, jedoch nicht in geordneter Folge aufgedruckt, und während auf der einen Seite das Bedauern rege wird, daß dem kühnen Reisenden es nicht vergönnt gewesen, dieses reiche Material zu einem Ganzen zu verarbeiten und vieles jetzt Vermisste aus der Erinnerung hinzuzusetzen, was auf das Nieder-

geschriebene noch helleres Licht geworfen hätte, findet man es hingegen sehr schwierig, zu einer gedrängten Übersicht des Inhalts, zu einem Bild des Landes und des in ihm Erlebten zu gelangen. Daß der Übersetzer dem Original folgte, wie es ist, war jedenfalls immer das Beste, denn eine Verarbeitung solchen Stoffes kann doch nur Demjenigen gelingen, der gleiche Anschauungen und Kenntnisse wie der Reisende selbst besitzt, obgleich auch dann noch immer vollständiger Erfolg zu bezweifeln sein würde, indem Niemand eine fremde Individualität mit Leichtigkeit zur seinen machen wird, und gerade die Persönlichkeit den Schilderungen gewagter Entdeckungstreisen einen Reiz gibt, der zwar nicht der einzige, aber doch ein wesentlicher ist.

Als Hauptzweck dieser Reisen wurde schon von der Geographischen Societät eine möglichst genaue Aufnahme einer Linie bezeichnet, die an den Küsten Guianas beginnend, am Orinoco, und zwar an einem Punkte enden sollte, dessen astronomische Lage von Humboldt 35 Jahre früher bestimmt worden war. Gegen diese Aufgabe, über deren Lösung sich Humboldt selbst sehr beifällig auspricht, mußten andere zurücktreten und sie hatte auf Art und Richtung der Reisen ihren Einfluß. Sie gestattete es nicht, aller Orten den Flüssen, den natürlichen und soweit meist einzigen Heerstraßen der südamerikanischen Wildnisse zu folgen, und daher wurden durch die spurlosen Wälder Landreisen angetreten, deren Schwierigkeit jeder Leser sich leicht selbst denken kann, der mit den zahlreichen äitern, an Naturschilderungen reichen Werken über das tropische Amerika vertraut ist. Die Reisebeschreiber der neuen Welt haben nicht des Vortheils sich zu erfreuen, welchen Länder bieten, wo Civilisation seit uralten Zeiten herrscht, oder mindestens deutbare Überreste und Denkmäler einer untergegangenen Größe und Sittigung inmitten einer jüngern Barbarei zur Untersuchung reizen, die Phantasie befeuern und willkommenen Gegenstände der Beschreibung sind. Die Natur muß fast allein den Stoff darleihen, um Wechsel in das Bild des äquatorialen Amerika zu bringen, denn sie ist so übermächtig, der Mensch zwischen ihr so klein und so sparsam verbreitet, daß kaum auf diesen hinzublicken bleibt und er zum mindesten nur als Figurant erscheint, dessen Abwesenheit vielleicht nicht einmal bemerkt werden würde. Daher haben die Berichte über alle neuere, der Mehrzahl nach von Naturforschern nach jenen Gegenden unternommenen Reisen, abgesehen von den wissenschaftlichen durch sie erörterten Fragen, ein gewisses Familienansehen, welches keineswegs durch Nachahmung entstanden, sondern Frucht derselben äußern Einwirkungen ist, übrigens aber seine Unterschiede besitzt, die jedoch nur dem aufmerksamern Beobachter nicht entgehen. Auch der Bericht Schomburgk's bietet daher nur den Wechsel zwischen den liebgewordenen Mühen, welche die vor Allem wichtige Pflicht erheischte, zwischen der Freude des Botanikers, dem irgend eine seltenere Pflanze oder der Anblick einer blühenden Uferwaldung alle Noth vergessen läßt, und den Mühseligkeiten, welche die Beschaffenheit des Landes, Gefahr der Schifffahrt, Ungehorsam der Indianer, Nahrungsmangel und Unbilde der Witterung über

den Weißen bringen, der durch solche Willkür mit unerschütterlichem Muth seinem Ziele nachstrebt.

Das Küstenland von Guiana ist nachgerade bekannt genug, seit die ehemaligen ausschließlichen Besitzer, die Holländer, wenigstens nicht hindern konnten, daß verabschiedete Beamte, wie Stedtmann, zwei oder drei unabhängige Reisende und einige von ihnen betrogene, in ihre Heimat zurückgekehrte Deutsche jene sumpfigen Niederungen in ihren wahren Farben schilderten, zumal aber über das französische Guiana sind zahlreiche und gute, zum Theil von nicht unberühmten Männern geschriebene Werke vorhanden, abgesehen von den genauen Untersuchungen, die in naturhistorischer Hinsicht seit 20 Jahren dort stattgefunden haben. Das Verdienst, das Innere des weitläufigen, eigentlich nach Westen noch unbegrenzten britischen Guiana zuerst genauer untersucht zu haben, hat unbestreitbar Schomburgk. Dürfen wir nach sorgfältiger Zusammenstellung der von ihm gegebenen Bemerkungen ein Urtheil wagen, so bildet der westliche Theil jenes Landes ebenso wenig ein wünschenswerthes Paradies als die östlichen, von Sümpfen vergifteten, durch Fieber fast unbewohnbar gemachten Niederungen. Hochlande, wo dem Leben geringere Gefahr droht, sind zwar erreichbar, indessen nur mittels einer lange Zeit ersodernden und sehr beschwerlichen Schifffahrt gegen reisende, von zahllosen Katarakten unterbrochene Ströme. Allein auch nach Erreichung dieses fernen Zieles würde eben nicht allzu viel gewonnen sein, denn selbst in den höchsten Regionen eines jener Flüsse (des Corentyn), fallen in 11 Stunden wol 5 Zoll Regen, wenn einmal die Regenzeit mit voller Gewalt eingesetzt hat. In andern noch höher gelegenen Gegenden zeigt das Thermometer noch spät Abends 77° F. und, in den Sand versenkt, während der Nachmittagstunden gibt er sogar 128° F. an. Sicherlich eine Temperatur, die nicht zu den natürlichen Annehmlichkeiten des Landes zu zählen sein kann. Die höchsten, dem deutschen Riesengebirge in mittlerer Höhe gleichenden Gebirgskügel der Westgrenze sind hingegen unfruchtbar, nur kühnen Entdeckungstreichenden erreichbar und verhältnißmäßig so kalt, daß sie wenigstens dem an das äquatoriale Klima Gewöhnten kaum bewohnbar dünken. Im Allgemeinen ist die Fruchtbarkeit des Innern nicht so groß als in den ungesunden, nur von Negerklaven anzubauenden Küstenprovinzen, denn nur entlang der Flüsse streckt sich eine dichtere Pflanzenzone, während landeinwärts weite, meist dürre oder doch wenig fruchtbare Savanen mit steinigten Bergen oder sumpfigen Waldungen wechseln. Wahrscheinlich bezieht sich die diesmalige, im Auftrage der Regierung unternommene Reise Schomburgk's größtentheils auf die Frage über die Aussichten, welche Guiana den Auswanderern und der Colonisirung durch Weiße darbiete. An ihre Lösung solche Mittel zu wenden, als eben jetzt in das Spiel gebracht werden, ist einer großen Regierung, die auf ihre Colonien bauet und auf sie wichtige Hoffnungen begründet, vollkommen würdig, allein sie dürfte von dem aufrichtigen deutschen Forscher wol auch diesmal keine tröstlichen Nachrichten erhalten als einige

Jahre früher, wo jener zwar die Möglichkeit der Ansiedlung nicht ganz in Zweifel ziehen wollte, allein in seinem Berichte an die Geographische Societät den Gegenstand mit so vieler Zurückhaltung erwähnt, als ob er fürchtete, er könne unwillkürlich irgend Jemand zum Auswandern nach Guiana veranlassen. Mögen sich dieses diejenigen Deutschen merken, die ein neues Vaterland suchend, leichtgläubig den Vorspiegelungen von Agenten Gehör schenken, die in vielen Fällen nicht besser sind als die berüchtigten holländischen Seelenverkäufer des vorigen Jahrhunderts. Ernstliche Versuche, um große Zahlen unserer armen Auswanderer nach Guiana zu verlocken, würden bereits gemacht worden sein, hätte sie das entschiedene Einschreiten des redlichen Gouverneur Light im März vorigen Jahres nicht verhindert. Jene Colonie theilt das Schicksal der westindischen Inseln. Die Aufhebung der Negerflaverei hat über sie einen Mangel an arbeitenden Händen gebracht, dem die Landbesitzer auf jede Weise und daher auch ohne Scheu vor unrechtlichen Mitteln abzuwehren streben. Am Flusse Berbice reihete sich ehemals eine Pflanzung an die andere, allein jetzt sind von diesen kaum noch Spuren vorhanden. Im Innern hat man angefangen sich der Indianer als Arbeiter zu bedienen und theilweis recht erfreuliche Resultate dieser Veränderung erzielt, allein nicht jeder Colonist ist fähig, jene Menschenrace, über welche seit dem 16. Jahrhundert so viel Wahres, aber auch Unverständiges geschrieben worden, richtig zu behandeln, und außerdem ist vor auszusehen, daß der dort absichtlich eingeführte Trunk in kurzer Zeit die Eingeborenen völlig verderben und ihre Zahlen mindern werde. Daß das Innere des britischen Guiana an wichtigen Naturproducten reich sei, an vielen Orten einen zum Anbau sehr geeigneten Boden besitze, ergibt sich schon aus den ersten Forschungen Schomburgk's, und die weit umfänglicheren Arbeiten, die ihn wahrscheinlich eben jetzt beschäftigen, werden das schon Erkannte bestätigen; allein schwer abzusehen bleibt es immer, auf welche Weise ein solches Land zu einem productiven, dichtbevölkerten gemacht werden könne. Die großartigen Flußverbindungen übertreffen Alles, was in solcher Hinsicht von andern Gegenden der Erde bekannt ist, und würden allerdings eine Binnenschiffahrt, freilich auf zeitraubenden Umwegen, durch den größten Theil Südamerikas gestatten, indessen ist durchaus keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie das nächste Jahrhundert benutzt sieht. Die Erfahrung lehrt, daß ungeachtet des Falles der alten Beschränkungen, welche eine eifersüchtige und misstrauische Politik der Mutterländer über die Colonien des tropischen Amerika verhängt, die weiße Bevölkerung weder an Wohlstand noch an Zahl zugenommen hat, vielmehr daß aller Orten Verfall eingetreten ist. Es liegt sonach etwas in den örtlichen, klimatischen und bürgerlichen Verhältnissen, was durch Einwanderung von Europäern und Herbeiziehung von Capitalien nicht zu beseitigen ist und die Erfüllung der schönen Träume von blühenden Niederlassungen weißer Menschen an den Gestaden aller Flüsse vom obern Orinoco bis zu dem Guapore mehr als zweifelhaft macht. Der Verbreitung des europäischen

Stammes dürften doch Grenzen vorgezeichnet sein, obgleich er wegen seiner höhern geistigen Befähigung zur Alleinbeherrschung der Erde berufen scheint. Die Bevölkering der Wildnisse des innern Südamerika wird einst im besten Falle eine farbige sein, entstanden durch Kreuzung dreier Menschenrassen, mit wenig Fähigkeit zur Begründung großer und fester Staaten und sicherlich den Europäern abhold. Daß eine solche Umgestaltung sich langsam vorbereite, ist schon jetzt kaum zu verkennen. Vollendet, wenn auch erst in später Zeit, wird sie nicht ohne großen Einfluß auf unsern Welttheil bleiben. 10.

Die Epistel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunst. Für Dichter und Dichtertlinge gebolmetscht von M. Enk. Wien, Gerold. 1841. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Die Zeit ist vorüber, wo man sich viel Mühe gab, aus dieser Epistel des Horaz eine Portik zu construiren. Das versuchte man damals, als noch nicht jene zwei Parteien einander gegenüberstanden, die eine, welche auch nicht einen Vers des Horaz sich will rauben lassen, und die andere, welche wünscht, daß recht Vieles dem Horaz nicht gehöre, was ihm doch zugeschieben wird. Der Verf. der vorliegenden Broschüre sagt, daß er diese Epistel für Dichter und für Dichtertlinge bearbeitet habe. Was die ersten betrifft, so wünscht er mehr, als er erwarten darf, sie möchte für dieselben nicht ohne Interesse sein; den Letztern wird sie, wie er zuversichtlich glaubt, nicht ohne Nutzen sein. Der Verf. wendet nämlich die Hauptgedanken dieser Horazianischen „Epistola ad Pisones“ auf die Erzeugnisse der neuen, namentlich der deutschen Literatur an; aber er hat eine seltsame Scheu, wie er auch selbst eingesteht, davor, daß er Namen nenne. Das scheint denn doch wirklich eine unverzeihliche Engherzigkeit zu sein und eigentlich etwas durchaus Sinnloses. Denn ob ich zum Beispiel sage: jetzt will ich sprechen über den Mann, der als Altmeister der schwäbischen Schule bekannt ist, den aber Goethe nicht anerkennen wollte, den selbst Gustav Pfizer nicht universell genug würdigt, und dessen Dramen, so sehr auch Wienberg in seinen „Dramatikern der Jetztzeit“ sie lobt, doch keinen Anklang in Deutschland finden — oder ob ich ganz kurz den Dichter Ludwig Uhland nenne, das läuft denn doch wol auf eins und dasselbe hinaus.

Der Verf. lehnt sein erstes Raisonnement an die Anfangsworte der Horazianischen Epistel und spricht von der Unnatur und dem Widersinn in vielen dramatischen Producten, wodurch sich der Dichter hart neben den Tollhäusler stellt. Diesen Widerspruch weist der Verf. nach theils in der Wahl der Stoffe, theils in der Ausführung des Einzelnen. Wie Horaz im Anfange seiner Epistel den Dichter vor dem Mißbrauche der poetischen Freiheit warnt, so bringt er später darauf, daß der Dichter vorsichtig sei in der Bildung neuer Wörter und in Anwendung neuer Wortfügungen, weil der Dichter die Sprache veredeln, aber auch viel zu ihrer Verderbnis beitragen könne. Auf diese Veranlassung spricht er sehr scharf und nachdrücklich über ein Institut, das, wie er meint, uns Deutschen fehle: wir haben, sagt er, Geld zu Allem, zu Eisenbahnen und Dampfmaschinen, zu Glostenbauten und Manufacturen, aber wir haben kein Geld zu Gründung einer Akademie, um uns Sprachlehre und Wörterbuch zu verschaffen. Was nun Referenten betrifft, so meint derselbe, daß gerade darin ein eigenthümlicher Vorzug der deutschen Sprache und Junge liege, daß sie so vielgestaltig und frei ist, ferner, daß, weil Deutschland selbst nicht ein Ganzes ist, auch die Sprache nicht zu voller Einheit und Harmonie gestimmt werden kann.

Dann kommt Hr. Enk auf den Verfall unserer deutschen Dichter. Nicht mit Unrecht klagt er über Vernachlässigung der Metrik. Von unserm fünffäßigen Jambus in Komödien und

Tragödien sagt er, wir bedürfen eines so bequemen Verses, in ihm gleiten Sinn und Unsinn so gar glatt und leicht dahin. Als einen weit männlicheren, kräftigeren und jeder Abwechslung fähigen Vers darf man den antiken Trimeter empfehlen; allein der Dichter muß den Vers sich wählen nach seinem Stoff und nach der Verschiedenheit der Situationen und Gefühle mit der Versart wechseln.

Darauf folgt viel Beherzigenswerthes über historische Dramen und historische Charaktere. Namentlich wird nachdrücklich gesprochen gegen die Abgeschmacktheit und den Leichtsinns, historische Charaktere zu konstruiren und in dieselben seine eigenen Sympathien, Antipathien und Doctrinen hineinzulegen. Durch dies letztere wird Hr. Enk nochmals auf den Stoff, insbesondere der Tragödie, zurückgeführt. Einem großen Dichter, behauptet er, hat nie ein guter Stoff gefehlt, obwohl Schiller einmal gesagt haben soll, er wolle sein letztes Hemd für einen guten tragischen Stoff geben. Selbst mythische Stoffe, meint Hr. Enk, könne ein wahrer Dichter gebrauchen, weil denn doch etwas darin sei, was jeder Zeit und jedem Geschlecht nahe liege, das Menschliche.

Vortrefflich ist Alles, was Hr. Enk über das deutsche Lustspiel sagt; in Deutschland kommt dem Lustspiel nicht der romantische Schwung des Lebens, wie bei den Spaniern, nicht der geschärfte Sinn für seine Charakteristik und seine Föhrung der Intrigue, wie bei den Franzosen, nicht das Talent für Sittemalerei und der kräftige Humor, wie bei den Engländern, nicht die petillirende Lust am Possenhasten, wie bei den Italienern, nichts von dem Allen kommt dem deutschen Lustspiel zu statten. Jünger würde für eine eigenthümliche Ausbildung des deutschen Lustspiels viel geleistet haben, wenn er mehr Productivität gehabt hätte. Iffland's Familiengemälde vermochten keine Schule zu gründen, obwohl die „Schule der Reichen“ von Karl Auglow und auch dessen „Werner“ bedeutend nach Iffland hinschlägt. Hr. Enk meint, der rechte Mann fürs deutsche Lustspiel sei doch eigentlich Kogebue gewesen, wenn er nur etwas mehr Kern und etwas mehr Poesie in sich gehabt hätte. Was Referenten betrifft, so versteht er nicht, ob diese Behauptung in ernstem oder in ironischem Sinne zu nehmen sei. Mit gebührender Indignation redet aber unser Verf. von dem schlimmen Einflusse, welchen das französische Lustspiel auf unsere deutschen Leistungen, auf unser deutsches Theater und auf unser deutsches Publicum noch fortwährend äußere. Wol ist die Behauptung begründet, daß wir für unser Lustspiel unendlich viel lernen und gewinnen können von den Spaniern, von Lope de Vega bis auf Bretton de los Herreros.

Der letzte Theil dieser Arbeit des Hrn. Enk nimmt mehr den Ton der Warnung und des Rathgebens an. Es werden einige von den Gründen aufgezählt, warum dramatische Dichter unter uns so selten seien; es ist die Rede von dem Stolge des Genies, welchem die jüngern Dichter sich ergeben, und von dem Aussprüche des Horaz, welcher sagt, die Römer seien darum den Griechen in der Poesie nicht gleichgekommen, weil sie zu stolz auf ihr Genie gewesen wären. Auch das müsse man von dem rechten Dichter rühmen dürfen, sagt Hr. Enk, was Horaz mit den Worten bezeichnet; Multa tulit fecitque puer, audavit et aluit; abstulit venere et vino! Ferner müsse der Dichter sich um den Rath eines kritischen Freundes bemühen, welcher die matten Verse verwirft, die harten strenge tadelt, die unklaren anstreicht, die spielenden Gedanken und hyperbolischen Fabeln nicht duldet, mit einem Wort ihm auch das Schreibbar Kleine nicht nachsieht. Auf diese Veranlassung kommt unser Verf. sehr leicht und natürlich auf die feile und unsreile, auf die läugerische Kritik unserer zeitgenössischen Kritiker. Um diesem Ubel abgeholfen zu sehen, verlangt er, was schon oft verlangt ist und mehr oder weniger oft gewährt sein mag, ein durch Vereinigung der besten Kräfte mit hinreichenden Geldmitteln gegründetes Journal.

Wenngleich nun Horaz in dieser seiner Epistel an die Personen weder in Form noch Inhalt etwas für uns Unerhörtes — was die Neuen und Neuesten doch eigentlich immer verlangen — geliefert hat, so scheint er doch im Eingeklenen stets mit gleichem Wurf das Rechte getroffen zu haben und verdient somit die Classicität mit der neuern Literatur. Referent gehört nicht in die Zahl Derer, die nur Das für classisch gelten lassen, was den Namen der Alten an der Stirn trägt; aber unsere Literatur steht doch offenbar in einem engen Zusammenhange mit der sogenannten classischen, ein Zusammenhang, aus dem wir gar nicht so willkürlich herausklopfen, weil wir durch die Nothwendigkeit hinein versetzt sind; wer diesen Zusammenhang aufheben wollte, der würde uns unsere eigne Vergangenheit zerstören. Wenn die vorliegende Schrift des Hrn. Enk zur Beförderung der Classicität mit der Gegenwart Einiges beiträgt — und das ist ja ihr Zweck —, so hat sie etwas durchaus Edliches erstrebt und erreicht.

11.

Notiz.

Ein verkleumderrischer Druckfehler.

„Goethe's Eitelkeit übersteigt aber doch wirklich alle Begriffe“, äußerte neulich eine Dame; „setzt er es doch sogar als eine ganz entschiedene Sache voraus, daß selbst die Engel nicht unterlassen könnten, dererinst um seinen Tod Trauer anzulegen.“ Ein eifriger Verehrer des Dichters, der dies hörte, sich aber einer derartigen Äußerung Goethe's durchaus nicht erinnern konnte, bat um nähere Angabe der getadelten Stelle. Goethe's Werke wurden in der zweibändigen Großquartausgabe herbeigebracht; die Dame schlug den ersten Band vorn auf und las den Schluß der „Ausgattung“:

Und dann auch soll, wenn Engel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Nun fand die ganze geistreiche Gesellschaft, daß die Antägerin vollkommen Recht habe, bis der Vertheidiger endlich erklärte, daß in allen übrigen Ausgaben zu lesen stände:

wenn Engel um uns trauern.

34.

Literarische Anzeige.

ÉCHO
de la

littérature française.

Journal des gens du monde.

Deuxième année. 1842.

24 Hefte. Preis 5 1/2 Thlr.

Das erste Quartal, Nr. 1—6, ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Das ungestörte Forterscheinen dieses Journals, sowie die steigende Zahl der Subscribenten gibt wol den besten Beweis von der Vortrefflichkeit desselben; jeder Freund gehaltvoller französischer Lecture kann sich durch eigene Prüfung von dem werthvollen Inhalte überzeugen.

Leipzig, im Mai 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Sonnabend,

— Nr. 134. —

14. Mai 1842.

Jankó der ungarische Koschirt. Roman in Versen.
Von Karl Beck. Leipzig, Bösenberg. 1841.
Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eisen muß geschmiedet werden, ehe es Stahl wird. Ein Erz nimmt früher die Politur an, das andere später. Schläge aber gehören dazu, und je kräftiger sie sind, desto dauerhaltiger, meine ich, wird das Metall. Ist's marfcher, von andern Dingen durchwachsender Stoff, so mag er freilich unter den Ambossschlägen verkümmern oder auf ein Minimum reducirt werden, von dem zu reden nicht der Mühe werth ist. Aber bei meinem Gleichniß dachte ich auch nur an wirkliches, gehaltreiches Erz. Und ich dachte, wie wenn ein Schmied, entzückt über das schöne Weißglähen, den Klumpen zu früh aus dem Feuer nähme und ins Wasser wirfe. Er bliebe rohes Erz.

Daß Karl Beck eine reich begabte Dichternatur war, konnte Niemand leugnen. Aber es traten so viel freudetrunkene Schmeide auf, die den spiegelblanken Stahl schon sahen und priesen, als er nur noch ein roher, glühender Klumpen war, daß den Freunden seines Talents um ihn bange sein konnte. Die Freunde seines Ichs oder seiner Tendenz stießen in solche volltönende Lobposaunen, daß es uns wirklich kein Wunder genommen hätte, wenn er taub geworden wäre gegen die Stimmen der besonnenen Kritik. Und das wäre schlimmer für ihn gewesen als das Mißtrauen des Publicums, das unfehlbar gegen einen jungen Dichter eintritt, der, überdiesmaßen bei seinem ersten Auftreten erhoben, durch seine nächsten Producte die Erwartung nicht rechtfertigt. Auch das ist freilich schlimm. Das Publicum ist in einem solchen Falle fast grausam. Mag der junge Dichter sich alsdann noch so sehr anstrengen, mag er laviren oder stürmen, der Meinung, die gilt, folgen oder dem eigenen Gotte in ihm, das Publicum bleibt mißtrauisch und apathisch und die Philisterei bleibt bei ihrem bequemen Satz: er hat sich ausgegeben, wir kennen ja schon sein Bestes u. s. w. Man denke an Immermann, der wurde auch erhoben, weit über Gebühr, in seinen ersten unorganischen Producten. Die Lesewelt, als sie zu wissen glaubte, daß der Lobpsalm von einer Clique, von Befreundeten ausging, ward gegen sein ernstes Streben ungerecht gleichgültig, und welcher Anstrengungen von Seiten des edeln Dichters bedurfte es, um sich wieder die Anerkennung zu ver-

schaffen, auf die sein Dichtergeist einen unabweisbaren Anspruch hat. Er starb in der Blüte seiner Kraft. Da die fast sträfliche Misachtung Deutschlands mit an seinem frühen Tode Schuld hat?

Herr Beck liefert uns hier ein Gedicht, nicht allein mit Tendenzen und Gefühlen, sondern auch mit Menschen, und Menschen, die einen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft haben, mit einem Vaterlande und seinen bürgerlichen und örtlichen Beziehungen. Er liefert uns keine lyrische wilde Jagd über die Baumwipfel und Berggipfel des Lebens, sondern eine Geschichte, eine abgerundete, abgeschlossene Geschichte bestimmter Individuen, die er sogar einen Roman nennt. Aber einen Roman in Versen. Es wäre zu viel von einem Dichter, wie er, gefordert, wenn er sogleich in Prosa schriebe, zwei, drei Bände mit Begebenheiten und Reflexionen. Er muß dichten und singen, und — springen, was wir weit davon entfernt sind, ihm zu verargen. Es ist seine, seine eigenthümliche Natur, der er folgen soll und die er, nach dem beliebten Parteilmoderwort, in sich „historisch und organisch“ ausbilden möge. Er hat einen bedeutenden Schritt gethan, unbedenklich ist dieser „Jankó“ ein Fortschritt in seiner dichterischen Ausbildung, und wir wünschen ihm dazu, und mehr noch zu Dem, was kommen wird, Glück.

Ein Eisenklumpen im Feuer glüht und knistert lange. Es wäre unbillig zu fordern, daß der Dichter Beck mit einem Male seine Natur völlig verleugnen und ein anderer werden sollte als er war. Um deshalb nehmen wir so manche Ausbrüche geduldig hin und sehen weg über so manche stereotypische Verwickelheiten seines Ausdrucks. Es ist aber besser, das Schlimme vorabzuthun, ehe wir zum Guten übergehen. Wir wollen es nicht sammeln, wie ein kritischer Ahnenleser, sondern nur auf Einzelnes, was uns gerade aufstößt, aufmerksam machen. Warum ist

Der Rest: das Wänschelrätthchen der Nacht?

Weshalb er umsonst nach den blinkenden Glämmchen späht, die „mit ihrem goldenen Zahn“ unter dem lodenden Eisenkeßel der Hirtensabendsmahlzeit nagen. Beck ist gewiß glücklich, warm und lebendig in seinen Gleichnissen aus der erscheinenden Natur, aber in seiner Lust, das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, kann er sich von etlicher Manie noch nicht losreißen:

Und in die volle Mannheit tritt
Der Mond, der bleiche Waisenknaabe,
Beschaute mit lästernen Blicken
Das braune Zauberweib: die Halbe,
Die unter des Himmels trübem Blau
Die nackten Glieder dehnt,
Ins wehende Haar
Den Farrenkräuterkranz gewunden.

Das Bild hat ihm so gefallen, daß es öfters als Refrain wieder vorkommt. Ist dem Monde geschmeichelt, daß er zum bleichen Waisenknaaben wird? Und der Knabe tritt zugleich in volle Mannheit! Schaut der Mond mit lästernen Blicken? Das streitet wenigstens gegen Alles, was die Dichter bisher vom Monde dachten und, ich meine, wir Alle empfinden, wenn wir seinen kalten Schein über die Erde ausgegossen sehen. Meinethalben sei die Halbe ein braunes Zauberweib, aber wenn ihre weiten Flächen die Glieder des Riesenweibes sind, welches kurze Haar müßte sie haben! Auch das höchste Farrenkraut könnte doch nur ihre behaarte Brust abgeben. Ihre wehenden Kopfschnecken müßten wenigstens Kometenschweife sein.

Der feurige Ungarwein fodert freilich andere Lieder als das treuherzige Rheinweinlied, und wir lassen es zu, daß der würzige Wein angerebet wird:

Rolle deine rosenigen Wellen,
Rolle sie

Heiliger, goldtragender Strom!

wenngleich wir das Heilig lieber für andere Dinge aufsparten. Aber daß der Weltgeist sich in Ungarwein befaßt, wenn er seine Werke vollbringt, ist eine Phantasie, die über die Kühnheit hinausstreift und möglicherweise dem Weltgeist einige seiner neuen Verehrer abnimmt, um sie wieder dem alten Gotte zuzuwenden, von dem auch die gottlosesten Dichter aller Zeiten Ähnliches nicht zu behaupten wagten: Es heißt:

Mit deinen Gewürzen

Beträubt sich

Der Weltgeist,

Wenn er die Götter vernimmt

Des getretenen Wurms,

Und dem Geschnittenen

Der geknebelten Menschheit,

Und in den Schauern

Der Witternacht

Betet zu sich selbst:

Daß seine Gnade

Größer sei

Denn seine Gerechtigkeit!

Dann berauscht sich auch der Weltgeist in dem Ungarsprudel, wenn er ergrimmt und zürnt und am dämmernen Morgen jeden Glück anhöret, namentlich um die Stunde „wenn die Könige aufs Haupt die goldenen Kronen setzen“. Aber er berauscht auch die Kämpfer nach Vorwärts. Sei das kein böses Omen für des Dichters Vaterland, daß der ungarische Liberalismus nicht festeres Fundament habe als den Weinrausch. Die Könige mögen sich selbst rechtfertigen durch ihre Thaten gegen seine Anschuldigung; den Weltgeist wollen wir ihm überlassen, wenn er uns den alten Gott läßt. An einer andern Stelle glänzt auf dem Schenktisch vor dem Becher die Flasche

Wie ein Dom,
Ein riesiger Dom
Erfüllt von fanatischer Blut.

Hier verfällt der Dichter in das andere Extrem, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen. Die Kritik braucht nicht zu rügen, wo die Willkür gegen den Geschmack verstößt, der, kein Product der Convenienz, im natürlichen Gefühl eines Jeden gegeben ist.

Genug davon. Sehen wir von den Ausgeburten der Phantasie, die ein Anderer heraus sammeln mag, und von den Tendenzen, die nicht unsere sind — wir wollen sie aber hier nicht bekriegen —, zum Gedicht selbst über, das unbeschadet der Rüge, die jene treffe, für sich bestehen kann. Einen Roman nennt es der Verf., und das ist der Inhalt; wenigstens eine zusammenhängende Erzählung mit genügender Einleitung, Schürzung des Knotens, Katastrophe und Schluß. Ein Fabrikant könnte einen dreibändigen Roman daraus spinnen und für spannende Scenen, herzerreißende Nachstücke, frappante Schilderungen wäre Stoffes genug, aber die Geschichte klingt so einfach.

Ein deutscher Schenkwirth aus Baiern verkauft seine Habe und verläßt das Land, weil sein Sohn, ein flotter Student, ein Demagog geworden und verkommen ist, weil Polizei und Justiz auch ihm, dem spießbürgerlichen Vater, der keine Schuld trug, zu Leibe wollen. Willäufig kritisiert, ist die Geschichte von dem demagogischen Studenten, als Episode erzählt, an sich nicht übel, durch die Aufgabe der Dichtung ist sie aber nicht gerechtfertigt, nur durch die polemische Tendenz des Verf. In dem einfachen Gang des Gedichts ist sie ein Beiwert wie der ungarweintrunkene Weltgeist und die andern Ausgeburten der Diction. Der Schenke schenkt im goldenen Ungarlande statt erlangter Bieres würzigen Ungarwein und sieht sich dabei ganz gut. Er hat aber auch ein Töchterlein mitgebracht, ein liebliches Waisenkind, das er adoptirt hat. Ein junger Kossch, Jankó, befreit Vater und Tochter aus Räuberhänden und wird der Freier und glückliche Bräutigam der deutschen Marie. Aber Marie liebt nicht ihn, den wilden Sohn der Halbe, sondern den schönen jungen Grafen. Während der stürmisch jubelnden Bauernhochzeit erklären sich Beide. Der Bräutigam, der in der Trunkenheit seine Rechte nicht ausübte, wird Tags darauf in die Halbe zum Pferdefang geschickt und während dessen setzt sich der Graf in seine Rechte. Jankó, zu früh zurückkehrend, trifft die Sünder und zermalmt sie durch Blick, Worte und Drohungen. Aber er muß in die Halbe zu den freien Kosschritten fliehen, weil er dem Magnaten mit dem Beil gedroht. Auch er ist nicht ohne Schuld; dieselbe, welche Marien drückt, drückt auch ihn. Er hat ein Zigeunermädchen, die ihn mit derselben schwärmerischen Treue liebt als er die Deutsche, die ihm Alles geopfert, schnell verlassen. Sie ist sehr böse und auch sein guter Geist, denn sie warnt, hegt und pflegt ihn. Jankó kann von der deutschen Braut, obgleich sie ihm untreu ward, nicht lassen. Er will sie sich wiedererobern; umsonst, die Panduren des Grafen schlagen ihn zurück. Er kommt reuemüthig, Marie ist fort. Am

Leich finden sie ihr Luch und Schleier. Sie wird als Heilige, ungerechter Muth geopfert, im Dorfe betrachtet. Aber Jankó erfährt, daß sie heimlich bei ihrem Wuhlen im Schlosse ist, daß er mit ihr in ferne Länder reisen will. Mit einem durch des Grafen Vater beleidigten Zigeuner schleicht er in das Schloß. Als schon die Flammen knistern, die der Zigeuner ringsum angelegt, erscheint Jankó vor dem Liebespaare und seine Art zerschmettert den Verführer an der Seite der Geliebten, die bestunungslos niedersinkt. Jankó wird ein Räuber, ein ungarischer Räuber, auf Rath der Zigeunerin. Denn ihm blieb nichts anders. Ein Schrecken der ungerechten Herren, ein Held beim Volk. Damit schließt das Gedicht. Nur erfahren wir, daß Marie nicht im Wahnsinn endete, sondern im Ausland einen Knaben zur Welt brachte und darauf blühend und gesund ward. Jankó aber:

Sein Name war dem Volke werth,
Die scharfen Herrn fraß scharf sein Schwert,
ward eingefangen in Ketten und

Am Galgen hing er bleich und nackt,
Bis ihm die Raben das Fleisch zerhackt.

Aber die treue Zigeunerin stahl in der Nacht vom Klappernden Gebeln die Hand und wahrte sie bis zu ihrem Tode.

(Der Beschluß folgt.)

Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen, aus der nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt, von G. G. v. R. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Gotta. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dies Buch ist in öffentlichen Blättern gerühmt und wird Lob verdienen. Warum? Weil es Dinge sagt, die vernünftig und auch gesagt sind, weil es sie in geistreicher Weise sagt, weil ein Prinz der Verf. ist und weil man ihn soll errathen können. Die beiden ersten Gründe sprechen für sich selbst, die letztern Umstände aber gewähren eigenthümlichen Reiz; denn Räthsel zu lösen wünscht Jeder, und hier soll laut der Vorrede die Lösung Vielen leicht sein; prinzipliche Gedanken endlich haben ihre eigene Färbung und unterscheiden sich von bürgerlichen. Sie werden nämlich gesagt im Vogelblick, führen zu „Äußerungen des freien, von oben anschauenden Geistes“, wie die Vorrede sich ausdrückt, wo nun Jemand, der mitten im Volke steht, nie dergleichen gewinnen kann, sondern nur Einseitigkeiten, und wenn er auf Vielseitigkeit Anspruch macht, sich durch das beliebte Einerseits und Andererseits helfen muß. Übersieht nun ein Prinzgeistesfeller mehr als die übrigen durch Höhe seiner Stellung, so untersehe ihn diese wieder durch Tiefe der Irtungen, und mithin gäbe es für alle Weltgegenstände einen Aderblick, Seitenblick und Unterblick, deren Werth geschickte Leser und Beurtheiler vielleicht durch Blickvergleichungslehre festzustellen im Stande wären. Eine Verschiedenheit ist leicht wahrzunehmen, indem der Vogelblick Alles anders sieht, zum Beispiel Spielen, Schuldenmachen, Freundschaften und Feindschaften, Haus und Hof, Familie und Vaterland, Bücher und Autorschaft. Ref. hat Vermuthungen über den Verf. gewagt, ihm ist aber widersprochen worden, und so überläßt er die persönliche Entzifferung Andern, sich an die Schrift und deren Inhalt wendend.

Nur Folgendes noch sei vorab bemerkt. Die Lieblingsbeschäftigung des Verf., heißt es Vorrede (S. vi), war während und nach vielfachem Umhergetriebenwerden eine Art idealen Regierens, ritterliche Rechtlichkeit und das Bewußtsein, die geschichtliche Grundlage der Staaten mit dem Vorschritt zu vermitteln

und zu verbinden. Wer nun bei dieser lobenswerthen Einsicht und Bestrebung glauben wollte, daß Alles vortreflich ginge, so daß ein solcher Nachgeborener durch Vorgeburt zum Throne gelangte, würde sich sehr betragen; denn nach dem ewigen Schicksal menschlicher Gesellschaftsverhältnisse bewirken Einsicht der Mängel und guter Wille nichts zur Besserung derselben, und Plato war in einem großen Irrthum, als er den besten Zustand von einer Regierung der Philosophen (Einsichtsvollen) erwartete, es würde vielmehr nur dann gut stehen, wenn Niemand auf Erden, also auch nicht ein Regent, der Einsicht und Philosophie bedürfte. Es ist Lebensweisheit, sich dieses zu sagen und dadurch eine gemäßigte Zufriedenheit und Ungzufriedenheit mit der Weltlage zu erwerben, die keine getäuschten Hoffnungen beweint und in keinen Karrenjabel sorglos einstimmt. Der Verf. denkt freilich anders, denn seine Stellung als Nachgeborener drückt ihn, er bedauert die Aufhebung der Capitel und Commenden, die Einschränkung, welche dadurch nachgeborenen Prinzen notwendig wird, und beklagt besonders das traurige Loos der unvermählt bleibenden Prinzessinnen. Obwohl nun dies Loos nicht das günstigste genannt werden kann, wie überhaupt ein Erbgleichen des schönen Geschlechts, so möchten doch Manche und Manche mit einem Nachgeborenen und einer unvermählten Prinzessin zu tauschen geneigt sein, nebenher auch wäghen, die Ursachen der Klagen lägen in den Klagenenden selbst, und der Unterblick zeige dieses in vortheilhaftem Lichte als der Vogelblick.

Auffallend genug bemerkt der Verfasser von seinem Standpunkt, daß die Bitterliebe sich mehr an beschränkte und selbst schwache Regenten hält als an talentvolle und kräftige, mehr an erlammensichliche Beziehungen als an Eigenschaften des Herrschers; denn ein Prinz müßte doch eher zur entgegengesetzten Annahme kommen; auch ist die Bemerkung nur halb wahr, nämlich nur für das Abendland, nicht für das Morgenland, wo die thätigsten, kriegerischsten, schlauesten und auch grausamsten Herrscher die größte Anhänglichkeit erfahren, bei dem gesegneten Zustande der Willkür allen Einzelnen einen bedingten Schutz verstaten, wo nun die Liebe aus dem Dank erwächst und was Andern Schlimmes widerfährt, Niemanden kümmert. Im Abendlande dagegen hat man einen gesegneten Zustand erlebt und begriffen, die talentvollen und kräftigen Regenten fördern denselben oder lassen es befürchten, die schwachen scheinen ihn zu besessigen und zu sichern, weshalb schon Moser dieselben für einen Segen des Volks achtet — einseitig vielleicht, aber in dieser Einseitigkeit durch einen raschen Instinct gefunden, und darum zu allen Zeiten anerkannt, ja sogar von Prinzen gemerkt. Viel wahrer von oben, von unten und von allen Seiten heißt es (S. 17): „Die Fürsten haben (für Bitterliebe) bei Reisen einen bedeutenden Vortheil. Sie haben in der Regel ein treffliches Gedächtniß, die Kunst, zu fragen, zu hören, sich mit Grazie zu langweilen, haben sie ohnehin eingeübt.“ Sobald sie nun im Verkehr mit Behörden und andern Personen nach Amt, Reich und Kindern sich erkundigen, sind die Antwortenden entzückt und lieben die herablassend Fragenden bis zur Aufopferung, wenigstens im deutschen Abendlande. Darum sagt der Verf. mit Recht hinzu: „Selbst ein Fürst, in dessen Charakter so viel Herdes ist, daß er eigentlich auf Volksliebe keinen Anspruch machen kann, wird durch solches Betragen auf Reisen sich beliebt machen und wahrscheinlich beliebter als in der Hauptstadt, wo man ihn auskennt. Ist er zugleich gegen die Frauen aufmerksam, gegen die häßlichen sogar galant und in Geschenken nicht knäuerig, so wird die Meinung des Landes der Hauptstadt, welche gewöhnlich undankbar und verdorben ist, bald das Gleichgewicht halten, vielleicht sogar das Übergewicht über sie gewinnen.“

Man dürfte meinen, hiermit sei den Fürsten das Wesentliche gesagt, aber dennoch folgt ein Capitel über die öffentliche Meinung, als „etwas Unbequemes für Alle, welche den Stab der Macht führen“, und es wird gerathen, sich durch irgend etwas auszuzeichnen, durch Beförderung der Gesehrsamkeit oder

Kunst, der Geste oder Landstraßen, Ordnung in den Finanzen oder glänzende Hofhaltung. Allerdings ist dergleichen gut, doch in manchen Fällen überflüssig und sogar bedenklich; weit sicherer ließe sich rathen, Alles gehen zu lassen, wie es eben geht; sind die Minister vorzüglich, so gereicht dies dem Herrn zum Verdienste, sind sie schlecht, so hat der Herr keine Schuld. Mit dem Satz: das Volk sei noch nicht reif zur Freiheit, bezüht der Verf. eine den Fürsten durch Vogelbild gewordene Überzeugung, weswegen sie Constitutionen scheuen, auch gerne umkosten, um auf ganz ungehinderte Weise — denn Freiheit des Volks beschränkt ihre eigene — das Glück des Landes zu befördern. Dennoch wird eingestanden, eine vernünftige Freiheit finde sich in England, Nordamerika, überhaupt im germanischen Stamme. Dies widerspricht jener Rede von Unreife, und wenn man irthümlich Freiheit in geschriebenen Verfassungs-urkunden sucht (S. 44), was gibt es dafür als Ersatz und warum sind diese papierenen Nichtigkeiten den Herrschern so widerwärtig? Ausgezeichnete Gaben sollen zum Herrschen nothwendig sein, nicht Allen sind sie verliehen (S. 47); gut also, man stelle etwas hin als Regel und Gesetz, dies ist doch ebenso heilsam, als Unterordnung unter einen Premierminister oder ein Collegium.

Fast sollte man glauben, der Verf. sei weder Prinz noch hochgestellt, weil er daran zweifelt, „das Heil der Welt bestehe in strengen Prüfungen, die man seit den letzten 20 Jahren auf Universitäten eingeführt“ (S. 49). Unten im Volk stehend, ist dieser Zweifel natürlich, von oben herab darf er bekunden, denn wie es aussieht in den Köpfen, muß man durch Graminagläser erfahren, weswegen der Kaiser von China das höchste Gramen selbst ausübt und dann sicher ist, den Einsichtsvolken und Weisesten des Reichs in seine Umgebung zu ziehen. Ueberhaupt gibt China das Vorbild für dieselben Einrichtungen und Europa, namentlich Deutschland, ist noch weit entfernt von chinesischer Vollendung. Daß Feste und lustige Tage das Volk bei guter Laune erhalten, bemerkt alles Volk und der Fürst selbst, und man soll gewiß die Eigenthümlichkeiten des Volks dabei berücksichtigen. Allein jene beispielsweise angeführte Eigenthümlichkeit der Münchner, daß sie sich eher die Universität nehmen ließen als ihr Bock- und Salvatorbier, ist keine, denn jedes Volk dächte ebenso, wenn es beides hätte. „Vereinigung willenloser äußerster Hingebung mit großer selbstthätiger Intelligenz ist selten, noch seltener ist es, hierzu noch einen reinen Charakter zu finden.“ Ref. weiß nicht, ob es im Himmel eine solche Vereinigung gibt, auf Erden hat er sie nicht gefunden, aber auch nicht darnach gesucht. Fürsten müssen nicht das Unmögliche begehren und man soll es ihnen ausreden, was eine schädliche und angenehme Aufgabe für die Kammerherren bleibt.

Über Erziehung und Unterricht sagt der Verf. gute Dinge, empfiehlt für diejenigen Knaben, welche durch ihre Geburt berufen sind, einst zu befehlen oder zu herrschen, den Seebienstand, tadelt freilich die sogenannten lateinischen Schulen, „in denen das Kind mit Idealen einer längst verschwundenen und nirgend klar erkannten Zeit geistig aufgesaugt wird“. Inzwischen geht es mit diesem geistigen Säugen wie mit dem physischen, daß der Mensch, sobald er sich auf die Beine stellt und an den Tisch setzt, seine Amme und deren Milch vergißt, oder gar keine Sehnsucht nach ihnen kund gibt. Gute Ammenmilch ist dabei für die Gesundheit besser als andere Art der Auffütterung. Könnte man nur entschiedener folgender Äußerung widersprechen: „Die gründlichsten Kenner des Alterthums (dies liegt aber nicht am Alterthum, sondern an den Kennern) pflegen ihre Muttersprache sehr mangelhaft zu handhaben und sich in schweren, langen und ungelenten Perioden zu bewegen. Niebuhr's „Römische Geschichte“ ist bis zur Unlesbarkeit schwerfällig. Niebuhr ist hierin der Prototyp der deutschen höhern Bildung.“ Derselbe Wunsch des Widerspruchs erwacht bei den Worten: „Die gesammte Literatur droht in fliegende Blätter und alles Studium in der Lesung aufzugehen. Besonders findet man in den höhern Ständen nicht mehr so viele den Wissenschaften zugewendete Männer wie vor der Revolution.“

Weber wirklichen Widerspruch noch Wunsch desselben möchten folgende Worte erwecken, welche als Worte von oben ihrer besondern Nachwürdigkeit haben: „Die evangelischen Kirchen im Allgemeinen haben unbestreitbare Vorzüge vor dem Katholicismus, wenn man sie von Seite der Regierung betrachtet. Man wird durch keinen anerkannten fremden Einfluß gehemmt, die Geistlichen sind Bürger und Familienväter und die organische und historische Entwicklung der Völker geht auf dem Wege der Reform. Wenn der blinde Gehorsam den Protestanten abgeht, so haben sie dafür ihr Wesen empfänglich für Begeisterung erhalten, sie haben alle alles umwälzende Revolutionen begonnen, wie die katholischen Völker, und können und müssen mit der Zeit vorschreiten, während der Katholicismus abzuwehren, isoliren, zurückstauen muß, wenn er sich erhalten will.“ Was der Verf. gleich darauf in einem Abschnitte über die katholische Kirche vorbringt, ist freilich etwas im Geschmack der Encyclopädisten, denen er eingeknallt seine Bildung verbannt; aber hatten die Encyclopädisten in allen Dingen Unrecht, selbst noch für unsere Zeiten?

Wenn der Verf. ausspricht: „Der wahre heilige Bund unserer Zeit ist ein Volkverein“, muß er sich vieler Beistimmung erfreuen, denn gleichwie eine epidemische Krankheit dadurch schwächer zu werden pflegt, daß sie sich auf mehr Länder und Individuen verbreitet, so hat ein Volkverein die vortreffliche Eigenschaft, daß er bei gehöriger Ausdehnung — etwa über die ganze Erde — gar nicht mehr vorhanden ist. Spricht er ferner von den Höfen, es sei in Beziehung auf sie eine Forderung der Zeit schwer zu befriedigen, „die an wahrhaft gutem Ton und Geist, während das Leben des Hofmanns meist aus reiner Negation bestehe, und es nichts Höheres, Geistvolleres geben könne, als das tägliche Geplätsch, das Vorzimmergespräch und die stehenden Wiße eines beschränkten, gegenseitig gespannten, dem Willen eines Einzigen gehorchenden Circels“, so muß er als Prinz dieses am besten wissen, indem der Bürger darin das Feinste, Weiseste, von stets belebender Fürsten Sonne erleuchtete Menschenbafeln zu erblicken pflegt.

Und so enthält die Schrift noch Vieles über Adel, unbeschränkte und verfassungsmäßige Herrschaft, Rechtspflege, Gesetzgebung, Finanzen, Handel und Verkehr u. s. w., dessen Wichtigkeit man meistens anzuerkennen geneigt sein wird, im Fall nicht der verschiedene Standpunkt ein abweichendes Urtheil herbeiführt und dadurch eintreten kann, daß beide Recht haben, der Prinz und sein Kritiker. Außerdem ist das Ganze noch französischer Weise unter gewisse Überschriften vertheilt und tritt Gegenstand systematisch oder erschöpfend behandelt. Darum werden tiefschöpfende Deutsche einen Mangel des Werks wahrzunehmen glauben und ihn hoffentlich durch schwerwiegende Paragraphen ersetzen.

51.

Literarische Notizen.

An erwähnenswerthen belletristischen Neuigkeiten erscheinen in Frankreich: „Albert de Saint-Pouange“ (2 Bde.), von Grafen Horace de Biencastel, dritte Abtheilung der „Noblesse de province“; „Chants pour tous“, Gedichte von dem Marquis de Foubas; „L'école militaire, le bivouac et les Tuileries, nouveaux souvenirs intimes du temps de l'empire“, von G. Marco de Saint-Gilles (2 Bde.); „La coupe de corail“, von Ab. Melanie Balbor (2 Bde.); „Pierre Giroux“, von A. Ricard (4 Bde.).

b'Esterno behandelte eine wichtige und vielbesprochene Frage in seiner Schrift: „De la misère, de ses causes, de ses effets et de ses remèdes“, welche für die Franzosen nicht nachdrücklicher empfohlen werden kann, als durch den Ausspruch eines Berichterstatters, daß sie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs eine zugleich unterhaltende Lecture bildet.

G. Duval-Pinau gab in zwei Bänden heraus: „Histoire de France sous le règne de Charles VI.“ 2

Sonntag,

— Nr. 135. —

15. Mai 1842.

Jankó der ungarische Kosschirt. Roman in Versen.

Von Karl Beck.

(Festsetz. aus Nr. 134.)

Meine dürre Skizze des Inhalts klingt vielleicht dem Leser roh und unersprißlich. Er lasse sich davon nicht irre machen. Er wird eine wilde, aber schöne Dichtung finden, die ihn mehr und mehr fesseln und nicht vor dem Ende loslassen wird. Das ist doch das Interesse des gewöhnlichen Lesers. Die Behandlung dieses rohen, oder, wenn man will, gewöhnlichen Stoffes erhebt sich indessen weit über die Materie und abelt dieselbe. Sie ist durchaus lyrischer Art; auch wo er erzählt, geht er unwillkürlich in den Gesang über, und dabei ist es zu bewundern, wie ihm die körnige Zeichnung, die festen Charaktere, die psychologischen Prozesse gelungen sind. Nichts verschwimmt ins Unbestimmte. Jankó, der Held, ist eine urkräftige, gutmüthige, von Feuerwuth des Natursohns übersprudelnde Figur, der jeder Leser, ohne daß sie im geringsten idealisirt wäre, ein warmes Interesse abgewinnt. Mit andern Farben, aber mit derselben Deutlichkeit und Wärme ist das deutsche Mädchen gezeichnet, so auch mit wenigen Zügen der gutmüthige, schwache Vater. Einer Eigenerin kann man schon etwas magische Beimischung zu gute halten. Wie Viele aber würden den frevelnden Magnaten zu einem Tyrannen und frechen Bösewicht machen; er ist aber vom Dichter nicht schlimmer gezeichnet als andere reiche, mächtige Lüstlinge, die kein Opfer für ihre Luste zu theuer halten und ein warmes Gefühl und die Gegenliebe des Opfers für sich haben. So ist in der psychologischen Entwicklung das Gedicht einfach und natürlich. Es könnte aller Orten spielen.

Sein besonderes Interesse verleiht ihm aber die Drücklichkeit. Mit den warmblendendsten Farben malt uns der Dichter sein Vaterland Ungarn, mit Vorliebe, ohne zu schmeicheln, Bilder, die in außerordentlicher Lebendigkeit in die Augen springen. Was wir bisher davon aus Dichtern kannten, etwa in einzelnen Gedichten Alexander's von Würtemberg und den wenigen Lenau's, die ungarische Haidescenen behandeln, tritt im Vergleich damit in den Hintergrund. Dieses freie unbändige Hirtenleben, von dem der gebildete Europäer kaum eine Vorstellung hat, seine Freuden und Entbehrungen, dieses Zigeunervolk, seine Musikanten, das Schenkenleben, der Troß der Frei-

heit in dem ungarischen Bauer, der doch ein demüthiger Knecht ist in Gegenwart seines Herrn, diese Zech- und Spielgelage, die berausende Lust des ungarischen Tanzes, der Kampf mit den Thieren, das Einfangen der wilden Krosse. Die Dürftigkeit des Lebens eines ungarischen Hirten wird uns so genau beschrieben, daß wir selbst seinen Lohn, fünf Gulden jährlich, in den Kauf erhalten. Auch daß er nie sein Hemde wechselt, denn er hat nur eins, und um es zu conserviren, wird der Rücken mit Speck bestrichen, wodurch es im Schweiß der Sonne braun und fast gekocht wird. Das sind freilich Gegensätze zu dem reinlichen Ordnungleben der Deutschen. Daß solch ein Gesell aus der Wildniß kein Partner ist zu der weißen, feinen, deutschen Maid, daß der Bund unglücklich ausfallen muß, springt von vorn herein in die Augen. Kaum aber hätte es dieser Fülle bedurft, um die braunen, wilden Haidescenen in lebendiger Anschaulichkeit uns vorzuführen.

Man kann keine plastischen Darstellungen und musikalische zugleich geben, als wie Beck den Tanz in der Schenke unter dem Dudelsackaccompagnement des alten Zigeuners malt:

Wie der Länger mächtig karret
In des Reigens Sauf und Braus!
Gleich dem Krosse kämpft er, scharret,
Gleich dem Krosse schlägt er aus.
Ja, wenn schreiß die Sporen splittern,
Wenn die Diäte donnernd kracht,
Doch am Simms die Gläser zittern,
Ja, wie seine Seele lacht!

So, eins unter Vielem, das Einfangen des wilden Krosses

Bild auf der Haid rennt das Thier:
Es flattern die Mähnen, es donnert der Fuß,
Die Peitsche gellt zum Hussaruf —
Ich nahe dem Ross — es schleubert die Rechte
Um seinen Hals die zähmende Flechte —
Die Männer jauchzen, die Dirnen beten!
Zwölf Schritte bin ich zurückgetreten,
Und rede mich, strecke mich mächtig zur Erde
Und ziehe mit schwellenden Sehnen den Strick
Um's stolze Genick
Und strammer und strammer dem Schnaubenden Pferde.
Kaum spürt
Der bäumende, schäumende Renner die Schlinge,
So setzt er wie des Sturmes Schwingen
Und sauset und brauset im engen Ringe,
Indeß der Strick die Rechte schnürt.

Die Peitschen geüßen, die Hunde bellen,
Die Geißler sterben, verderben,
Es wirbelt der Staub zum Himmel auf,
Es singet, es springet der bunte Hauf.
Ich aber ruhe mit kühnem Blick
Auf der zitternden Erde,
Und nah und näher dem rosenben Pferde
Und stehne mich mächtig und halte den Strick —
Und die Hand ist wund,
Und es schäumt der Mund,
Und alle Pulse klopfen,
Und es fällt der Schweiß in schweren Tropfen.

Das Gedicht ist aber nicht minder reich an zartinnigen Partien. Derselbe Poet, der den Weltgeist in Wein sich betrinken läßt, fährt uns mit ungemeiner Zartheit die gläubige kindliche Seele des deutschen Mädchens vor, und gerade diese hingehauchten Bilder, aus alltäglichen Stoffen componirt und doch frisch und glänzend, machen uns begierig auf eine nächste Entwicklungsstufe seiner Poesie, wo der Ungerwein, der Weltgeist und die Halbmenschen der wilden Paide socialen oder historischen Menschen werden Platz gemacht haben. 15.

Graf Saint-Germain. Von Ph. D. v. Münchhausen.
Göttingen, Dieterich. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon in seinen „Liebesnovellen“ hat sich der Verf. dieses Buchs als einen durch und durch modernen Schriftsteller angekündigt; sein vorliegendes Product bekräftigt ihn als solchen. Seine Wahl der Stoffe, seine Anschauung des Lebens, namentlich der socialen Zustände, seine Art, zu denken und zu empfinden, seine Weise, zu zeichnen und zu gestalten, seine Manier, sich auszudrücken — Alles trägt den Stempel der Zeit, unserer armen, Kranken, zwischen Hyperphorie und Asthene jahrelang hin- und hergeworfenen und jetzt erst, wie es scheint, langsam genesenden Zeit. Auch Ph. D. v. Münchhausen hat an dieser Krankheit daniebergerlegen, noch geht sein Puls unruhig und fieberhaft, noch wechseln auf seinen Wangen die Röthe der Aufregung und die Blässe der Erschlaffung, noch irrt sein Auge unsicher hin und her und seinen Gedanken fehlt der klare, stützige Zusammenhang — aber das Hauptübel scheint gehoben, die Kräfte scheint überhanden. Wie die Zeit selbst, so liegt auch er bereits im Reconvalescentenzimmer. Er springt nicht mehr titanenhaft auf, um am ganzen Weltkörper zu rütteln, sondern bleibt resignirt in seinen Kissen liegen und beklagt höchstens, daß seine Kraft nicht ausreichen will. Er beginnt auch wol schon in freundlichen Augenblicken, sich mit der Welt wieder auszusöhnen, zu fühlen, daß jenseit der vier Wände seines Krankenzimmers eine gesündere Luft weht, und es kommt ihm eine Sehnsucht an, sie zu athmen. Daß er sie aber noch nicht erreichen kann, daß ihm das Bett mit seinen Vorhängen noch die Welt, der Arzt mit seinen bitteren Arzneien und langweiligen Vorschriften noch der Herrgott sein muß — das läßt ihn einfließen zwar immer wieder in seinen Wertschmerz und seine Lebensmüdigkeit zurückfallen —; aber auch das wird anders werden, er scheint von Haus aus eine gesunde Natur, so wird er sich schon durcharbeiten!

Was uns besonders für ihn hoffen läßt, ist, daß seine Lebensanschauung in diesem „Saint-Germain“ schon weit moderner und gesunder ist als in seinen „Liebesnovellen“, und daß überhaupt das Was seiner Weltanschauung der vollkommenen Genesung weit näher steht als das Wie. So ist er, obwol platt in seiner Fassung, doch frei von aller Frivolität der Gesinnung. Er ehrt das Heilige und schwärmt für das Edle und Schöne. In der Religion ist er, obwohl nicht Pietist oder Mystiker, doch fromm und gläubig, im guten Sinne des Wortes.

Das Christenthum gilt ihm als die höchste Phase der Weltgeschichte. In der Politik, obwol liberal und frei von jeder Engherzigkeit, neigt er sich doch mehr zur Aristokratie als zur Demokratie. Sein Aristokratismus ist durchdrungen von dem menschenfreundlichsten, liebevollsten Kosmopolitismus; es ist ein Aristokratismus der Bildung, des Seelenadels, nur unablöslich gegen die Majestät und gegen die Gemeinheit. Diese will er jedoch vorzugsweise unter den sogenannten Republikanern entdeckt haben, und an diese richtet er daher, seine Liebenswürdigkeit und Sanftmuth bei Seite werfend, einige recht berde Apostrophen. Olimpischer urtheilt er über die Repräsentanten der jungen Literatur. „Wie kann ich nur“, sagt er oder läßt er wenigstens sagen, „mein Urtheil über diese Leute kurz zusammenfassen? Bessert sich so: Ihr Kopf ist der Zeit voraus, aber nicht ihr Herz; ein Festing unter ihnen thäte Noth. Doch nun gibt es wieder Ausnahmen, Einzelne, die, mit Herz und Kopf weit voraus, überall den Weg zeigen gleich Leuchtthürmen. Und sonderbar genug, es sind das nicht selten die Verschränkten, die wahrlich nicht die Schlechtesten. Wollte ihnen nur der Trost der Menschheit folgen!“ Er selbst hält dies allgemeine Urtheil für nicht treffend genug und freut sich dessen; es sei zu ehren, meint er, daß in Deutschland eine Klasse nicht mit einem Urtheil abzufertigen sei. Auch die Frauen dieser Männer erhalten ein warmes Lob. Aber den Umgang mit diesen geistreichen Leuten erklärt er für gefährlich, weil sie von der Gewöhnlichkeit streng beobachtet würden. „Zuviel“, sagt er, „steht die Mittelmäßigkeit im Begabtern ein Böses und heißt das Starke und Ungewöhnliche bald Demagog, bald Jesuit und bald Despot.“

Der Philosophie ist er sehr zugethan, aber unter den Philosophen erbaue ihn wenige. „Manche“, sagt er, „sind in ihren Phrasen neu und jung, aber in ihrem innersten Gedankengange alt, sehr alt, und nicht weiter als der Bräutigam Francis Bacon, der von Speculation und einem göttlichen, urschaffenden Geiste nichts ahnte, sondern erst die Erfahrung und Natur apothefisierte u. s. w. Manche auch haben nichts zu ihrer Disposition als Sprüche und geben immer fast Gedanken Worte; noch Andere wollen Philosophen sein und sind ohne Liebe und voller Egoismus; all diese Legtern wurden es, wie man Armer und Schuster wird, indem man in die Lehre geht, aber die Philosophen wollen geboren sein wie die Dichter.“ Er macht überhaupt an die Philosophen strenge Anforderungen, wie sie heutzutage selten gemacht werden. „Der Philosoph“, fährt er fort, „soll weich sein und milde, freundlich und ohne Zorn; immerdar auch nach außen sich so schön in seinem Wesen zeigen, wie er in seinem Innern ist. Er soll sein Ich durchaus verleugnen und nur der Menschheit leben. Wo er Majestät sieht, da soll er bliden, wo er Dummheit sieht, da soll er bessern. Der Schönheit aber soll er huldigen und die Weisheit verehren und verkünden. Und wo er von Leib hört, da soll er hineinleiten und helfen. Ja, auf die Falten und Furchen, die Gram dem Unglück ins Antlitz grub, soll er seine Thränen schmeichelnd sanft hinstreuen, wie ein Schönheitswasser, das die Narben heilt, die das Schwert schlug und der Schmerz der Seele.“ Was meinen dazu die Herren Professoren und Doctoren der Philosophie? In ähnlicher Weise spricht er sich noch über viele andere Punkte des Lebens und der Wissenschaft aus und überall zeigt er sich als einen Mann der Mitte, der Mitte, der Mäßigkeit und weiß sich glücklich zwischen der Cyclus und Charpybis hindurchzuwinden. Wo aber bleibt, werdet ihr fragen, bei solchen Gesinnungen seine Modernität? Eben in seiner Centripetalität liegt sie. Das radicale Streben, der Trieb nach den Extremen ist bereits Moroco. Die Strömung der neuesten Zeit drängt von den Polen nach dem Äquator hin. Denkt an die Koryphäen der jungen Literatur, was sie vor kurzem noch waren und was sie jetzt sind — und ihr werdet mir Recht geben. Gutzkow, Mundt, Raabe u. A. sind sämmtlich auf dem Herwege. „Herweg!“ heißt das Feldgeschrei, und sollte auch der Herweg einstweilen noch mit Abwegen verbunden

sein, so wird er doch am Ende zum Centrum laufen. Otto v. Wächhausen geht darum eine ganz zeitgemäße Straße, und gerade Der ist auf dem Irrwege begriffen, der ihn auf dem Irrwege glaubt.

Dieselbe Richtung, die Richtung des Biedereintenkens oder, wie wir es oben nannten, der Reconvalenz legt sich wie in seinen Gefinnungen, so auch in seinen ästhetischen Leistungen an den Tag. Was er schafft, läßt noch viel zu wünschen übrig; aber er ist sich dessen bewußt, er hat selbst eine Einsicht in seine Mängel. Aus diesem Gefühl der Schwäche geht die Furcht vor Angriffen und aus dieser das Bedürfnis der Verteidigung hervor. Er sucht also seine Mängel im Voraus vor der Kritik zu decken — und wodurch meint er das zu erreichen? Gerade dadurch, daß er sie aufdeckt. So wird er aus Ehen vor der Kritik an sich selbst zum Kritiker und mißt in die Dichtung Etwas hinein, was ihr fremdbartig und in hohem Grade fremd ist. Aber auch dieses ist ein Fehler, den er mit den meisten der jungen Dichter gemein hat. Es ist ein natürlicher Fehler, ein Fehler, der in einer Übergangsperiode von der Negation zur Position unvermeidlich ist, aber ein Fehler, der vorzugsweise die Schuld daran trägt, daß die jungen Dichter nicht wahrhaft zu schaffen verstehen. Man könnte mir einwenden, ob denn nicht gerade im Schaffen, im Dichten selbst neben der Begeisterung auch eine kritische Thätigkeit stattfinden müsse? Allerdings, aber in einer Weise, die von der, wie sie jetzt gewöhnlich, durchaus verschieden ist. Ich will mich, weil mir die Sache von Wichtigkeit zu sein scheint, näher ausdrücken.

Es gibt ein doppeltes Schaffen: ein primitives und ein secundaires, ein unmittelbares und ein vermitteltes, ein totales und ein partikulares — mit einem Worte: ein göttliches und ein kosmisches; denn das primitive, unmittelbare, totale Schaffen gehört nur der Gottheit an als der Welt schöpferin, das secundaire, vermittelte, partikulare Schaffen aber geht von der Welt aus, die selbst erst ein Geschöpf der Gottheit ist. Beide Arten des Schaffens setzen einen Gegensatz voraus: denn ein Product kann nur entstehen, wo zwei Factoren vorhanden sind. Der eine Factor des Schöpfungsactes ist das Ausschüßherausgehen als das Princip der Unendlichkeit, der andere dagegen das Beibehalten als das Princip der Einheit. Nur dadurch, daß sich diese beiden Principien miteinander in Beziehung setzen, gleichsam eine Ehe miteinander eingehen, kann ein Product zu Tage kommen. Dies gilt für den göttlichen, wie für den weltlichen Schöpfungsproceß. Aber die Beziehung selbst, das Verhältnis der beiden Factoren zueinander ist in jenem und diesem sehr verschieden. Dort werden die beiden Factoren Eins miteinander, sie gehen gänzlich ineinander auf, sie verschmelzen zur absoluten Indifferenz; hier aber gelangen sie nur zu einem Verbundensein, zu einem Nebeneinandersein, wobei das Auserinandersein, das Gegeneinandersein, mit einem Worte: der Dualismus noch fortdauert und keine völlige Verschmelzung zu Stande kommen läßt. Darum vermag denn auch nur das göttliche Schaffen ein Product hervorzubringen, dessen Unendlichkeit zugleich Einheit und dessen Einheit zugleich Unendlichkeit ist; das weltliche Schaffen dagegen kann nur Geschöpfe erzeugen, in denen sich Einheit und Unendlichkeit bald freundlich, bald feindlich gegenübersehen. Daher die Unvollkommenheit aller einzelnen weltlichen Erzeugnisse der Vollkommenheit der Welt gegenüber; daher die Particularität, die Vergänglichkeit aller natürlichen Erscheinungen, daher die ewige Unzufriedenheit der Natur mit ihren eigenen Schöpfungen, und daher ihr Bestreben, sich von ihrer eigenen Schöpfungsweise loszureißen und zur göttlichen zu erheben. Aufolge dieses Strebens entfaltet sich aus der Natur die Kunst. Die Kunst ist die Gott sein wollende Natur. Der Künstler will wieder schaffen wie die Gottheit schafft, er will wieder ein Ganzes, ein Absolutes, eine Welt aus sich erzeugen — und dies kann er nur, wenn er wie die Gottheit den Gegensatz der Unendlichkeit und Einheit in die unmittelbare Indifferenz umzuschmelzen vermag, wenn er beim Schöpfungsact ebenso sehr außer sich, als bei sich zu sein im

Stande ist, wenn er ebenso in sein Object sich zu vertiefen, als ihm gegenüber sich festzustellen weiß — mit einem Worte, wenn er beim Schaffen Begeisterung und Besonnenheit, Enthusiasmus und Kritik zur innigsten Einheit verschmelzen kann. Darin liegt das ganze Geheimnis, vom Theoretiker leicht gelöst, aber vom praktischen Künstler nur dann, wenn die Gottheit selbst, der Genius, in ihm schafft. Die Dichter der neuesten Zeit haben es nicht gelöst. Ihr Schaffen ist nur ein weltliches, im Dualismus befangenes Schaffen, und daraus erklärt sich, warum sie so schwer ein Ganzes, eine in sich selbst geschlossene Welt aus sich zu erzeugen verstehen. Es fehlt ihnen nicht an Enthusiasmus, es mangelt ihnen nicht an Kritik. Ja, oft sind beide in ihnen viel mächtiger als in manchem der ausgezeichneten älteren Dichter. Aber diese Elemente sind nicht Eins in ihnen geworden, sondern stehen sich einander fast wie Feinde gegenüber. Die Kritik meistert den Enthusiasmus und der Enthusiasmus trotz der Kritik. Daher die häufigen Selbstanklagen, die doch nicht zum Bessermachen führen, und daher das geniale Sichhinwegsetzen über die Kritik, wobei man doch nie vergißt, anzudeuten, daß man wol wisse, was fehle und wie es eigentlich sein sollte.

Auch unser Verf. laborirt an diesem Zweikampf der Begeisterung und der Kritik und hat daher kein Ganzes, kein Werk aus einem Gusse hervorzubringen vermocht. Man hat sich überhaupt unter dem ganzen Buche mehr eine Zusammenfassung mehrerer kleinerer Arbeiten als ein innig zusammenhängendes, einer einzigen Idee entsprossenes Werk zu denken. Die mysteriöse, an sich gut gezeichnete Figur des Grafen St.-Germain bildet für die verschiedenen Bilder nur einen gemeinschaftlichen Rahmen oder höchstens eine symbolische Randzeichnung, die mit ihren räthselhaften Arabesken immer nur eine mehr äußere als innere Einheit zu Stande bringt. Unter den einzelnen Erzählungen ist jedenfalls die erste, „Versailles“ betitelt, die gelungenste. In ihr ist der Verf. am klarsten und gegenständlichsten aus sich herausgetreten und hat in einfachen Zügen ein ergreifendes Drama aus der Geschichte der Herzen mit großartigem welthistorischen Hintergrunde vor uns aufzurollen gewußt. Sie gibt uns ein Gemälde des versalken Hofes unmittelbar vor und während der Revolution, welches ebenso sehr den leichten Reiz einer pikanten, als den tiefsten Eindruck einer wahren Schilderung ausübt. Besonders glücklich ist der Gedanke, auf jene Tragik hinzudeuten, die sich aus einer rein äußerlichen, tanzmestrischen, aber trotz ihrer innern Hohlheit blendenden Bildung für die wahre Bildung zu entfalten vermag, und ebenso glücklich ist die Zeichnung des diese Scheinbildung repräsentirenden Marquis von Tessier mit seinem unwürdlich glücklichen Kreffe, mit seinem stets kalten, ernsten und sichern Auftreten — eine Figur, die sich nicht nur aus der Revolution von 1789, sondern auch aus der von 1830 gerettet hat und wol noch lange neben dem Grafen St.-Germain, immer in die Maske der Zeit hineinpassend, fortleben wird. Eine weit subjectivere Färbung trägt die zweite Erzählung „Felix“, eigentlich mehr Charakterbild als Erzählung, ausgestattet mit geistreichen und treffenden Reflexionen über Erziehung, Religion, Liebe, Ruß, Literatur, Bureaukratie, Adel, Judenthum u. s. w. In diesen Reflexionen erhalten wir wol größtentheils des Verf. eigenes Glaubensbekenntnis, und darum haben wir schon oben mancher derselben Erwähnung gethan. Alle übrigen Abschnitte des Buchs, obgleich einzelnes Treffliche bietend, sind von geringerem Werth. Am wenigsten hat uns die das Ganze tragende Badesgeschichte und das in ihr entwickelte Verhältnis zwischen Balduin und Rascha angeregt vermocht. Schon daß diese beiden, die zuletzt als die Hauptpersonen hervortreten, anfangs als bloße Zwischenfiguren, als Ausfüllungen der Entracts erscheinen, ist ein Mißverhältnis, das ihnen großen Eintrag thut. Dazu kommt, daß sie sich nur gesprächsweise entwickeln, daß sie keine Geschichte haben, die sie charakteristisch aus der Masse hervorhebt, und endlich, daß Balduin's Liebes gar zu improvisatorisch ist, mitten aus Gesprächen über dies und das in er-

temporäre Erklärungen fallend. Daher kommt es denn, daß der Schluß uns kälter läßt, als es der warme Gehalt des Buchs verdient, und daß wir es nicht mit der Befriedigung aus der Hand legen, die ein so geistreicher Schriftsteller zu gewähren verspricht. Richard Morning.

Literarische Notizen.

Ein sehr schätzenswerther Beitrag zur gründlichen Kenntniss der Platonischen und der Aristotelischen Philosophie ist folgendes Werk: „Etudes sur la Théodicée de Platon et d'Aristote“, von Julius Simon (Paris 1840). Es besteht aus drei verschiedenen Theilen oder Abschnitten. Der erste beantwortet die Frage, ob Gott, nach Aristoteles, eine Vorsehung ist; der zweite prüft die Einwendungen des Aristoteles gegen Platon's Theodicee; der dritte endlich besteht aus der ersten und der letzten Vorlesung seines Cursus der Geschichte der alten Philosophie, welchen er in der Sorbonne gehalten hat, und enthält nur eine kurze Zusammenfassung seiner Vorlesungen. In den beiden ersten Abschnitten hingegen entwickelt der Verf. seine eigenen Ansichten, gibt das Resultat seiner eigenen Arbeiten, stellt sich bisweilen in Gegensatz mit den allgemein angenommenen Ideen, baut auf seine eigenen Untersuchungen und Betrachtungen Hypothesen und Beweise, sucht Streitfragen zu lösen und wirft Licht auf Aufgaben, deren Lösung wichtig ist. Platon's Gott ist, nach Julius Simon, eine ewige, ewig thätige, einfache, unendliche, unkörperliche, unveränderliche Substanz, die absolute Vernunft, die höchste Vollkommenheit, der Schöpfer und Erhalter des Weltalls. Gott, höchster Baumesser, erste Ursache, einzige Substanz, Schöpfer und Vorsehung: dies ist Platon's Wesenlehre, aus der seine Ethik und Politik fließen. Dagegen lehrt Aristoteles: Was der Welt nothwendig, ist eine Endursache und nicht eine wirkende Ursache; Gott bewegt die Welt als Endursache und nicht als wirkende Ursache; Gott ist so weit entfernt, die Vorsehung der Welt zu sein, daß er nicht einmal weiß, daß die Welt da ist. Seine Seligkeit entsteht einzig aus der Betrachtung seiner selbst. Aristoteles hat sich mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht beschäftigt. Er hat nicht untersucht, ob Gott frei ist, ob er mehrere Möglichkeiten sich denkt und durch welchen Beweggrund er sich unter ihnen bestimmt; ob er außer sich eine Gewalt trifft, die der seinigen sich widersetzt; ob das Böse wirklich existirt und ob es mit Gottes Zulassung oder wider seinen Willen da ist; welcher der Ursprung der Ungleichheit ist, die hinsichtlich der Geburt, der Schönheit und der geistigen Fähigkeiten unter den Menschen stattfindet; Fragen, welche alle in Platon's Philosophie angegeben und von denen einige darin gelöst sind. In diesen wenigen Zeilen sind nur ein paar wesentliche Punkte aus dem reichhaltigen Werke kurz angedeutet; mehr läßt eine bloße Notiz nicht zu. Das mit Begeisterung, Präcision und Klarheit geschriebene Buch des Hrn. Julius Simon verdient rubirt zu werden.

Besonders Dilettanten der Geschichte der Philosophie werden G. Secretan's Schrift: „La philosophie de Leibnitz“ (Lausanne 1840) mit großem Vergnügen lesen. Denn er hat die Dornen, welche den Grund seines Gegenstandes umgeben, durch seinen Vortrag und Styl so ausgemerzt, daß man sich über die Deutlichkeit und kräftige Klarheit, sowie über die Annehmlichkeit seiner Diction wirklich wundern muß. Man ist erkannt über die glückliche Vereinigung von Verstand, Einbildungskraft und einer innigen und gewissenhaften Überzeugung, die man bei diesem Verf. findet. Mitten unter den Schwierigkeiten des Gegenstandes, der Kühnheit der Ansichten und dem vielleicht etwas jugendlichen Glauben an die Ergebnisse menschlichen Denkens findet man eine gewisse ruhige Kraft, das auszeichnende Merkmal Derer, welche dem Gegenstande, den sie behandeln, gewachsen sind. Man fühlt die wirkliche Kraft seines Verstandes ebensowol als die Wärme seines Gemüths. Der Geist hat das Herz nicht getödtet; gerade darum ist er

ganz geblieben. Was Hr. Secretan hier gibt, ist nur ein Bruchstück von einem Cursus der Geschichte der Metaphysik, welchen er in Lausanne gehalten hat. Viele werden wünschen, daß er denselben ganz herausgeben möchte. Leibniz, der durch aus Spiritualist ist, beginnt sein Philosophiren mit der Analyse der Idee Substanz. „Eine tiefe Einsicht von Dem, was die Substanz ist, würde uns“, sagt er, „die ersten Wahrheiten vom Gott, von den Seelen, von der Natur der Körper geben; Wahrheiten, von denen einige gekannt, aber nicht bewiesen sind, während andere, noch unbekannte das größte Licht auf die Wissenschaften werfen würden.“ Die Basis dieser Idee, welche in der That die des Wesens selbst ist, ist ihm die einer thätigen Kraft. „Für ihn“, sagt Hr. Secretan, „ist jede Substanz, jede Realität im Grunde geistiger Natur. Für ihn ist ferner das einzelne Wesen, das Individuum mehr als ein Schein, eine bloße Form: in ihm wohnt ein wesentliches Princip, eine ewige Realität, welche es von allen andern unterscheidet.“ Geistigkeit und Individualität sind demnach die beiden Fundamentalgrundsätze von Leibniz's System.

Biel Aussehen hat in Frankreich Alexander Soumet's Gedicht: „La divine épopée“ (Paris 1840). Die früheren Gedichte des Hrn. Soumet und seine dramatischen Werke „Gytemnestra“ und „Gaul“ hatten viel Talent offenbart, wovon alle Strahlen in einem Epos glänzen müssen. Nicht in den Fußstapfen Homer's, Virgil's oder Camoens' tritt der obgedachte Dichter seine neue und ungeheure Bahn; er will mit Dante, Milton und Klopstock wettersiren: sein Epos ist nach Absicht und Stoff göttlich. Die Handlung beginnt in dem Augenblick, wo die Welt aufhört zu sein; nichts ist mehr übrig als Himmel und Hölle, die durch den Engel des Chaos getrennt sind. Der erste Gesang beschreibt den Himmel und die Seligkeit seiner Bewohner. Im zweiten besingt der Dichter die einsame Jungfrau Semida, Coa's letzte Tochter, welche, noch nicht selig, von Jesus begnadigt wird. Die Hölle und dergleichen Strafsationen erfüllen den dritten Gesang mit kräftigen und ergreifenden Beschreibungen. Der vierte ist dem neuen und letzten König der höllischen Regionen Idameel gewidmet. Im fünften, sechsten und siebenten Gesange werden die Thaten dieses neuen Höllenkönigs aufgezählt und die Arzney Noah's auf dem Berge Ararat, der Antichrist und das Weltende geschildert. Idameel selbst ist der Antichrist. Er überwindet Satan und bemächtigt sich der Regierung über die Verdammten. Im achten Gesange wird Christi Hinabsteigen in die Hölle erzählt und der neuente präsidirt die gefassten Qualen, welche Idameel's Rache für ihn erkundet. Im zehnten Gesange schildert der Verf. die drei Stunden des neuen Gethsemane mit den stärksten Farben. Nach diesen neuen Leiden steigt Jesus wieder triumphirend zum Himmel empor. Dieses sonderbare Epos ist in Frankreich nicht allein von der literarischen Kritik, sondern auch von der herrschenden Gewalt mit großem Beifall aufgenommen worden!

Von wirklichem Werth für die Erd- und Völkerkunde ist das zu Paris in vier Bänden erschienene Reisewerk Ami Boué's: „La Turquie d'Europe“. Hr. Boué fand nirgend positive Angaben über die physische Geographie und über die Naturgeschichte von dem continentalen Theil der Türkei; daher machte er sich zur Aufgabe, diese Lücke zu füllen. Da die Türkei von Türken, Griechen, Albanesen und Slawen bewohnt wird, so lernte er Slawisch, Griechisch und Türkisch, um diese verschiedenen Nationen besuchen zu können. Mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, trat er in Gesellschaft von einigen gelehrten Deutschen und Franzosen im Jahr 1836 die Reise nach dem oben erwähnten Lande an, welches er vier Jahre lang mit allem Fleiß durchforschte. Das obgedachte Werk enthält eine in jeder Beziehung lehrreiche und interessante Beschreibung der europäischen Türkei. Schade nur, daß keine Karten dem Werke hinzugefügt sind. 45.

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 136.

16. Mai 1842.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Als Immermann den ersten Jahrgang des von Freiligrath, Simrock und Mayerath herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuchs“ mit „Alwalin und Blanchezur“, dem Vorgesange zu „Tristan und Isolde“, eröffnete, begrüßten die Freunde der Poesie diese Dichtergabe mit freudig staunendem Zurufe; denn neben der Kraft und Originalität gereifter Männlichkeit fand sich hier die Frische und Innigkeit jugendlichen Gefühls in seltener Vereinigung. Auch die Sprödigkeit seiner Verse hatte der Meister, über dessen Prosa mit Recht nur eine Stimme der Bewunderung laut geworden war, insoweit überwunden, daß man sich jedenfalls der Schönheit einzelner Stellen mit vollstem Genuße hingeben und sie als das Muster des Köstlichsten, was je aus eines Dichters Feder geflossen sei, immer wieder lesen und dem Gedächtnisse einprägen konnte. Was sich die Leser des „Münchhausen“ oder vielmehr der „Hoffschulzen-Idylle“ in diesem Werke sagten, wurde hier wiederholt: Es ist mit Immermann eine merkwürdige Umwandlung vor sich gegangen; seine herbe Männlichkeit ist zu später, aber desto köstlicherer Reife gelangt und hat nun auch das weiche, weibliche Element in der Poesie, das sich besonders in der Muschel des Verses ausspricht, in sich aufgenommen. Wie in die Bäume um Johanni ist ein neuer Trieb, ein Nachfrühling, aber ein vollstättiger, in ihn gekommen; er, der im vollsten Sinne des Wortes immer Mann war, ist durch den glücklichen Hergensbund, den er geschlossen, zugleich wieder Jüngling geworden und wird uns nun mit einer Reihe kräftig-schöner Zeugungen beschenken. Man ging so weit, einzelne Stellen jenes Vorgesangs, der wirklich wie ein Meer der Liebe vor uns wogt und schäumt, auf Erlebtes zu deuten. Auch die Zureignung:

Gestorben war das Herz und lag im Grabe! —
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde;
Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe;
Sein erster Laut ist: Tristan und Isolde —

mußte Jeder auf des Dichters Verhältniß zu seiner jungen Gattin beziehen. Im „Münchhausen“ lag es klar zu Tage, daß Immermann die Doppelnatur seines Wesens; die er selbst anerkannte, überwunden hatte; denn alle Re-

gation, alle Verbitterung, aller romantische Spuk, alle Verzerrung, obgleich mit dem köstlichsten Humor gepaart, hatte sich hier von dem Gesunden, positiv Schönen rein abgeschieden, wie böse Gäfte, die auf die Haut treten. Immermann selbst hatte in engeren Kreisen geäußert, daß er künftig nur solch reines Metall verarbeiten wolle, ja er soll sich mit dem Gedanken getragen haben, die Hoffschulzengeschichte zu einem besondern Romane zu gestalten.

Ein aus reinem Metall geschaffenes Kunstwerk ist offenbar nun auch „Tristan und Isolde“. Leider war es nur dem Meister nicht vergönnt, seine Dichtung zu vollenden; der unerbittliche Tod riß ihn mitten aus dem freudigsten Schaffen, mitten aus dem Hochgefühl frischen Ruhmes, mitten aus den Armen der Liebe ins Grab.

Das Gedicht „Tristan und Isolde“, so erfahren wir aus dem Vorworte, sollte zwei Theile von gleichem Umfange erhalten. Davon ist jedoch nur der erste und vom zweiten wenig über einen Gesang ausgeführt. Von dem Reste sind nur wenige Strophen und vereinzelt Notizen über Inhalt und Plan der Fortsetzung vorgefunden worden. Diese Andeutungen hatte Tieck zum Drucke zu bearbeiten übernommen, nach dem Verluste seiner Tochter aber dies Vorhaben wieder aufgegeben. Daß die Redaction dem Publicum jene Bruchstücke nicht vorenthalten, ist mit Dank anzuerkennen. Bei der Ausführung derselben durch Tieck wäre schwerlich ein harmonisches Ganze zu Stande gekommen; lieber mag „Tristan und Isolde“ fortan als schöner Lese unsere Bewunderung erregen.

Treten wir in den dastig blühenden Garten unsers Epos. Der oben erwähnte Vorgesang „Alwalin und Blanchezur“ erzählt uns die Geschichte der Ältern Tristan's. Ein Votenspiel von außerordentlicher Schönheit eröffnet ihn, worin der Dichter uns sagt: seine Welt, die vom Urbeginn an in der Tiefe des Gemüthes blühe, „die Wunderrose im Thale des Herzens“, sei die Welt der Liebe.

Das ist die schöne Welt der Liebe,
Das ist die Welt der schönen Liebe!
Der edeln Herzen nährend Saft,
Der süße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche stehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geschähen,
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.

Ist Einer, der um ihre Schmerzen
Nicht Alles trägt' in seinem Herzen? *)

In dieser Welt kein Leidenslust,
Gärzt auch die Lieb' in Blut und Gruft!
Denn über Sarg und Bahre leise
Wacht auf des Sängers Liebesworte
Und läßt der Todten Lippe warm,
Und weckt den Dämon auf der Thruern,
Und nun erzählen Freud' und Harm
Die Opfer selbst in Abenteuern.
Was Laub und Nacht allein gesehen,
Muß der Verklärten Mund gesehn.

Dem Vorspiele folgt der epische Theil des ersten Gesangs: „Die Romanze.“ Zu Lintapoll in Cornwall wird auf König Marke's Schloß ein Fest mit Turnier, Gesang, Banket und Reigen begangen. Daneben entfaltet „der König Lenz“ seinen Reichthum, der in prachtvoll äppiger Schilderung beschrieben wird. An einem Wasserbecken sehen wir Rivalin, den tapfern Ritter, in blüdem Liebeszagen stehen, und ihm gegenüber, am Ulmenbaum, König Marke's Schwester, die holde Blanchefleur, die, wie er, vom Reigen hierher geschleht ist und ihn unvermuthet trifft. Rivalin bricht in Klagen über ihre Gleichgültigkeit aus; sie kümmerte sich nicht um seinen Gram, wisse nicht einmal, wovon er schwärme. Blanchefleur sieht den Thörichten lächelnd an, bricht dann ein Zweiglein Epheu vom Ulmenstamme, läßt es und sagt leise zu dem Zweiglein:

„Ob ich, du Reis, des Liebes-Ranken
So gärtlich um die Ulme ranken,
„Ob ich wol weiß, wenn er sich häumt;
„Wie dieses thut, wovon er schwärmt?“
Und bis zum Busen purpurglühend,
Zu lautem Ton die Stimme mähend,
Spricht sie sodann verschämt und schau:
„Habt mir den liebsten Freund verwundet,
„Ihr stolzer ritterlicher Lenz!“

Während er betroffen dem Räthsel nachsinnt, schlüpft sie weg. Der Epheu entfällt ihrer Hand und sie ruft schreiend: Dies Gleichniß schicke der verwundete Freund. Nun erräth Rivalin, daß der „Freund“ ihr Herz sei; den Epheu deutet er auf Treue und gibt sich dem Hochgefühl seines Glückes hin.

Saß unwillkommen hemmt hier ein „Zwischenspiel“ den Gang der mit allem Zauber der süßesten Poesie erfüllten Erzählung. Es ist in Octaven geschrieben, wie denn überhaupt die Vor-, Zwischen- und Nachspiele — das erste Vorspiel ausgenommen — in verschiedenartigen Stangen abgefaßt sind, wodurch sie von den Romanzen oder der eigentlichen Erzählung auch fürs Ohr abgehoben werden. Der eigene Liebesfrühling vertritt dem Dichter fast wider Willen die Wanderung in den fremden. Er preißt den Augenblick, wo die Liebe im Herzen des Menschen geboren wird, und schildert die Demuth des ersten noch unerwiderten Gefühls, bis dann die Herzen zu einer Flamme zusammenschlagen. Damit, sagt Immer-

mann, läßt sich nur ein Gefühl vergleichen: das des Zweiflers, der sich wider sein Erwarten nach dem Tode in eine bessere Welt versetzt sieht. Diese Stelle ist weder nach Inhalt noch nach Form besonders glücklich.

Nach dem Saale zurückgekehrt, findet Blanchefleur Alles in wildester Bewegung. Die Irländer haben einen Einfall in Cornwall gemacht; die Ritter eilen vom Reigen in den Kampf und grüßen vorübergehend nach der Bräutling hinaus, wo die Damen versammelt sind. Rivalin kommt zuletzt; er allein erhält keinen Gruß von der verklärten Geliebten. So traurig er geht, so leidet er doch nicht wie Blanchefleur.

O traurig Weiden, was man liebt!
O trauriger Bleiben des, der liebt!
Die Welt umherget Den, der meidet;
Was bleibt Dem, der bleibend leidet?
Es schmeichelt um die wunde Brust
Des Weidenden der Hauch der Ferne;
Dem Bleibenden ist nur bewußt,
Daß losch das Licht der Sonn' und Sterne,
Woll er im dunkeln Keller sagt,
In dem die Dä an ihm nagt.

Blanchefleur vollbringt eine schlaflose Nacht, ohne ihr Festgewand abzulegen, weil der Hauch des Geliebten daran haftet. Als der Morgen kommt, kehren die Ritter wieder. Die Irländer sind besiegt, aber Rivalin ist auf den Tod verwundet. Sie sieht ihn auf einer Bahre von grünen Zweigen herantragen und verlangt, nachdem sie sich aus der ersten Betäubung des Schmerzes erholt hat, bestig zu ihm gelassen zu werden. Eine ihrer Frauen gibt endlich nach und Blanchefleur geht, als Ärtin verkleidet, mit Heilmitteln zu Rivalin's Kammer. Die Ritter, die den Verwundeten umgeben, entfernen sich. Bei dem Anblick des bleichen Freundes entfällt der Bescher ihrer Hand und sie sinkt am Bette nieder. Da lobet der verglimmende Lebensfunken noch einmal zur Flamme in ihm auf; mit starkem Arme zieht er die Geliebte an sein Herz; Auge und Mund sprechen zu ihr wie in den Tagen seiner Gesundheit.

Mitleidig sah der Tod selbst an
Den ihm verfallenen kühnen Mann.
Der lästete hunderttausend Stunden
Die Lieb' in jener ein'gen Stunden!
Mit Riesenschritten ist gerückt
Die Rinne, die nicht durfte flucken;
Sie mischten Athem, Kuß und Geist,
Er wühlte und spielt' in ihren Locken;
Und ausging in des Tages Pracht
Der Stern der stillen Hochzeitnacht.

Der erste Gesang endet mit einem Nachspiele, worin der Dichter berichtet, daß aus diesem Bunde sein Held Tristan entsprossen sei, dem er fortan durch Jagd und Kampf, Liebe, Leid und Verderben ein treuer Führer sein wolle. Dabei versetzt er nicht, die Prüden, die nur schwächliche Liebe wollen, zurückzuweisen.

Ich habe mich vielleicht länger, als ich sollte, bei diesem Gesange verweilt; allein er ist ohne Zweifel der köstlichste von allen; er bildet wie „Tristan und Isolde“ eine vollständige Liebesepope, nur in kleinerem Maßen.

*) Im „Rheinischen Liederbuch“ heißt es leichter:
Ist Einer, der um ihren Schmerz
Nicht gerne gäbe Geel' und Herz?

gleichsam ein Miniaturbild, das auf ein größeres Bild vorbereitet.

Der zweite Gesang: „Die Jagd“, den Immermann nebst dem vierten und fünften Gesange bereits im zweiten Jahrgange des „Rheinischen Taschenbuchs“ mitgetheilt hat, ist wieder durch ein Vorspiel eröffnet, worin der Dichter verkündet, daß er uns nun „ins Land der grauen Haare“ führen wolle, nämlich zu dem altgewordenen König Mark. Sodann beginnt die köstliche Jagdromanze, ein wahrhaft dramatisches Gemälde, das schwerlich je ein Dichter lebendiger gegeben hat, so viele sich ihrer auch damit versucht haben. Es steht entschieden der berühmten Jagd im „Fräulein vom See“ voran, die weniger reich an Detailschilderung, überhaupt dilettantenhafter ist und auf einem Terrain vor sich geht, das dem Dichter weit leichteres Spiel gab.

Ich muß hier ein Wort über Immermann's ganz besondere Gabe der Schilderung sagen; nicht allein bei der Beschreibung von Jagden und andern Scenen, die dem Dichter handgerecht liegen, nein auf hundert andern, scheinbar sehr unfruchtbaren Gebieten zeigt sich sein glänzendes Talent, das, mit der innigsten Liebe für das Kleinste begabt, wüßtes Feld in blühende Gärten verwandelt. Ohne Zweifel war sein Umgang mit den Malern in Düsseldorf, die fortwährende Anschauung ihrer Werke, die ganze Atmosphäre überhaupt, in der man sich in einer Kunststadt befindet, von günstiger Wirkung. Gewiß förderte auch der Aufenthalt in der lebhaften katholischen RheinStadt, in jener Stadt, der Pforte des schönen Süddeutschlands, wo, neben dem Künstlerbüttchen, Hof, Adel, Militair, Theater und der bunte Markt der aus den verschiedensten Ländern zusammenströmenden Fremden ein vielgestaltiges Leben hervorruft, dies Alles, sag' ich, förderte gewiß den norddeutschen Dichter, dessen spröde Kraft der Sänftigung durch südlüche Elemente, dessen ruhig verständige Natur frisch aufregender Anschauungen bedurfte.

Nachdem das Leben des siebenjährigen Hirsches bis zur Stunde, wo die Hege beginnt, geschildert worden, hebt die eigentliche Jagdtragödie an, wobei der Dichter nicht allein eine vollständige Kennerschaft des Waldes und der Jägerei, sondern auch der Parforcejagd im Besondern entwickelt bis zur Kunstsprache des Waldmanns hinab, bei der dem Leser Anmerkungen zu Hülfe kommen. Dazwischen klingt die Erwähnung von Mark's Alter und unheilvoller Zukunft wie das Thema eines Musikstückes immer durch und mitten in der Hirschhege unterbricht der Dichter prophetisch, wie auch anderswo, die Erzählung und ruft:

Wer weiß, wie du einst wirst gejagt,
O König Mark, der du zur Stunde
Den Hirschen jagst mit Ross und Hunde!

Vergeblich sucht das edle Bild die Hunde durch Kreuz- und Querlauf zu irren, vergeblich verbirgt es sich in dem Pfuhe eines alten Eichenforstes, im Felsenrunde, im mannshohen Harrenkraut mitten unter einem Rubel der Eichen — „die nach Menschenart dem Geschickten trauolos verlassen“ — in der Köhlerei, im Flusse. Hunde und

Rosse schwimmen ihm nach. Schon neigt sich der Abend; der langgestreckte Schatten rennt wie ein Spottgeist mit dem gebogenen Thiere durch Feld, Wiese, Birkengehölz und stillen Tannenforst. Endlich stellt er sich erschöpft den rastlosen Verfolgern, und wüthend mit Beweiß und Läufen. Viele Hunde und einen Jäger hat er hingestreckt; Keiner magt ihn zu bestehen. Da springt ein schöner fremder Jüngling vor, stößt von der Seite dem Hirsch den Jagdspieß ins Herz und beugt dann püchlich vor dem Könige das Knie, das unbedufene Einschreiten des Fremdlinges in wohlgefesten Worten entschuldigend. Als darauf ein Jäger den Rock abwirft, um das Thier zu zerlegen, thut ihm der Jüngling mit den Worten Einhalt: „Seid Ihr ein Metzger? Der Hirsch ist ein König; er muß königlich beschiedt werden. Aber hier versteht sich Niemand aufs Waldwerk.“ Und nun zerwirft er in seinem Jagdhabit, ohne Kleid oder Hand zu bestecken, den Hirsch nach allen Regeln der Kunst.

Dem alten Könige lacht das Herz bei dem Anblicke des wackern Knaben; er bestellt ihn zu seinem Jägermeister und läßt ihn auf der Heimkehr an seiner Seite reiten. Unterwegs erzählt ihm der Fremdling seine abenteuerliche Jugendgeschichte in Reimen, zu denen die Jäger den Refrain blasen. Er kennt seine Herkunft nicht.

Ich bin wie die fließende Welle,
Ich bin wie der wehende Wind,
Ich bin wie das Wild, wie das schnelle,
Bin ein vater- und mütterlos Kind.

Kual hat ihn in der Wildniß gefunden und zum Ritter aufgezogen. Auf dem Wege nach Nantes haben ihn Normannen geraubt, aber in einem Walde wieder freigelassen, in dem er einen Einsiedler trifft, der ihn mit Jagdgeräth ausgestattet hat. An einem Ringe, den er bei sich führt, einem Geschenke Mark's an die verstorbene Blanchefleur, erkennt ihn der König als seinen Neffen Kristan — welchen Namen ihm Kual gegeben; denn „sein Leben fing er erst an“. Bei seinem Eintritt in das Schloß stürzt der Jüngling und rüht sich mit dem Dolche, aber er lacht des bösen Zeichens.

(Die Fortsetzung folgt.)

S e r v i n u s .

Das „Foreign quarterly review“ enthält im Januarhefte eine kurze Kritik über die „Geschichte der portifchen Nationalliteratur der Deutschen“, von Servinus. Der Berichtserfasser läßt dem unabhängigen Urtheile des deutschen Literaturhistorikers vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und wenn das Werk, äußert er, in Einzelheiten auch nicht immer die allgemeine Zustimmung erhalten werde, so sei es doch geeignet, wenigstens zum Nachdenken anzuregen. Die abfälligen Bemerkungen, welche Servinus über die jüngste Literaturperiode macht, bedanken den englischen Reviser doch allzu hart, obschon er selbst gesteht, daß auch er für viele der jüngsten Autoren keine große Sympathie hege. „Sein Zorn gegen die gegenwärtigen Schriftsteller“, sagt er, „entzündet ihn zu einer Menge von ausdrucksvollen Behauptungen, welche meist eine Übertragung in unsere literäre Sprache nicht zulassen.“ Wir glauben übrigens, daß Werke wie Servinus' Literaturgeschichte nicht geeignet sind, die Achtung vor der deutschen Literatur im Auslande wesentlich zu erhöhen. Dies geht auch aus den Schlußworten des Re-

niewers hervor. „Die deutsche Literatur“, sagt er, „und wir verstehen darunter ihre Entwicklungen in den letzten hundert Jahren, hat diese Eigenthümlichkeit, daß sie in einer kurzen Zeit diejenigen Phasen durchgemacht hat, die sich bei uns durch eine viel längere Zeitperiode erstrecken. — — — Der rapide Wechsel der Systeme zumal hat in Deutschland viel dazu beigetragen, die Dauer ihres Einflusses zu verringern, und von allen Seiten im vergangenen Jahrhundert so mächtig hervorgerückenen Schriftstellern ist vielleicht Leßing der einzige (?), welcher noch einen festen Platz in der nationalen Zuneigung behaupten wird; und dies verdankt er der männlichen Kraft seines Geistes. Unsere englischen Schriftsteller folgten, bis zu einer vergleichsweise jungen Periode, mehr ihrem inneren Antriebe als den kufenweisen Entwicklungen der Theorie, während die deutschen die miteinander etwas unverträglichen Elemente des Poeten und des Kritikers, jedes in gleicher Vollkommenheit, zu vereinigen streben; aber es ist dem Menschen nicht verlehren, Homer und Aristoteles zugleich zu sein. Glücklicherweise besitzt England Schriftsteller von überragender Vortrefflichkeit, welche die Leuchttürme sind, um die Nation, nach periodischen Abschweifungen, zu jenen Mustern zurückzuführen, die, so lange unsere Sprache besteht, unsere Bewunderung in Anspruch nehmen werden.“ Wirft etwa Deutschland diese Leuchttürme, diese Muster nicht? Man sieht, daß das ganze Raisonnement ein unergütliches aus Gervinus geschöpftes Resultat ist. Wir haben alle Euphorie vor dem Riesenwerke unsers Literaturhistorikers, vor den Studien, welche er darauf verwandt, vor dem durchdringenden selbständigen Geiste, womit er sie combinirt hat; aber es fehlt Gervinus hauptsächlich eine Eigenschaft, um den einzelnen Dichtern und ihren Werken gerecht zu werden, nämlich das Gefühl für die Poesie als solche. Kalten historischen Verstandes, legt er die Dichter auf den Seccrath und zerlegt sie und richtet sie zu, wie der Anatom die Leichen, an denen er vor seinen Schülern Studien und Experimente macht. Aber es mangelt Gervinus nicht bloß an poetischer Empfindung, er ist sogar häufig ein Antipode der wahren, reinen Poesie. Wo er diese und nichts als diese findet, tritt ihm die Galle ins Blut und er zeigt dann oft eine trübe, hypochondrische Bitterkeit, wie sie dem echten Heraklitos nicht geziemt. Dichter des 17. Jahrhunderts werden mit einer Gefäßigkeit abgefertigt, wie ein Recensent einen jetztlebenden Poeten abfertigt, von dessen Unarten und Auswüchsen er einen nachtheiligen Einfluß auf das Leben der Gegenwart fürchtet; so z. B. Johann Rist, der doch das süße Lied: „Daß der Himmel dich schon geschmückt“, das in Gedanken und Sprache kräftige Gedicht „Selig ist ein Hild zu schätzen“ und viele schöne Kirchenlieder gedichtet hat, die ihn, abgesehen von seinen schwächern Producten, den besten Liebedichtern des 17. Jahrhunderts gleichstellen. Wie wegwerfend, ja empörend werden Lenz, Klinger u. s. w. abgethan! Was Gervinus über Leßing sagt, gehört allerdings zu dem Vortrefflichsten, was je über Leßing geschrieben worden; aber hier hatte er es auch mit einer Natur zu thun, deren Streben und Wesen über das Gebiet der Poesie hinausliegen. Und ist denn wirklich die neueste Zeit so ganz arm, so öde, so trostlos und verwüstet, daß ihre dichterischen und literarischen Bestrebungen gar nicht in Betracht kommen könnten? Wir sollen jetzt willkürlich aufhören zu produciren, um nach einer gewissen verfloffenen Zeit wieder mit der Production willkürlich anzufangen! Als ob nicht die poetische Production wesentlich ein Organismus wäre, an dem sich Glied für Glied in notwendiger Folge ersetzt! Daß einzelne Glieder faul, verreckt oder krank sind, thut hier doch wahrlich nichts zur Sache. Wir erlauben ja zu musciren, zu malen, in Erz und Marmor zu bilden, warum sollten wir der poetischen Production nicht eine, wenn auch nur beschreibende Werkstätte in dem großen Haushalt der Nationalliteratur einräumen wollen! Der Schaden, den einzelne Poesien anrichten, kommt doch wahrlich dem Verlusse nicht gleich, den wir an ihr im Gange und Gange erleiden würden. Aber

wie bei uns der Theolog meist nur Theolog, der Mediciner nur Mediciner, der Jurist nur Jurist, der Maler nur Maler, der Handwerker nur Handwerker ist, so ist auch der deutsche radicale Politiker meist eben nur Politiker, ohne zu bedenken, daß die politische Blüthe eines Volkes auch fast ohne Ausnahme mit seiner Blüthe in Poesie und Kunst zusammenfällt. Es wäre Thorheit, wenn wir den Mangel an politischem Geist und Leben in Deutschland gerade den armuthigen, kindlichen, vielleicht oft auch kindischen Ueberbewegungen der Poesie und nur diesen zuschreiben wollten. Der Grund liegt unendlich tiefer. Die schlechteste Erklärung ist die, welche am Besten ihre Gründe hat; und dieses Erklärungs-system besagt Gervinus, besagen viele andere jungdeutsche Kritiker, mit denen Gervinus dem Geiste nach näher verwandt ist, als er selbst glaubt und ahnt. Der englische Berichterstatter selbst sagt: „Keineswegs stimmen wir mit unserm Autor in der verzeihlichen Ansicht in Bezug auf die deutsche Literatur überein; wir betrachten im Gegentheil die vorgegangenen Verbesserungen in diesem Lande nur als Vorboten einer glänzenden und vielleicht nicht allzufernen Zukunft!“ So muß ein Ausländer die von einem Deutschen begangene Unbill wieder ausgleichen. 5.

Literarische Notiz.

Ein junger talentvoller Schriftsteller, A. Mongarède de Fayet, debutirte mit einem Werke: „Des anciens peuples de l'Europe et de leurs premières émigrations, pour servir d'introduction à l'histoire de France jusqu'à la fin du règne de Louis XIV.“ Man rühmt daran die gründliche Gelehrsamkeit und zugleich einen gewissen tüchtigen Geist, womit der Verf. Ansichten aufstellt und entwickelt, welche von den bisher geltenden oft direct abweichen. 2.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu beziehen:

1) Katalog schönwissenschaftlicher, historischer und anderer werthvoller Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche zu bedeutend ermäßigten Preissen erlassen werden. (2 Bogen.)

Freunden der Literatur, namentlich den Besitzern größerer Privatbibliotheken und Schulbibliotheken wird dieser Katalog zur Durchsicht empfohlen.

Die Bedingungen gelten nur noch kurze Zeit. 2) Bericht über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

3) Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1842 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

4) Die Prospective folgender demnächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden wichtigen Werke:

- Moses Mendelssohn's sämtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Sieben Bände. Gr. 12. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.
- Künzing (J. C.), Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange, erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Cartonnirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.
- Bibliotheca Romana. Editio G. J. J. J. J. J. Gr. 8. Geh.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 137. —

17. Mai 1842.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von
Karl Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 136.)

Der dritte Gesang: „Die Schwalben“, handelt zuerst von den „drei Männern, die einem Könige Noth thun“: von dem Seneschall, der das Haus beschicken muß; von dem Weisen, der Rath gibt, „wenn des Königs Weisheit verreist ist“, und von dem Narren, der ihn mit Schwänken listet. Diese drei Männer hat „Herr Marke“ auch; der klügste von ihnen ist der Narr, der böse Zwerg Melot, der die geheimnißvollsten Dinge erfahren kann, sobald er den Finger ans Ohr hält. Aber ihr Ansehen ist gänzlich geschwunden, seitdem Tristan den Palast betreten; weshalb sie ihm auch nicht wenig grollen. Marke fühlt sich in der Gesellschaft des Jünglings wie neu geboren. Schon vor Tagesanbruch besteigen sie die Roffe, um die Sonne von der Felsenklippe aufgehen zu sehen; in einer Bauerhütte lassen sie sich Schwarzbrot und Milch reichen und kehren erst spät nach Hause. Abends führt Tristan die schönsten Fräulein zum Tanze auf, und so wechselt eine Lust um die andere. Freilich, sagt der Nefse zum König, fehlt Euch noch das Beste.

Was ist das Beste? frug der Alte.

Und Tristan sprach: Ein Weibchen jung;

Sie bringe Euch erst zum rechten Salte

In herrlichster Erkräftigung.

Woll sehn, daß auch den Trost ich schaffe.

Der König rief: du bist ein Affe.

Der Dichter versteht uns durch ein paar Strophen der lebendigsten Schilderung in die Herbstzeit. Der Zwerg sitzt früh Morgens in Marke's Halle am Feuer und knackt Nüsse. Zu ihm treten der Seneschall und der Weise, „der verbrossen blickt wie die Vögel in der Mause“. Melot vergleicht Tristan mit einem hübschen Seltzänger, der einmal plötzlich einen jähen Fall thun werde. Überdem kommen Marke und sein Nefse. Die drei Unzufriedenen entfernen sich und der König nimmt seinen Frühtrunk am Fenster, von wo man den Kampf der Sonne mit dem Nebelmeer in der weiten Landschaft gewahrt.

Nur ungern versagen wir es uns, auf die Beschreibung dieser Nebellandschaft, die zu dem Gelungensten gehört, was je aus eines Dichters Feder hervorgegangen, näher einzugehen. Wie sehr wir auch von Immermann

die feinste Beobachtung, die treffendste, immer handelnd fortschreitende Darstellung gewohnt sind, hier überrascht er uns durch die originellste Detailschilderung.

Plötzlich erscheinen zwei Schwalben, die von Irland kommen, über der Königsburg. Ein glänzendes Ding ist um der einen Fuß gewickelt; die andere beißt es ihr spleisend los, und siehe! ein goldblondes Frauenhaar von seltener Schönheit fällt langsam auf die Fensterbrüstung nieder. Marke, welcher schwankt, ob er sich vermählen solle oder nicht, ergreift es und sagt dem Nefsen: „Schaffst du mir die Herrin dieses Goldhaars, so erwähl' ich mir eine Gattin“. Tristan verspricht übermüthig, die Bedingung zu erfüllen.

Ein kleines Nachspiel, worin Jugendmuth und Schwalbenflug sinnig nebeneinandergestellt werden, macht den Schluß.

Im vierten Gesange, der den Namen: „Sanct-Patrick's Schiff“ führt, versteht uns der Dichter an den kahlen, sturmgepeitschten Strand Cornwalls; es ist Winter. Wir sehen ein Schiff kommen, dessen Spiegel als Schutzpatron den vergoldeten St.-Patrick zeigt. Bald steigt eine Schar von 100 Männern in Rüstungen und Bärenfellen ans Ufer, gewaltige Reden, die bei jedem Schritte 15 Zoll tief in den Sand sinken. Morolt, der an ihrer Spitze schreitet, der Feldherr der verwitweten Königin-Irlands, ist der größte von Allen. Er sendet 'O'Connor an Marke ab, um den rückständigen Tribut für seine Herrin einzufordern, und richtet sich dann mit seinen Leuten in einer alten Drachenhöhle am Ufer ein; nur der weiche, höfische Donegal bezieht ein verlassenes Fischerhaus.

Unterdessen sitzt Marke im Ahnensaale, umgeben von seinen Lords, die mit den Abenteuern und Kriegsthaten ihrer Jugend prahlen; Ritter John schweigt allein bescheiden im Gefühl seiner Altersschwäche. Überdem ist Tristan an einem Seltentische eingeschlafen. 'O'Connor tritt auf und überbringt seine Botschaft in stolzer, trostiger Rede; er begehrt so viel Gold, als der St.-Patrick am Schiffe der Iren wiegt, und droht im Weigerungsfalle mit Krieg und Verwüstung. Man entläßt 'O'Connor vorläufig ohne Bescheid. Da die Lords stumm bleiben, schickt der König nach dem Hofweisen, der in sophistischer Rede feige Unterwerfung rath. Da steigt dem

wackern Ritter John die Scham ins Gesicht. Nachdem er sich hat waffnen lassen, ruft er: „Wer's bieder meint, der thut mir's nach!“ Allein, da er das Schwert erheben will, strauchelt er und stürzt, von dem Lusthieb hingegriffen, kraftlos zu Boden.

„Wirth und Gast“, der fünfte Gesang, beginnt mit einer mahnenden Frage an Deutschland, ob es noch die Siegerkraft von seinen letzten Kämpfen her bewahrt habe; dann geht er zu Tristan über, der nach dem Abgange 'Donnor's aufgewacht war und die schmachvolle Schwäche des Hofes mit angesehen hatte. Als Knabe, der sich im ernstlichen Kampfe noch nicht versucht, hatte er sich nicht zu melden gewagt;

Doch als er sah der Alten Roth,
Da schlich ein züchtig Purpurroth
Ihm über Schlaf und Wangen beide,
Und gab dem Hals ein roth Geschmeide.
Warum erröthete Tristan?
Ihn läßt im Innersten der Seele
Ein hoher Gedanke auf zum Mann.

In John's Rüstung reitet er heimlich mit einem Knechte zum Strand und fordert Morolt, der auf einem Walffischschädel vor der Höhle sitzt, vom Pferde herab auf den folgenden Morgen zum Zweikampfe. Da sich herausstellt, daß Tristan noch nicht Ritter ist, gibt ihm auf seine Bitte sein Gegner sofort den Ritterschlag und läßt ihn überdies ein, die Nacht bei ihm in der Höhle zuzubringen. Der Speisemeister bereitet Glühwein und reicht Rauchfleisch umher; Tristan erhält als Gast das größte Stuch. Die Iren schmausen und zechen wacker und singen die ungeschlachte Romanze von Dundoricone, dem Bauernjohn. Morolt erzählt dem Gaste von seiner Königin und deren Tochter, der goldblonden Isolde. Jene sei in Zauberkünsten wohl erfahren; diese verstehe alle Wunden zu heilen und pflege die Kranken mit zärtlicher Sorgfalt, während sie der Gesunden nicht achte.

Endlich verkündet der Morgenstern die Frühe. Die Iren legen sich zum Schlafe nieder und schnarchen mächtig; Tristan, als ein feiner Ritter, schlummert natürlich leise. Morolt, welcher fürchtet, daß seines Gastes Lager zu kalt sei, rubert noch nach dem Schiffe und holt ihm eine Renntbierdecke. Erst dann schließt auch er die schweren Augenlider.

Der Gesang endet mit einem Nachspiel, das von der Milde und Macht der Liebesgöttin handelt. Von dieser ihrer Macht, verspricht der Dichter, soll der Leser bald hören.

Der sechste Gesang: „Der Splitter“, erzählt den Zweikampf Tristan's und Morolt's. Umsonst versucht der Ire, den ihm liebgewordenen Jüngling zu bewegen, sein fürchterliches Schwert zu meiden. Tristan bleibt fest und die beiden Ritter fahren in zwei Rachen nach einem im Angefichte des Ufers gelegenen Eilande, von wo der Jüngling sein Fahrzeug ins Meer zurücklößt, weil doch nur einer von ihnen zurückkehren werde. Von dem Verdeck des Schiffes sehen die Iren, von dem Strande Marke und sein Hof, denen der Knecht Kunde gebracht, dem Kampfe zu.

Tristan, der natürlich Morolt an Kraft nachsteht, ihm aber an Gewandtheit überlegen ist, erhält bald eine Wunde. „Du blutest! Gib dich besiegt“, ruft Morolt in Sorge. „Nicht eher, bis mein Leichnam am Boden liegt“, ist des Jünglings Antwort. Mit blühschnellen Streichen setzt er dem gewaltigen Gegner zu, der nun in blinder Wuth dareinschlägt. Den rechten Arm erhebend, ruft er seinen Heiligen an; da schlägt ihm Tristan den Arm ab und spaltet ihm, da er sich nicht ergeben will, das Haupt, wobei ein Schwertsplitter in dem Schädel des Getödteten zurückbleibt.

Von dieser letzten Anstrengung erschöpft, fällt der verwundete Sieger neben dem Leichnam ohnmächtig nieder. Marke und die Seinen kommen herangefahren und auch die Iren landen, um den todtten Feldherrn ins Schiff zu bringen, das sofort unter Segel geht. Vor Dublin kommt ihnen, durch ihr Wehgeschrei benachrichtigt, das Volk, die Königin und Isolde klagend entgegen. Isolde läßt den Splitter aus dem Schädel nehmen, lächelt schrecklich und schwört feierlich, Rache an Dem zu nehmen, in dessen Schwert der Splitter passe.

Siebenter Gesang: „Tristan der Sieche.“ In dem Schlosse Lintayol herrscht Stille und Trauer. Drei Monate sind hingegangen und noch immer kranke Tristan an seiner Wunde. Zuletzt läßt ihm Marke, weil er dringend nach Einsamkeit begehrt, das Fischerhäuschen am Strande einrichten. Nachdem uns der Dichter eine meisterhafte Schilderung seines Krankenlebens gegeben, berichtet er, wie Marke eines Tags einen berühmten Arzt aus Köln zu ihm bringt, der den Ausspruch thut: Wenn ihn Jemand retten könne, sei es ein Wundermädchen in Irland; das Schwert, das ihn getroffen, sei vergiftet gewesen. Da erwacht Tristan's Muth von neuem; er beschließt, insgeheim bei Isolden Heilung zu suchen, und bald sehen wir ihn auch — nach einem süßen Zwischenspiele, das die Krankenpflege holber Frauen preist — nach Dublin veretzt, wo er, angeblich ein Kaufmann mit Namen Lantris, von der schönen Königstochter auf das liebevollste gewartet wird. Die Wirkung des Siftes muß ihrer Kunst weichen; schon blüht seine Wange wieder in frischem Rothe: da tritt Donegal, trunken von einem Bankette kommend, ins Krankenzimmer, während sie vor dem Bette des Schlafenden sitzt, und verräth ihn. Isolde schenkt ihm erst keinen Glauben und schickt ihn mit der Scheibe von Tristan's Schwert hinweg, die er schärfen solle, um dem Feinde das Haupt zu spalten. In der zurückgebliebenen Klinge, die sie reinigen will, entdeckt sie entsetzt eine blutige Scharte. Sie nimmt den Splitter aus ihrer Schatulle; er paßt in die Scharte. Da faßt sie wie Judith das Schwert mit beiden Händen und erhebt es zum Todesstreich; ihr Haar hat sich gelöst; die Augen rollen; die Wange flammt von Wuth. Erwacht ist ihr Schützling auf die Knie gesunken und erhebt flehend die Hände. Hier bricht plötzlich der Dichter ab, auf den nächsten Gesang verweisend.

Der achte Gesang: „Der Abt“, beginnt mit einem Vorspiele, worin die „Presence d'Esprit“ gepriesen wird.

Der Dichter sagt, er habe Mancherlei gelernt; da ihm aber Presence d'Esprit gefehlt, habe er es nicht weit gebracht. Darum habe er sie nun statt aller Bücherweisheit seinem Trifan mitgetheilt, der sich gewiß durch sie aus der Gefahr befreien werde.

Die Romanze fährt und bei König Marke ein, der sich mit dem „gelährten Abte von Lunden“ (London) beräth, ob es gestattet sei, dem verschollenen, todtgeglaubten Trifan Seelenmessen zu lesen. Der Abt ist mit schweren Kirchenvätern bedeckt; dazwischen steht Rüdesheimer, „um den Geist frisch zu erhalten“. Der feiste Mönch trinkt und leßt, den schwierigen Fall, dessen kein Kirchenvater gedachte, spitzfindig erwägend. Zuletzt macht er den Vorschlag, vor der Hand für die etwa zu lesenden Seelenmessen eine Stiftung zu machen; das Übrige werde sich später finden. Herr Marke, dem der Vorschlag nicht ganz gefällt, „wenn er auch aus dem Leben der Kirche gegriffen war“, streicht sich verlegen das Haar: da unterbricht sie der Seneschall mit einem Briefe Trifan's. Als Marke über dem Lesen erlaßt, glaubt der Abt, es sei die Todesnachricht Trifan's, und beginnt in salbungsvollem Tone:

— — — — — Lohne

Der Himmel, Trifan, all' dein Thun!
Tobt ist er also wirklich nun.
Mein König, alle Menschen müssen
Belanulich sterben, das steht fest;
Ein Jeder hat dafür zu büßen,
Daß Adam fiel. Von Keinem läßt
Die Wacht des bösen Fluches, erblich;
Trifan war Mensch, Trifan war sterblich.

Ihn gab der Herr, ihn nahm der Herr.
Dein Name sei gepriesen, Herr!
Nun können wir die Leichter zünden,
Mit aller Ruh' die Messe gründen
Für Trifan's Seel, des Erdenstums
Die Flamme trägt des Läuterweches,
Bis ihm der Himmel seinen Puz
Gibt bei den Sel'gen. So gesch' es!
Markt brauchte auf: „Laßt euren Kram!
„O Gott, ich bin ein Bräutigam!“

Das heitere Angesicht des würdigen Mannes gerinnt plötzlich „wie Milch, in die man Essig sprengt“; er muß selber den in Octaven abgefaßten Brief vorlesen, woraus wir erfahren, daß Trifan im Augenblick der Todesgefahr, von Iboldens Goldhaar betroffen, jenes Haares, das von dem Fuß der Schwalbe auf Marke's Fenster gefallen war, gedacht und sofort gerufen habe: „Tödtet mich nicht! Ein Gesandter ist heilig. Ich bin hier, um dich für Cornwall's König zu werden. Um deine und der Königin Gefinnung anzuforschen, hab' ich mich unter einem falschen Namen versteckt. Durchsuche meine Kasten; du wirst sie mit Hochzeitsgeschenken angefüllt finden.“ Unterdessen ist die alte Königin eingetreten; sie staunt, erwägt und endet damit, Ibolden dem Könige zuzufügen. Doch soll Trifan in Haft bleiben, bis Nachricht von Marke eingelaufen ist. Bestätigt dieser des Neffen Aussage nicht, so soll Letzterer dennoch sterben. Trifan bittet daher den Oheim in dem Briefe, ihn nicht Lügen zu strafen und die gewaltsame Werbung mit der Gefahr seiner Lage zu entschuldigen.

Nach Lesung dieses Schreibens setzt Marke dem Abt

auseinander, wie er um des theuern Neffen willen sich nun vermählen müsse; übrigens sei ja Ibolde schon und ihr Herz noch frei. Er wolle sie auf den Händen tragen und wie eine Tochter lieben. Statt der Schenkung muß sich der Abt mit den Spenden der Trauung, die ihm übertragen wird, genügen. Die Lords Stonycraft und Wapule werden vom Könige beauftragt, Ibolden aus Irland abzuholen.

„Mittagszauber“, der neunte Gesang, ist wieder eine Meisterschilderung Immermann's, in dem ein bisher von den Dichtern noch unberührter Stoff behandelt wird. Während sich Ibolde zur Abreise anschickt, betritt die Königin einen geheimnißvollen Theil des Schlosses, um einen Zaubertrank zu bereiten, der den greisen König und ihre jugendliche Tochter zu ewiger Liebe zu vereinen bestimmt ist. Sie reicht Branganen, der Dienerin Iboldens, die sie bei dem Werke unterstützt, den Wein, der zum Liebestrunk umgeschaffen werden soll, und, indem sie sie mahnt, auf dem Wege, den sie nun betreten werden, sich durch nichts schrecken zu lassen, steigen sie die stille dunkle Treppe hinab, wo das Echo ihre Schritte wiederholt, und treten ins Freie, die Königin gelösten Haares, mit dem heiligen Mistelkraut bekränzt, voran, Brangane mit dem Becher hinterher. Es ist sommerliche Mittagschwüle, um welche Zeit der Zauber vollbracht werden muß. Und nun folgt eine Reihe allerliebster Bilder von dem Spule, der den beiden Frauen im Felde begegnet, Bilder, die sich dreist neben Shakespeare's Frau Mab stellen dürfen. Die Königin schreitet, einen Zaubergesang anstimmend, die ihr gewiesene Bahn ruhig weiter, ohne auf die Erscheinungen zu achten; Brangane aber läßt sich aufhalten und unterbricht die Fürstin durch Ausrufungen des Staunens und Schreckens. Erst vertreten ihr zwei nackte Kinderchen mit Kornblumentränzen den Weg, dann vier, dann ein ganzes Duzend. Dies sind Alles Trabanten der Roggendrute, die endlich selbst auf einem Wägelchen erscheint, von zwei Stierchen gezogen, die so klein sind, daß ihre Hörner kaum aus den Gräsern hervorsehen.

Aus dem Felde gelangen sie auf einen Berg, wo, hinter einem Felsen, die Schlange mit der Smaragdkrone wohnt, die ein Kleinod in den Becher werfen soll, um den Zauber zu vollenden. Die Königin geht in den Felsen; Brangane liegt, den Becher haltend, mit geschlossenen Augen auf den Knien. Da hört sie ein Gleiten, in immer engeren Kreisen umschnürt sie es, es steigt an ihr herauf, ein Schweres hebt sich über ihr empor, des Bechers Deckel wird aufgestoßen und klingend fällt etwas hinein. Brangane hört die Königin, wie berauscht von Entzücken, stöhnen. Dann gleitet es wieder langsam durch das Laub hinweg. Nirgend wird in dieser meisterhaften Schilderung die Zauberschlange ausdrücklich genannt, und doch ist sie uns so gegenwärtig, daß auch wir uns von ihr umstrickt fühlen und leicht aufathmen, da sie verschwunden.

Die Königin berührt die erstarrte Brangane und verkündet ihr, daß der Zauber vollendet sei. Sie bleibt, da

sie schon von der Tochter Abschied genommen, „in schwelgende Gedanken versunken“, zurück, indes das Mädchen mit dem Becher nach dem Schiffe geht, wo er in einem Schrein der Kajüte aufbewahrt wird. Der Gesang schließt mit einer Schilderung der Einschiffung.

Den zehnten Gesang: „Die Meerfahrt“, eröffnet der Dichter mit einer Betrachtung, worin Gott, indem er die verschiedensten Menschencharaktere nebeneinanderpflanzt, mit dem Botaniker verglichen wird, der Gewächse aller Art in seinem Garten zieht. Der bunte Schwarm der Passagiere, die, auf dem Verdecke des Schiffes stehend, Irlands Küste verlassen, hat dies Gleichniß herbeigeführt. Isolde sitzt in sich versunken da;

Sie war wie göttliches Entfagen,
An Wunsch und Hoffnung arm und Klagen.

Tristan ist auch „wie umgekehrt“ und hat keinen Scherz, kein Lieb mehr für die Damen, denen er sonst so gern huldigte. Desto beweglicher gehen aber die Jünglein der Hofdämchen. Es gibt keine classischere Stelle über Mädchen-Reise-Geschwätz als diese. Studien dazu mögen wol die rheinischen Dampfschiffe geliefert haben. Die beiden Irländer Donegal und Gin berechnen unterdessen, am Rugspruet sitzend, was sie jährlich an Isoldens Hof erübrigen können, und Marke's Lorbs liegen in der Kajüte in großer Bedrängniß,

Weil sich auf ihren Geist gesetzt
Beim Schaukeln von Hiberniens Bogen
Die Ahnung, daß nach ihnen brei't
Harppentall'n die Geirkrankheit.

Indessen schleicht Brangane, nur ihres Geheimnisses eingedenk, still umher; zuletzt fällt ihr aber doch Tristan's düsterer Ernst und Isoldens Schweigsamkeit auf. Auf ihre Fragen antwortet Jener: er denke, um seiner Sünden willen nach Jerusalem zu pilgern, und Diese: sie wolle ihre Jugend auch forthin der Krankenpflege weihen; Mark's schrecke sie nicht; die Myrte der Liebe wolle ja doch schnell dahin.

Auf den Wunsch der neubegierigen, erschöpften Passagiere läßt Isolde unterwegs an der Nonneninsel anhalten; Alle steigen aus, nur Isolde nicht, welche die zögernde Brangane hinwegtreibt und auch Tristan, der sich zuletzt noch mit ihr auf dem Schiffe befindet, mit strengem Blicke fortweist; doch hält sie ihn wieder durch die Bitte um einen Trunk.

An dieser Stelle, dem Wendepunkte des ganzen Gedichts, hat Zimmermann in Ariostischer Laune die höchst ergötzliche, in Octaven abgefaßte Geschichte „vom steinernen Fingerzeig“ eingeschaltet, die von den Schicksalen zweier Nonnen der Insel handelt. Brangane theilt sie den auf der Insel umherstreifenden Passagieren mit, welche zuletzt auch das Kloster besuchen. Die treue Dienerin kehrt vor ihnen zum Schiffe zurück und findet hinter einem aufgespannten Segeltuche auf dem Verdecke Tristan und Isolde in zärtlicher Umschlingung, vor ihnen der geleerte Zauberbecher.

Sie sagen Nichts. Nur süßen Schalles
Haucht: Du! biswellen — das ist Alles —

Von ihm zu ihr, von ihr an ihn,
Wenn sie die Lippen dem Kuß entliehn.
Urhester woll'n sie offenbaren;
Und können sagen nichts als: Du!
Im Zwielgrinen, Zwielklaren
Sehn sie einander jubelnd zu,
Und schenken sich in heil'gen Scherzen
Den Hauch vom liebeschwangern Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Das „Journal des débats“, welches, man mag sonst von ihm denken, was man will, nicht selten recht vernünftige Ansichten zu Tage fördert, sagt bei Gelegenheit Folgendes: „Während alle Völker Europas sich vielleicht mit Unrecht vorzugeweihe mit den Entwicklungen unserer Literatur beschäftigen und die ihrige vernachlässigen, verfolgen wir bis zum Greif die entgegengesetzte Richtung. Wenn wir, England und Deutschland ausgenommen, der zeitgenössischen Literatur anderer Länder einen Blick gönnen, so läuft dies darauf hinaus, daß wir nicht, oder fast nicht wissen, ob sie eine haben. — In der That, wir beschäftigen uns mit den fremden Sprachen zu wenig; wir lesen nur, was bei uns geschrieben wird. Wir unsern Theils sind weit entfernt zu glauben, daß wir die einzigen sind, welche an dem geistigen Fortschritte Europas thätig mitarbeiten. Wahrlich! Denen, welche in dieser Hinsicht Spanien wegwerfend behandeln wollten, empfehlen wir die interessante Sammlung, welche Baudry unter dem Titel: „Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos en prosa y verso por Don Eugenio de Ochoa“ veranlaßt.“ Diese Sammlung, welche aus 66 Autoren zusammengesetzt ist, beweist auch in der That, daß Spanien reich an bedeutenden Schriftstellern ist. Beredte Moralisten besitzt es z. B. an Feliu und Torres Amat, tüchtige Geschichtsschreiber, Politiker und Redner an Lorenzo, Marina, Reinoso, Burgos, Flores Estrada, Martínez de la Rosa, Mignano, Larra, dramatische und lyrische Dichter des ersten Ranges an Arceon de los Rereros, Eska, Salgado u. Die beiden Bände dieser Sammlung bilden einen Bestandtheil der „Coleccion de los mejores autores españoles“.

Von Emile Marco de Saint-Hilaire's Illustrationswerke: „Histoire populaire, anecdotique et pittoresque de Napoléon et de la grande armée“, sind bereits mehrere Lieferungen erschienen. Es werden deren 50, von denen jede Woche eine erscheint, einen Prachtband von 600 Seiten bilden. J. David, von welchem auch die 120 Illustrationen zu dem Werke: „La morale en action ou les bons exemples“ herrühren, wird dazu 200 Zeichnungen liefern. Von der bekannten „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien“ erscheinen jetzt die 37. bis 40. Lieferung, enthaltend Robert Peel, Silvio Pellico, Royer-Collard und Marshall Moncrey. Die 41. Lieferung wird John Russell enthalten. Deutschlands berühmte Männer kommen hierbei, wie fast immer, wenig in Betracht.

Von Mary-Eaton erschien das vom französischen Institut gekrönte „Tableau historique et littéraire de la langue parlée dans le midi de la France“. Von demselben Verf. ist die „Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France“, wovon der erste und der zweite Band jetzt erschienen sind, der dritte im October und der Schluß des Ganzen gegen Ende des Jahres erwartet wird. J. Spouippe gab heraus: „Philosophie politique“, und Louis Mercier: „Miscellanees; littérature morale, religieuse et philosophique, prose, poésie et musique“, der Frau Herzogin von Armoirs gewidmet, welche dem Verf. auch einen schmeichelhaften Brief geschrieben hat.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen von
Karl Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Der erste Gesang führt den wenig bezeichnenden Namen „Cornwall“. Der Dichter führt uns zur Nachtzeit wieder aufs Schiff; die Liebenden stehen einsam auf dem Verdecke.

Das Schiff glitt hin, her schwall das Leuchten;
Stern schossen nach dem glühnden Leuchten.
Die Königin und ihr Troubadour,
Lodernd in lodernder Natur,
Sie jauchzeten und weinten stille;
Die Munde kämpften Liebeschlacht;
Sie waren Ohnmacht, starker Wille
Und Darben, Reichthum, Blöße, Pracht,
Rechtsinnig Flattern, unverrückt
Gebannt sein. Sie waren glücklich!

Als der Tag kommt, sucht Brangane die Aufmerksamkeit der Schiffsmannschaft durch Geschichten von den Liebenden abzulenkten, die unterdessen, nur mit sich selbst beschäftigt, nebeneinander sitzen und nach der wunderbaren Welt der Seepflanzen hinabschauen, welche der Dichter mit großer Meisterschaft malt. Isolde vergleicht den Zauber, den das Meer seinen Gewächsen verleiht, mit dem Zauber der Liebe. Plötzlich wird Land gerufen; das Schloß Tintapol ragt an Cornwalls Strand empor; Volk, Ritterschaft, König Marke in goldenem Gewande werden sichtbar. Die Schiffsmannschaft jubelt ihnen entgegen, indeß bleiche Verzweiflung das Liebespaar erfasst. Schon ist es im Begriff, sich über die Brustwehr des Schiffes hinabzustoßen, als Brangane sie hemmt und sie auf den Küsten anfleht, nicht den Tod zu suchen. Lieber wolle sie selbst die äußerste Schmach dulden.

In einem Nachgesange in Versen wirft der Dichter einen Blick auf sein Leben und seine geistige Entwicklung. Die Achtung der Dinge, sagt er schlüsslich, ist die Weisheit, nach der wir zu ringen haben. Aus ihr sei sein Lied aufgetaucht „mit seinen frischen, badeglanzenden Liedern“. Wie schön und wahr!

„Brangane“, der erste Gesang des zweiten Buchs, wird mit einem Vorspiele eröffnet, worin der Dichter sein Lied anbietet und ihm sagt, es soll kühn sein, aber auch feinsch wie sein Volk. Sodann wird der Jubel des Hochzeitsfestes berichtet und die seltsamen, durch Brangane

eingeleiteten Vorgänge in den Gemächern des Königs. Der Dichter deutet an, daß diese Dienerin, an Isolde's Stelle, bei gelöschten Kerzen Marke's Lager getheilt habe, daß aber Isolde und Tristan im anstoßenden Saale zusammengekommen seien.

Der Morgen bricht an. Der Kaplan ordnet die heiligen Geräthe im Münster; der Seneschall läßt die verweilten Hochzeitskränze hinwegnehmen. So kehrt Alles wieder zur alten Ordnung zurück. „Und doch“, ruft der Dichter, „faßt mich ein Grauen, wenn ich die Gemächer betrete, wo göttliche Treue (Brangane) und göttliche Minne (Tristan und Isolde) so schwer gefrevelt!“

Das Lied wendet sich wieder zur Hochzeitsnacht. Wir sehen Brangane von Marke's Lager schleichen und das Gewand zerreißen, in dem sie ihre Ehre eingebüßt. Wir sehen Tristan liebestrunken aus dem Fenster Isolde's springen und ihr vom nahen Baume aus süße Abschiedsworte zurufen. Da geht die Sonne auf. Tristan fährt aus seinem wachen Traum empor und eilt „wie ein Mörder“ hinweg. Selbst von der todtten Natur, die ihm jetzt wie ein heimlich spähendes Thier erscheint, fürchtet er Verrath. Doch faßt er wieder Muth und sagt: Wer eines solchen Weibes Liebe genossen, muß stolz sein. Er schlägt seine Laute in gewaltigen, stürmenden Weisen und eilt dann, da er keine Ruhe findet, nach dem Rüstsaale, wo seines Vaters Waffen hängen. Er brückt die brennenden Wangen an den Panzer Rivalin's — da grinz ihn plötzlich das Gesicht Melot's an, der hinter der Rüstung gelauert hat und nun, da er seinen Vorwürfen mit frecher Rede begegnet, hart von ihm gegefist wird.

Auf eines Pagen Einladung geht Tristan darauf herzklopfend zum Frühstück des Königs. An dem Ende der Tafel sitzt Marke heiter in der Mitte von Hoffräulein, um deren Sessel junge Ritter stehen; weiterhin erscheinen die Lords und gegenüber auf goldgesticktem Throne die schöne Isolde voll Scham und Bangen. Der ehrliche Marke stöhnt gegen den Neffen von Dank über, daß er ihm eine solche Gattin zugeführt habe, und ernennet ihn zu ihrem Kammerherrn.

Von den verstohtenen Freuden, die das Liebespaar fortan genossen, will der Dichter, wie er im Nachspiele sagt, nicht weiter berichten. „Die Sitte ist erkrankt; doch soll sie an Schrecken und Grau'n genesen.“

Von dem zweiten Gesange: „Die Mörder“, hat der Dichter nur sechs Stangen niedergeschrieben; der weitere Verlauf wird kurz in Prosa angedeutet, wovon ich einen noch kürzern Auszug gebe.

Die beiden habgierigen Irländer Sin und Donegal haben auf der Wachtstube im Spiel ihr Geld an Melot verloren und bitten die Königin um Ertrag. Brangane ist Ifolde ein quälender Vorwurf; von ungerechtem Tadel gereizt, hat die Dienerin ihr Herz in bitteren Reden gegen die Herrin ausgeschüttet, und diese verspricht nun den beiden Rittern reichen Lohn, wenn sie Branganen tödten. In einsamem Thale wird die Arme überfallen; ein Zufall verhindert den Mord und sie versöhnt sich wieder mit der reuigen Königin. Marke, der zu der affectvollen Scene kommt, erhält durch die beiden Irländer Aufschluß darüber und fortan erfüllt Kummer und Eifersucht sein Herz.

Dritter Gesang: „Tristan und Ifolde.“ Brangane tritt eine Pilgerfahrt an. Tristan bezieht, vom Könige verbannt, das Fischerhäuschen, von wo er sein Liebesverständnis unterhält. Marke stellt Späher aus und belauscht das Paar von einem Baume, um es überführen zu können; aber es entgeht, gleichsam vom Genius der Liebe geschützt, unbewußt allen Fallstricken. Dieser Gesang sollte ausführlich von den Launen der Liebe handeln.

Vierter Gesang: „Das schlimme Melotchen.“ Schilderung der Zwergenwirtschaft. Der schwache, von Liebe geblendete König, der sich gegen eine Überzeugung stemmt, die keines Beweises mehr bedarf, befragt den Zwerg in seiner Wohnung. Melot hält den Finger ans Ohr und spricht die Wahrheit aus. In seine Hand wird nun die Sache gelegt. Er färbt sich die Füße mit Beeren roth und setzt sich, anscheinend wund, vor Tristan's Haus. Von diesem mitleidig in die Hütte gerufen und dort allein gelassen, zeigt ihm sein prophetischer Finger einen feuchten Span. Dies führt ihn zur Entdeckung, daß Ifolde, so oft sie den Geliebten zu sich entbietet, einen Span in die Quelle wirft, die durch ihr Zimmer und an Tristan's Haus vorbeifließt. Er eilt an den Bach und als wieder ein Span kommt, sprengt er auf einer mißgeschaffenen Mähre zu dem abwesenden Könige. Dieser überrascht nun Tristan in Ifolde's Kammer, wie er zu der Königin Füßen die Laute spielt, während diese auf dem Ruhebetto liegt. Ifolde erhebt sich beleidigt und fordert stolz ein Gottesurtheil durch Feuerprobe zum Beweise ihrer Unschuld.

Fünfter Gesang: „Der Bettler.“ Ein Köhler unterrichtet Ritter John über das Ritual der Feuerprobe. Rual, Tristan's Erzieher, begehrt vergeblich, als Bettler verkleidet, Einlaß bei dem Jünglinge, der enthauptet werden soll. In dem Münster, wo dieser zum Tode vorbereitet werden soll, tauscht er mit ihm die Kleider und Tristan entweicht. Schilderung des Gottesurtheils. Tristan naht sich der Königin als Bettler mit einem Schwerte unter dem Mantel und heischt kniefällig ein Almosen, worauf sie schwört, sie habe nie einen Mann berührt außer diesen Bettler. Von John geleitet, schreitet sie zu den neun glühenden Pfugscharen; ein Wiebestwind ver-

hüllt beide; die Königin liegt ohnmächtig am Boden und John ruft: Sie hat die Probe bestanden! Die Menge ist in wilder Aufregung. Der Bettler ist verschwunden; Rual befreit sich.

Sechster Gesang: „Das Schwert.“ Tristan kommt Nachts zu Ifolde. Sie legt sein Schwert zwischen ihn und sich und wehrt, als vom Gottesurtheil geheiligt, jede Zärtlichkeit von sich ab. Da er klagt, daß sie ihn nicht mehr liebe, bricht ihr Gefühl mit aller Gewalt hervor. Nun aber soll er gehen für immer und, wenn er einst im Sterben liegt, ihr das Schwert senden; dann will sie ihn noch einmal sehen. Tristan steigt während eines furchtbaren Gewitters aus ihrem Fenster und bleibt unten bewußtlos liegen, wo ihn Rual findet und hinwegträgt.

Siebenter Gesang: „Ifolde Weißhand.“ Ein Vorspiel sollte Männerliebe im Gegensatz zu Frauenliebe schildern. Ifolde's einsames Leben, das nur von der Liebe zehrt. Unterdessen besteht Tristan viele Abenteuer, über die aber der Dichter mit Recht hinwegzählen wollte. In der Normandie kommt er zu Kabin, dessen Schwester Ifolde Weißhand, eine tugendhafte Schöne, Liebe zu ihm faßt. Von ihrem Namen und Reize angezogen, vermählt sich Tristan mit ihr, berührt sie aber nicht unter dem Vorwande eines Gelübdes.

Achter Gesang: „Kabin.“ Einmal, als Kabin mit der Schwester reitet, sagt diese zu einem zahmen Vöglein, das nachfliegend mit ihr schnäbelt: „Du bist kühner als mein Gemahl.“ Dies Wort führt zu einem Gesändnisse und Kabin fordert Tristan zum Kampf auf Leben und Tod. Tristan offenbart ihm sein Leid und schlägt ihm vor, mit ihm nach Cornwall zu reiten, um selbst zu urtheilen, daß, wer die goldhaarige Ifolde geliebt, nimmer eine Andere lieben könne. Wenn ihm Kabin nicht beistimme, solle ihm sein Haupt verfallen sein. Wirklich begeben sich die Ritter mit Rual nach Cornwall; aus einem Versteck sehen sie die Königin mit ihren Frauen vorbeireiten und Kabin erklärt Tristan für gerechtfertigt. Diesen aber hat ihr Anblick in Wahnsinn verfest.

Neunter Gesang: „Tristan's Wahnsinn.“ Im Schloßhause zu Tintapal wird ein Schimpfspiel getrieben, wobei der Zwerg Tristan nachahmt. Tristan tritt in seltsamem Aufzuge hinzu, streckt Alle mit furchtbaren Schlägen nieder, erhält aber selbst vom Seneschall einen tödtlichen Lanzenstich. Er schleppt sich nach der Kammer Ifolde's, die ihn nicht kennt und vor ihm flieht. Das ist der furchtbarste Schmerz seines Lebens. Er schickt durch Brangane eine Botschaft an die Königin und wird von Kabin und Rual hinweggebracht.

Zehnter Gesang: „Rose und Rebe.“ Ungefilltes Liebesheißnen, heißt es im Vorspiel, verzögert den Tod der Sterbenden. Zur Gattin zurückgekehrt und dem Tode nah, schickt Tristan Rual heimlich mit dem Schwerte an Ifolde ab. Die auf Schloß Tintapal. Trotz Brangane's Gegenreden bestiehlt die Königin ein Schiff mit weißem Segel — das von Tristan für den Fall ihres Kommens bedungene Zeichen. Tristan hört von der Ankunft des Schiffes; er schickt die Weißhand hinaus, um zu se-

hen, ob es ein schwarzes oder weißes Segel habe. Diese, welche in Tristan's Liebe nichts als eine Verleugung ihrer Ehe erblickt, sagt, das Segel sei schwarz, worauf Tristan verschreibt. Die Königin kommt und fällt für todt an der Leiche nieder. Dann schilt sie die jammernde Welfhand hinweg und sitzt drei Tage und drei Nächte neben der Bahre. Marthe findet sie starr und todt. Er beweint die Opfer der Liebe. Rual und Brangane, die beiden Treuen, pflanzen eine Rose und eine Rebe aufs Grab, die aufwachsend sich unausslöschlich verschlingen.

In einem Nachspiele wollte sich der Dichter persönlich an den Leser wenden und auf das Vaterland und seine Zukunft eingehen, ein Gegenstand, der ihn stets erfüllte.

(Der Beschluß folgt.)

Autobiographie des ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen und Literatur an der Universität zu Königsberg Peter von Böhlen. Herausgegeben als Manuscript für seine Freunde von Johannes Voigt. Königsberg, Theile. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Selbstverfaßte Lebensbeschreibungen haben stets besondere Werth und Reiz, besonders aber für die Freunde der Verstorbene. Nicht eben, weil Jeder sich am besten kennt, oder in Bekanntschaft sein Charakterbild am treuesten darstellt, sondern weil Niemand vom Leben so viel weiß und wissen kann als der eigene Erleber. Man gewahrt in solchen Berichten den ganz eigenen Gang geistiger Ausbildung und äußerer Schicksale, welchen die Einzelnen erfahren, man lernt dadurch Vieles, was ungeachtet fortgesetzten persönlichen Umganges unbekannt geblieben, man kommt dadurch zu manchen, vielleicht unerwarteten Aufschlüssen, und kann zur theilnehmenden Freude oder Trauer und überhaupt zur Menschenbeurtheilung und Selbstkenntnis willkommenen Veranlassung finden.

Unser Verstorbene ward im kräftigsten Mannesalter (6. Febr. 1840) der Welt entrissen, nachdem er sich unter schweren Leiden, Kümernissen und Entbehrungen seiner Jugend emporgearbeitet. Der akademische Senat in Königsberg bezeichnet ihn in einem öffentlichen Blatte als einen eifrigen, gründlichen Forscher, einen vielseitig gebildeten Gelehrten, der von Lehrern und Zuhörern geschätzt und wegen Reinheit der Gesinnung, Offenheit und Wiederkeit des Charakters, Wohlwollen und Güte des Herzens von zahlreichen Freunden geliebt worden. Schönes Zeugnis für den vielfach geprüften Dingeschehenden. Er war geboren (13. März 1796) im Dorfe Wuppels im Jeverlande, eine kleine Meile von der Nordsee und dem Ausfluß der Jader und Weser gelegen. Sein Vater Christian und seine Mutter Franke Margaretha, waren arme Bauersleute. Mit zwei Schweftern ward seine Mutter frühzeitig Wittwe (1806). Durch Verwendung des Pfarrers ward dem Knaben freie Schule gewährt, und sie war reichlich, auch nahm er Theil am Unterrichte der Pfarrersöhne bei deren Vater. Der Anblick des Meeres und einige Reisebeschreibungen weckten eine Sehnsucht nach fernem Gegend und Reizung zum Studiren. Feldarbeiten mußten zum Unterhalt der Mutter unternommen werden, ja bei dem Druck und der Handelsperre beschäftigte sich die Dorfgemeinde für guten Gewinn mit Schmuggeln. Wegen Mittellosigkeit ward (1809) der Knabe zu einem Schneidermeister in die Lehre gegeben, der sich mit seiner gebieterischen Frau alle Tage zankt, und wobei dem Schreibe die niedrigsten Arbeiten und Mißhandlungen zufallen. Hier von wird er befreit, als seine Mutter gestorben war und Napoleon alle Waisenknaben von 14—20 Jahren zum Militärdienst berief. Auch seines Kleinwuchs nimmt ihn der General Guiton als Jodeli in Dienst, gewinnt ihn bald lieb, läßt die Pflichten eines Dieners aufheben, lehrt

ihn das Französische, läßt sich aus Kalliter, Voltairer, Racine vorlesen und nimmt ihn sogar auf Reisen in den Wagen, nach Hannover, Stuttgart, Berlin (1812); behandelt ihn endlich förmlich als Sohn. Im J. 1813 muß Guiton fliehen, wie andere seiner Landleute, nach Hannover, Hamburg, wo er die Belagerung mitmacht und auffallend mürriß, unzufrieden und hart wird gegen Alles, was Deutsch hieß. Der Biograph zeigt sich bei dieser Gelegenheit eines Unbanns gegen seinen Gönner, den er durch Widerspenstigkeit, Störrigkeit und selbst durch Schimpfen auf die französische Nation fortwährend reizte, und der ihn am Ende mit den Worten entließ: „Va t-en au diable.“ Vergebens schrieb ihm v. Böhlen später, nie kam eine Antwort und eine von dem General geschenkte Uhr erinnerte oft an das Unrecht.

Als Diener neben vier Schwarzen kommt v. Böhlen zum Admiral L'Hermitte, bleibt bei dessen Abreise (1814) ohne Ansicht in Hamburg, findet als Marqueur Unterkommen in einem dortigen Gasthause, kann die ewige Unruhe und schande Behandlung nicht aushalten, bietet sich aus bei den Gästen und wird mit einem monatlichen Kostgelde von 50 Mark bei Handelsherrn angestellt, copirt Briefe und lernt einigermaßen die Buchführung. Seine Gesinnung und wenigen Bedürfnisse, wofür er kaum seinen vollen Lohn begehrt, bewahren ihn vor Unredlichkeit, die außerdem ganz unbemerkt hätte geübt werden mögen. Nach einem Jahre stockt der rege Handel, es gibt weniger zu thun und die ausgesuchte Bibliothek des Hausherrn Otto reizt zum Lesen. Chemische Bücher, Experimente, welche die Hand verbrennen, astronomische Werke, Kränze, „Encyclopädie“, beschäftigen die Bißbegierde, auch wird ein Lied gedichtet, und im „Beobachter an der Aister“ abgedruckt. Darauf wehren sich die Verse, werden von einem Freunde bewundert, in dem „Lese-früchten“ erscheint eine Paraphrase des Vater Unser und ein Kreis aus dem Mittelstande sucht den Verf. auf, um ihm als einen neuen Klopstock seine Guldigung darzubringen. Dieser kann vor Sonne nicht mehr schlafen und trägt unzählige Verse sorgfältig und sauber in eine Sammlung zusammen. Da nichts als Englisch am Comptoir gesprochen wurde, lernt v. Böhlen die Sprache, übersetzt aus englischen Büchern, meistens aus Burns, der sein Liebling geblieben. Mit einer biden Rolle Reimereien geht der Verf. Löhn (1816) zum damaligen Director des Johanneums Gurllit und wünscht Aufnahme in dasselbe. Gurllit blättert, gibt die Hefte mit den Worten zurück: „Ich sehe da wol einige Anlagen, aber Sie scheinen mir zu alt, wer vor dem 20. Jahre nichts lernt, lernt nimmer was Rechte!“ — zu einer Schreibertelle wolle er behilflich sein. Das Handlungshaus hatte dieweil bankrott gemacht und v. Böhlen verlor dabei seinen rückständigen, noch nicht entnommenen Gehalt. Noch einmal wagt er einen Versuch bei dem Lehrer der Mathematik, Prof. Hipp, dieser beachtet genauer sein Versteht und gibt ihm Unterrichtsstunden, so daß er (1817) nach einem Examen im Lateinischen und durch Unterstützung von Freunden in Tertia eintreten kann. Der Tertianer mit einem Wort nimmt Platz unter den Knaben, kommt binnen einem halben Jahre nach Secunda und ein Jahr darauf nach Prima. Er genöß von vielen Wohlthätern Unterstützung, unterrichtete Kinder, erhielt Zutritt in den ersten Familien, gewann die Liebe seiner Mitschüler. Gurllit ward sein Lehrer, Vater und Freund. „Wie soll ich dir genug danken“, schreibt der Verf., „längst Entschlafener, Unvergesslicher, wie besonders deine Verdienste würdig genug erheben!“

Der Theologie, welcher er sich gewidmet, ward er auch später in gelehrter Hinsicht nicht ungetreu, doch schien ihm bei seiner kritischen Richtung schwer, ohne Heuchelei in die Rasse der sogenannten Gottesgelehrten aufgenommen zu werden, und seine Reizung ergriff das Studium des Morgenlandes. Im Ostern 1820 ging er mit dem Zeugnis der Reife auf das hamburgische Gymnasium über, und ein Jahr später — durch edle Hamburger mit Stipendien auf drei Jahre versehen — nach der Universität Halle. Hier ward Okenius sein Führer und

Freund, und neben dem eifrigen Studium auch an der Bur-
schenschaft theilgenommen. Sie schildert der Verf. in ihrer da-
maligen Gestalt von vorthellhafter Seite, verbirgt aber nicht,
daß schon Auswüchse sich bildeten und unruhige Köpfe in ei-
nen engern Ausschuss für politische Gräbeleien zusammentraten.
Nach einem Jahre rief Geseilus zu einer Probearbeit, die er
dem preussischen Ministerium einreichte und zu des Verf. Em-
pfehlung benutzen wollte. Es geschah (Übersetzung und Com-
mentar einer Episode aus Herdick) und erwarb die Gunst des
Ministers, der eine Unterstützung versprach, wenn kein Verdacht
der Demagogie vorhanden. Nun trat v. Bohlen aus der Bur-
schenschaft und bereitete sich mit preussischer Unterstützung nach
Bonn zu gehen, wo er 1. Dec. 1822 eintraf. Dem damaligen
Halle gibt er das Zeugniß: „Es herrschte ein so lebendiger
Sinn für wissenschaftliche Ausbildung, wie ich ihn nirgend wei-
ter unter Studenten angetroffen habe.“ In Bonn wurden un-
ter der Leitung von Freitag die orientalischen Studien — be-
sonders in linguistischen Richtung — fortgesetzt und es erschien
als Preischrift „Das Leben und der Charakter des Dichters
Montenabbi aus dessen Gedichten“, welche den Beifall von de
Sacy erwarb und mit Hrn. v. Hammer in Ertristigkeiten ver-
wickelte. Die Kenntniß des Sanskrit erweckte Sehnsucht nach
London und Indien, das Burthenleben ward auf den Umgang
mit wenigen Freunden eingeschränkt. Aber nun brachte die
Liebe eigenthümliche Plagen. Eine poetische Leidenschaft zur
Ältern und geschmackten Fanny verwandelte sich in herliche Ju-
neigung zur verheiratheten Tochter des Hauswirths, die bei die-
sem mit ihrem lieblichen Kinde lebte, da ihr roher mischandel-
nder Mann sie verlassen hatte. Indem dieser verschollen war,
konnte die Ehe gelöst werden, die Frau verlor bald darauf
Vater und Kind durch den Tod und der neue Bräutigam
mußte auf Weisung des Ministeriums nach Berlin. Hier war
der Winter (1824) traurig, allein im Frühjahr des folgenden
Jahres geht unser Verf. als Privatdocent mit jährlicher Unter-
stützung nach Königsberg und wird dort 1826 als außerordent-
licher Professor angestellt.

Der Name Königsberg tönt ihm lieblich, es wäre ihm der
Himmel auf Erden gewesen, wenn nur die Natur mit mildern
Lüften diesen Himmel segnen wollen. Die Heirath kommt zu
Stande, häusliche Sorgen beginnen, es werden zwei Kinder
geboren und mehr, aber es erfolgen auch das Ordinarat und
Zulagen. Das Klima wirkt nachtheilig auf die Frau und ihn
selbst, eine Besserung kann nicht gewährt werden, aber man
bietet zu einer größern wissenschaftlichen Reise die Hand. Sie
wird zwar angetreten, aber nicht vollendet, indem 1831 die
Cholera in Königsberg ausbricht und zu den Kindern zurück-
ruft. Der Wohlstand hebt sich, besonders 1836, als ein Sohn
des britischen Ministers Lansdown das Haus bezieht. Den
geselligen Umgang Königsbergs schildert unser Verf. ungemein
vorthellhaft, besonders im Winter, ihm wird sehr wohl in klei-
nern frohen Familienkreisen bei seinen Collegen und Leuten an-
dern Standes, nur bedauert er, ohne peinliche Anstrengung kein
lautes Gespräch fortführen zu können und wegen dieser unselli-
gen Scheu, die ihm aus früheren Verhältnissen anleihen mochte,
wenig zur Unterhaltung beigetragen zu haben.

Seine letzten Jahre nennt der Biograph eine Zeit der Prä-
fung. Er bereitet sich nämlich 1837 zu einer Reise nach Eng-
land, um mit seinem bisherigen Hausgenossen auf dem Lande
des Vaters zu leben. Der Winter hatte ihn angekrengt durch
Vorlesungen und er setzt sich Ende Februars mit Abspannung
in den Wagen. Gleich in den ersten Tagen der Reise beschleicht
ihn ein rheumatisches Fieber und verwandelt sich zu Berlin in
die Grippe, welche ihn 14 Tage ans Bett fesselt. Darauf reist
er trotz der Warnungen des Arztes weiter, erleidet einen ge-
fährlichen Rückfall und kämpft in Hamburg unter treuer Pflege
seines Freundes Kramer und dessen Wittin sechs Wochen lang
mit dem Tode. Dennoch, im Vertrauen auf den Frühling und
Englands mildes Klima, wagt er sich hinaus und erholt sich

auf dem Lande der Familie Lansdown und auf der Insel
Wight, kann sogar Ende Juli in London literarische Arbeiten
beginnen. Als aber die Familie Lansdown die Hauptstadt
verläßt und er sich vereinsamt fühlt, vielleicht auch die Rebe-
Londons nachtheilig einwirken, befällt ihn ein heftiges Fieber
und der Arzt rath Rückkehr zur Heimat. In Bonn erwartet
ihn seine Frau, die ohne sichtlichen Erfolg Brunnenkur in Gms
gebraucht hatte, sie erschrickt über sein Aussehen und ein Arzt
erklärt, nur fernere Aufenthalt im Süden lasse Genesung
hoffen, Königsberg werde den Tod bringen. „Nachdem der
kurze, aber um so heftigere Kampf der widerstrebendsten Ge-
fühle, vornehmlich die Sehnsucht nach den lieben Kindern, über-
wunden und die Sorgen der äußern Verhältnisse im Vertrauen
auf Gottes und guter Menschen Güte sich gelindert hatten,
traten wir mit schwerem Herzen die weite Reise nach Piere
in Provence an.“ Die Luft ist dort balsamisch, aber die Ein-
wohner haben nichts für Pflege und Bequemlichkeit der Kran-
ken gethan, und der Verf. spricht von Kellerartigen Zimmern
mit steinernen Fußböden, lustigen Thüren und Fenstern, in
welche der Mistral einströmt, Mangel an Mobilen, an Pel-
zung, an ordentlichen Nahrungsmitteln, Spaziergängen u. s. w.
Dennoch verliert sich sein Fieber, die Kräfte kehren wieder, die
Gegatten reisen Ende April über Nizza, Genua, Mailand, den
Simplon nach Heidelberg, wo man die Reise nach Königsberg
durchaus widerrath und Bonn oder Wiesbaden zum Aufenthalt
vorschlägt. Die Frau begibt sich nach Königsberg, um das
Hauswesen zu ordnen und die Kinder zu holen, erkrankt aber
bald und entschlafte im März 1839 zu Wiesbaden. Der Wit-
wer eilt mit den beiden ältesten Kindern und der Schwieger-
mutter nach Halle. So weit erzählt der Biograph selbst und
vom Herausgeber wird hinzugefügt, wie der Kranke das
Schwinden seiner Kräfte immer mehr fühlt, schreibend und le-
send möglichst sich beschäftigt und schmerzlos ohne Kampf da-
hinschliefet.

Ein Leben wie das vorliegende erweckt wehmüthige Be-
trachtungen durch das recht nahe tretende Bild der Vergänglich-
keit alles menschlichen Daseins und des Zieles, in welchem sich
Strebungen und Arbeiten verlieren. Nach Hindernissen und
Kränkungen wird der wahre Lebensberuf gefunden, er nützt und
befriedigt, die Kraft sinkt vor der Zeit und in Anstrengung
scheitert mit Demjenigen, was erreicht worden, in keinem Ver-
hältniß. Aus dem beigefügten Verzeichniß der Schriften des
Verstorbenen erhellt, wie thätig der Verstorbene gewesen (auch
durch Beiträge für d. Bl.) und daß noch Vieles von ihm zu
erwarten gestanden. Der Menschenjahre sind überhaupt nicht
viel für die Werke der Begehrungen des Geistes, aber eine
rasche Verkürzung derselben erscheint als ungerechte Schmäle-
rung eines kleinen Erbtheils.

51.

Literarische Notizen.

A. Sappous gab heraus: „Etudes littéraires sur les écri-
vains français de la réformation“ (2 Bde.), wovon der erste
unter Andern Calvin, Biret, Theodor Bèze, der zweite R.
und P. Estienne, La Houe, Moray und d'Aubigné behandelt;
und F. Bouillier, gegenwärtig Professor an der Faculté der
Wissenschaften zu Lyon: „Histoire critique de la révolution
cartésienne“, ein vom Institut gekröntes Werk. J. Manziet
veröffentlichte sein ebenfalls gekröntes Werk: „Essai sur les
peines et le système pénitentiaire.“

Von den „Vies des peintres, sculpteurs et architectes“,
von G. Bofari, in das Französische übersezt von Leopold Le-
clanché und mit Anmerkungen von diesem und mit Commen-
taren von Jeanron begleitet, erschien der achte Band. Die
beiden letzten Bände sollen im Mai erscheinen. Das Werk
wird im Ganzen 121 in Kupfer gestochene Portraits ent-
halten.

2.

Donnerstag,

Nr. 139.

19. Mai 1842.

Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanen von Karl Immermann.

(Wochens. aus Nr. 128.)

Ref. hat nicht die Mühe gespart, den Inhalt der reichen Dichtung so ausführlich vorzulegen, als es der Raum d. Bl. gestattet, um ihr recht viele Leser zu gewinnen. Dies Buch ist eins von denen, die man immer lieber gewinnt, je länger man sich mit ihnen beschäftigt, und billig sollte es in keinem Hause fehlen. Es ist eine köstliche Frucht, die freilich, ehe man sie genießt, von einer rauhen Schale befreit werden muß, die dann aber auch einen weit größern, nachhaltigern Wohlgeschmack offenbart als die weichen, glatten Früchte, die der Baum unserer Literatur in letzter Zeit getragen. Es ist in diesem Buch der Liebe eine Frische der Jugend, eine ursprüngliche, schwellende Kraft und Gesundheit, wie sie fast unerblickt ist in unserer Epigonenperiode. Freilich wird hier der Leser das jugendlich reine und doch so innige Liebesverhältniß vom „Oberhofe“ nicht wiederfinden, sondern vielmehr einen Bund, der, Eitte und Gesetz verhöhnend, alle Schranken, die ihm berechtigt oder unberechtigt entgegenreten, niederreißt. Hüten wir uns aber, den moralischen Maßstab anzulegen, wie dies Gervinus in seiner trefflichen Beurtheilung von Gottfried's von Straßburg „Tristan und Isolde“ thut. Der Inhalt der Stelle, die ich meine, ist ungefähr dieser:

Gottfried hat die Fabel des Tristan aus der niedern Sphäre eines leichtsinnigen Geschichtchens zu wunderbarer Höhe erhoben. Er führt uns Tristan als von einer Liebe beherrscht vor, die das Peterogenste verbindet; Treue und treulosen Verrath, Dienstpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtsinns und alle Jannigkeit des Gefühls sehen wir in demselben Herzen vereinigt. Der Dichter zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, wunderbaren Regungen der ersten Liebe, er veranschaulicht diese Gewalt durch den Zaubertrank, wodurch der Todhaß zweier Seelen versöhnt und in Treue bis in den Tod verwandelt, zugleich aber auch der schöne Bund zweier Verwandten getrennt und Tristan und Isolde zum schmachthlichsten Verrathe an Oheim und Gatten verurtheilt werden. Es zeigt sich das Erhabenste und Edelste im Bunde mit dem Niedrigsten; ja, die Entartung der Eitte treibt Tristan zuletzt in die Sophistik der Liebe (Isolde Weißhand statt der Kö-

nigin Isolde) hinein, bis ihn zuletzt die Rache des Schicksals ergreift. Was wollte der Dichter? Wollte er seinen Helden „als die Frucht und das Opfer des Leichtsinns und der Eigenheit jener Zeit zeichnen, welche eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundgesetzes erhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß?“ Wenn auch dies Alles nicht in der Absicht des Dichters lag, „so liegt es doch in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende moralische Wendung vermieden ist, die wir gern unterscheiden möchten“.

Weiter unten (Literaturgesch., Bd. 1, S. 390) sagt Gervinus: Gottfried's Gedicht habe wahrscheinlich den damaligen Ansichten ebenso wenig verwerflich geschienen, als Werther in unsern Tagen; wahrscheinlich habe der Dichter gleich Goethe verlangt, daß man keine Forderungen der Moral an ein Kunstwerk stelle. Freilich, setzt er hinzu, „sind dies Fragen, die wol immer von verschiedenen Menschen verschieden beantwortet werden“.

Dagegen erwidern wir: Nimmermehr darf ein moralischer Maßstab an ein Kunstwerk gelegt werden; denn es ist die einzige Aufgabe der Kunst, die Idee zu verkörpern und vor die Vorstellung zu bringen. Es darf demnach keine weitere Forderung an das Kunstwerk gemacht werden, als daß Form und Inhalt sich decken, oder: daß es wahr sei. Werther und Tristan haben beide die Leidenschaft der Liebe zum Inhalte, die damit endigt, sich selbst zu zerstören. Daß dieselbe gegen heilige Rechte frevelt, liegt in ihrer Natur; nur die Beschönigung dieses Frevels könnte dem Dichter zum Vorwurf gereichen, wenn er nämlich solche Liebe in edlerer Gestalt vorführt, als sie ihrem Charakter nach erscheinen kann. Daß dies Goethe im „Werther“ gethan habe, möchte schwer nachzuweisen sein; in der neunzehnten Vorrede allein verräth sich der Dichter als Parteigänger seines Helden; sie allein ist verwerflich. Was Gottfried angeht, so befindet sich dieser auf ganz unklarem Standpunkte; wir sehen ihn nicht über, sondern in seinem Werke, wie denn überhaupt die Dichtungen jener Zeit subjectiver Natur sind. Immermann dagegen, der Sohn einer weit kunstreichern Zeit, hat ein volles Bewußtsein von dem furchtbaren Conflict, in dem Liebe und Pflicht im Tristan gerathen. Er ist weit entfernt, seinen Helden für einen Musterjüngling gelten zu lassen, vielmehr erscheint dieser,

trotz aller Schönheit, Mitterlichkeit und Lebenswürdigkeit, als ein lustiger Dursch, der keine Lebensbestimmung kennt, als der Fortuna nachzujagen, was er auch selber im zweiten Gesange sagt. Melotchen hat daher Recht, wenn es ihn mit einem Seilspringer vergleicht. Wer mit dem Zufall spielt, hat den Fall zu gewärtigen. Als Sohn der Liebe geht er vorzüglich dem Liebesglück nach; denn Niemand wird sein Verhältnis zu Isolda mit dem Zaubertant entschuldigen wollen. Dieser soll nur die Schnelle und Allgewalt der Liebe veranschaulichen; sonst entbehrt er ja der poetischen Berechtigung.

Ebenso wenig hat der Dichter Isolden als Zugenheidin angelegt. Daß sie als Mädchen nur Kranken Theilnahme zeigt, erscheint uns als verkehrt. Die Rache, die sie an dem wehrlosen Kranken nehmen will, läßt sie als barbarische Virago erscheinen. Daß sie ohne Widerstreben in die Ehe mit Marke willigt, ist ein Frevel gegen die Liebe, die in der Ehe ihre sittliche Berechtigung erhält. Daher drängt sich ihr die Liebe nun verboten auf und führt sie ins Verderben.

Den alten Marke wird hoffentlich Niemand bedauern. Ein so durchaus schwacher Herr, dessen ganzes Treiben nur immer auf Plaisir ausgeht, dessen Rätze so albern, dessen Ritter so wurmfäßig sind, muß nothwendig Land und Frau einbüßen, wenn Angriffe auf dieselben unternommen werden.

Natürlich sind alle Figuren des Gedichtes so weit, als ihr Charakter es zuläßt, poetisch gehoben; natürlich hat der Dichter die allgewaltige, glühende, bis in den Tod sich bewährende Liebe Tristan's und Isoldens, die, der Pflicht gegenüber, ihre große natürliche Berechtigung hat, mit allem Zauber seiner Poesie ausgestattet. Vielleicht hat er diese Liebe — und dann wäre allerdings das Gedicht nicht ganz wahr, oder wie Servinus sich ausdrücken würde, nicht ganz moralisch — zu hoch gehalten; wenigstens sagen zwei Stellen nach meinem Gefühle zu viel.*)

Was nun das Verhältnis der Immermann'schen Bearbeitung zu Gottfried's Gedicht angeht, dem es ebenfalls nicht vergönnt war, sein Werk zu enden**): so ist sie, wenn auch hin und wieder ein Vers fast wörtlich aufgenommen ist, eine durchaus freie und entspricht dem Begriffe des Kunstwerks in weit höherm Grade. Zwar findet man bei Gottfried auch eine Fülle der Poesie und die Liebes Schilderungen zeichnen sich durch große Wahrheit, Tiefe und Feinheit aus; nichtsdestoweniger ermüdet aber seine immer vom Ei beginnende, höchst ausführliche Erzählungsweise, in der das Gedicht (natürlich ohne die Fortsetzungen Ulrich's von Turenheim und Heinrich's von Freiberg) bis zu 20,000 Versen ausgesponnen worden. Immermann hat das Hauptgerüste der Fabel beibehalten, aber den Stoff zusammengezogen und in Romanzen gruppiert, die uns immer gleich mitten in die Sache versetzen.

*) S. 357, Str. 2, B. 7 und 8 und S. 367, Str. 2.

**) Es geht bis zum Zusammentreffen Tristan's mit Isolda vorüber.

Vieles ist auch umgestaltet, Vieles auf andere, meist glücklichere Motive gesetzt, so daß sein Gedicht als ein weit organischeres Gebilde erscheint. Dabei ist es ernst und sittlich würdiger trotz des Humors, der in demselben herrscht. Die trefflichen Schilderungen sind Immermann's Eigentum. Abweichungen von der Fabel Gottfried's sind beispielsweise folgende: Tristan tritt bei Immermann während der Jagd und nicht, wie bei Gottfried, schon vorher auf. Das Motiv mit den Schwalben, das Gottfried trotz des Vorgangs anderer Dichter verworfen, ist von Immermann wieder aufgegriffen; bei Gottfried frist Marke geradezu auf die Witte seiner Großen. Bei Immermann geht Tristan nur einmal, bei Gottfried zweimal nach Irland. Bei Gottfried fällt die Überraschung des Liebespaars in der Königin Kammer erst auf das Gottesurtheil, und Tristan's Tod ist ein zufälliger, nicht durch seine Liebe herbeigeführter. Überhaupt erscheinen die Liebenden bei Gottfried weit verschämter und persider, und Marke's Schwäche ist für den Dichter stets ein Gegenstand des Spottes.

Eine Bemerkung über Bearbeitung alter Stoffe finde hier ihre Stelle. Alte Stoffe tragen das Gepräge alter Zeit; die alte Zeit liegt aber unserm Interesse fern und selbst die geschickteste Behandlung kann uns einen solchen Stoff nicht völlig adäquat machen. Die Geschichte Tristan steht auf einem naiv kindlichen Boden, der uns unter den Füßen hinweggeschwunden, weil die Zeit ins Romanzealter getreten ist. Immermann war ein Sohn seiner Zeit und den Interessen des Tages mit ganzer Seele zugehan. Was ihm das Herz bewegte, floß ihm auch aus der Feder. Daher die Ironie gegen Marke's Hof und goldpapierernes Königthum, daher seine Satire gegen Pfaffensthum, die sich allwärts, besonders im achten Gesange geltend macht. Daher seine Grille vom Weltregimente im Eingange zur „Reisefahrt“ und Anderes mehr. Mit diesem modernen Standpunkte contrastirt nun offenbar der kindlich rohe Zustand, den die Fabel voraussetzt, und hauptsächlich das Wunder. Das Wunder kann in der Poesie nur noch im Märchen, das in Form und Inhalt der gläubigen Kinderwelt angehört, eine Stelle finden, nicht aber in einem epischen Gedichte, das den Gähner der jungen Zeit in sich trägt.

Immermann liebt es, die Frische und Kraft seiner Poesie, wie auch die seiner Prosa, durch Wörter, Wortformen und Redeweisen zu erhöhen, die von ihm neu gebildet, provincieel oder veraltet sind. Dadurch erhält das Gedicht eine Färbung, die diesem alterthümlichen Stoffe besonders wohlthut. Manche Wörter hätten freilich mit in die Anmerkungen aufgenommen oder, als der Masse der Leser fremd, vermieden werden müssen, wie z. B. Magen (Verwandter), Remenat (Kammer), Massoni (Genossenschaft) u. s. w., kiff (kalt leiste), gekannt (statt gekannt), fällt (statt fällt von fallen) und a. widerstreben gar zu sehr. Widerlöden (statt widerlegen) steht wol nur um des Reimes willen da.

Daß Immermann frei mit den Reimen schaltet, soll nicht gescholten werden; völlig reine und glatte Verse sind

weist schwächlichen Inhalts. Besonders muß an Stellen, wo der Erzählungston sich der Prosa nähert, größere Li- cenz stattfinden. Reime à la Byron wie Wasser — daß er lassen sich aber nur vertheidigen, wenn eine ko- mische Wirkung damit erreicht werden soll, was hier bei- weitem nicht immer der Fall ist. Schlecht und auf fal- scher Aussprache beruhend sind ferner Reime wie Sarg — Mark; Sekidng — Refrain; schwier'gen — Syrien, anderer kleiner Unrichtigkeiten nicht zu gedenken.

Viele Stellen leiden auch an schweriger Construction und Unklarheit; daher man mit dem Gedichte sehr wohl bekannt sein muß, wenn man es gut lesen will. Man vergleiche S. 54, Str. 2; 244, Str. 1 u. 2; 291, Str. 1; 329, Str. 1; 327, Str. 2; 329, Str. 2; 354, Str. 1; 378, Str. 2; 414, Str. 1. „Ihr Werken von dem Schiffe flieht zu Lande“ statt: sie schauen begierig nach dem Lande (380, Str. 1), ist doch gar zu künstlich ausgedrückt. An Rückert in nicht angenehmer Weise erinnern Stellen wie 261, Str. 3, und 275, Str. 2; an Byron, besonders an dessen „Don Juan“, 19, Str. 1, B. 3; 189 u. 108, Str. 2. Solch ironisirender Witz ist in der zwiespältigen zerrissenen Natur des großen Briten begründet; an Im- mermann scheint dergleichen nur durch die Lecture Byron's herangerkommen zu sein; denn die Stellen sind selten und dem Charakter des Gedichts fremd.

Endlich muß ich noch einige harte Contractionen rü- gen wie: mind'stens, lehr'st, hast's u. s. w.

Immermann ist Mann vom Wirbel bis zu Zeh; daher ist seine Poesie bisweilen nicht allein rauh und spröde, sondern auch roh. Man vergleiche z. B. 71, letzte Str. u. 234 — 238.

„Tristan und Isolde“ muß wiederholt gelesen werden, wozu das Gedicht schon selbst hinlänglich auffodert; dann tagen die dunkeln Partien, die Unbequemelten schwinden und man hat einen immer reinern, vollern Genuß. Ge- wiß hätte auch der Dichter noch manchen Flecken getilgt, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. Immer kann man dies sein letztes Werk dem Besten bei- zählen, was je gedichtet worden, und „Ränchhausen“ und „Tristan und Isolde“ sichern Immermann eine Stelle neben den ersten Sängern unserer Nation.

Trauernd hatte der greise Goethe gesehen, wie in der neuesten Poesie die Form immer mehr Oberhand über den Inhalt gewann. Immermann hat versucht, dem Inhalte wieder Geltung zu verschaffen. Goethe, der erst revolu- tionnaire aufgetreten war, hatte sich später der Antike er- geben und einseitig gegen die Welt verschlossen. Dagegen erfolgte die Reaction der Romantiker, die aber auch den Formen einer dahingeschwundenen Zeit huldigten. Den Übergang von ihnen zur neuesten Poesie bildet Immer- mann. In ihm klingt und verklingt noch die romantische Zeit, welche unsere junge Welt in Gedanken und That von sich abzuschütteln strebt; in ihm liegen aber auch die frischkräftigen Reime einer neuen Literatur, deren Inhalt aus dem Herzen der Nation genommen sein wird.

Die äußere Ausstattung des Buches ist befriedigend; leider sind nur der Druckfehler gar viele. Auch sollte der

Verleger bei einer neuen Ausgabe, die gewiß bald erfol- gen wird, auf eine sorgfältigere Interpunction bedacht sein und besonders einen häufigern Gebrauch vom Semikolon machen. Das Verständnis mancher auf den ersten Blick dunkeln Stelle würde dadurch bedeutend gefördert werden.

Schlüsslich muß ich noch bemerken, daß der erste Ge- sang im vorliegenden Buche in vielen Stellen von dem in ersten Jahrgange des „Rheinischen Jahrbuchs“ ge- gebenen Abdrucke abweicht. Da aber den Varianten im „Jahrbuch“ entschieden der Vorzug gebührt, so liegt die Vermuthung nahe, daß sie aus einer neuern Überarbei- tung des Dichters hervorgegangen sind, welche man bei der Herausgabe des ganzen Gedichts auffallenderweise zu benutzen versäumt hat.

Dr. R. A. Mayer.

The Canadas in 1841. By Sir Richard Bonnycastle. Zwei Bände. London 1841.

Die beiden, der Krone England angehörigen Canadas ha- ben in der jüngsten Zeit allen über den Kreis ihrer nächsten Umgebung hinausblickenden Lesern und Denkern sich auf eine Weise bemerkbar gemacht, daß jedes neue, jene Länder bespre- chende Buch im voraus einiger Beachtung gewiß sein kann. Das hat sich an unbedeutenden Werken bestätigt, die theils aus Courtosie, theils, um nicht auf die Gründe des Widerpruchs eingehen zu müssen, hier ungenannt bleiben mögen, und es wäre eine überraschende Ungerechtigkeit, wenn, was ihnen von der Günst des Zufalls geschenkt worden ist, den von Sir Ri- chard Bonnycastle, Oberlieutenant im englischen Ingenieur- corps, unter obigem Titel über Canada veröffentlichten zwei Bänden vorenthalten werden sollte. Es ist das jedoch um so unwahrscheinlicher, weil besagtes Buch sich nicht an die Zufäl- ligkeit der Zeitumstände anzuklammern braucht, sondern fest ge- nug auf eigenen Füßen steht. Der Verf. ist viel gereist und hat viel beobachtet, und ehe er sich auf Reisen und ans Beob- achten begab, sorgte er dafür, daß letzteres mit Geist geschehen konnte. Daher weiß er schon der Fahrt über das atlantische Meer, wie oft auch Seereisen geschildert worden sind, für den Zweck seiner Beschreibung frischen Reiz abzugewinnen, und das höchst einfach dadurch, daß er mit keinem Worte erwähnt, ob er schlecht oder gut gegessen, Champagner oder Bordeaux ge- trunken, weich oder hart geschlafen und die Seerkrankheit „in- nerhalb oder außerhalb der Grenzen des Anstandes“ gehabt hat. Statt dessen lockt er die Phantasie des Lesers, mit ihm merk- würdige Erscheinungen zu betrachten, Meerphänomene, wie sie allerdings Denen nicht sichtbar sind, die, wenn sie „Migraine“ haben, sich zu Bett legen, und wenn sie keine haben, sich an den „Aushängebogen ihrer neuesten Publication“ ergötzen. Das kummert Migraine und Aushängebogen die Leser eines Winter- oder Sommeraufenthalts in Canada! — „Bei unserer An- kunft im Golf von St.-Lawrence“, erzählt der Verf., „wurden wir plötzlich gegen zwei Uhr Morgens vom Obersteuermann alarmirt, der dem Capitain zurief, gefälligst aufs Verdeck zu kommen, indem lewäfts etwas ganz Ungewöhnliches zu sehen sei. Das Wetter war kalt, aber der Himmel rein und gestirnt. Ein schwacher Wind wehte aus Südwest und unsere Fahrt war so schnell oder langsam, wie sie bei einem solchen Zephyr anders nicht sein konnte. Im Momente hatte sich der Himmel südwärts bewölkt, genau über den Hochgebirgen der Grafschaft Cornwallis, und ebenso Augenblicklich war ein intens brillanter Lichtstrahl, einer feurigen Aurora ähnlich, lewäfts aus der See aufgeschossen und hatte Alles und Jedes, bis hinauf an die Raupspitze, deutlich erkennbar gemacht. Da hatten der Obersteuermann und sein Gehülfe das Steuer niedergelegt, die Schiffsmannschaft gerufen und den Capitain gewinkt. Schnel- ler jedoch, als sie das zu bewerkstelligen vermocht, berittete sich

das immer hellere Licht rings über die See; die bisher ruhigen Wellen stiegen an sich zu bäumen, und vom Lande her drohten schwere schwarze Wolken ein schreckliches Unwetter. Als ich aus Verweil kam, bot sich mir ein Anblick, wie ich ihn vermuthlich nie wieder haben werde. So weit mein Auge trug, war Alles eine einzige, furchtbar leuchtende Flamme und darüber hin zog sich längs der Basis des vor uns liegenden hohen, trostlosen, fassern Landes in unabsehblicher Klarheit ein langer, pechdicker Feuerstrahl. Die in jenen Breiten sehr zahlreich und großen Fische schienen erschreckt; durch weithin eingelebte Linien eines blendenden Lichts sahen wir sie in ungeheuren Haufen umherfliegen, gleich als glaubten sie für Zeit und Ewigkeit sich verloren. Der etwas färbere gewordene Wind hatte einen eigenthümlich hohen Klang, und nachdem ich lange eine Gasse beobachtete, die zu den seitlichen Meeresschauspielen gehörte, brach der Tag langsam und verdrüsslich an, fiel die Sonne in Feuer und Dunkel heraus. Das Einzige, womit ich die wahrhaft Schauder erregende Scene vergleichen konnte, würde sein zu sagen: wie Schiffe auf einem Feuersee."

Dies eine kleine Probe von der klaren, kräftigen Darstellungsweise des Verfassers. Sie geht in solcher Art durch das ganze Werk — nichts von Sentimentalität und Bimperl, nichts von Effecthascherei und geistiger Migraine. Die Erzählung schreitet natürlich fort und eben deshalb liest sie sich angenehm. Mögliche Belehrung wechselt mit wild romantischen Skizzen und nach Reisen durch ungemessene Urwälder folgen Fahrten auf jenen Winzern, welche der Geographie von Nordamerika ein so eigenthümliches Interesse geben. Mehrfach kommt auch der Verf. mit den Ureinwohnern in Berührung, mit den fesselnden Racen rother Menschen, deren ganze Organisation dem Einflusse der Verbesserung zu widerstreben scheint, und Ref. rechnet es zu den Vortheilen des Buchs, daß der Verf. Gefühl zeigt für die unglückliche Lage der Barbaren, ohne die Mängel und Schwächen ihres Charakters zu übersehen und ins Liebenswürdige zu malen. Wer Cooper gelesen hat — und wer hätte Cooper nicht gelesen? — ist bereits mit vielen Idiosyncrasien der nordamerikanischen „Rothhäute" bekannt. Doch keine, nicht die vollendetste Schilderung Coopers dürfte die wilden Männer des amerikanischen Festlandes treuer voranschaulichen als Bonnycastles einfache Erzählung von der Ankunft der Poutah-wah-tamish, eines vertriebenen Stammes, der vertrieben aus den Hinterwäldungen*) der Vereinigten Staaten, nach Canada übertrat, hier eine Zufluchtsstätte und britischen Schutz zu suchen. Bei der ersten Zusammenkunft ihrer Anführer mit den englischen Behörden gaben die Letztern ein extrem vortheilhaftes Kriegsschauspiel, in welchem sie treu nach dem Leben die einzelnen Operationen zu einem Überfalle vorstellten, den sie gegen einen amerikanischen Herrhaufen unternommen und der mit den nationalen Scalpiern gendigt. Ref. versagt es sich ungern, sowohl diese als manche andere Stelle auszuheben. Aber die kürzeste ist für den gestatteten Raum zu lang und ein Übersetzer wird dem Werke wahrscheinlich nicht entstehen.

Nächst der Unterhaltung fehlt es, wie bemerkt, nicht an nützlicher Belehrung. Der Verf. weist an, worauf der Reisende bei der Wahl eines Schiffes sein Augenmerk zu richten, mit welchen Vorräthen er sich zu versorgen und was er beim Landreisen in Amerika vorzüglich zu beobachten habe. Dann berichtet er von verschiedenen Städten in Ober- und Unter-Canada, von den dasigen Erwerbszweigen, von Allem, was bei Begründung einer neuen Niederlassung zu berücksichtigen, vom Preise der Lebensmittel und von den vielfachen Betrügereien, denen Einwandernde ausgesetzt sind. Besonders lobenswerth aber ist es, daß der Verf. von den Vereinigten Staaten, deren Bewohner und Institutionen spricht, er den Engländer vergißt und nicht nach dem Vorbilde mancher männlichen und weiblichen Feder thut, die das Publikum mit amerikanischen

Heroikern zu amüsiren gesucht haben. Solche Meinung geht dahin, daß zwischen einem amerikanischen und einem englischen Gentleman so gut wie kein Unterschied stattfindet und daß es im Interesse beider Nationen, allen Haß und Streit und alle Verurtheile von sich werfen. Wer kein Feind der Civilisation und kein Gegner der Freiheit, wird dem Oberlieutenant die Hand schütteln und, wenn nicht sagen, doch denken: das gute Gott!

18.

Bibliographie.

Kinsworth, Die alte St. Paulskirche. Eine Erzählung von der Pest und den Pestbebrünst. Aus dem Englischen übersetzt von C. Gusemühl. 3 Bände. 16. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Aus dem Leben und den Schriften des Magisters Perle und seines Freundes Mühl. Mitgetheilt von dem Dritten im Bunde. 2. Bandtheil, v. Bogel. 15 Rgr.

Bauer, Generalin, Das Ehrenschloß. Historischer Roman (1572). Übersetzt von Franz Larnow. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von J. Hartmann und A. Jäger. 10. Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr. 25 Rgr.

Charlotte und Marie. Briefe über die Gefahren des Pietismus für das weibliche Geschlecht. 16. Leipzig, Bieder. 15 Rgr. Dumas, A., Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orléans. 1429 - 1431. Aus dem Französischen von W. L. Beschi. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 11 1/2 Rgr.

Ehrard, A., Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesamten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen bearbeitet. 1ste Lief. Gr. 8. Frankfurt a. M., Zimmer. 1 Thlr.

Flugare: Carlin, Emilie, Emma's Herz. Roman. Aus dem Schwedischen von G. Eichl. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 10 Rgr.

Frey, E., Frankreichs Civil- und Criminal-Versaffung. Kritisch dargestellt. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 1 Thlr. 15 Rgr.

Stämer, Charlotte v., Die Geschwister, oder: Handwerk hat einen goldenen Boden. Erzählung. 8. Leipzig, Bieder. 24 Rgr.

Jagemann, E. v., Deutsche Städte und deutsche Männer. Nach Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft. Reisebilder aus den Jahren 1837 - 1840. 2 Bände. 8. Leipzig, Bieder. 3 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Mährchen: Amonach für Jung und Alt aus allen Ständen. Herausgegeben von Dr. Legis-Glückselig. Mit 20 Bildern. Gr. 12. Prag, Leitmeritz u. Leptitz, Neudau. 1841. 1 Thlr.

Kork, F., Stimmen aus dem Jenseits, oder das Todengericht im Grabe; den mündlichen Mittheilungen eines wiedererwachten Schreintodten getreu nachgezeichnet. 8. Bismar, Reigt. 22 1/2 Rgr.

Schelling und die Offenbarung. Kritik des neuesten Reaktionsversuchs gegen die freie Philosophie. Gr. 8. Leipzig, Bieder. 15 Rgr.

Schüller, Das Lied vom Pfarrer. Parodie auf Schiller's Lied von der Glocke. 2te, umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Hermannstadt, v. Hochmeister. 1841. 6 1/2 Rgr.

Smith, Horace, Der Geldmann. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 15 Rgr.

Soulié, F., Die Eroberung von Loulou. Eine historische Novelle. Aus dem Französischen übertragen. 8. Leipzig, Bieder. 15 Rgr.

Stuhr, P. F., Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. 2 Theile. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 4 Thlr. 10 Rgr.

*) Backwoods, wie in Nordamerika die von den Abhängebenden waldig liegenden Urwälder heißen.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Erster Band. Leipzig, Weber. 1842. Gr. 8.
2. Ungarn, seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1841. Von Miß Pardoe. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile. Leipzig, Reclam jun. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Die österreichische Monarchie läßt sich aus mehreren Gesichtspunkten betrachten, an welche sich überaus fruchtbare Folgerungen knüpfen. Zuerst als europäische Großmacht, dann als eine der deutschen Hauptmächte, drittens als Staatenganges mit Selbstzweck, endlich in ihren Bestandtheilen jeder mit mehr oder minder eigenthümlichen Zwecken. Betrachtet man Oestreich als europäische Großmacht, so findet man ihre Bestimmung in hohem Maße auf den Südosten unsers Welttheils hingewiesen, denn sie ist in ausgebehnterer Grenzbreite näher als jede andere Macht dem Brennpunkte, wo sich, nachdem Frankreich dauernde Ruhe erlangt haben wird, die großen Interessen Europas concentriren und sich vielleicht nur unter Kriegstürmen, wie es ihres Gleichen kaum je gegeben, in ein wünschenswerthes Gleichgewicht setzen werden. Als eine der deutschen Hauptmächte ist Oestreich ein wesentliches und unzertrennliches Glied jener sechsten europäischen Großmacht, welche das Unglück hat, von dem Verf. der „Pentarchie“ ignoriert zu werden, die aber unter dem Namen des deutschen Bundes die Zeiten der Ohnmacht und Zerrissenheit unsers Gesamt Vaterlandes vergessen macht und ihm sein natürliches und rechtmäßiges Gewicht in dem europäischen Staatensysteme wiedergibt. Als deutsche Macht ist Oestreich zugleich der Träger des germanischen Princips, welches das Recht obenanstellt und das Schwert nur für das Recht zieht, gegenüber sowohl der großen Slawenmonarchie, welche die eine Hand auf die Donau, die andere auf die Weichselmündungen legt, als jenem altersschwachen Reiche der Osmanen, das dem griechischen Kaiserthume in dessen letzten Zeiten so ähnlich sieht. Nach seinem Selbstzwecke als Staatenganges ist die Aufgabe Oestreichs, dieses aus so vielen verschiedenen Gliedern bestehende Ganze als solches zu erhalten und immer mehr, nicht zur Einheit der Gestalt, sondern zur innern Einheit der Kraft und Macht, der Bildung und des

Ruhms zu erziehen und zu erheben. Betrachtet man endlich die österreichische Monarchie nach ihren Bestandtheilen, so ergibt sich zuvörderst, daß mit Ausnahme der vormalig venetianischen Staaten, der gewesenen Republik Ragusa, Salzburgs, des Innviertels und Galiziens, welche durch feierliche Staatsverträge an das regierende Haus gekommen sind, sämtliche andern Reiche und Länder, aus denen sie besteht, kraft Erbrechts dem Geschlechte der Habsburger, deren weibliche Linie in ihnen allen nach Erlösung des Mannsstammes zur Herrschaft berechtigt war und ist, anheimgefallen sind. Das vorzüglichste Bindungsmittel dieser Bestandtheile liegt daher darin, daß das kaiserlich österreichische Haus in allen seinen Reichen und Ländern zugleich das eingeborene Fürstenhaus ist, ein Bindungsmittel von solcher moralischen Stärke, daß Völker, zwischen denen nicht ein geringer Grad von Abneigung, um nicht zu sagen Nationalhaß, besteht, von denen manche sogar, und namentlich die Ungarn, gegen die Beilegung des Namens Oestreicher protestiren, dennoch in ihrer Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus ebenso innig und feurig sind, als wären die 35 Millionen Unterthanen des Kaisers von Oestreich sammt und sonders Wiener. Der Mangel an nationeller Einheit wird daher ersetzt und ausgeglichen durch unwandelbare und unerschütterliche Unterthanentreue, und es ist diese Thatsache die glänzendste Lobrede auf die väterliche Pflichttreue und auf die vollendete Regierungskunst der österreichischen Regenten, welche die widersprechenden Interessen und die verschiedenartigen Nationalitäten so vieler ihrem Scepter unterworfenen Länder in Einem großen Brennpunkte, dem der Liebe und Anhänglichkeit, zu vereinigen verstanden haben. Alle diese Länder fühlen lebendig, daß sie in ihrer Gesamtheit eine europäische Großmacht bilden und genießen jedes in gleichem Grade die mit einer solchen Stellung verbundenen Vorzüge; aber sie tragen nicht alle in gleichem Maße bei, daß die österreichische Monarchie diese ihre für sie selbst und ganz Europa so segensreiche Stellung behaupten könne. In dieser Beziehung theilen sich die Länder des Hauses Oestreich in zwei an Umfang fast gleich große, an Zahl der Bevölkerung nicht sehr verschiedene Hälften: in die deutschen, italienischen und galizischen Erblande einerseits, in Ungarn mit seinen Dependenz und in Siebenbürgen andererseits. In den Erblanden ist die Regierungsgewalt

ungehemmt und die Besteuerung gleichförmig auf alle Unterthanen ohne Ausnahme gelegt. In Ungarn dagegen ist die Regierungsgewalt beschränkt und man braucht nur die Thatfache zu kennen, daß das Salzregal die bei weitem größte Quelle des Einkommens der Regierung bildet, um einzusehen, daß hier die Steuern nicht nur nicht gleich vertheilt sein können, sondern daß die mächtigste und reichste Classe nichts bezahlt. Die Folge davon ist, daß Ungarn nicht in dem Grade wie die übrigen Erbstaaten zu den öffentlichen Lasten beiträgt, welche unverhältnißmäßig stärker auf den letztern drücken, aber doch erschwungen werden müssen, um die Stellung Oesterreichs als europäische Großmacht, die für Ungarn gleich wohlthätig war und ist wie für die übrigen Länder dieser Monarchie, mit Würde, Nachdruck und Einfluß behaupten zu können. Ja, so sind die Verhältnisse, daß, ließe sich denken, Ungarn wäre plötzlich getrennt von dem Ländercomplex des Hauses Habsburg und darauf verwiesen, sich lediglich aus eigenen Kräften als europäisches Reich zu behaupten, die jetzige Besteuerung daselbst und noch gar vieles Andere kein Jahr zu bestehen vermöchte. Wenn es daher richtig ist, und schwerlich dürfte sich Jemand, der in der Geschichte erfahren ist, finden, um es zu leugnen, wenn es richtig ist, sage ich, daß Ungarn dem Umfande, daß es mit den übrigen Erbstaaten ein und dasselbe angestammte Herrschergeschlecht besitzt, die Bewahrung seiner Nationalunabhängigkeit und seiner Verfassung verdankt; wenn kein Ungar in Abrede stellen wird, daß sein Vaterland sich nach dem Tode Karl's VI. wie Ein Mann erhob, um dieses unschätzbare Gut zu behaupten; wenn das Schicksal eines benachbarten, einst so großen Reiches als warnendes Beispiel dasteht, wovor Ungarn durch seine Mitgliedschaft unter den Kronen des Hauses Oesterreich bewahrt worden ist; wenn es endlich weder wollen kann noch wollen darf, daß es der Bestandtheil einer europäischen Großmacht zu sein aufhöre, vielmehr zu sehr von den Vortheilen, die daraus für dasselbe erwachsen, durchdrungen sein muß, um so etwas nur entfernt zu wünschen: so folgt für Ungarn die unabwiesliche Verpflichtung, in demselben Verhältnisse wie die übrigen Erbstaaten zu jenen öffentlichen Lasten, welche durch die Stellung des Kaisertums Oesterreich als europäische Großmacht bedingt und nothwendig sind, beizutragen, wenn anders die Zolllinie, die es von diesen Staaten trennt und deren Erträgniß bei weitem nicht hinreicht, um den übrigen Ländern nicht außer allem Vergleich höhere Steuern auflegen zu müssen, als Ungarn sie zahlt, jemals fallen soll. Es wäre nichtig, dagegen einzuwenden, Ungarn sei ein eigenes Reich, und aus dem Zufalle, daß es mit den übrigen Theilen des Ländercomplexes, welcher Kaisertum Oesterreich heißt, ein und dasselbe angestammte Herrscherhaus habe, folge keineswegs, daß es eben solche Steuern zahlen müsse wie die übrigen Länder: denn dieser Einwand könnte höchstens zu der Folgerung berechtigen, daß, wenn die Verwaltung dieser Länder mehr kosten sollte als die Ungarns, dasselbe hierzu nichts beizutragen habe, nicht aber, daß, soweit die äußern Verhältnisse, die Be-

hauptung der Unabhängigkeit und Würde, betroffen werden, Ungarn ein Recht besitze, viel weniger dazu beizutragen als die übrigen österreichischen Staaten, wie es denn keines Beweises bedarf, daß ihnen allen diese Verhältnisse in gleichem Grade gemeinsam, sie mithin alle verbunden sind, in gleichem Grade beizutragen. Und sowie die äußern Verhältnisse allen österreichischen Staaten gemeinsam sind, ist es auch die Staatsschuld, weil dieselbe nur zur Vertheidigung und Behauptung der Integrität, Unabhängigkeit und Würde der Monarchie, oder überhaupt zur Erreichung solcher Zwecke entstanden ist, deren Verwirklichung durch wohlthätige oder nothwendige Gesamtstaatsursachen geboten wurde. Sobald man daher in Ungarn zu der Überzeugung gekommen sein wird, daß es, obgleich es, wie Niemand leugnet, ein eigenes Reich bildet, den für die Unabhängigkeit und Würde der Gesamtstaaten des österreichischen Hauses nothwendigen Aufwand pro rata parte zu tragen in Recht und Ehre verpflichtet sei, wird auch einer gleichmäßigen Besteuerung aller Einwohner der Bahn gebrochen sein. Wer behauptet, daß es eine solche Verpflichtung in Recht und Ehre nicht gebe, müßte übersehen, daß ja Niemand leugne, der Titel: Kaiser von Oesterreich sei ein Titel uralter Würde, nicht aber die Bezeichnung kaiserlicher Oberhoheit in Ungarn, und wäre verbunden, den schwierigen Beweis zu führen, daß es nicht vornehmlich auch der König von Ungarn gewesen*), der als solcher zum Besten eben dieses Reiches sowie zu der seiner übrigen Staaten die langwierigen und blutigen Kriege durchgekämpft, welche das erste und höchste Gut der ungarischen Nation wie aller übrigen Nationen, Unabhängigkeit von fremder Botmäßigkeit, bewahrt und bezüglich**) wieder errungen haben.

Wenn es an sich schon als eine Forderung der Gerechtigkeit erscheint, daß Ungarn im Verhältnisse zu seiner Größe und Bevölkerung zu den Lasten beitrage, welche nothwendig sind, um mit dem Gewichte und dem Einflusse der österreichischen Monarchie sein eigenes Gewicht und seinen eigenen Einfluß zu behaupten; und wenn in dem Nichtbeitragen Ungarns zu diesen Lasten pro rata parte der Grund der weit höhern Besteuerung der übrigen österreichischen Staaten zum Theil und die Ursache der traurigen Nothwendigkeit, die Staatsschuld fast von Jahr zu Jahr zu mehren, wol ganz liegt: so bringt sich diese Anforderung als völlig unabwieslich auf, wenn man erwägt, daß in einer nicht fernen Zukunft es nach menschlicher Wahrscheinlichkeit solche Interessen, die Ungarn unmittelbar und zunächst berühren, sein werden, welche die vollste Machtentwicklung des österreichischen Kaisertums nothwendig und unerläßlich machen dürften. Wie man immer wünschen mag, das Reich des Sultans möge sich aus sich selbst regeneriren, so lehrt doch die Erfahrung einer langen Reihe von Jahren, daß dies schwerlich je-

*) Bekanntlich folgt auf den Titel: Kaiser von Oesterreich, in allen Classen sogleich der: König von Ungarn und Böhmen u. s. w.

**) In Betreff Ungarns für die Hälfte von Kroatien und für das Etorale.

malis zu hoffen steht. Die Stellung der Türken im europäischen Theile ihres Reiches ist bereits sehr schwierig; sie kann durch ein Zusammenwirken von Ereignissen, die weder vorauszu sehen noch zu verhindern sein dürften, vollständig unhaltbar werden; die osmanische Monarchie kann, und vielleicht vergehen nicht mehr zwei Jahrzehnte, bevor sie es wird, in den Zustand der Anarchie, formell wie materiell, versinken; und es möchte keine Frage sein, daß dann die Rechte der Krone Ungarn auf ihre alten, jenseit der Save und Donau gelegenen Dependenzien wiederaufleben. Sollte dann die Diplomatie den Kampf nicht verhindern können, sollte der Zusammenstoß vielfach verschiedener Interessen von der Art sein, daß sie nur durch das Schwert entschieden werden können, so wäre dies für Österreich ein rein ungarischer Krieg, aber die ganze Monarchie würde ihn mit allen ihren Kräften und Mitteln zu einem glorreichen Ende führen helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

1. Die Bandomire. Kurische Erzählung von Heinrich Laube. Zwei Theile. Mitau, Reyher. 1842. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Prätendent. Von Heinrich Laube. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 1 Thlr.

Die beiden, fast zu gleicher Zeit erschienenen Werke haben nichts als den Namen des Verf. miteinander gemein. In dem erstern, „Die Bandomire“, hat Heinrich Laube sein dichterisches Talent nicht ohne Glück festen, geschichtlichen Verhältnissen zugewandt: und wenn auch der Gegenstand selbst es gerade zu seinem bedeutsamern Kunstwerke hat kommen lassen, so ist doch die reiche und anmuthige Erzählung für den Dichter selbst ein bedeutender Schritt aus der Reflexions- und Tendenznovelle zum freien, objectiven Gestalten.

Wir suchen hier den vielverschlungenen und durch mannichfaltige Nebenumstände bedingten Stoff der Erzählung zu entwickeln, um unsere Bemerkungen darauf zu begründen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte in Kurland ein junger aus Böhmen eingewanderter Edelmann, Xaver von Bandomir. Derselbe besaß in dem Oberlande mehrer Güter als sogenannten Pfandbesitz. Der Indigenatadel war damals in Kurland die einzige politische Körperschaft, die auf festen und privilegierten Grundbesitz Anspruch hatte, und selbst der ausländische Edelmann mußte sich erst das kurlische Indigenat erwerben, ehe er im Lande seine Güter für immer besitzen und auf der Herrenbank an der Regierung des Landes und den beinahe souverainen Rechten des inländischen Adels theilnehmen konnte. So gehörte das Land und dessen Verwaltung ungefähr 115 Adelsfamilien an, deren Partei- und Familieninteressen das Land verwütheten, dasselbe der Politik Polens, Rußlands und Schwedens preisgaben und den Einfluß des regierenden, in Königsberg lebenden Herzogs, Ferdinand aus dem Hause Kettler, vollständig lähmten. Xaver war ganz der galante und oberflächlich gebildete Junker seiner Zeit; die Jagd, die Gesellschaft, die Weiber nahmen seine Jugend in Anspruch; er war so ein wohlgeleitener, befreundeter Genosse des kurlischen Adels, dem nur das Indigenat fehlte, um ein vollkommener Kurländer zu sein.

Xaver hatte bisher einem Fräulein Anastasia von Thoraden lebhaft den Hof gemacht, als er plötzlich diese einflussreiche Familie dadurch beleidigte, daß er sich ein ärmeres und beschiedenes Mädchen zur Frau nahm. Um die Erlangung des Indigenats war es für den Augenblick geschehen; aber der Bandomir dachte auch nicht an den Erwerb desselben, denn er lebte mit seiner schönen Gemahlin, die ihm zwei Knaben gebor, in

stetem Selbstvergeffen, und bis zum Verfall der Pfandgüter war es noch lang. Nach einem stillen, häuslichen Glück von zwei Jahren wurde Xaver aber zum Witwer. Koll hiermit in Kurland sein persönliches Interesse gelöst war, überließ er die beiden Knaben und die Verwaltung seiner Güter seinem gelehrten und bedächtigen Bruder und eilte, seiner Bildung und seinen Grundbesitzen nach, in den Krieg. Er diente dem Österreich, später dem Schweden. Erst nachdem sein Freund und Gehirter Karl XII. in dem Laufgraben von Frederikshall geblieben, kehrte der Bandomir nach zwanzigjähriger Abwesenheit in Begleitung eines treuen Dieners und Waffengenossen nach Kurland zurück. Hier hatte man weder seine Stellung vergessen, noch war er als schwedischer Offizier sonst ein willkommenes Gast; doch erlangte er in kurzer Zeit unter der einen Partei der Kurländer Ansehen und Einfluß, indem er die Fehden glücklich leitete, welche die Kurländer gegen die Raub- und Streifzüge des liefländischen Adels unter Anführung eines Hrn. von Chabelsky zu bestehen hatten. Auf einem dieser kleinen Kriegszüge geschah es, daß der schon gealterte Bandomir seinem innern Menschen nach eine merkwürdige Veränderung erlitt. Durch die Einwirkungen einer Nacht voll Schrecken, Todesgefahr und Winterkälte nämlich wurde sein physisches Leben von der naiven Hingabe an das äußere Leben entbunden und aus einem schmerzlichen Bewußtsein sittlicher und intellectueller Lere trat ihm das Bedürfnis nach eigener Bildung, Sammlung und väterlicher Pflichterfüllung entgegen. Der geistig gedrückene Bandomir sah jetzt das erste Mal, daß er seinen Söhnen das Indigenat sichern, und daß er die kräftigen, aber tief leidenschaftlichen Gemüther derselben durch geistige Vertiefung und Lebenserkenntnis mäßigen und veredeln müsse. Er suchte um das Indigenat nach, wurde aber von der Adelsversammlung besonders darum abgewiesen, weil er sein Gesuch nicht auf den Willen des Adels selbst, sondern auf die Zusage des dem Adel entfremdeten und feindlichen Herzogs gestützt hatte. Rasche und gekränkte Ehrgefühl im jugendlichen Herzen, verließen die beiden jungen Bandomire Kurland, um auf deutschen Universitäten nach dem Willen des Vaters ihre Bildung zu vollenden.

In diesem Prologe, der die Geschichte des alten Bandomir und mannichfaltige Berichte über die Localitäten und die politische Lage des damaligen Kurland enthält, liegen die Motive, auf welchen sich jetzt die eigentliche Erzählung entwickelt. Der äußerliche Ton der Darstellung gestaltet sich jetzt mehr zur Novelle, indem sich die Charaktere an den Begebenheiten selbst entfalten. Daß eine solche Zerspaltung aber, die den einen Theil der Dichtung aus dem eigentlichen Rahmen herausdrängt und den Dramatismus des Ganzen wesentlich verleiht, gerade bei Laube, der die formale Vollendung zum Wahlspruche hat, nicht gebilligt werden kann, ist klar. Nicht minder herrscht schon selbst in dieser Einleitung eine Ungleichheit und Zerrissenheit der Darstellungsweise, die nicht zu billigen ist, und die nur darin begründet sein kann, daß der Verf. über die Form seiner Dichtung nicht im Reinen war, als er sich anschickte zu schreiben. Ausführliche, gleichsam mit dem Crayon entworfene Zeichnungen und Individualisationen, denen hiermit das künstlerische Talent gar nicht abgesprochen werden soll, wechseln mit der nacktesten Erzählung, mit den Berichten von geschichtlichen und chronologischen Thatfachen. Auch über die Katastrophe, auf welche die Erzählung hinausläuft und in welcher durch physikalische Einwirkung Bandomir zum geistigen und sittlichen Richte gelangt, müssen wir eine Bemerkung machen. Niemand wird daran zweifeln, daß erschütternde äußere Begebenheiten auf das Gemüth und dessen Stimmungen großen Einfluß haben; aber daß eine strenge und gefahrvolle Winternacht bei einem zwanzigjährigen Kriegsmanne, der die Schicksale Karls XII. andächtig theilte und mit demselben den Ritt von Demotika machte, mit einem Schlage, urplötzlich, den Körper lähmen und den gesammten Geist auf eine höhere Stufe der Erkenntnis stellen könne, dies ist ebenso sehr gegen die Erfahrung als gegen die Natur des menschlichen Wesens und kann wol in eis-

nein Märchen, aber nicht hier, wo auf geschichtlichem Boden die realsten Lebensverhältnisse dargestellt werden, seine Stelle erhalten. Und — diese psychologische Gewaltthätigkeit, die uns in anderer Weise in den französischen Romantikern oft genug entgegentritt, hat auch hier, wie immer, kein ästhetisches Interesse, sondern höchstens das Interesse der Spannung; denn sie veranschaulicht nichts als den unmittelbaren Einfluß der Physik auf die Freiheit des inneren Menschen, eine kampflose Herrschaft der materiellen Gesetze über den Geist, die wol, in das Reich der Möglichkeit versetzt, demüthigen, aber nicht erheben kann.

Wir verfolgen nun jetzt die Geschichte der beiden jungen Bandomire; wie viel oder wie wenig dabei der Dichter der Wirklichkeit entlehnt, ist uns weder nöthig noch möglich zu bestimmen. Stanislaus, der Ältere, verweilt mit seinem Bruder Scipio mehrere Jahre in Deutschland. Auf einer Schweizerreise lernen die Jünglinge eine Dame nebst deren Tochter kennen; man fühlt sich gegenseitig angezogen; doch entwickeln sich unter den Reisenden keine bestimmten Verhältnisse. Plötzlich werden indessen die Bandomire aus der Schweiz von ihrem verwundenen und sterbenden Vater nach Kurland gerufen: sie finden aber in dem väterlichen Hause nur eine Leiche. In einem Zuge gegen die Lestländer hatte der alte Bandomir einen tödtlichen Schuß erhalten. Die Jünglinge leben nach diesem Unfall lange Zeit auf ihren kurländischen Gütern in tiefer Zurückgezogenheit: nur allmählig erwacht die Lebenslust wieder und die kurländischen Edelleute tragen selbst das Möglichste bei, die Brüder in ihren Umgang und den Lebenskreisel zu ziehen. Liebt man von der einen Seite die kräftigen und schönen Bandomire, so fürchtet und haßt man dieselben doch von der andern: denn ihr Stolz und ihre Abgeschlossenheit gefällt wol den Weibern und Jünglingen, aber nicht den klägern Männern. Die Bandomire waren aber auch wirklich gefährliche Leute. Ihr Haß gegen den Adel, der ihrem Hause einst das Indigenat verweigert, war nicht verschwunden; sie conspirirten gegenwärtig mit dem Herzoge Ferdinand, um einen gewaltthätigen Schlag auf das kurländische Adelswesen zu führen und sich selbst zu verschaffen, was man ihnen einst als Wittenden verweigert. Bei einem Feste, inmitten eines Theils des kurländischen Adels, werden durch einen Zufall die Gemüther der Adelligen so günstig für die beiden Brüder gestimmt, daß ihnen der Adelsmarschall freiwillig das feierliche Versprechen ihrer nunmehrigen Aufnahme in die kurländische Adelscorporation gibt; allein Stanislaus und Scipio, der frühern Beleidigungen und ihrer Pläne mit dem Herzoge eingedenk, weisen dieses ehrende Anerbieten öffentlich mit Hohn und Verachtung, wie meinen mit Brutalität, zurück; die hochmüthigen Jünglinge verlieren dadurch die Theilnahme Aller.

Bei diesem Feste tritt aber ein neues Ereigniß und eine neue Wendung des Schicksals der Bandomire ein: dieselben finden hier nämlich die beiden interessanten Damen aus der Schweiz. Es ergibt sich, daß die ältere die von Bandomir, dem Vater, verlassene Anastasia und die Gemahlin des kurländischen Edelmanns, Hr. von Knorre auf Gütern, ist, die jüngere aber Hedwig, die Tochter desselben. Hr. von Knorre ist aus doppeltem Grunde ein Feind der Bandomire: zuerst hat er von der Familie Thorbach diesen Haß geerbt, dann aber gehört er zu der kurländischen Partei, gegen die der alte Bandomir kämpfte. Ungeachtet dieser Verhältnisse, ungerachtet der sterbenden Vater die Söhne vor dieser Familie und dieser Partei gewarnt, ungeachtet der resignirte Scipio, der alte Onkel und selbst der alte treue Diener die dringendsten Gegenvorstellungen machen, läßt Stanislaus doch jetzt rückhaltlos seine Leidenschaft für Hedwig ausbrechen und wagt, ohne auf die warnenden Gesichter und auf die Rälte, ja Zurückweisung der Familie Knorre zu achten, in das Haus derselben einzubringen. Hedwig liebt den schönen Stanislaus nicht minder und schwört ihm ewige Liebe und Treue.

Eines Tages indessen geschieht es, daß Hr. von Knorre

den rückhaltlosen, zubeuglichen Stanislaus durch die Verlobung seiner Tochter kränken und für immer aus dem Hause treiben soll, als Stanislaus, darüber aufgebracht, den Hrn. von Knorre mißhandelt und mit dem Schwure aus dem Edelhofe flieht, daß er seine Hedwig trotz alles Sträubens des Vaters, trotz aller Mißverhältnisse doch zum Weibe nehmen werde. Stanislaus faßt darum den Plan, seine Geliebte zu entführen; er läßt sein Gut Brüggen besetzen, um in dieser Lage für sich und Hedwig eine sichere Schutzwehr zu haben. Eine Reihe interessanter und lebendiger Scenen und Situationen zwischen den Bandomiren und der Familie Knorre entwickeln sich jetzt, die den gegenseitigen Haß nur vergrößern und in denen sich die Bandomire durch ihren Muth, Kühnheit und leidenschaftliche Energie auszeichnen und die Herzen der Leser gewinnen. Stanislaus wagt immer das Leben, um seine liebende und geliebte Hedwig zu sehen; aber die Erfüllung des Schwurs wird immer unmöglich. Endlich soll Hedwig häßlos den kurländischen Edelmann Spabelsky heirathen, den Mann, der auf einem Streifzuge auf ziemlich unritterliche Weise den alten Bandomir erschoss. Der Tag der Trauung ist bestimmt; Hedwig sieht keine Rettung und muß sich fügen. Schon hat man sie in die Kirche geführt und die Trauung beginnt, als plötzlich mit 30 bewaffneten Jägern Stanislaus Bandomir vor der Kirche erscheint, und seine geängstete Braut aus der Mitte der erstaunten Scharerschaft davonträgt. Noch an diesem Tage wird sie sein Weib.

Die Scene ist unstreitig, was Kunst der Darstellung betrifft, die gelungenste und ausgeführteste des ganzen Werks. Nach einer kurzen Spanne Glucks, nachdem das Erscheinen des damals in Kurland herumstrolachenden und um die herzogliche Würde intriguirenden Moriz von Sachin die Flucht der beiden Gatten ins Ausland verhindert, bricht das Unglück und mit ihm die Vernichtung der Familie der Bandomire herein. Die öffentliche Verachtung, die sonst im Lande nie oder wenig ausgeübt wurde, verbindet sich mit Parteihass und Familieninteresse und wird um so nachdrücklicher. Stanislaus Bandomir wird förmlich belagert; er verteidigt sich mit außerordentlicher Tapferkeit, muß aber doch zuletzt der Gewalt und der List seiner Feinde unterliegen. Nach lebhafter Gegenwehr wird er bei der Einnahme des Hauses erschlagen und mit ihm alle die Personen, welche wir in der Erzählung kennen lernten. Hedwig wird über diesem großen Unglücke wahnsinnig und Scipio Bandomir, der bei der traurigen Katastrophe nicht persönlich zugegen ist, fällt durch eine ihm vom Familienhasse menschenähnlich zugesandte Kugel, als er eben über Feld reitet, um die wahnsinnige Hedwig, der er in der Stille auch sein Herz gewidmet, zu besuchen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Das Verwaltungs-Comité stattete vor kurzem der Gesellschaft der dramatischen Autoren Frankreichs seinen Bericht ab, aus dem sich ergibt, daß die den nochlebenden Mitgliedern gewährten Unterstüzungen in dem betreffenden Jahre 2812 Fr. betrugen. Die seit der Stiftung in rühmlicher Weise verwandten Summen belaufen sich auf 61,952 Fr. Außerdem erhielten während des Jahres 1841 die Erben Dalayrac's 533 Fr. 32 Cent., die Erben Sebaine's 1755 Fr. 91 Cent., die Erben Grétry's 1792 Fr. 15 Cent., die Erben Nicolò's 635 Fr. 64 Cent., die Erben Desaugier's 569 Fr. 61 Cent., die Erben Picard's 102 Fr. 41 Cent. Fehlt es in Deutschland so sehr an Gemeingeist oder so durchaus an Mitteln oder ist ein gewisser nach Hülfsung strebender heimlicher Hochmuth daran Schuld, daß wir bisher Verbindungen dieser Art, die uns so sehr Noth thäten, aus dem Schooße der literarischen Körperschaft noch nicht hervorgehen sahen?

2.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von C. A. Moriarty. Erster Band.

2. Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Miss Pardoe. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Es gibt keinen europäischen Staat, der nicht eine Grundsteuer hätte: sie ist es, deren Einführung in Ungarn wol verzögert, aber nicht auf die Dauer abgewendet werden kann. Wäre Ungarn nicht durch das gemeinsame Fürstenhaus im Verbande der österreichischen Monarchie, so würde dort die Grundsteuer längst eingeführt haben werden müssen. Denn der Grund und Boden, Felder und Wälder sind die sicherste Unterlage des Staatseinkommens, welches stets jene Höhe erreichen muß, die nothwendig ist, um die Verwaltung zu bestreiten und für innere und äußere Sicherheit zu sorgen. Die Grundbesitzer sind es ja zunächst, welche die Staatsgemeinde bilden, und sie sollten gerade das Vorrecht haben, zu ihren Lasten nichts oder am wenigsten beizutragen? Das ist, wo es besteht, ein anomaler Zustand, dessen Ende in jeder Beziehung wünschenswerth erscheint. Es ist zugleich ein Zustand, der mit Gefahren für den Grundbesitz selbst verbunden ist. Denn wenn nicht durch eine Grundsteuer die Norm gestellt wird, so viel wenigstens muß mein Gut, außer daß es mir das Leben und seine Bequemlichkeit fristet, noch baar eintragen, so fällt ein mächtiger Sporn weg, dasselbe zu verbessern und jene vortheilhaften, aber schwierig einzuführenden Veränderungen vorzunehmen, welche die so weit vorgeschrittene Ackerbauwissenschaft lehrt. Man bleibt auf dem Punkte stehen, auf welchem die Vorfahren standen. Eine noch viel höhere Gefahr, als in der Stagnation des Ackerbaus liegt, lauert aber in der Zukunft. Wenn der Mittelstand, dessen Entstehen und Fortschritte nirgend aufzuhalten sind, sich in einem Staate, wo keine Grundsteuer ist, zur Blüte entwickelt, so führt die Ungleichheit der Lasten zu einer Verstimmung, deren Folgen nicht immer zu berechnen sind. Mit dem Mangel einer Grundsteuer ist daher für diejenigen, welche eine solche Steuerfreiheit genießen, zugleich der Wunsch gegeben, die allein Mächtigen zu bleiben und die übrigen Stände darniederzuhalten. Staatsnothwendigkeit und Staatsbestes

sobern daher in jedem europäischen Staate das Bestehen einer allgemeinen, nach einem gerechten Maßstabe vertheilten Grundsteuer. Erst wenn diese in Ungarn eingeführt ist, wird es möglich sein, daß die der österreichischen Regierung nichts weniger als erfreuliche Zollschranke fällt, welche dieses Reich von den übrigen Staaten der Monarchie trennt. Das Bewußtsein, nichts zu zahlen, mag erfreuen, wen es will; gewiß ist aber das Bewußtsein, je nach seinem Besitzstande zu den Staatslasten beizutragen, ein edleres!

So unstreitig ein rationelles Finanzsystem schlechterdings unmöglich ist, wo die einzig richtige und zuverlässige Unterlage eines solchen, die Grundsteuer, fehlt: so wenig kann andererseits geleugnet werden, daß plötzliche Änderung eines allgemeinen Zustandes unratksam wäre. Es würde anfangs genug sein, die Anerkennung des Grundsatzes, daß der fruchttragende Boden, er möge wem immer gehören, besteuert werden müsse, zu gewinnen und dann die ersten Steueransätze ungemein mäßig zu machen, um jedes rasche Steigen des Preises der Lebensmittel in einem Lande, wo man gewohnt ist, sie fast zu einem Unwerthe zu kaufen, zu vermeiden. Zu gleicher Zeit müßten alle jene großen, aber einfachen Mittel aufgeboten werden, welche das Erträgniß von Grund und Boden vermehren. Hierzu gehört vor Allem die Herstellung von Communicationen im Königreiche. Jetzt sind diese in Ungarn so schlecht, daß selbst auf nicht allzu große Strecken der Transport der Landesproducte mehr kostet als diese selbst. *)

*) Der Verf. der „Pia desideria“ führt folgende schlagende Thatfache an: „Eines der ersten wiener Handelshäuser erhielt Anfangs August Auftrag, so viel Frucht, 50,000—100,000 Scheffel, nach England zu spediren, als nur immer mit Bestimmtheit bis Ende October dort anlangen könne. Nach Ende October eintreffend, könne aber diese Bestellung nicht mehr nützen. Wie viel glaubt man wol, hat dieses Handelshaus eingekauft? Nicht Einen Scheffel. Warum? Weil kein im ungarischen Getreidehandel theilhabender Geschäftsmann die Verbindlichkeit über sich nehmen wollte und konnte, die Frucht zur bestimmten Zeit aus dem Bannate nach Triest oder Fiume zur Einschiffung zu stellen. Und doch ist die Entfernung im Verhältniß zur anberaumten Zeit nur unbedeutend, der Weg nach diesen beiden Häfen aus Niederungarn eben und flach, das Land mit schiffbaren Strömen durchschnitten, kurz Alles, was anderwärts den Transport schnell und wohlfeil macht, ist zu Gunsten des ungarischen Products.“

Sobald Ungarn mit einem Netz von Hauptstraßen, Verbindungsstraßen der Hauptstraßen, Communal- und Vicinalwegen überzogen sein wird, wird der innere Verkehr eine solche Thätigkeit entwickeln und einen solchen Aufschwung gewinnen, wird zugleich dem Innern des Landes ein solcher Abfah der Producte nach dem Auslande geöffnet sein, daß sich binnen kurzer Zeit die Einkünfte der Grundbesitzer verdoppeln müssen. Ihr Getreide würde, statt jetzt zum Theil zu verkaufen, auf dem Weltmarkte erscheinen und England, Südfrankreich, Süditalien würden ihre Cerealien, statt in den fernern Häfen der Arim, zu Trieste und Fiume haben. Das würde den Ackerbau heben und die größere Entwicklung desselben zugleich alle jene Verbesserungen herbeiführen, die ihn anderwärts auszeichnen. Ein Gleiches würde mit dem Weinbau stattfinden, mit dem Bau von Hüpfanzen, mit dem Tabackbau, mit dem Hanf, welchen England aus Ungarn statt aus Rußland beziehen würde*), und mit vielen andern Dingen, die noch in der Scholle stecken, oder erst wie in den Anfängen aller Cultur betrieben werden. Durch die Gesamtwirkung des gehobenen innern Verkehrs, dessen Steigerung einer fast unendlichen Progression fähig ist, und des Handels mit dem Auslande würde der Bodenwerth in ganz Ungarn außerordentlich zunehmen; die ungeheure Zahl derjenigen Grundbesitzer, welche überschuldet ist, würde aufhören das zu sein, und jene, welche zwar nicht überschuldet sind, aber die größte Mühe haben, wenn ihnen ein auf ihrem Grundstücke haftendes mäßiges Capital gelündet wird, das Geld herbeizuschaffen, ja das oft gar nicht vermögen, würden dies dann mit Leichtigkeit können. Das Alles würde durch die große Maßregel, Ungarn systematisch und allgemein mit guten Communicationen zu versehen, in kurzer Zeit erzielt werden: sie sind es, auf deren Zustandbringung die erste Sorge gerichtet sein muß, und mit der entsprechenden Entwicklung des Nationalreichthums, der jetzt zum größten Theile todt liegt,

*) In Betreff des Hanfes erzählt der Verf. der „Pia desideria“ ein Beispiel, welches die Industrie und den Handel Ungarns ebenso sehr charakterisirt, wie der Umstand, daß das Salzmonopol die Hauptfinanzeinnahme bildet, sein Steuersystem: „Die englische Marine bedarf jedes Jahr 600,000 Centner Hanf, der aus Rußland bezogen wird, das, diesen Handel als Monopol treibend, ungeheuren Gewinn dabei macht. Die Tonne Hanf zu 20 Centnern kostet in England ungefähr 300—350 Gulden C.:R. In Ungarn kostet der Centner 8 Gulden C.:R. Englische Kaufleute, die den Nutzen dieser Speculation einsahen, wandten sich nach Ungarn; und in der That fand man, daß der ungarische Hanf an Qualität keinem in der Welt nachstehe. Die unter englischer Aufsicht abgeschickten Proben übertrafen jede Erwartung. Als aber später bedeutende Bestellungen gemacht und die Behandlung und Versendung der Waare der ungarischen Industrie allein anheimgestellt wurde, war nicht nur die Bereitung des Hanfes durchaus nicht von der Art, wie sie für den englischen Gebrauch erforderlich ist, sondern auch Abfall war in das Innere der Ballen gepackt, um ihr Gewicht zu vermehren. Diese Nachlässigkeit einer, und diese Unredlichkeit anderer, setzten hatten zur Folge, daß die englische Admiralität seit zehn Jahren den Hanf förmlich ausgeschlossen hat.“

würden sich alle damit verbundenen notwendigen und wohlthätigen Folgen von selbst einstellen. Wer Ungarn gute Straßen gibt, wird sein größter Wohlthäter sein und im dankbaren Andenken der Nachwelt als Schöpfer ihres Wohlstandes fortleben, wie Karl VI. für die österreichisch-ungarischen Erbstaaten des Hauses Habsburg. Mit Leichtigkeit würde dann eine gerechte und gleichmäßig vertheilte Grundsteuer erhoben werden können; die Ungleichheit der Besteuerung zwischen Ungarn und seinen unauf löslich verbündeten Nachbarländern würde zu einem großen Theile wegsallen, die Zollschranken würden aufgehoben, das überaus veratorische Salzmonopol*) modifizirt werden. Die gesammte österreichische Monarchie würde gewinnen, Ungarn selbst das Meiste.

Die reichste Phantasie kann sich kein genügendes Bild entwerfen, zu welchem Grade der Blüte Ungarn sich emporheben kann und wird, sofern es selbst ernstlich will. Boden und Klima sind günstig wie kaum irgendwo sonst, die Menschen sind bildungsfähig und es bedarf nur des mächtigen Hebels der Überzeugung, daß das Heraustreten aus dem altgewohnten Gleise zum Glück führt, um alle Kräfte zu lösen. Ungarn kann der erste Ackerbaustaat von Europa werden, und wenn es sich vor Pauperismus, Fabrikbevölkerung und zu weit getriebener Zersplitterung des Grundeigenthums bewahrt, Uebel, die in diesem Lande jetzt nicht heimisch sind: so werden alle Nachbarstaaten gerechte Ursache haben, mit einigem Gefühle von Neid nach dem Königreiche zu blicken, das sie jetzt mit einer Art mitleidsvoller Selbstschätzung betrachten, indem sie bedenken, wie viel für dasselbe die Natur und wie wenig die Menschen gethan haben. Es gibt kein Land in der Welt, in welchem mehr Patriotismus herrschte als in Ungarn, und sobald derselbe auf das richtige, das erreichbare, ja nothwendige Ziel hinsteuert, den anomalen Zustand dieses Reiches aufhören zu machen und es mehr jenem der blühendsten Staaten Europas zu verähnlichen, ohne darum deren tiefeingewurzelte Uebelstände zugleich sich aufzubürden, so wird derselbe Wunder wirken. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Ungarn in seiner Verfassung, außer der englischen die älteste in Europa, ein geistiges Gesamtelement höchster Potenz besitzt, welches, weit entfernt, starrtes Festhalten am Alten vorzuschreiben, durch das rege, öffentliche Leben, das es bedingt und verweirlicht, kraft dem der menschlichen Natur inwohnenden Triebe zum Fortschritte, zu diesem auffodert, ja drängt. Niemand wünscht das Aufhören dieser Verfassung und die Regierung hat constant bewiesen, daß sie dieselbe aufrichtig ehrt, in ihrem Geiste wirkt, nur innerhalb ihrer Grenzen regiert und von der Zeit, der bessern Aufklärung der Ungarn über ihre wahren Interessen und dem steigenden Vertrauen in alle Absichten des Königs die Erledigung jener, für das Land wohlthätigen Punkte erwartet,

*) Die Natur hat in Ungarn das Salz mit verschwenderischer Hülle ausgestreut. Aber wehe dem Bauer, der die Salzquellen auf seinem eigenen Boden benützt: er ist der unnachlässigen Strenge der Gesetze verfallen!

bei denen die Reichsstände in seine Wünsche einzugehen, noch nicht für gut gefunden haben. Man hat überhaupt im Auslande vielfach eine äußerst irrige Vorstellung von dem Geiste der österreichischen Regierung. Man hält sie aus Princip für nicht bloß abgeneigt, sondern für schroff und feindselig gegenüberstehend Allem, was einer Volksvertretung ähnlich sieht. Das oberste Princip der österreichischen Regierung ist aber das Recht, und welche Verfassung wo immer zu Rechte besteht, die ist ihrer Achtung, wenn es ein auswärtiges Volk betrifft, und ihrer unverbrüchlichen Haltung, wenn es ein Land angeht, das zum österreichischen Staatencomplex gehört, sicher und gewiß. So besitzt Bessarabien eine fast demokratisch zu nennende Verfassung, es besitzt sie seit uralter Zeit, es besitzt sie noch und wird sie besitzen, so lange es österreichisch bleibt, hoffentlich also ewig. Dasselbe ist der Fall mit Ungarn, mit Siebenbürgen. Man sollte meinen, daß die Hemmnisse, denen die königliche Gewalt in diesen Ländern unterworfen ist, im Gegensatz zu der fast unumschränkten Schnellkraft, womit sie in den übrigen österreichischen Erbstaaten ausgeübt wird und werden darf, eine Art von Unwillen hervorbringen sollten, dessen Spuren auf die eine oder andere Weise sichtbar würden. Nichts von dem wird man aber entdecken, wenn man die Geschichte des merkwürdigen letzten Landtags durchgeht. Das Übergewicht an Ruhe, Leidenschaftlosigkeit und Selbstbeherrschung war, wie dies auch sein soll, rein auf Seite der Regierung, welche keine Erweiterung ihrer eigenen Rechte verlangt hat. Sie herrscht in und mit der Verfassung, sie will das Gute, will es beharrlich und unablässig, aber nur auf dem verfassungsmäßigen Wege. Noch mehr, sie hat in ihrer hohen Einsicht erkannt, daß bei einer freien Verfassung auch außerhalb der landtäglichen Rundgebung der Meinungsfreiheit Wort und Schrift so wenig als möglich beschränkt werden dürfen. Man werfe einen Blick auf die gegenwärtige öffentliche Presse in Ungarn, und was wird man entdecken? Neben der Censur eine Zeitungsfreiheit, mit welcher die französische zu vergleichen eine Lächerlichkeit wäre und die man jetzt außer Ungarn nur in England findet. Und immer mehr und mehr verbreitet sich, immer tiefer und tiefer wurzelt in Ungarn die Überzeugung, daß die Regierung den Fortschritt durch die Verfassung ernst und beharrlich will, und so wird er nicht ausbleiben, und so wird dieses Land bald jene Stufe des Glücks und Glanzes ersteigen, zu dem es durch alle Gaben, welche die Natur dem Boden und den Menschen verleihen kann, so laut berufen ist. Die in den Zeitungen vor einiger Zeit veröffentlichte Erklärung eines der berühmtesten ungarischen Großen, eines der einflussreichsten Patrioten und eines der schärfsten politischen Denker wird kein vereinzelt Beispiel bleiben, und möge der nächste Landtag oder Reichstag, wie es die Ungarn lieber hören, Alle um die Regierung in der Gesinnung versammeln, die jenes denkwürdige politische Glaubensbekenntnis enthält.

(Der Beschluß folgt.)

1. Die Wandomire. Kurische Erzählung von Heinrich Laube. Zwei Theile.

2. Der Prädentent. Von Heinrich Laube.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Es ist nicht zu leugnen, daß der Dichter in seiner Erzählung eine reiche Fülle von interessanten und wohlmotivierten Thatfachen, die in dem Familien- und Standesinteresse wurzeln, entwickelt hat: und obgleich er mit Klugheit und Schmiegsamkeit Alles vermieden, was irgend eine tiefere Betrachtung der geschichtlichen und politischen Stellung dieses Landstriches zur Schau tragen könnte, so erhalten wir zusammengefaßt doch ein treffliches und allgemeines Bild von der kurischen Adelswirtschaft. Indessen hätten wir doch an dem Einzelnen so Manches anzusetzen. Heinrich Laube, der in seinen dramatischen Arbeiten erst kürzlich gezeigt, daß er Individuelles wol zu begreifen und darzustellen versteht, kann von gewissem, ihn aus seiner jugendlichen Periode begleitenden Lieblingsfiguren nicht lassen, die seine Sorgfalt weniger verdienen und ein weit geringeres Interesse in der That besitzen, als er glaubt. Wir meinen jene sogenannten Kraftmenschen, die Laube „festgenietete“ Gemüther nennt, die er aber rohe Gemüther nennen sollte. Ein Kritiker meint irgendwo, Laube hätte in die Persönlichkeit des Stanislaus die ganze Kraft seines Genies gelegt: das ist, im Ernst gesagt, lächerlich. Stanislaus ist ein Jüngling, der sich vor andern durch die Festigkeit seiner Gemüthsaffecte, sonst durch nichts auszeichnet. Diese „tiefen“ Leidenschaftlichkeit, die es zu nichts als zur rücksichtslosen Eroberung eines Weibes bringt, ist nichts Größeres und Kleineres als das Temperament, als das allerdings unverdorben, aber siedende Blut, das mit seinen abstracten Affecten wenig Poesie hat und die Situationen wie die Charakteristik bald erschöpft. Es ist nichts Leichter, als solche abstracte Helden aufzuführen; sie kommen und sterben oder sterben mit physischer Energie, wie eben der Dichter will. Sollte sich darum Laube von diesen Gestalten mehr fern halten, so würde ihm gewiß ein weit reicheres Feld für die Entwicklung seiner Gestalten offen stehen; die abstracte Reflexion, die hinter oder vor der Figur herläuft und sich nicht selten mit Präntension geltend macht, würde verschwinden und ihren geeigneten Ausdruck in der lebendigen Entfaltung des Charakters selbst finden. Da im Verlauf der Geschichte die Rache doch nicht eigentlich dem Geschlechte, sondern den Einzelnen gilt, so möchten wir es auch nicht notwendig noch schön finden, daß der Fall von Stanislaus und Hedwig dem Leben der Andern einen plötzlichen Untergang bereitet: die ganze Erzählung läuft in ein wahres Pünimorden aus, das die poetische Befriedigung durchaus verlegt. Styl und Diction sind im Ganzen einfach, klar und rein, nur in einzelnen Stellen, wie I, S. 69 u. II, S. 2 machen sich einzelne Reflexionen in einer unverdienten und geschräubten Weise breit. Möge der geachtete Verf. in diesen Aussetzungen keine Feindseligkeit, sondern nur Offenheit und Wahrheitsliebe erblicken.

Das zweite Buch von Laube hat weder ein rein wissenschaftliches, viel weniger ein dichterisches Interesse, sondern es berichtet, prüft, regt zur fernern Untersuchung und Enthüllung eines Lebensschicksals an, dessen Aufklärung uns entweder ein großes Unglück, oder eine erstaunliche, psychologisch und moralisch immer merkwürdige Täuschung vor die Augen führen würde. Schon vor vielen Jahren stand in Deutschland ein Mann auf, der sich für den letzten Dauphin von Frankreich, für den Sohn Ludwig's XVI. erklärte. Der junge Prinz, behauptet derselbe, sei nicht im Temple in den Händen des Schreckes Simon gestorben, sondern durch Hülfe seiner Freunde entflohen und nach unendlichen Gefahren, Leiden und Abenteuern endlich nach Deutschland gekommen. Dieser Mann nennt sich im gewöhnlichen Leben Raundorf und ist derselbe, von dem neuerdings die politischen Blätter aus London mehrfach berichtet haben. Raundorf lebte früher mehr als 20 Jahre als Uhrmacher in Berlin, Spandau, Brandenburg und Krossen. Von

hier aus machte er bis zur Julirevolution bei der preussischen Regierung, bei den Bourbons, selbst bei andern Monarchen Europas in Briefen und Memoiren seine Prätendentenschaft geltend, stellte sich als das unglückliche Opfer der Politik hin und appellirte sogar an die öffentliche Meinung und das Rechtsgesühl von Europa. Man hielt ihn bald für einen Narren, bald für einen Betrüger und meinte eine Zeit hindurch, er sei von Geburt ein polnischer Jude. Nach der Julirevolution ging Raundorf nach Paris und seine Ansprüche gewannen dadurch, daß ihn dort viele Leute, welche den Dauphin gekannt hatten, als Ludwig XVII. erkannten, sowie, daß die französische Regierung sich zu wiederholten Malen weigerte, diesem Prätendenten, wie allen andern, den Proceß vor dem Gerichte zu machen. Er ward, statt seine Prätension gerichtlich zu untersuchen, aus Frankreich verwiesen und lebt seitdem mit seiner Familie in London, wo er sich bekanntlich mit Erfindungen von Berührungsmaschinen beschäftigt und von seinen Anhängern unterstützt wird. Wer dieser Mann bestimmt sei, wann er seine Ansprüche zuerst geltend gemacht, welches seine früheren Lebensschicksale gewesen, das ist bis jetzt völlig unermittelt geblieben: die preussische Regierung selbst, unter welcher er so lange gelebt, hat ihm auf sein Verlangen erklärt, daß sie ihn nie für einen polnischen Juden gehalten. Er selbst gibt vor, die furchterlichsten Drangsale und Verfolgungen erlebt zu haben, kann es aber nicht beweisen, da die Personen, auf welche er sich beruft, entweder nicht zu ermitteln oder geflohen sind. Seine schriftlichen Zeugnisse will er besonders durch Lecocque und den Minister Hardenberg verloren haben. Viele Thatsachen sprechen inessen für die Ansprüche dieses Mannes, ohne doch dieselben bis zur Evidenz zu begründen; viele, vielleicht noch mehr Dinge, sprechen aber auch gegen ihn. Daß der Dauphin nicht im Exemple geflohen, sondern entflohen, dies steht nach dem Zeugnisse unterrichteter Personen fest. Raundorf ist mit Einzelheiten aus dem Schicksale der unglücklichen Bourbonsfamilie, selbst mit den Details so genau bekannt, daß es Staunen erregt: seine Aussagen weisen hier nur wenige Unsicherheiten und Widersprüche auf, die nach Lage und Zeit kaum in Betracht kommen dürften. Die Bourbons sind nie auf seine Reclamationen eingegangen; es sollen ihm vielfache Anerbietungen gemacht worden sein; er hat mehrere lebensgefährlichen Mordanschlägen unterlegen, bei denen jedoch immer noch die Möglichkeit vorhanden ist, daß er sich die Verletzungen selbst zugefügt. Er trägt an seinem Leibe nicht allein ein bekanntes Zeichen des fraglichen Dauphin, sondern seine Gestalt, sein Gesicht, selbst seine Manieren tragen, wie alle seine Kinder, den Typus der Bourbons. Wiewol während seines Aufenthalts in Preußen Raundorf der Falschmünzerei und der Brandstiftung angeklagt worden, so liegt auch die Geschichte dieser Prozesse, selbst seine Strafe im Dunkeln: und die Leute, welche ihn kennen, behaupten, daß er im bürgerlichen Leben ein Mann von sanftem, rechtlichem, frommem, ja frommeindem Charakter sei. Viele tüchtige Leute in Frankreich, freilich auch viele Schwache und Unzuverlässige, sind von der Wahrheit seiner Aussagen und Ansprüche überzeugt: man hat von ihm gesprochen und für ihn geschrieben, man hat sich alle vergebliche Mühe gegeben, eine gerichtliche Würdigung seiner Ansprüche, die er nur benutzen will, um Güter und Namen zu erwerben, einzuleiten. Aber besonders in letzter Zeit und seit dem letzten Mordanschlage sind mehrere achtbare Personen von ihm abgesprungen und haben ihn für einen Betrüger erklärt.

Der Verf. fährt alle die Punkte, welche für Raundorf sprechen, sowie alle diese an, welche gegen ihn sind; er verliert sich in ein Labyrinth von Aussagen, Thatsachen, Meinungen und Vergleichen. Allein das Resultat dieser scrupulösen Forschungen ist kein anderes, als daß die Wahrheit nach Dem, was vorliegt, nicht ermittelt werden könne, daß, wolle man einen Schluß ziehen, er für den Prätendenten höchstens nachtheilig ausfallen könne: daß erst eine gründliche und weitläufige

gerichtliche Untersuchung im Stande sei, die unzweifelhaften Thatsachen zur Entscheidung festzustellen. Mit Recht sagt Hr. Laube: es würde der höchste Gipfel des Unglücks sein, das einem Sterblichen bezeugen kann, wenn Raundorf wirklich der Herzog der Normandie wäre und seine Ansprüche wie die Wahrheit seines unglücklichen Schicksals der Welt doch nicht zu beglaubigen vermöchte. Die Quellen, aus welchen der Verf. für sein undankbares Geschäft, zu welchem er durch achtbare, an die Ansprüche des Prätendenten glaubende und mit dessen Persönlichkeit vertraute Männer angeregt wurde, geschöpft hat, sind: 1) ein Mémoire, das unter dem Titel „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin“ aus Raundorf's und seiner Freunde Feder 1836 zu London erschienen ist; 2) ein von den Advocaten und Freunden des Prätendenten gegen die pariser Journale verfaßtes „Mémoire justificatif“; 3) eine früher veröffentlichte Geschichte desselben, die er eigenhändig noch als Ueberrichter in Krossen abgefaßt hat. Niemand wird nach dieser Sachlage dem Wunsch unterdrücken können, daß die Wahrheit über diese fragliche Prätendentenschaft durch eine gründliche, gerichtlich geführte Untersuchung an den Tag kommen möge, denn, welches Resultat sich auch ergebe, es wird immer von großem Interesse sein, daß die historische Wahrheit aufgeklärt und ein großes Unglück gemildert, oder daß das Gewebe eines Betrügers, eines Betrogenen oder eines Wahnsinnigen enthüllt werde, welches seines Gleichen in der Welt wol kaum aufzuweisen haben dürfte.

37.

N o t i z.

Wir lesen in einem französischen Journale folgende Parallele, die zwischen Sage und Wahrheit hin- und herschillert und die wir hier ohne weitere Bemerkungen mittheilen wollen: „Die Weisheit Goethe's gleicht sehr derjenigen Walter Scott's. Der Eine, wohl verstanden, ist mehr Professor (!) und mehr Deutscher, der Andere feiner, zurückhaltender, vorsichtiger, mehr Schotte. — — Sie achteten wenig (!) und haßten wenig. Schiller, der Enthusiast, war Goethe gegenüber, was, Walter Scott gegenüber, Byron war — entgegengesetzte Naturen, deren Gegensatz ihr Band war. Bei Goethe und Walter Scott handelte es sich um das Sehen, bei Byron und Schiller um das Fühlen. Die Begeisterung kam den beiden Ersten von außen (!), den beiden Andern aus dem Herdfeuer der Seele. Bei Goethe und Walter Scott war die Reproduction der Welt und der Charaktere, bei Byron und Schiller die Leidenschaft entscheidend. Die beiden Ersten waren wie das Licht, welches erleuchtet, die beiden Andern wie die Flamme, welche brennt. Walter Scott und Goethe sind alt geboren, Byron und Schiller jung gestorben; jene Conservative, diese Revolutionnaire. Man findet bei dem Dichter des „Kara“ und bei dem Dichter des „Don Carlos“ tausend verderbliche Grundfälle, welche uns, wollte man ihnen folgen, in einen Abgrund führen würden. Die Moral Walter Scott's und Goethe's, obgleich ein wenig egoistisch, ist leicht zu realisiren; sie neigt sich zu Montaigne und Gassendi; weniger erhaben als naive, mehr durch die Form als durch die Begeisterung poetisch, begründet sie einen Epithetismus der Pflicht, während Byron und Schiller Leidenschaft und Wollen in Fanatismus verwandeln. Goethe und Walter Scott sind nie enthusiastisch (?), ihr Genie macht sie nicht trunken; mit Ruhe prüfen sie ihren Gedanken. — — Ach! diese große ruhige und feierliche Harmonie eines immer wohlgeordneten Daseins ist nur wenigen Sterblichen zu eigen gegeben; fragt doch, ob Dante, ob Jean Jacques, ob Byron, ob Camoens sie befehlen haben! Sie war das Eigenthum solcher edeln Geister wie des armen Shakspere, des elenden einkamigen Cervantes, Goethe's, umgeben von den armseligen Placereien eines kleinen Hofes, Walter Scott's, welcher, 40 Jahre alt, täglich 12 Stunden arbeitete, um Anderer Schulden zu bezahlen. Die Welt weiß gar nicht, wie groß diese Männer sind!“ u. s. w.

2.

Sonntag,

— Nr. 142. —

22. Mai 1842.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von G. A. Moriarty. Erster Band.

2. Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Riis Pardoë. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile.

(Beschluss aus Nr. 141.)

Die beiden Werke, welche an der Spitze dieses Aufsatzes genannt sind und von denen das des Engländers unendlich gediegener ist als das der Engländerin*), liefern einen Commentar zu Dem, was wir soeben über den Zustand und die Vervollkommnungsfähigkeit Ungarns gesagt haben. Er scheint mehr mit den hervorragenden Männern der Oppositionspartei, sie mehr mit Familien, welche der sogenannten Regierungspartei angehören, verkehrt zu haben. Das ist nicht ohne Einfluß auf das Gepräge beider Bücher geblieben, erhöht auch durch Vergleichung das Interesse, was sie in vielen ihrer Partien einflößen. Darum aber liefert auch Paget ohne irgend eine Gegenbemerkung die Schilderung der Bezirksversammlung zu Szatmar, auf welcher ein ungarischer Großer die Regierung beschuldigt habe, sie sei beflissen:

den Adel gegen die Bauern und die Bauern gegen den Adel aufzureizen; beiden Theilen zu lehren, sich gegenseitig als natürliche Feinde zu betrachten, um durch Zerspaltung sie zu schwächen und so sich selbst zu stärken. — Hierbei brandmarkte er — fährt Paget fort — mit den härtesten Ausdrücken eine so verrätherische Politik, deren endlicher Zweck nur die Verabwürgung und Sklaverei des ganzen Landes sein könne. Seine Worte wurden mit Jubel aufgenommen, und außer dem Vicegespan, der eine solche Sprache als zu stark tadelte, dachte keiner daran, dem zu widersprechen, was Alle als Wahrheit fühlten.

Eine grundlosere Beschuldigung ist wol nie gegen eine Regierung geschleudert worden; eine Beschuldigung, mehr geeignet, in Ungarn Haß gegen sie zu erregen, hat noch Niemand erhoben. Das pflichtmäßige Streben der Regierung, das Loos einer hartgedrückten und zahlreichen Menschenclasse, der Bauern, allmählig auf verfassungsmäßigem Wege zu verbessern, in einen machiavellistischen Kunstgriff, die Bauern gegen den Adel zu verhetzen, zu

verwandeln und vor einer leidenschaftlichen Versammlung als solcher mit aller Kunst und allem Feuer der Rede zu bezeichnen, ist und bleibt eine That, mit der kein wahrhafter Freund Ungarns sich einverstanden erklären kann. Sie gehört der Geschichte an und wird von ihr gerichtet werden. Hr. Paget hat einen großen Theil von Ungarn und Siebenbürgen durchreist und gehört zu jenen Reisebeschreibern, welche ihr Ich in den Hintergrund stellen und hauptsächlich Das erzählen, was sie gesehen und beobachtet haben. Der Eindruck, den die Lecture seines Werkes hinterläßt, ist aber insofern ein peinlicher, als man, mit ihm das Land von einem Ende zum andern durchstreifend, sieht, wie kläglich so Vieles ist und wie herrlich es sein könnte, wenn die Menschen nur wollten. Wir heben, die Leser auf das wohlgeschriebene und gutübersehte Buch verweisend, ein Hauptbeispiel aus.

Debreczin, die Hauptstadt der Ebene — berichtet er — hat eine Bevölkerung von 50,000 Einwohnern. Den Namen des größten Dorfes in Europa, den ihm ein Reisender beilegt, verdient es auch wirklich; denn die breiten, ungespalteten Straßen, die ein Stodwert hohen Häuser und die Abwesenheit aller Landstraßen machen es dem Begriffe einer Stadt, wie ihn sich ein Europäer bildet, ganz unähnlich. Bei Regenwetter wird die ganze Straße eine einzige flüssige Kotzmaße, sobald die auf der einen Seite der Straße einquartierten Offiziere zu Pferde steigen müssen, wenn sie auf der andern zu Mittag speisen wollen. Anstatt einen Damm aufzuwerfen, hat man den Ausweg ergriffen, ein einzelnes Brett querüber zu legen, und es ist eine große Befestigung für den Pöbel, wenn einer aus demselben auf dem engen Pfade einem Soldaten (es liegen polnische Uhlanen hier, die dem Volke verhaßt sind) begegnet, diesen in den Schlammsee hinabzustößen!

Eine Stadt von 50,000 Einwohnern, zu der keine einzige Landstraße führt! Nur zwei Gutsbesitzer fand Paget, einen in Ungarn, den andern in Siebenbürgen, welche auf ihrem Grund und Boden bemüht waren, die Landwirtschaft nach neuen *) Grundsätzen auf den höchsten Stand der Blüte zu bringen. Beide aber hatten mit der Unwissenheit und dem bösen Willen ihrer Unterthanen zu kämpfen, besonders übel wurde dem siebenbürgischen Baron mitgespielt.

Als wir uns dem Dorfe näherten — erzählt Paget —, sprengte der Baron über einige recht gute Einhegungen und voran, um uns ein Feld Alee zu zeigen, welches eben zum

*) Es erschüttert sehr das Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit der Riis Pardoë, wenn sie alles Ernstes erzählt (II, 185), gegen den Räuber Schodri wären zu einer Zeit 90,000 Mann aufgeboden worden.

*) d. h. nach solchen, die in Deutschland lange schon üblich sind.

zweiten Male geschnitten war. Das war eine seiner frühesten Ackerbauverbesserungen gewesen, denn trotz der Masse Land, die er besitzt, litt er dennoch vorher im Winter oft ganzlichen Mangel an Heu und Stroh für seine eigenen Pferde. Auf vielen siebenbürgischen Edelgütern ist es nichts Ungewöhnliches, zu hören, daß Pferde oder Rindvieh verhungern, wenn der Winter hart oder einige Wochen länger ist als gewöhnlich. Dieses Klee- und Heu-Weidfeld sah man also als einen Schatz an, und man dachte sich seinen Schmerz, als er, gerade vor dem ersten Schnitt, eines Morgens hörte, daß die Bauern die Säune niedergerissen, alles Rindvieh des Dorfes auf das Feld getrieben und so die Ernte völlig verwüßt hätten. Die halbverhungerten Kühe verschlangen diese neuen Lederbissen so gierig, daß sie in der Folge fast alle starben. So verdrüsslich auch unser Freund über jenes Bosheitsstückchen war, so erstaunte er doch am nächsten Tage nicht wenig, als er hörte, daß nicht weniger als 30 derselben Bauern Prozesse gegen ihn einleiteten, weil er giftige Kräuter gepflanzt habe, um ihr Vieh zu tödten! Baron W. versicherte uns, dies sei nur eine der vielen boshaften Beleidigungen, die er sich durch seine Versuche, sein Gut und den Zustand seiner Bauern zu verbessern, zugezogen habe. Ich habe die Arbeitszeit (der Frohndienste) verkürzt, bemerkte er, ich habe den Betrag ihrer Lieferungen verringert; ich habe meinen Verwaltern unterlagt, einen Bauer ohne Verhör vor der Obrigkeit des Bezirks bestrafen zu lassen, und statt Dankbarkeit begagne ich nur Beleidigung von ihrer Seite; sie sehen die Versuche als Zeichen der Schwäche und Thörichteit von meiner Seite an.

Das ekelhafte Austreten der Weintrauben durch halbnackte Männer wird von dem Verf. umständlich geschildert und bemerkt, daß man in Siebenbürgen, ob schon es zum Weinbau von der Natur bestimmt sei, dessen Cultur ebenso sehr vernachlässigt als wenig versteht. „Überhaupt“, sagt er, „finden wir die Bauern in Siebenbürgen in viel schlechterem Zustande und in viel größere Unwissenheit versunken als in Ungarn.“ Das will viel sagen, wenn man vorher die Schilderungen gelesen hat, die Paget von den ungarischen Bauern entwirft. Mit Glück zeichnet er die verschiedenen Nationalitäten, welche in Ungarn und Siebenbürgen durcheinandergewürfelt sind.

Man beschuldigt den Magyaren — sagt er — der Faulheit, und wenn das so viel heißen soll, daß er nicht des Engländer's Arbeitsfleiß um seiner selbst willen besitzt, so halte ich diese Beschuldigung für eine verdiente. Ein Magyar wird sich nie rühnen, wenn er still sitzen, und wird nie gehen, wenn er reiten kann. Sogar Reiten scheint ihm zu viel Beschäftigung zu verursachen; denn gemeinlich spannt er vier Pferde vor seinen kleinen Wagen und macht so seine Ausflüge nach dem nächsten Dorfe oder Marktflecken. Dieser Mangel an Thätigkeit ist überdies noch von einem Mangel an Beharrlichkeit begleitet. Der Ungar ist leicht hoffnungslos und entmutigt, wenn eine Unternehmung nicht bei dem ersten Versuche glückt. . . . Der Magyar haßt Kränkungen und ausländische Nothen; er hält es für hinfällig, darüber mit den Worten abzusprechen: Selbst mein Großvater hat nie von so etwas gehört!

Wie sehr der eigentliche Ungar, der Magyar, sowohl die Deutschen als die Slawen, die Walachen und Juden haßt, darüber finden sich in Paget eine Menge charakteristischer Anekdoten. Die Juden scheinen diesen Haß zu verdienen, denn es ist in Ungarn, wie überall, wo sie auf dem flachen Lande sich ansiedeln: sie verderben den Bauer.

Sobald ein Jude — berichtet Paget — die Niederlassung in einem Dorfe erlaubt bekommt, werden die Bauern arm.

Wenn der Bauer Geld braucht, entweder durch zufälliges Unglück, oder um sich an seinem Hochzeitstage Lecker zu machen, oder um seinem Schutzherrn die gehörige Ehre erweisen zu können, so ist immer der Jude bereit, zu helfen, natürlich zu übertriebenen Zinsen. Alles, was der Bauer zum Wiederbezahlen hat, ist die nächste Jahresernte, und diese verpfändet er völlig, indem er dem Zinsfall oder seines Grundherrn Güte vertraut, um sich während des Winters durchzuhelfen. Dergestalt ist die Ernte oft verkauft, sobald sie nur geerntet ist, und für den Rest des Jahres ist der Bauer verpflichtet, für seinen Gläubiger zu arbeiten. Ich lernte viele Edelleute kennen, die sich aus diesem Grunde weigerten, Juden in ihren Dörfern wohnen zu lassen.

Sehr frappant ist folgende Bemerkung des vielgereisten Paget über die Juden:

Unter liberalen Regierungen, wo sie Schutz und Gerechtigkeit genießen können, sind sie selten; allein in der Türkei, wo ich einen zornigen Muselman einem Juden ein Ohr abschneiden sah, weil er nicht Handels einig mit ihm werden konnte, ist jede zweite Person, der man begegnet, ein Jude.

Merkwürdigerweise findet man auch in allen Gebirgsländern wenige Juden. In Dem, was Paget über den angeblichen Einfluß Rußlands auf die zahlreichen stammverwandten Slawen und die religionsverwandten Walachen sagt, scheint er den allgemeinen Glauben der Ungarn wiederholt zu haben. So sagt er bei Erwähnung der Choleranunruhen:

Ich habe es oft mit den stärksten Versicherungen der Wahrheit wiederholen hören, daß diese Ausfälle in Folge der Sympathie und der Hülfe, welche die nördlichen Provinzen Ungarns Polen gewährten und die selbst von den höchsten Autoritäten Österreichs begünstigt worden sein sollen, von russischen Agenten angestiftet wurden. Inwiefern diesem Gerüchte Glauben beizumessen sei, weiß ich nicht.

Noch bemerkenswerther aber ist folgende Stelle: Als politische Agenten und Spione des russischen Hofes sollen die walachischen Priester häufig benutzt werden, und ich bin völlig geneigt, es zu glauben, denn sie betrachten den Erzbischof von Moskau als ihren Primas und den Kaiser von Rußland als das Oberhaupt ihrer Kirche. Das Axiom der griechischen Kirche in Ungarn enthält ein Gebot für den Kaiser und König, wovon jedoch die Walachen nur den letztern auf ihren eigenen Monarchen beziehen, indem sie den ersten für den Kaiser von Rußland reserviren. Das wurde mir nicht nur von den Walachen erzählt, sondern auch von den Kroaten und Slavonern; unter welchen der griechische Glaube gleich vorherrschend ist und wo der Einfluß Rußlands noch durch die Lehnhaftigkeit der Sprache verstärkt wird. Vor einigen Jahren, als man vermutete, Österreich widersehe sich einigermaßen den Ubergreifen Rußlands, rief ein in Bucharest gedruckter und weit in Siebenbürgen verbreiteter Kalender die Walachen dieses Landes auf, den ungarischen Usurpatoren die Gewalt zu entreißen und lähn ihr eigenes Anrecht auf das Land ihrer Väter zu behaupten.

Ist es den Magyaren unter solchen geheimnißvollen Beziehungen zwischen Rußland und einem großen Theile der Bevölkerung des Landes, oder auch nur bei dem Glauben an das Dasein solcher Beziehungen zu verdanken, wenn sie auf die Verbreitung und Alleinherrschaft ihrer eigenen Sprache dringen? Was immer die Slawen gegen den hierauf bezüglichen Plan der Magyaren sagen mögen, der Grund, nach welchem dabei die Letztern handeln, liegt tief. Paget schlägt als das beste Mittel, das ganze Land zu magyarisiren, vor: „dem Ge-

nusse der politischen und der Municipalrechte die Bedingung der Kenntniß der Magyarsprache anzuhängen“.

Auch Miß Pardoe, in deren Schrift man, wenn sie gleich an Reichthum beschreibender Thatsachen mit dem Werke Pager's sich nicht messen kann, doch sehr viele interessante Dinge und höchst anziehende Schilderungen berühmter und hochgestellter Persönlichkeiten findet, sagt in Betreff der Hinnelung der Slaven zu Rußland, und was sie hierüber sagt, ist der gesellschaftlichen Kreise wegen, mit denen sie in Berührung kam und deren Echo sie zu sein scheint, um so beachtenswerther (II, 209):

Die Slaven beten öffentlich für den Kaiser von Rußland, selbst in der angarischen Hauptstadt, als für „unsern Jar“, eine Subjugation, welche von diesem Souverain mit Geld und Production belohnt wird. Es ist mir viel erzählt worden von einer, durch russischen, moralischen und materiellen Einfluß angeregten und entwickelten slawischen Propaganda in Ungarn, deren Thätigkeit sich für die Ausbreitung dieser Nation in dem Grade wirksam erwiesen habe, daß Einige aus ihr, wie versichert wird, schon von der Errichtung einer slawischen Monarchie im Lande der Magyaren zu träumen angefangen haben! eine wilde Vision, die den Ungarn, welche numerisch über ein Drittel der ganzen Bevölkerung bilden und der widersinnigen Annahmen ihrer unkriegerischen Mitbewohner des Landes spotten, wahrhaft lächerlich erscheinen muß. Die slawische Literatur — fährt Miß Pardoe fort — steht unter dem entscheidenden und unverheilten Schutze Rußlands, welches jeden slawischen Schriftsteller von einigem Ruf mit Geld und Kunstbegehungen belohnt, möge er wohnen, in welchem Lande er wolle; und dies soll namentlich der Fall sein mit einem slawischen protestantischen Geistlichen in Pesth, der in ganz Ungarn bekannt ist durch seine großen Kenntnisse in der slawischen Literatur und durch seinen fanatischen Rationalismus.

Von dem Schutze der slawischen Literatur bis zum Schutze der slawischen Bevölkerung gegen das Streben der Magyaren, ihr die Sprache des herrschenden Stammes einzupflanzen, ist freilich ein weiter, ein unermesslich weiter, jedoch kein schlechterdings unmöglicher Schritt, und eben weil es Leute geben kann, welche äußerst entfernte Möglichkeit schon für nahe Wahrscheinlichkeit zu halten geneigt sein möchten, ist den Ungarn in Betreff der Verbreitung der magyarschen Sprache die höchste Maßigung, in Betreff aller andern Verbesserungen des moralischen wie des materiellen Zustandes aller Volksstämme und Standesclassen aber der höchste Eifer zu empfehlen. 66.

Leben und Wirken Naphtali Hartwig Wessely's. Eine biographische Darstellung von Adolf Aloys Meisel. Breslau, Friedländer. 1841. Kl. 8. 15 Mgr.

Obgleich der Mann, dessen Leben und Wirken diese kleine Schrift seinen stammverwandten Brüdern insbesondere und alsdann unsern Zeitgenossen überhaupt in Erinnerung zu bringen bestimmt ist, jetzt bereits einer ziemlich weit zurückliegenden Vergangenheit angehört — denn N. H. Wessely ward 1725 zu Hamburg geboren, wo er 1805 starb —, so hat doch neuerdings der Name des israelitischen Volkes für die höhere Bildungs- und Gesellschaftskreise große Bedeutung gewonnen und die fast dämonische Gewalt, mit welcher jüdische Geister in der jetzigen Weltliteratur wirken, muß dem erneuerten Andenken an einen Mann zu Ratten kommen, der sich durch sein schriftstellerisches Wirken gundacht um die sittliche und bürgerliche Erhebung seiner Stammgenossen hoch verdient machte,

aber auch zu gleicher Zeit in einer besondern für jene Thätigkeit gebrochenen Bahn als Begründer der neuen germanisch-israelitischen Dichterschule der Mitwelt überhaupt durch Talent und Kraft ein neues Zeugniß für den alten Adel seines Volkes ablegte.

Schon die äußern Lebensumstände Wessely's haben viel Anziehendes. Daß er, nachdem er die mit Umsicht und Anerkennung für Andere und sich geführte mercantile Laufbahn aufzugeben genöthigt war, in der literarischen Carriere seine und der Seinigen Subsistenz zu sichern vermochte, zeugt dafür, daß er von allen sich ihm früher und später anbietenden Mitteln zur Bildung seines Geistes den gewissenhaftesten Gebrauch gemacht haben müsse. Wirklich hatte er auch schon mitten in seiner weitverzweigten kaufmännischen Wirksamkeit Muse gefunden, mehr seinen Namen berühmt machende Schriften herauszugeben. Seine entschiedenere literarische Wirksamkeit für die Berechtigung seines Volkes datirt sich aber von seinem mit dem Jahre 1774 anhebenden Aufenthalte in Berlin, wo er, zuerst als Geschäftsführer des Jos. Feitel'schen Hauses, mit Moses Mendelssohn die innigste, für sich und Andere so erfolgreiche Freundschaft schloß. „Kein geselliges Band“ — so heißt es S. 62 u. — „ist so stark als die Sympathie zweier Seelen, die in ihren intellectuellen Fähigkeiten eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben. Wenn auch die geistigen Vorzüge Mendelssohn's und Wessely's voneinander sehr verschieden waren — schon die Überzeugung, daß die Gefühle, Gedanken, Beweggründe und Wünsche, die von der Menge nicht geschätzt, nicht verstanden wurden, von dem Freunde begriffen und gewürdigt werden mußten, mußte sie gegenseitig immer mehr nähern. Jeder liebte doppelt stark den Geist, der den seinigen ergründet hatte. Beide wollten Israel aus der Bethargie erwecken, in die es gesunken war; beide waren Wiederhersteller der Wissenschaft unter den Juden; beide hatten schon durch großartige Leistungen das Auge der Welt auf sich gezogen; beide hatten große Scharen ausgezeichneter Köpfe um sich versammelt, sie begeisterte für ihre großen Entwürfe; beide beabsichtigten, den Glaubensgenossen, jetzt ohne Sprache, zwei Sprachen*) zu geben und durch sie die Begriffe zu reinigen und festzustellen; beide strebten den blinden Nachahmungsinстинet und den kalten Subtilitätsrentismus in eine sich selbst bewußte Liebe für das ererbte Heiligtum umzuschaffen; beide waren Verfechter der Vernunft und ihrer geheiligten Rechte; beide rüstige Kämpfer gegen die Hybris des Glaubenshasses: beide wollten die Morgenröthe der Toleranz in die Mitte des Horizonts israelitischen Lebens heraufbringen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Denn Mendelssohn basirte auf Philosophie sein Judenthum, Wessely schöpfte seine Philosophie aus dem Judenthum; bei Mendelssohn prävalirt die Vernunft, bei Wessely hat sie der Offenbarung gegenüber untergeordneten Berth. Auch darin theilten beide gleiches Schicksal, daß ihre geistige Kraft zur Hälfte einem Berufe zugewendet werden mußte, den die Vorsetzung ihnen nicht gegeben. Mendelssohn war in der Handlung Bernhard's beschäftigt und arbeitete in den Mußestunden an seinen unsterblichen Werken; Wessely führte das Geschäft Feitel's und widmete die freie Zeit, wie bisher, der Wissenschaft.“

Offentlich werden sich die Leser dieser Blätter durch diese hierher übertragene Parallele nicht ungern an frühere merkwürdige Persönlichkeiten und Zustände haben erinnern lassen, wenn sich auch Ref. durch diese längere Stelle den Raum zu noch mehrern Mittheilungen verschlossen hat. Desto getroster darf er Alle, die an der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit und Literatur Antheil nehmen, an die kleine Schrift selbst verweisen, die in beiderlei Hinsicht des Beschreibenden gar Vieles aufzuweisen hat, z. B. wie Wessely der ganz verkommenen hebräischen Sprache wieder Berth und Geltung zu verschaffen suchte und wußte, mit welchem glänzenden

*) Mendelssohn gab seine Schriften in deutscher, Wessely die seinigen in hebräischer Sprache heraus.

ungehemmt und die Besteuerung gleichförmig auf alle Unterthanen ohne Ausnahme gelegt. In Ungarn dagegen ist die Regierungsgewalt beschränkt und man braucht nur die Thatsache zu kennen, daß da das Salzregal die weitest große Quelle des Einkommens der Regierung bildet, um einzusehen, daß hier die Steuern nicht nur nicht gleich vertheilt sein können, sondern daß die mächtigste und reichste Classe nichts bezahlt. Die Folge davon ist, daß Ungarn nicht in dem Grade wie die übrigen Erbstaaten zu den öffentlichen Lasten beiträgt, welche unverhältnißmäßig stärker auf den letztern drücken, aber doch erschungen werden müssen, um die Stellung Oesterreichs als europäische Großmacht, die für Ungarn gleich wohlthätig war und ist wie für die übrigen Länder dieser Monarchie, mit Würde, Nachdruck und Einfluß behaupten zu können. Ja, so sind die Verhältnisse, daß, ließe sich denken, Ungarn wäre plötzlich getrennt von dem Ländercomplex des Hauses Habsburg und darauf verwiesen, sich lediglich aus eigenen Kräften als europäisches Reich zu behaupten, die jetzige Besteuerung daselbst und noch gar vieles Andere kein Jahr zu bestehen vermöchte. Wenn es daher richtig ist, und schwerlich dürfte sich Jemand, der in der Geschichte erfahren ist, finden, um es zu leugnen, wenn es richtig ist, sage ich, daß Ungarn dem Umstande, daß es mit den übrigen Erbstaaten ein und dasselbe angestammte Herrschergeschlecht besitzt, die Bewahrung seiner Nationalunabhängigkeit und seiner Verfassung verdankt; wenn kein Ungar in Abrede stellen wird, daß sein Vaterland sich nach dem Tode Karl's VI. wie ein Mann erhob, um dieses unschätzbare Gut zu behaupten; wenn das Schicksal eines benachbarten, einst so großen Reiches als warnendes Beispiel dasteht, wovor Ungarn durch seine Mitgliedschaft unter den Kronen des Hauses Oesterreich bewahrt worden ist; wenn es endlich weber wollen kann noch wollen darf, daß es der Bestandtheil einer europäischen Großmacht zu sein aufhöre, vielmehr zu sehr von den Vortheilen, die daraus für dasselbe erwachsen, durchdrungen sein muß, um so etwas nur entfernt zu wünschen: so folgt für Ungarn die unabweißliche Verpflichtung, in demselben Verhältnisse wie die übrigen Erbstaaten zu jenen öffentlichen Lasten, welche durch die Stellung des Kaiserthums Oesterreich als europäische Großmacht bedingt und nothwendig sind, beizutragen, wenn anders die Zolllinie, die es von diesen Staaten trennt und deren Erträgniß bei weitem nicht hinreicht, um den übrigen Ländern nicht außer allem Vergleich höhere Steuern auflegen zu müssen, als Ungarn sie zahlt, jemals fallen soll. Es wäre nichtig, dagegen einzuwenden, Ungarn sei ein eigenes Reich, und aus dem Zufalle, daß es mit den übrigen Theilen des Ländercomplexes, welcher Kaiserthum Oesterreich heißt, ein und dasselbe angestammte Herrscherhaus habe, folge keineswegs, daß es eben solche Steuern zahlen müsse wie die übrigen Länder: denn dieser Einwand könnte höchstens zu der Folgerung berechtigen, daß, wenn die Verwaltung dieser Länder mehr kosten sollte als die Ungarns, dasselbe hierzu nichts beizutragen habe, nicht aber, daß, soweit die äußern Verhältnisse, die Be-

hauptung der Unabhängigkeit und Würde, betroffen werden, Ungarn ein Recht besitze, viel weniger dazu beizutragen als die übrigen österreichischen Staaten, wie es denn keines Beweises bedarf, daß ihnen allen diese Verhältnisse in gleichem Grade gemeinsam, sie mithin alle verbunden sind, in gleichem Grade beizutragen. Und sowie die äußern Verhältnisse allen österreichischen Staaten gemeinsam sind, ist es auch die Staatsschuld, weil dieselbe nur zur Vertheidigung und Behauptung der Integrität, Unabhängigkeit und Würde der Monarchie, oder überhaupt zur Erreichung solcher Zwecke entstanden ist, deren Verwirklichung durch wohlthätige oder nothwendige Gesamtstaatsursachen geboten wurde. Sobald man daher in Ungarn zu der Überzeugung gekommen sein wird, daß es, obgleich es, wie Niemand leugnet, ein eigenes Reich bildet, den für die Unabhängigkeit und Würde der Gesamtstaaten des österreichischen Hauses nothwendigen Aufwand pro rata parte zu tragen in Recht und Ehre verpflichtet sei, wird auch einer gleichmäßigen Besteuerung aller Einwohner der Bahn gebrochen sein. Wer behauptet, daß es eine solche Verpflichtung in Recht und Ehre nicht gebe, müßte übersehen, daß ja Niemand leugne, der Titel: Kaiser von Oesterreich sei ein Titel uralter Würde, nicht aber die Bezeichnung kaiserlicher Oberhoheit in Ungarn; und wäre verbunden, den schwierigen Beweis zu führen, daß es nicht vornehmlich auch der König von Ungarn gewesen*), der als solcher zum Westen eben dieses Reiches sowie zu der seiner übrigen Staaten die langwierigen und blutigen Kriege durchgekämpft, welche das erste und höchste Gut der ungarischen Nation wie aller übrigen Nationen, Unabhängigkeit von fremder Botmäßigkeit, bewahrt und bezüglich**) wieder errungen haben.

Wenn es an sich schon als eine Forderung der Gerechtigkeit erscheint, daß Ungarn im Verhältnisse zu seiner Größe und Bevölkerung zu den Lasten beitrage, welche nothwendig sind, um mit dem Gewichte und dem Einflusse der österreichischen Monarchie sein eigenes Gewicht und seinen eigenen Einfluß zu behaupten; und wenn in dem Nichtbeitragen Ungarns zu diesen Lasten pro rata parte der Grund der weit höhern Besteuerung der übrigen österreichischen Staaten zum Theil und die Ursache der traurigen Nothwendigkeit, die Staatsschuld fast von Jahr zu Jahr zu mehren, wol ganz liegt: so bringt sich diese Anforderung als völlig unabweislich auf, wenn man erwägt, daß in einer nicht fernem Zukunft es nach menschlicher Wahrscheinlichkeit solche Interessen, die Ungarn unmittelbar und zunächst berühren, sein werden, welche die vollste Machtentwicklung des österreichischen Kaiserthums nothwendig und unerläßlich machen dürften. Wie man immer wünschen mag, das Reich des Sultans möge sich aus sich selbst regeneriren, so lehrt doch die Erfahrung einer langen Reihe von Jahren, daß dies schwerlich je-

*) Bekanntlich folgt auf den Titel: Kaiser von Oesterreich, in allen Erlassen sogleich der: König von Ungarn und Böhmen u. s. w.

**) In Betreff Ungarns für die Hälfte von Kroatien und für das Littoral.

maß zu hoffen steht. Die Stellung der Türken im europäischen Theile ihres Reiches ist bereits sehr schwierig; sie kann durch ein Zusammenwirken von Ereignissen, die weder vorausgesehen noch zu verhindern sein dürften, völlig unhaltbar werden; die osmanische Monarchie kann, und vielleicht vergehen nicht mehr zwei Jahrzehnte, bevor sie es wird, in den Zustand der Anarchie, formell wie materiell, versinken; und es möchte keine Frage sein, daß dann die Rechte der Krone Ungarn auf ihre alten, jenseit der Save und Donau gelegenen Dependenzien wiederaufleben. Sollte dann die Diplomatie den Kampf nicht verhindern können, sollte der Zusammenstoß vielfach verschiedener Interessen von der Art sein, daß sie nur durch das Schwert entschieden werden können, so wäre dies für Österreich ein rein ungarischer Krieg, aber die ganze Monarchie würde ihn mit allen ihren Kräften und Mitteln zu einem glorreichen Ende führen helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

1. Die Bandomire. Kurische Erzählung von Heinrich Laube. Zwei Theile. Mitau, Nepper. 1842. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Präsident. Von Heinrich Laube. Leipzig, Teubner. 1841. 8. 1 Thlr.

Die beiden, fast zu gleicher Zeit erschienenen Werke haben nichts als den Namen des Verf. miteinander gemein. In dem ersten, „Die Bandomire“, hat Heinrich Laube sein dichterisches Talent nicht ohne Glück setzen, geschichtlichen Verhältnissen zugewandt: und wenn auch der Gegenstand selbst es gerade zu seinem bedeutsamern Kunstwerke hat kommen lassen, so ist doch die reiche und anmutige Erzählung für den Dichter selbst ein bedeutender Schritt aus der Reflexions- und Tendenznovelle zum freien, objectiven Gestalten.

Wir suchen hier den vielverschlungenen und durch mannichfaltige Nebenumstände bedingten Stoff der Erzählung zu entwickeln, um unsere Bemerkungen darauf zu begründen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte in Kurland ein junger aus Esthonen eingewandter Edelmann, Xaver von Bandomir. Derselbe besaß in dem Oberlande mehr Güter als sogenannten Pfandbesitz. Der Indigenatadel war damals in Kurland die einzige politische Körperschaft, die auf festen und privilegierten Grundbesitz Anspruch hatte, und selbst der ausländische Edelmann mußte sich erst das kurlische Indigenat erwerben, ehe er im Lande seine Güter für immer besitzen und auf der Herrschaft an der Regierung des Landes und den beinahe souveränen Rechten des inländischen Adels theilnehmen konnte. So gehörte das Land und dessen Verwaltung ungefähr 115 Adelsfamilien an, deren Partei- und Familieninteressen das Land verwüsteten, dasselbe der Politik Polens, Rußlands und Schwedens preisgaben und den Einfluß des regierenden, in Königsberg lebenden Herzogs, Ferdinand aus dem Hause Kettler, vollends lähmten. Xaver war ganz der galante und oberflächlich gebildete Junker seiner Zeit; die Jagd, die Gesellschaft, die Weiber nahmen seine Jugend in Anspruch; er war so ein wohlgeleitener, befreundeter Genosse des kurlischen Adels, dem nur das Indigenat fehlte, um ein vollkommener Kurländer zu sein.

Xaver hatte bisher einem Fräulein Anastasia von Thorhaden lebhaft den Hof gemacht, als er plötzlich diese einflussreiche Familie dadurch verlor, daß er sich ein ärmeres und beschiedenes Mädchen zur Frau nahm. Um die Erlangung des Indigenats war es für den Augenblick geschehen; aber der Bandomir dachte auch nicht an den Erwerb desselben, denn er lebte mit seiner schönen Gemahlin, die ihm zwei Knaben gebor, in

stetem Selbstvergeffen, und bis zum Verfall der Pfandgüter war es noch lang. Nach einem stillen, häuslichen Glück von zwei Jahren wurde Xaver aber zum Witwer. Weil hiermit in Kurland sein persönliches Interesse gelöst war, überließ er die beiden Knaben und die Verwaltung seiner Güter seinem gelehrten und bedächtigen Bruder und eilte, seiner Bildung und seinen Grundfäden nach, in den Krieg. Er diente dem Österreich, später dem Schweden. Erst nachdem sein Freund und Gebieter Karl XII. in dem Laufgraben von Frederikshall geblieben, kehrte der Bandomir nach zwanzigjähriger Abwesenheit in Begleitung eines treuen Dieners und Waffengenossen nach Kurland zurück. Hier hatte man weder seine Stellung vergessen, noch war er als schwedischer Offizier sonst ein willkommenes Gast; doch erlangte er in kurzer Zeit unter der einen Partei der Kurländer Ansehen und Einfluß, indem er die Fehden glücklich leitete, welche die Kurländer gegen die Kauf- und Streifzüge des liefländischen Adels unter Anführung eines Prin. von Chabelsky zu bestehen hatten. Auf einem dieser kleinen Kriegszüge geschah es, daß der schon gealterte Bandomir seinem innern Menschen nach eine merkwürdige Veränderung erlitt. Durch die Einwirkungen einer Nacht voll Schrecken, Todesgefahr und Winterkälte nämlich wurde sein psychisches Leben von der nahesten Hingabe an das äußere Leben entbunden und aus einem schmerzlichen Bewußtsein sittlicher und intellectueller Verirrung trat ihm das Bedürfnis nach eigener Bildung, Sammlung und väterlicher Pflichterfüllung entgegen. Der geistig gebrochene Bandomir sah jetzt das erste Mal, daß er seinen Esthonen das Indigenat sichern, und daß er die Kräftigen, aber tief leidenschaftlichen Gemüther derselben durch geistige Vertiefung und Lebenserkenntnis mäßigen und veredeln mußte. Er suchte um das Indigenat nach, wurde aber von der Adelsversammlung besonders darum abgewiesen, weil er sein Gesuch nicht auf den Willen des Adels selbst, sondern auf die Zusage des dem Adel entfremdeten und feindlichen Herzogs gestützt hatte. Rache und gekränktes Ehrgefühl im jugendlichen Herzen, verließen die beiden jungen Bandomire Kurland, um auf deutschen Universitäten nach dem Willen des Vaters ihre Bildung zu vollenden.

In diesem Prologe, der die Geschichte des alten Bandomir und mannichfaltige Berichte über die Localitäten und die politische Lage des damaligen Kurland enthält, liegen die Motive, auf welchen sich jetzt die eigentliche Erzählung entwickelt. Der äußerliche Ton der Darstellung gestaltet sich jetzt mehr zur Novelle, indem sich die Charaktere an den Begebenheiten selbst entfalten. Daß eine solcheerspaltung aber, die den einen Theil der Dichtung aus dem eigentlichen Rahmen herausdrängt und den Dramatismus des Ganzen wesentlich verlegt, gerade bei Laube, der die formale Vollendung zum Wahlsprache hat, nicht gebilligt werden kann, ist klar. Nicht minder herrscht schon selbst in dieser Einleitung eine Ungleichheit und Zerissenheit der Darstellungsweise, die nicht zu billigen ist, und die nur darin begründet sein kann, daß der Verf. über die Form seiner Dichtung nicht im Reinen war, als er sich anschickte zu schreiben. Ausführliche, gleichsam mit dem Crayon entworfene Zeichnungen und Individualisationen, denen hiermit das künstlerische Talent gar nicht abgesprochen werden soll, wechseln mit der nahesten Erzählung, mit den Berichten von geschichtlichen und chronologischen Thatsachen. Auch über die Katastrophe, auf welche die Erzählung hinausläuft und in welcher durch physikalische Einwirkung Bandomir zum geistigen und sittlichen Richte gelangt, müssen wir eine Bemerkung machen. Niemand wird daran zweifeln, daß erschütternde äußere Begebenheiten auf das Gemüth und dessen Stimmungen großen Einfluß haben; aber daß eine strenge und gefährvolle Winternacht bei einem zwanzigjährigen Kriegsmanne, der die Schlacht Karl's XII. ausbräutlich theilte und mit demselben den Ritt von Demotika machte, mit einem Schlage, urplötzlich, den Körper lähmen und den gesammten Geist auf eine höhere Stufe der Erkenntnis stellen könne, dies ist ebenso sehr gegen die Erfahrung als gegen die Natur des menschlichen Wesens und kann wol in ei-

neue Märchen, aber nicht hier, wo auf geschichtlichem Boden die realsten Lebensverhältnisse dargestellt werden, seine Stelle erhalten. Und — diese psychologische Gewaltthätigkeit, die uns in anderer Weise in den französischen Romanen oft genug entgegentritt, hat auch hier, wie immer, kein ästhetisches Interesse, sondern höchstens das Interesse der Spannung; denn sie veranschaulicht nichts als den unmittelbaren Einfluß der Physik auf die Freiheit des inneren Menschen, eine kampflose Herrschaft der materiellen Geseze über den Geist, die wol, in das Reich der Möglichkeit verlegt, demüthigen, aber nicht erheben kann.

Wir verfolgen nun jetzt die Geschichte der beiden jungen Bandomire; wie viel oder wie wenig dabei der Dichter der Wirklichkeit entlehnt, ist uns weder nöthig noch möglich zu bestimmen. Stanislaus, der Ältere, verweilt mit seinem Bruder Scipio mehre Jahre in Deutschland. Auf einer Schweizerreise lernen die Jünglinge eine Dame nebst deren Tochter kennen; man fühlt sich gegenseitig angezogen; doch entwickeln sich unter den Reisenden keine bestimmten Verhältnisse. Plötzlich werden indessen die Bandomire aus der Schweiz von ihrem verwundenen und sterbenden Vater nach Kurland gerufen: sie finden aber in dem väterlichen Hause nur eine Leiche. In einem Zuge gegen die Estländer hatte der alte Bandomir einen tödtlichen Schuß erhalten. Die Jünglinge leben nach diesem Anstoß lange Zeit auf ihren kurländischen Gütern in tiefer Zurückgezogenheit: nur Allmählig erwacht die Lebenslust wieder und die kurlischen Edelleute tragen selbst das Adligkeitsbet, die Weiber in ihren Umgang und den Lebenskreisel zu ziehen. Liebt man von der einen Seite die kräftigen und schönen Bandomire, so fürchtet und haßt man dieselben doch von der andern: denn ihr Stolz und ihre Abgeschlossenheit gefällt wol den Weibern und Jünglingen, aber nicht den klägern Männern. Die Bandomire waren aber auch wirklich gefährliche Leute. Ihr Haß gegen den Adel, der ihrem Hause einst das Indignat verweigert, war nicht verschwunden; sie conspirirten gegenwärtig mit dem Herzoge Ferdinand, um einen gewaltsamen Schlag auf das kurlische Adelswesen zu führen und sich selbst zu verschaffen, was man ihnen einst als Bittenden verweigert. Bei einem Feste, inmitten eines Theils des kurlischen Adels, werden durch einen Zufall die Gemüther der Adligen so günstig für die beiden Brüder gestimmt, daß ihnen der Adelsmarschall freiwillig das feierliche Versprechen ihrer nunmehrigen Aufnahme in die kurlische Adelscorporation gibt; allein Stanislaus und Scipio, der frühern Beleidigungen und ihrer Pläne mit dem Herzoge eingedenk, weisen dieses ehrende Anerbieten öffentlich mit Hohn und Verachtung, wir meinen mit Brutalität, zurück; die hochmüthigen Jünglinge verlieren dadurch die Theilnahme Aller.

Bei diesem Feste tritt aber ein neues Ereigniß und eine neue Wendung des Schicksals der Bandomire ein: dieselben finden hier nämlich die beiden interessanten Damen aus der Schweiz. Es ergibt sich, daß die Ältere die von Bandomir, dem Vater, verlassene Anastasia und die Gemahlin des kurlischen Edelmanns, Hr. von Knorre auf Eßern, ist, die jüngere aber Hedwig, die Tochter desselben. Hr. von Knorre ist aus doppeltem Grunde ein Feind der Bandomire: zuerst hat er von der Familie Thorbaden diesen Haß geerbt, dann aber gehört er zu der kurländischen Partei, gegen die der alte Bandomir kämpfte. Ungeachtet dieser Verhältnisse, ungeachtet der sterbende Vater die Ehre vor dieser Familie und dieser Partei gewarnt, ungeachtet der resignirte Scipio, der alte Onkel und selbst der alte treue Diener die dringendsten Gegenvorstellungen machen, läßt Stanislaus doch jetzt rücksichtslos seine Leidenschaft für Hedwig ausbrechen und wagt, ohne auf die warnenden Gesichter und auf die Rälte, ja Zurückweisung der Familie Knorre zu achten, in das Haus derselben einzudringen. Hedwig liebt den schönen Stanislaus nicht mindere und schwört ihm ewige Liebe und Treue.

Eines Tages indessen geschieht es, daß Hr. von Knorre

den rücksichtslosen, zubeugenden Stanislaus durch die Verlobung seiner Tochter kränken und für immer aus dem Hause treiben soll, als Stanislaus, darüber aufgebracht, den Hrn. von Knorre mißhandelt und mit dem Schwure aus dem Gethöfe flieht, daß er seine Hedwig trotz alles Sträubens des Vaters, trotz aller Mißverhältnisse doch zum Weibe nehmen werde. Stanislaus faßt darum den Plan, seine Geliebte zu entführen; er läßt sein Gut Brüggen besetzen, um in dieser Lage für sich und Hedwig eine sichere Schutzwehr zu haben. Eine Reihe interessanter und lebendiger Scenen und Situationen zwischen den Bandomiren und der Familie Knorre entwickeln sich jetzt, die den gegenseitigen Haß nur vergrößern und in denen sich die Bandomire durch ihren Muth, Kühnheit und leidenschaftliche Energie auszeichnen und die Herzen der Leser gewinnen. Stanislaus wagt immer das Leben, um seine liebende und geliebte Hedwig zu sehen; aber die Erfüllung des Schwurs wird immer unmöglicher. Endlich soll Hedwig häßlos den kurländischen Edelmann Gabelschly heirathen, den Mann, der auf einem Streifzuge auf ziemlich unritterliche Weise den alten Bandomir erschoss. Der Tag der Trauung ist bestimmt; Hedwig sieht keine Rettung und muß sich fügen. Schon hat man sie in die Kirche geführt und die Trauung beginnt, als plötzlich mit 30 bewaffneten Jägern Stanislaus Bandomir vor der Kirche erscheint, und seine geängstete Braut aus der Mitte der erstaunten Gastschaft davontreibt. Noch an diesem Tage wird sie sein Weib.

Die Scene ist unstreitig, was Kunst der Darstellung betrifft, die gelungenste und ausgeführteste des ganzen Werks. Nach einer kurzen Spanne Glücks, nachdem das Erscheinen des damals in Kurland herumschweifenden und um die herzogliche Würde intrigirenden Moriz von Sachsen die Gluth der beiden Gatten ins Ausland verbindet, bricht das Unglück nad mit ihm die Vernichtung der Familie der Bandomire herein. Die öffentliche Verachtung, die sonst im Lande nie oder wenig ausgeübt wurde, verbindet sich mit Parteilichkeit und Familieninteresse und wird um so nachdrücklicher. Stanislaus Bandomir wird förmlich belagert; er verteidigt sich mit außerordentlicher Tapferkeit, muß aber doch zuletzt der Gewalt und der List seiner Feinde unterliegen. Nach lebhafter Gegenwehr wird er bei der Einnahme des Hauses erschlagen und mit ihm alle die Personen, welche wir in der Erzählung kennen lernen. Hedwig wird über diesem großen Unglücke wahnsinnig und Scipio Bandomir, der bei der traurigen Katastrophe nicht persönlich zugegen ist, fällt durch eine ihm vom Familienhaffe menschenhagende Kugel, als er eben über Feld reitet, um die wahnsinnige Hedwig, der er in der Stille auch sein Herz gewidmet, zu besuchen.

(Der Beschluß folgt.)

N o t i z.

Das Verwaltungs-Comité staltete vor kurzem der Gesellschaft der dramatischen Autoren Frankreichs seinen Bericht ab, aus dem sich ergibt, daß die den nochlebenden Mitgliedern gewährten Unterstüzungen in dem betreffenden Jahre 2812 Fr. betrugen. Die seit der Stiftung in rühmlicher Weise verwandten Summen belaufen sich auf 61,952 Fr. Außerdem erhielten während des Jahres 1841 die Erben Dapayrac's 533 Fr. 32 Cent., die Erben Sebaine's 1755 Fr. 91 Cent., die Erben Grétry's 1792 Fr. 15 Cent., die Erben Nicolo's 635 Fr. 64 Cent., die Erben Desaugier's 560 Fr. 61 Cent., die Erben Picard's 102 Fr. 41 Cent. Fehlt es in Deutschland so sehr an Gemeingut oder so durchaus an Mitteln oder ist ein gewisser nach Holirung strebender kleinlicher Hochmuth daran Schuld, daß wir bisher Verbindungen dieses Art, die uns so sehr Reich thüm, aus dem Schooße der literarischen Körperschaft noch nicht hervorgerufen haben?

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von C. A. Moriarty. Erster Band.
2. Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Miß Pardoe. Deutsch von E. v. Alvensleben. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Es gibt keinen europäischen Staat, der nicht eine Grundsteuer hätte: sie ist es, deren Einführung in Ungarn wol verzögert, aber nicht auf die Dauer abgewendet werden kann. Wäre Ungarn nicht durch das gemeinsame Fürstenhaus im Verbande der österreichischen Monarchie, so würde dort die Grundsteuer längst eingeführt haben werden müssen. Denn der Grund und Boden, Felder und Wälder sind die sicherste Unterlage des Staatseinkommens, welches stets jene Höhe erreichen muß, die nothwendig ist, um die Verwaltung zu bestreiten und für innere und äußere Sicherheit zu sorgen. Die Grundbesitzer sind es ja zunächst, welche die Staatsgemeinde bilden, und sie sollten gerade das Vorrecht haben, zu ihren Lasten nichts oder am wenigsten beizutragen? Das ist, wo es besteht, ein anomaler Zustand, dessen Ende in jeder Beziehung wünschenswerth erscheint. Es ist zugleich ein Zustand, der mit Gefahren für den Grundbesitz selbst verbunden ist. Denn wenn nicht durch eine Grundsteuer die Norm gestellt wird, so viel wenigstens muß mein Gut, außer daß es mir das Leben und seine Bequemlichkeit fristet, noch baar eintragen, so fällt ein mächtiger Sporn weg, dasselbe zu verbessern und jene vortheilhaften, aber schwierig einzuführenden Veränderungen vorzunehmen, welche die so weit vorgeschrittene Ackerbauwissenschaft lehrt. Man bleibt auf dem Punkte stehen, auf welchem die Vorfahren standen. Eine noch viel höhere Gefahr, als in der Stagnation des Ackerbaus liegt, lauert aber in der Zukunft. Wenn der Mittelstand, dessen Entstehen und Fortschritte nirgend aufzuhalten sind, sich in einem Staate, wo keine Grundsteuer ist, zur Blüte entwickelt, so führt die Ungleichheit der Lasten zu einer Verstimmung, deren Folgen nicht immer zu berechnen sind. Mit dem Mangel einer Grundsteuer ist daher für Diejenigen, welche eine solche Steuerfreiheit genießen, zugleich der Wunsch gegeben, die allein Mächtigen zu bleiben und die übrigen Stände darniederzuhalten. Staatsnothwendigkeit und Staatsbestes

sobern daher in jedem europäischen Staate das Bestehen einer allgemeinen, nach einem gerechten Maßstabe vertheilten Grundsteuer. Erst wenn diese in Ungarn eingeführt ist, wird es möglich sein, daß die der österreichischen Regierung nichts weniger als erfreuliche Zollschranke fällt, welche dieses Reich von den übrigen Staaten der Monarchie trennt. Das Bewußtsein, nichts zu zahlen, mag erfreuen, wen es will; gewiß ist aber das Bewußtsein, je nach seinem Besitzstande zu den Staatslasten beizutragen, ein edleres!

So unstreitig ein rationelles Finanzsystem schlechterdings unmöglich ist, wo die einzig richtige und zuverlässige Unterlage eines solchen, die Grundsteuer, fehlt: so wenig kann andererseits geleugnet werden, daß plötzliche Änderung eines allgemeinen Zustandes unratksam wäre. Es würde anfangs genug sein, die Anerkennung des Grundsatzes, daß der fruchttragende Boden, er möge wem immer gehören, besteuert werden müsse, zu gewinnen und dann die ersten Steueransätze ungemein mäßig zu machen, um jedes rasche Steigen des Preises der Lebensmittel in einem Lande, wo man gewohnt ist, sie fast zu einem Unwerthe zu kaufen, zu vermeiden. Zu gleicher Zeit müßten alle jene großen, aber einfachen Mittel aufgeboten werden, welche das Ertragniß von Grund und Boden vermehren. Hierzu gehört vor Allem die Herstellung von Communicationen im Königreiche. Jetzt sind diese in Ungarn so schlecht, daß selbst auf nicht allzu große Strecken der Transport der Landesproducte mehr kostet als diese selbst. *)

*) Der Verf. der „Pia desideria“ führt folgende schlagende Thatsache an: „Eines der ersten wiener Handelshäuser erhielt Anfangs August Auftrag, so viel Frucht, 50,000—100,000 Scheffel, nach England zu spediren, als nur immer mit Bestimmtheit bis Ende October dort anlangen könne. Nach Ende October eintreffend, könne aber diese Bestellung nicht mehr nützen. Wie viel glaubt man wol, hat dieses Handelshaus eingekauft? Nicht Einen Scheffel. Warum? Weil kein im ungarischen Getreidehandel betheiligter Geschäftsman die Verbindlichkeit über sich nehmen wollte und konnte, die Frucht zur bestimmten Zeit aus dem Bannate nach Triest oder Giume zur Einschiffung zu stellen. Und doch ist die Entfernung im Verhältniß zur anderaumten Zeit nur unbedeutend, der Weg nach diesen beiden Häfen aus Niederungarn eben und flach, das Land mit schiffbaren Strömen durchschnitten, kurz Alles, was anderwärts den Transport schnell und wohlfeil macht, ist zu Gunsten des ungarischen Products.“

Sobald Ungarn mit einem Netz von Hauptstraßen, Verbindungsstraßen der Hauptstraßen, Communal- und Vicinalwegen überzogen sein wird, wird der innerer Verkehr eine solche Thätigkeit entwickeln und einen solchen Aufschwung gewinnen, wird zugleich dem Innern des Landes ein solcher Absatz der Producte nach dem Auslande geöffnet sein, daß sich binnen kurzer Zeit die Einkünfte der Grundbesitzer verdoppeln müssen. Ihr Getreide würde, statt jetzt zum Theil zu verfaulen, auf dem Weltmarkte erscheinen und England, Südfrankreich, Süditalien würden ihre Cerealien, statt in den fernen Häfen der Krim, zu Trieste und Fiume haben. Das würde den Ackerbau heben und die größere Entwicklung desselben zugleich alle jene Verbesserungen herbeiführen, die ihn anderwärts auszeichnen. Ein Gleiches würde mit dem Weinbau stattfinden, mit dem Bau von Ölspflanzen, mit dem Tabackbau, mit dem Hanf, welchen England aus Ungarn statt aus Rußland beziehen würde*), und mit vielen andern Dingen, die noch in der Scholle stecken, oder erst wie in den Anfängen aller Cultur betrieben werden. Durch die Gesamtwirkung des gehobenen innern Verkehrs, dessen Steigerung einer fast unendlichen Progression fähig ist, und des Handels mit dem Auslande würde der Bodenwerth in ganz Ungarn außerordentlich zunehmen; die ungeheure Zahl derjenigen Grundbesitzer, welche überschuldet ist, würde aufhören das zu sein, und jene, welche zwar nicht überschuldet sind, aber die größte Mühe haben, wenn ihnen ein auf ihrem Grundstücke haftendes mäßiges Capital gekündet wird, das Geld herbeizuschaffen, ja das oft gar nicht vermögen, würden dies dann mit Leichtigkeit können. Das Alles würde durch die große Maßregel, Ungarn systematisch und allgemein mit guten Communicationen zu versehen, in kurzer Zeit erzielt werden: sie sind es, auf deren Zustandbringung die erste Sorge gerichtet sein muß, und mit der entsprechenden Entwicklung des Nationalreichthums, der jetzt zum größten Theile todt liegt,

*) In Betreff des Hanfes erzählt der Verf. der „Pia desideria“ ein Beispiel, welches die Industrie und den Handel Ungarns ebenso sehr charakterisirt, wie der Umstand, daß das Salzmonopol die Hauptfinanzeinnahme bildet, sein Steuersystem: „Die englische Marine bedarf jedes Jahr 600,000 Centner Hanf, der aus Rußland bezogen wird, das, diesen Handel als Monopol treibend, ungeheuren Gewinn dabei macht. Die Tonne Hanf zu 20 Centnern kostet in England ungefähr 300—350 Gulden G.:M. In Ungarn kostet der Centner 8 Gulden G.:M. Englische Kaufleute, die den Nutzen dieser Speculation einsahen, wandten sich nach Ungarn; und in der That fand man, daß der ungarische Hanf an Qualität keinem in der Welt nachstehe. Die unter englischer Aufsicht abgeschickten Proben übertrafen jede Erwartung. Als aber später bedeutende Bestellungen gemacht und die Behandlung und Versendung der Waare der ungarischen Industrie allein anheimgestellt wurde, war nicht nur die Bereitung des Hanfes durchaus nicht von der Art, wie sie für den englischen Gebrauch erforderlich ist, sondern auch Absatz war in das Innere der Ballen gepackt, um ihr Gewicht zu vermehren. Diese Nachlässigkeit einer, und diese Unredlichkeit anderer, setzten hatten zur Folge, daß die englische Admiralität seit zehn Jahren den Hanf förmlich ausgeschlossen hat.“

würden sich alle damit verbundenen notwendigen und wohlthätigen Folgen von selbst einstellen. Wer Ungarn gute Straßen gibt, wird sein größter Wohlthäter sein und im dankbaren Andenken der Nachwelt als Schöpfer ihres Wohlstandes fortleben, wie Karl VI. für die außerungarischen Erbstaaten des Hauses Oesterreich. Mit Leichtigkeit würde dann eine gerechte und gleichmäßig vertheilte Grundsteuer erhoben werden können; die Ungleichheit der Besteuerung zwischen Ungarn und seinen unaufödelich verbündeten Nachbarländern würde zu einem großen Theile wegsfallen, die Zollschranken würden aufgehoben, das überaus veratorische Salzmonopol*) modificirt werden. Die gesammte österreichische Monarchie würde gewinnen, Ungarn selbst das Meiste.

Die reichste Phantasie kann sich kein genügendes Bild entwerfen, zu welchem Grade der Blüte Ungarn sich emporheben kann und wird, sofern es selbst ernstlich will. Boden und Klima sind günstig wie kaum irgendwo sonst, die Menschen sind bildungsfähig und es bedarf nur des mächtigen Hebels der Überzeugung, daß das Heraustreten aus dem altgewohnten Geiste zum Glück führt, um alle Kräfte zu lösen. Ungarn kann der erste Ackerbaustaat von Europa werden, und wenn es sich vor Pauperismus, Fabrikbevölkerung und zu weit getriebener Zersplitterung des Grundeigenthums bewahrt, Uebel, die in diesem Lande jetzt nicht heimisch sind: so werden alle Nachbarkstaaten gerechte Ursache haben, mit einigem Gefühle von Neid nach dem Königreiche zu blicken, das sie jetzt mit einer Art mitleidsvoller Selbstschätzung betrachten, indem sie bedenken, wie viel für dasselbe die Natur und wie wenig die Menschen gethan haben. Es gibt kein Land in der Welt, in welchem mehr Patriotismus herrsche als in Ungarn, und sobald derselbe auf das richtige, das erreichbare, ja nothwendige Ziel hinsteuert, den anomalen Zustand dieses Reiches aufhören zu machen und es mehr jenem der blühendsten Staaten Europas zu verähnlichen, ohne darum deren tiefeingewurzelte Uebelstände zugleich sich aufzubürden, so wird derselbe Wunder wirken. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Ungarn in seiner Verfassung, außer der englischen die älteste in Europa, ein geistiges Gesamttelemt höchster Potenz besitzt, welches, weit entfernt, starres Festhalten am Alten vorzuschreiben, durch das rege, öffentliche Leben, das es bedingt und verwirklicht, kraft dem der menschlichen Natur inwohnenden Triebe zum Fortschritte, zu diesem auffodert, ja drängt. Niemand wünscht das Aufhören dieser Verfassung und die Regierung hat constant bewiesen, daß sie dieselbe aufrichtig ehrt, in ihrem Geiste wirkt, nur innerhalb ihrer Grenzen regiert und von der Zeit, der bessern Ausklärung der Ungarn über ihre wahren Interessen und dem steigenden Vertrauen in alle Absichten des Königs die Erledigung jener, für das Land wohlthätigen Punkte erwartet,

*) Die Natur hat in Ungarn das Salz mit verschwenderischer Hülle ausgestreut. Aber wehe dem Bauer, der die Salzquellen auf seinem eigenen Boden benützt: er ist der unachtsamsten Strafe der Geseze verfallen!

bei denen die Reichsstände in seine Wünsche einzugehen, noch nicht für gut gefunden haben. Man hat überhaupt im Auslande vielfach eine äußerst irrige Vorstellung von dem Geiste der österreichischen Regierung. Man hält sie aus Princip für nicht bloß abgeneigt, sondern für schroff und feindselig gegenüberstehend Allem, was einer Volksvertretung ähnlich sieht. Das oberste Princip der österreichischen Regierung ist aber das Recht, und welche Verfassung wo immer zu Rechte besteht, die ist ihrer Achtung, wenn es ein auswärtiges Volk betrifft, und ihrer unverbrüchlichen Haltung, wenn es ein Land angeht, das zum österreichischen Staatencomplex gehört, sicher und gewiß. So besitzt Bessarabien eine fast demokratisch zu nennende Verfassung, es besitzt sie seit uralter Zeit, es besitzt sie noch und wird sie besitzen, so lange es österreichisch bleibt, hoffentlich also ewig. Dasselbe ist der Fall mit Ungarn, mit Siebenbürgen. Man sollte meinen, daß die Hemmnisse, denen die königliche Gewalt in diesen Ländern unterworfen ist, im Gegensatz zu der fast unumschränkten Schnellkraft, womit sie in den übrigen österreichischen Erbstaaten ausübt wird und werden darf, eine Art von Unwillen hervorbringen sollten, dessen Spuren auf die eine oder andere Weise sichtbar würden. Nichts von dem wird man aber entdecken, wenn man die Geschichte des merkwürdigen letzten Landtags durchgeht. Das Übergewicht an Ruhe, Leidenschaftlosigkeit und Selbstbeherrschung war, wie dies auch sein soll, rein auf Seite der Regierung, welche keine Erweiterung ihrer eigenen Rechte verlangt hat. Sie herrscht in und mit der Verfassung, sie will das Gute, will es beharrlich und unablässig, aber nur auf dem verfassungsmäßigen Wege. Noch mehr, sie hat in ihrer hohen Einsicht erkannt, daß bei einer freien Verfassung auch außerhalb der landtäglichen Kundgebung der Meinungsfreiheit Wort und Schrift so wenig als möglich beschränkt werden dürfen. Man werfe einen Blick auf die gegenwärtige öffentliche Presse in Ungarn, und was wird man entdecken? Neben der Censur eine Zeitungsfreiheit, mit welcher die französische zu vergleichen eine Lächerlichkeit wäre und die man jetzt außer Ungarn nur in England findet. Und immer mehr und mehr verbreitet sich, immer tiefer und tiefer wurzelt in Ungarn die Überzeugung, daß die Regierung den Fortschritt durch die Verfassung ernst und beharrlich will, und so wird er nicht ausbleiben, und so wird dieses Land bald jene Stufe des Glücks und Glanzes ersteigen, zu dem es durch alle Gaben, welche die Natur dem Boden und den Menschen verleihen kann, so laut berufen ist. Die in den Zeitungen vor einiger Zeit veröffentlichte Erklärung eines der berühmtesten ungarischen Großen, eines der einflußreichsten Patrioten und eines der schärfsten politischen Denker wird kein vereinzelter Beispiel bleiben, und möge der nächste Landtag oder Reichstag, wie es die Ungarn lieber hören, Alle um die Regierung in der Gesinnung versammeln, die jenes denkwürdige politische Glaubensbekenntnis enthält.

(Der Beschluß folgt.)

1. Die Bandoniere. Rurische Erzählung von Heinrich Laube. Zwei Theile.
2. Der Präsident. Von Heinrich Laube.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Es ist nicht zu leugnen, daß der Dichter in seiner Erzählung eine reiche Fülle von interessanten und wohlmotivierten Thatfachen, die in dem Familien- und Standesinteresse wurzeln, entwickelt hat: und obgleich er mit Klugheit und Schmiegsamkeit Alles vermieden, was irgend eine tiefere Betrachtung der geschichtlichen und politischen Stellung dieses Landstrichs zur Schau tragen könnte, so erhalten wir zusammengefaßt doch ein treffliches und allgemeines Bild von der kurlischen Adelswirtschaft. Indessen hätten wir doch an dem Einzelnen so Manches anzusetzen. Heinrich Laube, der in seinen dramatischen Arbeiten erst kürzlich gezeigt, daß er Individuelles wol zu begreifen und darzustellen versteht, kann von gewiss, ihn aus seiner jugendlichen Periode begleitenden Lieblingsfiguren nicht lassen, die seine Sorgfalt weniger verdienen und ein weit geringeres Interesse in der That besitzen, als er glaubt. Wir meinen jene sogenannten Kraftmenschen, die Laube „festgenietete“ Gemüther nennt, die er aber rohe Gemüther nennen sollte. Ein Kritiker meint irgendwo, Laube hätte in die Persönlichkeit des Stanislaus die ganze Kraft seines Genies gelegt: das ist, im Ernst gesagt, lächerlich. Stanislaus ist ein Jüngling, der sich vor andern durch die Festigkeit seiner Gemüthsaffekte, sonst durch nichts auszeichnet. Diese „tiefe“ Leidenschaftlichkeit, die es zu nichts als zur rücksichtslosen Eroberung eines Weibes bringt, ist nichts Größeres und Kleineres als das Temperament, als das allerdings unverdorbene, aber siedende Blut, das mit seinen abstracten Affecten wenig Poesie hat und die Situationen wie die Charakteristik bald erschöpft. Es ist nichts Leichter, als solche abstracte Helben aufzuführen; sie kommen und sterben mit physischer Energie, wie eben der Dichter will. Sollte sich darum Laube von diesen Gestalten mehr fern halten, so würde ihm gewiß ein weit reicheres Feld für die Entwicklung seiner Gestalten offen stehen; die abstracte Reflexion, die hinter oder vor der Figur herläuft und sich nicht selten mit Präntension geltend macht, würde verschwinden und ihren geeigneten Ausdruck in der lebendigen Entfaltung des Charakters selbst finden. Da im Verlauf der Geschichte die Sache doch nicht eigentlich dem Geschlechte, sondern den Einzelnen gilt, so möchten wir es auch nicht notwendig noch schön finden, daß der Fall von Stanislaus und Hedwig dem Leben der Andern einen plötzlichen Untergang bereitet: die ganze Erzählung läuft in ein wahres Stummen aus, das die poetische Befriedigung durchaus verlegt. Styl und Diction sind im Ganzen einfach, klar und rein, nur in einzelnen Stellen, wie I, S. 69 u. II, S. 2 machen sich einzelne Reflexionen in einer unverdienten und geschraubten Weise breit. Möge der geachtete Verf. in diesen Aussetzungen keine Feindseligkeit, sondern nur Offenheit und Wahrheitsliebe erblicken.

Das zweite Buch von Laube hat weder ein rein wissenschaftliches, viel weniger ein dichterisches Interesse, sondern es berichtet, prüft, regt zur fernern Untersuchung und Enthüllung eines Lebensschicksals an, dessen Aufklärung uns entweder ein großes Unglück, oder eine erstaunliche, psychologische und moralisch immer merkwürdige Täuschung vor die Augen führen würde. Schon vor vielen Jahren stand in Deutschland ein Mann auf, der sich für den letzten Dauphin von Frankreich, für den Sohn Ludwigs XVI. erklärte. Der junge Prinz, behauptet derselbe, sei nicht im Temple in den Händen des Schusters Simon gestorben, sondern durch Hülfe seiner Freunde entflohen und nach unendlichen Gefahren, Leiden und Abenteuern endlich nach Deutschland gekommen. Dieser Mann nennt sich im gewöhnlichen Leben Raundorf und ist derselbe, von dem neuerdings die politischen Blätter aus London mehrfach berichtet haben. Raundorf lebte früher mehr als 20 Jahre als Uhrmacher in Berlin, Spandau, Brandenburg und Krossen. Von

hier aus machte er bis zur Julirevolution bei der preussischen Regierung, bei den Bourbons, selbst bei andern Monarchen Europas in Briefen und Memoiren seine Prätendentenschaft geltend, stellte sich als das unglückliche Opfer der Politik hin und appellirte sogar an die öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl von Europa. Man hielt ihn bald für einen Narren, bald für einen Betrüger und meinte eine Zeit hindurch, er sei von Geburt ein polnischer Jude. Nach der Julirevolution ging Raundorf nach Paris und seine Ansprüche gewannen dadurch, daß ihn dort viele Leute, welche den Dauphin gekannt hatten, als Ludwig XVII. erkannten, sowie, daß die französische Regierung sich zu wiederholten Malen weigerte, diesem Prätendenten, wie allen frühern, den Proceß vor dem Gerichte zu machen. Er ward, statt seine Prätension gerichtlich zu untersuchen, aus Frankreich verwiesen und lebt seitdem mit seiner Familie in London, wo er sich bekanntlich mit Erfindungen von Verbesserungsmaschinen beschäftigt und von seinen Anhängern unterstützt wird. Wer dieser Mann bestimmt sei, wann er seine Ansprüche zuerst geltend gemacht, welches seine frühern Lebensschicksale gewesen, das ist bis jetzt völlig unermittelt geblieben: die preussische Regierung selbst, unter welcher er so lange gelebt, hat ihm auf sein Verlangen erklärt, daß sie ihn nie für einen polnischen Juden gehalten. Er selbst gibt vor, die furchterlichsten Drangsale und Verfolgungen erlebt zu haben, kann es aber nicht beweisen, da die Personen, auf welche er sich beruft, entweder nicht zu ermitteln oder gestorben sind. Seine schriftlichen Zeugnisse will er besonders durch Ecoque und den Minister Hardenberg verloren haben. Viele Thatfachen sprechen indessen für die Ansprüche dieses Mannes, ohne doch dieselben bis zur Gewissheit zu begründen; viele, vielleicht noch mehr Dinge, sprechen aber auch gegen ihn. Daß der Dauphin nicht im Temple gestorben, sondern entflohen, dies steht nach dem Zeugnisse unterrichteter Personen fest. Raundorf ist mit Einzelheiten aus dem Schicksale der unglücklichen Bourbonenfamilie, selbst mit den Drillschritten so genau bekannt, daß es Staunen erregt: seine Aussagen weisen hier nur wenige Unsicherheiten und Widersprüche auf, die nach Lage und Zeit kaum in Betracht kommen dürften. Die Bourbons sind nie auf seine Reclamationen eingegangen; es sollen ihm vielfache Anerbietungen gemacht worden sein; er hat mehren lebensgefährlichen Morbanschlägen unterlegen, bei denen jedoch immer noch die Möglichkeit vorhanden ist, daß er sich die Verletzungen selbst zugefügt. Er trägt an seinem Leibe nicht allein ein bekanntes Zeichen des fraglichen Dauphin, sondern seine Gestalt, sein Gesicht, selbst seine Manieren tragen, wie alle seine Kinder, den Typus der Bourbons. Wiewol während seines Aufenthalts in Preußen Raundorf der Fälschmünzerei und der Brandstiftung angeklagt worden, so liegt auch die Geschichte dieser Prozesse, selbst seine Strafe im Dunkeln: und die Leute, welche ihn kennen, behaupten, daß er im bürgerlichen Leben ein Mann von sanftem, rechtlichem, frommem, ja frommelndem Charakter sei. Viele tüchtige Leute in Frankreich, freilich auch viele Schwache und Unzuverlässige, sind von der Wahrheit seiner Aussagen und Ansprüche überzeugt: man hat von ihm gesprochen und für ihn geschrieen, man hat sich alle vergebliche Mühe gegeben, eine gerichtliche Würdigung seiner Ansprüche, die er nur benutzen will, um Güter und Namen zu erwerben, einzuleiten. Aber besonders in letzter Zeit und seit dem letzten Morbanschlage sind mehre achtbare Personen von ihm abgesprungen und haben ihn für einen Betrüger erklärt.

Der Verf. führt alle die Punkte, welche für Raundorf sprechen, sowie alle diese an, welche gegen ihn sind; er verliert sich in ein Labyrinth von Aussagen, Thatfachen, Meinungen und Vergleichen. Allein das Resultat dieser scrupulösen Forschungen ist kein anderes, als daß die Wahrheit nach Dem, was vorliegt, nicht ermittelt werden könne, daß, wolle man einen Schluß ziehen, er für den Prätendenten höchstens nachtheilig ausfallen könne: daß erst eine gründliche und weitläufige

gerichtliche Untersuchung im Stande sei, die unzweifelhaftesten Thatfachen zur Entscheidung festzustellen. Mit Recht sagt Hr. Laube: es würde der höchste Gipfel des Unglücks sein, das einem Sterblichen begegnen kann, wenn Raundorf wirklich der Herzog der Normandie wäre und seine Ansprüche wie die Wahrheit seines unglücklichen Schicksals der Welt doch nicht zu beglaubigen vermöchte. Die Quellen, aus welchen der Verf. für sein undankbares Geschäft, zu welchem er durch achtbare, an die Ansprüche des Prätendenten glaubende und mit dessen Persönlichkeit vertraute Männer angetrieben wurde, geschöpft hat, sind: 1) ein Memoire, das unter dem Titel „Abrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin“ aus Raundorf's und seiner Freunde Feder 1836 zu London erschienen ist; 2) ein von den Advocaten und Freunden des Prätendenten gegen die pariser Journale verfaßtes „Mémoire justificatif“; 3) eine frühere Lebensgeschichte desselben, die er eigenhändig noch als Uebmacher in Krossen abgefaßt hat. Niemand wird nach dieser Sachlage dem Wunsch unterdrücken können, daß die Wahrheit über diese fragliche Prätendentenschaft durch eine gründliche, gerichtlich geführte Untersuchung an den Tag kommen möge, denn, welches Resultat sich auch ergebe, es wird immer von großem Interesse sein, daß die historische Wahrheit aufgeklärt und ein großes Unglück gemildert, oder daß das Gewebe eines Betrügers, eines Betrogenen oder eines Wahnsinnigen enthüllt werde, welches seines Gleichen in der Welt wol kaum aufzuweisen haben dürfte.

37.

N o t i z.

Wir lesen in einem französischen Journale folgende Parallele, die zwischen Lüge und Wahrheit hin- und herschillert und die wir hier ohne weitere Bemerkungen mittheilen wollen: „Die Beiseit Goethe's gleicht sehr derjenigen Walter Scott's. Der Eine, wohl verstanden, ist mehr Professor (!) und mehr Deutscher, der Andere seiner, zurückhaltender, vorsichtiger, mehr Schotte. — — Sie achteten wenig (!) und haßten wenig. Schiller, der Enthusiast, war Goethe gegenüber, was, Walter Scott gegenüber, Byron war — entgegengesetzte Naturen, deren Gegensatz ihr Band war. Bei Goethe und Walter Scott handelte es sich um das Sehen, bei Byron und Schiller um das Fühlen. Die Begeisterung kam den beiden Ersten von außen (!), den beiden Andern aus dem Herdfeuer der Seele. Bei Goethe und Walter Scott war die Reproduktion der Welt und der Charaktere, bei Byron und Schiller die Leidenschaft entscheidend. Die beiden Ersten waren wie das Licht, welches erleuchtet, die beiden Andern wie die Flamme, welche brennt. Walter Scott und Goethe sind alt geboren, Byron und Schiller jung gestorben; jene Conservative, diese Revolutionnaire. Man findet bei dem Dichter des „Eza“ und bei dem Dichter des „Don Carlos“ tausend verderbliche Grundsätze, welche uns, wollte man ihnen folgen, in einen Abgrund stürzen würden. Die Moral Walter Scott's und Goethe's, obgleich ein wenig egoistisch, ist leicht zu realisiren; sie neigt sich zu Montaigne und Cassendi; weniger erhaben als natü, mehr durch die Form als durch die Begeisterung poetisch, begründet sie einen Epikurismus der Pflicht, während Byron und Schiller Leidenschaft und Wollen in Fanatismus verwandeln. Goethe und Walter Scott sind nie enthusiastisch (!), ihr Senie macht sie nicht trunken; mit Ruhe prüfen sie ihren Gedanken. — — Ach! diese große ruhige und stierliche Harmonie eines immer wohlgeordneten Daseins ist nur wenigen Sterblichen zu eigen gegeben; fragt doch, ob Dante, ob Jean Jacques, ob Byron, ob Camoens sie beissen haben! Sie war das Eigenthum solcher edeln Geister wie des armen Shakspere, des elenden einsamigen Cervantes, Goethe's, umgeben von den armseligen Plaudereien eines kleinen Hofes, Walter Scott's, welcher, 40 Jahre alt, täglich 12 Stunden arbeitete, um Andern Schutten zu bezahlen.“ Die Welt weiß gar nicht, wie groß diese Männer sind!“ u. s. w.

2.

Sonntag,

— Nr. 142. —

22. Mai 1842.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von C. A. Moriarty. Erster Band.

2. Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Miß Pardoe. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile.

(Beschluss aus Nr. 141.)

Die beiden Werke, welche an der Spitze dieses Aufsatzes genannt sind und von denen das des Engländers unendlich gediegener ist als das der Engländerin*), liefern einen Commentar zu Dem, was wir fordern über den Zustand und die Vervollkommnungsfähigkeit Ungarns gesagt haben. Er scheint mehr mit den hervorragenden Männern der Oppositionspartei, sie mehr mit Familien, welche der sogenannten Regierungspartei angehören, verkehrt zu haben. Das ist nicht ohne Einfluß auf das Gepräge beider Bücher geblieben, erhöht auch durch Vergleichung das Interesse, was sie in vielen ihrer Partien einflößen. Darum aber liefert auch Paget ohne irgend eine Gegenbemerkung die Schilderung der Begrißversammlung zu Szatmar, auf welcher ein ungarischer Großer die Regierung beschuldigt habe, sie sei beflissen:

den Adel gegen die Bauern und die Bauern gegen den Adel aufzureizen; beiden Theilen zu lehren, sich gegenseitig als natürliche Feinde zu betrachten, um durcherspaltung sie zu schwächen und so sich selbst zu stärken. — Hierbei brandmarkte er — fährt Paget fort — mit den stärksten Ausdrücken eine so verrätherische Politik, deren endlicher Zweck nur die Herabwürdigung und Sklaverei des ganzen Landes sein könne. Seine Worte wurden mit Jubel aufgenommen, und außer dem Biegegespan, der eine solche Sprache als zu stark tadelte, dachte keiner daran, dem zu widersprechen, was Alle als Wahrheit fühlten.

Eine grundlosere Beschuldigung ist wol nie gegen eine Regierung geschleudert worden; eine Beschuldigung, mehr geeignet, in Ungarn Haß gegen sie zu erregen, hat noch Niemand erhoben. Das pflichtmäßige Streben der Regierung, das Loos einer hartgebrückten und zahlreichen Menschenclasse, der Bauern, allmählig auf verfassungsmäßigem Wege zu verbessern, in einen machiavellistischen Kunstgriff, die Bauern gegen den Adel zu verhetzen, zu

verwandeln und vor einer leidenschaftlichen Versammlung als solcher mit aller Kunst und allem Feuer der Rede zu bezeichnen, ist und bleibt eine That, mit der kein wahrhafter Freund Ungarns sich einverstanden erklären kann. Sie gehört der Geschichte an und wird von ihr gerichtet werden. Hr. Paget hat einen großen Theil von Ungarn und Siebenbürgen durchreist und gehört zu jenen Reisebeschreibern, welche ihr Ich in den Hintergrund stellen und hauptsächlich Das erzählen, was sie gesehen und beobachtet haben. Der Eindruck, den die Lecture seines Werkes hinterläßt, ist aber insofern ein peinlicher, als man, mit ihm das Land von einem Ende zum andern durchstreifend, sieht, wie kläglich so Vieles ist und wie herrlich es sein könnte, wenn die Menschen nur wollten. Wir heben, die Leser auf das wohlgeschriebene und gutübersehte Buch verweisend, ein Hauptbeispiel aus.

Debreczin, die Hauptstadt der Ebene — berichtet er — hat eine Bevölkerung von 50,000 Einwohnern. Den Namen des größten Dorfes in Europa, den ihm ein Reisender beilegt, verdient es auch wirklich; denn die breiten, ungepflasterten Straßen, die ein Stockwerk hohen Häuser und die Abwesenheit aller Landstraßen machen es dem Begriffe einer Stadt, wie ihn sich ein Europäer bildet, ganz unähnlich. Bei Regenwetter wird die ganze Straße eine einzige flüssige Rothmasse, so daß die auf der einen Seite der Straße einquartierten Offiziere zu Pferde steigen müssen, wenn sie auf der andern zu Mittag speisen wollen. Anstatt einen Damm aufzuwerfen, hat man den Ausweg ergriffen, ein einzelnes Brett querüber zu legen, und es ist eine große Belustigung für den Pöbel, wenn einer aus demselben auf dem engen Pfade einem Soldaten (es liegen polnische Uhlanten hier, die dem Volke verhaßt sind) begegnet, diesen in den Schlammsee hinabzuwerfen!

Eine Stadt von 50,000 Einwohnern, zu der keine einzige Landstraße führt! Nur zwei Gutsbesitzer fand Paget, einen in Ungarn, den andern in Siebenbürgen, welche auf ihrem Grund und Boden bemüht waren, die Landwirtschaft nach neuen*) Grundsätzen auf den höchsten Stand der Blüte zu bringen. Beide aber hatten mit der Unwissenheit und dem bösen Willen ihrer Unterthanen zu kämpfen, besonders übel wurde dem siebenbürgischen Baron mitgespielt.

Als wir uns dem Dorfe näherten — erzählt Paget —, sprengte der Baron über einige recht gute Einhegungen uns voran, um uns ein Feld Aker zu zeigen, welches eben zum

*) Es erschüttert sehr das Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit der Miß Pardoe, wenn sie alles Größtes erzählt (II, 185), gegen den Räuber Schobri wären zu einer Zeit 90,000 Mann aufgeboden worden.

*) d. h. nach solchen, die in Deutschland lange schon üblich sind.

zweiten Male geschnitten war. Das war eine seiner frühesten Ackerbauverbesserungen gewesen, denn trotz der Masse Land, die er besitzt, litt er dennoch vorher im Winter oft gänzlichen Mangel an Heu und Stroh für seine eigenen Pferde. Auf vielen siebenbürgischen Edelgütern ist es nichts Ungewöhnliches, zu hören, daß Pferde oder Rindvieh verhungern, wenn der Winter hart oder einige Wochen länger ist als gewöhnlich. Dieses Kleefeld sah man also als einen Schatz an, und man dachte sich seinen Schmerz, als er, gerade vor dem ersten Schnitt, eines Morgens hörte, daß die Bauern die Säune niedergelassen, alles Rindvieh des Dorfes auf das Feld getrieben und so die Ernte völlig verworfen hatten. Die halbverhungerten Kühe verschlangen diese neuen Fütterbissen so gierig, daß sie in der Folge fast alle starben. So verdrüsslich auch unser Freund über jenes Boshheitsstückchen war, so erkaunte er doch am nächsten Tage nicht wenig, als er hörte, daß nicht weniger als 30 derselben Bauern Prozesse gegen ihn einleiteten, weil er giftige Kräuter gepflanzt habe, um ihr Vieh zu tödten! Baron B. versicherte uns, dies sei nur eine der vielen boshaften Beleidigungen, die er sich durch seine Versuche, sein Gut und den Zustand seiner Bauern zu verbessern, zugezogen habe. Ich habe die Arbeitszeit (der Frohndienste) verkürzt, bemerkte er, ich habe den Betrag ihrer Lieferungen verringert; ich habe meinen Verwaltern untersagt, einen Bauer ohne Verhör vor der Obrigkeit des Bezirks bestrafen zu lassen, und statt Dankbarkeit bezeuge ich nur Beleidigung von ihrer Seite; sie sehen die Ursache als Zeichen der Schwäche und Thorheit von meiner Seite an.

Das ekelhafte Austreten der Weintrauben durch halbnackte Männer wird von dem Verf. umständlich geschildert und bemerkt, daß man in Siebenbürgen, ob schon es zum Weinbau von der Natur bestimmt sei, dessen Cultur ebenso sehr vernachlässigt als wenig versteht. „Überhaupt“, sagt er, „finden wir die Bauern in Siebenbürgen in viel schlechterem Zustande und in viel größere Unwissenheit versunken als in Ungarn.“ Das will viel sagen, wenn man vorher die Schilderungen gelesen hat, die Paget von den ungarischen Bauern entwirft. Mit Glück zeichnet er die verschiedenen Nationalitäten, welche in Ungarn und Siebenbürgen durcheinandergewürfelt sind.

Man beschuldigt den Magyaren — sagt er — der Faulheit, und wenn das so viel heißen soll, daß er nicht des Engländer Arbeitsliebe um seiner selbst willen besitzt, so halte ich diese Beschuldigung für eine verdiente. Ein Magyar wird sich nie rühren, wenn er still sitzen, und wird nie gehen, wenn er reiten kann. Sogar Reiten scheint ihm zu viel Belästigung zu verursachen; denn gemeinlich spannt er vier Pferde vor seinen leeren Wagen und macht so seine Ausflüge nach dem nächsten Dorfe oder Marktflecken. Dieser Mangel an Thätigkeit ist überdies noch von einem Mangel an Beharrlichkeit begleitet. Der Ungar ist leicht hoffnungslos und entmutigt, wenn eine Unternehmung nicht bei dem ersten Versuche glückt. . . . Der Magyar haßt Reuerungen und ausländische Moden; er hält es für hinfällig, darüber mit den Worten abzusprechen: Selbst mein Großvater hat nie von so etwas gehört!

Wie sehr der eigentliche Ungar, der Magyar, sowohl die Deutschen als die Slawen, die Walachen und Juden haßt, darüber finden sich in Paget eine Menge charakteristischer Anekdoten. Die Juden scheinen diesen Haß zu verdienen, denn es ist in Ungarn, wie überall, wo sie auf dem flachen Lande sich ansiedeln: sie verderben den Bauer.

Sobald ein Jude — berichtet Paget — die Niederlassung in einem Dorfe erlaubt bekommt, werden die Bauern arm.

Wenn der Bauer Geld braucht, entweder durch zufälliges Unglück, oder um sich an seinem Hochzeitstage lustig zu machen, oder um seinem Schutzheiligen die gebührende Ehre erweisen zu können, so ist immer der Jude bereit, zu helfen, natürlich zu übertriebenen Zinsen. Alles, was der Bauer zum Wiederbezahlen hat, ist die nächste Zahlerate, und diese verpflichtet er völlig, indem er dem Zufall oder seines Grundherrn Güte vertraut, um sich während des Winters durchzuhelfen. Dergestalt ist die Ernte oft verkauft, sobald sie nur geerntet ist, und für den Rest des Jahres ist der Bauer verpflichtet, für seinen Gläubiger zu arbeiten. Ich lernte viele Edelleute kennen, die sich aus diesem Grunde weigerten, Juden in ihren Adressen wohnen zu lassen.

Sehr frappant ist folgende Bemerkung des vielgereisten Paget über die Juden:

Unter liberalen Regierungen, wo sie Schutz und Gerechtigkeit genießen können, sind sie selten; allein in der Türkei, wo ich einen gornigen Muselman einem Juden ein Ohr abschneiden sah, weil er nicht Handels einig mit ihm werden konnte, ist jede zweite Person, der man begegnet, ein Jude.

Werkwürdigerweise findet man auch in allen Gebirgsländern wenige Juden. In Dem, was Paget über den angeblichen Einfluß Rußlands auf die zahlreichen stammverwandten Slawen und die religionsverwandten Walachen sagt, scheint er den allgemeinen Glauben der Ungarn wiederholt zu haben. So sagt er bei Erwähnung der Choleranunruhen:

Ich habe es oft mit den stärksten Versicherungen der Wahrheit wiederholen hören, daß diese Ausfälle in Folge der Sympathie und der Hülfe, welche die nördlichen Provinzen Ungarns Polen gewährten und die selbst von den höchsten Autoritäten Österreichs begünstigt worden sein sollen, von russischen Agenten angezettelt wurden. Inwiefern diesem Gerüchte Glauben beizumessen sei, weiß ich nicht.

Noch bemerkenswerther aber ist folgende Stelle: Als politische Agenten und Spione des russischen Hofes sollen die walachischen Priester häufig benützt werden, und ich bin völlig geneigt, es zu glauben, denn sie betrachten den Erzbischof von Moskau als ihren Primas und den Kaiser von Rußland als das Oberhaupt ihrer Kirche. Das Ritual der griechischen Kirche in Ungarn enthält ein Gebet für den Kaiser und König, wovon jedoch die Walachen nur den letztern auf ihren eigenen Monarchen beziehen, indem sie den ersten für den Kaiser von Rußland reserviren. Das wurde mir nicht nur von den Walachen erzählt, sondern auch von den Kroaten und Slavonern, unter welchen der griechische Glaube gleich herrschend ist und wo der Einfluß Rußlands noch durch die Aehnlichkeit der Sprache verstärkt wird. Vor einigen Jahren, als man vermutete, Österreich widersehe sich einigermaßen den Ubergreifen Rußlands, rief ein in Bucharest gedruckter und weit in Siebenbürgen verbreiteter Kalender die Walachen dieses Landes auf, den ungarischen Usurpatoren die Gewalt zu entreißen und läßt ihr eigenes Anrecht auf das Land ihrer Väter zu behaupten.

Ist es den Magyaren unter solchen geheimnißvollen Beziehungen zwischen Rußland und einem großen Theile der Bevölkerung des Landes, oder auch nur bei dem Glauben an das Dasein solcher Beziehungen zu verdanken, wenn sie auf die Verbreitung und Alleinherrschaft ihrer eigenen Sprache dringen? Was immer die Slawen gegen den hierauf bezüglichen Plan der Magyaren sagen mögen, der Grund, nach welchem dabei die Letztern handeln, liegt tief. Paget schlägt als das beste Mittel, das ganze Land zu magyarisiren, vor: „dem Ge-

nusse der politischen und der Municipalrechte die Verbindung der Kenntniß der Magyarsprache anzuhängen“.

Auch Miß Pardoe, in deren Schrift man, wenn sie gleich an Reichthum belehrender Thatfachen mit dem Werke Dager's sich nicht messen kann, doch sehr viele interessante Dinge und höchst anziehende Schilderungen berühmter und hochgestellter Persönlichkeiten findet, sagt in Betreff der Hinnelung der Slawen zu Rußland, und was sie hierüber sagt, ist der gesellschaftlichen Kreise wegen, mit denen sie in Berührung kam und deren Echo sie zu sein scheint, um so beachtenswerther (II, 209):

Die Slawen beten öffentlich für den Kaiser von Rußland, selbst in der ungarischen Hauptstadt, als für „unsere Bar“, eine Huldigung, welche von diesem Souverain mit Geld und Production belohnt wird. Es ist mir viel erzählt worden von einer, durch russischen, moralischen und materiellen Einfluß angeregten und entwickelten slawischen Propaganda in Ungarn, deren Thätigkeit sich für die Ausbreitung dieser Nation in dem Grade wirksam erwiesen habe, daß Einige aus ihr, wie versichert wird, schon von der Errichtung einer slawischen Monarchie im Lande der Magyaren zu träumen angefangen haben! eine wilde Vision, die den Ungarn, welche numerisch über ein Drittel der ganzen Bevölkerung bilden und der widersinnigen Annahmen ihrer antriegerischen Mitbewohner des Landes spotten, wahrhaft lächerlich erscheinen muß. Die slawische Literatur — fährt Miß Pardoe fort — steht unter dem entschieden und unverheilten Schutze Rußlands, welches jeden slawischen Schriftsteller von einigem Ruf mit Geld und Günstbezeugungen belohnt, möge er wohnen, in welchem Lande er wolle; und dies soll namentlich der Fall sein mit einem slawischen protestantischen Geistlichen in Pesth, der in ganz Ungarn bekannt ist durch seine großen Kenntnisse in der slawischen Literatur und durch seinen fanatischen Nationalismus.

Von dem Schutze der slawischen Literatur bis zum Schutze der slawischen Bevölkerung gegen das Streben der Magyaren, ihr die Sprache des herrschenden Stammes einzupflanzen, ist freilich ein weiter, ein unermesslich weiter, jedoch kein schlechterdings unmöglicher Schritt, und eben weil es Leute geben kann, welche äußerst entfernte Möglichkeit schon für nahe Wahrscheinlichkeit zu halten geneigt sein möchten, ist den Ungarn in Betreff der Verbreitung der magyarschen Sprache die höchste Maßigung, in Betreff aller andern Verbesserungen des moralischen wie des materiellen Zustandes aller Volksstämme und Standesclassen aber der höchste Eifer zu empfehlen. 66.

Leben und Wirken Naphtali Hartwig Wessely's. Eine biographische Darstellung von Adolf Aloys Meisel. Breslau, Friedländer. 1841. Kl. 8. 15 Ngr.

Obgleich der Mann, dessen Leben und Wirken diese kleine Schrift seinen Stammverwandten Brüdern insbesondere und alsdann unsern Zeitgenossen überhaupt in Erinnerung zu bringen bestimmt ist, jetzt bereits einer ziemlich weit zurückliegenden Vergangenheit angehört — denn N. H. Wessely ward 1795 zu Hamburg geboren, wo er 1805 starb —, so hat doch neuerdings der Name des israelitischen Volkes für die höheren Bildungs- und Gesellschaftskreise große Bedeutung gewonnen und die fast dämonische Gewalt, mit welcher jüdische Geister in der jetzigen Weltliteratur wirken, muß dem erneuerten Andenken an einen Mann zu statten kommen, der sich durch sein schriftstellerisches Wirken zunächst um die sittliche und bürgerliche Erhebung seiner Stammgenossen hoch verdient machte,

aber auch zu gleicher Zeit in einer besondern für jene Thätigkeit gebrochenen Bahn als Begründer der neuen germanisch-israelitischen Dichterschule der Welt überhaupt durch Talent und Kraft ein neues Zeugniß für den alten Adel seines Volkes ablegte.

Schon die äußern Lebensumstände Wessely's haben viel Anziehendes. Daß er, nachdem er die mit Umsicht und Anerkennung für Andere und sich geführte mercantile Laufbahn aufzugeben genöthigt war, in der literarischen Karriere seine und der Seinigen Subsistenz zu sichern vermochte, zeugt dafür, daß er von allen sich ihm früher und später darbietenden Mitteln zur Bildung seines Geistes den gewissenhaftesten Gebrauch gemacht haben müsse. Wirklich hatte er auch schon mitten in seiner weitverzweigten kaufmännischen Wirksamkeit Rasse gefunden, mehr seinen Namen berühmt machende Schriften herauszugeben. Seine entschiedenere literarische Wirksamkeit für die Veredlung seines Volkes datirt sich aber von seinem mit dem Jahre 1774 anhebenden Aufenthalte in Berlin, wo er, zuerst als Geschäftsführer des Jos. Feitel'schen Hauses, mit Moses Mendelssohn die innigste, für sich und Andere so erfolgreiche Freundschaft schloß. „Rein geselliges Band“ — so heißt es S. 62 u. — „ist so stark als die Sympathie zweier Seelen, die in ihren intellektuellen Fähigkeiten eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben. Wenn auch die geistigen Vorzüge Mendelssohn's und Wessely's voneinander sehr verschieden waren — schon die Überzeugung, daß die Gefühle, Gedanken, Beweggründe und Wünsche, die von der Menge nicht geschätzt, nicht verstanden wurden, von dem Freunde begriffen und gewürdigt werden mußten, mußte sie gegenseitig immer mehr nähern. Jeder liebte doppelt stark den Geist, der den seinigen ergründet hatte. Beide wollten Israel aus der Lethargie erwecken, in die es gesunken war; beide waren Wiederhersteller der Wissenschaft unter den Juden; beide hatten schon durch großartige Leistungen das Auge der Welt auf sich gezogen; beide hatten große Scharen ausgezeichneten Köpfe um sich versammelt, sie begeistert für ihre großen Entwürfe; beide beabsichtigten, den Glaubensgenossen, jetzt ohne Sprache, zwei Sprachen“) zu geben und durch sie die Begriffe zu reinigen und festzustellen; beide strebten den blinden Nachahmungsinстинт und den kalten Indifferentismus in eine sich selbst bewusste Liebe für das ererbte Heiligthum umzuschaffen; beide waren Verfechter der Vernunft und ihrer gefestigten Rechte; beide rüstige Kämpfer gegen die Hyphen des Glaubenshasses: beide wollten die Morgenröthe der Toleranz in die Mitte des Horizonts israelitischen Lebens heraufbringen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Denn Mendelssohn basirte auf Philosophie sein Judenthum, Wessely schöpfte seine Philosophie aus dem Judenthum; bei Mendelssohn prävalirt die Vernunft, bei Wessely hat sie der Offenbarung gegenüber untergeordneten Werth. Auch darin theilten beide gleiches Schicksal, daß ihre geistige Kraft zur Hälfte einem Berufe zugewendet werden mußte, den die Vorsehung ihnen nicht gegeben. Mendelssohn war in der Handlung Bernhards beschäftigt und arbeitete in den Rußekunden an seinen unsterblichen Werken; Wessely führte das Geschäft Feitel's und widmete die freie Zeit, wie bisher, der Wissenschaft.“

Offenlich werden sich die Leser dieser Blätter durch diese hierher übertragene Parallele nicht ungern an frühere merkwürdige Persönlichkeiten und Zustände haben erinnern lassen, wenn sich auch Ref. durch diese längere Stelle den Raum zu noch mehrer Mittheilungen verschlossen hat. Desto getroster darf er Alle, die an der fortwährenden Entwicklung der Menschheit und Literatur Antheil nehmen, an die kleine Schrift selbst verweisen, die in derbester Hinsicht des Belehrenden gar Vieles aufzuweisen hat, z. B. wie Wessely der ganz verkommenen hebräischen Sprache wieder Werth und Geltung zu verschaffen suchte und wußte, mit welchem glänzenden

*) Mendelssohn gab seine Schriften in deutscher, Wessely die seinigen in hebräischer Sprache heraus.

den Erfolge er die den toleranten Ideen Kaiser Joseph's widerstehende Orthodoxie zu bekämpfen wußte u. dergl. m. Nur auf eine besonders wichtige Seite der literarischen Thätigkeit Wessely's muß noch mit wenigen Worten hingewiesen werden, an die Restauration, welche die Poesie durch ihn erfuhr. Als Dichter machte sich Wessely zuerst durch seine von Husnagel übersetzte Ode auf Prinz Leopold von Braunschweig bekannt, berühmt aber durch sein Selbstgebißt: „Die Roseide“, welche (hebräisch) im Drucke unvollendet geblieben ist und durch die deutschen Übersetzungen von Husnagel, Spalding und Andern vielen unserer Leser bekannt sein wird. Durch Alles, was der Verf. bezüglich auf diesen Punkt beibringt, wird man sich angezogen fühlen, wenn schon manches hier wesentlich in Frage kommende noch schärfer hätte herausgehoben werden können, wie es so trefflich in Delsig's „Geschichte der jüdischen Poesie“ 12. (Leipzig 1836) geschehen ist. Hier wird gezeigt, wie die von Wessely neu erweckte Poesie kein Abfall von der Rationalität, zu dem sie später umschlug, gewesen sei. Denn Wessely wollte das Nationale nicht dem Allgemeinen-Künstlerischen opfern, vielmehr durch Darangabe der mittelalterlichen, überkünstlichen Formen die Poesie in ihre prophetische Urgestalt zurückführen; die neue Dichterschule sollte zu den Höhen der Propheten niedersinken und die Lichtstrahlen der biblischen Poesie wie in einen Brennpunkt sammeln, um sie in neuen Ausströmungen zu reflectiren. Die Schrift, die Wessely auch Ideal der Form war, sollte die Versjüngungsquelle der neuen Prosa und Poesie werden. Namentlich aber dient zur Charakteristik der „Roseide“ Das, was Delsig (a. a. D. S. 98) so schön in Folgendem beibringt: „Wessely verwarf nicht die hagadische Sage, aber es ging ihm die Kunst ab, sie zu Goldperlen der Poesie zu verwirkeln; die biblische Bilderwelt war ihm ein heimisches Land, aber er verstand nicht, mit dem Email ihrer Winten seine Gemälde zu coloriren. Das Feinreich des Orientalismus war ihm ein verschlossener Hesperidengarten. Darum ist Styl, Bild und Gedanke bei ihm mehr germanisch, nicht judenthümlich-orientalisch, überhaupt nicht orientalisch. Sein Styl ist weich, fließend, verständlich, kurz in den Sätzen, sinnungsgrenzt in den Verszeilen, nicht periodisirt und verschlungen; er hält den Leser nicht durch tausend verdeckte Ränke auf, vor denen die Nähe der Enträthselung festbannt, sondern flügelst ihn unaufhaltsam mit sich fort auf dem rhythmischen Flügelwege der einfachen Bibelsprache. Sein Styl rieselt melodisch dahin, wie ein Bach mit durchsichtigem Wasser, aber der Grund dieses Baches ist nicht der farbige Kies, der stummernde Goldsand, die bunte Perle der Sage, in seinen Wellen spiegeln sich nicht palästinische Aarunen und Caronellilien, sondern echt deutsche Primeln, Schläffel- und Dotterblumen.“ 67.

Literarische Notizen aus Frankreich.

J. P. Bérat's Schrift: „La coupe de l'exil“ (Paris 1840), eine Sammlung Gedichte nebst einer prosaischen Erzählung, verdient Beachtung. In der Vorrede sagt der Verfasser: „Es ist in den vorzüglichern Geistern unserer Tage ein Gedanke, den sie sich nicht ganz zu gestehen wagen. Unglück verhängende Zeichen haben sich am Himmel der Civilisation gezeigt, beunruhigende Symptome die Intelligenzen, welche sich mit der Zukunft beschäftigen, erschreckt. Es ist nicht mehr Zeit, es sich zu verbergen: die Gesellschaft neigt sich zu ihrem Untergange. Wir wohnen dem Vorpiel einer Krisis bei, gleich der, welche das römische Reich weggraffte. Es ist noch Zeit, dieselbe zu beschwören; wir glauben es, hoffen fest daran; wäre es anders, so würden wir nicht zu der Fieber gegriffen haben, um nutzlose Warnungen zu schreiben. Wir sind der Meinung, daß in einem solchen Kampfe keine Kraft der Gesellschaft vernachlässigt werden darf, und eben darum tragen wir kein Bedenken,

auch unsere Kräfte, wie unzulänglich sie auch sonst sein mögen, hinzuzuthun. Der Mensch und die Gesellschaft existiren durch zwei Grundideen: die Freiheit, die Einheit. Die Freiheit ist die Kraft des Menschen; die Einheit ist die sociale Kraft. Wenn eine dieser Kräfte der andern Gewalt anheim, so ist die Civilisation gefährdet und die Gesellschaft in Unruhe. Die ganze Geschichte ist nichts Anderes als das aus diesen beiden wirkenden und rückwirkenden Kräften entstehende Drama, in dem dem Scheine nach vielfältigen und verschiedenen, aber im Grunde einfachen und identischen Thatsachen.“ Das Gedicht der Widmung an den König von Sardinien ist eins der besten. Darauf folgt eine Erzählung, welche mit einem heftigen, aber berechneten Ausfall auf die pariser Civilisation beginnt; darnach folgt ein Gemälde von Allem, was der Verf. in diesem Dunkeldreie des Zweifels und der Unsittlichkeit gelitten hat, dem er sich endlich entrist, um durch einen Aufenthalt in der großen Karthause den Frieden wiederzufinden. Da, mit Gott und sich selbst versöhnt, schreibt er an den König von Sardinien, um von ihm das Ende seiner Verbannung zu erbitten. Die Gnade des Monarchen läßt nicht auf sich warten und so kehrt er dankbar in seine Heimat zurück. Von Paris sagt Bérat unter Andern: „Paris ist die Stadt des Zweifels und der ewigen Kämpfe. Sobald Jemand in diesen Abriß der Welt eingetreten ist, wird er bekümmert, fortgerissen, umhergeworfen von tausend entgegengesetzten Strömungen; hat er religiöse Überzeugungen, so wird es ihm nichts helfen, dieselben in sich zu verschließen und sie unzugänglich zu machen, sie werden eine Belagerung ohne Waffenruhe auszuhalten haben und durch Paradoxen und Sophismen niedergebissen werden.“ Die Gedichte, welche nach der Erzählung folgen, zeichnen sich durch eine reiche Phantasie und ein tiefes Gefühl aus. Die Dichter hatten sonst das Unglück nicht, über die Bedingungen des gesellschaftlichen Zustandes so tief nachzudenken, und ihre Verse waren oft um so viel besser. Heutzutage leidet jeder Mensch, der denkt, und erbedet gar zu bald, daß Das, was ihn beunruhigt, Dasselbe ist, was die ganze Gesellschaft quält, d. h. der Mangel an einem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt der Gefühle und des Glaubens, wo sein Leben zusammenstrahlen kann, wo seine Hoffnung sich erneuert, sein Schmerz sich beruhigt. Wenn Jemand diese Erfahrung gemacht hat, so ist es natürlich, daß er dieselbe Andern mittheilen und sie auffodern will, ein Mittel dagegen zu suchen oder das anzuwenden, welches er gefunden zu haben glaubt. Aber kein Buch wird heutzutage in dem Sinne, wie Bérat es meint, Erfolg haben. Man hat das Wort, die Beredsamkeit, die Dichtkunst so sehr mißbraucht, daß man Niemand mehr damit kräftig erschüttern kann. Der Einfluß der Literatur war ehemals groß, vielleicht zu groß; darum ist er jetzt so klein. Warum sich täuschen? Braucht die Gesellschaft gerettet zu werden, so wird es ganz gewiß nicht durch Bücher geschehen. Man predigt durch Beispiel, man handle, es ist Zeit; man hat nur zu viel gesprochen, zu viel geschrieben. Hr. Bérat ist übrigens ein Landmann und Schüler des Grafen de Malfre, ein Savoyarde und eifriger Katholik. Aber davon abgesehen, ist sein poetisches Talent nicht unbedeutend und sein Buch in mehr als einer Beziehung interessant.

Besondere Aufmerksamkeit verdient folgendes Werk: „Histoire des progrès de la civilisation en Europe, depuis l'ère chrétienne jusqu'au dix-neuvième siècle“, von Rouperrand (6 Bde., Paris 1833—41). „Die Geschichte von Dem, was man die Civilisation nennt“, sagt der Verf. in der Einleitung, „ist nicht in der Erzählung der Thatsachen; sie ist nicht in der Entwicklung des Zustandes der Wissenschaften, der Industrie oder der Literatur; sie ist nicht in dem Sittenzustand einer Nation oder einer Epoche allein enthalten. Die Geschichte der Civilisation umfaßt alle diese Dinge zusammen.“ 45.

Montag,

Nr. 143.

23. Mai 1842.

Der Missionair. Ein Roman von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Ariadne-Faden, der sich durch ein Labyrinth von Begebenheiten und verschiedenen Welttheilen windet, ist der Glaube, und in der Person des Missionairs erkennt man das dem Jahrhundert so eigenthümliche Sehnen und Ringen nach der wahren Glaubensform. Deshalb kann man auch diesem Roman reichen Anklang beim Publicum prophezeien.

Zingendorf stiftet im wahren, frommen Glaubenseifer die Herrnhutergemeinde; das verhindert jedoch Heuchler und Scheinhellige nicht sich ebenfalls unter sein Panier zu reihen. Seine Tochter, Gräfin Elisabeth Bruce, übernimmt nach des Vaters Tod die Leitung der Gemeinde und führt sie gewissenhaft, obgleich sie nicht die Schwärmerie des Vaters geerbt hat und ihre Glaubensansichten in wesentlichen Punkten von denen der Sekte abweichen; sie hat in Paris gelebt, liebt Paris und erhält eine Karavane von pariser Freunden zum Besuch, deren Vergnügungs- und Denkweise nicht in den frommen, beschränkten Kreis der herrnhuter Ideen paßt. Der Graf Hyppolit, Elisabeth's Bewerber, hat Rousseau's und Voltaire's Ansichten eingefogen, und auch Elisabeth hat sich zu sehr an dieselben gewöhnt, um vor den satirischen Angriffen auf die Glaubensansichten der Sekte zu erschrecken. Den jungen Heiden Calixt aber erfüllt die Überzeugung, die Gräfin, die er liebt, glaube nicht an Gott, mit Entsetzen, und er wird irre in seinem Glauben, Zweifel quälen ihn, er flieht in die Wälder, nachdem er sich dem Loos, welches über seine Mission nach der Insel St.-Thomas entscheiden soll, entzogen hat. Das Burschen des Johannes Watterville und ein Wort Elisabeth's bringt ihn wieder zur Besinnung, er fügt sich geduldig den herrnhuter Gesetzen und nimmt die Mission nach St.-Thomas an.

Die Personen des herrnhuter Kreises sind in ihren verschiedenen Individualitäten aufgeführt, von der heiligen Glaubensschwärmerie an, bis zur scheinheligen Heuchelei, und einzelne Züge aus dem Gesellschaftstreiben des Bruder- und Schwesterhauses mögen wol dem Leben nach gezeichnet sein. Peter Liborius, ein Gelehrter, haßt den Doctor Arnold, weil dieser behauptet, die einzige richtige Deutung einer lateinischen Stelle gefunden zu haben; jedesmal ehe

er zum Abendmahl geht, beichtet er diese Sünde des Hasses und ist der Erste, der dem Felad versöhnt in die Arme stürzt. Das Hassen nennen die Herrnhuter eine tiefe Erniedrigung des eigenen Selbst. Des Missionairs alte Großmutter Libussa, deren Religionselber mit der Liebe zum Enkel den Besitz ihrer Seele theilt, ist einer der hervorragendsten Züge des Kreises; eine Negerin, die sie mit Rücksicht auf Calixt's Mission nach St.-Thomas angenommen, umschwärmt sie wie eine schwarze Fledermaus und ist durch Gemeinheit des Charakters mehr noch als durch die schwarze Farbe der Schatten des Lichtbildes von der Alten Charakter.

In St.-Thomas findet man Tyrannei, Grausamkeit unter den Pflanzern, Heuchelei und Heuchleri unter den mahrischen Brüdern und die Neger in den drückendsten Ketten schwachend. Die Personen auf St.-Thomas sind gut gezeichnet; der reiche Pflanzler Kurt Struhm und seine Schwester Ulrike, Frankherr und Fromm Walter, die mahrischen Brüder, die bei allen ihren Reden vom Lammlein und dem Jargon der Gemeinde ohne Gottvertrauen sind, Nor, der Negerknabe, und Micha, ein Negermädchen, und der alte philosophische Neger Erich, der sich mit allen Gründen des tiefen Denkers gegen das Christenthum sträubt.

Die Schwielen meiner Hände — sagt er — die Wunden auf meinem Rücken sind die Rausschreie, womit ich dieses fleischigen Erbe und dessen Palmendach einlöste; die bettelhafte Lehre von Almosen und daß wir Alles nur Gott verdanken, gefällt dem Ranne nicht, der da weiß, wo er es hergenommen, alles was er hat.

Der Missionair zieht sich durch sein Einschreiten, Hülfs-spenden und Belehren der Schwarzen Tadel zu und wird endlich zu weiterer Mission nach Canada beordert.

Mit Micha, dem Mohrenmädchen, durchreißt er die Urwälder und Steppen; der Freiheitskrieg bringt ihn mancherlei Gefahren, verwundet kommt er in einer Hütte mit Washington, Morton und Lafayette zusammen, in dem Augenblick als sie die Nachricht erhalten, daß Frankreich die Freiheit der amerikanischen Staaten anerkennt. Er fällt in die Hände von Indianern, ein Empfehlungsbrief an den König der Wälder, den er im Busen trägt, rettet ihn von dem angebrohten Tod und er wird in einem Freimaurertempel vor 13 verummte Männer gebracht, die ihm ihren Schutz zusagen und ihn einweihen

in ihren Kreis. Er glaubt unter ihnen die Freiheitshelden Amerikas zu erkennen. Sie nannten sich Männer der Wahrheit, Amerika war ihre Lösung, Gott ihr Vater, Freiheit und Menschenrechte ihr Streben.

Calixt findet bei seiner Zurückkunft in St. Thomas den Negeraufstand ausgebrochen; der junge Sklave Nor hat den Feuerbrand geschleudert, das Maß der Grausamkeiten war übergelaufen und die reichen Pflanzler sind ermordet. Die nähere Untersuchung entlarvt die mährlichen Heuchler, welche um des irdischen Gewinns willen ihre höhern Pflichten aus den Augen gelassen. Strafe wird den Schuldigen, Verzeihung den zur Verzweiflung Vertriebenen. Hier hat Calixt einen Kampf mit dem eigenen Herzen zu bestehen; er liebt Micha und glaubt sich von ihr geliebt. Auch sie hält ihre Bewunderung für ihn für Liebe und will ihm folgen. Als Nor aber mit Selbstmord droht, schwankt sie und Calixt trägt sie selbst vom Schiff aus ans Land und übergibt sie seinem Nebenbuhler. Diese Handlung vermag den alten Neger Erich zu dem Christenthum überzuführen.

In Paris wird man ins revolutionnaire Treiben der Jakobiner versezt, zum lächerlichen, jämmerlichen Triumphzug der Manen Voltaires und zu mancherlei Saturnalien, mit Schmelgerei und Blutvergießen gezogen. Calixt trifft wieder mit Elisabeth zusammen, welche an Hippolit verheirathet ist; trotz dieser Vermählung hat sie mit Calixt in geistigem Verkehr gelebt und in Briefwechsel gestanden.

Wenn in den zärtlichen Verbindungen, die die Poesie schmückt, jener oft besungene und geschilderte Zauber rettet, der die Herzen zueinander zieht, so ist dieser Zauber in vielleicht noch stärkerm Grade in den Bündnissen zu finden, die der Weltmann und Denker mit dem Weibe schließt, das auf seine Ideen einzugehen versteht und ihm die Wärme eines großen, kühnen Herzens einhaucht. Auf diese Weise sehen wir in der Geschichte immer Frauen neben Helden stehen; es ist die flammende, ungekühlte Liebe der Giganten, die Ehe der Geister, aus welcher Ideen und Thaten hervorgehen, die ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrücken und die Geschichte zu Gesetzen stempeln.

Umsonst will Calixt Elisabeth bereden, Paris, wo ihr Gefähr droht, zu verlassen. Die Angelegen der Revolution deutet Elisabeth folgendermaßen:

Die edelsten Geister haben ihr Werk zum Ziel geführt; Frankreich geht der Sonne der Freiheit entgegen und an der Hand führt es mit sich die unmündigen Nationen der Erde. Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Helvetius, die großen Denker, sehen ihr Wort jetzt in That verwandelt. Die Kirche, der Staat, die Gesellschaft, befreit von den Fesseln der Barbarei, zeigen sich in verwandelter Gestalt frisch und kräftig. Der Mißbrauch bevorrechteter Stände, die empörende Knechtschaft, in der sie das erwerbende und arbeitende Volk erhalten, ist niedergeschlagen und in seine ursprünglichen Bräderrechte tritt der Mensch zum Menschen. Der Staat hat aufgehört die Sclavenbank zu sein, auf welche Tyrannen und Intriguen die besten, tüchtigsten Kräfte der Gesamtheit anseßeln durfte. Die Religion, von böswilligen und albernen Menschenfahrungen befreit, stellt wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit jene warme Liebeskraft dar, an der der Keim jeder bürgerlichen Tugend, jeder höhern Intelligenz reifen mag. Sieh, Geliebter, das ist

halb erreicht und wird in kurzer Zeit ganz erreicht werden. Laß den Pöbel, der unfähig ist, die höhern Wahrheiten jetzt schon zu fassen, laß ihn in seinem Rauche Unbesonnenheiten, Thorheiten, ja sogar Frevel begehen, ist das Leid, das dadurch der Menschheit angethan wird, doch nur von einem Sandsturm Orkane gegen die Berge, die die Großen der Erde Jahrhunderte hindurch ungekrast begehren durften, wodurch sie den Genius der Menschheit auf das tiefste erniedrigten.

Ich bin eine echte Tochter Bingenbergs, eine Tochter des Mannes, der seinen Glanz von sich that und in Knechtsgefaß die Länder der Erde durchpilgerte, einzig getrieben und beschützt von der Gottesstimme in seinem Busen. Glaubst du, daß diese Grafenkrone, die das Geschick auf seine Wiege warf, irgend Macht hatte, ihn herabzureißen zur Erde? Und sie sollte es für mich haben? Die Menschen verstanden ihn nicht, sie hatten eine engherzige, kleine, dürftige Sekt nach seinem Namen benannt, aber er sah weiter, ihm schwebte vor, was ich jetzt erlebe. Seine gottersüchtige Seele sah die Tage kommen, wo ein ganzer Welttheil vor dem Altar der Freiheit niederfiel und an den Stufen dieses Altars sollte nur ein Wesen fehlen, nur eins bei dieser Schar von Millionen, nur eins und dieses eine wäre seine Tochter?

Calixt findet Gelegenheit, Elisabeth vor dem blutdürstigen Pöbel zu retten, indem er seinen Freimaurerorden geltend macht. Ihr Gemahl Hippolit ist geblieben; sie ist frei und liebt Calixt, aber er wendet sich ab von ihr.

Micha hatte ihm die irdische Liebe geraubt, die göttliche Liebe hieß ihm unerbitlich Elisabeth entsagen. Er wünschte, er hätte nicht, was sie wünschte und hoffte. Das Weib der kühnen und stolzen Jern, das Weib voll erhabenen Strebens und ungemessenen Stolzes, dieses Weib, so irdisch groß sie war, konnte nicht sein Weib sein. In dieser schönen, flammenden Seele hatte der Jüngling mit Entzücken sein Bild erblickt, der Mann, mit der ersten geprüften Gottesliebe im Herzen, wandte sich ab von dem prächtigen Spiegel, dem Sinnbild einer reinen, edeln Seele, aber doch nur irdischer Beschäftigung.

Was Calixt von Elisabeth schied, war nur der Ausspruch der allertiefsten, geheimsten Wesenheit Wiber, die Hieroglyphe, die Gott selbst in unsere Brust gezeichnet und deren mysteriöse Signatur uns oft trennend von dem besten Freunde, von der innigst geliebten Freundin unterscheidet.

So waren also unsern jungen Helden auf seinem vielfach verschlungenen Lebenswege der Glaube und die religiösen Ansichten auf verschiedene Weise entgegengetreten; er hatte das Streben nach Wahrheit sowohl in deutlichen Schriftzügen als auch in wunderlichen Hieroglyphen in den verschiedenen Menschenherzen entziffern können. Die Schwärmerei des Grafen Bingenbergs und die kühne Zweifellehre des pariser Grafen Hippolit; — der starke Glaubensfester seiner Großmutter Libussa und die erste Glaubenskraft des Fremden, Johannes Watterville — der Gräfin Elisabeth Christenthum ohne göttlichen Christus und des Regers Erich philosophisches Heidenthum, sowie des schlesischen Pfarrers wahnsinniges Suchen nach dem ihm verloren gegangenen Christus und die Nummerreien des Freimaurertempels, alles verschiedene Variationen des einen Themas, des Strebens nach einer Form für den Glauben, der verschiedenen Verständnisse des Religionsbedürfnisses im Menschen, des Ringens nach Wahrheit.

Von jeher war die Religion die Schwester der Politik und bei den wildesten wie bei den civilisiretesten Na-

namen gingen Staatsverfassung und Kirche Hand in Hand. Washington's, Lafayette's und Morton's Freiheits- und Gleichheitsideen gehörten zu den Glaubensartikeln dieser großen Männer und waren ihnen als solche heilig. Mit dem Schwert wollten sie dieselben ins Leben bringen, in die Form, die sie für die rechte erkannt, — es waren aber ursprünglich dieselben Freiheits- und Gleichheitsideen, welche Bingenborn zu verwickelten erstrebte, indem er sich zu den Niedrigen erniedrigte und Demuth predigte und übte — es waren dieselben Freiheits- und Gleichheitsideen, welche Elsbeth mit Institutionen besüßigtem Enthusiasmus verstandete und für welche der Jakobinerclub und der pariser Pöbel in Freiheits- und Gleichheitsraserei mit Schaffot und Schwert kämpfte, indem es die Großen in den Staub zog und die Niederen erhöhte, die Reichen beraubte und die Armen bereicherte. Auch in diesen Misgeburten der Menschenbrust schlummert der göttliche Funken der Wahrheit, welcher nach der geeigneten Form sucht, häufig Mißgriffe begeht, selten das Rechte ergreift.

Zurückgekehrt in die stille Gemeinde, am Grabe der Großmutter Libussa, bekennt Calixt dem alten Freunde Wattenwille seine Absicht, die Gemeinde zu verlassen, weil der Ertuglanke ihm nicht genügt.

Alle Formen erscheinen mir abgenutzt — sagt er — nie ist der Glaube der himmlischen Liebe vielleicht thätiger gewesen als in unsern Tagen, aber unser Bemühen, alte Formen auf neue Offenbarungen zu passen, macht, daß die himmlische Erleuchtung ungenutzt verloren geht.

Welche Form er indes seinem Glauben geben möchte, weiß er selbst noch nicht, und der Leser legt das Buch aus der Hand, ohne dem Helden befriedigt zu sehen, denn die Ankunft eines Missionairs von St. Thomas mit seiner Frau, welchen er als seinen Schüler Nor und seine einst geliebte Micha erkennt und in die Arme schließt, bringt ihm zwar die trostreiche Überzeugung, nicht ganz allein zu stehen, erscheint jedoch weder als ein Glück, noch als Befriedigung.

Der Charakter des Helden ist schon gehalten, seine Begeisterung trägt das Gepräge der Wahrheit, seine Schwärmerei ist edel, seine Illusion zu ihm und den Verhältnissen passend; selbst wenn man ihn auf Momente aus den Augen verliert, so ermattet doch nie das Interesse für ihn. Auch in den einzelnen Schilderungen bewährt sich des Autors Feder; sowohl die fremde Natur von Canada und St. Thomas, als der herrnhuter Thee und der pariser Salon sind mit dem eigentlichen Talent des Verfassers für Detailmalerei ausgeschmückt. Das Ganze regt zu ernstem Denken auf, indem es Lebensfragen berührt, die jedem Herzen nahe liegen; die sich widersprechenden Meinungen sind ohne Hinnelung zu der einen, ohne Vorurtheile ausgesprochen und durchgeführt und die verschiednen Ansichten vom Hellsicht der Parteilosigkeit aus dargestellt, wodurch die Darstellung zwar zuweilen der Gefühl- und Leidenschaftswärme entbehrt, ohne jedoch an Interesse zu verlieren.

8.

Die Volksmundarten in der Provinz Preußen. Vom Professor Lehmann. Königsberg 1841.

Der Verf., vortheilhafte bekannt durch mehr gebiegene Leistungen auf dem Gebiete deutscher Sprachforschung (unter anderem durch seinen „Allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues“, Danzig 1833, und durch eine Abhandlung über Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke) liefert hier einen kleinen, aber sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniß der preussischen Volksmundarten. Es leidet keinen Zweifel, daß Schriften dieser Art, wenn sie aus so gründlicher Sachkenntniß hervorgegangen sind und in einer so gefälligen Form auftreten wie die vorliegende, sehr wohl geeignet sind, das wiederwachende Interesse für Volksmundarten und Volkspoesien lebendiger zu beleben. Besonders dankenswerth und als eine wirkliche Bereicherung der Literatur erscheint in der Lehmann'schen Schrift die Mittheilung mehrerer, bis jetzt noch ungedruckter Dichtungen, die entweder vom Volke selbst ausgegangen oder wenigstens in dessen Geist gedichtet sind. Beispielsweise geben wir hier ein Bruchstück aus der „Seelenwanderung“ im danziger Dialekt von Cornelius von Almonde. Zwei Bauern, Joost und Paul, unterhalten sich über das Leben nach dem Tode. Johann, der Sohn des Paul, ist als ein gelehrter Mann von Reifen zurückgekehrt und hat seinem Vater das System der Seelenwanderung erklärt, welches dieser wiederum seinem Freunde Joost zu verdeutlichen sucht. Aber die Lehre des Pfarrers, daß der Tod die Menschen in Abraham's Schoos trage, hat der aufgeklärte Johann gelacht und gesagt, der Geist fahre nach dem Absterben des Leibes stracks wieder in einen andern Leib; die Seelenwanderung mache von dem kleinste Insekt an die Stufenleiter durch:

— Ganz unden steit de Lus,
On häst de op den Kop geträgen,
Denn kröpt är Geist en ene Mus,
De häst all enen gröteren Brägen,
Denn en de Elk, denn en det Schap,
Bett endlich en de Klocke Ap.
Wat men jü, Joost? Son Däwalekop
Socht dinst to jü en mi: Herr Broder;
He stigt en Stopken höher op
On schlikt en ene Menschenmoder.
De dommste Mensch grenzt ant Godert,
Jahn mead, eck selwat wer erscht en Perd.
Man eck sach em grametrich an
On eed: sont kann lek gar nich lawen,
Stell, stell, Herr Vader! eed mi Jahn,
Gleewt he denn, he es all ganz bewen?
Ehr he es hoch komtbett em Knop.
Stagt he noch monnge schöne Stop,
Ne, gleew he mi man rein gewes,
Dat darf em gaas en gar nich stören,
Dat he en Veeh geweson en,
He kann noch Land en Lied ragenen.
Als Bar deit he ja sine Flicht,
Kon Wunder, wenn he höher stigt.
Man de hier nie deit, wi he sall,
De mot, eed nu mi Jahn ek wedder,
Sebold he dod es, Knall en Fall
Zopp zopp heranter von de Ludder,
On ging he ek en Hormolla,
So fahrt he wedder en een Schwin.

J o o s t.

Nu Pauls, hört op, mi graheilt all,
Wenn soont siek möglich kann geböhren,
Sott eck den Fot nich mehr em Stall;
De Schlag must doch vör Schrock oem röhren
Wenn es de Boll ut einem Selang
Met einmal an te reden sang,
On wenn eck einmal schlachten woll

Sobald Ungarn mit einem Netz von Hauptstraßen, Verbindungsstraßen der Hauptstraßen, Communal- und Vicinalwegen überzogen sein wird, wird der innere Verkehr eine solche Thätigkeit entwickeln und einen solchen Aufschwung gewinnen, wird zugleich dem Innern des Landes ein solcher Absatz der Producte nach dem Auslande geöffnet sein, daß sich binnen kurzer Zeit die Einkünfte der Grundbesitzer verdoppeln müssen. Ihr Getreide würde, statt jetzt zum Theil zu verkaufen, auf dem Weltmarkte erscheinen und England, Südfrankreich, Süditalien würden ihre Cerealien, statt in den fernem Häfen der Arim, zu Trieste und Giume haben. Das würde den Ackerbau heben und die größere Entwicklung desselben zugleich alle jene Verbesserungen herbeiführen, die ihn anderwärts auszeichnen. Ein Gleiches würde mit dem Weinbau stattfinden, mit dem Bau von Hopfen, mit dem Tabackbau, mit dem Hanf, welchen England aus Ungarn statt aus Rußland beziehen würde*), und mit vielen andern Dingen, die noch in der Scholle stecken, oder erst wie in den Anfängen aller Cultur betrieben werden. Durch die Gesamtwirkung des gehobenen innern Verkehrs, dessen Steigerung einer fast unendlichen Progression fähig ist, und des Handels mit dem Auslande würde der Bodenwerth in ganz Ungarn außerordentlich zunehmen; die ungeheure Zahl derjenigen Grundbesitzer, welche überschuldet ist, würde aufhören das zu sein, und jene, welche zwar nicht überschuldet sind, aber die größte Mühe haben, wenn ihnen ein auf ihrem Grundstücke haftendes mäßiges Capital geliehen wird, das Geld herbeizuschaffen, ja das oft gar nicht vermögen, würden dies dann mit Leichtigkeit können. Das Alles würde durch die große Maßregel, Ungarn systematisch und allgemein mit guten Communicationen zu versehen, in kurzer Zeit erzielt werden: sie sind es, auf deren Zustandbringung die erste Sorge gerichtet sein muß, und mit der entsprechenden Entwicklung des Nationalreichthums, der jetzt zum größten Theile todt liegt,

*) In Betreff des Hanfes erzählt der Verf. der „Pia desideria“ ein Beispiel, welches die Industrie und den Handel Ungarns ebenso sehr charakterisirt, wie der Umstand, daß das Salzmonopol die Hauptfinanzeinnahme bildet, sein Steuersystem: „Die englische Marine bedarf jedes Jahr 600,000 Centner Hanf, der aus Rußland bezogen wird, das diesen Handel als Monopol treibend, ungeheuren Gewinn dabei macht. Die Tonne Hanf zu 20 Centnern kostet in England ungefähr 380—390 Gulden G.:M. In Ungarn kostet der Centner 8 Gulden G.:M. Englische Kaufleute, die den Nutzen dieser Speculation einsahen, wandten sich nach Ungarn; und in der That fand man, daß der ungarische Hanf an Qualität keinem in der Welt nachstehe. Die unter englischer Aufsicht abgeschickten Proben übertrafen jede Erwartung. Als aber später bedeutende Befstellungen gemacht und die Behandlung und Versendung der Waare der ungarischen Industrie allein anheimgestellt wurde, war nicht nur die Bereitung des Hanfes durchaus nicht von der Art, wie sie für den englischen Gebrauch erforderlich ist, sondern auch Abfall war in das Innere der Ballen gepackt, um ihr Gewicht zu vermehren. Diese Nachlässigkeit einer, und diese Unredlichkeit anderer, setzten hatten zur Folge, daß die englische Admiralität seit zehn Jahren den Hanf förmlich ausgeschlossen hat.“

würden sich alle damit verbundenen notwendigen und wohlthätigen Folgen von selbst einstellen. Wer Ungarn gute Straßen gibt, wird sein größter Wohlthäter sein und im dankbaren Andenken der Nachwelt als Schöpfer ihres Wohlstandes fortleben, wie Karl VI. für die österreichischen Erbstaaten des Hauses Oestrich. Mit Leichtigkeit würde dann eine gerechte und gleichmäßig vertheilte Grundsteuer erhoben werden können; die Ungleichheit der Besteuerung zwischen Ungarn und seinen unauf löslich verbündeten Nachbarländern würde zu einem großen Theile wegfallen, die Zollschranken würden aufgehoben, das überaus veratorische Salzmonopol*) modificirt werden. Die gesammte österreichische Monarchie würde gewinnen, Ungarn selbst das Meiste.

Die reichste Phantasie kann sich kein genügendes Bild entwerfen, zu welchem Grade der Blüte Ungarn sich emporzuschwingen kann und wird, sofern es selbst ernstlich will. Boden und Klima sind günstig wie kaum irgendwo sonst, die Menschen sind bildungsfähig und es bedarf nur des mächtigen Hebels der Überzeugung, daß das Heraustreten aus dem altgewohnten Geiste zum Glück führt, um alle Kräfte zu lösen. Ungarn kann der erste Ackerbaustaat von Europa werden, und wenn es sich vor Pauperismus, Fabrikbevölkerung und zu weit getriebener Zersplitterung des Grundeigenthums bewahrt, Uebel, die in diesem Lande jetzt nicht heimisch sind: so werden alle Nachbarstaaten gerechte Ursache haben, mit einigem Gefühle von Neid nach dem Königreiche zu blicken, das sie jetzt mit einer Art mitteldeutscher Selbstschätzung betrachten, indem sie bedenken, wie viel für dasselbe die Natur und wie wenig die Menschen gethan haben. Es gibt kein Land in der Welt, in welchem mehr Patriotismus herrschte als in Ungarn, und sobald derselbe auf das richtige, das erreichbare, ja nothwendige Ziel hinsteuert, den anomalen Zustand dieses Reiches aufhören zu machen und es mehr jenem der blühendsten Staaten Europas zu verähnlichen, ohne darum deren tiefeingewurzelte Uebelstände zugleich sich aufzubürden, so wird derselbe Wunder wirken. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Ungarn in seiner Verfassung, außer der englischen die älteste in Europa, ein geistiges Gesamtelement höchster Potenz besitzt, welches, weit entfernt, starrtes Festhalten am Alten vorzuschreiben, durch das rege, öffentliche Leben, das es bedingt und verwirklicht, kraft dem der menschlichen Natur inwohnenden Triebe zum Fortschritte, zu diesem auffodert, ja drängt. Niemand wünscht das Aufhören dieser Verfassung und die Regierung hat constant bewiesen, daß sie dieselbe aufrichtig ehrt, in ihrem Geiste wirkt, nur innerhalb ihrer Grenzen regiert und von der Zeit, der bessern Aufklärung der Ungarn über ihre wahren Interessen und dem steigenden Vertrauen in alle Absichten des Königs die Erledigung jener, für das Land wohlthätigen Punkte erwartet,

*) Die Natur hat in Ungarn das Salz mit verschwenderischer Hülle ausgestattet. Aber wehe dem Bauer, der die Salzquellen auf seinem eigenen Boden benützt: er ist der unachtsamsten Strafe der Geseze verfallen!

bei denen die Reichstände in seine Wünsche einzugehen, noch nicht für gut gefunden haben. Man hat überhaupt im Auslande vielfach eine äußerst irrige Vorstellung von dem Geiste der österreichischen Regierung. Man hält sie aus Princip für nicht bloß abgeneigt, sondern für schroff und feindselig gegenüberstehend Allem, was einer Volksvertretung ähnlich sieht. Das oberste Princip der österreichischen Regierung ist aber das Recht, und welche Verfassung wo immer zu Rechte besteht, die ist ihrer Achtung, wenn es ein auswärtiges Volk betrifft, und ihrer unverbrüchlichen Haltung, wenn es ein Land angeht, das zum österreichischen Staatencomplex gehört, sicher und gewiß. So besitzet Borsatberg eine fast demokratisch zu nennende Verfassung, es besitzet sie seit uralter Zeit, es besitzet sie noch und wird sie besitzen, so lange es österreichisch bleibt, hoffentlich also ewig. Dasselbe ist der Fall mit Ungarn, mit Siebenbürgen. Man sollte meinen, daß die Hemmnisse, denen die königliche Gewalt in diesen Ländern unterworfen ist, im Gegensatz zu der fast unumschränkten Schnellkraft, womit sie in den übrigen österreichischen Erbstaaten ausgeübt wird und werden darf, eine Art von Unwillen hervorbringen sollten, dessen Spuren auf die eine oder andere Weise sichtbar würden. Nichts von dem wird man aber entdecken, wenn man die Geschichte des merkwürdigen letzten Landtags durchgeht. Das Übergewicht an Ruhe, Leidenschaftlosigkeit und Selbstbeherrschung war, wie dies auch sein soll, rein auf Seite der Regierung, welche keine Erweiterung ihrer eigenen Rechte verlangt hat. Sie herrscht in und mit der Verfassung, sie will das Gute, will es beharrlich und unablässig, aber nur auf dem verfassungsmäßigen Wege. Noch mehr, sie hat in ihrer hohen Einsicht erkannt, daß bei einer freien Verfassung auch außerhalb der landtäglichen Kundgebung der Meinungsfreiheit Wort und Schrift so wenig als möglich beschränkt werden dürfen. Man werfe einen Blick auf die gegenwärtige öffentliche Presse in Ungarn, und was wird man entdecken? Neben der Censur eine Zeitungsfreiheit, mit welcher die französische zu vergleichen eine Lächerlichkeit wäre und die man jetzt außer Ungarn nur in England findet. Und immer mehr und mehr verbreitet sich, immer tiefer und tiefer wurzelt in Ungarn die Überzeugung, daß die Regierung den Fortschritt durch die Verfassung ernst und beharrlich will, und so wird er nicht ausbleiben, und so wird dieses Land bald jene Stufe des Glücks und Glanzes ersteigen, zu dem es durch alle Gaben, welche die Natur dem Boden und den Menschen verleihen kann, so laut berufen ist. Die in den Zeitungen vor einiger Zeit veröffentlichte Erklärung eines der berühmtesten ungarischen Großen, eines der einflussreichsten Patrioten und eines der schärfsten politischen Denker wird kein vereinzelt Beispiel bleiben, und möge der nächste Landtag oder Reichstag, wie es die Ungarn lieber hören, Alle um die Regierung in der Gesinnung versammeln, die jenes dankwürdige politische Glaubensbekenntniß enthält.

(Der Beschluß folgt.)

1. Die Bandomire. Kurische Erzählung von Heinrich Laube. Zwei Theile.

2. Der Präsident. Von Heinrich Laube.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Es ist nicht zu leugnen, daß der Dichter in seiner Erzählung eine reiche Fülle von interessanten und wohlmotivierten Thatfachen, die in dem Familien- und Standesinteresse wurzeln, entwickelt hat: und obgleich er mit Klugheit und Schmiegsamkeit Alles vermieden, was irgend eine tiefere Betrachtung der geschichtlichen und politischen Stellung dieses Landstrichs zur Schau tragen könnte, so erhalten wir zusammengefaßt doch ein treffliches und allgemeines Bild von der kurischen Adelswirtschaft. Indessen hätten wir doch an dem Einzelnen so Manches auszuweisen. Heinrich Laube, der in seinen dramatischen Arbeiten erst kürzlich gezeigt, daß er Individuelles wol zu begreifen und darzustellen versteht, kann von gewissen, ihn aus seiner jugendlichen Periode begleitenden Lieblingsfiguren nicht lassen, die seine Sorgfalt weniger verdienen und ein weit geringeres Interesse in der That besitzen, als er glaubt. Wir meinen jene sogenannten Kraftmenschen, die Laube „festgenietete“ Gemüther nennt, die er aber rohe Gemüther nennen sollte. Ein Kritiker meint irgendwo, Laube hätte in die Persönlichkeit des Stanislaus die ganze Kraft seines Genies gelegt: das ist, im Ernst gesagt, lächerlich. Stanislaus ist ein Jüngling, der sich vor andern durch die Festigkeit seiner Gemüthsaffecte, sonst durch nichts auszeichnet. Diese „tiefe“ Leidenschaftlichkeit, die es zu nichts als zur rücksichtslosen Eroberung eines Weibes bringt, ist nichts Größeres und Kleineres als das Temperament, als das allerdings unverdorrene, aber siedende Blut, das mit seinen abstracten Affecten wenig Poesie hat und die Situationen wie die Charakteristik bald erschöpft. Es ist nichts Leichter, als solche abstracte Helden aufzuführen; sie kommen und steigen oder sterben mit physischer Energie, wie eben der Dichter will. Wollte sich darum Laube von diesen Gestalten mehr fern halten, so würde ihm gewiß ein weit reicheres Feld für die Entwicklung seiner Gestalten offen stehen; die abstracte Reflexion, die hinter oder vor der Figur herläuft und sich nicht selten mit Prätenstion geltend macht, würde verschwinden und ihren geeigneten Ausdruck in der lebendigen Entfaltung des Charakters selbst finden. Da im Verlauf der Geschichte die Sache doch nicht eigentlich dem Geschlechte, sondern dem Einzelnen gilt, so möchten wir es auch nicht nothwendig noch schön finden, daß der Fall von Stanislaus und Hedwig dem Leben der Andern einen plötzlichen Untergang bereitet: die ganze Erzählung läuft in ein wahres Eimorden aus, das die poetische Befriedigung durchaus verlegt. Styl und Diction sind im Ganzen einfach, klar und rein, nur in einzelnen Stellen, wie I, S. 69 u. II, S. 2 machen sich einzelne Reflexionen in einer unverdienten und geschraubten Weise breit. Möge der geachtete Verf. in diesen Aussetzungen keine Feindseligkeit, sondern nur Offenheit und Wahrheitsliebe erblicken.

Das zweite Buch von Laube hat weder ein rein wissenschaftliches, viel weniger ein dichterisches Interesse, sondern es berichtet, prüft, regt zur fernern Untersuchung und Enthüllung eines Lebensschicksals an, dessen Aufklärung uns entweder ein großes Unglück, oder eine erstaunliche, psychologisch und moralisch immer merkwürdige Täuschung vor die Augen führen würde. Schon vor vielen Jahren stand in Deutschland ein Mann auf, der sich für den letzten Dauphin von Frankreich, für den Sohn Ludwigs XVI. erklärte. Der junge Prinz, behauptet derselbe, sei nicht im Temple in den Händen des Schürers Simon geflohen, sondern durch Hülfe seiner Freunde entflohen und nach unablässigen Gefahren, Leiden und Abenteuer endlich nach Deutschland gekommen. Dieser Mann nennt sich im gewöhnlichen Leben Raundorf und ist derselbe, von dem neuerdings die politischen Blätter aus London mehrfach berichtet haben. Raundorf lebte früher mehr als 20 Jahre als Uhrmacher in Berlin, Spandau, Brandenburg und Krossen. Von

hier aus machte er bis zur Julirevolution bei der preussischen Regierung, bei den Bourbons, selbst bei andern Monarchen Europas in Briefen und Memoiren seine Prätendentenschaft geltend, stellte sich als das unglückliche Opfer der Politik hin und appellirte sogar an die öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl von Europa. Man hielt ihn bald für einen Narren, bald für einen Betrüger und meinte eine Zeit hindurch, er sei von Geburt ein polnischer Jude. Nach der Julirevolution ging Raundorf nach Paris und seine Ansprüche gewannen dadurch, daß ihn dort viele Leute, welche den Dauphin gekannt hatten, als Ludwig XVII. erkannten, sowie, daß die französische Regierung sich zu wiederholten Malen weigerte, diesem Prätendenten, wie allen andern, den Proceß vor dem Gerichte zu machen. Er warb, statt seine Prätension gerichtlich zu untersuchen, aus Frankreich verwiesen und lebt seitdem mit seiner Familie in London, wo er sich bekanntlich mit Erfindungen von Verbesserungsmaschinen beschäftigt und von seinen Anhängern unterstützt wird. Wer dieser Mann bestimmt sei, wann er seine Ansprüche zuerst geltend gemacht, welches seine früheren Lebensschicksale gewesen, das ist bis jetzt völlig unermittelt geblieben: die preussische Regierung selbst, unter welcher er so lange gelebt, hat ihm auf sein Verlangen erklärt, daß sie ihn nie für einen polnischen Juden gehalten. Er selbst gibt vor, die furchterlichsten Drangsale und Verfolgungen erlebt zu haben, kann es aber nicht beweisen, da die Personen, auf welche er sich beruft, entweder nicht zu ermitteln oder gestorben sind. Seine schriftlichen Zeugnisse will er besonders durch Ecoque und den Minister Hardenberg verloren haben. Viele Thatfachen sprechen indessen für die Ansprüche dieses Mannes, ohne doch dieselben bis zur Evidenz zu begründen; viele, vielleicht noch mehr Dinge, sprechen aber auch gegen ihn. Daß der Dauphin nicht im Temple gestorben, sondern entflohen, dies steht nach dem Zeugnisse unterrichteter Personen fest. Raundorf ist mit Einzelheiten aus dem Schicksale der unglücklichen Bourbonsfamilie, selbst mit den Drillschreien so genau bekannt, daß es Staunen erregt: seine Aussagen weisen hier nur wenige Unsicherheiten und Widersprüche auf, die nach Lage und Zeit kaum in Betracht kommen dürften. Die Bourbons sind nie auf seine Reclamationen eingegangen; es sollen ihm vielfache Anerbietungen gemacht worden sein; er hat mehreren lebensgefährlichen Morbanschlägen unterlegen, bei denen jedoch immer noch die Möglichkeit vorhanden ist, daß er sich die Verletzungen selbst zugefügt. Er trägt an seinem Leibe nicht allein ein bekanntes Zeichen des fraglichen Dauphin, sondern seine Gestalt, sein Gesicht, selbst seine Manieren tragen, wie alle seine Kinder, den Typus der Bourbons. Obwohl während seines Aufenthalts in Preussen Raundorf der Falschmünzerei und der Brandstiftung angeklagt worden, so liegt auch die Geschichte dieser Prozesse, selbst seine Strafe im Dunkeln: und die Leute, welche ihn kennen, behaupten, daß er im bürgerlichen Leben ein Mann von sanfterm, rechtlichem, frommem, ja frommelndem Charakter sei. Viele tüchtige Leute in Frankreich, freilich auch viele Schwache und Unzuverlässige, sind von der Wahrheit seiner Aussagen und Ansprüche überzeugt: man hat von ihm gesprochen und für ihn geschrieben, man hat sich alle vergebliche Mühe gegeben, eine gerichtliche Würdigung seiner Ansprüche, die er nur benutzen will, um Güter und Namen zu erwerben, einzuleiten. Aber besonders in letzter Zeit und seit dem letzten Morbanschlage sind mehrere achtbare Personen von ihm abgesprungen und haben ihn für einen Betrüger erklärt.

Der Verf. führt alle die Punkte, welche für Raundorf sprechen, sowie alle diese an, welche gegen ihn sind; er verliert sich in ein Labyrinth von Aussagen, Thatfachen, Meinungen und Vergleichen. Allein das Resultat dieser scrupulösen Forschungen ist kein anderes, als daß die Wahrheit nach Dem, was vorliegt, nicht ermittelt werden könne, daß, wolle man einen Schluß ziehen, er für den Prätendenten höchstens nachtheilig ausfallen könne: daß erst eine gründliche und weitläufige

gerichtliche Untersuchung im Stande sei, die ungewissenhaften Thatfachen zur Entscheidung festzustellen. Mit Recht sagt Dr. Laube: es würde der höchste Gipfel des Unglücks sein, das einem Sterblichen begegnen kann, wenn Raundorf wirklich der Herzog der Normandie wäre und seine Ansprüche wie die Wahrheit seines unglücklichen Schicksals der Welt doch nicht zu beglaubigen vermöchte. Die Quellen, aus welchen der Verf. für sein unbankbares Geschäft, zu welchem er durch achtbare, an die Ansprüche des Prätendenten glaubende und mit dessen Persönlichkeit vertraute Männer angeregt wurde, geschöpft hat, sind: 1) ein *Mémoire*, das unter dem Titel „*Abbrégé de l'histoire des infortunes du Dauphin*“ aus Raundorf's und seiner Freunde Feder 1838 zu London erschienen ist; 2) ein von den Advocaten und Freunden des Prätendenten gegen die pariser Journale verfaßtes „*Mémoire justificatif*“; 3) eine frühere Lebensgeschichte desselben, die er eigenhändig noch als Uhrmacher im Krosen abgefaßt hat. Niemand wird nach dieser Sachlage dem Wunsch unterdrücken können, daß die Wahrheit über diese fragliche Prätendentenschaft durch eine gründliche, gerichtliche geführte Untersuchung an den Tag kommen möge, denn, welches Resultat sich auch ergebe, es wird immer von großem Interesse sein, daß die historische Wahrheit aufgeklärt und ein großes Unglück gemildert, oder daß das Gewebe eines Betrügers, eines Betrogenen oder eines Wahnsinnigen enthüllt werde, welches seines Gleichen in der Welt wol kaum aufzuweisen haben dürfte.

37.

R o t i z.

Wir lesen in einem französischen Journale folgende Parallele, die zwischen Lüge und Wahrheit hin- und herschillert und die wir hier ohne weitere Bemerkungen mittheilen wollen: „Die Wahrheit Goethe's gleicht sehr derjenigen Walter Scott's. Der Eine, wohl verstanden, ist mehr Professor (!) und mehr Deutscher, der Andere seiner, zurückhaltender, vorsichtiger, mehr Schotte. — — Sie achieten wenig (!) und haßten wenig. Schiller, der Enthusiast, war Goethe gegenüber, was, Walter Scott gegenüber, Byron war — entgegengesetzte Naturen, deren Gegensatz ihr Band war. Bei Goethe und Walter Scott handelte es sich um das Sehen, bei Byron und Schiller um das Fühlen. Die Begeisterung kam den beiden Ersten von außen (!), den beiden Andern aus dem Herdfeuer der Seele. Bei Goethe und Walter Scott war die Reproduktion der Welt und der Charaktere, bei Byron und Schiller die Leidenschaft entscheidend. Die beiden Ersten waren wie das Licht, welches erleuchtet, die beiden Andern wie die Flamme, welche brennt. Walter Scott und Goethe sind alt geboren, Byron und Schiller jung gestorben; jene Conservative, diese Revolutionnaire. Man findet bei dem Dichter des „*Lara*“ und bei dem Dichter des „*Don Carlos*“ tausend verderbliche Grundzüge, welche uns, wollte man ihnen folgen, in einen Abgrund stürzen würden. Die Moral Walter Scott's und Goethe's, obgleich ein wenig egoistisch, ist leicht zu realisiren; sie neigt sich zu Montaigne und Cassendi; weniger erhaben als nald, mehr durch die Form als durch die Begeisterung poetisch, begründet sie einen Epicurismus der Pflicht, während Byron und Schiller Leidenschaft und Wollen in Panatismus verwandeln. Goethe und Walter Scott sind nie enthusiastisch (!), ihr Genie macht sie nicht trunken; mit Ruhe prüfen sie ihren Gedanken. — — Ach! diese große ruhige und feierliche Harmonie eines immer wohlgeordneten Daseins ist nur wenigen Sterblichen zu eigen gegeben; fragt doch, ob Dante, ob Jean Jacques, ob Byron, ob Camoens sie befehen haben! Sie war das Eigenthum solcher edeln Geister wie des armen Shakspere, des elenden einsarmigen Cervantes, Goethe's, umgeben von den armseligen Placetteen eines kleinen Hofes, Walter Scott's, welcher, 40 Jahre alt, täglich 12 Stunden arbeitete, um Anderer Schulden zu bezahlen. Die Welt weiß gar nicht, wie groß diese Männer sind!“ u. s. w.

2.

1. Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, ökonomisch, von John Paget. Aus dem Englischen von C. A. Moriarty. Erster Band.
2. Ungarn und seine Bewohner und Einrichtungen in den Jahren 1839 und 1840. Von Miß Pardoe. Deutsch von L. v. Alvensleben. Drei Theile.

(Beschluss aus Nr. 141.)

Die beiden Werke, welche an der Spitze dieses Aufsatzes genannt sind und von denen das des Engländers unendlich gediegener ist als das der Engländerin *), liefern einen Commentar zu Dem, was wir soeben über den Zustand und die Vervollkommnungsfähigkeit Ungarns gesagt haben. Er scheint mehr mit den hervorragenden Männern der Oppositionspartei, sie mehr mit Familien, welche der sogenannten Regierungspartei angehören, verkehrt zu haben. Das ist nicht ohne Einfluss auf das Gepräge beider Bücher geblieben, erhöht auch durch Vergleichung des Interesse, was sie in vielen ihrer Partien einflößen. Darum aber liefert auch Paget ohne irgend eine Gegenbemerkung die Schilderung der Begierderversammlung zu Szatmar, auf welcher ein ungarischer Großer die Regierung beschuldigt habe, sie sei beflissen: den Adel gegen die Bauern und die Bauern gegen den Adel aufzureizen; beiden Theilen zu lehren, sich gegenseitig als natürliche Feinde zu betrachten, um durch Zerspaltung sie zu schwächen und so sich selbst zu erkarten. — Hierbei brandmarkte er — fährt Paget fort — mit den stärksten Ausdrücken eine so verrätherische Politik, deren endlicher Zweck nur die Herabwürdigung und Sklaverei des ganzen Landes sein könne. Seine Worte wurden mit Jubel aufgenommen, und außer dem Biegespan, der eine solche Sprache als zu stark tadelte, dachte keiner daran, dem zu widersprechen, was Alle als Wahrheit fühlten.

Eine grundlosere Beschuldigung ist wol nie gegen eine Regierung geschleudert worden; eine Beschuldigung, mehr geeignet, in Ungarn Haß gegen sie zu erregen, hat noch Niemand erhoben. Das pflichtmäßige Streben der Regierung, das Loos einer hartgedrückten und zahlreichen Menschenclasse, der Bauern, allmählig auf verfassungsmäßigem Wege zu verbessern, in einen machiavellistischen Kunstgriff, die Bauern gegen den Adel zu verhetzen, zu

verwandeln und vor einer leidenschaftlichen Versammlung als solcher mit aller Kunst und allem Feuer der Rede zu bezeichnen, ist und bleibt eine That, mit der kein wahrhafter Freund Ungarns sich einverstanden erklären kann. Sie gehört der Geschichte an und wird von ihr gerichtet werden. Hr. Paget hat einen großen Theil von Ungarn und Siebenbürgen durchkreist und gehört zu jenen Reisebeschreibern, welche ihr Ich in den Hintergrund stellen und hauptsächlich Das erzählen, was sie gesehen und beobachtet haben. Der Eindruck, den die Lecture seines Werkes hinterläßt, ist aber insofern ein peinlicher, als man, mit ihm das Land von einem Ende zum andern durchstreifend, sieht, wie kläglich so Vieles ist und wie herrlich es sein könnte, wenn die Menschen nur wollten. Wir heben, die Leser auf das wohlgeschriebene und gutübersehte Buch verweisend, ein Hauptbeispiel aus.

Debreczin, die Hauptstadt der Ebene — berichtet er — hat eine Bevölkerung von 50,000 Einwohnern. Den Namen des größten Dorfes in Europa, den ihm ein Reisender beilegt, verdient es auch wirklich; denn die breiten, ungepflasterten Straßen, die ein Stockwerk hohen Häuser und die Abwesenheit aller Landstraßen machen es dem Begriffe einer Stadt, wie ihn sich ein Europäer bildet, ganz unähnlich. Bei Regenwetter wird die ganze Straße eine einzige flüssige Rothmasse, sobald die auf der einen Seite der Straße einquartierten Offiziere zu Pferde steigen müssen, wenn sie auf der andern zu Mittag speisen wollen. Anstatt einen Damm aufzuwerfen, hat man den Ausweg ergriffen, ein einzelnes Bret querüber zu legen, und es ist eine große Belustigung für den Pöbel, wenn einer aus demselben auf dem engen Pfade einem Soldaten (es liegen polnische Uhlanen hier, die dem Volke verhaßt sind) begegnet, diesen in den Schlammsee hinabzustoßen!

Eine Stadt von 50,000 Einwohnern, zu der keine einzige Landstraße führt! Nur zwei Gutbesitzer fand Paget, einen in Ungarn, den andern in Siebenbürgen, welche auf ihrem Grund und Boden bemüht waren, die Landwirthschaft nach neuen *) Grundsätzen auf den höchsten Stand der Blüte zu bringen. Beide aber hatten mit der Unwissenheit und dem bösen Willen ihrer Unterthanen zu kämpfen, besonders übel wurde dem siebenbürgischen Baron mitgespielt.

Als wir uns dem Dorfe näherten — erzählt Paget — sprengte der Baron über einige recht gute Einhegungen uns voran, um uns ein Feld Acker zu zeigen, welches eben zum

*) Es erschüttert sehr das Vertrauen in die Urtheilskraftigkeit der Miß Pardoe, wenn sie alles Großes erzählt (II, 185), gegen den Räuber Schobri wären zu einer Zeit 90,000 Mann aufgeboden worden.

*) d. h. nach solchen, die in Deutschland lange schon üblich sind.

zweiten Male geschnitten war. Das war eine seiner frühesten Ackerbauverbesserungen gewesen, denn trotz der kalten Land, die er besitzt, litt er dennoch vorher im Winter oft gänzlichen Mangel an Heu und Stroh für seine eigenen Pferde. Auf vielen siebenbürgischen Edelgütern ist es nichts Ungewöhnliches, zu hören, daß Pferde oder Rindvieh verhungern, wenn der Winter hart oder einige Wochen länger ist als gewöhnlich. Dieses Ackerfeld sah man also als einen Schatz an, und man dachte sich seinen Schmerz, als er, gerade vor dem ersten Schnitt, eines Morgens hörte, daß die Bauern die Bäume niedergelassen, alles Rindvieh des Dorfes auf das Feld getrieben und so die Ernte völlig verwirrt hatten. Die halbverhungerten Kühe verschlangen diese neuen Lederbissen so gierig, daß sie in der Folge fast alle starben. So verdrießlich auch unser Freund über jenes Bosheitsstückchen war, so erkaunte er doch am nächsten Tage nicht wenig, als er hörte, daß nicht weniger als 30 derselben Bauern Prozesse gegen ihn einleiteten, weil er giftige Kräuter gepflanzt habe, um ihr Vieh zu tödten! Baron W. versicherte uns, dies sei nur eine der vielen boshaften Verleumdungen, die er sich durch seine Veruche, sein Gut und den Zustand seiner Bauern zu verbessern, zugezogen habe. Ich habe die Arbeitszeit (der Frohn Dienste) verkürzt, bemerkte er, ich habe den Betrag ihrer Leistungen verringert; ich habe meinen Verwaltern untersagt, einen Bauer ohne Verhör vor der Obrigkeit des Bezirks bestrafen zu lassen, und statt Dankbarkeit entgegen zu nehmen nur Beleidigung von ihrer Seite; sie sehen die Veruche als Zeichen der Schwäche und Thorheit von meiner Seite an.

Das ekelhafte Austreten der Weintrauben durch halbnackte Männer wird von dem Verf. umständlich geschildert und bemerkt, daß man in Siebenbürgen, obschon es zum Weinbau von der Natur bestimmt sei, dessen Cultur ebenso sehr vernachlässigt als wenig versteht. „Überhaupt“, sagt er, „finden wir die Bauern in Siebenbürgen in viel schlechterem Zustande und in viel größerer Unwissenheit versunken als in Ungarn.“ Das will viel sagen, wenn man vorher die Schilderungen gelesen hat, die Paget von den ungarischen Bauern entwirft. Mit Glück zeichnet er die verschiedenen Nationalitäten, welche in Ungarn und Siebenbürgen durcheinandergewürfelt sind.

Man beschuldigt den Magyaren — sagt er — der Faulheit, und wenn das so viel heißen soll, daß er nicht des Engländer Arbeitsliebe um seiner selbst willen besitzt, so halte ich diese Beschuldigung für eine verdiente. Ein Magyar wird sich nie rühren, wenn er still sitzen, und wird nie gehen, wenn er reiten kann. Sogar Reiten scheint ihm zu viel Belästigung zu verursachen; denn gemeiniglich spannt er vier Pferde vor seinen Reinen Wagen und macht so seine Ausflüge nach dem nächsten Dorfe oder Marktflecken. Dieser Mangel an Thätigkeit ist überdies noch von einem Mangel an Beharrlichkeit begleitet. Der Ungar ist leicht hoffnungslos und entmuthigt, wenn eine Unternehmung nicht bei dem ersten Versuche glückt. . . . Der Magyar haßt Reuerungen und ausländische Roden; er hält es für hinfänglich, darüber mit den Worten abzusprechen: Selbst mein Großvater hat nie von so etwas gehört!

Wie sehr der eigentliche Ungar, der Magyar, sowohl die Deutschen als die Slawen, die Walachen und Juden haßt, darüber finden sich in Paget eine Menge charakteristischer Anekdoten. Die Juden scheinen diesen Haß zu verdienen, denn es ist in Ungarn, wie überall, wo sie auf dem flachen Lande sich ansiedeln: sie verderben den Bauer.

Sobald ein Jude — berichtet Paget — die Niederlassung in einem Dorfe erlaubt bekommt, werden die Bauern arm.

Wenn der Bauer Geld braucht, entweder durch zufälliges Unglück, oder um sich an seinem Hochzeitstage lustig zu machen, oder um seinem Schatzhellen die gehörige Ehre erweisen zu können, so ist immer der Jude bereit, zu helfen, natürlich zu übertriebenen Zinsen. Alles, was der Bauer zum Wiederbezahlen hat, ist die nächste Jahresrate, und diese verpfändet er völlig, indem er dem Zufall oder seines Grundherrn Güte vertraut, um sich während des Winters durchzuhelfen. Dergestalt ist die Ernte oft verkauft, sobald sie nur geerntet ist, und für den Rest des Jahres ist der Bauer verpflichtet, für seinen Gläubiger zu arbeiten. Ich lernte viele Edelleute kennen, die sich aus diesem Grunde weigerten, Juden in ihren Obertern wohnen zu lassen.

Sehr frappant ist folgende Bemerkung des vielgereisten Paget über die Juden:

Unter liberalen Regierungen, wo sie Schutz und Gerechtigkeit genießen können, sind sie selten; allein in der Türkei, wo ich einen gornigen Russeman einem Juden ein Ohr abschneiden sah, weil er nicht Handels einig mit ihm werden konnte, ist jede zweite Person, der man begegnet, ein Jude.

Merkwürdigerweise findet man auch in allen Gebirgsländern wenige Juden. In Dem, was Paget über den angeblichen Einfluß Rußlands auf die zahlreichen stammverwandten Slawen und die religionsverwandten Walachen sagt, scheint er den allgemeinen Glauben der Ungarn wiederholt zu haben. So sagt er bei Erwähnung der Cholerakrankheiten:

Ich habe es oft mit den stärksten Versicherungen der Wahrheit wiederholen hören, daß diese Affekte in Folge der Sympathie und der Hülfe, welche die nördlichen Provinzen Ungarns Polen gewährten und die selbst von den höchsten Autoritäten Österreich begünstigt worden sein sollen, von russischen Agenten angezettelt wurden. Inwiefern diesem Gerüchte Glauben beizumessen sei, weiß ich nicht.

Noch bemerkenswerther aber ist folgende Stelle: Als politische Agenten und Espione des russischen Hofes sollen die walachischen Priester häufig benützt werden, und ich bin völlig geneigt, es zu glauben, denn sie betrachten den Erzbischof von Moskau als ihren Primas und den Kaiser von Rußland als das Oberhaupt ihrer Kirche. Das Ritual der griechischen Kirche in Ungarn enthält ein Gebet für den Kaiser und König, wovon jedoch die Walachen nur den letzten auf ihren eigenen Monarchen beziehen, indem sie den ersten für den Kaiser von Rußland reserviren. Das wurde mir nicht nur von den Walachen erzählt, sondern auch von den Kroaten und Slavonern; unter welchen der griechische Glaube gleich vorherrschend ist und wo der Einfluß Rußlands noch durch die Ähnlichkeit der Sprache verstärkt wird. Vor einigen Jahren, als man vermuthete, Österreich widersehe sich einigermaßen den Ubergreifen Rußlands, rief ein in Bucharest gedruckter und weit in Siebenbürgen verbreiteter Kalender die Walachen dieses Landes auf, den ungarischen Usurpatoren die Gewalt zu entreißen und läßt ihr eigenes Anrecht auf das Land ihrer Väter zu behaupten.

Ist es den Magyaren unter solchen geheimnißvollen Beziehungen zwischen Rußland und einem großen Theile der Bevölkerung des Landes, oder auch nur bei dem Glauben an das Dasein solcher Beziehungen zu verdanken, wenn sie auf die Verbreitung und Alleinherrschaft ihrer eigenen Sprache bringen? Was immer die Slawen gegen den hierauf bezüglichen Plan der Magyaren sagen mögen, der Grund, nach welchem dabei die Letztern handeln, liegt tief. Paget schlägt als das beste Mittel, das ganze Land zu magyarisiren, vor: „dem Ge-

nusse der politischen und der Municipalrechte die Verbindung der Kenntniß der Magyarsprache anhängen".

Auch Miß Pardoe, in deren Schrift man, wenn sie gleich an Reichthum belehrender Thatfachen mit dem Werke Pager's sich nicht messen kann, doch sehr viele interessante Dinge und höchst anziehende Schilderungen berühmter und hochgestellter Persönlichkeiten findet, sagt in Betreff der Hinnelung der Slawen zu Rußland, und was sie hierüber sagt, ist der gesellschaftlichen Kreise wegen, mit denen sie in Verbindung kam und deren Echo sie zu sein scheint, um so beachtenswerther (II, 209):

Die Slawen beten öffentlich für den Kaiser von Rußland, selbst in der ungarischen Hauptstadt, als für „unsern Jar“, eine Huldbildung, welche von diesem Souverain mit Geld und Production belohnt wird. Es ist mir viel erzählt worden von einer, durch russischen, moralischen und materiellen Einfluß angeregten und entwickelten slawischen Propaganda in Ungarn, deren Thätigkeit sich für die Ausbreitung dieser Nation in dem Grade wirksam erwiesen habe, daß Einige aus ihr, wie versichert wird, schon von der Errichtung einer slawischen Monarchie im Lande der Magyaren zu träumen angefangen haben! eine wilde Vision, die den Ungarn, welche numerisch über ein Drittel der ganzen Bevölkerung bilden und der widerstandigen Annahmen ihrer antieigenen Mitbewohner des Landes spotten, wahrhaft lächerlich erscheinen muß. Die slawische Literatur — fährt Miß Pardoe fort — steht unter dem entscheidenden und unverheilten Schutze Rußlands, welches jeden slawischen Schriftsteller von einigem Ruf mit Geld und Günstbegünstigungen belohnt, möge er wohnen, in welchem Lande er wolle; und dies soll namentlich der Fall sein mit einem slawischen protestantischen Geistlichen in Preß, der in ganz Ungarn bekannt ist durch seine großen Kenntnisse in der slawischen Literatur und durch seinen fanatischen Nationalismus.

Von dem Schutze der slawischen Literatur bis zum Schutze der slawischen Bevölkerung gegen das Streben der Magyaren, ihr die Sprache des herrschenden Stammes einzupflanzen, ist freilich ein weiter, ein unermesslich weiter, jedoch kein schlechterdings unmöglicher Schritt, und eben weil es Krute geben kann, welche äußerst entfernte Möglichkeit schon für nahe Wahrscheinlichkeit zu halten geneigt sein möchten, ist den Ungarn in Betreff der Verbreitung der magyarschen Sprache die höchste Mäßigung, in Betreff aller andern Verbesserungen des moralischen wie des materiellen Zustandes aller Volksstämme und Standesclassen aber der höchste Eifer zu empfehlen. 66.

Leben und Wirken Naphthali Hartwig Wessely's. Eine biographische Darstellung von Adolf Aloys Meissel. Breslau, Friedländer. 1841. Kl. 8. 15 Ngr.

Obgleich der Mann, dessen Leben und Wirken diese kleine Schrift seinen stammverwandten Brüdern insbesondere und alsdann unsern Zeitgenossen überhaupt in Erinnerung zu bringen bestimmt ist, jetzt bereits einer ziemlich weit zurückliegenden Vergangenheit angehört — denn N. W. Wessely ward 1725 zu Hamburg geboren, wo er 1805 starb —, so hat doch neuerdings der Name des israelitischen Volkes für die höhern Bildungs- und Gesellschaftskreise große Bedeutung gewonnen und die fast dämonische Gewalt, mit welcher jüdische Geister in der jetzigen Weltliteratur wirken, muß dem erneuerten Andenken an einen Mann zu staten kommen, der sich durch sein schriftstellerisches Wirken gundacht um die sittliche und bürgerliche Erhebung seiner Stammgenossen hoch verdient machte,

aber auch zu gleicher Zeit in einer besondern für jene Thätigkeit gebrochenen Bahn als Begründer der neuen germanisch-israelitischen Dichterschule der Welt überhaupt durch Talent und Kraft ein neues Zeugniß für den alten Adel seines Volkes ablegte.

Schon die äußern Lebensumstände Wessely's haben viel Anziehendes. Daß er, nachdem er die mit Umsicht und Anerkennung für Andere und sich geführte mercantilitische Laufbahn aufzugeben genöthigt war, in der literarischen Carriere seine und der Seinigen Subsistenz zu sichern vermochte, zeugt dafür, daß er von allen sich ihm früher und später anbietenden Mitteln zur Bildung seines Geistes den gewissenhaftesten Gebrauch gemacht haben müsse. Wirklich hatte er auch schon mitten in seiner weitverzweigten kaufmännischen Wirksamkeit Ruhe gefunden, mehr seinen Namen berühmt machende Schriften herauszugeben. Seine entschledener literarische Wirksamkeit für die Verbreitung seines Volkes dattir sich aber von seinem mit dem Jahre 1774 anhebenden Aufenthalte in Berlin, wo er, zuerst als Geschäftsführer des Jos. Fettel'schen Hauses, mit Moses Mendelssohn die innigste, für sich und Andere so erfolgreiche Freundschaft schloß. „Kein geselliges Band“ — so heißt es S. 62 u. — „ist so stark als die Sympathie zweier Seelen, die in ihren intellektuellen Fähigkeiten eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben. Wenn auch die geistigen Vorzüge Mendelssohn's und Wessely's voneinander sehr verschieden waren — schon die Überzeugung, daß die Gefühle, Gedanken, Beweggründe und Wünsche, die von der Menge nicht geteilt, nicht verstanden wurden, von dem Freunde begriffen und gewürdigt werden mußten, mußte sie gegenseitig immer mehr nähern. Jeder liebte doppelt stark den Geist, der den seinigen ergänzt hatte. Beide wollten Israel aus der Lethargie erwecken, in die es gesunken war; beide waren Wiederhersteller der Wissenschaft unter den Juden; beide hatten schon durch großartige Leistungen das Auge der Welt auf sich gezogen; beide hatten große Scharen ausgezeichneter Köpfe um sich versammelt, sie begeistert für ihre großen Entwürfe; beide beabsichtigten, den Glaubensgenossen, jetzt ohne Sprache, zwei Sprachen“) zu geben und durch sie die Begriffe zu reinigen und festzustellen; beide strebten den blinden Nachahmungsinstinct und den kalten Indifferentismus in eine sich selbst bewusste Liebe für das ererbte Heiligtum umzuschaffen; beide waren Verfechter der Vernunft und ihrer geheiligten Rechte; beide rüstige Kämpfer gegen die Hybris des Glaubenshasses: beide wollten die Morgenröthe der Toleranz in die Mitte des Horizonts israelitischen Lebens heraufbringen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Denn Mendelssohn basirte auf Philosophie sein Judenthum, Wessely schöpfte seine Philosophie aus dem Judenthum; bei Mendelssohn prävalirt die Vernunft, bei Wessely hat sie der Offenbarung gegenüber untergeordneten Werth. Auch darin theilten beide gleiches Schicksal, daß ihre geistige Kraft zur Hälfte einem Berufe zugewendet werden mußte, den die Vorsehung ihnen nicht gegeben. Mendelssohn war in der Handlung Bernhardt's beschäftigt und arbeitete in den Ruhestunden an seinen unsterblichen Werken; Wessely führte das Geschäft Fettel's und widmete die freie Zeit, wie bisher, der Wissenschaft.“

Offentlich werden sich die Leser dieser Blätter durch diese hierher übertragene Parallele nicht ungern an frühere merkwürdige Persönlichkeiten und Zustände haben erinnern lassen, wenn sich auch Ref. durch diese längere Stelle den Raum zu noch mehreren Mittheilungen verschaffen hat. Desto getroster darf er Alle, die an der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit und Literatur Antheil nehmen, an die kleine Schrift selbst verweisen, die in beiderlei Hinsicht des Belehrenden gar Vieles aufzuweisen hat, z. B. wie Wessely der ganz verkommenen hebräischen Sprache wieder Werth und Geltung zu verschaffen suchte und wußte, mit welchem glänzenden

*) Mendelssohn gab seine Schriften in deutscher, Wessely die seinigen in hebräischer Sprache heraus.

den Erfolge er die den toleranten Ideen Kaiser Joseph's widersprechende Despotie zu bekämpfen wußte u. dergl. m. Nur auf eine besonders wichtige Seite der literarischen Thätigkeit Wessely's muß noch mit wenigen Worten hingewiesen werden, an die Restauration, welche die Poesie durch ihn erfuhr. Als Dichter machte sich Wessely zuerst durch seine von Husnagel übersetzte Ode auf Prinz Leopold von Braunschweig bekannt, berühmt aber durch sein Selbstgebißt: „Die Roseide“, welche (hebräisch) im Drucke unvollendet geblieben ist und durch die deutschen Übersetzungen von Husnagel, Spalding und Andern vielen unserer Leser bekannt sein wird. Durch Alles, was der Verf. bezüglich auf diesen Punkt beibringt, wird man sich angezogen fühlen, wenn schon manches hier wesentlich in Frage kommende noch schärfer hätte herausgehoben werden können, wie es so trefflich in Delig's „Geschichte der jüdischen Poesie“ 2c. (Leipzig 1836) geschehen ist. Hier wird gezeigt, wie die von Wessely neu erweckte Poesie kein Abfall von der Rationalität, zu dem sie später umschlug, gewesen sei. Denn Wessely wollte das Nationale nicht dem Allgemeinen-Künstlerischen opfern, vielmehr durch Darangabe der mittelalterlichen, überlänglichen Formen die Poesie in ihre prophetische Urzeit zurückführen; die neue Dichterschule sollte zu den Füßen der Propheten niederfallen und die Lichtstrahlen der biblischen Poesie wie in einen Brennpunkt sammeln, um sie in neuen Ausströmungen zu reflectiren. Die Schrift, die Wessely auch Ideal der Form war, sollte die Verjüngungsquelle der neuen Prosa und Poesie werden. Namentlich aber dient zur Charakteristik der „Roseide“ Das, was Delig's (a. a. D. S. 98) so schön in Folgendem beibringt: „Wessely verwarf nicht die hagadische Sage, aber es ging ihm die Kunst ab, sie zu Goldsteppchen der Poesie zu verwirkeln; die biblische Bilderwelt war ihm ein heimisches Land, aber er verstand nicht, mit dem Email ihrer Zinten seine Gemälde zu coloriren. Das Frankreich des Orientalismus war ihm ein verschlossener Fesperrgarten. Darum ist Styl, Bild und Gedanke bei ihm mehr germanisch, nicht judenthümlich-orientalisch, überhaupt nicht orientalisch. Sein Styl ist weich, fließend, verständlich, kurz in den Sätzen, sinnungsgrenzt in den Verszeilen, nicht periodisirt und verflochten; er hält den Leser nicht durch tausend verdeckte Ränke auf, vor denen die Mühe der Enträthselung selbst, sondern flügelte ihn unaufhaltsam mit sich fort auf dem rhythmischen Flügelstöße der einfachen Bibelsprache. Sein Styl riecht melodisch dahin, wie ein Bach mit durchsichtigem Wasser, aber der Grund dieses Baches ist nicht der farbige Kies, der stimmende Goldsand, die bunte Perle der Sage, in seinen Wellen spiegeln sich nicht palästinische Atroumen und Caronillien, sondern echt deutsche Primeln, Schlüssel- und Dotterblumen.“

67.

Literarische Notizen aus Frankreich.

J. P. Bérat's Schrift: „La coupe de l'exil“ (Paris 1840), eine Sammlung Gedichte nebst einer prosaischen Erzählung, verdient Beachtung. In der Vorrede sagt der Verfasser: „Es ist in den vorzüglichern Geistern unserer Tage ein Gedanke, den sie sich nicht ganz zu gestehen wagen. Unglück verändernde Zeichen haben sich am Himmel der Civilisation gezeigt, beunruhigende Symptome die Intelligenzen, welche sich mit der Zukunft beschäftigen, erschreckt. Es ist nicht mehr Zeit, es sich zu verbergen: die Gesellschaft neigt sich zu ihrem Untergange. Wir wohnen dem Vorpiel einer Krisis bei, gleich der, welche das römische Reich weggriffte. Es ist noch Zeit, dieselbe zu beschwören; wir glauben es, hoffen fest daran; wäre es anders, so würden wir nicht zu der Feder gegriffen haben, um nutzlose Warnungen zu schreiben. Wir sind der Meinung, daß in einem solchen Kampfe keine Kraft der Gesellschaft vernachlässigt werden darf, und eben darum tragen wir kein Bedenken,

auch unsere Kräfte, wie unzulänglich sie auch sonst sein mögen, hinzuzusetzen. Der Mensch und die Gesellschaft existiren durch zwei Grundideen: die Freiheit, die Einheit. Die Freiheit ist die Kraft des Menschen; die Einheit ist die sociale Kraft. Wenn eine dieser Kräfte der andern Gewalt anheim, so ist die Civilisation gefährdet und die Gesellschaft in Unruhe. Die ganze Geschichte ist nichts Anderes als das aus diesen beiden wirkenden und rückwirkenden Kräften entstehende Drama, in dem dem Scheine nach vielfältigen und verschiedenen, aber im Grunde einfachen und identischen Thatsachen.“ Das Gedicht der Widmung an den König von Sardinien ist eins der besten. Darauf folgt eine Erzählung, welche mit einem heftigen, aber berechneten Ausfall auf die pariser Civilisation beginnt; darnach folgt ein Gemälde von Allem, was der Verf. in diesem Dunkelfelde des Zweifels und der Unsicherheit gelitten hat, dem er sich endlich entreißt, und durch einen Aufenthalt in der großen Karthause den Frieden wiederzufinden. Da, mit Gott und sich selbst versöhnt, schreibt er an den König von Sardinien, um von ihm das Ende seiner Verbannung zu erbitten. Die Gnade des Monarchen läßt nicht auf sich warten und so kehrt er dankbar in seine Primat zurück. Von Paris sagt Bérat unter Anderm: „Paris ist die Stadt des Zweifels und der ewigen Kämpfe. Sobald Jemand in diesen Abriß der Welt eingetreten ist, wird er bestärkt, fortgerissen, umhergeworfen von tausend entgegengesetzten Strömungen; hat er religiöse Überzeugungen, so wird es ihm nichts helfen, dieselben in sich zu verschließen und sie unzugänglich zu machen, sie werden eine Belagerung ohne Waffenruhe auszuhalten haben und durch Paradoxen und Sophismen niedergebissen werden.“ Die Gedichte, welche nach der Erzählung folgen, zeichnen sich durch eine reiche Phantasie und ein tiefes Gefühl aus. Die Dichter hatten sonst das Unglück nicht, über die Bedingungen des gesellschaftlichen Zustandes so tief nachzudenken, und ihre Verse waren oft um so viel besser. Heutzutage leidet jeder Mensch, der denkt, und entdeckt gar zu bald, daß Das, was ihn beunruhigt, Dasselbe ist, was die ganze Gesellschaft quält, d. h. der Mangel an einem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt der Gefühle und des Glaubens, wo sein Leben zusammenstrahlen kann, wo seine Hoffnung sich erneuert, sein Schmerz sich beruhigt. Wenn Jemand diese Erfahrung gemacht hat, so ist es natürlich, daß er dieselbe Andern mittheilen und sie auffodern will, ein Mittel dagegen zu suchen oder das anzuwenden, welches er gefunden zu haben glaubt. Aber kein Buch wird heutzutage in dem Sinne, wie Bérat es meint, Erfolg haben. Man hat das Wort, die Berechtbarkeit, die Dichtkunst so sehr mißbraucht, daß man Niemand mehr damit kräftig erschüttern kann. Der Einfluß der Literatur war ehemals groß, vielleicht zu groß; darum ist er jetzt so klein. Warum sich täuschen? Braucht die Gesellschaft gerettet zu werden, so wird es ganz gewiß nicht durch Bücher geschehen. Man predige durch Beispiel, man handle, es ist Zeit; man hat nur zu viel gesprochen, zu viel geschrieben. Hr. Bérat ist übrigens ein Landmann und Schüler des Grafen de Massie, ein Savoyarde und eifriger Katholik. Aber davon abgesehen, ist sein poetisches Talent nicht unbedeutend und sein Buch in mehr als einer Beziehung interessant.

Besondere Aufmerksamkeit verdient folgendes Werk: „Histoire des progrès de la civilisation en Europe, depuis l'ère chrétienne jusqu'au dix-neuvième siècle“, von Mourrangerand (6 Bde., Paris 1833 — 41). „Die Geschichte von Dem, was man die Civilisation nennt“, sagt der Verf. in der Einleitung, „ist nicht in der Erzählung der Thatsachen; sie ist nicht in der Entwicklung des Zustandes der Wissenschaften, der Industrie oder der Literatur; sie ist nicht in dem Sittenzustand einer Nation oder einer Epoche allein enthalten. Die Geschichte der Civilisation umfaßt alle diese Dinge zusammen.“

45.

Montag,

Nr. 143.

23. Mai 1842.

Der Missionair. Ein Roman von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Ariadne-Faden, der sich durch ein Labyrinth von Begebenheiten und verschiedenen Welttheilen windet, ist der Glaube, und in der Person des Missionairs erkennt man das dem Jahrhundert so eigenthümliche Sehnen und Ringen nach der wahren Glaubensform. Deshalb kann man auch diesem Roman reichen Anklang beim Publicum prophezeien.

Zingendorf stiftet im wahren, frommen Glaubenseifer die Herrnhutergemeinde; das verhindert jedoch Heuchler und Scheinheilige nicht sich ebenfalls unter sein Panier zu reihen. Seine Tochter, Gräfin Elisabeth Bruce, übernimmt nach des Vaters Tod die Leitung der Gemeinde und führt sie gewissenhaft, obgleich sie nicht die Schwärmerei des Vaters geerbt hat und ihre Glaubensansichten in wesentlichen Punkten von denen der Sekte abweichen; sie hat in Paris gelebt, liebt Paris und erhält eine Kavane von pariser Freunden zum Besuch, deren Vergnügungs- und Denkweise nicht in den frommen, beschränkten Kreis der herrnhuter Ideen paßt. Der Graf Hippolit, Elisabeth's Bewerber, hat Rousseau's und Voltaire's Ansichten eingefogen, und auch Elisabeth hat sich zu sehr an dieselben gewöhnt, um vor den satirischen Angriffen auf die Glaubensansichten der Sekte zu erschrecken. Den jungen Helden Calixt aber erfüllt die Überzeugung, die Gräfin, die er liebt, glaube nicht an Gott, mit Entsetzen, und er wird irre in seinem Glauben, Zweifel quälten ihn, er flieht in die Wälder, nachdem er sich dem Loos, welches über seine Mission nach der Insel St.-Thomas entscheiden soll, entzogen hat. Das Breden des Johannes Watterville und ein Wort Elisabeth's bringt ihn wieder zur Besinnung, er fügt sich gebulbig den herrnhuter Gesetzen und nimmt die Mission nach St.-Thomas an.

Die Personen des herrnhuter Kreises sind in ihren verschiedenen Individualitäten aufgeführt, von der heiligen Glaubensschwärmeri an, bis zur scheinheiligen Heuchelei, und einzelne Züge aus dem Gesellschaftstreiben des Bruder- und Schwesterhauses mögen wol dem Leben nach gezeichnet sein. Peter Liborius, ein Gelehrter, haßt den Doctor Arnold, weil dieser behauptet, die einzige richtige Deutung einer lateinischen Stelle gefunden zu haben; jedesmal ehe

er zum Abendmahl geht, beichtet er diese Sünde des Hasses und ist der Erste, der dem Feind versöhnt in die Arme stürzt. Das Hassen nennen die Herrnhuter eine tiefe Erniedrigung des eigenen Selbst. Des Missionairs alte Großmutter Libussa, deren Religionsseifer mit der Liebe zum Enkel den Besitz ihrer Seele theilt, ist einer der hervorragendsten Züge des Kreises; eine Regerin, die sie mit Rücksicht auf Calixt's Mission nach St.-Thomas angenommen, umschwärmt sie wie eine schwarze Fliege und ist durch Gemeinheit des Charakters mehr noch als durch die schwarze Farbe der Schatten des Lichtbildes von der Alten Charakter.

In St.-Thomas findet man Tyrannei, Grausamkeit unter den Pflanzern, Heuchelei und Hehlerei unter den mahrischen Brüdern und die Neger in den drückendsten Ketten schmachtend. Die Personen auf St.-Thomas sind gut gezeichnet; der reiche Pflanzler Kurt Struben und seine Schwester Ulrike, Frantzer und Fromm Vater, die mahrischen Brüder, die bei allen ihren Reben vom Lammlein und dem Jargon der Gemeinde ohne Gottvertrauen sind, Mor, der Negerknabe, und Micha, ein Negermädchen, und der alte philosophische Neger Erich, der sich mit allen Gründen des tiefen Denkers gegen das Christenthum sträubt.

Die Schwielen meiner Hände — sagt er — die Wunden auf meinem Rücken sind die Rausschneide, womit ich dieses fleischliche Erde und dessen Palmenbach einlöste; die bettelhafte Lehre von Almosen und daß wir Alles nur Gott verdanken, gesäht dem Manne nicht, der da weiß, wo er es hergenommen, alles was er hat.

Der Missionair zieht sich durch sein Einschreiten, Hülfs-spenden und Belehren der Schwarzen Tadel zu und wird endlich zu weiterer Mission nach Canada beordert.

Mit Micha, dem Mohrenmädchen, durchreißt er die Urwälder und Steppen; der Freiheitskrieg bringt ihm mancherlei Gefahren, verwundet kommt er in einer Hütte mit Washington, Morton und Lafayette zusammen, in dem Augenblick als sie die Nachricht erhalten, daß Frankreich die Freiheit der amerikanischen Staaten anerkannt. Er fällt in die Hände von Indianern, ein Empfehlungsbrief an den König der Wälder, den er im Busen trägt, rettet ihn von dem angebrohten Tod und er wird in einem Freimaurertempel vor 13 verummte Männer gebracht, die ihm ihren Schutz zusagen und ihn einweihen

in ihren Kreis. Er glaubt unter ihnen die Freiheitshelden Amerikas zu erkennen. Sie nannten sich Männer der Wahrheit, Amerika war ihre Lösung, Gott ihr Panier, Freiheit und Menschenrechte ihr Streben.

Calixt findet bei seiner Zurückkunft in St. Thomas den Negeraufstand ausgebrochen; der junge Sklave Nor hat den Feuerbrand geschleudert, das Maß der Grausamkeiten war übergelaufen und die reichen Pflanzler sind ermordet. Die nähere Untersuchung entlarvt die mährischen Heuchler, welche um des irdischen Gewinns willen ihre höhern Pflichten aus den Augen gelassen. Strafe wird den Schuldigen, Verzeihung den zur Berzeihung Getriebenen. Hier hat Calixt einen Kampf mit dem eigenen Herzen zu bestehen; er liebt Micha und glaubt sich von ihr geliebt. Auch sie hält ihre Bewunderung für ihn für Liebe und will ihm folgen. Als Nor aber mit Selbstmord droht, schwankt sie und Calixt trägt sie selbst vom Schiff aus ans Land und übergibt sie seinem Nebenbuhler. Diese Handlung vermag den alten Regent Erich zu dem Christenthum überzuführen.

In Paris wird man ins revolutionnaire Treiben der Jakobiner versezt, zum lächerlichen, jämmerlichen Triumphzug der Mannen Voltaires und zu mancherlei Saturnalien, mit Schmelgerei und Blutvergießen gezogen. Calixt trifft wieder mit Elisabeth zusammen, welche an Hippolit verheirathet ist; trotz dieser Vermählung hat sie mit Calixt in geistigem Verkehr gelebt und in Briefwechsel gestanden.

Wenn in den jätlichen Verbindungen, die die Poesie schmückt, jener oft besungene und geschilderte Zauber rettet, der die Herzen zueinander zieht, so ist dieser Zauber in vielleicht noch stärkerm Grade in den Bündnissen zu finden, die der Weltmann und Denker mit dem Weibe schließt, das auf seine Ideen einzugehen versteht und ihm die Wärme eines großen, kühnen Herzens einhaucht. Auf diese Weise sehen wir in der Geschichte immer Frauen neben Heiden stehen; es ist die flammende, ungestüme Liebe der Giganten, die Ehe der Geister, aus welcher Ideen und Thaten hervorgehen, die ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrücken und die Geschichte zu Gesetzen stampeln.

Umsonst will Calixt Elisabeth bereden, Paris, wo ihr Gefahr droht, zu verlassen. Die Anzeichen der Revolution deuten Elisabeth folgendermaßen:

Die edelsten Geister haben ihr Werk zum Ziel geführt; Frankreich geht der Sonne der Freiheit entgegen und an der Hand führt es mit sich die unmündigen Nationen der Erde. Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Helvetius, die großen Denker, sehen ihr Wort jetzt in That verwandelt. Die Kirche, der Staat, die Gesellschaft, befreit von den Fesseln der Barbarei, zeigen sich in verwandelter Gestalt frisch und kräftig. Der Mißbrauch bevorrechteter Stände, die empörende Knechtschaft, in der sie das erwerbende und arbeitende Volk erhalten, ist niedergeschlagen und in seine ursprünglichen Bräuerrechte tritt der Mensch zum Menschen. Der Staat hat aufgehört die Geleerenbank zu sein, auf welche Tyrannen und Intriguen die besten, tüchtigsten Kräfte der Gesamtheit anseßeln durfte. Die Religion, von böswilligen und albernen Menschensagenen befreit, stellt wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit jene warme Liebestraft dar, an der der Keim jeder bürgerlichen Tugend, jeder höhern Intelligenz reifen mag. Gleich, Beliebter, das ist

halb erreicht und wird in kurzer Frist ganz erreicht werden. Laß den Pöbel, der unfähig ist, die höhern Wahrheiten jetzt schon zu fassen, laß ihn in seinem Ausruf Unbesonnenheiten, Thorheiten, ja sogar Frevel begehen, ist das Leid, das dadurch der Menschheit angethan wird, doch nur von eines Sandbörns Größe gegen die Berge, die die Großen der Erde Jahrhunderte hindurch ungekrast begehren durften, wodurch sie den Genius der Menschheit auf das tiefste erniedrigten.

Ich bin eine echte Tochter Zingendorfs, eine Tochter des Mannes, der seinen Glanz von sich that und in Knechtschaft die Länder der Erde durchpilgerte, einzig getrieben und beschützt von der Gottesstimme in seinem Busen. Glaubst du, daß diese Grafenkrone, die das Geschick auf seine Wiege warf, irgend Macht hatte, ihn herabzureißen zur Erde? Und sie sollte es für mich haben? Die Menschen verstanden ihn nicht, sie hatten eine engherzige, kleine, dürftige Seele nach seinem Namen benannt, aber er sah weiter, ihm schwebte vor, was ich jetzt erlebe. Seine gottesfällige Seele sah die Tage kommen, wo ein ganzer Welttheil vor dem Altar der Freiheit niederfiel und an den Stufen dieses Altars sollte nur ein Wesen fehlen, nur eins bei dieser Schar von Millionen, nur eins und dieses eine wäre seine Tochter?

Calixt findet Seligheit, Elisabeth vor dem blutdürstigen Pöbel zu retten, indem er seinen Freimaurerorden geltend macht. Ihr Gemahl Hippolit ist geblieben; sie ist frei und liebt Calixt, aber er wendet sich ab von ihr.

Micha hatte ihm die irdische Liebe geraubt, die göttliche Liebe hieß ihm unerbittlich Elisabeth entfagen. Er wünschte, er hoffte nicht, was sie wünschte und hoffte. Das Weib der kühnen und stolzen Helden, das Weib voll erhabenen Ehrgeizes und ungemessenen Stolzes, dieses Weib, so irdisch groß sie war, konnte nicht sein Weib sein. In dieser schönen, flammenden Seele hatte der Jüngling mit Entzücken sein Bild erblickt, der Mann, mit der ernsten geprüften Gottesliebe im Herzen, wandte sich ab von dem prächtigen Spiegel, dem Sinnbild einer reinen, edeln Größe, aber doch nur irdischer Befähigung.

Was Calixt von Elisabeth schied, war nur der Ausspruch der allerhöchsten, geheimsten Wesenheit Weiber, die Hieroglyphe, die Gott selbst in unsere Brust gezeichnet und deren mysteriöse Signatur uns oft trennend von dem besten Freunde, von der innigst geliebten Freundin unterscheidet.

So waren also unserm jungen Heiden auf seinem vielfach verschlungenem Lebenswege der Glaube und die religiösen Ansichten auf verschiedene Weise entgegengetreten; er hatte das Streben nach Wahrheit sowol in deutlichen Schriftzügen als auch in wunderlichen Hieroglyphen in den verschiedenen Menschenherzen entziffern können. Die Schwärmerei des Grafen Zingendorf und die kühne Zweifellehre des pariser Grafen Hippolit; — der starke Glaubensfester seiner Großmutter Libussa und die ernste Glaubenskraft des Fremden, Johannes Watterville — der Gräfin Elisabeth Christenthum ohne göttlichen Christus und des Regent Erich philosophisches Heidenthum, sowie des schlesischen Pfarrers wahnsinniges Suchen nach dem ihm verloren gegangenen Christus und die Nummernreien des Freimaurertempels, alles verschiedene Variationen des einen Themas, des Strebens nach einer Form für den Glauben, der verschiedenen Verständnisse des Religionsbedürfnisses im Menschen, des Ringens nach Wahrheit.

Von jeher war die Religion die Schwester der Politik und bei den wildesten wie bei den civilisirtesten Na-

namen gingen Staatsverfassung und Ringe Hand in Hand. Washington's, Lafayette's und Morton's Freiheits- und Gleichheitsideen gehörten zu den Glaubensartikeln dieser großen Männer und waren ihnen als solche heilig. Mit dem Schwert wollten sie dieselben ins Leben bringen, in die Form, die sie für die rechte erkannt, — es waren aber ursprünglich dieselben Freiheits- und Gleichheitsideen, welche Zinzendorf zu verwirklichen erstrebte, indem er sich zu den Niedrigen erniedrigte und Demuth predigte und über — es waren dieselben Freiheits- und Gleichheitsideen, welche Elsbeth mit Passionen besüßtem Enthusiasmus verstandete und für welche der Jacobinerclub und der pariser Pöbel in Freiheits- und Gleichheitsraserei mit Schaffot und Schwert kämpfte, indem es die Großen in den Staub zog und die Niedern erhöhte, die Reichen beraubte und die Armen bereicherte. Auch in diesen Misgeburten der Menschenbrust schlummert der göttliche Funken der Wahrheit, welcher nach der geeigneten Form sucht, häufig Misgriffe begeht, selten das Rechte ergreift.

Zurückgetrieben in die stille Gemeinde, am Grabe der Großmutter Libussa, bekennt Calixt dem alten Freunde Watterville seine Absicht, die Gemeinde zu verlassen, weil der Sektenglaube ihm nicht genügt.

Alle Formen erscheinen mir abgenutzt — sagt er — nie ist der Glaube der himmlischen Liebe vielleicht thätiger gewesen als in unsern Tagen, aber unser Bemühen, alte Formen auf neue Offenbarungen zu passen, macht, daß die himmlische Erleuchtung ungenutzt verloren geht.

Welche Form er indeß seinem Glauben geben möchte, weiß er selbst noch nicht, und der Leser legt das Buch aus der Hand, ohne dem Helden befriedigt zu sehen, denn die Ankunft eines Missionairs von St. Thomas mit seiner Frau, welchen er als seinen Schüler Nox und seine einst geliebte Micha erkennt und in die Arme schließt, bringt ihm zwar die trostreiche Überzeugung, nicht ganz allein zu stehen, erscheint jedoch weder als ein Glück, noch als Befriedigung.

Der Charakter des Helden ist schön gehalten, seine Begeisterung trägt das Gepräge der Wahrheit, seine Schwärmerei ist edel, seine Illusion zu ihm und den Verhältnissen passend; selbst wenn man ihn auf Momente aus den Augen verliert, so ermattet doch nie das Interesse für ihn. Auch in den einzelnen Schilderungen bewährt sich des Autors Feder; sowohl die fremde Natur von Canada und St. Thomas, als der herrnhuter Thee und der pariser Salon sind mit dem eigentlichen Talent des Verfassers für Detailmalerei ausgeschmückt. Das Ganze regt zu ernstem Denken auf, indem es Lebensfragen berührt, die jedem Herzen nahe liegen; die sich widersprechenden Meinungen sind ohne Hinnelung zu der einen, ohne Vorurtheile ausgesprochen und durchgeführt und die verschiedenen Ansichten vom Hüllstuhle der Parteilosigkeit aus dargestellt, wodurch die Darstellung zwar zuweilen der Gefühls- und Leidenschaftswärme entbehrt, ohne jedoch an Interesse zu verlieren. 8.

Die Volksmundarten in der Provinz Preußen. Vom Professor Lehmann. Königsberg 1841.

Der Verf., vorthellhaft bekannt durch mehr gebliegene Leistungen auf dem Gebiete deutscher Sprachforschung (unter anderem durch seinen „Allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues“, Danzig 1833, und durch eine Abhandlung über Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke) liefert hier einen kleinen, aber sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniß der preussischen Volksmundarten. Es leidet keinen Zweifel, daß Schriften dieser Art, wenn sie aus so gründlicher Sachkenntniß hervorgegangen sind und in einer so gefälligen Form auftreten wie die vorliegende, sehr wohl geeignet sind, das wiedererwachte Interesse für Volksmundarten und Volkspoesien fester zu beleben. Besonders dankenswerth und als eine wirkliche Bereicherung der Literatur erscheint in der Lehmann'schen Schrift die Mittheilung mehrerer, bis jetzt noch ungedruckter Dichtungen, die entweder vom Volke selbst ausgegangen oder wenigstens in dessen Geist gedichtet sind. Beispielsweise geben wir hier ein Bruchstück aus der „Seelenwanderung“ im danziger Dialekt von Cornelius von Almonde. Zwei Bauern, Joost und Paul, unterhalten sich über das Leben nach dem Tode. Johann, der Sohn des Paul, ist als ein gelehrter Mann von Reisen zurückgekehrt und hat seinem Vater das System der Seelenwanderung erklärt, welches dieser wiederum seinem Freunde Joost zu verbeistehen sucht. Aber die Lehre des Pfarrers, daß der Tod die Menschen in Abraham's Schoos trage, hat der aufgeliarte Johann gelacht und gesagt, der Geist fahre nach dem Absterben des Leibes fracks wieder in einen andern Leib; die Seelenwanderung mache von dem kleinsten Insekt an die Stufenleiter durch:

— Ganz unden steit de Lus,
On häst do op den Kop gekrägen,
Denn krüpt är Geist en ene Mus,
De häst all enen grötteren Brägen,
Denn en de Elk, denn en det Schap,
Bott endlich en de Klocke Ap.
Wat men jü, Joost? Sou Däwelskop
Soekt drist to jü en mi: Herr Broder;
He stigt en Stopken höher op
On schlikt en ene Menschenmoder.
De dommste Mensch grenzt ant Godert,
Jahn meud, eek selwat wer erscht en Ferd.
Man eek sach em grametrich an
On eed: sont kann lek gar nich lawen,
Stell, stell, Herz Vader! eed mi Jahn,
Gleewt he denn, he es all ganz bawen?
Ehr he es hoch komt bott em Knop.
Stegt he noch meunge eedue Stop,
Ne, gleew he mi man rein gewes,
Dat darf em gaas en gar nich stören,
Dat he en Veeh gewesen es,
He kann noch Land en Lied regeren.
Als Bar doht he ja sine Pflicht,
Ken Wunder, wenn he höher stigt.
Man de hier nie doht, wi he sall,
De mot, eed nu mie Jahn ek wedder,
Sehold he dod es, Keel on Fall
Zopp zopp herunter van de Loddor,
On ging he ek em Hermelle,
So fahrt he wedder en een Schwin.

J o o s t.

Na Pauls, hört op, mi gruelt all,
Wenn doont eiek möglich kann gedören,
Sitt eek den Fot nich mehr em Stall;
De Schlag must doch vör Schrock eem rühren
Wenn es de Bell ut einem Selang
Met einmal an te reden lang,
On wann eek einmal schlachten wöll

Ben groten fatten Mastechadander,
 On de schreijt under dat Gehröll:
 Rek een de grote Alexander!
 Wat lung oek en de Angst wol an?
 Glocw ju, dat oek em dodeschlan kann?
 Mi gruheit, wenn oek denken sall,
 De Schwinjung drückt met einem Tater
 Fur junge Herrschaft ut dem Stall;
 De Deef Kartusch wor nu min Kater,
 On dat för einen Sünden Lohn
 Emm Kujel stek een Herr Baron etc.

Die beigegebene Übersetzung dieser Stelle ins Hochdeutsche lautet:

— — Ganz unten steht die Laus,
 Und hat sie auf den Kopf bekommen.
 Dann kriecht ihr Geist in eine Wand;
 Die hat schon ein größeres Gehirn,
 Dann in den Hüll, dann in das Schaf.
 Bis endlich in den klingen Affen.
 Was meint Ihr, Jock? Solch ein Krustelkopf
 Sagt dreißig zu Euch und mir: Herz Bruders;
 Er steigt ein Stufen höher auf
 Und schleicht in eine Menschenmutter.
 Der dümmste Mensch grenzt an Gelehrer;
 Johann meint, ich selbst war erst ein Pferd.
 Aber ich sah ihn gramelierend (böse bildend) an
 Und sagte: selches kann ich gar nicht glauben!
 Still, still, Herz Vater, sagte mein Johann.
 Glaubst er denn, er ist schon ganz oben?
 Ehe er so hoch kommt bis zum Knopf.
 Steigt er noch manche schöne Stufe.
 Nein glaub' er mir nur ganz gewiß,
 Daß darf ihn ganz und gar nicht stören.
 Daß er ein Bleh gewesen ist;
 Er kann noch Land und Leute regieren.
 Als Bauer thut er ja seine Pflicht.
 Kein Wunder, wenn er höher steigt.
 Aber der hier nicht thut, wie er soll.
 Der muß, sagt nun mein Johann auch wieder,
 Sobald er tobt ist, Knall und Fall,
 Jopp jopp, herunter von der Leiter;
 Und ginge er auch im Hermelin,
 So fährt er wieder in ein Schwein.

J o o r.

Na Pauls, hört auf, wie grauet schon,
 Wenn sowas sich möglicherweise kann zutragen.
 Seß ich den Fuß nicht mehr in den Stall.
 Der Schlag müßte doch vor Schreck einen rühren.
 Wenn so der Bull aus seinem Schilde
 Mit einem Male an zu reden finge,
 Und wenn ich einmal schlachten wil!
 Einen großen fetten Mastochsen.
 Und der schreit unter lautem Gebrüll:
 Ich bin der große Alexander!
 Was fing' ich in der Angst wol an?
 Glaubst Ihr, daß ich ihn todtschlagen kann?
 Mir grauet, wenn ich denken soll.
 Der Schweinjunge tzeilt mit seiner Peitsche
 Lauter junge Herrschaft aus dem Stall.
 Der Dieb Kartusch wäre nun mein Kater;
 Und daß zu seiner Sünden Lohn
 Im Kujel (schmer Ober) säte ein Herr Baron u. s. w.

Mehren solchen Proben der preussischen Volkspoesie sind über den Charakter und die wahrscheinliche Zukunft der plattdeutschen Sprache, über ihre Verbreitung und Modification in den verschiedenen Gegenden Preussens und über die Aussprache der mannichfach nuancirten plattdeutschen Dialekte Bemerkungen und Erläuterungen vorausgeschickt, welche, ungeachtet des

beschränkten Umfangs der Schrift, demnach bekunden, daß der Verf. seinem Gegenstande ein tieferes Studium gewidmet hat und für solche Forschungen mit einem bedeutenden Grade von Scharfsinn und feinem Geschmac ausgeübt ist. 20.

Bibliographie.

Angely, Boudvilles und Lustspiele. 1ter, 4ter Band. Mit 2 Genre-Bildern von Th. Hofmann. 8. Berlin, Kitzmann. 1 Thlr.

Bogaers, M. A., Heemskerk's Seerug nach Gibraltar. Gedicht. Aus dem Niederländischen übertragen von F. W. v. Massillon. Eine von der Holländischen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Rotterdam, Baedeker. 25 Ngr.

Dellarosa, L., Die Schloßruinen im Walde, ober: Graf Rinaldo's furchterliche Gestalt. Eine Rittergeschichte. Mit 1 Stahlkupfer. Wien, Singer u. Schöng. 1 Thlr.

Ehrenberg, C. G., Das unsichtbar wirkende organische Leben. Eine Vorlesung. Im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehalten zu Berlin am 12. Februar 1842. Nebst 1 color. Kupferstafel. Gr. 8. Leipzig, Bosh. 20 Ngr.

Gelegenheitsworte in verschiedenen Freimaurer-Logen gesprochen von T. G. v. H. Gr. 8. Bromberg, Levis. 20 Ngr.

Zwei Gespräche über das Buch, Preussens Verfassung und Verwaltung. Berlin, Ende Februar 1842. Gr. 8. Berlin, Schröder. 5 Ngr.

Hill, J., Es geht gut, oder Gedanken des Glaubens über schwere göttliche Fährungen. Aus dem Englischen von K. Beck. 12. Zürich, Pantz. 3/4 Ngr.

Joff, J. M., Ergänzende Fragen betreffend die Juden im Preussischen Staate. Gr. 8. Berlin, Schröder. 10 Ngr.

Kant's, I., sämtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. 11ter Theil. 1ste, 2te Abth. — Auch v. d. T.: I. Kant's Briefe, Erklärungen, Fragmente aus seinem Nachlasse. Herausgegeben von F. W. Schubert. II. I. Kant's Biographie. Zum grossen Theil nach handschriftlichen Nachrichten dargestellt von F. W. Schubert. Mit Bildniss, Facsimile und Medaillen-Abbildungen. Gr. 8. Leipzig, Voss. 2 Thlr.

Ludwig, K., Gedichte. 8. Kassel, Krieger. 15 Ngr.

Masson, R., Erinnerungen eines Mannes aus dem Volke. Erzählungen. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. 1ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr.

Möller, J. H., Geographisch-statistisches Handwörterbuch über alle Theile der Erde mit besonderer Berücksichtigung des Stieler'schen Hand-Atlas. 2ten Bds. 1ste Abth. L—Q. Gr. 8. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr. 5 Ngr.

Musset, A. v., Der letzte Herzog von Guise. Frei nach dem Französischen von D. Berner. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Orelli, L. v., Fürst Moriz von Anhalt Dessau. Ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. Gr. 8. Berlin, Schröder. 25 Ngr.

Reise: Abenteuer des Hans: Jörgels von Gumpoldskirchen auf einer Lustfahrt von Wien nach Grätz und zurück über Etschen, Bordenberg, Wenen, Admont, Ischl, Gmund, Enns, Möll, St. Pölten, Abtstätten, Gailitz nach Ober St. Veit. In Briefen an seinen Schwager Maxel in Felsau mit den Bemerkungen des Amtsschreibers Rigowig. Ein Handbuch für Reisende, welche zu Hause bleiben wollen. 8. Wien, Bauer u. Dienbach. 1841. 18/4 Ngr.

Reich, L., Reise-Berichte und Gedichte. Erinnerungen aus den Sommerwandertagen 1841. 2 Theile. 8. Leipzig, Köhler. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schneider, R. G., Preußen und die Verfassungsfrage. Gr. 8. Danzig, Gerhard. 12 1/2 Ngr.

Weber, K. J., Die Leidenschaften. In zwei Theilen. 1ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Wobdtag. 1 Thlr. 3 1/2 Ngr.

Dienstag,

— Nr. 144. —

24. Mai 1842.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Ad. Schöll. Frankfurt a. M., Hermann. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.

Die „Antigone“ des Sophokles sei wiederum aufgeführt, melden vor einiger Zeit die öffentlichen Blätter, und die „Preussische Staatszeitung“ erging sich in gelehrten antiquarischen Erörterungen und frommen Wünschen für die schönere Zukunft unsers Theaters. Es ist nicht unsers Amtes und darum gestattet Ref. sich auch keine fürwärtigen Mitteltheilen, wiewohl die Verwirklichung dieser halböffentlichen pia desideria wahrscheinlich oder auch nur möglich sei: jene Zeit und ihre Bedingungen liegen für eine reelle Einwirkung auf unsere Bühne zu fern; im modernen Geiste wiedergeboren, wie Goethe's „Iphigenia“, kann die griechische Tragödie der unserigen ein Correctiv des Maßhaltens und der Ruhe werden; im Wesentlichen aber wird die deutsche Dichtkunst auch hier aus eigener Kraft zu der entschwundenen Größe sich erheben müssen. Spurlos wird darum jenes Ereigniß nicht vorübergehen, eine Bewegung, wo sie heutzutage auch beginnen mag, muß in die entferntesten Kreise des Lebens und der Wissenschaft ausschwingen: wäre es auch nur, daß das angeregte Interesse für den Dichter, dessen Gedächtniß meist nur in der Erinnerung an die Leiden lebt, die er einst in Secunda und Prima bereitet, auch in den gebildeten Kreisen zu wissenschaftlicher Theilnahme sich steigerte, daß seine Dichterwerke, so reich an Lehren für eine Zeit, die wie die seinige ruhelos zwischen der Startheit alter lebensloser Formen und revolutionärer Auflösung schwankt, in eindringlichem Studium unserer Gegenwart sich einlebten, daß seine tiefe, die Gegenfüße versöhnende, maßvolle Weltanschauung ein Eigenthum, ein Hort würden, zu dem das tief aufgeregte Geschlecht aufblicken könnte, — wäre nur dies die Frucht, welche die That eines kunstsinnigen Königs getragen, sie wäre dankeswerth. An hilfreichen Händen wird es nicht fehlen. Es ist zu erwarten, und täglich steigern die Buchhändleranzeigen diese aus Furcht und Hoffnung gemischte Erwartung, daß die Philologen, eben weil sie so bereit dazu sind und doch selten Gelegenheit haben, aus der Schule zu schwärmen, sich eifrig mit der nöthigen Belehrung auf den literarischen Markt drängen würden.

Um so dringender die Verpflichtung dieser Blätter, auf

eine Schrift hinzuweisen, die nicht die Speculation auf den Augenblick aus dem Nichts geboren, die ebenso fern von nichtiger Phrase wie von gelehrter Pedanterie, wie schon der Name des Verf. verspricht, sich als ein ebenso sicherer wie verständlicher Führer anbietet zu dem Dichter und in die geheime Werkstatt seiner Gedanken. Während ein späteres Werk die Kunst des Sophokles aus seinen Tragödien entwickeln soll, stellt die vorliegende Schrift Alles zusammen, was über das äußere Leben und das geschichtliche Wirken des großen Dichters zu ermitteln möglich gewesen. Die bisherigen biographischen Versuche haben sich nur auf die abgerissenen und dürftigen, oft zweideutigen Notizen beschränkt, welche die letzten Verwalter der alten Literaturgeschichte aufbewahrt haben. Eine reichere Quelle, um nächst dem Dichtergeiste auch die Gesinnung und die in ihrer Zeit lebendige Wirklichkeit des Sophokles zu erkennen, fließt in den noch erhaltenen Tragödien, oft sogar in einzelnen Bruchstücken seiner Dichtung. Ein unbefangenes Erforschen des Sophokles aus ihm selbst und Erwägen Dessen, worin seine Dramen ihre Zeit und seine Stellung darin verrathen, soll, so hofft Hr. Ad. Schöll, die vorliegende Darstellung von den zu engen Gesichtspunkten Früherer unterscheiden und, was sie Neues und herkömmlichen Meinungen Widersprechendes enthält, rechtfertigen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Vollständigkeit wegen hier mancherlei bekannte Dinge und Stoffe wiederholt werden müssen; wir verlassen deshalb den chronologischen Faden, an dem die Ereignisse des Lebens und die Untersuchungen über die Zeitalter der einzelnen Stücke sich fortspinnen. Suchen wir aus jenen Angaben über die äußern Beziehungen die innere ideale Gestalt des Sophokles zu vergegenwärtigen, seine Individualität, die geistigen Mächte, welche seine Tragödien tragen und in ihnen zur plastischen Darstellung gelangt sind. Wir hoffen gerade des Kerns und der gewinnbringendsten Momente unsers Werks uns bemächtigt zu haben, indem wir die patriotischen Tendenzen, die religiösen und politischen Ideen, die historischen Bezüge, die durch Sophokles' Tragödien sich hindurchziehen, den Lesern vorlegen.

Kolonos war der heimatliche Gau des Sophokles, ein Ort voll alterthümlicher Erinnerungen an die Mythen-geschichte Athens, wo die Tempel des Poseidon Hippios

und der Athena Hippia sich erhoben, ein Hain der heilig furchtbaren Götinnen lag, die Bäume standen, die einst Athens Göttin auf der Burg gepflanzt: hier im Kreise dieser Götter, in einer so sinnvoll besetzten, wie zu einem stählernen Antlitz verklärten Natur wuchs der Dichter heran. Die Göttin, deren Diener „mit wuchtigem Hammer hart aufschlagen und todten Stoff zum Gehorsam zwingend bilden“, wie er selbst die Göttin Athene Ergane preist, hatte seinen Vater Sophilos, den Waffenschmid, gesegnet: die Erziehung, die Sophokles empfing, vorzüglich der musikalische Unterricht mit seinen epischen Liedern und Heldengedichten führte ihn früh unter die Götter und Helden seines Volks, zu den Thaten und Leiden seiner Väter, zu den Idealen heimischer Sitte. Geboren zur Zeit des ionischen Aufstandes, unter den Stürmen der Perfektkriege heranwachsend, Jüngling, als die Vaterstadt in Asche sank, ein langes gesegnetes Leben abbrechend, ehe die Niederlage von Aigos Potamos die Nacht Athens vernichtete, durchlebte er die drangvollste, entwicklungsreichste, blühendste Zeit seines Volks, sein Hingang wie ein Zeichen, daß Athens hoher Geist am Ende sei. Und nicht bloß als ein Mitlebender: nicht der Bürger allein, der Dichter war mit unter den Strebenden und Duldbenden in dem erschütternden welthistorischen Drama seines Volks. Daher eben jene Vaterlandsliebe, jener fromme Glaube an die mythische Vorzeit seines Volks, der die Seele aller Sophokleischen Compositionen ist. Gegen die altüberbrachte Sitte — denn nur die „Alope“ des Chörilos und die Herakliden des Aischylos können in dieser Beziehung angeführt werden — bewegte gleich die erste Tragödie, mit welcher der achtundzwanzigjährige Dichter auftrat, sich auf vaterländischem Boden. Es war der Mythos von Triptolemos, den die uns verlorene Tragödie behandelte, jene bedeutungsvolle, mit heiligen Mysterien verknüpfte Sage, welche die Athener als die ersten Ackerbauer und Wohlthäter der ganzen Menschheit verherrlichte. Die Saatgöttin ist mit den andern Göttern entzweit, der Acker ist verschlossen und auf den öden Feldern herrscht die Hungersnoth, da mit des Triptolemos Ausfaat unter den heiligen Weihen, die der Göttin Veröhnung bestiegeln, erfüllt die erste Ernte auf dem eleusinischen Felde Land und Volk mit Leben und Festfreude: die Sophokleische Darstellung, so viel ersieht man noch aus den Bruchstücken, schloß mit der Ausschüttung dieses Segens, mit Freuden des Mahles und hoher Begeisterung durch die frohsinnigen Weihen der Göttin. Keiner der berühmten attischen Tragiker hat so oft aus vaterländischen Mythen geschöpft als Sophokles: sind auch die Werke verloren, so wissen wir doch aus anderweitigen Angaben, daß die alten wunderbar traurigen Sagen von attischen Königstöchteren, von der Dreythya, von Kreusa, der Mutter des Ion, von Prokris, der Geliebten des Kephalos, von Prokne und Philomele, den Opfern des Tereus, die Mythe von Agamemnon und seinem Sohne Orestes, von Phädras verwerblicher Liebe, von dem Schutze der Herakliden bei den Athenern, von Daidalos' Wunderwerken, Bluth und Tod, — daß alle diese heimischen Stoffe in ebenso

vielen Sophokleischen Tragödien die mythische Herrlichkeit, die uralten Leiden und Freuden seines Volks wiedergeboten. Am deutlichsten liegen diese patriotischen Tendenzen in dem „Oidipus auf Kolonos“ zu Tage, dem lieblich-süßen Gedicht, wie schon die Alten es genannt. Der Chor der Gaugenossen empfängt den Ankömmling aus der Fremde mit dem Preise der Heimat, des wasserreichen Landes und seiner Gehäse besten, des glanzvollen Kolonos, „wo die melodische Nachtigall so einheimisch im grünen Triften ihr schmelzendes Lied hebt, in weinfarbigem Epheulaubs Hut und unter den gottgeweiht blühenden, fruchteladenen Ranken“; hier sproßt, was Asien nicht und nie dorischer Grund gezeugt, der heilsschimmernde, kindpflegende Bäum, hier hat Kronos' Sohn Poseidon mit wohlthätigem Bügel das Ross gebändigt, und „ruderbewegt fliegt des Meers Wunder, von Händen beschwingt, das Schiff windstrenge hin mit dem Reigenflug endlos hüpfender Nymphen“. Ist auch der Hauptgedanke des Stücks ein allgemeiner, ein ethisch-religiöser, die Veröhnung der Gottheit mit dem fluchbeladenen, verfolgten Greise und seine endliche Verklärung: so ist es doch athensischer Boden, der Hain der schrecklichen Jungfrauen, der ihm gastliche Aufnahme, das Ende seiner mühevollen Laufbahn und Sühnung aus der dunkeln geheimnißvollen Lebensfülle der Töchter des Urbunkels und der Nacht bereitet. Wie dann die herbeileitenden Anwohner von Kolonos dem Fremdlinge, der so kühn den Hain der schen verheerten Götinnen betritt, dessen fluchbeladenes Geschick sie erschreckt, die Aufnahme verweigern, ist es der altattische Landesfürst Theseus, dessen edler Gesinnung Oidipus Schutz und Ruhe verdankt. Vergebens suchen Kreon und Polyneikes, jeder für sich den Preis zu gewinnen, an den das Drakel Sieg und Herrschaft Thebens geknüpft hat: Attikas Boden schirmt ihn vor dem Andringen der Parteien und den Gewaltigen gegenüber, die ihn einst geschmäht, steigt er zu der alten Majestät und Würde empor.

Des Dichters tiefe Anhänglichkeit an seine Heimat und das lebendige Interesse an ihrem Wohl und Wehe spricht unmittelbar und sicher aus diesen Zeugnissen: die besondere Richtung dieses Patriotismus, die politische und religiöse Gesinnung des Dichters fordern zum Hinblick auf die damalige Zeit auf, an deren mannichfach bewegtem Hintergrund sein Charakter deutlich sich abzeichnet, in dem Gewirre der Strebungen und Widersprüche eine Gestalt sicherer Höhe und maßvoller Ruhe, der Perikles der tragischen Muse in der Veröhnung der kämpfenden Gesangsänge.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gymnasialpädagogik im Grundrisse. Von Alexander Kapp. Arnberg, Ritter. 1841. Gr. 8. 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Wir haben es hier mit einem Buche zu thun, dessen Verf. von der edelsten Liebe zu seinem Berufe als Lehrer und Erzieher, dem er bereits über 20 Jahre angehört, erfüllt ist. Die mannichfachen Erfahrungen und Ansichten, zu denen ihm sein Amt Gelegenheit gab, hatte er schon früher in mehreren kleinen

Schriften niedergelegt, jetzt (so) er sich veranlaßt den eigenen Beruf „in seiner Gesamtheit und möglichst begrifflich, d. h. wahren Gehalt“ vorzuführen und eine Arbeit, „die aus dem Bewußtsein des Fortschrittes hervorgegangen ist“, in wissenschaftlichem Gewande den Urtheilsfähigen zur Beurtheilung vorzulegen. Ref., der ungefähr ebenso lange in Schulämtern gestanden hat, kann diese Absicht eines achtbaren Amtsgenossen nur billigen und zwar um so mehr, da Hr. Kapp dieselben auftritt und von verächtlichen Seitenblicken und Invektiven, wie sie z. B. in Deinhardt's Schrift über den Gymnasialunterricht vorkommen, durchaus frei geblieben ist. Mit dem selben genannten Buche hat das vorliegende darin viel Ähnlichkeit, daß sich beide Verf. als Schüler Hegel's bekennten. Alle Gerechtigkeit den Verdiensten des berühmten Philosophen, aber dem Kapp'schen Buche wäre, um zunächst bei dem Äußern zu verweilen, eine mindere Anwendung der Hegel'schen Terminologie nur erspriesslich gewesen; denn wozu Ausdrücke, wie „immanent, adäquat, intelligibel, Direktion, Totalität, geistesphänomenologischer Entwicklungsgang, absolute Identität“ und ähnliche? Hat unsere deutsche Sprache für solche Begriffe keine Ausdrücke? Und wenn sie solche hat (woraan denn nicht zu zweifeln ist), warum bedient man sich nicht derselben statt unverständlicher Schulerminologien? Die Philosophie soll das innerste Leben des Menschen befruchten, aber wo auf ihrer Grundlage wissenschaftliche Untersuchungen aufgebaut werden, die in das wirkliche Leben eingreifen, da muß deutlich und verständlich geredet werden. Wir wenigstens nehmen nicht Anstand, zu bekennen, daß wir, ohne uns „zu den Leuten einer vom Geist der Zeit bereits antiquierten Bildungsstufe“ (Vorr. S. 18) rechnen zu dürfen, dennoch mehr als einen Satz in Hrn. Kapp's Buche haben öfters lesen müssen, um zu dem rechten Verständnis desselben zu gelangen.

Und welche ist nun die Grundidee des Buches? Was ist das Neue in demselben? Hier kann Ref. nicht umhin zu gestehen, daß die Masse des Neuen ihm nicht allzu groß erscheint, wodurch aber keineswegs soll gegen Hrn. Kapp ein Tadel ausgesprochen werden, da dieser sich an das bewährte Alte hält; denn wie ernst auch sein Sinn ist, wie groß seine Theilnahme an dem Gedeihen der vaterländischen Jugend, wie lebhaft er christlichen Geist und wissenschaftliches Streben empfindet, so würden wir doch gegen die tüchtigsten Erzieher in Wort und That, gegen einen Niemeyer, Wulst, Schwarz, Siebelts, Jacobs, Thierich, Köhlich, Friedemann, A. S. Lange, W. G. und K. Fr. Weber, Baumgarten-Crusius und viele andere Ehrenmänner ungerecht sein, wenn wir nicht sagten, daß dieselben Grundzüge, die wir bei Hrn. Kapp finden, auch schon von ihnen ausgesprochen und ausgeführt sind, ja nicht selten noch besser und deutlicher. Um nun im Allgemeinen die Grundzüge unsers Verf. zu charakterisiren, so sagen wir zuvörderst, daß derselbe weder zu den Realisten gehört, sondern wie sein Meister Hegel die Gymnasialbildung durch die alten Sprachen vorzugsweise getragen und gefördert wissen will, noch zu Denen, welche die Jugend zu sehr überladen wollen oder ihr ein zu hohes Ziel stecken. Ferner gibt er die Tendenz der neuern Erziehung in folgenden Worten an: „Die neuere Erziehung muß, während die antike mehr unmittelbare Erziehung oder Gewöhnung und die mittelalterliche im Verhältnis zu derselben mehr vermittelnde Erziehung oder Unterricht ist, als gewöhnlicher, ausübender Unterricht oder als Berufsbildung aufgefassen werden, sowie es auch die allgemeinen Substanzen, die in dem Grab, als sie von dem werdenden Geist der Jugend aufgegriffen (?) werden, an concreter erfüllter Realität zunehmen, verlangen, nämlich der bloß äußere Staat des Alters, die bloß innere Kirche des Mittelalters und der wirklich innere Staat der neuern Zeit“ (S. 8). Hierauf werden die jetzt gangbaren Ansichten von Berufs- und Unterrichtsschulen und die Besonderheit der letztern in die Volksschule, Bürgerschule und das Gymnasium erwähnt, die Gymnasialerziehung aber nach drei Theilen oder vielmehr Gliedern besprochen, nach dem Gym-

nasialunterricht, nach der Gymnasialdisziplin und nach der vorbereitenden Entwicklung des freien Geistes.

In dem ersten Theile werden in mehreren Abschnitten, vielen Capiteln und gehäuft, etwas ineinander geschachtelten Unterabtheilungen die wichtigsten Lehrfächer abgehandelt, als die alten Sprachen und die deutsche Sprache, Religion, Geschichte, Geographie, philosophische Propädeutik, Mathematik, Naturgeschichte und die künstlerischen Unterrichtsgegenstände, ferner werden die allgemeinen, besondern und einzelnen Methoden vorgeschrieben, die Bildungsstufen der Schüler festgestellt, die Einheit des Unterrichts, die Stundenzahl, die Einrichtung der Classen ordinarien und was sonst zur äußern Ordnung gehört, beschrieben und die gymnastischen Übungen belobt. Das ist Alles ganz gut, aber im Ganzen nicht unterschieden von geprüften Erfahrungen und Grundsätzen. Hrn. Kapp's Ansicht über die Römer und Griechen ist die vieler andern Pädagogen, sein Dringen auf christlichen Sinn, „durch den der Gymnasialschüler erst die heilige Taufe empfängt“ theilen alle vernünftigen Lehrer mit ihm: Niemeyer, Jacobs und Thierich haben dies schöner und kräftiger ausgesprochen als in der schwerfällig geschriebenen Stelle auf S. 43 fg. Ebenso brauchen wir nicht die Männer aufzuzählen, welche in den Gymnasien das Mittelmäß zwischen philologischer Einseitigkeit und realistischem oder reformatorischem Handeln zu halten ermahnen; die von Hrn. Kapp belobte Methode des Geschichtsunterrichts ist mit geringer Abweichung dieselbe, welche die Conferenzen der westfälischen Schulmänner im J. 1831 in preiswürdiger Weise ausgearbeitet hatte und die sich allgemeine Geltung erworben hat; seine Vorschriften über die Gliederung des Unterrichts, über die Behandlung des Griechischen und Lateinischen, über die Wahl und Folge der zu lesenden Schriftsteller sind schon längst das Eigenthum der Mehrzahl unserer Gymnasien. Die schönen Stellen über den wissenschaftlichen Geist der Lehrer, das Institut der Ordinarien, die Beförderung des Privatlebens wird Jeder mit Befriedigung lesen, aber er wird sich auch der Bemerkung nicht enthalten können, daß alle diese Sätze wenigstens nicht auf Neuheit Anspruch machen können oder geeignet sind, andere Stimmen zu übertreffen, besonders nachdem das preussische Gesetz vom 24. Oct. 1837 eine so treffliche Schulschrift für die bisherige Lehrart in den Gymnasien Preussens und Norddeutschlands geworden ist. Hier spricht sich gleichmäßig edle Anerkennung des bisherigen Geleisteten aus, ernste Ermahnung zur Abschaffung des Unpassenden und Überladenen, Liebe zur Jugend, endlich gebührende Achtung des gesammten Lehrerstandes und das Alles in einer höchst gebildeten Sprache, wie sie der Abdruck der wahrhaftigsten Humanität ist.

In einzelnen Punkten vermögen wir nicht mit Hrn. Kapp übereinzustimmen. Was zuerst die philosophische Propädeutik anlangt, so findet sie an unserm Verf. einen großen Lobredner. Sie hat (nach S. 34) „die Richtung nicht allein nach vorn, zur Universität hin, dadurch, daß sie den studirenden Jüngling befähigt, sich mit dem Höchsten und Tiefsten, wodurch allen übrigen Universitätsstudien Licht und Nahrung kommt, mit der Philosophie vertraut zu machen, sondern auch eine Richtung rückwärts, in welcher sie alle die vorhergehenden Unterrichtsfächer so an sich zieht, daß sie deren vermittelte Totalität bildet, oder deren System gleichsam zum Abschluß bringt, wenn überhaupt von einem solchen im eigentlichen Sinne innerhalb der dialektischen Entwicklung des Geistes die Rede sein könnte“. An einer andern Stelle wird (S. 73 fg.) die allgemeine Methode der philosophischen Propädeutik bestimmt, die in zwei wöchentlichen Stunden die ganze Psychologie und die ganze Logik, aber nur als Grundrisse, umfassen soll. Wir bemerken dagegen, wie es doch auffallend ist, daß trotz der philosophischen Bildung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Gymnasiallehrern aus Hegel's Schule und trotz guter Hilfsbücher von Erdmann, Rosenkranz und Trendelenburg dieser Unterricht bei den Schülern so wenig beliebt ist und so wenige Früchte trägt. Sollte das nicht ein Zeichen sein, daß dieser Unterricht noch

nicht auf das Gymnasium selbst und daß man der Universität etwas Besseres nimmt? Das angeführte Reglement vom 24. Dec. 1837 nimmt sich der philosophischen Section sehr ernstlich an, wie meinen jedoch, daß die Gymnasien in den Sprachen und in der Mathematik die trefflichste Vorübung für die Philosophie haben, wie von einem durch gründliche philosophische Studien geübten Schulmann, Böhlisch, in einer nützlichen Abhandlung: „Das Gymnasium, eine natürliche Vorstufe zur Philosophie“ („Schulchriften“, I, 237—256) dargelegt ist. Wies denn nicht auch Richte den achtzehnjährigen Barzagen von Gasse (I. dessen „Denkwürdigkeiten“, I, 14) von dem Studium der Philosophie zurück und empfahl dafür das der alten Sprachen? Und von Herder, dem man doch gewiß philosophischen Sinn, wenn auch vielleicht nicht im Sinne der neuesten Schule, zugeben wird, sprach es gegen Cousin („Risse durch Holland“, I, 95) offen aus, daß man in Holland keinen eigentlichen philosophischen Unterricht habe, weil man ihn für das jugendliche Alter zu schwer halte und weil durch die gründliche Lectüre Platonianischer Werke und Platonischer Dialogen die beste Vorbereitung für den eigentlichen philosophischen Unterricht gewonnen würde.

Ferner will es uns bedünken, als ob die Art, in welcher Hr. Kapp (S. 107 fg. u. S. 139 fg.) will, daß der wissenschaftliche Geist der Exerzenden die einzelne Methode zu verwerfen im Stande sei, d. h. die Art der Interpretation, doch zuviel voraussetze oder in dieser Ausdehnung und dialektischen Rücksicht auf die Kunstdarstellung des sprachlichen Element beeinträchtige, ohne daß irgend ein bedeutender Gewinn daraus hervorgelange. Ein geübter Lehrer kann allerdings mit solchen Schülern so zu thun, aber man darf nicht bloß auf diese, sondern auch auf die große Anzahl Rücksicht nehmen, nicht bloß auf die besten, sondern auch auf die mittelmäßigen Köpfe. Für solche und überhaupt wol nur in seltener Fällen ist eine Interpretation, wie die der Herder'schen Stelle auf S. 139, viel zu ausgebeutet, die Verlegung des Einzelnen zu genau und die Erläuterung „der dialektischen Bewegung“ übertrieben. Wenn der Verf. vom Lehrer verlangt (S. 107), daß „er eine wahre und tiefe Erkenntnis des unter dem Charakter des Alterthums stehenden Volksglaubens der Römer habe“, so muß er auch bedenken, daß eine solche Erkenntnis sich in der ganzen Lehrart kund geben muß und, wo sie vorhanden ist, auch kund geben wird, nicht aber in zu anatomischen Erörterungen für Secundaner, die noch mit der Schwierigkeit des Ausdrucks zu kämpfen haben, die leicht auf diese Weise weit mehr aufgehalten als gefördert werden. Ebenso glauben wir auch, daß Hr. Kapp seinen Schülern zu viel zumutet, wenn er es (S. 107) für notwendig hält, bei der Erklärung des Tacitus'schen „Agricola“ zu zeigen, „wie nach dem Princip des Römerthums in dessen abstractem Staat alle Größe, selbst die hervorragende Einzelner, auch nur eine abstracte, d. h. nicht ihnen, den Einzelnen, sondern nur dem Staate gewidmete und gehörende, formelle, sei und nur dadurch ihre Bedeutung, die sie als solche habe, gewinne, daß sie mit Vernichtung aller concreten Erfüllung einer in sich selbst Individualität, durch ihre abstracte Handeln allein dem auf die bloße Außerlichkeit des Handelns gegründeten Staat und dessen Erben diene“. Die Ansicht ist richtig, aber in dieser Fassung wenigstens für Schüler nicht verständlich.

Drittens war es uns auffallend, daß bei den Ansichten und Vorschlägen über den Religionsunterricht die Lösung des Neuen Testaments in der Ursprache ganz übergangen ist. Mit Recht wird dieser Theil des Religionsunterrichts in den Gymnasien beibehalten, worüber wir uns auf eine neuere Autorität, die Hr. Kapp wol nicht verwerfen wird, beziehen, auf H. G. Schmidt, der in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Christlichen Religionslehre“ (Leipzig 1833), den Gang des Religionsunterrichts auf Gymnasien in zweckmäßiger Weise entworfen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preusschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster und zweiter Band in 8 Hefen und dritten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1837—41. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.
2. **Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Literatur in Leipzig**. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft Carl August Weyse. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1836—40 haben denselben Preis.

3. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland**. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftiger erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Sechster Jahrgang. 1841. 33 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.

Jahrgang 1836 kostet 2 Thlr. 20 Ngr., Jahrgang 1837—40 jeber 2 Thlr. — Bgl. Nr. 35.

4. **Ausgewählte Bibliothek des Classen des Auslandes**. Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

5. **Wolf**. Ein Handbuch zur Verberlichung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Landkarten. Gr. 4. 1837—41. Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.

6. **Blätter für literarische Unterhaltung**. Jahrgang 1841. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr. Zu den Blättern für literarische Unterhaltung und der Zeit (vgl. Nr. 5) erscheint ein

Literarischer Anzeiger, für die gespaltenen Petitellen, deren Raum werden 1/2 Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 6 Ngr. werden Anzeigen und bezgl. dem Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Zeit beigelegt oder beigeheftet.

7. **Bremer (Fredeske)**, **Skizzen aus dem Volksleben**. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Verwandten. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr. Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. Das Haus, oder Familienforgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. Die Familie P. 10 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittwoch,

— Nr. 145. —

25. Mai 1842.

Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Ad. Schöll.

(Bechluss aus Nr. 144.)

War es schon überhaupt nicht in der Art des Alterthums, auch den idealen Beruf des Genius loszusprechen von den Pflichten des bürgerlichen Lebens, so mußte gerade diese Periode Athens, das rasche Aufkommen der Demokratie, die schon während Sophokles' Jugend sich festsetzte und in den beiden ersten Jahrzehnden seiner Bühnenwerkthätigkeit die Erbschaft der alten Adelsaristokratie in Sitte und Einrichtungen entkräftete, mit allen übrigen Bürgern namentlich aus den drei ersten Classen auch Sophokles zu öffentlicher Thätigkeit heranziehen und zu einer entschiedenen Stellung den politischen und religiösen Zerwürfnissen der Helmat gegenüber auffordern. Es war eine Zeit des Kampfes zwischen dem Alten und Neuen, eine Zeit in der das substantielle Leben des Volks in Zwiespalt gerieth mit der jugendlich aufstrebenden Reflexion, in der die attische Bildung von jenen positiven Denkformen und Gesetzen des Handelns, die in Glauben und Sitte der Väter wurzelten, allmählig hinübergedrängt wurde zu frei verstandlicher Einsicht und Zwecken, die bloß der Vernunft sich rechtfertigen und aus ihr den Willen bestimmen sollten. Auf politischem Gebiete war es der Gegensatz des Adelsgeistes und der Volksmacht. Schon früher hatten die athenischen Nachthaber die Demokratie durch immer reichere Bewilligungen von ihren Fesseln befreit, eben in der Zeit von Sophokles' erstem Auftreten kürzten Perikles' überbietende Vorschläge den kriegsberühmten und freigebigen Gegner: schlossen sich auch, so lange er das Mäurer hielt, die feindlichen Mächte in dem gemeinsamen Streben nach des Vaterlandes Glanz und Hohen zusammen, so trafen sie sich, als er gestorben, in um so leidenschaftlicherem, zerstreubendem Kampfe: hier der entseesselte Demos, von dem ungemessenen Wahn der Freiheit trunken, in den Händen ehegeiziger Demagogen, dort ein hoher Aristokratismus, ohne natürliche Grundlagen, der die gebrochene Adelsheerfahrt durch Hetären, auf sophistische Redegewandtheit und raffiniertes Mannmachen zu stützen meinte. Auf religiösem Gebiete war es der Gegensatz des heidnischen Götter- und Zeichenglaubens gegen die aufkommende Vernunftlehre und praktische Philosophie. Das erwachende logische Denken, das schon in den Jünglingsjahren des Sophokles

in Athen mehr Belenner zählte, warf sich mit all den vorliegenden Schärfe der Reflexion auf den volkstümlichen Glauben und seine Widersprüche für den Verstand und das vorgeschrittene sittliche Bewußtsein: gelang es auch Perikles, die allgemeine Religiosität mit der freieren Richtung des Geistes zu versöhnen, indem er den Kern des griechischen Glaubens, die Schönheit, in Tempeln und Festen erblihen ließ, so galt doch er schon als ein Götterverdächter, und seit die Noth der Belagerung die Angst vor den zürnenden Göttern bis zu wildem Aberglauben gesteigert, herrschen in den Volksversammlungen die Zehenschauer und Drakelsänger, während die Vornehmen in den Sophistenschulen einer hohen Aufklärung sich hingeben: immer tiefer wird die Kluft zwischen Volk und Gebildeten.

Wie verhält sich Sophokles nun zu diesem tiefen Bruch des Volkslebens, wie gelang es seiner Tragödie, die feindlichen Gegensätze zu künstlerischem Abschluß und plastischer Ruhe zu bringen? Indem wie Perikles auf praktischem Gebiete, so er dichterisch eine vermittelnde, versöhnende Stellung einnahm und in dem Widersstreit des Elements ihre tiefere Einheit herausfand, die Idee des Ethischen, der ewigen unumänderlichen Sittengesetze, welche die Welt und das menschliche Geschlecht wie den Staat regieren. Die vorliegende Darstellung spricht das Wort selbst nicht aus, sie geht auch über Sophokles' politische Bestimmung nur in raschen flüchtigen Zügen hinweg, in Bemerkungen über seine persönlichen Bezüge zu Perikles, über die spätere Zurückgezogenheit des „schicksaligen Dichters“, und wie seine Tragödien von der allseitig gerechten Ruhe zeugen, in der er über allen Irungen leidenschaftlichen Ehrgeizes, des Parteihasses, kühl kalter Politik schwebt. Ausführlicher werden die religiösen Tendenzen charakterisirt: schon die eigenthümliche Epoche seiner Jugend und des Zeitlauf, in dem er zum Manne herangewachsen, hätten jene wohlthätige Vermittelung angebahnt, in der Sophokles den angestammten Glauben mit der neuen geistigen Aufklärung versöhnt habe.

Niemals wol ist der Glaube der Athener an die Vaterlandsgötter und ihre heilsam lenkende Weissagung und ihre vollziehende Bestimmung wärmer gewesen, als unter ihnen durch Drakel vorgeedeuteten, von Wundern, wie die Pflge der Ansicht und Spannung der Thatkraft sie spiegelte, begleitet und unter Götter- und Heroenhäufte gelungenen

Siegen über die Perser, die Sophokles in seiner ersten Sänglingsblüthe schaute und mitleidete. Er sah dann die eingeäscherte Stadt bei verdoppelten Kräften der Bürger rasch entstehen, ihre Burg und den wimpelvollen Hafen mit Mauern sich gürten, die sie nicht gehabt hatte. Er sah den Staat, der vordem kaum sich selber festen Stand erwarben, die Bürger der Inseln und jenseitigen Küsten unter seine Hoheit sammeln und die Stadgöttin, gleichwie sie im Siegesweibbilde über die Burginnen sich mit Helm und Schild erhob, herrlich stark in ihrem Volk über Städte und Meere gebieten. Seine Denkweise war nicht in der zerlegenden Speculation erzogen, die wol im nächst-eintretenden Geschlechte schon die Phantasie des Euripides aus dem Gleichgewicht bringen konnte, sondern sie ging in der Schule der Begrifferung aus dem Vollen in das Volle. Rasch in ihrem seelenvollen Regelmäß übte seinen feinen Sinn, Erfahrungen des Thatverstandes seine Menschenbetrachtung, und vor seinem fassungskräftigen Geiste stellte Aeschylus wie die Bestimmung der Perserkrieger selbst, so alle Bildungsweisen des Griechenvolks vom Weltmorgen der Götteroffenbarung an bis zu den Stiftungen des Völker- und Stammrechts, der Religion- und Staatsordnung in einen lichtvoll erbauenden Zusammenhang.

Sophokles' religiöse Weltanschauung ruht daher wie in seinem persönlichen so in dichterischem Verhalten wesentlich auf demselben substantiellen Grunde wie bei dem Geschlechte der Marathonkämpfer: er wie Aeschylus, beide faßten die überlieferten Gestalten des volkstümlichen Glaubens, die Heroen in ihren Handlungen und im Zusammenhang der letztern mit positiven Glaubensmitteln, mit Göttergewalten und Dämonen, dermaßen, daß darin die ewigen Gesetze gegenwärtig wurden, welche überall menschliche Willkür, Macht und Zufall durchdringen, beherrschen und indem sie den einzelnen Menschen beugen und brechen, seine Einheit im Geiste mit dem Unvergänglichlichen, dem Allgütigen und Allwissenden offenbar machen. Diese Dichter brachten zur Durchschauung, was Sophokles selbst sagt: Viel Räth und Beschwern und entsetzendes Leid und in all dem Zeus und allein Zeus.

Eben darum, weil das Sophokleische Drama so trenn an den Fügungen der Götter hielt, so kräftig in der Hinweisung auf sie des Volks Vertrauen auf die heilige Erbschaft der Vorzeit stärkte, so fest den Glauben an die waltenden Götter der Heimat und ihre Huld und gütliche Vorbestimmung bewahrte, eben darum, um dieser Tröstung Linderung und Erhebung des vaterländischen Bewußtseins nannten schon seine Zeitgenossen Sophokles den süßen, friedfertigen Dichter. Andererseits aber bliden auch die reinern geistigen Vorstellungen über Religion, Götter- und Menschenwelt, Schicksal aus seinen Tragödien hervor: während Aeschylus die Götter mit allen ihren trausinnlichen Attributen und in völliger Übereinstimmung mit dem Mythos aufstellt, nimmt Sophokles nur den tiefen Kern des hellenischen Glaubens, „sowol die bestimmten Rechte und Wirkungen der besondern Götter in den Sagen der Natur und Sitte, Trieben und Thaten der Menschen, in Mächten und Verbindlichkeiten der Lebendigen und der Todten, als auch die allgemeine und göttliche Schicksalsbestimmung durch Weissagung und Führung und Heimsuchung“ in die dramatische Handlung auf. Sie selbst, die Handlung des Sophokleischen Drama, geht vorzugsweise auf die Entwicklung des Menschlichen, Charakteristik, ethische Ideen, doch so, daß das vorwiegende Interesse an dem Psychologischen mit der Wahrung des Gött-

lichen in den Formen der geltenden Religion zu einer harmonischen Darstellung verknüpft ist. Der handelnde Mensch erscheint, wie Hr. Ad. Schöll sagt, als Geschöpf und Werkzeug der Götter, im Thun nach eigenem Sinne als Organ ihres übergreifenden Zusammenhangs, und zuletzt ist in einer Reihe ganz natürlicher Entschlüsse nichts zu sehen, als was die Gottheit gewollt und gewollt hat. In dieser Enthüllung, die ihm das Opfer seines Zweckes oder seines Lebens aufbringt, ist es dann die Einheit mit der Gottheit, in welcher der Mensch der Sophokleischen Tragödie untergeht. Und so ist es allerdings die Glaubensgestalt seiner Zeit, die Sophokles dichtend entfaltet, die er aber rein verkündet zur religiösen Idee aller Zeiten.

Im Suchen nach den historischen Beziehungen, welche die Tragödien unsers Dichters mit ihrer Zeit verknüpfen, gilt es bedachtam und vorsichtig zu sein. Allerdings wird Sophokles, wie jeder dramatische Dichter, die allgemeinen menschlichen Leidenschaften, deren Abbild, Kampf und Versöhnung die dramatische Handlung knüpft, eben wie er sie aus seinen Beobachtungen in der Gegenwart schöpft, auch in ihren Bezügen vornehmlich zu zeitlichen Richtungen und auf dem Grund und Boden des umgebenden Lebens darstellen. Sogar bestimmtere Anspielungen sind zulässig, ja selbst nöthig, damit das Drama nicht ein fernes, freischwebendes Eposbild sei, sondern lebendige Idee in lebendigen Gemüthern werde, um jenen allpoetischen Gestalten der Sage die Individualität und dem Mythos die näher tretende Wirklichkeit zu geben, welche beide für den Hörer auch dramatisch wirksam macht. Wer aber bestimmtere Resultate finden zu können meint, in den handelnden Personen geradezu bestimmte historische Individualitäten, in der Grundidee des Stückes Ansichten über ein die Gemüther eben bewegendes Zeitereigniß, in der dialektischen Exposition der Handlung des Politikers Prophezeiung über die Zukunft entdeckt, zieht die Dichtung aus ihrer idealen Höhe in den Bereich niederer, der Poesie unwürdiger Zwecke herab.

Hr. Ad. Schöll hat sich nach dieser Seite hin um das Verständniß des Dichters angelegentlich bemüht, er ist meist frei von jener hyperfeinen Beziehungsstrammerie und vornehmlich in diesen Resultaten — denn leicht ist ja, wo zu specieller Details sich ergeben, die Beschränkung auf das oben angedeutete Maß — dürften die ertragreichsten Verdienste des Werks liegen. So hat die Wahl des Mythos von Aepitolemos neben ihren allgemein patriotischen Tendenzen auch einen Anlaß in der Zeit, daß die Bürger nämlich in den letztverfloßenen Jahren Mangel an Lebensmitteln gelitten, Vertrauen auf die Götter und thatenreiche Anstrengung hatten sie aus dem Drange der Noth befreit und Überschuß in Mangel gewandelt: so ging nun in der Tragödie die Entbehrung der jüngsten Vergangenheit und die Ermuthigung der wirklichen Gegenwart mit in die Feier der ursprünglichen Heimsuchung und Erlösung des Volks festlich auf. Wie man auch über die bestimmtern Anspielungen denken mag, die Schwerm in der „Antigone“ entdeckte, und auch unser Verf. weitläufig bespricht, dies liegt in Wort und Handlung deutlich ausgesprochen, wie Sophokles in der glänzendsten Periode

Athen zum Geiste der Periklischen Verwaltung sich verhalten, und eben dies politische Urtheil mag auch der Grund gewesen sein, daß er ohne hervorstechendes kriegerisches Talent, nur wie einer der andern wackern Athener im Kampfe, zum Feldherrn gegen Samos gewählt worden. Auch „König Odispus“ enthält Manches, was die Bedrängniß und Verstimmung im Beginn des peloponnesischen Krieges widerspiegelt: jene Beschwörung der thebanischen Priester um Abhülfe der Pest, des „feuerspielenden Dämons“, der „Flamme des Verderbens“, des „Kriegsgottes, der ohne Schild und Speer empfört in stürmischem Lauf Brand schleubert“, erinnert an die athenische Seuche, deren charakteristisches Merkmal eben brennende Hitze war, und die ersten Jahre des Krieges, der ohne rüstigen Kampf in Belagerung das Volk auftrieb. Wie in „Odispus auf Kolonos“ Theben in seiner Schuld dargestellt wird, zerfallen in den eigenen Gliedern, anmaßend auf fremdem Boden, unwahr gegen Bundesgenossen und vom Fluch bedroht, Athen als fromm und menschenfreundlich, gerecht gegen Fremde, treu seinem Wort und von Göttersegnen geschützt, dies Alles ist in einer Weise ausgeführt, die überall an besondere Ereignisse der Gegenwart erinnert, und durch die ganze Tragödie hin behauptet sich die Tendenz, in welcher der Dichter auf Seiten des Perikles steht, die Athener aufzurichten und den Krieg gegen die Böoter nicht fallen zu lassen. So treten die innern Verhältnisse und Zustände des „Ajas“ in Beziehung zu der Zerfallendheit des Staats im peloponnesischen Kriege, zu der Theilung im Volk und der damit zusammenhängenden Leidenschaftlichkeit und Hemmung der eigenen Organe, und die kriegsmüde Stimmung und Sehnsucht nach ruhigem Heimatgenuß, die aus dem letzten Chorliede spricht, klingt an die Mühsale der Athener auch schon im ersten Jahrgang des Krieges.

Doch schon zu lange haben wir das erwachende Interesse für Sophokles und seine Tragödien in Anspruch genommen: möge der geneigte Leser selbst zusehen, wie der verehrte Verf. auch in den übrigen Stücken Bezüge, Anspielungen, Einnestungen des Dichters auf die Zeit und die besondere Lage des Staats nachweist. Wir schließen mit dem Wunsche, daß Hr. Schöll bald, wie er versprochen, das ergänzende Werk über die Kunst des Sophokles dem literarischen Publicum vorlegen und, wenn eine Erinnerung gestattet ist, das Phrasenhafte und Undeutsche, das hier in einzelnen Wortfügungen, wie z. B. „Glaube an die Begreiflichkeit aller menschlichen Handlungen unter Götterfügung“ auftaucht, auf eine einfachere, maßvolle Sprache zurückführen möge.

42.

Die Gymnasialpädagogik im Grundrisse. Von Alexander Kapp.

(Beschluß aus Nr. 144.)

Endlich betrachtet der Verf. (S. 55 fg., 72—79) die Lebensbedingungen als einen Gegenstand der ernstesten und besonnensten Aufmerksamkeit, er will, daß sie auf der obern Bildungstufe noch zunehmen sollen, und verlangt für sie nicht bloß die freien Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends, sondern auch eine Stunde an den vollen Schultagen. Nun haben sich

allerdings für die genannten Lebensbedingungen als integrirenden Theil der Gymnasialerziehung und zugleich ohne die Einseitigkeit und die politischen Tendenzungen Zahn's seit mehreren Jahren viele Stimmen erhoben, G. G. Dammert hat in einer ausführlichen Schrift (Erf. 1838) auf ihre Wiedereinführung mit großem Eifer gedrungen und nicht allein der badi'sche Oberstudienrath hat in seiner Verordnung vom 20. Jan. 1838 in den gymnastischen Übungen die beste Abwehr gegen allerhand Fehler und Laster der Jugend zu finden geglaubt. Auch wir sehen die Lebensübungen als einen wesentlichen Theil der Volksbildung an und stimmen ganz mit dem Grundsätze des Alterthums überein, daß die Jugend in die Gesundheit des Leibes und der Seele gesetzt werden müsse, wogegen der moderne Tanz und Reichtumstheorie nur ein schwaches Surrogat ist. Dafür die Stimmen eines GutsMuths, Jacobs, Passow, Drelli, Thiersch und anderer deutschen Männer anzuführen, würde überflüssig sein. Aber mit Recht wird in dem angezogenen preussischen Ministerialrescripte (S. 41) gefragt: „ob die körperlichen Übungen ihrer Natur nach in den Kreis der Gymnasialbildung gehören; ob nach der allgemeinen, bis jetzt bestehenden gesetzlichen Verfassung des öffentlichen Unterrichts in den Gymnasien ihnen und nur ihnen die Verpflichtung obliegt, wie für die geistige, ebenso für die körperliche Erziehung und Ausbildung der Schüler zu sorgen, ob sie Vermögen und Mittel besitzen, die Schwierigkeiten ihrer ohnehin verwickelten Aufgabe noch durch diese neue Sorge zu steigern und zu vermehren, und endlich ob die Behauptung sich als wahr bekämpft, daß die körperliche Ausbildung der Jugend in den Gymnasien dem Zufalle überlassen ist, wenn sie auch künftig wie bisher der pflichtmäßigen Sorge der Ältern anheimgestellt bleibt“. Das Ministerium hat keinen Anstand genommen, diese Fragen im Allgemeinen zu verneinen. Und so meinen wir ebenfalls, daß die gymnastischen Übungen allerdings in Erziehungsanstalten und Pensionaten in den Kreis der öffentlichen Lehrgegenstände gehören, daß aber übrigens das Gymnasium seine Aufgabe vollständig löst, wenn es die körperliche Gesundheit seiner Schüler während der Lehrjahre überwacht und sie außer denselben nicht mit Arbeiten überlastet, sodas ihnen auch noch Zeit zur Ausbildung und Stärkung des Körpers bleibt, wo sich dann auch die Lust zu gymnastischen Übungen mehr oder minder finden wird. Nur soll man einen wackern Schüler nicht scheitern, der nun gerade am sogenannten Dauerlaufe kein Vergnügen findet, aber darum doch ein tüchtiger Fußgänger und Wanderer auf Reisen ist. Diese eble und jetzt durch Eisenbahnen und Dampfmaschinen der Jugend immer mehr entrückte Übung hat Hr. Kapp mit vollem Rechte (S. 173 fg.) in Schutz genommen, wie schon vor ihm Socio in der lehrreichen Schrift „Über das Fußreisen, als körperliche und geistige Ascefe“ (Hannover 1837), und daher in der Beilage zu dieser Stelle eine mit neun Schülern unternommene größere Fußreise ausführlich ihrem Wesen nach geschildert, ohne eine förmliche Reisebeschreibung zu geben, die freilich in einem Grundrisse der Gymnasialpädagogik nicht am rechten Orte gewesen wäre.

Ebenso gern wie nun diesen letztern Vorzug anerkannt haben, so stimmen wir auch vielen andern Ansichten des Hrn. Kapp bei. Wir rechnen dahin die Abhandlungen über eine weise Beschränkung des Spends und des mathematischen Unterrichts, der gleich sehr von der allgemeinen oder reinphilosophischen Grammatik, wie von der höhern Mathematik absehen soll (S. 37 fg.), dann die würdige Ansicht von Klassenordinationen und dem ganzen Lehrstande überhaupt (z. B. auf S. 103 fg.), die sich auch darin ausspricht, daß er den Religionsunterricht den im Mittelpunkt ihrer Classen stehenden Ordinarien und nicht den zu diesem Behufe requirirten Geisteslichen des Orts zu theilt (S. 73), endlich die Grundsätze, nach denen der deutsche Sprachunterricht eingerichtet sein soll (S. 91—95). Auffallend wird es den Verehrern der althochdeutschen Poesie sein, daß Hr. Kapp sie vom Gymnasium verweist, das antike Element für weit bildender hält, die Lectur des Nibelungenliedes oder an-

Wen wichtiger Spezialstudien gar nicht erachtet und besitz in der obersten Classe nicht in die vorzüglichsten Disciplinen des Poetik, Rhetorik und Literaturgeschichte gefassten Sprachunterrichts vorzuziehen. Von der letzten sagt er auf S. 45: „Es genügt die allgemeine historische Kenntnis der Entwicklung unserer Nationalliteratur vollkommen, die ihre moderne Charaktere und zwar in den Werken ihrer geistreichsten Männer, eines Klopstock, Schiller und Goethe begreift, welchen der Gymnasiallehrer das gründlichste und eifrigste Studium zugewenden angeheilen sein muß.“ Die Wichtigkeit des 18. Jahrhunderts für unsere Literatur hat auch Immermann („Memorabilien“, S. 261—265) anerkannt, indem er diese Zeit das Geburtsjahr der eigentlichen großen Literatur der Deutschen nennt, während die Literatur des Mittelalters ein großer Anstoß blieb und nicht für den Sieg des deutschen Geistes in einer Hauptkategorie gelten konnte. Den deutschen Ausarbeitungen legt der Verf. einen sehr hohen Werth bei, indem in ihnen sich die Gesamtbildung eines Gymnasialchülers ausprägt.

Fast ganz übereinstimmend erklären wir uns mit dem zweiten, ungleich kürzern Theile, welcher von S. 143—170 die Gymnasialdisciplin behandelt. Alles, was hier von der allgemeinen Disciplin und von den Mitteln zur Beförderung des guten, sittlichen Geistes im gemeinsamen Schülerleben, ferner von der Wirksamkeit des Klassenlehrers und von dem Verhältnisse der Schule zur Familie gesagt ist, finden wir durchaus befallend und sowohl im Geiste der besten Schriftsteller, welche diese Gegenstände früher behandelt haben, als auch durch die eigene Erfahrung bestätigt. Denn Ref. gedenkt mit großer Freude einer fast sechsjährigen Wirksamkeit an dem Gymnasium einer großen, vollreife Stadt, wo auch ohne Turnübungen, gemeinschaftliche Fußreisen und andere von Hrn. Rapp vorgeschlagene Vereinigungsmittel eine sehr gute Disciplin herrschte und die Schüler (gemischter Confession) mit ihren Lehrern durch das Band der Liebe und wissenschaftlichen Strebens eng verbunden waren. Etwas pedantisch aber ist der Vorschlag des Verf. (S. 157), daß der Lehrer das Tabakrauchen dadurch als eine wahre Unsitte dem Schüler hingestellt wissen will, daß er selbst es unterlasse, weil sonst das Verbot, wie aller Dualismus, die Lüge selbst in sich trüge. Die Unkatholikhaftigkeit des Tabakrauchens läßt sich dem Schüler noch durch andere als medicinisch-diätetische Gründe darthun, wie aus Kirchner's Programm des Straßburger Gymnasiums vom J. 1839 (S. 3) und aus K. Fr. Weber's Gesetzen des kasselschen Gymnasiums (1838) zu ersehen ist; aber freilich ist es auf dem einen wie auf dem andern Wege schwer, für den Erfolg einzustehen, da diese Unsitte so weit verbreitet ist und — was gerade das Nachtheilhafteste ist — außerhalb der Schule ihre meisten Vertheidiger findet.

Der dritte Theil: „Das Werden des freien Geistes im Gymnasialchüler“ (auf zehn Seiten), erscheint uns als der unbedeutendste, da die hier besprochenen Materien für jeden Lehrer, der sich ernstlich um seine Schüler bekümmert und sie nicht bloß lehrt, sondern auch bildet, keiner philosophisch-theoretischen Entwicklung bedürfen. Die rechte, die lebende Schulordnung liegt auch hier, wie Legner („Sechs Schulerden“, S. 12) so schön gesagt hat, in der Brust des Lehrers.

Eine besondere Anerkennung verdienen die von Hrn. Rapp in der Vorrede erst und würdig vorgetragenen Ansichten über die äußere Stellung der Gymnasiallehrer. Denn wenn man bedenkt, daß noch 1833 der Abgeordnete Schacht in der zweiten darmstadtischen Kammer darauf antragen mußte, daß die Lehrer sollten in die Kategorie des Staatsdieners gehören, und daß am 30. Juli 1840 eine Majorität von vier Stimmen in der badischen Kammer nöthig war, um ein Gesetz über die Staatsdienerschaft der Hauptlehrer an den Gelehrtenschulen, nach zweimaliger Verwerfung, festzustellen, und wenn man endlich sich erinnert, welche Kämpfe eine ehrenwerthe Anzahl von Landknechten im Juli und August 1834 in der schlesischen Kammer zu

bestehen hatte — dann wird man zugestehen, daß Dr. Rapp Recht davon gehabt hat, für die Gymnasiallehrer das Recht zu nehmen, wie schon vor ihm Thierich in seinem vorerwähnten Buche „Über gelehrte Schulen“ (I, 53—73), und — damit man uns nicht Schuld gebe, eine oratio pro domo zu schreiben — Breitschneider und Bülow in Pöhl „Inbegriffen für Gelehrte und Staatswissenschaftler“ von 1836, Heft 10 u. 11. „Schüler“, sagt Dr. Rapp, „die Schöpfer und Pfleger des edelsten Lebens im Staate an der ihr Wirken unterstützenden Achtung und dem eine sorgenfreie Existenz bedingenden Einkommen fernere eine Schmälerung erliden? Sie sollten fernere in jeder Hinsicht den subalternen Beamten derjenigen Behörden gleich und oft nicht einmal gleich gehalten und behandelt werden, deren Zentrum sie alle ihre Bildung, die wissenschaftliche und religiös-sittliche, mehr noch als begründet haben?“ Und so verbreitet sich derselbe über den Stand der Lehrer im Allgemeinen, zu dessen vollständiger Emancipation seine Schrift ein Beitrag sein soll, über die Gleichheit in den Titeln der Anstalten, ihrer Vorsteher und Lehrer, über das Rangverhältnis zu den übrigen Beamten, wie es nur in dem Herzogthume Nassau gut geordnet ist, und über die Bestimmung höherer und zugleich festerer Lehrergehälter. Ein sehr wahres Wort hat derselbe auf S. xiv gesprochen: „Leider geschieht es noch tagtäglich, daß bei Besetzung einer Stelle von der Einnahme des Vorgesetzten für diesen oder jenen Lehrer, für diese oder jene Pensionierung und diesen oder jenen Zweck noch so viel abgezogen und abgemerket wird, bis die neue Stelle für den Lehrer, der ascendiren sollte, auch auf das Minimum des Einkommens herabgesetzt ist, während, außer einer durchgängigen Erhöhung der ausserwiesenen geringeren Lehrergehälter, gerade die Fixierung derselben dem Amt und Stand Achtung und Das, was man noch allenfalls hier Karriere zu nennen versucht werden könnte, verschaffen würde. Natürlich müßten die diesem ihrem bessern Verhältnis auf die ganze Lebenszeit gegen alle förmlichen Eingriffe des Schicksals Bedeutung zu geben, auch in die allgemeine Pensionsanstalt (Ref. bemerkt, daß dies in Darmstadt bei allen und in Preußen bei den verheiratheten Lehrern stattfindet) aufgenommen sein.“ Eine solche Schmälerung findet aber nicht allein bei städtischen Curatoren, wie sie Dr. Rapp vorzugsweise vor Augen hat, statt, auch in andern reich dotirten Schulen hat man nur zu häufig eher an allerhand unnütze Bauten und kostspielige äußere Verschönerungen gedacht als an die sorgenfreie Lage der Lehrer.

Ref. hofft mit dem Verf. in dieser Beziehung das Beste von der Weisheit der obersten Behörde und des hochherzigen Staatsoberhauptes in dem Lande, wo die innere Organisation der Gymnasien durch eine Reihe der wichtigsten Verordnungen zuerst eine so wesentliche Verbesserung erhalten hat. 10.

Notiz.

Sprachphysiologie.

Als sich die siegreichen Normannen in den Besitz Englands gesetzt hatten, erhoben sie wie billig ihre Sprache zur officiellen und so wird bis auf den heutigen Tag der Wille des Souverains dem Parlament in alt-französischer Sprache kund gethan. Einen weit glänzenden Sieg aber hat die Sprache der Sieger in Bezug auf eine der ersten Lebensbedingungen davongetragen: die Hausthiere nämlich haben, insofern sie gezogen werden, die alt-sächsischen Namen behalten; insofern sie gegessen werden, aber romanische Namen angenommen. Sehr natürlich, denn die antwortenden Sachen mußten eben die Thiere ziehen, die dann die Tafeln ihrer normannischen Herren füllten, und allmählig hat sich denn dieser Unterschied für die ganze Sprache festgesetzt; so verwandelt sich der „ox“ als Braten in „boast“, das „swine“ in „pork“, das „calf“ in „veal“, das „sheep“ in „mutton“. Nur Aufschleiß scheinen die Normannen verschmäht zu haben, wenigstens kennen wir hier keinen vornehmen, der germanischen „cow“ entsprechenden Schinken. 34.

Donnerstag,

Nr. 146.

26. Mai 1842.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Franz Kugler. Stuttgart, Ebner u. Seubert, 1842. Gr. 8. 3 Thle.

Von den mancherlei in Deutschland und im Auslande erschienenen Hilfsmitteln für das Studium der Kunstgeschichte verdient die Handbücher des Prof. Kugler den unbedingtesten Vorzug. Abgesehen von dem innern Werthe seines „Handbuch der Geschichte der Malerei“ und des vorliegenden, der nur der Gewinn stiftigen und gewissenhaften Studiums sein kann, von dem Schaffman, der zwischen scheinbar Getrennten den Faden der Verwandtschaft nachzuweisen im Stande ist, der Rhythmus seine Deutung gibt und mit Liebe für seine Aufgabe selbst Wenigbeachtetes zur Würdigung zu bringen weiß, sind es besonders auch die äußern Vorzüge, die Prof. Kugler's Büchern den Ruhm der bestgemachten sichern. Mit dieser Bezeichnung soll das Verdienst angedeutet sein, daß sie in der übersichtlichsten Ordnung von dem fast erschöpfenden Stoffe so viel hervorheben und zusammenstellen, als in einem Handbuche zu suchen ist, daß sie statt spitzfindiger Erörterungen die Resultate einleuchtend und mit ihren Gründen vorzutragen und dadurch Jeden in den Stand setzen, Weiteres anzuknüpfen, zu bestätigen oder zu widerlegen; endlich, daß sie bei aller ihrer Stoffhaltigkeit doch auch so Manches glücklich ignoriren. Bei Büchern, die sich selbst dem täglichen Bedarfe widmen, sind diese äußern Vorzüge nicht hoch genug anzuschlagen. Häufig haben sie den überraschenden Erfolg der von unsrem Nachbarn und gelehrten begründet, weil die deutschen oft viel gediegenere Werke gerade dieser äußern Vorzüge entbehren; und treffen sie, wie hier, mit einem selbständigen, auf bewussten Principien ruhenden Urtheile, das sich jedoch in der Ausbreitung der theoretischen Sätze weniger als in ihrer schlagenden Anwendung gefällt, und mit der sichern Verstandnis zusammen, die durch Übung und Anschauung gewonnen ist, so kann man sich voraussetzen, daß ein solches Buch die verdienstvolle Anerkennung finden werde, und indem Hr. Kugler dem gegenwärtigen Betrieb der Wissenschaft eine so wohlervogene Unterlage gibt (Vorwort S. xi), hat er für ihre weitere Entwicklung in einer Weise gesorgt, daß die Dankbarkeit seines Strebens wahrscheinlich länger gedanken wird, als er in seiner Bescheidenheit voraussetzt.

Der Verf. hat sein Buch kurzweg „Kunstgeschichte“

genannt, ohne auf dem Titel weiter zu bemerken, daß er darin bloß die Geschichte der sich im Raum bewegenden Künste erzähle. Auch dies rechnet Ref. zu den Vorzügen seiner ausgewählten Bücher, daß man sie leicht citiren kann; sollte ja Jemand aber sich getäuscht glauben, weil er die Geschichte der Musik und der Poesie nicht darin findet, so werden die wenigen Bemerkungen des Vorworts ausreichen, ihn zu belehren. Eher ließ sich nach dem Plane des Verf., wie Ref. meint, etwas Anderes vermuthen. Da Prof. Kugler die Kunst aus dem Bedürfnisse ableitet, menschliche Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und dieser Gedächtnißstätte, diesem „Denkmal“ eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei, und dem Begriffe der Kunst zutheilt, daß sie in körperlicher Gestalt das Leben des Geistes darstelle, so dürften Leser, die nie genug haben, Andeutungen über Genetentkunst und über Langkunst, wenn auch nur im Vorübergehen, sich unterschlagen glauben. Andere und mit ihnen Ref., werden meinen, daß in die Geschichte der Kunst die ersten Bildungs- und Darstellungserfuche der veringelten Völker, z. B. der Insulaner des Ozeans weniger zu rechnen seien als in die Geschichte der Hieroglyphik; weil eigentliche Kunst doch wol dann nur beginnt, wenn eine gewisse Herrschaft über die Mittel der Darstellung erlangt ist, wie Poesie, wenn ein freies Schalten mit den Formen der Sprache, — Rhythmus, Parallelismus der Sätze, Alliteration u. s. w. — eintritt. Ist doch selbst die ägyptische Kunst in ihrer unabhängigen Ausbildung stets eine solche gebundene geblieben, die es nie über eine hieroglyphierte Zeitung, über eine bilderreiche Chronik gebracht hat, oder über ein reichgeschmücktes Ebnarium, in welchem das lebengebende Brot aufgehoben werden konnte, wie auch S. 52, S. 12 vom Verf. bemerkt ist. Alles, was der Verf. der von ihm classisch genannten Kunst vorausgeschickt hat, gehört, nach Ref. Ermessen, richtiger der Völkerverkunde oder der Graphik an, obgleich Niemand sich ärgern wird, das hier kurz und übersichtlich zusammengestellte beisammen zu finden.

Gewiß ist die summarische Abfertigung der griechischen und römischen Kunst bei der Menge der Hilfsmittel, auf die Prof. Kugler gelegentlich verwiesen hat, zu entschuldigen. Offen gesagt, hat dieser Theil Ref. am wenigsten gereizt. Man fühlt den Mangel der festen Anschauung,

J. B. S. 139 bei dem über das Löwenthor Gefagten, und Manches ist dürftig behandelt, wie Alexandria S. 191, Pergamus und Antiochien sind gar nicht erwähnt. Daß er Vossers auch hier hätte geben können, hat er durch sein Buch über die Polychromie hinreichend erwiesen.

Recht auf seinem Gebiete ist der Verf. aber in der Geschichte der romantischen Kunst (vierter Abschnitt), deren Anfang er in die Zeit setzt, da das Christenthum als Staatsreligion im römischen Reiche anerkannt ward und die er mit dem Mittelalter abschließt. Hier hat der Reichthum des zum nicht geringen Theil durch Anschauung erworbenen Materials eine Klarheit und Frische des Vortrags bedingt, die nur nach solcher Ermüdtung des Stoffes zu gewinnen ist. Zwar beweist die Literatur, die er beibringt, daß vorgearbeitet war, aber diese Vorarbeiten sind häufig nur von Werth in der Erfahrenen Händen. Aus verdienstlich muß gerühmt werden, daß zur Charakteristik des byzantinischen Baustyls hier zum ersten Male die alten Bauwerke Konstantinopels etwas sorgfältiger benutzt sind, und es ist anzunehmen, daß, wären dem Verf. die alten Kirchen in Griechenland, namentlich die des heiligen Basilus zu Athen und die Kirche des verlassenen Klosters (Daphne) an der Straße von Athen nach Eleusis genauer bekannt gewesen, er die interessantesten Momente zur Geschichte des Kuppelbaus nicht übersehen haben würde, die sie darbieten, sowie denn auch die Funde von Goldgefäßen in der Balachei (1838) zu seinen Andeutungen über Prachtgeräthe (S. 380) bestätigende Zusätze darbieten.

Mit großer Umsicht ist im 12. Capitel, wo die Kunst des Islam besprochen wird, die Entwicklung des Spitzbogens in den mohammedanischen Baudenkmalen auf Das beschränkt, was er dort stets blieb, auf eine Architekturform, die nie ein näheres organisches Verhältnis zwischen Bogen und Stütze begründete. Nie ward er dort ein auf alle Bauteile einwirkendes Princip, sowie denn überhaupt Alles, was der islamitischen Baukunst Werth gibt, sich auf ihre ornamentale Ausbildung beschränkt.

Prof. Kugler unterscheidet von der altchristlich römischen und der byzantinischen Kunstform diejenige, die durch das Hervorragen des germanischen Geistes sich entwickelte und die er den romanischen Styl nennt, dem das 13. Capitel gewidmet ist. Wie er sich in den verschiedenen Ländern nationell abgeändert hat, wird vom Verf. mit vielen und glücklich gewählten Beispielen dargethan, die eine Vorneigung für diese Kunstform verrathen könnten. Fraglich bleibt es jedoch immer bleiben, ob der Spitzbogen als ein Element der mohammedanischen Architektur, in die deutsch-romanische verschmolzen, anzusehen sei (S. 474). Der Verf. macht selbst auf die constructive, man möchte sagen durch die Nothwendigkeit gebotene Anwendung desselben aufmerksam, was doch durchgreifender diese Kunstform empfohlen haben möchte, als ein durch ästhetisches Wohlgefallen bedingtes Versuchen, von dem wir der nachtheilichen Zeugnisse ermangeln, wenn auch die Zeit für ein Hervorgehen aus islamischen Anfängen stimmt. Die norwegischen Holzconstructions mit diesen byzantinisch-christlichen Formen in Zusammenhang zu bringen, ist dem

Scharfzinn des Verf. durch mehr geistreiche als augenscheinliche Darstellungen gelungen, und auf eine würdige Weise krönt er diese inhaltreichen Untersuchungen durch das Band, das er zwischen Nicola Pissano und den Meistern der Arbeiten zu Neapel und zu Freiburg anknüpft. Vorbereitet durch diese Erörterungen, geht er, Capitel 19, zu der Kunst des germanischen Stils über, wo ihm ein fast überwältigendes Material vorlag; doch hat er durch sehr bequem sich ergebende Abgrenzungen sich ein übersichtliches Feld verschafft und vieles reiche sich bei ihm organischer als in allen bisher bekannt gewordenen Darstellungen.

Die Geschichte des modernen Kunst bildet den vierten Abschnitt und gewiß richtig ist ihr Anfang mit dem Erwachen des wissenschaftlichen Bewusstseins in allen Lebensrichtungen und namentlich mit dem Erwachen der wissenschaftlichen Kritik zusammengestellt. Diese Wissenschaftlichkeit wirkte auf alle Arten von Kunstleistung ein und verbannte, hier früher dort später, die überkommenen Gengnützlichkeiten. Aber mit dieser Hallingensie der Kunst schlen sie auch, die bisher einzig eine, sich in ihre Atome aufzulösen; die Kunst schrumpfte in die modernen Künste zusammen. Die Individualität des Erschaffens trat entschieden hervor; aber das Bestreben, es den Aemern gleich zu thun, oder gar sie zu überbieten, nahm den Werken der Baukunst ihren Charakter. In Bezug auf Malew hatte der Verf. sich in seinem so nützlichen „Handbuch zur Geschichte der Malerei“ fleißig vorgearbeitet; doch werden Vergleichende mit Vergnügen bemerken, wie sorgfältig er hier nachgetragen und wie die allgemeineren Überblicke selbst Einzelnes modificirten. Man vergleiche nur das hier über Rafael (S. 787 fg.) Gefagte mit Dem, was er selbst und noch mehr mit Dem, was Andere gegeben. Im 20. Capitel verdient die Geschicklichkeit Beachtung, mit der unser Verf. die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts in aller Kürze zu bezeichnen verstand; dem Holzschnitt und Kupferstich widmet er ein eigenes Capitel (das 21.) und bespricht in dem letzten, mit umfänglicher Anerkennung, die Ergebnisse der Gegenwart. Für die Brauchbarkeit des Buches sorgen außerdem gute Register und Schematismen, die, wie der Verf. glaubt, es selbst zu einem Begleiter auf Reisen empfehlen könnten. Es würde besondern, wenn man es dazu nicht benutzte und wenn eine zweite Auflage dem Verf. nicht bald Gelegenheit gäbe, einzelne Mängel zu verbessern, Manches, namentlich die Literatur, zu vervollständigen — soweit er dabei Vollständigkeit beabsichtigt — und das seitdem dazu Gewonnene nachzutragen. Nichts ermahnt dann auch die Buchhandlung den Preis, den der gefällige Druck und das glatte Papier nicht ausreichend entschuldigen. 68.

Romanenliteratur.

1. Deutsche Pictorialien. Romischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Leipzig, Neisner. 1841. 8. 4 Bdr. 15 Ngr.

Wer Lust hat, sich auf eine leichte Weise, mit Beiseite-Setzung aller strenger Anforderungen, einige lustige Stunden zu

werden, dem Buche wie die „Dunklen Schwärze“ auf das Auge einwirken. Wollte man in demselben offenbar ein anerkanntes Talent für das Romische an den Tag, und würde er es nichtigsten über sich gewinnen, mit mehr Sorgfalt und Mühe zu arbeiten und seiner komischen Welt eine größere Tiefe zu geben, so dürfte er nicht bloß dem laienhaften Publikum, sondern selbst von der auch der besten Klasse bedürftigen Literatur als ein Helfer in der Noth begrüßt werden. Die lebendigen Eigenschaften, die wir schon jetzt an ihm zu schätzen haben, sind einerseits eine glückliche Erfindungs- und so wohl in Betreff ergötzlicher Figuren und komischer Charakterzüge als auch in Hinsicht lächerlicher Scenen und Situationen, andererseits eine gewisse Naivität und Ironie, Zerknirschtheit und Geselligkeit glücklich in der Mitte schwebende Darstellung, die nur hier und da an Nachlässigkeit und allzu begrabener Weisheit leidet. Das Terrain, auf dem der Roman spielt, ist, wie sich erwarten läßt, eine kleine Stadt und die Schilderung des kleinstädtischen Lebens und Lebens ist auf der einen Seite so allgemein treffend und treu, auf der andern so speziell und mit so charakteristischen Zügen ausgestattet, daß sich die Zuhörer nach dem Lesen, die Darstellung aus einer wohlthätigen Anschauung heraus nicht verkennen läßt. Sollte der Verf. hierbei aus nächster Umgebung geschöpft haben, so dürfte es leicht geschehen, daß ihm die Gimmelfar in Erinnerung brähen, wie sie heißen: denn ist er auch in seiner Schilderung mehr harmlos als beßert verfahren, so verstehen doch immer Diejenigen den Spott am wenigsten, die den Stoff dazu hergeben müssen. Sehr hing hat daher der Verf. gethan, sein Material nicht bloß im kleinstädtischen, sondern nebenbei auch im romantischen und anmutigen Lichte darzustellen. Aber auch dem unbefangenen Leser ist damit ein Gefallen geschehen: denn um so lieber wird er sich nun von dem städtischen Reiz mit seinen Waldbergen, seinem Thalesleben, seinen Beräufnern, seiner Benedictinerabtei, seinem alten Rathhause und seiner alten Rathhausgasse, von der noch kein derzeit lebender Reutlicher hat Sieben schlafen hören, ein Bild entwerfen, und um so lebhafter sich für die in aristokratisch-demokratischen Conflicten begriffenen Einwohner darin, namentlich für die vier Hühner interessieren. Unter diesen vier Hauptpersonen hat man sich einen Inspector Sonnenschmidt, einen Bräutigamsgehilfe Langschädel, einen Hofcommissar Eccarius und einen Sportelschreiber Kappler zu denken, welche sich allabendlich bei Madame Kleiman auf dem Rathstheater zu einer Solopartie einfinden, die allerlei Abenteuer und Reibungen diese Quadrupelallianz auseinanderpressen. Alle vier Figuren sind glücklich erfunden, gut zusammengefaßt und lebendig gezeichnet, bewirken am höchsten aber jedoch der Sportelschreiber Kappler und der Hofcommissar Eccarius. Diese beiden bilden eigentlich das Herz und das Haupt des Buchs. Jener ist eine gutmüthige, beschränkte, höchst wunderliche Seele, die mit Allem zufrieden ist, von Jedem sich einschüchtern läßt und in tausend Verlegenheiten geräth; dieser ein schallhafter, heller, umsichtiger Kopf, der Alles anders haben will, mit Recht Jedem die Stirn bietet und sein Hauptvergnügen darin setzt, Andern Verlegenheiten zu bereiten. Beide bilden directe Gegensätze zueinander und sind doch freundlich miteinander verbunden, sodaß sie sich einander nähren und ergötzen und sich gegenseitig zur Hölle dienen. Der Sportelschreiber ist gleichsam das Herz des Hofcommissars und der Hofcommissar der Kopf des Sportelschreibers. Viel Ergötzliches haben auch Sonnenschmidt und Langschädel, doch sind sie etwas verbrauchter Art, ihre verschiedenen lächerlichen Eigenschaften bilden kein organisches Ganze und die von ihnen ausgehenden komischen Effecte sind größtentheils entleert, oft bis ins läppische ausgemalt und in ihren Voraussetzungen veraltet. Unter den Nebenfiguren tritt keine bedeutende hervor, zu den gelungensten möchte der General Richter und Agnes, die Geliebte Kappler's, gehören. Dagegen ist die Liebesgeschichte zwischen einem Studenten Karl Müller und einem Fräulein Ehrenberg an sich sehr gewöhnlich, doch ist sie als Anlaß zu einigen lustigen Scenen

glücklich benutzt. In einem zweiten Theile komischer Scenen besteht überhaupt die Fülle des Buchs. Manche derselben sind sehr ergötlich und machen dem Erfinder Ehre. In den wichtigsten gehören Sonnenschmidt's Verwandlung und Verführung, seine und Kappler's mittelnächtliche Kibitzerei vom Rathstheater, Langschädel's Duell, Kappler's Ehrenrettung durch Verleitung der adeligen Schützenfahrt, Kappler's Abenteuer im Walde mit dem vermeintlichen Jungferndäuber, seine diplomatische Stellung zwischen dem Stadtrichter Kleinfarn und dem Hofcommissar, sein Erlebnis im Hôtel de Baville in Leipzig u. a.

2. Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit von H. G. R. Belant. Drei Theile. Leipzig, Leipzig. 1841. 8. 4 Theile. 15 Mgr.

Vergleicht man diesen Roman Belant's mit dem in Nr. 263 b. Bl. f. 1841 besprochenen „Wittenberg und Rom“, so spricht vor Allem das zu seinem Vortheil, daß er ein aus dem Hohen herausgearbeitetes Werk ist. Wer einen bereits bearbeiteten Stoff neu bearbeitet, schmelzt gleichsam eine Statue um und nimmt damit eine Verpflichtung auf sich, zu deren Erledigung ganz andere Kräfte gehören, als sie Belant in seiner Behandlung der Reformationsgeschichte an den Tag gelegt hat. Darum konnte sich über jenes Buch die Kritik nur ungünstig aussprechen. In dem vorliegenden dagegen bietet der Verf. ein Material, an das er selbst zuerst die bildende Hand angelegt hat, ein Material, das in sich selbst des Interesses genug bietet, und so darf man hoffen, daß sich das Publikum, für welches Belant schreibt, schon durch diese Eigenschaften angezogen fühlen wird, ohne auf eine kunstvollere Darstellung Anspruch zu machen. In der That beruht das Hauptinteresse des Buchs auf dem zum Grunde liegenden, aus der neuesten Geschichte Amerikas geschöpften Stoffe. Dieser hat dem Verf. ein günstiges Terrain, interessante Data und anziehende Persönlichkeiten geliefert. Die Behandlung derselben ist gewöhnlich. Was zunächst die Schilderung des Terrains betrifft, so liegt wenigstens so viel Anschaulichkeit darin, daß uns dadurch die lebendigeren Schilderungen amerikanischer Heldenthaten, wie sie Cooper, Washington Irving, der Verf. der „Transatlantischen Reisen“ u. A. geliefert haben, in das Gedächtnis zurückgerufen werden. Unter den erzählten Begebenheiten, bei denen natürlich die Geschichte mit Dichtung durchmischt ist, sind die anziehendsten das Abenteuer auf Seidefeste und die Eroberung von Bazar. Ubrigens ist der Gang der Erzählung gedehnt und die Verknüpfung der Theile äußerst locker. In der Charakteristik leidet es gleichfalls nichts Bedeutendes. Seine Figuren repräsentieren zwar gewisse Ideen, z. B. Pamar den Republikanismus und der Herrscher u. Ader die Aristokratie; aber es geht ihm damit wie manchem Dilettanten mit ihrem Porträt. Wie bei den Bildern derselben die Unterthrift, so müssen hier die Epitheta das Beste thun. Zu den gelungensten Figuren gehören jedenfalls Gora und Angerose, von denen jene die active, diese die passive Weiblichkeit vertreten muß.

3. Die Gedächtnen. Eine historische Erzählung aus den Zeiten Konrad's von Schwaben. Nach, Greiner. 1841. 8. 25 Mgr.

Schwerlich möchte sich unter den Lesern d. Bl. Jemand finden, dem dieses Buch eine passende Lectüre gewährte. Ein entarteter Sohn verräth aus Habgier seinen eigenen Vater an Karl von Anjou. Dieser wirft ihn in den Kerker und läßt ihn durch seine geknechteten Richter verdammen. Seine fromme Tochter und deren Liebhaber entführen ihn zwar heimlich aus dem Gefängnisse; aber sein Unkern führt ihn und seinen Retter nach Sicilien, wo er dem dortigen Statthalter in die Hände fällt. Dieser entbrennt in Lust für die schöne Tochter. Er will den Vater retten, wenn sie ihm zu Willen ist. Aber ihre Augenblikk behält die Oberhand und der Alte wird vor ihren Augen hingerichtet. Die Strafe des Himmels bleibt nicht aus. Der Sohn befindet sich nach kurzer Zeit in demselben Kerker, in dem sein Vater geknechtet; nun erst — gleichsam im fünften Acte, wie Lied sagt — kommt die Reue bei ihm zum

Durchbruch, aber auch er muß auf das Schloß und seine Bergweisung wird nur dadurch gemildert, daß ihm durch seine Schwester und deren Liebhaber, die beide ins Kloster gegangen, Absolution erteilt wird. Man sieht, es ist ein Roman vom gewöhnlichsten Zuschnitt, aus all den Angst und Schauer erregenden Ingrebungen zusammengesetzt, an denen das Volk Gefallen zu finden pflegt. Steigt man, um ihn zu beurtheilen, auf diesen Standpunkt herunter, so muß man gestehen, daß er noch nicht zu den schlechtesten gehört. Der moralisierende Ton, der vor dem Richterstuhl einer höhern Kritik nicht Stich halten würde, wird hier sogleich zu einem Gegenstande des Lobes; minder möchte dem fesseln künftigen Geschmacks des Volks gegenüber der weinerliche, sentimentale Styl zu billigen sein. Doch liest er sich meistens leicht und flankt weg und leidet nicht an allzu geschmacklosen Auswüchsen.

4. Seine Klemm und seine Familie. Historisch-romantisches Gemälde der Belagerung Magdeburgs durch Kurfürst Moritz. Von B. Schulte. Magdeburg, Schminke. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Absicht des Verf., einen um seine Vaterstadt vielfach verdienten Mann in das Gedächtniß zurückzurufen, ist lobenswerth; ebenso verdienen auch manche in diesem Buche mitgetheilte historische Notizen über die Belagerung Magdeburgs eine dankende Anerkennung. Alles dagegen, was der Verf. selbst hinzugefügt hat, Stoff sowohl als Darstellung, ist durchaus ohne Werth und für Leser berechnet, die keine höhern Ansprüche machen. Aber auch diese, wenn sie nicht durch ein locales Interesse angezogen werden, dürften sich nicht in zu hohem Maße dadurch ergötzen können: denn die Verwicklung ist ohne Spannung, die Situationen wiederholen sich, die Erzählung ist breit und den Personen fehlt ein frisch heraustretendes, innerliches Leben. Die interessantesten Figuren im ganzen Romane sind die beiden Jacobithürme.

M i s c e l l e n.

Regerrichter zu Koblenz.

Von der im 15. Jahrhundert zu Koblenz bekannten Inquisition ist uns noch ein sehr erbauliches Beispiel aufbewahrt. Es heißt nämlich in einem annoch vorhandenen merkwürdigen Regerrichterprotokoll (S. 303), daß 1475 ein alter Mann und eine über 100 Jahre alte Frau, beide Eheleute, vom Kaiser an der Saale, um deswillen als Regerrichter nach Koblenz gebracht worden seien, weil sie behauptet hätten, „kein Priester, der selbst nicht rein sei von Sünden, habe Macht, Andern von ihren Sünden loszusprechen“. Sie wurden vor dem Kaiser gebracht, ins geistliche Gefängniß abgeführt und hier von dem Regerrichter, einem Doctor und Dominikanermonache, und mehreren andern Doctoren verhört, ihnen ihr Unglaube und ihre Regerrichter verwiesen; dann wurden sie in Gegenwart von Schultheiß und Schöffen aufgefodert, ihren Irrthum abzuschwören, und endlich, da nichts fruchten wollte, vom Scharfrichter gefoltert. Dies that seine Wirkung bei dem Manne, nicht aber bei dem sündhaften alten Weibe. Da ließ man sofort in der Mitte des neuen Plans ein großes Gerüste errichten, auf dem Mann und Weib auf abgesonderten Stählen saßen und wo der Regerrichter mit vielen Prälaten und Geistlichen, auch Schultheiß und Schöffen nebst vielen Adligen und andern angesehenen Personen gegenwärtig waren. Hier, im Beisein einer großen Menge Volks aus Stadt und Land, in Gegenwart des vom Fenster eines benachbarten Hauses dem Schauspiel zuschauenden Erzbischofs Johann, erneuerte der Regerrichter sein bei der Frau früher mißlungenes Probestück der Unterredung. Der Mann blieb auch bei seiner Keuz und Belehrung, ward losgesprochen und nur verpflichtet, ein ihm umgehängtes gelbes Kreuz fortan zu tragen; das alte Weib aber wollte sich nicht belehren und belehren lassen, sondern lieber ins Feuer gehen,

als von ihrer Keuzer ablassen. Da wurde sie sofort durch ein Urtheil verdammt, verbrannt zu werden, und die Vollziehung dieses Urtheils geschah wirklich am folgenden Tage vor den Thoren auf dem an die Wesel stehenden Schanzwerke, wohin das Amtmann Stroh und Holz hatte bringen lassen. So wurde das unglückliche alte Weibchen, welches, wie es im oben erwähnten Protokolle heißt: „von Ferne und Gestalt wohl hundert Jahre aber me all sun mocht“, zu Asche verbrannt, weil es keinem andern als seinem reinen Verstande hatte beistimmen wollen.

Kraft des Bannstrahls.

Als die Abtei Korvei an der Moser im Jahre 1178 das Fest ihres Schutzpatrons feierte, versammelte der Abt Konrad eine zahlreiche Gesellschaft zu einem Schmause, welcher nach abgehaltenem Gottesdienste begonnen sollte. Als er sich, bevor er sich zur Tafel setzte, die Hände wusch, legte er einen kostbaren Ring auf das Fensterbrett, vergaß denselben wieder anzufassen und setzte sich wohlgerathen zum Mahle. Nun aber hatte der Abt einen zahmen Raben, welcher sich stets zur Mahlzeit einzufinden pflegte. Dieser hielt den funkelnden Ring, raubt ihn und fliegt damit weg, ohne daß er von Jemandem bemerkt worden war. Nach der Mahlzeit vermißt der Abt seinen Ring; man sucht ihn überall, kann ihn aber nicht finden. Viele gerathen in Verdrach, Keinem war der Diebstahl zu beweisen. Da sprach der erzürnte Abt bei der Besper über den unbekannten Dieb den Bannstrich aus. Von Stand an begann der Rabe zu krächzen, nahm sichtbar ab und wies endlich Aller Augen. Der Abt, welcher den Vogel sehr lieb hatte, fragte zuletzt, wo derselbe sei. Niemand konnte ihn darüber beschreiben. Endlich sprach Jemand die Vermuthung aus: „Wir, wenn der Rabe der Dieb wäre? Steigen wir auf den Baum und durchsuchen wir sein Nest!“ Und siehe da, der Vogel lag kranke und abgezehrt in seinem Nist und gewährte einem jammervollen Anblick. In seinem Rothe lag der Ring. Als bald berichtet man die Sache dem Abte Konrad, welcher, staunend über die Macht seines Bannstrahls, den Thier wieder zurücknahm, weil der Ring sich wiedergefunden hatte. Nun gelangte der Rabe schnell wieder zu seinen Kräften und seiner früheren Schönheit.

22.

In mehreren Ländern herrscht die Gewohnheit, bei Begräbnissen grüne Zweige zu vertheilen — wahrscheinlich gleich den grünen Kränzen auf den Särgen eine sinnbildliche Andeutung, daß der todtte Körper zu frischem Leben erwachen werde. Im besten bedient man sich der Rosmarinzwige — mag sein, weil der Rosmarinbaum desto schöner grünt, je mehr er beschnitten wird. Im grauen Heidenthume nahm man am liebsten Cypressenzweige; und doch geht die Cypressen ein, wenn sie beschnitten wird. Bei den Juden war und ist es vielleicht noch Gebrauch, eine Hand voll grünes Gras abzurupfen und es auf das Grab des Verstorbenen zu legen — ein Zeichen, daß, obwohl von der Wurzel getrennt, es eines Tages sich aufrichten werde. In der französischen Schweiz sah ich auf einem Leichensarge eine Rosenkranz eingekauert, und darunter stand: C'est telle qu'elle fut. Der Verlebte hatte diesen Denkstein der Geliebten gesetzt. Im September 1837 kam ein armer Mann nach mehrjähriger Abwesenheit in seine Geburtsstadt, Marzport in Cumberland. Er hatte gehofft, seine Mutter noch am Leben zu finden. Sie war todt. Am folgenden Morgen lag er, eine freiwillige Leiche, auf ihrem Grabe und neben ihm ein Schleierstück mit den Worten:

Bury me beside her dust
In whom I put my early trust,
I had on earth no truer friend;
A broken heart has been my end,
So bury me beside my friend.

John Shaw, aged 22.

7.

Freitag,

— Nr. 147. —

27. Mai 1842.

Doctor Birch.

Die deutschen Radikalen — doch nein, das wäre ein mißverständlicher Ausdruck, denn radical könnte man auch die entschieden Constitutionellen nennen, die, wo ständische oder Repräsentativverfassungen eingeführt sind, von der Basis des bestehenden Rechtszustandes aus, wahrhafte Achtung und volle Entwicklung desselben, das constitutionelle System in seiner ganzen Wahrheit und Wesenheit wollen. Sagen wir also lieber: die deutschen Republikaner, die am Erfolge der friedlichen constitutionellen Entwicklung verzweifelten und es daher unternahmen, nicht etwa das Endziel einer Repräsentation des gesammten deutschen Volks den Bundesfürsten gegenüber auf legalen Wege zu erstreben, sondern die Bundesverfassung selbst gewaltsam zu vernichten und auf ihren Trümmern eine Republik oder ein republikanisches Kaiserthum zu errichten. Sie wurden 1832 und 1833 äußerlich vollständig und auch innerlich größtentheils mit leichter Mühe überwunden, da sie, vereinzelt und verhältnißmäßig unkräftig, im Volksleben, wie es war, keinen Boden für ihre Richtung fanden. Geistig wurde die letztere nicht vollständig überwunden, weil man mit dem äußerlichen Siege über sie — wie der Erfolg gelehrt hat, ohne Noth — extreme Repressivmaßregeln gegen die gemäßigte Richtung, die oben bezeichnete constitutionelle, verband. Die scheinconstitutionelle, der unklare, furchtsame, schwankende Halbliberalismus, die Zwittergestalt des Justemilieu zwischen Absolutismus und Constitutionalismus, Polizeistaat und Repräsentativregime, wobei dem erstern der Löwentheil zufiel und die Unterthänigkeit mit Täuschungen und Hohlheiten sich vergnügte, schmeichelte, spreizte und noch verächtlicher machte — dieser Schemen ohne Saft und Blut hatte keine Kraft, den Republikanismus geistig niederzuhalten, bot ihm nur Blößen und Angriffswaffen dar. Noch mehr Nahrung und Lebensodem konnte er aus der unwillkürlichen Urkunde zu seinen Ausführungen an den Tag fördernden Reaction ziehen, wo sie sich geltend machte. Sie und der Halbliberalismus tragen die Schuld, daß er nicht bloß sein Leben geistlich, sondern erneuert hat, daß wenigstens ein Theil seiner Wern in die geistige Bewegung der Gegenwart, nicht bloß vom Auslande her, sich einmischte, unverscheut eindringte, sich falsch und rübelig auf dem Schauplatze derselben, ob auch; haß oder ganz maskirt, umher-

tummelte, jetzt finstere Bornblicke schießend, jetzt Worte verbißenen Ingrimmes rufend, jetzt höhrend, triumphierend, herausfordernd oder neckend. Im Beginne des vorigen Jahrhunderts schrieb er viel, besonders Zeitungen und Flugschriften, dann war er ziemlich verstummt, jetzt hat er seine eigene und zwar nicht bloß politische, sondern auch poetische Literatur, die sich von Tag zu Tage erweitert, die man nicht mehr übersehen könnte, wenn man auch wollte. Nicht als wenn er anfangs oder wieder anfangs, gefährlich zu werden. Das zu glauben, bewiese ein schlechtes Vertrauen zu der Güte, dem Rechte und der Kraft der bestehenden Zustände. Gerade umgekehrt. Er ist ungefährlich, wenn und weil er aus dem Dunkel hervortritt, wo er nicht gefaßt werden kann; wenn und weil er am Lichte sich zeigt, wo er greifbar, theilich zu bestreiten und zu besiegen ist. Durch eigene Kraft ist er bei der herrschenden Stimmung nicht stark, wenn wir ihn nur nicht stark machen. Es kommt lediglich darauf an, denn seit der jüngsten minder bewegten Periode gegebenen Anstöße zu folgen, beharrlich auf der wiederum frei vorliegenden Bahn der Entwicklung vorzuschreiten und so das Wahre und Echte an dem Irrthume der destructiven Ansichten und Tendenzen in die fortschreitende Bewegung aufzunehmen, dadurch aber den Irrthum des Irrthums unschädlich zu machen, der nur durch die an ihn sich anhängenden Wahreits Elemente und ihre Vernachlässigung denkbarer Weise gefährlich werden konnte oder könnte.

Jene Literatur ist neuerdings auch durch den Dr. Birch wieder vermehrt, durch einen starken Band (376 enggedruckte Seiten Großoctav), der, um dies voraus zu bemerken, zu einem nicht unbedeutenden Theile durch einen überflüssigen und lästigen Wortreichthum gefüllt ist, an welchem allein schon seine volle Wirkung scheitern müßte. Dr. Birch ist der namhafteste Repräsentant des deutschen Republikanismus, jedenfalls ein Charakter unter den Anhängern desselben. Sie benahmen sich ehrenwerth, unterdrückten ihre natürliche Bitterkeit, bezahlten dem Vaterlande an ihrem Theile ihren Zoll, bewiesen sich deutsch, der Verführung unzugänglich und leisteten nicht ganz unwesentliche Dienste, als vor einiger Zeit unsere freundlichen Nachbarn nach der Rheingrenze besserten, Deutschland bedroheten, gar zu gern durch eine Propaganda ihre Zwecke erreichten hätten, bei deren Projectirung sie haupt-

fächlich, jedoch vergebens auf unsere Republikaner zählen. Das bewies ihnen auch Dr. Wirth durch seine „Volkshalle“. Wir haben gern gehört, dankbar acceptirt, was er in der Zeit entstehender Gefahr den Wälfen in die Zähne warf, zu Leide that — warum sollten wir ihn nicht auch jetzt hören? Ist auch die Gefahr, die von Frankreich drohte, für den Augenblick vorübergegangen, so ist doch nicht zu verkennen, daß unsere Sicherheit nach außen noch immer als sehr mangelhaft sich darstellt, und wäre es gute Arznei am Vaterlande, Dem das Gehör zu weigern, der auf die bedrohte Lage desselben hinweist und von seinem Standpunkte aus die Mittel auseinanderlegt, sie zu sichern? Wir halten jenen Standpunkt für einen falschen; allein von ihm aus betrachtet, erscheint uns wol eine Seite der Dinge, die uns verborgen bleibt, wenn wir uns auf den unserigen beschränken. Wir können nicht leugnen, sie tragen bei all ihrer Überspanntheit, ihren destructiven Tendenzen patriotische, edle Elemente in sich, der Mann und seine Richtung. Diese, wie schon gesagt, ist nun einmal noch lebendig und unser Ignoriren würde ihr den Tod nicht bringen. So lange sie lebt, kann sie stören, schaden und wäre es selbst nur durch Gespenssterrucht, die sie erregt. Kinder im politischen Leben, wie wir sind, haben Gespenssterrucht und Gespenssterrucht eine nicht unbedeutende Rolle im tragikomischen Drama unserer Nationalentwicklung seit den Befreiungskriegen gespielt. Die extreme Richtung, nur im Streit des Geistes kann sie überwunden werden, und wie könnten wir ihn führen, wenn wir nicht einmal Kenntniß von ihr nehmen? Beschuldigungen ohne Kenntniß, bannale Schlag- oder Scheltworte, polizeimäßige Abfertigungen, vornehmeres Achselzucken u. dergl. sind keine Geisteswaffen, mit denen man Dämonen den Garaus machen kann. Muß uns nicht vor Allem an Selbsterkenntniß, an Wahrheit gelegen sein? Bei wem aber wäre man sicher, die volle Wahrheit, die ganze Wahrheit zu hören als beim Gegner? Er sieht am schärfsten, er schmeichelt am wenigsten.

Das Wort Dr. Wirth's, von welchem die Rede, hat den Titel: „Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert.“ Es soll sein ganzes politisches Glaubensbekenntniß, seine ganze Zeitanficht, alle seine politischen Ideen, wie sie durch fortgesetztes Nachdenken und Beobachten, durch Studien und Erfahrung sich gestaltet, im Zusammenhange darlegen. Es bietet somit den Vortheil, die Grundsätze, die Anschauungsweise der deutschen Republikaner übersichtlich vor Augen zu legen, und mag insofern als ein nützlicher Beitrag zur Zeitgeschichte gelten, in welcher sie ihre Rolle gespielt haben, ein Moment gebildet, das die Historie registriren muß.

Nach dem Titel bildet die Darstellung und Vergleichen der politisch-reformatorischen Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert den Kern des Buchs. Ein Fehler ist es nun aber, der Verf. hat diesen Kern in so viele Schalen eingewickelt, daß er nicht deutlich genug hervortritt. Wir wollen sehen, wie wir ihn herauslösen.

Die Grundideen der deutschen Reichsverfassung beruhen auf Liebe zur Nationalität und zur Freiheit. Die Deutschen wollten frei und stark sein und als Mittel

dazu die, auf freie Mitwirkung der Volkselemente gegründete, Absolutismus und nivellirnde Centralisation fernhaltende Nationaleinheit. Im nicht wohlverstandenen, oft egoistischen Unabhängigkeitsfinne lag die Ursache des Verlustes derselben, indem ein Theil der Stände die Macht, welche er besaß und zu mehrern wußte, zur Schwächung der Centralgewalt benutzte, womit die wohlabgemessene Gliederung der Stände aufhörte, das Gleichgewicht der verschiedenen Nationalelemente, sowie die Freiheit der Minderbemächtigten verloren ging, die Nationalvertretung corrumpt und gleichfalls geschwächt wurde, womit die Verfassung zerfiel, die im Principe vortrefflich, die freieste, weiseste und großartigste war, welche je eine Nation besaß. Trotz all unserm gepriesenen Wissen ist, selbst in den Kreisen der Gebildeten, die sonnenklare geschichtliche Thatfache theils unbekannt, theils wenigstens unerkannt, daß alle die Institutionen, die man als die Erfindungen anderer Völker so sehr preist, wol gar als ausländisch, namentlich französisch verdächtig, z. B. das Geschworenengericht, Öffentlichkeit der Rechtspflege, Steuerbewilligungsrecht, Volksvertretung, Verantwortlichkeit der vollziehenden Gewalt, Sicherstellung der persönlichen Freiheit u. s. w. in Deutschland gesetzlich gegeben und noch großartiger und schöner waren, als sie jetzt z. B. in Frankreich und England sich theilweise vorfinden. Sie zu erhalten, dazu gehörte eine Tugend, ein Patriotismus, der sich in hinlänglichem Maße und auf die Dauer nicht fand. Am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts waren die aus dem Verfall der Verfassung hervorgegangenen Zerrüttungen unerträglich geworden, erwachte in der Nation das helle Bewußtsein der vom Verluste der Freiheit und Einheit drohenden Gefahren und zugleich das Streben nach Besserung. Es richtete sich zunächst auf allgemeinere Belebung des Nationalgefühls. Dann wollte man: Einschränkung der zum Nachtheil der Centralgewalt immer unverhältnißmäßiger anwachsenden Fürstenmacht, Reform der durch das Einbringen des römischen Rechts und die Ohnmacht der Reichsgewalt verderbten Rechtspflege; wollte weiter der Entartung des Volks ein Ende machen, die Wissenschaft, die sich zur Sklavin der gemeinschädlichen Mächte gemacht, und den Druck der Kirche stürzen, die der Nationalität, dem ganzen Streben nach Wiederherstellung der Einheit im Wege stand. So namentlich hütten und seine Gleichgesinnten, die Vorkämpfer der politischen Erneuerung. Damit verknüpfte sich die religiöse Reformation, die eben von den Deutschen ausgehen mußte. Als die politisch-reformatorische Partei mit ihrem Wort kein Gehör fand, griffen die Entschiedensten zum Schwert, wählten den gewaltthätigen Weg, als der friedliche vergeblich betreten war. Die im 19. Jahrhundert zum National- und Freiheitsbewußtsein erwachten Deutschen wollten dasselbe, was die Nation im 16. erstrebte; die Entschiedensten vom Jahre 1831 wollten zunächst ihren Sinn und Geist in der Nation verbreiten, Gewalt gebrauchen, wenn kein anderes Mittel versagte.

Dies ist das erste Glied in der Kette des Verf. Es ist aber ein weiter Weg bis zum letzten, wofür wir

nicht folgen können. Welch eine Menge von Fragen entstehen hier sogleich! Bedenkt Dr. Wirth nicht der Verschiedenheit der Verhältnisse, Gesinnungen, Stimmungen und Persönlichkeit im 16. und 19. Jahrhundert? Wie beurtheilt er die jetzigen? Bekennt er sich wenigstens theilweise zu Illusionen? Auf welche Factoren baute er seinen politischen Calcul? Hält er ihn fortwährend für richtig? Wie spricht er sich über seine Schicksale, die Niederlage seiner Partei aus? Meint er, sie hätte einen Luthers oder auch nur einen Hutten, Sickingen aufweisen können, oder wo nicht, daß darin keine wesentliche, ja entscheidende Verschiedenheit zwischen der reformistischen Richtung der Deutschen im 16. und der im 19. liege?

Noch einmal, wir können hier auf diese und viele andere ähnliche Fragen nicht eingehen. Wir hätten manches Wortchen mit dem Doctor zu reden. Die Form und der Inhalt seines Buchs bieten große Mängel. Auch wir meinen patriotisch und unabhängig gesinnt zu sein, müssen uns aber entschieden dahin erklären, daß die ganze Richtung unserer Republikaner verwirrend, unheilvoll und unpraktisch war, wie sie denn in der That nichts gefördert und wesentlich zur Hemmung des Fortschritts auf dem Wege des Constitutionalismus, der friedlichen Entwicklung mitgeholfen hat. Freilich, die Republikaner verzweifeln an ihm, erklären ihn für rein vergeblich, und hier wäre eben zu streiten. Allein wir müssen uns die Gegengrede versagen, kommen indeß vielleicht auf das Buch zurück, etwa im Jahre 1852. Nur das Bedenken, an welchem es hinstreift, aber auch nur hinstreift, wollen wir noch andeuten: wenn die Constitutionellen an Illusionen litten, wie Ihr behauptet, war es bei Euch weniger der Fall? Ja, Ihr müßt es von Euch nothwendig einräumen, denn Ihr wolltet tatsächlich Deutschland revolutioniren und hattet kein Volk hinter Euch. Man muß aber zu einer Umwälzung haben erstlich die Massen, zweitens die Massen, und nochmal zum Dritten und Vierten die Massen. Ihr habt falsch gerechnet, Euch gänzlich verrechnet, es liegt am Tage. Indem Ihr behauptet, die landständischen Verfassungen vermöchten nun einmal nichts und wieder nichts ohne Reichsrepräsentation, gesteht Ihr doch selbst zu (S. 237), sie wären nützlich gewesen, indem sie einen Anstoß zur Weckung des öffentlichen Geistes gegeben und von den Volkskammern sei der Ruf nach Einheit ausgegangen. Aber war dies nicht eben Das, was Ihr selbst für das Nützlichste erklärt? Es waren doch Anfänge — Anfänge, die sich neben den Eurigen doch gewiß mit Ehren sehen lassen dürfen. Ihr meint auch jetzt noch, die Sprache, die Ihr geführt, sei im Wesentlichen angemessen gewesen. Mit nichts! Ihr konntet vernünftigerweise die Nation nur fortreißen oder gewinnen wollen. Sie war zum Ersten zu schwach und zum Letzten zu stark. Die Mehrzahl der Deutschen, auch der reformistisch gesinnten, wendete sich von Euch ab, noch vor den Bundesbeschlüssen. Die Folgen, Ihr erfuhrt sie, müßt sie tragen, und es ist wahr, Dr. Wirth trägt sie mit edler Resignation.

Doch genug. Wir hätten ihm und seinen Gleich-

gesinnten und Sterbenden Einwürfe und Vorwürfe zu machen und zwar zahlreiche und starke. Jene indeß haben nur Kraft und diese sind nur edel und erlaubt bei voller Redefreiheit. Wir haben ihrer einige angedeutet — darüber wird sich Dr. Wirth nicht beklagen dürfen, da er selbst ausführlich, größtentheils herausfordernd, sich ausgesprochen. Und schließlich soll noch einmal seine männliche patriotische Gesinnung und die in ihr wiederum liegende echte Einsicht und Mäßigung anerkannt werden, wie er sie namentlich in den letzten Abschnitten bekundet. Nachdem er da in Folge wiederholter Untersuchung zu dem Ergebniss gelangt, daß, wie die Sachen ständen, das deutsche Volk auf seine eigene Kraft verwiesen sei (man sieht leicht, in welchem Sinne er es meint), nachdem er ein Capitel geschrieben, das von Anfang bis zu Ende ein Dithyramb auf die Freiheit genannt werden könnte, und während andere Seiten Zeugniß von der tiefsten zornigsten Erbitterung geben, spricht er mit ebenso bitteren Gefühlen und Bismarckworten von den Franzosen und insbesondere von der republikanischen Partei, von den Verlockungen derselben zu einem Bündniß der deutschen Republikaner mit ihr, von dem Gedanken, ein solches mit ihr einzugehen, und erklärt sich ebenso heftig als stark dahin, wenn Deutschland und unter was immer für Umständen es angegriffen werden möchte: in jedem Falle hätten alle Deutsche ohne Ausnahme zur entschiedensten Abwehr sich zu vereinigen und bis nach erfolgtem Siege dürfe keine Parteiwunsch oder Streit mehr laut werden, müsse selbst jede Rücksicht auf das hohe Gut der Freiheit zurückstehen.

In der That, wir sind fortgeschritten, Deutschland hat sich gehoben! Wer denkt da nicht an die Zeiten und ihre Ständigkeit, ihre Strafgerichte, wo Deutsche Schutz suchten jenseit ihrer Grenzen oder mit den Feinden sich verbündeten, bethört, verrätherisch, Welches zugleich, im besten Falle wegen des Interesse der Religion und Gewissensfreiheit, im schlimmsten zur Erreichung der kleinlichsten, jämmerlichsten, an sich selbst schändlichsten Absichten? Wehe Denen, die fortan wieder daran denken, und auch Denen, die in Versuchung dazu führen! Es ist herzerfreuend, den Fortschritt, von welchem wir reden, an so vielen Seiten wahrzunehmen. Ihr aber selbst, die Ihr mit großen Schmerzen aller Hoffnung entsagt, es sei denn der auf Gewalt, müßt Ihr nicht Trost, Hoffnungspuren darin erkennen, und — ein Zeugniß wider Eure Ansicht der Dinge? so übertrifft es auf der andern Seite auch von uns wäre, wenn wir in der Einbildung uns wiegten, am Ziele bereits angelangt, oder auch nur nicht noch gar fern von demselben zu sein.

33.

Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau von W. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Verfasserin dieses Werthens scheint viel gelesen, viel gedacht und viel beobachtet zu haben. Ihre Gedanken tragen den Stempel einer seltenen Reife; sie hat die höhere Bedeutung des Lebens erkannt und das Resultat ihres Erkennens, die Quintessenz ihrer Contemplationen und Observationen ist dieses Buch. Sie hatte wol selbst so viel gelesen, daß sie lebensmüde

war und gar jeder griff. Die Bemerkungen trafen dem Lesers auf jeder Seite entgegen; frei von Vorurtheilen und doch besonnen achtend, kann dieser Roman aus einer kleinen Stadt, in seiner frommen tugendhaften Tendenz, nur Gutes stiften und mehr jungen Lesern besonders anzuregen.

Die Heldin Julie zeigt, wie die Ausbildung des Herzens mit der des Verstandes Hand in Hand zu gehen vermag, und manche sehr wahre Reflexion, manche richtige Erörterung, sowie auch manche gelungene Darstellung wird dem Gedächtniß der Lesers nur Gutes hinterlassen. Dessenungeachtet möchte Ref. der Verfasserin das Schriftstellertalent ganz und gar absprechen. Der Styl ist durchaus nicht lobenswerth, die Perioden oft verschraubt, oft bis ins Unverständliche verdreht. Auch der Faden des Romans enthält manches Unbegreifliche: daß der Held ein ungariſcher Graf, Namens Sanſſi, der von seiner Frau geschieden ist, als Katholik die Heldin Julie nicht heirathen kann, verkehrt sich von selbst. Seine Mutter macht ihm aber das Anerbieten, die Ehebindung zu bewirken, wenn er eine Ehebürtheige heirathen wolle. Warum konnte dieser Schritt nicht auch für Julie geschehen, um so mehr, da er sein Vaterland verläßt und nach Amerika reist? Sein Anerbieten, als Erzieherin seiner Tochter mit ihm eine Einsamkeit in der Schweiz zu bewohnen, schlägt sie natürlich aus. Manche der Nebenfiguren sind ansprechend, die Gespräche aber oft schwerfällig, lang und nicht in die Localitäten passend. So beantwortet die Heldin die erste Frage Sanſſi's im Salon: was sie vom Kartenspiel halte? mit einer langen Abhandlung vom wahnsinnigen Karl VII., von Kant, dem Erfinder des Princips der reinen Vernunft, von Schiller, welcher auch L'homme spielte, und würzt ihre Gespräche mit Anführungen aus alten und neuen Schriftstellern, was sie im Auge eines Weltmannes eher lächerlich machen würde, als ihr sein Herz zu gewinnen. Besonders scheint die Verf. viel über Standesunterschiede nachgedacht zu haben, denn sie kommt öfters auf dieselben zurück, rügt die aristokratischen Vorurtheile, welche die Gräfin Papar-Papar in ihrem geistreichen Werkchen „Aus der Gesellschaft“ geäußert hat, sowie auch noch manche andere Eitelkeitschwächen der verschiedenen Stände. So sagt sie unter Anderm:

„Freilich glänzen und schimmern wollen sie Alle, sich überheben möchte eigentlich ein jeder Stand. Der bürgerlich geborene hängt das von, wird's ihm geboten, gern als Auszeichnung seinem ehelichen Namen an, aber dagegen neidet auch der simple Geismann dem Baron, der Baron dem Grafen, der Graf dem Fürsten seinen Ehrentitel (?), und vor einem Weltweisen, wie Napoleon war, galt es noch nicht einmal etwas König zu sein, denn „ce n'est qu'un roi!“ rief das Publicum ägerlich auf dem Congress zu Erfurt, als es ihn erwartete und statt seiner nur ein König kam; und dieser Napoleon war selbst auf solcher Höhe sich noch nicht genug und stürzte den Himmel, bis er am Felsen zerschellte.“

Es gibt sehr geistreiche, liebenswürdige, treffliche Frauen, welche als denkende, urtheilende, würdige Leserinnen für die Literatur von großem Werth sind, indem sie auf Schriftsteller und Lesewelt großen Einfluß üben können; diese sollten Leserinnen bleiben und nicht Schriftstellerinnen werden — und eine solche ist Frau von B.

Kritische Feilen Hegel's aus der jenenſer Periode 1803—6.

Unter diesem Titel bringt das „Königsberger Literaturblatt“ von dem Prof. Karl Rosenkranz einen Aufsatz über Hegel nebst mehren bisher noch ungedruckten Reflexionen dieses Philosophen. Eine dieser „Feilen“ lautet: „Eine ganze Reihe Lektoren erhängte sich um spröder Knaben willen. Die geistliche Knabenliebe ist noch wenig begriffen. Es liegt

eine alte Beschuldigung des Missethats darin und damit darauf, daß ein Gott neu geboren werden sollte.“ Es liegt nicht zu vermuthen, daß diese Idee einer neuen Gottgebärung allgemein geteilt oder auch nur verstanden werden wird. Es was unklar könnte ein anderer Auspruch erscheinen: „Bei den Lesern sind die Menschen bereits in den Wissenschaft. Now da ist's nicht mehr weit bis zum Pater pavari.“ Mehr in der Zeitnatur und so deutlich, als man billigermaßen erwarten kann, ist der Satz: „Nütlicher spricht vom Sagenstillerer Pausanias, von der bliesenden Jama mit den Trompeterbuden; baldes aber ist er selber.“ Im Eingangs seiner Mittheilung erklärt Hr. Rosenkranz: „Diese Fragmente, ein Nam seines (Hegel's) noch ungedruckten Nachlasses, sind nun vierzig Jahre alt, aber jedes geschmückt mit dem Kranz ewiger Jugend, hat noch jetzt dasselbe Interesse wie damals und erseht sich jetzt vielleicht erst seines rechten Verständnisses.“ Unter den Philosophen und Nicht-Philosophen werden Viele sein, welche dieser Ansicht, nach den von Hr. Rosenkranz mitgetheilten Proben, nur theilweise beistimmen; immer aber bleibt es verdienstlich, daß Hr. Rosenkranz jene Reliquien Hegel's auch Licht gezogen hat. Was die Bemerkung betrifft, daß jene Betrachtungen sich erst jetzt ihres rechten Verständnisses erfreuen werden, so dürfte sie besonders auf Folgendes passen: „Eine Partei ist da, wenn sie in sich zerfällt. So der Protestantismus, dessen Differenzen jetzt in Unionversuchen zusammenfallen sollen; — ein Beweis, daß er nicht mehr ist. Denn im Zerfallen constituirt sich die innere Differenz der Realität. Bei der Entstehung des Protestantismus hatten alle Schismen des Katholicismus aufgehört. — Jetzt wird die Wahrheit der christlichen Religion immer bewiesen, man weiß nicht für wen; denn wir haben doch nicht mit den Tärken zu thun.“ Über den vermeintlich eingetretenen Untergang der Hegel'schen Philosophie sagt Hr. Rosenkranz bei dieser Gelegenheit: „Man findet jetzt von manchen Seiten her zweckmäßig, die Hegel'sche Philosophie als bereits untergegangen darzustellen. Nicht nur jüngere Philosophen, bei denen der Glaube an ihren Fortschritt über Hegel hinaus so natürlich und verzehlich ist, wie Feuerbach, Reiff, Wirth, Weber u. A., sondern auch ältere Philosophen, wie Schelling und Fries, erzählen uns jetzt von der Überwindung Hegel's. Aber so schnell wird man mit ihm nicht fertig werden. Noch aus dem Grabe heraus wird er selbst auf viele Jahre hin in immer neuer Gestalt seine Sache führen.“ Als eine solche neue Gestalt werden nun die aufgefundenen Feilen dargeboten.

20.

Literarische Notiz.

In Paris ist unter der Leitung des bekannten Genoude eine „Bibliothèque chrétienne du 19ième siècle“ entstanden, welcher folgendes zweibändige Werk Genoude's: „La divinité de Jésus-Christ, annoncée par les prophètes, démontrée par les évangélistes, prouvée par l'accomplissement des prédictions de J. C. et reconnue par les plus grands philosophes de l'univers“ (mit einem Anhang, die Geschichte einer Seele und der berühmtesten Bekehrungen enthaltend), ferner Volz's „Geschichte des Papstes Gregor VII.“, überſetzt und bearbeitet vom Abbé Jager, und Reander's „Geschichte des heiligen Bernhard“, überſetzt und mit kritischen Noten versehen von Th. Biel, angehören. Der religiösen Literatur, die in Frankreich überhaupt erstaunlich im Wachſen ist, schließen sich noch an: „Tableaux de l'évangile“, eine dem Bischofe von Blois gewidmete Dichtung von Ch. Turpin; „La religion dédaignée contre les préjugés et la superstition“ (2 Bde.) u. s. w. Ferner erschien: „Le rationalisme chrétien à la fin du 19ième siècle, ou monologium et proslodium de Saint-Anselme, archevêque de Cantorbéry, sur l'essence divine; traduits et précédés d'une introduction“, von P. Boucquitté.

2.

Moriz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Bestatler der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 1841. Gr. 8. 5 Thlr.

Als der gelehrte und geistvolle Verf. dieses gebliebenen Werkes das Leben und Wirken Albrecht's des Beherzten schilderte, hatte er einen Fürsten ausgewählt, der als der Stammvater der Albertinischen Linie bedeutungsvoll, als thatkräftiger, unternehmender und bleibender Charakter hervorragend und durch wechselvolle Schicksale in viele bedeutende Ereignisse einer merkwürdigen Sührungs- und Übergangsperiode verflochten war. Aber bei den weltgeschichtlichen Begebenheiten, in denen Albrecht mitwirkte, war er doch fast nirgend die Hauptperson, nicht, soweit Persönlichkeiten das sein können, der Ausgangspunkt des Geschehenen und der den Anstoß gab zu den wichtigsten Erfolgen. Das Interesse knüpfte sich hier mehr daran, daß dem Leser gezeigt wurde, in wie viele Vorgänge, die sich an sich mehr an andere, bekanntere Träger knüpften, doch auch seiner Namenname verwebt war und auf wie viele Beziehungen auch von ihm aus ein neues und wichtiges Licht geworfen werden könne. In Kurfürst Moriz dagegen traf der Verf. in der That einen Mann von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung, einen Hauptträger großer Geschehnisse, welcher selbstbestimmend in das Rad der Begebenheiten eingriff und für zwei große und folgenschwere Interessen das geschickte und glückliche Organ war: für die deutsche Landesherrlichkeit und für den Protestantismus. Dies noch neben dem wichtigen Dienste, den er seinem Hause und zwar nicht bloß der Albertinischen Linie desselben, sondern dem ganzen Hause geleistet hat. Mag es sein, daß die provinzielle Unabhängigkeit in Deutschland, der Protestantismus und selbst die Selbständigkeit der sächsischen Lande nochwendig genug waren, um aber kurz oder lang sich auch auf andern Wege durchzukämpfen: nach menschlichem Urtheil war es doch Moriz zu danken, daß Deutschland vor Centralisation und Absolutismus bewahrt blieb, daß die protestantische Kirche eine berechnete wurde und den Verfolgungen, der Unterdrückung entging und daß nicht die gesammten Lande des Hauses Wettin an Ferdinand von Böhmen kamen. Dabei war Moriz nicht etwa der glückliche Finder eines ihm wie von selbst zufallenden Gutes, oder das bloße Werkzeug trotzelnder

Verhältnisse, sondern was er vollbrachte, das ward einer seltenen Verbindung von staatskluger Besonnenheit und rascher unternehmender Thatkraft verdankt.

Dem Verf. am wenigsten konnte diese hohe Bedeutung seines Helden entgehen und er hat die in vielem Betracht schwierige Aufgabe seiner würdig gelöst. Schwierig auch deshalb, weil mancherlei Vorurtheile gegen Moriz rege sind: Protestantische, Deutsche, Ernestinische. Man hat ihn als einen inconsequenten Egoisten dargestellt, dem höchstens das Lob eines schlauen Politikers gebühre. Er habe unteren gegen die protestantische Sache, gegen seine Verwandten und zuletzt noch gegen den Kaiser gehandelt. Er habe seinen Vetter, wie dieser das Schwert im Interesse deutscher und protestantischer Freiheit erhoben, verlassen und ihn stürzen helfen, um seine Lande an sich zu ziehen, und habe dann wieder den Kaiser durch verträglichem Ueberfall gestürzt, um sich auch von der andern Seite her diese Lande zu sichern. Ja, noch seine letzte Thatthat sei gegen den Genossen seiner Unternehmung, Albrecht von Brandenburg, getrieben gewesen, der den Kampf gegen die Katholischen fortsetzen wollen, während Moriz innehielt, sobald er, was er für sich wollte, erreicht hatte. Er wird der Verstellung, der Falschheit, des Indifferentismus und der Hinterlist beschuldigt und als ein Repräsentant der machiavellistischen Politik betrachtet. Dem eifrigen Protestanten erscheint häufig Johann Friedrich, der von Anfang an bis zum Ende mit unerschütterlicher Festigkeit an seinem Glauben hing und für ihn kämpfte und wirkte und den weder das angebrochene Todesurtheil schrecken noch die lange Gefangenenschaft beugen konnte, in einem viel strahlendern Lichte. Der treue Anhänger der Ernestinischen Linie denkt an Moriz etwa mit den Gefühlen, wie der gute Sachse an Preußen und 1815. Und endlich der für die Einheit der deutschen Nationalität begeisterte Deutsche macht es ihm wol gar zum Vorwurf, daß er zum Hinderniß einer mehrern Centralisation und einer größern Befähigung der Kaisermacht geworden, jedenfalls aber, daß er französische Hilfe herbeigerufen, damit sofort zum Bedachte der drei Bisthümer Anlaß gegeben und auch für eine fernere Zukunft die Franzosen in die deutschen Hände gezogen habe. So wird, von verschiedenen, allerdings miteinander nicht recht harmonisirenden Seiten her, der Charakter und das

Wirken Morizens in einem zweideutigen, oft gehässigen Lichte dargestellt und selbst wer zugestehet, daß er Großgewirkt und einer edeln Sache viel genützt habe, bezweifelt doch häufig die Reinheit seiner Mittel, bje Lauterkeit seiner Gesinnung, seines Wesens.

Und doch ist dieses gehässige Licht, in welches Moriz gestellt wird, ein völlig falsches und er hat, in sehr schwierigen Collisionsfällen, nicht bloß mit ungemeiner Klugheit, sondern auch mit seltener Selbstbeherrschung, Mäßigung und Gewissenhaftigkeit gehandelt. Die Beweise dieser Behauptung, die in dem vorliegenden Werke durch überaus zahlreiche und wichtige Einzelheiten vermehrt worden sind, wollen wir in ihren Hauptmomenten beibringen. Wir wollen aber zuvörderst zugeben, daß Moriz nicht in dem Sinne eifriger Protestant war, in dem es Johann Friedrich gewesen ist. Gewiß war Moriz so gut wie dieser ein Feind der Annahmen der Hierarchie, ein Feind des Glaubenszwanges und der Geistesverfinsterung. Gewiß freute er sich, wie sein Vetter, der für Deutschland eröffneten Aussicht, von dem römischen Joch befreit zu werden, und durchschaute vielleicht noch besser als dieser die politischen Vortheile, die daraus für die deutschen Fürsten und Völker erwachsen konnten. Er hat denn auch den von ihm erfassten protestantischen Glauben, selbst als Vertrauter und Günstling des Kaisers, nicht wieder aufgegeben und hat zuletzt dem Siege des durch den eifrigen Protestanten Johann Friedrich in die höchste Gefahr gebrachten Protestantismus ebenso viel genützt, wie Johann Friedrich demselben geschadet hatte. Aber die theologische Seite der Sache war dem Moriz wahrscheinlich ebenso gleichgültig, wie auf der andern Seite dem Kaiser Karl V.; beide waren mehr auf das Politische als auf das Kirchliche gerichtet und wenn wir Moriz auch tadeln wollen, daß er vielleicht die Wärme des Glaubens, die in der That den damaligen Protestantismus bezeichnet, nicht getheilt hat, so können wir ihn doch nicht deshalb geringer halten, daß er zu geistvoll war, um sich für die theologischen Epistelnigkeiten zu interessieren, die seinem Vetter beschäftigten, und sich mit diesem unter das Joch der Hoftheologen zu beugen. Vergessen wir nicht, daß der Mann, der, nächst Luther, die einnehmendste Erscheinung unter den Reformatoren ist, ja dessen Glanz vielleicht noch reiner und flackerloser strahlt und der die evangelische Sache in ihrer reinsten Milde aufgefaßt hatte, daß Melanchthon den Glauben an Moriz selbst in der Zeit nicht aufgab, wo Alles gegen ihn schrie, daß er vielmehr am 1. August 1546 am Cameracius schrieb:

Man kann dem Herzoge (Moriz) nicht verdenken, daß er die Bundesgenossenschaft von sich gewiesen, er will wahrscheinlich nicht der Trabant von Anführern werden, bei denen er sich vor mancherlei Verdächtigem hüten muß, und gesetzt, sie siegen, so kann er nicht wünschen, daß nach ihrem Erbdrücken der Stand der öffentlichen Sache oder seines Staates bestimmt werde. Der Ausgang wird ein ganz anderer sein, als die Anhänger des Herzogs denken oder hoffen. Große Veränderung der Dinge steht bevor.

Wie richtig beurtheilt der einfache, engelreine Geist des Meisters Philipp die Zeitlage, wie viel richtiger als

der erblühte Parteigeist, als die Männer des Extremis! Moriz besaß ferner allerdings, unter manchen Eigenschaften, die Johann Friedrich abgingen, auch namentlich drei, um deren Willen er von Parteimännern billigerweise unter Letztern gesetzt werden muß. Er war, wir müssen es gestehen, klug; er war so sehr klug, daß er nicht bloß auf Das sah, was er wollte, sondern auch auf Das, was er konnte; die Dinge und die Menschen nicht für Das hielt, was er vielleicht wünschte, daß sie es sein möchten, sondern für Das, was sie waren, und für seine Zwecke sich auch nach Mitteln umsah, sich auch fragte, was sich für ihre Erreichung thun lasse. Ferner besaß er jene Selbstständigkeit des Geistes und Charakters, die sich selbst ihr Ziel und ihren Weg setzt, die sich nicht von dem großen Geschrei des Haufens treiben läßt, der es unmöglich ist, sich dem Willen des Parteigeistes unterzuordnen und, weil sie mit ihm in den Zwecken eins ist, auch in allen Mitteln sich ihm zu fügen, weil sie mit ihm bis an die Grenze der gemeinsamen Berechtigung Hand in Hand geht, auch mit ihm über diese Grenze in Unmaß und Ubertreibung auszuweichen. Endlich jenes strenge Stillsitzen und jene Unbefangenheit, die ihn abhielten, weil er in dem einen großen Hauptpunkte von dem Streben der Zeit getragen und in hoher Berechtigung handelte, sich nun auch gegen die Gegner aller Rücksichten, gegen das Bestehende aller Schranken entbunden zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Oliver Goldsmith's und David Hume's Biographie.

Ein hübsches topographisches und antiquarisches Wäckerchen über Camberwell („Collections, illustrative of the geology, history, antiquities, and associations of Camberwell and the neighbourhood, by Douglas Allport“, Camberwell 1841) enthält unerwartet einen berichtigenden Beitrag zu Goldsmith's Leben. Camberwell heißt ein südlich von London gelegenes, jetzt im Verwachsen mit der Riesengast begriffenes Dorf. Nahe dabei heißt ein anderes, in derselben Übergangsperiode stehendes Dorf Peckham und in Peckham befindet sich eine Erziehungsanstalt für junge Gentlemen, die zu Ehren der Thatfache, daß hier der Dichter des „Deserted village“ unterlehrt gewesen ist, den Namen Goldsmithhouse führt. Die fragliche Berichtigung soll die Zeit betreffen, in welche jene Thatfache fällt. Goldsmith's Biographen erzählen einstimmig, daß derselbe 1756, wo er, ungefähr 27 Jahre alt, von seinem Vagabundiren auf dem Continente zurückkam, in einem Landkästgen einen Apothekerladen errichtete und später, nachdem er manches Andere versucht, in der Schule des Dr. Riner zu Peckham unterlehrt worden sei. Allport will nun nachweisen, daß dies falsch, Goldsmith vor der Durchwanderung des Continents, und zwar schon 1751 die Lehrerstelle bekleidet habe. Sein Beweisdocument ist das Tagebuch eines Herrn, der seine zwei Söhne, einen am 28. Jan. 1751, den andern am 15. April 1751 in Dr. Riner's Schule brachte, sie daselbst „Herrn Oliver Goldsmith übergab, einem vielleicht 23 Jahre alten, schwerfälligen und einseitig aussehenden Menschen“, und sie am 4. Juli 1754 wieder wagnahm. Ohne die Glaubwürdigkeit des Documents verdächtigen oder den Werth des Fundes überhaupt verkleinern zu wollen, scheint doch daraus, daß Goldsmith 1751 in Riner's Schule Lehrer war, noch keineswegs zu folgen, daß seine Biographen

treten müssen, wenn sie ihm nach 1756 diese Lehrerstelle übertragen. Nun ist jedenfalls und dies ein dankenswerther Beitrag zu Goldsmith's Leben, daß er 1751 die Lehrerstelle bekleidete. Wäre es denn aber unmöglich, daß er sie nach 1756 ein zweites Mal bekleidet? Allport erwähnt nebenbei, Milner sei im Juni 1757 gestorben und sein Sohn und Nachfolger habe im Mai 1759 Pertham verstorben. Da wäre also Zeit dazu. Außerdem löste das Institut durch des Sohnes Weggang sich nicht auf und der Irrthum der Biographen bestände am Ende bloß darin, daß sie das Leben des Dr. Milner um einige Jahre verlängert. Was aber die Vermuthung unterstützt, daß Goldsmith nach 1756 ein zweites Mal das saure Amt eines Lehrers verwaltet, sind die in seinen Schriften mit unverkennbarer Feinheit hervortretenden bitteren Erinnerungen. In einem seiner „Versuche“ aus jener Zeit sagt er: „Einem Unterlehrer wird alle Art Schamernat gespielt; alles Auffallende in seinen Sitten, in seiner Kleidung, in seiner Sprache bietet unerschöpflichen Nachspott; bloßwollen kann der Director nicht umhin mitzulachen, und der arme Nicht, der sich über diese Mißhandlung erboht, steht mit dem ganzen Hause auf Kriegsfuß.“ Noch spitziger ist die Satire im „Vicar of Wakefield“: „Seid Ihr gewiß, daß Ihr in eine Schule taugt? Laßt mich Euch mal examinieren. Habt Ihr die Handwerkslehrejahre gestanden?“ „Nein.“ „So taugt Ihr auch nicht in eine Schule. Könnt Ihr die Jungen reissiren?“ „Nein.“ „So taugt Ihr auch nicht in eine Schule. Habt Ihr die Pocken gehabt?“ „Nein.“ „So taugt Ihr auch nicht in eine Schule. Könnt Ihr zu Dreien in einem Bette liegen?“ „Nein.“ „So taugt Ihr nimmermehr in eine Schule. Habt Ihr einen guten Magen?“ „Ja.“ „So taugt Ihr vollends gar nicht in eine Schule.“ Und an einer andern Stelle desselben Buchs: „Ich bin Unterlehrer in einer Erziehungsanstalt gewesen und will sofort an einem hässlichen Halbbande sterben“), wenn ich nicht lieber Unterschleifer in Newgate gewesen wäre. Ich war früh und spät auf den Beinen, wurde vom Director genagt, von seiner Frau meines häßlichen Gesichtes halber gehagt, im Hause von den Jungen gemartert und ausserm Hause nie in höfliche Gesellschaft gelassen.“ Endlich das Avertissement im „Weltbürger“: „Gesucht wird ein Unterlehrer für eine Akademie. NB. Er muß lesen und reissiren können und die Pocken gehabt haben.“

In finanzieller Hinsicht hatte Goldsmith unter seinen Zeitgenossen keinen entschließenern Gegenfahler als David Hume. Ohne Fürsorge und Vorbedacht starb Goldsmith bei bedeutendem literarischen Erwerb mit einer Schuldenlast von 20,000 Thälern. Bei guter Fertigkeit und angesehener Verwandtschaft trat Hume arm ins Leben. Aber er war mächtig und trotz emfigen Studirens krebte er nach einem, ihn unabhängig machenden Vermögen. Als er 1747 37 Jahre alt war, hielt er sich für einen wohlhabenden Mann; er hatte von seinen wenigen Einkünften 7000 Thaler erübrigt. Zwelundzwanzig Jahre später hatte er theils durch seine historischen Schriften, theils durch einige einträgliche Aemter sich, seines Darsühaltens, Reichthum erworben; er besaß 7000 Thaler jährliche Rente und befiel solche bis an sein Ende 1776. Er selbst erwähnt in seiner Autobiographie, daß seine Stellung zum Marquis von Amandale eine pecuniäre vortheilhafte gewesen sei. „Im J. 1745“, berichtet er, „empfang ich ein Schreiben des Marquis von Amandale, worin er mich auffoderte, zu ihm nach England zu kommen und bei ihm zu leben. Bald erfuhr ich auch, daß seine Freunde und Verwandte ihn meiner Leitung und Aufsicht zu übergeben wünschten; denn sein geistiger und körperlicher Zustand machte dergleichen notwendig. Ich blieb 12 Monate bei ihm und mein Salär während dieser Zeit war für mein kleines Vermögen ein beträchtlicher Zuschuß.“ Dies ist Alles, was über Hume's Verhältnis zum Marquis von Amandale bisher

bekannt gewesen. In neuem und vollem Lichte erscheint es durch die Herausgabe eines von Thomas Murray herausgegebenen Buchs unter dem Titel: „Letters of David Hume, and extracts from letters, referring to him“ (Edinburg 1841). Also Briefe von David Hume und auf ihn sich beziehende Briefe ausgabe, die im Actenschrante eines edinburgher Schwalters gerührt haben und deren Veröffentlichung ein schätzenswerther Beitrag zu Hume's Leben und Charakter, wenn nicht zu der gesammten biographischen Literatur ist. Daß die Briefe aus dem Actenschrante eines Advocaten kommen, erspart die Bemerkung, daß ein Rechtsbändler sie hineingebracht. Und so ist es. Ihnen zufolge war der Marquis von Amandale ein junger, schwachkönniger Mann, der einen gut erzogenen und sittlich gebildeten Gesellschaftler bedurfte. Einige Stellen in Hume's „Versuchen“ hatten seine Wahl auf diesen gelenkt und im Febr. 1745 begab sich Hume von Edinburg nach London. Er sollte 100 Pf. St. Reisegeld, einen Inzagehalt von 300 Pf. St. und das Vierteljahr, in welchem er seine Stelle aufgeben oder der Marquis ihn entlassen würde, voll bezahlt erhalten. Unter diesen Bedingungen trat Hume am 1. April zu Beldehall in der Nähe von St. Albans seinen Posten an. Der Irrsinn des Marquis war von einigermaßen verständiger Art; er soll Epigramme und einen Roman geschrieben und Fontenelle und Voltaire gelesen haben. Er und der junge Philosoph lebten abgeschieden von der Welt, was letzterm bei seinem geselligen Temperamente kein kleines Opfer gewesen sein muß. Hauptantheil an dem unglücklichen Marquis nahmen seine Mutter, die Marquise, eine Cousin derselben, Capitain Vincent, und Sir James Johnstone auf und zu Beldehall. Vincent war des Marquis Generalbevollmächtigter und Geschäftsführer, kam deshalb oft nach Beldehall und scheint während der ersten Monate Hume sehr gern gehabt zu haben. Er schlug in dieser Zeit dem Marquis vor, Hume eine Pension von jährlich 100 Pf. St. auszusetzen, und schrieb im August an Sir James: „Herr Hume beschäftigt sich fast ausschließlich mit unserm Freunde, sodaß er weder an Vergnügen noch ans Studiren denken kann, was einem gelehrten und wissenschaftlichen Manne gewiß lästig sein muß, weshalb ich ihn auch für einen wohlverdienten und gutmüthigen Menschen halte.“ Hume seinerseits war mit seiner Stelle, oder wenigstens mit Salär und Ausichten insoweit zufrieden, daß er den Vorschlag aufgab, sich um die Professur für Moralphilosophie an der edinburgher Universität zu bewerben — eine Vergelt, die freilich leicht war, da die Professur inzwischen anderweit verkleben worden. Im October überwarfen sich Hume und der Capitain, weil Ersterer um geselliger Zwecke willen näher bei London zu wohnen wünschte. Von nun an blieben Beide unveröhnliche Feinde. Hume nahm den Capitain stets von der ungünstigsten Seite und in einer Reihe von Briefen an Sir James Johnstone schildert er sein Leben als ein höchst trauriges und verbittertes, kommt aber immer auf den Entschluß zurück, so lang als möglich allen Hindernissen und Entmuthigungen die Stirn zu bieten. Zu letztem rechnet er namentlich die launenhafte Vorliebe des Marquis für gänzliche Abgeschlossenheit, die so weit gehe, daß ihn bisweilen die Gesellschaft eines Menschen anwiderte. Unangenehm oder nicht — die Zeit verstrich, und Ende März 1746, wo Hume ziemlich ein Jahr im Dienste war, that ihm der Capitain den Vorschlag, künftig nur 150 Pf. St. Gehalt zu beziehen. Hume verlangte hierüber die Meinung der Marquise und Sir James Johnstone's, scheint aber Willens gewesen zu sein, schlimmsten Falls sich die Reduction gefallen zu lassen, obgleich er seine Lebensweise eine traurigere nennt, „als welcher je ein Mensch sich gefügt, der auf etwas Besseres hoffen oder Anspruch machen könne“, und an einer andern Stelle äußert: „wenn zu Abpersung, Einsamkeit und schlechter Gesellschaft noch solche Beweise von Rücksichtslosigkeit kommen —, so will ich weiter nichts sagen, als daß Bücher, Studiren, Musik, ein frugales und unabhängiges Leben um Vieles besser sind.“ Noch wenige Tage und das Verhältnis zum Marquis löste sich. Hume berichtet

*) Anodyne necklace, ein Halsband für zahnende Kinder. To die by an anodyne necklace elegant für: gebacken werden. Deutsch spricht man in diesem Sinne von einem hässlichen Halsbande.

an Sir James: „Ich glaube, bei Ihrem Grunde, dem Marquis, nie besser gekonnt zu haben, da er mich beauftragte, ein gewisses Portrait nach London zu überbringen. Als ich aber vor meiner Abreise zu ihm kam und fragte: „S'il n'avait rien d'autre chose à m'ordonner?" geriet er augenblicklich in die größte Wuth, sagte, ich sollte seiner, gleich als ob er mich wie einen Bedienten behandle und mir Befehle oder Commandos gäbe, wollte keine Erklärung anhören und hat sich seitdem geweigert, mit mir zu speisen, zu sprechen oder sonst zu verkehren. Ich hätte ihn einer so ketzigen Caprice nicht fähig geglaubt.“ Hume entfernte sich auf einige Tage und kam zurück in der Hoffnung, der Sturm werde vorüber sein, aber der arme Kranke bewies sich so wüthend wie vorher und Hume gab am 16. April seine Stelle auf. Der Contract berechnete ihn für das mit dem ersten begonnene Vierteljahr auf seinen vollen Gehalt; allein Capitain Vincent verweigerte dem und bot pour tout potage 35 Pf. St. Er meinte, da Hume bereits 400 Pf. St. erhalten, könne er für das unterbrochene Vierteljahr mit 35 Pf. St. vollauf zufrieden sein. Hume lehnte den unwürdigen Antrag entschieden ab und verließ das Haus, ohne das Vierteljahrgeld, nicht jedoch, ohne vom Capitain die schriftliche Zusage erhalten zu haben, daß die Sache auf der Entscheidung der Marquise und Sir James Johnstone's beruhen solle. In einem drei Tage später an die Marquise geschriebenen Briefe versichert der Capitain, daß er mit Hume's „Stolz und Geiz“ mehr Noth gehabt als „je mit einer Angelegenheit Mylords“. Er erzählt auch, der Marquis habe einen heftigen Widerwillen gegen Hume gefaßt und ihn auf das schimpflichste entlassen, indem er ihm gesagt, er sei eine interessirte, feile Creatur, und seine Ansprüche auf Selbstschädigung wegen der Professur seien grundlos, denn es habe nie in seiner Macht gestanden, die Stelle zu erhalten. In einem zwei Monate später datirten Briefe sagt Hume: „Ich erbot mich, das Vierteljahr über zu bleiben, aber weder er noch Vincent wollten es erlauben und drohten geradezu mit Hinanswerfen.“ Unmittelbar nachher wurde Hume Secrétaire des General St. Clair und verließ mit ihm England. Obgleich aber Capitain Vincent in Betreff der streitigen 75 Pf. St. ein Rechtsgutachten einholte und dies gegen ihn ausfiel, blieb die Schuld unberichtigt. Sobald daher Hume nach Schottland zurückgekehrt war, erhob er Klage. Der Graf von Dornoch, ein naher Verwandter des inzwischen völlig wahnsinnig gewordenen Marquis, bot seine Vermittelung an. Auch das führte zu nichts und Hume stellte 1760 die Klage fort. Ein außergerichtlicher Vergleich brachte die Sache zum Schluß.

Notiz.

In allen Ländern wird gegenwärtig rüstig daran gearbeitet, durch Übersetzungen und Bearbeitungen wichtiger Werke des Auslandes das goldene Zeitalter einer sogenannten Weltliteratur herbeizuführen. Frankreich verschleßt sich selbst einmal nicht mehr gegen Das, was die Literaturen anderer Völker wirklich Schönes und Großes haben. In einem längern Artikel in d. Bl., in dem wir auf einige der besten französischen Übersetzungen aufmerksam gemacht haben, haben wir angedeutet, daß der bei weitem größte Theil derselben in Prosa angefertigt wird, weil der Rahmen der französischen poetischen Behandlung so eng ist, daß nicht jedes Gemälde hineinpaßt. Indessen darf man nicht glauben, daß nicht auch der Versuch gemacht werde, in Versen zu übersetzen. So sind neuerdings zwei Übersetzungen von der „Odyssee“ und der Anfang einer Bearbeitung Byron's in Versen erschienen. Die Übertragungen des Homer sind von Wigan und Barthe. Was die erste zu akademisch-regelrecht und abgemessen-einförmig ist, scheint die zweite ungehört und hart zu sein. Beide sind ein matter Abglanz des Originals. Wigan's Verse klappen stets in gleicher Weise, nirgend eine

Stärke, Alles mitleidig, sanfter, aber nie zum Sterben leugnend. Tausendmal mehr werth als diese verwahrloste, matte Sprache, ist immer noch die kräftig einfache Art, mit Spatenbrand den Willen beabsichtigt hat.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

8. **Brockhaus (Herm.)**, Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathā Sarit Sāgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Mīri Comœdia. Sanscrit et latine. Fasciculus I, continens textum sanscritum. 8maj. 1835. 1 Thlr.

Kathā Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatts aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

9. **Busch (Dietr. Wuh. Reim.)**, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Gr. 8. 1839—41.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 3 Thlr. 25 Ngr.

Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Dilettik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 3 Thlr.

Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 4 Thlr.

10. **Bugton (Thomas Sowell)**, Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhilfe. Aus dem Englischen überf. von G. Julius. Mit einer Vorrede: Die Nigrexpedition und ihre Bestimmung, von Carl Ritter. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Übersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt und um durch große Verbreitung derselben die eben Zwecke dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

11. **Conversations-Repiton der Gegenwart**. (Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Repitons, sowie zu jeder spätern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.) Vier Bände in fünf Abtheilungen über 36 Heften. Gr. 8. 1838—41. Druck. 12 Thlr., Schreib. 18 Thlr., Bindung. 27 Thlr.

Die achte Originalanfrage des Conversations-Repiton in zwölf Bänden ist fortwährend zu dem Subscriptionspreise zu beziehen. Ein Exemplar kostet auf Druck. 16 Thlr., auf Schreib. 24 Thlr., auf Bindung. 36 Thlr., und ein für jeden Besitzer unentbehrliches Nachschreibestück, auf Druck. 20 Ngr., auf Schreib. 1 Thlr., auf Bindung. 1 Thlr. 16 Ngr.

Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Communion und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonntag,

— Nr. 149. —

29. Mai 1842.

Moriz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

Moriz schloß sich den Schmalkaldischen nicht an, weil er namentlich dem Kurfürsten Johann Friedrich, mit dem er ohnedies, und nicht durch Morizens Schuld, persönlich verzwist war, nicht zutraute, daß er ein geschickter und glücklicher Führer sein werde; weil er mit den mancherlei Quellen der innern Zerwürfnisse des Bundes bekannt war; weil er sah, daß die Zeit zwar für ihre Sache, aber nicht so für ihre Männer und ihre Maßregeln war; weil er vorzüglich ihre politische Oppositionsstellung gegen den Kaiser nicht billigte, durch dessen zeitliche Schritte noch nicht gerechtfertigt fand, sie zu extrem und rücksichtslos glaubte. Wie richtig er geurtheilt, bewiesen alle Schritte der Schmalkaldischen nach Anfang des Kriegs und nicht er allein, sondern auch Kurfürst mit seinem damals evangelischen Fürsten, Kurfürst und Kurfürst Brandenburg enthielten sich der Theilnahme, nicht er allein, sondern auch die protestantischen Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg schlugen sich, diese noch vor ihm, zu dem Kaiser. Nachdem die Schmalkaldischen den Krieg im Besitze der größten Übermacht, aber ohne Plan, ohne Einigkeit und in sichtbarer Unsicherheit über ihre Berechtigung eröffnet, überaus schlecht geführt und so dem Kaiser Zeit gelassen hatten, seine Macht zu sammeln, erklärte sich Moriz, der die Verbündeten keineswegs getäuscht, sondern gewarnt und vermittelt hatte, für den Kaiser, ließ sich Kur und Lande zusichern, ohne jedoch sofort von dem Titel Gebrauch zu machen, und nahm endlich, in Übereinstimmung mit seinen Landständen und den Rechtsgrund von der freilich, nach dem Ausspruch auch unser Verf., vor strengem Recht nicht beständigen Acht entlehnend, die Lande des Kurfürsten in Besitz. Allerdings hatte der Kurfürst sein Land im Vertrauen darauf, daß er von Moriz nichts zu fürchten habe, unbesetzt gelassen. Aber wenn Moriz es nicht besetzte, so that es Ferdinand von Böhmen. Und wenn Moriz dem Kurfürsten seine Absicht ganz unumwunden vorher erklärt hätte, so würde dieser nicht bloß seine, sondern, wie er nachher that, auch die Länder von Moriz besetzt haben. Moriz erhielt durch die Besetzung diese Länder wenigstens für das gemeinsame

Haus und rettete sie vor den Plänen der Habsburger, er erhielt sie der protestantischen Sache und sich die Kraft, für diese noch etwas wirken und wagen zu können. Er legte durch diesen offenen, im Interesse des Kaisers gethanen Schritt zugleich dem Letztern, wie er hoffen durfte, maßigende Rücksichten auf. Er wollte nicht durch die Unklugheit der Schmalkaldischen mit ihnen untergehen, und indem er von den Trümmern rettete, was zu retten war, erhielt er die Sache. Er schadete nicht einmal den Schmalkaldischen durch seine Handlung; denn wenn er auch dadurch den Kurfürsten bestimmte, nach Hause zu ziehen, so stand die Sache doch schon so, daß sich für die Verbündeten in Baiern nichts mehr hoffen ließ. Die Lande aber brachte der Kurfürst augenblicklich wieder in seine Gewalt und besetzte Morizens Lande noch obendrein, sodaß er jetzt besser stand als anfangs. Auch bei Mühlberg hatte der Kurfürst die Übermacht und ward geschlagen, weil es ihm an allem Talent des Feldherrn mangelte. Er verlor nun Kur und Land, nicht durch Morizens Schuld, der diese Wendung nicht hätte aufhalten können, da die Verbündeten niemals auf ihn hören wollten; aber wol hatte Moriz durch seine frühere, wenn auch zu diesem Ausgange gar nichts beitragende Erklärung für den Kaiser es verdient und diesen gewissermaßen genöthigt, daß die Würden und Länder nicht an Ferdinand kamen, nicht zur Stütze der Kaisermacht und des Katholicismus wurden, sondern bei dem Hause, bei den Evangelischen blieben und nur die Personen gewechselt waren. Moriz verwendete sich für die gefangenen Fürsten und wirkte Bedingungen zu ihren Gunsten aus, die bekanntlich vom Kaiser schöne umgangen wurden. Moriz hatte sich die Achtung und das Vertrauen des Kaisers zu verschaffen gewußt, weil er sich geistvoll, unbesangen, für die hohe Bedeutung Karls V., als des Kaisers, des weltlichen Oberhauptes der Christenheit, des Beherrschers so vieler edler Nationen und des reichbegabten Mannes, nicht ohne Rücksicht zeigte, die Frömmigkeit nicht in kleinliche Sektenkrügel, den Freisinn nicht in Grobheit, Eroz und Leidenschaft, die deutsche Biederkeit nicht in ungeschlachte Manieren setzte. Aber servil war er nie, blinde Nachgiebigkeit blieb ihm fremd und niemals verleugnete er dem Kaiser, wie sehr er Protestant, deutscher Reichsfürst und den vom Kaiser Ver-

folgten ergeben sei. Er führte zwar das Interim ein, aber auf eine milde Weise, unter Rath und Mitwirkung der angesehensten Theologen. Er protestirte bedingungsweise gegen das tridentiner Concilium. Er überrahm die Execution gegen Magdeburg, um dadurch Truppen zu sammeln, die Mährgel selbst aber auf die der Stadt und der protestantischen Sache förderlichste Weise durchzuführen. Als der Kaiser ihm sein Wort, hinsichtlich des Landgrafen Philipp, nicht hielt, die Rücksichten gegen ihn aus den Augen setzte, in politischer und kirchlicher Hinsicht offen auf den Absolutismus zusteuerte, selbst seinen Bruder Ferdinand vor den Kopf stieß, indem er die Königswahl seines Sohnes Philipp betrieb und Alles auf das Concil setzte, von dem doch die protestantische Sache nur Verdammung zu erwarten hatte, erfaßte Moriz den günstigen Zeitpunkt, Das zu thun und durchzuführen, was die Schmalkaldischen zu verrichten zu extrem und zu ungeschickt gewesen waren. Aber auch jetzt noch schritt er nicht ein, bevor er nicht nochmals den Kaiser feierlich gewarnt und zunächst an Freilassung des Landgrafen gemahnt hatte. Erst als auch dieses fruchtlos war, brach er los. Er erlangte rasche Vortheile und brachte den Kaiser in die Lage, daß dieser jede Bedingung hätte annehmen müssen, ja daß Karl selbst eigentlich Deutschland aufgab und dessen Geschichte hinführte seinem Bruder anheimstellte. Aber auch hier begnügte sich Moriz, der übrigens wohl wußte, daß er seinen Vortheil nur der durch politische Gründe bewirkten Passivität Ferdinand's und der Katholischen verdankte und der um keinen Preis an der Kaiserwürde festhalten wollte, mit dem Rechten und Nöthigen, begehrte keinen Vortheil für sich, keine Herrschaft, nur die Freiheit und gleiche Berechtigung der Protestanten. Von dem Friedensschlusse weg ging er nach Ungarn, um für Ferdinand gegen die Türken zu kämpfen, und den Heldentod starb er, indem er gegen Albrecht von Brandenburg, der nicht im Interesse des Protestantismus, sondern in Rohheit und Verrätherie den Kampf erneuert hatte, einen Reichskammergerichtsbescheid vollstreckte. Was endlich die Herbeirufung der Franzosen anlangt, so hatten zuvörderst ihm die Schmalkaldischen dazu das Beispiel gegeben, welche gleichfalls, wenn auch fruchtlos, Venedig, die Schweiz, Frankreich und England um Hülfe anriefen. Es ist ferner den Holländern niemals zum Vorwurf gemacht worden, daß sie gegen Spanien bei England, Frankreich und Deutschland Hülfe suchten, den Schweizern nicht, wenn sie zuweilen gegen Frankreich auf Österreich, gegen Österreich auf Frankreich sich anlehnten, den Schotten und Iren nicht, wenn sie in Frankreich, den Portugiesen und Spaniern nicht, wenn sie in England, den deutschen Protestanten nicht, wenn sie bei Dänemark und Schweden, ja den Ungarn nicht, wenn sie selbst bei den Türken Hülfe suchten. Nicht der Unterdrückte, der sich nach Hülfe umsieht, wo immer er sie findet, sondern der Unterdrückte, der ihn in diese Lage versetzte, trägt die Schuld des Übels, was daraus folgen mag. Ubrigens konnte Moriz damals noch nicht ahnen, wie gefährlich Frankreich, bis dahin immer die angegriffene, zur Vertheidigung genöthigte

Macht, für Deutschland werden könne, und es ist nicht leicht abzusehen, was, auch ohne Morizens Unternehmung, Frankreich in den damaligen Umständen hätte abhalten sollen, die Bisthümer wegzunehmen. Es war ein rascher Überfall, wozu die Entfernung des Kaisers, dessen Aufmerksamkeit ganz und gar von dem Concilium beschäftigt war, einlud, und die Sache würde gar nichts geschadet haben, wenn es dem Kaiser gelungen wäre, den Franzosen ihre Eroberung wieder abzunehmen. Daß ihm das nicht gelang, daran war Moriz nicht Schuld. Und wenn man diesen so hart beurtheilt, was soll man dann über Die sagen, welche später um bloß persönlicher Interessen willen den Franzosen den Zugang zu dem Herzen des Reichs eröffneten, oder mit ihnen auf Kosten ihrer schwachen Mitstände und des Reichs-intriguirten und sich durch fremdes Gut zum allgemeinen Verderben bestechen ließen? — Endlich kann man noch fragen: wenn auch Moriz die Länder und Würden seines Vaters im Besitz nahm, weil sie außerdem in fremde, schlimmere Hände gefallen wären, warum, wenn er der edle, hochherzige Mann war, für den man ihn ausgibt, stellte er sie ihm denn nicht zurück, als die Gefahr vorüber, die Macht des Kaisers gebrochen, Johann Friedrich wieder befreit war? Diese Frage wollen wir beantworten, wenn man uns Einen in der ganzen Geschichte zeigt, der in ähnlichem Falle das gethan hat. Von Moriz hat es zu seiner Zeit Niemand verlangt und erst nach seinem Tode erhob Johann Friedrich, der wohl wußte, daß er in die Abtretung gewilligt hatte und daß Moriz vom Kaiser belehnt worden war, Ansprüche, die weder bei dem Kaiser noch bei den Landständen Anklang fanden und endlich durch Vergleich erledigt wurden.

Zu dem Allen enthält das vorliegende Werk die zahlreichsten und interessantesten Belege in einem Reichthum von sorgfältig gesammelten, kritisch geprüften, mit historischer Kunst, aber nicht in dialektischer, parteinännischer Berechnung geordneten und meisterhaft dargestellten Daten, die der Verf. meist für sich selbst sprechen läßt, ohne sie zu Raisonnements auszubenten, bei denen nur zu leicht der Schein der Parteilichkeit entstehen, ja der Eifer der Beweisführung selbst in diese führen könnte. Dabei eröffnet das Werk überaus helle und wichtige Einblicke in den Charakter des Kurfürsten, seiner Stammgenossen, seiner Räte, der wichtigsten Fürsten und Staatsmänner der Zeit, die Verhältnisse dieser ewig denkwürdigen Periode, viele Haupt- und Nebenergebnisse und Zustände. Der zweite Theil aber besonders, in welchem die innere Regierungsthätigkeit des Kurfürsten und die innern Zustände geschildert werden, wird hier deshalb um so wichtiger, weil diese Momente gerade aus jener Zeit, wo die großen Haupt- und Staatsaffären die Aufmerksamkeit so gewaltig in Anspruch nehmen, seltener in Untersuchung genommen worden sind, hier aber von dem gründlichsten Kenner der deutschen Staats- und Rechtsentwicklung mit hohem Scharfsinn, Gründlichkeit, Klarheit und praktischer Richtung aus den besten Quellen erörtert werden. Hier ist kein Hineintragen der aus dem Dichten geschöpften Sätze eines

philosophischen Systems in die Thatfachen der Geschichte, sondern ein Entwickeln und Darlegen der Wahrheit aus dem Vorhandenen. Und wie reich war jene Zeit an interessanten Entwicklungen, großartigen Kräften, merkwürdigen Strebungen und Charakteren. Reich daran wie jede Zeit der gährenden Umwälzungen, reicher als die neuern, weil der Boden der mannichfaltigen individuellen Entwicklung noch ungleich günstiger war. Geben wir nun dem Leser nur kurzlich noch eine Übersicht des Wichtigsten, was hier geboten wird, die dem eigenen Genuß der Lecture nicht vorzuziehen, sondern nur dazu anzureizen soll, wobei eben Das besonders hervorzuheben sein wird, was zur Unterstützung der oben gemachten allgemeinen Bemerkungen über Kurfürst Moritz beiträgt.

Wir übergehen dabei die gediegenen „einleitenden Andeutungen“, in denen uns der Verf. einen großartigen Überblick über die Zeit, über die Bühne eröffnet, auf der er seinen Helden uns vorführen wird, und uns mit Meisterkunst auf den Schauplatz führt, wo die großen Thaten geschehen sollen, uns mit demselben zu sicherer Bewegung darauf vertraut machend. Darauf die Jugendgeschichte Moritzens, reich an interessanten Aufschlüssen über die blühenden Einflüsse und Verhältnisse, die ihn zu seiner großen Aufgabe befähigten und ihm gerade die Eigenschaften gaben, die er brauchte und durch die er gewirkt hat. Doch muß der Verf. beklagen, daß die Zeugnisse der Geschichte nicht genau genug über die erste Bildungszeit des Herzogs sprechen. Jedenfalls war das Verhältniß zu einem gutmüthigen, aber beschränkten Vater, den der Sohn in geistiger Beziehung und in hoher Richtung des Charakters unendlich überragte, zu einer das Übergewicht im Hause behauptenden, herrschsüchtigen Mutter, zu einem kleinen, paragirten, von mancher Bedrängniß umgebenen Hofe, zu dem Hofe des reichen und mächtigen Stammhauptes, des Herzogs Georg, mit dem man oft in Spannung lebte, während man doch auch von ihm abhängig war und ihn vielfach brauchte und den man allmählig hoffen lernte zu beerben, das Alles war nicht ohne großen, nachwirkenden Einfluß. Moritzens Aussichten waren unsicher und reiften erst allmählig zu größern Hoffnungen. Er mußte bei reichern Verwandten und Freunden suchen, was ihm die beschränkte Lage des älterlichen Hauses nicht gewähren konnte. Er ward frühzeitig in die Verwickelungen der Höfe, der politischen Interessen eingeweiht. Wie sein Bruder Severin am Hofe Ferdinand's erzogen wurde, so kam er an den prächtigen Hof des Kurfürsten Albrecht von Mainz nach Halle, dann an den des Herzogs Georg und des ganz entgegengesetzten Johann Friedrich. Bei Albrecht ward der gewandte Weltmann, bei Georg der ernste, thätige Regent vorgebildet, bei Johann Friedrich lernte Moritz das Terrain kennen und mochte sich früh seine Bemerkungen über die Gebrechen seines Vaters und über die schwachen Seiten machen, die der damalige Protestantismus doch auch hatte. Mit Georg stand er anfangs sehr gut; aber, wie wichtig auch dieser Fürst für ihn sein mußte, so ward das Verhältniß doch kälter, weil Moritz sich nicht zum katholischen Glauben

zueinführen ließ, Georg aber ihn nicht mit der ererbigten Burggrafschaft Leinitz belehnte. Moritz schloß sich nun mehr an den Kurfürsten, der ihn auch mehrere Jahre thätig unterstützte. Das Zerwürfniß zwischen dem Hofe Georg's und Heinrich's, welcher Letztere, besonders auf Betrieb der Herzogin Katharina, in seinem kleinen Gebiete protestantisch reformirte, ward immer schwieriger. Es war sehr zu besorgen, daß der streng katholische Georg der protestantischen Linie die Nachfolge zu entziehen suche, und für Moritz ward das Verhältniß immer bedenklicher. Über diese Zustände und Stellungen, in denen auch die verwitwete Herzogin Elisabeth, die Schwiegertochter Georg's, die auf ihrem Wittwenstuhle zu Rochitz saß, eine eifrige Protestantin und die thätigste Beratherin der protestantischen Wettiner war, eine Hauptrolle spielte, gibt uns der Verf. die interessantesten Aufschlüsse. Auch die Ränke lernen wir kennen: Georg von Carlowitz, der den Herzog Georg, Anton von Schönberg, der den Herzog Heinrich beriet. Von Carlowitz hören wir, daß er, als Georg seine Lande dem östreichischen Hause zuwenden wollte, sich geäußert: „es seien dies Sachen, die das ganze Haus Sachsen betrafen, und es möchte Zerstörung der Lande daraus erfolgen, er möge dabei nicht sein, es werde ihm und seinen Kindern zu ewigem Verberb gereichen. Ebenso habe der Kanzler gesprochen.“ Ein Vertrag, den in diesen drohenden Umständen auch Moritz mit Johann Friedrich und Philipp eingegangen, war noch nicht zur förmlichen Vollziehung gelangt, als der Tod Georg's die ganze Verwirrung löste. Carlowitz ward entlassen. Aber schon frühzeitig finden wir ihn, der in der That im Lande nicht entbehrt werden konnte und den auch Heinrich bald wieder zu den Geschäften ziehen mußte, sich an Moritz halten, der den staatskundigen und es mit dem Lande wohlmeinenden Mann um deshalb nicht geringer hielt, weil er auch andere Interessen, außer den theologischen, kannte. Selbst Elisabeth mußte ihm nachsagen: „er ist fürwahr einem Herrn wohlzuhalten“. Doch mochte es überhaupt jetzt hervortreten, daß Moritz ein anderer Geist war als seine Ältern und einer höhern und freieren Anschauung folgte als der eines bereits wieder im Sektenthum erstarrenden und gerade an diesem Hofe in ziemlicher Beschränktheit erfassten Protestantismus. Darum wenigstens eine gewisse Erklärung, ein gegenseitiges Zurückhalten. Das wurde noch stärker durch die interessante Episode, wie Moritz, wider die Wünsche seiner Ältern, seine Vermählung mit der Tochter des Landgrafen Philipp durchführte. Das Widerstreben der Ältern war freilich in jedem Betracht kaum begreiflich und die Verlobung hatte unter ihrer vorläufigen Bewilligung stattgefunden, während erst später, auf Betrieb Katharina's, der Widerspruch eintrat. Dies gab auch Moritz Anlaß, seinen Vater zu erinnern: „er habe von Jugend auf gehört, was die Fürsten von Sachsen zugesagt, das hätten sie auch gehalten; wollte ich auch, da ich des Geblütes bin, nicht anders befunden werden“.

Die Sache ward endlich glücklich beigelegt und die Angehörigen der Landschaft vermittelten zuletzt noch den

Eintritt einer Mitregierung für Mosch, die jedoch wenige Tage später zur selbständigen Regierung wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gesammelte Novellen von Franz Berthold. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. 12. 3 Thlr.

Unter so geheimer Einführung heist man gern dieses Werk willkommen und fühlt sich zu schönen Erwartungen berechtigt, welche auch nicht unerfüllt bleiben. Mit kräftigem Flügel Schlag trägt eine blühende Phantasie die „Russischen Scenen“ dem Leser vor und er folgt mit Herzkopfen den verschiedenen Darstellungen, über welche Klima, Verhältnisse und Zustände mit Licht und Schatten ein Colorit der Wahrheit verbreiten. Unmenseliche Bedrückung der Leibeigenen, stilles Zähneknirschen, Rachege danken, denen der Muth zur Ausführung fehlt, und ohnmächtige Verzweiflung der Armen; — Sittenlosigkeit, Einnelust, Habsucht, Gewissenlosigkeit und Hartherzigkeit der Reichen und Bornahmen, Unbarmherzigkeit, Betrügerei, kriechende Demuth der Dienerschaft, nebst dem sich durch alle Stände verbreitenden Aberglauben, sind Materialien zu den „Russischen Scenen“, welche man wol vor fünfzig Jahren noch häufig in dem halbbarbarischen Zustande Rußlands auffinden konnte und welche selbst noch jetzt nicht ganz geschwunden sind, trotz der so schnell vorgeschrittenen Civilisation. Man hat schon häufig die vornehme Gesellschaft in Rußland mit einer Frucht verglichen, welche in Fäulniß übergegangen, ohne zu reifen, und so mag wol die hartherzige schöne Gräfin in Egoismus und Lüsterlichkeit dem Leben nachgebildet sein. Die kranke Wöchnerin des Bauern läst sie aus dem Zimmer in die kalte Scheune bringen, um in diesem Zimmer mit ihrem Duhlen zu schwelgen, und sie, die kein Unrecht scheut, vor keiner Grausamkeit zurückbebt, ergittert vor dem Auge einer Zigeunerin, und der Aberglaube umfängt noch die Seele, welche so manche Schranke der Sitte und des Rechts ohne Scheu umgestoßen hat. Manche Schilderungen der Grausamkeit und Bosheit möchten wol das Tragische hier zu dunkel färben, wenn nicht eine edlere Lebenskraftlichkeit und Tiefe des Gemüths ihnen durch die Begleitung auf Schicksal und moralische Kraft eine höhere Bedeutung verlieh. Dieselbe Frau, die einst aus dem Wochenbette gerissen und in Folge dieser grausamen Begegnung ihr ganzes Leben leiden mußte, sucht nach Jahren den einzigen geliebten Sohn auf, der zum Kriegsdienst im Kaukasus gezwungen ist. Zu Fuß durchschreitet sie die unendlichen Steppen und sieht die Kräfte schwinden. Verzweiflungsvoll ruft sie den vierspännigen Wagen an, der daher saust; sie fällt den Pferden in die Ägel, aber ohne Erbarmen fährt die Gräfin mit ihrer hartherzigen Dienerschaft an ihr vorüber und die alte arme Frau stirbt an Übermüdung. Der Sohn will sie rächen und schießt auf die Gräfin; die Hand zittert ihm aber und er fehlt. Die aristokratische Schöne erkennt bald, daß sie Eindruck auf den jungen Mann gemacht und beginnt ein Spiel der Koketterie, umstrickt ihn mit Liebe, während die Gesellschaftlerin ihre Leute zusammenruft, um ihn zu binden. Es gelingt ihm indeß zu entkommen, und er erschließt sich später selbst, als er die Kraft zur Rache nicht findet; der Gräfin wird noch in den Steppen die verdiente Strafe für die Greuel ihres Lebens. Die Gesellschaftlerin der Gräfin ist eine gewiß nach der Wahrheit gezeichnete Figur und es soll solcher Creaturen in Rußland viel geben. Arm, abhängig, berufen, Launen zu ertragen, die eigene Individualität zu verleugnen, suchen solche Personen aus Allem ihr sich Nutzen zu ziehen, und da sie selten die Theilnahme ihrer Herrschaft besitzen, zeigen sie ihr auch selten Anhänglichkeit. Sie sind in dem Kreis, in dem sie leben, verachtet, weil sie

ern sind, und rächen sich an den sie verachtenden, indem sie sich so viel als möglich auf ihre Ansehen bereichern, ihren Leiden schaften dienen, kriechen, schmicheln — und selbst nicht scheuen, sich als Werkzeuge zum Bösen gebrauchen zu lassen. Die Schilderungen der Steppen kommen in der schönen, schwungreichen Prosa der Poesie gleich. Das Recitativ der einsamen Zigeunerin, die von einem vornehmen Russen entführt und verlassene Kalmücken-Prinzessin, paßt zu ihrem ganzen so poetischen, geisthaften Erscheinen, welches über die „Russischen Scenen“ einen magischen, grauenhaften Hauch verbreitet. Da ist kein Ereigniß, kein Moment in diesem Meisterwerk einer literarischen Schöpfung, welches sich nicht zum passenden Accorß fügte.

Unbedenkend ist der „Fisch von Alagon“ und hat keine Ansprüche auf nähere Beachtung.

Dagegen verdient „Das Wunder“, die erste Novelle des zweiten Theils, den besseren Novellen der neueren Zeit zur Seite gesetzt zu werden. Die Detailschilderungen einzelner Momente scheinen der Feder der Verfasserin näher zu liegen als die Ausführung der Charaktere, und so sind die Stunden der Noth der schönen Mariane — sowie deren pöbliches Gelangen zum Glück, die verzweifeln den Entschlüsse der Armuth, die nächtlichen Straßen von Paris und die Schrecknisse des Palais royal, obgleich nur im schnellen Vorübergehen skizziert, doch außerordentlich phantastisch ausgestattet und auf Effect berechnet.

Weniger gut schien uns „Die Nebenbuhlerin ihrer selbst“; sie enthält zu viel Detailmalerei, welche nicht zur Sache führt, und die Verwicklung beruht auf Unwahrscheinlichkeiten, die, so lange man reden, schreiben, oder sich auf irgend eine Weise verständlich machen kann, nicht für möglich angenommen werden können.

Dagegen ist „Zwisch-Feige“ schon als ein gutes Product bekannt, da es in der „Urania“ Beifall gerundet. Die Verf. legt hier eine genaue Beobachtung des Landmanns und seiner Eigenheiten an den Tag, stellt den Zustand ohne alle sogenannte poetische Verschönerung dar und versteht das Alltägliche und Gerings zum Wunderbaren zu erheben. Diese Erzählung ist eine Idylle unserer Zeit und schildert niederdeutsche Sitten und Menschen mit der höchsten Wahrheit.

Es ist zu bedauern, daß dieses schöne Talent so bald seinem Wirken entrisen wurde und die Ersewte nicht mehr mit seinen Erzeugnissen erfreuen, noch selbst durch den ihm werdenden Beifall erfreut werden kann.

8.

Literarische Notiz.

Folgende neue, theils noch unter der Presse befindliche Werke werden in London angekündigt: „The life of Isaac Milner, dean of Carlisle, with copious extracts from his diaries and correspondence“, von seiner Nichte, Mrs. J. Milner; „Life and correspondence of the late Sir Astley Cooper, from documents bequeathed by him for the purpose“, von Bransby B. Cooper; „The war in Syria“, von Sir Charles Napier; „Travels and researches in Asia minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia“, von F. B. Kinsworth, und „Rambles and researches in Thuringian Saxony“, von J. F. Stanf. Wir fügen noch hinzu, daß das „Dictionary of Greek and Roman antiquities“, welches noch neulich im „North-American review“ eine verdiente Anerkennung fand, der Vollendung so nahe ist, daß der Herausgeber bereits ein „Dictionary of Greek and Roman biography and mythology“, wovon der erste Band im October erscheinen soll, und ein „Dictionary of Greek and Roman geography“ ankündigt. Lampriere's ähnliches Wörterbuch war seiner Zeit ein ganz verdienstliches und brauchbares Werk, ist aber im Verhältnis zu den jetzt gewonnenen Resultaten so mangelhaft, daß dieser Mangel durch bloße Verbesserungen und Zusätze nicht zu heilen war.

2.

Montag,

Nr. 150.

30. Mai 1842.

Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Aus Dem, was nun von den ersten Regierungsjahren des jungen Herzogs berichtet wird, machen wir auf die interessanten Mittheilungen und dem Briefwechsel mit Landgraf Philipp aufmerksam, welche sowohl dem um Rath Fragenden als dem Rath Erhellenden zu hoher Ehre gereichen. Philipp empfahl ihm für Weltliches Graf Kaspar Mansfeld, Carlowitz und Pistoris, für Geistliches nichts ohne den Rath von Melancthon und Martin Bucer zu thun, „auch den Kurfürsten Johann Friedrich in gutem, freundlichem Willen zu erhalten, doch mit Maßen“. Die Partei, die zeither an Heinrich's Hofe geherrscht und von Anton von Schönberg geführt ward, wollte sich nun durch eine Bestimmung des Heinrich'schen Testaments helfen, die sich für eine gemeinschaftliche Nachfolge der Brüder Moritz und August deuten ließ. Sie wäre gegen den Albertinischen Hausvertrag gewesen. Das Testament kam nicht zur Ausführung. Schönberg ward gestürzt. In den großen politischen Interessen hielt sich Moritz an den Landgrafen Philipp, und daß er sich eben dadurch von dem andern Haupt der Schmalkaldischen, von Johann Friedrich, entfernte, war, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, „ein trauriges Zeichen für die gegenseitige Stellung der beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes“. Der Verf. entwickelt nun sehr genau die weiteren Keime des Zerwürfisses zwischen Moritz und dem Kurfürsten, die theils in der gleich anfangs übereilt und ungeweckmäßig gemachten Theilung von 1485, theils in der Abneigung Moritzens lagen, in den schmalkaldischen Bund zu treten. „Der evangelischen Lehre“, sprach er jedoch, „werde er und sein Land treu bleiben, auch Hülfe leisten, wenn sie bedrohet würde.“ Moritz fand die Einrichtung und Verfassung des Bundes ungeweckmäßig und stimmte zu wenig mit dem Kurfürsten überein. Die Stimmung ward gereizter, als der Kurfürst die Wahl des dem herzoglichen Hofe befreundeten (katholischen) Julius Pflug zum Bischof von Raumburg nicht anerkannte und den protestantischen Nikolaus von Amsdorf zum evangelischen Bischof einsetzte. Doch nicht daraus entsprang die würgener Fehde, der sogenannte Stadenkrieg, sondern aus Territorialcon-

flicten hinsichtlich Wurzens, das unter gemeinschaftlichem Schutze stehen sollte, über welches sich aber der Kurfürst alleinige Rechte anmaßte. Auch über diese Sache bringt der Verf. besonders genaue und wichtige Nachrichten. Luther schrieb zum Frieden; doch war seine Stimmung gegen Moritz keine zum Frieden führende. Philipp aber legte die Sache bei, bevor es zum wirklichen Kriege kam. Das Ganze war wichtig und wohl erkannte Melancthon (S. 144), daß der damals gestreute Same der Zwietracht fortgewuchert habe. Doch nahm Moritz an dem braunschweiger Zuge Theil und konnte bei solcher Sache den Schutz seiner Lande vertrauensvoll seinem Vetter überlassen. Er näherte sich aber auch dem österreichischen Hofe und stand ihm in der großen Aufgabe bei, die dieser für ganz Deutschland zu lösen hatte, in dem Türkenkrieg, dem er 1541 zuerst persönlich beistand. Auch der Kaiser ward nun aufmerksam auf ihn und, was die Carlowlze (Georg und Christoph) längst gewünscht, es gelang, wenigstens eine Annäherung und vorläufige Unterhandlung zu bewirken, worüber der Verf. höchst Interessantes beibringt. Moritz zog auch noch 1543 gegen Frankreich, ebenso 1544 und 1545 wieder mit Philipp gegen den Braunschweiger, in welcher Sache er vergebens zu vermitteln suchte und sich auch später, fruchtlos, für den gefangenen Heinrich bei Philipp verwendete, wie nachher für diesen selbst beim Kaiser. Ebenso wenig gelang es aber dem Landgrafen, wie viele Mühe er sich in Ahnung des Kommenden, auch darum gab, die immer neu auftauchenden Zwistigkeiten zwischen Johann Friedrich und Moritz definitiv zu beschwichtigen. Darüber findet sich bei dem Verf. Vieles und die Sache ward um so wichtiger, je bedenklicher immer sich die deutschen Verhältnisse entwickelten und zu großen Rüstungen drängten. Philipp ging mit dem Plane um, „den schmalkaldischen Bund durch eine andere, minder zahlreichere, auch an innerem Zusammenhange kräftigere Verbindung zu ersetzen“. Hessen und beide Sachsen, „ein Königreich“, wie er sagte, „stünden sie beisammen“, sollten sie bilden. Moritz, wiewol er sich dahin aussprach, daß er mit dem Kaiser eine Ausgleichung hoffe, mit dem Papste aber nicht und die Lärrengesfahr für die dringendste halte, zeigte sich bereit und der evangelischen Sache treu ergeben, sprach sich auch entschlossen dahin aus, daß die geistlichen Güter nicht zum

Selbstvorteil der Fürsten, sondern nur zum öffentlichen Wohle verwendet werden dürfen. Der Widerstand aber kam von dem auf Moritz grossenden, auf Philipp eifersüchtigen Johann Friedrich, der allerdings in diesem Bunde nicht die Hauptrolle hätte spielen können. Damit aber berechnete Johann Friedrich seinen Sturz; denn nun zog sich auch Moritz allmählig von der Sache zurück und neigte sich entschieden zum Kaiser. Über die auf jenen erstern Plan und über die auf letzteres bezüglichen Unterhandlungen, besonders zwischen Carlowitz und Granvella, findet sich bei unserm Verf. ein Reichthum lehrreicher Notizen. Namentlich aber erkennt er mit richtigem Scharfblick in Moritzens Zuge nach Regensburg (im Juni 1546) den Keim seines ganzen fernern Wirkens.

Dieser Zug führte durch merkwürdige Verletzung der Umstände zu dem Felde bei Mühlberg, zu dem Plaze Augsburgs, wo die glanzvolle Beilehnung mit des unglücklichen Johann Friedrichs Kur geschah, aber in noch fernerer Zeit und durch mehre Schwingungen der Ereignisse an die tiroler Gebirge zu der ehrenberger Klause und dann auf das Schlachtgefilde von Sievershausen.

Der Kaiser ernannte Moritz zum Conservator der Stifte Magdeburg und Halberstadt; dieser übernahm im Ganzen nur allgemein gefasste und, so viel das Weltliche anlangt, in der rechtlichen Stellung der Reichsfürsten schon liegende Verpflichtungen:

sich gegen den Kaiser zu beweisen, wie es einem getreuen und gehorsamen Fürsten des Reichs gezieme, Schaden abzuwehren und nach allen Kräften mitzuwirken, daß dies auch von Andern geschehe, Lärkenhülse, Beiträge zum Kammergericht und Unterwerfung unter das Conell, so weit die übrigen Fürsten solche leisteten, sagte Moritz dem Kaiser ebenfalls zu. In Religionsachen sollte er nichts weiter in seinem Lande neuern, alle fernere Reform sollte den Kirchenversammlungen anheimgestellt sein. Die Kirchengüter, welche zu weltlichem Gebrauche bestimmt wären, sollten in dem durch frühere Reichstagsbeschlüsse bestimmten Stande, Klöster, Stiftungen und Bisthümer in dem Gebrauch ihrer Güter und Religion bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Record-Commission und die Collection des documents inédits sur l'histoire de France.

Die englische Record-Commission sowol, als der französische Verein für Herausgabe bisher noch ungedruckter Geschichtsquellen, haben während des lezt verfloffenen Decenniums unter dem Schutze und durch die Munificenz ihrer Landesregierungen für das Studium der historischen Quellen glänzende Erfolge erzielt. Was zuerst die Record-Commission betrifft, so ward sie bereits im Jahre 1800 dadurch hervorgerufen, daß das englische Unterhaus, aufmerksam gemacht auf den verwahrlosten Zustand der öffentlichen Archive, sich mit der Bitte um geeignete Abhülfe an den König wandte. Georg III. ernannte einen Ausschuss mit dem Auftrage, eine allgemeine Revision vorzunehmen und Vorschläge zu thun, wie das Vorhandene am besten geordnet und am sichersten vor dem Untergange bewahrt werden könne. Die hierauf einlaufenden Commissionsberichte empfahlen neben andern Mitteln besonders dringend auch den Druck der wichtigsten Documente als den sichersten Weg, dieselben den zerstörenden Einflüssen der Zeit und der Vergessenheit zu entreissen. Diesem Anstöße verdanken wir die bald darauf begonnene Herausgabe einer langen Reihe für die Geschichte des Staats und

des öffentlichen Rechts wichtiger Urkunden. Von 1802—31 erschienen nicht weniger als 59 Bollanten für die englische und 14 für die schottische Geschichte, enthaltend: Calendarien, Rolls, Reichskstatuten, königliche Decrete, Parlamentsverhandlungen, Indices und Zusätze zum Domesday-book, außerdem reichhaltige Manuscriptencataloge mehrer Bibliotheken etc.

Im Laufe dieser Arbeiten erneuerte sich die Commission mehrmals mit immer weiterm Geschäftskreise und erhielt namentlich bei ihrer lezten Constatuirung im J. 1831 sehr ausgedehnte Vollmachten. Ihr Auftrag geht jetzt dahin, alle Materialien zu sammeln, die in irgend einer Beziehung über die Geschichte der britischen Inseln, die Entstehung und Fortbildung der Verfassung, die Entwicklung der Gesetzgebung und die ehemaligen Verhältnisse Englands zu auswärtigen Mächten Licht zu verbreiten geeignet sind. Auf dem Verzeichnisse der Commissionsmitglieder lesen wir die Namen eines Brougham, Melbourne, Mannors Sutton, Ashorp, Erach, Spencer, Hobhouse, Inglis u. A. Berritt sind es zwei große Quellenwerke, auf welche sich die Thätigkeit dieser Männer und ihrer in zweiter Instanz Beauftragten richtet. Das erste bildet ein Corpus historicum für die innere Geschichte Englands vom Untergange des römischen Westreichs bis auf unsere Tage und soll theils Inedita, theils die schon früher einzeln oder in den Sammlungen von Saville, Camden, Twissden, Gale und Fell, Wharton oder Spacles herausgegebenen Quellen in vertheidigter und vervollständigter Form enthalten. Das zweite Werk bezieht sich auf die auswärtigen Verhältnisse Englands und umfaßt: Friedensschlüsse, Waffenstillstände, Ratificationen, Correspondenzen der Könige und Minister, diplomatische Noten, Euldisungen, Depeschen, geheime Instructionen, Berichte von Espionnen und Agenten u. dgl. Anfänglich war nur ein einfacher Wiederabdruck der Römischen „Foedera“ beschlossen und man war wirklich von 1816—30 unter der besondern Leitung von Clarke und Polbrooke bis zur Vollendung des dritten Bandes (bis 1377) geblieben; da man sich jedoch mittlerweile von der Fehlerhaftigkeit und Unvollständigkeit des genannten Werkes überzeugt hatte, so erschien der jetzigen Commission nicht nur die Redaction eines Supplementbandes, sondern auch für die Fortsetzung die Abänderung des ganzen Plans nöthig. Die neue Folge soll nun den vollständigen Text der wichtigsten Ptecen, die minder wichtigen aber im Auszuge geben, so daß das Ganze ein vollständiges Corpus diplomaticum von Wilhelm dem Eroberer an bildet, in welchem zugleich untergefügte fortlaufende Noten auf die bezüglichen Geschichtsschreiber hinweisen.

Um der gestellten Aufgabe genügen zu können, ließ die Commission nicht nur detaillierte Anfragen an die Behörden und Privaten Englands, Irlands, der Insel Man und der normannischen Inseln ausgehen, sondern man sah sich auch wesentlich auf die Mithülfe Frankreichs hingewiesen. Darauf führte theils die Rücksicht auf die Normandie, Poitou, Guienne und die übrigen früher von den Engländern besessenen Provinzen, theils die Vermuthung, daß zur Zeit der Reformation viele Urkunden aus den geistlichen Archiven nach Frankreich hinübergeschickt und in dortigen Klöstern deponirt worden seien, theils endlich der Umstand, daß viele Stifter des nördlichen Frankreichs in England begütert gewesen waren, oder daseibst Pfründenverlassungen gegründet hatten. Daher erließ gegen Ende 1833 der thätige Secretair der Commission, Charles Vernon Cooper, nachdem er bereits vorher mit Roger-Collard, Danon, Champollion-Figeac und andern öffentlich Angestellten in Verbindung getreten war, ein offenes Schreiben an die Archivare und Gelehrten Frankreichs, worin er sie unter Angabe der wesentlichsten Punkte um Unterstützung bat. Überall kam man ihm bereitwillig entgegen und zu Paris, Bordeaux, Caen, Limoges, Nantes, Perigeaur, Poitiers, Rouen, Saintes und Toulouse erbieten sich Männer zur Vermittelung der Communication; auch Kärnlding in Gent sagte seine Hülfe zu. Auf erfreuliche Weise sieht diese wissenschaftliche Liberalität gegen

den engstirnigen Nationalismus ab, mit welchem einst der Nationalconvent die Veröffentlichung aller derjenigen Documente befohl, welche an die Herrschaft der Engländer in Frankreich erinnern könnten, — freilich nicht mit dem gewünschten Erfolge; denn gerade dieser Befehl gab die Veranlassung, daß schon damals mehr auf die Verwaltung der Normandie unter Heinrich VI. bezügliche Actenstücke nach England hinübergeschafft wurden.

In ihrem Hauptbericht von 1837 legt die Commission Rechenschaft ab von ihrer in der That sehr ausgebreiteten Thätigkeit. Als in den Druck gegebene Werke verhandelt sie unter andern: „The Pipe Rolls“; „The final Concords“; „The Rolls of the Curia Regis“; „The Chancery Rolls at the Tower“; „Proceedings and Ordinances of the privy Council“; „A general Introduction to Domesday-book.“ Außerdem folgen die eingegangenen Specialberichte, welcher unterschiedliche Reichthum anderer Quellen jeder Art für ein baldiges Erscheinen bereit liegt.

Wir wenden uns zu dem französischen Unternehmen. Einzig erfaßt als Minister des öffentlichen Unterrichts den großartigen Gedanken, Alles, was sich in ganz Frankreich an literarischen Kräften für die vaterländische Geschichtsforschung fände, zu gemeinsamem Streben zu vereinigen und namentlich durch Sammlung und Herausgabe bisher noch nicht veröffentlichter Documente eine längstgewünschte Fortsetzung der schätzbaren Benedictinerwerke zu verwirklichen. Die übrigen Ministerien und beide Kammern ergriffen diese Idee mit Enthusiasmus und es wurde die Ausführung auf Staatskosten beschloffen. Zur Leitung der Geschäfte bildeten sich fünf Ausschüsse, deren Kennung hinreichend wies, um die vielfachen Richtungen zu bezeichnen, in welchen man das historische Gebiet zu durchdringen gedenkt. Sie sind folgende:

- 1) Comité historique de la langue et littérature françaises;
- 2) - - - des chartes, chroniques et inscriptions;
- 3) - - - des sciences;
- 4) - - - des arts et monuments;
- 5) - - - des sciences politiques et morales.

Die Wirksamkeit dieser Behörden umfaßt das ganze Königreich; aber auch England hat in Erwiderung der von den Franzosen erhaltenen Unterstützung den französischen Gelehrten seine Archive geöffnet. Die Früchte dieser Bemühungen werden niedergelegt in einem großen Sammelwerke unter dem Titel: „Collection des documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Von 1835 an bis jetzt sind hiervon bereits gegen 30 große Quartbände erschienen, jedoch, so viel mir bekannt ist, nur von der ersten Serie des Werkes, welche die politische Geschichte umfaßt. Von der fortgesetzten regen Thätigkeit auch in den übrigen Beziehungen geben indeffen die im J. 1838 an den Minister erstatteten Berichte, sowie zwei von dem Comité des arts et monuments ausgegangene Instructionen den erfreulichsten Beweis. Die Herausgabe der Schriften erfolgt in der Reihe, wie die einzelnen Bearbeiter in ihren Arbeiten vorrücken, ohne Rücksicht auf die Chronologie des Inhalts; jede einzelne Schrift bildet ein selbständiges Ganze, das nur durch gleiches Format und den gemeinschaftlichen Haupttitel, aber nicht durch eine Ordnungsnummer seine Stellung zum Gesamtwerte ankündigt.

Die Negotiationen in Beziehung auf die spanische Erbfolge stellte Rignet aus Correspondenzen, Memoiren und diplomatischen Actenstücken zusammen, bis jetzt zwei Bände, angelegt auf sechs. Das Militairische des Successionskriegs ist behandelt in Auszügen aus der Correspondenz des Hofes und der Generale, begonnen vom General de Bault, revidirt und mit einer Einleitung versehen vom General Pelet (bis jetzt drei Bände). Bernier hat zwei Werke besorgt: „Masselin's Tagebuch der französischen Reichskände zu Tours im J. 1484“, lateinischer Text mit Übersetzung, und die „Protokolle des Regimentsraths unter Karl VIII. vom August 1484 bis Januar 1485“. Über den Zustand von Paris unter Philipp dem Schönen belehren

sie von Giraud herausgegebenen Originaldocumente, namentlich ein Steuerregister von 1292. Hieran schließen sich die Reglements für die Künste und Handwerke in Paris aus dem 12. Jahrhundert, von Depping. Die sogenannten Dittm, oder Befehlsungen der Cour du Roi von Ludwig dem Heiligen bis zum Erscheinen des ältern Capetingischen Hauses stellt der Graf Brugnot zusammen; der erschienene erste Band begreift die Zeit von 1254—73. Durch Benutzung englischer Archive ward bis jetzt die Herausgabe zweier Werke möglich: das eine ist die „Chronik der normannischen Herzoge“ von Benoît, einem trouvère des 12. Jahrhunderts, besorgt von Francisque Michel (2 Bde.), das andere die von Champollion-Figeac redigirte „Sammlung von Briefen französischer und englischer Könige und Königinnen, von Ludwig VII. bis auf Heinrich IV.“ (der erste Band reicht bis 1300). In erzählenden Werken haben wir: „Die Chronik des Mönchs von St.-Denis über die Reglerung Karl's VI.“, lateinischer Text und Übersetzung von Bellaguet, mit einer Einleitung von Barante; ferner: „Die Chronik des Ritters Bertrand du Guesclin“ vom trouvère Chastellier, herausgegeben von Chastellier, und eine Geschichte des Albigenserkreuzzugs in provençalischen Versen, mit Übersetzung von Fauriel. Eugen Sue hat aus der Correspondenz des Hrn. von Courbis, Erzbischofs von Bordeaux und Marinepräsidenten, in drei Bänden eine reiche Zusammenstellung von Actenstücken über die Operationen der französischen Flotten von 1636—42 gegeben und historischen Text und Notizen hinzugefügt. Interessante Aufschlüsse über den Zustand Frankreichs im 16. Jahrhundert geben die von Lommasse gesammelten und abgesetzten Berichte der venetianischen Gesandten. Von den „Archives administratives de la ville de Reims“ von Pierre Barin ist bis jetzt der erste Band in zwei Abtheilungen erschienen. Ganz neuerdings haben die Presse verlassen zwei Chartularien, nämlich das „Cartulaire de St.-Père des Chartres“ und das „Cartulaire de St.-Bertin“, herausgegeben von dem durch seine bibliographischen Arbeiten rühmlich bekannten Quérard; Sammlungen von ungemein wichtigem und belehrendem Inhalt und mit gelehrten Einleitungen versehen, von welchen uns neuerlich öffentliche Blätter berichteten, daß sie von dem gegenwärtigen Minister des Unterrichts, dem sehr verdienten Wilmann, im Namen seiner Regierung an verschiedene um die Geschichtsforschung verdiente Gelehrte Deutschlands als Ehrengeschenk übersandt worden seien. Unter den angekündigten, aber noch nicht erschienenen Werken nenne ich Michélet's Sammlung von Urkunden, die sich auf die Katastrophe des Tempelordens beziehen. Es ist erfreulich, der hoffentlich baldigen Erschließung einer Frage entgegenzusehen, die bisher theils durch die Mangelhaftigkeit der bekannt gewordenen Quellen, theils durch Parteiinteressen der früheren französischen Regierungen und der römischen Hierarchie, sowie durch freimaurerische und antifrreimaurerische Tendenzen so lange in der Schwere erhalten worden ist. Zwar schen durch die Arbeiten Moldenhawer's und Raynouard's schon genug geleistet, um wenigstens in der Hauptsache ein Urtheil setzen zu können; aber noch immer redeten dieselben nicht deutlich genug, um einen Schriftsteller wie Wilmann auf die richtige Bahn zu führen, dessen drei Bände starkes Buch bei seiner oberflächlichen Quellenbenutzung und seinen daraus hervorgegangenen schielenden Ansichten schwerlich ein Gewinn für die historische Literatur sein dürfte. Es bleibt für des ausgezeichneten Michélet Arbeit nur zu wünschen übrig, daß es ihm möglich werde, außer den reichhaltigen französischen Archiven, auch die vatikanischen, deren Bedeutung für diesen Gegenstand Raynouard während der französischen Occupation kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in ausgedehntem Umfange zu benutzen.

Um von der verständigen Ökonomie, mit welcher die auf größere Geschichtspartien bezüglichen Documentensammlungen angelegt werden, eine Vorstellung zu geben, theilen wir folgende Stelle aus Rignet's Vorrede zu den „Négotiations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV.“ mit:

„Von besonderer Wichtigkeit erschien es mir auf der einen Seite, alle diejenigen Documente, die wesentlich dazu beitragen, unbekannte oder missverstandene Ereignisse in ihrer Vorbereitung, ihrem Verlaufe und ihren Ergebnissen aufzuklären, auf das treueste in ihrer ursprünglichen Form und Vollständigkeit zu geben; auf der andern Seite habe ich es aber auch für statthaft gehalten, Das, was bereits ein fester historischer Besitz geworden ist, zur Ergänzung und Abrundung der erst noch zu gewinnenden Geschichte heranzuziehen. Dieser Gedanke ist's, der mich bei der Durchführung meiner mit mancherlei Schwierigkeiten verbundenen Methode geleitet hat. Ich habe unter den Actenstücken eine Auswahl getroffen; von den wichtigen ist keins ausgelassen, von denen, welche keinen vollständigen Abdruck erheischen, ist ein Auszug gegeben worden. Ich vertheilte sie nach ihrem Gegenstande und gab ihnen, soweit es anging, die Gestalt einer Erzählung, indem ich sie an dem Faden der fortlaufenden Handlung aufreichte. Correspondenzen und andere in Holland, Deutschland und England herausgegebene Werke sind mir für diese merkwürdige Epoche von Nutzen gewesen. Bezeugend eine große Persönlichkeit auf dem Schauplatz der Verhandlungen auftrat, da habe ich sie zu schildern versucht; wo ein Land eine Hauptrolle in der von den Depeschen besprochenen Politik zu spielen begann, da habe ich ein Bild seiner Verfassung und seiner Macht gezeichnet; wo eine Frage Gegenstand diplomatischer Discussion ward, da habe ich die vorgehenden Zustände erörtert, um auf die Lösung vorzubereiten; wo die Unterhandlungen durch Kriege unterbrochen wurden, da habe ich von diesen einen kurzen Abriss gegeben, um nicht dem Leser durch eine Lücke das Verständnis der Wiederaufnahme zu erschweren. Kurz, ich habe den eigentlichen Actenstücken zugesügt, was nur immer zur Verbindung und Aufhellung derselben geeignet schien. Auf diese Weise wieh es mir, ohne etwas Wichtiges auszulassen, ohne etwas Unbekanntes zu verschweigen, möglich sein, meine Documente, die sonst Hunderte von Bänden gefüllt haben würden, in sechs Bänden zusammenzufassen. Diese Methode wird, sofern sie gut befunden wird, überhaupt auf die uns nahe gelegenen Epochen anwendbar sein, deren überreiches Material in seiner verworrenen Masse zu veröffentlichen unmöglich ist. Nach dieser Methode beabsichtigt auch das Department des Auswärtigen die übrigen Veträge einzurichten, die es nach der Vollendung des gegenwärtigen zu der großen Sammlung liefern wird.“

Welche erfreuliche Aussicht eröffnet sich durch dieses Streben für eine demnächstige Geschichtsschreibung Frankreichs und Englands! Dort stellt sich das Unternehmen der Regierung den bereits vorhandenen reichen Privatsammlungen von Duguesne, Pittou und Baluze bis herab auf Buchon, Guizot, Petitot und Michaud ergänzend zur Seite; hier im Lande der Privatsammlungen hat es den Wettstreit auf das heilsamste entzündet und seit 1836 theilt sich die English historical Society, seit 1838 auch die Camden Society mit der Record-Commission in das Geschäft der Beschaffung historischer Materials. Wächte es recht bald auch der deutschen Geschichtsforschung so wohl werden! Wie wenig es dem deutschen Lande an Stoff, Kraft und Interesse fehlt, das beweisen außer andern schätzbaren Werken insbesondere die „Monumenta“ unsern trefflichen Perg; aber es scheinen zur Zeit der raschen Förderung eines umfassenden Unternehmens hauptsächlich noch zwei Dinge abzugehen: ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt und Geldmittel. Hoffen wir indeffen von der Einsicht und dem der Wissenschaft stets freundschaftlichen Streben unserer Regierungen, daß sie nach dem Beispiele der englischen und französischen auch in dieser Beziehung hilfreiche Hand bieten werden. Erst dann, wenn in freundschaftlicher Gegenseitigkeit und in weiterem Umfange als bloß für die nächsten Zwecke des Landeshistoriographen die Archive der einzelnen Staaten sich auch für die weniger entlegenen Zeitperioden öffnen und wenn zugleich für die Deckung der unvermeidlichen, aus den Privatmitteln deutscher Vereine nicht zu

erschwingenden Kosten von Staatswegen gesorgt wird, erst dann wird sich in seiner ganzen Ausdehnung Das leisten lassen, was deutsche Geschichtsfreunde längst ersehnt und mit eigener Aufopferung wenigstens theilweise zu verwirklichen gesucht haben; und daß es dann in einem Maße werde geleistet werden, das hinter den rühmlichen Erfolg unserer Nachbarn jemals des Rheins und des Kanals keineswegs zurückbleibt, dafür bürgt die längst erprobte Längigkeit der vorhandenen Kräfte. 45.

Notizen.

Die unter der Überschrift „Pferde-Bejauherung“ in Nr. 110 d. Bl. f. 1841 erwähnte mysteriöse Kunst, Pferde mittels Einhandens oder sogenannten Einflüsterens zu zahmen, wird von den nordamerikanischen Indianern an Büffelhäutern geübt. So berichtet und bezeugt George Catlin in seinem, der amerikanischen Ausgabe nachgedruckten, höchst interessanten Werke: „Letters and notes on the manners, customs and condition of the north american Indians“ (2 Bde., London 1841). Die Sache ist seltsam genug. Nachdem Catlin bemerkt hat, daß die jungen Büffelhäuter, wenn man ihnen nahe kommt, zwar schmeissen und beissen, sich jedoch bald beruhigen, fährt er fort: „Oft habe ich, wie man hier zu thun pflegt, die Augen eines solchen Kalbes mit meinen Händen bedeckt und ihm einige Male voll und stark in die Nase geschnitten. Dann bin ich mit meinen Jagdgenossen Meilen weit nach unserm Lager geritten und den ganzen Weg über ist der kleine Gefangene so nahe und anhänglich hinter meinem Pferde hergelaufen, als folge er seiner Mutter. Ich rechne das zu den merkwürdigsten Dingen, die mir in den Gewohnheiten dieses uncivilisirten Landes vorgekommen sind. Schon früher hatte ich davon gehört, es aber immer nicht glauben können und mögen. Jetzt verbürge ich die Wahrheit als Augenzeuge. Während meines hiesigen Jahresaufenthaltes und bei Gelegenheit der vielen Büffeljagden, auf welche ich die Leute der Pelzhändler-Gesellschaft begleitet, habe ich mehrere solche kleine Gefangene einbringen helfen, die fünf und sechs Meilen weit unsern Pferden hart folgten bis in das Fort der Compagnie, ja bis in den Stall, wo wir unsere Pferde einzogen.“ Catlin gibt weiter, noch versucht er eine Erklärung dieser Mysterie. Vielleicht würden Experimente an zahmen Rälbern und ähnlichem Gethier von Nutzen sein. Und wären die civilisirten Rälber so süßsam wie die uncivilisirten — welche Wohlthat für die Fleischwerber und welche Wohlthat für die Rälber! Sie ließen jenen ungeprügelt zur Schlachtbank nach.

Die englischen Staatsurkunden werden auf Pergamentrollen geschrieben und es gibt da einigermaßen einen Mangel von deren Länge, wenn man erfährt, daß ein einziges Statut, die sogenannte „Land Tax Commissioner's Act“ aus dem ersten Regierungsjahre des vierten Georg, ziemlich 900 Fuß, folglich beinahe zweimal mehr mißt als das Janer der St.-Paulskirche. Vor einiger Zeit sollte darin etwas nachgesehen werden und ein starker Mann brachte drei volle Stunden mit dem Aufrollen zu.

Der „Derby Reporter“ berichtet, die Bibliothek der Abtei Calwich unweit Ashbourn besitze einen Schatz, um welchen ein König sie beneiden möchte — eine ansehnliche Sammlung Noten von Handel's Composition und eigener Hand. „Der große Tonsetzer“, heißt es, „war in Calwich häufiger Gast und eine trefflich klingende, von ihm selbst ausgewählte Orgel, obenauf seine Bänke, steht noch heute im dortigen Salon. Hier spielte Handel und es ist vielleicht kein romanhafter Gedanke, daß wir seinem gelegentlichen Aufenthalte an diesem ruhigen Orte, umgeben von den Schönheiten der Natur und im Umgange mit geachteten, ihn bewundernden Freunden, einige seiner erhabenen Tonwerke schenken.“ 7.

Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 151.

31. Mai 1842.

Moriz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Friedr. Alb. von Langenn. Zwei Theile.

(Beschluss aus Nr. 150.)

Der Verf. theilt aber auch ein sehr wichtiges Gespräch zwischen Karl, Ferdinand und Moriz mit, worin Karl's Absichten gegen die opponirenden Stände hervortreten, Moriz für sie um gütliche Handlung bittet, der Kaiser erklärt, es stehe die Entscheidung bei jenem Theile und er wolle gern hören, was billig, doch aber schon von Aht redet. Wer etwas bekomme dann, der habe es. Moriz solle bedacht werden und es sei nicht die Meinung des Kaisers, daß Moriz wider Ehre handele. Durch Ferdinand ließ der Kaiser noch Moriz sagen: „daß, im Falle die Religionsachen nicht völlig verglichen würden, Moriz bis zu weiterer Vergleichung, sowie seine Unterthanen, ungeschädigt und ohne Sorgen bleiben möge“. Später erklärte Ferdinand den böhmischen Ständen:

Wenn Moriz die Aht nicht hätte vollziehen wollen, sondern des Ahters in diesem verschonen, sei der Kaiser Willens gewesen, Andern, die sich gern darum angenommen und vollziehen geholfen haben würden, solches zu gönnen.

Von nun an wurde Philipp mißtrauisch gegen Moriz und neigte sich wieder mehr zu Johann Friedrich. Moriz selbst aber, das zeigt der Verf. deutlich, ward von dem Kaiserlichen in einem Halbdunkel gehalten, das jedoch sehr und Christoph Carlowitz' Scharfblick wohl durchschaute. Moriz lernte auch die Schattenseiten des Kaisers kennen und hat sich das für die Zukunft gemerkt. Wie ernst aber Morizens noch nach der Ahtserklärung allseitig erneuerte Vermittlungsversuche gemeint waren, darüber führt der Verf. triftige Gründe an. Dem Moriz schien es für die protestantische Angelegenheit selbst klug und sachentsprechend zu sein, mit dem Kaiser in dem Kreise zu unterhandeln, den er sich durch seine Erklärung selbst gezogen hatte, und nicht überzugehen auf Das, was er etwa meinte. Jeder Vorwand mußte vernichtet werden, hätte man Karl in die unausweichliche Nothwendigkeit versetzt, sich über die sogenannten Profansachen genau und im Einzelnen auszusprechen.

Die Verbündeten gingen nicht in seine Politik ein, obgleich auch die männliche, eifrig protestantische und antikatholische Elisabeth dringend zur Vertragung der Sache rief, und der Krieg ging vor sich. Moriz zögerte und erwartete des Kaisers Antwort. Seine Stände riefen ihm, die Execution zu vollstrecken, dafern die Sache

nicht den Glauben betreffe; man werde bei der Unterhandlung dahinterkommen können, ob des Kaisers Absicht wirklich gegen die evangelische Lehre gerichtet sei. Vielfache Unterhandlungen wurden mit dem drängenden Ferdinand gepflogen. Die nochmals versammelten Stände schrieben an den Kurfürsten, er möge die Lande an Moriz übergeben. Sie konnten und wollten nicht rathen, daß Moriz an dem Kriege gegen den Kaiser Theil nehme; neutral zu bleiben, war aber auch, wegen der vermischten Lage der Länder und der vielen gemeinschaftlichen Besitzthümer kaum möglich, wenn man auch davon absehen wollte, daß, wie Elisabeth schrieb, „das Haus von Osterreich große Augen und Maul hatte, was es nur sieht, das will es haben und fressen“. Moriz mußte froh sein, wenigstens die Theilung der Kurlande, welche Ferdinand 1546 beantragte, abwenden zu können. Endlich am 19. Oct. 1546 schloß er mit Böhmen ab, „um das Interesse und Wesen des Hauses Sachsen zu erhalten“. Am 23. Oct. ward ihm aus dem Lager bei Sumbheim die Kur mit Landen und Würden übertragen. Noch immer aber suchte Moriz bei Philipp zu vermitteln und schlug noch am 23. October vor:

Es sollte ein allgemeines Concilium auch von den Protestirenden beschickt werden, mit der Anweisung für die dahin zu sendenden Gelehrten, sich zu vergleichen, so weit es mit Gottes Wort und gutem Gewissen geschehen könne. Wenn aber das Abendmahl, die Rechtfertigung, Winkelmesse, Priesterzehr in vollständigem Vergleich nicht erlangt werde, so solle man die Dinge auf ein anderweiliges Concilium verschieben, einstweilen der eine Theil den andern nicht schimpflich halten und verachten, der unvergleichlichen Artikel wegen; ein beständiger Friede solle im Reiche ausgerichtet werden. Aber die Bisthumsgüter wollte der Herzog ebenfalls die Entscheidung des Concils gelten lassen; bei den Klostergütern schlug Moriz, als Grundfatz, die Verwendung derselben zu milden Sachen vor, endlich sollte das Kammergericht bestellt werden, damit am Recht kein Mangel sei; etwa noch hinterstellte Profansachen möchte man der Endschaft zuführen, dann aber beharrliche Hülfe gegen die Ahten beschließen.

Bei der Besetzung der Kurlande wendeten sich viele Städte an Moriz, sie zu schützen, weil ihr Herr im Felde. Stillschweigend schätzte sich, wer in seine und nicht in die böhmischen Hände gerieth. Immer noch rief Moriz zum Vergleich und im November 1546 schien die Aussicht dazu näher zu stehen. Aber im Januar 1547 schrieb Melanchthon:

Im Hofe zu Bittenberg sei Niemand, vor dem er eine gemäßigte Meinung äußern könne; Alles sei voll des wichtigsten Bedachts, er habe oft zur Mäßigung gerathen, nun werde es zu spät sein, von Ablegung der Waffen und von Mäßigung zu predigen, da der Macedonier aufgehört habe, den Frieden zu vermitteln.

Noch enthielt sich Moriz des kurfürstlichen Titels, obwohl er dadurch bei der kaiserlichen Partei zu Misstrauen Anlaß gab und seine Rätze ihn drängten. Aber die Festigkeit Johann Friedrich's, dessen gegen Moriz und seine Stände geführte Sprache alles Maß überstieg, trieb ihn weiter. Moriz selbst schrieb über des Kurfürsten Auslassungen:

Solch Schreiben habe zwischen fürstlichen Personen kein gut Ansehen, sei auch bei den alten löblichen Vorfahren nicht in Brauch gewesen noch erhört worden, gehöre mehr alten Weibern und Babernägeln und vergleiche zu, die das Schwert im Maule führten.

Daß der Verf., wie in dem bisher Erwähnten, so auch in der weitern Schilderung des Krieges zwischen den beiden sächsischen Fürsten und zwischen dem Kurfürsten und dem Kaiser eine Menge neuer und interessanter Einzelheiten auführt, die er trefflich benutzt und verarbeitet hat, bedarf keiner Versicherung. Und in gleicher Art geschieht es in der weitern Erzählung über die Verwendungen Morizens für den Landgrafen, über die Vorgänge, welche allmählig Moriz gegen den Kaiser stimmten, endlich zum entschiedenen Auftreten gegen ihn führten und seine fernere Laufbahn bestimmten. Wenn hier die Darstellung verhältnißmäßig etwas gedrängter wird, so findet das wol seinen Grund eben darin, daß dieses welthistorische Handeln des neuen Kurfürsten bereits genauer durchforscht und ausführlicher dargestellt worden ist als die sächsischen Geschichten, die den ersten Grund zu dem Allen legten. Wir machen jedoch auch hier auf die Mittheilungen aufmerksam, welche über die Verhandlungen über das Interim gemacht werden, auf Das, was von der Behandlung Hessens erzählt wird, auf die Unterhandlungen über die Nachfolge Philipp's in Deutschland, die allmählichen Zeichen der Erstaltung Morizens gegen den Kaiser, die magdeburger Sache, die geschickten Vorbereitungen zum Entscheidungstage, die Güteversuche, die Unterhandlungen mit dem Ausland, wobei überall die Sorglosigkeit des Kaisers nur dadurch erklärt wird, daß er den Deutschen gar nicht so viele Schlaueit zutraute und Alles, was ihn gegen den Kurfürsten vorgebracht wurde, für französische Erfindung hielt. Die Stände rathen vom Kriege ab und sind unwillig auf Hessen, als dessen Ursache. Auch Melancthon warnte: „Moriz möge bedenken, was es heiße, ein gefaßtes Reich mit Thron und Fürsten in einen Haufen werfen.“ Er hätte bei jedem Andern Recht gehabt; aber nicht bei Moriz, der — der seltenste Fall — Maß und Selbstbeherrschung genug hatte, um eben nicht mehr zu thun als nöthig war. Der rasche und große Erfolg des Krieges machte ihn nicht schwindeln und bereitwillig gab er die Hand zum passauer Vergleich. Wie begleiteten nun den Kurfürsten nach Ungarn und gegen Albrecht von Brandenburg, zum Helldentode, zur Bestattung. Kaum hatte er das zweiunddreißigste Lebens-

jahr zurückgelegt, als er fiel, und wie Großes hat er in so kurzer Zeit geleistet!

Es bleibt uns nicht mehr Raum, auch über den zweiten, wie wir schon bemerkten, nicht minder interessanten Theil in gleicher Ausdehnung zu berichten. Die Hälfte desselben nehmen viele wichtige geschichtliche Documente, die als Beilagen gegeben sind, ein. Im Ubrigen schildert er die Regierungsthätigkeit des Kurfürsten Moriz nach den Hauptgegenständen seines Wirkens als Landesregent und zwar seine allgemeine Stellung und die staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes zu seiner Zeit und durch ihn, die Regierung des Landes, das Heer- und Kriegswesen, die kirchlichen Verhältnisse, seine Sorge für Wissenschaft und Kunst, das Hofwesen und Fürstenleben. Wie viele lehrreiche und denkwürdige Züge werden hier mitgetheilt, wie gründlich entwickelt, wie anziehend behandelt! Moriz selbst erscheint uns auch hier sorgsam, thätig, wohlwollend, rechtlich, geschickt in Behandlung der Menschen und Umstände, keineswegs herrschsüchtig mit seinem Lande in jenem vertrauensvollen Verhältniß, was die Bürgschaft des Besten ist. Sehr interessant und dankenswerth ist auch die ausführliche Schilderung der vornehmsten Rätze des Kurfürsten, mit welcher der Verf. seine vortreffliche Darstellung beschließt.

Das Buch ist mit den Brustbildern des Kurfürsten Moriz und Christoph's von Carlowitz zweckmäßig geschmückt.

35.

„Der liebe Gott“, als Beistand des frommen August Hermann Franke, wider den Philosophen Christian Wolf.

Nichts Neues unter der Sonnen. — Alte Komödien,
neue Komödianten.

Sinzigref.

„Der liebe Gott“, mit welchem manche Theologen, die begnadeten Frommen und die gottesdienstlichen Wimpel ihr Wesen treiben, das ja nicht verwechselt werden mit Gott, in welchem wir leben, weben und sind und in dessen Wesen der Sentenz der Menschheit, die Philosophie, sich verliert, um zu einer Anschauung der Welt und ihrer ewigen Gesetze zu gelangen. Was „der liebe Gott“ eigentlich will, ist schwer zu sagen; wir wissen nur von ihm, daß er selbst nicht wissen kann, was er will, weil er sich nur nach dem Willen seiner Propheten und nach den Gebeten seiner Frommen zu richten hat, um theils deren Nichtsangelegenheiten zuzulassen, nach seiner (oder vielmehr ihrer) Weisheit; theils ihre Albernheiten, nach seiner unenendlichen Gnade (wie sie sagen), wohl hinauszuführen. Er muß eben Alles auf sich nehmen; es glücke nun oder misrathе dem Gläubigen oder dem Weltkinder. Daher spricht man: „In Gottes Namen sängt alles Unglück an“; und es ist ein uraltes Wort: „Wenn der liebe Gott ein Stück Fleisch beschert, wills der Teufel (so gut wie der Fromme) braten auf seinem Herd, um es nach seinem Geschmacke zuzurichten.“

Folgendes Hiftöckchen mag uns zeigen, wie es „der liebe Gott“ oft gar seltsam anfangen und wie er sich oft selbst im Rechte stehen muß, wenn er's einem Begnadeten recht machen soll. Im J. 1721 fand sich die theologische Facultät zu Halle hart bedrängt und im Gewerbe bedrängt durch die Lehren Ehr-

*) Korte, „Die Sprichwörter der Deutschen“ (Leipzig, 1827). Nr. 2206 u. 2270.

hien Wolf, des berühmten Prof. der Mathematik und Philosophie. Nach vielen vergeblichen Contraversen herüber und hinüber, wandte sich die Facultät 1723 unmittelbar an König Friedrich Wilhelm I. und bat um eine gelehrte Commission zur Entscheidung der Frage: Ob die Wolffsche Lehre von Gott und Welt auf der königlich preussischen Universität Halle zulässig erachtet werden könne? Man wünschte eine Entscheidung, und zwar nur bloß „zu gültiger Beilegung und gutem Verständnis“. Für die Facultät tritt besonders eifrig der streng-orthodoxe Dr. und Prof. der Theologie, Joachim Lange.

Wenn aber die Wolffsche Philosophie, als ein „Werk der Finsternis“, tiefer und schmerzlicher in die Seele schnitt, das war der Prof. der Theologie und Pastor zu Blanka bei Halle, Aug. Herm. Franke, welcher damals eben sein großes, wundergleiches Werk, das hallesche Waisenhause, vollendet hatte. Dieser Ehrenmann hatte nicht allein die Beweise von den göttlichen Lehren des Philosophen in Händen, in einem von einem Zuhörer Wolffs nachgeschriebenen Collegienhefte; sondern er hatte wirklich an Wolffschen Zuhörern schon eine „geutliche Verschlimmerung der Gemüther“ wahrgenommen, ja sogar auch, daß „die entsetzliche Wolffsche Verführung beruht in seine waisenhausestischen Anhalten eingebrungen sei“. In dem trostlosen Bewußtsein, daß weder sein eigenes noch der Facultät theologisches Licht hinreichen werde, die Finsternis der Wolffschen Irreligie zu bewältigen, schauerte ihm vor der „gelehrten“ Commission, welche über die Zulässigkeit jener Philosophie entscheiden sollte. Die Angst seiner Seele stieg aufs höchste; nirgend sah er Hilfe; da warf er sich auf die Knie nieder und betete heftig zum „lieben Gott“: sein Waisenhause, die Facultät und die frommen Christen allzumal von dieser „Calamität“ zu erlösen. „Der liebe Gott“ erhörte sein Flehen, und, ebenfalls vollkommen überzeugt von der Unzulänglichkeit des theologischen Lichts seines Klienten und der theologischen Facultät, sowie von der Bedenklichkeit einer Entscheidung durch eine „gelehrte“ Commission, bediente er sich wirksamerer Instrumente, um Franke's heftiges Gebet aus herrlichste hinauszuführen. Er wählte nicht etwa würdige Theologen, sondern zwei wackere Degen: den königlich preussischen General der Reiterei Dubislav Wetsmar v. Ragner und den Generalmajor Curt Hildebrand Freiherrn v. Ethen; Beide waren „sehr gottesdienstliche“ Männer, aller Philosophie durchaus unzugänglich, aber beim Könige wohlgeklit. Diese wurden zu Halle eiligst, wenn auch nicht gründlich, doch aber mündlich belehrt über die geutliche Calamität und erschienen nun plöglieh, früher als die gelehrte Commission, vor König Friedrich Wilhelm I., welcher ein nicht weniger streng-gottesdienstlicher Herr und dabei jähzornig war. Es gelang den beiden Degen nicht, den göttlichen König auf dem biblischen und religiösen Wege von dem Grusel der Wolffschen Philosophie zu überzeugen; als sie nun aber dem Monarchen vorzugen: eine Hauptlehre Wolffs sei, daß Alles aus einem „längst vorherbestimmten, zureichenden Grunde“ geschehe, und daß, auf diesen „zureichenden Grund“ hin, die Defection in dem zu Halle garnisonirenden Infanterieregimente überhand zu nehmen drohe, da leuchtete dem Könige das Staatsgefährliche der Wolffschen Lehre so furchtbar ein und er gerieth dermaßen darüber in Zorn, daß er sofort eine Cabinetsordre (vom 8. Nov. 1723) nach Halle ausfertigen ließ: daß der Professor Christian Wolf, „nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern auch befehligt worden, Halle und alle königliche Lande innerhalb 48 Stunden, bei Strafe des Stranges, zu verlassen“.

Als dieser königliche Befehl der theologischen Facultät zu Halle insinuiert wurde, erschrakn sämtliche Mitglieder derselben aufs heftigste und namentlich Dr. Joachim Lange, seinen eigenen Worten nach, „dermaßen; daß ihm darüber auf drei Tage der Schlaf und der Appetit zum Essen und Trinken vergangen“; denn der Befehl war um so grauamer, als eben damals ein furchtbar strenger Winter herrschte und die Frau Prof. Wolf hochschwanger war.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck machte die königliche Cabinetsordre auf den frommen Petros Aug. Herm. Franke. Dieser sah dieselbe keineswegs für eine unglückliche Frucht des absichtlich bewirkten königlichen Jähzorns an, sondern betrachtete sie vielmehr nur „als eine Erhöhung seines heftigen Gebets“. Nach seinen eigenen Worten, „sah er mit großer Bewegung und zum Lobe Gottes die Stelle an, wo er auf seinen kalten Gott um Erlösung aus dieser großen Nacht der Finsternis angerufen. Er werde es lebenslang als eine Erfahrung behalten, daß Gott Gebet erhört, wenn vor Menschenaugen keine Hilfe zu hoffen sei. Das habe ihn noch niemals angefochten, daß sie Wolf zu viel gethan hätten, aber bei denselben Zündstiftungen und Verführungen habe er oft gedacht, daß sie zu wenig thaten! Gott habe geholfen, sonst würden sie von der Calamität nicht erlöst worden sein.“

In seiner gottseligen Freubigkeit predigte dann dieser allgeprüfene christliche Menschenfreund am nächsten Sonntage über den evangelischen Text, welcher das „Wehe!“ andrückt über die zur Wintersonne auf der Flucht begriffenen Schwangeren und Gebärenden. Andächtige Zuhörer erzählten, wie der fromme Mund nicht undeutlich auf die eben damals auf der Flucht begriffene hochschwanger Frau des verbannten Philosophen hingedeutet habe.*)

Es könnte gar wohl eine sehr ergiebige Priesterfrage abgeben: a) Welche Partie hätte wol „der liebe Gott“ ergriffen, wenn auch Christian Wolf, der Professor der Philosophie, sich vor ihm auf die Knie geworfen und gleich inderst auf dem Schut für seine Lehre und für die Wissenschaft gefleht hätte? b) Würde dann „der liebe Gott“ dennoch den Pastor Franke, vielleicht seines Waisenhause wegen, so auffallend protegirt, und den Philosophen Wolf, Angesichts der Wissenschaft, so hart verfolgt haben? Oder c) Würde wol nicht vielmehr „der liebe Gott“ dann lieber das große Dementi vermieden haben, welches er sich etwa acht oder zehn Jahr später gab, da er es zulassen mußte, daß Friedrich der Große den Wolf zum königlichen geheimen Rath und zum Kanzler der Universität Halle machte, ja sogar der Kurfürst von Bayern ihn, während des Reichsovicariats, in den Freiherrenstand erhob?

Sei dem wie ihm wolle: August Hermann Franke freute sich des Siegs über den Philosophen bis an sein seliges Ende (er starb am 8. Juni 1727), dankte, lobte und preiste „den lieben Gott“, der sein Gebet so überschwänglich erhört und den „entsetzlichen“ Philosophen im härtesten Winter zur schimpflichen Flucht gezwungen und mit dem Strange bedroht hatte!

Dieses Mißbrägen kann die Philosophen belehren, daß sie in ihrem Kampfen für Wissenschaft, Freiheit, Verstand, Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit nicht allzu sehr auf ihr gutes Licht und Recht pochen dürfen, sondern auch sein diplomatisiren, d. h. zuweilen auch „dem lieben Gott“ der Gläubigen, so gut wie dem Teufel derselben, eine Kerze aufstecken müssen. Übrigens ist es ein gar seltener Fall, daß „der liebe Gott“ es zulassen muß, daß aus einem von der theologischen Facultät verbannten Philosophen späterhin ein königlicher geheimer Rath, Kanzler und Reichsfreiherr gemacht werde.

Wilhelm Körte.

Bibliographie.

Xchenbach, H., Gedichte. Gr. 12. Düsseldorf, Stahl 25 Ngr.

Agglio, M. v., Niccolo de' Lupi oder die Palleschi und die Diagoni. Nach dem italienischen Original bearbeitet von R. v. Langenau. 4 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr. Bischof, C. F. C., über das Verhältnis der Medicin zur Chirurgie und die Dreifaltigkeit im hellenden Stande zur Ver-

*) Gottlieb's „Historische Lebensgeschichte des Herrn Christian Freiherrn v. Wolf“; Wärsing's „Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen“ (I.).

weisung jeder betreffenden Staats-Rechnung. Gr. 8. Bonn, Marcus. 15 Ngr.

Hubbe, L. G., über Rechtslosigkeit, Ehelosigkeit und Schließigkeit. Eine Abhandlung aus dem deutschen Rechte. Gr. 8. Bonn, Marcus. 25 Ngr.

Scheffer, Peter, Rannela Kallio. Aus dem Französischen überf. von Fanny Arnow. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 13¹/₂ Ngr.

Christern, Theater. 1ste Theil. — Auch u. d. T.: Die Sitzen. Drama in 3 Aufzügen. Fortune. Lustspiel in 3 Aufzügen. Hamburg, Schuberth u. Comp. 15 Ngr.

Kncke, J. F., Über die Bestimmung der Entfernungen im Weltgebäude. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 26. Februar 1842 gehalten. Gr. 8. Berlin, Besser. 5 Ngr.

Ent, R., über Bildung und Selbstbildung. Gr. 12. Wien, Gerold. 20 Ngr.

Rein, C., Das Recht der Collation. Dargestellt nach den Grundfögen des römischen Rechts. Gr. 8. Heibelberg, Mohr. 2 Thlr.

Göbel, Fr., Über den Einfluss der Chemie auf die Ermittlung der Völker der Vorzeit oder Resultate der chemischen Untersuchung metallischer Alterthümer, insbesondere der in den Ostseegouvernements vorkommenden, Behufs der Ermittlung der Völker, von welchen sie abstammen. Gr. 8. Erlangen, Enke. 7¹/₂ Ngr.

Guglow, A., Vermischte Schriften. 1ste, 2te Band. — Auch u. d. T.: I. Öffentliches Leben in Deutschland. 1838—1842. II. Vermittelungen, Kritiken und Charakteristiken. 8. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Hedenkretz, W., Wissenschaftlich-literarische Encyclopädie der Ästhetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache. 2te bis 4te Theil. Gr. 8. (Bildlich-Kirchenmelodien.) Wien, Gerold. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hermann, Eine Novelle von G. H. Aus dem Schwedischen überf. von G. H. Ungewitter. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7¹/₂ Ngr.

Huttwaller, R. H., Gendtschreiben an einen auswärtigen Freund über den in Hamburg bevorstehenden Neubau der Strafgefängnisse. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 10 Ngr.

Hüllmann, A. D., Geschichte des Ursprungs der Deutschen Fürstenthümer. Gr. 8. Bonn, Marcus. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jacob, P., Die Gräfin von Choffen-Praslin. Eine wahre Begebenheit aus der Zeit Ludwig's XV. Aus dem Französischen von Emilie Billie. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7¹/₂ Ngr.

Katalog der Commers-Bibliothek in Hamburg. Gr. 4. Hamburg 1841. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Lebensgesetz, die Formen, und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reinan, C. A., über Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens in den Preussischen Gerichten. Gr. 8. Berlin, Schöbder. 10 Ngr.

Leupoldt, J. M., Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten. 8. Erlangen, Enke. 25 Ngr.

Mallath, J., Mnemonik, oder Kunst, das Gedächtniß nach Regeln zu stärken und dessen Kraft außerordentlich zu erhöhen. Mit 2 lith. Tafeln, welche den Mnemonischen Zahlentypus und die Mnemonischen Buchstaben bildlich darstellen. 8. Wien, Mörschner. 1 Thlr. 5 Ngr.

Maret, F., Der Pantheismus in den modernen Gesellschaften. Ein Versuch. 2te Auflage. Mit einer Vorrede und einigen Bemerkungen deutsch gegeben von J. Widmer. Gr. 8. Schaffhausen, Furter. 1 Thlr. 22¹/₂ Ngr.

Repern's, B. J., hinterlassene kleine Schriften. Herausgegeben mit Vorwort und Biographie Repern's von C. Gerth. v. Feuchtersleben. 3 Bände. Mit Facsimile. Wien, Klang. 2 Thlr.

Das würzburgische Mönchlein, ein Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts, zum ersten Male herausgegeben und mit einer Übertragung in's Neuhochdeutsche begleitet. Kl. 4. Schmalhausen, Hutor. 10 Ngr.

Rosen, J., Der Gengert von Basna. Ein Roman. 2 Bände. 8. Berlin, Dunder u. Humblot. 4 Thlr.

Roß, J. A., über die Theorie des Lichts. Nach einem lithographirten Memoire des Herr. A. E. Gaudy frei bearbeitet. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Neigebaur, J. F., Handbuch für Reisende in Frankreich. 8. Leipzig, Voelckmar. 2 Thlr.

Drei Novellen von zwei Frauen. Von dem Verfasser der Novelle: Der Tagelirer und das Zigeunermädchen. Aus dem Dänischen. Die Hagedolken. Neuenberg. Der alte Handwerker. 12. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1 Thlr.

Rückeler, D., Geschichte des Schweizerlandes. 1ste Band. Gr. 8. Hamburg, J. Perthes. 1 Thlr. 25 Ngr.

Plinius, d. Jüngere, Naturgeschichte des deutschen Stenbeuten. Mit Federzeichnungen von Johann Gottfried Appelles. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 10 Ngr.

Quillman, C., Liebe und Krieg, oder: die Romantik des Soldatenlebens. Aus dem Englischen überf. von Maxie Winter. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Remethazy, J. v., Feldblumen. Mit 16 Bignetten. Gr. 8. Wien, Klang. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Richter, J., Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie. Gr. 8. Berlin, Schröder. 15 Ngr.

Satori, J., Wahre Liebe scheut kein Opfer. Eine Erzählung aus der neuern Zeit. 2 Bände. 8. Danzig, Gerhard. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schango, J. C., Thalblumen. Gedichte. 2 Bändchen. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Schultz, C. H., Über die Verfassung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Kultur. Nach physiologischen Untersuchungen in praktischer Anwendung dargestellt. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 1 Thlr. 20¹/₂ Ngr.

Die Schweiz im Jahr 1842. Gr. 8. St.-Gallen, Schöthlin u. Soltkofer. 18¹/₂ Ngr.

Sophocles' Antigone. Neue, metrische Überfetzung. Gr. 8. Berlin, Schöbder. 10 Ngr.

Storch, L., Wanderbuch durch den Thuringerwald. Für Bewohner und Besucher desselben. 8. Jünnenau, Michel. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strauß, B. A., Zwölf Gefänge. 8. Bielefeld, Beltsagen u. Klasing. 1841. 1 Thlr.

Tanner, A. A., Heimathliche Bilder und Lieder. 4te vermehrte Auflage. 8. Karau, Bauerländer. 17¹/₂ Ngr.

Tarnow, Fanny, Heinrich von England und seine Ehne. Eine alte Sage, neu erzählt. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Volney, Graf G. J., Die Ruinen, oder Betrachtungen über die Umwälzungen der Reiche, und das natürliche Gesetz. Aus dem Französischen von A. Kühn. Gr. 12. Leipzig, Boldamar. 22¹/₂ Ngr.

Der Wassermann. Ein Volksmärchen aus dem zwölften Jahrhundert. 8. Wien, Doll. 25 Ngr.

Wiese, L., Sagen- und Märchenwald im Wäthenschem. 2te Theil. Gr. 12. Barmen, Bangenwiesche. 1 Thlr.

Wielhelm, A., Island, Ostmannaland, Orbnland und Binaland, oder der Hordmänner Leben auf Island und deren Fahrten nach Amerika schon über 500 Jahre vor Columbus. Vorzüglich nach altscandinavischen Quellen für gebildete Leser. Mit 1 Karte. Gr. 8. Heibelberg, Mohr. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, J. F. A., Historische Entwicklung der göttlichen Offenbarung in ihren Hauptmomenten speculativ betrachtet und dargestellt. Gr. 8. Rörblingen, Beck. 1 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 152. —

1. Juni 1842.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinr. Buttle. Leipzig, Weidmann. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Biographien bedeutender Männer sind immer interessant; daß sie es sind, beweist die Aufmerksamkeit, welche jeder nur einigermaßen wichtigen Erscheinung dieser Art entgegenkommt. Biographien von Philosophen aber bieten verhältnißmäßig gewöhnlich das wenigste Interesse dar. Die wesentliche Aufgabe des Philosophen liegt Dem, was das Individuum in sociale und politische Verwickelungen hineinzieht und durch merkwürdige Wechsel der äußern Lebenslage die Theilnahme des Betrachtenden anregt, zu fern, die eigentliche innere Thätigkeit des Denkers entzieht sich fremder Beobachtung zu sehr, als daß die Lebensbeschreibungen der Philosophen vorzugsweise die biographische Kunst sollten anlocken können. Zwischen der Bedeutung, dem Umfange und der Tiefe des Systems, welches ein Philosoph fand oder erfand, und den Verhältnissen seines äußern Lebens kann möglicherweise eine so große Distanz bestehen, daß die letztern oft nur ganz unbestimmte Anknüpfungspunkte für die geistige Richtung des Mannes darbieten, die eigentliche Genesis seines Gedanktrefses sich aber jeder genauern, ins Einzelne gehenden historischen Nachweisung entzieht. Es muß daher schon ein besonderes Interesse an der Philosophie überhaupt oder an bestimmten Richtungen derselben vorhanden sein, wenn man dem Leben ihrer Träger und Repräsentanten eine genauere Aufmerksamkeit schenken soll. Von diesem Gesichtspunkte aus, den man wol im Allgemeinen bei jedem Leser dieser Schrift voraussetzen darf, kann aber der Herausgeber dieser früher zwar schon benutzten, aber bis jetzt noch nicht im Original veröffentlichten Biographie Chr. Wolff's gewiß auf Anerkennung rechnen, vorzüglich da Wolff's Leben einige Partien enthält, die zugleich auf das Zeitalter, in welchem er lebte,

ein besonderes Licht werfen; daher denn dieses Buch als ein Beitrag ebenso zur Charakteristik jenes Zeitalters als der Individualität Wolff's betrachtet werden kann.

Die Quelle, aus welcher der Herausgeber, der sich durch die Entdeckung eines nicht ungeschickt angelegten literarischen Betrugs schon früher vorthellhaft bekannt gemacht hat, schöpfte, ist ein Autographon Wolff's, welches sich seit 1760 in der Müllsch'schen Bibliothek zu Görlitz befindet. Wolff hatte diese Selbstbiographie 1743, also 11 Jahre vor seinem Tode, auf Bitten des Gymnasialrectors zu Görlitz, Fr. Ch. Baumeister, entworfen, der für die Umarbeitung einer 1739 von ihm anonym herausgegebenen Biographie Wolff's diesen um die Mittheilung zuverlässiger Materialien ersuchte. Baumeister ließ aus verschiedenen Gründen die Handschrift Wolff's unbenutzt; erst nach Wolff's Tode benutzte sie Gottsched zu seiner „Historischen Lebensgeschichte des weiland . . . Herrn Chr. d. h. R. R. Freiherrn von Wolff“ u. s. w. (1755), und später kam sie durch den Bürgermeister Gehler in Görlitz, welchem sie Wolff ursprünglich zugesandt hatte, in den Besitz der genannten Bibliothek. Diese Selbstbiographie, die hier S. 109—201 mit Weglassung des letzten bibliographischen Abschnitts abgedruckt ist, gibt nicht nur einen ziemlich ausführlichen Abriss der Bildungsgeichte und äußern Schicksale Wolff's, sondern, rasch und kunstlos hingeworfen, wie sie ist, ist sie auch für die Art bezeichnend, wie Wolff selbst sich, seine Studien, seine Bücher, seine Verdienste u. s. w. betrachtete. Im Allgemeinen trägt sie in allen diesen Beziehungen ein Gepräge, welches zu Wolff's übrigen Wesen recht gut paßt, und bekommt dadurch auch da, wo sich ein behagliches Selbstgefühl über die Wichtigkeit seiner Leistungen ziemlich stark ausspricht, den Charakter einer harmlosen hausbackenen Ehrlichkeit. Der Biographie selbst hat aber der Herausgeber S. 1—106 über manche einzelne Punkte noch specielle Erläuterungen vorausgeschickt, welche dieses Buch

zu einer wesentlichen Ergänzung der übrigen Biographien Wolff's machen. Möglic wurde ihm dies namentlich durch die Benutzung einer Sammlung von Briefen, die Wolff in den Jahren 1738—48 mit dem Grafen E. Chr. von Manteuffel gewechselt hat. Dieser (geb. am 2. Aug. 1676), der Sohn eines pommerschen Edelmanns, der in den Jahren 1716—30 die Würde eines sächsischen Geheimen Cabinetministers bekleidete und als solcher die auswärtigen Angelegenheiten und die Regierung Polens geleitet hatte, lebte, von den Staatsgeschäften zurückgezogen, erst in Pommern auf seinen Gütern, dann in Berlin, wo er auf Wolff's Zurückberufung nach Halle großen Einfluß hatte, endlich, nach Wolff's Rückkehr nach Halle in Leipzig, wo er 1749 starb. Der reichhaltige Briefwechsel beider Männer, den die Universitätsbibliothek zu Leipzig besitzt, ist hier zum erstenmal benutzt, und aus ihnen hat der Verf. genauere Nachrichten über die jener Rückkehr vorausgegangenen Verhandlungen mittheilen können als die bisherigen Biographen Wolff's.

In Beziehung auf die frühere Jugendbildung Wolff's geht sowohl aus der Selbstbiographie als aus den Erläuterungen des Herausgebers hervor, daß dessen Aufmerksamkeit auf die Philosophie schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt Breslau geweckt wurde; sodas Die, welche ihren sogenannten Humanismus zu Liebe sich auf die gute alte Zeit berufen, an Wolff's Beispiel so wenig wie an dem vieler anderer bedeutender Männer eine Stütze finden würden. Wolff selbst sagt darüber Folgendes:

Crypphus (der Rector des Gymnasiums) war ein Feind von der Philosophie und suchte dieselbe aus dem Aristophanes lächerlich zu machen, insonderheit auch von der Algebra, daher dorffte ich es nicht werden lassen, daß ich mich in jener fleißig übte und zu dieser eine große Lust hatte, weil ich gehöret, es sollte eine Kunst seyn, verborgene Wahrheiten zu erfinden und daher vermeinte, ich würde von dieser arto inveniendi speciali regulas generales abstrahiren können, als worauf ich schon in meinen Schuljahren versiel. . . . Hingegen Herr Pöhl und der Inspector Herr Neumann machten mir Lust zu Cartesii Philosophie und der Mathematic und Algebra immer mehr. Da Hr. Neumann als Professor Theologiae in beiden Gymnasii über das Symbolum apostolicum commentirte, auch in seinen Predigten sehr dogmatisirte, so habe ich sehr vieles von ihm gelernt, indem ich jederzeit was ich in der Theologie von ihm gehöret, auch in der Philosophie nachzuahmen suchte, indem er die Fehler der scholastischen Philosophie und die daher rührenden Mängel in der Theologie anzuzeigen pflegt. . . . Ob ich gleich die scholastische Philosophie studirte, so that sie mir doch nicht Genüge, und ich hielt weniger von den Scholasticis als jegund, hatte aber ein großes Verlangen, Cartesii Philosophie zu erlernen und Eschirnhauseus Medicinam mentis zu lesen. . . . Carbonis Summa Theologiae Thomae Aquinatis las ich deswegen, damit ich die katholische Theologie recht erlernen wollte, wie ich denn auch der Katholiken Predigten fleißig besuchte und ihren Kirchenseften beizuwohnte, . . . weil ich ihre Religion recht wollte kennen lernen, nicht aus dem, was ihre Gegner sagten. (S. 114—117.)

Nämlich die confessionellen Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten waren damals in Breslau so tief in das Leben eingedrungen, daß sie selbst die Schüler der protestantischen Gymnasien berührten, die mit den katholischen Studenten sich wacker herumdisputirten. Wolff's philosophische und mathematische Studien hatten deshalb

zunächst eine ziemlich einseitige Beziehung auf die Theologie.

Weil ich — sagt er — unter den Catholiken lebte und den Eifer der Lutheraner und Catholiken gegen einander gleich von meiner ersten Kindheit an wahrnahm, dabey merckte, daß ein jeder Recht zu haben vermeinte, so lag mir immer im Sinne, ob es denn nicht möglich sey, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch leide. Wie ich nun nach diesem hörte, daß die Mathematici ihre Sachen so gewiß erwiesen, daß ein jeder dieselben vor wahr erkennen mußte, so war ich begierig die Mathematici methodi gratia zu erlernen, um mich zu befeßigen, die Theologie auf unwidersprechliche Gewissheit zu bringen u. s. w. (S. 120.)

Diese einseitige Rücksicht auf dogmatische Streitfragen trat aber nach und nach, schon während er in Jena studirte, zurück. Besonders Einfluß hatte in dieser Hinsicht auf ihn Eschirnhauseus's „Medicina mentis“, ein für die damalige Zeit wirklich ausgezeichnetes Buch, welches er in Jena besser verstehen lernte, als „da er noch nichts von Mathematic und nichts rechtes von der Physik wußte“. Über die Anregungen, die er diesem Buche verdankte, äußert er sich sehr ausführlich, erzählt auch, wie ihn Eschirnhauseus auf die damals erscheinende mathematische Literatur aufmerksam gemacht habe. Nach Eschirnhauseus's Tod erkundigte sich Wolff, ob sich unter dessen Papieren nicht Materialien zum zweiten Theile der „Medicina mentis“ fänden; Eschirnhauseus hatte aber Alles verbrannt, wie Spinoza; wobei, setzt Wolff hinzu, ich mich erinnere, daß er mir von Spinoza sagte, er habe keinesweges Gott und die Natur mit einander confundirt, wie man ihm inögemein imputirte, sondern Gott multo significantius, als Cartesius definiret.

Überhaupt steht man aus Wolff's Angaben über seine Studien, daß er dieselben über die ganze philosophische, mathematische, physikalische und theologische Literatur jener Zeit ausbreitete und seine eigene Denkart so ziemlich nach dem Durchschnitte der damals herrschenden Lehren bestimmte, ohne daß Das, was die Leibniz'sche Philosophie wesentlich charakterisirt, dabei besonders hervorgetreten wäre. Daher er auch mit der schon bei seinem Leben gewöhnlich gewordenen Bezeichnung der Leibniz-Wolff'schen Philosophie sehr wenig zufrieden war. In die erste Berührung mit Leibniz kam Wolff durch seine Habilitationsschrift: „De philosophia practica universali“, die damals Mendel in Leipzig censirte.

Weil er (Mendel) nun sahe, daß dieselbe methodo mathematica geschrieben hatte, ich auch nicht bei der alten Enzyr verblieb, sondern weiter zu gehen suchte. . . so schickte er dieselbe ohne mein Wissen an den Herrn von Leibniz, um sein Urtheil von mir zu vernehmen, welches aber so geneigt ausfiel, daß ich schamroth wurde, als er mir dasselbe aus der Antwort vorlas und zugleich einen Brief von dem Herrn v. Leibniz überreichte. (S. 134.)

Kurz darauf machte ihn Leibniz auf seine prästabilierte Harmonie aufmerksam, und in der Vorrede zu den „Vernünftigen Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes“ (1710) sagt Wolff, daß ihm „des Hrn. v. Leibniz sinnreiche Gedanken von der Erkenntnis der Wahrheit und den Begriffen in den leipziger ‚Actis‘ unverhofft ein großes Licht gegeben“. Wo er jedoch in der vorliegenden Biographie erzählt, was und wie er in Leipzig lehrte, setzt er hinzu:

In Metaphysica, Moraliibus und Politicis fragte ich nicht viel nach Büchern; sondern ich machte vor mich in jeder Disciplin einen Aufsat. Und aus diesen MSC. habe ich nach diesem meine deutsche Schriften als einen Auszug gemacht. Dazumahl war noch an keine philosophiam Leibnitianam gedacht, denn es war mir nichts weiter, als des Hrn. von Leibniz Schediasma de notionibus substantiae und de veritate et notionibus bekannt, und was in den Leypziger Actis und bey dem Bayle in dem Dictionaire von der Harmonia praestabilita zu finden war. Als aber, wie ich die deutsche Metaphysik schrieb, Leibnizens Theodicee herauskam, in gleichen seine Streitschriften mit dem Clarke, so habe ich hernach in der Ontologia und Cosmologia und in der Psychologia rationali einige Begriffe von ihm angenommen. Und dieses hat nach dem Ansat gegeben, daß, da Hr. Wälfinger meine Metaphysik philosophiam Leibnitio-Wolfianam genannt, man überhaupt meine Philosophie Leibnitio-Wolfianam geheissen. Der Hr. v. Leibniz wollte haben, daß ich . . . mich allein auf die höhere Geometrie legen und seinen calculum differentialem excoliren sollte: allein ich hatte mehr Lust, die Philosophie . . . in besseren Stand zu bringen. Daher ich mit ihm in dessen Philosophica nicht correspondiren mochte, wie er deswegen auch an den Remond in Frankreich geschrieben: ich könnte von seinen sentiments nichts wissen, als was er drucken lassen, so er selbst vor etwas wenig ansehe. (S. 140 fg.)

Ebenso schreibt er den 11. Mai 1746 an den Grafen v. Manteuffel, daß sich Leibniz's System erst da anfangte, wo seines (Wolff's) aufhöre. Die Confusion aber hat Hr. Wälfinger gemacht, welcher zuerst mit der Philosophia Leibnitio-Wolfiana aufgezogen kommen. Und also könnte man auch noch wohl jetzt sagen, daß die Monades Leibnitianae, darauf sein eigentliches systema gebauet ist, ein Rägel sind, so . . . ich nicht auflösen mag, ob ich wohl könnte, weil ich es zu meinem Vorhaben nicht brauche, ich auch diese Sache in ihrem Werth und Anwerth beruhen lasse. (S. 82 fg.)

Nun ist es zwar richtig, daß man Wolff namentlich in der letzten Zeit seines Lebens von einer gewaltigen Eitelkeit nicht freisprechen kann — erklärte er doch, als er in Halle nach seiner Rückkehr nicht viel Zuhörer mehr hatte, er wolle als „Professor generis humani“ durch Schriften nun um so mehr Nutzen stiften —; aber man braucht sich nicht auf seine Eitelkeit zu berufen, um seine Protestation gegen den Ausdruck Leibniz-Wolff'sche Philosophie, wenn auch keineswegs in seinem eigenen Sinne, nicht unrichtig zu finden. Die Monadologie, das eigentliche Centrum der Leibniz'schen Speculation, ließ er, „weil er sie zu seinem Vorhaben nicht brauchte“, auf sich beruhen; und sowie er in der praktischen Philosophie eigentlich von Leibniz ganz unabhängig verfuhr, so errichtete er auch die weitläufigen Gebäude seiner Logik, seiner Ontologia, Cosmologia, seiner Psychologia empirica und rationalis u. s. w. aus einem Baumaterial, welches er wirklich größtentheils nicht nöthig hatte von Leibniz zu entnehmen. Freilich ließ er sich schwerlich einfallen, in welchem Sinne der Ausspruch: Leibniz-Philosophie fange da an, wo seine aufhöre, Zustimmung verdiene. Während nämlich die fragmentarisch ausgestreuten Gedanken Leibniz' von einem tiefen speculativen Bedürfnis Zeugnis ablegen, welches sich von dem gewohnten Formalismus der Schulphilosophie durchaus unbefriedigt fand, bewegte sich Wolff Zeit seines Lebens mit einer nur selten wiedererreichten Behaglichkeit auf der Oberfläche der Erscheinungen, auf

welcher er mit unermüdblichem Fleiße die Apyrenese seiner tausend und abertausend Nominaldefinitionen hielt, die es dann, säuberlich ausgehüllt, methodo scientifica, wie er nannte, in seinem systematischen Fachwerk deponirte. Leibniz hatte sich wirklich zum größten Theile losgemacht von der gedankenlosen Voraussetzung der Scholastik, mit dem Worte und der Erklärung des Wortes habe man auch die Sache; sein Streben war Erweiterung, Umgestaltung des wissenschaftlichen Gedankentreibes; Wolff dagegen ist in seiner ganzen Breite und langweiligen, weil nur scheinbaren Gründlichkeit gerade der wahre Repräsentant dieses von Aristoteles her überlieferten Wortwissens, durch dessen formale Anordnung und Zergliederung er seinem Zeitalter imponirte. So fängt nicht etwa nur Leibniz', sondern, wie möchten sagen, alle Philosophie da an, wo Wolff's Philosophie aufhört; nämlich da, wo der Geist der Untersuchung mit der äußerlichen Anordnung eines wenn auch noch so reichen Stoffes und mit den Wort-erklärungen Dessen, was in dem aufgestellten Fachwerk untergebracht ist, sich nicht mehr begnügt. Ein bloßer Nachtreter Leibniz' war Wolff keineswegs; sein System, als Lehrgebäude betrachtet, ist nicht nur viel reicher, als Leibniz' fragmentarische Gedankenblitze, sondern als Ganzes auch viel besser geordnet als irgend eines der frühern; dennoch war Wolff ganz und gar nur ein verarbeitender Kopf und als solcher verarbeitete er gelegentlich auch von Leibniz' Gedanken so viel, als er „gerade zu seinem Vorhaben brauchte“.

(Der Beschluß folgt.)

Gebete im Geiste der katholischen Kirche — mit hoher Genehmigung — vom Pfarrer Fr. Grünmeyer, ausgeführt nach Zeichnungen von Frau H. Stille und E. Scheuren. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1841.

Die Kunst erscheint nie erhabener und ihrer Bestimmung würdiger, als wenn sie im Dienste der Religion steht; denn die Schönheit — der Vorwurf aller wahren Kunst — ist ja nur die Vermittlung zwischen der idealen Wahrheit und dem Bereiche des sinnlich Wahrnehmbaren. In diesem Streben hat sie im klassischen Alterthume von Hellas und Latium dem mythischen Volksglauben, den kindlichen Ahnungen naturbelebender Gotteskraft gedient und die Naturreligion wenigstens zum Dienste der Schönheit und der sinnlichen Wahrheit erhoben; im Christenthume dagegen hat sie sich nicht nur des ihm innerwohnenden historischen Elements bemächtigt und dasselbe zu immer erneuter Anschauung gebracht, sondern auch die erhabenen Ideen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, welche wie Sonnenstrahlen das christliche Leben erleuchten und erwärmen, zu verkörpern und symbolisch darzustellen sich bemüht, zur Förderung der Andacht, in welcher der gläubige Mensch seiner Verbindung mit Gott sich erst völlig bewußt wird. Mag nun auch das Symbolische nur bis zu einem gewissen Punkte der religiösen Erkenntnis seine Geltung haben und behaupten können, so ist es doch eben bis dahin, nach den Ansichten der meisten christlichen Confessionen, kaum zu entbehren. Namentlich aber legt die katholische Kirche von der ältesten Zeit dem Bildeichen in der Religion, soweit es durch die Kunst vermittelt wird, die Kraft bei, den höchsten Zwecken der Erbauung dienen zu können, und hat es daher ebenso wohl beim äußern Bau ihrer Gotteshäuser als bei der innern Aus schmückung derselben durch

Malerei und Sculptur bezaugt. Ja, damit noch nicht zufrieden, hat sie selbst der Schrift schon längst in ihren alten Mess- und Gebetbüchern (Wissalen und Brevieren) das Bild beigegeben, sei es nun geschrieben zur Belebung des todten, kalten Buchstaben, oder weil die Liebe nie genug thun zu können meinet im Schmucke ihrer höchsten und heiligsten Gegenstände.

Ein Werk solcher Liebe liegt vor uns in dem vorgenannten, wirklich schönen Gebetbuche, in welchem der wackerer Unternehmer und Verleger, der unermülich thätige Krog in Düsseldorf, zugleich einen neuen Beweis geliefert hat, daß die Typo- Lithographie in den letzten Jahrzehenden wirklich mit Riesenschritten dem Ziele der technischen Vollendung sich genähert habe. Denn es sind in und an diesem Buche fast alle schwierigen Aufgaben, welche dem Typen- und Steindrucke gestellt werden können, auf jedem Blatte gehäuft und glücklich gelöst: Linien, gerade und gebrochene, geschwungene und verschlungene, kurze und haarfeine, verzerrte Buchstaben von jeder, dem Format entsprechenden Größe, die verschiedensten und verschiedensten Füllungen, Arabesken in einer bis jetzt wol noch nicht so dagewesenen Mannichfaltigkeit — denn jede Seite hat eine andere —, besonders aber ein Reichthum an Gold, Silber und Farben, welcher nur in den alten geschriebenen Brevieren seines Gleichen findet und dem Ganzen ein ungemein heiteres, ja glänzendes Aussehen gibt, ohne in das dem feinern Farben- und Schönheitsgeföhle unangenehme Bunte zu verfallen. Was der Drucker dabei zu leisten hatte, wird der Fachkundige leicht ermessen, da er weiß, daß jede Farbe ihren eigenen Saß und Druck verlangt und nur die allergrößte Accuratess das Gelingen des Druckes verbürgt. Dieser ist aber in dem Exemplare, welches Ref. vorliegt, in einer solchen Vollkommenheit ausgeführt, daß es schwer wird, an den Gebrauch verschiedener Platten u. zur Herstellung desselben zu glauben, weil Alles wie aus Einem Susse hervorgegangen erscheint. Das Hauptverdienst des Appendices gebührt dem düsseldorfer Typographen J. Wolf, was wir in schuldiger Anerkennung seiner Leistungen bemerken zu müssen glauben. Noch weit herrlicher aber als die Typographie hat die zeichnende Kunst durch Vermittelung der Lithographie dieses Gebetbuch geschmückt durch reiches und sinniges Beiwerk, indem sie, den Baumeistern der alten Dome vergleichbar, jedem einzelnen Blatte, jedem einzelnen Gebete und Abschnitt den Stempel der Schönheit aufzudrücken, den freundlichen Schmuck der Liebe beigegeben bemüht gewesen ist. Für diesen wesentlichen Theil seines Werkes ist der Unternehmer einer Künstlerin und einem Künstler zu Danke verpflichtet, welche beide schon im weitern Kreise der Kunstfreunde bekannt sind: Frau Hermine Stilke, die kunstfertige Gattin des berühmten Historienmalers gleiches Namens, welche bereits in den Bignetten und Initialen zu des Grafen Razynski großem Werke über die deutsche Kunst ihr Talent hinreichend bewiesen hatte, und der geniale Landschaftsmaler der düsseldorfer Schule, Hr. C. Scheuren, ein wahrer *fa presto*, dem kein Vorwurf der Kunst unerreichtbar zu sein scheint; denn niemals hätten wir geglaubt, daß Scheuren auf dem Gebiete, auf welchem er sich hier mit so vielem Glücke bewegt, jemals heimlich werden könnte. Und er ist's geworden; denn seine Arbeiten zu den letzten Abschnitten unsers Buches stehen denen seiner sinnigen und geschmackvollen Mitarbeiterin im Wesentlichen nicht nach, wenn sie auch freilich nichts aufzuweisen haben, was den vier ersten Miniaturen der Frau Stilke ganz ebenbürtig an die Seite gesetzt werden könnte. Namentlich ist über das erste dieser vier kleinen lieblichen Bilder, welches dem andächtigen Leser die heilige, stille Welt des Gebets erschließen soll, ein unaussprechlicher Zauber ausgeoffen: es ist der reichverzerrte Anfangsbuchstabe, in dessen weite benutztem Raume ein liebliches, frommes Frauenbild in Andacht versunken vor dem Pausaltare kniet, Blick und Hände zum Gott ihres Glaubens, ihrer Liebe und ihrer Hoffnung erhehend in kindlicher Unschild. Nächst diesem hat Ref. namentlich die Bignette zu dem schönen Gebete des heil. Thomas von Aquino

angefprochen, weil auch in ihr der Charakter des Gebetes ebenso schon als wahr ausgedrückt ist. Was die jedes Blatt umschließenden, dem Inhalte in den meisten Fällen entsprechenden Kraut- und Rankenzeichnungen anbelangt, so gehören sie jedenfalls zu dem Geschmacksvollen und Sinnigen, was die neuere Kunst in dieser Art geschaffen hat. Schade nur, daß ihnen kein betterer Papierrand beigegeben ist, was aber freilich in der Dilettante und Bestimmung des ganzen Buches, auch ein Begleiter in die Kirche zu werden, seinen guten Grund haben mag. Vor andern hervorheben möchten wir unter ihnen: die zum „Abendgebete“, die zum Evangelium vom Heilstock, zum Orate und zur Prästation, ohne dadurch den Werth der übrigen schmälern zu wollen. Nur das Hauptbild zum Christgebete (von Scheuren) scheint Ref. dem Charakter des Ganzen weniger zu entsprechen.

Die Gebete selbst athmen echtchristlichen Sinn und sind ebenso fern vom eckigen und harten Dogmatismus, als vom flachen, charakterlosen Berwässern und Berwässern der eigentlichen Heilswahrheiten, durch welches das Gebet zum leeren Wortkram wird, dem der Trost und die Kraft des Evangeliums abgeht; vielmehr ist in ihnen das einfache Bibelwort in der Form der alten, wahrhaft frommen Kirchenlehrer, eines Augustinus, Thomas v. Aquino, Hr. v. Sales u. A. vorherrschend, so daß Ref. kein Bedenken trägt, sie als allgemein christliche Gebete zu bezeichnen.

So ist das schöne Buch, welches auf pergamentähnliches Papier gedruckt, in rothen Sammet gebunden und mit vergoldeten Ecken und Schloß versehen ist, in jeder Hinsicht der Aufmerksamkeit aller Gebildeten würdig; möge ihm dieselbe zu Theil und das Vertrauen des Unternehmers auf die Unterstüßung des Publicums gerechtfertigt werden!

Literarische Notizen.

Von Paul Pinbar erschienen „London legends“ (2 Bde.). Ein englischer Berichtskrieger sagt, die Schilderungen in diesem Werke seien von einem Dufte der guten alten City umwittert, welcher sie allen denjenigen Romanlesern empfehlen müßte, deren Geschmack alterthümlich; die beiden Romane „The foster son“ und „The alderman“ enthielten außerdem Partien von so kräftiger Darstellung und Schreibart, daß sie zwanzig Jahre früher Lärmen und Staunen erregt haben würden. Drei von den vier hier gesammelten Romanen sind übrigens früher schon in periodischen Schriften veröffentlicht worden.

Louis Delafosse, Mitglied der freien Gesellschaft der schönen Künste, gab in zwei Bänden heraus: „Cours méthodique du dessin et de la peinture“, enthaltend die Elemente der Geometrie, der Civil-, Kriegs- und Schiffbaukunst, die Linear- und die Luftperspective, die Anatomie und die Proportionen des menschlichen Körpers, den Ausdruck der Leidenschaften, Vorschriften, betreffend das Portrait, die Landschaft und die Blumen, die Veterinär-Anatomie, die Composition, die Farbenchemie, eine historische Abhandlung über Kunst und Künstler und einen Anhang über den künstlerischen Unterricht. Ein erschöpfender prachvoller Atlas ist beigegeben.

Als Fortsetzung der ähnlichen Sammlungen von Legend d'Aussy, Barbazan und Néon erschienen von A. Jubinal, bereits durch mehre von dem Institut gekrönte Werke über Kunst und Archäologie rühmlich bekannt, ein „Recueil de pièces inédites des troizièmes, quatorzièmes et quinzièmes siècles“. Unter den 60 diese Sammlung bildenden Stücken befinden sich mehre, die Jubinal in England gesammelt hat und welche sich in den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris nicht befinden. Die wichtigsten Stücke, welche aus der königlichen Bibliothek genommen sind, tragen folgende Titel: „Un dit de vire“, eine heftige Satire gegen die Zeit des heiligen Endwig; „La queue de Renart“; „Le dit des peintres“; „Le dit du roi Arthur et de saint Louis“ u.

Donnerstag,

— Nr. 153. —

2. Juni 1842.

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinr. Wuttke.

(Beschluß aus Nr. 152.)

Die interessanteste Partie in Wolff's Leben ist seine Vertreibung von Halle, sowie seine spätere Zurückberufung. Die erstere ist schon oft erzählt worden, aber, wie der Verf. bemerkt, immer nur von Seiten der Freunde Wolff's. Das Hauptmotiv der Gegner Wolff's ist und bleibt freilich theologische Engherzigkeit, die, aber wenigstens bei A. H. Franke, der überzeugt war, „daß er keinen zum Christen machen könne, der den Euklidem studire“, und der durch Befehdung Wolff's eine heilige Gewissenspflicht zu erfüllen glaubte, von andern Nebenrückichten frei war. Als Wolff von Halle fort war, sagte Franke, hat er oft die Stelle angesehen, da er auf den Knien Gott um die Erlösung von dieser großen Macht der Finsterniß, die in wirkliche professionem atheismi ausgeschlagen, angerufen hatte. Daß er (Wolff) mich und Collegas aufs entsetzlichste geschmäht und verspottet hat, das ist mir wie nichts gewesen und hätte es gern gelitten, wenn nur die ganz vor Augen liegende und mit Händen zu greifende, ja sensibiler zunehmende Verschärfung so mancher sonst geliebten jungen Leute nicht gewesen wäre.

Für die Orthodorie und den Pietismus war es natürlich schon höchst anstößig, daß die Philosophie sich herausnehme, die unentbehrliche Stütze der Theologie zu sein; sie dachten von der Philosophie: timeo Danaos et dona ferentes. In dem Verhältniß zwischen Wolff und Lange lief überdem nicht wenig von Dem unter, was Bayle einmal entre-mangeries professorales nennt. Nachdem jedoch die langjährige Spannung bei Gelegenheit der Rede Wolff's „De Sinarum philosophia practica“ im J. 1721 in einen offenen Bruch übergegangen war und Lange im Namen der theologischen Facultät um Einsetzung einer königlichen Commission „zur Untersuchung der Irrlehren des neuen Weltweisen“ nachgesucht hatte, verschmähte auch Wolff nicht, seinen Einfluß bei Hofe zur Demüthigung seiner Gegner geltend zu machen; indem er gegen den Privatdocenten M. D. Strähler, der eine „Prüfung der vernünftigen Gedanken des Hrn. Hofrath Wolff“ u. s. w. herausgegeben hatte, erst beim Rector der Universität auf „gebührende Inquisition und Ahndung dieses höchst strafbaren Frevels“ antrug und dann, als das nichts half,

bei Hofe einen Befehl auswirkte, welcher bei Verlust der Magisterwürde und ansehnlicher Geldbuße Strähler'n alles weitere Schreiben gegen Wolff verbot. Auf diese Weise spannte Wolff die Saiten immer straffer. Der endliche Ausgang ist bekannt. Unter dem 3. Nov. 1723 wurde ihm mittels Cabinetsordre geboten, binnen 48 (nicht, wie es gewöhnlich heißt, binnen 24) Stunden „nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrige königliche Lande bei Strafe des Stranges zu räumen“. Das war mehr, als Wolff's erbitterteste Feinde gewünscht hatten; Lange'n verging, nach dessen eigenem Geständniß, „auf drei Tage der Schlaf und aller Appetit zum Essen und Trinken“. Wolff selbst benahm sich sehr gleichmüthig. Als ihm der Universitätsyndicus die Ordre insinuirte, antwortete er:

er habe das nicht verdient und wolle sich nicht in des Königs Dienste bringen, da er seine Dienste nicht verlange. Ich wußte, sagt er hinzu, gar wohl, worauf es abgesehen war, nemlich daß ich mich der imputirten Irrthümer sollte schuldig geben und dieselben widerrufen, nach diesem reversiren, nichts zu lesen und zu schreiben, als in physicis und mathematicis: wie auch nach diesem von guten Freunden aus Berlin erfahren. . . . Wenn es einen andern betroffen hätte, würde die Universität erst gegen diese Ordre berichtet haben: allein bei mir ward Alles überleitet. (S. 196.)

Nach Verlauf von 12 Stunden war er aus Halle fort. Ein seltsamer Zufall ist es übrigens, daß Wolff selbst viele Jahre vorher, als er sich in Jena als Student die Nativität stellte, herausbrachte: er werde in die unverdiente Ungnade eines Königs fallen, der es aber mit der Zeit erkennen und ihm besondere Gnade erzeigen würde. Thümmig fand das Document und schickte es ihm nach Marburg nach.

Daß Wolff in Marburg so schnell einen Ersatz Dessen fand, was er in Halle verloren hatte, hatte seinen Grund darin, daß er schon vor der Katastrophe in Halle einen Ruf nach Marburg erhalten und noch nicht definitiv abgelehnt hatte. Weniger bekannt ist, daß man sächsischer Seite, wo man ihm schon früher, kurz nach seiner Anstellung in Halle, erst nach Leipzig, dann nach Wittenberg zu ziehen gesucht hatte (S. 148), auch jetzt sich Mühe gab, ihn für Leipzig zu gewinnen. Aus Dankbarkeit stellte es jedoch Wolff in des Landgrafen von Hessen Karl Beileben, ob sie mich haben oder erlauben wollten, daß ich in sächsische Dienste ginge. Sie gaben mir zur Antwort, wenn ich in Dero

Diensten mich engagiren wollte, so sollte es mich nicht gereuen und hätte ich mich bei Ihnen dergleichen Verdrießlichkeiten nicht zu versehen, wie mir in Halle wiederfahren. Da konnte ich freilich nicht anders als ja sagen. (S. 52.)

So blieb denn Wolff in Marburg, bis er nach Halle zurückkehrte. Diese Rückkehr war aber durch mancherlei Umstände vorbereitet und bedingt, über die der Manteuffel'sche Briefwechsel nähere Auskunft gibt. Seit dem 1730 erfolgten Tode des Landgrafen von Hessen Karl fing Wolff an mit seiner Lage in Marburg minder zufrieden zu sein und sich allmählig nach einer Veränderung zu sehnen. In Preußen dagegen hatte sich die Meinung des Hofes über Wolff's Philosophie vorzüglich seit 1733 durch die Bemühungen des Propst Reinbeck geändert und schon 1734 erging eine Aufforderung zur Rückkehr nach Halle an ihn, welcher er jedoch damals keine Folge leistete. Im J. 1736 wurde in Berlin eine förmliche Commission zur Untersuchung der Wolff'schen Lehre niedergesetzt, welche sie von den ihr Schuld gegebenen Lehren freisprach; Strähler wurde von Halle entfernt, Lange'n das Schreiben verleiht. Erst seit dem J. 1739 jedoch, wo sich Wolff in Marburg immer beengter fühlte, wurden noch bei Lebzeiten des Königs Friedrich Wilhelm von Berlin aus nähere Verhandlungen mit Wolff angeknüpft. Wolff dedicirte mit Manteuffel's Zustimmung dem Könige den zweiten Theil seiner „*Philosophia practica universalis*“; dies hatte theils eine Cabinetsordre, in der den Candidaten des Predigtamtes das Studium der Wolff'schen Philosophie, namentlich der Logik, geboten wurde, theils die Erneuerung der Anfrage zur Folge: „ob Wolff geneigt sei, auf einer preussischen Universität ein anständiges Etablissement anzunehmen“. Anfänglich wollte ihn der König nach Frankfurt a. d. D. berufen, und darauf bezieht sich folgendes charakteristische Gespräch zwischen dem Könige und Manteuffel, welches der Letztere niedergeschrieben und Wolff mitgetheilt hat:

Rez. Savez vous bien que je suis en commerce de lettre avec le Professeur Wolff. Il m'a dédié un grand livre que je n'entens pas et il a bien fallu l'en remercier. — *Ego.* J'ai vu le livre à Leipsig. Il est très digne d'être dédié à un si grand Monarque. — *Rez.* Mais à quoi peut-il me servir, si je n'y comprends rien? — *Ego.* Il en a dédié de pareils à d'autres grands Princes, qui ne savent pas plus de latin que V^{otre} Majesté, et si je ne me trompe, il a envoyé en même tems une traduction allemande de sa dédicace, où il aura sans doute rapporté en gros, de quoi ce livre traite. — *Rez.* Cela est vrai, j'ai reçu la traduction de sa dédicace, qui est fort belle u. s. w.

Der König sagt nun Manteuffel; daß er Wolff angeboten, in seine Dienste nach Frankfurt zurückzukehren, worauf ihm Manteuffel mit diplomatischer Zurückhaltung die Bedenken andeutet, die Wolff abhalten würden, diesen Antrag anzunehmen. Da antwortet der König:

Je voudrais volontiers le placer à Halle, aber da würden sich die Kerls gleich wieder bey die Köpfe Erlegen und zu Halle kann ich ihm keine Besoldung schaffen. Frankfurth aber ist reich, da kann er Erlegen, was er will. (S. 45—47.)

Daß jedoch Wolff weder nach Frankfurt, noch, so lange Friedrich Wilhelm lebte, überhaupt nach Preußen

zurückkehren wollte, darauf hatte Manteuffel den entscheidendsten Einfluß.

Voyez, Monsieur — schreibt er an Wolff —, si un véritable ami peut vous conseiller de quitter un poste où vous êtes au moins tranquille et sûr de votre fait pour venir vous embarquer dans cette Galère-cy. . . Le tems de voir fleurir icy les Sciences n'est pas encore venu et à vue de pays il est encore fort éloigné. Vous quitteriez un établissement tranquille et sûr . . . pour revenir dans un pays, où l'on n'aime les Savans qu'en-tant qu'ils peuvent servir à augmenter les revenus des accises, ou l'on agit souvent par boutades et par des voyes de fait (?), ou l'on donne tout aussi facilement des chaires de Professeur à des ignorans, souvent même à des bouffons déclarés qu'à de gens de mérite.

Er erzählt ihm außerdem, wie es Gelehrten, wie Heinriccius und Reinbeck, gegangen sei (S. 57 fg.), und daß der König, obgleich bemüht Frankfurt durch auswärtige Gelehrte zu heben, doch von allen abschlägliche Antwort erhalten habe. Schilderungen dieser Art, die auf den damaligen Zustand des höhern Unterrichts in Preußen ein sehr ungünstiges Licht werfen, verfehlten bei Wolff ihre Wirkung nicht; dennoch wurden die Verhältnisse in Marburg immer drückender; sogar die Besoldungen wurden nicht mehr ordentlich ausgezahlt; und so war Wolff schon im Begriff, einen Ruf nach Utrecht, an Ruffschbroeck's Stelle, der nach Leyden ging, anzunehmen, als am 7. Mai 1740 König Friedrich Wilhelm starb und Friedrich II. die Regierung antrat. Diesem hatte Wolff eben den ersten Theil seines „*Jus naturae*“ gewidmet, und Manteuffel schrieb ihm noch am Todestage des Königs, daß sich nunmehr die Verhältnisse in Preußen dergestalt ändern würden, daß er mit gutem Vertrauen dahin werde zurückkehren können. Das übrige ist bekannt; Friedrich II. beauftragte Reinbeck sich um des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch, der die Marheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen gesellschaft werth gehalten werden und glaube ich, daß er eine Conquête im lande der Marheit gemacht hat, wenn er den Wolf hierher persuaadirte.

Den 11. Sept. desselben Jahres erhielt Wolff seine von dem Minister von Arnim unterzeichnete Berufung; seine Entlassung in Marburg machte zwar einige Schwierigkeiten, die aber bald überwunden wurden, und so kehrte er den 6. Decbr. 1740 unter großen Feierlichkeiten wieder nach Halle zurück. Friedrich II. hatte ihn anfänglich bei der Akademie in Berlin anstellen wollen; die Art, wie er diesen Antrag, der ihn ganz aus seinem „gewöhnlichen Erain“ gebracht haben würde, ablehnte, ist für seine Individualität, von welcher der oben genannte Baummeister sagte, „daß er kaum einen solchen Phlegmaticum Zeit Lebens gesehen und daß ihm seine (Wolff's) Person und übrige Conduite sehr schlecht gefallen“, aberaus bezeichnend. Sein Hauptgrund war freilich, daß er auf der Universität mehr wirken zu können glaubte, als an der Akademie; das drückte er aber unter Anderm so aus:

Gott hat mir besondere Gaben zum Doctren versehen und dabei eine Freudigkeit, die ich bey einem zahlreichen auditorio verspüre, die den Lauff des Geistes in eine der Gesundheit zuträglich Erregung bringet und bisher nebst der Diät meine Gesundheit und Munterkeit des Gemüthes erhalten. Ich kann auch mit Wahrheit versichern und meiner Frauen ist es bekannt,

daß die meiste Arbeit in Wölffers Schreibern zu der Zeit verrichtet, wenn ich collegia gehabt u. s. w. (S. 66.)

Von dem Nutzen der Akademie hielt überhaupt Wolff nicht viel, fürchtete auch mit den damals in Berlin lebenden Franzosen nicht sonderlich harmoniren zu können.

Der zweite Abschnitt der Einleitung des Verf. unter der Aufschrift „Die Wolffsche Philosophie“ (S. 81—100) hätte ohne großen Nachtheil wegleiben können. Der Verf. selbst macht keinen Anspruch darauf, den Gegenstand zu erschöpfen; er beschränkt sich außer einigen Bemerkungen über die Ausbreitung der Wolffschen Philosophie auf die Hervorhebung seiner Methode und des Verdienstes, welches Wolff durch die Behandlung philosophischer Gegenstände in der Muttersprache sich erwarb. Der Haupt Gesichtspunkt für Wolffs Philosophie liegt, wie schon oben angedeutet worden ist, darin, daß, während ihm eigentlich productiver Scharfsinn beinahe ganz abgeht, er ebenso geschickt als fleißig war, um den damaligen Gesamtvorrath des Wissens auch in das gemeine Bewußtsein eingebrungenen Gedankenkreis in seiner ganzen Breite mit den gewöhnlichen logischen Hülfsmitteln in eine formelle Ordnung zu bringen, wobei er denn mit einer, seinem Zeitalter nicht minder wie seiner Individualität zur Last fallenden Pedanterie verfuhr, die es jetzt ganz unmöglich macht, die Dekaden seiner methodo scientifica abgefaßten Quartanten sammt den ebenso zahlreichen Dekaden seiner „Vernünftigen Gedanken“ in Octav wirklich durchzulesen. Daß er trotz aller Anfechtungen der Wasse imponirte, ist kein Wunder; ein nach einer scheinbar so strengen Ordnung aufgebautes Lehrgebäude erstreckte schon durch seinen Umfang den Geist der Prüfung und mußte überdies als eine so bequeme Wohnung erscheinen, daß man nicht nöthig fand, die Fundamente zu untersuchen. Merkwürdig aber ist es, daß selbst Kant auf die ganze Methode Wolffs ein großes Gewicht legte. Der Verf. führt die bekannte Stelle aus der Vorrede zur „Kritik der reinen Vernunft“ an, wo Kant sagt, in der Ausführung des Planes der Kritik, d. h. im System der Metaphysik müsse man dereinst der strengen Methode des berühmten Wolff, des größten unter allen dogmatischen Philosophen, folgen. Daß nämlich Kant an Wolff zunächst nichts weiter als eine Kritik des Erkenntnißvermögens vermischte, geht noch deutlicher aus einer andern Stelle, am Ende des zehnten Paragraphen der „Kritik der reinen Vernunft“ hervor, wo Kant, von den Definitionen der Kategorien und der aus ihnen abzuleitenden Begriffe sprechend, hinzusetzt:

Aus dem Wenigen, was ich angeführt habe, leuchtet deutlich hervor, daß ein vollständiges Wörterbuch (aller Vernunftbegriffe) mit allen dazu erforderlichen Erläuterungen nicht allein möglich, sondern auch leicht sei zu Stande zu bringen. Die Fächer sind einmal da; es ist nur nöthig sie auszufüllen u. s. f.

Die Bedeutung aller dieser Begriffe, die das System der Vernunft bilden sollten, würde nun freilich bei Kant eine ganz andere gewesen sein als bei Wolff; aber dennoch meinte Kant: „die Fächer seien einmal da, es sei nur nöthig sie auszufüllen“ und ein „Wörterbuch“ voll Nominaldefinitionen „könne nöthigenfalls das System der

reinen Vernunft vor Augen legen!“ So groß ist die Macht, mit welcher jeder vorausbestimmte Formalismus von der Aristotelischen Unterscheidung zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit an bis auf die Hegel'sche Dialektik herab den Geist der Untersuchung in Fesseln schlägt. Indessen die Betrachtungen, die sich hieran über den in den neuesten Systemen immer noch fortwirkenden Wolffianismus knüpfen ließen, würden die Grenzen dieser Anzeige beizweitern überschreiten. Genug, wenn sie durch das aus dem Buche Ausgehobene die Aufmerksamkeit des Lesers auf dasselbe gelenkt hat; denn auch abgesehen von Dem, was sich unmittelbar auf Wolff bezieht, ist es geeignet, durch eine Menge einzelner Züge, die hier unberührt bleiben mußten, die individuelle Auffassung der geistigen Zustände des 18. Jahrhunderts vielfältig zu bereichern.

31.

Oliver Cromwell, an historical romance, edited by Horace Smith. London 1841.

Ist nach der Ansicht des Lesers bringt dieses Buch mehr oder weniger, steht es höher oder niedriger, als sein Titel erwarten läßt. Während es schwer sein dürfte, den Inhalt mit dem Begriffe einer Novelle oder nach des Verf. Bezeichnung mit dem eines historischen Romans zu versöhnen, läßt vom rein historischen Standpunkte aus ein bedeutendes Verdienst sich ihm nicht abschreiben. Schön und kräftig schildert es die hervorragenden Partien des an den Namen Oliver Cromwell geknüpften Kampfes, der unter ihm sich gebildeten Republik. Es zeichnet den Lord Protector in einem, ziemlich aussetzigen Lichte, und dies dadurch, daß es ihn bald mit Falkland, Essex und Karl Stuart, bald mit Pym, Hambden und St. John, bald mit dem herrlichen Milton contrastirt. Besonders glücklich ist die Feder des Verf., wenn sie Cromwell am Tage der Schlacht beschreibt, wie er die Linien mustert, begeisterte Worte spricht, die stürmisch Folgenden zum Angriffe führt, selbst auf der Bresche der Erste ist. Überhaupt dürften wenige sogenannte romantische Gemälde deutlichere Schlachtenbilder und treuere panoramatische Fernsichten, das Auftreten, die Haltung, die Angewohnungen, sogar das Costum der Acteurs licht- und lebensvoller geben. Demnach muß der Leser unwillkürlich die stillen Tugenden der Häuslichkeit, muß Frauenwürde und Frauenwerth, Altersliebe, Kindesliebe und Vaterlandsliebe innigst achten lernen. Dagegen besteht eine Schattenseite des Buchs in der häufigen Umwicklung der geistigen Natur des Menschen mit den Dünken seiner thierischen Leidenschaften, und statt eines ruhigen, festen, ungebungen Seelenwirkens wird beinahe zu oft der groben Materie gedacht, welche die Seele einengt und herabzieht. Die als handelnd aufgeführten Personen herrschen und imponiren beizweitern mehr durch ihren hohen Wuchs, durch die herkulischen Proportionen und die Sehnenskraft ihrer Gestalten, durch den wilden Anlauf ihres Begierden und durch ihre ungebrochene Willensstärke, als durch die unerklärliche Gewalt des Geistes über den Körper, jene Herrschaft, welche der kluge, vorsichtig berechnende Verstand zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen unabweisbar ausgeübt hat und ausüben wird. Wenn aber der Verf. mit lobenswerthem Gehorsame gegen die Geschichte die interessante Figur des Lord Falkland früh von der Bühne entfernt, so verdient doppelt Erwähnung, daß er, obwohl ein hoher Verehrer Milton's und mit dessen Leben und Schriften genau bekannt, doch in Widerspruch mit der historischen Wahrheit die Ansichten und Meinungen, welche jenen fest ins Herz gewachsen waren, verdreht, die Entwicklung seines politischen Glaubens falsch darstellt und sogar seine Person in Lächerlichkeit, die Milton nie betreten. Deshalb ihn in einem seiner Briefe von den Freunden sprechen lassen, die er an den

Wern des Kaffes genossen, da Jedermann weiß, daß Milton nie in Griechenland war? Mindestens hätte der Verf. thun sollen, was er nicht gethün, der Anspielung einen Zweck geben, geeignet, den „Mißbrauch der Wahrheit“ zu entschuldigen. Größer aber und wichtiger ist, was er außerdem gegen Milton sich erlaubt hat. Milton, der sein ganzes Leben hindurch nicht einen Fingerbreit von seinen republikanischen Grundfäden abgewichen, der nie von einer, an Monarchie auch nur erinnernden Form oder Modification hören wollte, der nicht bloß das Regiment eines Königs, sondern schon das Wort König haßte, erscheint in „Disser Gromwell“ erst als Träumer, dann als abgefallen von seinen republikanischen Gesinnungen. Das darf um so weniger ungerügt bleiben, je sorgfältiger der Verf. die Motive seiner Entstellung verhält, je gefährlicher selbst heute noch das Beispiel eines Milton der Sache des Liberalismus werden könnte, und je mehr das Buch überhaupt enthält, worauf sich der Finger legen und sagen ließe: Ecco hic.

Ein verwandter Tadel trifft den Verf. in Bezug auf die Enthauptung des ersten Karl, eine That, deren Recht oder Unrecht sich der Verf. zur Frage gestellt, ohne die Aufgabe zu lösen. Niemand bestreitet er das Recht der That und bringt gleichwohl unaussprechliche Gründe vor, warum sie nicht hätte geschehen sollen. Selbst wenn er zuletzt an Gromwell's Todtenbette von der Weisheit, der Nothwendigkeit und der Gerechtigkeit der blutigen Maßregel spricht, gestattet er Raum zu zweifeln, ob sie weise, nothwendig und gerecht gewesen. Gerade diese Punkte in einer historical romance hervorzuhoben, dünkte Ref. um so unerlässlicher, weil, wie bereits angedeutet, das Buch nicht sowohl ein historischer Roman, als eine historische Skizze der Kriege und Schicksale des englischen Freistaats und nebenbei, oder vielmehr hauptsächlich, Träger und Verfechter gewisser Partisanansichten ist. Deshalb treten auch die wenigen singulären Personen entweder gar nicht aus dem Hintergrunde, oder wenn sie eine kurze Zeit „an den Kampfen“ geknaben, bei erster Gelegenheit gänzlich ab. Gleichsam als Moral zieht der Verf. den Schluß, daß absolute Monarchie die beste Regierungsform sei. Dieser Schluß paßt jedoch, deutsch zu reden, wie die Faust aufs Auge. Welt nämlich der Verf. die Begebenheiten geschichtlich treu erzählt und dabei seine beabsichtigte Schlußmoral vergessen hat, ist es ihm gegangen wie Einem, der sich zu der Beweisführung niedersetzt, daß schwarz weiß sei, und am Ende zwar selbst einsteht, daß er das Gegentheil bewiesen, dennoch aber, sei es weil er muß oder will, frischweg folgert: ergo ist weiß schwarz. Ein logisch richtiges ergo würde dahin lauten, daß es zu jener Zeit für England das bessere Glück gewesen wäre, wenn es nicht ein den alten Republiken nachgeahmter, sondern ein dem Volkscharakter angepaßter Freistaat hätte werden können.

Tadelns ungeachtet wiederholt Ref., daß in geschichtlicher Beziehung das Buch entschieden Werth besitzt, und sollte es verdeutscht werden, so behüte der Himmel es vor der „Wäschfabrik“.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lobende Erwähnung verdient folgendes Werk: „Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qui elles présentent dans les diverses périodes de leur développement“, von J. P. Baucher (4 Bde., Paris 1841). Unter dem Ausdruck: physiologische Geschichte der Pflanzen versteht der Verf. eine ins Einzelne gehende Analyse der Phänomene, welche das Pflanzenleben darbietet. Er läßt die allgemeinen und gewöhnlichen Fragen der Physiologie bei Seite und zieht es vor, jede Pflanze in den innern Verhältnissen der verschiedenen Organe und des Spiels dieser Organe in Detail zu studiren. Er beschreibt Das, was man aus Analogie mit den Sitten der Thiere die Sitten der Pflanzen nennen

konnte. Er folgt darin dem Beispiel eines Ronenb Spengel, Duhamel und Cassini. Baucher hat aber das Verdienst, die Art Beobachtungen auf eine unendliche Menge Gewächse auszu dehnen, welche man bisher noch nicht hinlänglich studirt hat. Der Verf. zählt die Familien und die Gattungen in der Ordnung der Werke Decandolle's auf. Er schreibt die in dessen „Prodromus“ lateinisch ausgedruckten botanischen Kennzeichen französisch und für Familien, welche in diesem Werke noch nicht erschienen sind, hat er sich bei den besten Schriftstellern der beschreibenden Botanik Rathes erholt. Dann, nachdem er die auf das Vorhandensein, die Lage und die Form der Organe gegründeten Kennzeichen angeführt, sagt er, was er unter dem physiologischen Gesichtspunkt beobachtet hat, und ergänzt dadurch die Beschreibungen anderer Botaniker. Die von dem Hrn. Baucher angewandte Methode kann von Liebhabern der Botanik, denen es an Büchern und nöthigen Herbarien fehlt, mit großem Vortheil benutzt werden. Baucher's Geschichte des Graslebens (einer fadenartigen Wasserpflanze) ist durch die Genauigkeit ausgezeichnet, womit er neue Thatfachen vorgetragen hat. Das neueste Werk hat die mittlere Dauer eines Menschenalters in Anspruch genommen; 60 Jahre lang hat Baucher sich mehr oder weniger anhaltend mit der Botanik beschäftigt und das Ergebniß seiner Arbeiten hat die Wissenschaft bereichert.

Freunden der Kunstgeschichte ist die Fortsetzung von Giovanni Rosini's „Histoire de la peinture italienne exposée par ses monuments“ (Th. 2, Abth. 1) sehr willkommen. Die hier genannte Abtheilung handelt vornehmlich von den Gemälden des berühmten Giotto und seiner Schüler. Man sah in wenig Jahren die ganze Halbinsel sich mit Schülern und Nachahmern des großen Giotto erfüllen. Lambino drückt sich in seinem classischen Commentar über Dante's „Ettliche Komödie“ in dieser Hinsicht auf folgende Weise aus: „Aus der Werkstätte Giotto's gingen außerordentliche Maler hervor; man lobt insonderheit Maso's Anmuth; Stefano erhielt den Beinamen Affe der Natur; und die Kunst erscheint sehr groß bei Taddeo“. Die unermüßlichen Forschungen Rosini's haben zu diesen, im 14. Jahrhundert über alle ihre Nebenbuhler vom Volke geliebtem Namen eine Menge andere hinzugefügt. Zu Pisa fand Giotto zuerst zum Gehälfen Nello di Banni, dessen Arbeiten auf den Mauern vom Campo Santo noch erkennbar sind. Puccio Gappanna, ein Florentiner, wurde einer der ersten Schüler Giotto's. Giovanni Pisano, Sohn des berühmten Nicolo, und selbst Bildhauer von großem Talent, schloß enge Freundschaft mit dem Fürsten der Maler seiner Zeit und lernte sogar selbst den Pinsel führen, doch ohne Erfolg. Diese beiden ausgezeichneten Künstler trafen sich in Rom wieder, wo Giotto in Pietro Cavallini einen der arbeitsamsten und geschicktesten seiner Schüler zu sich stellte; darnach kamen Stefano und Taddeo, deren Ruhm den ihrer Mitschüler verbunkelte. Giotto hatte überdies viele andre Schüler, die sich mehr oder weniger auszeichneten.

Nicht ohne Interesse ist E. G. Arbanère's „Analyse de l'histoire romaine“, die im J. 1840 in vier Bänden zu Paris erschien. Der Verf. dieses Werkes steht in den geschichtlichen Thatfachen nur die Rinde der moralischen und politischen Wahrheiten; er liefert daher nicht eine zusammenhängende Erzählung der Begebenheiten, sondern die moralischen und intellectuellen Ergebnisse derselben. Es ist demnach eine philosophische und kritische Analyse der römischen Geschichte, welche uns vorliegt. Doch darf man nicht glauben, daß Arbanère's Buch neben Machiavelli's „Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio“ gestellt werden könne. Sein Styl ist weitfchweifig, ungleich und declamatorisch. Aber er beurtheilt die Thaten der Römer vom christlichen Standpunkte aus. Dies mag wol zu loben sein, aber seine Talente entsprechen der Lösung der Aufgabe, die er sich gesetzt hat, weitest nicht. Wenige Leser dürften die Gebuld haben, die vier dicken Bände durchzulesen. 45.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 154.

3. Juni 1842.

Über den Handelsverkehr der Völker von H. F. Pfander. Zwei Bände. Stuttgart, Gass. 1840. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel dieses Werks läßt beim ersten Anblicke eine dreifache Deutung zu: eine historische, eine geographische, eine materielle. In ersterer Beziehung, die den Charakter, die Richtung, die Bedeutsamkeit und die Dauer des Handels bei den verschiedenen Völkern verschiedener Zeiten erkennen läßt, hat die Literatur seit dem vorigen Jahrhundert manches Werk von Werth aufzuweisen. Zur Kenntniß des Handels im Alterthume, namentlich der Griechen, haben die deutschen Gelehrten Heeren, Böckh und Hüllmann das Gründlichste geliefert; und der Erstere von ihnen hat dadurch seinen Untersuchungen einen besondern Werth gesichert und ihnen einen interessanten Gesichtspunkt abgewonnen, daß er die Politik der alten Welt, namentlich der Handelsstaaten, damit in Verbindung bringt, ein Verfahren, das auch in dieser Rücksicht die klare Einsicht des verdienenden und mit Recht berühmten Mannes in die Alterthumsverhältnisse an den Tag legt. Die Handelsgeschichte der neuern Nationen ist gleichfalls von dem Fleiße der Deutschen mehrfach bearbeitet worden. Ihre Werke umfassen theils die Handelsgeschichte überhaupt, theils die des deutschen Mittelalters insbesondere: Schmidt, Anderson, Fischer, Sartorius, Hüllmann*) u. A. legen Zeugniß dafür ab. Von den einzelnen Gegenständen, welche menschliche Thätigkeit zu verschiedenen Zeiten für den Handel ins Leben rief, haben die Bergwerksproducte unsers Wissens die zahlreichste Literatur aufzuweisen. Denn daß der Bergbau in einer Handelsgeschichte nicht fehlen dürfe, erklärt sich sehr leicht aus seiner mercantilischnanziellen und nationalökonomischen Wichtigkeit. Über den Bergbau der Alten, vorzüglich der Griechen, schreiben Reitemeyer, Bette, Florencourt, das Beste aber Böckh; die deutsche Bergwerksgeschichte überhaupt behandelten z. B. Gmelin, Mosch; die von Sachsen, Böhmen, Nahrung und Acol insbesondere: Klossch, v. Lichtenfels, Kömer und v. Sperges. Allein kein einzelner Handelsartikel hat ein so umfassendes und gründliches Geschichtsbuch

aufzuweisen, als das ist, welches Baines in jüngster Zeit über die englische Baumwollenmanufactur geliefert hat und das durch seine erfolgte Übersetzung aus dem englischen Urtexte ins Deutsche eine nützliche Bereicherung unserer Geschichtsliteratur geworden ist. Überblickt man aber die Handelsthätigkeit des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit nach allen Richtungen ihres äußern und innern Lebens hin: so öffnet sich ein so weit ausgedehntes Feld für geschichtliche Forschung, daß auch die stärkste Kraft und der angestrengteste Fleiß an einer genauen Durchmessung dieses Feldes verzweifeln muß. Erschraucht doch Hüllmann's energischer Fleiß schon vor den Massen, die ihm das Städterwesen des Mittelalters entgegenthürmte. Hier bleibt nichts Anderes übrig, gleich so vielen Fällen in der Wissenschaft, als jenes große Feld zu parcelliren und diese Parzellen verschiedenen Forschern in wissenschaftlichen Besitz zu geben. Und gesteht man zu, wie es nicht anders geschehen kann, daß zu allen Zeiten für civilisirte Staaten die Handelsinteressen von Wichtigkeit und Einfluß gewesen sind, so wird man auch das Geständniß ablegen müssen, daß Handelsgeschichten zu einer richtigen Würdigung und zum Verständnisse der einzelnen Staaten und deren Politik wesentlich beizutragen vermögen.

Die Geschichte hat aber nicht blos darzustellen, was im Laufe der Zeit geworden ist, sie hat sich auch die Frage vorzulegen und über deren Beantwortung reiflich nachzudenken: warum Das, was geworden ist, so und nicht anders gekommen sei. Und dies führt uns denn auf die zweite Deutung, die wir möglicherweise dem Titel des vorliegenden Werkes geben zu dürfen glauben. Man kann die Behauptung jetzt als eine allgemein anerkannte Wahrheit ansehen, daß die Staaten und die Politik derselben gleich den menschlichen Individuen von dem Grund und Boden abhängig sind, in denen sie mit ihrem Sein und Leben wurzeln. Aber noch mehr. Unsere Erde ist mit gewissen Localitäten ausgerüstet, die für den Unternehmungstrieb der Menschen und besonders für den Handelsgeist derselben eine solche Attractionskraft besitzen, als ständen sie zu ihnen im Verhältnisse des Gravitationsgesetzes. Und zeigen sich auch eine Zeit lang gewaltsame äußere Einflüsse, die eine Abweichung von der durch die Natur gebildeten Ordnung für immer herbeiführen zu wollen scheinen: so sind dies doch keine andern Abnormals-

*) Das Werk von F. List: „Der internationale Handel“, hat im ersten Buche ebenfalls eine sehr gut geschriebene Übersicht der Handelsgeschichte.

täten als die der Magnetaedel: der Mensch wie diese folgt früher oder später der unbeflegbaren Attractionskraft der Natur wieder. Wer deshalb die Staats- und Handelspolitik unserer Lage nicht mit Kopfschütteln betrachten, sondern sie natürlich und nothwendig finden will, wie sie es in der That ist, der wird von dem Gesichtspunkte ausgehen müssen, den wir soeben angegeben haben. Von einer geographischen Handelsgeschichte nun, wie wir sie uns nach den ausgesprochenen Bemerkungen denken, würde zu erörtern und nachzuweisen sein, wie der Handel einen gewissen Charakter habe annehmen und eine gewisse Richtung habe verfolgen müssen nach der Individualität der einzelnen Handelsstaaten und nach der Naturbeschaffenheit der Länder, mit denen der Handelsverkehr angeknüpft wurde. Wir kennen zur Zeit kein Werk, welches die Handelsgeschichte in dieser Art aufgefaßt und dargestellt hätte; und es war ein solches früher bei dem niedrigen Stande der geographischen Wissenschaft und der Statistik wol auch kaum möglich. Jetzt aber, nachdem diese beiden Wissenschaften eine beinahe gänzliche Umbildung erfahren haben, die erstere durch Ritter und seine Schüler, die letztere durch Dupin's und Hoffmann's Leistungen; seitdem sie unausgesetzt eine vielseitige Erweiterung erhalten und in ihrer wahren Wichtigkeit selbst für die äußere und innere Staatspolitik erkannt worden sind, gehört ein derartiges Werk zu keiner Unmöglichkeit mehr. Es würde sich ein solches zur Geschichte des Handels im gewöhnlichen Sinne verhalten wie die Philosophie der Geschichte zur Geschichte selbst.

Die Frage aber, welche die Finanzpolitik eines Staates zunächst thun muß: was bringst du ein? — eine Frage, an die sich noch eine Reihe anderer aus dem Gebiete der Verwaltungs- und Gesetzgebungspolitik anknüpft — ist zu allen Zeiten von solcher Bedeutsamkeit gewesen und hat namentlich seit dem 16. Jahrhunderte die Köpfe und Federn der Staatsmänner und Gelehrten so lebhaft beschäftigt, daß man sich über die große Anzahl von Schriften nicht wundern darf, welche zuerst Italiener, dann Franzosen, Engländer und Deutsche darüber geschrieben haben. Wer eine Übersicht dieser Literatur haben will, vergleiche Bülow's „Handbuch der Staatswirtschaftslehre“, S. 10 fg. Und da nach dem Inhalte des vorliegenden Werkes die materielle Deutung des Titels die allein richtige und zulässige ist: so gehört dasselbe in das Verzeichniß der bei Bülow angegebenen Literatur und darf, dies können wir gleich im voraus versichern, als eine wahre Bereicherung derselben betrachtet werden. Eine nähere Betrachtung einzelner Theile, soweit dies unsere Zwecke und Rücksichten gestatten, wird den Beweis dafür liefern.

Der Verf. legt dem Publicum in zwei Bänden „die Frucht einer angestregten Arbeit mehrerer Jahre“ vor. Die nächste Veranlassung dazu gab ihm eine Preisfrage, welche die pariser Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften 1833 folgenden Inhalts stellte:

Wenn eine Nation die Herstellung der Handelsfreiheit oder eine Modification ihrer Zollgesetzgebung beabsichtigt, welche Rück-

sichten hat sie dabei zu beobachten, um die Interessen der Rationalproducenten mit den Interessen der Gesammtheit vom Consumenten auf die billigste Weise in Übereinstimmung zu bringen?

Die Conflicte, in welche der Verf. über seine Schrift, durch welche er sich um den Preis bewarb, mit dem Baron Dupin gereth, gaben ihm Gelegenheit und Zeit, den deutschen Text mit manchen Zusätzen zu bereichern, und in dieser Gestalt liegt die ursprünglich um den Preis sich bewerbende Arbeit dem deutschen Publicum vor. Sie würde aber schon an sich die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Handelsgesetzgeber zu erregen geeignet sein, weil sie eine höchst wichtige Zeitfrage behandelt; sie wird jedoch diese Aufmerksamkeit um so mehr auf sich ziehen, weil ihr Gehalt, aus rationellen und praktischen Studien hervorgegangen, die Intelligenz in einer so wichtigen Zeitaufgabe zu vervollkommen im Stande ist.

An die sehr wahren Anfangsworte der Vorrede:

Kein materielles Interesse hat in unsern Tagen die Aufmerksamkeit des Publicums in höherm Grade auf sich gezogen, als das des Handels. Lebhaft wird die Frage über Handelsfreiheit von allen Seiten besprochen. Sind auch die Ansichten über dieselbe nichts weniger als übereinstimmend, so spricht sich die öffentliche Meinung doch immer mehr dahin aus, daß die gegenwärtige Gesetzgebung der meisten Staaten, weit entfernt die Bedürfnisse des Handels zu befriedigen, im Gegentheile dem Austausch der wechselseitigen Natur- und Industrieproducte große Hindernisse in den Weg lege, welche nicht ohne nachtheilige Folgen für das Gemeinwohl sind. Die Regierungen scheuen keineswegs gegen diese Stimme gleichgültig zu sein, wovon manche in der neuern Zeit erlassene Verfügungen zeigen. Groß sind aber die Schwierigkeiten, welche nicht nur specielle Interessen, sondern auch Vorurtheile bis jetzt einer radicalen Abhülfe jener Uebeln der Zollgesetzgebungen entgegenge setzt haben.

läßt sich die interessante Frage knüpfen: warum blieben denn die heutigen Handelsstaaten, selbst England, in der Handelsgesetzgebung zurück im Vergleich mit der materiellen und extensiven Entwicklung des Handels selbst? Wir müssen zwar hier darauf verzichten, diese Frage in ihrer ganzen Reichhaltigkeit zu erschöpfen; doch dürfte Folgendes für eine allgemeine Beantwortung derselben genügend befunden werden. Die Bemerkung muß obenan stehen, daß die Finanzpolitik, mit welcher doch die Handelsgesetzgebung in der engsten Verbindung steht, von allen Schwerstern, welche den Familienkreis der Staatswissenschaftern bilden, bis auf die neuesten Zeiten, wenn nicht die jüngste, doch wenigstens die unerzogenste war aus Gründen, die dem Geschichtskenner und dem geschichtskundigen Staatsmanne nicht unbekannt sein können. Auch hat sie in der That mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die in ihrem Wesen tief begründet sind, und viele Rücksichten zu nehmen, die andern Zweigen der Staatsverwaltung entfernt liegen. Alle Gesetzgebung kann ferner, von dem Standpunkte des Staats aus betrachtet, nur eine conservative sein, d. h. der Staat muß sich bei seiner Gesetzgebung auf eine Höhe stellen, von wo aus er das Ganze zu übersehen und zu beurtheilen vermag, damit dieses Ganze, indem er das Einzelne zu entwickeln, zu stärken und ihm neue Lebenskräfte zuzuführen strebt, in seiner gesunden Integrität er-

halten werde. Nun ist aber der Organismus unserer Staatskörper so mannichfaltig gegliedert, die einzelnen Theile sind so eng untereinander verbunden, ja selbst die Ordnung, welche durch das Ganze herrscht, hat in den einzelnen Gliedern eine solche Empfindlichkeit geschaffen, daß der Gesetzgeber, wenn auch mit Entschlossenheit, doch immer nur mit Vorsicht und reiflicher Erwägung der gesammten Zustände zu Werke gehen kann. Dieses conservative Princip aber — dies darf hier nicht unerwähnt bleiben — hat ein nicht unbedeutender Theil der Staatslenker unserer Zeit entweder aus Ueberzeugung oder aus Haß gegen die Revolution so gedeutet, daß Das, was im Staate sei, schon um seines Seins willen erhalten und Alles das möglichst entfernt gehalten werden müsse, was entweder dieses Sein selbst gefährden oder seinen Einfluß schwächen könne. Das conservative Princip der politischen Stabilität heißt also: Das, was im Staate ist, hat ein unantastbares Recht des Bestehens durch seine Existenz. Das conservative Princip der Progressiven dagegen, die man freilich von gewissen Seiten her sehr laut und gern mit den Revolutionsmännern in eine Classe wirft, lautet so: Das, was im Staate ist, verliert das Recht seiner Existenz durch seinen Widerspruch mit Dem, was wird. Daß die Befolgung dieses Principes in dem einen oder dem andern Sinne nicht ohne Einfluß auf die Gesetzgebung bleiben könne, liegt am Tage und ist durch zahlreiche Erscheinungen, die sich dem Auge des aufmerksamen Beobachters unserer Zeit darbieten, hinlänglich erwiesen. Handel und Industrie — wer hat Leben und Frische in diese Pulsadern unserer Staatskörper gebracht? das Volk. Dieses Wort ist aber jetzt noch für manche Ohren ein Misclaut. Was Wunder, wenn man lange zögerte, dem Drängen und Treiben desselben auf den Feldern des Handels und der Industrie durch die Gesetzgebung entgegenzukommen, und spät erst eingesehen wurde, daß es Klugheit und Vortheil gebiete, dieser Thätigkeit durch die Gesetzgebung gesicherte und geebnete Bahnen zu schaffen. Der Materialismus wurzelt mit seinem Leben in dem fruchtbaren Boden der Industrie und des Handels. Aber wer weiß es nicht, daß, während die Einen den Materialismus als ihren Götzen inbrünstig anbeten, die Andern laut rufen: hinab mit ihm ins Meer, wo es am tiefsten ist. Darf man sich wundern, wenn die Gesetzgebung vorsichtig, ja zurückhaltend war und ist, ja wol auch in Folge gemachter Erfahrungen es sein muß? Darf der Gesetzgeber handeln, bevor er nicht, so weit wenigstens menschliche Augen reichen, die Folgen und Erfolge geprüft hat? Der Handelsgesetzgeber stößt sodann auf internationale Vorurtheile, die wenigstens nicht ohne alle Schonung behandelt sein wollen, namentlich aber auf die Interessen anderer Staaten, die ihre Rechte geltend machen; unter diesen letztern gibt es aber auch solche, die weder mercantilisch noch politisch aufgeklärt genug sind, um auf einen allgemeinen Standpunkt sich versetzen zu können, oder das Alte bereitwillig aufgeben zu wollen. Auch macht die äußere Staatenpolitik Rücksichten nöthig und erzeugt Schwierigkeiten, die nicht immer leicht zu besiegen sind;

die neueste Zeit gibt dafür Belege. Vor Allem sind es gewisse Fragen, die erst unser industrielles Zeitalter mit ihrer ganzen Bedeutsamkeit hat auftauchen lassen und die den Handelsgesetzgeber in nicht geringe Verlegenheit zu setzen vermögen, weil sie für manche Staaten insbesondere geradezu Lebensfragen genannt werden müssen. Z. B. in welchem Verhältnisse soll die Agricultur zum Handels- und Industriesysteme stehen? Wie ist ein richtiges Verhältniß der Production zum Consumo zu schaffen? Wie sind die Interessen der Producenten und Consumenten in möglichen Einklang zu bringen? Es darf unter diesen Umständen, die manche schwierige Frage als noch unbeantwortet zeigen, nicht auffallen, wenn die Handelsgesetzgebung zauderte und noch zaudert. Denn ist's nicht besser, die Interessen reiben sich gegenseitig aneinander, als daß der Gesetzgeber voreilig mit dem Schwerte des Gesetzes dazwischentreitt, um vielleicht dem einen Interesse einen tödtlichen Streich zu versetzen? Endlich ist noch in Erwägung zu ziehen, daß die Erfindungen der Mechanik, die Entdeckung der Dampfkraft und deren Anwendung auf Land und Meer eine so überaus rasche Wirkung auf Industrie und Handelsverkehr äußerten, daß die Gesetzgebung damit unmöglich gleichen Schritt zu halten vermocht hat. Diese Erfindungen und Entdeckungen tragen die Elemente einer Entwicklung in sich, die selbst der kühnste Denker, der scharfsinnigste Kopf in ihren Folgen ganz zu erkennen und zu würdigen nicht im Stande sein möchte. Die infernalische Furie eines Dampfzuges und die Windhebraut eines Dampfschiffes tragen ein Geschlecht in ihren Leibern, die keine Gesetzgebung mit ihren bisherigen Mitteln und Grundsätzen glücklich zu erziehen hoffen darf. Der gewöhnliche Beschauer mag sich über die Existenz dieser Erscheinungen mit Erstaunen freuen, aber der Gesetzgeber muß mit ernstem Nachdenken von ihnen gehen und sich fragen, was zu thun sei. Selbst ein flüchtiger Blick wird ihn belehren, daß die in diesen Erscheinungen entwickelten Kräfte, die bereits Berg und Thal, Meer und Fluß mit Leichtigkeit überwinden, das Reich der Handelsfreiheit zu gewinnen suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Bentley's Correspondenz.

Bentley's, des großen literarischen Dictators seiner Zeit, Briefwechsel erschien unter dem Titel: „The correspondence of Richard Bentley.“ Ein englisches Journal sagt bei dieser Gelegenheit, daß Bentley, der Gegenstand einiger der wichtigsten Satiren von Swift, Arbuthnot und Pope, „der Erste in dem Kreise derjenigen Gelehrten war, welche ihr Leben der Herausgabe correcter Texte alter Autoren widmeten und eine mit einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit verbundene minutiöse Kritik einführten, aber doch nur als die Pioniere gelten können, welche einer aufklärtern Gelehrsamkeit den Weg bahnten, denen ein Wort, eine Sylbe, ja ein Buchstabe in einer streitigen Stelle von größerer Bedeutung war als das Geschick von Königreichen:

‘Tis true on words was still their whole debate,
Disputes of Me or Te, or Aut or At,
To sound or sink in Cane O or A,
Or give up Cicero to C or K.”

Dasselbe Journal nennt diese Sammlung von gelehrten Briefen die unlesbarste, welche in unserer Zeit erschienen ist; doch, setzt es hinzu, sei es immer von Interesse, sich über diejenigen Männer aufzuklären, welche aus diesen ihrer Zeit zu Zwergen der unsrigen zusammengeschrunpft seien. Bemerkenswerth sind die Briefe Newton's, dessen System Bentley von dem Vorwurfe einer atheïstischen Tendenz zu retten gesucht hatte. Die gewöhnliche Meinung, daß der große Philosoph und Naturforscher in den Jahren 1692—93 in einen Zustand von Geisteschwäche verfallen sei, wird zugleich durch diese Briefe, die während jener Periode geschrieben sind, aufs entschiedenste widerlegt. Den größten Raum nehmen in dieser Correspondenz diejenigen Briefe ein, welche zwischen den Gelehrten und Commentatoren des Festlandes und dem englischen Aristokraten gewechselt wurden. Alle Superlative der lateinischen Sprache sind darin zu Schmucksteinen für Bentley verbraucht. Der Eine nennt ihn den Verächtesten seiner Zeit, der Andere den Frommsten und Gelehrtesten, ein Dritter den Morgensstern der Kritiker u. s. w. Interessant ist der Bericht des ecentrischen Kustler über die Ehrenbeweise, welche der König von Preußen den Repräsentanten der Universität von Cambridge bei der Jubilarfeier der frankfurter Universität zu Jpsell werden ließ. Kustler war durch den Einfluß Bentley's Mitglied dieser Deputation. „Bei dieser ganzen Festerlichkeit“, erzählt er, „waren die Abgesandten der Universität Cambridge sehr vor den andern ausgezeichnet, da sie nicht bloß obenan saßen und bei dem Mittags- und Abendessen von den übrigen Deputirten abge sondert bewirthet wurden, sondern da auch der König, der über die von der Universität Cambridge dieser Universität durch Ab sendung von Deputirten erzeigte Ehre höchlichst erbaut war, speciell von ihnen Notiz nahm. Den dritten Tag oder Mittwoch früh ging der König wieder nach Berlin zurück; wir aber blieben noch in Frankfurt und fuhrten auf einem Boote mit den andern Deputirten die Oder bis zu einem gewissen Dorfe hinunter, wo die Universität ein treffliches Mittag- und Abendbrot für uns bereitet hatte. Da ergötzen wir uns bis 12 Uhr Mitternachts und kehrten dann wieder nach Hause zurück. Die Universität wünschte, daß wir noch einige Zeit in Frankfurt verweilen möchten, aber die andern Herren von Cambridge entschuldigten sich und so gingen wir wieder nach Berlin. Den Tag vor dem Jubiläum machten wir dem Könige, dem Kronprinzen und dem Rector Magnificus in unserm Scharlachkleiden unsere Aufwartung. Dr. Sadpe becomplimentirte den König, Dr. Penrith den Kronprinzen und Dr. Ploomtree den Rector Magnificus, dem er auch das Beglaubigungsschreiben der Universität Cambridge einhändigte.“ Andere Briefe liefern fast komische Zeugnisse, welchen Werth die damaligen Gelehrten auf ihre Arbeiten legten. So schreibt Leclerc, Herausgeber eines damals zu Amsterdam gestifteten literarischen Journals, an Bentley, daß er es zwar für ein Sacrisilegium halte, wenn er Bentley's Studien durch sein Schreiben unterbreche, daß es aber dennoch ein Verbrechen sein würde, wenn er über ein hochwichtiges, ganz Belgien erfüllendes und täglich anwachsendes Gerücht schweigen wollte. Er habe nämlich gehört, daß Bentley an Burmann, Prof. zu Utrecht, einige Anmerkungen zum Menander geschickt habe, welche Burmann herausgeben solle. In diesen Anmerkungen, höre er, würden mehr seiner, Leclerc's, Irrthümer aufgedeckt, und dies habe er um Bentley nicht verdient, da er über diesen stets in der ehrenvollsten Weise gedacht und gesprochen habe, während Burmann Jedermann Ables nachrede. Dagegen antwortet Bentley grob genug: Leclerc's Ausgabe des Menander sei so erbärmlich als möglich u. s. w. Übrigens zeugen diese Briefe für Bentley's Gelehrsamkeit, können aber selbst für diejenigen, welche sich mit classischen Studien speciell beschäftigen, nur von geringem Interesse sein, da seine Forschungen meist nur solche Schriftsteller wie Suidas, Iulius Pollux, Hesychius und Menander betreffen.

Der Herausgeber hat auf das Werk große Sorgfalt verwendet, aber zugleich eine Ansticht ausgesprochen, gegen die sich Niemand erinern läßt; er wünscht nämlich, daß die Citate, lateinisch zu correspondiren, unter den Gelehrten wieder auflebe. Der schlechte Styl, worin die meisten der hier gesammelten Briefe geschrieben sind, läßt eine Erneuerung dieses jetzt zwiefachen Gebrauchs weder wünschen noch hoffen. 5.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

12. **Czapkowski (Michael), Wernphora, des Geher im Grenzlande.** Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen überf. von Carl Thell. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.
13. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen überf. und erläutert von Carl Gössler. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
14. **A complete Dictionary english-german-french.** On an entirely new plan, for the use of the three nations. Third edition. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr. 20 Ngr.
15. **Dictionnaire français-allemand-anglais.** Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Troisième édition. Breit 8. Velinp. Cart. 25 Ngr.
Nr. 14 und 15 sind einzelne Theile des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuchs.
16. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. G. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—41. Cart.
Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis fünfunddreißigster Theil.
Zweite Section, H—N, herausgegeben von X. G. Hoffmann. Erster bis neunzehnter Theil.
Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. F. S. Meier und E. F. Kämpf. Erster bis fünfzehnter Theil.
Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druck, 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformat (Pracht.) 15 Thlr.
Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.
17. **Servais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.** Erster Theil: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 2 Thlr.
18. **Bater Gleim's Zeitgedichte,** von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilh. Körte. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von J. M. A. Gleim's Werken (7 Bde., 1811—13).
19. **Gobes (Karl), Die sogenannte ägyptisch-contagiöse Augenentzündung,** mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.
20. **Gomes (João Baptista), Aguez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Ueberschrift überf. von H. E. G. der Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Aguez's Erzählungen. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Handelsverkehr der Völker von H. F. Dsian- der. Zwei Bände.

(Bechluss aus Nr. 154.)

Das Wort „Handelsfreiheit“ führt uns zu unserm Verf. zurück. In dem ersten Capitel, welches die hochwichtige Frage über Handelsfreiheit erörtert, sagt derselbe, die größern Staaten besonders im Auge habend, Folgendes:

Die Herstellung der Handelsfreiheit kann in den größern Staaten nur zum Zwecke haben, die bestehenden Verbote, sowie die übermäßigen Zollsätze, welche Verbotten gleich sind, aufzuheben und durch solche Abgaben zu ersetzen, welche mit den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft übereinstimmen. Zu dem Ende muß das neue Zollsystem dergestalt geordnet werden, daß, während den auswärtigen Handelsverbindungen die größtmögliche Erleichterung gewährt wird, doch keine bestige Erschütterungen der Nationalinteressen, die sich durch die Einwirkung des bisher befolgten Systems gebildet, erfolgen, und daß der Staat nicht eine bedeutende Einnahmequelle verliere, die er nicht entbehren kann.

Der Verf. sieht es nun für einen wesentlichen Theil seiner Aufgabe an, darzuthun, wie Das, was wir eben mit seinen eigenen Worten ausgedrückt haben, zu erreichen sei. Bevor er aber zu dieser Aufgabe selbst übergeht, macht er am Schlusse des ersten Capitels noch folgende gewiß sehr zu beherzigende Bemerkung:

Eine der ersten Sorgen einer aufgeklärten Regierung, welche die Herstellung einer größern Handelsfreiheit beabsichtigt, muß daher nach unserer Ansicht dahin gehen, durch alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, die nöthige Belehrung über Interessen und Vorurtheile zu verbreiten, um dadurch die durch eine solche Maßregel immer bedrückten, ja selbst aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Folgt man mit Aufmerksamkeit dem Gange der Begebenheiten, so wird man sich überzeugen müssen, daß in diesem wichtigen Punkte bis jetzt zu wenig geschehen ist, und vielleicht liegt hierin zum Theil die Ursache, daß einige Regierungen in ihrem Bestreben, den Handelsverkehr ihrer Völker zu erleichtern, so wenig Fortschritte gemacht haben. Um so mehr halten wir es daher für nothwendig, alle Sorgfalt, deren wir fähig sind, in unserer Abhandlung darauf zu richten, daß wirkliche Interessen der Völker und Vorurtheile der Zeit in ihrem wahren Lichte erscheinen. Vielleicht werden dadurch manche noch heutzutage vorherrschenden Ansichten sich sehr verändern.

Da es indeß unsere Aufgabe nicht sein kann, dem Verf. die 17 Capitel hindurch, in welche das Ganze von ihm getheilt worden ist, Schritt vor Schritt zu folgen, obgleich z. B. die drei Capitel, die er der Betrachtung des Getreidehandels gewidmet hat, von besonderm Interesse

sind und allgemein gelesen zu werden verdienen: so wollen wir nur bei dem neunten Capitel, welches über Bergwerksproducte handelt, etwas verweilen, aus dem besondern Grunde, weil richtige Ansichten über den Bergbau, sein Verhältniß zum Staate und des letztern zu ihm, selbst in Sachsen nicht zu den verbreitetsten gehören. Im voraus sei die Bemerkung gemacht, daß die staatsrechtliche Stellung des Bergbaus am besten von Freiesleben und seine national-ökonomische Bedeutung mit den beglaubigsten Nachweisungen von Reichenbach in der neuesten Zeit erörtert worden ist, während der bergakademische Kalender alljährlich Materialien zur Beurtheilung seiner Erfolge und seiner Bedeutsamkeit in Menge liefert. Von dem gewerblichen Standpunkte aus betrachtet — denn der Bergbau ist in Wirklichkeit ein Gewerbe und seine Erzeugnisse gehören der Handelswelt an — bietet derselbe eine finanzielle und eine national-ökonomische Seite dar; und diese letztere Seite ist so wichtig, daß, wenn man sie nicht gewöhnlich übersehen hätte, des Ungünstigen und Unwahren nicht so viel in unsern Tagen über ihn gehört worden wäre. Das Geld ist für civilisirte Staaten, ihren Handelsverkehr und ihre gewerblichen Unternehmungen die bewegende Kraft; die Vermehrung des erstern ist eine entsprechende Verstärkung der letztern; die verstärkte Summe beider erzeugt eine größere Fülle des Nationalvermögens; nun erhöht aber der Bergbau durch sein Ausbringen die Summe des vorhandenen Geldes: folglich wächst durch ihn der Nationalreichtum. Gegen diese Schlussfolge möchte schwerlich mit gutem Grunde etwas eingewendet werden können. Nun bedarf jedoch der Bergbau selbst, weil er ein Gewerbe ist, zu seinem Betriebe bereits vorhandener Geldmittel. Hier sind aber drei Fälle möglich: entweder er verbaut sich mit Gewinn, oder ohne Gewinn und Verlust, oder er verbaut sich nicht. Jetzt muß der Finanzpolitiker die natürliche Frage thun: kann nicht in allen drei Fällen das Geld vortheilhafter angelegt werden, um den Staatsfiscus besser zu sichern oder ihm ergiebiger Einnahmequellen zu eröffnen? Das ist wohl möglich. Allein es tritt ihm der Nationalökonom mit der Aufforderung entgegen, zu untersuchen, ob nicht der Bergbau mit der gewerblichen Thätigkeit des Volks und mit dessen Subsistenzmöglichkeit so eng verbunden sei, daß er ein wesentliches Glied des ganzen Staatskörpers bildet. Ist

das der Fall, wie z. B. in Sachsen, so würde der Finanzpolitiker, wollte er aus rein finanzieller Berechnung dem Bergbaue die erforderlichen Summen entziehen, als Staatsökonom dem Staatskörper eine Wunde schlagen, die, wenn auch nicht tödtlich, doch wenigstens sehr lähmend werden müßte. Mit der Entschuldigung, daß die dem Bergbaue genommenen Unterstützungsmittel ja wol besser auf andere Gewerbszweige verwendet werden könnten, würde nichts Anderes gesagt sein als: blende Einem die Augen, damit du möglicherweise ihm das Gefühl schärfst! Ubrigens sind noch folgende Umstände hierbei gar sehr in Rücksicht zu nehmen. Der Bergbau vergräbt ja die Geldsummen, die auf seinen Betrieb verwendet werden, nicht in die Erde, sondern fördert sogar neue Mengen derselben aus ihr heraus, die bis dahin menschlicher Benützung entzogen waren, und vergrößert durch sie das Erwerbs- und Thätigkeitscapitel des Volks. Der Bergbau wird ferner nicht bloß durch Staatsmittel, sondern auch durch eine namhafte Anzahl von Privaten (Gewerken) betrieben, und in Folge der Auflagen, die der Fiskus auf sein Ausbringen geworfen hat, besteuert derselbe indirect einen Theil von Privatreichthümern, die seinen Ergüßungen sich außerdem zu entziehen wissen würden. Der Staatsfiskus ist in Sachsen sogar so weit gegangen, den wahrhaftig nicht unbedeutenden Gewinn, den die einzelnen Gruben durch eigene Verschmelzung ihrer Erze haben könnten, mittels einer errichteten Generalverschmelzungsadministration an sich zu ziehen. Endlich läßt sich auch der Erwerb des Bergbaus viel leichter übersehen und seiner Ergiebigkeit ist durch Besteuerung viel eher beizukommen — denn sein Vermögen liegt offen da und kann sich der Gewerbesteuer nicht entziehen — als dem freien Gewerbe und dem gewonnenen Capital des Privatmannes. Daß Das, was hier gesagt worden ist, nur Andeutungen sein sollen, sich aber auch vorzugsweise nur auf den Silberbergbau beziehe, liegt auf der Hand. Denn bei dem Eisenbergbau, dem der Verf. eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat angedeihen lassen, finden wenigstens theilweise andere Verhältnisse und Rücksichten statt. Ubrigens wäre allerdings wol die Bedenklichkeit zu erheben, ob der Verf. recht gethan habe, daß der Bergbau auf edle Metalle von ihm so unverhältnißmäßig kurz behandelt worden ist.

Wir schließen mit dem Geständnisse, daß wir aus Hrn. Oslander's Werke vielfache Belehrung geschöpft haben, und fügen den aufrichtigen Wunsch hinzu, daß sein Fleiß bei den Deutschen die verdiente Anerkennung finden möge, die ihm von den Franzosen versagt worden ist.

Karl Zimmer.

Andenken an Bartholomäus Fischenich. Reißt aus Briefen Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller. Von J. G. Pennes. Stuttgart, Cotta. 1841. 8. 20 Ngr.

Wir sind auf den Reliquendienst angewiesen. Ist es nun unsere Armuth, oder unsere Gedrängtheit, die nach den Lumpen der Großen und Berühmten herumspukt und sie am Sonnen-

schein aufhängt, während wir doch ihre großen Eigenschaften keineswegs nur mit dem Auge der Mitleid betrachten. Wir haben große und kleine Lumpensammler gehabt und sie haben Glück gemacht; wol vorzüglich mit um bedürfen, weil wir aus den Lumpen auf die Kleider der großen Männer und vielleicht noch weitere schließen konnten, wo ihr Leib in Falten sich legte und wo sie den Rock abtrugen.

Schiller hat schon vielfach Verhalten müssen. Aber er hat die Liebe der Nation für sich, zum Theil noch die Begeisterung; also hat man Alles, was von ihm kam und über ihn Nachricht gab, mit Theilnahme aufgenommen. Seine Verehrer haben ihm nie geküßt und lieber, wo er schuldig erschien, auf Andere, auf seinen großen Freund, die Schuld gewälzt. Die unbedeutendsten Aufschlüsse waren willkommen und was noch sonst über ihn bringen wird, aus welchem vergessenen Winkel, wie unbedeutend es sei, es wird immer gute Aufnahme finden, ob wol man doch eigentlich behaupten könnte, sein Wesen sei von einer so klaren, durchsichtigen Natur, daß, wer ihn einmal erkannt, ihn ganz kennt und durch Zufälligkeiten, Ergebnisse oder Thaten in seinem Leben, die etwa auftauchen, keine neuen Aufschlüsse über ihn erhält.

Das uns vorliegende Buch hat einen seltsamen Titel, der wenigstens nicht zum Inhalt paßt. Möglich, daß der Herausgeber damit das Andenken eines geachteten und beschränkten Mannes ehren und aufrecht erhalten wollte; aber was er uns bringt, gehört nicht diesem, sondern Schiller's Familie an. Fischenich, begünstigt vom Kurfürsten Max Franz und zum Lehrer an einem der Lehrstühle der neuen zu Bonn errichteten Universität bestimmt, hatte sich, nachdem er seine Studien früh absolviert, längere Zeit in Jena und Weimar aufgehalten und war daselbst mit Schiller und dessen Familie in innigen Beziehungen getreten. Als er nach Bonn zurückkehrte, entspann sich zwischen ihm und der Familie des Dichters der lebhafteste Briefwechsel, der auch fortbauerte, als Fischenich später, nach dem Befreiungskriege, jetzt, nach manchem Misgeschick, in hohen Ehren und allgemeiner Achtung, nach Berlin versetzt ward. Seine edle Persönlichkeit hatte ihn beiden Gatten sehr nahe gebracht und Schiller interessirte sich auf das lebhafteste für ihn, als unter der Franzosenherrschaft der treue Diener des Kurfürsten und der erste deutsche Mann in Berlinheiten und Noth gerieth. Aber Schiller's eigene Briefe sind, wenigstens die, welche sich erhalten haben, sehr unbedeutend und gehen kaum hinaus über die gewöhnlichen Freunds- und Familiens-mittelungen. Den Haupttheil des Buches bilden dagegen die Briefe seiner Gattin Charlotte, geborenen von Ergenfeld, die, trotz der Liebe und Verehrung für ihren Schiller, doch eine wahrhafte Seelenanregung für den edeln Freund an den Tag legt.

Diese Briefe sind es eigentlich, was uns im Buche geboten wird. Das Andenken an Fischenich wird zwar auch durch eine kurze Biographie Seitens des Herausgebers geführt, es bleibt aber Nebenache. Charlotte von Schiller war eine edle Frau, ihres Gatten würdige Genossin, die Bewundererin seines Geistes, die treue Pflegerin des Lebenden; selbst aber war sie kein so hervorragender Geist, daß ihre Briefe um ihrer selbst willen von Bedeutung wären. Die frühern sind auch in der That, abgesehen von der persönlichen Stellung, so unbedeutend, etwa nur Proben, wie alle edle Frauen aus jener Bildungsperiode geschrieben haben würden, daß es sich kaum gelohnt haben würde, sie durch den Druck bekannt zu machen, wenn nicht der Name der Schreiberin und der Hauptgegenstand derselben Schiller wäre. Die spätern gewinnen allerdings an Interesse und an Kraft des Ausdrucks, zumal während Schiller's Krankheit, und es hat den Anschein, als habe die Seele der edlen Frau durch den Schmerz und die Erschütterung sich über ihr Niveau erhoben.

Von Thatsächlichem, was zur Kenntniß der Zeit und ihrer Verhältnisse — wir meinen nur die nächste Zeit um Schiller — beitragen könnte, erfahren wir nur wenig. Es lag nicht in der Natur, von Bonn in Briefen viel Neues zu machen, wenn

sie was von Werth wäre. Es galt für einen guten Briefstyl, wenn auch nicht mehr wie zu der Weimarer Zeit, sich lieber in Gefinnungsverhüllungen zu ergüssen, statt von den realen Dingen zu sprechen. Doch finden sich immer einzelne Brocken, die man mit Dank hinnehmen muß.

So erfahren wir, daß Schiller's Gattin in großer Sorge war, daß ihr Gatte, bei dessen Besuch in Berlin, sich dort etwas festeln lassen: „Wir waren dieses Frühjahr in Berlin; man war sehr artig gegen Schiller und machte ihm vortheilhafte Anträge, dort zu bleiben. Mein ganzes Herz war verwundet bei diesen Ausblicken; denn so trostlos wie die Natur waren mir die nähern menschlichen Verhältnisse auch. Meiner Familie (Kinder) wegen hätte ich nicht dagegen sprechen können. Aber man hat sich hier thätig und freundschaftlich gezeigt und unser Vergnügen hat für Schiller gethan, was er verlangt; und wir sind nun fester an den hiesigen Boden geknüpft.“

Über die Berufsbestimmung ihrer Söhne sagt Frau v. Schiller: „Zum Soldaten bestimme ich keinen. Es würde mich sehr unglücklich machen, in der Zeit der Gefahr einen Sohn im Kriege zu wissen; und in der Zeit der Ruhe ist es ein Leben, das einen Menschen, der nicht in sich selbst eine Quelle von thätigem Leben des Geistes hat, niederdrückt; und der unendlichen Langeweile, die dieser Stand hervorbringt, unterliegen viele thätige Geister doch am Ende. Die schöne Mission, für sein Vaterland, seine Nation zu streben, ist bei uns Deutschen so verschwunden; man kann nur Enthusiasmus für die engern Verfassungen, für seine Familie, im strengsten Sinne sich erhalten; sonst ist Alles aufgelöst, oder so leicht zusammengefallen, daß jede größere Macht zerfallen kann, wenn sie den Willen hat.“ Dies schrieb sie 1805; es ist seitdem anders geworden.

Nährend ist die Klage über Schiller's Tod; folgendes Bekenntniß ist einer der Momente, wo sich die Schreiberin zu einer Höhe des Ausdrucks erhebt, den ihre frühern Briefe nicht athmen: „Die Jahre verbanden und immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewonnen und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nothwendig zu seiner Existenz wie er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zusiechen war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwachen, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verband. Seine poetische Laufbahn, der ich leichter folgen konnte als seiner philosophischen, hat auch unser Wesen noch fester aneinander gefesselt. Dies Alles ist nur für Ihr Herz, lieber Sohn (wie sie den Freund gewöhnlich titulirte, obgleich er nur um wenige Jahre jünger als sie war)! Ich würde sonst zu keinem Menschen so sprechen können. Aber Sie sollen nur fühlen, daß ich unersetzlich verlor, daß ich alle höhern Köpfe meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen.“

Im Jahre 1821 ist Schiller's Witwe bei einem Besuche, den sie ihrem Sohne abstatte, am Rheine und besucht auch die Kisten. Es ist interessant, das Urtheil einer hochgebildeten, edeln Dame aus der romantischen Zeit, das Urtheil von Schiller's Gattin über das Geschwornenverfahren und die Öffentlichkeit der Gerichte zu hören. Gewiß schrieb sie es aber nicht auf, damit es veröffentlicht werde: „Es ist eine sehr belebende Art, über das Recht zu sprechen; und obwol die menschliche Natur — die meistens leider im Jügel gehalten werden muß und nicht das Gute zu suchen lebt, sondern das Leben auf alle Art zu benutzen und zu genießen — nicht auf einmal sich erhebt, so glaube ich doch, ist das öffentliche Verfahren eine Stufe zum Besseren; denn es werden so viele Dinge zur Sprache gebracht, die zum Guten den Weg zeigen; wer hören will, kann viel hören.“

Ein Schriftsteller in Würtemberg — wie wollen mehr Schöpfung beobachten als der Herausgeber und den Namen nicht nennen — der Hauslehrer in Schiller's Hause gewesen, kommt sehr übel weg in diesen Briefen. Da er noch lebt, wäre es Anstandspflicht gewesen, den Namen wenigstens wegzulassen wenn er sich nicht selbst vor kurzem durch Notizen über das

Schiller'sche Hauswesen und das Walten seiner Gattin darin gegen diese letztere so verständigt hätte, daß der Herausgeber diese Art Vergeltung für gerechtfertigt hielt. Deshalb aber, da das historische Factum doch eingestanden werden muß, daß Schiller sich begeistert fühlte für die französische Revolution, die Anführung erbaulicher Floskeln aus Tacite gegen diese Begeisterte? Das heißt Geschichte schreiben und entschuldigend wollen, daß Titus und Marc Aurel Feinden waren! 15.

Stizzen aus der vornehmen Welt, von der Verfasserin von „Schloß Hoczyn“. Erster Theil: Marie. Novelle.

Dreslau, U. Kern. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein sehr hübsch geschriebener, sehr unterhaltender und dabei doch guter, d. h. sittlicher Roman, der den Leser nicht in die zweideutige Wirklichkeit des vornehmen Lebens versetzt, ihm in ansehnlicher Form und Sprache den höchsten Grad von Privatsittlichkeit vorführt und am Schluß noch in Zweifel läßt, ob nicht dieses hohle Wesen, diese Eitelkeiten, Kleinlichkeiten, Intriguen und leichten Grundsätze charmant oder doch wenigstens sehr zu entschuldigenden sind. Aber auch keine Nachahmung der jetzt so beliebten Lebensbilder, kein Seiten- oder Gegenstück zu den berühmten „Stizzen aus dem Alltagsleben“, sondern ein Original, ein festes, lebendiges, naturgemäßes Bild aus der lebenswichtigen Wirklichkeit des vornehmen Lebens — kurz, eine sehr dankenswerthe Gabe. Wir finden hier, wie bei der Homöopathie, mit Wenigem viel ausgerichtet. Im engen Raume eines Landguts, in der kurzen Zeit von einigen Wochen, in einer kleinen, bei der jungen Gutsheerrschaft zum Besuch zusammengekommenen Gesellschaft spinnt sich der Roman in mancherlei Verzweigungen an und spielt zu einem befriedigenden, wenn gleich überraschenden Ende, unterhaltend und spannend bis zur letzten Seite, fort. Baron Gelbner und seine lebenswürdige Gemahlin, die Wirtin der Gesellschaft und Mariens, einer zwanzigjährigen, berühmten, sehr hübschen und geistreichen Schriftstellerin Freunde, stehen eben in Erwartung dieses ersehnten Gastes. Nur Hofrath Stein, Hausfreund, aber nicht hervortretende Figur, und Franz, der siebzehnjährige Neffe der Baronin, von frühester Jugend an ein leidenschaftlicher Verehrer Mariens, kennen unsere Heldin persönlich, Alle aber sind natürlich sehr begierig, sie kennen zu lernen. Während sie sich umkleidet, schildert ihr die Baronin mit wenigen Worten die ihrer im Salon harrenden Personen. „Frau von Wilt, Witwe, der Witz in Frauenkleidern und daher in verschleierten Kreisen der Residenz die belebende Kraft, aber zugleich auch die allgemeine Erzieherin. Frau von Goldhand, ebenfalls Witwe, eine zarte Natur, im Besitze einer Fabrik, in welcher sie die Gesetze vor dem Gebrauch verfeinert. Im Schwachen ein vorzüglicher Frühlingsabend. Ihre Tochter Louise, Frau von Goldhand in einer neuen Auflage, ohne ein Kaiserthum Natur, schöne Augen und eine schlanke Gestalt. Herr von Anlow, Diplomat, kein gewöhnlicher Mensch, dem ich es verzeihe, daß er sich bei uns langweilt und nur hier aushält, weil er in Folge eines Sturzes mit dem Pferde an der Brust leidet und auf dem Lande frische Milch trinken will. Herr von Rosen, jung, elegant und ein Narr. Dasselbe ein Dichter. Graf Solms, ein junger Gutsbesitzer, wol der interessanteste; kräftig, ernst, geistvoll, nicht immer lebenswürdig — aber immer sicher und ein entschwiegener Gegner aller Schriftstellerinnen.“

Die drei Damen und Solms sind im voraus entschlossen, Marien anmaßend und unweiblich zu finden; Erstere erhalten sich ziemlich lange in ihrer Antipathie, erkennen aber dann doch ihre Vergesslichkeit, ihren Geist und ihre Anspruchslosigkeit an. Ihre erste Erscheinung macht alle anwesenden Männer ihr unterwerflich, so sehr sich auch des Grafen Stolz gegen diese Erregung seines Herzens auflehnt. Verachtung aller aus dem gewöhnlichen Gasse heraustretenden Frauen und persönliche Erbitterung gegen Marien, die seinem besten Freund, ihrem Better Georg verlobt gewesen und nach genauer Prüfung ihrer

Herzens nur schwerfällige Gefühle, keine Liebe darin findend, die Verbindung wieder gelöst, gewähren nur kurzen Widerstand; und ohne Mühe oder Kletterei gelingt Marien die im jugendlichen Übermuth und durch beleibigten Stolz erwünschte gewöhnliche Eroberung. Zum zweiten Mal glaubt sie zu lieben, während doch nur geschmeichelte Eitelkeit und persönliches Wohlgefallen sie in diesem Irrwahn befangen halten. Dasfeld liebt die Weisheitsverwandte mit Leidenschaft, aber ohne Erwiderung, macht Anton zum Vertrauten seines Kammers und entflieht endlich der Gefahr. Nach hartem innern Kampf erklärt sich Solms gegen Marien und bittet als Bewerber auftreten zu dürfen, sobald er seine Mutter günstig gestimmt, die sich schriftlich entschieden gegen des Sohnes Wünsche erklärt hat. Er geht und nun erst gelangt Marie zur richtigen Erkenntniß seines Charakters, seines launischen, anmaßenden Benehmens und zu einer Ahnung ihres wahren Gefühls. Sie liebt ihn nicht, will aber treu ihr Wort halten, wenn er der Mutter Einwilligung bringt. Der edle, feinführende und feinbeobachtende Anlow hat sich ihr vom ersten Augenblick an als Freund genähert; er wähnt sein Herz der Liebe erfordern und muß sich jetztergehen, daß es Marien mit allen Fasern anhängt. Ohne Worte erräth er ihr Verhältniß zu Solms und leidet furchtbare Qualen. Solms kehrt an dem bestimmten Tag zurück, begleitet von seinem Freund Georg, der Marien längst vergeben, ihr nie gegnert hat. Dem ersten peinlichen Zusammentreffen im Salon zu entgehen, eilt sie in den Park, woselbst ihr Solms unvermuthet mit Georg entgegentritt. Im Ungestüm der Liebe, im Bewußtsein seines hohen Werths und seiner Unwiderstehlichkeit bringt er augenblicklich seine Werbung an, unter der von seiner Mutter gestellten Bedingung, daß sie aufhören solle Schriftstellerin zu sein. Der mit Ungezogenheit und Überschwenglichkeit selbst gemachten Forderung begegnet Marie auf verdiente Weise. Ihr ganzer Stolz erwacht — ein Augenblick löst das von ihrer Seite nur locker geknüpfte Band. Solms ist unglücklich und verläßt nach kurzer Begrüßung im Schloß die Gesellschaft unter nichtigem Vorwande. Marie fühlt sich von einer drückenden Last befreit und ahnt die erste einzige wahre Liebe ihres Herzens, zu welcher sich unbemerkt die freundschaftliche Empfindung für Anlow gesteigert. Dieser, überwältigt von seiner Erwartung, erliegt der körperlichen Schwäche im Augenblick der erwarteten Rückkehr seines Nebenbuhlers. Ein Blutsprung hält ihn während der entscheidenden Katastrophe von der Gesellschaft entfernt. Solms' Bruch mit Marien und seine plötzliche Abreise erfährt er erst spät durch Franz. Hoffnung erfüllt sein Herz und stellt ihn schnell her, er gelangt an gewünschte Ziel, zu Mariens Besiß. Georg hat sich unterdessen mit Gräulein von Goldband durch gemeinschaftliches Aufnehmen der schönsten Punkte zu einem Album für den Geburtstag der Baronin näher bekannt gemacht. Seine Natürlichkeit überwindet ihre Plezerei. Am Geburtstag, zu dessen Feler Franz sich in Festlichkeiten erschöpft, erscheint Solms noch einmal, reuig, demüthig. Er erhält Mariens Verzeihung, aber zugleich auch die Versicherung, daß sie ihn nie geliebt. Im Innersten verletzt, stürzt er fort und Tags darauf werden die beiden Verlobungen bekannt.

Wenig Handlung, keine erheblichen Begebenheiten, geringe Mittel und doch ein genügender Erfolg. Die Charaktere sind meistens gut gezeichnet und vortrefflich durchgeführt, besonders Franz, Anlow und Rosen, der sich zuletzt sehr verwundert, daß sich Niemand zum Sterben in ihn verliebt hat, zugleich aber doch froh ist, seine Freiheit behalten zu haben. Marie selbst ist kein Ideal weiblicher Vollkommenheit, durchaus nicht frei von weiblicher Eitelkeit, weiblichen Schwächen und Täuschungen; aber ein edler, offener, lebenswürdiger Charakter, der an sich selbst die Möglichkeit darrthut, fremde Herzen und Neigungen mehr schillern zu können, ohne das eigene Innere recht zu verlassen. Wir finden in diesem Romane nirgend leeres Geschwätz, hochtönende Phrasen, wol aber hier und da sehr schöne Gedanken eingestreut. Das eingelegte Gedicht „Der Fall der Dama-ljaden“ erscheint hier nicht ganz am rechten Orte; es fört

die Einheit des Ganzen und bringt nicht den gewünschten Eindruck hervor. Möchte uns die geistreiche Verfasserin recht bald durch eine Fortsetzung ihrer „Stützen aus der vornehmsten Welt“ erfreuen.

Literarische Miscellen.

Daß die Kämpfe der Häuser York und Lancaster, der weißen und roten Rose, obgleich von Shakespeare herab bis auf die Gegenwart tüchtig ausgebaut, doch eine für den Romanisten noch nicht abgebaute Grube sind, beweist der historische Roman: „Trevor Hastings, or the Battle of Tewkesbury“, von dem Verf. des „Henry of Monmouth“ (London 1842). Die Erzählung beginnt mit dem Zeitpunkt, wo Graf Warwick wegen einer von Edward IV. ihm zugesagten Belohnung den Hof verläßt, in der kochenden Brust den Machenschaft, dem undankbaren Könige die Krone zu nehmen, die er ihm gegeben. Sobald er die Ration zur Empörung hinreichend bearbeitet, hier und da schon Aufstände stattgefunden, wirft er die Maske ab und erklärt sich für den gefangenen Heinrich VI. aus dem Hause Lancaster, den er bis dahin unversöhnlich gehaßt. Unter Vermittelung Ludwig's XI. von Frankreich schließt Margarethe, Heinrich's Gemahlin, mit Warwick ein Bündniß, das alle früheren Unbilden vergessen machen und die stolze Königin und den stolzen Grafen zu gemeinsamer Bekämpfung Edward's vereinigen soll. Durch eine Reihe lebendiger Schilderungen der Zeit und ihrer Gestalt führt der Verf. seine Leser auf das Schlachtfeld von Tewkesbury, wo die Sache des Hauses Lancaster den letzten Todesstreich erhielt. Inmitten jener Scenen voll Blut und Grauel, voll Verrath und Hinterlist steht die Person des Romane, Eleanor de Ardenham, und ihre Liebe zu Trevor Hastings und was sie um dieser Liebe willen that und leidet, sind die vornehmsten Momente. Außerdem gebührt dem Verf. das Anerkennniß, viele seiner historischen Personen treu nach dem Leben und mit geschichtlicher Wahrheit gezeichnet zu haben. So Warwick, der herrschsüchtige „Königsmacher“; so Margarethe, die unerschrockene, aber stolze und starrköpfige Frau, die kein Unglück beugen, keine Niederlage entmuthigen konnte; so Ludwig XI., der schlaue, heuchlerische Pfaffenkönig; so sein Rathgeber, der pfiffige Oliver Dain, der sich bereits bei Walter Scott zu bekennen hat. Mehr jedoch als in der Charakterzeichnung bewährt sich die Stärke des Verf. in der Darstellung von Handlungen. Seine Beschreibung der Schlachten von Barnet und Tewkesbury und der Hinrichtung der gefangenen Führer des Hauses Lancaster darf im höchsten Grade gelungen heißen.

Alles kommt heutzutage unter die Presse — vorausgesetzt, daß sich ein Verleger findet oder Jemand, der Druck- und Betriebskosten bezahlt. Ein solches zu bezahlendes Bermächtniß ist John Scott's „Journal of a tour to Waterloo and Paris in company with Sir Walter Scott in 1815“ (London 1842). John Scott wollte oder konnte nicht sterben, ehe sein Reisetagebuch gedruckt wäre, und kaum war der Druck zur Hälfte beendet, so starb er doch und hinterließ seinen Erben die Befriedigung der Verlagshandlung Saunders and Dilly. Das Buch könnte sehr interessant sein. Die Reise, die es beschreibt, machte der Verf. zu günstiger Zeit. Der Kampf war eben ausgefochten, der das Schicksal Europas entschied, die Opfer, die er gefordert, waren noch sichtbar auf den Feldern von Waterloo, Napoleon's Stern war untergegangen, zum zweiten Male saß Ludwig XVIII. auf dem Throne des großen Karl, und das gedemüthigte Frankreich sah die Bivouacs der Sieger auf den freien Plätzen seiner Hauptstadt. Vom Altbodem war John Scott Augenzeuge, Augenzeuge an der Seite eines Walter Scott. Also könnte sein Buch sehr interessant sein. Aber was darin einigermaßen unterhält, beschränkt sich auf ein Duzend wenig bekannter Anekdoten und ein halbes Duzend Bagatellen; es ist summa summarum ein Klatschbuch — a gossiping work.

Sonntag,

Nr. 156.

5. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Scandinavien, Rußland, England und Deutschland.

Des différends entre les nations civilisées et de leurs causes par le Comte David Frölich, Suédois. Paris 1842.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ist ein Schwede, der uns seine Bemerkungen über die von ihm durchreisten Länder mittheilt. Man sieht sogleich, daß man es mit einem Manne von trefflicher Beobachtungsgabe zu thun hat, welcher die Dinge nicht nur von der Oberfläche betrachtet, sondern bemüht war, den Erscheinungen auf den Grund zu sehen. Aber nicht nur ein unterrichteter und gründlicher Beobachter ist der Verf., sondern auch ein freier. Obwol der Geburt nach der höhern Aristokratie angehörig, sind ihm doch die Vorurtheile seines Standes fremd, ja er gehört der entschieden freien Richtung, in politischer wie religiöser Beziehung, an, und es möchte Einer, dem der Verf. unbekannt wäre, beim Lesen des Buchs schwerlich darauf kommen, daß dieser ein schwedischer Graf ist.

Der Verf. sagt selbst, im ersten Capitel, wo er seine politischen Ansichten und die Beweggründe zur Veröffentlichung seiner Schrift auseinandersetzt, daß er dem Kosmopolitismus huldige. Doch ist dieser nicht jener vage, verschwimmende, nichtsagende, wie er noch vor einigen Jahren bei uns in der Mode war, der keine Nationalitäten gelten lassen, sondern alle Völker über einen Kamm geschoren wissen will — eine Forderung, die nur Flachköpfe machen können, weil sie die unendliche Mannichsichtigkeit nicht kennen, welche die Natur, wie allenthalben, so auch unter den Völkern ausgestreut hat —, sondern es ist ein Kosmopolitismus, dem gewiß jeder Billige und Verständige seinen Beifall nicht versagen wird. Wie nämlich in jedem einzelnen Staate die Rechtsidee die einzige Reglerin des öffentlichen Zustandes sein soll, so will der Verf., daß auch sämtliche Verhältnisse, welche zwischen den einzelnen Völkern bestehen, auf diese Idee des Rechts zurückgeführt werden möchten, ein Ziel, worauf im Ganzen genommen unsere Zeit hinarbeite und wodurch dann von selbst jene viele Zwistigkeiten aufhörten, in welchen wir die Völker Europas noch befangen sehen. Dies scheint nun freilich auf einen sogenannten

ewigen Frieden hinzudeuten und unsere Leser werden vielleicht darüber stutzen, da sie wohl wissen, daß, so lange es Menschen gibt, auch Kriege nie fehlen werden. Allein unser Verf. ist viel zu praktisch, als daß er sich selbst mit einem solchen Phantome täuschte. Den Krieg gänzlich verbannen zu können, ist nicht seine Meinung: er will nur, daß die gegenwärtigen Beziehungen der europäischen Staaten zueinander verbessert würden, eine andere Grundlage, andere Motive erhielten, besonders was Handel und Verkehr betrifft. Und warum sollte es nicht möglich sein, daß zwischen den europäischen Völkern ebenso die hemmenden Schranken des freien Verkehrs einmal fallen, oder doch gemäßigt würden, wie bei uns in Deutschland durch den Zollverein? Der Verf. wollte nun den Ursachen nachspüren von den bisherigen Verhältnissen der europäischen Staaten zueinander, und zu dem Ende unternahm er seine Reisen, deren Resultate er von dem zweiten Capitel an mittheilt.

Das zweite Capitel handelt von dem Norden, und zwar von Schweden, Norwegen, Dänemark und Rußland. Von Schweden, als seinem Vaterlande ausgehend, findet es der Verf. vor allen Dingen ungerecht, daß man sich so wenig um die Staaten geringern Ranges bekümmere, diese mit ein paar Worten abmache, ohne sich näher über die eigentlichen Verhältnisse zu unterrichten. So habe er auch über Schweden im Auslande durchaus falsche Ansichten verbreitet gefunden. Es seien insbesondere fünf Punkte, welche man angeführt habe: 1) Die frühere Dynastie, die Wasa, hätte noch einen bedeutenden Anhang in Schweden und sei nicht ohne Hoffnungen, einmal den schwedischen Thron wieder zu bestiegen. 2) Zwischen den Schweden und Norwegen herrschten schwere Mißverständnisse und nationale Antipathien, welche die Verbindung beider Länder sehr problematisch machen. 3) Die Schweden seien unter sich selbst nicht einig. 4) Ihre Finanzen und Hülfquellen seien so gering und schwach, daß sie im Falle eines Krieges nicht den geringsten Anstoß aushalten könnten. 5) Aus allen diesen Gründen bestehe die Unabhängigkeit der Schweden nur dem Namen nach: es müsse sich nothwendig an Rußland, als an seinen Protector, anschließen.

Was nun die erste Behauptung betrifft, so weist diese der Verf. entschieden zurück. Erstens denke der gegenwärtige

tige Repräsentant der Familie Wasa selbst nicht daran. Sodann habe bei den Schweden das Erbrecht im Bezug auf den Thron niemals in gleicher Linie mit dem Privaterbrecht gestanden: das Princip der Legitimität sei in Schweden niemals so anerkannt worden, daß nicht auch dem Volke sein Recht geblieben wäre, eine Dynastie zu wählen. Von uralten Zeiten her sei es so gewesen. Sodann seien wirklich keine Sympathien für die alte Familie vorhanden. Und weder der Adel noch irgend ein anderer Stand besitze in Schweden einen so großen Einfluß, um der öffentlichen Meinung zuwider dem Volke einen König zu setzen. Dies würde niemals möglich sein, selbst wenn die Ansprüche Gustafson's von den Mächten unterstützt würden, die mit seiner Familie verwandt sind.

Diese letztere Bemerkung führt den Verf. zu den moralischen und materiellen Kräften Schwedens, welche es jeder Macht, die sich in seine innern Angelegenheiten mischen will, entgegenzusetzen könnte. Was die Finanzen betrifft, so seien diese viel zu gering angegeben. Man rechne sie auf $1\frac{1}{4}$ Million Pfund Sterling. Man bedenke aber nicht dabei, daß der ganze Unterhalt des 30,000 Mann starken Heeres und der Matrosen davon nicht bestritten werden darf, welchen die einzelnen Proprietäre als Steuer über sich genommen haben; ferner, daß die kirchlichen Institute, Unterhaltung von Straßen nur einen sehr geringen Theil des Budget wegnehmen, endlich, daß Schweden keine Nationalschuld habe und daß seine Bank, welche ausschließlich dem Staate gehört, in den glänzendsten Umständen sich befinde. Was Schwedens moralische Kräfte betrifft, so werde davon gar nicht gesprochen, und doch sei auf keine Weise zu verkennen, daß die liberalen Ideen sich daselbst immer mehr entwickeln und zwar in einem sehr ausgedehnten Sinne. Was der Verf. in dieser Beziehung über die einzelnen Stände des Reiches sagt, wollen wir ausführlicher mittheilen.

Die Hauptmacht — sagt er S. 41 —, moralische wie materielle, beruht ohne Widerrede auf dem Bauernstande, der im Besitze von mehr als Dreiviertel des schwedischen Bodens, im Besitze politischer constitutioneller Rechte, seit einiger Zeit angefangen hat, seine Aufgabe zu fühlen und nicht mehr eine träge, von verschiedenen Parteien geleitete Masse zu sein. Im Ganzen vielleicht schon unterrichteter als die Bauern in andern Ländern, kann man ihre Tendenz zu einer immer größern Aufklärung nicht mehr in Zweifel ziehen, welche ihre Deputirten seit langer Zeit in Allem bewähret haben, was sich auf Politik bezieht. Die Deputirten, welche die Bauern aus ihrer Mitte zu wählen verpflichtet sind, haben immer und in den letzten Zeiten mehr als jemals gezeigt, daß sich bei ihnen nicht nur Männer von großen Talenten, sondern auch und in der Regel ein öffentlicher Geist finde, der jede Probe aushalten kann. Die mittlere Classe wächst, wie überall, und nimmt täglich an Einfluß zu. In Bezug auf den Adel begnügen wir uns zu sagen, daß er weder feudal ist, noch einen herrschenden Einfluß, wie ehemals, erkräft. Wenigstens hat er auf dem letzten Reichstage zu Gunsten einer Vereinigung der Stände in Bezug auf die Nationalrepräsentation auf den Altar des Vaterlands als Opfer jenes einzige Vorrecht der Geburt, das ihm geblieben, niedergelegt, nämlich das, zufolge dessen alle Häupter der adeligen Familien oder ihre Delegirten ohne Wahl eine der vier legislativen Kammern ausmachen. Dieser großmüthige Schritt des schwedischen Adels ist zwar noch nicht definitiv: aber die Ver-

einigung wird nichtsdestoweniger stattfinden, auf die eine oder die andere Weise, und dann ist zu erwarten, daß alle Arten der Trennungen, die eigentlich mehr scheinbar als ernsthaft waren, aufhören werden. Ubrigens ist die Lösung dieser Frage über eine Reform der Repräsentation noch nicht gewiß. Es handelt sich um nichts Geringeres, als daß die Gewalt der vier Stände, des Adels, der Geistlichkeit, der Bürgerschaft und des Bauernstandes aufgegeben werde zu Gunsten des Volkes und nach einer ziemlich demokratischen Bahrt. Es ist nothwendig, daß alle vier Stände noch einmal und ohne Modification diesen Vorschlag annehmen. Endlich bedarf es noch der königlichen Bestätigung.

Außerdem, daß die Repräsentation durch vier Kammern absurd sei, meint der Verf., sei zu bedenken, daß man sich durch die Annahme des Vorschlags der norwegischen Constitution noch mehr nähern und die Verbindung beider Länder noch mehr befestigen könne.

Was die Norweger betrifft, so sagt der Verf., daß sie seit 1814 zwei große politische Probleme mit einem eclatanten Erfolge gelöst haben, nämlich einmal, daß sie sich, bisher unter einem absoluten Monarchen, auf einmal frei gemacht und eine Constitution erworben haben, die ihnen mehr Freiheit gewährt als irgend eine Republik, zweitens daß sie eine Föderation zwischen zwei constitutionellen Monarchien bewirkt haben, unter einem Könige, als dem einzigen Einigungspunkte. In Norwegen sei niemals ein zahlreicher Adel gewesen: die Geistlichkeit hatte nie, wie in Schweden, politische Rechte. Darum sei die jetzige Verfassung so leicht einzuführen gewesen. Der Verf. rühmt an den Norwegern, wie dies schon von Andern auch gethan worden ist, nicht nur ihren großen politischen Takt, indem sich selbst unter dem Bauernstande ganz thätige Deputirte finden, ihren Sinn für politische Freiheit und doch zugleich ihre große Loyalität und ihre Achtung vor dem Könige, sondern auch ihre Bestrebungen, in intellectueller Beziehung immer weiter zu kommen und die Bildung unter allen Classen zu verbreiten.

Die Beziehungen Norwegens zu Schweden konnten sich nach dem Verf. nicht sehr ausdehnen. Zuerst zog die Regierung, um die Vereinigung zu hindern, einen Grenzcordons, außerdem sind die Producte des Austausches nicht zu viele. Dann wurden allerdings die Norweger etwas mißtrauisch, als von Seite der Regierung die Bedauernisse sich hören ließ, Norwegen nicht zu einer schwedischen Provinz gemacht zu haben. Inzwischen wußten die Norweger wohl, daß der größte Theil der Schweden, und gerade die aufgeklärtesten, niemals diese Gesinnungen theilten. Der Verf. setzt nun weitläufig auseinander, daß gerade diese Art der Vereinigung, wie sie gegenwärtig zwischen Schweden und Norwegen bestehe, sodas jedes Land seine eigene Verfassung und nur einen und denselben König habe, sowohl für die Norweger als für die Schweden die vortheilhafteste sei. Was jene betreffe, so sei vorauszusetzen, daß bei einer Vereinigung der norwegischen Deputirten mit der schwedischen Kammer die letztere das Übergewicht bekomme, zum Nachtheil der ersten. Und den Schweden sei bei den gegenwärtigen Verhältnissen eine Garantie mehr für die Erhaltung der constitutionellen Freiheit gegeben, indem sich die Norweger bestimmt jedem Angriffe auf die-

selbe widerlegen würden, da dieselbe sie zuletzt auch treffen könnte. Ja, der Verf. findet sogar, daß die Norweger bei aller Freiheit, die sie besitzen, welche wirklich sich mit jeder republikanischen messen kann, dennoch die Republik nicht wünschen können — wie man vielleicht aus einer neulich erschienenen Schrift „Revolution und Republik“ schließen könnte —, indem bei einer solchen in Schweden eingeführten Verfassung notwendig die Kammern beider Länder vereinigt werden müßten, was für Norwegen nur von Nachtheil sei. So könne die Föderation beider Völker dazu beitragen, sie in ihrer Überzeugung zu bestärken, daß die konstitutionnelle Monarchie die beste Staatsform für die Freiheit der Völker ist.

Der Verf. weißt nach den Bemerkungen, die er mitgetheilt, den beiden skandinavischen Brüdern schöne Hoffnungen für die Zukunft, zumal da sie nur einen Feind haben, der sie angreifen könnte. Dies sagt er freilich nur in der Voraussetzung, daß Dänemark, von welchem er nur diese einzige Notiz mittheilt, aufrichtig und beharrlich in der Zuneigung ist, die er angefangen hat den zwei andern skandinavischen Völkern zu beweisen, und daß es, durch die Macht der Civilisation, jene Politik aufgegeben hat, die es früher immer behauptet, nämlich feindlich gegen Schweden zu stehen.

Schwedens Verhältnisse zu Rußland bilden den Übergang zu der Betrachtung dieses letztern Staats. Der Verf. weist entschieden die Behauptung zurück, welche unter Andern auch de la Mourais und Vères aufgestellt, daß Schweden sich notwendig an Rußland anschließen müsse. Eine solche Allianz könne nicht erfolgen, ohne das Theuerste zu opfern, was die beiden skandinavischen Völker besitzen, ihre moralischen Kräfte, ihre bürgerliche Freiheit, ihren Fortschritt in der Civilisation. Es sei nicht abzuleugnen, daß diese Völker alle Elemente besäßen, um zur Feststellung eines politischen Systems beizutragen, dessen Grundlage die Gerechtigkeit und das Naturrecht sei. Und diese schöne Aussicht, die sich ihnen darbiete, die rühmlichen Hoffnungen, die man hegen könne, in jenem schönen Sinne fortzuschreiten, sollte man auf einmal hingeben durch eine Verbindung mit Rußland?

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Septameron. Gesammelte Novellen von Franz Dingelstedt. Zwei Bände. Magdeburg, Baensch. 1841. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter den jüngern Romanbildnern steht Dingelstedt mit in der ersten Reihe, obgleich er bis jetzt noch kein eigentlich großes Werk herausgegeben hat. Wir deshaß mit ihm rechten will, den verweisen wir auf die Vorrede zu der vorliegenden Sammlung, wo er neben mancherlei andern Bemerkungen auch über das Schreiben oder Nichtschreiben großer Werke sein Glaubensbekenntnis niederlegt. Mit einem Autor darüber zu streiten, ob er umfangreiche Bücher oder kleine Broschüren schreiben solle, scheint uns sehr unfruchtbar zu sein. Die Hauptsache ist, daß er überhaupt schreibt und, wo möglich, etwas Gutes, Nützliches. Nicht der Umfang, nur der Inhalt entscheidet über den Werth oder Unwerth eines Productes. Dingelstedt ist bei dem Publicum beliebt, vielleicht beliebter als mancher Andere, der ihm an Talent nicht nachsteht. Woher kommt das? Uns dünkt daher, weil Dingelstedt die größten Fragen der Zeit, die andere

Autoren im Ganzen und Vollen erfaßten und dadurch in allen großer Schöpfkraft auf den Markt des Geistes brachten, in Kleinern, gefälligerem Formate dem Publicum gegenüber abhandelt. Sein hervorragendes lyrisches Talent begünstigt ihn bei dem deutschen Publicum, indem es seine novellistischen Producte mit einem leisen Duft gefälliger Sentimentalität umhaucht, der auf deutsche Leser immer wirkt. Ref. hält dies für einen Fehler, da alle Novellistik in ihrer epischen Geschlossenheit mehr dramatisch als lyrisch sein soll. Mit diesem Bekenntnis haben wir zugleich den faulen Fleck in Dingelstedt's Novellen angedeutet und im Allgemeinen den Label ausgesprochen, der sie alle ohne Ausnahme trifft.

Der Verf. übergibt uns in dem „Septameron“ sieben theils größere, theils kleinere Novellen, eine Zahl, die den gewählten Titel rechtfertigt. Interessant durch ihren Stoff, der in einigen sich auf örtliche Facten gründet, regen sie durch gefällige Anordnung und noch mehr durch eine blühende Fülle der Sprache, die Dingelstedt immer zu Gebote steht, wohlthuend an. Verlangt man von einer Novelle, daß sie durchaus neu sei, dann freilich müßte Dingelstedt hinter Andern weit zurückstehen, denn, wie wir schon erwähnten, ist es unserm Autor eigenthümlich, früher aufgeworfene Fragen in seiner Weise, die eine weniger gründliche als volksthümliche ist, nochmals zur Sprache zu bringen und von dem Gesichtspunkte aus zu besprechen, oder sie vielmehr darunter zu rücken, der bei einer gewissen Beschränktheit doch die freie Bewegung in leidgezogenen Grenzen noch immer nicht ausschließt. Dies gilt vorzugsweise von den ersten beiden Novellen des ersten Bandes: „Misverhältnisse“ und „Die Scheidung“. Dort spinnt sich die Fabel arabeskenartig um ein Geschwisterpaar, das frühzeitig durch ein herzloses Verhältniß ihrer Aeltern voneinander gerissen worden ist und bei späterer Begegnung in Liebe zueinander entbrennt. Beide bekämpfen zwar ihre Keigung und entgehen so einer blutschänderischen Verbindung, beide werden aber auch in dem Augenblick, wo sie nach jahrelangem Ringen einander doch erblickt finden, in trostloses Elend gestürzt, das der liebenden Schwester das Leben kostet. In der „Scheidung“ wird durch einen verheimlichten Fehltritt eines jungen Mädchens das Band einer spätern Liebe wieder dadurch zerrissen, daß sie dem Geliebten willenlos in somnambulem Zustande ihre Vergangenheit verräth, sich selbst in seinen Augen herabwürdigt und ihn für immer von sich stößt. An diese beiden größeren Seelengemälde, die mit vieler Liebe und nicht gewöhnlicher Kenntniß des menschlichen Herzens entworfen sind, schließt sich ein kleineres: „Esel-Frige“, das durch Fergenseinfall und naive Naturwahrheit ungemein rührend wirkt. Esel-Frige ist ein gutmüthiger, derber Burche aus Ems, dessen Leben darin besteht, daß er alle Sommer während der Saison für die vornehmen Babegäste sein Grauchen in Bereitschaft hält. Ein verloren gegangener Handschuh, den Frige findet, gibt ihm Gelegenheit, mit einer jungen, schönen Gräfin bekannt zu werden. Das schöne Mädchen bezaubert durch ihre Freundlichkeit sein unbewachtes Herz. Frige verliebt sich in die Gräfin, die aus Dankbarkeit und innigem Gefallen an dem treuerherzigen Jungen während der Dauer ihres Aufenthaltes in Ems täglich seinem Esel befeigt und sich von Frigen auf allen Partien begleiten läßt. Als sie Ems verläßt, wird es Esel-Frige gar bde und traurig in seiner Heimat, und da er nichts Besseres vorhat, so macht er sich mit seinem Thiere mitten im Winter auf den Weg und zieht seiner geliebten Gräfin in die offpreussischen Niederungen nach. Dort angekommen, trifft die Nachricht, daß die junge Comtesse unglücklich verheirathet sei, wie ein Donnerschlag sein liebendes Herz. Einige Worte der Gräfin befähigen das Gerücht und der arme Junge sucht und findet, hergens-krant, wie er ist, seinen Tod in einem See. Der zweite Band enthält vier Novellen: „Gutenberg's Tod“, mit historischem Hintergrunde, gewährt uns einen Blick in die Zeiten des vielfach verkannten Mannes, ist aber als poetisches Product von keinem großen Belang. Städticher, weil von intensiverer Leidenschaft durchdrungen, scheint uns „Lorber und Dornenkrone“, ein dasteres Nachtbild aus dem Künstlerleben, das den zeitwei-

igen ungeheuren Erfolg einer talentvollen Künstlerin, ihre durch Stetigkeit und kleinlichen Egoismus geschlossene Ehe, die Unbefriedigtheit, die sie mitten im blühenden Überflusse beschleicht, ihre Flucht aus dem Schutze des Hauses, ihr abermaliges Auftreten und ihren endlichen, durch Reiz, Misgunst und das rächende Balten der Remeßes herbeigeführten Tod in lebendiger Sprache, mit viel Phantasie und Leidenschaft vor uns aufrollt. Äußerlich ruhiger, im Grunde des Herzens aber nicht weniger mächtig bewegt ist die zart und sinnig erfundene Erzählung „Blinde Liebe“, das vollkommenste Gegenstück von „Das böse Auge“, eine Novelle, in welcher Dingelstedt fabelhafte Ereignisse aus dem Mittelalter benutzt, um ein etwas sehr ins Blutige und Bildromantische einschlagendes Räuber- und Mordbild zu entwerfen. Die Thatsache an sich ist interessant, in Dingelstedt's Behandlung dürfte sie schwerlich Bewunderer finden. Die meisten dieser Producte erinnern wir uns schon früher in Zeitschriften gelesen zu haben.

2. Das neue Novellenbuch. Von Eduard von Bülow. Erster Theil. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1841. Gr. 12. 2 Thle.

Bülow hat sich um die ältere Novellistik durch Herausgabe seines „Novellenbuch“ (4 Bde., Leipzig 1834—36) ein nicht geringes Verdienst erworben. Seine Auswahl war größtentheils zu loben, wenn auch einiges Unbedeutende mit unterlief. Bei Sammelwerken dieser Art wird immer die Subjectivität des Autors als Prüfstein der zu wählenden Productionen gelten müssen, und diese kann die Kritik wol angreifen, aber nicht umgestalten. Bülow besitzt übrigens Kenntnisse genug und einen so feinen ästhetischen Geschmack, daß einzelne Verstöße dagegen höchstens einen momentanen unreinen Stimmung zur Last gelegt werden können. Dieser durchgebildete Geschmack hat den Herausgeber auch bei der vorliegenden Fortsetzung jenes größeren Werks geleitet. Alle der Fremde oder früheren deutschen Schriftsteller entlehnten Novellen sind der Wiederbelebung in einem sprachlich neuen Gewande vollkommen werth. Deren enthält dieser erste Theil vier. „Die Stärke des Vorurtheils“, eine Erzählung nach August Lafontaine, dem fruchtbarsten, einst so viel gelesebenen Romanschriftsteller, die Bülow's Wahl durchaus rechtfertigt. Wir erinnern uns wenigstens nicht, daß in einem so kleinen Rahmen das angeregte Thema schon glücklicher, anmuthiger und naturwahrer behandelt worden wäre, obgleich der Stoff nicht im geringsten auf Neuheit Anspruch machen kann. Der alte Zwist zwischen Adelthum und Bürgerthum, der gewöhnlich von dem ersten vergessen wird, wenn die Leidenschaft ins Spiel kommt, ist auch hier wiederangeregt, fängt ein Mädchen bürgerlicher Abkunft in Bedrängnis, führt aber am Schluß zu einer glücklichen Ehe und gänzlichen Sühne. „Flor und Blauschne“, jene reizende Sage, die neuerdings Immermann zur Grundwurzel seines herrlichen Gedichts „Tristan und Isolde“ gemacht, schildert die abenteuerlichen Fahrten Flor's, des treuen Liebenden, nach Bagdad, um die entführte Blauschne sich wieder zu erobern. Diesem schließt sich würdig die altfranzösische Sage von „Dug Schapeler“ an, eine ins Fabelhafte gezogene Geschichte der Thaten Dug Casper's. Mittelalterliche Verbtheit, mit dem Reiz zarter Märchenpoesie verbunden, vereinigen sich in dieser prächtigen Erzählung so innig, daß wir die Lecture derselben Jedem empfehlen können, der sich für solche halb an die Sage, halb an die Geschichte streifenden Darstellungen aus dem Halbdunkel der mittelalterlichen Vorzeit interessiert. In modernem Gewand trägt die Novelle „Montford“, nach Harriett Lee. Auch in ihr herrscht das düstere Element vor, Mord und Blutschuld sind die Einschlagsfäden der Intrigue, die sich indes am Ende friedlich löst.

Außer diesen entlehnten neuert Bülow selbst drei eigene Novellenbilder bei, die alle poetischen Gehalt haben. „Das Modell“, womit das Buch eröffnet wird, ist unter diesen Geben jedenfalls nach Form und Inhalt die gelungenste. Hinsichtlich der Darstellung, der feinsten Anordnung und der sprachlichen Durchbildung der Sprache erinnert Bülow gerade in

diesem Product so auffallend an Zedl, daß, wäre die Novelle anonym erschienen, man leicht veranlaßt werden könnte, hinter diesem frugewobenen Novellenbilde den Geist des edeln Meisters zu vermuten. Nur der Mangel an jenen lebten, geistlichen humorigen Partien, die selten in einer Arbeit Zedl's ganz fehlen, läßt uns ahnen, daß ein anderer, an seinem Geiste aber gereifter Geist hier thätig gewesen ist. Man könnte Bülow daraus einen Vorwurf machen, wenn man den Hauch von Nachahmung, den man der Novelle allerdings nicht ganz abstreifen kann, urgiren wollte. Allein eine Nachahmung in dieser Form läßt man sich schon gefallen, weil so nur ein bedeutendes Talent, ein mit allen Geistesern der feinsten Cultur gesättigtes Gemüth nachahmen kann. Ein Maler soll für einen russischen Fürsten eine Venus malen, er sucht nach einem Modell, das er in einem einfachen Landmädchen findet. Dies aber will sich nur dann dazu willig finden lassen, wenn ihr der Maler die Ehe verspricht. Weiter geht der Maler darauf ein, vollendet das Gemälde und überreicht es dem Fürsten, der, davon entzückt, mit Fragen so lange in Bernhard bringt, bis dieser ihm gesteht, daß sein Modell ein lebendes sei. Der Fürst erfährt nun den ganzen wunderlichen Handel, und da Bernhard nicht unbedeutlich merken läßt, daß ihm die versprochene Ehe sehr unbedeuten sei, wünscht der künzlich erregbare Fürst, das schöne Mädchen für sich zu gewinnen. Er läßt sie unterrichten, unterstützt ihre Mutter und thut Alles, um sie auf eine bedeutende Höhe der Bildung zu heben. Dadurch wird sie nun Bernhard mehr und mehr werth, er fühlt, daß er sie liebt, und eine trauliche Stunde entlockt Beiden das gleiche Geständniß ihrer Neigung und die Zusage einer glücklichen Nacht. Der eifersüchtige Fürst, unbemerkt Hörer und Zuschauer dieser Scene, beschließt sich an Bernhard zu rächen und das Mädchen zu verderben, ein Plan, der ihm vollkommen gelingt. Der überlistete Bernhard hält sich für verrathen und flieht nach Italien, das Mädchen stirbt nach langem Sieden, der Fürst empfängt von der Hand eines patriotischen Polen seinen verdienten Lohn und Bernhard findet seine Ruhe und seine Kunst erst am Grabe der Schuldlos Geopferten wieder. Dies der Inhalt des zarten Bildes. Nur den Schluß, der etwas bombastisch und sentimental-pöthetisch ausläuft, wünschten wir anders. Nicht so gelungen und künstlerisch durchgebildet sind die andern beiden Novellen Bülow's: „Die Sylvesternacht“, eine visionäre Erzählung, und „Die Emancipirte“, von dem Verf. als Novelle bezeichnet. Diese bringt das bekannte Thema von dem emancipirten Weibe abermals aufs Tapet, und zwar in einer Weise, die man zwar als pikant gelten lassen muß, der es aber durchaus an Naturwahrheit gebricht. Ein junger Edelmann, der für Frauenliebe ganz unempfindlich ist, wird durch Studien und Nachdenken zu der Überzeugung gebracht, daß die Ehe nur mit einer emancipirten Frau ein erträgliches Institut sein könne, ja er geht so weit, zu behaupten, daß es ihn gar nicht äßere werde, wenn ein solches Weib früher auch eine Menge Verhältnisse vertrauterer Art gehabt habe. Ein paar seiner Freunde beabsichtigen inzwischen den scheinbar unempfindlichen durch eine gebildete, vollkommene Schönheit, deren Lebenswandel nichts weniger als unbescholten ist, zu ködern. Der Betöhrte, von diesem Plane nichts wissend, geht in die feingelegte Schlinge und — liebt die Emancipirte. Allein auch diese, von des Jünglings Leidenschaft erfaßt, fühlt zum ersten Male in dem neuen Verhältniß eine wahre innige Zuneigung und der junge Edelmann heischet das schöne Weib trotz der Bekanntschaft, die es ihm ablegt. Beide leben glücklich, so scheint es; erst kurz vor dem Tode der reuigen, schönen Sünderin erfährt ihr Gatte, wie grenzenlos stund sie sich in dem ihr so unwürdig gefallenen Bosse gefühlt habe. Von der „Sylvesternacht“ läßt sich nur sagen, daß sie von lebhafter Phantasie zeugt, übrigens aber an Hoffmann'sche Spukgeschichten erinnert. Uns hat sie nicht gefallen wollen, obgleich wir ihm für die Geister, mit denen er scherzt, Dank wissen.

(Der Beschluß folgt.)

Montag,

— Nr. 157. —

6. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Scandinavien, Rußland, England und Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 156.)

Der Verf. nimmt aber die Gefahr, welche von Rußland Schweden drohe, doch etwas zu leicht. Die Schweden, meint er, fürchten sich nicht mehr vor Rußland. Und der Grund davon möge außer dem Vertrauen auf ihre moralische Macht vielleicht darin liegen, daß die Russen im Vergleich mit Dem, was sie bei ihren andern Nachbarn, bei Deutschen, Türken und Asiaten zu erwarten haben, nichts bei den Schweden finden als die bürgerliche Freiheit, um die sie sich nicht bekümmern. Aber bedenkt der Verf. nicht, daß Rußland, welches sein Streben nach einer Universalmonarchie unverhohlen ausspricht und sogar drucken läßt, Alles verschlingen muß, was ihm in den Weg kommt? Daß es also auch den Schweden nicht gestatten darf, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, schon des Princips wegen, und gerade deshalb, weil die Schweden eine freie Verfassung haben? Daß die Russen sich nicht um die bürgerliche Freiheit bekümmern, kann man wahrlich nicht sagen. Sie bekümmern sich vielmehr nur zu sehr darum, d. h. um die Vernichtung derselben. Ja, daß die Russen jetzt schon den Schweden gefährlich werden, davon hat der Verf. selbst ein Beispiel angeführt, welches allein hinlänglich die Besorgniß rechtfertigen könnte, welche die Schweden vor Rußland hegen sollten. Die Russen bauen nämlich auf der Insel Åland, Stockholm gegenüber, eine Festung, welche an 40,000 Mann fassen kann. Der angebliche Grund ist, um den Durchgang nach Finnland zu sperren. Allein es liegt auf platter Hand, daß diese Festung zugleich zu dem Zwecke erbaut ist, um von da aus sogleich nach Stockholm übersehen zu können.

Die Geringschätzung, mit welcher der Verf. Rußland behandelt, nicht nur in Bezug auf Schweden, sondern auch auf die übrigen Länder, tritt später noch deutlicher heraus. Er sagt S. 62, daß nach den neuesten Ereignissen zu schließen, dieses Land vielmehr eine innere Schwäche als eine überwiegende Stärke gezeigt habe. Es hänge Alles von der Persönlichkeit des Selbstherrschers ab, diese könne aber nicht immer dauern, und es werde schwer sein, Alles zusammenzuhalten, von dem Moment an, daß unter den verschiedenen Völkerschaften des Reiches

eine größere moralische Entwicklung eintreten wird. Außerdem solle der kriegerische Geist nicht sowohl bei dem niedern russischen Volke als bei seinen Herren sich finden. Jedemfalls sei es sehr schwer, eine nationale geordnete Einheit zu begründen, und bis jetzt berechtige nichts zu der Behauptung, daß man zur Erzielung einer solchen Einheit irgend eine große moralische Kraft angewendet habe. Als die wirksamsten Mittel zu einer größern Communication habe man Kanäle, Eisenbahnen, industrielle Thätigkeit angesehen, in Bezug auf moralische Einheit die Ähnlichkeit der Sprache: deshalb mache man alle möglichen Anstrengungen, um überall die russische Sprache einzuführen. Allein die Gründung von Eisenbahnen und ähnlichen Communicationsmitteln sei für Rußland viel zu früh: die Bevölkerung sei zu gering, wohne zu weit auseinander, als daß die ungeheuern Summen, die man darauf verwende, einen entsprechenden Vortheil gewähren könnten; man werde sich aufreiben, zu Grunde richten, ohne den gewünschten Zweck erreichen zu können. Was die Industrie betreffe, so könne man zwar vom russischen Standpunkte aus das Mittel, welches man angewendet, um sie zu heben, nämlich die gänzliche Sperre gegen alle auswärtige Producte, nicht ganz verwerfen: denn Sklaven, wie die Russen sämmtlich sind, denen jeder moralische Hebel mangle, müßten durch äußerliche Mittel angeregt werden, und insofern sei es auch gut, daß die Regierung die Protection der industriellen Thätigkeit übernimmt. Es wäre freilich eine andere Frage, ob es nicht besser wäre, die Russen zuerst frei zu machen und dann die Industrie sich von selbst heben zu lassen. Nach allem bisher Angeführten schließt nun aber der Verf., daß alle Staaten von Europa, die Türkei ausgenommen, sicher vor Rußland sein dürfen, da seine Kräfte, die materiellen sowol wie die moralischen, sich nur mit einer unendlichen Langsamkeit entwickeln, in Vergleich mit Dem, was überall sonst geschieht.

Hiermit können wir nicht übereinstimmen. Es ist zwar keineswegs abzuleugnen, daß eine wahrhaft moralische Kraft sich in Rußland nicht finde, was schon wegen der Sklaverei unmöglich ist; man muß ferner zugeben, daß alle Bestrebungen der russischen Regierung, sich die Erfindungen des europäischen Geistes anzueignen, auf nichts weiter hinauslaufen als auf die Gründung eines äußeren

künstlichen Zustandes, der beim ersten gewaltigen Sturme zusammenfällt; aber es ist auch leider nicht abzuleugnen, daß unsere Zustände ebenfalls sehr künstlich sind und daß die moralische Kraft, die wir den Russen entgegensetzen könnten, kaum in Anschlag zu bringen ist, weil sie sich in Fesseln befindet und sich nicht frei und ungehindert bewegen kann. Wären wir Deutsche, die doch zunächst von den russischen Eroberungsversuchen betroffen werden, wirklich so ganz und gar durchdrungen von dem Gefühl unserer Nationalität, wie wir es eigentlich sollten, wäre die Liebe zur Freiheit bei uns so zu Hause wie etwa in England, oder wie ehemals bei uns selbst, und hätten sich demgemäß unsere moralischen Kräfte schon vollkommen entwickelt, so dürfte uns freilich nicht vor dem russischen Eroberer bange sein. So aber sehen wir das Gegentheil. Unsere Nationalität wird zwar neuerdings wieder lebhaft besprochen, und man hört fast überall vom deutschen Patriotismus. Aber wie Wenige gibt es, die ihn recht verstehen und von ihm im edelsten Sinne durchdrungen sind, und wie Viele gibt es hingegen, welche das Wort nur der Mode wegen nachsprechen, oder gar die Nationalität nur zum Deckmantel benutzen, um die letzten Reste unserer öffentlichen Freiheit zu morden. Und dieser Mangel an Freiheit, diese Gleichgültigkeit dagegen von der großen Mehrheit des Volks wird uns zuletzt dem russischen Autokrat in die Hände liefern. Die Anfänge dazu sind schon seit 20 Jahren gemacht. Wir sind schon allenthalben umspinnen von dem russischen Netze: tiefer, als man glaubt, sind schon die Einflüsse Rußlands gedrungen; sie gebieten schon, wenn auch nur indirect, in unsern innern Verhältnissen. Dies sieht man nirgend deutlicher als in der Presse. Rußland darf es wagen, in Deutschland selbst ein Buch drucken zu lassen, in welchem es offen sein Streben, eine Universalmonarchie zu gründen, ausdrückt, wozu es von Gott berufen sei. Wir aber dürfen nichts dagegen schreiben: wir dürfen unsere nationale Unabhängigkeit gegen Rußland nicht verteidigen: wir müssen es mit ansehen, wie es ungestraft sich immer weiter bei uns ausbreitet. Es ist nur zu verwundern, daß Diejenigen, welche doch mit am meisten verlieren müßten, so blind sind! Oder ist es etwa ehrenvoller, russischer Satrap zu sein, als der Fürst eines freien Volks?

Nicht oft genug kann man die Deutschen auf die Gefahr aufmerksam machen, die uns von russischer Seite droht. Nicht oft genug kann man wiederholen, daß man die Sache doch ja nicht so leicht nehme, daß man sich ja nicht in trügerische Sicherheit wiege. Durch diese Sicherheit gingen alle Nationen zu Grunde, auf deren Unterjochung es mächtige Nachbarn abgesehen hatten. Möge uns doch die Geschichte Polens ein ewig warnendes Beispiel sein! Wächten wir doch unsere träge Gutmüthigkeit aufgeben, zumal da es sich ja nicht um einen Angriff handelt, sondern nur darum, gegen einen auf der Hut zu sein!

So wenig wir also in diesem Punkte mit dem Verf. übereinstimmen, so sehr sind wir doch seiner Meinung, die er gleich darauf ausdrückt. Er macht nämlich den Vor-

schlag, man solle Rußland als gar keine europäische Macht mehr betrachten, sowohl in Hinsicht auf Geographie als auf Civilisation. Man solle nur einmal die Landkarten ändern. Rußland laße uns selbst dazu ein durch seinen Grenzcordeon, welcher sich vom bethnischen Meerbusen längs der preussisch-deutschen Grenze bis zur österreichisch-berberischen Verbererei hinziehe: nenne man Alles östlich von dieser Grenze Asien. Zeigen wir dann den russischen Diplomaten alle mögliche Höflichkeit, wie sie selbst gegen die Gesandten der Kaiser von Persien und von Marokko üblich ist; aber beschränken wir uns nur darauf und gestatten wir der russischen Diplomatie nicht eher einen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten, als bis es seine Barbarei aufgegeben hat, den Geist seiner trugvollen Allianzen und seine Eroberungswuth, welche die russische Politik seit den Zeiten Katharina's II. charakterisirt und die sich auch in unsern Tagen noch fortsetzen zu wollen scheint. Der Verf. fügt hinzu, daß dieser Vorschlag sogar im Interesse des russischen Kaisers sei, indem es ja für ihn viel vorthellhafter sein müsse, mit Europa gar nicht in Berührung zu kommen, dessen Civilisation er nicht als die seines Volks anerkennen könne.

Im dritten Capitel behandelt der Verf. England. Ein Land, welches zwar in Bezug auf politische Freiheit den directesten Gegensatz zu Rußland bildet, das aber nach dem Verf. gegen die andern europäischen Staaten eine ebenso selbstsüchtige und gefahrdrohende Politik befolgt wie Rußland, nur mit dem Unterschied, daß, während dieses nur auf das rohe Erobern aus ist, England vorzugsweise den Handel im Auge hat. Man sieht, der Verf. betrachtet England nicht von der vorthellhaften Seite, von welcher es in der Regel angesehen zu werden pflegt und wozu seine politische Freiheit, sein großartiges Volksleben und seine gewaltigen Fortschritte in der Industrie die Veranlassung geben. Seiner Aufgabe gemäß muß er vielmehr die unvorthellhaften Seiten hervorheben, indem er Englands Verhältniß zu den übrigen Nationen darstellt, das denn dem ruhigen, vorurtheilsfreien Beobachter freilich auf nichts weiter als auf den rücksichtslosesten Egoismus basirt erscheinen muß. Der Verf. weist England vor, daß es darauf ausgehe, durch seine Marine, seinen Handel, seine Industrie, seinen Reichthum u. s. w. Europa zu unterdrücken und zu Grunde zu richten. Die Engländer unterließen keine Gelegenheit, sich auf Kosten der armen Nationen zu bereichern, mit ihren überwiegenden Kräften schon schwache Völker zu zertreten; sie suchten überhaupt aller Welt ein Joch der Lehnbarkeit aufzulegen. Um diese Usurpation zu unterstützen, haben sie sich in Europa die Plätze Gibraltar, Malta, Korfu, Helgoland zu verschaffen gewußt, die andern in andern Erdtheilen gar nicht zu rechnen. Was die Zölle, welche auf fremde Waaren gelegt werden, anbelangt, so seien hier die Engländer die ärgsten unter allen. Der Zoll steige gegenwärtig auf 200 Procent für Früchte, Getreide und verschiedene rohe Stoffe, auf 250 für Holz vom baltischen Meer, auf 400 für Ei und auf 600 für Glas. Und doch beklagen sich die Engländer, daß die andern Nationen ihnen nicht immer

die Einfuhr ihrer Manufacturwaaren gestatten und daß sie ihr Handelssystem nicht auf einen gerechten und liberalen Fuß stellen!

Diese Richtung der englischen Politik glaubt nun der Verf. am natürlichsten aus dem Charakter der Engländer erklären zu können. Er leugnet ihnen keineswegs große nationale Eigenschaften und Tugenden ab: er erkennt ihre Loyalität an, ihre Achtung vor dem Gesetz, vor den Autoritäten, ihre Sitten, ihren religiösen Sinn, ihr Familienleben, ihre Aufrichtigkeit, ihr strenges Vorthalten, ihr hohes Pflichtgefühl. Leider aber habe dieses letztere bei ihnen eine höchst sonderbare historische Entwicklung genommen, sodaß Das, was man in England unter Pflicht verstehe, sich praktisch oft unvereinbar mit den Gefühlen der Delicatesse, des Wohlwollens, selbst der Ehre zeige.

Die Engländer — sagt er — haben wahrlich hierüber ganz eigenthümliche Begriffe. Ihr erste Pflicht als englischer Bürger ist, sich gegenseitig gegen die Fremden beizustehen, um diese niederzudrücken und dann Diejenigen selbst zu vernichten, die ihnen die Oberherrschafft im Handel freitig machen. Diese Pflicht scheint bei ihnen jeden andern Gedanken zu ersticken. Die Gutmüthigkeit, wenn sie einmal aus dem Kreise der Verwandtschaft herausgeht, nähert sich eher dem Stolz als der Milde. Ihre Ideen von Ehre beschränken sich lediglich darauf, ihre Person, ihren Charakter oder ihre Stellung in der Gesellschaft zu vertheidigen. Sie haben einen Ausdruck, welcher alle ihre Begriffe von Ehre in moralischer und idealer Hinsicht begreift, nämlich respectability. Leider bezeichnet dieses Wort nichts weiter als Reichtum und Ordnung in den Geschäften und schließt keineswegs z. B. den tiefsten Haß aus und ist leicht mit dem Verlangen vereinbar, das man offen ausspricht, einen Rivalen in der Industrie oder in kaufmännischen Speculationen zu ruiniren. Ja, ein solches gut ausgeführtes Manoeuvre trägt sehr viel zur respectability bei. In England ist das etwas Gewöhnliches, daß man sich bestrebt, den Nachbar, dem man mit aller Freundlichkeit die Hand schüttelt, wenn er Einem begegnet, zu Grunde zu richten, daß man sich sogar damit rühmt, es so gut ausgeführt zu haben. Dieses Wesen ging von den obersten Classen aus, aber allmählig theilte es sich den untern mit, die es denn ebenso treiben.

Aber dieser Geist einer schamlosen Speculation sei wie ein wesentliches Princip bis in ihre allgemeine Politik eingedrungen. Nirgend trete dies deutlicher hervor als in ihrem neulichen Angriffe auf China, den sie nur deswegen unternommen haben, weil die chinesische Regierung die Einfuhr des Opiums verbot, das ein wahrhaftes Gift für die ganze Nation ist. Den Engländern aber, die es in Ostindien zubereiten ließen und von da einfuhrten, war dadurch ein großer Handelszweig entgangen und darum fingen sie Krieg an. Wie dieser Krieg, so haben fast alle, welche England führte, ihren Grund in den Handelsverhältnissen, und da der Handel meist in den Händen der Compagnien oder einzelner reicher Individuen ist, so kann man annehmen, daß die Kriege Englands meistens in den Interessen dieser Compagnien oder einzelner Individuen ihre Veranlassung haben. Nirgend wird eine Regierung so sehr in die Interessen der Einzelnen hineingezogen wie in England.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 156.)

3. Aus der Schule des Lebens. Roman in drei Büchern von X. Duebnow. Stuttgart, Gess. 1842. 8. 1 Theil. 15 Rgr.

Inhalt und Form dieses Romans beweisen, daß der Verf. nach einem höhern Ziele strebt, als das der gewöhnlichen Romanfabrikanten ist. Gemeine Überraschungen, pikanter Scenenswechsel, raffinierte Situationen verschmäht er, ja er geht so weit, daß er selbst erlaubte Mittel nicht anwendet. Dies Befseitigen alles unwesentlichen Beiwerks bringt seinem Buche einen Nachtheil, da es nur eine geringe Anzahl Leser gibt, die auf die Intentionen eines Autors mit ganzer Seele solchermaßen einzugehen pflegen, daß sie ihm darüber alles Spannende erlassen möchten. Duebnow's Buch spannt gar nicht, ja es unterhält kaum, wenn man das Unterhaltende in der Materie zu suchen gewohnt ist. Ein Leben auf dem Parquet zum größten Theile darstellend, geht Alles sein säuberlich zu. Man nimmt sich Zeit, man spricht viel, man streitet wenig oder doch stets mit diplomatischem Jucken der Lippen. Findet sich zufällig etwas Aufregendes ein, so läßt man auch dies an sich herantommen und sucht es in stiller Weise zu bewältigen. Zur Darstellung solcher Zustände, die eigentlich von verhaltener Leidenschaftlichkeit strotzen, ohne daß sich ein roher Ausbruch derselben bemerkbar macht, ist die Sprache des Verf. wie geschaffen. Duebnow schreibt gelassen und verschält dabei oft ins Ceremonielle, er wird kühl, wo er nur gehalten zu sein beabsichtigt, steif und unbeholfen, selbst unverständlich, wenn er glatte Perioden brechelt. Dieser Styl ist wunderbar bunt, er schillert alle Farben und bringt uns dadurch auf die Vermuthung, daß der Verf. wol noch ein junger, im Schreiben nicht eben gar geübter Mann sein möge. Stellenweise schreibt er musterhaft und dann harmonischen Styl und Gedanken trefflich miteinander. Ebenso unentschieden, wie seine Schreibart, ist seine Charakteristik. Diese Menschen schwanken alle wie geistreiche Dilettanten hin und her, sind heute so, morgen so, wollen jetzt das und dann jenes, und kommen trotz allen Ringens aus ihrer fahlen Zwangsjacke nicht heraus. Naturfrische, kräftiges, originelles Auftreten ist es, was wir an Duebnow's Personen vermissen und was unser Interesse an ihnen nicht sowol schwächt, als es vielmehr gar nicht recht aufkommen läßt. Auch an der Geschichte nimmt man nicht innigen Antheil, weil die Personen, welche die Schule des Lebens an sich erproben müssen, erst gegen das Ende hin mehr in die Handlung herintreten. Abgesehen ist die Geschichte ziemlich verwickelt, obwol durchaus nicht neu. Die Hauptrolle spielt ein Hauptmann Brohme, über dessen Gehört widerstreitende Gerüchte umlaufen, der verschiedenen Altern als Kind zugeschrieben, mit einem Andern gleichen oder ähnlichen Namens verwechselt wird und erst nach langem Hin- und Hersuchen, nach den empfindlichsten Seelenleiden, die durch eine heftige Leidenschaft zu einem geliebten Mädchen noch gesteigert werden, über sich selbst und seine Abstammung die wichtigsten Aufschlüsse erhält, die ihm eine ruhige und glückliche Zukunft sichern.

4. Humoristische Novellen von Adolph Ritter v. Eschabuschnigg. Wien, Pfautsch u. Comp. 1841. 8. 1 Theil.

Die Dichter sind gute Lyriker, aber schlechte Novellisten, weil sie in der Regel mit der Prosa nicht umzuspringen wissen. Was Schuld daran sein mag, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht hierher gehört. Thut sich ausnahmsweise in Dörrsch ein Prosalicht hervor, so versucht er sich gewöhnlich in humoristischen Darstellungen, oder richtigst in Dem, was er humoristisch nennt. Denn die Dichter und respective die Witzner haben auch keinen Humor, sie haben nur Späß. Setzt sich nun einer hin, um humoristische Novellen zu schreiben, so gibt das, und wenn es ein Ritter ist, doch nur späßige Geschichten, die schon großes Lob verdienen, wenn sie zum Lachen reizen. Ritter von Eschabuschnigg, ein recht angenehmer lyrischer Dichter, strengt sich in dem vorliegenden Buche gewaltig an, die

Quelle des Humors springen zu lassen, er hebet tiefe, unend-
lich tiefe artetische Brunnen in die Sprache, um das ersetzte
Maß hervorzuzaubern, allein, wie er sich auch abmüht, es will
kein funkelnder Strahl in die Luft emporspringen. Dürstige,
trübe Tröpfchen sind die einzigen Zeichen seines rastlosen Ar-
beitens. Abschweifung bringt es in allen diesen Novellen nur
bis zum focirten Späß. Die Geschichten, die er uns erzählt,
leiden an zu großer Unwahrscheinlichkeit, als daß man sich für
sie interessieren könnte, weshalb auch der kurze, springende und
wunderlich courbittrende Styl ohne Wirkung bleibt. Das ist
eine Prosa, die wir ungenießbar finden, weil sie des Satzes
entbehrt. Sie faset hin und her, bleibt nirgend haften, streift
überall nur die Oberfläche und wird dadurch langweilig. „Meta-
morphosen“ lehren, wie ein junger Mann durch die Rartheit
eines vergifteten Rufflers die Hand eines hübschen Mädchens
erobert. Diese Geschichten finden wir entsetzlich abgeschmackt.
Etwas besser, obwohl ebenso unwahrscheinlich, sind „Die Kinder
der Sonne“. So heißt nämlich eine Art Club, der sich mit
Poesie beschäftigt. Unglücklicherweise hängt jedes einzelne Mit-
glied desselben einer andern Schule an. Einer verehrt den He-
rarneter, ein Anderer den Alexandriner, ein Dritter Goethe, ein
Vierter Schiller u. s. f. Zugleich sind alle in ein und dasselbe
Mädchen verliebt. Um nun zum Ziele zu kommen, beschließt
man einstimmig, daß Derjenige, der ein Gedicht liefern werde,
an welchem die übrigen nichts auszufehen finden würden, die
Hand Cephins erhalten solle. Man kann leicht denken, welch
ein Skandal bei diesem neuen Sängerkriege entsteht. Jeder be-
schuldigt den Andern der schälerhafteiten Stumperei, bis endlich
das jüngste Mitglied des Clubs und nebenbei Cephins wirk-
licher Geliebter sein Gedicht in die Worte: „Cephine, ich liebe
dich!“ zusammenfaßt und damit obliegt. „Der sechste Act“
enthält die heimlichen Liebesnisse einer Ehekandagegeschichte, die
sehr glücklich beginnt, sehr unzufrieden fortgesetzt wird und sehr
profalsch gemein endigt. Moderne Ansichten von Liebe und Ehe
müssen dabei Parade reiten und, wo es sich thun läßt, auch
Spießruthen laufen. Geschlossen wird der Band durch „Die
Weltverbesserer“. Hier oder fünf junge Leute sitzen beim Weine,
jeder behauptet, die Welt könne nicht mehr lange in der alten
Weise fortbestehen, sie bedürfe durchaus einer Verbesserung. Die
Vorschläge Aller laufen einander schnurstracks entgegen. Wäh-
rend des Disputs übermannt sie nach und nach die Macht des
Weins, im Rausche erlebt Jeder seinen Weltverbesserungsplan
und findet, daß er nichts taugt. Dieser Einfall ist humoristisch,
die Ausführung ist höchstens launig zu nennen.

5. Der Kerkermeister. Von H. Th. Wangerheim. Leipzig,
Beyer. 1842. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

In der Literatur wie im Leben hat jeder Mensch seine
Antipathien. Ist dies schon eine Schwäche, so kann man sie
doch nicht schlechtthin verdammungswürdig finden. Unter die
Antipathien des Ref. in der Literatur gehört Hr. Wangerheim
in seiner Eigenschaft als Romanschmierer. Im Reiche des
Geistes ist uns alles Fabrikwesen von jeher widerwärtig gewe-
sen, denn der Geist ist nun einmal keine Hoppel- oder Spinn-
maschine, die man nur einblen darf, um sie frischweg ihre 24
Stunden arbeiten zu lassen. Der Geist ist Schöpfer und seine
Schöpfungen sind Gedanken. Es ist rein unmöglich, daß Hr.
Wangerheim, der jährlich 6—10 Bände zusammensudelt, nach-
denkt, sonst müßte doch einiger Sinn in seinen Nachwerken sein.
Was nun diesen „Kerkermeister“ anbelangt, so ist er für jeden
denkenden Leser ein wahres Komitiv. Die ganze Geschichte scheint
in halbem Wahnsinn erfunden zu sein, geschrieben ist sie jeden-
falls in jenem Zustande, der zwischen Wachen und völliger Ein-
schlafen eintritt. Ein Schiffscapitän erfährt bei seiner Zurück-
kunft von einer längern Seereise, daß seine Gattin durch einen
Maler, Building, verführt worden ist. Darüber wird der Mann
von Stunde an zum vollkommensten Wüthrich, indem er seinen
Sohn Josua schwören läßt, sich an dem Ehrenräuber zu rächen,
wann und wo er ihn finden wird, sodann wieder zur See geht

und nun in Blut und Wuth sich berauscht. Josua kommt un-
terdes in vornehme Verbindungen, lebt lustig und locker, liebt
viel und betrügt viel, spielt falsch und geht dann zum be-
liebten Räuberleben über, heirathet ein wunderschönes Mädchen
Abigail, das er raubt, hält seinen Schwur, indem er Building
wirklich erstickt, erfährt gleich darauf, daß Abigail seine eigene
Schwester ist, wird zum Tode verurtheilt, begnadigt und zum
Kerkermeister ernannt. Wer uns Sinn und Zusammenhang in
diese Geschichte bringt, der soll zur Belohnung Wangerheim's
sämmliche Werke lesen müssen. Eine jedoch harmonirt in
dem Buche, die wüßte Barbarei des Inhalts mit der barbari-
schen Wüthheit des Stils. 36.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus
in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

21. Vollständiges Handwörterbuch der deut-
schen, französischen und englischen Spra-
che. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch
der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Dritte Auflage.
Breit 8. Velinp. Cart. in einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch
besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Bgl.
Nr. 14, 15 und 22.)

22. Vollständiges deutsch-französisch-eng-
lisches Handwörterbuch. Nach einem neuen
Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Dritte
Ausgabe. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr.

Bildet einen einzelnen Theil des unter Nr. 21 erwähnten Hand-
wörterbuch.

23. Herzold (Georg Edward), Die Rechte der
Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im
Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh.
1 Thlr.

24. —, Sammlung der für die Stadt Leipzig
erlassenen, annoch gültigen wohnortspolizei-
lichen Anordnungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

25. Jüdische Gedichte in deutschen Nachbildun-
gen von Albert Heiser. Erste Lese. Gr. 12.
Geh. 1 Thlr.

26. Jks. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Natur-
geschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Dren.
Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.
Bgl. Nr. 6.

27. Meizer (G. F.), Denkschrift über die wissen-
schaftlich notwendige Umgestaltung der welt-
lichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen.
Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyclopädie
aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

28. Most (G. F.), Über alte und neue me-
dicinische Lehrsysteme im Allgemeinen
und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes
natürliches System der Medicin insbe-
sondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8.
Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

29. Söfzer (Kronprinz von Schweden und Norwegen), Über
Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen
übersetzt von H. v. Treskow. Mit Einleitung und
Anmerkungen von H. F. Julius. Mit 3 lithogra-
phirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 158. —

7. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Scandinavien, Rußland, England und Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Der Verf. schildert dann auch das Mißverhältniß der Einwohnerzahl hinsichtlich des Vermögens. Die reichen Kaufleute und die großen Barone, welche meistens mit jenen identisch sind, seien die Herrschenden; in ihren Händen ist alles Vermögen, von ihnen gehen alle Handels-speculationen aus, sie haben daher den größten Einfluß, nicht nur im Leben überhaupt, sondern insbesondere auf die Regierung: sie wissen es daher zu machen, daß die Last des Ganzen von ihnen weg auf die armen Leute geschoben wird. Die Reichen, welche ungeheure Massen von Producten verfertigen lassen, beschäftigen natürlich eine Menge von Handwerkern. Diese verzehren eine Menge Lebensmittel: ihr Preis, wie der der liegenden Güter steigt natürlich in Folge davon und dadurch werden die Revenuen der englischen Herren verdreifacht. Das englische Gouvernement, von den Reichen geleitet, legt nun zwar so wenig als möglich directe Steuern auf, desto mehr indirecte. Auf die notwendigen Gegenstände der arbeitenden Classen von einer Bevölkerung von 27 Millionen machen die Gutsbesitzer und Capitalisten kaum 2 Millionen aus, 10 Millionen leben im Wohlstand, wie Kaufleute, Pächter, Künstler, Offiziere und Beamte. Die übrigen 15 Millionen, unter denen ungefähr 2 Millionen Arme sind, haben die größte Schwierigkeit, sich das Nöthige zu verschaffen, wie Handwerkerleute, Fabrikarbeiter u. s. w. Menschen, die nichts weiter haben als den Lohn einer Woche oder eines Tags. Betrachtet man nun die Art und Weise der Besteuerung, so sieht man, daß die arme Classe ein Drittel aller Staatslasten trägt; eine Classe, die nichts weiter erwirbt, als was sie verzehret.

Die Capitale vergrößern sich immer mehr in den Händen der Reichen und geben ihnen die Macht, durch ihre großen Speculationen und ihr Streben nach Monopolen allen Profit den Leuten zu rauben, welche geringere Mittel haben und mit jenen nicht concurren können, so daß sie nach und nach in die Classe der Armen herabsinken. Der Verf. bespricht dann weitläufig die Verhältnisse der englischen Bank, in welche die reichsten Capitalisten ihre Gelder niederlegen und die darauf ausgeht, die geringen Banken in dem Innern des Landes zu ruiniren,

sich selbst dagegen immer mehr zu heben, die Capitale in die Hände Weniger zu bringen und die Mehrzahl verarmen zu machen.

So habe das englische System die Hälfte der Nation zum Pauperismus gebracht und den Haß der ganzen Welt auf sich geladen. Der Verf. verlangt eine Reform der englischen Zustände, verlangt, daß sie ihr System der Annäherung und der Usurpation aufgeben, daß sie die oben erwähnten Plätze herausgeben u. s. w., sonst würden sie der Civilisation eher hinderlich als förderlich sein. Er findet eine Änderung so unmöglich nicht; denn die große Majorität des englischen Volks wünsche den Frieden und den freien Handel, allein sie sei außerhalb des Parlaments und sei mehr als je beherrscht durch die Minorität. Er fordert dann sämmtliche europäische und amerikanische Nationen auf, gegen England auf der Hut zu sein; denn dieses sei immer gerüstet, um im ersten Momente zuzugreifen, wo es nur irgend etwas gewinnen könne.

Dies Wenige mag genügen, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie der Verf. die englischen Zustände betrachtet. Wir müßten die ganze Abhandlung ausschreiben, wollten wir diese in ihrer ganzen Wichtigkeit den Lesern anschaulich machen, denn sie ist voll von trefflichen Bemerkungen, Beobachtungen und Notizen. Ubrigens ist nicht zu verkennen, daß der Verf. ziemlich animos gegen die Engländer ist, und wenn wir auch keineswegs ihren Egoismus in Abrede stellen wollen, welchen man sogar bei jedem einzelnen Engländer bemerken kann, der auf dem Continente reist, so müssen wir doch zugestehen, daß dieser etwas Großartiges an sich hat. Sie halten es unter ihrer Würde, ihren Nationalismus zu verhehlen; sie sprechen ihn vielmehr offen aus; sie sind auch in dieser Beziehung ehrlich, wenn man dieses Wort bei einem gewissen Raubsysteme und offener Übervorthellung Anderer anwenden darf. Sie sprechen niemals aus, wie z. B. Rußland, daß sie nur das Glück und die Wohlfahrt der andern Nationen im Auge hätten, während sie damit umgehen, sie zu unterdrücken; dazu sind sie zu stolz. Sie betrachten es vielmehr als eine ausgemachte, sich vom selbst verstehende Sache, daß sie die Oberherrschaft, wenigstens zur See, besitzen und daß die übrigen Nationen ihnen untergeordnet seien. Sie haben ein gewisses Recht zu diesem Stolz und zu dieser Annahme, denn sie sind

in der That eine große Nation. Was wir ihnen gegenüber sein sollen, um die Gefahren, die uns von ihnen drohen, abzuwenden, liegt daher, glaube ich, sehr nahe: wir dürfen nur streben, Dasselbe zu werden, was sie sind.

Im vierten Capitel kommt der Verf. auf Deutschland zu sprechen. Es ist schade, daß er, bestimmt durch einen Aufsatz Cazalès' in der „Revue des deux mondes“, diesen Artikel beschnitten und demnach manche Bemerkungen unterdrückt hat, die wir gewiß mit um so größerem Interesse gelesen hätten, als sie von einem Fremden kommen. Die Erzählung von einem Fremden, zumal wenn dieser ein so feiner und freier Beobachter wie der Verf., ist uns gleichsam ein Spiegel, in dem wir uns selbst beschauen. Außerdem haben wir bei einem Solchen den großen Vortheil voraus, daß er nicht leicht durch Rücksichten verhindert ist, die Wahrheit zu sagen, welche heutzutage so selten gehört wird, wiewol, denke ich, weder die Lust, sie zu sagen, noch zu hören, wenigstens bei einer Classe von Menschen, verschwunden ist.

Übrigens darf sich die deutsche Nation nur freuen über Das, was der Verf. über uns sagt. Ich sage: die Nation, denn die politischen Verhältnisse kann ein so aufgeklärter und freimüthiger Mann, wie unser Verf., natürlich nicht billigen. Was aber unsern Nationalcharakter anbetrifft, so stellt er diesen sehr hoch und nicht nur, daß er uns zugesieht, was auch von andern Fremden anerkannt worden ist, daß wir nämlich in Bildung des Geistes außerordentliche Fortschritte gemacht und alle andern Nationen überflügelt haben, sondern er nimmt uns sogar gegen Gullot in Schutz, welcher unsere geistige Thätigkeit auf die Studierstube und die Bücher beschränkt und uns das praktische Element gänzlich absperrt. Unser Verf. meint vielmehr, wir kämen zwar langsam, aber desto sicherer zum Ziele, und es sei uns praktisches Talent keineswegs abzustreiten. Nun hat freilich der Verf. so gar unrecht nicht, und wenn wir auf unsere frühere Geschichte zurückgehen wollen, so zeigt uns diese klar genug, daß wir ebenso praktische Leute gewesen sind, als heute Franzosen oder Engländer; auch wäre es in der That sehr trostlos für uns, wenn wir in den gegenwärtigen Verhältnissen in alle Ewigkeit uns bewegen müßten und uns höchstens damit zu begnügen hätten, zu erfahren, welcher neue Philosoph den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubt und auf welche Weise. Aber ich möchte meinen Landesleuten dieses Lob unsers wohlmeinenden Verf. doch nicht so gar sehr unter die Nase reiben. Es könnte leicht kommen, daß die Deutschen, wenn man ihnen sagen würde, daß sie praktisch wären, wirklich zuletzt glaubten, sie seien es, und es dabei bewenden ließen. Leider Gottes sind wir noch viel zu unpraktisch! Ja, wir sind praktisch, aber wie? Wir bauen Eisenbahnen, Kanäle, Dampfschiffe, legen Runkelrübenzuckerfabriken an und versuchen, auf alle mögliche Weise Geld zu erwerben. Dabei vergessen wir aber, daß wir Landstände haben, daß diese unsere Freiheit aufrecht erhalten sollen, daß man daher tüchtige Charaktere dazu wählen sollte, und daß über kurz oder lang, bei dem zunehmenden Indiffe-

rentismus des Volks, es mit allen deutschen Landständen nicht viel besser aussehn wird wie mit denen in Hannover. So praktisch sind wir!

Eins der Hauptmomente, welches dem Verf. bei uns auffiel, ist unser Zerplitterung, und dieser, respective dem Streben nach Einheit und der Möglichkeit, diese zu realisiren, widmet er den größten Theil seiner Betrachtungen; ja, man kann sagen, daß dieser Gedanke eigentlich den Mittelpunkt aller seiner Untersuchungen bildet. Das Streben nach Einheit mußte dem Verf. gerade jetzt bei uns begnügen, wo durch die drohende Invasion der Franzosen wiederum das Nationalgefühl erweckt worden. Und nur aus diesem Streben allein kann sich der Verf. den Indifferentismus erklären, mit welchem das sonst so aufgeklärte Volk die geringen Erfolge in den constitutionellen Staaten betrachtet. Denn was helfe es, wenn in einigen Staaten die Regierungen nachgeben müssen, während im Ganzen kein wahrhafter Constitutionalismus zu finden sei? In der That, nur von dieser Seite aus können wir uns über die grenzenlose Gleichgültigkeit trösten, mit welcher unsere Nation seit einiger Zeit die constitutionellen Fragen betrachtet. Wir müssen, wenn wir nicht gänzlich verzweifeln wollen, annehmen, daß man den Charakter des Constitutionalismus, wie er bei uns zu finden ist, erkannt, daß man eingesehen hat, mit ihm sei nicht weiter zu kommen und nur von einem gänzlichen Umschwung des deutschen politischen Organismus Heil und Rettung zu hoffen, unser Augenmerk müsse daher auf die Herstellung einer wahrhaften deutschen Einheit gerichtet werden. Der Verf. erzählt uns von den innern Verhältnissen der deutschen Staaten in Bezug auf constitutionelles Leben weniger, wie es scheint, als er wollte, denn einige Andeutungen entschöpfen ihm hier und da, welche dieses schließen lassen. Und doch hätten wir gerade diesen Gegenstand recht weitläufig von ihm besprochen gewünscht, da sich in ihm vorzugsweise unsere politische Bewegung zeigt, wenngleich diese nur eine retrograde ist. Die Siege, welche die Regierungen neuerdings über ihre Stände errungen haben, selbst in solchen Ländern, wo bis jetzt die Freiheit immer die nachhaltigste und tüchtigste Vertretung gefunden hatte, und die Art und Weise, wie man sie zu verfolgen gedenkt, lassen uns mit vollem Rechte befürchten, daß das constitutionelle Wesen die längste Zeit bei uns geblüht hat, und daß vielleicht alle schönen Errungenschaften des letzten halben Säculums zu Grunde gehen, wenn nicht in dem Nationalgefühl, in dem unverkennbaren Streben nach Einheit einige Keime zu einer hoffnungsvollern Zukunft liegen.

Freilich drängt sich nun die wichtige Frage auf, welche besonders auch unsern Verf. beschäftigt, wie denn diese Einheit realisirt werden könne. Man könnte hier die neuen Communicationsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffahrt, Kanäle u. nennen, wodurch die Nation äußerlich mehr aneinandergedrückt werde, besonders aber den Zollverein, durch welchen eins von den wesentlichsten Hindernissen gefallen sei, welche die einzelnen deutschen Völker auseinanderhalten. Der Verf. erkennt die Vortheile aller dieser Dinge für Deutschland keineswegs, nur, glaubt er, lege man auf sie

dem zu großen Werth in Bezug auf die deutsche Einheit. Eisenbahnen und Kanäle können auch andere, weit fremdere Völker verbinden, ohne daß dadurch ein innigeres geistiges Band hergestellt werde, und der Zollverein erstrecke sich ja doch nur auf Industrie und Handel, und wenn auch nicht abzuleugnen sei, daß dadurch auch alle Classen der Nation mittelbar gewinnen, so komme der Gewinn doch vorzugsweise den Kaufleuten zugute, und es sei sehr leicht möglich, daß der Zollverein sogar noch eine sehr gefährliche Richtung nehmen könne, welche die Deutschen zuletzt auf dieselben Zustände führen würde, wie sie uns der Verf. in England geschildert, daß nämlich der Mittelstand zu Grunde gehe, daß die Reichthümer der Nation sich in den Händen Weniger aufhäufen und die große Masse des Volks in den Pauperismus ver falle. Wink, welche wir sehr beherzigen sollten! Denn nur in dem Mittelstande besteht unsere Kraft, wie uns neulich erst Siemens in seinen vortrefflichen „Elementen des Staatsverbands“ so schön auseinandergesetzt hat. Vergesse man überhaupt bei diesem Hervorheben der materiellen Interessen, welche man neuerdings als einen ganz besondern Hebel des Nationalbewußtseins hinzustellen sich bemüht, niemals, daß in der Regel nur ein ganz kleiner Theil der Bevölkerung dabei gewinnt, während die Ubrigen sittlich zu Grunde gehen, daß also gerade das Gegentheil von Dem eintritt, was man will, nämlich größere Wohlhabenheit der Nation.

Wenn nun der Verf. den Zollverein keineswegs als ein so großes wichtiges Mittel, die Einheit Deutschlands herzustellen, ansieht, als es wol sonst zu geschehen pflegt, so entgehen ihm außerdem auch nicht die andern Hindernisse, die sich jener in den Weg stellen. Er nennt drei: erstens die Verbindung Deutschlands mit Osterreich, zweitens die Souverainetät der deutschen Fürsten, endlich die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse. Was nun den ersten Punkt betrifft, so meint der Verf., Osterreich hätte seit langen Jahren auf alle deutschen Staaten, Preußen ausgenommen, einen so großen Einfluß gehabt, daß es nicht leicht gesonnen sein wird, diesen aufzugeben. Freilich, fügt er hinzu, sei die österreichische Regierung, durchaus conservativ, absolutistisch, so wenig populair bei den Deutschen, daß sich schon längst alle patriotischen Gemüther von ihr entfernt hätten. Man sieht wohl, der Verf. ist auf Osterreich nicht sehr gut zu sprechen: aber ich glaube, er thut diesem Staate einigermassen Unrecht. An Osterreich müssen wir wenigstens seine Ehrlichkeit anerkennen: die österreichische Regierung hat niemals ihren conservativen Standpunkt verleugnet, sie war vielmehr immer offen und gerade, hat uns nie aufgefordert, auf sie zu vertrauen, gab sich auch keine Mühe, mit Deutschland in geistiger Beziehung in Rapport zu treten, auf dasselbe zu wirken, sondern ging schlicht und consequent ihren Weg. Wir mußten daher sehr gut, was wir von Osterreich zu erwarten hatten, nämlich nichts, und ließen uns daher in keine Täuschung hineinreißen. Auch Osterreich muß wissen, wie es mit uns steht. Seine Regierung ist zu aufgeklärt, um nicht zu wissen, daß diplomatische Verbindungen nicht

mehr hinreichen, um Völker aneinandergusseln, daß ein stärkeres, ein geistiges Band dazu nöthig sei. Da aber dieses zwischen uns und Osterreich fehlt, da gar kein geistiger, kein literarischer Verkehr stattfindet, so kann Osterreich bei einem großen nationalen Ereigniß nicht auf die Gesinnungen der deutschen Völker rechnen, die mit demselben außer aller nähern Berührung geblieben sind. Das weiß auch, denke ich, die österreichische Regierung. Sie wird sich damit begnügen, die Länder zu erhalten, die sie gegenwärtig besitz, und sich nicht um einen Einfluß streiten, welcher beim Eintritt außerordentlicher Ereignisse doch nichts weiter als ein Phantom sein kann.

Was den zweiten Punkt, nämlich die Souverainetät der einzelnen deutschen Fürsten betrifft, so hält diesen der Verf. für schwieriger; doch, fügt er hinzu, sei auch hierfür der Weg gezeigt in der Mediatisirung der frühern Fürsten. In der That steht die Sache nicht so gefährlich aus, als es beim ersten Anblick scheinen möchte. Dieselbe Willkür, mit welcher man damals mediatisirt hat und wozu der Rechtstitel doch in nichts Anderm, als in der Gewalt (wenn man will, der Umstände) lag, ist noch vorhanden und wird uns am leichtesten über die etwaigen Schwierigkeiten hinwegheben, welche uns freilich jetzt noch ziemlich bedeutend erscheinen. Und doch ist der Anfang jetzt schon gemacht. Denn vollkommen unabhängig, also souverain, sind in Deutschland doch nur wenige Staaten, und es fragt sich nur, welcher von diesen wenigen auf die andern den entschiedensten Einfluß hat oder bekommen wird?

(Der Beschluß folgt.)

Die Académie française.

Wenn in deutschen gelehrten Gesellschaften ein neues Mitglied empfangen wird, so pflegt man ihm mit Lobhymnen entgegenzugehen und der Neuankommene vergilt die zierlichen Blumensträuße akademischer Verehrsamkeit mit ergebenden Lobspreden auf den Glanz und die Ehre des Berains, in den er aufgenommen wird. Auch in der Académie française waren die Aufnahmefestlichkeiten eines neuen Mitgliedes früher nur ein unbedeutender Austausch obligater Höflichkeitserformeln. Seit aber der scharfe Bismarck mit seinem Spotte, mit schneidender Ironie den Komödienfabrikanten Scribe angriff, dessen erste Rede er zu beantworten hatte, scheint es Mode geworden zu sein, daß Recipientus und Recipient nie derselben Meinung sind. Der Letztere sucht seitdem stets einige Wunden am Erkeren aufzudecken, statt sie mit dem goldgeflochtenen Schleier der Panegyrik zu umhüllen. In der Regel ist dies im Grunde nur ein friedliches Fuchtelkuscheln, obgleich schon von Zeit zu Zeit ein derber Ausfall, ein Pied, der ins Fleisch fährt, mit unterläuft. So ward B. Hugo von Salvandy gar ungarig begrüßt. Der feine, säßliche Salandy, der seine ersten Spuren im „Journal des débats“ durch Erynachahmung von Chateaubriand vorzüglich verdient hat, bemühte sich, dem aufgeblähten Könige der romantischen Schule deutlich zu beweisen, daß die Krone, mit der er sich schmückt, unecht und der Purpurmantel, der um seine Schulter wallte, nicht viel besser als ein lappengeflehter Bettlermantel sei. Das war übrigens ganz in der Ordnung. Die Akademie hatte sieben Male schon dem erst ankommenden Gründer der neuen titanischen Schule vor die Thür geschlossen, und als sie nun endlich dem bescheldenen Gewordenen Zutritt in ihre heiligen Hallen gestattete, mußte das Corps der unsterblichen Bierzig ihm, der früher sich manche

Schuldung erkannt hatte, eine kleine Salbung (une petite mercuriale) zukommen lassen. Bei der vorliegenden Aufnahme-feierlichkeit hat sich das Schauspiel wieder erneut. Wenngleich Molière mit mehr Feinheit und weniger unverhohlen auf den Ausbund einkam, so schien es doch, als habe er es sich zur Aufgabe gemacht, alle Sätze, welche Laquerrière in seiner Rede aufgestellt hatte, umzu stoßen und mit unbarmherziger Hand die Redebüchlein desselben Blatt um Blatt zu zerpfücken. Seine Entgegnungen waren schlagend und wenn wir auch nicht ganz mit seinen Ansichten übereinstimmen, so müssen wir doch den bedeutenden rednerischen Werth seines Vortrages bewundern. Beide Redner berührten das Leben und die Verdienste Gessac's, dessen Lobrede eigentlich das Thema des akademischen Zweikampfes bildete, nur mit wenigen Strichen. Das 18. Jahrhundert mußte die Kosten der Feierlichkeit bestreiten. Laquerrière hatte das Zeitalter, das der Revolution voranging, in etwas geschlossener und derber Form gezeichnet und im liberalen Sinne beleuchtet. Deshalb fand Molière gar mancherlei an der Zeichnung und Charakteristik, die sein Vorgänger entworfen hatte, auszuheben.

Die letzte Feierlichkeit, der wir in der Académie française beigewohnt haben, war die Aufnahme von Balmuche. Auch dieser überschwängliche schwärmende Schriftsteller, der in seinen Gedichten zu sehr Philosoph und in seinen Philosophien zu viel Dichter ist, hatte bereits mehr Male an das hohe Thor des Instituts geklopft. Statt nun, nachdem man ihm endlich geöffnet hat, mit flatterndem Banner einzuziehen, prüft er sich gähelnd, in den Kreis der Bierzig, die, wie Kammes sagt, einen überflüssigen Eid darauf leisten würden, daß sie zur Unsterblichkeit prädestinirt sind, eintreten zu können. Balmuche hat einen schönen, bilderreichen, vollendenden Styl, aber in seinen Ideen herrscht Verwirrung. Er ist einer jener nebenbei Dichter, deren Hauptrepräsentant Scherer in Deutschland ist. Seine Haupttendenz ist die Verehrung des Katholicismus. Er baut sich eine Kirche auf, dessen gothisches Schmuckwerk er erdrückt und in dessen mystischem Halbdunkel es einer christlichen Christen Seele nicht wohl wird.

Von Lebrun an, der in einem bekannten Epigramme dafür Rede nahm, daß er nicht in den Schoos der französischen Akademie aufgenommen war, bis auf den Donnerkeil, den der geistreiche G. Planche zur Zeit von Scribe's Aufnahme gegen dieselbe schleuderte, ist unendlich oft über die schreiende Ungerechtigkeit geklagt worden, die oft bei der Wahl der neuen Mitglieder zu herrschen scheint. Erst vor kurzem hat man wieder A. v. Bigny, einen der ersten Stilisten, einen der reifsten und geübtesten Dichter, die Frankreich aufzuweisen hat, abgewiesen und ihm Patin, einen rhetorischen Kritiker aus der lebernen Schule von Cahaze, vorgezogen. A. v. Bigny wird sich zu trösten wissen, denn kann es eine Ehre sein, als Schriftsteller an der Seite eines Pasquier zu sitzen, von dem der „Charivari“ mit schneidendem Spott zur Zeit seiner Aufnahme sagte, daß er bei einer neuen Ausgabe des „Dictionnaire de l'Académie“ die Wörter serment und fidelité zur Bearbeitung bekommen würde?

32.

Notizen.

Die in mehrfacher Beziehung fliegenden Tagesblätter haben vor einiger Zeit den frühen Tod des in England gern gelesten Novellisten Howard gemeldet, und „Sir Henry Morgan, the Buccaneer“ (3 Bde., London 1842) heißt der Schluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Das letzte Werk eines Mannes, der die Gunst des Publicums gewonnen, zu dessen geistiger Unterhaltung er beigeuert, kann im Allgemeinen nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmuth zur Hand genommen und dieses Gefühl muß doppelt empfunden werden, wenn das Werk in seiner Hinsicht eine Abnahme der schöpferischen Kraft bezeugt. In „Sir Henry Morgan“ tritt sogar das Gegentheil hervor. Ständig wie früher rollt der Strom der Ereignisse, aber voller,

freier und reiner als früher ist die Sprache. Schon die eintretenden Scenen mit ihren herrlichen Landschaften, mit der gewandten Entwicklung individueller Eigenschaften, mit dem schlagenden Contraste zwischen hochmüthigem Vornehmtum bei demüthigender Abhängigkeit, brisquentem Hieße bei erzwungener Selbständigkeit verbürgen die ungeheuerliche Kraft und beweisen das gesteigerte Geschick des Verfassers. In den folgenden Partien binden zwar die aus der „History of the Buccaneers“ wohl bekannten Thatfachen den Hügelschlag der Phantasie; doch weite sie aufblühen darf, regen sich die munteren Schwingen. Es war eine verführerische Forderung, die schauerhafte, geschichtlich begründete Stoffe so auszumalen, daß die einzelnen Züge Morgan's Charakter idealisiren. Howard hat ihr nicht bloß widerstanden, sondern auch fest genug die Grenzlinien des Geräuschers als natürliche Folgen seiner Befinnung, nicht einmal als Resultate unvermeidlicher, seine Deut- und Handlungsweise bestimmender Zufälligkeiten dargestellt, und dennoch im Ganzen ein Werk geschaffen, das dem Tod des Verf. mit Recht für ein abgebrochenes Fortschreiten erkennen und deshalb zweifach bedauern läßt.

„Rambling recollections of a soldier of fortune“, von W. S. Maxwell (Dublin 1842), setzen die Straße von Beckton fort, durch welche der Verf. in der englischen Literatur ein eigenes Genre begründet hat, dessen Gegenstand die Schilderung des Irlands als Soldat und Gentleman ist. Auch Deutschland kennt von ihm bereits „Stories of Waterloo“, „Wild sports of the West“ und „The bivouac“, sowie von seinem unstreitig glücklichsten Nachtreter, Leaver, die in deutschen Journalen vielfach ausgeschrieben Erzählungen „Harry Lorrequer“ und „Charles O'Malley“. Maxwell's neuestes Werk unter obigem Titel theilt alle Eigenthümlichkeiten seiner Vorgänger. Es enthält neun Erzählungen, meist Kriege- und Jagdszenen, und die beste der ersten Classe dürfte „The outcast“, die beste der letztern „My first stoop-chase“ sein. Maxwell ist protestantischer Geistlicher. Daraus erklärt sich zwar, warum er im „The deceased pluralist“ die Männer weiß zu waschen sucht, die bei Gelegenheit der Zehntenerhebung sich schwarz gefärbt haben und — wenig fehlte — Irland wieder in Blut getauft hätten. Zu verargen ist aber dem Geistlichen, daß er, anstatt über dergleichen den Mantel der christlichen Liebe zu breiten, ihn der Vergangenheit absichtlich von der Schulter gerissen und „die Leiche seiner Scham“ zur Schau gestellt hat..

Unter den neuesten englischen Gedichtsammlungen empfehlen sich „Poems“ von Anna Beale (London 1842). Leichtes Versifikation, richtiges Gefühl, blühende Phantasie und allenthalben edle Sprache begründen die Empfehlung. Einem Übersetzer, aber einem wie Freiligrath, möchte ich besonders dem „Indian chief and his captive“, „Morn“ und „Solitude“ vorschlagen.

7.

Die Gesellschaft der christlichen Moral hielt am 19. April ihre einundzwanzigste Versammlung zu Paris. Sie hatte zur Mitbewerbung drei Fragen aufgeschrieben. Für die erste, die bürgerlichen Pflichten der Militärpersonen betreffend, erhielt Dr. Pecqueur einen ersten, Dr. Bazin einen zweiten Preis. Dieselben Bewerber theilten sich in den Preis für die zweite Frage: „Welches dürften die Mittel zur Erlangung eines allgemeinen und permanenten Friedens sein?“ Hierumwandelte Abhandlungen, worunter mehrere in italienischer, deutscher und englischer Sprache geschrieben, hatten diese Frage zu beantworten versucht. Für die Beantwortung der dritten Frage, den Beweis Gottes aus der Natur betreffend, war ein Preis von 4000 Fr. ausgesetzt. Unter den Beantwortern derselben erlangten Madame Eugénie Ribonet und Dr. Hallard, Professor der Naturgeschichte, den Sieg über ihre Mitbewerber.

2.

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 159. —

8. Juni 1842.

Politische Betrachtungen über Scandinavien, Rußland, England und Deutschland.

(Beilage aus Nr. 158.)

Den dritten Punkt, nämlich die religiöse Entzweiung, scheint mir der Verf. etwas zu leicht zu nehmen. Er meint, die kirchlichen Differenzen, wie sie seit der kölner Geschichte entstanden sind, hätten nicht die politische Bedeutung, die man ihnen beilege. Ja, wenn wir Deutsche bei aller unserer Gescheitheit und Gelehrsamkeit nicht doch noch etwas einfältig wären! Wenn wir durch die traurigen Erfahrungen der letzten drei Jahrhunderte belehrt werden könnten! wenn wir uns nicht mehr durch den Heiligenschein täuschen ließen, mit dem man sich umgibt, um die erste beste schlechte Sache zu verteidigen! Wir sind zu gutmüthig, um das Gewebe von Intriquen zu durchschauen, mit dem man Deutschland zu umflechten sucht. So viel aber weiß man doch, daß die römische Propaganda über Millionen gebietet und kein Mittel unversucht läßt, das zum Ziele führen könnte. Daß die Politik hiermit unmittelbar in Verbindung kommt, davon hat der Verf. selbst ein Beispiel angeführt: ein deutscher Fürst, erwähnt er, habe sich berufen geglaubt, um seinen Thron die verschiedenen Glieder des katholischen Glaubens zu versammeln, und zu diesem Ende habe er den Katholicismus vergangener Jahrhunderte wiederherstellen wollen; doch werde die Erfahrung zeigen, daß das umsonst sei. Das ist freilich eine nur leise Andeutung: wir wissen aber sehr gut, daß die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums unter seiner Ägide jenem deutschen Fürsten im Sinne gelegen, und daß er dies mit Hüffe des Katholicismus bewerkstelligen zu können hoffte — eine Hoffnung, welche nicht ganz und gar auf Sand gebaut war. Wenn es nun auch freilich nicht zum Kaiserthum unter dieser Ägide kommen wird, so wird doch diese Macht, verbunden mit der katholischen Kirche, immer am heftigsten sich einer Einheit widersetzen, welche nicht in ihrem Sinne und nicht durch sie bewerkstelligt ist.

Jetzt scheinen sich zwar die kirchlichen Differenzen ausgeglichen zu haben, aber sie scheinen es auch nur. Es ist die größte Selbsttäuschung, welche der Protestantismus begehren kann, zu glauben, daß Concessionen von seiner Seite den Katholicismus, respective die römische Kirche milder, blickiger, nachgiebiger machen werden, vielmehr wächst

der Stolz und die Anmaßung der Hierarchie, wie die Geschichte tausendfältig bezeugt, immer mit solchen Concessionen. Jetzt schon sieht man, welche Gesinnungen die Nachgiebigkeit der preussischen Regierung bei den Katholiken hervorgerufen.

Übrigens hängen die religiösen Bewegungen noch von einer andern Seite mit der Politik zusammen. Man hat eingesehen, daß je mehr die Menschen in die alte Verdummung und Verfinsternung zurückgeführt werden, sie desto leichter zu beherrschen seien: man hat dies nicht nur von katholischer Seite eingesehen, sondern auch von protestantischer. Deshalb nähern sich die Katholiken und die orthodoxen Protestanten so sehr; deshalb ist der Widerstand von Seiten des bornirten Protestantismus gegen die katholische Propaganda so gering; deshalb geht man in der neuesten Zeit damit um, das äußere Kirchenthum im Protestantismus wieder schärfer hervortreten zu lassen und einen prächtigeren, pomphaften Ritus einzuführen. Hat man es aber dahin gebracht, auch aus dem Protestantismus die Geisterfreiheit herauszubringen und die Religiosität anstatt in das Innere des Menschen wieder in äußere Gebräuche und Ceremonien zu setzen, dann wird es freilich furchtbar schlecht mit uns aussehen, und der Teufel hat, wie Luther sagt, wieder gewonnenes Spiel.

Ich mag die religiösen Verhältnisse ansehen, von welcher Seite ich will, immer sehe ich traurige Resultate. Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß die Reaction auf die Dauer den Sieg davontragen werde: die Erfolge, deren sie sich bisher zu erfreuen gehabt, sind doch mehr künstlich hervorgebracht als das Resultat einer innern Entwicklung. Allein auf der andern Seite ist doch auch nicht zu verkennen, daß sie den Fortschritt hemmt und unser Vaterland, das schon von so vielen Übeln heimgesucht ist, noch mit einem neuen bereichert. Vielleicht jedoch wird uns allmählig durch alle diese Dinge klar, daß auch in religiöser Beziehung eine gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse erfolgen muß, wenn anders die deutschen Zustände nicht eine verderbliche Entwicklung nehmen sollen. Weder der Katholicismus mit seiner durchaus antinationalen römischen Tendenz, noch der Protestantismus in seiner jetzigen Zwittergestalt wird auf die Länge existiren können: wir brauchen eine deutsche Kirche, unabhängig von jedem äußern Einfluß, und innerlich so

frei, daß jeder Glaube sich mit ihr vertragen kann. Freilich wird eine solche Kirche nur in Folge von andern gewaltigen Bewegungen ins Leben treten können.

Alle Verhältnisse wohl erwogen, glaubt der Verf., daß nur durch Preußen die Einheit Deutschlands hergestellt werden könne. Diese Meinung, fügt er hinzu, sei auch bei der Entstehung des Zollvereins und namentlich bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs sehr verbreitet gewesen, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, wie denn namentlich die Franzosen geglaubt, daß Deutschland nun unter Preußens Scepter läge. Freilich kann sich der Verf. auch nicht verhehlen, daß man in neuester Zeit andere Ansichten über Preußen gewonnen hat, daß ein gewisses Mißtrauen eingerissen ist, welches besonders darin seinen Grund hat, daß der König immer noch keine Constitution gegeben. Dagegen nimmt nun der Verf. Preußen in Schutz. Er zählt auf, wie viel dieser Staat seit 1807 gethan habe, um eine neue, liberalere, Ordnung der Dinge herbeizuführen: wie er die Leibeigenschaft aufgehoben, Gleichheit aller Einwohnerclassen vor dem Geseze und in Hinsicht der Besteuerung eingeführt, wie er der öffentlichen Erziehung, namentlich dem Kriegswesen seine Aufmerksamkeit geschenkt, wie er während aller dieser Vorbereitungen eine Constitution versprochen habe. Auch wäre diese wirklich gegeben worden, hätten sich nicht Hindernisse in den Weg gestellt, an denen Napoleon keinen geringen Antheil hatte. Dann kamen die Kriegsjahre von 1812—15 dazwischen. Es wurde dann zwar das Versprechen einer Constitution erneuert, allein es zeigten sich auch neue Schwierigkeiten: die neuen Länder, welche Preußen gewonnen, mit so verschiedenen Sitten, Gewohnheiten, Richtungen, und die Einflüsse Rußlands und Oesterreichs. Hierauf dachte man an den Zollverein; diesen hätte man gewiß nicht leicht zu Stande gebracht, wären die Hände der Regierung durch Stände gebunden gewesen. Aus alle diesem, meint nun der Verf., sei es ungerecht, wenn man Preußen darüber tadeln wollte, bisher noch keine Constitution gegeben zu haben.

Wenn es wahr ist, wie man sich heimlich sagt, daß der gegenwärtige König ein doppeltes Spiel zu spielen hat, gegen die russischen und österreichischen Einflüsse und gegen eine Partei in Preußen selbst, gegen die Capitalisten der Städte, welche sich die Renten von beinahe allen bedeutenden Gütern zu verschaffen wußten, und daß trotzdem doch ein merklicher Fortschritt zu erkennen ist, so kann man doch daraus schließen, daß die Intention immer vorhanden war, das constitutionnelle System einzuführen, und in diesem Sinne wird man bald eine Milderung der Censur sehen.

Wir wünschen sehr, daß der Verf. in seinen Ansichten über Preußen Recht haben möge. Denn auch wir sind der Meinung, und mit uns gewiß sehr Viele, daß Preußen die meisten Mittel in den Händen hat, um die lang ersehnte Einheit Deutschlands zu Stande zu bringen. Preußen ist nächst Oesterreich der mächtigste Staat in Deutschland; Preußen hat, was noch viel mehr sagen will, den größten Einfluß auf unsere Nation in geistiger Beziehung; Preußen hat seit dem Zeiten Friedrich's des Großen, mit wenigen Ausnahmen, an der Spitze jeder

neuen Epoche gestanden, mit welcher eine neue Entwicklung des deutschen Lebens begann; es hat am meisten in den Freiheitskriegen gethan; es hat am meisten die Philosophie, die Wissenschaft überhaupt gehegt und gepflegt; es hat endlich den Zollverein gegründet. So nahe nun aber die Meinung liegt, daß Preußen es am ersten vermöchte, ganz Deutschland in eine große Nation zu vereinigen, so sehr liegt die Verwirklichung dieser Hoffnung noch im weiten Felde. Diplomatische Unterhandlungen, wie ich schon oben erwähnte, thun es nicht; man muß die innersten Sympathien des deutschen Volks zu gewinnen suchen, man muß ihm die Aussicht eröffnen, daß es eine freie ~~wichtige~~ ^{unabhängige} Entwicklung aller seiner Kräfte zu gewärtigen habe, daß es geschützt werde gegen jeden äußern Angriff, und nicht bloß gegen Westen, sondern noch viel mehr gegen Osten; man muß mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen bei dem großen Gedanken sein, man muß es über sich gebracht haben, persönlich etwas zum Opfer zu bringen, um das schöne Ziel zu erreichen. Ob sich nun Preußen dazu entschließt, ist noch die Frage. Aber es ist gewiß, daß die deutsche Nation um die Einheit nicht viel gibt, wenn nicht auch die Freiheit gesichert ist. Man ist in neuester Zeit von dem Gedanken zurückgekommen, daß die Nationalität auch ohne die Freiheit ein unschätzbbares Gut sei, vielmehr hat man die Überzeugung gewonnen, daß jene ohne diese ein leeres Phantom wäre. Preußen müßte daher, um die Sympathien der deutschen Nation zu gewinnen, die öffentliche Freiheit wollen und als Zeichen einer solchen Gesinnung eine Constitution geben. Wir können durchaus nicht mit dem Verf. übereinstimmen, daß dadurch die Regierung in ihren höhern Plänen gehemmt wäre; die Erfahrung hat gezeigt, daß unsere Kammern, wenn es sich um das allgemeine Deutschland handelte, zu Allem bereit waren; ja, es gingen von ihnen immer die meisten Vorschläge aus, die sich darauf bezogen. Man hat zwar gesagt, daß Preußen durch den Zollverein materiell verloren habe, und darum könnte es zweifelhaft sein, ob die preussischen Stände, wenn sie existirt hätten, in jenen Vorschlag eingegangen wären. Gesezt nun aber, dies wäre der Fall, so ist er doch jetzt nicht mehr vorhanden. Umgekehrt aber ist doch sehr in Aussicht zu bringen, daß die übrigen deutschen Völker sich viel enger an Preußen anschließen würden, wenn eine Constitution ihnen die Gewähr leistete, daß die politische Freiheit nicht verloren ginge.

Übrigens ist unser Verf. selber der Meinung, daß nun die Zeit gekommen sei, wo Preußen eine Constitution erhalten könnte. Er vergleicht das preussische Volk mit einem Mündel, der bisher unter einem Vormund gestanden, welcher in der That allerdings etwas absolut, doch nicht ohne Wohlwollen gewesen sei. Nun sei aber der Mündel herangewachsen, kenne sich, wisse die Handlungen des Vormunds zu beurtheilen u. s. w. Er hätte dem Volk sehr gut entwickelt, da ihm kein anderer Wirkungsbereich gegönnt war; er hätte, da ihm der Mund geschlossen gewesen, sich mit dem (freilich etwas untröstlichen) Spruchswort getrübt: „Gedanken sind goldstet.“ Er wird sich

aber, hofft der Verf., nun bald als mündig erscheinen, und zwar mit Würdigung, Würde und Festigkeit.

Nun geht der Verf. zu unserer geistigen Bildung über. Er rühmt zuerst die große Menge Derer, welche sich den Wissenschaften widmen, und macht uns das schmeichelhafte Compliment, daß das Publicum die Constatte bildet über die Tüchtigkeit eines Gelehrten, weshalb dieser, wolle er bedeutend werden, immer nur nach der Wahrheit streben dürfe. Darum sei es anders bei uns als in andern Ländern, wo nur die Regierung Einen zum Professor ernenne: bei uns komme auch etwas auf das Publicum an und auf die von demselben anerkannte Tüchtigkeit des Mannes. Das war nun zwar ehemals so, jetzt kann man es nicht mehr behaupten. Im Gegentheil: die Tüchtigkeit des Mannes thut jetzt wenig mehr zur Sache, sondern nur sein politisches Glaubensbekenntniß, oder auch sein religiöses. Auch ist dem Verf. nicht ganz unbekannt geblieben, daß sich diese Verhältnisse einigermaßen geändert haben, daß namentlich von Seiten der Professoren nicht mehr so viel Rücksicht auf die öffentliche Meinung genommen wird, die sie dann freilich gegen sich haben.

Die Gelehrten — sagt er — sind nicht nur vom Publicum geachtet und werden deshalb zu Deputirten, oft zu Präsidien in den Kammern gewählt, sondern sie werden auch ins Ministerium gezogen, sind fast immer decorirt oder tragen die Titel von Geheimrathen, Hofrathen u. s. w. Freilich ist wahr, daß in demselben Grade, als diese Auszeichnungen sich vermehren, die Achtung des Publicums sich verliert; denn wenn sich die Gelehrten einmal in ihrem Leben, in ihrer Wissenschaft nicht mehr des Vertrauens würdig gezeigt haben, vermögen Großtrüge einen heruntergekommenen Charakter nicht mehr zu heben.

Die Nation sei schon so weit gekommen, daß sie nicht leicht mehr durch Phrasen oder Declamationen getäuscht wird: falsche oder schädliche Ideen könnten sich nicht lange mehr halten vor dem aufgethürten Geist der Nation. Wenn dies nur durchschnittlich wahr wäre!

Der Verf. widmet dann unserer Philosophie seine Aufmerksamkeit, von welcher er einen kurzen Abriss ihrer Entwicklung gibt. Wir glauben aber diese um so mehr übergehen zu dürfen, als sie, wie der Verf. selbst gesteht, meist aus den Schriften des Prof. Ahrens in Brüssel, welchen der Verf. wie billig sehr hoch stellt, entnommen ist, besonders aus seinem „Naturrecht“ und seiner „Psychologie“, wo sie der Leser selbst nachschlagen kann. Aber den Schluß der Schrift, wo von Deutschlands Stellung gegen außen gesprochen wird, müssen wir noch näher betrachten.

Der Verf. stellt unter den Nachbarn Deutschlands die skandinavischen Völker vorauf und erklärt, daß unsere Nation bei ihnen die aufrichtigsten Sympathien finde, da die Richtung und die Grundlage beider Völkerrämme doch dieselben seien; ja, er läßt den Wunsch einer innigern Anschließung Deutschlands an Skandinaviern nicht unbedeutlich durchblicken. Auch wie sich der Meinung, daß uns eine Verbindung mit jenen Völkern, die uns durch Abstammung, Sitte und Gewohnheit so nahe stehen, viel vorthellhafter sein möchte als die unnatürliche und unpolitische Verbindung mit Rußland, welche seit dem pariser

Frieden wie ein Krebs an unserm Marke gekriecht hat und uns bis jetzt noch zu keiner ordentlichen Entwicklung hat kommen lassen. Eine Verbindung mit Skandinavien würde nicht nur auf unsere innern Verhältnisse sehr wohlthätig zurückwirken, indem sich dort die altgermanischen Einrichtungen zum Theil noch viel reiner erhalten oder regenerirt haben als bei uns — und auf der Grundlage des germanischen Rechts, sieht man jetzt immer deutlicher ein, muß unsere fernere politische Entwicklung vor sich gehen —, sondern auch in Bezug auf die äußere Politik wäre ein Anschließen an diese Völker zu wünschen. Betrachtet man unsere Stellung gegen außen, so haben wir zwar, wie der Verf. bemerkt, von England nichts zu fürchten, ja seit der Reise des Königs von Preußen nach London scheint sich ein engeres Band um diese beiden Völker schlingen zu wollen. Dessen gefährlicher aber sind uns unsere westlichen und östlichen Nachbarn. Eine Invasion von Seite Rußlands sieht auch der Verf. voraus. Er fragt nun, wie sich Frankreich in einem solchen Falle stellen werde? Der Verf. weiß so gut wie wir, daß es den Franzosen sehr nach der Rheingrenze gelüftet, und daß, wenn sie auch jetzt davon absehen, sie sich doch, wenn Rußland uns angriffe, mit diesem verbinden würden, um jene zu gewinnen. In einem solchen Falle würde uns die Verbindung mit Skandinavien nur von Vortheil sein, und auch dieses könnte durch den Anschluß an uns nur gewinnen, da es sonst leicht eine Beute Rußlands werden würde. Der Verf. hofft jedoch, daß die Franzosen die feindselige Politik gegen uns aufgeben, und mit einer solchen tröstlichen Hoffnung endigt er sein Werk.

Und so schließe ich denn auch diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verf., was er uns übrigens selbst in Aussicht stellt, bald auch über Frankreich seine Beobachtungen veröffentlichen möge; denn dieses Land hat, wie Jeder weiß, einen zu großen Einfluß auf die politischen Verhältnisse, als daß man es übergehen dürfte. 71.

Literarische Notizen.

Im Gebiete der französischen Reise-literatur machten sich neuerdings bemerkbar: „Etats-Unis et la Havane, souvenirs d'un voyageur“, mit besonderer Rücksicht auf die Sklavenfrage, von J. Löwenstern; „Pensées et notes critiques extraites du journal de mes voyages dans l'empire du Sultan de Constantinople, dans les provinces russes, géorgiennes et tartares du Caucase, et dans le royaume de Perse“ (2 Bde.), von J. Ch. Leube, welcher sechs Jahre lang, von 1834—40, im westlichen Asien reiste und mit dessen Eigenthümlichkeiten sich, so weit dies einem Franzosen möglich, vertraut gemacht hat. Das Reisevermerk des bei dem neulichen verfallenen Ereigniß so elend verunglückten Dumont-d'Urville ist vor kurzem bis zum zweiten Bande gediehen, welcher von den Inseln New-South-Devon und New-South-Sherland beginnt, die Entdeckung des Landes Louis-Philipp und die gefährliche Durchfahrt durch die Eisberge beschreibt, von welchen die Corvetten fünf Tage lang blockirt waren.

In der Librairie européenne von Baudry erschien: „Collección de poesías castellanas anteriores al siglo XV, publicadas por D. T. A. Sanchez, nueva edición hecha bajo la dirección de D. Eugenio de Ochoa“, mit einer literarischen

Porträt, Einleitung, Anmerkungen, einem Wörterbuch der veralteten Ausdrücke und einem Inbegriff, welcher der neu entdeckte Geschichte aus der Bibliothek des Secretariats enthält. Die erste Ausgabe dieser kostbaren Sammlung des Antonio Sanchez, den „Gib“, die Werke des Berceo, den Alexander und die Geschichte des Erzpriesters von Pisa enthaltend, wurde zu Madrid von 1779–90 gedruckt und war sehr selten geworden. 2.

Bibliographie.

Beit, J. N., Auswanderungen und Colonisation. Mit besonderem Hinblick auf die von der Deutschen Colonisations-Gesellschaft beabsichtigte Begründung ihrer ersten Colonie auf den Chatham-Inseln, nebst der neuesten Charte derselben und Ansicht der Waitangi-Bay, mit einem Anhange enthaltend die Entwicklung des Wakefield'schen Systems, die Bilanzen der Neuseeland-Compagnie und ein Schema der nöthigen Diäten für Auswanderer Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Manke. 15 Ngr.

Bencke, F. Ed., System der Logik als Kunstlehre des Denkens. 2 Theile. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 3 Thlr.

Amtlicher Bericht über die neunzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Braunschweig im September 1841. Erstattet von den Geschäftsführern derselben F. K. v. Strombeck und Dr. med. Mansfeld. Mit 2 lith. Tafeln. Gr. 4. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bibliothek der besten und neuesten Schwedischen Romane. 1fter, 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Intomara. Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustav des Dritten. Roman von G. S. E. Almquist. Aus dem Schwedischen. 1fter, 2ter Theil. Gr. 16. Leipzig, Gebr. Schumann. 15 Ngr.

Braus, Henriette, Gedichte. Gr. 12. Barmen, Langewiesche. 25 Ngr.

Brennglas, A., Berlin wie es ist und — trinkt. 14tes Heft: „Franz Esst in Berlin.“ Eine Komödie in 3 Acten. Mit 1 colorirten Titelkupfer. 8. Leipzig, Jachowitz. 7½ Ngr.

Damoiseau, E., Hippologische Wanderungen in Syrien und der Wüste. Aus dem Französischen übersetzt von L. Feinze. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Mayer und Wigand. 2 Thlr.

Frey, F. W., Gedanken über Lutherthum und Union und über Kirche und Staat in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Angeknüpft an die Beurtheilung mehrerer über diese Gegenstände erschienener Schriften unserer Zeit. Eine Ansprache an die Lehrer der christlichen Kirche. Gr. 8. Darmstadt, Pabst. 25 Ngr.

Gosner, J., Sammlung kleiner geistlichen Schriften. 8. Berlin, Gysenhardt. 7½ Ngr.

Günter, J., Polyglotte des Rheinlandes, oder das Rheinlied in deutscher, englischer, französischer, holländischer und lateinischer Sprache. Aus Zeitblättern gesammelt. 18. Tübingen, Fromm'sche. 1841. Geh. 2 Ngr.

Hegel's Lehre von der Religion und Kunst von dem Standpunkte des Glaubens aus beurtheilt. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinzel, A., Methodische Stufenfolge zum Vortrage der deutschen Sprache in den öffentlichen Lehranstalten sowohl, als auch bei dem Privatunterrichte. Nach pädagogischen und rationalen Grundsätzen bearbeitet. Gr. 8. Stryer. 25 Ngr.

Holtzhaus, P. D., Wanderungen durch Europa und das Morgenland in den Jahren 1824–1840. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Herausgebers. 8. Barmen, Langewiesche. 20 Ngr.

Hutter, F., Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. 4ter Band. — Auch u. d. T.: Kirchliche Zustände zu Papst Innocenz des Dritten Zeiten. 2ter Band. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 3 Thlr. 10 Ngr.

James, W. P. R., Frankreich vor der Revolution. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von C. Gusemühl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Jovialis, (Rapp-), Atellanen. Dramatische Arbeiten. 2te Sammlung. 16. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kossuth, L. v., Ungarns Anstöß an den deutschen Zollverband. Botum. Gr. 8. Leipzig, Gleditsch. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Gissa. 2tes Bändchen. 8. Eisenach, Hassel. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Lehre der englischen Kirche und Einiges über ihre Geschichte und Verfassung. 8. Berlin, Gysenhardt. 5 Ngr.

Musäus, J. A. A., Volksmärchen der Deutschen. Prachtausgabe in einem Bande. Herausgegeben von J. E. Ricc. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von A. Jordan in Düsseldorf, G. Osterwald in Hannover, L. Richter in Dresden, K. Schröder in Düsseldorf. 1ste Lieferung. Leipzig, Meyer u. Wigand. 10 Ngr.

Petermann, G., Meine Erlebnisse in Belgien, Frankreich, Spanien und Afrika. Kurzgefaßte Schilderung. 12. Weiningen, Kreysser. 8 Ngr.

Pflichten gegen die Thiere zur Verminderung ihrer Qual. Von H. 8. Knaack, Weinhard. 2½ Ngr.

Reinhold, G., System der Metaphysik. 2te Bearbeitung. Gr. 8. Jena, Mauke. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reiseführer aus dem Morgenlande. 2te Aufl. Zweibrücken, Ritter. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Russeger, J., Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in dem Jahre 1835 bis 1841. Mit Atlas. 1ster Band. Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Reise in Griechenland, Unteregypten, im nördlichen Syrien und südöstlichen Kleinasien, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in dem Jahre 1836. 1ster Theil. Mit 1 Uebersichts-Karte und vielen Durchschnitten. (2te Abth.) Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 25 Ngr.

Schleiden, M. J., Herr Dr. Justus Liebig in Gießen und die Pflanzenphysiologie. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 5 Ngr.

Schönhuth, D. F. F., Knechtoten und Sprüche zur Charakteristik König Rudolphs von Habsburg, aus den Quellen gesammelt. 16. Gannstatt, Vereinsbuchh. 1841. 10 Ngr.

Schoppe, A. Maria, Aus Hass, Liebe. Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Kieffsch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Gespräch über das neue Bisthum zu Jerusalem zwischen einem Vertheidiger und Gegner desselben, zum Besten des daselbst zu errichtenden Hospitals und der Schule. Gr. 8. Rinteln, Literar. artist. - Verlagstinstitut. 3¼ Ngr.

Schubar, E., Remoiten eines Beurtheilten. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schuler, A. J., Kleist. Gr. 12. Zweibrücken, Ritter. 1841. 20 Ngr.

Schwab, G., Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Eine Mustersammlung mit Rücksicht auf höhere Lehranstalten. 1ster Theil. Von Mosheim bis Wilhelm von Humboldt. Gr. 8. Stuttgart, Kieffsch. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Siegmann, F. W., Aphorismen über den Krieg und die Kriegsführung. Gr. 12. Dresden, Wagner. 20 Ngr.

Sophus, Der Magister und das Sägermädchen. Aus dem Dänischen. 12. Hamburg, Schubert u. Comp. 1 Thlr.

Toussiel, W. S., Charakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 25 Ngr.

Werg, A., Die Prophezeiung. Romantische Erzählung. 8. Berlin, Ederich. 1 Thlr.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerverleben in Kurz-, Liv- und Esthland. Von F. G. Kohl. Zwei Theile. Nebst 1 Karte der Ostseeprovinzen und 8 Kupfertafeln. Dresden und Leipzig, Arnold. 1841. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Neu und eigenthümlich sind die Gesichtspunkte, unter welchen uns der Verf. die deutschen Provinzen des russischen Reichs, Kurz-, Liv- und Esthland, kennen lehrt und ein kaum geahnter Schatz wissenschaftlicher Beziehungen, Volkscultur, Sprache, alte Abstammung und neue Völkerbildung betreffend, wird uns von ihm aus diesen, von deutscher Seite her so sehr vernachlässigten Provinzen berichtet. Die meisten der wenigen wissenschaftlichen Reisenden, welche ihren Zug nach Petersburg durch diese fast übersehenen Länder nehmen, folgen nur der oben und langweiligen Poststraße durch Sumpf und Halbe und finden es kaum der Mühe werth, ihrer Durchreise durch dieses Anhängsel Deutschlands zu erwähnen; höchstens wird mit zwei Worten des Handelslebens von Riga, der aristokratischen Gesellschaft von Mitau gedacht und Dorpat erwähnt; der Verf. hat einen Abschnitt seines Lebens der Ergründung dieser Verhältnisse und diesen wirklich interessanten Volkseigenthümlichkeiten — deren uralter Bestand sich so merkwürdig rein erhalten hat — gewidmet und weiß uns davon des Unterhaltenden viel vorzutragen.

Von Lübeck abgereist, landet er nach einer glücklichen Seefahrt an der unwirthlichen Küste Kurlands in Libau. Der Verf. besitzt die Kunst, durch sinnreiche Gegenüberstellungen selbst für die Schilderung solcher kleinen Orte ein eigenthümliches Interesse zu erwecken. Wir lesen mit Theilnahme, was er vom Handel, von der Rhederei, vom geselligen Leben Libaus berichtet, und finden wohlbegründet, was er über das sinnwidrige und vielbesprochene Eisenbahnproject vom Niemen (Georgenburg) nach Libau mittheilt, das die Niemenländer nicht im mindesten zu fürchten haben. Dem Innern Kurlands ist der zweite Abschnitt gewidmet. Ordenszeit, Herzogzeit und Russenzeit, diese drei Abschnitte der kurländischen Geschichte, die nordische Gastfreundschaft, der er das Rühmlichste nachsagt, die nordische Ruße, die, fern von unserm geschäftigen Treiben, alle Tage zu Sonntagen macht, die Erebäder, die sich fast auf jedem Küstengute finden, in einer Länge von 150 Meilen, in Windau, Pernau, Arensburg, Hapsal

aber besonders angenehm sind; die Bernsteinerte, die hier durchaus frei ist, die Jagden, die immer rührige Geselligkeit, die kleinen Städte, die unermesslichen Landgüter, oft wie Donbängen 30 Quadratmeilen groß, die kurlischen Dörfer, deren Namensklänge

Sattiken, Dragunen, Kapseden,
Kattiken, Kalkunen und Scheden,
Birten und Birten,
Pampeln und Pimpeln

selbst mit zur Physiognomie des Landes gehört, die nördlichsten Guts herrschaften an der „langen Nase“ von Kurland, die mitunter 10 Meilen Küste besitzen — alles dies gibt zu einer Reihe von Genrebildern Stoff, die wir mit immer wachsendem Vergnügen und vielerlei Unterricht durchmustern. Das Land ist noch jetzt hier überaus wohlfeil. Die 30 Quadratmeilen von Donbängen sind für 400,000 Thlr. käuflich. Aber freilich war in alter Zeit der Preis des Landes noch viel geringer; denn König Waldemar verkaufte 1347 das ganze Herzogthum Esthland an den christlichen Mann und Ordensmeister Tase-mer mit allen Schlössern, Städten, Dörfern, Lehngütern, Mühlen, Zöllen, Jagden, Gerechtigkeiten, Bergwerken u. s. w. für 19,000 Mark Silbers — wofür man jetzt in Petersburg kein ansehnliches Privathaus kaufen kann. An dieser unwirthbaren Küste gilt noch das Strandrecht; man betet noch für einen „gesegneten Strand“ und mancher Guts herr wird durch eine stürmische Nacht der Verfolgungen des Fiscals oder der Juden auf einmal ledig. Eine schreckliche Geschichte berichtet uns der Verf. hier von einem livländischen Edelmann auf Dagoe, der die Feuerbäder, welche der sturmgetriebenen Schiffer Wegweiser sind, zu unterhalten hatte und der diese allnächtlich versetzte, um die Schiffe stranden zu machen und dann sein Strandrecht auszuüben. Die Sache kam zur Entdeckung und Sibirien war der Lohn dieser verbrecherischen Industrie. Dort gründete der Mann eine Colonie, die nach und nach 1000 Seelen stark ward, als deren Oberhaupt und Wohlthäter er vor kurzem starb. Mitau, die Hauptstadt Kurlands, mit etwa 15,000 Einwohnern, gilt in Bezug auf gefellige Feindschaft, Geschmack und Kunstliebe für den ersten Ort in Russland. Fast die ganze Bevölkerung besteht mit wenigen russischen Beamten aus den reichen aristokratischen Familien des Landes, die hier ein Haus besitzen müssen, und aus deren Gefolge. Hier wohnte

Ludwig XVIII. lange Zeit und zufrieden; der Glanz der Geselligkeit Mitau übertrifft den von Wilna und Smolensk beizusetzen; der Ort behauptet einen durchaus deutschen Charakter und besteht, nach neurußischer Bauart, aus breiten, von einstöckigen Häusern gebildeten Straßen; er ist der Mittelpunkt der Selbstgeschäfte der kurländischen Aristokratie, ihrer Clubs und ihrer glänzenden Vergnügungen. „Zur Rechten Morast, zur Linken Sumpf, vorwärts Sandhügel und hinterwärts die Dünen, Ode und Wüstenei weit und breit, so führt der Weg nach Riga.“ Bei S.-Dai beginnt die Provinz Livland, das wüste Delta der Düna nimmt den Reisenden auf.

Riga wurde 1158 von bremser Kaufleuten, nach verschleppenen Händen mit den Ketten, die an Colombo's Schritte im neuentdeckten Westlande erinnern, gegründet und erhielt seinen Namen von den lettischen Rigen, Trodenhäusern für Getreide. Noch heute erinnert es in seiner Bauart an Bremen. Unter dem Orden bildete es eine freie Stadtgemeinde; es hatte seine eigenen Heere, die schwarzen Häupter, und armierte Flotten. Seit 130 Jahren gehört die Stadt zu Rußland. Die Düna gibt ihr Handelsleben und großartige Flußansichten; außerhalb der ganz deutschen Stadt wohnen die Russen in eigenen Vorstädten, einen anziehenden Contrast darbietend. Wir übergehen die Merkwürdigkeiten der Stadt, um wenigstens etwas über ihr Handelsleben anzuführen. Riga ist nächst Petersburg die größte Handelsstadt des russischen Reichs. Sie empfängt und versendet jährlich gegen 1500 Schiffe und der englische Handel allein beschäftigt ein Capital von 50 Millionen Rubel. Was der Verf. über die Contraste der verschiedenen Nationalitäten in der Bevölkerung, über Geselligkeit, Bildungsanstalten und Volksfeste, über das Blumenfest und den „Hungerkummer“ (die Obstweih) mittheilt, wie er das alte und das neue Riga gegeneinander stellt, was er von der Insel Runoe sagt, lesen wir mit regem Interesse. Besonders anziehend ist die Schilderung der kleinen Republik auf Runoe, das, sieben Monat im Jahre von der ganzen Welt isolirt, eine ganz eigenenthümliche Menschenfamilie darstellt. Der rigaische Meerbusen wird durch Eis jeden Winter mehr oder minder unerschiffbar. Zuweilen verbindet eine feste Eisdecke alle seine Inseln untereinander; meistens aber belegen sich nur die flachen Küstengewässer der Inseln mit Eis. Besonders weit reicht die Eisbildung in der Nähe der kurlischen Spitze, beim Vorgebirge Domesnäs, wo es sich in ungeheuern Massen anlegt und bis zur Südspitze von Dsel hinreicht. An dieser Eisgrenze nun haben die Seehunde ihre Sammelplätze, wo sie sich besonders im Frühjahr den wärmern Sonnenstrahlen gern aussetzen. Hier ist das große Jagdbrevier der Runoer. Mit kleinen Booten, offen und von einem Segel regiert, fahren sie, mit zweimonatlichem Proviant versehen, ein helles Feuer auf dem Grapen, nachdem sie von Weib und Kind auf Leben und Tod Abschied genommen, auf den Robbenschlag. Die Seehunde werden mit selbstgefertigten Büchsen, oder mit Harpunen erlegt, sogleich zerstückelt und verpackt, das Fell getrocknet. Gemeinschaftlich wie diese Jagd ist alles An-

dere unter den Runoern. Alle ihre Bedürfnisse werden gemeinschaftlich angekauft und aus dem gemeinen Jagdertrag die Abgaben gemeinschaftlich bezahlt. Alle Bewohner der Insel sind gleichen Standes; zufolge ihres „eisernen Briefes“ darf kein Russe sich auf ihrer Insel ansiedeln. Ihr einziger Beamter, der Palenrichter, ist, wie ihr Pastor, ein Deutscher; die Landessprache ist die schwedische; alle Runoer aber verstehen esthnisch; Körperbau und Tracht sind schwedisch, wie ihre Sitten und Gebräuche. Von Riga nach Dorpat zeigt die Straße nichts als Sand, Sumpf und Haide; man möchte an die behauptete Abstammung des Namens Livland von „Sandland“ glauben.

Den Nordländern, den Russen ergeht es übrigens mit Deutschland häufig ebenso, wie es uns mit Italien ergeht. Eine unendliche Sehnsucht treibt sie in unser Vaterland, was sie sich ganz mit Rosen und mit Cultur bedeckt träumen. Enttäuscht kehren jährlich Tausende zurück und doch bleibt die Vorstellung haften. Finden solche Enthusiasten irgendwo häßliche Gegenden, schlechtgehaltene Gärten, bornirte Leute, ja bemerken sie nicht blos in unsern Manieren, sondern auch in unserm Fassungsvermögen eine gewisse Langsamkeit und Schwerfälligkeit — die dem Russen nicht eigen ist —, oder werden sie gar in einem deutschen Gasthause geprellt, so heißt es nachher: „Faule Fische mit der deutschen Medeltzeit, der deutschen Cultur, der Schönheit Deutschlands.“ Solcher Nicolaiten gibt es viele in Rußland, sie ändern aber die nationalen Vorstellungen so wenig wie bei uns. Und doch haben die Ostseeprovinzen auch ihre Naturschönheiten, abgesehen von der sogenannten livländischen Schweiz bei Marienburg, dem Rendezvous der dörsater Studenten, in den malerischen Winterlandschaften nämlich, die uns die weitere Reise des Verf. so effectvoll schildert. Aus der Geschichte dieses Landes, wo die wilde Freiheit der Letten und Esthen durch die deutschen Ritter und das deutsche Bürgerthum seinerseits durch die russische Eroberung, mit beständiger Versekung ganzer Städtebevölkerungen, ins Innere Rußlands zu Grabe getragen ward, gibt der Reisende eine Sammlung der interessantesten Züge. Nach solchen fürchterlichen Schlägen genießen diese Landstriche nun seit 130 Jahren am Busen der Ruthenia der aller tiefsten Ruhe, von den Wellenschlägen der Revolutionszeit auch nicht im mindesten berührt. Die größern Städte erheben sich sichtbar, die Bevölkerung ist im Wachsen, aber die kleinen Wehstädte, wie man sie von ihrem Anfangsbuchstaben nennt: Wenden, Wolmar, Wiero, Walk, Weisenstein, Wesenberg, verfallen tiefer und tiefer. Das letzte lettische Dorf heißt Lettiküllä; ihm gegenüber liegt Estiküllä und ein kleiner Raum trennt zwei aufs schärfste gesonderte Nationalitäten, die lettische und die esthnische, von denen freilich die gewöhnlichen Postwagenreisenden von Memel nach Petersburg wenig wissen, über welche aber der Verf. desto lehrreicher und anziehender ist. Die Letten, der scythischen Völkerfamilie mit den Vorrussiern und vielen andern angehörig, scheinen offenbar von Süden her vorgebrungen zu sein und die ältere, ganz samaritan-

schlechte ethnische Bevölkerung, die dem großen finnischen Volksstamme angehörte, welcher ganz Nordrußland bis Kamtschatka hin im Urdesig. hatte, nach dem esthnischen Winkel hinaufgedrängt zu haben. Beide bekamen nachher an den jüngern scythischen Stämmen, den nachdrängenden Russen (Tschudi, Scythen) Erbfeinde, die nach jahrhundertlangen Kämpfen unter Peter dem Großen ihrer Herr wurden, nachdem ihre frühern Herren, die deutschen Ritter, überwunden waren. Dies ist in wenigen großen Zügen die Geschichte des Landes, die, mit Urkunden und Sprachnachweisungen belegt, besonders im zweiten Theile auf die anziehendste Weise ins Licht gesetzt wird. Groß ist noch heute die nationale Feindseligkeit zwischen Letten und Esthen, eine Abstoßung, die die Zeiten der deutschen Herrschaft, wie die der russischen überlebt hat. Eine Meile hinter Walk setzt man auf einer Fährte über ein Flüsschen, die Emba, und sogleich tritt uns die zurückstoßende esthnische Nationalität voll entgegen. Man darf nur das Einmaleins dieses Volksstammes hören, um sogleich davon überzeugt zu sein, daß hier alle europäische Stammverwandtschaft endet. Uer, Kaks, Kolm, Nelli, Wles, Kus, Seige, Kateffa, Uteffa, Kummend, 1 bis 10, Urteiskummend 11, Karteskummend 20 u. s. w. sind dem Ohre nie gehörte Töne, erinnern an eine andere Welt und verkünden ein ganz absonderliches Volk. Es ist das finnische Sprachelement, wie es vom Eismeer bis zum Nordcap herrschend ist, dem lettischen so fremd, wie dem germanischen oder irgend einem andern. Alles, was der Verf. hierüber sagt, ist unstreitig von großem historischen und ethnographischen Interesse; es hängt mit alten und ungelösten Fragen über die Urbevölkerung Nordeuropas eng zusammen und wirft ein scharfes Licht auf sie; allein wir müssen davon absteigen, diese Fragen hier zu erörtern, und den Leser, einige wenige Hinweise aus dem zweiten Theile dieses Werks abgerechnet, auf das Buch selbst verweisen. Über die Universitätsstadt Dorpat, esthnisch Therpata, russisch Jurteff, das Jaroslaw ums Jahr 1000 gegründete, ist der Verf. nicht minder anziehend. Zahllose Male zerstört, im 15. Jahrhundert blühend und von 40,000 Menschen bewohnt, im 17. Jahrhundert abermals zerstört, von Peter I. neugegründet, haben wenige Städte eine wechselvollere Geschichte durchlebt als Dorpat. Nur seine alte Domruine, jetzt der Sitz seiner wissenschaftlichen Anstalten, überlebte alle diese Zerstörungen. Die Geschichte der Universität ist nicht minder bewegt. Von Gustav Adolf 1632 gegründet, 1656 verjagt, 1667 wiederhergestellt, 1710 noch einmal zur Auswanderung nach Pernau genöthigt, während eines ganzen Jahrhunderts erloschen, erhielt sie ihre jetzige Gestalt von Alexander, 1802. Die Zahl der Professoren beträgt etwa 40; 1803 waren 100, 1840 573 Studierende hier und zwar 243 Livländer, 68 Esthländer, 107 Kurländer, 128 Russen, 16 Finnländer und Polen und 11 Ausländer. Die Professoren sind durchweg Deutsche und im Ganzen genommen ist ein deutscher Geist an dieser Lehranstalt herrschend, was von den übrigen fünf russischen Universitäten nicht zu sagen ist. Inzwischen hat doch der Ein-

fluß des russischen Lebens ihn bedeutend modificirt und jener Ernst der deutschen Wissenschaft, der dem Lebensgenuss widersteht, um nur der Erforschung der Wahrheit zu leben, ist hier nicht anzutreffen. Die Professoren leben friedlich und collegialisch zusammen, Zwecke der Bildung schweben den meisten ihrer Vereinigungen vor; aber gerade dieser tiefe, gesellige Friede zeugt doch von der Abwesenheit wissenschaftlicher Reibung und kritischer Energie ebenso laut wie die geringe Anzahl wissenschaftlicher Erzeugnisse, die von hier ausgehen. Die Professoren stehen in hohem Ansehen und hohen Gehalten; Antrieb zu besonderer Anstrengung fehlt aber und so geht das Meiste und Beste in geselligen Genüssen (Professoren-Abenden) verloren. Von hieraus besucht der Verf. auch Reval und Pernau. Der Handel des erstern ist seit der Erbauung Petersburgs fast zu nichts herabgegangen; es blüht nur noch als Provinzialhauptort. Auch hier ist der Kern der Bevölkerung noch durchaus deutsch und die Magistratsämter führen noch die alten deutschen Bezeichnungen. Der Verf. rühmt die gebildete Geselligkeit des Orts, der unter allen Ostseestädten die malerischste Lage und in seinem alten Theile ganz gothische Straßen hat. Wie es mit dem literarischen Verkehre des Landes steht, ersieht man daraus, daß in sämtlichen Ostseeprovinzen jetzt 20 Zeitschriften erscheinen, während Paris deren 312 zählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Übersetzungen der Classiker aller Völker und Zeiten, Wissenschaften und Künste. Beforgt von den Herausgebern der Bibliothek der Classiker. I. Homer's Iliade, übersetzt von J. Bickowski. Prag 1842.

Die böhmische Poesie hat die erste Periode ihres neuerwachten Lebens überwunden. Die Lyrik, welche bisher sich als herrschend zeigte, hat ihren Höhepunkt in Jablonský's Eupy erreicht. Die kleinern Dichtungen, einfaches Stilleben, schlichte Seelenmalerei, Liebesseufzer, schwächende Herzensergießungen, welche seit Decennien der böhmischen Poesie den Charakter der Weichheit und Zärtlichkeit gaben, fangen an ihre oft bewährte Kraft auf das Lesepublicum zu verlieren, und nur eine kräftige Seelenschilderung, ein ergreifendes Gefühl, hinreißende Blut worte von jetzt an von einem echten Lyriker gefordert; nur ein hohes Talent dürfte sich von nun an in diesem Felde einen Namen erwerben können. Dem natürlichen Gange der Dinge gemäß entwickelt sich nach der Lyrik die Epik. Hier tritt uns in der böhmischen Literatur als ein Übergang aus der einen in die andere, oder eigentlich beide vermittelnd, weil beide in sich vereinigend, der Verf. der „Premysliden“ und des „Schwert und Reich“, Erasmus Bocel, entgegen. Die beiden Dichtungen, jene das angestammte, durch freie Volkswahl zum Throne berufene Königsgegeschlecht, diese die glänzenden Helden des Vaterlandes aus der vorreformatorischen Zeit in ihrem Kampfe für geistige Freiheit und Volkethum behandelnd, verbinden, ohne als dramatisch gelten zu können, die lyrischen und epischen Elemente so innig miteinander, daß man sich der Lust nicht erwehren kann, es müsse ein großer Theil dieser Verbindung auf Rechnung des Dichters kommen, wiewol man andererseits nicht leugnen wird, daß der beiderseitige Stoff eine vorwaltende lyrische Färbung und Haltung unbedingt forderte.

Die Herausgeber der „Bibliothek der Classiker“ scheinen diesen Gang der Ereignisse tief erkannt zu haben, und sie wollten sich das Verdienst nicht nehmen lassen, diesem neuerwachten Geiste zu einer kräftigen Erstarkung emporzuhelfen und sein

Dasein factisch und im Namen ihres Volks anzuerkennen. Und dies, dünkt uns, ist der eigentliche Standpunkt, von dem aus man das gerade jetzt erfolgte Erscheinen der „Iliade“ Homer's auffassen muß. Ein Werk von solchem Gehalte ist für jede Literatur zu jeder Zeit von der größten Wichtigkeit; aber das Auftreten Homer's auf dem Kampfsplatze der böhmischen Poesie gerade in diesem Augenblicke scheint uns eine unabsehbare Reihe der wichtigsten und wohlthätigsten Einwirkungen auf die ganze fernere Entwicklung der tschechischen Literatur anzukündigen. Die böhmische Poesie war bereits in manchen Producten und Producenten von der natürlichen Bahn gar merklich abgewichen, fade, nichts sagende, mit Keimen kimmernde und mit alltäglichen Gedanken spielende Flachheit machte sich neben unnatürlichem, groteskem, oft lächerlichem Pathos und hohler Erhabenheit breit. Nun tritt die unsterbliche Dichtung des Vaters der Poesie mit allem Glanze ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und der so tief poetischen Auffassungswelt des griechischen Bardens mitten unter diese einander entgegengesetzte Elemente! Die Heldensage der Vorzeit, unter den reinen Einflüssen eines ionischen Himmels, aus dem Geiste eines hochbegabten Volks entsprossen, gleichweit entfernt von moderner weiblicher Sentimentalität, sowie von der nebelhaften Romantik der nordischen Poesie, ein Abglanz reiner Menschlichkeit und Humanität, wie sie der schöpferische Menschengeist schafft, — diese eine Kraft muß sie äußern in einer Literatur, welche, gesättigt bis zum Uebermaß an der winterlichen Subjectivität, am Weltkummer, zu dem Niemand einen deutlich erkannten Grund hat, nun auf einmal die absolute Objectivität vereint mit einer so reichen Masse großartiger, erhabener Thesen für Rationalität und Religion darbietet, bei einem Leserkreise, der gewöhnt, bisher nur die Ergänzungen einer empfindsamten Seele, oder die kleinen Ereignisse in der Familie in streng poetischem Gewande dargestellt zu finden, nun auf einmal sich mitten unter die Kämpfe und Heldenthaten eines Heldengehirns versetzt sieht. Das werden die nächsten Wirkungen der „Iliade“ sein. Ihren fernern Einfluß zu verfolgen, kann in d. Bl. nicht unsere Absicht sein.

Die Uebersetzung des Hrn. J. Měkowski wird verschiednen beurtheilt werden. Ihre Form war schon früher aus den mancherlei Proben bekannt, die in den böhmischen Journalen dem Publicum vorgelegt wurden, und hatte sich eine allgemeine Anerkennung erworben. Die böhmische Sprache hat beide Arten von Scandirung, die nach Quantitäten und Position, sowie die nach der Accentuirung. Während die letztere sich mehr in der leichten Poesie geltend machte, zeigte jene ihre antike Würde und Kraft mehr in den ernstern Dichtungen und kam in neuerer Zeit besonders durch Blaazick zu bedeutendem Ansehen, welcher sie nicht nur auf dem wissenschaftlichen Wege mit der ganzen Schärfe seines Geistes und der tiefstingebundenen Kenntniß des tschechischen Sprachgenus vertrat, sondern auch in seinen Uebersetzungen — und er ist hierin allgemein als Meister anerkannt — und freien Dichtungen die ganze Größe der quantitativen Prosodie im hellsten Glanze zeigte. Die alten klassischen Metra, besonders aber der Hexameter und das Distichon, bekamen hierdurch einen kraftvollen, der Antike ganz entsprechenden Klang. Daher entschloß sich denn auch Měkowski, den Hexameter Homer's und die Quantitätenprosodie beizubehalten, und dadurch ist es ihm gelungen, seinem Originale näher zu kommen als irgend eine andere Uebersetzung in den Sprachen Europas, und wie könnten Stellen aufführen, wo der böhmische Text mit dem Original in jeder Beziehung auf gleicher Stufe steht. Man halte das nicht für panslawistischen Patriotismus, sondern frage Kenner darüber, und man wird meine Behauptung bestätigen hören. Freilich sind das nur einzelne Stellen, die der Uebersetzer mit solcher Liebe und solchen Eifer behandelt hat; aber sie beweisen, bis zu welcher Höhe sich die böhmische Sprache zu erheben vermag, wenn sie von der Feder eines gewandten, talentvollen Mannes gehandhabt wird. Der Adel und die Erhabenheit des Ausdrucks bei Hrn. Měkowski übersteigen nicht selten die Erwartung des Lesers.

Die Uebersetzung ist ungemein wortgetreu, ja nicht selten von Wort zu Wort; je mehr dies nun den Leser dem Originale näher führt, desto mehr scheint der Uebersetzer sich bemüht zu haben, getreu zu sein. Wir meinen indess, mit Unrecht und zum Schaden seines Werks. Mit Unrecht will man diesem Werth einer Uebersetzung nur dann beistimmen und erweisen kann, wenn man sie mit dem Originale vergleicht; und da meinen wir, werde Jeder, der zu solch einer Vergleichung befähigt ist, den Homer in der Ursprache doch noch lieber lesen als in einer, wenigstens noch so gelungenen Uebersetzung; und solch ein Streben scheint uns immer eher ein Kunststück als ein Kunstwerk zu Stande bringen zu können. Zum Schaden seines Werks aber hat sich Hr. Měkowski diesem Streben vielleicht allzu sehr hingegeben, weil seine Uebersetzung dadurch einen eigenthümlich fremdartigen Anstrich und eine gewisse Schwere im Ausdruck bekommen hat, welche den Leser bei allem Anstaunen der Wunderdinge, die in und um das heilige Ilion vorgehen, nicht anders als unangenehm berühren kann. Jede Sprache hat ihren eigenthümlichen Typus, der sich in Fügung, Ausdrucksweise und dergleichen für das geübte Auge deutlich beurkundet. Auch die Slawinen haben ihren eigenthümlichen Genus, der sie von allen andern, selbst von dem griechischen unterscheidet, auch wenn man die Ähnlichkeiten beider selbst noch höher hinauf ürgirt, als es Dankowsky in seinem bekannten Buche „Lingua slavica matris graecae erudita filia“ thut. Die Ähnlichkeit beider besteht unserer Meinung nach mehr in der, wenn man so sagen darf, groben Ratur, als in dem Geiste, obgleich sie auch in dieser Hinsicht nächste Verwandte sind.

Die Ausstattung des Buchs ist sehr geschmackvoll und der beigegebene Plan des Kampfplatzes um Troja herum sammt Angabe der Schlachtorte, wie sie in den einzelnen Gesängen vorkommen, sehr dienlich zur deutlichen Vorstellung.

In Bezug auf den Schmuztitel muß bemerkt werden, daß sich ein eigener Verein von Literaten in Prag gebildet hat, welche gesonnen sind, alle klassischen Werke des Auslandes in jeder Kunst und Wissenschaft durch gute, tüchtige Uebersetzungen und in angemessener äußerer Ausstattung in die böhmische Literatur überzupflanzen. Die Herren Staley (eine Gesellschaft, deren Mitglieder alle wissenschaftlichen böhmischen Werke ankaufte) haben ihre Theilnahme für dieses großartige Unternehmen zugesagt. J. P. Jordan.

Literarische Notizen.

Vom Grafen de Saint-Priest, Pair von Frankreich, Gesandten am dänischen Hofe, erschien: „Histoire de la royauté considérée dans ses origines jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe“; vom Marquis Gustav de Gavour: „Fragments philosophiques“; von einem Anonymus ein Buch unter dem Titel: „Rapports entre dieu et l'homme par une personne sans études“, mit dem seltsamen Zufuge: „Ecrit très-extraordinaire et très-sérieux“; von E. Arisren: „Lettres sur la politique des chemins de fer“, mit zwei Karten, darstellend die öffentlichen Arbeiten in Frankreich, Belgien und Deutschland; von E. Allé: „Discours sur la puissance et la ruine de la république de Venise“, früher im Institut vorgelesen; von Ch.arcy: „Aristocratie anglaise, démocratie américaine et libéralité des institutions françaises“ und von Réaury, Pair von Frankreich: „Questions à l'ordre du jour“, worin über die innere politische Verwaltung Frankreichs, über seine criminelle Gesetzgebung, über das in Frankreich geltende System der öffentlichen Erziehung und über die Anwendung der Todesstrafe gesprochen wird.

Potton, Arzt an einem lyoner Hospital, gab heraus: „De la prostitution et de ses conséquences dans les grandes villes, dans la ville de Lyon en particulier; de son influence sur la santé, le bien-être, les habitudes de travail de la population.“ 2.

Freitag,

Nr. 161.

10. Juni 1842.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerverleben in Kur-, Liv- und Esthland. Von J. G. Kohl. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Von Dorpat bis Narwa malt uns der Verf. eine russische Winterreise in seiner geschickten, anziehenden Art. Es ist nicht möglich, für diese Reiseart, im rohen Schlitten von Birkenholz, mit Matten gedeckt und mit buntem Teppich ausgeschlagen, den man für wenige Thaler kauft und nach gemachter Reise zerschlägt und verbrennt, durch unabsehbare Schneefelder, über Flüsse und Seen hinweg, die Gräfte — Uchabui — hinab, die steilen Ugrabui hinauf, durch schneehelle Nächte, bei 18 Grad Kälte — mehr Interesse zu erregen, als ihm gelingt. Am Peipussee betritt er das erste russische Fischerdorf, dessen Keilichkeit und Ordnung scharf gegen die esthnische Unsauberkeit abstach. Es ist sonderbar, daß, so gering auch die russische Bevölkerung in den Ostseeprovinzen ist, alle Fischer, Gärtner und Fuhrleute doch Russen sind. Am Peipus hauset die schlimmste Race der russischen Bären; in Kurland gibt es deren nicht mehr; in Livland und Esthland sind sie dagegen häufig, obgleich weit weniger gefürchtet als der Wolf. Von diesem Thiere liefert der Verf. eine Statistik, die die Existenz von wenigstens einer Million Wölfe im russischen Reiche nachweist, von welchen gegen 3000 allein auf Livland kommen. Narwa trägt noch ganz den deutschen reichstädtischen Charakter, der sich von dem russischen so sehr unterscheidet, und gleicht einem Quartier Rigas. Der Ort mit 5000 Einwohnern ist klein, aber schön und merkwürdig; er war der Vorposten des deutschen Bürgerthums gegen die russischen Einfälle. Auf der andern Seite der Narowa, höchstens 200 Schritt ab, liegt Zwangrood, die feindliche Russenveste; wie diese zwei „Duellanten überm Schnupstuch“ so lange sich anschauen konnten, ohne sich zu vernichten, begreift man kaum. Narwas Handel ist neuerdings fast vernichtet und reducirt sich auf höchstens 50 Schiffe jährlich. Schön ist der Doppelwasserfall der Narowa, 1 1/2 Werst von der Stadt, der jetzt wie eine Krystallburg, wie eine Brücke von Eissäulen erschien. Mit Narwa endet das deutsche Wesen des Ostseelandes; jenseit der Narowa betreten wir das Gebiet der alten Ingeren und Samen. (Ingermanland,

das petersburger Gouvernement officiell genannt), wo sich ganz andere Anschauungen darbieten.

Der Verf. läßt nun eine Reihe werthvoller statistischer Angaben aus diesen Ländern, wo der Deutsche als Herr, der Lette und Esthe als Knecht und der Russe als Fremdling erscheint, folgen, die wir übergehen müssen. Nur so viel sei bemerkt, daß der Handel der deutschen Ostseehäfen etwa ein Siebentel des gesammten russischen Handelslebens in sich faßt und ein Capital von 74 Millionen Rubel beschäftigt, während sämmtliche russische Handelsplätze 543 Millionen Rubel umsetzen. Die lettischen Naturansichten, die Schilderung der Sümpfe und der hier noch anzutreffenden Urwälder, in welchen das Elenthier zu Hause ist, in Heerden zu 50 Köpfen, die Cerres dieser Länder, die Güter der deutschen Herren und die der Pastoren, die der Esthe und Lette gleichfalls als „gnädige Lehrer“ (zemiga mazitais) verehrt, Volksfeste und Ackerkultur und Anderes müssen wir übergehen. Im J. 1840 betrug die Bevölkerung Kurlands 507,265 Einwohner, die Esthlands 320,000, die aller drei Provinzen 1 1/2 Millionen, von 700 — 1000 auf die Quadratmeile. Überblicken wir diese Bevölkerung ihrer Abstammung nach, so finden wir den Letten und Esthen als Ackerbauer, den Deutschen als güterbesitzenden Adel, Geistlichen, Literat, Kaufmann und Künstler, den Russen als Speculant, Krämer, Kärner in den Vorstädten, oder als Douanier und Soldat, gemischt mit dem Juden, als Wirth und kleinen Handwerker, in dem Verhältniß von 900 Letten und Esthen unter 1000, 50 Deutschen, 20 Russen, 15 Schweden und 15 Juden hier sesshaft.

Der zweite Theil dieses Werks ist dem innern, geistigen Volksleben gewidmet. Ein Land, in dem die so verschiedenen Nationalitäten eines alten scythischen Urstammes mit dem germanischen und endlich mit der jüngern russischen (slawischen) Nationalität zusammentreffen, hätte schon längst ein gründliches Studium der Ethnographen und Geschichtsforscher verdient; allein während die eifrigsten Forschungen auf Landschaften verwendet wurden, wo die romanische Cultur mit der celtischen oder cimbrischen zusammentraf, bekümmerte sich Niemand um diese gewiß nicht minder interessante Begegnung der deutschen Cultur mit der eines Urstammes, der gewiß einst im Besiz des größten Theils von Nordeuropa stand und dessen nähere

Erforschung zu den seltensten und anziehendsten historischen Einblicken führen konnte. Dies ist so wahr, daß die beitemmte größte Anzahl der Reisenden durch die Disteprovinzen gar nicht einmal ahnet, welch ein Schatz von uralt-nordischer Volksthumlichkeit sich hier hinter Wäldern und Sanddünen verbirgt. Der Verf. hat das Verdienst, auf diesen Schatz nicht etwa bloß aufmerksam gemacht, sondern zugleich das größere Verdienst, ihn erforscht und gehoben zu haben. In der That, die gelehrte Welt ist ihm Dank schuldig. Er läßt uns wenig Zweifel übrig, welche Stelle diesen anziehenden Volksstämmen in der Völkerfamilie gebührt, und das Dunkel, welches die Urgeschichte des europäischen Nordens deckt, fängt an unter seiner kunstgerechten Hand sich auf unerwartete Art zu lichten und zu zerstreuen. Es ist schon früher gesagt, daß die jetzt so dicht und im Ganzen so friedlich nebeneinanderwohnenden Stämme der Letten und Esten zwei ganz gesonderten, nicht im entferntesten verwandten Volksstämmen angehören, deren Sitten, Sprachen, Geist- und Körperbildung nichts Gemeinsames darbieten. Ein räthselhaftes Gebild ist der jetzige, fast vergessene, doch noch über 2 Millionen Seelen starke, zwischen germanischen, slawischen und finnischen Volksstämmen eingeklemmte Stamm der Lithauer, Letten im Nemenlande, mit keinem europäischen verschwistert und seine Blutsfreunde nur fern am Fuße der Dnawalaghihi wiederfindend. Esmi (ich bin) sagt der Lithauer, asmi (ich bin) sagt der Himalajabewohner; eimi (ich wandle) heißt es an der Ostsee, aimi (ich gehe) in Indien; Diwas (Gott) tönt's am Nienmen und Daiwas (Gott) am Ganges. Der ganze Bau der lettischen Sprache verkündet klar den der sanskritischen Sprachformen und es soll nicht schwer fallen, noch jetzt ganze Lebensarten völlig mit lettisch-sanskritischen Worten wiederzugeben. Die eigenthümliche Priesterverfassung und Priesterregierung der alten Lithauer und Preußen weist andererseits auf eine unmittelbare indische Abstammung hin und viele einzelne Sittenzüge belegen mehr und mehr diese directe Herkunft. In zwei große Stämme getheilt, so muß man annehmen, als Letten (Latwaesche) und Lithauer (Lectis), welchen die untergegangenen Preußen (Pruhsis) angehörten, drangen diese Stämme von Süden her in das Nordland vor, das sie von der finnischen Völkerfamilie der Esten besetzt fanden. Dieser schwächere, unkriegerrische und wahrscheinlich sehr zerstreute Stamm ward von ihnen nach Norden hinaufgedrängt und räumte ihnen ihre jetzigen Sitze am Nienmen und der Düna ein. Ihre Blüthenzeit fällt in das 14. Jahrhundert, wo lithauische Heere von Kiew und am schwarzen Meere mit den Russen kämpften, und die Namen Gedemin, Digherd und Jagiel (Jagello) in ganz Europa bekannt waren, bis sie endlich dem Eisenarm der deutschen Schwertritter erlagen. Mit wahrhaft wissenschaftlichem Geist ist der Abschnitt „Mythologie der Letten“ geschrieben und lehrreich in mehr als einer Beziehung; denn der mythologische Glaube alter Völker wird nur zu oft, selbst von Männern der Wissenschaft, ganz falsch aufgefaßt. Bei einem Volke von so ungemeiner und hervorragender Kunstanlage wie die Grie-

chen ist es begreiflich, daß auch seine geistigen Vorstellungen von der Gottheit bald sinnlichen Bestand annahmen und in plastischen Formen ausgingen. Bei den nordischen Völkern, bei den Letten z. B., war dies anders. Ihre Götter blieben dunkle Gebilde der Phantasie; sie gewannen nichts Persönliches, keine Gestalt und keine Tempel. Es ist daher sehr die Frage, ob die vorchristlichen Letten jemals in andern Sinne von der Erdmutter oder von Perkunhos sprachen, als es noch heute geschieht, wenn sie beim Rollen des Donners sagen: „Perkunhos glüht“, oder bei einer zu Boden gefallenem Nadel: „Erdmutter, gib mir meine Nadel wieder!“ Jetzt sind solche Äußerungen noch immer etwas mehr als bloße Redensart, und ehemals mögen sie auch eben nicht viel mehr gewesen sein.

Dieser Satz ist äußerst inhaltschwer und er ist richtig und wahr für alle nordische Volksmythologie, auch für die skandinavische. Die Letten dachten sich den obersten Gott Dewo (Deus), wie alle Völker auf dieser Culturstufe, als einen mächtigen, reichen Herrn, der allen Überfluß in seinem Gewahrsam hatte und davon dem Menschen nach seinem Willen zukommen ließ. Sie sprechen von ihrer Habe daher gern als Gottesgabe, Gottes Pfand, Gottes Söhne u. Nach dem alten Vater (wezis Tāws), waren Perkunhos, Trimpus und Pikulis (der Donner-, Wasser- und Erdgott) mächtige Götter. Der Perkunhos-Dienst hatte im Walde zu Romowe in Preußen seinen Hauptsitz. Man nannte ihn auch Debbes Bumgoteis (den Himmelspaukenschläger). Seine Gemahlin war die Pflegerin der Sonne; Trimpus der Wasser- und Antrimpus der Meerergott waren auch die Götter des Erntens. Die Verehrung des Gottes der Freude: Ligho, war sehr verbreitet und noch jetzt ist: Ligho, ligho der lettische Freudenruf; die Schaukel (lighot) hat von ihm den Namen. Johds war der finstere Kriegsgott (Fohda im Sanskrit: Krieger), Pergrubhis der Knospenhüter, der Gott des Frühlings, Salwika der Erwecker, Gott der Sumpfe, Pekkols Gott der Nacht, Semnaks der Sturmgott, Kuhma Gott der Festgelage u.; Laima maminja, noch jetzt häufig besungen, war die Göttin des Schicksals; Semmes mahte (Erdmutter) wird noch häufig angerufen, Verlorenes wieder zu bringen; Sauce (die Sonne) wird auch noch angerufen, und in Märchen spielen ihre goldenen Pferdchen, die sie in Anstruma (Morgenland) hält, eine Rolle. In dem kindlichen Sinne des Letten hat er Schutzgötter für Alles, für kleine Kinder die Göttin Dehkla, für Mäuse u. die Prehkina, für die Bienen den Urinsch, für das Haus den Mahjaskann, für den Rehrich selbst die Mehla Bahba. Überall in Feld, Wald und Sumpf gibt es noch jetzt für den Letten zahllose gute und böse Geister und kein Wasservirbel ist ohne einen solchen.

Wir haben über diesen Abschnitt sorgfältiger berichtet, weil er einen Blick in die Tiefen dieses Volkslebens gewährt und zugleich ein Zeugniß von dem Eindringen des Verf. in eine solche Materie. Der Lette, von Natur anstellig, gewandt, bildsam und voller Anlage, ist vorzugs-

weise eine poetische Natur, mehr friedsam und milder als charakteristisch, obgleich nicht ohne Freiheitsinn. Er ist, wie Sklaven immer sind, versteckt, zur Lüge und zum Diebstahl geneigt. Uralte sind seine noch heute geübten Gebräuche. Der Grieche Pytheas citirt mit Verwunderung die großen Trockenhäuser für Getreide an dieser Küste; diese großen Tonnen, Rigen, fielen 1500 Jahre später den Deutschen auf und bilden noch heute eine Besonderheit dieses Landes, die sogar seiner Hauptstadt den Namen gab. Seine Gebräuche bei Hochzeiten, Begräbnissen u. sind uralte, und uralte sind die Lieder, die dabei gesungen werden, ebenso ist seine illiputische Einrichtung des Hauses, das in hundert kleine Räume zerfällt, sehr alt. Der Reichthum und die Feinheiten der Sprache geben stets den besten Maßstab für die Entwicklungsstufe eines Volks. Die der Letten steht gewiß seit einem halben Jahrtausend auf derselben Höhe und muß daher, mit dem damaligen Europa verglichen, nicht unbedeutend gewesen sein. In allem Äußerlichen herrscht in ihr ein ungemeiner Reichthum; die Verwandtschaftsgrade z. B., welche wir gar nicht mehr bezeichnen, haben bei den Letten noch besondere Bezeichnungen; wo wir nur Nichte und Nefte haben, hat der Lette noch Brahletis (Brudersohn), Mehseus (Schwesterohn), Dewerens (Mannesbrudersohn), Swainens (Weibesbrudersohn), Brahlene (Bruderstochter), Mahsene (Schwesterstochter), Deeverene (Mannesbruderstochter), Swainene (Weibesbruderstochter) u. Für das Geschrei der Thiere sind seine Ausdrücke zahllos, wie für alle Natureute; für unser Brüllen hat er, je nachdem er vom Löwen, Ochsen oder Kuh spricht: ruhkt, mauroht und blaut; für Summen der Insekten: spindelcht, duhkt; für das Getöse des Windes: brahadeht; schalkt, wenn er durch Bäume geht; tschurgsteht, wenn er auf Wasser trifft; dahdoht, wenn er im Schiff pfeift; smildseht u. Für Knarren und Knattern hat er: grabbeht, tschabbeth, tschaksteht, tschilkoht, tschingsteht, tschirsteht, horsiht, barsiht u. Diesem ungemeinen Reichthum gegenüber steht die Armuth für geistige Zustände; für Geist, Seele, Wille, Verstand, Gemüth, Begierde, Muth, Gewissen hat er nur einziges Wort, prahts, das noch obenein auch die Sinne bedeutet. Bearbeitet ist die Sprache, besonders durch Deutsche in Volksschriften, wo denn die Wendungen natürlich viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren haben. Die Erlernung des Lettischen ist schwierig. An Sprüchwörtern wie an Liedern ist vielleicht kein Volk reicher als die Letten. Älter und jeder sprachliche Ausdruck bei diesem Völkchen nimmt sogleich einen poetischen Charakter an; die Klagen des Landmanns, der uns seine Noth schildert, klingen sofort wie ein Stück aus dem Hohenliede oder Job. Bei uns ist die Volksmusik verstummt und unsere östlichen Nachbarn nennen uns nicht ohne Ursach Njemtzai, die Stummen; oder wo ihre Productivität irgend noch auftaucht, da bemächtigt sich ihrer sogleich die Cultur und entfremdet sie schnell ihrem heimatlichen Boden; nirgend in Deutschland, außer hier und da in Schwaben und auf den Alpen, findet sich noch eine Spur von Volkspoesie.

(Hier ist der Verf. wol im Irrthum.) Bei den Letten ist dies gerade umgekehrt; das ganze Volk singt und dichtet ohne Unterlaß und es ist das Charakteristische der lettischen Volkspoesie, daß sie keineswegs durch einzelne Talente fortgebildet wird, sondern durch das Volk in Masse. Jeder Lette macht Verse und Lieder und singt sie, das Lied dringt ihm aus der Kehle wie der Lerche. Der Geist der lettischen Volkspoesie ist ein lyrisch-idyllischer im Einklang mit dem milden, fried samen, schalkhaften Charakter dieses Volks. Es ist merkwürdig, daß sich auch nicht eine Spur eines Kriegsgefanges und aus den Zeiten der deutschen Eroberung nicht eine Schilderung etwa eines eisengepanzten Ritters, dessen Erscheinung doch einen so großen Eindruck machen mußte, vorfindet, obgleich viel ältere Lieder erhalten sind. Neben dem lyrischen ist es das Element des Sinngebichts, das sich besonders häufig und ausgebildet zeigt; Frühlingslieder, Liebeslieder und mythologische Lieder sind in unberechenbarer Anzahl — ein Pastor besaß davon eine Sammlung von 2000 — vorhanden.

(Der Beschluß folgt.)

Europas bevorstehende politische Verwerfung gleich jener frühern Asiens und der übrigen Welttheile. Als nothwendige Folge der Nichtübereinstimmung aller bisherigen Staatshaushaltungen mit der göttlichen Staatslehre. Ein wohlthätiges Warnungsbuch für weise Regierungen und unsinnige Demokraten. Erster Theil. Aarau, Sauerländer. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir haben uns in der Vorstellung, die wir uns von dem Inhalte dieses Buchs nach seinem etwas langen und anspruchsvollen Titel gemacht hatten, getäuscht gefunden. Denn wir glaubten darin die „bevorstehende Verwerfung Europas“ näher nachgewiesen und genauer, ihrem besondern Verlaufe nach, erörtert zu finden, haben aber statt dessen eine Philosophie der Politik in demselben angelegt gefunden, mit der wir uns, so weit sie uns in dem Buche des ungenannten Verfassers bis jetzt vorliegt, nicht einverstanden erklären können. Die lange Einleitung: „Von dem Zwecke Gottes mit dem Menschengeschlechte überhaupt und den Staatsgesellschaften insbesondere“, enthält eine Darlegung und Entwicklung der philosophischen Ansichten, Meinungen und Principien des Verf. im Allgemeinen. Sind diese auch im Ganzen verständlich und das Ergebnis eines ernstlichen Nachdenkens, so können wir ihnen doch unmöglich das Prädicat weder einer tiefen und gründlichen philosophischen Auffassung, noch das einer scharfen und klaren logischen Entwicklung und Anordnung zugesprechen, noch endlich uns im Wesentlichen mit demselben einverstanden erklären. Es würde jedoch für den Zweck d. Bl. zu weit führen, wenn wir uns auf eine genauere und gründlichere Beleuchtung und Widerlegung derselben einlassen wollten, und wir müssen uns daher nothwendig auf einige allgemeine Andeutungen und Bemerkungen beschränken.

So können wir dem Verf., um nur einen wichtigen und wesentlichen Punkt herauszuheben, nicht zugestehen, daß es einzig und allein die Vernunft sei, die dem Menschen vom Thiere unterscheidet und die Menschheit zu einer besondern und höhern Wesenart macht, auch müssen wir von unserm Standpunkte aus bestimmt gegen den Begriff von besondern Seelenvermögen protestiren, indem es in dem in sich schlechthin einzigen Menschengesichte nicht verschiedene und besondere Seelenvermögen geben kann, sondern die verschiedenen Richtungen seines Thätigseins und Wirkens nur formal voneinander verschied-

den sein können. Das, was den Menschen als Mensch vom Thiere unterscheidet und zum Menschen macht, ist nun nicht so wol die Vernunft, denn ein analogon rationis hat man jederzeit auch den höhern Thiergattungen zugestanden, sondern die Bewusstseinsfähigkeit, die dem Thiere gänzlich fehlt. Daß der Mensch Bewusstseinsfähigkeit und Bewusstsein hat, macht ihn zu einer besondern und höhern, von dem Thiergeistlichste specifisch unterscheidenden Wesengattung. Erklärt der Verf., die Religion, oder die Wissenschaft von Gott und der Bestimmung des Menschen für eine Wissenschaft, die die Menschen ihrer Vernunft zu danken haben" (S. 26), so können wir ihm auch dieses nicht zugeben, indem das Wissen von Gottes Wesen und seinem Verhältniß zu Welt und Menschheit beidem die Sorgen des menschlichen Vernunftbegriffs und des menschlichen Vernunftvermögens übersteigt und einzig und allein nur im Glauben und mittels des Glaubens, der seine Begründung und gewissermaßen seinen Ab- und Beschluß in der göttlichen Offenbarung hat und findet, erstet werden kann.

Das Buch selbst nun anlangend, das zwei Abtheilungen in sich besaß (erstens von den Hauptbedingungen eines vollkommenen Staatshaushalts, und zweitens von der vollkommenen Organisation eines Staats), so ist darin gleichsam eine Philosophie vom Staate aufgestellt und entwickelt, die in der That einen sehr großen Reichthum von wohlgemeinten, verständigen, wahren und beherzigungswerthen Ansichten und Betrachtungen über den Zweck, das innere Wesen und die wahren Bedürfnisse eines vollkommenen und wohlregierten Staats enthält, mit denen wir uns wol befreunden und für einverstanden erklären möchten; aber auch hier macht sich der Mangel einer streng wissenschaftlichen und logischen Auffassung und Erörterung der Idee vom Staate recht klar bemerkbar. Überhaupt will uns bedünken, daß der Verf. keinen bestimmten Standpunkt einnimmt; oder vielmehr es will uns nicht bloß so bedünken, es ist auch wirklich so, indem der Verf. in seiner Erörterung weder entschieden von dem rein theoretischen Standpunkte, noch entschieden von dem rein praktischen und historischen Standpunkte ausgeht. Die bevorstehende Verwerfung Europas sucht und setzt er nun offenbar darin, daß sich in dem innern Zustande, in der Organisation, Verfassung und Verwaltung sämtlicher europäischer Staaten auch nicht die leiseste und entfernteste Spur von einer Übereinstimmung mit dem von ihm entworfenen Ideal eines vollkommenen Staats oder einer Annäherung an dasselbe entdecken läßt.

Müssen wir es einerseits an dem ungenannten Verf. achten, daß er, seiner Vorrede nach zu schließen, ein alter und langjähriger Staatsbeamter ist, den philosophischen Theorien über den Staat noch so viel Zeit, Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt hat, wie sein Buch auf eine höchst achtbare Weise Zeugniß gibt, so müssen wir uns andererseits doch auch gar sehr wundern, daß es so wenig des praktisch Ausführbaren enthält, sodaß, wenn nur durch Einführung der von dem Verf. gemachten Vorschläge und durch Befolgung des von ihm vorgezeichneten Weges die von ihm befürchtete bevorstehende Verwerfung Europas abgewendet werden kann, dieses traurige Loos schwerlich von Europa abgewendet werden dürfte. 73.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

In der vom Pastor B. S. Schneid zu Chomersburg in Pennsylvania unter dem Titel „Christliche Zeitschrift“ herausgegebenen religiösen Zeitung wird der Beschluß einer Synode in Bezug auf Unmäßigkeit im Genuß berausender Getränke mitgetheilt, worin zugleich den Geistlichen die Verpflichtung auferlegt wird, über diesen Gegenstand nicht nur Predigten zu

halten, sondern auch in Zukunft keinen Verkäufer geistiger Getränke in die Kirche aufzunehmen. Dagegen wird in mehreren deutsch-amerikanischen Blättern, unter Anderm in den zu New-York erscheinenden „Centres-Berichten“ (vom 18. Juni) und in der von Besseltödt in Philadelphia herausgegebenen Wochenzeitschrift „Die alte und neue Welt“ (vom 26. Juni) sehr gerispiert. Das letztere Blatt bemerkt: „Prediger und andere Volkslehrer haben seit jeher gegen den unmäßigen Genuß geistiger Getränke mit Recht gesprochen. Unmäßigkeit in irgend einer Art von Genuß ist ein Laster, aber selbst mäßigen Genuß zu untersagen, ist Thorheit. Der Stifter der christlichen Religion hielt es nicht für entbehrend, sich am Tische niederzulassen, an dem Wein genossen wurde. Der Apostel Paulus empfiehlt in seinem Besche an Timotheus den Genuß des Weines. Luther war, wie aus vielen Stellen seiner Schriften hervorgeht, kein Verächter des edeln Lebenssaftes und jetzt stehen aberwärtige Theologen im Bunde mit religiösen Schwärmern auf und wollen selbst den Verkäufern von geistigen Getränken den Eintritt in die Kirche und dadurch in den Himmel verammeln. Ihr armen Schenk-wirthe und Weinhändler, wie wollt ihr jetzt in den Himmel gelangen? Wenn ihr noch so sehr doppelte Kreide verschmähst, noch so wenig Wasser unter den Wein mischt und nie mehr als 100 Procent auf eure Waare schlägt, in die Kirche werdet ihr doch nicht zugelassen und in den Himmel könnt ihr auch nicht kommen; denn die Herren Heiligen wollen es nicht zugeben!“

Die jüngste, im vorigen Monat Mai bernidigte Session der Legislatur des Staates Alabama hat unter Anderm das Strafgesetzbuch dieses Staates einer Revision unterworfen. Die wichtigsten Abänderungen, welche getroffen worden sind, betreffen hauptsächlich die Todesstrafe. Nur das Verbrechen des Mordes im ersten Grade (wohlüberlegter Mord) kann künftig möglicherweise mit dem Tode bestraft werden. Aber selbst in diesem Falle steht es den Gerichten frei, statt der Todesstrafe auf Einsperrung im Zuchthause für Lebenszeit zu erkennen. Wer jemanden im Duell tödtet, ist des Mordes im zweiten Grade schuldig und wird mit zehnjähriger Einsperrung im Zuchthause bestraft. Wer eine Herausforderung zu einem Duell erläßt, annimmt oder wesentlich beistellt, soll dadurch für unfähig gelten, ein öffentliches Amt zu bekleiden, und wird außerdem mit zweijähriger Zuchthausstrafe belegt. Im Ganzen sind für 42 Arten von Verbrechen Zuchthausstrafen festgesetzt, die sich auf die Dauer von 2–50 Jahre erstrecken können.

Das newyorker „Journal of commerce“ macht Nachrichten aus dem Staate Illinois bekannt, wornach dort eine große Anfechtung gegen die Sekte der Mormonen herrscht und dieselbe selbst wahrscheinlich das nämliche Schicksal haben wird wie im Staate Missouri, aus dem sie von den Einwohnern vertrieben worden ist. Sie haben neulich Besitz von einem Strich Landes von 120,000 Acren auf dem Gebiet von Illinois ergriffen, das sie von den Indianern erkaufen und unter sich vertheilt haben. Ihr Hauptapostel J. Smith behauptet, daß ihm vom Schöpfer selbst ein Recht auf diesen Landstrich verliehen sei. Martin Harris, der gegen die Lehren der Mormonen öffentliche Reden gehalten, wurde neulich ermordet gefunden und man legt jenen Fanatikern auch diese That zur Last.

Der „Boston Transcript“ erzählt, daß die in den Fabriken zu Waco arbeitenden zahlreichen Frauenzimmer kürzlich mit den Inhabern dieser Fabriken in Uneinigkeit gerietten, weil ihr Lohn herabgesetzt werden sollte. Sie zogen, über 500 an der Zahl, mit Musik und fliegenden Fahnen in der Stadt umher und endlich nach dem Versammlungshause der Baptisten, woselbst sie Beamte, d. i. Beamtinnen aus ihrer Mitte erwählten und eine Reihe von Beschlüssen faßten, worin sie ihre Beschwerden begründeten. 13.

Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kurz-, Liv- und Esthland. Von J. G. Kohl. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 161.)

Welche Innigkeit und Zartheit und welcher poetische Hauch den lettischen Liedern beirohnt, mögen einige wenige Proben zeigen.

Mit einer Blume rühre ich mein Boot
Meiner Geliebten entgegen;
Und meine Geliebte, als Blume
Kommt blühend mir entgegen —

singt ein lettischer Naturdichter. Oder:

In den Krieg hingehend
Werf mein Weib ich in die Eide;
Keiner ist, der um mich weinet,
Weine denn, du grüne Eide.

Oder es klagt ein Waisenknaabe:

Mitten im blinkenden See
Erhebt ein weißer Berg sich.
Auf dem Berge, auf dem Berglein
Steht ein grüner Eichbaum.
Und ich Armer schwamm hinüber
Und umfaßt ihn mit den Armen.
Willst du nicht, o lieber Eichbaum,
In den Vater dich verwandeln?
Werden diese grünen Äste
Nicht zu weißen Händen werden?
Werden diese grünen Blätter
Nicht zu Liebesworten werden?

Oder:

Frisch, frisch ist die Morgenluft,
Roth, roth ist die aufgehende Sonne.
Gleich dieser ist der Kuß
Von den Lippen der Lieblichen.

Von den schallhaften Liedern sind einige auch schon in Deutschland bekannt, z. B. des Wolfes Hochzeit. Die Spottlieder nehmen meistens die deutschen Herren zum Gegenstand; der Hochzeit-, Klage- und Todtenlieder gibt es unzählige und zum Theil uralte. Folgende Probe mag eine Vorstellung von dem Scherzliebe geben:

Hinter dem Hügel säte ich die Gerste,
Damit der Hopfen sie nicht sähe;
Doch ein kluger Mann ist der Hopfen,
Steigt auf den Baum, um hinüber zu schauen.

Fragen wir nun, wer denn die Dichter dieser zahlreichen Lieder sind, so ist darauf nur zu antworten: der sie

singt, das Volk. In den Spinnstuben sitzen die Mädchen beisammen und singen; bei manchen Feldarbeitern singen die Weiber; die kleinen Hirtenknaben und Mädchen finden sich zusammen und singen — dies sind die Erfinder dieser Lieder. Gewöhnlich beginnt einer aus dem Chor und singt einen bekannten Vers, den alle mit einem langausstöhnenden „Oh“ schließen; kaum hat dies „Oh“ sich verloren, so singt ein Anderer einen ähnlichen Vers und so entstehen diese Gesänge. Ihre Gesangsweise ist stets melancholisch; der Reim fehlt ihnen fast ganz; die rhythmische Bewegung, jambisch oder trochäisch, bisweilen auch daktylisch wird jedoch streng festgehalten. Es ist nur noch übrig, von dem Klang der Sprache eine Vorstellung zu geben, und dies mag folgende Probe eines Liebesliedes thun.

Sweineks! sweineeks, zelloes aukaša

Es tew' dohschu mannu saktin,
Mannu selta gredsenu
Dohd man sweineeks tawa laiwu,
Juhra druxin lihgatees . . .

Bater, Mutter, lebet wohl,
Nimmer lebtest ihr mich wieder!
Nimmermehr schaut ihr mich wieder!
Mond und Sterne, gute Nacht,
Nimmer strahlet ihr mir wieder.

Sapni manni aizihnahji
Deena, tawu lihawinnu
Redsi jau es nahku, nahku!

Nächtlich winktest du mir, du,
Niestest bei Tage: Liebchen, Liebchen!
Sieh' ich komm', ich komme schon.

Hier müssen wir enden, um uns den Feinden der Letten, den Esthen, jener zweiten, von dem Verf. nicht minder gründlich erforschten Nationalität, zuzuwenden.

Die Esthen, den Letten ganz fremd, gehören der großen finnischen Völkerfamilie an, der schon Tacitus eine mira feritas (wunderbare Wildheit) zuschreibt. Sie selbst haben seltsamerweise keinen Volksnamen für sich und nennen sich nur Tallopoig (Sohn der Erde), oder Maamees (Mann des Landes); die Letten nennen sie Iggau-nis (Vertriebene), zum Beweise, daß sie selbst ihre frühern Sitze einnehmen. Ihr Volkscharakter ist rauh, schroff, wild; Falschheit und Trägheit, Schmutz und Dieberei sind ihre Nationalfehler; so höflich Russen und Letten untereinander sind, so wenig sind es die Esthen, sie

grüßen sich nie; ihre Apathie ist sprichwörtlich; in seiner Häuslichkeit zeigt der Esthe nicht den geringsten Sinn für Ausschmückung und Verschönerung; der mongolische Grundzug ist physisch und moralisch bei ihm nicht zu verkennen. Wunderbar ist es, ein solches Volk im Besitz einer solchen poetischen Anlage und einer feltamen Aingenden, aber höchst wohltonenden Sprache anzutreffen, die obenein stets mit einem gewissen stolzen Pathos und vieler Grandezza gesprochen wird. Als einst über den Wohl laut der Sprachen gestritten ward, citirte ein russischer Gesandter mit vollem Pathos folgende esthnische Lebensart: „Pois tsaida tassa iilla tsälla“ und gab zu rathen, was sie wol bedeutete; sie heißt: „Bursche, fahre langsam über die Brücke.“ Die Mythologie der Esthen bietet nach dem alten Vater (wanna Ott) den Gott Thor dar, dem auch Wälder geweiht waren. Ist dies der nordische germanische Thor? Darüber unterrichtet der Verf. uns nicht. Die liebliche Göttin Ainemoina stößte Kleber ein, Ilmarine war die Friedensgöttin, wie die des schönen Wetters. Sie hatten einen Gott für jede Feldfrucht: Rangotens für den Roggen, Pellopekko für die Gerste, Wierankannos für den Hafer u. s. w.; Kondos für die Wälder, Kauke für den Donner; Erdgeister: Mahinen, und eine Herrschaft der Priester: Wanems, heilige Orte, Höhlen, Wälder, Hügel, die noch jetzt verehrt werden.

An poetischen Ergüssen sind die Esthen kaum ärmer als die Letten; ja, ihre Sprache erscheint selbst gebildeter in mancher Beziehung als die der Estern und mit überwiegender Neigung zu bildlichem Ausdruck. Das finnische Gedicht „Kalwela“ stellt sogar eine Art Kunstpoesie dar, die alle Achtung einflößt. Die esthnischen Kleber haben den Reim angenommen und ausgebildet, z. B.:

Tio tasa neja elda,
Olli armas minnoléh.
Pea oidsis, pea nerdsais.
Nerdsais jaudis saurmaléh.
Tio war sanft und leutselig,
Und sie war mir lieb.
Schnell sie blühte, rasch sie welkte,
Welkte, ach! und starb.

nach einem ganz bekannten Schema. In den Liebes-, Hochzeit-, Abschied- und Frühlingsliedern herrscht, ungeachtet der sprachlichen Verschiedenheit, viel Ideenverwandtschaft mit den lettischen Liedern, nur daß diese im Esthnischen ungemein sanft und schwärmerisch klingen, z. B.:

Laula, laula, sankenne,
Ligo, linno kelekenne,
Moelgu, marja melekenne,
Illutse, süddamikenno!
Kül saad aieka olla waida,
Kül saad alla mueta mulla
Walgo laudade wahhele,
Känna kirsto keekoelle.

Singe, singe, du mein Rübchen,
Zwitschere du, mein Vögelzünglein,
Lieb' und lobe, Sinn, mein Berrlein,
Well' in Waune, du mein Herzlein!
Schweigen wirft du schon ein! müssen,
Wenn du unter schwarzer Erde
Weilst zwischen weißen Brüdern
In des schönen Scherines Mitten.

Denen, die den Wohl laut in den Vocalen suchen, muß die esthnische poetische Sprache volles Genüge leisten. Die Esthen sind ferner reich an poetischen Sagen. Sie besitzen deren vom Entstehen des Embachs, vom Kochen der Sprachen, Wannemums's Gesang, der auch in Graf Maten's Dichtungen vorkommt, die ebenso originell als poetisch sind. Nicht minder sind dies die Räthsel, an denen die Esthen ungemein reich sind und die einen zum Sinnen und Grübeln geneigten Volksgeist verkünden. J. B. Welches ist das schwerste Holz? Der Bettelstab. Ober: König, Edelmann und Bauer speisen davon und doch kommt es nicht auf ihre Tafel? Die Muttermilch! Ober: Oben eine Seele, unten eine Seele und in der Mitte ein Leber? Reiter, Pferd und Sattel.

Viel des Lehrreichen berichten die Abschnitte über Leibeigenschaft und neue Freiheit, jetzige Cultur, Verdeutschung der Letten und Esthen, das Lutherthum und die griechische Kirche, welche zum Theil jetzt schwebende Streitfragen in ein helles Licht setzen.

Über die allmälige Russificirung und die Verdrängung des deutschen Elements in diesen Provinzen sagt der Verf. nicht viel Tröstliches, doch zeigt er uns, daß der Proceß nur langsam vor sich geht und daß der deutsche Geist an der Dfssee noch viele und starke Widerstandsmittel besitzt, um nicht sobald zu erliegen. Im Grunde der Seele deutsch, schreiten diese Provinzen jedoch der Entnationalisirung durch das Slawenthum entgegen; in Kurland am wenigsten, mehr in Livland, am meisten in Esthland. Hoffen aber mögen wir, daß alle drei noch lange Zeit mit Liebe, wenn auch nicht an dem deutschen Bundesstaate, doch an dem deutschen Mutterstamme hängen werden!

Über die baltische Mundart berichtet der Verf. Manches, das uns unrichtig erschienen ist. Er zieht vielfach in das besondere Dfssee-Idiom hinüber, was dem ganzen Norden Deutschlands angehört und was sich z. B. in Schlesien ganz ebenso wiederfindet. Hier, scheint es, fehlten ihm die Mittel zu sichern Studien. Angiehend sind die Capitel über Dfssee-Alterthümer, die er zum Theil auf die in der Schmiedekunst erfahrenen Aschuden (Vorfahren der Esthen), zum Theil auf die Standsnavier zurückführt. Im Glauben dieser Völker fehlt es nicht an alten Jahreszahlen, wie König Veticos Reich, gleich nach der Sündflut und König Erotho, 3000 Jahr vor Christo u. s. w. Den Beschluß machen Blide auf Finnland, das Deutschthum daselbst, eine Schilderung der Finnen und des merkwürdigen Wasserfalls von Imatra mit seinen unerklärlichen Steinbildungen.

Wir haben diesem inhaltreichen und vielfach beachtenswerthen Werke einen seinem Verdienst entsprechenden Auszug gewidmet und nur bedauert, uns mit chapsodischen Bemerkungen begnügen zu müssen. Styl und Darstellung des Verf. sind in ihrer Art musterhaft und jeder Leser dieser trefflichen Schilderung wird uns zugeben, daß ein ethnographisches Werk kaum mit größerer Befriedigung, wachsendem Interesse und vollern Vergnügen durchlesen werden kann als diese ebenso unterhaltende als

schreckliche Schilderung der deutschen Ostprovinzen im russischen Staatsverbande. 46.

Ganganelli's Tod und römische Pasquille.

Über den Tod dieses Papstes schreibt ein Deutscher, welcher damals in Rom lebte: „Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß am 22. Sept. 1774 um 5 Uhr Morgens der Jesuitengeneral Ricci nach der Engelsburg gebracht ward und Clemens XIV. (Ganganelli) zu derselben Stunde anfang zu agonisiren. Das Uebel, welchem er erlag, ist bekannt; gegen ein solches Gift gab es kein Heilmittel. Als man am folgenden Tage nach seinem Tode den Leichnam aus dem Bette hob, war er in der Gegend des Herzens auf einer Seite und von den Schultern über den Rücken hin gelb und schwarz; und als man ihn öffnete, fand man einen Mangel an Feuchtigkeit, besonders waren um das Herz herum alle Gänge ausgetrocknet. In den innern Theilen fand man keinen merkwürdigen Fehler, wol aber Beweise einer sehr starken Constitution. Nach dem Einbalsamiren wurde er angekleidet und zur Schau gestellt. Aber nun sängen die Rägel an schwarz zu werden, es fuhren im Gesicht Flecken auf und das Fleisch löste sich so sehr auf, daß auf der Brust und weiter unten eine Lücke von Urath war. Das Eingeweide wurde, wie gewöhnlich, in eine wohlverpichtete Urne gelegt, diese verschlossen und versiegelt, aber noch an demselben Abend sprang sie mitten voneinander und es ging ein unaussprechlicher Geruch daraus hervor. Dessenungeachtet wollen Manche seinen Tod nicht dem Gifte zuschreiben, sondern einer Krebskrankheit des Unterleibes. Es scheint jedoch, daß Gott Das offenbaren wollte, was die menschlichen Leidenschaften zu verbergen suchen. Der Chirurgus, der die Hauptoperation vornahm, liegt an einem Fieber krank und seine Hände sind schwarz, so daß man besorgt, er werde die Rägel verlieren. Gatte der Papst jemand hinterlassen, der in großem Ansehen stände, wie Vieles würde man entdecken! Aber Niemand nimmt sich der Sache an, vielmehr scheint man zu jubeliren. Eine angelaubliche Menge von Feinden tritt auf und läßt ihren Muth.“ Nun begann die Wahl eines neuen Papstes und niemals sind die Pasquille in Rom so zahlreich erschienen als bei diesem Conclave. Mit den geschäftigsten Farben wurde der todte Ganganelli geschildert; hin und wieder erschien auch ein Gedicht zu seiner Rechtfertigung; heftige Drohungen gegen einzelne Cardinale, Aufmunterungen für andere wurden in unendlichen Sonetten und andern Arten von Gedichten producirt. Nachfolgende Stelle ist einem Sonett entlehnt, welches bald nach des Papstes Tod erschien:

Capazza o fazione fu suo partaggio:
Onde gli uomini e Del sempre ha gabbati.
Converrà vil canaglia, ed al magnati
Quanto vuol d'ambizion rese omaggio . . .
Le sacre leggi e le profane oppresse,
La chiesa rovinò per ogni guisa.
Morì, e in Utrecht gli dimer Messe.

Keglist und Verstellung machten seinen Charakter aus; er betrog daher stets die Menschen und die Götter. Mit schlechtem Gesindel hatte er Umgang und dem Ehrgeiz der Großen schmeichelte er, so viel man wollte. . . .

Er unterbrachte die geistlichen und weltlichen Gesehe und richtete die Kirche zu Grunde. Er starb und in Utrecht las man Messe für ihn.

Ein anderes Sonett von gleicher Tendenz lautet:

E morto, a noi salute, Ganganelli,
Che fu eiaq' anal universal pastore,
Giusto al corpo, e picciol di cuore
Che tenne i Cardinali come granelli.

Donam o Ambrun and come fratelli,
Uno inglese, uno ebreo, che sè il signore;
Favori Bischi, ladro traditore,
Che tentò d'affamar città e castelli.

Fu per gli regi in guisa tal portate
Che estinse a loro istanza il Gesuita,
Senza render palese il lor reato.
Si credette con ciò farla finita
Aver la chiesa e il pubblico acquietato,
Ma nulla ottenne, e gli costò la vita.

Wohl und, Ganganelli ist todt, fünf Jahre lang war er allgemeinerhirt, groß von Leib und klein von Herz; die Cardinale hielt er kurz.

Denham und Ambrun liebte er wie Brüder; jener war ein Engländer, dieser ein Jude, der wie ein großer Herr auftrat. Er begünstigte Bischi, den verrätherischen Dieb, der die Stadt und die Schloßer aushungern wollte.

Den Königen war er so geneigt, daß er auf ihr Gesuch die Jesuiten aufhob, ohne ihr Verbrechen laud zu machen.

Er glaubte hierdurch Alles zu endigen und die Kirche und den Staat zu beruhigen. Aber er erlangte nichts und es kostete ihm das Leben.

Ganganelli's Freunde verbreiteten hierauf folgendes Sonett unter dem Volke:

Regnai nel tempo più tremendo e rio.
La grand' ira de' Rè vinsi o phcai.
Amoroso all' estraneo; e al Popol mio
Fui più padre che prence in tanti guai.
Nemico d'interesse, umlo e pio
Tutto me stesso al povero donai,
Nulla a me, nulla a miel, sol del mio Dio
Della chiesa e di Roma il ben cercai.
Portogallo, Avignoa o Benevento
Per me tornando alla concordia usata,
Moutran, se io vinsi allo bell' opo intanto.
Eppur morii di morte aspra et spietata,
E Roma applaude al doloroso evento,
Ah meroede inumana! O Roma ingrata!

Ich regierte zur Schrecklichsten und gefährlichsten Zeit; und doch befähigte ich den Hohn der Könige. Ich war liebevoll gegen Fremde und meinem Volke war ich in seinem Unglück mehr Vater als Fürst.

Ich war dem Eigennutze feind, demüthig und fromm. Den Armen schenkte ich mich ganz; nichts suchte ich für mich, nichts für die Reichen; sondern allein die Ehre meines Gottes, das Beste der Kirche und Roms.

Portugal, Avignon und Benevent, welche durch mich zur Einheit zurückkehrten, beweisen, ob ich auf gute Werke bedacht war.

Und doch starb ich eines harten und erbarmungslosen Todes und Rom zollt diesem schmerzlichen Ereigniß seinen Beifall. Unmenschlicher Lohn! Undankbares Rom!

Unter das Bildniß von Ganganelli's Leibarzt schrieb man: Paschalis Adinolphi, urbis et orbis liberator. Hier Bildnisse des Papstes hing man öffentlich mit den Unterschriften aus: 1) Idolorum cultor. 2) Coenobiorum devastator. 3) Canonum destructor. 4) Sacerdotum persecutor. Die erstere spielte auf sein treffliches Museum an, die zweite auf die Mönche, die er aus dem Lande gejagt, die dritte auf die Nachtmahlstulle, die er aufgehoben, die vierte auf die Jesuiten, die er auf die Engelsburg bringen ließ. Das Conclave hatte fast zwei Monate gedauert. Die Satiren mehrten sich, obgleich man Preise auf die Entdeckung der Verfasser setzte; endlich wurde Braschi erwähnt, welcher als Papst unter dem Namen Pius VI. bekannt ist. Der Augenzeuge, von welchem der obige Brief mitgetheilt wurde, schreibt über die im Volke herrschende Stimmung: „Das Volk freute sich nicht gar sehr. Das gewöhnliche Freudengeschrei war schwach, und ich hörte auf den Petersplatz Einen rufen: Semper sub sextis perdit Roma fuit.“ 20.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rudolf Wagner. Zwei Bände. Leipzig, Voss. 1840. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.
2. P. Poissac über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von Aug. Westrumb. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir verbinden hier die Anzeige zweier Werke, welche, obwol sie verschiedenen Gegenständen der Untersuchung angehören und von verschiedenen Punkten ausgehen, doch in einem zusammentreffen, nämlich in der Frage über den Ursprung des Menschengeschlechts. Dem einen ist sie Haupt- und Zielpunkt der ganzen Untersuchung, es behandelt sie nach allen Richtungen und die Naturgeschichte des Menschengeschlechts, von der die beiden vor uns liegenden Bände nur einen Theil ausmachen, dient ihrer Beantwortung gleichsam nur zur Unterlage; die andere Schrift dagegen macht jene Frage nur nebenbei zum Gegenstand der Betrachtung, dient aber dem erstern Werk als ein Mittel der Untersuchung und arbeitet ihm gleichsam in die Hände, indem sie die Verschiedenheiten der menschlichen Racen oder Varietäten aus klimatischen Einflüssen ableitet. Dies zur Rechtfertigung, weshalb wir hier beide Schriften in unserer Besprechung vereinigen.

Die Frage, ob alle über die Oberfläche der Erde zerstreuten Menschenracen bei der Verschiedenheit, die sie untereinander zeigen im Körperbau, in den Gesichtszügen, in der Farbe, sowie in Sprachen und Sitten, die Nachkommen eines einzigen Urstammes, oder ob sie von mehreren ursprünglichen Familien ausgegangen sind, ist von so allgemeinem Interesse, daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn sie von jeher das Nachdenken der Naturforscher in Anspruch genommen hat, und selbst der Late in der Wissenschaft, obwol es ihm nicht vergönnt ist, in alle die mühsamen und zum Theil verwickelten und zusammengesetzten Untersuchungen einzugehen, welche die Lösung der Frage voraussetzt, sucht sich wenigstens gedrungen, den Verhandlungen darüber sein Ohr zu leihen und das Endresultat zu vernehmen.

Für den Strenggläubigen ist die Frage entschieden

durch die Mosaische Ueberslieferung von der Abstammung aller Menschen von einem Paare. Aber bei aller Achtung für die göttlichen Wahrheiten und den Inhalt der heiligen Schriften, von denen diese Ueberslieferung einen Theil ausmacht, können wir doch unsern Glauben und unsere Anhänglichkeit an sie nicht so weit ausdehnen, daß wir alle geschichtlichen Ereignisse und Thatfachen, von denen sie berichten, für wahr halten. Wie lange mögen jene alten Sagen sich von Mund zu Mund fortgepflanzt, wie viel mag hinweg- und hinzugehan worden sein, bevor sie der Schrift anvertraut wurden? wie viel mag sich daran geändert, wie Manches von spätern Generationen als historische Wahrheit aufgenommen und fortgepflanzt worden sein, was früher nur als Vermuthung, als vermeintliche Erklärung von Erscheinungen hingestellt worden war, die uns noch heute als unauslöschliche Räthsel erscheinen? Ferner ist es ja wol möglich, daß die Mosaische Erzählung in Bezug auf die Geschichte einer besondern Familie des Menschengeschlechts allerdings eine historische Wahrheit zur Grundlage hat, aber daraus folgt noch nicht, daß das gesammte Menschengeschlecht von dieser einen Familie abstamme, daß nicht noch andere Stämme erschaffen worden sind, auf die jene Erzählung nicht anwendbar ist.

Dem sei jedoch wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß wissenschaftlichen Untersuchungen von obiger Art andere Wege vorgezeichnet sind als die, auf denen sich der religiöse Glaube bewegt, und es wäre schlecht um die Wissenschaft bestellt, wenn sie nicht über die Grenze hinaus dürfte, die ihr der letztere gesteckt. Auch hat die Wahrheit nie nöthig gehabt, wissenschaftlichen Forschungen aus dem Wege zu gehen, sie ist, wenn auch hier und da durch sie verdunkelt, nur um so glänzender daraus hervorgegangen.

Sehen wir ab von diesen urkundlichen Ueberslieferungen und halten uns blos an einfache Thatfachen, ohne uns noch in tiefere Untersuchungen einzulassen, so scheint uns auf den ersten Blick die Annahme die wahrscheinlichste, daß nicht alle Menschenracen von einem Paare abstammen, sondern daß vielmehr jeder Theil der Welt ursprünglich seine Autochthonen oder eingeborenen Bewohner gehabt habe. Es erklärt sich daraus ebenso wol die so merkwürdige Ungleichheit der Farbe zwischen den eingeborenen

Völkern von Afrika und den Bewohnern Europas, als das wollige Aussehen des Paars bei den Negerstämmen und seine herabhängende, glatte Beschaffenheit bei den Eskimos, die eigenthümlichen Gesichtszüge, sowie die eigenthümliche Bildung der Glieder bei beiden Rassen; die sonderbare Gesichtsbildung der breitbackigen Kalmücken und der dickhäutigen Samojeden, die Höcker und andere wohlbekannte Deformitäten der Buschmänner, wie die haarigen Körper und die affendahlische Haltung der Mallicolesen. Ebenso bietet die Geschichte der Sprachen und ihrer Verschiedenheiten mannichfache Beweise für diese Annahme dar. Es ergibt sich daraus, daß es von den allerfrühesten Zeiten an, zu welchen das Alter und die Geschichte der Völker uns zurückgehen erlauben, mannichfaltige Sprachen gegeben hat, eine jede mit ihrem eigenthümlichen Charakter und doch alle miteinander verwandt. Endlich zeugt auch der Ursprung moralischer und intellectueller Verschiedenheiten oder die Abweichungen in Sitten und Gebräuchen gegen die Abstammung von einem Menschenpaare. Man hat oft beobachtet, daß, so oft der Unternehmungsgeist neuerer Seefahrer in bisher unbekannte Länder geführt hat, mochten sie noch so entfernt und der Zugang zu ihnen noch so schwierig sein, fast ohne Ausnahme solche Gegenden schon mit Einwohnern bevölkert gefunden wurden. Die Einwohner abgelegener Inseln waren größtentheils uncivilisirte Völker, in vielen Fällen unbekannt mit der Kunst der Schifffahrt, selbst der in kleinen Kähnen; andere Stämme, wiewol sie rohgebaute Fahrzeuge besaßen, waren zu unwillig und furchtsam, um sich von ihren Küsten zu entfernen. Es ist schwer, sich zu denken, wodurch die wilden Bewohner solcher entfernter Landstriche von andern Theilen der Welt dorthin gekommen sein können. Nationen, die man so abgesondert von den übrigen Menschen antraf, hatten gewöhnlich keine Ueberlieferung ihrer Abkunft aufbewahrt; in vielen Fällen glaubten sie die einzigen menschlichen Wesen zu sein und bezeugten große Verwunderung, sich in diesem Punkte getäuscht zu haben. Andere nicht so ganz rohe Stämme, die offenbar die ersten Anfänge bürgerlicher Cultur von Fremden erhalten haben, bewahrten die Erinnerung an einen Zeitpunkt noch auf, wo sie ihre ursprüngliche Barbarei verließen, nachdem sie seit unvorstelligen Zeiten in einem Zustand der Wildheit gelebt hatten, unbekannt mit den Künsten eines verbesserten Lebens und dem Vorhandensein gebildeter Menschen, bis ein Fremdling, ein Hercules oder Mangotopal, ein Kind des Oceans, oder der Sonne und des Mondes, zufällig seinen Fuß an ihre Küste setzte. Viele solche Völker fand man unbekannt mit den allgemein verbreiteten Künsten und Hülfsmitteln, als der Kunst Thiere zu zähmen, dem Gebrauch der Milch und des Korns zu Brot, Künste, von denen man schwer annehmen kann, daß Menschen sie je vergessen oder verlieren konnten, wenn sie einmal in deren Besitz gelangt waren, und die sie mit sich gebracht haben mußten, wären sie aus den Gegenden ausgewandert, welche wir gewöhnlich für die Wiege unserer Race ansehen.

Zur Unterstützung obiger Annahme läßt sich schließlich noch anführen, daß man durch große Länderstrecken verbreitete Spuren einer uralten Bevölkerung entdeckt hat, welche Jahrhunderte lang dort gewohnt und sich vermehrt hatte, und wieder verschwunden war, ehe die frühesten der Geschichte bekannten Bewohner derselben Gegenden dort erschienen waren. Die Überbleibsel uralter Festungswerke in verschiedenen Theilen von Nordamerika, sowie die Entdeckungen in Gräbern befindlicher Schädel und Skelette, welche einen ganz eigenthümlichen Körperbau anzeigen, beweisen, daß dieses Festland im Alterthum von Stämmen bewohnt wurde, die von den Völkern, welche man für seine Ureinwohner hielt, der Race nach ganz verschieden waren. Die Lenni-Lenap oder das Urvolk des Algonquin Stammes bewahren Ueberlieferungen, welche diese Meinung bestätigen. Sie erzählen, als ihre Vorfahren zuerst von Westen her über den Ramap-Sippu (Fischfluß oder Mississippi) kamen, fanden sie das Land bereits in Besitz genommen von Stämmen, die eine von der ihrigen abweichende Farbe und Gestalt hatten und vor ihrer Annäherung flohen. In Nordasien schweigt selbst die Ueberlieferung von der Geschichte einer erloschenen Menschentrace, deren einzige Spuren über die weiten Steppen Sibiriens verbreitete Grabhügel sind, welche die Ueberreste von Körpern mit goldenen und silbernen Verzierungen einschließen und durch eine eigenthümliche Einrichtung des Begräbnisses ausgezeichnet sind.

Diese und noch manche andere Gründe scheinen die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare sehr zweifelhaft zu machen, weshalb denn auch die entgegengesetzte Ansicht nicht allein im Alterthum, sondern auch bei neuern Naturforschern die herrschende wurde. Wir nennen unter den Letztern nur Rudolphi, Birey, Desmoulins, Bory St.-Vincent, und selbst der berühmte Cuvier neigte sich derselben zu. Sie war in der neuern Zeit die vorherrschende geworden und man hielt es kaum der Mühe werth, sich weiter auf die Prüfung der entgegengesetzten Ansicht einzulassen. Wie weit man aber noch davon entfernt ist, die Sache als ausgemacht ansehen zu können, wird sich bei näherer Betrachtung des Werks Nr. 1 herausstellen. Sein Verf., ein auch durch andere Schriften berühmt gewordener englischer Arzt, hatte sich schon, bevor ihm unser Blumenbach's Schriften über diesen Gegenstand in die Hände fielen, mit der Naturgeschichte des Menschengeschlechts beschäftigt und bereits in seiner 1808 zu Edinburgh erschienenen Inauguralabhandlung davon Zeugniß gegeben. Seit jener Zeit ist er unablässig bemüht gewesen, sein Thema weiter zu verfolgen, und von den drei bis jetzt erschienenen Auflagen des vorliegenden Werkes ist jede neu geschrieben, jede Stelle derselben nochmals geprüft und mit Zusätzen versehen worden, welche die inzwischen geschehenen Fortschritte nöthig machten. Eine solche Liebe zur Sache und eine solche Beharrlichkeit verdient Achtung und Anerkennung und schließt von vorne herein jeden Verdacht der Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit aus. Bei näherer Betrachtung der Schrift findet sich denn auch, daß ihr Verf. mit einem

Flüß, mit einer Geduldlichkeit und mit einer Genauigkeit in der Prüfung des seiner Untersuchung zum Grunde liegenden Materials zu Werke gegangen ist, wie sie sich selten in solchem Grade zusammenfinden, und wenn ihm dabei auch die günstige Lage seines Landes und der Bekehr desselben mit allen bewohnten Theilen der Erde die Arbeit erleichterten, so würden doch Andere ohne jene Beharrlichkeit schwerlich zu einem gleichen Ziele gekommen sein. Für uns Deutsche hat die Schrift noch dadurch zweifaches Interesse gewonnen, daß sich Rudolf Wagner der Herausgabe unterzogen und sie mit schätzbaren Anmerkungen begleitet hat, ein Mann, dem die Wissenschaft schon so Vieles verdankt und auf den stolz zu sein unser Vaterland alle Ursache hat.

Der Verf. knüpft seine Forschungen über diesen Gegenstand an die Naturgeschichte der organischen Welt überhaupt und stellt sich dabei folgende beiden Fragen: 1) Hat in der organischen Welt überhaupt die Natur den Plan verfolgt, für jede besondere Species nur ein einziges Stammpaar hervorzubringen, oder hat sie vielmehr dieselbe Species von mehreren verschiedenen ursprünglichen Stämmen entstehen lassen und sie überall hin verbreitet; oder mit andern Worten, läßt sich jede einzelne Species in der ganzen organischen Natur je auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückführen? 2) Gehören alle Menschenrassen zu einer Species? Sind, mit andern Worten, die natürlichen Eigenthümlichkeiten, wodurch sich verschiedene Menschenstämme unterscheiden, von der Art, daß sie durch allmähliche Abweichung von einem ursprünglichen Typus entstanden sein können, oder muß man sie als beständige und daher spezifische Merkmale ansehen?

Die erste Frage anlangend, so hält der Verf. dafür, daß Linné's Hypothese, zufolge deren alle Arten der Pflanzen und Thiere an einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt oder in einem Landstrich von geringer Ausdehnung ursprünglich entstanden sind, Schwierigkeiten in sich schließt, die sich beim gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse zu physischen Unmöglichkeiten steigern. Ihr widerspricht einstimmig die Beschaffenheit aller Thatfachen in der Botanik sowol als in der Zoologie. Ebenso wenig aber findet der Verf. die zweite Hypothese mit den Thatfachen vereinbar, daß nämlich dieselben Species eine Menge verschiedener Anfangspunkte gehabt haben, oder zur Zeit ihrer ersten Entstehung allgemein über verschiedene Länder verbreitet waren. Es scheint nicht, als habe die Natur organische Wesen überall ins Dasein gerufen, wo die zu ihrem Leben und Wachsthum nöthigen physikalischen Bedingungen sich fanden. Seine Untersuchungen, die wir hier nicht weiter verfolgen können, führen ihn vielmehr zu folgendem Resultat: Die verschiedenen Arten organischer Wesen wurden ursprünglich von dem Schöpfer in gewisse Gegenden gesetzt, wohin sie ihrer Natur nach ganz besonders paffen. Jede Species hatte nur einen einzigen Anfang von einem einzelnen Stamme; wahrscheinlich wurde ein einziges Paar, wie Linné vermuthete, zuerst an einem besondern Ort ins Dasein gerufen, und dem Nachkommen blieb es überlassen, sich auf eine so weite

Entfernung vom ursprünglichen Mittelpunkte ihres Daseins zu verbreiten, als die ihnen verlassenen Kräfte der Ortsveränderung, oder ihre Fähigkeit, Wechsel des Klimas zu ertragen, und andere Naturwirkungen es erlaubten.

Unsere Leser ahnen schon aus diesen vorläufigen Untersuchungen über die Verbreitung der Pflanzen und Thiere, daß dem Verf. nur noch zu beweisen obliegt, daß alle Menschenrassen im zoologischen Sinne zu einer Species gehören, und daraus per analogiam die Folgerung zu ziehen, daß es nur eine Rasse gibt oder daß das ganze Menschengeschlecht von einem Stamme herkommt. Dies ist denn auch das Ziel, welches derselbe unverrückt im Auge behalten, zu dessen Erreichung er keine Mühe gespart und wozu er den Menschen in alle Winkel der bewohnten Erde verfolgt und in allen Verhältnissen und Beziehungen betrachtet hat.

Nachdem er zuerst die Begriffe: Art (Species), Geschlecht oder Gattung (Genus), Varietät, ständige Varietät und Race festgestellt, die Mittel, die Identität und Verschiedenheit der Species und das Wesen der Varietäten, insbesondere auf dem Wege der Analogie zu bestimmen und die Gesetze der thierischen Ökonomie bei den Arten, hinsichtlich der Dauer des Lebens, der Erscheinungen der Fortpflanzung verschiedener Geschlechter miteinander, der Kreuzung der Rassen, der contagiösen, epidemischen und endemischen Krankheiten aufzufinden sich bestrebt hat, unterwirft er im zweiten Capitel des zweiten Buches die verschiedenen Menschenrassen einer psychologischen Vergleichung. Der Verf. weist hier insbesondere auf eine überall mehr oder weniger deutlich wahrnehmbare Rücksichtnahme auf einen Zustand nach dem Tode und auf einen von barbarischen sowol als civilisirten Nationen angenommenen Einfluß hin, der von unsichtbaren Ursachen auf den gegenwärtigen Zustand wie auf die künftige Bestimmung ausgeübt wird, namentlich auf die Feiertlichkeiten, die man bei allen Nationen für den Todten anstellt, die verschiedenen Ceremonien des Verbrennens, Begrabens, Einbalsamirens, Mumificirens, die Leichenbegängnisse, die feierlichenzüge, die dem Sterblichen folgen, wie wir sie Jahrtausende hindurch in jedem Lande der Erde finden, die unzähligen, über alle nördliche Gegenden der Welt zerstreuten Grabhügel, welche vielleicht die einzigen Überbleibsel längst untergegangener Geschlechter sind, die Morais, Pyramiden, Todtenhäuser und die riesigen Monumente der Polynester, die prachtvollen Pyramiden von Aegypten und Anahuac, die Gebete und Litaneien, welche für die Todten, sowie für die Lebenden in den christlichen Kirchen, in den Moscheen und Pagoden des Ostens abgehalten werden, sowie es früher in heidnischen Tempeln ebenfalls geschah, die Macht der Priester oder heiligen Kasten, welche es dahin gebracht haben, daß man sie als die Ausleger des Schicksals und als Vermittler zwischen den Göttern und Menschen ansieht, heilige Kriege, die aus Fanatismus für irgend ein metaphysisches Dogma Länder verwüsteten, mühsame Pilgerschaften, die jährlich durch verschiedene Gegenden der Erde von Tausenden weißer und schwarzer Menschen angestellt werden, die Bezeugung für

Sünde an den Gräbern von Propheten und Heiligen suchen. Alle diese und eine Menge ähnlicher Erscheinungen in der Geschichte barbarischer und civilisierter Völker leiten ihn zu der Annahme, daß das ganze Menschengeschlecht in tief eingegrabenen Empfindungen und Gefühlen sympathisiert, die ebenso geheimnisvoll in ihrer Natur als in ihrem Ursprunge sind. Hauptsächlich interessiert und hier die zwischen den Bushmännern, den Eskimos und den Negern gezogene Parallele, Menschenrassen, die in ihrem Körperbau wie in ihren physischen Eigenschaften bekanntlich so höchst verschieden sind, daß, wenn man die Hauptfolgerung für sie zugeben muß, sie sich in andern Fällen wol kaum bestreiten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

George Sand's neuester Roman und die pariser Revuen.

Als Mad. Dudevant zum erstenmale in Männertracht unter dem Namen George Sand in der Literatur sich zeigte, rief ihr festes Auftreten einen lebhaften Streit hervor. Scharfsinnige Kritiker, wie Gustav Planche, begrüßten in ihren ersten Werken ein neues, zukunftsreiches Genie, während die große Menge der Kunstfeichter die banalen Lebensarten von Moralität, Verletzung des Anstandes u. gegen sie losließen. Mittlerweile ist der geniale Schriftsteller ruhig seinen Weg gegangen und kein blinder Kritiker wagt jetzt mehr, ihm die Unsterblichkeit streitig zu machen. Selbst die aristokratischen Federhelden im Glacéhandschuh, die neidisch auf die Fruchtbarkeit dieses genialen Weibes herabsehen und die ergrimmt sind, daß diese gewandte Feder im Dienste der demokratischen Ideen steht, können nur mit den stumpfen Waffen eines matten Wiles gegen sie kämpfen. So wird erzählt, daß ein Schriftsteller, um dessen Geburtsadel es besser als um sein Autorrecht steht und der sich vergeblich bemüht hatte, an der von G. Sand gestifteten Revue mitzuwirken, als einfacher, schlichter Handwerksmann zu ihr gegangen sein und ihr in solchem Aufzuge sein Federproduct angetragen haben soll. G. Sand, im voraus befohlen für die Autoren in Blouse und Kützel, war, wie man erzählt, entzückt über den herrlichen Kussak, den sie, als er ihr, als aus der Feder eines Hrn. v. B. geflossen, dargeboten war, so entschieden abgelehnt hatte. Wir würden dieser Alerabscheuen nicht erwähnen, wenn sie uns nicht darauf führten, wie die demokratische Richtung, die schon in den ersten Werken dieser Schriftstellerin lag, sich immer mehr und mehr bei ihr herausgebildet hat. Sie tritt offen auf die Seite Derer, die für die Rechte des Volkes kämpfen, und wirft mit ihrem Talente ein bedeutendes Gewicht in die Waage. Als sie mit Barbot und P. Errour die „Revue indépendante“ stiftete, war es ihre Absicht, ihren Ideen eine größere Verbreitung zu verschaffen. Jetzt soll ihr schon die Farbe dieses Journals nicht mehr genügen und sie soll geäußert haben, daß sie vielleicht ein anderes Organ den demokratischen Ideen eröffnen werde, das mit mehr Nachdruck und unerbittlicher aufzutreten sollte. Was jetzt hat sie die „Revue indépendante“ mit mehreren ideenreichen Aufsätzen geschmückt. Ihr Roman „Horace“, dessen Geist und Tendenz dem Herausgeber der „Revue des deux mondes“ nicht zusagte und der deshalb Veranlassung wurde, daß G. Sand die Zeitschrift verließ, in welcher sie jahrelang geschrieben hatte, ist gegenwärtig besonders abgedruckt erschienen. Mit einer Kritik, die da sagt, es wäre ein Griffsienstück, kann man dieses Werk gewiß nicht abfertigen. Wie in allen ihren Romanen ist die Intrigue einfach und leicht

geköpft. Was aber Styl und Ausführung betrifft, so sind sie wo möglich noch vollkommener als in G. Sand's früheren Werken.

Ob G. Sand und die literarische Gesellschaft, deren Seele sie ist, im Stande sein werden, noch ein neues Journal zu errichten, müssen wir dahingestellt sein lassen. Trotz Freisheit, die auch in der Entfernung glänzender aussieht als sie ist, treten in Frankreich der Gründung eines neuen Blattes oft unglaubliche Hindernisse entgegen. Cautions, die der Staat verlangt, Druck- und Verlagskosten, enorme Anzeigengebühren nehmen schon ein Capital in Anspruch, über das wenige Gelehrte verfügen können. Wenn das Unternehmen auch schon wirklich ins Leben gesetzt ist, so suchen Reich und Mägnath oft den Fortgang desselben zu hemmen. Eines der sichersten Mittel, ein neugegründetes Journal nicht aufkommen zu lassen, ist die unter Journalisten sogenannte alliance du silence. Das „Dix-neuvième siècle“, das vor kurzem, seines Namens unwürdig, langsam sich einige Tage hinstreckte, ward nie in einem andern Journale, von welcher politischen Farbe es auch sei, auch nur beiläufig erwähnt und das Publicum wußte kaum etwas von seinem Bestehen. Als der „Globe“ durch die Ermählung des rührigen Granier de Cassagnac wieder ins Leben gerufen war, pochte er vergeblich an alle Thüren und erst die unglaubliche Thätigkeit und der Unternehmungsgestir dieses Redacteurs ist im Stande gewesen, dieses Blatt zu heben und zu erhalten. Überhaupt ist besonders in der Journalistik nicht Alles Gold, was glänzt. Manches Blatt hat europäischen Ruf und mühte doch zu erscheinen aufhören, wenn nicht seine Kosten durch außerordentliche Zusätze gedeckt würden. Die „Revue des deux mondes“ zählt trotz ihres mannichfaltigen Inhalts und ihres verdienten Rufes kaum 1200 zahlende Abonnenten. Diese geringe Anzahl von Abnehmern würde bei dem beträchtlichen Honorar, das gezahlt wird, nicht im Stande sein, diese Zeitschrift zu erhalten, wenn nicht das Gouvernement ihm eine Subvention zukommen ließe. Die „Revue de Paris“ setzt sogar nur 400 Exemplare ab und würde schon längst eingegangen sein, wenn sie nicht aus derselben Quelle, wie die „Revue des deux mondes“, einen Fußsuh erhält. Beiden erwähnten Revuen thun die belgischen Nachbruder, die wie wir auf jede wichtige Erscheinung der französischen Presse herfallen, beträchtlichen Schaden.

Vor kurzem hat uns der bekannte M.-A. Jullien mitgetheilt, daß er die „Revue encyclopédique“, die vor einigen Jahren in Blüte stand, wieder ins Leben zu rufen beabsichtige. Von diesem umsichtigen Schriftsteller, der als Redacteur verschiedener literarischer Unternehmungen Bedeutendes geleistet hat, kann man mit Recht etwas Gutes erwarten. Leider dürfte dieser Plan an dem hohen Alter von Jullien, der schon Secretair von Robespierre war, scheitern. Außerdem soll der Elissaer A. Brill, der in französischen Journalen die Deutschen lächerlich macht, in deutschen Blättern aber gegen die Franzosen schmähst, die Stiftung einer „socialen Monatschrift“ in deutscher Sprache beabsichtigen. Wir wagen kein Urtheil über dies noch nicht ins Leben getretene Unternehmen zu fällen, indessen können wir nach einer Anzahl philosophischer Briefe, die Brill an P. Errour in der Courier'schen „Phalange“ gerichtet hat, unmöglich ein Verständniß der philosophisch-socialen Fragen von ihm erwarten. Zudem dürfen ähnliche Unternehmungen auf kein großes Publicum in Paris rechnen. Börsen's „Balance“, Savoye's „Panorama d'Allemagne“, die „Revue du Nord“, die „Revue germanique“, die ihrem Redacteur Berger, dessen Verdienste um die deutsche Literatur noch nicht anerkannt sind, jährlich gegen 6000 Fr. gekostet hat, und endlich die „Pariser Zeitung“ schrecklichen Andenkens sind wirklich im Stande, von der Herausgabe ähnlicher periodischer Blätter abzuschrecken.

Montag,

Nr. 164.

13. Juni 1842.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rudolf Wagner. Zwei Bände.
2. P. Poissac über den Einfluss des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von Aug. Westrumb.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Der Weg der Analogie führt den Verf. weiter zu den äußern Verschiedenheiten der Menschenrassen und zwar zunächst zu den Verschiedenheiten in der Farbe des Haars und der Augen. Dem zufolge zerfällt ihm das Menschengeschlecht in drei Classen, nämlich: 1) die schwarzhaarige Varietät, ausgezeichnet durch schwarzes oder sehr dunkles Haar; 2) die blonde Varietät, kennlich durch blondes, rothes oder hellbraunes Haar, Augen von blauer oder einer andern lichten Farbe und in der Regel durch eine weiße, zarte Haut; 3) die weiße Varietät (Albinos genannt), mit rother Farbe der Choroidea, weißem oder blassem, rahmfarbigem Haare, von gewöhnlich weicher, gehecktem Glanz ähnlicher Textur und mit sehr leichter, zarter Haut, die durch die Einwirkung der Sonne leicht geröthet und voller Blasen wird, selbst bei Albinos unter den Negern. Der Verf. zeigt, daß diese verschiedenen Varietäten theils ineinander übergehen, theils bei allen Menschenrassen vorkommen, so die weiße Varietät bei den Europäern, wie bei den kupferfarbigen Eingeborenen Amerikas, auf vielen Inseln des indischen Oceans und der Südsee, wie bei den schwarzen afrikanischen Rassen von dunkler Complexion. Da die Hautfarbe durch einen allmählichen Übergang vom tiefen Schwarz in eine hellere Schattirung und selbst in einen weißen oder farblosen Zustand übergeht, so lassen sich die Menschenrassen nicht wohl nach ihrer Hautfarbe in verschiedene Classen einteilen. Die Farbe der Augen bietet strenger markirte Abtheilungen dar, aber im Ganzen gibt vorzüglich das Haar, jedoch in Verbindung mit andern Charakteren, das passendste Einteilungsprincip ab.

Hierauf folgen die Varietäten in Form und Structur. Vergleichen Verschiedenheiten in der Form, in der Gestalt des Körpers und dem Verhältnisse des Rumpfes und der Gliedmaßen zueinander, sowie in der Gestalt und Structur einzelner Theile kommen fast bei jeder Species vor. Als

Hauptvarietäten des Menschengeschlechts in dieser Beziehung nimmt der Verf. sieben an. Unter ihre Haupt eigenthümlichkeiten gehört eine besondere Form des Schädels; doch ist dieses keineswegs der einzige Unterschied von Bedeutung. Diese sieben Hauptclassen sind: 1) die Völker, welche in der Form ihrer Schädel und andern physischen Eigenthümlichkeiten den Europäern gleichen, wohn viele Völker in Asien und einige in Afrika gehören; 2) Rassen, welche in ihrer Gestalt und in der Form des Kopfes sich den Kalmden, Mongolen und Chinesen annähern (von dem Verf. iranische und turanische Völker genannt); 3) die eingeborenen amerikanischen Völker, mit Anschluß der Eskimos und einiger diesen ähnlichen Stämme; 4) die Rassen der Hottentotten und Buschmänner; 5) die Neger; 6) die Papuas oder wollhaarigen Völkerstämme Polynesiens; 7) die Afouren und die australischen Rassen.

Bei der Betrachtung der Nationalformen des Schädels weicht der Verf. von der Camper'schen Messung des Gesichtswinkels sowol als von Blumenbach's Vergleichung der Verticalansicht des Craniums ab und stützt sich hauptsächlich auf die Betrachtung der Basis des Schädels, ohne dabei andere Theile und Ansichten desselben, namentlich die Verticalfigur, das Profil und die Vorderansicht außer Acht zu lassen. Es ergeben sich ihm hieraus drei Hauptschädelformen: 1) Die symmetrische oder ovale Form, welche die Europäer und die Westasiaten zeigen. Bei dieser hat der Kopf eine rundere Gestalt als bei andern Varietäten und die Stirne ist ausgedehnter, während die Kiefer und die Jochbogen so gebildet sind, daß das Gesicht eine ovale Form bekommt; sie bilden mit der Stirne und den Backenknochen fast eine Ebene und stehen nicht nach unten vor, wie bei einigen andern Varietäten des menschlichen Schädels. Die Backenknochen ragen weder nach außen und seitwärts, noch nach vorne vor. Der Oberkiefer hat einen wohlabgerundeten Alveolarfortsatz, dessen vorderer Theil eine perpendiculär herabsteigende Curve bildet. Dies gibt den Vorderzähnen eine perpendiculare und nicht eine vorstehende Richtung. Der Unterkiefer und seine Zähne correspondiren damit. 2) Der schmale und in die Länge gezogene Schädel, wovon das Cranium des Negers der Goldküste vielleicht das ausgezeichnetste Beispiel darstellt. Bei diesen Schädeln lassen sich die Haupteigenthümlichkeiten auf die Annahme einer seitlichen Zusammendrückung zurückführen;

die **Schlafmuskeln**, welche eine große Ausdehnung haben, sehr an den Seitenwandbeinen hinaufsteigen und sehr stark und kräftig sind, üben die Wirkung einer seitlichen Zusammendrückung und Verlängerung des Kopfes aus. Die **Wadenknochen** ragen nach vorne und nicht nach außen; der Oberkiefer ist verlängert und steht nach vorne vor; der Alveolarfortsatz und die Zähne erhalten dadurch dieselbe Richtung. Schon die Form des Oberkiefers allein würde eine Verminderung des Gesichtswinkels bewirken. 3) Der breite und viereckige Schädel, welcher den turanischen Völkern eigenthümlich ist. Die Mongolen liefern ein gutes Beispiel dieser Form, welches bei den Eskimos in das Extrem ausartet. Hier bildet das seitliche oder äußere Vortreten des Jochbogens die auffallendste Eigenthümlichkeit. Die Wadenknochen stehen, unter der Mitte der Augenhöhle anfangend, hervor und wenden sich in einem großen Bogen oder Kreisbogen nach rückwärts, indem das seitliche Vortreten der Jochbögen so beträchtlich ist, daß, wenn man sich eine von dem einen zum andern gezogene Linie als Bass denkt, diese mit dem Gipfel der Stirne fast ein Dreieck bildet. Die Augenhöhlen sind groß und tief, der obere Theil des Gesichtes wird auffallend eben und flach, da die Nase platt ist und die Nasenbeine ebenso wol als die Zwischenedume zwischen den Augenbrauen mit den Wadenknochen fast eine Ebene bilden. Der einen dieser Varietäten in der Form des Schädels, der schmalen, verlängerten nämlich, gibt der Verf. den Namen der prognathen, wegen des Vortretens des Kiefers, der andern mit breitem Antlitz den der pyramidalen, wegen der Figur, welche der Kopf bildet, wenn man ihn von vorne betrachtet.

Bei dieser Gelegenheit gedenkt auch der Verf. der Veränderungen der Schädelform durch künstliche Mittel und theilt uns höchst interessante Bemerkungen über die von Portland auf einer Reise nach Peru in alten Grabmälern aufgefundenen, in die Länge gezogenen Schädel von **Mitlaca** mit, die sich im Museum für vergleichende Anatomie im pariser Jardin du Roi befinden. Es ergibt sich daraus die Möglichkeit, den menschlichen Schädel durch Druck zu modificiren, eine Gewohnheit, die in Nord- und Südamerika sehr allgemein verbreitet war.

Von den Verschiedenheiten in der Form des Kopfes kommt der Verf. zu denen in der Form des übrigen Skeletts und betrachtet namentlich das Becken, den Rumpf und die Länge und Gestalt der Glieder. Hierauf gibt er eine Übersicht der Varietäten, wie wie sie in andern Abtheilungen der thierischen Schöpfung antreffen, hinsichtlich der Farbe und Beschaffenheit der Bedeckungen, der Gestalt des Körpers, des Verhältnisses der Glieder, der Form des Schädels und anderer veränderlicher Charaktere und knüpft daran eine Vergleichung mit den beschriebenen Erscheinungen bei dem Menschen. Es ergibt sich hieraus, daß, wenn man diese Verschiedenheiten in der Bildung zusammenfaßt, wodurch sich eigenthümliche Rassen bei den verschiedenen Thierspecies voneinander unterscheiden, jeder Art ein Urtypus aufgedrückt, dabei aber ein hinlänglicher Spielraum für die Entstehung neuer Varietäten in der

Form und organischen Structur gelassen ist, und daß die Abweichungen von einem gemeinsamen Typus beim Menschen schlechte nicht so bedeutend als bei vielen andern Thierarten, der Art nach aber analog sind, so weit sich eine solche Analogie erwarten läßt.

Endlich handelt der Verf. noch von der verschiedenen Statur, von den verschiedenen Arten des Haares, wodurch sich gewisse Menschenrassen auszeichnen, und von der ältlichen Übertragung der Varietäten. In Ansehung der letztern bemerkt derselbe Folgendes: 1) Wenn die Ältern zwei verschiedenen Varietäten angehören, wie in dem Falle, wo der eine der schwarzhaarigen Varietät, der andere der blonden oder weißen angehört, folgen die Nachkommen einem der Ältern vorzüglich oder gänzlich. Dies scheint immer der Fall zu sein bei den Nachkommen eines **Albino** und einer schwarzhaarigen Person. Es scheint, daß es Negerfamilien gibt, in welchen die Tendenz, weiße Kinder hervorzubringen, erblich ist; aber in solchen Rassen kann keine gemischte Farbe zum Vorschein kommen. Einem merkwürdigen Fall dieser Art, welchen Dr. Parsons im 55. Bande der „*Philosophical transactions*“ mittheilt, führen wir hier mit seinen eigenen Worten an:

Vor etwa 19 Jahren lebten auf einer kleinen Pflanzung in der Nachbarschaft der unserigen, welche einer Witwe gehörte, zwei miteinander verheiratete schwarze Sklaven; das Weib gebar ein weißes Mädchen, welches diese Dame sehr häufig sah, und da die Umstände dieses Falles sehr eigenthümlich waren, will ich sie hier mittheilen: — Als der armen Frau gesagt wurde, das Kind sei wie die Kinder weißer Leute, war sie in großer Furcht vor ihrem Manne, indem sie zu gleicher Zeit erklärte, daß sie nie in ihrem Leben mit einem weißen Manne zu thun gehabt hätte, und deshalb bat, man möchte die Stube verbunkelt halten, damit der Vater es nicht sehen könne. Als er kam und sie fragte, wie es ihr ginge, wollte er das Kind sehen und wunderte sich, daß die Stube verbunkelt sei, wie es sonst gewöhnlich nicht zu geschehen pflegte. Die Furcht der Frau nahm zu, als er es ans Licht brachte; aber wie er es betrachtete, schien er höchlich erfreut, brachte das Kind zurüd und liebte es mit außerordentlicher Zärtlichkeit. Sie glaubte, er verberge seinen Ärger, bis sie im Stande sein würde aufzustehen, und würde sie dann verlassen; aber einige Tage darauf sagte er zu ihr: „Du fürchtest dich vor mir und hältst die Stube dunkel, weil mein Kind weiß ist, aber ich liebe es bedwegen nur um so mehr; denn mein eigener Vater war ein weißer Mann, wiewol mein Großvater und meine Großmutter beide ebenso schwarz waren als du und ich, und wiewol wir aus einem Orte kamen, wo man nie weiße Leute gesehen hatte, war doch immer ein weißes Kind in einer Familie, die mit uns verwandt war.“

Auch sind Fälle vorgekommen, in welchen bei dem Nachkommen von verschieden gefärbten Ältern verschiedene Körperteile verschiedene Complexionen zeigten. Hiervon erzählt Dr. Parsons folgenden Fall:

Ein schwarzer Mann, der Diener eines Herrn, der in der Nähe von Gray's Inn wohnte, heirathete eine weiße Frau, die zu derselben Familie gehörte; als sie guter Hoffnung wurde, mietete er ihr eine Wohnung in Gray's Inn-lane. Als ihre Zeit um war, hatte der Herr Geschäft außerhalb der Stadt und nahm seinen Diener mit sich. Er kehrte erst zurück, nachdem diese Frau 10 oder 12 Tage vorher von einem Mädchen entbunden worden war, einem Kinde, das ebenso hell war als irgend ein von weißen Ältern gebornenes und dessen Züge genau der Mutter glichen. Der Schwarze war bei seiner Rückkehr

über das Aussehen des Kindes sehr entrüstet und schwur, es wäre nicht von ihm; aber die Hebamme, welche die Kindesteterin versorgte, stellte ihn bald zufrieden, denn sie entleibete das Kind und zeigte ihm den rechten Hinterbacken und Schenkel, welche ebenso schwarz waren als der Vater und ihn so gleich mit der Mutter und dem Kinde versöhnten.

2) In andern Fällen sind die Nachkommen eines Negers und Europäers eigentliche Mulatten, d. h. Personen, deren Complexion und allgemeine Eigenthümlichkeiten in der Mitte stehen. Dies ist vielleicht vorzüglich der Fall bei Heirathen zwischen Negern und Europäern, die nicht der hellen oder blonden Complexion angehören, welche von der des Negers am meisten abweicht, sondern der schwarzen oder schwarzhaarigen Varietät, doch ist es auch ein gewöhnliches Ergebniß bei allen Heirathen von Europäern und Afrikanern.

Fassen wir alle von dem Verf. aus diesen Untersuchungen gewonnenen Resultate zusammen, so ergibt sich ungefähr Folgendes: Es läßt sich beim Menschengeschlechte kein merklicher Fall von Abweichung entdecken, von dem sich nicht eine Parallele unter den Thieren auffinden ließe. Thiere, welche zu verschiedenen Species gehören, unterscheiden sich physisch in einer Menge Punkten voneinander, worin die unähnlichsten Menschenrassen miteinander übereinkommen. Zuerst unterscheiden sich verschiedene, aber selbst verwandte Species voneinander in den Hauptgesetzen der thierischen Ökonomie, z. B. in der Dauer des Lebens, der Zeit der Trächtigkeit, den Erscheinungen bei der Fortpflanzung. Die Menschenrassen kommen in allen diesen Punkten genau miteinander überein. Zweitens haben verschiedene Thierspecies verschiedene Krankheiten, sind verschiedenen pathologischen Gesetzen unterworfen. Alle Menschenrassen sind für dieselben Krankheiten empfänglich; wenigstens sind die Verschiedenheiten, welche in dieser Hinsicht vorkommen, nur solche, die vom Einfluß des Klimas abhängen. 3) Verschiedene Species vermischen sich nicht von freien Stücken miteinander, und Blendlinge unter den Pflanzen und Thieren pflanzen ihre Art nicht oder höchstens auf einige wenige Generationen fort, und keine wahren Bastardrassen vermehren sich; aber gemischte Stämme, welche von den verschiedensten Menschenrassen entspringen, sind auffallend fruchtbar. Der Schluß daraus ist augenscheinlich. Wenn die gemischte Nachkommenschaft der Menschen nicht denselben Gesetzen gehorcht, welche die Erzeugung von Mischlingen überhaupt beherrschen, so sind die gemischten Menschenstämme keine wahrhaften Blendlinge und die Urstämme, von welchen sie herkommen, müssen als Varietäten derselben Species betrachtet werden.

Als Ergebniß seiner physiologischen Vergleichen aber versucht der Verf. zuerst das Gesetz festzustellen, daß Species, selbst die ähnlichsten und die zu demselben Genus gehörigen, mit eigenthümlichen psychischen Eigenschaften begabt sind, welche selbst verschiedener und daher für einzelne Species charakteristischer sind als Eigenthümlichkeiten im Körperbau; — daß in der That alle Species in ihren Instincten oder denjenigen Gesetzen ihrer Thätigkeitsäußerungen voneinander abweichen, welche mit wunderbarer Beständigkeit das Leben und die Gewohnheiten von Crea-

turen jedes Geschlechts beherrschen und jedem Stamme einen gleichmäßigen und unveränderlichen Charakter aufdrücken. Zweitens, daß das Menschengeschlecht, so sehr es in verschiedenen Zeiten und Ländern in Hinsicht auf erworbene Gewohnheiten und die Künste des Lebens variiert, doch nicht weniger als die Thiere dem Einflusse gewisser Triebe unterworfen ist, welche, wie die Instincte, constant und unveränderlich sind. Drittens versuchte der Verf. durch eine Übersicht über einige Erscheinungen, welche im psychischen Charakter mehrerer der unähnlichsten Menschenrassen vorkommen, zu beweisen, daß sie alle gemeinsame Gefühle und Sympathien haben und ganz ähnlichen Gesetzen des Empfindens und Handelns unterworfen sind, kurz eine gemeinsame psychische Natur besitzen, was mit demselben Grad von Bestimmtheit wie die eben erwähnten allgemeinen Beobachtungen beweist, daß sie zu einer Species oder einem Stamme gehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisen und Reiserouten durch Griechenland. Von Ludwig Ros. Erster Theil: Reisen im Peloponnes. Berlin, Reimer. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Prof. der Archäologie an der Otto's-Universität in Athen, Dr. Ros, übergibt in dem vorliegenden ersten Theile seiner „Reisen im Peloponnes“ — die sich, in ihrer allgemeinen Bezeichnung als „Reisen und Reiserouten durch Griechenland“, an die im ersten Bande erschienene, in Nr. 291 d. Bl. f. 1841 besprochenen „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres“ (1840) anschließen —, dem an dergleichen Forschungen und Mittheilungen Interesse nehmenden Publicum einen neuen Beitrag zur Kunde der Topographie des alten Griechenlands im Allgemeinen, und zwar des Peloponnesus insbesondere. Dieser erste Theil enthält sieben verschiedene Abhandlungen und Reiseitzagen, als deren Grundlage zunächst theils die amtliche Stellung des Verf. als Unterconservator der Alterthümer des Peloponnesus im J. 1833 und 1834, und sein damaliger Aufenthalt in Nauplia, theils wiederholte Reisen in das Innere des Landes, die neueste im Frühjahr 1840 mit dem Könige und der Königin von Griechenland, angesehen werden müssen. Den in verschiedenen Jahren und auf jenen wiederholten Reisen gesammelten Stoff hat jedoch der Verf. absichtlich nicht zu einer zusammenhängenden Reisebeschreibung verarbeiten wollen, in die er, außer dem in topographischer und historisch-archäologische Beziehung Berücksichtigungswerthen, auch die Ergebnisse des Tages und Bemerkungen über die heutigen Zustände und Sitten hätte aufnehmen müssen; er hat es vielmehr vorgezogen, das Gewand der Reisebeschreibung nur für einzelne, bereits früher in solcher Form abgefaßte Abschnitte beizubehalten, übrigen aber effectlich in einzelnen Abhandlungen, oder in kürzern, kleinere Gebiete und Begehrten umfassenden Reiserouten die Ergebnisse seiner Forschungen niederzulegen. Auch schien es ihm passend, einige bereits in französischer Sprache anderwärts mitgetheilte Aufsätze, da sie in Deutschland weniger bekannt geworden, übersetzt und umgearbeitet hier wieder mit aufzunehmen.

Die Freunde der Topographie des alten Griechenlands, für welche noch so viel zu thun übrig ist, werden auch dieses neuen Beitrags des dafür so unermüdbaren Verf., gerade bei den ihm zu Gebote gewesenen Mitteln und namentlich der ihm inwohnenden vorzüglichen Ortskunde, um so mehr sich erfreuen und der von ihm versprochenen Fortsetzung dieser Mittheilungen mit Verlangen entgegensehen. Vorzüglich umfaßt der vorliegende erste Theil Arkadien, außerdem größere Theile von Argolis, nebst der Phlaccia und Siphonia, sowie von Messenien und

BERICHT

Aber die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

36. **Söhne Weiss**, Ein Roman von Jean Charles. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.
37. **Wenige (Wenig)**, Hermitische Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Dem Dicht. Wenig hat früher bei mir erschienen:
Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 10 Kupfern 5 Thlr. Druckausgabe mit Kupfern 16 Thlr.
- Gedichte**. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 3 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Druckausgabe mit Kupfern 9 Thlr.
- Die begnadete Kose**. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Druckausgabe mit Kupfern 3 Thlr. 15 Ngr.
- Vioche**. Ein griechisches Märchen in sechs Büchern. 8. 1 Thlr.
38. **Scipio Cicale**. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Drei Bände. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.
- Des vom Verfasser des „Scipio Cicale“ erschien früher bei mir:
Die Entlassung des Gefängnis von Goggo, über der letzte Thatsache. Zwei Bände. 8. 1834. 4 Thlr.
39. **Siemens (Serg)**, Die Elemente des Staats. Verändertes. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.
40. **Snell (Karl)**, Lehrbuch der Geometrie. Mit sechs lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.
41. **Stoud (Ludwig)**, Bilder aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.
42. **Historisches Taschenbuch**. Herausgegeben von Friedrich v. Hammer. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs enthält aus zehn Jahren (1820—29), die im Jahrgange 19 Thlr. 30 Ngr. kosten. Ich ertheile aber jedem dem ersten und zweiten (1820—29) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1820—29)

gesammelte zusammen für fünf Thaler.

Sobald die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzelne Bände haben die ersten Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite Jahrgang (1841) 3 Thlr. 15 Ngr.

43. **Vollständiges Taschenbuch der Mann-, Frauen- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Uebersichten aller Länder und Handelsplätze**. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von Christian und Friedrich Nebel. In 5—6 Hefen. Erstes und zweites Heft. (Aachen—Frankfurt a. M.) Breit 12. Preis eines Heftes von 8 Bogen 15 Ngr.

Die übrigen Hefen werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

44. **Monats**, Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. Viertes Jahrgang. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8. Geh. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Den früheren Jahrgängen der Monats hat man noch einzelne Exemplare von 1841—40 vorräthig, die im bevorstehenden Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgekauft werden. Der Jahrgang 1840 und 1841, ohne der neuen Folge ersten und zweiten Jahrgang, kosten je zwei 1 Thlr. 15 Ngr., der Jahrgang 1841 1 Thlr. 10 Ngr.

45. **Wheaton (Henry)**, Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne. Avec un précis historique du droit des gens européens avant la paix de Westphalie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

(Der Bericht folgt.)

Schelte, während er an den Grenzen von Ode aus im Besitz; für den zweiten Theil wünscht der Verf. topographische und in historisch-archeologische Hinsicht gegeben werden, und die Mittheilungen über die in einzelnen Punkten des Priopontes vorgenommenen Ausgrabungen ebenso interessant als wichtig zur Berichtigung mancher Irrthümer, zum Feststellung bisheriger Ansichten und zur Bereicherung unseres Kunde von der Topographie des Priopontes sind, und daß sie ebenso das Studium der mehr oder weniger vollständig erhaltenen Monumente der Architektur und Skulptur des Hellenismus, wie der Epigraphik, in dieser letzten Hinsicht durch Mittheilung nachher, zu den besprochenen topographischen und archäologischen Fragen in Beziehung stehender Inschriften, besonders. Mit dieser allgemeinen Bemerkung über das Verdienstliche der vorliegenden Arbeit muß Ref. hier sich begnügen, da am ehesten hier der Ort ist, in das Einzelne einzugehen.

In der diesem ersten Theile vorausgehenden Vorrede an den Verf. G. Schelte in Berlin bringt der Verf. (S. 21 ff.) einen Segenswunsch zur Sprache, der, selbst wenn Erklärer nicht wünschen müßte, daß er auch in weiteren Reisen nicht bloß gelehrt, sondern auch öffentlich gesprochen werde, es jedenfalls verdient, auch hier, wenn man nur in der Kürze, erwähnt zu werden. Es ist dies nämlich die dort lautgewordene Klage über das in Griechenland herrschende, das Privatregiment auf Kosten des Staats zu wenig achtende, gleichwohl unerschütterliche und in seinen Wirkungen für den Staat selbst, wie für die Kunst und Wissenschaft nachtheilige Antiquitätengesetz. Wie können dem Verf. in Betreff dieser Klage nur Recht geben. Denn es scheint und unangenehm zu sein, daß jenes Gesetz, wodurch der Staat an allen, auch auf Privatgrund und Boden gefundenen Alterthümern das Eigenthum zur Hälfte hat, ebenso wenig ausschließend sei, da Ausgrabungen eigentlich nur dann verboten sein könnten, wenn sie als solche sich ankündigen, Derselbe aber, der auf seinem Grunde und Boden eine Ausgrabung unternimmt, um einen Brunnen u. s. w. anzulegen, deren nicht verhindert werden könnte, als dieses Gesetz auch nur die Erlaubnis hat, daß die meisten, zufällig oder absichtlich gefundenen Alterthümer der Regierung und ihren Beamten sorgfältig vorgelegt und von den Beamten entweder, um sich einen Erlaßung auszusprechen, zweifels gerichtet oder heimlich zur Ausfuhr ins Ausland verkauft werden. Der Verf. führt in dieser letzten Beziehung Beispiele an (S. 21 ff.). Wie können ihm das hier nur Recht geben, wenn er von der Zeit — und bald! — ein erwidertes Antiquitätengesetz für Griechenland erwartet — verlangt; ein Gesetz, welches die Antiquitäten in solche, die als geschichtliche und nationale Denkmäler anzusehen sind, und in solche, die den Privatbesitzungen und blühenden Zuständen des Lebens des Alterthums angehören, unterscheidet und in Betreff beider Klassen die notwendige Sorge des Staats für Kunst und Wissenschaft und des wohlwollenden Interesses Griechenlands einerseits mit dem Schutze des Privatregiments andererseits getreulich vereint und festhält. Wie können dem Verf. für diese seine Ansicht, für seine Klagen und seine Hoffnungen, auch wenn dies Alles den in Griechenland herrschenden allgemeinen angenommenen Ansichten und Urtheilen widerspricht, nur Recht geben; und gewiß muß hier das Wort eines Mannes, wie Ref., auch der vox populi gegenüber, viel gelten: denn Berufung und Erfahrung stehen ihm zur Seite! 25.

*) Es ist das Gesetz vom 18. (28) Mai 1834. Bei von Hammer, „Das griechische Recht“, Bd. 2, S. 285 ff., namentlich S. 286 ff.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rudolf Wagner. Zwei Bände.
2. P. Koissac über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersezt von Aug. Westrumb.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Im zweiten Bande dieses Werkes sucht der Verf. die Natur organischer Verschiedenheiten im Menschengeschlechte auf einem andern Wege zu erforschen und, bei der Untersuchung der Geschichte besonderer Familien, wo möglich zu bestimmen, wie weit die Charaktere dieser Familien bleibend gewesen sind und in welcher Beziehung sie Abänderungen unterworfen waren. Wenn sich ergeben sollte, daß innerhalb der Zeitperiode, bis zu welcher die Geschichte reicht, die unterscheidenden Charaktere der Menschenrassen constant und nicht abweichend gewesen sind, so würde es sehr schwierig sein, diesen Schluß mit den aus andern Betrachtungen gewonnenen Folgerungen zu vereinigen. Es ist nämlich eine ziemlich allgemein herrschende Meinung, daß die Verschiedenheiten der Menschenrassen bleibend und wenn ja einer, doch nur geringen Veränderung unterworfen sind. In der Hoffnung, zu einem gewissen Abschluß in dieser Sache zu kommen, untersucht nun der Verf. die Naturgeschichte der einzelnen Menschenrassen oder Körperfamilien speciell und macht in diesem Bande mit den afrikanischen Nationen den Anfang. Auch hier ist das Resultat der Ansicht des Verf. entsprechend. Die dunkelgefärbten Nationen Afrikas scheinen nicht eine verschiedene Race oder eine verschiedene Volksart zu bilden, die durch eine breite Linie von allen andern Menschenfamilien getrennt und unter sich gleichförmig gestaltet ist, wie wir sie idealisch unter dem Namen Neger darstellen. Es gibt vielleicht nicht einen Stamm, bei welchem sich alle Kennzeichen, die man dem Neger zuschreibt, im höchsten Grade finden; im Allgemeinen sind sie unter verschiedene Rassen auf alle Weise vertheilt und in jedem Falle mit mehr oder weniger Eigenschaften, die dem Europäer oder dem Asiaten angehören, vermengt. Man kann die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Nationen in vier Rubriken zusammenfassen, nämlich die Kennzeichen der Farbe, des Haars, der Ge-

sichtszüge und der Gestalt. 1) Einige Rassen mit wolligem Haare und tief schwarzer Farbe haben schöne Gestalten, regelmäßige und schöne Gesichtszüge und sind in ihrer Figur und in ihren Gesichtern kaum von den Europäern verschieden. Solche sind die Folsos am Senegal und die Race von Guber oder von Hausa im Innern von Sudan. Einige Stämme der südafrikanischen Race, wie die dunkelsten Kaffirs, sind beinahe von derselben Art und ebenso einige Familien oder Stämme im Reiche Kongo, während andere in ihrer Gestalt mehr den Negercharakter haben. 2) Andere Stämme haben den oben beschriebenen ähnliche Gesichtszüge und Gestalt: ihre Farbe ist schwarz oder tief olivenfarbig oder kupferfarbig mit einer Annäherung ans Schwarze, während ihr Haar, wenn auch oft kraus und gelockt, doch nicht im geringsten wollig ist. Solche sind die Bilscharr, die Danakk, die Hazonta und die dunkelsten der Abyssinier. 3) In andern Fällen ist die Farbe schwarz und die Gesichtszüge haben den Negertypus, während die Beschaffenheit des Haars beträchtlich abweicht, eher lang zu nennen ist und aus herabhängenden Locken besteht. Einige Stämme am Sambesi gehören zu dieser Classe. 4) Unter den Nationen, deren Farbe zum Hellern abweicht, finden wir einige, welche wolliges Haar haben, mit einer Gestalt und mit Gesichtszügen, die sich den europäischen nähern. Solche sind die Betschuana Kaffirs von einer lichtbraunen Farbe. Die lothfarbigen Hottentotten sind vom Neger verschieden, obgleich sie sich nicht dem Europäer nähern. Dagegen haben einige Stämme auf der Gold- und der Sklavenküste und die Fbos an der Bucht von Benin eine lichtere Farbe als viele andere Neger, während ihre Gesichtszüge stark mit den Eigenthümlichkeiten jener Race bezeichnet sind.

Aus diesen Beobachtungen schließt der Verf., daß die Neger keine verschiedene Species sind, sondern daß es unter ihnen eine Anzahl getrennter Species gibt, von denen jede durch eine Eigenthümlichkeit, welche der andern fehlt, verschieden ist. Hierauf führt er in summarischer Weise die merkwürdigsten Fälle an, wo sich Abweichungen im physischen Charakter der Rassen vorfinden. 1) Die Araberstämme, welche vor 1100 oder 1200 Jahren nach Afrika auswanderten, waren einem beträchtlichen Wechsel in ihrem physischen Charakter unterworfen. Obwohl sie,

wie sie überall ihre alte Lebensweise beibehalten haben, auch überall mehr oder weniger von ihrem primitiven Typus behielten, so sind sie doch an vielen Orten Leute von größerer Statur, berberer Form und regelmäßigeren Gesichtszügen als die Bewohner der Halbinsel geworden. Auch ihre Farbe war einem Wechsel unterworfen und nach mehreren wohlunterrichteten und wissenschaftlichen Reisenden, wie Waddington, Dr. Rüppell und Rozet, gibt es in Afrika schwarze Rassen unter den echten Abkömmlingen der Auswanderer von Arabien. 2) Die ursprünglich libysche oder atlantische Race bietet einen parallelen Fall von Abweichung im physischen Charakter oder wenigstens in der Farbe dar. Als Aborigines von Gebirgsgegenden sind sie Fremde in der Wüste, in welche sie vielleicht bald, nachdem die Oberfläche der Sahara belamman von dem Wasser, welches sie einst bedeckte, verlassen worden war, ihre Zuflucht nahmen. Sollte es Jemanden wahrscheinlicher dünken, daß sie zuerst das tiefe Land bevölkerten, so müssen sie als Fremde in der Gebirgsgegend der Atlantika betrachtet werden. Bei beiden Annahmen scheinen die Tuareg dasselbe Volk, wie die Berber und Schabub zu sein. Die Erstern haben verschiedene Farben. Einige Stämme, wie die von Gualata, sollen schwarz sein, ohne irgend ein anderes Kennzeichen des Neger zu haben, was zur Annahme einer Vermischung mit den Nationen von Sudan verleiten könnte. Andere sind gelb oder kupferfarbig und einige, nämlich in Gebirgsländern, weiß und selbst hochblond. 3) Es gibt weder in Afrika noch anderswo authentische Fälle von der Verwandlung anderer Varietäten des Menschengeschlechts in Neger. Der Versuch ist nie gemacht worden, denn obgleich Europäer und Asiaten sich auf dem Boden Afrikas zwischen den Wendekreisen niederließen und alle ihre Abkömmlinge Generationen lang dort wohnten, so haben sie doch nie die Sitten der Aborigines angenommen. Wir sind nicht hinlänglich unterrichtet über den Umstand, den Oldenbörp auf die Autorität seines schwarzen Berberstatters behauptet, daß es nämlich viele Juden in Kongo gäbe, deren physischer Charakter dem der ursprünglichen Bewohner ähnlich geworden ist. Wir haben jedoch Beispiele von sehr beträchtlicher Abweichung nach der entgegengesetzten Richtung. Die Abkömmlinge echter Neger haben ihren Charakter nicht immer beibehalten, sie haben in mehreren Fällen viele von den Eigenthümlichkeiten des Hauptstammes, aus dem sie entsprangen, verloren.

Die Barabra des Nils, obgleich sie von den Kaldalgi Nuba oder Bergnegern von Kordofan abstammen und, wie man sagt, von einer Vermischung mit den Arabern und andern Bewohnern des Nilthals frei blieben, zeigen nichtsdestoweniger einen von den Negern sehr verschiedenen physischen Charakter. Ein ähnlicher Wechsel hat unter fast entsprechenden Umständen im Charakter der Funge, der Eroberer von Sennaar, stattgefunden, welche zwar von den Schiluknegern abstammten, aber nimmer die echten Kennzeichen der Negerrace haben.

Eine von den Eigenthümlichkeiten der zuletzt erwähnten Nation ist das häufige Vorkommen einer rothen Farbe

und rothen Haares, eine Erscheinung, die, wie es scheinen möchte, mit der sogenannten zufälligen Entwicklung lighter Farbenvarietäten bei den schwarzen Nationen analog ist, von welchen so viele Fälle vorkommen. Weiße Neger oder Dondos werden häufig in allen Theilen Afrikas von schwarzen Ältern geboren. Viele von ihnen gehören zu der hochblonden Varietät und haben rothes Haar. Sie scheinen besonders in der schwarzen Race, welche vor 100 Jahren Sennaar wieder bevölkerte, häufig zu sein, wo sie unter dem Namen El Aknean (die rothen Leute), nach Gailiand, eine getrennte oder leicht zu unterscheidende Rasse bilden. In andern Theilen Afrikas erscheint die hochblonde Varietät oft, vervielfältigt sich aber nicht. Solche Individuen sind wie Saaten, die in einem unangemessenen Boden verderben.

4) Die physischen Kennzeichen der Rassis, d. h. der Amakosah, und der nur in Westafrika bekannten Neger sind so verschieden voneinander, daß sie vielen Reisenden unterscheidende Merkmale getrennter Rassen und Varietäten der menschlichen Species, die sehr entfernt voneinander sind, zu sein schienen. Verständige und genaue Beobachter glaubten, daß die Rassis den Arabern mehr als den Eingeborenen von Afrika zwischen den Wendekreisen ähnlich seien. Der Schluß, auf den wir durch die sorgfältigsten Untersuchungen über ihre Geschichte geführt werden, ist, daß nichts in ihren physischen oder moralischen Eigenschaften die Hypothese eines asiatischen Ursprungs bestärkt. Sie sind eine echte afrikanische Race und, wie höchst wahrscheinlich zu sein scheint, nur ein Zweig einer weit verbreiteten Race, zu der alle Negervölker im Reiche Kongo und viele Stämme sowohl auf der westlichen als auf der östlichen Seite von Südafrika gehören. Obgleich der Schädel der Rosah Rassis noch Einiges von dem afrikanischen Charakter hat, so weicht er doch beträchtlich von diesem Typus und der Form des Europäerschädels, oder der von den indo-atlantischen Nationen ab. Der Form, welche Dr. Knor als charakteristisch für den Rassis beschreibt, scheinen sich die östlichen Neger von Afrika größtentheils zu nähern, wobei die Schädel der Mozambiqueneger oder Matuani die Reihe ausfüllen, welche man sich zwischen der niedergedrückten Stirne und dem stark markirten afrikanischen Gesichtern der Iboes und dem schon entwickelten Köpfen und Wägen und lebhaften Physiognomien der Amakosah und Amakuloh denken kann. Die Farbe dieser Stämme bietet jede Varietät dar von dem dunkeln Schwarz der Loango oder Angolaneger bis zu den olivendunkeln oder kupferfarbigen der Betschuanen, welche die Hochländer jenseit des Wendekreises bewohnen. Die Beschaffenheit des Haars ist eine von dem allgemeinsten, sowie sie sicherlich die am meisten charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Nationen ist. Doch selbst dies zeigt Abweichungen und bei einigen Stämmen, bei denen man keinen Grund hat, Verschiedenheit oder Vermischung der Race zu vermuthen, ist es bestimmt angedeutet, daß das Haar nicht wellig, sondern blos kraus ist, oder herabhängende Locken von beträchtlicher Länge hat. Endlich darf man auch nicht unterlassen, die Schläffe

in Rechnung zu bringen, auf welche wir durch eine Vergleichung der Sprachen von Afrika geführt werden. Wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, die verschiedenen Idiome von Afrika eine Sprachfamilie bilden, welche die Sprache der Kaffern und die der Ägypter mit einschließt, so führt dies nahe zu dem Beweis eines gemeinsamen Ursprungs. Der Vergleichung dieser verschiedenen Idiome hat der Verf. viele Aufmerksamkeit und großen Fleiß gewidmet, dabei aber, wie uns bedünkt, Ähnlichkeiten aufgefunden, die sich nicht immer rechtfertigen lassen dürften, wie dies ja so häufig bei Ableitungen einer Sprache aus der andern zu gehen pflegt.

Einen Versuch, die Thatfachen, wie sie der Verf. hier überflüssig zusammengestellt, zu analysiren, und einige allgemeine Schlüsse über die Weise, wie Varietäten bei Racen entstanden sind, die Theorie der Ursachen, welche dieselben hervorbringen, und die Beschaffenheit des Einflusses, welchen diese Ursachen ausüben, verspricht der Verf. erst dann zu geben, wenn er die ethnographische Übersicht über andere Gegenden der Erde vollendet haben wird. Willig sollten wir nun unser Urtheil über dieses Werk bis zu diesem Zeitpunkt versparen. Allein da uns die Grundlinien desselben bereits in diesen beiden Bänden vorgezeichnet sind und sich der Verf. über seine Ansicht von der Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare und über die Gründe, welche ihn zu dieser Ansicht bestimmen, vorläufig sehr bestimmt ausgesprochen hat, so möge es uns vergönnt sein, darüber hier noch einige Worte anzureihen.

Ob die verschiedenen vorhandenen Menschenracen von einem oder von mehreren Paaren abstammen, wird sich wol nie, weder aus der Geschichte noch aus der Erfahrung ermitteln lassen. Es ist dieser Gegenstand, wie so mancher andere in der Wissenschaft, mit einer chinesischen Mauer umgeben, die der menschliche Verstand wol nie überspringen wird. Dem Schöpfer einer Welt war es, in menschlicher Betrachtungsweise genommen, ebenso leicht und ebenso schwer, von jeder Gattung nur ein Paar zu schaffen und dieses durch Zeugung sich vervielfältigen zu lassen, als diesem Schöpfungsact mehrere Male und an verschiedenen Punkten der Erde zu wiederholen. Das Studium der innern Naturgeschichte unsers Planeten belehrt uns, daß in ihren verschiedenen Bildungsperioden viele Geschlechter organischer Wesen gelebt haben, deren Degeneration vollkommen mit einer jeden dieser Perioden übereinstimmte, so daß sich pflanzliches und thierisches Leben gegenseitig trug und erhielt; es belehrt uns aber auch, daß viele dieser Geschlechter wieder im Laufe der Zeiten untergingen, um andern Platz zu machen. Ist es nun annehmbar, daß der Schöpfer in jeder dieser verschiedenen Bildungsperioden die Bildung eines jeden besondern Geschlechts immer wieder mit einem Paare begonnen haben sollte? sollte er, wie der plastische Künstler, die alten Formen zerbrechend, immer wieder neue gebildet haben? oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß er die Erde beim ersten Schöpfungsacte mit allen möglichen Keimen zu allen organischen Bildungen geschaffen, wie sie sich nach ihren

verschiedenen Bildungsperioden entwickeln sollten; daß in ihr alle Keime zu diesen organischen Schöpfungen eingeschlossen enthalten waren und sich erst allmählig im Verlauf der Zeit entfalteten, sowie noch jetzt aus dem befruchteten Doulum sich nach und nach alle verschiedenen Systeme und Organe herausbilden? Wir geben gerne zu, daß sich unser Verstand dagegen sträubt und unsere Fassungskraft nicht so weit reicht, um zu begreifen, wie die Produktionskraft der Erde Wesen ins Leben rufen konnte wie ein Mammuth, einen Elefanten u. s. w., aber ist die besondere Schöpfung eines Paares solcher Riesenthiere auf ein höheres Nachtgebot weniger räthselhaft, und sehen wir nicht täglich Infusions- und andere Thiere der niedern Ordnung gleichsam aus dem Nichts entstehen? Ist die Schöpfung eines Infusionsthierchens weniger räthselhaft oder leichter als die eines Quadrupeden? Wir wissen wohl, daß man uns auch hier mit allen zu Gebote stehenden Gründen gegen eine Generatio aequivoca, gegen eine Erzeugung ohne Samen und ohne Ei, zu Leibe gehen wird und kennen wol die Abneigung vieler neuern Naturforscher gegen eine solche Annahme, die noch vor ungefähr 20 Jahren als eine bekannte und nicht zu bestreitende Thatfache angesehen wurde. Aber es sprechen gewisse Erscheinungen in der organischen Welt so laut für eine solche spontane Erzeugung, daß wir uns den Glauben daran wenigstens so leicht nicht nehmen lassen können; wir erinnern nur an die räthselhafte Erscheinung der Phytiriasis bei manchen krankhaften Zuständen, bei denen sich diese Insecten im Nu zu Tausenden erzeugen, ohne daß man begreifen kann, woher sie ihren Anfang genommen, an neuere Beobachtungen bei Vögeln, deren Eier man durch solche einer andern Gattung hat ausbrüten lassen und wo die ausgebrüteten Jungen mit Parasiten behaftet waren, die nicht den sie ausbrütenden Pflegeeltern, sondern den Abkömmlingen ihres Stammes eigen thümlich sind, und dgl. m. Ist aber die Welt im Kleinen noch so zeugungsfähig, so wird sie wol auch unter andern Verhältnissen fähig gewesen sein, Größeres zu erzeugen, und das allmächtige: „es werde“ dürfte nur einmal ausgesprochen sein, um das Entstehen und Aussterben aller organischen Wesen für alle Zeiten möglich zu machen. Bedenken wir ferner, wie sorgfältig das Auge der Vorsehung die Erhaltung aller geschaffenen Wesen überwacht, wie sie, trotz der fortwährenden Befindung aller gegen alle, jede einzelne Gattung beschützt, damit sie in dem allgemeinen Krieg nicht untergehe, so sollte man meinen, sie habe ihr Leben nicht von einem einzigen Paare abhängig machen können, ja, da jedes einzelne Paar nur dadurch sich erhalten und sein Geschlecht durch Zeugung fortpflanzen konnte, daß es sich ein anderes von verschiedenem Geschlechte unterwarf und es vertilgte, so hätte entweder jedes mit dieser Vertilgung so lange warten müssen, bis alle ihres Gleichen erzeugt, oder die ganze organische Welt hätte mit ihrem Geburts- auch zugleich ihren Sterbetag gefeiert. Unter allen Geschöpfen wäre aber der Mensch am meisten der Gefahr ausgesetzt gewesen, bei seinem ersten Auftreten wieder von der Erde vertilgt zu werden.

den; man denke nur an die Hilfsbedürftigkeit, in der er geboren wird, an Krankheiten, Verletzungen u. s. w., die das erste Menschenpaar ebenso gut treffen konnten als alle folgenden.

(Der Beschuß folgt.)

Britische Naturdichter.

Unter den Erzeugnissen der neuern englischen Naturdichter oder „uneducated poets“ nehmen die „Verses, by a poor man“ eine der ersten Stellen ein. Manche Eigenschaften in diesen Gedichten lassen vermuten, daß der Verf. kein bloßer Naturdichter sei, sondern nur die Art und Weise eines Naturdichters nachgeahmt habe. Gedanke, Vers und sprachliche Einbildung sind ebenso kräftig als gewandt; dagegen scheint die Lockerheit, die Schlichtheit, die Nachlässigkeit in Vers und Reim nur das Ergebnis einer bestimmten Absicht zu sein, um das Publikum zu täuschen. Die Naturdichter machen meist sehr geordnete, formell ausgebildete Verse, während der Gedanke trivial und albern erscheint. Bei unserm Dichter findet häufig das Gegenteil statt und gerade die Verletzungen des Versbaues, die er sich nicht selten zu Schulden kommen läßt, weisen auf eine große rhythmische und sprachliche Gewandtheit hin, die absichtlich mit der Form und dem Publicum spielt. Eins dieser Gedichte theilen wir im Original mit:

The poor man speaketh of streams and waters.

'Tis sweet to sit by a little brook,
As it murmurs gently on;
To think of the stream of human life,
How quick its waters run.
I saw a wild rose on the brook,
It floated down the stream,
And methought a hand did rescue it,
In my poetic dream.
I have a niece: she was roughly cast
On the stream of human sorrow
And the little plitanees she earned to-day
Was to buy her bread for to-morrow,
But a kind hand came by Providence,
And she is happy now;
Her eye is bright, her heart is light,
And care has left her brow.

Ein anderes Gedicht unter dem Titel „The poor man pointeth out the folly of writing books“ theilen wir in deutscher Nachbildung mit, in welcher wir die Einfalt und Trockenheit des Styls und die Nachlässigkeit im Verse möglichst beibehalten suchten:

Laß einen armen Greis ich seh,
Der unter Weh und Ach,
Die Wangen bleich und hocht,
Schwerseufend Strime drach.
Und jedem Streich gesteht
Der Alte einen Laut,
Daß unwillkürlich ich
Mich nach ihm umgeschaut.
So seltsam war sein Bild,
So seltsam all sein Treiben,
Daß ich sogleich beschloß,
Hier forschend sehn zu bleiben.
Und voller Bildung fand
Ich ihn bei meiner Frage.
Da forsch' ich nach, was ihn
Gebracht in solche Lage.

Er schien ein wenig thöu.

Mit es es ihn verdröste,

Daß er erwidern mir

Sein Jammers erschließe.

Und seufzend tief und schwer,

Mit triebe ihn ein Fluch,

Mit quidit' ihn der Bescheid,

Sprach er: Ich schreie ein Buch!

Die Nüchternheit und Einfalt der Darstellung, zusammengeshalten mit der reflectirten Tendenz des Ganzen und der epigrammatischen Kürze des Schlusses lassen eine absichtliche, studierte Manier wol nicht verkennen. Manches recht brave Gedicht lieferte der Naturdichter Charles Croder, der sogar die Spenser-Stange mit vieler Geschicklichkeit zu behandeln weiß, in seiner Sammlung „The vale of obscurity, and other poems“, wogegen die „Poetical flights of a factory youth“ von Joseph Kirshaw, welche ein Journal als eine Probe der Manchester-Poesie bezeichnet, nur unbedeutend sind.

Notizen.

Mehrere französische Departements haben seit einigen Jahren Gesellschaften gestiftet, welche sich dem Studium der Archäologie widmen. Diefem Beispiele ist jetzt auch Chalons an der Marne gefolgt, indem sich in dieser Stadt eine Central-Commission für die Alterthumskunde und die historischen Monumente des Departements der Marne seit dem November 1841 und unter der Präsidenschaft des Präfecten, Hrn. Bourlon de Cartho, gebildet hat. Das Departement hat die Bildung dieser Commission allgemein mit freudigem Herzen begrüßt, da ihr Streben der Erhaltung der prachtvollen kirchlichen Gebäude, welches dieses Departement besitzt, sehr nützlich werden kann. Die Geschichte und die Beschreibung derjenigen kirchlichen und unkirchlichen Gebäude, welche darauf Anspruch haben, unter den historischen Denkmälern einen Platz einzunehmen, wird vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Commission beschäftigen, die aus zwanzig Mitgliedern zusammengesetzt ist. Außer den genannten Präfecten befinden sich hierunter z. B. der Erzbischof von Rheims und der Bischof von Chalons als Ehrenpräsidenten; Hr. Dibeon, Secretair des historischen Comité für Künste und Denkmäler, als Vicepräsident; Graf v. Gabasolle, Exularkanonikus, Generalvicar zu Chalons, bereits von dem Bischof zu Chalons mit Untersuchungen über die Geschichte und Architektur der Kathedrale und der Bauwerke dieser Diocese beauftragt; Pernot, Maler zu Paris u. s. w.

Historischen Werth hat Ch. Labitte's Schrift: „De la démocratie chez les prédicateurs de la ligue“ (Paris 1841). Der Verf. hat die Geschichte der Kangelberedsamkeit zur Zeit der Ligue, die bisher von den Geschichtsschreibern gar zu sehr vernachlässigt worden ist, geliefert. „Die Ligue“, sagt der Präsident Hénault, „ist vielleicht die sonderbarste Begebenheit, die man je in der Geschichte gelesen hat“, und Madame Montpensier sagte vom Jahre 1587: „Ich habe durch den Mund meiner (nämlich von ihr begabten) Prediger mehr ausgerichtet, als es alle zusammen mit allen ihren Predigten, Waffen und Armeen thun.“ Zwei Jahre später 1589, rief der Verf. des „Heilsamen Rathes“ aus: „Die aufstrebenden Prediger haben mehr Böses gethan als alle Übelgeister“, und Heinrich IV. sagte: „Mein ganzes Unglück kommt von der Kangel her.“ Die Mönche und Pfaffen predigten nicht allein Mord und Vernichtung der Keger, sondern auch der Könige und Fürsten, welche sie nicht für römisch rechtgläubig genug hielten, theils aus Fanatismus, theils aus Eigennutz und um schnelles Geld. Einkerbung, Mordung, ja Ermordung derjenigen Fürsten, die ihr und des Papstes Interesse zuwider bestanden, wurde von ihnen für erlaubt, gesetzmäßig und gerecht erklärt. Das waren gefährliche Demokraten!

Mittwoch,

— Nr. 166. —

15. Juni 1842.

1. Naturgeschichte des Menschengeschlechts von James Cowles Prichard. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rudolf Wagner. Zwei Bände.
2. P. Poissac über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von Aug. Westrumb.

(Bechluss aus Nr. 165.)

Von den Pflanzen und Thieren können wir im Allgemeinen zugeben, daß sie von dem Schöpfer in gewisse Gegenden versetzt wurden, wohin sie ihrer Natur nach ganz besonders paßten. Auch können wir einräumen, daß einige derselben durch Menschen an andere Orte versetzt worden sind oder durch Hilfe des Zufalls ihren Weg dahin gefunden haben. Aber zu Gunsten der Hypothese, daß jede Species nur einen einzigen Anfang von einem einzelnen Stamme gehabt habe, läßt sich daraus ganz und gar nichts folgern, denn sehr viele derselben sieht man an gewisse, oft sehr eingeschränkte Wohnplätze gebunden und ein großer Theil derselben ist dahin, wohin civilisirte Menschen noch nicht gebrungen sind, gar nicht gekommen. Bei den Menschen sieht man vollends gar nicht ab, was sie so frühe bewogen haben sollte, ihre erste Geburtsstätte zu verlassen und sich durch Wästen und große Meere nach andern Wohnplätzen zu begeben, um so mehr, da sie, noch unbekannt mit allen Hülfsmitteln des Transports, wie sie uns heutigen Tages zu Gebote stehen, bei weitem größern Gefahren ausgesetzt waren und mit bei weitem größern Hindernissen zu kämpfen hatten.

Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß trotz Seuchen, Kriegen u. s. w. die Zahl der auf der Erde lebenden Menschen, kleine Abweichungen abgerechnet, immer dieselbe bleibt, daß, im Ganzen genommen, ein Gleichgewicht der Bevölkerung nach bestimmten Gesetzen stattfindet, gleichwie sich ein solches Gleichgewicht auch zwischen den männlichen und weiblichen Geburten auf der ganzen Erde nachweisen läßt. Wollte man aber annehmen, daß von einem Menschepaare in 6000 Jahren 500 Millionen entstanden seien, was ungefähr der Betrag der gesammten Bevölkerung auf der Erde sein möchte, so hätte sich das Wachsthum der Bevölkerung ganz anders zeigen müssen. Entweder die Zunahme hätte in arithmetischer Progression erfolgen müssen und müßte noch auf dieselbe

Weise erfolgen, oder man müßte annehmen, der Schöpfer sei, nachdem die Erde hinreichend bevölkert gewesen, von seinem frühern Gesetze abgegangen und habe ein anderes an dessen Stelle gesetzt.

Mit Recht wird von den Verfechtern der Ansicht von der Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare viel Gewicht darauf gelegt, daß Kreuzungen verschiedener Menschenrassen fruchtbar sind, während die aus Paarungen verschiedener Thiergattungen entstehenden Bastarde sich nicht fortpflanzen oder doch in den nächsten Generationen wieder in ihre Stammrassen zurückfallen. Allein einmal ist es noch nicht ausgemacht, daß alle Hunde-, Pferde-, Ochsenarten von einem Paare abstammen, sondern die Sache steht hier gerade so zweifelhaft, wie bei dem Menschen, und 2) müßte man, um alle Bedingungen in Bezug auf diese Analogie zwischen Thieren und Menschen gleichzusetzen, einmal den asiatischen mit dem afrikanischen Elefanten, die asiatischen und afrikanischen Affen, den norwegischen und nordamerikanischen Wären, die Gepards in Asien und Afrika sich paaren lassen. Leicht möchte sich dann ein ähnliches Resultat, wie bei den Menschen ergeben.

Unser Verf. hat mit lobenswerthem Fleiße Thatsachen gesammelt, um zu beweisen, daß unter den verschiedenartigsten Menschenrassen einzelne Merkmale vorkommen, wodurch sie sich andern wieder nähern, z. B. schlichtes, langes Haar bei Völkern mit kurzem krausen Haare, weiße Hautfarbe bei Negern u. s. w. Allein daraus läßt sich weder die Einheit der verschiedenen Menschenrassen, noch der allmähliche Übergang der einen in die andere erklären, denn nie kommen solche Ausnahmen vor, bei denen Farbe, Haare, Gesichtszüge u. s. w. zusammen das Bild einer andern Race darstellen. Die Weißen unter den Negern sind offenbar krankhafte Bildungen, wie es auch die Albinos unter uns sind, aber man zeige uns einmal einen Neger unter den Europäern, als Varietät! Selbst unter Nationen, welche in stetem Verkehr mit der übrigen civilisirten Welt stehen, treten Abweichungen von der nationalen Bildung immer nur ausnahmsweise auf, da man doch erwarten sollte, daß sich diese im Laufe der Zeiten durch fortgesetzte Vermischung immer mehr vermischen sollte. So z. B. erhalten sich bei den Schweden blonde Haare und helle Augen. Die Juden, die Aigan-

ner bewähren noch immer ihre fremde Abkunft. G. Pinard („Notes on the West-Indies“, zweite Ausgabe, Bd. 1, S. 110—113) sah auf Barbadoes eine englische Familie, wovon die Kinder schon die sechste Generation ausmachten und sich in nichts von Engländern unterschieden.

Was die geistige Entwicklung und Culturfähigkeit der verschiedenen Nationen betrifft, so läßt sich hier wol nicht verkennen, daß der Boden, aus dem sie hervorkieimt, ein ganz verschiedener ist. Welche Kluft zwischen einem Eskimo und einem Europäer! Zwar folgert unser Verf. aus der Geschichte der Belehrung dieses Volks und aus der Civilisation ihrer Stämme, daß sie dieselben Grundlagen des moralischen Gefühls, dieselben Sympathien und Leidenschaften, dasselbe mehr oder weniger dunkel oder klar ausgesprochene Bewußtsein und dieselbe innere Überzeugung der Verantwortlichkeit, dieselben Gefühle von Schuld und Selbstverdamnung, dieselbe Begierde nach Versöhnung haben, welche so vielen andern Nationen auf fast jeder Stufe der geistigen Cultur gemeinsam sind. Aber wer vermag zu entscheiden, wie viel von dem Unterricht, wodurch diese geistige Veredelung erzeugt worden sein soll, wirklich in Geist und Herz übergegangen, was davon wahre Überzeugung und was nur leerer Schein, Folge der Nachahmung ist? Wenn alle Bedingungen der geistigen Erhebung und des moralischen Gefühls bei diesen uncultivirten Völkern vorhanden sind, warum fehlen noch immer Beispiele einer Selbstemanzipation, warum steht bei ihnen kein Prophet auf, der ihrem Geiste und ihren Gefühlen andere Bahnen vorschreibt? Einzelne Beispiele, wie deren der Verf. mehr von einzelnen Regern anführt, deren geistige Fähigkeiten den Standpunkt der europäischen Intelligenz vollkommen erreicht haben sollen, beweisen hier nichts, denn gerade die Erhebung des Einzelnen müßte die der ganzen Masse des Volks zur Folge haben, wenn der bildungsfähige Stoff vorhanden wäre.

Doch genug, um zu beweisen, daß sich gegen die Abstammung der verschiedenen Menschenrassen von einem Paare nicht weniger triftige Gründe geltend machen lassen als dafür. Die Sache schwelt noch im Dunkel und wird es vielleicht für immer bleiben. Indessen möge sich immerhin der menschliche Geist an dieser schwierigen Aufgabe versuchen und wenigstens nicht müde werden, das Material zu ihrer Aufgabe aufzusuchen, denn wie wenig wissen wir noch über die psychischen und physischen Eigenthümlichkeiten mancher Völkerstämme? Was der Verf. in dieser Beziehung gethan, verdient alle Anerkennung und es übertrifft darin meist alle seine Vorgänger, sodaß wir seine Schrift Denen, welche sich für diesen interessanten Gegenstand interessieren, mit voller Überzeugung empfehlen können.

Die Schrift Nr. 2 steht der ersten weit noch am Gröndlichkeit, wie sich dies hauptsächlich da herausstellt, wo beide Verf. denselben Gegenstand behandeln, und obgleich das Ganze in eine gefällige und auch dem Laien verständliche Form gefaßt ist, so fählt man sich doch bei der Lectüre des Einzelnen wenig befriedigt und

vermißt ausführlichere Bearbeitung und schärfere Begründung. Namentlich werden dem Einfluß des Klimas Wirkungen auf den physischen und psychischen Antheil des Menschen zugeschrieben, von denen es noch sehr problematisch ist, ob sie auf Rechnung desselben geschrieben werden können. Manche den verschiedenen Bewohnern verschiedener Erdstriche zukommenden Eigenthümlichkeiten gehören wenigstens gewiß nicht hierher.

Die Schrift zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erstere von dem Einflusse der Klimate auf die physische Organisation handelt. Im ersten Abschnitt betrachtet der Verf. die wesentlichen Functionen der Organismen, als: *spirituelle Wärme, Verdauung, Respiration und Kreislauf, Absorption, Transpiration und Urinsecretion, äußere Sinne, Bewegungsvermögen, Laufen*. Auch von der Wohlbehaltigkeit, der Körperstärke, der Statur und Schönheit wird gesprochen, wennschon diese Gegenstände nicht zu den Functionen gerechnet werden können. Vieles ist bekannt, Anderes steht mit dem Einfluß des Klimas in keiner Beziehung, so z. B. daß der Oesthian, dem allgemeinen Glauben zufolge, in den Städten vorzüglich stark entwickelt sei, daß die Wilden schärfer riechen als civilisirte Völker; daß gute Käufer nur unter den rohen Völkern gefunden werden u. s. w. Abgesehen von dem Einfluß, welchen die Extreme von Kälte und Wärme auf Statur, Respiration, Kreislauf, Transpiration ausüben, findet sich hier überhaupt nur geringe Ausbeute.

Der zweite Abschnitt handelt von den Menschenrassen oder den Varietäten des menschlichen Geschlechtes. Wie finden hier unser Verf. in Übereinstimmung mit Pinard in Hinsicht der Abstammung des Menschengeschlechtes von einem Paare, seine Gründe für diese Ansicht aber bei weitem weniger haltbar. So z. B. leitet er aus dem Einfluß des Klimas und der Lebensweise das Factum ab, daß die Europäer durch einen längeren Aufenthalt auf den Antillen nicht nur unermüdet werden, sondern auch einige charakteristische Züge der amerikanischen Bildung sich aneignen, während er kurz zuvor die Juden und Kopten als Beispiele der Unveränderlichkeit des eigenthümlichen Typus anführt. Besonders Gewicht scheint der Verf. auf seine Erklärung der dunkeln Hautfarbe in den heißen Ländern zu legen. Die Bewohner dieser Länder sollen nämlich kleinere und unthätigere Lungen besitzen und überhaupt den Respirationsoact weniger vollkommen vollziehen, weshalb die Hautausdünstung hier an die Stelle der Lungenathmung trete, und anstatt daß der Kohlenstoff mit der atmosphärischen Luft ausgeathmet werde, schlinge er sich auf der Oberfläche der Haut nieder. Bedenken wir aber, wie oft in Krankheiten der Lungen des Respirationsoact andauernd beschränkt und wie unvollkommen diese Verriethung bei ständiger Lebensweise der Fabrikarbeiter u. s. w. vollzogen wird, ohne daß eine dunklere Hautfärbung die Folge davon ist, so können wir dieser Hypothese nur geringen Werth beilegen.

Der Verf. ist der Meinung, daß ein ausserordentlicher Übergang der ursprünglich weissen Hautfarbe durch die heissen die zur dunkelsten Schattungen bei den verschiedenen Menschen-

racen stattgefunden habe, daß aber Jahrhunderte nöthig gewesen seien, um diese durch das Klima bedingte Umwandlung zu bewirken. Wäre dies aber der Fall, so müßte man doch wenigstens bei weißen Menschen, die sich in heißen Klimaten ansiedeln, eine allmähliche Aenderung an die schwarze Hautfarbe wahrnehmen können. Dem widersprechen aber alle Erfahrungen und aus einem Europäer ist noch nie ein Neger geworden. Daß, wie der Verf. meint, Kälte, Schatten, Bewohnen von Städten, gesunde Nahrung und Reinlichkeit im Stande sein sollten, die Folgen einer so langsamen Entartung mit der Zeit zu heben und bei den Letztern die ursprüngliche Farbe und Schönheit zurückzubilden, wird wol ebenso wenig gelingen, als einem Neger weiß zu waschen. Wollten wir aber auch dem Verf. die allmähliche Umwandlung der Hautfarbe durch klimatische Einflüsse zugeben, wo bleiben denn die Verschiedenheiten in der Gestalt, in der Schädelbildung u. s. w.? Hier reicht der Einfluß des Klimas ebenso wenig zur Erklärung aus als die verschiedene Nahrung und Lebensweise, Gewohnheiten, Vererbung u. s. w., zu denen der Verf. seine Zuflucht nimmt.

Was von dem Einfluß des Klimas auf die Pflanzen und Thiere gesagt wird, ist höchst dürftig. Prichard behandelt dieses Thema ungleich gründlicher und ausführlicher.

Den Umstand, daß die Bewohner Abyssiniens nicht zu der Negerrace gehören, obwohl es unter dem 10. — 15.° der Breite liegt, erklärt der Verf. daraus, daß dieses Land wahrscheinlich von einem Araberstamme bevölkert sei, welcher durch die Straße von Bab-el-Mandeb, die den arabischen Meerbusen mit dem von Aden verbindet, in diese Gegenden eingebracht sein möge, oder daß, nach einer andern Annahme, die Abyssinier selbst einen Theil Arabiens erobert, mithin eine Mischung beider Völker stattgefunden habe. Aber, warum hat sie denn die Sonne nicht endlich in der langen Zeit, seit diese Vermischung stattgefunden, schwarz gebrannt?

Ebenso wenig kann es uns genügen, wenn der Verf. die mit einer hellen Hautfarbe begabten Buschmänner an der Südspitze Afrikas, gleich den Albinos und Quintos, als eine entartete Race betrachtet.

In der zweiten Abtheilung beschäftigt sich der Verf. mit dem Einflusse der Klimate auf die Gesundheit, und zwar im ersten Abschnitt derselben mit den Krankheiten. In Vergleich mit Finkers „Versuch einer allgemeinen medicinisch-praktischen Geographie“ und Schnurrers „Geographischer Nosologie“ erscheint das hier über diesen Gegenstand Mitgetheilte nur sehr dürftig. Wie schon angedeutet es übrigens noch um das Resultat der sich darauf beziehenden Untersuchungen steht, geht daraus hervor, daß nach unserm Verf. das Wesen der Krankheiten in den verschiedenen Zonen verschieden ist, während Prichard Bd. 1, S. 200, im gegentheiligen Gegensatz mit dieser Ansicht behauptet, daß die große Menge der Krankheiten der ganzen Menschenfamilie gemeinsam sei.

Nun war uns die Noth, daß sich die Neger, deren Fruchtbarkeit in ihrem Vaterlande sehr stark ist, in den Colonien nur langsam fortpflanzen. So kamen im Jahre

1778 auf drei Negerehen auf S. Dominge nur zwei Kinder und in Martinique fanden 1810 unter 77,000 Negerflaven nur 1250 Geburten statt.

Auf eine eigene Art erklärt der Verf. S. 154 das Mißverhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten. Es heißt daselbst:

Nach mehrjährigen statistischen Untersuchungen müssen wir annehmen, daß die Ungleichheit, welche in Europa in dem Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten herrscht, hauptsächlich von der Altersverschiedenheit der Ehegatten abhängt, und daß der Vater oder die Mutter, je nachdem diese oder jener älter ist, in den erzeugten Kindern vorherrscht. Da nun bei allen jetzt geschlossenen Ehen der Mann in der Regel älter als die Frau zu sein pflegt, so läßt es sich leicht erklären, weshalb die Zahl der männlichen Geburten größer als die der weiblichen ist. Ein anderer Grund für das Überwiegen der Knaben liegt in dem Vorzuge, welchen man im Allgemeinen den Knaben gibt. Mtern, die nur Töchter besitzen, erwarten bei jeder Schwangerschaft die Geburt eines Knaben; allein gerne pflegen sie die Fruchtbarkeit der Ehe einzuschränken, sobald ihre Ehe mit mehreren Knaben gesegnet ist. Bei allen außerordentlichen Verbindungen, wo diese Rücksichten und eine Altersverschiedenheit zwischen Mann und Weib sehr häufig nicht stattfinden, werden ebenso viel Knaben als Mädchen geboren, und wenn in den heißen Ländern die Zahl der Mädchen Geburten die größte ist, so liegt dieses in der frühen Entwicklung des Geschlechtstriebes begründet, welche nicht nur Männer und Frauen, die in gleichem Alter stehen, solche ungesetzmäßige Verbindungen unglaublich häufiger eingehen, sondern auch wirkliche Ehen schließen läßt.

So lange uns der Verf. die statistischen Untersuchungen, auf welche er diese Hypothesen gebaut hat, schuldig bleibt, fühlen wir eben keine Lust, daran zu glauben. Offenbar liegt jenem Überwiegen der männlichen über die weiblichen Geburten ein tieferes Naturgesetz zum Grunde, welches sich nicht so leicht erfassen läßt.

Die dritte und letzte Abtheilung des Werkes handelt von dem Einfluß der Klimate auf den moralischen Zustand des Menschen. Hier, wo die Aufgabe noch verwickelter wird und die Schwierigkeiten sich steigern, den klimatischen Einfluß von andern Entwicklungen streng zu scheiden, können wir uns noch weniger befriedigt erklären als bei den frühern Abtheilungen. 74.

Blaubart im Original.

Adolf Trollope erzählt in seinem „A summer in western France“, wie er auf dem Wege von Angers nach Nantes die Ruinen des Schlosses Chantocé besuchte, einst der Wohnsitz eines der schrecklichsten Ungeheuer, die das Wort Mensch geschändet, und der Schauplatz seiner Verbrechen, und fährt dann fort: „Dieses Ungeheuer war Niemand anders als Gilles de Savoy, Marschal de Bretagne, dessen empörende Bosheiten vom umwohnenden Landvolke mit übernatürlichen Kräften in Verbindung gesetzt worden sind und ihm unter dem Beinamen Blaubart eine für seine Verbrechen zu wohlthätige Notorietät verschafft haben. Gilles de Savoy, Herr von Metz, Belloy, Chantocé, Ingrandes, Boudry, Botterean, Blafon, Chémellier, Chatouille und Fontaine-Rillon in der Provinz Anjou, sowie von vielen andern Baronien und Gütern in der Bretagne und sonstigen Theilen des Königreichs, war unter der Regierung Karls VI. einer der reichsten Männer seiner Zeit. Kaum 30 Jahre alt, gelangte er zum Besitze seines unermesslichen Reichthums und als er starb, hatte er durch abentheuerliche Verschwendung ziemlich Alles vergeudet. Zu den vielen Eigenschaften seines verworrenen Haushaltes gehörte auch sein Kirchenstaat. Er be-

stand aus einem Bischöfe, wie er seinen obersten Kaplan schlechterdings genannt wissen wollte, einem Dechanten, einem Cantor, zwei Archidiaconen, vier Vicaren, einem Schulmeister, zwölf Kaplanen und acht Chorsängern. Sie waren sämmtlich, wenn er riefte, in seinem Gefolge; Jeder hatte ein eigenes Pferd und einen eigenen Diener, trug ein mit Perle verbrämtes Schwarzes Kleid und besaß einen ansehnlichen Gehalt. Gleichzeitig wurden Beuchter, Rauchsphaunen, Kreuze und heilige Gefäße jeder Art, alle von Gold und Silber und in bedeutender Menge mitgenommen, auch laut Zeugniß des Geschichtsschreibers mehrere Degen, jede von sechs Männern getragen. Er wünschte sehr, daß alle Geistliche seines Kirchenstaats das Recht haben möchten, in der Mitra zu erscheinen, und schickte zu Auswirkung dieses Vorrechts wiederholt Botschafter nach Rom, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Dies waren die Thorheiten seiner Jugend, und wohl ihm, wenn er zu seinem Gedächtnisse nur ähnliche Ueberrheiten begangen hätte. Indessen genüßten auch sie, sein ungeheures Reichthum in kurzem zu schmälern. Er nahm einen Arzt aus Polton und einen Florentiner, Namens Prestati, in seine Dienste, die ihn Beide glauben machten, daß sie mit dem Teufel im Bunde ständen und durch übernatürliche Mittel seinen erschöpften Schatz wieder füllen könnten. Sie machten ihn auch glauben, daß es wirklich der Teufel sei, der ihm erscheine, und bewogen ihn, einen Contract in aller Form Rechtens mit seiner satanischen Majestät abzuschließen. Den Teufel zu citiren, mag im 19. Jahrhundert als eine harmlose Thorheit belacht werden, der nichts Verbrecherisches beizumessen. Was aber einen Menschen in seinen eigenen Augen zum Verbrecher stempelt, das ist keineswegs harmlos, und solches war mit Willen de Laval der Fall. Er bildete sich ein, die schwärzeste Sünde begangen zu haben, deren ein Mensch fähig sein könne, und die stittliche Verworfenheit, deren er sich von nun an schuldig machte, stand mit der eigenen Schätzung seines Vergehens in genauem Verhältnisse. Kein Verbrecher war von jezt an so ungeheuer, daß er Schen davor empfunden, und die geschichtlich begründete Eiske seiner Greuelthaten hat in den Annalen menschlicher Verworfenheit vielleicht nichts ihres Gleichen. Mit empörender, wahrhaft vampyrischer Lust, abscheulicher als jeder gewöhnliche Grund zum Morden, ließ er auf seinen Befehlungen die schönsten und gefändesten Kinder beiderlei Geschlechts ergreifen, sie in den Mauern von Chantocé förmlich schlachten und aus ihrem Blute sich ein Bad bereiten, fest glaubend, es werde sein eigenes schenstliches Leben erhalten und stärken. Vergebens erhob im weiten Bereiche seiner Länderreisen und Dorfschaften das unglückliche Landvolk, das in seinen Kindern einen Tribut zahlen mußte, der die schauderhaftesten Dichtungen des heidnischen Alterthums verwickelte, einen gemeinsamen Schrei der Klage und der Verwünschung. Schon über hundert Opfer waren gefallen und noch lähmte der Rang, die Macht, der Reichthum des Ungeheuers die schwache Stimme eingetrigete Justiz jener Zeit. Endlich wurde aber der allgemeine Hülfesruf des Landes zu laut, um ganz ungehört zu bleiben, und wie wenig man auch damals über gewöhnliche, blutige Gewaltthaten sich zu entsetzen pflegte, das Schalten des Bösewichts wurde so unerträglich, daß ohne endliches Einschreiten der Gerichtsbehörde der zur Wuth entflammte Volkswille ihn wie einen schädlichen Wurm zertreten haben würde. Auf Befehl des Bischofs von Nantes und des Generals von Rennes wurde er verhaftet und nach einer Untersuchung, in welcher Beweise jahrelang geübt und aus Unglaubliche grenzender Gesammtkeit sich wider ihn herausstellten, zum Schüttershausen verurtheilt und der Spruch auf den Tischen vor Nantes am 22. December des Jahres 1440 vollzogen. . . . So lebte und starb Gilles de Laval, das echte Original des gefährdeten, blutigen Blaubart, und es ist als hätten die häßlichen Ruinen seines blutbefleckten Schlosses Chantocé sich nur erhalten, um das Gedächtniß seines schuld- und schimpfbeladenen Namens nicht untergehen zu lassen."

7.

Bibliographie.

- Bachmann, J. A., Walbmüller's Kdchen. Eine Kriminalgeschichte nach einer wirklichen Begebenheit neuester Zeit. Gr. 12. Wien, Stedtpolzer v. Hirschfeld. 7 1/2 Rgr.
- Berg, C. v., Oldenburgs Anstuf an den deutschen Zollverein. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 5 Rgr.
- Das anglo-preussische Bisthum zu St. Jacob in Jerusalem und was daran hängt. Gr. 8. Freiburg, Müller. 10 Rgr.
- Ein Bild in den faulen Sumpf des Pietistenthums. Herausgegeben zur Warnung für die „sündige Welt“. Eine wahre Geschichte, nebst einem Anhang pietistischer Anekdoten. Gr. 8. Bern, Jenni, Sohn. 10 Rgr.
- Buhl, L., Der Beruf der Preussischen Presse. Gr. 8. Berlin, Neumann. 5 Rgr.
- Burdach, Über Kleinkinderschulen überhaupt und die in Königsberg insbesondere. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 10 Rgr.
- Fidolium, Jetzt oder nie mehr! Oder die große Emancipation der Juden. Den erlauchtesten und großmächtigen Herrschern Europas und ihren weisesten Räten ehrsüchtig vor- gestellt; besonders auch dem zerstreuten Volk Israel selbst ans Herz gelegt. 8. Dielsbühl, Walthe. 5 Rgr.
- Frank, C. F., Asim von Canterbury. Eine kirchenshistorische Monographie. Gr. 8. Tübingen, Olsander. 1 Thlr.
- Leuch, Der Staatsanwalt, oder Leben, Grundsätze und Handlungen eines musterhaften Rechtsgelahrten, nach einer Sammlung mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen. 8. Dielsbühl, Walthe. 1 Thlr.
- Lewald, A., Malerisches Reisehandbuch durch Deutschland und die angrenzenden Gegenden. Praktisch und unterhaltend. Nach eigener Anschauung und nach den besten und bewährtesten Quellen. 2 Theile. Mit Abbildungen, Stadtplänen und Karten. Gr. 12. Stuttgart, Schöbde. 4 Thlr. 15 Rgr.
- Späcker, J., Irrungen der Eifersucht. Lust- und Possenspiel in 5 Aufzügen. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 20 Rgr.
- Mirani, J. D., Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Der blinde König. Der Schlei-er Hauptzug. 8. Wien, Stedtpolzer v. Hirschfeld. 1 Thlr.
- Monteton, S. A. B. D. Freih. v., Geschichte des Königlich Preussischen sechsten Kürassier-Regiments, gen. Kaiser von Rußland. Gr. 4. Brandenburg, Müller. 3 Thlr. 10 Rgr.
- Recht, J. F. D., Justinian's Institutionen, 1stes Buch, besonders von den Personen, Welches Buch in diesem Bändchen, zu deutsch ist gegeben in gerichtlichen Reimeln. Gr. 12. Oldenburg, Schulze. 11 1/2 Rgr.
- Rosenberger, D. Th., Kden. Zur Mitgabe und Erinnerung für Babegäste. Gr. 16. Leipzig, C. Wigand. 20 Rgr.
- Schütte, J., Repertorium der Militair-Literatur in den zwei letzten Decennien. Ein Handbuch sachlich geordnet und zum Gebrauch für Militair-Bibliotheken und Offiziere deutscher Heere zusammengestellt. 8. Straßburg, Köfler. 25 Rgr.
- Über die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung auf dem Königl. Schloßtheater im neuen Palais bei Sanssouci. Drei Abhandlungen von A. Böck, C. F. Loelken, Fr. Förster. Gr. 12. Berlin, Schröder. 15 Rgr.
- Rincas, H., Vereinigung des Supernaturalismus und Rationalismus, insbesondere rücksichtlich des Cultus. 8. Oldenburg, Schulze. 20 Rgr.
- Bogel, C. F., Freimächtige Beurtheilung des officiellen Verfahrens gegen Dr. August Hermann Niemeyer's Lehrbuch für die oberen Religionsklassen in gelehrten Schulen. Ein Beitrag zur neuesten Religions-Geschichte. Gr. 8. Leipzig, Wigand. 15 Rgr.
- Zober, C., Eine alte Straßburger Chronik. Aus der unlängst aufgefundenen Pergamenthandschrift herausgegeben. Mit 1 Facsimile. Gr. 8. Straßburg, Köfler. 5 Rgr.

Donnerstag,

— Nr. 167. —

16. Juni 1842.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedrich
Herbert Graf von Münker.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Die vier großen Gestalten, welche aus der Zeit und während des Befreiungskriegs hervorrangen und an der Wiedergeburt Preußens arbeiteten, sind Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Blücher. Mit Unrecht, unserer Ansicht nach, nennt man auch Hardenberg häufig mit unter diesen Namen. Hardenberg war sonder Zweifel ein kluger, gewandter und muthiger Mann, aber ihm fehlte das Ideal, was jene belebte, ihm fehlte die Reinheit des Charakters, die sittliche Größe, die Entschiedenheit einer hohen sittlichen Aufgabe, von der sich nichts abhandeln und abwachen läßt und ohne welche man stets einem planlosen und inconsequenten Handeln hingegeben ist. Wie sich Hardenberg eigentlich die Aufgabe und die Bestimmung Preußens dachte, nach welchem bestimmten Ziele er eigentlich rang, davon gibt uns seine Leitung des preussischen Staats keinen deutlichen Begriff. Er wollte manches Gute, er war in manchen Dingen liberal, der Geist der Zeit und der seines großen Vorgängers Stein hatte manche Einflüsse auf ihn gehabt und manche gute Einzelheiten waren in diesem empfänglichsten, aber nicht durchgebildeten Charakter haften geblieben. Dagegen finden sich auch wieder eine Menge der entschiedensten Widersprüche in seiner Handlungsweise; was er mit der einen Hand gab, nahm er wieder mit der andern, und je mehr gewisse großartige und Leben schaffende Ideen später aus der Mode kamen, je mehr der Ton sich wieder nach der frühern höfischen und bureaukratischen Zeit hinneigte, desto mehr verblaßten auch bei Hardenberg die Eindrücke einer großen, aufgeregten Zeit. Hardenberg war ein lebenswürdiger Weltmann, empfänglich für alles Gekünstelte und Große, womit er gern dilettirte, aber ein Charakter aus einem Gusse, der auf eigener großartiger Lebensanschauung ruhte und der aus innerster Nothwendigkeit heraus handelte, war er nicht. Nur in seiner Feindschaft gegen Frankreich blieb er fest und treu, wenn er auch schon vermöge seiner großen Geschmeidigkeit das Unwürdigste über sich und sein Volk ergehen ließ, ohne vom Plaze abzu-

treten. In dieser Beziehung läßt auch Stein ihm volle Gerechtigkeit widerfahren; wenn Hardenberg den König auch zu keinem großen Entschlusse hinreißen konnte, so hat er es an Mühe und an insinuanter Darstellung nicht fehlen lassen, um in den Jahren 1811 und 1812 dem Könige die einzig würdige Partie, Kampf auf Leben und Tod, von der leichtesten und angenehmsten Seite darzustellen, wie seine in diesem Buche abgedruckte Denkschrift davon einen charakteristischen Beweis liefert.

Jene vier Männer ergänzten sich auf eine wunderbare Weise. Stein schuf das ganze preussische System im Allgemeinen um und wußte mit genialen gesetzgeberischen Mitteln einen neuen Geist der Selbstständigkeit, der Freiheit und der Vaterlandsliebe den in mechanischer Controlle erstarrten preussischen Bürgern einzuhauchen; Scharnhorst bemächtigte sich dieses Geistes, um ihn vorzugsweise dahin zu leiten, wo es für den Augenblick am allernöthigsten that, er regenerirte den Geist des Heeres. Mit den also geschaffenen neuen Streitkräften entwarf Gneisenau die kühnsten und freisten Pläne und Blücher war der Mann, der diesen neuen Geist im Momente zu fassen und das mit freiem Geiste Entworfenne mit freiem Geiste zur Ausführung zu bringen wußte.

Es ist Schade, daß wir so wenig von Gneisenau's Leben und Charakter wissen. Wer ihn persönlich nicht gekannt, wird schwerlich ein deutliches Bild auch nur in den allgemeinsten Umrissen sich von ihm machen können. Es ist eine schöne Sitte, welche schon die Römer kannten und sich bei unsern Nachbarn, den Franzosen, auf das vollkommenste ausgebildet hat, daß große Männer, wenn sie vom Schauplatze des Handelns abgetreten waren, den Abend ihres Lebens dazu anwendeten, ihr Volk und die Geschichte desselben mit ihren Erinnerungen zu bereichern, daß sie die besondern Verhältnisse, die auf sie eingewirkt, unter denen sie thätig waren, öffentlich auseinandersetzen und die Nachkommen auf diese Weise in den Stand setzen, ein tieferes Urtheil über dies ineinandergeflochtene Räuberweel einer frühern Zeit sich zu bilden und sich an dem ernstesten und thätigsten Lebenskampfe großartiger Persönlichkeiten zu erbauen. Daß unsern großen Staatsmännern und Feldherren diese sittliche Verpflichtung noch fremd ist, liegt theils an jener verderblichen Fessel des Geistes, der Censur, die auch noch den Verstorbenen ver-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 121 — 123 d. Bl.

D. Red.

bletet, sich über frühere Verhältnisse und Persönlichkeiten offen auszulassen, theils an der mangelhaften Durchbildung der größten Menge und an einem fehlenden sittlichen Nationalbewußtsein, welche Thatsache bedeutenden Gemüthern unangenehm sich auswirkt, sie gegen die Öffentlichkeit misstrauisch und verschlossen macht und sie schon früh gewöhnt, sich auf wenige Freunde zurückzuziehen und die Gesamtmasse des Volks nicht als einen theuersten Freund, sondern als ein sittlich unmündiges Kind zu betrachten, welches ein tieferes Menschenleben nicht zu verstehen und zu würdigen im Stande ist, sondern jedes Vertrauen nur mißbraucht, verkennt und selbst aus dem schönsten nur Gift zu fangen wiß. Eine gewisse vornehmliche Geringschätzung gegen das Gros der Nation ist unsern großartigsten Charakteren nur zu natürlich; man will nicht Perlen vor die Säue werfen. Dennoch glauben wir, daß diese übertriebene, fast jungfräuliche Scheu vor der Öffentlichkeit ein Fehler ist, der sich mit der Zeit ablegen wird. Zu so vielen Mißverständnissen, Profanationen und widrigen Klatschereien auch die wenigen, bis jetzt unter uns veröffentlichten Lebenserinnerungen Gelegenheit gegeben haben, so haben sie doch eine unberechenbare sittliche Wirkung auf den Nationalcharakter gehabt und nachdem das erste Geschrei unserer Klatschliteratur verstummt war, ist die sich darin aussprechende Persönlichkeit immer rein und abgeklärt in das Nationalbewußtsein übergegangen.

In Ermangelung anderer öffentlicher Documente bilden die Briefe Gneisenau's an den Grafen Münster die einzige Quelle, aus der wir den Charakter des trefflichen Mannes kennen lernen können. Wie bei allen großen, fest ausgeprägten Charakteren sind auch bei Gneisenau nur wenige Äußerungen nöthig, um uns einen tiefen und ungewissen Blick in sein eigentliches Wesen zu gestatten, um so mehr, als eben Gneisenau ein Mann von höchster Einfachheit, eine fast antike Erscheinung war. Bei diesen Briefen heißt es mehr wie bei vielen andern ex ungue leonem. So manche umlaufende Gerüchte über Gneisenau's Gesinnung und Stellung zu den Zeitverhältnissen erweisen sich daraus als gänzlich irrig. Ich erinnere mich noch sehr wohl jener Zeit, wo jene Gerüchte über einen weitverbreiteten politischen Bund im Publicum circullirten, die nicht allein bei der mainzer Centralcommission, sondern auch auf der andern Seite bei vielen leichtgläubigen und exaltirten Liberalen Glauben fanden. Diese Gerüchte nannten auch Gneisenau als einen jener unbekannten Obern, die nun einmal durchaus eine geheime Leitung unsers politischen Fortschrittes übernehmen haben sollten, die überall und nirgend waren, die allenthalben ihre Hand im Spiele haben sollten und deren fast gespenstischer Einfluß sich doch nirgend trotz der allerhöchsten Inquisitionen und Unterstellungen entdecken ließ. Aber wie gewiß nie ein wahrhaft bedeutender und geistreicher Mann diesem Treiben, was in tiefer Stille vor sich gehen und doch einen öffentlichen Einfluß haben sollte, sich hingegeben hat, so war gewiß Gneisenau von solchem abentheuerlichen Unsinn noch entfernter wie jeder Andere. Nicht einmal war er Mitglied

des bekannten Jugendbundes zur Zeit der Franzosenherrschaft, dessen Existenz sich allerdings nicht ablegen läßt. Er schreibt darüber im November 1812 aus Petersburg:

Schüler's in Petersburg Ideen habe ich zu berichtigen gesucht. Der Mann hält mich für ein Mitglied des Jugendbundes und glaubt überhaupt an das Dasein und die große Wirksamkeit dieses Bundes, während ich betheuern kann, daß ich nie ein Mitglied desselben gewesen bin. Mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen und ohne Mythen, Gleichgesinntheit mit Männern, die einer fremden Herrschaft nicht unterworfen sein wollen.

Der Jugendbund war zu einer Zeit notwendig, als gewissermaßen eine Doppelherrschaft in Norddeutschland existirte. Einerseits war es die französische Politik, die Alles überwachte und deren Maßnahmen sich die einheimischen Behörden äußerlich wenigstens behülflich erweisen mußten; andererseits gab es noch eine geheime patriotische Politik, geheime Verhandlungen mit England und andern Feinden Frankreichs u. s. w.; es war daher von Wichtigkeit, die Personen zu wissen, namentlich die Beamten, denen man sich rüchlich der letztern anvertrauen konnte, ohne verrathen zu werden, und die Fähigkeit und patriotische Charaktertrave genug besaßen, um dieses Doppelspiel, Befolger und Beschützer zu gleicher Zeit zu sein, mit Muth und Sicherheit auszuführen im Stande waren. Uebrigens war diese Verbindung im mittlern und südlichen Deutschland völlig unbekannt und im nördlichen niemals zahlreich, und mit der Vertreibung der Franzosen fiel ihre Wirksamkeit von selbst zusammen.

Gneisenau war ein Mann, „der keiner Fremdherrschaft unterworfen sein wollte“ und der alle Mittel seines reichen Geistes nur dazu anwendete, um nach der Richtung hin, der er sich von Jugend auf ergeben, nach der militairischen, diese Fremdherrschaft zu bekämpfen. Bei der Verhandlung über innere Staatsverhältnisse verhielt er sich leidend und hatte sein Augenmerk einzig und allein nur auf sein Fach gerichtet. Er wollte mit dem Schwerte in der Hand die Fremden versagen oder mit dem Schwerte in der Hand sterben. Er war ein deutscher Ritter aus der besten Zeit des Mittelalters, aber mit allen Kenntnissen und Ideen der neuesten Kriegswissenschaft auf das vollkommenste ausgerüstet, und diese wußte er auf die genialste und productivste Weise auf die damalige militairische Lage Preußens anzuwenden. Selten mag sich wol in ein und demselben Namen so viel Vorsicht, ruhige Überlegung, reservirtes Urtheil und dabei so viel Kühnheit, combinirende, schöpferische Phantasie zusammenfinden. Von dem höchsten Interesse sind die Kriegsplane, die er in diesem Briefwechsel seit dem Frieden von Tilsit bis zum Befreiungskriege gegen den Grafen Münster, dem Vertrauten aller Franzosenfeinde, entwickelt. Diese Plane sind alle nicht zur Ausführung gekommen, weil sie an der Unfähigkeit zu einem kühnen und würdigen Entschlusse der damaligen Regierung scheiterten und weil später das unmittelbare Eingreifen der Vorsehung mittels des russischen Winters sie unnöthig machte. Dennoch kann man ihnen seine Bewunderung nicht versagen und fast möchte man bedauern, daß es Gneisenau versagt war an die

Seite eines Volkstriebs sich zu stellen, der dem preussischen Namen mit größern Ehren bedeckt haben würde, als alle spätern glänzenden Thaten es gethan haben, und gegen den die Kämpfe der Spanier und Tiroler sich verhalten hätten wie die natürliche Leidenschaft gegen die gebildete, freie Überzeugung.

Nur durch den Frieden von Tilsit Preußen gänzlich gedemüthigt und auf die Hälfte seiner Einwohnerzahl zurückgebracht war, da lag es offen auf der Hand, daß dieser Schatten von Selbstständigkeit auch nur so lange dauern würde, als es der Alles verschlingenden Herrschaft Napoleon's gefallen und bis dieser die günstige Gelegenheit gefunden haben würde, es völlig zu seinem Werkzeuge zu machen und es an einen seiner Brüder oder Generale zu verschenken. Die Vorgänge in Spanien, Holland, Dänemark und den Hansestädten stellten bald darauf dieses Prognostikon noch deutlicher. Preußen mußte sich auf die Alternative gänzlicher Unterjochung oder eines Kampfes auf Tod und Leben vorbereiten. Friedrich Wilhelm III. täuschte sich im Allgemeinen auch nicht über das ihm bevorstehende Loos, aber bei aller Anerkennung seiner guten Eigenschaften, seiner Ordnung, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Religiosität u. s. w., muß die Geschichte doch das Urtheil fällen, daß er kein heldenmüthiger Charakter, daß er diesen schwierigen Umständen nicht gewachsen war. Zwei Parteien waren es, die sich damals darum stritten, ihren Einfluß auf ihn auszuüben und ihn zu ihrer Ansicht herüberzuziehen. Die eine Partei bestand aus den Männern, die sich zu dem bevorstehenden Kampfe rüsten und die erste günstige Gelegenheit ergreifen wollten, um zu siegen oder zu sterben. So fest sie an den Sieg ihrer Sache glaubten, weil dieser vermöge der moralischen Weltordnung ihnen verbürgt schien, so wurden sie doch den Tod mit dem Schwerte in der Hand einem unwürdigen und knechtischen Dasein vorgezogen haben. Zu diesen Männern gehörten Stein, Scharnhorst, Gneisenau und unter den Frauen die hochherzige, schwunghafte Gemahlin des Königs, die unvergeßliche Luise. Diese Partei hatte das eine Ohr des Königs; das andere Ohr ließ er jener ungleich zahlreichern Partei, die freilich überall sich findet, die aber damals unter dem degenerirten Beamtenstande Preußens den ganzen Boden bedeckt hatte. Diese Partei, der alle höhern Güter des Lebens unbekannt sind, die in selbstsüchtiger Verbrennung nur an das eigene Ich denkt, der jeder König, jede Regierung genehm ist, wenn sie nur Gehalte und Ehrenstellen darunter behaupten kann, diese Partei, die sich zu Allem entschließen kann, nur zu keinem Opfer — fand die Franzosenherrschaft natürlich zum wenigsten ebenso gut als eine vaterländisch-preussische, denn Napoleon wußte hingebende Diener zu belohnen, und bei jeder auf Knechtschaft gegründeten Regierung, bei jedem auf Knechtschaft gegründeten Regierungswechsel konnte sie nur gewinnen und sich unentbehrlicher machen. In der Person von Stein stand ihr aber beim Siege der Freiheit und des Vaterlands ein furchtbares Gericht bevor. Während nun die patriotische Partei den König, der wie sie natürlich das Unwürdige seiner Stellung fühlte und die

Franzosen sicher nicht liebte, zur Rüstung, zum Kampfe, zu einem großen und würdigen Entschlusse anreizte, während sie ihm den Erfolg im rosenfarbenen Lichte und als gewiß darstellte, suchte jene andere, Bedientenfrauen, das Gemüth des Königs mit aller ihnen im Übermaße zu Gebote stehenden Furcht und Angst zu erfüllen und jene Männer als phantastische und gewissenlose Waghals zu verschreien. Auf solche Weise wurde ein Zustand des Schwankens in der Seele des Königs hervorgebracht, der, wenn Gott selbst sich nicht ins Mittel geschlagen hätte, unabwieslich das Verderben Preußens herbeigeführt haben würde. Schon beim österreichischen Kriege 1809 zeigte sich diese unglückliche Schwäche, die wol mit kühnen Plänen sich beschäftigt und sich darin schmeicheln ergeht, so lange die Ausführung noch auf entferntere Zeit verschoben werden kann, die aber erschreckt zurücktritt, wenn die Stunde der That geschlagen hat und der Moment vor der Thüre ist. Schill wurde ein Opfer dieser zweideutigen Stellung, und das Einzige, was man durch solch unmännliches Spiel erreichte, war einerseits die Entfremdung und das Mißtrauen der natürlichen Bundesgenossen, andererseits der entseelte, nur für den Augenblick zurückgedrängte Haß Napoleon's, der wol den bösen Willen Preußens erkannte und nur auf die Gelegenheit wartete, um sich zu rächen.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Schulprogramm vom Jahr 1723.

In Gelegenheitschriften spiegelt sich der Zeitgeist oft sehr charakteristisch, und so erscheint denn auch als ein ergötzlicher Beitrag zur Kunde einer frühern Geschmacks- und Bildungsperiode ein thörichter Schulprogramm, betitelt: „Zu dem vorhabenden Acta Drammatico. Von dem Bedrängten und Erhöhten Joseph, welcher im hiesigen Gymnasio den 14. Oct. punct 3 Uhr, dieses laufenden 1723 Jahres von der Studirenden Jugend soll vorgestellt werden, wollte sämtliche Gelehrte Musen-Freunde und Freundinnen gehorsamt invitiren, auch in beigefügtem Aufsatze die völlige Ordnung und Aufzug der agirenden Personen zu erkennen geben Jacob Zabner, P. O.“ Das Stück zerfällt in zwölf Acte. Bei Eröffnung des Theaters wird in einer Illumination das Wappen der Stadt Thorn zwischen Minerva und Mercur dargestellt und die Anwesenden werden mit einer „Aria en Choeur“ bewillkommen. Hierauf ein Prolog. Act 1, Scene 1. Rachel's Geist, Friedrich Caslewsky aus Osterode (die Namen der darstellenden Gymnasiasten sind immer beigefügt), erscheint in einem dunkeln Zimmer dem schlafenden Jakob und singt ihm eine Arie vor. In der vierten Scene schickt Jakob den Joseph zu seinen Brüdern. Joseph macht sich zur Reise fertig und ladet zu dem Ende dem Bedienten Samachias einen Korb mit Victualien auf. Samachias, eine Art Leporello, gibt seinen Unwillen folgendermaßen zu erkennen:

Recitativo.

Der Hecker hat das Ding erdacht
Vor Andre Fressen tragen,
Und wenn man noch ein Wort will sagen,
Wird man dazu noch ausgemacht.
Pfui! Unbesonnenes Glück.
Ich dachte Wunder wie
Du mich noch würd's erheben,
Nun muß ich, wie ich seh,
Aus sonderbarer Duld
Maschinen der Geduld
Ein Gefstücker abgeben.

Ja, ja, es geht es in der Welt:

Was darf nicht lange fragen.

Der arme Götter muß allezeit den Reichen tragen u.

Ein Bankett zwischen Samachias und der Dienerin Marcibilla, worin Letztere u. A. singt: „Ich müßte mich ja schämen, dergleichen Kretz zu schmecken“, schließt den ersten Act. In der ersten Scene des zweiten Actes finden wir sechs Brüder Joseph's, ziemlich lechzende Durstigen, welche folgendes Trinklied anstimmen:

Leblich aus ihr Cammerathen,

Laßt uns jezo fröhlich sein.

Seht, ein guter Schusterbraten

Steket sich nebst Franzwein (!) ein.

Denn so laßt die Grillen fahren.

Esst und trinket, weil es schmeckt:

Zeit genug bei grauen Haaren.

Daß man alldann Grillen hegt.

„Scene 2. Joseph und Samachias finden die bemeldeten Brüder in gleicher Positur, auf Anmelden eines Pirthen Menassas; aber Samachias bekommt Schläge, daß er den leeren Korb mitgebracht. Scene 3. Fünf Brüder consultiren, was mit Joseph anzufangen. Da sie ihm Gewalt antun, springt Ruben zwischen sie und errettet Joseph aus ihren Händen. Inzwischen singt Joseph in der Grube: Aria. Himmel ach! Erbarm' dich meiner! u. s. w. Actus 3, Scene 1. Jakob redet mit seinem Hausvogt Eliser. Menassas kommt für Jakob mit dem blutigen Rocke Joseph's. Jakob fängt an zu lamentiren. Lea, seine Frau, kommt dazu und will ihn trösten, bekommt aber einen Verweis. Scene 2. Ira, Born, Odium, Haß, Invidia, Neid treten auf wider die Eusebia, Gottesfurcht, Castitas, Keuschheit, und Prudentia, Klugheit. Ein Engel nimmt sich dieser an und verjaget jene vom Theater.“ Im vierten Act examiniren die Kaufleute, welche Joseph gekauft haben, diesen und den Samachias wegen ihrer Profession, werden aber von den Stadtsoldaten zu Memphis arretirt. Der fünfte Act bringt uns Sapphira, „Potiphar's“*) Gemahlin. Die Verführungscene ist sehr discret gehalten, wie folgt: „Scene 6. Sapphira redet etwas deuthlicher mit Joseph und disputirt mit ihm von der Keuschheit. Nimmt ihm seinen Rock und erwecket einen Tumult.“ Nun kommt die Geschichte mit dem Oberschenk und dem Oberbüßler. „Zwei Oheim Rätche samt zwei Comissarien formiren im Namen des Königs ein Tribunal. Die beiden Arrestanten werden in ihrem Gefängniß von ihren Frauen, wie auch von zweien Kindern besucht, gegen welche der Amtmann sich etwas importun bezeugt.“ Im sechsten Act wird Joseph von Pharao als Königslicher „Stadt-Valter über Egypten denominiert“. Samachias gratulirt dem Joseph und probucirt dabei ein Stück Lebensweisheit in folgenden Versen:

Fuchschwanz schließt alle Schläffer.

Fuchschwanz bringt durch Thür und Thor.

Fuchschwanz öffnet Mund und Ohr.

Fuchschwanz macht was kein H. größer.

Fuchschwanz mocht das grade trunnen:

Fuchschwanz kann auch Weisheit bringen.

Wenn auch einer noch so dumm.

Fuchschwanz blist zu allen Dingen.

„Inzwischen kommt Potiphar, gratulirt und beprecirt zugleich dem Joseph.“ So wären wir im Fluge bis zum letzten, dem zwölften Act gelangt, in dessen erster Scene „Joseph auf einem Triumphwagen geführt wird, wobei der Perolt das Abreiß ausruft und das Volk sich unter Trompeten und Pauken hören läßt. Aria en Choeur: Joseph lebe, Joseph blühe u. s. w. Hier Confularien verrichten ihre Gratulationen, denen zwei Studiosi aus Memphis nachfolgen. Scene 2. Zum Divertissement wird von einem Cammer-Musico eine Arie gesungen. Indessen expostulirt Potiphar mit Sapphira und will sie massacriren lassen. Es kommt dazwischen der Engel mit den drei Engeln, und lassen sie durch zwei Soldaten

*) Eine seltsame Namensconfusion.

an den Berg Caucasus anageln. Scene 3. Drei vermeinte Engeln gratuliren und beschreiben Joseph wegen seiner Mariten“ u. s. w. Den Schluß macht ein Chor: „Die legendre Keuschheit“.

In der Einleitung zu seinem Programm sagt der Prof. Zähler: „Nach Stand und Würden der Person die hohe Ehre und Gönnerinnen! Da dieses Gymnasium nunmehr weit über hundert Jahre florirt und theils durch gelehrte Schriften, theils auch durch beliebte finanzielle Actus scenicos sich recommendirt hat: So wäre es fast eine überflüssige Klugheit, jezo allereinst untersuchen zu wollen, ob dergleichen exercitia humanitatis sollten ferner geduldet oder gar abgeschafft werden. Daher habe Gelegenheit genommen, unserer gelehrten Vorfahren Anordnung zufolge, unserer kühnenden Jugend eine zulässige Freude zu machen, sowol auch zu zeigen, wie man zum wenigsten characteres morum und die von den Dichtern und Rednern gerühmten Ethophaeos, in Acht nehmen, und mit ziemenden geibus ausdrücken solle.“

20.

Literarische Anzeige.

BERICHT

über die im Laufe des Jahres 1841 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Bechluss aus Nr. 164.)

46. **Wigand (Paul), Die Corvey'schen Geschichtsquellen.** Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeense. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser dieser Schrift erschien früher in meinem Verlage: Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Drei Bände. Gr. 8. 1832, 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rhebo und des Amtes Redenberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. 1834, 3 Thlr. 15 Ngr.

47. **Winkler (Ed.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopoe für Ärzte, Studierende, Apotheker und Drogenisten. Zwei Bände. (11 Hefte.) Gr. 8. 1838—41. Geh. 9 Thlr. 10 Ngr.

48. **Zeitgenossen.** Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Sechsten Bandes siebentes und achtstes Heft. (Nr. XLVII, XLVIII.) Gr. 8. Geh. (Doppelheft.) 1 Thlr.

Die „Zeitgenossen“ erschienen in drei Reihen, jede zu sechs Bänden, seit dem J. 1816 und sind jezt geschlossen. Ich erlaube jede Reihe, im Ladenpreise 24 Thlr. kosten, im verabredeten Preise für 12 Thlr. Werden alle drei Reihen zusammengekauft, so wird der Preis für dieselben auf 24 Thaler ermäßigt. Einzelne Hefte von der ersten und zweiten Reihe kosten 1 Thlr., von der dritten Reihe ein einzelnes Heft 16 Ngr., ein Doppelheft 1 Thlr.

49. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1841. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, 1 Bogen nebst Beilage. Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der Leipziger Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

50. **Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister der Leipziger Allgemeinen Zeitung für 1841.** Hoch 4. 10 Ngr.

Freitag,

— Nr. 168. —

17. Juni 1842.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster.

Zweiter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 167.)

Von dem Zustande der Erwartung; des Hoffens; gehemmter Thätigkeit, der Niederge schlagenheit und wieder neuer Hoffnung in den Jahren 1809 — 12, je nachdem man die Unentschlossenheit des Königs besiegt zu haben glaubte, oder neue ängstliche Einflüsterungen den eben gefaßten Entschluß wieder paralysirten, geben die Briefe Gneisenau's an Münster ein treues Gemälde, bei dessen Anblicke sich Niemand eines schmerzlichen Gefühls wird enthalten können. Endlich, als der Krieg Rußlands mit Frankreich als unvermeidlich sich herausgestellt hatte, glaubte Gneisenau gesiegt zu haben. Napoleon stellte die Forderung an Preußen, sich mit ihm zu verbünden und eine Heeresabtheilung gegen Rußland ins Feld zu stellen. In dem österreichischen Kriege hatte man Preußen wenigstens Neutralität zugestanden; jetzt sollte es gegen die Sache der Freiheit, gegen seine eigenen Interessen und seine heftigsten Wünsche selbst zu Felde ziehen und das Blut seiner Söhne sollte vergossen werden, um die eigenen Fesseln nur desto fester zu schmieden. Daß das preussische Cabinet in solchen selbstmörderischen und unmoralischen Kriegswilligen würde, schien unmöglich. Gneisenau hatte Alles vorbereitet, um den Krieg gegen Frankreich von den Festungen aus mit Erfolg zu führen — da geschah das moralisch Unmögliche. Preußen verbündete sich mit seinem Feinde und bekrigte seinen einzigen noch möglichen Retter. Vergebens hatte Hardenberg in einem mit musterhafter Klarheit und Feinheit geschriebenen Memoire dem Könige auseinandergesetzt, daß ein Sieg Frankreichs den Untergang Preußens herbeiführen müßte und ein Bündniß mit Napoleon in jedem Falle also schlimm ausfallen würde; daß ein Bündniß mit Rußland dagegen das einzige, wenn auch gewagte Mittel sei — der seine Hofmann hatte in diesem Memoire natürlich nur von dem Vorthelle, nicht von der Pflicht geredet, um nicht unangenehm zu verlegen —; vergebens zeigte Scharnhorst, daß man über 200,000 Mann disponiren könne, vergebens legte Gneisenau seine tiefdurchdachten Kriegspläne vor und stellte den Erfolg als unzweifelhaft dar — das Bündniß mit Frankreich wurde geschlossen. Man gewann

dadurch doch wieder Zeit, wieder eine kümmerliche Fristung eines bedauernswürdigen Zustandes; ungewöhnliche Kraftanstrengungen, heftige Aufregungen, die man so sehr scheute, wurden dadurch wenigstens für den Augenblick umgangen; man hatte — doch wozu von neuem etwas im Gedächtnisse auffrischen, was durch stillschweigende Übereinkunft der Fürsten und des Volks seit 30 Jahren mit dem Mantel der Vergessenheit geflüsterlich bedeckt worden. Eine spätere Geschichtschreibung wird die Handlungsweise Preußens vor den Befreiungskriegen ohnehin unter ein schärferes Seclrmesser nehmen, als wir können und dürfen.

Da aber brach Gneisenau's Geduld; er hatte ausgehalten, Vieles ertragen, Jahre in vergeblichem Streben und Hoffen verloren; er hatte sein Vermögen gänzlich ruinirt und der guten Sache zum Opfer gebracht. Jetzt gab er seinen Abschied ein, der auch angenommen wurde, und wanderte erst nach Schweden, dann nach England, um das Unwürdige nicht mit eigenen Augen zu sehen und um im Auslande noch der Sache des Vaterlandes zu dienen, die man im Vaterlande selbst aufgegeben hatte. Einige Auszüge aus dem in jener Zeit geschriebenen Briefen mögen hier ihren Platz finden.

Berlin, am 24. Sept. 1811.

Es ist nun seitdem zu drohenden Erklärungen zwischen uns und Frankreich gekommen. Wir sollen entwaffnen. Gegen meinen Rath, die Einstellung der Rüstungen zu verweigern und solche vielmehr zu verdoppeln, sucht man durch Ausflüchte Zeit zu gewinnen. Man erreicht hierdurch keinen Gewinn, verliert hingegen viel Zeit. Aber die Annahme meines Rathes würde den König genöthigt haben, sogleich von hier abzureisen, ein Schritt, von dem er glaubt, daß er die Kriegesflamme augenblicklich entzünden würde und den er deswegen so lange als möglich aufschleibt, indem er sich mit diesem Vorwurf zu belassen Bedenken trägt.

So viel steht fest, daß es eine Unmöglichkeit ist, daß wir Frankreichs Verbündete werden können, und daß wir entschlossen sind, jedem Angriff Standhaft zu begegnen u. s. w.

So wenig zufrieden ich mit unserer heutigen Zeitgewinnenden Antwort bin, indem man eigentlich Zeit dadurch verliert, so muß ich mir doch Glück wünschen, daß ich während meiner Rückkehr zu den Geschäften den guten Willen, die Entschlossenheit und die Erschaffung von Streitmitteln so weit vorgerückt finde. Es ist ein belohnendes Gefühl für mich, meine Anstrengungen und alle die Opfer, die ich gebracht habe, so wuchern zu sehen. Aber fast war ich zu Ende mit meinen Mitteln und im Begriff den Wanderstab zu ergreifen.

Berlin, am 5. Novbr. 1811.

Alles, was Sie mir in Ihrem Schreiben sagen, ist vollkommen richtig, Alles, was Sie uns vorhalten, müssen wir befürchten. Ein solches Schicksal muß man den handelnden Personen prophezeien.

Unser Disponent e. a. p. f. . . . hat sich vortrefflich benommen. Scharfsinnige Entwicklungen und Darstellungen, Beschwörungen, Persiflage. Alles hat er angewandt, um von der nahen und unbezweifelten Gefahr zu überzeugen; aber Alles ist bis jetzt vergebens. Man ist in Apathie und Verblendung versunken. Nur ein kräftiger Anstoß von außen kann daraus weichen.

Berlin, am 28. Novbr. 1811.

Es sind hier der Rückschritte viel geschehen. Die Furcht hat hierzu vermocht und man ließ sich von Drohungen schrecken, die nie erfüllt worden wären, hätte man sich dagegen mit Standhaftigkeit gewappnet. Aber die hier so mächtige französische Partei wußte diese Furcht zu steigern und es ist getheuer Alles erfüllt worden, was die französische Regierung verlangt hat, ohne daß sich gerade das System geändert hätte.

Die Unterhandlungen mit Frankreich gehen ihren matten Gang, bis dieses es bequemer finden wird, eine andere Sprache zu führen. Mit schreckenden Worten richtet man hier viel aus, und deshalb gebraucht Napoleon diese vorzugsweise vor offener Gewalt.

So ist es dennoch wahrscheinlich, daß unsere Gegner den Sieg erhalten werden. Man hat die Rachgierigkeit gegen Frankreich offen gezeigt, und das große Publicum glaubt, daß man triftige Motive dazu haben müsse. Diese Überzeugung vermehrt und verstärkt die Gegenpartei und läßt die Wenigen, die wir in andern Grundsätzen sind, im Lichte von Enragés erscheinen, die den Staat in die Gefahr des Umsturzes bringen wollen, nur um unsern Haß gegen Frankreich zu befeuern! Dies macht unsern Kampf sehr schwer.

Für meine Person halte ich den Fuß immer im Steigbügel, in jedem Augenblick gefaßt einer Ordnung der Dinge zu entfliehen, womit ich mich nimmermehr befreunden kann.

Berlin, am 10. März 1812.

So ist Alles vergeblich gewesen, was der großmüthige Prinz-Regent für uns gethan hat!! Wir haben — — — einen Unterwerfungsvertrag unterzeichnet — — —, der Blut und Vermögen des Volks fremder Willkür preisgibt und die königliche Kamille der augenscheinlichen Gefahr bloßstellt! — Gew. Excellenz Ruffe wird das Detail über diesen — — — Act aus meinem an ihn gerichteten Brief mittheilen, da es mir zu viel kostet, diese mein Gefühl empörende Erzählung zu wiederholen.

Als im Jahre 1808 uns in Königsberg die Nachricht von den bayonner Vorfällen erreichte, sagte der König: „Wich soll er (Bonaparte) wol nicht so fangen!“ und nun gibt er sich seinem erbittertesten Feinde, Hände und Füße gebunden, hin, der ihn sicherlich, wosfern Rußland besiegt werden sollte, vom Throne stoßen oder falls er selbst ein Unglück erfahren sollte, als Wessel bewahren wird. — — —

Und wenn man weiß, durch welche Personen dieses Unglück über uns gekommen ist! Ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib von übelm Ruf, ein durch Stupidität ausgezeichnetener General, ein Postfasse und was sich denn sonst noch — — — unter den höhern Ständen an diese Korpsphänose schloß, diese haben den armen, geängsteten König so viel von den Gefahren, denen eine Waffenerhebung gegen Frankreich ihn bloßstellte, so viel von dem Unglück, daß dadurch über das Volk komme, von den Vortheilen, die ein Bündniß mit Frankreich herbeiführen könne, vorgeredet, daß er sich zuletzt zu dieser Meinung hinneigte, durch Unterhandlungen gute Bedingungen zu erhalten hoffte, daß darüber die Anstalten zur Rettung versäumt, Alles am Ende von französischen Truppen umstellt und von dem Tractat überrascht wurde.

Nicht Willens, mich als Werkzeug zur Ausführung des

Unterwerfungsvertrags gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefordert und erhalten.

Selbst nach der Vernichtung des französischen Heeres in Rußland, als schon die ganze preussische Nation weiter nichts als Krieg mit Frankreich athmete, war der König noch nicht entschlossen. York handelte keineswegs im Einverständnisse mit demselben, als er die Convention abschloß, sondern nur im Einverständnisse mit der patriotischen Partei, die nun aber ihrer Sache schon gewiß war und ihre Schritte selbständig that, überzeugt, daß von der allgemeinen Bewegung auch der König mit fortgerissen werden müsse. Der König war über den Abfall des Generals York betroffen und entrüstet. Seine ersten Worte waren: „Da möchte einen ja der Schlag treffen. Was ist nun zu thun?“ Auch Borstell, Wälow und andere Generale bereiteten sich bereits zum Kriege vor, ehe der König sich entschieden hatte. Gneisenau war von England herübergereist, am 27. Februar 1813 in Kolberg eingetroffen und hatte diese Herren schnell zu ihrem Entschluß bestimmt. Am 1. März 1813 schreibt er:

Die Universitäten sind auseinandergegangen, die jungen Leute derselben treten unter die Waffen. Die Akademie von Eiegig ist geschlossen. Die obern Classen der Gymnasien sind verlassen. Sogar die Universität Göttingen und andere Universitäten Deutschlands liefern uns Rekruten. Der Geist ist vortrefflich, aber doch an manchen Orten kein Geist vorhanden, um diesen Enthusiasmus zu benutzen und zu strecken. Ich habe sehr bitter hierüber geschrieben. Ein solcher Ton wird meine Rückkunft nicht willkommen machen. Schanden halber wird man mich indessen doch zu Gnaden annehmen? — — —

Der treffliche Mann wurde freilich zu Gnaden angenommen, ob aber je zu wirklichem Wohlwollen, möchte zu bezweifeln sein. Friedrich Wilhelm's III. Regierung gehörte nicht zu denen, die großen Charakteren und genialen Naturen einen fruchtbaren Boden gewähren. Das Unkraut selbstthätiger Mittelmäßigkeit wußte die besten Kräfte so vieler ausgezeichneten Männer auszusaugen und ihren Platz zu occupiren. Gneisenau war selbst während des Befreiungskrieges mehrmals auf dem Sprunge, verdrängt zu werden und seinen Abschied zu nehmen, so sehr wurde er chikanirt und in seiner Wirksamkeit gehemmt. Nur die glänzenden Erfolge seiner Pläne, seine absolute Unentbehrlichkeit und die Freundschaft einflussreicher, nichtpreussischer Männer hielten ihn in seiner Wirksamkeit, deren segensreiche Folgen ganz Europa noch bis auf den heutigen Tag genießt; denn schwer möchte es sich nachweisen lassen, was ohne Gneisenau's Theilnahme aus dem ganzen Kriege geworden wäre, und ob die Schlachten bei Ragnbach und bei Leipzig, die Schlachten von Laon und Montmartre je geschlagen worden wären. Wie zuweilen seine Stimmung war, davon gibt ein Brief vom 18. Sept. 1813 aus Baugen einen Beleg:

Wüßte der Kaiser Alexander selbst den obersten Befehl übernehmen, um den zahllosen Divergenzen, Zeitverlusten und Eifersüchteleien ein Ende zu machen. — So wenig ich gemeint bin meinen Herrn und König und die gute Sache zu verlassen, so muß ich doch fast fürchten, daß Unanl und Haß mich veranlassen werden, mich zurückzuziehen, sowie nur die Hauptarbeit gethan ist. Für diesen Fall nehme ich Gew. Excellenz

Wohlwollen in Anspruch, wie ein Kistl zu bereiten, wo ich so vieler, mit überwollender Menschen entbehren kann und nicht genötigt bin, manche Gefühle zu ertragen, die von Schliessheit und Schlichtheit gekoppelt sind u. s. w.

Nach dem Friedensschlusse erhielt Sneysenau das Gut Sommerscheburg zur Belohnung, eine nur mäßige Entschädigung für die großen Opfer, die er gebracht. Was er vorhergesehen hatte, trat auch bald hernach ein: er stand in keiner besondern Gnade bei Hofe und erst 1831 nach dem Ausbruche der Julirevolution und des polnischen Aufstandes trat er wieder in activen Dienst. Er commandirte die Armee, welche zum Schutze der preussischen Grenze und als Sanitätscordons gegen die Cholera in Polen aufgestellt war. In solchen Zeiten pflegt man sich überhaupt nach ausgezeichneten Namen wieder umzusehen und alte Verdienste tauchen im Gedächtnisse wieder auf, sobald man noch auf neue rechnet und diese unentbehrlich hält. Sneysenau war entschiedener Gegner, weniger der Julirevolution als der politischen Stimmung, die sich damals der Völker bemächtigen zu wollen schien und die uns allerdings der Entseffung aller Leidenschaften und einem planlosen, wilden Revolutioniren entgegenzuführen schien. Ein so populärer Name, wie Sneysenau's, auf den man so vollständig in dieser Angelegenheit zählen konnte, schien daher zur Beobachtung der polnischen Grenze besonders geeignet. In jetzigem Augenblicke wird sicher kein Vernünftiger mehr daran zweifeln, daß es zum Heile der Welt geschah, wenn dem hervorbrechenden wilden Laumei Zaum und Bügel angelegt wurde. Mögen die Mittel nicht immer die menschlichsten und gerechtesten gewesen sein, mag man das Kind später mit dem Bade verschüttet haben und eine absolutistische Partei auf einige Jahre die Früchte dieser nothwendigen Reaction geerntet haben, die edeln Beweggründe Sneysenau's, die ihn diesen delicates Posten annehmen ließen, müssen volle Anerkennung finden. Er wurde übrigens ein Opfer seiner Pflicht, indem er bald darauf an der Cholera starb. 12.

Romanenliteratur.

1. Das Musikfest, oder die Beethovenen. Novelle von B. K. Griespenkerl. Zweite, mit einer Einleitung und einer musikalischen Zugabe von G. Meyerbeer vermehrte Ausgabe. Braunschweig, Leibrock. 1841. Gr. 12. 26 1/2 Ngr.

Die zweite Ausgabe besteht wol nur in dem Druck eines neuen Titelblattes. Wir möchten auch wissen, wer unter der Sonne sich für diese Novelle so sehr interessieren könnte, daß eine zweite Auflage davon nöthig wäre. Musiker von Profession sind bekanntlich die faulsten Leser und noch schlechterer Käufer, und doch kann nur für diese das fragliche Buch genießbar sein. Hr. Griespenkerl mag sehr gelehrt sein und die Musik von Grund aus verstehen, eine gute Novelle kann er deshalb doch nicht schreiben. Das ganze Buch besteht aus höchst begeisterten Tiraden über die neun Beethoven'schen Symphonien, aus langen, unendlich langen theoretischen Gesprächen über Musik und die Kunst der Instrumentation, die überallhin, nur nicht in eine Novelle gehören; und damit die sogenannte Novelle ästhetisch recht ungenießbar werde, hat der Verf. den unglücklichen Einfall gehabt, seine größtentheils wahnfinnigen oder doch dem Wahnsinn nahen Personen in mittel-

gemeinem Jean Paul'schen Styl sprechen zu lassen. Ref. bekennet freimüthig, daß ihm alle Nachahmung Jean Paul'scher Schreibweise, selbst wenn sie gelungen sein sollte, als Mißgriff erscheint, in der Form aber, wie sie uns hier Griespenkerl aufstischt, wird sie ganz unerblicklich. Der Inhalt des Buchs besteht größtentheils in der Erzählung der Folgen eines Musikfestes, bei welchem die meisten Theilnehmen entweder schon toll sind, oder es schätlich werden. Alle diese Leute sind enthusiastische Verehrer Beethoven's, dessen Symphonien sie vollends um das Bischen gesunden Menschenverstand bringen, das ihnen von der Natur mitgegeben worden ist. Der Altkellner, der auch das verrückteste und ganz undenkbare Ende nimmt, nennt sich Hitzig und ist Virtuoso auf dem Contrabaß. Dieses ungeheuerliche Menschenkind wüthet in der Kaserne seinen eigenen Sohn, der, beiläufig gesagt, Paukenschläger ist, zum Fenster hinunter, man sieht nicht recht ein, weshalb? und reißt nachher mit eigener Hand das Haus ein, unter dessen zusammenstürzenden Trümmern er denn auch zuletzt selbst begraben wird. Das Beste an dem Buche sind die Gespräche über Beethoven als Künstler und vorzugswelse über seine Symphonien, obgleich auch hier neben dem Guten manches übertriebene, wenigstens falsch oder schlecht Ausgedrückte mitläuft. Zuweilen wird der dabei verbrauchte Pathos geradezu lächerlich. So heißt es von den Beethoven'schen Symphonien einmal: „Wenn furchtbare Bewegungen der donnernden Zeit, brühen sie alle die verborgenen, wilden Triebfedern des Jahrhunderts. Im schwindelnden Zusammenlauf aller Räder von allen Seiten auf einen Punkt bricht zusammen angefüllt einer himmelshohen, sonnenlächelnden Idee das nichtige Treiben der Welt.“ Dem splendid gedruckten Buche ist außer der Musikbeilage auch noch eine Lithographie angehängt, die ein anschauliches Bild von Hitzig's Begeisterung während der Aufführung einer Symphonie geben soll. Der edle Contrabaßist sieht darauf bereits wie ein vollendeter Tollhäusler aus.

2. Das Problem, oder: Wer ist der Vater? Novelle von F. Th. Wangerheim. Zwei Bände. Grunberg, Kroschke. 1842. 8. 2 Thlr.

Wir haben erst kürzlich ein Product aus Wangerheim's Feder anzeigen müssen, dem wir keine Schmeicheleien nachsagen konnten. Heute spielt uns das helmschicksal schon wieder zwei Bände dieses unfelig fruchtbaren Autors in die Hände, der uns nachgerade zum Probleme wird. Um unserer Pflicht nachzukommen, haben wir uns die gräßliche Selbstpeinigung auferlegt und den ersten Band des Wangerheim'schen „Problem“ gelesen, woraus wir die Überzeugung gewonnen, daß es unnöthig sei, den zweiten Band auch noch zu lesen, der ohnehin aus einem in Versen geschriebenen Trauerspiele besteht. In dem ganzen „Problem“ handelt es sich um die Ermittlung des rechten Vaters zu einem Sohne. Hr. Wangerheim hat für gut befunden, die Lösung dieser höchst schwierigen Frage in seiner beliebten Manier zu geben, die für das ungebildete Lesepublikum ein Genuß, für alle andere vernünftige Menschen eine Tortur ist. O, daß doch Deutschland und die deutsche Literatur von diesem Bleischreiber, der nichts denkt, nichts weiß, nichts will, als schreiben, recht bald erlöst würde!

3. Schiller's Dramen in erzählender Form. I. Wilhelm Tell. Historisch-romantisches Gemälde von F. E. A. Belani. Leipzig, Neclam jun. 1842. 16. 20 Ngr.

Auch eine der unnöthigsten Arbeiten, die neuerdings unternommen worden sind. Was bezweckte Autor und Verleger damit? Soll Schiller dem Volke zugänglicher gemacht oder dies auf die Geschichte mehr hingewiesen werden. Der Schiller's Dramen liest, bedarf keiner Romantisirung derselben, um sie und die Geschichte zu verstehen, und wer sie nicht liest, wird wahrhaftig durch die Belani'sche Arbeit auch nicht dazu angespornt! Wozu nun das ganze Unternehmen? Ubrigens enthält das Buch genau, was es verheißt: Schiller's Schauspiel in schlechte Prosa übertragen, von Belani breit getreten und romantisch für Leihbibliotheken zugerichtet. Der Vorrede

zufolge haben wir uns auf noch einige Schäfflein von gleicher Zubereitung zu freuen.

4. Traumleben, Traumwelt. Vom Verf. der Paradenovelle „Reisepiegel“. Leipzig, Bohnsack. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn man den Prolog, „Träume im Lande der Träume“ betitelt, liest, so sollte man glauben, es müsse das Buch selbst den Reiz aller Weisheit enthalten. Statt dessen annimmt uns der Verf. mit drei sogenannten Gesängen, wie er seine Verfasserin nennt, indem er darin unserer unmaßgeblichen Meinung nach im Grunde gar Nichts oder doch ein allen Vernünftigen unbegreifliches Etwas in monotonen und aller Poesie baren Reimen beifügt. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, den Inhalt oder Richtlinien dieser jämmerlichen Verse anzudeuten, eben weil es uns scheinen will, als könne man in diesen nichtsagenden Worten Alles und wieder Nichts entdecken. Diese drei Gesänge nennt der Verf. „Träumen“, „Traumwachen“ und „Schlafwachen“, ohne daß es uns klar geworden ist, wie sich das Eine von dem Andern unterscheidet. Zu unserer eigenen Rechtfertigung und den Lesern d. Bl. höfentlich zur Kurzweil, heben wir einzelne Stellen aus diesem seitsamen Buche aus, das schwerlich außer dem Verf. noch irgend Jemand verstanden möchte. Das Vermaß bleibt sich durchweg gleich. Da heißt es in einem, „Traumwachen“ überlebenden Liede:

Wach' ich, damit ich schlafen kann,
Schlaf' ich, damit ich wache,
Ist Wachen ein so großer Mann,
Daß ihm die Weiberfache
Des Traums gar nicht am Herzen liegt,
Weil Traum dem Wachen unterliegt.
Wo Leben ist, ist Tod dabei,
Tod naht dem Leben immer.
Ist jeder Traum von Sünden frei,
Dann ist das Wachen schlimmer.
Klug ist und brav, wer lebt und wacht,
Daß gut er träumt bei Tag und Nacht.
Ruh, um zu thun, thun, um zu ruh'n,
Es klingt wie Trommelschlagen
Hervon mit ausgezognen Schuhn
Ins Traumland, um zu fragen:
Ob wol zugleich bei Tag und Nacht
Man ruht und thut, man träumt und wacht.

Noch erquicklicher sind die Reimzellen, „Thiertraum“ benamset. Sie lauten wörtlich wie folgt:

Du sagst, die Thiere schauen auch
Im Traum. Ich sag', es gassen
Im Traum nach äffischem Gebrauch
Nach Fraß und Soff die Affen;
Daß Kaulthier liebt die Industrie
Im Wachen und im Schlafen nie.
Es mag den Blick abwärts gewandt
Auf Saufen und auf Pressen,
Klug wie er ist, der Elefant
Auch schlafend nicht vergessen.
Daß Schwein, es wälzt im Schlamm sich
Sogar im Traume minniglich.
Ob Jenen, der sich ihm vertraut
Und der es hielt im Baume,
Daß edle Roß, wol schlafend schaut
Ob es ihn sieht im Traume!
Der Esel träumt von Heu und Gras,
Vom Peltischenbleb, von Distelfraß.
Es schaut im Traum Fuß und Gehör
Biel zierlicher und reiner.

Es steht im Traum das Dromedier

Die hohen Buckel Reiner:

Indes dehnt sich im See

Sich träumend sieht das schlanke Reh.

Die Kiebertaus in Leib und Seem

Sie träumet wohl vom Lichte,

Und von der Ratte die entkam,

Daß himmlische Gefichte

Die Maus, das Wortbild dieser Zeit

In vielgelebter Phantasie.

Bedarf es noch anderer Zeugnisse, um dem Verf. einen poetischen Laufpaß zu geben? Ist so, wie diese beiden hier mitgetheilten Proben, lauten alle andern Traumgedichte, dem der geistsprudelnde Mann in einer zweiten Abtheilung seines Buchs noch eine Reihe von Märchen oder doch Erzählungen, welche Märchen vorkommen sollen, beigelegt hat. Einige von diesen treten sogar in dramatischer Form auf und sind ganz darnach eingerichtet, um das Drama recht eigentlich auf den Hund zu bringen. Ein Paar darunter sind nicht ganz übel, die meisten aber müssen wir als völlig mißlungen und geschmacklos bezeichnen. Unbegreiflich bleibt es uns, wie dieser Mann eine Probenovelle hat zu Stande bringen können, die wir Gottlob nicht haben lesen dürfen! 36.

Notiz.

Das „Athenaeum“ bringt folgende Anzeige: „Die verschiedenen in den letzten Jahren entstandenen Gesellschaften, deren Zweck die Veröffentlichung ihrer Arbeiten ist und die vom Publicum willkommen geheißen wurden, haben trotz aller ihrer Mängel vieles Empfehlenswerthe. Wahr ist es, daß alle diese „publishing societies“ mehr oder weniger mit Unterlassungs- oder Begehungssünden beschwert sind, daß sie unsere Bücherbreiter mit oft sehr geringfügigen Werken bereichert haben, aber die Bücherbreiter sind geräumig und eine Auswahl wird jederzeit dieses Übel heilen, Auswahl sagen wir, weil wir diesen Gesellschaften auch für manche merkwürdige und einige interessante Werke, welche wir ohne ihre Wirksamkeit niemals besessen haben würden, Dank schuldig sind. Unter den Unterlassungssünden, die wir einigen von ihnen zum Vorwurf machen möchten, ist die geringe Benutzung der öffentlichen Archive, des reichlichen Vorraths, der in unsern öffentlichen Repositorien enthalten ist. Die Wichtigkeit dieser historischen Acten und Beweisstücke läßt sich durchaus nicht in Frage stellen. Mit Vergnügen zeigen wir daher an, daß eine Gesellschaft im Entstehen ist, welche den ausdrücklichen Zweck hat, diese historischen Zeugnisse zu sammeln und in classificirter Gestalt zu drucken. Personen, welche Mitglieder dieser Gesellschaft werden wollen, haben ihren Namen Herrn. G. Bond, vom britischen Museum, anzuzeigen. Die jährliche Subscription beträgt 1 Pf. St.“ In dem Circular, welches dem „Athenaeum“ zugegangen ist, wird bemerkt, daß die Bedeutung der öffentlichen Archive kaum überschätzt werden könne, daß in ihnen, unabhängig von andern Quellen, die Möglichkeit einer Rationalgeschichte liege, die umfassend in ihrem Gegenständen, reichhaltig und genau in ihren Details und authentisch über jeden Einwurf hinaus sei. Es gäbe kaum eine politische Frage von Bedeutung, welche durch diese ehrsüchtigen Documente nicht ein schätzbares Licht erhalte; sie verschafften der Statistik verlässliche Data, die von andern Seiten nicht zu erröthen seien etc. Noch wird in dem Circular bemerkt, daß die erste Aufmerksamkeit der Gesellschaft dahin gerichtet sein solle, Documente in Betreff der Geschichte der frühern Kunst zu sammeln, aus denen sich eine unmittelbare Anwendung auf die Frage der architecturalen Aus schmückung ergeben könne, auf die, in Verbindung mit den neuen Parlamentshäusern, die öffentliche Aufmerksamkeit jetzt gerichtet sei. 2.

1. *Storia universale, descritta da Cesare Cantù.* Erster Band und folgende. Turin 1838.
2. *Il medio evo. Discorso di Cesare Cantù, premesso all'VIII. libro della sua Storia universale.* Turin 1841.

Italien hat bis jetzt kein Handbuch der Universalgeschichte besessen. Man hat sich mit fremden Werken beholfen: man hat im vorigen Jahrhundert die große englische Weltgeschichte übersetzt, Bossuet's „Discours“, wenn derselbe in die Kategorie gehört, den Millot und Harbison; in unsern Zeiten ist Johannes Müller an die Reihe gekommen, chronologische Werke wie „L'art de vérifier les dates“ und Buret de Longchamps' „Fastes universels“, des ältern Ségur unvollendetes Buch; endlich hat man Leo's „Lehrbuch der Universalgeschichte“ vorgenommen und sogar Bredow's „Weltbegebenheiten“, welche beide, jedes in seiner Art, den Übersetzern viel Sorge und Noth gemacht haben und noch machen mögen (Professor Menini ist mit Leo's Werk keineswegs zu Ende), wobei sehr zu fragen ist, ob das italienische Publicum ihnen viel Dank dafür wissen wird; denn von Seiten der Darstellung verlangt der Italiener etwas Anderes als der Deutsche, und wenn aus diesem Grunde schon sehr zu besorgen steht, daß die florentiner Übersetzung der „Geschichte der italienischen Staaten“ kein besonderes Glück machen werde, so ist dies bei der „Universalgeschichte“ noch in höherm Grade der Fall, so viele Vorzüge dieses Werk auch besitzt. Wenn nun zu Ende des J. 1837 Cesare Cantù, ein noch junger mailändischer Gelehrter (er ist 1806 geboren) mit der Ankündigung einer „Storia universale“ auftrat und ein ausführliches Originalwerk, eine von Documenten und Erläuterungen aller Art, chronologischen, biographischen, philosophischen, archäologischen, begleitete Geschichtserzählung versprach, so fand sich in Italien wol Keiner, der ein solches Werk nicht als ein Desideratum betrachtet hätte; gleichmäßig aber staunte Jeder über den Muth des Verf., von dem man sich dahin, außer gutgeschriebenen historischen Erläuterungen zu Manzoni's berühmtem Roman, in diesem Fache bloß eine Geschichte von Como kannte, welche übrigens von Seiten der Gründlichkeit der Forschung, wie des in der Darstellung bewiesenen Talents, nur Gutes erwarten ließ. Zu Anfang 1838 begann die „Enciclopedia storica“ zu erscheinen,

und wenigleich manche Umstände nicht günstig waren — die versprochene große Bändezahl, ungefähr 40; die Langsamkeit des Erscheinens, wodurch mindestens acht Jahre bis zur Vollendung hingehen werden; die immer zunehmende Abneigung gegen Unterzeichnung auf Werke de longue haleine, Jedem erklärlich, der die Verfassung des italienischen Buchhandels kennt; endlich der Preis, der sich auf etwa 60 Scudi stellen wird: wenigleich, sage ich, diese Umstände nicht günstig waren, so erweckte das Werk doch eine so lebhafte Theilnahme, daß in Jahresfrist ein zweiter Abdruck nöthig ward, welchem bald ein dritter, in ökonomischer Form, nachfolgte. Wenige Werke ernster Gattung haben so viel Glück gemacht, was für die literarische Richtung des heutigen Italiens immer ein günstiges Zeugniß ablegt.

In der ausführlichen Einleitung spricht der Verf. über die Bedeutung der Geschichte, die Fortschritte der Studien, die Würde des Geschichtsschreibers und das Ideal, das ihm vorschwebt, seine Ideen aus und handelt von den verschiedenen Methoden, der fabelhaften Geschichte, der classischen, den Annalen und Chroniken der Neuern, der philosophischen und der antikeisirend-gelehrten Geschichte; im Fluge berührt er die Ansichten von Philosophie der Historie, bis auf Bossuet, Voltaire, Kant, Herder, Fr. Schlegel, Gans, de Maille, Ballanche, Michelet. Endlich theilt er sein Thema in 18 Abschnitte oder Epochen. Diese sind: 1) die Genesis und die Ursprünge der heil. Geschichte, wobei die Monumente der Urzeit, die Einheit des Menschengeschlechts, die ersten bewohnten Länder und die ersten Gesellschaften in Betracht kommen; 2) die Ereignisse von der Zerstreuung der Völkerschaften bis zu den Olympiaden (776 v. Chr.); 3) von den Olympiaden bis zum Tode Alexander's des Großen; 4) punische Kriege (bis 134); 5) Bürgerkriege (bis 14 n. Chr.); 6) die Kaiser bis Konstantin (337); 7) von der Anerkennung des Christenthums bis zum Untergang des weströmischen Kaiserreichs; 8) die barbarischen Völkerschaften; 9) Mohammed; 10) Karl der Große und seine Monarchie; 11) die Kreuzzüge; 12) die Communen; 13) Sinken der kaiserlichen Macht; 14) Amerika; 15) die Reform; 16) Ludwig und Peter der Große; 17) das 18. Jahrhundert; 18) die Revolution. Gegen die Zweckmäßigkeit der Einteilung und gegen die Bezeichnung der Epochen

ließe sich vielleicht Manches sagen, obwohl die vom Verf. gegebenen skizzirten Tableaux sich im Ganzen gut abrunden. Was nun bis jetzt (Nov. 1841) von dem Werke ans Licht getreten ist, will ich in der Kürze angeben. Vom „Racconto“, dem Hauptwerke, sind sieben Bände erschienen, welche die acht ersten Epochen umfassen, sodas mit dem sechsten Bande 476 n. Chr. die alte Geschichte endigt und der siebente die erste Epoche des Mittelalters umfaßt, welche bis 622 geht. Ein großer Theil des achten Bandes ist bereits gedruckt. Von der zweiten Hauptabtheilung: „Documenti“, sind gleichfalls mehre Bände ausgegeben. Geschlossen sind die Abtheilungen „Cronologia“ und „Religioni“, jede in einem Bande; von der „Letteratura“ ist der erste Band der alten Literatur beendet, der zweite begonnen; von den „Schiarimenti e Note“ sind die beiden zum Alterthum gehörenden Bände und der erste zum Mittelalter fertig, der zweite angefangen; begonnen sind die Bände „Sistemi filosofici“ und „Legislazioni“. Mit den beiden noch übrigen Abtheilungen: „Archeologia“ und „Arte della guerra“, soll nächstens der Anfang gemacht werden. Von einem Kupferbände sind verschiedene Hefte ausgegeben.

Diese „Documenti“ haben nun den Zweck, zur Erläuterung des Textes zu dienen und die Noten und Excursus zu liefern, welche in demselben sich nicht füglich anbringen ließen. Auszüge aus größern Werken, Übersetzungen u. s. w. werden hier neben eigenen Arbeiten gegeben. Der Gedanke an sich ist gut und dem Zwecke einer historischen Encyclopädie entsprechend, und nehmen wir z. B. den Band über Chronologie zur Hand, so finden wir eine eher unentbehrliche als nützliche Beilage zu einem großen Geschichtswerk, indem darin die verschiedenen chronologischen Systeme und Zeitrechnungen erläutert, eine Übersicht der wichtigsten Begebenheiten, Tabellen der berühmtesten Personen aller Jahrhunderte u. s. w. enthalten sind, Vieles mehr, reichhaltiger und ausführlicher als in ähnlichen Werken, z. B. Sir H. Nicolas' „Chronology of history“, aus welcher hinwieder Manches hätte aufgenommen und weitergeführt werden können. Aber der Verf. hat sich, wie mich dünkt, in diesem Theile seines Werks nicht genug beschränkt und den Plan weiter angelegt, als mit dem Zwecke im Allgemeinen und namentlich dem Bedürfnisse und der Convenienz der meisten Leser verträglich sein dürfte. Wenn z. B. in dem die Religionsysteme enthaltenden Bande ein ganzes französisches Werk übersetzt gegeben wird, de Mailjères' „Zusammenstellung der Religionen“ (Paris 1828), oder die Bände über Literatur eine Anthologie, und eine ausführliche dazu, aus den alten Classikern enthalten, die „Schiarimenti“ gleich von vornherein compendiarische Übersetzungen von Edwards' „Caractères physiologiques des races humaines“, Wiseman's (sonst vortrefflichen) „Lectures on the connexion between science and revealed religion“, von denen es, neben einer französischen und italienischen, auch eine gute deutsche Übertragung gibt (ich führe nur diese paar Beispiele aus unzähligen an): so wird allerdings eine Masse von Material geliefert. Aber abgesehen davon, daß bisweilen nicht

all dies Material gehörig verarbeitet sein kann (was bei dem größtmöglichen Fleiße des Verf. — der wirklich außerordentlich — nicht gut möglich ist), so ist hier zu viel und zu wenig gegeben — zu wenig, weil es denn doch nicht angeht, auf einem so ungeheuern Felde Gleichmäßiges und Vollständiges zu bieten.

So viel über die Anordnung des ganzen Werks. In eine Charakteristik desselben einzugehen, ist der Zweck dieser Anzeige nicht: obgleich die alte Geschichte vollendet ist, dürfte sie doch vielleicht noch etwas früh kommen. Nur das möge hier stehen, daß der Standpunkt des Verf. der katholische ist und daß durch die Zurückführung der alten Geschichte auf die heiligen Bücher sein Werk Einheit und festen Anhaltspunkt erlangt. In diesem Bezuge heißt es in der Einleitung:

Dem Vorgange Bico's folgend, verzweifelten wir der Menschheit gemeinsamen Ursprung in römischen Überlieferungen zu finden, die so neu sind im Verhältnis zum Alter der Welt, in den eiteln Traditionen der Griechen, in denen der Ägypter, abgesehen gleich ihren Pyramiden, in den ganz dunkeln des Orients: wir gehen und suchen sie in den Anfängen der heiligen Geschichte. Der Fortschritt jeglicher Wissenschaft bringt der Menschheit den Tribut neuer Beweise.

Was nun die Darstellung betrifft, so ist die Erzählung in ihren wesentlichen Theilen so ausführlich als möglich gehalten; selbst auf die Gefahr einiger Ungleichheit hin, ist dies wol das Passendste bei einem Buche, welches für ein sehr großes Publicum bestimmt ist. Die Erzählung ist lebendig und beredt, die Schreibart rein und sorgfältig, aber nicht geziert.

Es gibt Keinen mehr — sagt der Verf. —, der da glaubt, der Geschichte genüge die Wahrheit, ohne Schönheit und Moral. Über dem gelehrten Studium sollte also der Historiker die freie Eigenthümlichkeit des Ausdrucks nicht vergessen; er sollte die Klarheit der Chroniken, die Unparteilichkeit der Katalogen, die dramatische Exposition der Classiker vereinigen, das Ganze umfassen, ohne das Einzelne zu vernachlässigen, die Erzählung der Thatfachen nicht von der Poesie des Gedankens und der Sitte trennen: er sollte die Ereignisse gruppieren, ohne sie zu vermengen, dem vielseitigen Schauspiel des Lebens das von dem aufeinanderfolgen Umwälzungen des Menschengeschicks gebotene tiefe metaphysische Interesse einflößen und die Mitte halten zwischen der Nacktheit, die sich mit dem Gewande abgerundeter Perioden behängt, und der Stille, welche sich maskirt mit Antithesen und erlogener Geborgenheit.

(Der Beschluß folgt.)

A handbook to the public galleries of art etc., in and near London. By Mrs. Jameson. Zwei Theile. London 1841.

Unter diesem Titel gab die fleißige, kenntniß- und talentvolle Mrs. Jameson ein Werk heraus, welches die Kunstsammlungen in und um London zum Gegenstande hat und ein geistreicherer und unterhaltenderer Führer ist, als deutsche Bücher der Art in der Regel zu sein pflegen. Bei uns ist dieser Zweig der Literatur entweder in den Händen trockener Fachgelehrten oder talent- und kenntnißloser Bucherfabrikanten. Wir meinen, daß es neben den trockenen officiellen Katalogen auch populäre geben sollte. Der Katalog zu den Schätzen des neuen berliner Museums z. B. ist eine gründliche, treffliche Arbeit, aber doch, bei allem Umfange, wenig geeignet, den Laien für die große Angelegenheit der Kunst zu gewinnen, obgleich er unter allen uns bekannt gewordenen deutschen Katalogen hierzu noch am meisten den Anlauf nimmt. Charakteristiken der be-

bedeutendsten Künstler, interessante Abhandlungen über die verschiedenen Schulen und Entwicklungen in einem lebendigen, die große Menge ansprechenden Style, also eine förmliche Kunstgeschichte, ein Hervorheben der bedeutendsten Werke, fast daß die gelehrte Unparteilichkeit und Umständlichkeit sich oft mit einem kindischen Werte aus der Incunabelzeit ebenso ausführlich — ja oft mit einer sichtlich, jene Unparteilichkeit aufhebenden Vorliebe — beschäftigt als mit den Meisterwerken der vollensten Epochen, so etwa denken wir uns einen Katalog, der geeignet wäre, das große Publicum für die Sache der Kunst zu gewinnen, für die man in Deutschland im Allgemeinen weniger interessiert ist als man zu glauben scheint. Mrs. Jameson ist eine denkende und anmuthige Schriftstellerin und ganz dazu berufen, einen Katalog zu liefern, wie wir ihn uns als Muster eines solchen denken, mit Ausnahme von mancherlei kleinen wirklichen Eigenheiten und Capricen, die einem weiblichen Autor, bei dem Überwiegen des Gefühls, nie gänzlich fehlen werden. Für diesen Mangel entschädigt jedoch wieder eine größere enthusiastische Wärme. Der Katalog der Verfasserin ist mit kritischen, historischen, biographischen Notizen und mit zahlreichen Indices versehen.

Der erste Theil beschäftigt sich mit der Nationalgalerie und Windsor-Castle und erklärt in einer Einleitung die Kunst ausdrückt in einer ebenso klaren als interessanten Weise. Wir geben eine Probe von der Art, wie sie ästhetische Begriffe definiert: „Erfindung. Diese bezeichnet in der Malerei nicht bloß die Erfindung des Gegenstandes, sondern auch die Art und Weise, wie er aufgefaßt und dargestellt ist. Die durch Reichthum und Erfindung ausgezeichneten Maler sind Rafael, Albrecht Dürer, Rubens und Rembrandt. Ein Maler, der seinen Gegenstand erfindet und zugleich Originalität, Phantasie, Gefühl und eine sittliche Tendenz entwickelt, wird in doppelter Hinsicht ein schaffender Dichter sein. Hogarth ist davon ein Beispiel. Nächste der Erfindung stelle ich jenes feindliche Etwas, was aus der Seele kommt und — wie eine Seele die ganze Darstellung durchdringt — man nenne es, wie man will, Charakter, Empfindung, Gefühl; denn kein Wort scheint Dasjenige, dessen Gegenwart oder Abwesenheit wir mit einem Male fühlen, obgleich es eine Definition nicht zuläßt, wiederzugeben zu können. Denn nicht nur wird es je nach dem dargestellten Gegenstande erhoben, groß, anmuthig, pathetisch oder gar, sondern wesentlich durch das Temperament dessen, der den Gegenstand darstellte, modificirt sein. Wo es ist, entschädigt es für mancherlei Mängel; wo es nicht ist, wird es durch keine Verdienste ersetzt. Um ein Beispiel von dem Vorhandensein dieses Aethers, dieser lebendigen Seele der Kunst bei allem Mangel an jener Geschicklichkeit, an die wir jetzt gewöhnt sind, zu geben, wollen wir auf die früheren Maler der italienischen Schule einen Blick werfen. Die Gemälde von Giotto, ungefähr um 1300 ausgeführt, in der Kirche von Assisi, die von Andrea Orcagna im Camposanto zu Pisa, und eine Menge von Werken, welche sich zerstreut in den alten Kirchengebäuden zu Siena, Orvieto, Padua befinden, mögen als Beispiele genannt werden; aber sie liegen zu fern, um zur Vergleichung dienen zu können, und Nachbildungen im Kupferstich, auch die besten, reichen nicht hin, um den geistigen verborgenen Reiz wiederzugeben, welcher das große und oft einzige Verdienst dieser Werke ist. Es gibt ein Fragment eines Frescogemäldes von Giotto, jetzt in der Sammlung des Hrn. Rogers befindlich, zwei Apostelköpfe darstellend, deren tiefe Wahrheit der Empfindung und andächtiges Gefühl Das, was ich meinte, verdeutlichen; doch das nächste Beispiel, worauf ich den Leser verweisen kann, als auf ein allgemein zugängliches, ist die Krönung der Jungfrau von Fra Giovanni Angelico, jetzt im Louvre. — Die verschiedenen Malerschulen sind nicht sowohl durch die charakteristischen Merkmale des Style, der Zeichnung, der Farbengebung u. s. w. unterschieden, als vielmehr durch den geistigen und moralischen Charakter ihrer Werke. Man vergleiche z. B. das mächtige Gefühl, welches sich in der früheren bologneser

Schule des Francia und seiner Zeitgenossen ausdrückt, mit der spätern bologneser Schule der Carracci und ihrer Nachfolger und man wird die letzten vergleichungsweise als gemein bezeichnen müssen; das Wort ist stark, aber kein anderes kann die comparative Verschiedenheit zwischen dem reinen intensiven Gefühl, der Einfachheit und Feierlichkeit der ersten und der manierirten Anmuth und Pracht der letztern ausdrücken. Ludovico hat allerdings Lichtblicke dieses bessern Theils und der gelehrte Agostino und der begabte Annibale haben tausend Verdienste, aber verglichen mit den himmlischen Eingebungen ihrer Vorgänger, erscheint an ihnen Alles von Erbe, irdisch.“

Interessant ist die Darstellung der Verf. von den Verdiensten, welche sich Heinrich VIII. dadurch um die Künste erwarb, daß er auswärtige bedeutende Künstler an seinen Hof zog. „Unter der Regierung Heinrich's VII.“, erzählt die Verfasserin, „etwa um 1490, kam Johann Rabus, einer der besten Maler seiner Zeit, nach England; er malte die Portraits der Kinder des Königs, welche sich jetzt in Hamptoncourt befinden; und von seiner Hand — aber nicht, wie ich vermuthete, in England gemalt — ist das sehr bemerkenswerthe Gemälde oder die Gemälde, ebenfalls in Hamptoncourt, welche Jakob IV. von Schottland und seine Gemahlin Margarethe, Tochter Heinrich's VII., darstellen, und ein St.-Matthäus, jetzt in der Gallerie der Königin im Buckinghampalast. Das Datum seines Todes ist unsicher. Der erste unserer Herrscher, welcher zuerst versuchte, eine Gemäldegalerie zu gründen, war der prächtliche Hethrich VIII. Er war früher nicht der an Haß reiche, an Gewissen arme Tyrann, welcher er später wurde, und zeigte im Anfange seiner Herrschaft eine Neigung, Kunst und Literatur zu begünstigen und zu schätzen. Die Ermutigung, welche er der Malerei angedeihen ließ, darf vielleicht seiner Rivalität mit Franz I. zugeschrieben werden, welcher sein ganzes Leben lang der Gegenstand seiner Furcht, Bewunderung und Eifersucht war. Franz hatte Mittel gefunden, an seinem Hof vier von den größten Künstlern Italiens zu ziehen: Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini, Primaticcio und Nicolo dell' Abbate. Um Franz nachzunehmen, lud Heinrich Rafael und Primaticcio nach England ein, und Wolsey, damals sein Gesandter in Rom, sparte nichts an höflicher Ueberredung und prächtigen Versprechungen; aber wir waren für eine so große Ehre nicht bestimmt. Rafael lehnte die Einladung ab, aber er malte für Heinrich das kleine Bild des heiligen Georg mit dem Löwenbandorden um das Knie, jetzt zu Petersburg befindlich, und einige von seinen Schülern wurden vermocht, ihr Glück unter den barbarischen Engländern — *quelli bestia di quelli Inglesi*, wie uns Cortigiano nennt — zu versuchen. Unter den andern von Heinrich beschäftigten Malern finden wir die Namen von Luca Penni, Toto dell' Ruciatola und Girolamo da Trevisi (Hieronymus von Treviso), von denen allen Sanzi bemerkt, daß sie bereits in ihrem eigenen Lande einige Geltung erlangt hatten, noch ehe sie nach England übertraten. Letzterer kam ungefähr um 1531 herüber und hielt sich 13 Jahre in England auf. (Unter andern wird ihm das große Gemälde, welches sich zu Hamptoncourt befindet und die Einschiffung Heinrich's VIII. darstellt, mit Recht zugeschrieben.) Er erhielt vom Könige eine Pension von 400 Kronen. Auch Luca Penni kam um 1531 an; er war in Verbindung mit Primaticcio von Franz I. bei der Ausschmückung des Palastes von Fontainebleau verwendet worden. Ein anderer Künstler, welcher viel im Auftrage Heinrich's malte und sich fast in England naturalisirte, war Lucas Cornelli oder Cornell, welchem einige von den alten Gemälden zu Hamptoncourt zugeschrieben werden dürfen. Ich finde auch, daß Basari zweiter weiblicher Künstler Erwähnung thut, die in Miniatur malten, Susanna Horneband, die in den Dienst Heinrich's VIII. eingeladen wurde und in Ehren bis zu ihrem Lebensende in England lebte, und Evina, Tochter des Meisters Simon von Brügge, welche von Heinrich anständig verheirathet und von der Königin Maria und nach deren Tode von der Königin Elisabeth in

großen Ehren gehalten wurde. Aber es ist unmöglich, ihre Werke zu identifizieren; die meisten derselben scheinen bei dem Feuer von Whitehall vernichtet oder sonst verloren gegangen oder zerstört worden zu sein. Einige halb verlöschte Gemälde auf der Wand eines kleinen Zimmers zu Hamptoncourt, das Confessionary genannt, existirten noch bis 1750, und waren ganz im Style der Rafael'schen Schule; sie sind jedoch jetzt gänzlich ausgelöscht. Aber wenn es Heinrich nicht gelang, die Maler ersten Ranges an seinen Hof zu ziehen, so wurde er doch für seine Enttäuschung in etwas entschädigt, als es ihm gelang, den außerordentlichen Genius Hans Holbein in seine Nähe zu bringen. Der trostlose Maler und der kühne Monarch sind in der That so in der Phantasie verschmolzen, daß wir selten des Einen denken können, ohne uns des Andern zu erinnern."

Hier folgen einige biographische Notizen über Hans Holbein. „Die Sage geht“, fährt die Verf. fort, „daß sein Weib, wie das Albrecht Dürer's, eine böse Stiehmutter und ihre garrliche Laune eine von den Ursachen war, weshalb er seine Vaterstadt verließ. Wer die Portraits von Holbein und seiner Frau zu Hamptoncourt sieht, muß zweifeln, ob jener, eine schwarzbärtige, sternnackte, entschlossene, fast feurig blickende Gestalt viel von dem armseligen, geistig gebrochenen, bärstig aussehenden Weibe neben ihm zu leiden gehabt haben möchte, und man fühlt sich versucht, der Erzählung eine andere Basis unterzulegen. Ganz anders Albrecht Dürer! Es kann kein größerer Unterschied sein, als zwischen dem derben Kopfe Holbein's und dem Albrecht Dürer's mit seinen sanft melancholischen Augen und langem schönen Haar. — Im Museum zu Basel befindet sich ein Gemälde, ungefähr um die Zeit, als Holbein die Stadt verließ, ausgeführt, welches sein Weib und seine beiden Kinder in halber Lebensgröße darstellt. Die Frau hat ein Kind in ihrem Schooße, die andere Hand liegt auf dem Kopfe eines Knaben, welcher sorgenvoll zu ihr aufblickt. Es sind einige Jahre her, seitdem ich dieses Gemälde sah und meine Erinnerung an die Stellung und das Einzelne kann sehr gehen, aber das vergehe ich nicht, daß ich während meines Lebens nie von einem Gemälde so ergriffen worden bin, als von diesem kleinen Bruchstück einer einfachen häuslichen Tragödie; ich kann weder den angstvollen Ausdruck im Gesichte der Frau noch die leidensvollen Blicke der Kinder jemals vergessen."

Hier folgen wieder biographische Notizen über Holbein, seinen Aufenthalt in England betreffend; auch werden die von ihm in England gemalten Werke namhaft gemacht. Dann fährt die Verf. fort: „Die Gemälde Holbein's zu Windsor und Hamptoncourt können von seinem Verdienste als Porträtmaler einen Begriff geben. Das einzige Gemälde von seiner Hand im imaginativen und geschichtlichen Style ist das Noli me tangere (Christus und Maria Magdalena im Garten), jetzt zu Hamptoncourt. Aber das gibt nur eine höchst unvollkommene Idee von dem Genius dieses Mannes, welcher ein Gemälde wie das schon erwähnte Familienstück zu Basel schaffen konnte, einen Kopf, überschrieben „Lais Corinthiaca, 1528“ in derselben Sammlung, und vor Allem die herrliche Madonna (Kamille Meyer) in der Dresdner Galerie, welche nicht nur das schönste seiner Gemälde, sondern von einem gelehrten Kenner überhaupt als das Meisterstück der altdeutschen Kunst gepriesen ist. Soll ich nach meinem eigenen Dafürhalten urtheilen, so möchte ich wol sagen, daß es eins der schönsten Gemälde in der Welt ist. Als eine Darstellung von unserer lieben barmherzigen Frau und an Liebe des Gefühls und reiner contemplativer Zartheit des Ausdrucks darf diese Madonna mit der göttlichen Madonna Siskina Rafael's die Bewunderung theilen — so sehr ist sie ganz Amuth und Hobeit! Niemand, meine ich, kann das Genie Holbein's gerecht würdigen, welcher dieses Gemälde nicht sah; Jeder aber, der es sah, muß tief den Verlust der Werke bedauern, welche Holbein für des Königs Kapelle zu Whitehall und anderer, welche er während seines Aufenthalts in England

aussführte, und worunter Joseph von Arimathea und die Auferweckung des Lazarus, der Triumph der Reichen und der Armut umher der Armut waren. Obgleich ich Holbein immer bewunderte, hielt ich ihn doch niemals für fähig, ein solches Gemälde aufzufassen, so einfach groß, so göttlich erhaben im Charakter als die Madonna der Dresdner Galerie, bis ich sie selbst sah." Hiermit vergleiche man die ganz ähnlichen Ausdrücke der Bewunderung für dieses Gemälde in der Correspondenz eines Engländers, welche in Nr. 30 d. Bl. mitgetheilt wurde. Wir meinen, daß die germanischen Sympathien, die in England immer mehr aufleben und zum Bewußtsein kommen, dieser gerechten Anerkennung Holbein's, dessen tief gemüthvolle und doch naturwahre Weise ihnen ohnehin zusagen muß, vorgezeichnet haben.

Aber die Anordnung in den königlichen Galerien spricht die Verfasserin ihren bitteren Kadel aus. „Bei einer entsprechenden Anordnung“, sagt die Verf., „Hamptoncourt betreffend, würde diese in ihrem historischen Material so reichhaltige Galerie für die Besuchenden höchst interessant und unterrichtend geworden sein, während sie jetzt mit leeren, trägen und unkäuf verwirrten Blicken durch die Zimmer schleichen, nicht wissend, wohin ihre Aufmerksamkeit zu richten, nicht wissend, welcher Bezug zwischen den verschiedenen Gegenständen und den dargestellten Personen besteht, noch inselstern sie sich gegenseitig erklären. — Es gibt in der königlichen Sammlung an 30 Portraits berühmter Künstler, die meisten davon alte Portraits nach dem Leben, andere authentische Copien — welche eine köstliche Reihe würden sie bilden, wenn sie besammeln und chronologisch geordnet wären, anfangend mit dem alten Portrait Giovanni Bellini's (welches jetzt unter Heinrich's VIII. Hofnarren hängt) und mit Sie Joshua Reynolds schließend! — Einige dieser Nachbarschaften sind so komisch, so überraschend, daß wir fast geneigt sind, irgend eine verstellte Absicht, eine schlaue Satire dabei zu vermuten, so wenn wie Ludwig XIV. mit Nymphen und Satyrn auf der einen Seite, diese Anekdote der Diplomatie, zwischen zwei biblischen Ständen! In einem Zimmer finden wir Pilatus, wie er den Heiland ausliefert, Margarethe Gräfin von Lennox, Bayard's Tod, Peter den Großen, Friedrich von Preußen, den Tod des Epaminondas, alle unter- und durcheinanderhängend. — Auf der Rafael's Cartons und den historischen Gemälden gibt es hier eine Sammlung alter venetianischer Portraits von wunderbarer Schönheit, von Tizian, Giorgione, Tintoretto, Veronese und Sebastian del Piombo. Ich kenne keine Galerie, welche in dieser Hinsicht mit der zu Hamptoncourt rivalisiren kann, ausgenommen die im Belvedere zu Wien, wo in der That die Zahl und auserlesene Schönheit der weiblichen Portraits von Tizian und Palma uns völlig verdunkeln. Der gegenwärtige Zustand einiger dieser schönen Werke ist außerdem jämmerlich anzusehen, verdorben durch Vernachlässigung, dämpfig, schwärzig — und noch mehr durch die Restauratoren und Gemäldereparatoren des letzten Jahrhunderts. Die schmachvolle Art und Weise, womit einige dieser auserlesenen Werke, ohne Scham und Barmherzigkeit, verunklartet, ausgebeßert, übermalt, gefirnisset sind, kann nicht beschrieben und nicht geglaubt werden. Für manche derselben würde eine geschickte und gewissenhafte Restauration von Nutzen sein."

5.

N o t i z.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg empfahl jüngst eine Expedition, welche zum Zweck hat, den nördlichen Theil Sibiriens und namentlich die Strecken zwischen Turuchan und dem arktischen Ocean zu erforschen. Der Kaiser hat dieses Project, welches noch im Laufe des gegenwärtigen Jahres zur Ausführung kommen soll, genehmigt und 13,000 Rubel aus dem Staatskasse für dieses Unternehmen bestimmt.

2.

Sonntag,

— Nr. 170. —

19. Juni 1842.

1. *Storia universale, descritta da Cesare Cantù.*
Erster Band und folgende.

2. *Il medio evo. Discorso di Cesare Cantù, premesso*
all VIII. libro della sua *Storia universale.*

(Beschluß aus Nr. 169.)

Die alte Geschichte ist, wie gesagt, beendet, die des Mittelalters begonnen. Sie ist der Prüfstein der Kräfte des Verf. Die Italiener haben viel für die Geschichte ihres Mittelalters gearbeitet, namentlich im vorigen Jahrhundert und im jetzigen; aber sie haben sich im Durchschnitt mehr an das eigentlich Thatsächliche gehalten, sie haben eine ungeheure Menge Einzelheiten erläutert, sie haben das Antiquarische mit besonderer Vorliebe behandelt; den Geist und Charakter des Mittelalters im Allgemeinen aber haben sie ebenso wenig zum Gegenstande tiefeingehender Betrachtung gemacht, wie sie dessen Erscheinungen im großen Völkernexus und den organischen Zusammenhang der Geschichte Italiens mit den Phasen der Weltgeschichte recht ins Auge gefaßt haben. So viele Detailstudien auch über diese Zeit gemacht, so viele Quellen zugänglich gemacht worden sind und täglich zugänglich gemacht werden: so ist doch, im Ganzen genommen, das Mittelalter bei den Italienern weder sehr bekannt noch sehr beliebt. Es ist wahr, die Erinnerung an den hingeschwundenen Ruhm jener Lage elektrisirt sie nicht selten: aber es sind mehr einzelne Facta, einzelne Menschen, für die sie eine Vorliebe fassen, und wie, was man auch dagegen sagen möge, die mittelalterliche Kunst die Meisten kalt läßt, ja in ihren verschiedenen Erscheinungen, in der Architektur, Sculptur und Malerei, diesen Meisten in der Seele zuwider ist und von ihnen nicht verstanden wird; wie selbst in der Literatur häufig ein antiquarisches und philologisches Interesse das durch den Reiz der Poesie oder die Großartigkeit des Gegenstandes angeregte überwiegt: so ist im Allgemeinen die Vorliebe dem Alterthum zugewandt und das Antikisirende trägt den Preis davon. Die neuesten Zeiten haben diese Stimmung, diese Gefühlsrichtung, diese Ansicht einigermaßen modificirt, aber sie haben keinen wirklichen Umschwung zuwege zu bringen vermocht. In dieser Hinsicht also ist Hrn. Cantù eine schöne Aufgabe vorbehalten. Daß er die Wichtigkeit derselben erkennt, daß er die Großartigkeit zu schätzen weiß, den Geist zu erfassen strebt,

die Schwierigkeit mißt, beweist die Einleitung, die er diesem zweiten großen Abschnitt seines Werks vorausgeschickt hat und bei der ich um so lieber verweile, als es interessant ist, zu sehen, wie ein Italiener das Mittelalter charakterisirt — der erste, der, so viel mir bekannt, eine allgemeine Geschichte desselben zu liefern unternommen hat; denn in der Uebersicht der neuern Schriftsteller, welche Hand- oder Lehrbücher über diese Zeiten geschrieben, führt der Verf. wol eine Menge Ausländer an, Deutsche, Franzosen, Engländer — Hüllmann, Schloffer, Euben, Rehm, Rühls, Leo, Tüllier, Giesebrecht, Guizot, Frantini, Michels, Moeller, Hallam —, aber nicht einen einzigen seiner Landsleute.

Die Zeit, welche die Wahrheiten erstarren läßt — sagt der Verf., nachdem er der verschiedenen Ansichten und Urtheile über das Mittelalter gedacht hat —, die Zeit, welche die Erfindungen der Lüge tilgt, ließ Früchte tragen Das, was in diesen Systemen Verständiges und Sociales sich vorfand, und bildete daraus eine großartigere und wahrhaftere Ansicht von der Geschichte und ihren Obliegenheiten. Man sah, wie sie ihre Wichtigkeit erhält durch die Hülfen, welche sie zum Erkennen des Menschlichen und der Einwirkung der Institutionen und Thatsachen auf den Zustand der Nationen leistet, so daß sie gleiches Interesse hat im Jahrhundert Cäsar's wie in jenem der Friedbrüche. Im Bewußtsein, daß die Jahrhunderte nicht von Individuen beherrscht werden, erläutert sie das Leben der Völker und Gesellschaften, und theilnehmend an deren Leiden und Hoffnungen, knüpft sie die unendliche Kette von Ereignissen aneinander und versteht ferne Thatsachen in unsere Zeit; denn das Wesen, von dem sie redet, lebt noch, arbeitet und kämpft noch und hofft. Die Vergangenheit ist also eine Reihe von langsamen, unterbrochenen, schmerzlichen aber sichern Erwerbungen; ein tröstendes Schauspiel, das uns nicht glauben läßt, unsere Zeit sei hinfällig, sondern im Vertrauen auf Besserwerden und zur Arbeit als zu unserer Bestimmung hinweist und uns auslabet, die Vergangenheit, welche die Encyclopädisten verachteten, zu ergründen als Vorschule der Zukunft. Während jene der Gesellschaft Krieg verkündigten und dem Menschen Glauben und Cultur nehmen wollten, trachten wir nach unserm Können ihn unterrichteter und moralischer zu machen und unter Finsterniß und Dornen rascher herbeizuführen das Reich Gottes, welches ist Vernunft, Wahrheit, Tugend.

Unter dem Einflusse dieser umfassenden und hochherzigen Ideen verschwand die Nichtachtung des Gegenstandes, welche mehr aus Trägheit herrührte als aus Reflexion, und mit größtem Ernste, mit aufrichtiger Wissbegierde, mit forschender Skepsis, mit ruhiger Unparteilichkeit, mit unerschrockener Geduld widmete man sich der Untersuchung des Mittelalters, einem langen, ermüdenden, aber an Resultaten reichen Studium. Da begriff man, wie aus den rohen Chroniken Dinge sich heraus-

lesen ließen, die den Gelehrten entgangen waren, welchen das Verständniß der großen socialen Umwandlungen fehlte und welche, als Rechtsgelehrte oder Annalisten, Contracte, öffentliche Acten, gerichtliche Formeln untersuchend, nicht fühlten, was Lebendiges für die Phantasie in Dem pulsierte, was sie als einen Leichnam zerlegten. Da begann man die Elemente der großen Völkerwanderung zu untersuchen, die Art und Weise, wie die fremden Nationen auf römischem Boden sich festsetzten, den Zustand der Besiegten, ob und wie sie mit diesen sich vermischten und wie eine neue Gesellschaft daraus hervorging, wieviel Karl der Große dazu beigetragen, wie viel die friedlichen oder blutigen Missionen, wie die Kreuzzüge zur Entwicklung der Communen gewirkt, welcher Italien seine Größe, Europa seine Freiheiten verdankt. Von hieraus ging die wahre Bedeutung des Kampfes zwischen Papst und Kaiser, zwischen den Rechtskundigen und der Papstcurie, die Würde des kanonischen Rechts, der Gang der langen Reaction der freien germanischen Völkerschaften gegen die weltbeherrschenden Römer, bis zur Wiedergeburt des bürgerlichen Rechts, zur Umwandlung der Gewohnheiten in Gesetze, zur Schaffung des dritten Standes, welcher, gestützt mit Füßen getreten, weil besieg, morgen als Sieger und Herrscher dastehen wird, ruhig die größte, auf eigene Kraft basirte, sociale Umwälzung der neuern Zeit vollendend.

Wenn es anfangs peinlich ist, ein bewunderungswürdiges Ganze unter der Hand von Leuten zusammenzuführen zu sehen, welche ohne Zweck, ohne Voraussicht, ohne Hoffnung zerfahren, eine so langwierige Zerwerung von Elementen zu gewahren, welche nichts schaffen: so ergreift bald das Schauspiel der gegen so vieles Unglück ankämpfenden menschlichen Energie; das Grab veralteter und die Wiege neuer Institutionen; die Religion der Vergangenheit und die der Zukunft; das Zusammenstreifen eines zwiespältigen Culturs, die eine vom Schauplatz abtretend, die andere sich gründend auf ein Gesetz der Liebe und Bruderschaft. Die römische Welt bleibt in den von ihr gepflanzten Städten und in der Anordnung der Provinzen und Municipien; die Christliche verleiht dem Fortschritt des Verstandes beständiges Leben und dehnt die Gleichheit aus; die germanische ändert die Verhältnisse des Besitzes und führt den auf Grundeigenthum gestützten Adel ein und die Classenunterschiede; jede strebt vorzuwalten, aber die erste ist geschwächt durch die Invasion, die zweite behält mehr die moralische Umwandlung im Auge als die politische und läßt die dritte den Vorrang gewinnen, welche ganz Europa in die Hand von Eigenthümern gibt und Menschen und Boden miteinander verbindet.

Nichts Eingebengenes ist dabei, nichts Ausschließendes. Alles eilt in die Bahn in der vollen Kraft ungeschmälerten Wollens. Erst ziehen Kotten von Knechten und Herren vorüber, dann Eroberer und Besiegte, Eigenthümer und Tagelöhner; das Recht der Eroberung, das Territorialdominium, hierauf die Freiheit der Commune, getheilt und kämpfend. Bleibt euer Blick auf der Oberfläche haften, so seht ihr nichts als Zersetzung; bringt er unter die Rinde, so tritt euch ein fester Organismus entgegen in der religiösen Constitution, die in jenen Tagen Einheit war, welche unserer Zeit fehlt, dem Jahrhundert des verbrochenen Zweifels, des muthlosen Schwankens. Das alte Rom hatte die Nationen vereinigt, aber wie Galaxienklassen in einem Bogen: von da an aber sind die Beziehungen zwischen Individuen und Völkern nicht mehr einzig durch das Schwert bestimmt, sondern durch gemeinsamen Glauben, Hoffnung und Liebe. Während der wilde Charakter der Eroberer Krieg, Bebrückung, Rache verbreitet, predigt das Christenthum eine Lehre der Gleichheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des verständigen Gehorsams, der gegenseitigen Zuneigung; eine wohlwollende Macht schützt den Schwachen gegen den Starken; ein Klerus, überall verbreitet, vermittelt die durch verschiedenartigen Ursprung entstandene Trennung, weckt durch die Erinnerung an die allgemeine Bruderschaft die Liebe zu einer gemeinsamen Heimat, reißt die Scheidewand zwischen den Nationen, weist hin auf den Weg der Civilisation, bewahrt die alten

Schriftsteller, reformirt die Gesetzgebung, stößt den Regierenden Maßigung ein, schützt Volk und Freiheit, begründet auf geistige Fähigkeit eine Hierarchie, von der untersten Stufe bis zu jenem Haupte, vor dem die Könige sich beugen, welchem die Nationen die Schlichtung ihrer Zwiste übertragen. Die Kirche, Arche des Schiffsbruchs, bindet den Germanen an den Boden, ruft ganz Europa zusammen, den Orient zurückzubringen, hält mit dem Schwert und dem Wort die Mongolen auf, hindert die Türken an der Vernichtung der europäischen Institutionen. Während hier Einheit ist, walzt überall sonst die größte Vertheiltheit vor. Lange Irrthümern müde, lassen die barbarischen Völkerschaften sich in neuer Heimat nieder; im Besitz der politischen Souveränität, der bürgerlichen Präminenz, des unbeweglichen Eigenthums, pflanzen sie Reiche wie einst Herkules. Diesen Reichen bestrebt Karl der Große sich eine Einheit zu verschaffen, indem er die Reiche von jener Macht verlangt, die allein anerkannt ist und die, über die irdischen Leidenenschaften erhaben, vereint und befreit. Aber seine Nachfolger führen das Werk nicht aus, die divergirenden Interessen schaffen so viele Staaten wie einst Stämme, dann wie Besitzthümer. Das Gendarmen seinerseits, die Axtengewalt brechend, verüßlicht die Mittelpunkte des nationalen Lebens, mindert die Eroberungslust, theilt das Eigenthum und arbeitet der Entstehung des Gleichgewichts vor. Während die großen Landbesitzer auch auf dem Lande sich niederlassen, bleiben die Städte den Industriellen, deren Verrine unter verschiedener Form die socialen Kräfte verdoppeln. Ist nun gleich die gesellige Ordnung mangelhaft, die Moral gesunken, so ist der Wille energisch, kräftig sind die Menschen und von keinen erdrückenden allgemeinen Ideen tyrannisiert. So wird die Bildung der Communen erleichtert.

In keinem andern Zeitalter bietet die Exaltation der Menschheit das Schauspiel einer Classe dar, welche, ohne Rechte wie ohne öffentliche Achtung, gedrückt und geringgeschätzt, im beständigen Fortschritt sich hebt und nach und nach unabhängig, Wissen, Macht erringt, die der Gesellschaft eine andere Gestalt, der Regierung einen verschiedenen Charakter gibt, kurz, die Nation wird. Wir, das Volk, bekämpfen und bekämpfen noch die Verschönerungen der Feudalität: die Betrachtung dieser Kämpfe ist schön, weil es nicht die Geschichte der Könige ist, sondern die des Volks, unsere Geschichte. Der dritte Stand bildet die Communen der Besiegten, welche an der Seite der Barone der Sieger aufwachen, in Italien zu Republiken sich erheben, in Frankreich die Königsgegnert kräftigen, in England ihr die Wage haltend, überall die neue Civilisation einleitend. Blickst du auf die Herrschenden allein, so findest du sie nicht als Lenker der Geschichte der unterworfenen Nationen, wie die Eroberer Asiens oder die Römer; ein unaufhörlicher Widerstreit jagt sie, erst zwischen den Geschlechtern der Sieger, dann zwischen diesen und den Besiegten, hierauf zwischen Adel und Volk, zwischen Commune und Commune und, mehr im Großen, zwischen der weltlichen Gewalt und der geistlichen, jene darauf bedacht, die Artumpfe des Schwertes zu sichern, diese, sie den friedlichen Sorgen der Überredung und der Wissenschaft zu unterwerfen, das Recht des Verdienstes dem der Geburt oder der Stärke voranzustellen; beide einander an der Ubertreibung hindernd, zu welcher der absolute Charakter des Mittelalters hinarbeitete. So wird die größte Revolution des Menschengeschlechtes vollendet, welche den Neuern Freiheit, Poesie, Künste gab. Aber man würde zu weit gehen, wenn man versuchte, sie sollten sich zur Idee der Rationalität erheben haben, der Idee, welche ein Volk am schwersten begreift, welche sich am letzten unter ihm verbergt, weil dem Geiste eine so lange Bahn zurückzulegen bleibt, bevor viele Vorurtheile befragt, viele Unbehobenen ausgeglichen werden, bevor Familien und Städte dahinkommen, die ursprüngliche Unabhängigkeit zu vergessen, bevor die Starken sich bewegen lassen, ihre Macht, wie die Erfindungsreichen ihre Geschicklichkeit, nur nach Maßgabe des allgemeinen Besten auszuüben, die Reichen und Edeln ihre vornehmere Abstammung und die alte Herrschaft zu vergessen; be-

vor, Alles zusammengefaßt, Gerechtigkeit und sociale Gleichheit gekannt und geachtet werden. So schwächen denn die Republiken zwischen einer Vergangenheit von Antipathien, Eifersucht und Krieg und einer Zukunft der Ordnung, der Ruhe, der Eintracht; ohne Übung in Systemen, welche auf das Zusammenwirken von Interessen und Kräften sich stützen; nach Frieden, Gerechtigkeit, Freiheiten sich sehnd ohne Kenntniß der Mittel, sie zu erlangen; in einer Freiheit ohne Garantien, wo das Volk, in Masse theilnehmen wollend an den öffentlichen Angelegenheiten, den Gezeig, die Habsucht, jede Leidenschaft des Einzelnen zu den großen Versammlungen mitbringt; wo eine Verfassung nach der andern versucht wird, im Sturme von Parteien, Entzweiungen, Verbrechen und Brudermord, ohne mit den Mächten einen Vertrag wechselseitiger Unterstützung und gemeinsamen Nutzens wie allgemeiner Ruhe zu schließen zu vermögen. Endlich überwiegen die Eifrigen oder die Starcken; die privilegirte Freiheit der Communen unterliegt; der Despotismus wird nöthig, um die wiedererstandenen Ungleichheiten zu vermittelten, und das Mittelalter geht zu Ende.

Es geht zu Ende, aber ohne die Völkerverwanderung hätte Rom die Welt sich zu eigen gemacht, Freiheit und Charakter jeglicher Nation vertilgt und uns ein ungeheures Reich nach asiatischem Zuschnitt hinterlassen statt so vieler Staaten, welche Europa Leben und Bewegung geben — eine tödtende Einförmigkeit statt jener kämpfenden und fruchtbaren Mannichfaltigkeit, welche die Schönheit der neuern Zeiten ausmacht. Das Mittelalter geht zu Ende; aber es fand Europa in Freie und Sklaven getheilt und ließ es getheilt in Arme und Reiche; an die Stelle der Zwangsarbeit setzte es die freiwillige, an die Stelle des Privilegiums die bürgerliche Gleichheit; es befreite das Eigenthum von den Fesseln der Kaste und Tribus, von den Substitutionen und andern Hemmnissen des Alterthums; statt der das Maß überschreitenden Demüthigung der Sklaven vor dem Herrn, der Klienten vor dem Patron, der Großen vor dem Kaiser brachte es die freie Achtung und Sitte, welche sich beugt, um wieder erhoben zu werden, eine Unterthänigkeit, welche stolz sein kann, eine Freiheit, welche ohne Gefahr und Erniedrigung zu tausend Diensten sich hergibt — Gesinnungen entsprossen aus der Unabhängigkeit des Edelmanns, die nicht gekannt war von den Alten, bei denen es keine Unabhängigkeit gab neben der von Stadt und Staat.

Dies sind einige der allgemeinen Ansichten des Verf.; sie werden, glaube ich, hinreichen von seinen Ideen und seiner Auffassungswelse einen Begriff zu geben. Zu zeigen, wie er sie auf das Einzelne angewandt — ob es ihm gelungen, bei der von ihm beliebten Eintheilung in Epochen statt der ethnographischen, den Stoff gehörig zu sondern und zu gruppieren — dies muß einer künftigen Beleuchtung des vollendeten Werks vorbehalten bleiben.

53.

Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San Marte. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel, von Wolfram von Eschenbach, und der jüngere Titurel von Albrecht in Übersetzung und im Auszuge, nebst Abhandlungen über das Leben und Wirken Wolfram's von Eschenbach und die Sage vom heiligen Gral. Mit drei Abbildungen. Magdeburg, Creuz. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es wäre viel Rühmliches von der Gelehrsamkeit und von dem Geschmacke zu sagen, der sich in der vorliegenden Schrift überall zeigt, aber nicht minder ehrenwerth ist das sorgfältige Streben des Verf., der unter den heterogensten Berufsständen, unter Aenten und Bureaux Königlich Domainen Zeit und

Muße dazu findet, die Schätze unserer ältern, deutschen Literatur für Solche, die nicht gerade Gelehrte vom Fach sind, auszuheben. In dieser Absicht gab San Marte*) 1833 seine Übersetzung des „Parcival“ heraus und 1838 die der „Gudrun“. Es zeigt aber lebhaftes Theilnahme und Unterstützung, welche die Brüder Grimm und Sachmann ihm bei Abfassung vorliegender Schrift bewiesen haben, hinlänglich, daß sie an ihm einen gelehrten Verwandten und verbündeten Genossen erkannt haben, wenn gleich er kein zünftiger Universitäts- oder Gymnasiallehrer ist. Und da nun auf unsern Universitäten es leider! noch immer an besondern Lehrstühlen für die deutsche Literatur fehlt, um die sich die aus den Gymnasien, wo dieser Unterricht aus vorwichtigen Gründen doch nur neben der Lecture der griechischen und römischen Classiker erteilt werden kann, Entlassenen sammeln können, so ist es uns immer als etwas sehr Zweckmäßiges erschienen, wenn Geschäftsmänner, wie San Marte, die Lecture mittelhochdeutscher Dichter in weiterm Kreise einführen und die Gemüther für sie empfänglich machen. Auch für ihn ist hoffentlich die Zeit vorüber, in welcher, wie er in der Vorrede zum „Parcival“ klagte, seine Arbeit schon während ihrer Entstehung von bornirtem Materialismus, engherzigem Vorurtheil und blinder Einseitigkeit im Verborgenen und öffentlich angefeindet worden ist. Wäre eine solche bessere Zeit wirklich für ihn noch nicht eingetreten, so müßten wir den Muth und die Resignation, mit welcher er diesen zweiten Band ausgearbeitet hat, noch weit höher achten und in ihm einen wahren Märtyrer seiner Wissenschaft erblicken.

Für die Übertragung der lyrischen Gedichte Wolfram's von Eschenbach und für den Auszug aus dem heiligen „Wilhelm von Orange“ gilt die bereits in der Vorrede zum „Parcival“ ausgesprochene Ansicht: „Die Übersetzungen sind nicht für die Gelehrten vom Fach und die Forscher mittelhochdeutscher Sprache, welche nur zu häufig die Dichtungen dieser Junge als ein Repertorium betrachten, welches der sprachunkundige Laie zu schätzen nicht würdig und welche daher jeden Versuch der Übertragung als Profanation von vornherein zu verdammen pflegen, sondern sind für dasjenige gebildete Publicum bestimmt, dem es an Muße und Reizung ganz gebricht, sich das Gedicht in der Ursprache zu eigen zu machen, das dennoch aber an dem rein poetischen Werthe oder der literaturgeschichtlichen Wichtigkeit altdeutscher Poesien überhaupt lebhaften Antheil nimmt, als auch für das Publicum, welches oberflächlich mit der alten Sprache bekannt, die Übersetzung als Mittelglied gebrauchen mag, um durch sie sich das Verständniß des Originals selbst zu erleichtern.“ Demnach ist also sinngetreue Übersetzung in gefälliger Form der wortgetreuen in ungefüger Unbeholfenheit undbedenklich vorgezogen und bei unserm Übersetzer heiliger Liebe für sein Werk und bei seiner Sprachgewandtheit, die von guter Kenntniß der ältern deutschen Sprache durchweg unterstützt ist, hat er seinen beabsichtigten Zweck glücklich erreicht. Die acht Wächterlieder, gleichsam ein kleiner Roman, sind von außerordentlicher Parteilichkeit und Eitelkeit, und erinnern mehr als einmal an die berühmte Abschiedsscene in Shakspeare's „Romeo und Julia“. Im „Wilhelm von Orange“, der romantischen Schilderung der Thaten Wilhelm's des Heiligen im Kampfe gegen die Heiden auf Aischanz und bei der Belagerung von Orange, treten die Eigenthümlichkeiten der Eschenbach'schen Poesie auf das anschaulichste hervor und lassen sich auch aus dem hier gegebenen Auszuge vollkommen wiedererkennen, denn gelehrte Untersuchungen über die Sage beigegeben sind. An Interesse des Stoffs steht dies Stück freilich weit hinter dem „Parcival“ zurück. Eine vortreffliche Einleitung über Minnesänger und Minnegefang geht diesen lyrischen Stücken voraus. Gestattete es uns der Raum, so würden wir gern die Stellen über die Courtoise und Galanterie jener Zeit ausziehen, vor allen aber die Erzählungen über die Liebes-scenen in jenen Ge-

*) v. d. Albert Schulz, königlich preussischer Regierungsrath in Bromberg.

nichten und die Art, wie sie im Geiste einer gesunden Naturlichkeit aufgefasset werden müssen.

Dem größten, gebildeten Publicum ist auch das vierte Buch: „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach“, bestimmt, wobei San Marte die ausführliche Biographie desselben von Sagen noch nicht hat benutzen können. Nachdem hier zuerst Wolfram's Primat, Wappen und Abstammung aus dem Geschlechte der bairischen Eschenbache festgestellt ist, spricht der Verf. über seine Jugend, Erziehung, sein Wanderleben, namentlich am Hofe zu Eschenach, seine Liebe, Ehe und seinen Tod (zwischen 1219 und 1225), nach den vorliegenden Zeugnissen und den sichersten Vermuthungen. Die folgenden Abschnitte verberken sich über Wolfram's Vorgänger im ritterlichen Epos, Heinrich von Heideck und Hartmann von der Aue, über die Kunst im „Parcival“, über Wolfram's Stellung zu seinen Zeitgenossen, Wient von Grafenberg, Gottfried von Strasburg u. A., zuletzt über seinen Einfluß auf die Dichter des 13. bis zum 15. Jahrhundert, und die Ausgabe seiner Gedichte vor Lachmann, wo auch Friedrich's II. berichtigtes Urtheil über die mittelhochdeutschen Dichter aus dem richtigen Gesichtspunkte angesehen wird. Alles dies ist in leichter, anmuthiger Sprache ausgeführt und wird also Denen, die sich durch Servinus' großes Werk nicht durcharbeiten können oder wollen, eine zweckmäßige Übersicht dieses Theils der mittelhochdeutschen Dichtkunst darbieten.

Hat nun San Marte in den genannten Büchern mit Glück für die Verbreitung und Kenntniß mittelhochdeutscher Gedichte gearbeitet, so finden wir es ganz natürlich, daß er durch andere Stücke seine Befähigung, in solchen Sachen mitzusprechen, bewiesen und die Resultate seiner umfassenden Untersuchungen über deutsche, provençalische und wallisische Sagen dargelegt hat. Wer das nicht schon aus den Anmerkungen zur „Nibelungenlied“, wird sich hier auf das vollkommenste davon überzeugen müssen. Im dritten Buche des ganzen Werks ist Albrecht's „Liturei“ im Auszuge mitgetheilt. Diese Stücke zur Bequemlichkeit Solcher, die der alten Sprache unkundig sind, sämtlich zu übersezen, hätte der Sicherheit des Urtheils da geschadet, wo Ansicht des Originals unerlässlich war; nur die Fragmente Wolfram's sind im Vermaße des Originals übersezt, damit auch hieraus der Unterschied zwischen Wolfram und Albrecht erkannt werde. In kritischer Hinsicht ist San Marte dem Drucke von 1477 gefolgt, mit Ausnahme der Stellen, wo neuere Bearbeitungen und Drucke, wie die von Boissiere oder die Bemerkungen Lachmann's, einzelne Verbesserungen an die Hand gegeben haben. Die abgedruckten Stellen sind mit nützlichen Anmerkungen, sachlichen und sprachlichen Inhalts, versehen, wodurch das Verständniß sehr erleichtert ist: das Architektonische ist namentlich von Boissiere erläutert. Am Schlusse befindet sich ein gründlich gearbeiteter Aufsatz über den Dichter des „Liturei“.

Aber auf das Einzelne können wir hier ebenso wenig eingehen als auf die lange Abhandlung über den heiligen Gral im fünften und letzten Buche. Hier kommen eine große Anzahl der interessantesten Punkte in den Rittergedichten des 12. und 13. Jahrhunderts zur Sprache, wie die Sagen von der Tafelrunde, von Joseph von Arimathea, von der blutenden Lanze, vom Schwerte des Grals, von Klingsor, von dem Priester Johann u. a. m. San Marte hat die ganze Untersuchung in vier Capitel zerlegt, von denen das erste die provençalische Ausbildung der Sage behandelt, das zweite die nordfranzösische, das dritte die deutsche Ausbildung und das vierte einige Nebenzweige der Sage. In allen zeigt San Marte eine außerordentliche Belesenheit in diesen Literaturen und weiß die zerstreuten Elemente der Gralsage mit solcher Geschicklichkeit der Combination zu verfolgen, sodaß man eine sehr belehrende Anschauung über diesen ganzen Sagenkreis und über die Zeitfolge seiner Ausbildung gewinnt. Manche neue Zusätze dürften aus dem in England jetzt neu aufblühenden Studium der angelsächsischen Literatur zu erwarten sein, das ja an San Marte

selbst einen bedeutenden Beförderer besitzt, dem die Gymnasiale Gesellschaft zu Ubergavenny 1840 den Preis für seine Abhandlung über die Artursage zuertheilt hat. Dieser Aufsatz wird jetzt gedruckt. 19.

Kritische Xenien Hegel's. *)

Das Zeitungslesen des Morgens früh ist eine Art von realistischem Morgenlegen. Man orientirt seine Haltung gegen die Welt an Gott oder an Dem, was die Welt ist. Jenes gibt dieselbe Sicherheit, wie hier, daß man wisse, wie man daran sei.

Die Fragen, welche die Philosophie nicht beantwortet, sind so beantwortet, daß sie nicht so gemacht werden sollen.

Wissenschaft. Ob der Einzelne sie besitzt, kann er sich selbst und Andern versichern. Ob es wahr ist, entscheiden die nächste Umgebung, die Mitwelt und dann die Nachwelt, wenn jene schon ihren Beifall gegeben haben. Doch ist das Bewußtsein so in der Bildung gestiegen, die barbarische Fähigkeit des Begreifens flüssiger und rascher geworden, daß wenige Jahre schon die Nachwelt herbeiführen. Über Kant'sche Philosophie ist längst der Staub gebrochen, während Wolff'sche sanftig und mehr Jahre sich gehalten. Rascher ist für Fichte's Philosophie das Bestimmen ihres Standpunktes herangerückt. Das Hegel'sche Philosophieren in ihrem Wesen ist, wird kurze Zeit offenbaren. Das Gericht über sie steht gleichsam vor der Thür, denn Viele verstehen sie schon. Doch erlagen diese Philosophen weniger dem Beweise, als der empirischen Erfahrung, wie weit mit ihnen zu kommen ist. Blind bilden sie die Anhänger aus, aber das Gewebe wird immer dünner und endlich finden sie sich von der Spinnendurchsichtigkeit überrascht. Es ist ihnen wie Eis geschmolzen und wie Quecksilber durch die Finger gelaufen, ohne daß sie wüßten, wie ihnen geschah. Sie haben's eben nicht mehr und wer ihnen in die Hand sieht, mit der sie ihre Weisheit ausboten, sieht nichts als die leere Hand und geht mit Gespött weiter. Während jene, die Ralte schmeckend, sie noch für etwas ausrufen, vermeinen diese die Sache ergründet zu haben, da sie doch nur das Nichts derselben, nicht, was sie war, erblickten. Der eine Theil ist getäuscht wie der andere. Das Wahre ist indeß, daß dies Verschwundene selbst sie hierher gebracht hat. Es wird das Wort der Schrift erfüllt: wenn wir schweigen, schreien die Steine.

Originelle ganz wunderbare Werke in der Bildung gleichen einer Bombe, die in eine saure Stadt fällt, worin Alles beim Biertrug sitzt und höchst weise ist und nicht fühlt, daß ihr plattes Wohlsein eben das Krachen des Donners herbeigeführt hat.

Was eine tiefe Bedeutung hat, taugt eben darum nichts.

Einem Scrupulanten kann man sagen, daß das Gewissen eine moralische Laterne sei, die nur auf gutem Wege leuchtet; geht man auf bösem, so bläst man sie aus.

In Schwaben sagt man von etwas längst Geschehenen: es ist schon so lange, daß es bald nicht mehr wahr ist. So ist Christus schon so lange für unsere Sünden gestorben, daß es bald nicht mehr wahr ist.

Sei keine Schlafmütze, sondern immer wach! Denn wenn du eine Schlafmütze bist, so bist du blind und stumm. Bist du aber wach, so siehst du Alles und sagst zu Allem, was es ist. Dieses aber ist die Vernunft und das Beherrschen der Welt.

*) Bergl. Nr. 147 d. Bl.

Montag,

— Nr. 171. —

20. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slawenthum und Germanenthum.

Über die innern Verhältnisse der einzelnen Provinzen Österreichs, sowie über das ganze Räderwerk dieser ungeheuern Staatsmaschine, die aus so vielen einander ganz fremden, nur durch die Einheit einer wenig durchgreifenden Regierung ganz lose verbundenen, in ihrem selbständigen provinziellen Entwicklungsgange nur selten gehemmten Theilen zusammengesetzt ist, herrschten bisher im ganzen Auslande (in Österreich gilt das übrige Deutschland bis zur Stunde noch officiel als Ausland) so mannichfach irrthümliche Ansichten, wurden häufig so ganz schiefe und jeder Begründung entbehrende Behauptungen aufgestellt, daß die Möglichkeit einer solchen Erscheinung nur durch den gänzlichen Mangel jeder detaillirten Kenntniß jener Verhältnisse erklärlich wird. Und woher sollte diese Kenntniß wol auch kommen, wenn Strenge der innern Censur und das Verbot jeder literarischen Correspondenz österreichischer Unterthanen mit dem Auslande (jeder von einem Unterthan geschriebene, für ein „ausländisches“ Blatt bestimmte Artikel muß der heimathlichen Censur vorgelegt werden), wenn tausend beschwerliche Umständen, mit denen jeder in Österreich reisende Ausländer, besonders aber ein „Mann von der Feder“ anangesetzt von der öffentlichen Polizeibehörde belästigt wird, wenn endlich die unsichtbaren Gewalten von tausend im Dunkeln sehenden Augen und in der Einsamkeit hörenden Ohren, welche man in Wien so oft und mit solcher Wonne unter dem Geschrei: „Mattermba“ und mit Flüßten und Stößen aus der Gesellschaft ehrlicher Leute verreiben sieht — wenn Alles dieses *) sich vereinigte, um jede freiere Besprechung und Bekanntwerdung solcher Verhältnisse unmöglich zu machen? Das nachbarlich-verbrüderte Deutschland sah sich unter diesen Umständen gezwungen, aus einzelnen Facten das Ubrige zu erschließen, den wahren Zustand des Landes zu errathen. Dabei kam die österreichische Regierung natürlich am schlechtesten weg, da man alle Mängel, die man entdeckte oder doch zu entdecken glaubte, ihr allein zuzuschreiben sich für berechtigt

hielt. In neuester Zeit hat die Regierung das selbst erkannt und die mannichfaltigen Nachweisungen, welche in dem Buche Turnbull's deponirt sind, und vielmehr noch die officiellen Berichte und Actenstücke, welche Becker bei seiner Arbeit vorlagen, beweisen zur Genüge, wie Österreich aus der Dunkelheit hervorzutreten entschlossen ist, in welche seine Verwaltung bisher gehüllt war. Unter diesen Umständen wird es nöthig, daß das Verhältniß der einzelnen Provinzen Österreichs immer genauer aufgefaßt und die Bestrebungen der einzelnen Völkerrämme, welche unter Österreichs Scepter leben, immer sorgfältiger und unparteiischer gewürdigt werden. Von diesem Standpunkte aus fassen wir ein kleines Schriftchen, das unlängst unter dem Titel:

Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung von Leo Grafen v. Thun. Prag, Kromberger und Wigwag. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

erschien und in gedrängter Kürze die ganze Stellung bespricht, welche das czechische Element in Böhmen in seinem Innern gegen Österreich, gegen die übrigen Slawen und gegen das Germanenthum einnimmt. Die Wichtigkeit der hier besprochenen Gegenstände und die Entschiedenheit und Schärfe des Urtheils, wie sie der geübte Verf. auf jeder Seite seines reichhaltigen, obgleich nicht umfangreichen Buches an den Tag legt, geben dem Schriftchen einen desto größern Werth, je weniger klar und begründet die Vorstellungen sind, die man in Deutschland so oft mit den Worten: Böhmen, Slawen, Russen, Germanenthum verbindet.

Nachdem der Verf. mit kurzen, aber kernigen Worten den Aufschwung geschildert, welchen die religiösen und politischen Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts der böhmischen Sprache und Literatur gebracht, nachdem er gesagt, wie sich unmittelbar nach dieser Periode das sogenannte „goldene Zeitalter“ der böhmischen Literatur unter Rudolf II. entwickelt und die Sprache durch die eigenthümliche Consequenz ihrer Bildungs- und Biegungsformen einen solchen Grad innerer Ausbildung erlangt, daß eine bedeutende Reform hierin für die ganze Zukunft nicht mehr bevorstehen konnte, kommt er auf den Sturz der böhmischen Nation, in dem sie auch ihre Literatur mit sich begrub.

Heilige Abenteuer — heißt es S. 3, obgleich nicht ganz gerecht — warfen sich mit unthörlcher Annahme dem böhmischen

*) Wir schweigen noch von dem „schwarzen Cabinet“, dessen Wirksamkeit wenigstens in früheren Jahren durch recht auffallende Erscheinungen außer Zweifel gesetzt wurde.

Volk zu Führern auf, um es zum Kampfe auf Leben und Tod gegen einen mächtigen Herrscher zu zwingen und für ihre Schuld unvertheiligt bösen zu lassen. Ein dreißigjähriger Krieg erlitt die geistigen Aufschwung der vorhergegangenen Jahre, germalnte und verjagte das Volk auf eine fast beispiellose Weise und begann die unerlöschliche Vernichtung aller Denkmäler und Schätze nationaler Bildung. So war die böhmische Literatur in eine schwere Dhmacht, in einen langen Todeschlaf versunken.

Kaiser Joseph gab der deutschen Bildung ein entschiedenes Übergewicht, den gebildeten Ständen sowie dem Geschäftstyle ward die böhmische Sprache entzogen und sie schien „für immer zu Grabe getragen“. Da trat Dobrowsky auf mit seinen slavischen Sprachforschungen und den historischen Untersuchungen und erregte, von Durich in Wien unterstützt, durch seine Genialität und Gelehrsamkeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt und gab den ersten Anstoß zu den Forschungen über slavische Verhältnisse. Einzelne Stimmen erhoben sich für die Nationalangelegenheit; Dobner's gründliche Vorarbeiten, „die dem Lügen ein Ende gemacht“, setzten Beispiel in den Stand, eine Geschichte Böhmens (in deutscher Sprache) zu schreiben; das regsame germanische Element erweckte einige Freunde des Eigenthums und „Anton Duchmayer und die Brüder Ngebly treten uns als die Ehorführer der böhmischen Literatur neuerer Zeit entgegen; an sie schlossen sich Kramerus, Faurtin, Prochaska, Tomsa, die Brüder Tham und Andere an“ (S. 5.). In Prag und Wien entstanden periodische Blätter, doch ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.

Aber bald traten diesen Bestrebungen Schwierigkeiten in der böhmischen Sprache selbst entgegen, die jetzt nur noch von der niedrigsten Classe der Bildung, vom Bauer, gesprochen, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts mit dem Zeitgeiste nicht nur nicht fortgeschritten war, sondern selbst manche schöne Blüthe verloren hatte, welche sie damals schon zierte. Dieses mußte also nachgeholt, die Sprache zu der Bildung des 19. Jahrhunderts mit einem Male emporgehoben werden.

Wol war der Versuch ein gewagter. Besch die schein- todt Sprache nicht mehr genug Lebenskraft, um eine solche Krisis glücklich zu überstehen, so mußte diese ihren wirklichen Tod beschleunigen. (S. 7.)

Offen ist diese Ansicht von den Freunden und Beförderern der neuen böhmischen Literatur ausgesprochen worden (Jungmann: „über Clafficität“); mit vollem Bewußtsein sind sie an ihr Werk gegangen. (S. 8.)

Das zeugt für den hohen Muth, mit dem sie an ihr Werk gingen, selbst gegen die Meinung ihrer eigenen Landsleute. Und nur durch die Vorarbeiten Dobrowsky's ward es ihnen möglich, auf diesem schlüpferigen Wege, ohne auszugleiten, das eine Ziel fortwährend im Auge zu behalten.

Dieses war die zweite Epoche der neuern böhmischen Literatur und hier verdient Jungmann den ersten Platz; seine „Geschichte der böhmischen Literatur“ und seine „Böhmische Chrestomathie“ stifteten unendliches Gute, sind aber Kleinigkeiten neben seinem „Böhmisch-deutschen Lexikon“, dessen Druck 1839 beendet wurde; ein Werk, wie man es gewohnt ist, von Akademien der Wissenschaften und von gelehrten Gesellschaften bearbeiten zu lassen, das aber das böhmische Volk dem unermüdblichen Fleiße und der

tieften Gelehrsamkeit eines Mannes zu danken hat, der ihm mit heldenmüthiger Ausdauer die Mühsal seines ganzen Mannesalters opferte.

An ihn schlossen sich noch viele Andere an, um den alsbald entsponnenen Kampf gegen Ngebly, Professor der böhmischen Sprache und Literatur in Prag, auszufechten, der scheinbar nur der böhmischen Orthographie galt, im Grunde aber ein Kampf des alten mit dem neuen Principe war. Neben Jungmann stand zuerst Panka, dessen edles und aufopferndes Streben selbst von seinen Stammgenossen immer noch zu wenig gewürdigt wird, dann Swat. Presl und Palady, welche die wissenschaftliche Terminologie reiften und durch Herausgabe historischer Urkunden die schöne alte Prosa ans Licht zogen, während Winarich, Kollar, Gjelakowsky und Andere theoretisch und praktisch die Regeln der neuern Prosodie festlegten.

Nun gründete Graf Kaspar Sternberg das böhmische Nationalmuseum (S. 13), das „nebst den Naturwissenschaften Allem, was auf die Geschichte und die Sitten des böhmischen Volks Bezug hat, seine Pflege“ zuwandte. Eine reiche Bibliothek ward in kurzem zusammengebracht, 1827 die Zeitschrift des Museums (in böhmischer Sprache) gegründet, ein eigenes Comité für die Pflege der böhmischen Sprache und Literatur festgesetzt und 1830 die Matice ceska (ein Fonds zur Herausgabe guter böhmischer Bücher) gegründet. Dieses waren Ereignisse von unendlicher Wichtigkeit für die böhmische Literatur; von nun an gewann sie ein festeres Leben, nahm einen sichereren Schritt an; denn die Nation ward sich ihrer selbst bewußt; sie wußte, wohin und auf welchem Wege? In diese nähern Verhältnisse geht ein Artikel tiefer und gründlicher ein, den Palady als Vorwort zum Jahrgange 1837 der „Zeitschrift des Museums“ schrieb und der auf S. 15—24 unserer Schrift mitgetheilt ist. Darin heißt es unter andern, daß die Böhmen in Hinsicht der Sprache „beinahe auf eine gleiche Stufe mit andern gebildeten Völkern gelangt“ seien, nun eine neue Aufgabe für sie entstände, auf die Sachen ihr Hauptaugenmerk zu richten, um sich unter den übrigen Völkern auch einen Platz zu erobern, und

dies, vorerst wenigstens, durch Ausfüllung der gewaltigen Lücken des europaischen Gesamtwissens hinsichtlich alles Dessen, was das Slawenthum betrifft; denn dieses zu thun, ist wahrlich Niemand besser im Stande als wir selbst. (S. 24.)

Sonach ist für die böhmische Literatur nun die dritte Epoche eingetreten, sie hat sich zur Selbstständigkeit neben den übrigen Literaturen Europas emporgearbeitet und dient schon jetzt als Vermittelungswerkzeug für die „Wissenschaft, die Volksbildung und den geselligen Verkehr, den drei Motiven und Rechtfertigungsgründen jeder Sprachsonderung“. In dieser dreifachen Rücksicht wird die bisherige Wirksamkeit der böhmischen Literatur von S. 26—36 näher in Augenschein genommen und dabei mit gerechtem Stolge auf die Höhe der böhmisch-slavischen Philologie, der Geschichtsforschung und der Realwissenschaften hingedeutet, wobei der geehrte Verf. freilich verschwiegen hat, wie gerade nur diese Wissenschaften unter den gegebenen (Censur-) Verhältnissen schneller

unmögliches konnten, ja selbst mußten. Es ist um die böhmische Literatur der wirksamste Hebel für die geistige Entwicklung des böhmischen Volks und seiner technischen und commerciellen Interessen geworden und strebt es immer mehr und vollkommener zu sein. Dennoch aber hat dieses Emporringen die verdiente Anerkennung bisher nicht gefunden, besonders unter den höhern Classen nicht, und selbst im Nationalmuseum und bei der Matice sind nur einige der böhmischen Geschlechter mit verzeichnet. Dasselbe ist noch nicht als Nationalangelegenheit anerkannt, was es doch in der That ist. Der Grund dieser geringen Theilnahme (heißt es S. 38) liegt zunächst darin, „daß nur Wenige wissen, was bereits geleistet ist, und daß es sich jetzt schon um unmittelbar praktische Zwecke handelt“. Andere sind allen diesen Bestrebungen geradezu abgeneigt. Sie werfen ein, wie Weniges die Böhmen trotz aller ihrer Anstrengung bisher geleistet haben, ohne zu bedenken, daß ja eben die geringe Theilnahme von ihrer Seite selbst daran Schuld war. Der Geschäftsgang, wo man oft mit dem Volke, also nur in böhmischer Sprache, verkehren muß, ruft auch mancherlei Klagen hervor; daran ist aber nur die Vernachlässigung des böhmischen Rechtsstudiums Schuld. Auch dünkt die neuere Schriftsprache Vielen unverständlich. Kann das aber anders sein, wenn man Böhmisch nur mit Dienstboten und Arbeitsleuten spricht, während man jeden Umgang mit gebildeten Czechen meidet und den Entwicklungsgang der Literatur unbeachtet läßt? „Andere wieder sehen es mit Bedauern, daß die böhmische Sprache noch nicht in Vergessenheit gerathen will, und mißbilligen ernstlich das Bemühen“, sie zu heben, weil sie überhaupt das Bestehen verschiedener Sprachen für ein Unglück halten. Die Böhmen sollen deutsche Sprache und Bildung annehmen, sagen sie, ohne die Unmöglichkeit einer solchen vollständigen Germanisirung zu bedenken, die selbst bei dem fanatischsten Streben erst in „vielen Jahrhunderten“ möglich werden könnte. Dieser Abschnitt dünkt uns einer der wichtigsten im ganzen Buche, der aber nur in seinem Ganzen aufgeführt werden darf. (S. 49—58.) Aber die Germanisirung Böhmens ist nicht einmal wünschenswerth.

Im Gesamtverlaufe der Geschichte ist jedem Volke eine Aufgabe gesetzt, die kein anderes zu erfüllen im Stande wäre. Auch dem böhmischen Volke ist eine solche zu Theil geworden, und um ihrer willen muß auch seine nationale Erhebung von einem aufgeklärten Kosmopolitismus vielmehr gepflegt als angefeindet werden. (S. 59—60.)

Der wiedererwachte Ezechismus in Böhmen hat eine Reihe von überraschenden Wirkungen auf die slawischen Stämme in Mähren und Nordungarn (die das Böhmische als gemeinsame Schriftsprache haben, zusammen über sieben Millionen Köpfe) sowie auf die in Syrien und den angrenzenden Ländern gedauert. (S. 63.) Einen solchen Einfluß wird die rasch sich entwickelnde böhmische Bildung auch auf die übrigen slawischen Völkerschaften auszuüben im Stande sein; denn auch bei ihnen regt sich das Gefühl des Völkervertrags: der Menschheit zu dienen, ihre Entwicklung zu fördern.

Dazu müssen sie eben vor allem die geistige Erhebung unserer Zeit sich eigen machen.

Und hierauf die Slawen hinzuweisen, den zurückgebliebenen Stämmen die Bahn zu zeigen, auf welcher sie nachzuellen haben den weit vorgeschrittenen Brudervölkern, das ist nach unserer Meinung jetzt die historische Aufgabe der Böhmen. (S. 68.)

Kein slawischer Volksstamm allein wäre vielleicht im Stande, seine Nationalität gegen die Übermacht zu behaupten, welche die Vereinigung in geistig, gleichartige Massen und die weiter vorgeschrittene Bildung den übrigen Völkern Europas verleiht. Ihre Gesamtzahl und die geistige Unterstützung, die sie sich gegenseitig zu gewähren bestimmt sind, wird sie aber in den Stand setzen, jene Verlegenheit der Bildung schneller auszugleichen, als fremder Einfluß ihre Natur zu verändern vermag.

Durch den Zusammenhang der geistigen Interessen aller Slawen also gewinnt das nationale Streben in Böhmen erst eine weltgeschichtliche Bedeutung, die Achtung gebietet und seine Dauer sichert.

Und somit ist der geehrte Verf. auf einem Punkte angelangt, wo er über die engen Grenzen seiner Heimat hinausgeht und mit einem kühnen Schritte unmittelbar in die Allgemeinheit und das Gebiet der bewegten Gegenwart, der Erzeugerin der Zukunft, tritt. Wenn wir seinem Ideengange bisher gefolgt sind, so dünkt uns vom jetzt an jedes Wort auf den wenigen noch übrigen Seiten seines Buches so wichtig, die großartigen Ansichten sind so eng zusammengebrängt, daß es uns leid thut um jede Zeile, die wir der Kürze wegen übergehen müssen.

(Der Beschuß folgt.)

Aus Italien.

Zu den Geschenken, mit denen der wissenschaftlichste Fürst Italiens die Gelehrten seines Volkes, mit denen der Großherzog Leopold II. von Toscana seine Gäste zu Florenz im September 1841 bei der dritten Vereinigung erfreute, gehörte eine neue Ausgabe der „Saggi di naturali esperienze“ der berühmten Akademie del Cimento, der eine geschichtliche Einleitung von Antinori vorgelegt ist. Die Entwicklung der physischen Wissenschaften seit Galilei in Italien überhaupt und speciell in Toscana ist das darin mit Geist besprochene Thema. Nur bis zum Ende der leider so früh erloschenen Akademie del Cimento ist jedoch dieser Bericht fortgesetzt, mehr wol, um zu ähnlichen Arbeiten fernerhin anzuregen, als in der Meinung, das Wesentlichere erschöpft zu haben. Galilei's Lehren fanden durch seine zahlreichen Schüler ungeachtet der Kirchenzensuren Verbreitung. Cardinale selbst, wie Ricci, konnten dem Drange nicht widerstehen, seinen Anregungen sich hinzugeben und wenigstens durch ihre Schülerschaft die Ausbreitung seiner Lehren zu beschleunigen. Ein Abate Mazzari aus Bergamo wagte eine literarische Zeitschrift, die erste, die in Italien ans Licht trat, das „Giornale dei letterati“, in Rom herauszugeben und Ricci ward ihr Vertreter. Sie bestand von 1668—75 und würde, ohne durch einen solchen Patron zu solchem Mutho erhoben zu sein, wol schwerlich gewagt haben, der Arbeiten der eben unterdrückten Akademie del Cimento so günstig, wie sie es that, zu gedenken. Raum begreift man, wie die Beschränktheit sich noch an dem Andenken eines Mannes wie Galilei zu nagen erdreissen durfte, dem Großherzog Ferdinand II. selbst seine Belehrung und die Krönung für naturwissenschaftliche Studien verdankte, die er durch viele glückliche Versuche und Entdeckungen bewährt hat. Versuche über die Fortpflanzung des Schalls, die er seit 1656 anstellte, ließ Ferdinand II. selbst unter die Arbeiten der Akademie aufnehmen, obgleich diese erst 1657 in aller Form entstand. Prinz Leopold, des Großherzogs Bruder und auch ein

Schiller Galle's, wurde der Mittelpunkt der geistreichen Männer, die, durch den Genius Galle's geweckt, seine Weisheit zu prüfen auch auf das Nützliche und auf das Entfernere übertrugen. Er wurde in seiner unabhängigen Stellung der Gründer und Oberherr jener Akademie bei Clemente, die von 1657 an nur bis 1667, und noch dazu mit langen Unterbrechungen so wichtige Fragen zur Anregung und zur Entscheidung brachte. Elemente der frühen Auflösung lagen selber! Schon in den Urtheilen dieses Vereins. Seine einflussreichsten und bedeutendsten Mitglieder waren Corelli und Viviani, aber des Erstern Charakter war für keine Art von Vereinen geschaffen. Sein Name brachte mehr Segen als seine Persönlichkeit. Als Corelli 1667 nach Neapel, seiner Heimat, zurückging, Minabini nach Padua, Oliva nach Rom fast gleichzeitig zogen, schloß man den Verlust großer Talente; die Ernennung des Prinzen Leopold, in derselben Zeit zum Cardinal, entzog den Nachbleibenden die anregende Kraft und auf Esch war weniger zu rechnen. Eine nicht bedachte Anordnung machte auch die nachgebliebenen Mitglieder lauer. Man verlangte, daß die einzelnen Mitglieder ihre Erfindungen, ihre Apparate, ihre gemachten Beobachtungen der Gesamtheit des Vereins überliefern; das Opfer schien bedeutender, je kleiner der Kreis war, der es bringen sollte; und leicht möchte dieser Maßregel das allmähliche Zerfallen dieser Akademie zugeschrieben sein, bei der man mit Unrecht einwirkende Zusätfürungen von außenher angenommen hat. Nachweislich läßt sich nichts darüber darthun; und wahrscheinlicher bleibt gewiß, daß, wie es jetzt noch zu geschehen pflegt, der Verein seinem Absterben entgegenging, als die Zusammenkünfte seltener wurden und die innere Mittel nicht ausreichten, die Fortdauer länger zu fristen. Hatte sie selbst den Verhältnissen und ihrer Ungunst erliegen, so erkannte man dafür ihr der Wiederbelebung fähiges Princip in den Vereinen, die gleichsam aus ihrer Asche erwuchsen. Wenige der Akademien, die an andern Punkten Italiens entstanden, waren von langer Dauer. Eine Akademie in Wien, ursprünglich ein Privatunternehmen eines Arztes Rausch, seit 1670 unter kaiserlichem Schutze, theilte dieses Schicksal. Aber die wissenschaftlichen Vereine in London (1663) und Paris (1666) sind gleichfalls als Schöflinge dieses Stammes zu betrachten und haben bewiesen, was solcher Stamm in geeignetem Boden vermöge.

Die Erfindung der Violine gehört zu den noch nicht ausreichend erörterten Fragen. Sehr abweichende Behauptungen finden sich in den Werken, in denen man Aufschluß sich verschaffen dürfte, und die Versicherung des Doctores Richterthal im „Dizionario della musica“ (unter Violino), daß die Violine aus einem indischen musikalischen Instrumente ohne Saiten hervorgegangen sei, welches man mit einem Bogen von Pferdehaaren gestrichen, und daß es durch die Vermittelung der Kreuzzüge nach Europa gekommen wäre, hat Nachschreiber gefunden. Darum setzt man, wie es scheint, ihre Erfindung ins 12. und die ihrer jetzigen Gestalt ins 16. Jahrhundert. Doctor Rancio Rusconi, der am 10. Februar 1842 dem lombardischen Institute zu Mailand einen Bericht über Ferd. Wolf's Buch „über die Laie, Sequenzen und Laiche“ (Heidelberg 1841) abgab, hatte, fand Anlaß, die Frage über das Alter der Violine zu erörtern, und die Bemerkungen zu Bekätigung einer dort ausgesprochenen Meinung, die er beibringt, verbindet auch außer jenem Kreise Beachtung. Dr. Wolf, an Organ und Balke sich anschließend, erkannte in der britischen chrotta (vom celtischen erwth), einem mit sechs Saiten bezogenen Instrumente, von denen vier auf dem Halse, zwei unter einem spitzen Winkel seithalb davon auf der Decke endigen, deren erstere mit einem Plectrum in Bewegung gesetzt, die andern mit dem Daumen gedrückt wurden, um den Bass zu bilden, den Prototyp der Violine, und da dieses Instrument von den Warden auf die Minstrelis überging, so scheint die Verpflanzung leicht nachweisbar. Monumental wird sie bekräftigt durch ein Basrelief in Sandstein

an der Hauptthür von S. Michele zu Pavia, das zeigt, wie eine Kriegerin an dieser Thüre und diesem ganzen Gebäude, einen Mann darstellt, der eine Violine kriecht (das Gegenstück ist ein Mann, der die Harfe spielt). Nun stammt S. Michele zwar nicht, wie Einige behaupten wollten, aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, sondern aus dem 11., und da nichts vorliegt, was das Basrelief für jünger oder später zu halten bestimmen könnte, so scheint der Violine ein über die Kreuzzüge hinausreichendes Alter gesichert. Die Form der Violine des 16. Jahrhunderts ist der Form der heutigen näherliegend als die bei Wolf abgebildete britische chrotta; und das scheint aus Rusconi's Zusammenstellung sich zu ergeben, daß im 11. Jahrhundert und wahrscheinlich noch viel früher die Violine selbst in ihrer jetzigen Gestalt bekannt war und daß sie wahrscheinlich durch schottische und irische Mönche ihren Weg nach dem Festlande fand.

Professor Fr. Orioli in Parma, der mit seinen geistreichen Beiträgen von Zeit zu Zeit das „Giornale dell' Istituto Lombardo“ schmückt, sucht aus den Angaben über das Schicksal von Beji in den Ralf'schen Excerpten aus Dionysius („Scriptor. Vaticanor. Nova Collect.“, Theil 1, S. 470—475) wahrscheinlich zu machen, daß das Beji entmutigende Drakel der verwichen jetzigen Bächer in Bezug auf das Wiedereintreten der Wasser des Sees von Albano die Kriege mit den Latinnern im Allgemeinen betraf und bestimmter die Kriege mit der Stadt Alba, die in der alten Zeit, wo jene Bächer entstanden sein mochten, mit Recht als Haupt von Latium angesehen werden mochte. Das Drakel müsse folglich gesagt haben, Latium und seine Hauptstadt (Alba) würde nicht eher über Beji gebieten, als bis der See von Alba den Bejern gegenüber sich zeigte, seine Wasser ergießend in den Liber (Beji's Strom, während seines ganzen ferneren Laufes von Beji abwärts bis Ostia) und durch den Liber ins Meer. Ohne eine solche Deutung würde man nicht begreifen können, wie das Schicksal des Sees von Albano mehr als das Schicksal eines der andern benachbarten Seen (Baccano, Bracciano, Monte Rossi, Nizicini) mit Rom und Beji durch den Drakelgebenden in Verbindung zu bringen war. Nur bei seiner Erklärung meint Orioli begreifen zu können, warum der albaner See und kein anderer genannt wird, und begreifen zu können, warum die Welsen der belagerten Stadt, die in ihren Schicksalsbüchern (libri fatales) Rom's Namen nicht ausgesprochen, jedoch Latiums und einer seiner Hauptstädte darin gedacht fanden, Das auf Rom, die jetzt wichtig gewordene Stadt der Latinner, bezogen, was ursprünglich von den Kriegen mit Alba, der gleich mächtigen einer früheren Zeit, gesagt war. Dann glaubt Orioli, daß die Drohung der verwichen Gesandtschaft nicht sich darauf beschränkte, den Fall Rom's selbst als etwas Mögliches anzudeuten, sondern daß sie mit der Andeutung verbunden gewesen sei, an Rom's Stelle werde sich Beji wieder erheben; beide würden ihre Lagen vertauschen. Nur in dieser Voraussetzung begreift sich, warum die Römer, als sie die Erfüllung der Prophezeiung durch Brennus' Fackeln in ihrer Hauptstadt sahen, auf einmal und ohne einen andern Grund anzugeben, den launenhaften Gedanken faßten, ihren Sitz nach den Mauern der nebenbuhlerischen Stadt zu versetzen, um jene, nicht die eigene Stadt aus den Arämmern wieder zu erwecken, wahrscheinlich in der Meinung, daß durch diesen Kunstgriff ihnen zugute kommen würde, was die Säge von dem einstigen Glanze des wiedererweckten Beji gesagt haben mochte. Nach Beji flohen viele Römer, als die Gallier das Capitol umlagerten; und von Beji aus kam dem schon ausgegebenen Rom die erste Hülfe, ja Camillus selbst, schon zum Dictator ernannt, schirmte von Beji aus die Auspicien des Juges, die ihn zum Triumphe führten. . . Etwas entschieden fügt Orioli seiner Deutung den Schluß bei: Wer so etwas nicht einseht, hat keinen Sinn für alte Religion und alten Glauben und mit dem hab ich gar nichts zu thun.

Dienstag,

— Nr. 172. —

21. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slawenthum und Germanenthum.

(Beilage aus Nr. 12.)

Gerade jenes Streben der einzelnen slawischen Völkerschaften nach einem Wechselverkehr untereinander (meint der Verf. S. 69) sei es, was dem Slawenthum die meisten Gegner erwecke; insbesondere unter den Deutschen werde es als besorglich und gefährdend bezeichnet.

Mit Bedauern beobachten wir diese Stimmung; denn die Summation feindlicher Gesinnung ist geeignet, sie da hervorzurufen, wo sie noch nicht besteht, zumal in unserm Falle. Nach dem langen Kampfe, zuletzt in Böhmen geführt, blieb die Nacht in den Händen der Deutschen und hat eine Zeit lang schwer auf dem Besiegten gelastet. Nicht den Deutschen wollen wir die Mängel späterer Zeiten zur Last legen; allein es ist nicht zu wundern, wenn den Slawen Das, was sie betroffen, Mißtrauen gegen die Deutschen eingebläst hat. Den alten Brand nicht von neuem anzufachen, muß ein ernstes Anliegen jedes Rebhalsgegnanten sein. Wer es sich anmaßen wollte, das Nationalgefühl unter den Slawen durch die Anregung von Haß und Rache gegen die Deutschen zu beleben, der würde sich an beiden Nationen schwer veründigen. Umgekehrt ist es aber auch eine heilige Pflicht der Deutschen, den traurigen Eindruck historischer Ereignisse nicht zu verewigen.

Ein objectiver Grund der Besorgnisse der Deutschen, heißt es weiter, sei nicht zu finden.

Kast will es uns bedünken, sie seien der Furcht vor einem Gespenste zu vergleichen. Es wird bemerkbar, daß sich in dem Zustande der slawischen Völker wichtige Veränderungen vorbereiten, und weiß man sich den Grund und die Tendenz derselben nicht klar gemacht hat, so steht man der ungewissen Zukunft mit bangem Zweifel entgegen.

Ebenso ist die Furcht vor einem slawischen Universalreich eine durchaus nichtige. Eine literarische Gemeinschaft der slawischen Völker verschwindet neben der Rücksicht auf die materiellen Interessen, die geographische Lage, die Stellung zu den Nachbarvölkern, die Macht des geschichtlich und factisch Bestehenden, welche alle einer politischen Vereinigung entgegenwirken. Der Verf. führt Deutschland als Beispiel an und setzt hinzu:

Ein Blick auf die Karte von Europa und in seine Geschichte lehrt uns aber, daß alle die Umstände, deren Gesamtwirkung nur eben hingerricht hat, um Deutschland einigermaßen zusammenzuhalten, hinsichtlich der slawischen Völker nicht vorhanden sind.

Jede slawische Völkerschaft hat ihr eigenes, besonderes Leben geführt; besonders haben sich die Westslawen häufig

mit den benachbarten Völkern berührt, sodaß schon dieses das Gelingen einer solchen Vereinigung unmöglich macht. Eine Verschmelzung der großen slawischen Völkerschaften, ja selbst der einzelnen Stämme einer jeden solchen, sind „für alle Zukunft undenkbar“. Die verschiedenen Slawen stehen einander zwar weit näher als die Zweige des germanischen Sprachstammes, und dieses gibt die „Möglichkeit und die Natur des gemeinschaftlichen slawischen Strebens“; aber dennoch ist z. B. der gebildetste Böhme ohne philologische Gelehrsamkeit nicht im Stande, nur ein Buch des ihm zunächst verwandten Polen zu verstehen, und das gibt zugleich auch die Grenze, welche jene Tendenz nach Vereinigung nicht überschreiten kann. So kann der Begriff eines allgemeinen Slawenthums nur bei den Gebildeten Eingang finden; der Menge aber fehlt es an jeder großartigen, allumfassenden Idee, welche die Gemüther entflammen könnte, und wird für immer fehlen, „abgesehen von dem Falle unbuldsamen Drucks von außen“. (S. 77.) Ja, es liegt sogar im Interesse der slawischen Völkerschaften, die Erhaltung seiner Sprache, seiner individuellen Nationalexistenz bestimmt jedes einzelne unter ihnen, einer solchen politischen Vereinigung mit allen Kräften entgegenzuarbeiten und die Geschichte gibt uns die blutigsten Beweise, daß

wo die Individualität eines slawischen Volks von einem andern angegriffen wird, jede Spur des ihnen gemeinsamen slawischen Nationalgefühls verschwindet.

Zumal die von gewissen Propheten verkündete Vereinigung unter den russischen Scepter müßte den 25 Millionen Slawen, die bisher außerhalb seines Bereichs leben, nicht minder verderblich sein als der Unabhängigkeit Deutschlands. (S. 78.)

Gleichförmigkeit in allen Theilen des Reichs ist das Princip der russischen Regierung (Nichtbeachtung, ja Unterdrückung aller Provincial- und Localbedürfnisse und Bestrebungen, wie sie das besonders in der neuesten Zeit glänzend hervorgethan). Und diesem Principe sollten slawische Völker ihre bisherigen Verhältnisse zum Opfer zu bringen geneigt sein, deren Geschichte so alt ist wie die der übrigen Nationen Europas, die in ihrer socialen Entwicklung mit diesen Schritt gehalten haben? Dieses engherzige Princip sollten sie zur Herrschaft über einen Staat erheben wollen, der von Danzig bis Ragusa und von den böhmischen Wäldern bis an die Spitze von Kamtschatka reichen würde? Dies mögen Einzelne für möglich halten, vielleicht auch wünschen, so lange sie die Furcht verliert, daß jede andere Combination die nationale Existenz ihres Volks gefährde. Wer aber behauptet, daß die slawischen Völker nach diesem Ziele streben, oder die Männer, die ihr Domes-

großen Ehren gehalten wurde. Aber es ist unmöglich, ihre Werke zu identificiren; die meisten derselben scheinen bei dem Feuer von Whitehall vernichtet oder sonst verloren gegangen oder zerstreut worden zu sein. Einige halb verlöschte Gemälde auf der Wand eines kleinen Zimmers zu Hamptoncourt, das Confessionary genannt, existirten noch bis 1750, und waren ganz im Style der Rafael'schen Schule; sie sind jedoch jetzt gänzlich ausgelöscht. Aber wenn es Heinrich nicht gelang, die Maler ersten Ranges an seinen Hof zu ziehen, so wurde er doch für seine Enttäuschung in etwas entschädigt, als es ihm gelang, den außerordentlichen Genius Hans Holbein in seine Nähe zu bringen. Der trogige Maler und der störrige Monarch sind in der That so in der Phantasie verschmolzen, daß wir selten des Einen denken können, ohne uns des Andern zu erinnern."

Dier folgen einige biographische Notizen über Hans Holbein. „Die Sage geht“, fährt die Verf. fort, „daß sein Weib, wie das Albrecht Dürer's, eine böse Stiehmutter und ihre gastliche Laune eine von den Ursachen war, weshalb er seine Vaterstadt verließ. Wer die Portraits von Holbein und seiner Frau zu Hamptoncourt sieht, muß zweifeln, ob jener, eine schwarzbärtige, sternnackte, entschlossene, fast feurig blickende Gestalt viel von dem armstigen, geistig gebrochenen, düstern aussehenden Weibe neben ihm zu leiden gehabt haben möchte, und man fühlt sich versucht, der Erzählung eine andere Basis unterzulegen. Ganz anders Albrecht Dürer! Es kann kein größerer Unterschied sein, als zwischen dem berben Kopfe Holbein's und dem Albrecht Dürer's mit seinen sanft melancholischen Augen und langem schönen Haar. — Im Museum zu Basel befindet sich ein Gemälde, ungefähr um die Zeit, als Holbein die Stadt verließ, ausgeführt, welches sein Weib und seine beiden Kinder in halber Lebensgröße darstellt. Die Frau hat ein Kind in ihrem Schooße, die andere Hand liegt auf dem Kopfe eines Knaben, welcher sorgenvoll zu ihr aufblickt. Es sind einige Jahre her, seitdem ich dieses Gemälde sah und meine Erinnerung an die Stellung und das Einzelne kann sehr gehen, aber das vergeße ich nicht, daß ich während meines Lebens nie von einem Gemälde so ergriffen worden bin, als von diesem kleinen Bruchstück einer einfachen häuslichen Tragödie; ich kann weder den angstvollen Ausdruck im Gesichte der Frau noch die leidenden Blicke der Kinder jemals vergessen.“

Dier folgen wieder biographische Notizen über Holbein, seinen Aufenthalt in England betreffend; auch werden die von ihm in England gemalten Werke namhaft gemacht. Dann fährt die Verf. fort: „Die Gemälde Holbein's zu Windsor und Hamptoncourt können von seinem Verdienste als Portraitmaler einen Begriff geben. Das einzige Gemälde von seiner Hand im imaginativen und geschichtlichen Style ist das Noli me tangere (Christus und Maria Magdalena im Garten), jetzt zu Hamptoncourt. Aber das gibt nur eine höchst unvollkommene Idee von dem Genius dieses Mannes, welcher ein Gemälde wie das schon erwähnte Familienstück zu Basel schaffen konnte, einen Kopf, überschrieben „Lais Corinthiaque, 1526“ in derselben Sammlung, und vor Allem die herrliche Madonna (Familie Meyer) in der Dresdner Galerie, welche nicht nur das schönste seiner Gemälde, sondern von einem gelehrten Kenner überhaupt als das Meisterstück der altdeutschen Kunst gepriesen ist. Soll ich nach meinem eigenen Dafürhalten urtheilen, so möchte ich wol sagen, daß es eins der schönsten Gemälde in der Welt ist. Als eine Darstellung von Unserer lieben barmherzigen Frau und an Tiefe des Gefühls und reiner contemplativer Zartheit des Ausdrucks darf diese Madonna mit der göttlichen Madonna Siskina Rafael's die Bewunderung theilen — so sehr ich sie ganz Anmuth und Hoheit! Niemand, meine ich, kann das Genie Holbein's gerecht würdigen, welcher dieses Gemälde nicht sah; Jeder aber, der es sah, muß tief den Verlaß der Werke bebauern, welche Holbein für des Königs Kapelle zu Whitehall und anderer, welche er während seines Aufenthalts in England

aussührte, und worunter Joseph von Arimathia und die Auferweckung des Lazarus, der Triumph der Reichen und der Armut der Armuth waren. Obgleich ich Holbein immer bewunderte, hielt ich ihn doch niemals für fähig, ein solches Gemälde aufzufassen, so einfach groß, so göttlich erhaben im Charakter als die Madonna der Dresdner Galerie, bis ich sie selbst sah.“ Hiermit vergleiche man die ganz ähnlichen Ausdrücke der Bewunderung für dieses Gemälde in der Correspondenz eines Engländers, welche in Nr. 30 d. Bl. mitgetheilt wurde. Wir meinen, daß die germanischen Sympathien, die in England immer mehr aufleben und zum Bewußtsein kommen, dieser gerechten Anerkennung Holbein's, dessen tief gemüthvolle und doch naturwahre Weise ihnen ohnehin zusagen muß, vorgezogen beisteht haben.

Aber die Anordnung in den königlichen Galerien spricht die Verfasserin ihren bitteren Tadel aus. „Bei einer entsprechenden Anordnung“, sagt die Verf., Hamptoncourt betreffend, „würde diese in ihrem historischen Material so reichhaltige Galerie für die Besuchenden höchst interessant und unterrichtend geworden sein, während sie jetzt mit leeren, trägen und ankast verwirrten Blicken durch die Zimmer schleichen, nicht wissend, wohin ihre Aufmerksamkeit zu richten, nicht wissend, welcher Bezug zwischen den verschiedenen Gegenständen und den dargestellten Personen besteht, noch inwiefern sie sich gegenseitig erklären. — Es gibt in der königlichen Sammlung an 30 Portraits berühmter Künstler, die meisten davon alle Portraits nach dem Leben, andere authentische Copien — welche eine köstliche Reihe würden sie bilden, wenn sie beisammenhängen und chronologisch geordnet wären, anfangend mit dem alten Portrait Giovanni Bellini's (welches jetzt unter Heinrich's VIII. Hofnarren hängt) und mit Sir Joshua Reynolds schließend! — Einige dieser Nachbarschaften sind so komisch, so überraschend, daß wir fast geneigt sind, irgend eine versteckte Absicht, eine schlaue Satire dabei zu vermuthen, so wenn wir Ludwig XIV. mit Nymphen und Satyrn auf der einen Seite, und auf der andern Seite einen Heiligen finden! oder Geng, diese äme damnée der Diplomatie, zwischen zwei biblischen Stücken! In einem Zimmer finden wir Pilatus, wie er den Heiland ausliefert, Margarethe Gräfin von Lennox, Bayard's Tod, Peter den Großen, Friedrich von Preußen, den Tod des Spaminondas, alle unter- und durcheinanderhängend. — Außer Rafael's Cartons und den historischen Gemälden gibt es hier eine Sammlung alter venetianischer Portraits von wunderbarer Schönheit, von Tizian, Giorgione, Tintoretto, Veronese und Sebastian del Piombo. Ich kenne keine Galerie, welche in dieser Hinsicht mit der zu Hamptoncourt rivalisiren kann, ausgenommen die im Belvedere zu Wien, wo in der That die Zahl und auserlesene Schönheit der weiblichen Portraits von Tizian und Palma uns obülig verdunkeln. Der gegenwärtige Zustand einiger dieser schönen Werke ist außerordentlich jämmerlich anzusehen, verdorben durch Vernachlässigung, dumpfig, schmutzig — und noch mehr durch die Restauratoren und Gemäldesäuberer des letzten Jahrhunderts. Die schmählige Art und Weise, womit einige dieser auserlesenen Werke, ohne Scham und Barmherzigkeit, verunstaltet, ausgebeffert, übermalt, gestrichelt sind, kann nicht beschrieben und nicht geglaubt werden. Für manche derselben würde eine geschickte und gewissenhafte Restauration von Nutzen sein.“

5.

Notiz.

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg empfahl jüngst eine Expedition, welche zum Zweck hat, den nördlichen Theil Sibiriens und namentlich die Strecken zwischen Lurichansk und dem arktischen Ocean zu erforschen. Der Kaiser hat dieses Project, welches noch im Laufe des gegenwärtigen Jahres zur Ausführung kommen soll, genehmigt und 13,000 Rubel aus dem Staatschatz für dieses Unternehmen bestimmt.

2.

Sonntag,

— Nr. 170. —

19. Juni 1842.

1. Storia universale, descritta da Cesare Cantù. Erster Band und folgende.
2. Il medio evo. Discorso di Cesare Cantù, premesso all'VIII. libro della sua Storia universale.
(Beschluß aus Nr. 169.)

Die alte Geschichte ist, wie gesagt, beendet, die des Mittelalters begonnen. Sie ist der Prüfstein der Kräfte des Verf. Die Italiener haben viel für die Geschichte ihres Mittelalters gearbeitet, namentlich im vorigen Jahrhundert und im jetzigen; aber sie haben sich im Durchschnitt mehr an das eigentlich Thatsächliche gehalten, sie haben eine ungeheure Menge Einzelheiten erläutert, sie haben das Antiquarische mit besonderer Vorliebe behandelt; den Geist und Charakter des Mittelalters im Allgemeinen aber haben sie ebenso wenig zum Gegenstande tiefeingehender Betrachtung gemacht, wie sie dessen Erscheinungen im großen Völkernexus und den organischen Zusammenhang der Geschichte Italiens mit den Phasen der Weltgeschichte recht ins Auge gefaßt haben. So viele Detailstudien auch über diese Zeit gemacht, so viele Quellen zugänglich gemacht worden sind und täglich zugänglich gemacht werden: so ist doch, im Ganzen genommen, das Mittelalter bei den Italienern weder sehr bekannt noch sehr beliebt. Es ist wahr, die Erinnerung an den hingeschwundenen Ruhm jener Tage elektrisirt sie nicht selten: aber es sind mehr einzelne Facta, einzelne Menschen, für die sie eine Vorliebe fassen, und wie, was man auch dagegen sagen möge, die mittelalterliche Kunst die Meisten kalt läßt, ja in ihren verschiedenen Erscheinungen, in der Architektur, Sculptur und Malerei, diesen Meisten in der Seele zuwider ist und von ihnen nicht verstanden wird; wie selbst in der Literatur häufig ein antiquarisches und philologisches Interesse das durch den Reiz der Poesie oder die Großartigkeit des Gegenstandes angeregte überwiegt: so ist im Allgemeinen die Vorliebe dem Alterthum zugewandt und das Antikisiren trägt den Preis davon. Die neuesten Zeiten haben diese Stimmung, diese Gefühlrichtung, diese Ansicht einigermaßen modificirt, aber sie haben keinen wirklichen Umschwung zuwege zu bringen vermocht. In dieser Hinsicht also ist Hrn. Cantù eine schöne Aufgabe vorbehalten. Daß er die Wichtigkeit derselben erkennt, daß er die Großartigkeit zu schätzen weiß, den Geist zu erfassen strebt,

die Schwierigkeit mißt, beweist die Einleitung, die er diesem zweiten großen Abschnitt seines Werks vorausgeschickt hat und bei der ich um so lieber verweile, als es interessant ist, zu sehen, wie ein Italiener das Mittelalter charakterisirt — der erste, der, so viel mir bekannt, eine allgemeine Geschichte desselben zu liefern unternommen hat; denn in der Übersicht der neuern Schriftsteller, welche Hand- oder Lehrbücher über diese Zeiten geschrieben, führt der Verf. wol eine Menge Ausländer an, Deutsche, Franzosen, Engländer — Hüllmann, Schloffer, Luden, Nehm, Rühls, Leo, Villier, Giesebrecht, Guizot, Frantini, Michels, Moeller, Hallam —, aber nicht einen einzigen seiner Landsleute.

Die Zeit, welche die Wahrheiten erstarken läßt — sagt der Verf., nachdem er der verschiedenen Ansichten und Urtheile über das Mittelalter gedacht hat —, die Zeit, welche die Erfindungen der Füge tilgt, ließ Früchte tragen. Das, was in diesen Systemen Verständiges und Sociales sich vorfand, und bildete daraus eine großartigere und wahrhaftere Ansicht von der Geschichte und ihren Obliegenheiten. Man sah, wie sie ihre Wichtigkeit erhält durch die Hülfe, welche sie zum Erkennen des Menschen und der Einwirkung der Institutionen und Thatsachen auf den Zustand der Nationen leistet, sodaß sie gleiches Interesse hat im Jahrhunderte Cäsar's wie in jenem der Friedriche. Im Bewußtsein, daß die Jahrhunderte nicht von Individuen beherrscht werden, erläutert sie das Leben der Völker und Gesellschaften, und theilnehmend an deren Leiden und Hoffnungen, knüpft sie die unendliche Kette von Ereignissen aneinander und versteht ferne Thatsachen in unsere Zeit; denn das Wesen, von dem sie redet, lebt noch, arbeitet und kämpft noch und hofft. Die Vergangenheit ist also eine Reihe von langamen, unterbrochenen, schmerzlichen aber sichern Erwerbungen; ein tröstendes Schauspiel, das uns nicht glauben läßt, unsere Zeit sei hinfällig, sondern im Vertrauen auf Besserwerden uns zur Arbeit als zu unserer Bestimmung hinweist und uns aufgibt, die Vergangenheit, welche die Encyclopädisten verachteten, zu ergründen als Vorschule der Zukunft. Während jene der Gesellschaft Krieg verkündigten und dem Menschen Glauben und Cultur nehmen wollten, trachten wir nach unserm Können ihn unterrichteter und moralischer zu machen und unter Fleiß und Dornen rascher herbeizuführen das Reich Gottes, welches ist Vernunft, Wahrheit, Tugend.

Unter dem Einflusse dieser umfassenden und hochherzigen Ideen verschwand die Nichtachtung des Gegenstandes, welche mich aus Trägheit herrührte als aus Reflexion, und mit großem Ernste, mit aufrichtiger Wissbegierde, mit forschender Skepsis, mit ruhiger Unparteilichkeit, mit unerschöpflichem Euduld widmete man sich der Untersuchung des Mittelalters, einem langen, ermüdenden, aber an Resultaten reichen Studium. Da begriff man, wie aus den rohen Chroniken Dinge sich heraus-

lesen ließen, die den Gelehrten entgangen waren, welchen das Verständnis der großen socialen Umwandlungen fehlte und welche, als Rechtsgelehrte oder Annalisten, Contracte, öffentliche Acten, gerichtliche Formeln untersuchend, nicht fühlten, was Lebendiges für die Phantasie in Dem pulsierte, was sie als einen Erdnam zerlegten. Da begann man die Elemente der großen Völkerwanderung zu untersuchen, die Art und Weise, wie die fremden Nationen auf römischem Boden sich festsetzten, den Zustand der Besiegten, ob und wie sie mit diesen sich vermischten und wie eine neue Gesellschaft daraus hervorging, wieviel Karl der Große dazu beigetragen, wie viel die friedlichen oder blutigen Missionen, wie die Kreuzzüge zur Entwicklung der Communen gewirkt, welcher Italien seine Größe, Europa seine Freiheit verdankt. Von hieraus ging die wahre Bedeutung des Kampfes zwischen Papst und Kaiser, zwischen den Rechtskundigen und der Fränkischkeitspartei, die Würde des kanonischen Rechts, der Gang der langen Reaction der freien germanischen Völkerschaften gegen die weltbeherrschenden Römer, bis zur Wiebergeburt des bürgerlichen Rechts, zur Umwandlung der Gewohnheiten in Gesetze, zur Schaffung des dritten Standes, welcher, gestärkt mit Füßen getreten, weil besiegt, morgen als Sieger und Herrscher dastehen wird, ruhig die größte, auf eigene Kraft basirte, sociale Umwälzung der neuern Zeit vollendend.

Wenn es anfangs peinlich ist, ein bewunderungswürdiges Ganze unter der Hand von Reuten zusammenkürzen zu sehen, welche ohne Zweck, ohne Boransicht, ohne Hoffnung zerstreuen, eine so langwierige Verwirrung von Elementen zu gewahren, welche nichts schaffen: so ergreift bald das Schauspiel der gegen so vieles Unglück antämpfenden menschlichen Energie; das Grab veralteter und die Wiege neuer Institutionen; die Religion der Vergangenheit und die der Zukunft; das Zusammentreffen einer zwiespältigen Cultur, die eine vom Schauplatz abtretend, die andere sich gründend auf ein Gesetz der Liebe und Bruderschaft. Die römische Welt bleibt in den von ihr gepflanzten Städten und in der Anordnung der Provinzen und Municipien; die Christliche verleiht dem Fortschritt des Verstandes beständiges Leben und dehnt die Gleichheit aus; die germanische ändert die Verhältnisse des Besizes und führt den auf Grundeigenthum gegründeten Adel ein und die Classenunterschiede; jede strebt vorguwaiten, aber die erste ist geschwächt durch die Invasion, die zweite behält mehr die moralische Umwandlung im Auge als die politische und läßt die dritte den Vorrang gewinnen, welche ganz Europa in die Hand von Eigenthümern gibt und Menschen und Boden miteinander verbindet.

Nichts Eingebengenes ist dabei, nichts Ausschließendes. Alles eilt in die Bahn in der vollen Kraft ungeschmälerten Wollens. Erst ziehen Reiten von Knechten und Herren vorüber, dann Eroberer und Besiegte, Eigenthümer und Tagelöhner; das Recht der Eroberung, das Territorialdominium, hierauf die Freiheit der Commune, getheilt und kämpfend. Bleibt euer Blick auf der Oberfläche haften, so seht ihr nichts als Zerfetzung; dringt er unter die Rinde, so tritt euch ein fester Organismus entgegen in der religiösen Constitution, die in jenen Tagen Einheit war, welche unserer Zeit fehlt, dem Jahrhundert des verdroffenen Zweifels, des muthlosen Schwankens. Das alte Rom hatte die Nationen vereinigt, aber wie Calserenflüssen in einem Bagnio: von da an aber sind die Beziehungen zwischen Individuen und Völkern nicht mehr einzig durch das Schwert bestimmt, sondern durch gemeinsamen Glauben, Hoffnung und Liebe. Während der wilde Charakter der Eroberer Krieg, Bedrückung, Rache verbreitet, predigt das Christenthum eine Lehre der Gleichheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des verständigen Gehorsams, der gegenseitigen Zuneigung; eine wohlwollende Macht schützt den Schwachen gegen den Starken; ein Klerus, überall verbreitet, vermittelt die durch verschiedenenartigen Ursprung entstandene Trennung, weckt durch die Erinnerung an die allgemeine Bruderschaft die Liebe zu einer gemeinsamen Primat, reißt die Scheidewand zwischen den Nationen, weiß hin auf den Weg der Civilisation, bewahrt die alten

Schriftsteller, reformirt die Gesetzgebung, stößt den Regierenden Mäßigkeit ein, schützt Volk und Freiheit, begründet auf geistige Fähigkeit eine Hierarchie, von der untersten Stufe bis zu jenem Haupte, vor dem die Könige sich beugen, welchem die Nationen die Schlichtung ihrer Zwiste übertragen. Die Kirche, Arche des Schiffsbruchs, bindet den Germanen an den Boden, ruft ganz Europa zusammen, den Dröck zurückdrängen, hält mit dem Schwert und dem Wort die Mongolen auf, hindert die Laster an der Vernichtung der europäischen Institutionen. Während hier Einheit ist, waltet überall sonst die größte Verwirrung vor. Langen Jereus müde, lassen die barbarischen Völkerschaften sich in neuer Primat nieder; im Besitz der politischen Souverainetät, der bürgerlichen Präminenz, des unbeweglichen Eigenthums, pflanzen sie Reiche wie einst Herodotus. Diesen Reichen bestrebt Karl der Große sich eine Einheit zu verleihen, indem er die Reiche von jener Macht verlangt, die allein anerkannt ist und die, über die irdischen Erbenschaften erhaben, vereint und befreit. Aber seine Nachfolger führen das Werk nicht aus, die divergirenden Interessen schaffen so viele Staaten wie einst Stämme, dann wie Besitzthümer. Das Bewusstsein seinerseits, die Alleingewalt brechend, verleiht die Mittelpunkte des nationalen Lebens, mindert die Eroberungslust, theilt das Eigenthum und arbeitet der Entstehung des Gleichgewichts vor. Während die großen Landbesitzer auch auf dem Lande sich niederlassen, bleiben die Städte den Industriellen, deren Vereine unter verschiedener Form die socialen Kräfte verdoppeln. Ist nun gleich die gesellige Ordnung mangelhaft, die Moral gesunken, so ist der Wille energisch, kräftig sind die Menschen und von keinen erdrückenden allgemeinen Ideen tyrannisiert. So wird die Bildung der Communen erleichtert.

In keinem andern Zeitalter bietet die Tradition der Menschheit das Schauspiel einer Classe dar, welche, ohne Rechte wie ohne öffentliche Achtung, geduldet und geringgeschätzt, im bestandigen Fortschritt sich hebt und nach und nach Unabhängigkeit, Wissen, Macht erringt, die der Gesellschaft eine andere Gestalt, der Regierung einen verschiedenen Charakter gibt, kurz, die Nation wird. Wir, das Volk, bekämpfen und bekämpfen noch die Verschlingungen der Realität: die Betrachtung dieser Kämpfe ist schön, weil es nicht die Geschichte der Könige ist, sondern die des Volkes, unsere Geschichte. Der dritte Stand bildet die Communen der Besiegten, welche an der Seite der Barone der Sieger aufwachsen, in Italien zu Republiken sich erheben, in Frankreich die Königsgewalt kräftigen, in England ihr die Wege haltend, überall die neue Civilisation einleitend. Bist du auf die Herrschenden allein, so findest du sie nicht als Lenker der Geschichte der unterworfenen Nationen, wie die Eroberer Asiens oder die Römer; ein unaufhörlicher Widerstreit zügelt sie, erst zwischen den Geschlechtern der Sieger, dann zwischen diesen und den Besiegten, hierauf zwischen Adel und Volk, zwischen Commune und Commune und, mehr im Großen, zwischen der weltlichen Gewalt und der geistlichen, jene darauf bedacht, die Letzteren des Schwertes zu sichern, diese, sie den friedlichen Siegen der Ueberredung und der Wissenschaft zu unterwerfen, das Recht des Verdienstes dem der Geburt oder der Stärke voranzustellen; beide einander an der Ueberhebung hindern, zu welcher der absolute Charakter des Mittelalters hinneigte. So wird die größte Revolution des Menschengeistes vollendet, welche den Reuten Freiheit, Poesie, Künste gab. Aber man würde zu weit gehen, wenn man verlangte, sie sollten sich zur Idee der Nationalität erheben haben, der Idee, welche ein Volk am schwersten begreift, welche sich am letzten unter ihm verbirgt, weil dem Volk eine so lange Bahn zurückzulegen bleibt, bevor viele Vorurtheile besiegt, viele Uebelheiten ausgeglichen werden, bevor Familien und Städte dahinkommen, die ursprüngliche Unabhängigkeit zu vergessen, bevor die Starken sich bewegen lassen, ihre Macht, wie die Erfindungsreichen ihre Geschicklichkeit, nur nach Maßgabe des allgemeinen Besten auszuüben, die Reichen und Edeln ihrer vornehmern Abstammung und die alte Herrschaft zu vergessen; be-

vor, Alles zusammengefaßt, Gerechtigkeit und sociale Gleichheit genannt und geachtet werden. So schwebten denn die Republiken zwischen einer Vergangenheit von Antipathien, Eifersucht und Krieg und einer Zukunft der Ordnung, der Ruhe, der Eintracht; ohne Übung in Systemen, welche auf das Zusammenwirken von Interessen und Kräften sich stützten; nach Frieden, Gerechtigkeit, Freiheiten sich sehnd ohne Kenntniß der Mittel, sie zu erlangen; in einer Freiheit ohne Garantien, wo das Volk, in Masse theilnehmend wühlend an den öffentlichen Angelegenheiten, den Ehrgeiz, die Habgucht, jede Leidenschaft des Einzelnen zu den großen Versammlungen mitbringt; wo eine Verfassung nach der andern versucht wird, im Sturme von Parteien, Entzweigungen, Verbrechen und Brudermord, ohne mit den Nächsten einen Vertrag wechselseitiger Unterstützung und gemeinsamen Ruhens wie allgemeiner Ruhe zu schließen zu vermögen. Endlich überwiegen die Eifrigen oder die Starken; die privilegierte Freiheit der Communen unterliegt; der Despotismus wird nöthig, um die wiedererstandenen Ungleichheiten zu vermitteln, und das Mittelalter geht zu Ende.

Es geht zu Ende, aber ohne die Völkerwanderung hätte Rom die Welt sich zu eigen gemacht, Freiheit und Charakter jeglicher Nation vertilgt und uns ein ungeheures Reich nach östlichem Zuschnitt hinterlassen statt so vieler Staaten, welche Europa Leben und Bewegung geben — eine tödtende Einsamkeit statt jener kämpfenden und fruchtbaren Mannichfaltigkeit, welche die Schönheit der neuern Zeiten ausmacht. Das Mittelalter geht zu Ende; aber es fand Europa in Freie und Sklaven getheilt und ließ es getheilt in Arme und Reiche; an die Stelle der Zwangsarbeit setzte es die freiwillige, an die Stelle des Privilegiums die bürgerliche Gleichheit; es befreite das Eigenthum von den Fesseln der Kastei und Tribus, von den Substitutionen und andern Hemmnissen des Alterthums; statt der das Maß überschreitenden Demüthigung der Sklaven vor dem Herrn, der Klienten vor dem Patron, der Großen vor dem Kaiser brachte es die freie Achtung und Sitte, welche sich beugt, um wieder erhoben zu werden, eine Unterthänigkeit, welche stolz sein kann, eine Freiheit, welche ohne Gefähr und Erniedrigung zu tausend Diensten sich hergibt — Gesinnungen entsprossen aus der Unabhängigkeit des Edelmanns, die nicht gekannt war von den Alten, bei denen es keine Unabhängigkeit gab neben der von Stadt und Staat.

Dies sind einige der allgemeinen Ansichten des Verf.; sie werden, glaube ich, hinreichen von seinen Ideen und seiner Auffassungsweise einen Begriff zu geben. Zu zeigen, wie er sie auf das Einzelne angewandt — ob es ihm gelungen, bei der von ihm beliebten Einteilung in Epochen statt der ethnographischen, den Stoff gehörig zu sondern und zu gruppieren — dies muß einer künftigen Beleuchtung des vollendeten Werks vorbehalten bleiben.

53.

Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San Marte. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Lieder, Wilhelm von Orange und Liturel, von Wolfram von Eschenbach, und der jüngere Liturel von Albrecht in Übersetzung und im Auszuge, nebst Abhandlungen über das Leben und Wirken Wolfram's von Eschenbach und die Sage vom heiligen Graf. Mit drei Abbildungen. Magdeburg, Creuz. 1841. Gr. 8. 2 Thle. 15 Ngr.

Es wäre viel Nützliches von der Gelehrsamkeit und von dem Geschmacke zu sagen, der sich in der vorliegenden Schrift überall zeigt, aber nicht minder ehrenwerth ist das fortgesetzte Streben des Verf., der unter den heterogensten Berufsgeschäften, unter Actenlesen und Breifen königlicher Domänen Zeit und

Kraft dazu findet, die Schätze unserer Ältern, deutschen Literatur für Solche, die nicht gerade Gelehrte vom Fach sind, auszuheben. In dieser Absicht gab San Marte*) 1833 seine Übersetzung des „Parcival“ heraus und 1838 die der „Gudrun“. Es zeigt aber lebhafteste Theilnahme und Unterstützung, welche die Brüder Grimm und Lachmann ihm bei Abfassung vorliegender Schrift bewiesen haben, hinlänglich, daß sie an ihm einen geistesverwandten und verbündeten Genossen erkannt haben, wenn gleich er kein zünftiger Universitäts- oder Gymnasiallehrer ist. Und da nun auf unsern Universitäten es leider! noch immer an besondern Lehrstühlen für die deutsche Literatur fehlt, um die sich die aus den Gymnasien, wo dieser Unterricht aus vollwichtigen Gründen doch nur neben der Lecture der griechischen und römischen Classiker erteilt werden kann, Entlassenen sammeln können, so ist es uns immer als etwas sehr Zweckmäßiges erschienen, wenn Geschäftsmänner, wie San Marte, die Lecture mittelhochdeutscher Dichter in weitem Kreise einführen und die Gemüther für sie empfänglich machen. Auch für ihn ist hoffentlich die Zeit vorüber, in welcher, wie er in der Vorrede zum „Parcival“ klagte, seine Arbeit schon während ihrer Entfaltung von bornirtem Materialismus, engherzigem Vorurtheil und blinder Einseitigkeit im Verborgenen und öffentlich angefeindet worden ist. Wäre eine solche bessere Zeit wirklich für ihn noch nicht eingetreten, so müßten wir den Muth und die Resignation, mit welcher er diesen zweiten Band ausgearbeitet hat, noch weit höher achten und in ihm einen wahren Märtyrer seiner Wissenschaft erblicken.

Für die Übertragung des lyrischen Gedichte Wolfram's von Eschenbach und für den Auszug aus dem heiligen „Wilhelm von Orange“ gilt die bereits in der Vorrede zum „Parcival“ ausgesprochene Ansicht: „Die Übersetzungen sind nicht für die Gelehrten vom Fach und die Forscher mittelhochdeutscher Sprache, welche nur zu häufig die Dichtungen dieser Zunge als ein Mysterium betrachten, welches der sprachunkundige Laie zu schauen nicht würdig und welche daher jeden Versuch der Übertragung als Profanation von vornherein zu verdammen pflegen, sondern sind für dasjenige gebildete Publicum bestimmt, dem es an Muth und Neigung ganz gebricht, sich das Gedicht in der Ursprache zu eigen zu machen, das dennoch aber an dem rein poetischen Werthe oder der literaturgeschichtlichen Wichtigkeit altdeutscher Poesien überhaupt lebhaften Antheil nimmt, als auch für das Publicum, welches oberflächlich mit der alten Sprache bekannt, die Übersetzung als Mittelglied gebrauchen mag, um durch sie sich das Verständniß des Originals selbst zu erleichtern.“ Demnach ist also flüchtigere Übersetzung in gefälliger Form der wortgetreuen in ungesüßter Unbeholfenheit unbedenklich vorgezogen und bei unserm Übersetzer heiliger Liebe für sein Werk und bei seiner Sprachgewandtheit, die von guter Kenntniß der ältern deutschen Sprache durchweg unterstützt ist, hat er seinen beabsichtigten Zweck glücklich erreicht. Die acht Wächterlieder, gleichsam ein kleiner Roman, sind von außerordentlicher Zartheit und Heiligkeit, und erinnern mehr als einmal an die berühmte Abschiedscene in Shakspeare's „Romeo und Julia“. Im „Wilhelm von Orange“, der romantischen Schilderung der Thaten Wilhelm's des Heiligen im Kampfe gegen die Heiden auf Alfanz und bei der Belagerung von Orange, treten die Eigentümlichkeiten der Eschenbach'schen Poesie auf das anschaulichste hervor und lassen sich auch aus dem hier gegebenen Auszuge vollkommen wiedererkennen, dem gelehrte Untersuchungen über die Sage beigegeben sind. An Interesse des Stoffs steht dies Stück freilich weit hinter dem „Parcival“ zurück. Eine vortreffliche Einleitung über Minnesänger und Minnegefang geht diesen lyrischen Stücken voraus. Gestattete es uns der Raum, so würden wir gern die Stellen über die Courttoiffe und Galanterie jener Zeit ausziehen, vor allem aber die Erörterungen über die Liebesescenen in jenen Ge-

*) D. H. Albert Schulz, königlich preussischer Regierungsrath in Bromberg.

nichten und die Art, wie sie im Geiste einer gesunden Naturlichkeit aufgefasset werden müssen.

Dem größern, gebildeten Publicum ist auch das vierte Buch: „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach“, bestimmt, wobei San Marte die ausführliche Biographie desselben von Hagen noch nicht hat benutzen können. Nachdem hier zuerst Wolfram's Heimat, Wappen und Abstammung aus dem Geschlechte der bairischen Eschenbache festgestellt ist, spricht der Verf. über seine Jugend, Erziehung, sein Wanderleben, namentlich am Hofe zu Eisenach, seine Liebe, Ehe und seinen Tod (zwischen 1219 und 1225), nach den vorliegenden Zeugnissen und den sichersten Vermuthungen. Die folgenden Abschnitte verbreiten sich über Wolfram's Vorgänger im ritterlichen Epos, Heinrich von Veldeke und Hartmann von der Aue, über die Kunst im „Parzival“, über Wolfram's Stellung zu seinen Zeitgenossen, Wirt von Grafenberg, Gottfried von Strasburg u. A., zuletzt über seinen Einfluß auf die Dichter des 13. bis zum 15. Jahrhundert, und die Ausgabe seiner Gedichte vor Lachmann, wo auch Friedrich's II. verächtliches Urtheil über die mittelhochdeutschen Dichter aus dem richtigen Gesichtspunkte angesehen wird. Alles dies ist in leichter, anmuthiger Sprache ausgeführt und wird also Denen, die sich durch Servinus' großes Werk nicht durcharbeiten können oder wollen, eine zweckmäßige Übersicht dieses Theils der mittelhochdeutschen Dichtkunst darbieten.

Hat nun San Marte in den genannten Büchern mit Glück für die Verbreitung und Kenntniß mittelhochdeutscher Gedichte gearbeitet, so finden wir es ganz natürlich, daß er durch andere Stücke seine Befähigung, in solchen Sachen mitzusprechen, bewiesen und die Resultate seiner umfassenden Untersuchungen über deutsche, provençalische und wallisische Sagen dargelegt hat. Wer das nicht schon aus den Anmerkungen zur „Subrun“ weiß, wird sich hier auf das vollkommenste davon überzeugen müssen. Im dritten Buche des ganzen Werks ist Albrecht's „Liturei“ im Auszuge mitgetheilt. Diese Stücke zur Bequemlichkeit Solcher, die der alten Sprache unkundig sind, sämmtlich zu übersetzen, hätte der Sicherheit des Urtheils da geschadet, wo Ansicht des Originals unerlässlich war; nur die Fragmente Wolfram's sind im Vermaße des Originals überfetzt, damit auch hieraus der Unterschied zwischen Wolfram und Albrecht erkannt werde. In kritischer Hinsicht ist San Marte dem Drucke von 1477 gefolgt, mit Ausnahme der Stellen, wo neuere Bearbeitungen und Drucke, wie die von Boissiere oder die Bemerkungen Lachmann's, einzelne Verbesserungen an die Hand gegeben haben. Die abgedruckten Stellen sind mit nächtlichen Anmerkungen, sachlichen und sprachlichen Inhalts, versehen, wodurch das Verständnis sehr erleichtert ist: das Architektonische ist namentlich von Boissiere erläutert. Am Schlusse befindet sich ein gründlich gearbeiteter Aufsatz über den Dichter des „Liturei“.

Aber auf das Einzelne können wir hier ebenso wenig eingehen als auf die lange Abhandlung über den heiligen Gral im fünften und letzten Buche. Hier kommen eine große Anzahl der interessantesten Punkte in den Rittergedichten des 12. und 13. Jahrhunderts zur Sprache, wie die Sagen von der Tafelrunde, von Joseph von Arimathea, von der blutenden Lanze, vom Schwerte des Graal, von Klingsor, von dem Priester Johann u. a. m. San Marte hat die ganze Untersuchung in vier Capitel zerlegt, von denen das erste die provençalische Ausbildung der Sage behandelt, das zweite die nordfranzösische, das dritte die deutsche Ausbildung und das vierte einige Nebenzweige der Sage. In allen zeigt San Marte eine außerordentliche Belesenheit in diesen Literaturen und weiß die zerstreuten Elemente der Gralsage mit solcher Geschicklichkeit der Combination zu verfolgen, sodaß man eine sehr belehrende Anschauung über diesen ganzen Sagenkreis und über die Zeitfolge seiner Ausbildung gewinnt. Manche neue Zusätze dürfen aus dem in England jetzt neu aufblühenden Studium der angelsächsischen Literatur zu erwarten sein, das ja an San Marte

selbst einen bedeutenden Beförderer besitzt, dem die Gymnastische Gesellschaft zu Abergavenny 1840 den Preis für seine Abhandlung über die Artursage zuertheilt hat. Dieser Aufsatz wird jetzt gedruckt. 19.

Kritische Xenien Hegel's. *)

Das Zeitungslesen des Morgens früh ist eine Art von realistischem Morgensegen. Man orientirt seine Haltung gegen die Welt an Gott oder an Dem, was die Welt ist. Jenes gibt dieselbe Sicherheit, wie hier, daß man wisse, wie man daran sei.

Die Fragen, welche die Philosophie nicht beantwortet, sind so beantwortet, daß sie nicht so gemacht werden sollen.

Wissenschaft. Ob der Einzelne sie besitze, kann er sich selbst und Andern versichern. Ob es wahr ist, entscheiden die nächste Umgebung, die Mitwelt und dann die Nachwelt, wenn jene schon ihren Beifall gegeben haben. Doch ist das Bewußtsein so in der Bildung gestiegen, die barbarische Fähigkeit des Begreifens flüssiger und rascher geworden, daß wenige Jahre schon die Nachwelt herbeiführen. Über Kant'sche Philosophie ist längst der Staub gebrochen, während Wolff'sche sanftig und mehr Jahre sich gehalten. Rascher ist für Fichte's Philosophie das Bestimmen ihres Standpunktes herangerückt. Was Schelling'sche Philosophie in ihrem Wesen ist, wird kurze Zeit offenbaren. Das Gericht über sie steht gleichsam vor der Thür, denn Viele verstehen sie schon. Doch erlagen diese Philosophen weniger dem Beweise, als der empirischen Erfahrung, wie weit mit ihnen zu kommen ist. Blind bilden sie die Anhänger aus, aber das Gewebe wird immer dünner und endlich finden sie sich von der Spinnendurchsichtigkeit überrascht. Es ist ihnen wie Eis geschmolzen und wie Quecksilber durch die Finger gelaufen, ohne daß sie wüßten, wie ihnen geschah. Sie haben's eben nicht mehr und wer ihnen in die Hand sieht, mit der sie ihre Weisheit ausboten, sieht nichts als die letzte Hand und geht mit Gespött weiter. Während jene, die Kälte fühlend, sie noch für etwas ausrufen, vermeinen diese die Sache ergründet zu haben, da sie doch nur das Nichts derselben, nicht, was sie war, erblicken. Der eine Theil ist getäuscht wie der andere. Das Wahre ist indeß, daß dies Verschwundene selbst sie hierher gebracht hat. Es wird das Wort der Schrift erfüllt: wenn wir schwelgen, schreien die Sterne.

Originelle ganz wunderbare Werke in der Bildung gleichen einer Bombe, die in eine saule Stadt fällt, worin Alles beim Biertrug sitzt und höchst weise ist und nicht fühlt, daß ihr plattes Wohlsein eben das Krachen des Donners herbeigeführt hat.

Was eine tiefe Bedeutung hat, taugt eben darum nichts.

Einem Scrupulanten kann man sagen, daß das Gewissen eine moralische Laterne sei, die nur auf gutem Wege leuchtet; geht man auf bösem, so bläht man sie aus.

In Schwaben sagt man von etwas längst Geschehenem: es ist schon so lange, daß es bald nicht mehr wahr ist. So ist Christus schon so lange für unsere Sünden gestorben, daß es bald nicht mehr wahr ist.

Sei keine Schlafmüge, sondern immer wach! Denn wenn du eine Schlafmüge bist, so bist du blind und stumm. Bist du aber wach, so siehst du Alles und sagst zu Allem, was es ist. Dieses aber ist die Vernunft und das Beherrschende der Welt.

*) Vergl. Nr. 147 d. Bl.

Montag,

— Nr. 171. —

20. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slawenthum und Germanenthum.

Über die innern Verhältnisse der einzelnen Provinzen Oesterreichs, sowie über das ganze Räderwerk dieser ungeheuern Staatsmaschine, die aus so vielen einander ganz fremden, nur durch die Einheit einer wenig durchgreifenden Regierung ganz lose verbundenen, in ihrem selbständigen provinziellen Entwicklungsgange nur selten gehemmten Theilen zusammengesetzt ist, herrschten bisher im ganzen Auslande (in Oesterreich gilt das übrige Deutschland bis zur Stunde noch officiel als Ausland) so mannichfach-irrthümliche Ansichten, wurden häufig so ganz schiefe und jeder Begründung entbehrende Behauptungen aufgestellt, daß die Möglichkeit einer solchen Erscheinung nur durch den gänzlichen Mangel jeder detaillirten Kenntniß jener Verhältnisse erklärlich wird. Und woher sollte diese Kenntniß wol auch kommen, wenn Strenge der innern Censur und das Verbot jeder literarischen Correspondenz Oesterreichischer Unterthanen mit dem Auslande (jeder von einem Unterthan geschriebene, für ein „ausländisches“ Blatt bestimmte Artikel muß der heimatischen Censur vorgelegt werden), wenn tausend beschwerliche Umständen, mit denen jeder in Oesterreich reisende Ausländer, besonders aber ein „Mann von der Feder“ unausgesetzt von der öffentlichen Polizeibehörde belästigt wird, wenn endlich die unsichtbaren Gewalten von tausend im Dunkel schwebenden Augen und in der Einsamkeit hörenden Ohren, welche man in Wien so oft und mit solcher Wonne unter dem Geschrei: „Mattermba“ und mit Flüßen und Stößen aus der Gesellschaft ehelicher Leute vertreiben sieht — wenn Alles dieses *) sich vereinigte, um jede freiere Besprechung und Bekanntwerdung solcher Verhältnisse unmöglich zu machen? Das nachbarlich-verbrüderte Deutschland sah sich unter diesen Umständen gezwungen, aus einzelnen Facten das Ubrige zu erschließen, den wahren Zustand des Landes zu errathen. Dabei kam die Oesterreichische Regierung natürlich am schlechtesten weg, da man alle Mängel, die man entdeckte oder doch zu entdecken glaubte, ihr allein zuzuschreiben sich für berechtigt

hielt. In neuester Zeit hat die Regierung das selbst erkannt und die mannichfaltigen Nachweisungen, welche in dem Buche Turnbull's deponirt sind, und vielmehr noch die officiellen Berichte und Actenstücke, welche Becker bei seiner Arbeit vorlagen, beweisen zur Genüge, wie Oesterreich aus der Dunkelheit hervorzutreten entschlossen ist, in welche seine Verwaltung bisher gehüllt war. Unter diesen Umständen wird es nöthig, daß das Verhältniß der einzelnen Provinzen Oesterreichs immer genauer aufgefaßt und die Bestrebungen der einzelnen Völkerräume, welche unter Oesterreichs Scepter leben, immer sorgfältiger und unparteilicher gewürdigt werden. Von diesem Standpunkte aus fassen wir ein kleines Schriftchen, das unlängst unter dem Titel:

Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung von Leo Grafen v. Thun. Prag. Kronberger und Kainwag. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

erschien und in gedrängter Kürze die ganze Stellung bespricht, welche das czechische Element in Böhmen in seinem Innern gegen Oesterreich, gegen die übrigen Slawen und gegen das Germanenthum einnimmt. Die Wichtigkeit der hier besprochenen Gegenstände und die Entschiedenheit und Schärfe des Urtheils, wie sie der gelehrte Verf. auf jeder Seite seines reichhaltigen, obgleich nicht umfangreichen Buches an den Tag legt, geben dem Schriftchen einen desto größern Werth, je weniger klar und begründet die Vorstellungen sind, die man in Deutschland so oft mit den Worten: Böhmen, Slawen, Russen, Germanenthum verbindet.

Nachdem der Verf. mit kurzen, aber kernigen Worten den Aufschwung geschildert, welchen die religiösen und politischen Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts der böhmischen Sprache und Literatur gebracht, nachdem er gesagt, wie sich unmittelbar nach dieser Periode das sogenannte „goldene Zeitalter“ der böhmischen Literatur unter Rudolf II. entwickelt und die Sprache durch die eigenthümliche Consequenz ihrer Bildungs- und Biegeformen einen solchen Grad innerer Ausbildung erlangt, daß eine bedeutende Reform hierin für die ganze Zukunft nicht mehr bevorstehen konnte, kommt er auf den Sturz der böhmischen Nation, in dem sie auch ihre Literatur mit sich begrub.

Heute Abenturer — heißt es S. 3, obgleich nicht ganz genau — warfen sich mit ruchloser Annäherung dem böhmischen

*) Wir schweigen noch von dem „schwarzen Cabinet“, dessen Wirksamkeit wenigstens in früheren Jahren durch recht auffallende Erscheinungen außer Zweifel gesetzt wurde.

Wolle zu führen auf, um es zum Kampfe auf Leben und Tod gegen einen mächtigen Herrscher zu zwingen und für ihre Schuld unvertheiligt dāßen zu lassen. Ein dreißigjähriger Krieg ersättigte jeden geistigen Aufschwung der vorhergegangenen Jahre, germalnte und verjagte das Volk auf eine fast beispiellose Weise und begann die unerblütliche Vernichtung aller Denkmäler und Schätze nationaler Bildung. So war die böhmische Literatur in eine schwere Dämmerung, in einen langen Todeschlaf versunken.

Kaiser Joseph gab der deutschen Bildung ein entscheidendes Übergewicht, den gebildeten Ständen sowie dem Geschäftstyle ward die böhmische Sprache entzogen und sie schien „für immer zu Grabe getragen“. Da trat Dobrowsky auf mit seinen slavischen Sprachforschungen und den historischen Untersuchungen und erregte, von Durich in Wien unterstützt, durch seine Genialität und Gelehrsamkeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt und gab den ersten Anstoß zu den Forschungen über slavische Verhältnisse. Einzelne Stimmen erhoben sich für die Nationalangelegenheit; Dobner's gründliche Vorarbeiten, „die dem Lügen ein Ende gemacht“, setzten Pözel in den Stand, eine Geschichte Böhmens (in deutscher Sprache) zu schreiben; das regsame germanische Element erweckte einige Freunde des Czechenthums und „Anton Puchmayer und die Brüder Negeby treten uns als die Ehorführer der böhmischen Literatur neuerer Zeit entgegen; an sie schlossen sich Keamerius, Kaurtin, Prochaska, Tomša, die Brüder Lham und Andere an“ (S. 5.). In Prag und Wien entstanden periodische Blätter, doch ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.

Aber bald traten diesen Bestrebungen Schwierigkeiten in der böhmischen Sprache selbst entgegen, die jetzt nur noch von der niedrigsten Classe der Bildung, vom Bauer, gesprochen, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts mit dem Zeitgeiste nicht nur nicht fortgeschritten war, sondern selbst manche schöne Blüthe verloren hatte, welche sie damals schon zierte. Dieses mußte also nachgeholt, die Sprache zu der Bildung des 19. Jahrhunderts mit einem Male emporgehoben werden.

Wol war der Versuch ein gewagter. Was die schwindende Sprache nicht mehr genug Lebenskraft, um eine solche Krisis glücklich zu überstehen, so mußte diese ihren wirklichen Tod beschleunigen. (S. 7.)

Offen ist diese Ansicht von den Freunden und Beförderern der neuen böhmischen Literatur ausgesprochen worden (Jungmann: „über Clafficität“); mit vollem Bewußtsein sind sie an ihr Werk gegangen. (S. 8.)

Das zeugt für den hohen Muth, mit dem sie an ihr Werk gingen, selbst gegen die Meinung ihrer eigenen Landsleute. Und nur durch die Vorarbeiten Dobrowsky's ward es ihnen möglich, auf diesem schlüpferigen Wege, ohne auszugleiten, das eine Ziel fortwährend im Auge zu behalten.

Dieses war die zweite Epoche der neuern böhmischen Literatur und hier verdient Jungmann den ersten Platz; seine „Geschichte der böhmischen Literatur“ und seine „Böhmische Chrestomathie“ stifteten unendliches Gute, sind aber Kleinigkeiten neben seinem „Böhmisch-deutschen Lexikon“, dessen Druck 1839 beendet wurde; ein Werk, wie man es gewohnt ist, von Akademien der Wissenschaften und von gelehrten Gesellschaften bearbeiten zu lassen, das aber das böhmische Volk dem unerwähnten Fleiße und der

tieften Gelehrsamkeit eines Mannes zu danken hat, der ihm mit heldenmüthiger Ausdauer die Mühsalstunden seines ganzen Mannesalters opferte.

An ihn schlossen sich noch viele Andere an, um den alsbald entsponnenen Kampf gegen Negeby, Professor der böhmischen Sprache und Literatur in Prag, auszufechten, der scheinbar nur der böhmischen Orthographie galt, im Grunde aber ein Kampf des alten mit dem neuen Principe war. Neben Jungmann stand zuerst Panka, dessen edles und aufopferndes Streben selbst von seinen Stammgenossen immer noch zu wenig gewürdigt wird, dann Swat. Prerol und Palacky, welche die wissenschaftliche Terminologie festsetzten und durch Herausgabe historischer Urkunden die schöne alte Prosa ans Licht zogen, während Winarich, Kollar, Cielakowsky und Andere theoretisch und praktisch die Regeln der neuern Prosodie festsetzten.

Nun gründete Graf Kaspar Sternberg das böhmische Nationalmuseum (S. 13), das „nebst den Naturwissenschaften Allem, was auf die Geschichte und die Sitten des böhmischen Volks Bezug hat, seine Pflege“ zuwandte. Eine reiche Bibliothek ward in kurzem zusammengebracht, 1827 die Zeitschrift des Museums (in böhmischer Sprache) gegründet, ein eigenes Comité für die Pflege der böhmischen Sprache und Literatur festgesetzt und 1830 die Matice ceska (ein Fonds zur Herausgabe guter böhmischer Bücher) gegründet. Dieses waren Ereignisse von unendlicher Wichtigkeit für die böhmische Literatur; von nun an gewann sie ein festeres Leben, nahm einen sichereren Schritt an; denn die Nation ward sich ihrer selbst bewußt; sie wußte, wohin und auf welchem Wege? In diese nähern Verhältnisse geht ein Artikel tiefer und gründlicher ein, den Palacky als Vorwort zum Jahrgange 1837 der „Zeitschrift des Museums“ schrieb und der auf S. 15—24 unserer Schrift mitgetheilt ist. Darin heißt es unter andern, daß die Böhmen in Hinsicht der Sprache „beinahe auf eine gleiche Stufe mit andern gebildeten Völkern gelangt“ seien, nun eine neue Aufgabe für sie entstände, auf die Sachen ihr Hauptaugenmerk zu richten, um sich unter den übrigen Völkern auch einen Platz zu erobern, und

dies, vorerst wenigstens, durch Auffüllung der gewaltigen Lücken des europaischen Gesamtwissens hinsichtlich alles dessen, was das Slawenthum betrifft; denn dieses zu thun, ist wahrlich Niemand besser im Stande als wir selbst. (S. 24.)

Sonach ist für die böhmische Literatur nun die dritte Epoche eingetreten, sie hat sich zur Selbstständigkeit neben den übrigen Literaturen Europas emporgearbeitet und dient schon jetzt als Vermittelungs Werkzeug für die „Wissenschaft, die Volksbildung und den geselligen Verkehr, den drei Motiven und Rechtfertigungsgründen jeder Sprachsonderung“. In dieser dreifachen Rücksicht wird die bisherige Wirksamkeit der böhmischen Literatur von S. 26—36 näher in Augenschein genommen und dabei mit gerechtem Stolz auf die Höhe der böhmischen slavischen Philologie, der Geschichtsforschung und der Realwissenschaften hingedeutet, wobei der geehrte Verf. freilich verschwiegen hat, wie gerade nur diese Wissenschaften unter den gegebenen (Censur-) Verhältnissen schneller

empfehlen konnten, ja selbst mußten. Es ist nun die böhmische Literatur der wirksamste Hebel für die geistige Entwicklung des böhmischen Volks und seiner technischen und commerciellen Interessen geworden und strebt es immer mehr und vollkommener zu sein. Dennoch aber hat dieses Emporringen die verdiente Anerkennung bisher nicht gefunden, besonders unter den höhern Classen nicht, und selbst im Nationalmuseum und bei der Matice sind nur einige der böhmischen Geschlechter mit verzeichnet. Dasselbe ist noch nicht als Nationalangelegenheit anerkannt, was es doch in der That ist. Der Grund dieser geringen Theilnahme (heißt es S. 38) liegt zunächst darin, „daß nur Wenige wissen, was bereits geleistet ist, und daß es sich jetzt schon um unmittelbar praktische Zwecke handelt“. Andere sind allen diesen Bestrebungen geradezu abgeneigt. Sie werfen ein, wie Weniges die Böhmen trotz aller ihrer Anstrengung bisher geleistet haben, ohne zu bedenken, daß ja eben die geringe Theilnahme von ihrer Seite selbst daran Schuld war. Der Geschäftsgang, wo man oft mit dem Volke, also nur in böhmischer Sprache, verkehren muß, ruft auch mancherlei Klagen hervor; daran ist aber nur die Vernachlässigung des böhmischen Rechtsstudiums Schuld. Auch dünkt die neuere Schriftsprache Vielen unverständlich. Kann das aber anders sein, wenn man Böhmisch nur mit Dienstboten und Arbeitsleuten spricht, während man jeden Umgang mit gebildeten Czechen meidet und den Entwicklungsgang der Literatur unbeachtet läßt? „Andere wieder sehen es mit Bedauern, daß die böhmische Sprache noch nicht in Vergessenheit gerathen will, und mißbilligen ernstlich das Bemühen“, sie zu heben, weil sie überhaupt das Bestehen verschiedener Sprachen für ein Unglück halten. Die Böhmen sollen deutsche Sprache und Bildung annehmen, sagen sie, ohne die Unmöglichkeit einer solchen vollständigen Germanisirung zu bedenken, die selbst bei dem fanatistischsten Streben erst in „vielen Jahrhunderten“ möglich werden könnte. Dieser Abschnitt dünkt uns einer der wichtigsten im ganzen Buche, der aber nur in seinem Ganzen aufgefaßt werden darf. (S. 49—58.) Aber die Germanisirung Böhmens ist nicht einmal wünschenswerth.

Im Gesamtverlaufe der Geschichte ist jedem Volke eine Aufgabe gesetzt, die kein anderes zu erfüllen im Stande wäre. Auch dem böhmischen Volke ist eine solche zu Theil geworden, und um ihrer willen muß auch seine nationale Existenz von einem aufgeklärten Kosmopolitismus vielmehr gepflegt als angefeindet werden. (S. 59—60.)

Der wiedererwachte Ezechismus in Böhmen hat eine Reihe von überraschenden Wirkungen auf die slawischen Stämme in Mähren und Nordungarn (die das Böhmische als gemeinsame Schriftsprache haben, zusammen über sieben Millionen Köpfe) sowie auf die in Ägypten und den angrenzenden Ländern geäußert. (S. 63.) Einen solchen Einfluß wird die rasch sich entwickelnde böhmische Bildung auch auf die übrigen slawischen Völkerschaften auszuüben im Stande sein; denn auch bei ihnen regt sich das Gefühl des Völkerberufs: der Menschheit zu dienen, ihre Entwicklung zu fördern.

Dazu müssen sie eben vor allem die geistige Erregungsluft unserer Zeit sich eigen machen.

Und hierauf die Slawen hinzuweisen, den zurückgebliebenen Stämmen die Bahn zu zeigen, auf welcher sie nachzuwachen haben den weit vorgeschrittenen Brudervölkern, das ist nach unserer Meinung jetzt die historische Aufgabe der Böhmen. (S. 68.)

Rein slawischer Volksstamm allein wäre vielleicht im Stande, seine Nationalität gegen die Übermacht zu behaupten, welche die Vereinigung in größer, gleichartige Massen und die weiter vorgeschrittene Bildung den übrigen Völkern Europas verleiht. Ihre Gesamtzahl und die geistige Unterstüßung, die sie sich gegenseitig zu gewähren bestimmt sind, wird sie aber in den Stand setzen, jene Verschiedenheit der Bildung schneller auszugleichen, als fremder Einfluß ihre Natur zu verändern vermag.

Durch den Zusammenhang der geistigen Interessen aller Slawen also gewinnt das nationale Streben in Böhmen erst eine weltgeschichtliche Bedeutung, die Achtung gebietet und seine Dauer sichert.

Und somit ist der gerühmte Verf. auf einem Punkte angelangt, wo er über die engen Grenzen seiner Heimat hinausgeht und mit einem kühnen Schritte unmittelbar in die Allgemeinheit und das Gebiet der bewegten Gegenwart, der Erzeugerin der Zukunft, tritt. Wenn wir seinem Ideengange bisher gefolgt sind, so dünkt uns von jetzt an jedes Wort auf den wenigen noch übrigen Seiten seines Buches so wichtig, die großartigen Ansichten sind so eng zusammengedrängt, daß es uns leid thut um jede Zeile, die wir der Kürze wegen übergehen müssen.

(Der Besluß folgt.)

Aus Italien.

Zu den Geschenken, mit denen der wissenschaftliche Fürst Italiens die Gelehrten seines Volkes, mit denen der Großherzog Leopold II. von Toscana seine Gäste zu Florenz im September 1841 bei der dritten Vereinigung erfreute, gehörte eine neue Ausgabe der „Saggi di naturali esperienze“ der berühmten Akademie del Cimento, der eine geschichtliche Einleitung von Antinori vorgesetzt ist. Die Entwicklung der physischen Wissenschaften seit Galilei in Italien überhaupt und speciell in Toscana ist das darin mit Geist besprochene Thema. Nur bis zum Ende der leider so früh erloschenen Akademie del Cimento ist jedoch dieser Bericht fortgesetzt, mehr wol, um zu ähnlichen Arbeiten fernerhin anzuregen, als in der Meinung, das Besentlichere erschöpft zu haben. Galilei's Lehren fanden durch seine zahlreichen Schüler ungeachtet der Kirchencensuren Verbreitung. Cardinale selbst, wie Ricci, konnten dem Drange nicht widerstehen, seinen Anregungen sich hinzugeben und wenigstens durch ihre Schülerschaft die Ausbreitung seiner Lehren zu beschleunigen. Ein Abate Mazzari aus Bergamo wagte eine literarische Zeitschrift, die erste, die in Italien ans Licht trat, das „Giornale dei letterati“, in Rom herauszugeben und Ricci ward ihr Vertreter. Sie bestand von 1668—75 und würde, ohne durch einen solchen Patron zu solchem Muthe erhoben zu sein, wol schwerlich gewagt haben, der Arbeiten der eben unterdrückten Akademie del Cimento so günstig, wie sie es that, zu gedenken. Raum begreift man, wie die Beschränktheit sich noch an dem Andenken eines Mannes wie Galilei zu nagen erdreissen durfte, dem Großherzog Ferdinand II. selbst seine Belehrung und die Neigung für naturwissenschaftliche Studien verbanke, die er durch viele glückliche Versuche und Entdeckungen bewährt hat. Versuche über die Fortpflanzung des Schalls, die er seit 1656 anstellte, ließ Ferdinand II. selbst unter die Arbeiten der Akademie aufnehmen, obgleich diese erst 1657 in aller Form entstand. Prinz Leopold, des Großherzogs Bruder und auch ein

Schüler Galilei's, wurde der Mittelpunkt der geistreichen Männer, die, durch den Genius Galilei's gewedt, seine Werke zu prüfen auch auf das Nützlichste und auf das Entfernteste übertrugen. Er wurde in seiner unabhngigern Stellung der Gründer und Führer jener Akademie dei Cimento, die von 1657 an nur bis 1687, und noch dazu mit langen Unterbrechungen so wichtige Fragen zur Anregung und zur Entscheidung brachte. Elemente der frühen Aufzhung lagen leider! schon in den Urzeiten dieses Berlins. Seine einflußreichsten und bedeutendsten Mitglieder waren Borelli und Violani, aber des Erstem Charakter war für keine Art von Berelimen geschaffen. Sein Name brachte mehr Regen als seine Persönlichkeit. Als Borelli 1687 nach Neapel, seiner Heimat, zurückging, Alambini nach Padua, Oliva nach Rom fast gleichzeitig zogen, fühlte man den Verlust großer Talente; die Ernennung des Prinzen Leopold, in derselben Zeit zum Cardinal, entzog den Nachbleibenden die anregende Kraft und auf Ertrag war weniger zu rechnen. Eine nicht bedachte Anordnung machte auch die nachgebliebenen Mitglieder lauer. Man verlangte, daß die einzelnen Mitglieder ihre Erfindungen, ihre Apparate, ihre gemachten Beobachtungen der Gesamtheit des Berlins überließen; das Opfer schien bedeutender, je kleiner der Kreis war, der es bringen sollte; und leicht möchte dieser Maßregel das allmllige Zerfallen dieser Akademie zuzuschreiben sein, bei der man mit Unrecht einwirkende Zustzungen von außenher angenommen hat. Nachweislich läßt sich nichts darüber darthun; und wahrscheinlich bleibt gewiß, daß, wie es jetzt noch zu geschehen pflegt, der Berelimen seinem Absterben entgegenging, als die Zusammenkufe seltener wurden und die innern Mittel nicht ausreichten, die Fortdauer länger zu stiften. Hatte sie selbst den Verhältnissen und ihrer Ungunst erliegen, so erkannte man dafür ihr der Wiederbelebung fähiges Princip in den Berelimen, die gleichsam aus ihrer Asche erwachsen. Wenige der Akademiker, die an andern Punkten Italiens entstanden, waren von langer Dauer. Eine Akademie in Wien, ursprünglich ein Privatunternehmen eines Arztes Bausch, seit 1670 unter kaiserlichem Schutze, theilte dieses Schicksal. Aber die wissenschaftlichen Berelime in London (1663) und Paris (1666) sind gleichfalls als Schpslinge dieses Stammes zu betrachten und haben bewiesen, was solcher Stamm in geeignetem Boden vermöge.

Die Erfindung der Violine gehört zu den noch nicht ausreichend erterten Fragen. Sehr abweichende Behauptungen finden sich in den Berken, in denen man Aufschluß sich verschaffen dürfte, und die Versicherung des Doctors Sichtensthal im „Dizionario della musica“ (unter Violino), daß die Violine aus einem indischen musikalischen Instrumente ohne Saiten hervorgegangen sei, welches man mit einem Bogen von Pferdehaaren gestrichen, und daß es durch die Vermittelung der Kreuzzüge nach Europa gekommen wäre, hat Nachschreiber gefunden. Darum setzt man, wie es scheint, ihre Erfindung ins 12. und die ihrer jetzigen Gestalt ins 16. Jahrhundert. Doctor Mauro Rusconi, der am 10. Februar 1842 dem lombardischen Institute zu Mailand einen Bericht über Ferd. Wolff's Buch „ber die Laie, Sequenzen und Laiche“ (Heidelberg 1841) abgab, hatte, fand Anlaß, die Frage über das Alter der Violine zu erſtern, und die Bemerkungen zu Bektigung einer dort aufgestellten Meinung, die er beibringt, verdienen auch außer jener Kräftige Beachtung. Dr. Wolff, an Owen und Walder sich anschließend, erkannte in der britischen chrotta (vom celtischen erwth), einem mit sechs Saiten bezogenen Instrumente, von denen vier auf dem Halse, zwei unter einem spigen Winkel seitthlb davon auf der Decke endigen, deren erstere mit einem Plectrum in Bewegung gesetzt, die andern mit dem Daumen gedrückt wurden, um den Ba zu bilden, den Prototyp der Violine, und da dieses Instrument von den Barben auf die Minoreis überging; so scheint die Verpflanzung leicht nachweisbar. Monumental wird sie bestätigt durch ein Basrelief in Gestein

an der Hauptthür von S. Michele zu Pavia, das noch, wie alle Reliefs an dieser Thür und diesem ganzen Gebäude, einen Mann darstellt, der eine Violine stricht (das Gegenstück ist ein Mann, der die Harfe spielt). Nun stammt S. Michele zwar nicht, wie Einige behaupten wollten, aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, sondern aus dem 11., und da nichts vorliegt, was das Basrelief für jünger oder später zu halten bestimmen könnte, so scheint der Violine ein über die Kreuzzüge hinausreichendes Alter gesichert. Die Form der Violine des 17. Jahrhunderts an S. Michele ist der Form der heutigen hnertiegender als die bei Wolf abgebildete britische chrotta; und das scheint aus Rusconi's Zusammenstellung sich zu ergeben, daß im 11. Jahrhundert und wahrscheinlich noch viel früher die Violine selbst in ihrer jetzigen Gestalt bekannt war und daß sie wahrscheinlich durch schottische und irische Mönche ihren Weg nach dem Festlande fand.

Professor Fr. Drissi in Rom, der mit seinen geistreichen Beiträgen von Zeit zu Zeit das „Giornale dell' Istituto Lombardo“ schmückt, sucht aus den Angaben über das Schicksal von Beji in den Rttschen Excerpten aus Dionysius (Scriptor. Vaticanor. Nova Collect., April 1, S. 470—475) wahrscheinlich zu machen, daß das Beji entmutigende Drakel der veltischen Höcker in Bezug auf das berretten der Wasser des Sees von Albano die Kriege mit den Latincrn im Allgemeinen betraf und bestimmter die Kriege mit der Stadt Alba, die in der alten Zeit, wo jene Höcker entstanden sein mochten, mit Recht als Haupt von Latium angesehen werden mußte. Das Drakel müßte folglich gesagt haben, Latium und seine Hauptstadt (Alba) würde nicht eher über Beji gebieten, als bis der See von Alba den Bejern jenseitbar sich zeigte, seine Wasser ergießend in den Tiber (Beji's Strom, während seines ganzen ferneren Laufes von Beji abwärts bis Ostia) und durch den Tiber ins Meer. Ohne eine solche Deutung würde man nicht begreifen können, wie das Schicksal des Sees von Albano mehr als das Schicksal eines der andern benachbarten Sees (Baccato, Bracciano, Monte Rossi, Nucin) mit Rom und Beji durch den Drakelgebenden in Verbindung zu bringen war. Nur bei seiner Erklärung meint Drissi begreifen zu können, warum der albaneer See und kein anderer genannt wird, und begreifen zu können, warum die Weisen der belagerten Stadt, die in ihren Schicksalsbüchern (libri fatales) Roms Namen nicht ausgesprochen, jedoch Latiums und einer seiner Hauptstädte darin gedacht fanden, das auf Rom, die jetzt wichtig gewordene Stadt der Latiner, bezogen, was ursprünglich von den Kriegen mit Alba, der gleich mächtigen einer frühern Zeit, gesagt war. Dann glaubt Drissi, daß die Drohung der veltischen Gesandtschaft nicht sich darauf beschränkte, den Fall Roms selbst als etwas Mögliches anzudeuten, sondern daß sie mit der Andeutung verbunden gewesen sei, an Roms Stelle werde sich Beji wiedererheben; beide würden ihre Lagen vertauschen. Nur in dieser Voraussetzung begreift sich, warum die Römer, als sie die Erklärung der Prophezeitung durch Brennus' Fackeln in ihrer Besatzung sahen, auf einmal und ohne einen andern Grund anzugeben, den launenhaftesten Gedanken faßten, ihren Sitz nach den Mauern der nebenbrlichen Stadt zu versetzen, um jene, nicht die eigene Stadt aus den Trümmern wieder zu erwecken, wahrscheinlich in der Meinung, daß durch diesen Kunstgriff ihnen zugute kommen würde, was die Sage von dem einklinken Munde des wiedererrwachten Beji gesagt haben mochte. Nach Beji floßen viele Römer, als die Gallier das Capitol umlagerten; und von Beji aus kam dem schon ausgehenden Rom die erste Hülfe, ja Camillus selbst, schon zum Dictator ernannt, schirmte von Beji aus die Auspicien des Juges, die ihn zum Triumphe führten. . . Etwas entschieden fügt Drissi seiner Deutung den Schluß bei: Wer so etwas nicht einseht, hat keinen Sinn für alte Religion und alten Glauben und mit dem hab ich gar nichts zu streiten.

Dienstag,

— Nr. 172. —

21. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slawenthum und Germanenthum.

(Schluß aus Nr. 171.)

Gerade jenes Streben der einzelnen slawischen Völkerschaften nach einem Wechselverkehr untereinander (meint der Verf. S. 69) sei es, was dem Slawenthum die meisten Gegner erwecke; insbesondere unter den Deutschen werde es als besorglich und gefährdend bezeichnet.

Mit Beobachtern beobachten wir diese Stimmung; denn die Summation feindlicher Gesinnung ist geringer, sie da hervorzurufen, wo sie noch nicht besteht, zumal in unserm Falle. Nach dem langen Kampfe, zuletzt in Böhmen geführt, blieb die Nacht in den Händen der Deutschen und hat eine Zeit lang schwer auf dem Besiegten gelastet. Nicht den Deutschen wollen wir die Mängel finsterner Zeiten zur Last legen; allein es ist nicht zu wundern, wenn den Slawen das, was sie betroffen, Misstrauen gegen die Deutschen eingebläst hat. Den alten Brand nicht von neuem anzufachen, muß ein ernstes Anliegen jedes Redlichgesinnten sein. Wer es sich anmaßen wollte, das Nationalgefühl unter den Slawen durch die Anregung von Haß und Rache gegen die Deutschen zu beleben, der würde sich an beiden Nationen schwer versündigen. Umgekehrt ist es aber auch eine heilige Pflicht der Deutschen, den traurigen Eindruck historischer Ereignisse nicht zu verewigen.

Ein objectiver Grund der Besorgnisse der Deutschen, heißt es weiter, sei nicht zu finden.

Kast will es uns bedünken, sie seien der Furcht vor einem Gespenste zu vergleichen. Es wird bemerkbar, daß sich in dem Zustande der slawischen Völker wichtige Veränderungen vorbereiten, und weil man sich den Grund und die Tendenz derselben nicht klar gemacht hat, so sieht man der ungewissen Zukunft mit bangem Zweifel entgegen.

Ebenso ist die Furcht vor einem slawischen Universalreich eine durchaus nichtige. Eine literarische Gemeinschaft der slawischen Völker verschwindet neben der Rücksicht auf die materiellen Interessen, die geographische Lage, die Stellung zu den Nachbarvölkern, die Macht des geschichtlich und factisch Bestehenden, welche alle einer politischen Vereinigung entgegenwirken. Der Verf. führt Deutschland als Beispiel an und setzt hinzu:

Ein Blick auf die Karte von Europa und in seine Geschichte lehrt uns aber, daß alle die Umstände, deren Gesamtwirkung nur eben hingereicht hat, um Deutschland einigermaßen zusammenzuhalten, hinsichtlich der slawischen Völker nicht vorhanden sind.

Jede slawische Völkerschaft hat ihr eigenes, besonderes Leben geführt; besonders haben sich die Westslawen häufig

mit den benachbarten Völkern berührt, so daß schon dieses das Gelingen einer solchen Vereinigung unmöglich macht. Eine Verschmelzung der großen slawischen Völkerschaften, ja selbst der einzelnen Stämme einer jeden solchen, sind „für alle Zukunft undenkbar“. Die verschiedenen Slawen stehen einander zwar weit näher als die Zweige des germanischen Sprachstammes, und dieses gibt die „Möglichkeit und die Natur des gemeinschaftlichen slawischen Strebens“; aber dennoch ist z. B. der gebildetste Böhme ohne philologische Gelehrsamkeit nicht im Stande, nur ein Buch des ihm zunächst verwandten Polen zu verstehen, und das gibt zugleich auch die Grenze, welche jene Tendenz nach Vereinigung nicht überschreiten kann. So kann der Begriff eines allgemeinen Slawenthums nur bei den Gebildeten Eingang finden; der Menge aber fehlt es an jeder großartigen, allumfassenden Idee, welche die Gemüther entflammen könnte, und wird für immer fehlen, „abgesehen von dem Falle unbuldsamen Drucks von außen“. (S. 77.) Ja, es liegt sogar im Interesse der slawischen Völkerschaften, die Erhaltung seiner Sprache, seiner individuellen Nationalexistenz bestimmt jedes einzelne unter ihnen, einer solchen politischen Vereinigung mit allen Kräften entgegenzuarbeiten und die Geschichte gibt uns die blutigsten Beweise, daß

wo die Individualität eines slawischen Volks von einem andern angegriffen wird, jede Spur des ihnen gemeinsamen slawischen Nationalgefühls verschwindet.

Zumal die von gewissen Propheten verkündete Vereinigung unter den russischen Scepter müßte den 25 Millionen Slawen, die bisher außerhalb seines Reichs leben, nicht minder verderblich sein als der Unabhängigkeit Deutschlands. (S. 78.)

Gleichförmigkeit in allen Theilen des Reichs ist das Princip der russischen Regierung (Nichtbeachtung, ja Unterbrückung aller Provincial- und Localbedürfnisse und Bestrebungen, wie sie das besonders in der neuesten Zeit glänzend hervorgethan). Und diesem Principe sollten slawische Völker ihre bisherigen Verhältnisse zum Opfer zu bringen geneigt sein, deren Geschichte so alt ist wie die der übrigen Nationen Europas, die in ihrer socialen Entwicklung mit diesen Schritt gehalten haben? Dieses engherzige Princip sollten sie zur Herrschaft über einen Staat erheben wollen, der von Danzig bis Ragusa und von den böhmischen Wäldern bis an die Spitze von Kamtschatka reichen würde? Dies mögen Einzelne für möglich halten, vielleicht auch wünschen, so lange sie die Furcht beherrscht, daß jede andere Combination die nationale Existenz ihres Volks gefährde. Wer aber behauptet, daß die slawischen Völker nach diesem Ziele streben, oder die Männer, die ihrer Wege

gungen leiten, der versteht nichts von ihren Bedürfnissen und ihren Wünschen — oder er behauptet aus eigenthümlichen Gründen, was er selbst nicht glaubt. (S. 79.)

Freilich kann Niemand die unmittelbare Wichtigkeit des neu erwachten Slavismus für die nächste Zukunft der europäischen Staaten ableugnen. Sollte es auch der Diplomatie gelingen, den Ausbruch der Streitigkeiten, wie sie sich über die Verhältnisse des Orients herausstellen, noch eine Zeit lang hinzuhalten, so müssen die Reibungen doch über kurz oder lang zum offenen Kampfe führen.

Auf die Entscheidung dieses werden die slavischen Völker einen entscheidenden Einfluß üben. Darum liegt viel daran, daß sie jener Zeitpunkt nicht unvorbereitet überrasche: — denn was, wie wir oben behauptet haben, den Interessen der slavischen Völker nicht entspricht und von den reiferen Völkern niemals gewollt werden wird, von dem besorgen wir gleichwohl selbst, daß es ein unzweifelhaftes Boll im entscheidenden Augenblicke verfehlen könne, zumal wenn es in seinem Nationalgefühl gekränkt worden und deshalb sein Urtheil befangen ist, — im ersten Laumel jugendlichen Selbstgefühls, den Rath wahrer Freunde verachtend, verderbliche Bahnen einzuschlagen. (S. 80.)

Wir können nicht umhin, einzuge stehen, daß, so deutlich und klar auch der Ideengang des gebrühten Verf. über den Panславismus, seine Tendenz und Gefährlichkeit vor unsern Augen daliegt, uns dennoch ein schärferes Charakteristikon des Wesens des Panславismus, wie er sich in Böhmen ausgebildet und nach und nach auch zu den übrigen Slaven verbreitet hat, ein tieferes Eingehen in den Kreis seiner Wirksamkeit und seiner Wirkungsfähigkeit, eine genauere Darstellung der nächsten Bestrebungen desselben aus mehr als einem Grunde gut und wünschenswerth erschienen wäre. Einmal schon knäpften sich in Deutschland, ich kann sagen, beinahe allgemein an das Wort „Panславismus“ eine solche Unzahl grundfalscher Ideen von geheimen politischen Verbindungen, slavischen Propaganden, russischer Politik und — wie erst vor einiger Zeit ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ in einem langen Artikel über Livland — von wilder „Barbarenwuth“ und dem „Vandalismus“ der slavisch-asiatischen „Horden“; man verwechselte so häufig slavisches Volksthum mit Russismus, um mich dieses echt barbarischen Wortes zu bedienen, Barenthum, Knute und Sibieren, daß es an der Zeit ist, unsern achtbaren Nachbarn, welche nur unser Streben verkennen, wenn sie es nicht wahrhaben, endlich einmal zu zeigen und frei und offen einzuge stehen, was wir wollen und wie? Dann aber regt sich in dem deutschen Leser bei Betrachtung slavischer Verhältnisse unwillkürlich und oft unbewußt die alte, durch die Geschichte leider nur zu sehr begründete Abneigung dieser beiden Völker gegeneinander, es drängt sich ihm die dunkle, aber unabwiesliche Ahnung auf, daß auch die Völker des Ostens, welche bisher nur als Bollwerk für die Civilisation gegen den Andrang asiatischer Horden dienten, unter allen den Kämpfen und Stürmen allmählig herangewachsen sind, um ein schwereres Gewicht in die politischen Waagschalen Europas zu legen. Und können wir es ihnen verargen, wenn sie mit besorgtem Blicke uns anrufen: „Was beginnen Sie?“ Eine genügende Ant-

wort können sie jetzt nur von uns und von uns allein empfangen.

Von S. 81 an bespricht der Verf. das Verhältniß der slavischen Bewegungen in Böhmen, Mähren, Ungarn und den südlichen Ländern zur österreichischen Monarchie. Er widerspricht der Behauptung, Oesterreich sei ein deutscher Staat, sowie der Meinung, „daß das erwachende Nationalgefühl verschiedener, unter einem Scepter vereinigt Völker sie nothwendig auseinander treibe“; behauptet vielmehr, „daß es ein Princip der österreichischen Regierung ist, die verschiedenen Nationalitäten, über die sie gebietet, in ihrer freien Entwicklung nicht zu hemmen“; ja, glaubt sogar, „daß die österreichische Monarchie recht eigentlich dazu berufen ist, dieses wahrhaft liberale Princip vor den Augen Europas zu verwirklichen“. (S. 82.) Wir können in diese Ansicht des Verf. nicht unbedingt einstimmen; vielmehr zwingt uns gerade das Zufällige in der Art, wie sich der österreichische Staat herausgebildet (der Verf. bespricht das S. 82 — 84), sowie die geringe Energie, welche sich bisher in der inneren Verwaltung Oesterreichs gezeigt hat, diese so blindlings zusammengefallenen Theile zu einem organischen Ganzen zu vereinen; Alles dieses, wie so manche Einzelheiten, welche nur bei einer längern Beobachtung der verschiedenartigen Elemente, aus welchen dieser Staat zusammengesetzt ist, und der gegenseitige Einfluß derselben zwingen uns zu der Meinung, ein ganz anderes Schicksal stehe dem österreichischen Staate bevor. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß die Zerstückelung, in welche die verschiedenen Völkerschaften Oesterreichs gerissen sind, indem eines immer von mehreren andern so fest eingeklemmt gehalten wird, daß es jeden Augenblick von den Nachbarn zermalmt werden könnte, den Bewohnern dieses Staates eine feste Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Ganzen wol wünschenswerth macht. Allein jene Zerstückelung ist nur zum Theil bedeutsam; denn immer noch sitzen in Salzburg, den beiden Erzherzogthümern, Tirol, Nordsteiermark und Westungarn, dann in Böhmen (mit Ausschluß des Nordgrenzstrichs), Mähren und Nordungarn, ferner in Mittel- und Südsteiermark, Syrien, Kroatien, Slavonien und Galizien, endlich Italien so compacte Massen, daß sie sich leicht vereinigen können. Dabei sind einzelne Hauptstädte gegen die andern offenbar so zurückgesetzt, daß eine tiefgefühlte Erkenntniß dieses Mißverhältnisses, wenn sie nicht schon da ist, jeden Augenblick zu erwachen droht. Aufhalten läßt sich diese Erkenntniß nicht, das haben Oesterreichs Staatsmänner durch eine Erfahrung von nahe an 40 Jahren endlich einsehen gelernt; so gibt es also nur ein Mittel, das gekränkte Gefühl zu versöhnen; Gleichstellung aller Nationalitäten, gegründet „auf die gegenseitige Achtung der Individualität der Völker“, welche Graf Thun als das Princip angibt, das „den Bestand der österreichischen Monarchie sichere“. Dabei muß das deutsche Element das Organ der Regierung bleiben, wie bisher; aber den Landessprachen muß, außer den obersten Verwaltungsbehörden, gleiche Berechtigung zuerkannt werden. Nur so kann die österreichische Regierung

mit Sicherheit den Boden in Waffer nehmen, der jetzt unter ihren Füßen schwankt.

In der kurzen Übersicht, die wir den Lesern dieser Blätter von dem Buche des Grafen Lynk gaben, dürften einzelne Sätze Manchem in einem weniger klaren Lichte erscheinen, als er wol wünschte. Allein bei der Beschränktheit des Raumes in diesen der deutschen Literatur gewidmeten Blättern war das wol nicht gut anders thumlich; auch lag es nicht in unserer Absicht, das ganze Buch wiederzugeben; wir müssen daher auf dasselbe selbst hinweisen, wenn der Gegenstand näher berührt. Daraus jedoch müssen wir aufmerksam machen, daß die Vorrede im März 1841 unterzeichnet ist und das Buch selbst erst im März 1842 in Druck kam. Daß daran weder Verf. noch Buchhändler Schuld war, läßt sich fast mit Gewißheit behaupten. Ubrigens zeigt sich im Ganzen eine Freiheit der Censur, wie wir sie in Oesterreich bisher noch nie gefunden.

J. P. Jordan.

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von C. A. Wildenhahn. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Und nun, lieber Leser, was hältst du von dem Pietisten Spener?“ Mit dieser Frage schließt der Verf. seinen geistlichen Roman, der den Namen und die Sache des Pietismus zu dem „schmerzlich“ vermissten Ansehen, zu neuer Ehre und Würde bringen soll, indem in dem Buche das Leben des frommen Spener und die Geschichte einer sogenannten geistlichen Wiedergeburt der Gegenwart der Darstellung gewiesen ist. Jedermann wird wol dem Verf. bestimmen, daß der ehrwürdige Spener ein ausgezeichneter Charakter und ein Mann von großer geistlicher Wirksamkeit gewesen; aber freilich läßt sich daraus auch nicht die geringste günstige Anwendung auf die Erscheinung unserer modernen Pietismus machen; der bleibt immer ein geistlicher Gruel und ein tiefer Abfall des einen Theils der protestantischen Welt von dem Principe der Reformation und der christlichen Wahrheit. Seitdem der moderne Pietismus nicht allein durch die Wissenschaft, sondern noch mehr durch seine eigene Praxis seine ganze Haltbarkeit und Würde immer freier aufgedeckt hat, zeigt er nicht ungern auf die ehrwürdige Gestalt Spener's und auf die fromme Richtung des 17. Jahrhunderts hin, obschon die Bedingungen, der Verlauf, das Resultat des antiquirten Pietismus von der Natur und der Entwicklung der modernen Frommthurei ganz und gar verschieden sind und kaum mehr als den Namen gemein haben. Denn während der Spener'sche Pietismus seinem Wesen und seiner Stellung nach auf die Vollendung und die Entwicklung des geistigen Lebens seiner Zeit hinarbeitete und darin wesentlich wirkte, stellt sich die moderne Frömmigkeit vielmehr als eine Desorganisation des Geistes heraus, die die Empfindung über den Gedanken, das unferne Gemüth über die Macht des selbständigen Geistes erhebt. Wir dürfen nur obenhin auf die Elemente der modernen Frömmigkeit sehen, um sie als krank, desorganisirende Richtung zu erkennen. Wie gewöhnlich nach großen physischen und moralischen Anstrengungen eine zum Nachtheile des übrigen Geisteslebens gesteigerte Gemüthsanregung eintritt, so zeigte sich auch in Deutschland nach den letzten großen politischen Umwälzungen eine solche einseitige Geistesrichtung, die sich auf dem religiösen Gebiete alsbald in einer außerordentlichen Reizung zu religiöser Gesichtslosigkeitsentwicklung kundgab; seitdem sind wir mit dieser „schmerzlich“ verkannten Religiosität im Ganzen und Großen beglückt, die ansetzt und sich fortpflanzt, wie jedes psychischerseits Leiden. Bald besteht dieser, wir möchten sagen, natür-

liche Pietismus seinen gewöhnlichen passiven Charakter und ansetzt sich nur in separatistischen Gauseln und einer kindlichen Liebelei mit den kirchlichen Dogmen, bald haben wir ihn auch in phantastische Schwärmerei übergehen, die ganze Gemeinden und Gesellschaften in ihre Strudel zog und in dem Prophetenthume und der Muckerei unserer Zeit unlenkbar den höchsten Gipfel religiöser Verirrung erreicht hat. Allein dieses rein phantastische Element des modernen Pietismus ist nicht das einzige, auch nicht das gefährliche; es ist als eine, wenn auch langwierige, Krankheit immer vorübergehend und ohne geschichtliche Gestaltungsfähigkeit. Der „schmerzlich“ verkannte Pietismus hat noch eine andere Seite. Der großen Zahl Einzelner nicht zu gedenken, die sich aus sittlicher Leere und Zerrüttung der Kopfhängerei ergeben, befindet sich innerhalb des Pietismus eine compacte Masse, die in ihrer negativen Stellung zum blühenden Leben und zur Geschichte der Gegenwart in jener bornirten Frömmigkeit den Boden für ihre reactionnären Tendenzen findet und nach dem Spruchworte: „Gibt man dem Teufel die Hand, so nimmt er auch das Herz“, mit mehr oder weniger Ernst in die Krankheit selbst verfiel: dies ist das jesuitische Element des modernen Pietismus, der dadurch nachhaltig, bewußt und willensstätig und hienüt ein wahrer Feind unserer geschichtlichen Gegenwart geworden ist.

Der Grund und die Tendenz einer solchen Frömmigkeit ist ebenso zusammengesetzt als ursprünglich verschieden. Je mehr nämlich ein tüchtiger Rationalismus und die Philosophie des Geistes die theologische Wissenschaft und das Christenthum von der Autorität und dem dogmatischen Scholasticismus des 16. Jahrhunderts befreit, um so bedeutungsloser und ärmlicher wird die Stellung Derer, die den starren Kirchenglauben ohne alle Vermittelung der Wissenschaft festhalten und unter der Anschuldigung von „Aufklärerei“ und geistigem „Hochmuth“ das Leben und die Bewegung des Geistes ablehnen. Allein das Gefühl, daß Einem die Zeit über den Kopf wächst, ist immer peinlich; und so treibt diese Zurückgebliebenen das Bewußtsein der geistigen Armuth und Verlassenheit inmitten des Reichthums moderner Geistesbildung gewöhnlich mit dem ganzen Rüstzeuge einer trübten Gläubigkeit der frommen Richtung, dem Pietismus, zu, der ihnen entgegenkommt, der sie tröstet und der ihnen so gern die Anstrengung des Denkens und Forschens erspart. Mit einer gewissen innern Rechtfertigung und voll Partheihaft stehen dann diese unwillkürlichen Convertiten gegen den freien Geist und die freie Wissenschaft auf und suchen ihn, wenn auch nicht durch die Waffen des Geistes, doch durch politische Denunciationen zu bekämpfen.

Dem dogmatischen Pietismus, wie wir ihn hier angeführt, steht der hierarchische Pietismus ergänzend zur Seite. Während der freie Protestantismus die Kirche immer mehr von den Formen einer unchristlichen Hierarchie entkleidet und anstatt des weltlichen Priesterthums eine freie, unsichtbare Kirche und eine geistige Gemeinde Christi zu gründen sucht, finden sich auch im Protestantismus genug verkappte Päpste, die gegen die freie Verfassung reagieren, um eine neue Priesterchaft und ein neues weltliches Kirchentum zu gründen. Der bornirte, mit der Gegenwart zerfallene und bei seiner innerlichen Gestaltlosigkeit nach äußerer Haltung haschende Pietismus kann nur der Grund und Boden sein, auf welchem diese Hierarchisten die Verwirklichung ihrer reactionnären Tendenzen und die Früchte derselben erwarten. Die neueste Zeit hat hinlänglich bewiesen, was es mit dieser so sehr eifernden und hinerstehenden Frömmigkeit für eine schlimme Bewandniß hat; sie wendet sich an jede Autorität; sie conspirirt mit jeder Erscheinung außerhalb des Protestantismus, um der „minder vollkommen organisirten“ Kirche wieder aufzuhelfen, d. h. mit klaren Worten, um die eigene Persönlichkeit mit der Macht des Bischofs und des Priesters an die Stelle des freien protestantischen Geistes zu setzen.

Neben dieser wissenschaftlich und kirchlich reactionnären Frömmigkeit dürfen wir den politischen Pietismus nicht vergessen, eine nicht minder jesuitische Frömmigkeit, nur auf aus-

lesen ließen, die den Gelehrten entgangen waren, welchen das Verständniß der großen socialen Umwandlungen fehlte und welche, als Rechtsgelehrte oder Annalisten, Contracte, öffentliche Acten, gerichtliche Formeln untersuchen, nicht fühlten, was Lebendiges für die Phantasie in Dem pulsierte, was sie als einen Reiznam zerlegten. Da begann man die Elemente der großen Völkerwanderung zu untersuchen, die Art und Weise, wie die fremden Nationen auf römischem Boden sich festsetzten, den Zustand der Besiegten, ob und wie sie mit diesen sich vermischten und wie eine neue Gesellschaft daraus hervorging, wieviel Karl der Große dazu beigetragen, wie viel die friedlichen oder blutigen Missionen, wie die Kreuzzüge zur Entwicklung der Communen gewirkt, welcher Italien seine Größe, Europa seine Freiheiten verdankt. Von hieraus ging die wahre Bedeutung des Kampfes zwischen Papst und Kaiser, zwischen den Reichthümlichen und der Feudalaristokratie, die Würde des kanonischen Rechts, der Gang der langen Reaction der freien germanischen Völkerstaaten gegen die weltbeherrschenden Römer, bis zur Wiebergeburt des bürgerlichen Rechts, zur Umwandlung der Gewohnheiten in Gesetze, zur Schaffung des dritten Standes, welcher, gestärkt mit Füßen getreten, weil besiegt, morgen als Sieger und Herrscher dastehen wird, ruhig die größte, auf eigene Kraft basirte, sociale Umwälzung der neuern Zeit vollendend.

Wenn es anfangs peinlich ist, ein bewunderungswürdiges Ganze unter der Hand von Teuten zusammenzuführen zu sehen, welche ohne Zweck, ohne Voraussicht, ohne Hoffnung zerfielen, eine so langwierige Verwirrung von Elementen zu gewahren, welche nichts schaffen: so ergreift bald das Schauspiel der gegen so vieles Unglück ankämpfenden menschlichen Energie; das Grab veralteter und die Wiege neuer Institutionen; die Religion der Vergangenheit und die der Zukunft; das Zusammentreffen einer zwiespachen Cultur, die eine vom Schauspiel abtreibend, die andere sich gründend auf ein Gesetz der Liebe und Bruderschaft. Die römische Welt bleibt in den von ihr gepflanzten Städten und in der Anordnung der Provinzen und Municipien; die christliche verleiht dem Fortschritt des Verstandes befähigtes Leben und dehnt die Gleichheit aus; die germanische ändert die Verhältnisse des Besitzes und führt den auf Grundeigenthum gestützten Adel ein und die Classenunterschiede; jede strebt vorzuwalten, aber die erste ist geschwächt durch die Invasion, die zweite behält mehr die moralische Umwandlung im Auge als die politische und läßt die dritte den Vorrang gewinnen, welche ganz Europa in die Hand von Eigenthümern gibt und Menschen und Boden miteinander verbindet.

Nichts Angedrehtes ist dabei, nichts Ausschließendes. Alles eilt in die Bahn in der vollen Kraft ungeschmälerter Wollens. Erst ziehen Rotten von Knechten und Herden vorüber, dann Eroberer und Besiegte, Eigenthümer und Tagelöhner; das Recht der Eroberung, das Territorialdominium, hierauf die Freiheit der Commune, getheilt und kämpfend. Bleibt euer Blick auf der Oberfläche haften, so seht ihr nichts als Zerfetzung; dringt er unter die Rinde, so tritt euch ein fester Organismus entgegen in der religiösen Constitution, die in jenen Tagen Einheit war, welche unserer Zeit fehlt, dem Jahrhundert des verdrossenen Zweifels, des muthlosen Schwankens. Das alte Rom hatte die Nationen vereinigt, aber wie Calceenflaven in einem Bagno: von da an aber sind die Beziehungen zwischen Individuen und Völkern nicht mehr einzig durch das Schwert bestimmt, sondern durch gemeinsamen Glauben, Hoffnung und Liebe. Während der wilde Charakter der Eroberer Krieg, Bebrückung, Rache verbreitet, predigt das Christenthum eine Lehre der Gleichheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des verständigen Gehorsams, der gegenseitigen Zuneigung; eine wohlwollende Macht schützt den Schwachen gegen den Starken; ein Alerus, überall verbreitet, vermittelt die durch verschiedenartigen Ursprung entstandene Trennung, weckt durch die Erinnerung an die allgemeine Bruderschaft die Liebe zu einer gemeinsamen Heimat, reißt die Scheidewand zwischen den Nationen, weist hin auf den Weg der Civilisation, bewahrt sie allen

Schriftsteller, reformirt die Gesetzgebung, stößt den Regierenden Mäßigkeit ein, schützt Volk und Freiheit, begründet auf geistige Fähigkeit eine Hierarchie, von der untersten Stufe bis zu jenem Haupt, vor dem die Könige sich beugen, welchem die Nationen die Schlüssel ihrer Zwiste übertragen. Die Kirche, Arche des Schiffbruchs, bindet den Germanen an den Boden, ruft ganz Europa zusammen, den Orient zurückzuzwingen, hält mit dem Schwert und dem Wort die Mongolen auf, hindert die Türken an der Vernichtung der europäischen Institutionen. Während hier Einheit ist, waltet überall sonst die größte Verschiedenheit vor. Langen Irrthums müde, lassen die barbarischen Völkerstämme sich in neuer Heimat nieder; im Besitz der politischen Souverainetät, der bürgerlichen Präminenz, des unbeweglichen Eigenthums, pflanzen sie Reiche wie einst Feudallager. Diesen Reichen bestrebt Karl der Große sich eine Einheit zu verleihen, indem er die Reiche von jener Macht verlangt, die allein anerkannt ist und die, über die irdischen Leidenenschaften erhaben, vereint und befreit. Aber seine Nachfolger führen das Werk nicht aus, die divergirenden Interessen schaffen so viele Staaten wie einst Stämme, dann wie Besitzthümer. Das Feudalwesen seinerseits, die Alleingewalt brechend, vervielfacht die Mittelpunkte des nationalen Lebens, mindert die Eroberungslust, theilt das Eigenthum und arbeitet der Entstehung des Reichthums vor. Während die großen Landbesitzer auch auf dem Lande sich niederlassen, bleiben die Städte den Industriellen, deren Vereine unter verschiedener Form die socialen Kräfte verdoppeln. Ist nun gleich die gesellige Ordnung mangelhaft, die Moral gesunken, so ist der Wille energisch, kräftig sind die Menschen und von keinen erdrückenden allgemeinen Ueberm tyrannisiert. So wird die Bildung der Communen erleichtert.

In keinem andern Zeitalter bietet die Tradition der Menschheit das Schauspiel einer Classe dar, welche, ohne Rechte wie ohne öffentliche Achtung, gedrückt und geringgeschätzt, im bescheidenen Fortschritt sich hebt und nach und nach Unabhängigkeit, Wissen, Macht erringt, die der Gesellschaft eine andere Gestalt, der Regierung einen verschiedenen Charakter gibt, kurz, die Nation wird. Wir, das Volk, bekämpfen und bekämpfen noch die Verschönerungen der Feudalität: die Betrachtung dieser Kämpfe ist schön, weil es nicht die Geschichte der Könige ist, sondern die des Volks, unsere Geschichte. Der dritte Stand bildet die Communen der Besiegten, welche an der Seite der Barone der Sieger aufwachsen, in Italien zu Republiken sich erheben, in Frankreich die Königsgewalt kräftigen, in England ihr die Wage haltend, überall die neue Civilisation einleitend. Wirst du auf die Herrschenden allein, so findest du sie nicht als Lenker der Geschichte der unterworfenen Nationen, wie die Eroberer Asiens oder die Römer; ein unaussprechlicher Widerstreit zügelt sie, erst zwischen den Geschlechtern der Sieger, dann zwischen diesen und den Besiegten, hierauf zwischen Adel und Volk, zwischen Commune und Commune und, mehr im Großen, zwischen der weltlichen Gewalt und der geistlichen, jene darauf bedacht, die Arumphe des Schwertes zu sichern, diese, sie den friedlichen Siegen der Ueberredung und der Wissenschaft zu unterwerfen, das Recht des Verdienstes dem der Geburt oder der Stärke voranzustellen; beide einander an der Ueberhebung hindernd, zu welcher der absolute Charakter des Mittelalters hinneigte. So wird die größte Revolution des Menschengeistes vollendet, welche den Neuern Freiheit, Poesie, Kunst gab. Aber man würde zu weit gehen, wenn man verlangte, sie sollten sich zur Idee der Nationalität erheben haben, der Idee, welche ein Volk am schwersten begreift, welche sich am letzten unter ihm verberbt, weil dem Volk eine so lange Bahn zurückzulegen bleibt, bevor viele Vorurtheile besiegt, viele Uebelheiten ausgeglichen werden, bevor Familien und Städte dahinkommen, die ursprüngliche Unabhängigkeit zu vergessen, bevor die Starken sich bewegen lassen, ihre Macht, wie die Erfindungsreichen ihre Geschäftlichkeit, nur nach Maßgabe des allgemeinen Besten auszuüben, die Reichen und Edeln ihrer vornehmern Abstammung und die alte Herrschaft zu vergessen; be-

vor, Alles zusammengefaßt, Gerechtigkeit und sociale Gleichheit gekannt und geachtet werden. So schwebten denn die Republiken zwischen einer Vergangenheit von Antipathien, Eifersucht und Krieg und einer Zukunft der Ordnung, der Ruhe, der Eintracht; ohne Übung in Systemen, welche auf das Zusammenwirken von Interessen und Kräften sich stützten; nach Frieden, Gerechtigkeit, Freiheiten sich sehnend ohne Kenntniß der Mittel, sie zu erlangen; in einer Freiheit ohne Garantien, wo das Volk, in Masse theilnehmen wollend an den öffentlichen Angelegenheiten, den Schicksal, die Habsucht, jede Leidenschaft des Einzelnen zu den großen Versammlungen mitbringt; wo eine Verfassung nach der andern versucht wird, im Sturme von Parteien, Entzweiungen, Verbrechen und Brudermord, ohne mit den Nächsten einen Vertrag wechselseitiger Unterstützung und gemeinsamen Nutzens wie allgemeiner Ruhe zu schließen zu vermögen. Endlich überwiegen die Eifrigen oder die Starken; die privilegirte Freiheit der Communen unterliegt; der Despotismus wird nöthig, um die wiedererkundenden Ungleichheiten zu veranstellen, und das Mittelalter geht zu Ende.

Es geht zu Ende, aber ohne die Völkerwanderung hätte Rom die Welt sich zu eigen gemacht, Freiheit und Charakter jeglicher Nation verliert und uns ein ungeheurer Reich nach östlichem Zuschnitt hinterlassen statt so vieler Staaten, welche Europa Leben und Bewegung geben — eine tödtende Einförmigkeit statt jener kämpfenden und fruchtbaren Mannichfaltigkeit, welche die Schönheit der neuern Zeiten ausmacht. Das Mittelalter geht zu Ende; aber es fand Europa in Freie und Sklaven getheilt und ließ es getheilt in Arme und Reiche; an die Stelle der Zwangsarbeit setzte es die freiwillige, an die Stelle des Privilegiums die bürgerliche Gleichheit; es besetzte das Eigenthum von den Fesseln der Kaste und Tribus, von den Substitutionen und andern Hemmnissen des Alterthums; statt der das Raß überschreitenden Demüthigung der Sklaven vor dem Herrn, der Silanten vor dem Patron, der Großen vor dem Kaiser brachte es die freie Achtung und Ehre, welche sich beugt, um wieder erhoben zu werden, eine Unterthänigkeit, welche stolz sein kann, eine Freiheit, welche ohne Gefahr und Erniedrigung zu tausend Diensten sich hergibt — Gefinnungen entsprossen aus der Unabhängigkeit des Edelmanns, die nicht gekannt war von den Alten, bei denen es keine Unabhängigkeit gab neben der von Stadt und Staat.

Dies sind einige der allgemeinen Ansichten des Verf.; sie werden, glaube ich, hinreichen von seinen Ideen und seiner Auffassungsweise einen Begriff zu geben. Zu zeigen, wie er sie auf das Einzelne angewandt — ob es ihm gelungen, bei der von ihm beliebten Eintheilung in Epochen statt der ethnographischen, den Stoff gehörig zu sondern und zu gruppiren — dies muß einer künftigen Beleuchtung des vollendeten Werks vorbehalten bleiben.

53.

Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San Marte. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Lieder, Wilhelm von Orange und Titarel, von Wolfram von Eschenbach, und der jüngere Titarel von Albrecht in Übersetzung und im Auszuge, nebst Abhandlungen über das Leben und Wirken Wolfram's von Eschenbach und die Sage vom heiligen Graf. Mit drei Abbildungen. Magdeburg, Crelsch. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es wäre viel Kühnliches von der Gelehrsamkeit und von dem Geschmacke zu sagen, der sich in der vorliegenden Schrift überall zeigt, aber nicht minder ehrenwerth ist das fortgesetzte Streben des Verf., der unter den heterogensten Berufsgeschäften, unter Actenlesen und Bereisen königlicher Domänen Zeit und

Muße dazu findet, die Schätze unserer ältern, deutschen Literatur für Solche, die nicht gerade Gelehrte vom Fach sind, auszuheben. In dieser Absicht gab San Marte*) 1833 seine Übersetzung des „Parcival“ heraus und 1838 die der „Gudrun“. Es zeigt aber lebhaftes Theilnahme und Unterstützung, welche die Brüder Grimm und Bachmann ihm bei Abfassung vorliegender Schrift bewiesen haben, hinlänglich, daß sie an ihm einen geistesverwandten und verbündeten Genossen erkannt haben, wenn gleich er kein zünftiger Universitäts- oder Gymnasiallehrer ist. Und da nun auf unsern Universitäten es leider! noch immer an besondern Lehrstühlen für die deutsche Literatur fehlt, um die sich die aus den Gymnasien, wo dieser Unterricht aus vorwichtigen Gründen doch nur neben der Lectüre der griechischen und römischen Classiker ertheilt werden kann, Entlassenen sammeln können, so ist es uns immer als etwas sehr Zweckmäßiges erschienen, wenn Geschäftsmänner, wie San Marte, die Lectüre mittelhochdeutscher Dichter in weiterm Kreise einführen und die Gemüther für sie empfänglich machen. Auch für ihn ist hoffentlich die Zeit vorüber, in welcher, wie er in der Vorrede zum „Parcival“ klagt, seine Arbeit schon während ihrer Entstehung von bornirtem Materialismus, engherzigem Vorurtheil und blinder Einseitigkeit im Verborgenen und öffentlich angefeindet worden ist. Wäre eine solche bessere Zeit wirklich für ihn noch nicht eingetreten, so müßten wir den Muth und die Resignation, mit welcher er diesen zweiten Band ausgearbeitet hat, noch weit höher achten und in ihm einen wahren Märtyrer seiner Wissenschaft erblicken.

Für die Übertragung der lyrischen Gedichte Wolfram's von Eschenbach und für den Auszug aus dem heiligen „Wilhelm von Orange“ gilt die bereits in der Vorrede zum „Parcival“ ausgesprochene Ansicht: „Die Übersetzungen sind nicht die Gelehrten vom Fach und die Forscher mittelhochdeutscher Sprache, welche nur zu häufig die Dichtungen dieser Sprache als ein Repertorium betrachten, welches der sprachunkundige Laie zu schauen nicht würdig und welche daher jeden Versuch der Übertragung als Prophantrug von vornherein zu verdammen pflegen, sondern sind für dasjenige gebildete Publicum bestimmt, dem es an Muße und Reizung ganz gebricht, sich das Gedicht in der Ursprache zu eigen zu machen, das dennoch aber an dem rein poetischen Werthe oder der literaturgeschichtlichen Wichtigkeit altdeutscher Poesien überhaupt lebhaften Theil nimmt, als auch für das Publicum, welches oberflächlich mit der alten Sprache bekannt, die Übersetzung als Mittelglied gebrauchen mag, um durch sie sich das Verständniß des Originals selbst zu erleichtern.“ Demnach ist also sinngetreue Übersetzung in gefälliger Form der wortgetreuen in ungenügender Unbeholfenheit unbedenklich vorgezogen und bei unserm Übersetzer heiliger Liebe für sein Werk und bei seiner Sprachgewandtheit, die von guter Kenntniß der ältern deutschen Sprache durchweg unterstützt ist, hat er seinen beabsichtigten Zweck glücklich erreicht. Die acht Wächterlieder, gleichsam ein kleiner Roman, sind von außerordentlicher Zartheit und Lieblichkeit, und erinnern mehr als einmal an die berühmte Abschiedsscene in Shakespeare's „Romeo und Julia“. Im „Wilhelm von Orange“, der romantischen Schilderung der Thaten Wilhelm's des Heiligen im Kampfe gegen die Heiden auf Alfanz und bei der Belagerung von Orange, treten die Eigenthümlichkeiten der Eschenbach'schen Poesie auf das anschaulichste hervor und lassen sich auch aus dem hier gegebenen Auszuge vollkommen wiedererkennen, dem gelehrte Untersuchungen über die Sage beigegeben sind. An Interesse des Stoffs steht dies Stück freilich weit hinter dem „Parcival“ zurück. Eine vortreffliche Einleitung über Minnesänger und Minnegefang geht diesen lyrischen Stücken voraus. Gestattete es uns der Raum, so würden wir gern die Stellen über die Courttoffe und Salanterie jener Zeit ausziehen, vor allem aber die Erörterungen über die Liebesscenen in jenen Ge-

*) D. d. Albert Schulz, königlich preussischer Regierungsrath in Bromberg.

lichten und die Art, wie sie im Geiste einer gesunden Naturlichkeit aufgefaßt werden müssen.

Dem größten, gebildeten Publicum ist auch das vierte Buch: „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach“, bestimmt, wobei San Marte die ausführliche Biographie desselben von Fagen noch nicht hat benutzen können. Nachdem hier zuerst Wolfram's Heimat, Wappen und Abstammung aus dem Geschlechte der bairischen Eschenbache festgesetzt ist, spricht der Verf. über seine Jugend, Erziehung, sein Wanderleben, namentlich am Hofe zu Eschenach, seine Liebe, Ehe und seinen Tod (zwischen 1219 und 1225), nach den vorliegenden Zeugnissen und den sichersten Vermuthungen. Die folgenden Abschnitte verbreiten sich über Wolfram's Vorgänger im ritterlichen Epos, Heinrich von Veldeck und Hartmann von der Aue, über die Kunst im „Parzival“, über Wolfram's Stellung zu seinen Zeitgenossen, Wern von Grafenberg, Gottfried von Strasburg u. A., zuletzt über seinen Einfluß auf die Dichter des 13. bis zum 15. Jahrhundert, und die Ausgabe seiner Gedichte vor Lachmann, wo auch Friedrich's II. berühmtes Urtheil über die mittelhochdeutschen Dichter aus dem richtigen Gesichtspunkte angesehen wird. Alles dies ist in leichter, anmuthiger Sprache ausgedrückt und wird also Denen, die sich durch Servinus' großes Werk nicht durcharbeiten können oder wollen, eine zweckmäßige Übersicht dieses Theils der mittelhochdeutschen Dichtkunst darbieten.

Hat nun San Marte in den genannten Büchern mit Glück für die Verbreitung und Kenntniß mittelhochdeutscher Gedichte gearbeitet, so finden wir es ganz natürlich, daß er durch andere Städte seine Befähigung, in solchen Sachen mitzusprechen, bewiesen und die Resultate seiner umfassenden Untersuchungen über deutsche, provençalische und wallonische Sagen dargelegt hat. Wer das nicht schon aus den Anmerkungen zur „Gudrun“ weiß, wird sich hier auf das vollkommenste davon überzeugen müssen. Im dritten Buche des ganzen Werks ist Albrecht's „Liturei“ im Auszuge mitgetheilt. Diese Städte zur Bequemlichkeit Solcher, die der alten Sprache unkundig sind, sämmtlich zu übersezen, hätte der Sicherheit des Urtheils da geschadet, wo Ansicht des Originals unerlässlich war; nur die Fragmente Wolfram's sind im Vermaße des Originals übersetzt, damit auch hieraus der Unterschied zwischen Wolfram und Albrecht erkannt werde. In kritischer Hinsicht ist San Marte dem Drucke von 1477 gefolgt, mit Ausnahme der Stellen, wo neuere Bearbeitungen und Drucke, wie die von Boissière oder die Bemerkungen Lachmann's, einzelne Verbesserungen an die Hand gegeben haben. Die abgedruckten Stellen sind mit nägelichen Anmerkungen, sachlichen und sprachlichen Inhalts, versehen, wodurch das Verständniß sehr erleichtert ist: das Architectonische ist namentlich von Boissière erläutert. Am Schlusse befindet sich ein gründlich gearbeiteter Aufsatz über den Dichter des „Liturei“.

Aber auf das Einzelne können wir hier ebenso wenig eingehen als auf die lange Abhandlung über den heiligen Gral im fünften und letzten Buche. Hier kommen eine große Anzahl der interessantesten Punkte in den Rittergedichten des 12. und 13. Jahrhunderts zur Sprache, wie die Sagen von der Tafelrunde, von Joseph von Arimathia, von der blutenden Lanze, vom Schwerte des Grals, von Klingsor, von dem Priester Johann u. a. m. San Marte hat die ganze Untersuchung in vier Capitel zerlegt, von denen das erste die provençalische Ausbildung der Sage behandelt, das zweite die nordfranzösische, das dritte die deutsche Ausbildung und das vierte einige Nebenzweige der Sage. In allen zeigt San Marte eine außerordentliche Belesenheit in diesen Literaturen und weiß die zerstreuten Elemente der Gralsage mit solcher Geschicklichkeit der Combination zu verfolgen, sodaß man eine sehr belehrende Anschauung über diesen ganzen Sagenkreis und über die Zeitfolge seiner Ausbildung gewinnt. Manche neue Zusätze dürften aus dem in England jetzt neu aufblühenden Studium der angelsächsischen Literatur zu erwarten sein, das ja an San Marte

selbst einen bedeutenden Beförderer besitzt, dem die Gymnasiale Gesellschaft zu Abergavenny 1840 den Preis für seine Abhandlung über die Artursage zuertheilt hat. Dieser Aufsatz wird jetzt gedruckt. 19.

Kritische Xenien Hegel's. *)

Das Zeitunglesen des Morgens früh ist eine Art von realistischem Morgensegen. Man orientirt seine Haltung gegen die Welt an Gott oder an Dem, was die Welt ist. Jenes gibt dieselbe Sicherheit, wie hier, daß man wisse, wie man daran sei.

Die Fragen, welche die Philosophie nicht beantwortet, sind so beantwortet, daß sie nicht so gemacht werden sollen.

Wissenschaft. Ob der Einzelne sie besitze, kann er sich selbst und Andern versichern. Ob es wahr ist, entscheiden die nächste Umgebung, die Mitwelt und dann die Nachwelt, wenn jene schon ihren Beifall gegeben haben. Doch ist das Bewußtsein so in der Bildung gestiegen, die barbarische Zähigkeit des Begreifens flüssiger und rascher geworden, daß wenige Jahre schon die Nachwelt herbeiführen. Über Kant'sche Philosophie ist längst der Staub gebrochen, während Wolff'sche funktig und mehr Jahre sich gehalten. Rascher ist für Fichte's Philosophie das Bestimmen ihres Standpunktes herangerückt. Was Schelling'sche Philosophie in ihrem Wesen ist, wird kurze Zeit offenbaren. Das Gericht über sie steht gleichsam vor der Thür, denn Viele verstehen sie schon. Doch erliegen diese Philosophen weniger dem Beweise, als der empirischen Erfahrung, wie weit mit ihnen zu kommen ist. Blind bilden sie die Anhänger aus, aber das Gewebe wird immer dünner und endlich finden sie sich von der Spinnendurchsichtigkeit überrascht. Es ist ihnen wie Eis geschmolzen und wie Quecksilber durch die Finger gelaufen, ohne daß sie wüßten, wie ihnen geschah. Sie haben's eben nicht mehr und wer ihnen in die Hand sieht, mit der sie ihre Weisheit aanbieten, sieht nichts als die leere Hand und geht mit Gespötte weiter. Während jene, die Räte fühlend, sie noch für etwas auskrufen, vermeinen diese die Sache ergründet zu haben, da sie doch nur das Nichts derselben, nicht, was sie war, erblicken. Der eine Theil ist getäuscht wie der andere. Das Wahre ist indeß, daß dies Verschwindene selbst sie hierher gebracht hat. Es wird das Wort der Schrift erfüllt: wenn wir schwelgen, schreien die Steine.

Originelle ganz wunderbare Werke in der Bildung gleichen einer Bombe, die in eine saure Stadt fällt, worin Alles beim Blertzen sitzt und höchst weise ist und nicht fühlt, daß ihr plattes Wohlsein eben das Krachen des Donners herbeigeführt hat.

Was eine tiefe Bedeutung hat, taugt eben darum nichts.

Einem Scrupulanten kann man sagen, daß das Gewissen eine moralische Laterne sei, die nur auf gutem Wege leuchtet; geht man auf bösem, so bläst man sie aus.

In Schwaben sagt man von etwas längst Geschehenen: es ist schon so lange, daß es bald nicht mehr wahr ist. So ist Christus schon so lange für unsere Sünden gestorben, daß es bald nicht mehr wahr ist.

Sei keine Schlafmütze, sondern immer wach! Denn wenn du eine Schlafmütze bist, so bist du blind und stumm. Wist du aber wach, so siehst du Alles und sagst zu Allem, was es ist. Dieses aber ist die Vernunft und das Beherrschen der Welt.

*) Bergl. Nr. 147 b. Bl.

D. Red.

Montag,

— Nr. 171. —

20. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slaventhum und Germanenthum.

Über die innern Verhältnisse der einzelnen Provinzen Österreichs, sowie über das ganze Räderwerk dieser ungeheuern Staatsmaschine, die aus so vielen einander ganz fremden, nur durch die Einheit einer wenig durchgreifenden Regierung ganz lose verbundenen, in ihrem selbständigen provinziellen Entwicklungsgange nur selten gehemmten Theilen zusammengesetzt ist, herrschten bisher im ganzen Auslande (in Österreich gilt das übrige Deutschland bis zur Stunde noch officiell als Ausland) so mannichfach-irrethümliche Ansichten, wurden häufig so ganz schiefe und jeder Begründung entbehrende Behauptungen aufgestellt, daß die Möglichkeit einer solchen Erscheinung nur durch den gänzlichen Mangel jeder detaillirten Kenntniß jener Verhältnisse erklärlich wird. Und woher sollte diese Kenntniß wol auch kommen, wenn Strenge der innern Censur und das Verbot jeder literarischen Correspondenz österreichischer Unterthanen mit dem Auslande (jeder von einem Unterthan geschriebene, für ein „ausländisches“ Blatt bestimmte Artikel muß der heimathlichen Censur vorgelegt werden), wenn tausend beschwerliche Umständen, mit denen jeder in Österreich reisende Ausländer, besonders aber ein „Mann von der Feder“ unangeseht von der öffentlichen Polizeibehörde belästigt wird, wenn endlich die unsichtbaren Gewalten von tausend im Dunkeln sehenden Augen und in der Einsamkeit hörenden Ohren, welche man in Wien so oft und mit solcher Wonne unter dem Geschrei: „Matternda“ und mit Fäusten und Stöcken aus der Gesellschaft ehrlicher Leute vertreiben sieht — wenn Alles dieses *) sich vereinigte, um jede freiere Besprechung und Bekanntwerdung solcher Verhältnisse unmöglich zu machen? Das nachbarlich-verdrübte Deutschland sah sich unter diesen Umständen gezwungen, aus einzelnen Facten das Uebrige zu erschließen, den wahren Zustand des Landes zu errathen. Dabei kam die österreichische Regierung natürlich am schlechtesten weg, da man alle Mängel, die man entdeckte oder doch zu entdecken glaubte, ihr allein zuzuschreiben sich für berechtigt

hielt. In neuester Zeit hat die Regierung das selbst erkannt und die mannichfaltigen Nachweisungen, welche in dem Buche Turnbull's deponirt sind, und vielmehr noch die officiellen Berichte und Actenstücke, welche Becker bei seiner Arbeit vorlagen, beweisen zur Genüge, wie Österreich aus der Dunkelheit herauszutreten entschlossen ist, in welche seine Verwaltung bisher gehüllt war. Unter diesen Umständen wird es nöthig, daß das Verhältniß der einzelnen Provinzen Österreichs immer genauer aufgefaßt und die Bestrebungen der einzelnen Völkerrämme, welche unter Österreichs Scepter leben, immer sorgfältiger und unparteiischer gewürdigt werden. Von diesem Standpunkte aus fassen wir ein kleines Schriftchen, das unlängst unter dem Titel:

Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung von Leo Grafen v. Thun. Prag. Krouberger und Kizwanz. 1842. Gr. 8. 20 Rgr.

erschien und in gedrängter Kürze die ganze Stellung bespricht, welche das czechische Element in Böhmen in seinem Innern gegen Österreich, gegen die übrigen Slawen und gegen das Germanenthum einnimmt. Die Wichtigkeit der hier besprochenen Gegenstände und die Entschiedenheit und Schärfe des Urtheils, wie sie der gelehrte Verf. auf jeder Seite seines reichhaltigen, obgleich nicht umfangreichen Buches an den Tag legt, geben dem Schriftchen einen desto größern Werth, je weniger klar und gegründet die Vorstellungen sind, die man in Deutschland so oft mit den Worten: Böhmen, Slawen, Russen, Germanenthum verbindet.

Nachdem der Verf. mit kurzen, aber kernigen Worten den Aufschwung geschildert, welchen die religiösen und politischen Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts der böhmischen Sprache und Literatur gebracht, nachdem er gesagt, wie sich unmittelbar nach dieser Periode das sogenannte „goldene Zeitalter“ der böhmischen Literatur unter Rudolf II. entwickelt und die Sprache durch die eigenthümliche Consequenz ihrer Bildungs- und Biegeformen einen solchen Grad innerer Ausbildung erlangt, daß eine bedeutende Reform hierin für die ganze Zukunft nicht mehr bevorstehen konnte, kommt er auf den Sturz der böhmischen Nation, in dem sie auch ihre Literatur mit sich begrub.

Heiße Abenteuer — heißt es S. 2, obgleich nicht ganz gerecht — warfen sich mit zahlloser Annahme dem böhmischen

*) Wir schweigen noch von dem „schwarzen Cabinet“, dessen Wirksamkeit wenigstens in früheren Jahren durch recht auffallende Erscheinungen außer Zweifel gesetzt wurde.

Wolle zu Führern auf, um es zum Kampfe auf Leben und Tod gegen einen mächtigen Herrscher zu zwingen und für ihre Schuld unvertheiligt büßen zu lassen. Ein dreißigjähriger Krieg ersäufte jeden geistigen Aufschwung der vorhergegangenen Jahre, zermalnte und verzagte das Volk auf eine fast beispiellose Weise und begann die unerbittliche Vernichtung aller Denkmäler und Schätze nationaler Bildung. So war die böhmische Literatur in eine schwere Ohnmacht, in einen langen Todeschlaf versunken.

Kaiser Joseph gab der deutschen Bildung ein entscheidendes Übergewicht, den gebildeten Ständen sowie dem Geschäftstyle ward die böhmische Sprache entzogen und sie schien „für immer zu Grabe getragen“. Da trat Dobrowsky auf mit seinen slavischen Sprachforschungen und den historischen Untersuchungen und erregte, von Durich in Wien unterstützt, durch seine Sentimentalität und Gesehramtheit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt und gab den ersten Anstoß zu den Forschungen über slavische Verhältnisse. Einzelne Stimmen erhoben sich für die Nationalangelegenheit; Dobner's gründliche Vorarbeiten, „die dem Lügen ein Ende gemacht“, setzten Peil in den Stand, eine Geschichte Böhmens (in deutscher Sprache) zu schreiben; das regsame germanische Element erweckte einige Freunde des Ezechentums und „Anton Puchmayer und die Brüder Nagebly treten uns als die Chorführer der böhmischen Literatur neuerer Zeit entgegen; an sie schlossen sich Krammerius, Faurtin, Prochazka, Lomsa, die Brüder Tham und Andere an“ (S. 5.). In Prag und Wien entstanden periodische Blätter, doch ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.

Aber bald traten diesen Bestrebungen Schwierigkeiten in der böhmischen Sprache selbst entgegen, die jetzt nur noch von der niedrigsten Classe der Bildung, vom Bauer, gesprochen, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts mit dem Zeitgeiste nicht nur nicht fortgeschritten war, sondern selbst manche schöne Blüthe verloren hatte, welche sie damals schon zierte. Dieses mußte also nachgeholt, die Sprache zu der Bildung des 19. Jahrhunderts mit einem Male emporgehoben werden.

Wol war der Versuch ein gewagter. Deseß die schintobte Sprache nicht mehr genug Lebenskraft, um eine solche Kritik glücklich zu überstehen, so mußte diese ihren wirklichen Tod beschleunigen. (S. 7.)

Offen ist diese Ansicht von den Freunden und Beförderern der neuen böhmischen Literatur ausgesprochen worden (Jungmann: „Über Clafficität“); mit vollem Bewußtsein sind sie an ihr Werk gegangen. (S. 8.)

Das zeugt für den hohen Muth, mit dem sie an ihr Werk gingen, selbst gegen die Meinung ihrer eigenen Landsleute. Und nur durch die Vorarbeiten Dobrowsky's ward es ihnen möglich, auf diesem schlüpferigen Wege, ohne auszugleiten, das eine Ziel fortwährend im Auge zu behalten.

Dieses war die zweite Epoche der neuern böhmischen Literatur und hier verdient Jungmann den ersten Platz; seine „Geschichte der böhmischen Literatur“ und seine „Böhmische Chrestomathie“ stifteten unendliches Gute, sind aber Kleinigkeiten neben seinem „Böhmisch-deutschen Lexikon“, dessen Druck 1839 beendet wurde; ein Werk, wie man es gewohnt ist, von Akademien der Wissenschaften und von gelehrten Gesellschaften bearbeiten zu lassen, das aber das böhmische Volk dem unermüdlichen Fleiße und der

tiefen Gesehramtheit eines Mannes zu danken hat, der ihm mit heldenmüthiger Ausdauer die Musenstunden seines ganzen Mannesalters opferte.

An ihn schlossen sich noch viele Andere an, um den alsbald entpönnenen Kampf gegen Nagebly, Professor der böhmischen Sprache und Literatur in Prag, auszufechten, der scheinbar nur der böhmischen Orthographie galt, im Grunde aber ein Kampf des alten mit dem neuen Principe war. Neben Jungmann stand zuerst Hanke, dessen edles und aufopferndes Streben selbst von seinen Stammgenossen immer noch zu wenig gewürdigt wird, dann Ervat, Prstl und Palacký, welche die wissenschaftliche Terminologie fristeten und durch Herausgabe historischer Urkunden die schöne alte Prosa ans Licht zogen, während Winarický, Kollar, Czelakowsky und Andere theoretisch und praktisch die Regeln der neuern Prosodie festsetzten.

Nun gründete Graf Kaspar Sternberg das böhmische Nationalmuseum (S. 13), das „nebst den Naturwissenschaften Allem, was auf die Geschichte und die Sitten des böhmischen Volks Bezug hat, seine Pflege“ zuwandte. Eine reiche Bibliothek ward in kurzem zusammengebracht, 1827 die Zeitschrift des Museums (in böhmischer Sprache) gegründet, ein eigenes Comité für die Pflege der böhmischen Sprache und Literatur festgesetzt und 1830 die Matica ceska (ein Fonds zur Herausgabe guter böhmischer Bücher) gegründet. Dieses waren Ereignisse vom unendlicher Wichtigkeit für die böhmische Literatur; von nun an gewann sie ein festeres Leben, nahm einen sichereren Schritt an; denn die Nation ward sich ihrer selbst bewußt; sie wußte, wohin und auf welchem Wege? In diese nähern Verhältnisse geht ein Artikel tiefer und gründlicher ein, den Palacký als Vorwort zum Jahrgange 1837 der „Zeitschrift des Museums“ schrieb und der auf S. 15—24 unserer Schrift mitgetheilt ist. Darin heißt es unter andern, daß die Böhmen in Hinsicht der Sprache „beinahe auf eine gleiche Stufe mit andern gebildeten Völkern gelangt“ seien, nun eine neue Aufgabe für sie entstände, auf die Sachen ihr Hauptaugenmerk zu richten, um sich unter den übrigen Völkern auch einen Platz zu erobern, und

dies, vorerst wenigstens, durch Ausfüllung der gewaltigen Lücken des neuropäischen Gesamtwissens hinsichtlich alles Dessen, was das Elementum betrifft; denn dieses zu thun, ist wahrlich Niemand besser im Stande als wir selbst. (S. 24.)

Sonach ist für die böhmische Literatur nun die dritte Epoche eingetreten, sie hat sich zur Selbstständigkeit neben den übrigen Literaturen Europas emporgearbeitet und dient schon jetzt als Vermittelungswerkzeug für die „Wissenschaft, die Volksbildung und den geselligen Verkehr, den drei Motiven und Rechtfertigungsgründen jeder Sprachsonderung“. In dieser dreifachen Rücksicht wird die bisherige Wirksamkeit der böhmischen Literatur von S. 26—36 näher in Augenschein genommen und dabei mit gerechtem Stolge auf die Höhe der böhmisch-slavischen Philologie, der Geschichtsforschung und der Realwissenschaften hingedeutet, wobei der geehrte Verf. freilich verschwiegen hat, wie gerade nur diese Wissenschaften unter den gegebenen (Censur-) Verhältnissen schneller

unpopulärer konnten, ja selbst mußten. Es ist nun die böhmische Literatur der wirkliche Hebel für die geistige Entwicklung des böhmischen Volkes und seiner technischen und commerciellen Interessen geworden und strebt es immer mehr und vollkommener zu sein. Dennoch aber hat dieses Emporringen die verdiente Anerkennung bisher nicht gefunden, besonders unter den höhern Classen nicht, und selbst im Nationalmuseum und bei der Matice sind nur einige der böhmischen Geschlechter mit verzeichnet. Dasselbe ist noch nicht als Nationalangelegenheit anerkannt, was es doch in der That ist. Der Grund dieser geringen Theilnahme (heißt es S. 38) liegt zunächst darin, „daß nur Wenige wissen, was bereits geleistet ist, und daß es sich jetzt schon um unmittelbar praktische Zwecke handelt“. Andere sind allen diesen Bestrebungen geradezu abgeneigt. Sie werfen ein, wie Weniges die Böhmen trotz aller ihrer Anstrengung bisher geleistet haben, ohne zu bedenken, daß ja eben die geringe Theilnahme von ihrer Seite selbst daran Schuld war. Der Geschäftsgang, wo man oft mit dem Volke, also nur in böhmischer Sprache, verkehren muß, ruft auch mancherlei Klagen hervor; daran ist aber nur die Vernachlässigung des böhmischen Rechtsstudiums Schuld. Auch dünkt die neuere Schriftsprache Vielen unverständlich. Kann das aber anders sein, wenn man Böhmisch nur mit Dienstboten und Arbeitsleuten spricht, während man jeden Umgang mit gebildeten Czechen meidet und den Entwicklungsgang der Literatur unbeachtet läßt? „Andere wieder sehen es mit Bedauern, daß die böhmische Sprache noch nicht in Vergessenheit gerathen will, und mißbilligen ernstlich das Bemühen“, sie zu heben, weil sie überhaupt das Bestehen verschiedener Sprachen für ein Unglück halten. Die Böhmen sollen deutsche Sprache und Bildung annehmen, sagen sie, ohne die Unmöglichkeit einer solchen vollständigen Germanisirung zu bedenken, die selbst bei dem fanatistischsten Streben erst in „vielen Jahrhunderten“ möglich werden könnte. Dieser Abschnitt dünkt uns einer der wichtigsten im ganzen Buche, der aber nur in seinem Ganzen aufgefaßt werden darf. (S. 49—58.) Aber die Germanisirung Böhmens ist nicht einmal wünschenswerth.

Im Gesamtverlaufe der Geschichte ist jedem Volke eine Aufgabe gesetzt, die kein anderes zu erfüllen im Stande wäre. Auch dem böhmischen Volke ist eine solche zu Theil geworden, und um ihrer willen muß auch seine nationale Erziehung von einem aufgeklärten Kosmopolitismus vielmehr gepflegt als angefeindet werden. (S. 59—60.)

Der wiedererwachte Czechismus in Böhmen hat eine Reihe von überraschenden Wirkungen auf die slavischen Stämme in Mähren und Nordungarn (die das Böhmische als gemeinsame Schriftsprache haben, zusammen über sieben Millionen Köpfe) sowie auf die in Ägypten und den angrenzenden Ländern geduert. (S. 63.) Einen solchen Einfluß wird die rasch sich entwickelnde böhmische Bildung auch auf die übrigen slavischen Völkerschaften auszuüben im Stande sein; denn auch bei ihnen regt sich das Gefühl des Völkerehrens: der Menschheit zu dienen, ihre Entwicklung zu fördern.

Dazu müssen sie eben vor allem die geistige Bewegung unserer Zeit sich eigen machen.

Und hierauf die Slawen hinzuweisen, den zurückgebliebenen Stämmen die Bahn zu zeigen, auf welcher sie nachzuheilen haben den weit vorgeschrittenen Brudervölkern, das ist nach unserer Meinung jetzt die historische Aufgabe der Böhmen. (S. 68.)

Kein slavischer Volksstamm allein wäre vielleicht im Stande, seine Nationalität gegen die Übermacht zu behaupten, welche die Vereinigung in größer, gleichartige Massen und die weiter vorgeschrittene Bildung den übrigen Völkern Europas verleiht. Ihre Gesamtzahl und die geistige Unterstützung, die sie sich gegenseitig zu gewähren bestimmt sind, wird sie aber in den Stand setzen, jene Verschiedenheit der Bildung schneller auszugleichen, als fremder Einfluß ihre Natur zu verändern vermag.

Durch den Zusammenhang der geistigen Interessen aller Slawen also gewinnt das nationale Streben in Böhmen erst eine weltgeschichtliche Bedeutung, die Achtung gebietet und seine Dauer sichert.

Und somit ist der getehrte Verf. auf einem Punkte angelangt, wo er über die engen Grenzen seiner Heimat hinausgeht und mit einem klugen Schritte unmittelbar in die Allgemeinheit und das Gebiet der bewegten Gegenwart, der Erzeugerin der Zukunft, tritt. Wenn wir seinem Idengange bisher gefolgt sind, so dünkt uns von jetzt an jedes Wort auf den wenigen noch übrigen Seiten seines Buches so wichtig, die großartigen Ansichten sind so eng zusammengebrängt, daß es uns leid thut um jede Zeile, die wir der Kürze wegen übergehen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Zu den Geschenken, mit denen der wissenschaftliche Fürst Italiens die Gelehrten seines Volkes, mit denen der Großherzog Leopold II. von Toscana seine Gäste zu Florenz im September 1841 bei der dritten Vereinigung erfreute, gehörte eine neue Ausgabe der „Saggi di naturali esperienza“ der berühmten Akademie del Cimento, der eine geschichtliche Einleitung von Antinori vorgesetzt ist. Die Entwicklung der physikalischen Wissenschaften seit Galilei in Italien überhaupt und speziell in Toscana ist das darin mit Geiß besprochene Thema. Nur bis zum Ende der leider so früh erloschenen Akademie del Cimento ist jedoch dieser Bericht fortgeführt, mehr wol, um zu ähnlichen Arbeiten fernerhin anzuregen, als in der Meinung, das Wesentlichere erschöpft zu haben. Galilei's Lehren fanden durch seine zahlreichen Schüler ungeachtet der Kirchencensuren Verbreitung. Cardinale selbst, wie Ricci, konnten dem Drange nicht widerstehen, seinen Anregungen sich hinzugeben und wenigstens durch ihre Öbunerenschaft die Ausbreitung seiner Lehren zu beschleunigen. Ein Abate Mazzari aus Bergamo wagte eine literarische Zeitschrift, die erste, die in Italien ans Licht trat, das „Giornale dei letterati“, in Rom herauszugeben und Ricci ward ihr Vertreter. Sie bestand von 1668—75 und würde, ohne durch einen solchen Patron zu solchem Mutho erhoben zu sein, wol schwerlich gewagt haben, der Arbeiten der eben unterdrückten Akademie del Cimento so günstig, wie sie es that, zu gedenken. Kaum begreift man, wie die Beschränktheit sich noch an dem Andenken eines Mannes wie Galilei zu nagen erdreisten durfte, dem Großherzog Ferdinand II. selbst seine Belehrung und die Krönung für naturwissenschaftliche Studien verdankte, die er durch viele glückliche Versuche und Entdeckungen bewährt hat. Versuche über die Fortpflanzung des Schalls, die er seit 1656 anstellte, ließ Ferdinand II. selbst unter die Arbeiten der Akademie aufnehmen, obgleich diese erst 1657 in aller Form entstand. Prinz Leopold, des Großherzogs Bruder und auch ein

Schüler Galilei's, wurde der Mittelpunkt der geistreichen Männer, die, durch den Genius Galilei's geweckt, seine Wege zu prüfen auch auf das Nützlichste und auf das Entfernteste übertrugen. Er wurde in seiner unabhängigen Stellung der Gründer und Oberherr der Akademie del Cimento, die von 1657 an nur bis 1687, und noch dazu mit langen Unterbrechungen so wichtige Fragen zur Anregung und zur Entscheidung brachte. Elemente der frühen Aufklärung lagen selber! Schon in den Urzeiten dieses Vereines. Seine einflussreichsten und bedeutendsten Mitglieder waren Borelli und Viviani, aber des Erstern Charakter war für keine Art von Vereinen geschaffen. Sein Name brachte mehr Segen als seine Persönlichkeit. Als Borelli 1687 nach Neapel, seiner Heimat, zurückging, Rinaldini nach Padua, Oliva nach Rom fast gleichzeitig zogen, schloß man den Verlust großer Talente; die Ernennung des Prinzen Leopold, in derselben Zeit zum Cardinal, entzog den Nachbleibenden die anregende Kraft und auf Erlass war weniger zu rechnen. Eine nicht bedachte Anordnung machte auch die nachgebliebenen Mitglieder lauer. Man verlangte, daß die einzelnen Mitglieder ihre Erfindungen, ihre Apparate, ihre gemachten Beobachtungen der Gesamtheit des Vereines überliefern; das Opfer schien bedeutender, je kleiner der Kreis war, der es bringen sollte; und leicht möchte dieser Maßregel das allmähliche Zerfallen dieser Akademie zugeschrieben sein, bei der man mit Unrecht einwirkende Zusätsungen von außenher angenommen hat. Nachweislich läßt sich nichts darüber darthun; und wahrscheinlicher bleibt gemäß, daß, wie es jetzt noch zu geschehen pflegt, der Verein seinem Absterben entgegenging, als die Zusammenkünfte seltener wurden und die innere Mittel nicht ausreichten, die Fortdauer länger zu stiften. Hatte sie selbst den Verhältnissen und ihrer Ungunst erliegen, so erkannte man dafür ihr der Wiederbelebung fähiges Princip in der Bezeleum, die gleichsam aus ihrer Asche erwachsen. Wenige der Akademiker, die an andern Punkten Italiens entstanden, waren von langer Dauer. Eine Akademie in Wien, ursprünglich ein Privatunternehmen eines Arztes Bausch, seit 1670 unter kaiserlichem Schutze, theilte dieses Schicksal. Aber die wissenschaftlichen Vereine in London (1663) und Paris (1686) sind gleichfalls als Schöplinge dieses Stammes zu betrachten und haben bewiesen, was solcher Stamm in geeignetem Boden vermöge.

Die Erfindung der Violine gehört zu den noch nicht ausreichend erörterten Fragen. Sehr abweichende Behauptungen finden sich in den Werken, in denen man Aufschluß sich versprechen dürfte, und die Versicherung des Doctors Richterthal im „Dizionario della musica“ (unter Violino), daß die Violine aus einem indischen musikalischen Instrumente ohne Saiten hervorgegangen sei, welches man mit einem Bogen von Pferdehaaren gestrichen, und daß es durch die Vermittelung der Kreuzzüge nach Europa gekommen wäre, hat Nachschreiber gefunden. Darum setzt man, wie es scheint, ihre Erfindung ins 12. und die ihrer jetzigen Gestalt ins 16. Jahrhundert. Doctor Mauro Rusconi, der am 10. Februar 1842 dem lombardischen Institute zu Mailand einen Bericht über Ferd. Wolf's Buch „über die Laie, Sequenzen und Laide“ (Heidelberg 1841) abgab, hatte, fand Anlaß, die Frage über das Alter der Violine zu erörtern, und die Bemerkungen zu Bestätigung einer dort aufgestellten Meinung, die er beibringt, verdienen auch außer jenem Kreise Beachtung. Dr. Wolf, an Owen und Walder sich anschließend, erklärte in der britischen chrotta (vom celtischen erwth), einem mit sechs Saiten bezogenen Instrumente, von denen vier auf dem Halse, zwei unter einem spitzen Winkel seithalb davon auf der Decke endigen, deren erstere mit einem Plectrum in Bewegung gesetzt, die andern mit dem Daumen gedrückt wurden, um den Bass zu bilden, den Prototyp der Violine, und da dieses Instrument von den Barben auf die Winkelstrecke überging; so scheint die Verpflanzung leicht nachweisbar. Monumental wird sie bestätigt durch ein Basrelief in Gestein

an der Hauptthür von E. Michèle zu Paris, das noch, wie alle Reliefs an dieser Thüre und diesem ganzen Gebäude, einem Mann darstellt, der eine Violine stricht (das Gegenstück ist ein Mann, der die Farse spielt). Nun kommt E. Michèle zwar nicht, wie Einige behaupten wollten, aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, sondern aus dem 11., und da nichts vorliegt, was das Basrelief für jünger oder später zu halten bestimmen könnte, so scheint der Violine ein über die Kreuzzüge hinausreichendes Alter gesichert. Die Form der Violine des Geigers an E. Michèle ist der Form der heutigen näherliegend als die bei Wolf abgebildete britische chrotta; und das scheint aus Rusconi's Zusammenstellung sich zu ergeben, daß im 11. Jahrhundert und wahrscheinlich noch viel früher die Violine schon in ihrer jetzigen Gestalt bekannt war und daß sie wahrscheinlich durch schottische und irische Mönche ihren Weg nach dem Festlande fand.

Professor Fr. Orioli in Rom, der mit seinen geistreichen Beiträgen von Zeit zu Zeit das „Giornale dell' Istituto Lombardo“ schmückt, sucht aus den Angaben über das Schicksal von Beji in den Ral'schen Excerpten aus Dionysius („Scriptor. Vaticanor. Nova Collect.“, Theil I, S. 470—475) wahrscheinlich zu machen, daß das Beji entmutigende Orakel der weissen heiligen Bücher in Bezug auf das Überdauern der Wasser des Sees von Albano die Kriege mit den Latincern im Allgemeinen betraf und bestimmter die Kriege mit der Stadt Alba, die in der alten Zeit, wo jene Bücher entstanden sein mochten, mit Recht als Haupt von Latium angesehen werden mußte. Das Orakel müsse folglich gesagt haben, Latium und seine Hauptstadt (Alba) würde nicht eher über Beji gebieten, als bis der See von Alba den Bejern klarer sich zeigte, seine Wasser ergießend in den Elber (Beji's Strom, während seines ganzen ferneren Laufes von Beji abwärts bis Ostia) und durch den Elber ins Meer. Ohne eine solche Deutung würde man nicht begreifen können, wie das Schicksal des Sees von Albano mehr als das Schicksal eines der andern benachbarten Seen (Baccano, Bracciano, Monte Rossi, Nuccia) mit Rom und Beji durch den Orakelgebenden in Verbindung zu bringen war. Nur bei seiner Erklärung meint Orioli begreifen zu können, warum der albaner See und kein anderer genannt wird, und begreifen zu können, warum die Weissen der belagerten Stadt, die in ihren Schicksalsbüchern (libri fatales) Rom's Namen nicht ausgesprochen, jedoch Latium und einer seiner Hauptstädte darin gedacht fanden, Das auf Rom, die jetzt wichtig gewordene Stadt der Latiner, bezogen, was ursprünglich von den Kriegen mit Alba, der gleich mächtigen einer frühern Zeit, gesagt war. Denn glaubt Orioli, daß die Drohung der weissen Gesandtschaft nicht sich darauf beschränkte, den Fall Rom's selbst als etwas Mögliches anzudeuten, sondern daß sie mit der Andeutung verbunden gewesen sei, an Rom's Stelle werde sich Beji erheben; beide würden ihre Lagen vertauschen. Nur in dieser Voraussetzung begreift sich, warum die Römer, als sie die Erfüllung der Prophezeiung durch Brennus' Horden in ihrer Botschaft sahen, auf einmal und ohne einen andern Grund anzugeben, den launenhaften Gebanden folgten, ihren Sitz nach den Mauern der nebenbuhlerischen Stadt zu versetzen, um jene, nicht die eigene Stadt aus den Trümmern wieder zu erwecken, wahrscheinlich in der Meinung, daß durch diesen Kunstgriff ihnen zugute kommen würde, was die Sage von dem einstigen Glanze des wiedererwachten Beji gesagt haben mochte. Nach Beji floßen viele Römer, als die Gallier das Capitol umlagerten; und von Beji aus kam dem schon ausgehenden Rom die erste Hülfe, ja Camillus selbst, schon zum Dictator ernannt, schirmte von Beji aus die Auspicien des Juges, die ihn zum Erlumphe führten. . . Etwas entschieden fügt Orioli seiner Deutung den Schluß bei: Wer so etwas nicht einfließt, hat keinen Sinn für alte Religion und alten Glauben und hat dem das ich gar nichts zu helfen.

Dienstag,

— Nr. 172. —

21. Juni 1842.

Die böhmische Literatur und ihre Stellung zum Slawenthum und Germanenthum.

(Bechluss aus Nr. 171.)

Gerade jenes Streben der einzelnen slawischen Völkern nach einem Wechselverkehr untereinander (meint der Verf. S. 69) sei es, was dem Slawenthum die meisten Gegner erwecke; insbesondere unter den Deutschen werde es als besorglich und gefährdend bezeichnet.

Mit Bedauern beobachten wir diese Stimmung; denn die Summation feindlicher Gesinnung ist geeignet, sie da hervorzurufen, wo sie noch nicht besteht, zumal in unserm Falle. Nach dem langen Kampfe, zuletzt in Böhmen geführt, blieb die Macht in den Händen der Deutschen und hat eine Zeit lang schwer auf dem Besiegten gelastet. Nicht den Deutschen wollen wir die Mängel späterer Zeiten zur Last legen; allein es ist nicht zu wundern, wenn den Slawen Das, was sie betrafen, Misstrauen gegen die Deutschen eingebläst hat. Den alten Brand nicht von neuem anzufachen, muß ein ernstes Anliegen jedes Redlichgesinnten sein. Wer es sich anmaßen wollte, das Nationalgefühl unter den Slawen durch die Anregung von Haß und Rache gegen die Deutschen zu beleben, der würde sich an beiden Nationen schwer verfehlen. Umgekehrt ist es aber auch eine heilige Pflicht der Deutschen, den traurigen Eindruck historischer Ereignisse nicht zu verewigen.

Ein objectiver Grund der Besorgnisse der Deutschen, heißt es weiter, sei nicht zu finden.

Fast will es uns bedünken, sie seien der Furcht vor einem Gespenste zu vergleichen. Es wird bemerkbar, daß sich in dem Zustande der slawischen Völker wichtige Veränderungen vorbereiten, und weil man sich den Grund und die Tendenz derselben nicht klar gemacht hat, so sieht man der ungewissen Zukunft mit bangem Zweifel entgegen.

Ebenso ist die Furcht vor einem slawischen Universalreich eine durchaus nichtige. Eine literarische Gemeinschaft der slawischen Völker verschwindet neben der Rücksicht auf die materiellen Interessen, die geographische Lage, die Stellung zu den Nachbarvölkern, die Macht des geschichtlich und factisch Bestehenden, welche alle einer politischen Vereinigung entgegenwirken. Der Verf. führt Deutschland als Beispiel an und setzt hinzu:

Ein Blick auf die Karte von Europa und in seine Geschichte lehrt uns aber, daß alle die Umstände, deren Gesamtwirkung nur eben hingereicht hat, um Deutschland einigermaßen zusammenzuhalten, hinsichtlich der slawischen Völker nicht vorhanden sind.

Jede slawische Völkerschaft hat ihr eigenes, besonderes Leben geführt; besonders haben sich die Westslawen häufig

mit den benachbarten Völkern berührt, sodaß schon dieses das Gelingen einer solchen Vereinigung unmöglich macht. Eine Verschmelzung der großen slawischen Völkerschaften, ja selbst der einzelnen Stämme einer jeden solchen, sind „für alle Zukunft undenkbar“. Die verschiedenen Slawen stehen einander zwar weit näher als die Zweige des germanischen Sprachstammes, und dieses gibt die „Möglichkeit und die Natur des gemeinschaftlichen slawischen Strebens“; aber dennoch ist z. B. der gebildetste Böhme ohne philologische Gelehrsamkeit nicht im Stande, nur ein Buch des ihm zunächst verwandten Polen zu verstehen, und das gibt zugleich auch die Grenze, welche jene Tendenz nach Vereinigung nicht überschreiten kann. So kann der Begriff eines allgemeinen Slawenthums nur bei den Gebildeten Eingang finden; der Menge aber fehlt es an jeder großartigen, allumfassenden Idee, welche die Gemüther entflammen könnte, und wird für immer fehlen, „abgesehen von dem Falle unzulässigen Drucks von außen“. (S. 77.) Ja, es liegt sogar im Interesse der slawischen Völkerschaften, die Erhaltung seiner Sprache, seiner individuellen Nationalexistenz bestimmt jedes einzelne unter ihnen, einer solchen politischen Vereinigung mit allen Kräften entgegenzuarbeiten und die Geschichte gibt uns die blutigsten Beweise, daß

wo die Individualität eines slawischen Volks von einem andern angegriffen wird, jede Spur des ihnen gemeinsamen slawischen Nationalgefühls verschwindet.

Zumal die von gewissen Propheten verkündete Vereinigung unter den russischen Scepter müßte den 25 Millionen Slawen, die bisher außerhalb seines Reichs leben, nicht minder verderblich sein als der Unabhängigkeit Deutschlands. (S. 78.)

Gleichförmigkeit in allen Theilen des Reichs ist das Princip der russischen Regierung (Nichtbeachtung, ja Unterdrückung aller Provincial- und Localbedürfnisse und Bestrebungen, wie sie das besonders in der neuesten Zeit glänzend hervorgethan). Und diesem Principe sollten slawische Völker ihre bisherigen Verhältnisse zum Opfer zu bringen geneigt sein, deren Geschichte so alt ist wie die der übrigen Nationen Europas, die in ihrer socialen Entwicklung mit diesen Schritt gehalten haben? Dieses engherzige Princip sollten sie zur Herrschaft über einen Staat erheben wollen, der von Danzig bis Ragusa und von den böhmischen Wäldern bis an die Spitze von Kamtschatka reichen würde? Dies mögen Einzelne für möglich halten, vielleicht auch wünschen, so lange sie die Furcht behält, daß jede andere Combination die nationale Existenz ihres Volks gefährde. Wer aber behauptet, daß die slawischen Völker nach diesem Ziele streben, oder die Männer, die ihrer Beme-

gungen lenken, der versteht nichts von ihren Bedürfnissen und ihren Wünschen — oder er behauptet aus eigenthümlichen Gründen, was er selbst nicht glaubt. (S. 79.)

Freilich kann Niemand die unmittelbare Wichtigkeit des neuerwachten Slavismus für die nächste Zukunft der europäischen Staaten ableugnen. Sollte es auch der Diplomatie gelingen, den Ausbruch der Streitigkeiten, wie sie sich über die Verhältnisse des Orients herausstellen, noch eine Zeit lang hinauszubalten, so müssen die Reibungen doch über kurz oder lang zum offenen Kampfe führen.

Auf die Entstehung dieses werden die slavischen Völker einen entscheidenden Einfluß üben. Darum liegt viel daran, daß sie jener Zeitpunkt nicht unvorbereitet überrasche: — denn was, wie wir oben behauptet haben, den Interessen der slavischen Völker nicht entspricht und von den entfernten Stämmen niemals gewählt werden wird, von dem besorgen wir gleichwohl selbst, daß es ein unzeitiges Volk im entscheidenden Augenblicke verleiten könne, zumal wenn es in seinem Nationalgefühl gekränkt worden und deshalb sein Urtheil befangen ist, — im ersten Laumel jugendlichen Selbstgefühle, den Rath wahrer Freunde verachtend, verderbliche Bahnen einzuschlagen. (S. 80.)

Wir können nicht umhin, einzugestehen, daß, so deutlich und klar auch der Ibergang des geehrten Verf. über den Panславismus, seine Tendenz und Gefährlichkeit vor unsern Augen daliegt, uns dennoch ein schärferes Characterisiren des Wesens des Panславismus, wie er sich in Böhmen ausgebildet und nach und nach auch zu den übrigen Slaven verbreitet hat, ein tieferes Eingehen in den Kreis seiner Wirksamkeit und seiner Wirkungsfähigkeit, eine genauere Darlegung der nächsten Bestrebungen desselben aus mehr als einem Grunde gut und wünschenswerth erschienen wäre. Einmal schon knüpfen sich in Deutschland, ich kann sagen, beinahe allgemein an das Wort „Panславismus“ eine solche Anzahl grundfalscher Ideen von geheimen politischen Verbindungen, slavischen Propaganden, russischer Politik und — wie erst vor einiger Zeit ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ in einem langen Artikel über Livland — von wilder „Barbarenwuth“ und dem „Bandallismus“ der slavisch-asiatischen „Horden“; man verwechselt so häufig slavisches Volksthum mit Russismus, um mich dieses echt barbarischen Wortes zu bedienen, Zarenthum, Knute und Sibirien, daß es an der Zeit ist, unsern achtbaren Nachbarn, welche nur unser Streben verkennen, wenn sie es nicht würdigen, endlich einmal zu zeigen und frei und offen einzugestehen, was wir wollen und wie? Dann aber regt sich in dem deutschen Leser bei Betrachtung slavischer Verhältnisse unwillkürlich und oft unbewußt die alte, durch die Geschichte leider nur zu sehr begründete Abneigung dieser beiden Völker gegeneinander, es dringt sich ihm die dunkle, aber unabweißliche Ahnung auf, daß auch die Völker des Ostens, welche bisher nur als Bollwerk für die Civilisation gegen den Andrang asiatischer Horden dienten, unter allen den Kämpfen und Stürmen allmählig herangewachsen sind, um ein schweres Gewicht in die politischen Waagschalen Europas zu legen. Und können wir es ihnen verargen, wenn sie mit besorgtem Blicke uns zusehen: „Was beginnt Ihr?“ Eine genügende Ant-

wort können sie jetzt nur von uns und von uns allein empfangen.

Von S. 81 an bespricht der Verf. das Verhältniß der slavischen Bewegungen in Böhmen, Mähren, Ungarn und den südlichen Ländern zur österreichischen Monarchie. Er widerspricht der Behauptung, Oesterreich sei ein deutscher Staat, sowie der Meinung, „daß das erwachende Nationalgefühl verschiedener, unter einem Scepter vereinigter Völker sie nothwendig auseinanderreiße“; behauptet vielmehr, „daß es ein Princip der österreichischen Regierung ist, wie die verschiedenen Nationalitäten, über die sie gebietet, in ihrer freien Entwicklung nicht zu hemmen“; so, glaubt sogar, „daß die österreichische Monarchie recht eigentlich dazu berufen ist, dieses wahrhafte liberale Princip vor den Augen Europas zu verwirklichen“. (S. 82.) Wir können in diese Ansicht des Verf. nicht unbedingt einstimmen; vielmehr zwingt uns gerade das Zufällige in der Art, wie sich der österreichische Staat herausgebildet (der Verf. bespricht das S. 82—84), sowie die geringe Energie, welche sich bisher in der inneren Verwaltung Oesterreichs gezeigt hat, diese so blindlings zusammengefallenen Theile zu einem organischen Ganzen zu vereinen; Alles dieses, wie so manche Einzelheiten, welche nur bei einer längeren Beobachtung der verschiedenartigen Elemente, aus welchen dieser Staat zusammengesetzt ist, und der gegenseitige Einfluß derselben zwingen uns zu der Meinung, ein ganz anderes Schicksal stehe dem österreichischen Staate bevor. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß die Zerstückelung, in welche die verschiedenen Völkerschaften Oesterreichs gerissen sind, indem eines immer von mehreren andern so fest eingeklemmt gehalten wird, daß es jeden Augenblick von den Nachbarn zermalmt werden könnte, den Bewohnern dieses Staates eine feste Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Ganzen wol wünschenswerth macht. Allein jene Zerstückelung ist nur zum Theil bedeutend; denn immer noch sitzen in Salzburg, den beiden Erzherzogthümern, Tirol, Nordsteiermark und Westungarn, dann in Böhmen (mit Ausfluß des Nordgrenzstrichs), Mähren und Nordungarn, ferner in Mittel- und Südsteiermark, Ägypten, Kroatien, Slavonien und Südungarn, endlich Italien so compacte Massen, daß sie sich leicht vereinigen können. Dabei sind einzelne Hauptstädte gegen die andern offenbar so zurückgesetzt, daß eine theilgefühlte Erkenntniß dieses Misverhältnisses, wenn sie nicht schon da ist, jeden Augenblick zu erwachen droht. Aufhalten läßt sich diese Erkenntniß nicht, das haben Oesterreichs Staatsmänner durch eine Erfahrung von nahe an 40 Jahren endlich einsehen gelernt; so gibt es also nur ein Mittel, das gekränkte Gefühl zu versöhnen; Gleichstellung aller Nationalitäten, gegründet „auf die gegenseitige Achtung der Individualität der Völker“, welche Graf Thun als das Princip angibt, das „den Bestand der österreichischen Monarchie sichere“. Dabei muß das deutsche Element das Organ der Regierung bleiben, wie bisher; aber den Landessprachen muß, außer den obersten Verwaltungsbehörden, gleiche Berücksichtigung zuerkannt werden. Nur so kann die österreichische Regierung

mit Sicherheit den Boden in Besitz nehmen, der jetzt unter ihren Füßen schwankt.

In der kurzen Übersicht, die wir den Lesern dieser Blätter von dem Buche des Grafen Thun geben, dürfen einzelne Seiten Manchem in einem weniger klaren Lichte erscheinen, als er wol wünschte. Allein bei der Beschränktheit des Raumes in diesen der deutschen Literatur gewidmeten Blättern war das wol nicht ganz anders thunlich; auch lag es nicht in unserer Absicht, das ganze Buch wiederzugeben; wir müssen daher auf dasselbe selbst hinweisen, wen der Gegenstand näher berührt. Darauf jedoch müssen wir aufmerksam machen, daß die Vorrede im März 1841 unterzeichnet ist und das Buch selbst erst im März 1842 in Druck kam. Daß daran weder Verf. noch Buchhändler Schuld war, läßt sich fast mit Gewißheit behaupten. Ubrigens zeigt sich im Ganzen eine Freiheit der Censur, wie wir sie in Oesterreich bisher noch nie gefunden.

S. P. Jordan.

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von E. A. Willdenhahn. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt u. Reichel. 1842. Gr. 8. 1 Abt. 15 Ngr.

„Und nun, lieber Leser, was hältst du von dem Pietisten Spener?“ Mit dieser Frage schließt der Verf. seinen geistlichen Roman, der den Namen und die Sache des Pietismus zu dem „schmerzlich“ vermischten Ansehen, zu neuer Ehre und Würde bringen soll, indem in dem Buche das Leben des frommen Spener und die Geschichte einer sogenannten geistlichen Wieder Geburt der Gegenstand der Darstellung gewesen ist. Jedermann wird wol dem Verf. bestimmen, daß der ehrwürdige Spener ein ausgezeichneter Charakter und ein Mann von großer geistlicher Wirksamkeit gewesen; aber freilich läßt sich daraus auch nicht die geringste günstige Anwendung auf die Erscheinung unseres modernen Pietismus machen; der bleibt immer ein geistlicher Breuel und ein tiefer Abfall des einen Theils der protestantischen Welt von dem Principe der Reformation und der christlichen Wahrheit. Seitdem der moderne Pietismus nicht allein durch die Wissenschaft, sondern noch mehr durch seine eigene Praxis seine ganze Haltlosigkeit und Wüßte immer freier aufgedeckt hat, zeigt er nicht ungern auf die ehrwürdige Gestalt Spener's und auf die fromme Richtung des 17. Jahrhunderts hin, obgleich die Bedingungen, der Verlauf, das Resultat des antiquirten Pietismus von der Natur und der Entwicklung der modernen Frommthuererei ganz und gar verschieden sind und kaum mehr als den Namen gemein haben. Denn während der Spener'sche Pietismus seinem Wesen und seiner Stellung nach auf die Vollendung und die Entfaltung des geistigen Lebens seiner Zeit hinarbeitete und darin wesentlich wirkte, stellt sich die moderne Frömmigkeit vielmehr als eine Desorganisation des Geistes heraus, die die Empfindung über den Gedanken, das unfreie Gemüth über die Macht des selbständigen Geistes erhebt. Wir dürfen nur obenhin auf die Elemente der modernen Frömmigkeit sehen, um sie als krank, desorganisirende Richtung zu erkennen. Wie gewöhnlich nach großen physischen und moralischen Anstrengungen eine zum Noththum des übrigen Geisteslebens gesteigerte Gemüthsanpannung eintritt, so zeigte sich auch in Deutschland nach den letzten großen politischen Umwälzungen eine solche einseitige Geistesrichtung, die sich auf dem religiösen Gebiete alsbald in einer außerordentlichen Reizung zu religiöser Gefühlshegemonie ausgab; selbst sind wir mit dieser „schmerzlich“ verkannten Religiosität im Ganzen und Großen beglückt, die ansetzt und sich fortpflanzt, wie jedes psychisch-nerdöse Leiden. Bald besteht dieser, wie möchten sagen, natüer-

liche Pietismus seinen gewöhnlichen passiven Charakter und beschränkt sich nur in separatistischen Gankreisen und einer kindlichen Liebelei mit den kirchlichen Dogmen, bald sehen wir ihn auch in phantastische Schwärmerie übergehen, die ganze Gemeinden und Gesellschaften in ihre Strudel zog und in dem Prophetenthume und der Muckerei unserer Zeit unanfechtbar den höchsten Gipfel religiöser Verirrung erreicht hat. Allein dieses rein physische Element des modernen Pietismus ist nicht das einzige, auch nicht das gefährliche; es ist als eine, wenn auch langwierige, Krankheit immer vorübergehend und ohne geschichtliche Gestaltungsfähigkeit. Der „schmerzlich“ verkannte Pietismus hat noch eine andere Seite. Der großen Zahl Einzelner nicht zu gedenken, die sich aus sittlicher Leere und Zerrüttung der Kopfhängerei ergeben, befindet sich innerhalb des Pietismus eine compacte Masse, die in ihrer negativen Stellung zum bürgerlichen Leben und zur Geschichte der Gegenwart in jener bornirten Frömmigkeit den Boden für ihre reactionnären Tendenzen findet und nach dem Spruchworte: „Gibt man dem Teufel die Hand, so nimmt er auch das Herz“, mit mehr oder weniger Ernst in die Krankheit selbst versinkt: dies ist das jesuitische Element des modernen Pietismus, der dadurch nachhaltig, bewußt und willensstättig und hiermit ein wahrer Feind unserer geschichtlichen Gegenwart geworden ist.

Der Grund und die Tendenz einer solchen Frömmigkeit ist ebenso zusammengefaßt als ursprünglich verschieden. Je mehr nämlich ein tüchtiger Rationalismus und die Philosophie des Geistes die theologische Wissenschaft und das Christenthum von der Autorität und dem dogmatischen Scholasticismus des 16. Jahrhunderts befreit, um so bedeutungsloser und ärmlicher wird die Stellung Derer, die den starren Kirchenglauben ohne alle Vermittelung der Wissenschaft festhalten und unter der Anschuldigung von „Austlärerei“ und geistigem „Hochmuth“ das Leben und die Bewegung des Geistes abweisen. Allein das Gefühl, daß Einem die Zeit über den Kopf wächst, ist immer peinlich; und so treibt diese zurückgebliebenen das Bewußtsein der geistigen Armuth und Verlassenheit inmitten des Reichthums moderner Geistesbildung gewöhnlich mit dem ganzen Rückzuge einer tradirten Gläubigkeit der frommen Richtung, dem Pietismus, zu, der ihnen entgegentritt, der sie tröstet und der ihnen so gern die Anstrengung des Denkens und Forschens erläßt. Mit einer gewissen innern Rechtfertigung und voll Partheihaft stehen dann diese unwillkürlichen Convertiten gegen den freien Geist und die freie Wissenschaft auf und suchen ihn, wenn auch nicht durch die Waffen des Geistes, doch durch politische Denunciationen zu bekämpfen.

Dem dogmatischen Pietismus, wie wir ihn hier angeführt, steht der hierarchische Pietismus ergänzend zur Seite. Während der freie Protestantismus die Kirche immer mehr von den Fesseln einer unchristlichen Hierarchie entleidet und anstatt des weltlichen Priestertums eine freie, unsichtbare Kirche und eine geistige Gemeinde Christi zu gründen sucht, finden sich auch im Protestantismus genug verkappte Päpste, die gegen die freie Verfassung reagieren, um eine neue Priesterschaft und ein neues weltliches Kirchentum zu gründen. Der bornirte, mit der Gegenwart zerfallene und bei seiner innerlichen Gestaltlosigkeit nach äußerer Haltung haschende Pietismus kann nur der Grund und Boden sein, auf welchem diese Hierarchisten die Verwirklichung ihrer reactionnären Tendenzen und die Früchte derselben erwarten. Die neueste Zeit hat hinlänglich bewiesen, was es mit dieser so sehr eifernden und hinarreisenden Frömmigkeit für eine schlimme Bewandniß hat; sie wendet sich an jede Autorität; sie conspirirt mit jeder Erscheinung außerhalb des Protestantismus, um der „minder vollkommen organisirten“ Kirche wieder aufzuhelfen, d. h. mit klaren Worten, um die eigene Persönlichkeit mit der Macht des Bischofs und des Priesters an die Stelle des freien protestantischen Geistes zu setzen.

Neben dieser wissenschaftlich und kirchlich reactionnären Frömmigkeit dürfen wir den politischen Pietismus nicht vergessen, eine nicht minder jesuitische Frömmigkeit, nur auf an-

dem Boden. Der Geist der Freiheit hat nicht allein die Wissenschaft und die Kirche reformirt, sondern er hat auch die Gestalt der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates entwickelt; er hat die politische Freiheit begründet und zählt darum auch seine Feinde von dieser Seite. Die Reactionsmänner gegen den protestantischen Staat, die Schüler Haller's, die Liebhaber und confusen Freunde mittelalterlicher Lebensformen, bemerkten ganz richtig, daß sie erst dann die Art an die Wurzel der politischen Freiheit legen, wenn sie die Religion und die Wissenschaft, die beiden Formen des freien Geistes, der sich die freie Welt schafft, in ihrer fernern Entwicklung aufhalten. Die wunderlichste Conspiration und Verbiandung mit den frommen Dunkelmännern, mit dem Pietismus, der sich zur ernsten, stillos gestaltenden Geistesmacht negativ verhält, geht aus diesen politischen Tendenzen hervor; und die fromm philosophirenden Schriften der heutigen Adelsvereine, die neuerdings gemachte „christliche“ Behauptung, daß der Adel ein „christliches, unmittelbar von Gott eingesetztes“ Institut sei, und dergleichen, das sind so die Zeichen, in welchen sich diese „schmerzliche“ verkannte Frömmigkeit offenbart. Und diese klägliche Religiosität in Bausch und Mogen, die man nur aufzuzeigen braucht, um zu überzeugen, die will der Verf. dadurch retten und beschönigen, daß er uns eine fromme Geschichte aus dem 17. Jahrhundert vorträgt? Werfen wir einen Blick auf Spener und seine Frömmigkeit und die Ungeheuerlichkeit dieser Tendenz muß sich noch mehr herausstellen.

Der dreißigjährige Krieg hatte Deutschland und auch den deutschen Protestantismus beinahe als Leiche zurückgelassen; mit der Vernichtung des politischen Lebens war die lebendige Bewegung in Kunst und Wissenschaft und die innere Entwicklung des reformatorischen Werks durch die theologische Wissenschaft abhanden gekommen: kein Gedanke, kein Princip, selbst keine bedeutende Persönlichkeit belebte und regierte die Welt des Geistes, sondern man war allein darauf bedacht von der Seite der Theologie die todtene Trümmer des 16. Jahrhunderts zu retten und das Dogma der Kirche festzuhalten. Man sieht aus diesem elenden Zustande, daß auch die Theologie verfallen und todt ist, wenn der allgemeine Geist, die allgemeine Bildung aus der Nation entweicht. Unter den heimlichen Anschlägen und verdeckten Angriffen auf die Kirche und den Glauben des Protestantismus von Seiten der Katholiken, unter den eigenen confessionellen Spaltungen, unter den Umtrieben einer Menge fanatischer Religionschwärmer und Sektenkister, die nach so viel Unglück und Zerstörung allenthalben herumtauchten, richtete sich die theologische Wissenschaft und die protestantische Geistlichkeit auf die allseitige Abwehr ihrer vielen Feinde und erschöpfte sich hierbei in polemischem Eifer und in einem dünnen, die Unterschiede der Bekenntnisse in pedantischer Breite feststellenden Scholasticismus. Auf der Kanzel wurde wie auf dem Ratheder polemisiert und Wortfechterei getrieben, so daß besonders die Predigten aus dieser Zeit ein treues Bild der geistvergesenen Zeit abgeben: in ihnen ist selten eine Spur religiöser Begeisterung, selten ein Ergreifen des sittlichen Menschen, sondern eitel Polemik, oder herzlose und ohne Empfindung vorgebrachte Moral. Da erschien Philipp Jakob Spener, der in jener einerseits unfruchtbaren, andererseits rohen und verwilderten Zeit allerdings eine andere Bedeutung und eine andere Wirksamkeit haben mußte, als er in dem vollen und allseitigen Leben der Gegenwart haben würde. Er war ein Mann von glücklichen Gaben und besaß neben der kirchlich-theologischen Bildung seiner Zeit ausgebreitete geschichtliche und politische Kenntnisse; ein Genius, der eine neue Stufe des theoretischen Geistes erstieg und den Keim einer neuen christlichen Geistesepoche legte, war er nicht: diese neue Geistesepoche, der alle, und auch die theologischen Richtungen anheimfielen, ging erst später in der Erlbnig-Wolffschen Philosophie auf. Allein Spener hatte eine vorwiegend natürliche, unmittelbare Qualität seines Wesens, es war die Innigkeit und Lebendigkeit seines Gemüths, die überwiegende Seite eines reichen Herzens, die ihn

inmitten eines Kugelspiels und dünnen Scholasticismus, dem der lebendige Geist der Wissenschaft und Religion zum todtten Buchstaben zusammenschrumpfte, eine ausgeglichene praktische Weltanschauung verschaffte und mit welcher er die Wiedergeburt des neuen Geistes unterstüzte. Das lebendige Gemüth, das zu seinem Inhalte und als Gleichgewicht das geistige Bewusstsein und die Bildung seiner Zeit in sich schließt, möge nun dieses Bewusstsein in dogmatischer oder speculativer Form auftreten, ist immer fromm, d. h. es empfindet in jedem Augenblicke und unter allen Verhältnissen die Abhängigkeit seines Daseins und Wollens von dem Höchsten, von Gott, und wird von dieser subjectiven und die Objectivität des sittlichen Bewusstseins begleitenden Empfindung in seiner Lebenspraxis befestigt und getrieben. Spener besaß diese wahre, erfüllte, sich an kein Verkenntnis bindende, von der leeren, kranken Herzensbewegung unserer Zeit verschiedene, Frömmigkeit; er empfand aber darum auch um so tiefer, daß sie seinen Zeitgenossen und besonders den Lehrern der Schule und der Kirche gänzlich mangelte. Es war deshalb das feste Ziel und der begeisterte Zweck seiner ganzen langen Thätigkeit, in den erstorbenen Gemüthern seiner Zeitgenossen die lebendige Empfindung für die Wahrheit der christlichen Offenbarung, wie sie die Kirche aufstufte, zu wecken und damit das Christenthum im religiös-sittlichen Wandel praktisch zu machen und zu verwirklichen; von diesem Gesichtspunkte ist seine segensreiche Thätigkeit zu würdigen, ist die Stellung zur Theologie des 17. Jahrhunderts, sind Ertüchtigkeiten und Wirken, die seine Richtung hier und da hervorrief, zu beurtheilen.

(Der Beschlus folgt.)

Literarische Notiz.

Die neuesten Vorgänge in Indien haben die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf dieses Land gerichtet. Die spekulierenden Bucherfabrikanten in Paris, die aufmerksam auf die Verbreitung der Tagesinteressen achten und dieselben zu befriedigen wissen, haben den literarischen Markt mit einigen, auf die indischen Verhältnisse bezüglichen Werken versehen. So hat Petit de Baroncourt, Professor am Collège Bourbon unter dem Titel: „Tableau de l'Empire britannique dans l'Inde“, das bekannte Werk des Hrn. v. Börschjörns, das sich in England ein gewisses Ansehen verschafft hat, bearbeiten lassen und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben. Ein anonymes Werk ähnlichen Titels ist gleichfalls nur nach englischen Quellen angefertigt und befriedigt nur statistische Anforderungen. Ein interessantes Werk haben wir dagegen vom geistreichen Xavier Raymond zu erwarten, der bereits in dem „Journal des débats“ mehreren englischen Schriften über Indien ausführliche Besprechungen gewidmet hat. Raymond ist schon als gewandter Kritiker bekannt und hat kürzlich Joseph's leistungswerthes Werk über die englische Expedition nach China ins Französische übersezt. Indem wir einmal Indien berührt haben, wollen wir noch auf einen gehaltreichen Artikel hinweisen, den vor kurzem die „Revue des deux mondes“ brachte. Phylaxie Charles besprach in demselben eine Reihe englischer Werke. Wie jeder Aufsatz aus der Feder dieses vielgewandten Kritikers neben der Analyse der zu besprechenden Werke noch immer eine originelle Grundidee enthält, so weist der fragliche Artikel darauf hin, wie aus dem Kampfe des englischen und indischen Elements ein neues, ein anglo-indisches hervorgeht. Gewisse Eigentümlichkeiten des englischen Menschenschlages verweisen sich; die Hindus nehmen Gebräuche ihrer Eroberer an; beide Völker nähern sich immer mehr und entfernen sich so immer mehr gleichmäßig von ihrer früheren Beschaffenheit. Diese allmähliche Vermischung, die schon lange ruhig ihren Gang verfolgt, wird einen Menschenschlag hervorbringen, der weder von Engländern noch Indiern gebildet wird und der eine eigene Zukunft im Schooße trägt.

32

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 173. —

22. Juni 1842.

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von Gustav Schwab und Friedrich Höpfer. Drei Bände. Leipzig, Teubner. 1841. 12. 3 Thlr.

Der freundliche Mann, der in Berlin, in Wesen und Schriften, durch lange Jahre eine untergegangene Literaturepoche repräsentirte, ist nun selbst schon vier Jahre aus diesem Leben geschieden. Seine Freunde und Verwandte haben es für zweckmäßig erachtet, eine Auswahl aus seinen Schriften zu veranstalten und dieselben an der Stelle von: Gesammelten Werken des verewigten Franz Horn, dem Publicum zu schenken. Eine Beschränkung, die nur zu billigen ist. Nur von den ersten Geistern der Nation ist es für das Publicum von Werth, Alles zu wissen, Alles zu besitzen; von Denen, welche mächtige Umschwünge im geistigen Leben hervorgebracht und deren Ideen und Ansichten in unserer Bildung, bewußt oder unbewußt, fortleben. Und wenn es da schon rathsam ist, doch auch von dem „Alles“ Einiges auscheiden zu lassen, um wie viel mehr bei Schriftstellern, die ihrer Zeit angehörten und nur durch ihre charakteristischen und vorzüglichern Seiten einen Anspruch haben, für die Nachwelt fortzudauern. Bei einem Schriftsteller wie der selige Horn scheint aber dieses Verfahren ganz besonders gerechtfertigt. Seine Gemüthlichkeit breitete sich gern aus über die Gegenstände, die er mit Liebe erfaßte, und man warf ihm nicht ganz mit Unrecht vor, daß er wie ein Goldschläger die Gedankenkörnelein verarbeitete, eine Anwendung, welche ihrer Zeit und für ihr Publicum wol gewirkt haben mag, die aber nicht für alle Dauer ihren Werth behält. Im Gegentheil wird es da zur Pflicht, um das Gediegene und Echte zu retten, von der freundlichen Zugabe, bei der vom Geber immer an die Beschenkten gedacht wurde, die Kometenschweif zu trennen. Daß aber Kernes genug in Horn's Schriften ist, um auf die Folgezeit überzugehen, ist außer Zweifel und die Herausgeber verdienen um ihrer Mühe willen unsern Dank. Horn selbst pflegte zu sagen: Jemand sei schon ein Dichter und als solcher anerkannt und belohnt, wenn sein Gedicht nur einem Einzigen als Poesie ins Herz dringe. Nach diesem Maßstab seiner gemüthlichen Bescheidenheit wäre er zu den glücklichsten Dichtern zu zählen, denn seine Schriften fanden viele theilnehmende Seelen und so wird es auch mit den

ausgewählten Stücken seines Nachlasses der Fall sein. Nicht eine, sondern viele seiner Ansichten und Urtheile werden Anklang finden und ihren Werth und ihre Bedeutung behalten.

Ob wir Franz Horn einen glücklichen oder einen unglücklichen Dichter nennen sollen, entscheide Jeder bei sich, je nachdem er die Güter des Lebens abwägt. Er war glücklich, weil er in sich zufrieden war, weil er einen Kreis von Freunden und Bewunderern gefunden, welche ihn theilnehmend umgaben, ihn trösteten in seinen Leiden und denen seine Worte und Blicke wie Sonnenstrahlen dünkten, die auf ihr Dasein fielen; er war glücklich, weil er mit seinem unendlich weichen Gemüthe und seiner Liebe athmenden Seele Licht und Glückseligkeit überall dahin trug, wo Andern Wolken und Trübsal entgegenblickten. Er war kein Phantast, nicht mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt; es war vielmehr seine innerste gotiselige Natur, daß ihm die Welt schön dünkte, auch wo er mitten unter ihren Verfehrtheiten allein stand und duldete. Er war ein Dulder in mehr als einem Sinne; aber, wenn auch sonst die Kraft ihm abging, darin bewies er sie in einem hohen, seltenen Grade, daß er seine Leiden so überwand, daß er seinen Umgebungen bis auf die letzten Stunden dadurch nichts weniger als lästig wurde; in seinen Schmerzen hellerte er sie vielmehr auf, und statt des Trostes zu bedürfen, theilte er ihn aus.

Ein Dulder war er, wie wenige Dichter es gewesen, wegen seines leidenden Körpers. Er zählte die Nächte in seinem ganzen Leben, in denen er der Wohlthat des Schlafes genossen. Von der Gicht geplagt, entbehrte er sogar Dessen, was so oft der einzige Trost eines Schriftstellers ist, selbst die Feder führen zu können. Zwar konnte er mit großer Anstrengung schreiben; wenn er aber mit Freude schaffen wollte, mußte er dictiren. Sein Glück hatte ihm eine Gattin zugeführt, welche ganz im Ideentrife ihres Gatten und in Bewunderung für seine Gedanken und Gefühle lebte. Sie führte statt seiner die Feder. Dies mag in gewisser Beziehung förderlich gewesen sein, z. B. für die Correctheit des Styls; welchen Abbruch thut es aber der freien Bewegung und verhindert die Wendungen, welche so oft die bezaubernde Eigentümlichkeit einer Schreibart ausmachen. Horn pflegte selbst oft zu sagen: er könne sich nicht denken, wie ein Dichter

seine Schöpfungen einem Andern in die Feder dictire. Denn dieses andere schreibende Wesen werde in den Augenblicken der Eingebung zu weit mehr als einem Instrumente; es identificire sich, wenigstens in der Phantasie des Dichtenden, mit ihm selbst, und ein gemüthliches Geßiß, der plötzlich absetze und sich umwendend spreche: wie heißt das Wort, Herr Doctor? müsse die besten Gedanken in ihrem Gebährungsproceß zurückscheuchen. Nur indem er eine liebende Gattin neben sich auf dem Sofa sitzen habe, die, ein Theil seines Selbst, mit ihm fühle, denke, ausruhe und keine Ungebuld blicken lasse, wenn er sinne, da sie Dasselbe thue, sei es ihm möglich, dictirend zu dichten. Auf die welche ~~Stimmung~~ ^{Stimmung} seiner Prosa mag dieses äußere Verhältniß von Einfluß gewesen sein. Den Grund zu seinem Krankheitszustande hatte Franz Horn schon in seiner frühesten Jugend durch zu eifriges Studiren gelegt, als Knabe schon arbeitete er bis in die tiefe Nacht und trat, wie uns seine Biographie erzählt, schon zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahre als Autor vor das Publicum. Das hatte seine Nerven angegriffen und unheilbar zerstört.

Er war ein kranker Dichter. Dies beachtete das Publicum und die Kritik ihrer Zeit nicht, und das physische Dulderthum wurde auch zu einem moralischem. Horn's frühere Schriften, kritischen, historischen und novellistischen Inhalts, hatten Theilnahme, auch Bewunderung gefunden. Das Lob gewichtiger Autoritäten hatte den viel versprechenden Jüngling ins Leben begleitet. Er sah sich in die Sphäre der ersten schöpferischen Geister versetzt, mit vielen derselben genau bekannt und befreundet. Aber die Gunst des Publicums ist wandelbar. Die Umschwünge im Geschmack gingen nach den Befreiungskriegen in schnellen Progressionen vor sich. Horn hielt sich an die alte Schiller- und Goetheverehrung, er begleitete in christlicher Bewunderung die Korpphären und Werke der romantischen Schule. Noch trat er bundesbrüderlich zu Fouqué, obgleich dessen Nordlandsreden mit den sanft gemüthlichen Gebilden seiner Novellistik wenig mehr gemein hatten als die christliche Tendenz; aber schon Hoffmann's Diabolik war seinem Wesen fremd. Und wie weit zurück liegt jetzt Hoffmann's Streben! Horn's Gemüthlichkeit stand bald in schroffem Gegensatz zu der ägerten Kritik und dem beißenden Witz, der aus dem berliner Leben in die berliner Literatur überging. Des freundlichen Mannes „Freundliche Schriften für freundliche Leser“ gaben dem bösen Willen und dem gemeinen Sinne unerschöpflichen Stoff zu bitteren und hämischen Angriffen. Diesen sah der Geselechte, in Bonne und Liebe Schwimmende sich unerwartet und plötzlich ausgesetzt und sie zerrten unverschämmt und unermüdet an seinem Rufe. Böse Belten der Art kommen für jeden Schriftsteller, besonders für diejenigen, welche von der Volksgunst eine Zeit lang im Triumph umhergezogen worden. Erst auf den Schultern getragen und dann in den Roth geworfen. Es ist ein furchtbarer Umschlag. Wohl Dem, welcher ihm die Kraft seines Bewußtseins entgegensehen und, dieser Kraft vertrauend, durch die wilden Strömungen und Wetter

weitersegeln mag. Das heitere Wetter, der blaue Himmel kommen immer wieder. Wer diese Kraft des Bewußtseins nicht hat, tröstet sich mit Illusionen; er sagt vielleicht: der Himmel ist ja blau und klar, das Schüllen des Sturmes sind nur unnütze Wuden, welche auf einer Kohlpfeife blasen; Nicht und Bedenken eines Aschenputtels. Franz Horn that weder das Eine noch das Andere. Er war zu ehrlich und fromm, um sich und Andere täuschen zu wollen. Es überkam ihn wol selbst die Ueberzeugung, daß er nicht jene dichterische Größe sei, die über die kleinen Stürme den endlichen Sieg nothwendig davontragen müsse. Er mochte sich selbst zugestehen, daß seine Kritiker in ~~Wandern~~ ^{Wandern} Recht hatten. Aber er war Mensch; irgend eine Genugthuung muß jedes Gemüth sich verschaffen und es ist so selig, gelobt werden. Nicht daß er zu den gemeinen Kunstmitteln des Claquewesens griff und sich von Anhängern loben ließ, oder in jedem Trope selbst lobte; aber er ließ, um seinen Feinden zu antworten, die gänßigen Kritiken bedeutender Stimmen über ihn abdrucken und gab sie in einem Bündchen heraus. Wäre es auf die Namen der Kritiker angekommen, dann konnte er freilich mit den autoritätvollen Namen hinter sich die kleinen, namenlosen Kläffer vor sich todtschlagen. Aber das waren Zeugnisse aus einer früheren Zeit, zum Theil höfliche Empfehlungsbriefe für den viel versprechenden Anfänger. Seine Feinde vor ihm hatten es mit dem Manne zu thun, der nicht Alles geleistet, was seine Gönner von ihm erwarteten.

Auch diese böse Zeit ging vorüber. Jeder Angriff hauchte seine Wuth aus, wenn keine positive Schöpferkraft damit verbunden ist. Seine letzten Jahre lebte Franz Horn ziemlich unangefochten. Aber es war nur eine Periode der Ruhe ohne Wirken. Seine Zeit war vorüber, seine Kräfte waren gebrochen. Den jüngsten Kämpfen gegenüber fand sein frommes Gemüth gar kein Terrain mehr, sein Arm hatte keine Waffen dagegen. So viel es anging, ignorirte er; so viel seine Liebe vermochte, verdrückte er und verhäßte, was seinen Sinn beleidigen mußte. Als junger Mann hatte er feste Streiche gegen das alte Philistertum geführt. Als alternder Mann suchte er, was seinem Sinne widerstehen mußte, zu beschönigen und dem Peinlichen, Störenden, ja dem ihm absolut Feindlichen doch eine Seite abzugewinnen, die er lieben und loben konnte.

Wie eine Erscheinung aus einer vergangenen Zeit lebte Franz Horn in den letzten Jahren in dem so veränderten Berlin. Seine Freunde, die mit ihm gestrebt, waren ausgestorben; andere hatten der Poesie den Rücken gekehrt, nur in praktischen Bestrebungen, die ihm fremd waren, verkehrend. Und er war doch so gesellig, er liebte es, was in ihm wogte, auszusprechen. Gern zog er die Jüngern an sich, belehrend, ermunternd; unter dem Scheine, sich selbst belehren, ermuntern lassen zu wollen. Die Jüngern kamen auch, aber sie blieben nicht lange. Es war ein anderes Geschlecht aufgewachsen, mit andern Augen, Sinnen, Nagen, Trachten. Sie kosteten wol den Mann der Vergangenheit, gingen aber dann ihrer

Wege; die böswilligen bespötkten ihn wol auch. Horn's Theogellesschaften waren berühmt, mußten aber bei auswärtigen Schriftstellern herhalten, und man ließ in ihnen sich alles Das repräsentiren, was die berliner ästhetische Bildung, besonders für den Süddeutschen, Defremdliches und Lächerliches hat. So brachte Wilhelm Hauff in seinem „Memoiren des Satans“ einen Theabend bei Franz Horn vor, und zwar ohne ihn zu kennen, nach der Erzählung Anderer. Horn war so freundlich, als der junge Schriftsteller später nach Berlin kam, ihn zu sich zu laden und mit Güte zu überhäufen für das Vergnügen, welches er ihm durch seine Satire bereitet.

(Der Beschluß folgt.)

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von C. A. Wildenhahn. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Bunächst tritt diese Thätigkeit Spener's, die Gemüther seiner Zeitgenossen für ein empfundenes, lebendiges Christenthum zu erwecken, in seiner Seelsorge und seiner amtlichen Wirksamkeit auf. Seine Predigten und geistlichen Schriften athmen die ergreifende Wärme eines religiösen, dem christlichen Leben ergebenden Hergens, erheben sich aber gewöhnlich nicht zu der hinreißenden Betrachtungsweise Kndt's, den er schätzte und empfahl. Die lutherische Kirche seiner Zeit vernachlässigte den Unterricht und die religiöse Erziehung der Jugend ganz, und so erwartete sich der thätige Spener das bleibende Verdienst, daß er sich der verlassenen Jugend annahm und in Frankfurt, wie in Dresden und später in Berlin den Katechismusunterricht und die catechetische Lehrmethode begründete und amtlich einführte. Nicht allein der Unterricht, sondern auch die Erbauung des religiösen Hergens und Lebens war sein festes Ziel. Um diese fromme und zur Frömmigkeit leitende Wirksamkeit in den Gemeinaden zu erhöhen, kam Spener allmählig darauf, besondere Zusammenkünfte einzuführen, die unter dem Namen Collegia pietatis die Erweckung und Bildung des religiösen Gemüths zum Zwecke hatten und in denen gewöhnlich ein Abschnitt der Bibel durchgegangen und betrachtet wurde. Er empfahl diese „ecclesiolae in ecclesia“ seinen Schülern und Anhängern, und diese stifteten nach den Kreisen ihrer Thätigkeit in den Gemeinden und selbst auf den Universitäten solche fromme Zusammenkünfte. In sich waren diese Vereine wol gut und fördernd, besonders wenn sie unter der Leitung des maßvollen und charakterfesten Spener standen; allein wie gefährlich praktisch solche Zusammenkünfte sind, wie bald sie in ein exclusives Christenthum, in Schwärmerei und das Leben und die Kirche störende Aflerte ausarten, mußte sich auch schon damals beweisen: und diesen Umstand hätte eher der Verf. als lutherischer Seelsorger zur Warnung hervorheben sollen, als die Sache von der empfehlenden Seite darstellen. Der Busskampf und das Dogma von der durchbrechenden Gnade und der geistlichen Wiedergeburt that sich in diesen Conventikeln sehr bald hervor und führte die sogenannten „Wiedergeborenen“ zu geistlichem Hochmuth, der sich in Verachtung Anderer, in feindsüchtiger Berkegerung der übrigen Seelsorger Luft machte und in kirchlichen Unordnungen allenthalben hervortrat. Hier und da schlichen sich in diese, ursprünglich reinen, Conventikel sogar die Schwärmeren und fanatischen Sekten, zu denen jene verwaorloste Zeit aufgelegt war, ein.

Die Reaction von Sekten der kirchlichen Theologie gegen die Spener'sche Wirksamkeit und Richtung blieb nicht aus; und hier ist allerdings ein Feld, auf welches wir auch unsere Zeitgenossen und namentlich den einen Theil unserer modernen Pietisten führen möchten, die uns jetzt die Theologie und die Dog-

matik jener Zeit als das Wesentliche christlichen Glaubens und christlicher Frömmigkeit aufdringen möchten: sie würden hier in einem Geschichtsspiegel ihr eigenes Wirken und ihre Gestalt erblicken. Die reformatorischen Bestrebungen Spener's in Bezug auf das theologische Studium, seiner und seiner Schüler Forderung, daß zu einer wahren Gotteserkenntnis nicht allein die Bekanntheit mit den kirchlichen Lehren, sondern die Erleuchtung des heiligen Geistes und die geistliche Wiedergeburt, d. h. nach unserm Begriffe der lebendige innere Mensch und die sittliche Reife, gehöre, ferner die Milde Spener's und Brandt's gegen die dogmatischen Unterschiede, die Vorliebe derselben zu den tiefsinnigen und religiös begeisterten Mystikern älterer und neuerer Zeit, mit einem Worte die reformatorischen Konsequenzen, zu welchen das fromme, lebendige Herz gegen eine todte und erstarrte Dogmatik trieb, leiten eine Reihe von theologischen, den alten Pietismus bekämpfenden Streitigkeiten ein, die weder zu einem Ende noch zu einem Resultate führten, weil beide Parteien einen einseitigen, über das überlieferte Dogma und die Autorität der Kirche nicht wesentlich hinausgehenden Standpunkt hatten. Es zeigt sich, daß das fromme Herz nicht, sondern allein der zum Denken getriebene Geist, der ferre und schaffende Geist ist, der die Welt und die Zeit überwindet und neue Schöpfungen des Geistes in Religion und Wissenschaft beginnt.

Wenn uns darum der Verf. das Leben und Wirken Spener's und seiner Zeitgenossen in romanhafter Form vorführt und einzig dabei diesen frommen Standpunkt festhält, so begreifen wir freilich nicht, wie er damit dem modernen Pietismus zu dem „schmerzlichen“ vermissten Ansehen bringen will, denn schon jener alte zeigt auf, daß er sowohl der Verirrung fähig ist, als auch, daß die fromme Hergensbewegung vor der Macht des Geistes und einer rationellen Gotteserkenntnis verschwinder. „Unsere“ Zeit, für die er hier das Leben Spener's erzählt, ist für geistigen und geistlichen Unterricht und Erziehung so sehr thätig und an lebendiger, das Leben und Wesen des Einzelnen heiligender, Sittlichkeit so reich, daß wir wol gerade an dieser gottesverlassenen Zeit des 17. Jahrhunderts nicht hinausschauen dürfen: und noch dazu sind es die Nationalisten, denen er die praktische Religiosität in der Vorrede so gewandt abspricht, die religiöse Bildung und Erziehung zur Welt- und zur Volksache erhoben haben. Unsere Feinde aber in dieser Rücksicht sind die modernen Pietisten.

Das Talent der Darstellung ist dem Verf. nicht abzusprechen, wenn es auch eben hier nur in einzelnen Momenten, wo er die pietistische Tendenz vergißt, hervortritt. Der junge Maler, der Schulmeister Petermann und der Candidat Kullenbrecher sind lebendige und gelungene Gestalten. Spener selbst ist viel zu sehr abstracte Tendenzfigur, als daß er auf diesen Vorzug Anspruch machen könnte; seine Geschichte bis zur Entfernung von Dresden bewegt sich zwischen breiten amtlichen Schreiben, salbungsvollen Auszügen aus seinen Schriften und historischen Äußerungen, die er gethan haben soll. Ein ästhetisches Maß ist darum an das Werk, das zwischen einem Exotischen und einer poetischen Erzählung schwelt, nicht anzuwenden.

37.

Deutsche Anliegen und Zustände von M. Lehan. Ersten Bandes erste Abtheilung. Leipzig, F. Ziescher. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

Das wunderliche Häßlein hat uns unwillkürlich in eine heitere Laune versetzt. Denn so sehr wir auch ein Freund einer reindeutigen Schreibart sind, und so sehr wir die Überzeugung haben, daß unsere so überaus reiche und bildsame Sprache die meisten Fremdwörter von sich ausstoßen und aus ihrem Eigene ersehen könnte und sollte, so würde doch die Art, wie unser Verf. in seinen einklektenden Betrachtungen „Nothwendige sprach-

Kürze Vorbemerkungen in dieser Beziehung mit unserer Sprache umspringt, oder vielmehr ganz willkürlich wirtschaftet, und so selbst in den von ihm getadelten Fehler des „Umkürzismus“ verfällt, und offenbar in eine ganz barbarische Sprache und Schreibweise hineinführt. Seine Eucht, unsere Sprache von allem „Fremdbismus“ zu reinigen, verführt ihn zu den willkürlichsten und in Wahrheit lächerlichsten Spielereien. Der Name „Deutsche, Teutsche“ ist ihm ein Stein des Ärgernisses; „es nenne sich die große Volksschaft der Germanen“, meint unser Verf., „damit nur mit einem Beiworte, gleichsam, als läme ihm eine großdeutige, hauptwortliche Benennung nicht zu.“ Deutsch „sammtgezogen aus Deutisch“ (!!) ist ihm nämlich eine Ableitung von Deut, Diet, Volk, so daß also Deutsch so viel heiße als vollstangehörig. Er will sich nun eher für die Ableitung von Teut, also für Teutsche, Teutische erklären, und findet zuletzt Teutonen, Teutonen noch großartiger und schöner. Wir unsererseits können eben nichts besonders Großartiges oder Schönes darin finden, und sollten glauben, der Verf. müsse selbst einsehen, daß sein schriftstellerischer Name und Ruf dreizehntens nicht genug Gewicht hat, um dergleichen Willkürlichkeiten das Bürgerrecht in unserer Sprache zu verschaffen. Noch belustigender und selbstamer sind folgende Sprachverrenkungen, denn anders können wir sie süßlich nicht nennen, die es unserm Verf. beliebt hat, zum Glück nur in seinem Büchlein aufzunehmen: „Abteutischen, Abgermanien, Teutonabien“, worunter er alle von „Teutonen“ abgerissenen, abgefallenen Länder (Schweiz, Holland, Belgien, Elsas) verstanden wissen will. „Germananien“ sind ihm alle Völker germanischer Zunge, Skandinavier, jedoch nicht England, wo das germanische Blut noch mehr vorherrscht, mit inbegriffen. Der Inbegriff aller europäischen Länder, wo Völker von vorzüglich germanischer Abkunft wohnen, England mit inbegriffen, heißt ihm „Germanonien“. Unter „Teutisten“ begreift unser Verf., aber freilich auch nur er, die Gesamtheit der kleinen deutschen Bundesstaaten, und ganz Teutonen, Österreich und Preußen mit inbegriffen, ist ihm „Teutallen“. Seine weiteren Erfindungen glauben wir süßlich übergehen zu können: aber ein paar von den unzähligen Wunderlichkeiten, mit denen der Verf. unsere Sprache so gar freigebig bereichern und vollständig von allem unnützligen „Fremdbismus“ reinigen möchte, glauben wir jedoch anführen zu müssen, um damit unsere Bitte an den Verf. zu rechtfertigen, doch ja in Zukunft, wenn es ihm einmal wieder bellenen sollte ein Buch, oder Büchlein zu schreiben, des Verstandnisses willen gleich ein Verkon mit beizufügen, da ihn sonst schwerlich irgend ein „Teutaler“, oder „Teutale“ oder „Teutonaler“ verstehen möchte.

So ist unser Verf. so glücklich gewesen, eine Abhülfe zur Bezeichnung des „glücklich“, seinen verschiedenen Graden nach, ausfindig zu machen; man darf nämlich nur ein „ial“, „iel“, oder „iell“ einschreiben, so hat man ein glücklicher Mensch, d. i. ein sehr glücklicher Mensch, oder ein glücklicher, d. i. nur mäßig glücklicher Mensch, oder endlich ein glücklicher, d. i. ein nur etwas vom Glücke begünstigter Mensch. Jedem falls ist unser Verf. über diese seine Einfälle — denn für mehr kann man es doch unmöglich gelten lassen — ein höchst glücklicher Mensch gewesen, und wir wollen ihm seine Vaterfreude über diese, sowie über seine anderweitigen Einfälle von ganzem Herzen gönnen, wenn er uns nur nicht anmuthen will, sie für Verbesserungen oder Bereicherungen unserer Sprache gelten zu lassen.

Es ist uns übrigens wirklich leid, daß der Verf. sein Buch mit dergleichen Abenteuerlichkeiten auskoffirt und dadurch ungenießbar gemacht hat. Denn die folgenden Abschnitte (2. Zweck und Richtung dieses Werks u. s. w. 3. Ein Bild zurück. 4. Bild auf die Gegenwart; die große Weltfrage, und unser Verhältniß, wie unsere Aufgabe zu derselben), die das staatliche Verhältniß (für politisch, wogegen wir weniger einzuwenden hätten als das von dem Verf. für Politik beliebte

„Staat“) Deutschlands zu den übrigen europäischen Völkern, namentlich Rußland und Frankreich gegenüber, erörtern und beleuchten, enthalten viel Gesundes und Beachtungswerthes, wenngleich nichts Neues, oder nicht schon vielfach Besprochenes; aber wir sind mit dem Verf. völlig darin einverstanden, daß man die uns von Rußland aus drohende Gefahr nicht oft und stark genug herausheben kann, um uns in Zeiten dagegen zu wahren, und wir sind in dieser Beziehung so sehr ein „Rußlandabier“, d. i. ein der uns bedrohenden russischen Herrschaft Widerhaariger, als er es nur immerhin sein kann. Was endlich die große Weltfrage betrifft, so möchte wol schwerlich irgend ein sterblicher Geist diese ergründen können. Wie an unserm Theile glauben, daß dies Erdenbaisin nicht Zwischziel weder für die Menschheit, noch für den einzelnen Menschen, sondern eben nur Vorbereitung für ein höheres und vollkommeneres Baisin im Jenseits ist; daß also die Menschheit, wie der Mensch im Erdenbaisin zwar nach geistig-kritischer Vollkommenheit zu streben habe, sie aber zu erreichen niemals hoffen dürfe.

73.

Literarische Notiz.

An belletristischen Neuigkeiten erschienen neuerdings in Paris: „L'homme de la nuit ou les mystères“, Roman in zwei Bänden vom Baron de Lamotte-Fangon, Verf. von „La femme du banquier“, „Mlle. de Rohan“, „Bonaparte et le Doge“, „Rol et grisette“ u. s.; „Louisa“, von August Fourier, ein kleiner, lebhaft und natürlich geschriebener Grisettenroman; „Robertine“, von Frau de Bawr; „Marceline“, von Mad. Camille Robin (2 Bde.). Von den Phantasiekräften und Erzählungen von E. T. A. Hoffmann, welcher den Franzosen als classischer Repräsentant der deutschen Romantistik zu gelten scheint und von einem französischen Kritiker der populairste unter allen deutschen Schriftstellern genannt wird (!), wird unter dem Titel „Contes fantastiques de Hoffmann, traduction nouvelle, précédée de souvenirs intimes sur la vie de l'auteur“, von P. Gysplan, eine neue Ausgabe in einem einzigen Bande angekündigt, mit 10 Kupfern und 180 in den Text gedruckten Bignetten, nach Gavarni von Brévière und Ramier ausgeführt. Der Band erscheint in 40 Lieferungen, allwöchentlich eine. Auch von Mollière's Werken erscheint eine illustrierte Ausgabe, mit 600 Zeichnungen von Tony Johannot und einer kritisch biographischen Einleitung von Str. Beuve.

2.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Naturgeschichte

für

Landwirth, Gärtner und Techniker.

Herausgegeben

von

William Löbe.

Mit 20 Tafeln.

In fünf Heften.

Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Das Werk hat gleich nach dem Erscheinen des ersten Hefts allgemeinen Beifall gefunden. Die noch fehlenden Hefte werden bis Ende dieses Jahres geliefert werden.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brochhaus.

Donnerstag,

— Nr. 174. —

23. Juni 1842.

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von Gustav Schwab und Friedrich Höpfer. Drei Bände.

(Beschluss aus Nr. 173.)

Diese Theraufende waren Horn's Bonnestunden. Früher hatte er ästhetische Vorlesungen in seinem Hause gehalten, meistens über Shakspeare. Auch angesehene Männer hatten sich als Zuhörer eingefunden. Aber auch dafür war die Zeit vorüber. Seine kritischen Blicke in die Verständnis des Briten, denen ihr großes Verdienst nicht abzusprechen ist, wurden so eingehüllt in die Franz Horn'sche Liebe und Gemüthlichkeit, daß Männern eben Shakspeare in dieser Übersetzung nicht mehr zusagen mochte. Wenn es schon Mühe kostet, in seinen gedruckten dramaturgischen Abhandlungen die treffenden Urtheile von der süßen Weise zu trennen, so wurde dies noch schwieriger, wenn man Horn mit begeisterten Blicken — Einige wollten sie verhimmelt nennen — seine Urtheile mit seinen Visionen über Shakspeare's Ideen verschmelzen sah, und das in schön konstruirten Phrasen, welche zur Shakspeare'schen Art und Weise am wenigsten paßten. Fouqué war vielleicht der letzte namhafte Mann, dem er sich anschloß, mit dem ein Seelenbund stattfand. Aber allein blieb darum Franz Horn nicht. Er hatte keine pares mehr um sich, aber eine Kirche, in deren Mitte er als ein Ideal, mit dem Heiligenschein um die Stirn, thronte.

Wir sagten schon, daß er mit seiner Gattin in einem selten schönen Liebesverhältnis lebte, welches dadurch, daß mit Beseitigung der Sinnenreize nur das Verhältnis der Pflege obwaltete, sich immer mehr verdichtete und vergeistigte. Das hinderte aber nicht, daß sich auch ein Kreis von Verehrerinnen um ihn sammelte, die zu ihm als — um etwas noch Heiligeres nicht zu profanisiren — ihren Reichvater und Seelsorger heraufblickten. Wehe dem deutschen Dichter, der, unzufrieden mit der Verehrung im großen Publicum, sich sein kleines Damenpublicum um sich her bildet, wo jeder Gedanke, jedes Wort, jeder Laut, ja wo er sicher ist, daß jede Pause entzückt; wo der Ausspruch des Dichters unschätzbare Drakelsprüche sind und es zum Majestätsverbrechen wird, wenn ein Fremder in diesem Kreise eine eigene Meinung aufzustellen wagt, welche der des Meisters entgegen ist. Das Verhältnis kann nur in Deutschland vorkommen, wo der

Gelehrte und Dichter noch immer, wenn er aus seinen vier Pfählen in die Welt hinaustritt, scheu, wie auf ungewohntem Boden geht und bei der leisesten unangenehmen Berührung sich schnell wieder in sein Haus zurückzieht. Aber er hat den Genuß gekostet, den der Umgang, das Wort, zur Menge gesprochen, und der widerhallende Beifall bereitet; er will ihn sich möglichst in seinen Mauern bereiten. Ein Männerpublicum im Kleinen um sich zu sammeln, ist nicht ausführbar; aber die Frauen sind immer bereit zu folgen, wenn der Meister ruft. Der Damentempel um Franz Horn war nach ihm geformt, wie sich das von selbst versteht. Wohlwollen, Liebe und Günstigkeit herrschten vor. Es wurde nicht verdammt und die Schönen schleuderten keine Bannsprüche. Sie waren selig, wenn der Meister den Mund aufthat, und gütig und selig, wenn sie bei den fremden Zuhörern Anklang und Theilnahme bemerkten. Der Meister preedigte Respect vor jedem Talente, dem sein mildes Christenthum eine christliche Seite abgewann. So waren denn auch die Schülerinnen, neben der Verehrung für den Meister, Verehrerinnen von vielen andern Meistern.

Einige derselben hatten es sich zur Lebensaufgabe gemacht, ihm, im edelsten Sinne des Wortes, anzugehören, seine Gesellschafterinnen, seine Führerinnen zu sein. Es ist ein bekannter Zug, der der Öffentlichkeit zu vertrauen jetzt wol erlaubt ist, daß eine dieser jungen Verehrerinnen, um ihres Franz Horn Geburtstag durch eine besondere Gabe zu feiern, nach Weimar reiste und sich für den theuern Meister von dem Altmeister eine Locke seines Silberhaars erbat. Goethe hatte die Gefälligkeit, ihr eine solche von dem spärlichen Haare seines Scheitels abzuschneiden. Eine andere Verehrerin, welche, so viel dem Ref. bekannt, seine Leiden und Freuden theilend, bis zu seinem Ende seine Hausgenossin war, setzte ihm durch eine Biographie ein frommes und schätzenswerthes Denkmal. Ein Auszug aus derselben ist dem gegenwärtigen Nachlasse beigelegt. Es war die Schriftstellerin Karoline Bernstein, die selbst durch mehrere achtungswerthe literarische Arbeiten sich hervorgethan hat. So innig war die Geistesneigung zu dem theuern Verewigten, daß sie ihn nur um kurze Zeit überlebte und nicht mehr die Herausgabe ihrer Biographie erlebte.

Daß solche Andeutungen ihr Lächerliches für den ersten

Mann haben, braucht nicht ausgesprochen zu werden; auch fehlte es nicht an mannichfachen satirischen Beleuchtungen deshalb. Aber wir leben in einer Periode, wo die Pietät nicht, wie der Pietismus zu den grassirenden Krankheiten gehört; wir dürfen um deshalb der Art verringelte Erscheinungen, wenn nicht mit Respekt gegen die deutsche und weltliche Gemüthlichkeit, die sich darin ausspricht, doch mit Schonung gegen einen geistigen Durst betrachten, der nicht zu den schlimmsten gehört. Wenn aber ein Mann und Dichter, trotz eines so andauernden, seine besten Kräfte verzehrenden Krankheitszustandes, wenn er trotz solcher Anbetungen eines entzückten Damenkreises, doch noch Werthvolles leistete, so zeugt das von einer ebenso großen Willenskraft, als seine große Liebe und Begeisterung für alles Schöne unbestritten ist. Wie viele Hunderte, in ähnlichen Tagen als Horn, wären untergegangen in Wahnwitz und Zerrissenheit. Wie Vielen wäre die Welt grau, ihr Treiben eitel erschienen; wie Mancher hätte auch an sich selbst gezweifelt. Seine Religion half ihm auf. Mit zerknicktem Körper, trug er sich doch aufrecht und schaute gen Himmel. Aber, ein wie gläubiger Christ er auch war, sein Christenthum war doch weder ein dumpfes Schweigen in Gefühlen, noch drückte es sich in Verachtung der weltlichen Herrlichkeiten aus. Im Gegentheil, er genoß, wo er genießen konnte, und hielt es für Pflicht, von der schönen Welt und ihren Strömungen so viel einzuathmen, als ihm vergönnt war. Sein Krankheitszustand erlaubte ihm wenig oder gar nicht gefellige und rauschende Freuden außer dem Hause zu suchen. Er suchte sie dafür in seinen vier Mauern zu veranstalten. Aber der Lustgenuß, das eigene Anschauen der Menschen, Häuser, Straßen war ihm ein Bedürfnis, welchem er, so oft es der Körper und die Bitterung erlaubte, nachging. Es war rührend, den kranken und doch immer wohlgenuthen Mann am Arm seiner Gattin, oder einer seiner Freundinnen durch die Linden gehen zu sehen. Er athmete, genoß, bewunderte gewiß weit mehr als irgend einer der tausend Spaziergänger, welche in Fülle der Gesundheit an ihm vorüberstreiften und denen Alles alltäglich war, was ihm stets einen neuen Reiz oder doch neue Anknüpfungspunkte für seine geistige Welt bot. Nur um noch einen Beleg dafür zu geben, daß er den niedern Freuden des Lebens nichts weniger als abgestorben war, bemerken wir die geringfügige Thatsache, daß er gern die Conditoreien besuchte und an ihren süßen Erfrischungen sich erlabte. Noch mehr, der streng religiöse Mann hielt es für keine Sünde, auch das Theater recht oft zu besuchen, ja es blieb bis zuletzt sein sehr großes Vergnügen, ob er doch auf demselben wenig von Dem fand, was seine innere Dichterswelt bewegte. Es war ihm ein Leidwesen, als sein letztes Krankenlager ihm diesen Genuß verbot.

Horn war zu Braunschweig 1781 geboren, am 19. Juli 1837 starb er in Berlin. Seine Leiche wurde ehrenvoll unter Begleitung einer großen Anzahl namhafter Männer zur Erde bestattet. Seine Gattin hat ihm ein würdiges Denkmal errichtet; ein dauerndes hat er selbst,

da er kinderlos starb, durch ein ansehnliches Vermächtniß zum Besten armer Studirender an der berliner Universität gestiftet. Seine Biographen sagen, daß Horn's Sanftmuth und Milde nicht Naturanlage und Temperament waren, sondern vielmehr durch ein bis in die späten Lebensjahre fortgesetztes hartnäckiges Kämpfen mit seinen errungen. Alles Gemeine und Unlautere habe ihn von je an bis aufs Äußerste empört, und indem er auch gegen sich selbst nie einen Fehler beschönigt, sei er durch die Selbstkämpfe zu jener geläuterten Stimmung gelangt.

Franz Horn's Muse konnte ihm, bei den angedeuteten Verhältnissen, nur gelegentliche Besuche machen. Sein Dichtersfeuer war weder ein mächtig aufstoderndes, noch ein lang andauerndes, um größere Werke zu schaffen. Auch, wo sein ganzes Ringen dahin gehen mußte den Schmerz zu überwinden, konnte ihm die sinnliche Auffassung der Begegnisse des Lebens und der Natur nicht beim Dichten inspiriren. Seine historischen Darstellungen gehören früheren Lebensperioden an; einer seiner größten socialen Romane „Die Dichter“ beruhte nur gewisse exclusive Epochen des gebildeten Lebens. Er konnte, wie alle Nachbilder „Wilhelm Meister's“ nicht auf die Nation wirken, so treffliche Schilderungen derselbe auch enthält. Seine Dichterkraft, um zu wirken, mußte sich auf gemüthliche Anschauungen einzelner Zustände, auf psychologische Prozesse beschränken. Die Herausgeber haben eine seiner beliebtesten Novellen: „Der ewige Jude“, mit Recht aufgenommen. Es war eine Aufgabe jener Zeit, die freilich heute Vielen bestreudend klingt, die großen Dissonanzen des Lebens in Harmonien aufzulösen.

Charakteristiken waren Horn's Fach. Auch in seinen letzten Schmerztagen hat er noch treffliche Bilder darin geliefert. Seine Shakspeare-Untersuchungen werden ihren Werth für künftige behalten, wenn auch die Anschauungen wechseln sollten; aber in diesen kleinen Bildern sprudelt oft eine Laune und ein Witz hervor, die ahnen lassen, was Horn, als gesunder Mann, hätte leisten können. In vielen ist eine ungemein populaire Sprache, bei einem gesunden Sinn, wogegen Horn in andern freilich nicht von der ästhetisch gelehrten Krankheit seiner Bildungsepoche frei erscheint, nämlich der Lust, Paradoxien aufzustellen. Daß er auch in letzter Zeit mit polemischem Witz gegen die Erscheinungen der Zeit aufzutreten sich veranlaßt finden konnte, beweist ein Fragment, betitelt „Neue Philosophie“.

Die Philosophie des Tages, wie sie sich wenigstens bei einer Menge von Schülern zeigt, könnte wol am besten und traurigsten als eine völlig sehnachtslose bezeichnet werden; ja, ich bin überzeugt, daß jene mit wahrem Stolz auf die Sehnacht, wie auf einen erhellten und fabelhaften Zustand, herabsehen, da sie von der echten Sehnacht keine Ahnung erschwingen können. Christoph Wagner muß sich freilich von seinem Herrn nachsagen lassen, daß er froh ist, wenn er Regenwurm findet; so steht es mit ihnen nicht: denn eher könnte man sagen, sie haben einen einzigen ungeheuer langen und sich nach allen Seiten beliebig schlängelnden Regenwurm, der sich als reiner Begriff des Seins und Rechts verflüchtigt.

Die Auswahl des Nachlasses können wir nur loben. Noch mehr aber die scharfe Schere, mit welcher die Per-

ausgeber den ~~Umfang~~ abgeschlossen haben. Die Mehrzahl der Aufsätze haben einen ebenso prägnanten als populären Charakter gewonnen, man findet darin so reichen Aufschluß über die ästhetischen, religiösen, besonders aber die dramatischen Zustände und Meinungen des letzten halben Jahrhunderts, daß das ganze Werk als ein belehrendes Schatzkästlein erscheint, werth in vieler Händen als bleibendes Hülfsbuch zu sein.

Wie Jemand, Zug für Zug ähnlich, portraitiert werden mag und doch in der Totalität als eine Caricatur erscheint, davon gibt das Vortragskupfer, Franz Horn's Porträt darstellend, eine Probe. Möchten, die ihn gekannt haben, von dem Bilde, was wir von ihm zu entwerfen suchten, nicht Dasselbe urtheilen.

15.

Der ehemalige „Globe“ und die jetzige Stellung seiner Mitarbeiter.

Die Gebrüder Schlegel im „Athenäum“ und Ruge in den „Holländischen Jahrbüchern“ haben in unserer deutschen Journalistik etwa dieselbe Rolle gespielt, wie in der französischen die Geister und Leiter des ehemaligen „Globe“. Die Schlegel begnügten sich, die herrschende Ästhetik vom Throne zu stoßen, während Ruge, nach dem Begegnen des „Globe“, die neuen Ideen bis in die socialen Verhältnisse wollte eindringen lassen. Die holländischen, jetzt „Dutchischen Jahrbücher“ haben lebhaftes Discussionen hervorgerufen, der Einfluß, den sie bis jetzt ausgeübt haben, ist gewiß schon bedeutend gewesen; aber es ist in Zweifel zu ziehen, daß ihre Wirkung so unmittelbar und so nachhaltig sein wird wie die des erwähnten französischen Journals. Napoleon hatte jedes Zeitblatt, das sein Haupt über die Spitze einer lauen Mittelmäßigkeit zu erheben versuchte, niedergehalten. So lange unter der Restauration die Censur noch herrschte, durfte die Journalistik gleichfalls keinen hohen Aufschwung nehmen. Als aber endlich die Fesseln der Presscensur abgestreift waren, begann ein neues Leben in den öffentlichen Blättern zu pulsen. Die neuen Ideen über Kunst, Literatur und Staatsverhältnisse, theils ein Erbsthum der großen Revolution, theils ein Ergebniß der nähern Bekanntschaft der Franzosen mit der Literatur anderer Völker, machten sich immer mehr Luft. Mehrere junge Geister, die von demselben mächtig durchdrungen waren, traten zusammen und stifteten im J. 1824 den „Globe“, dessen Wirkung unerschöpflich gewesen ist und auf dem wir gegenwärtig zurückkommen, weil eine kurze Geschichte dieses wichtigen Blattes und eine Reihe glänzender Schriftsteller zeigen wird, die jetzt, nach verschiedenen Seiten hin wachend, sich einen bedeutenden Namen gemacht haben.

Von Pierre Leroux, der früher Typograph gewesen und der heute unter die ersten Philosophen Frankreichs zu zählen ist, ging die Idee von der Stiftung eines neuen Blattes aus. Das Journal, das er gründen wollte, sollte eine Art literarischen Magazins, etwa nach dem Muster der gewöhnlichen Revues werden. Einem jungen, sterbenden Freunde Dubois, den er bei diesem Unternehmen zur Berathung zog, schwebte ein anderes Bild vor. Derselbe gab dem neuen Journal einen ganz andern, freieren Gang. Leroux, der damals noch seinen eigenen Kräften mißtraute, hätte sich mit einer stillern gedrückten Thätigkeit begnügt, während Dubois eine Phalanx um sich scharte, durch die er das Lager der alten Schule in Asche brachte. Ersterer hat selbst vor kurzem in der „Revue indépendante“ einige Erinnerungen aus der Blüthezeit des „Globe“ gegeben. Wir sehen, mit welcher Umsicht und mit welchem Nachdruck Dubois, der sich bereits durch eine werthvolle Bearbeitung der „Chronique de Floodoard“, in der bekannten Quellenammlung von Guizot, einen Namen gemacht hatte, der Leitung dieses Blattes vorstand.

Eine der Hauptstützen des „Globe“ war Alphonse Jouffroy, der vor wenigen Monaten, noch in jugendlicher Kraft, vom Schauplatze seiner Thätigkeit abgetreten ist. Aus seiner Feder war der berühmte Artikel „Comment les dogmes finissent“, der so entsetzliches Geschrei veranlaßte. Jouffroy war unsern Ansichten nach seit Descartes und Malebranche der philosophische Kopf in Frankreich. Lamennais ist ein überschwänglicher Träumer, ein tiefkinniger Poet, wenn man will; Leroux hat in seiner letzten Darstellung der Schelling'schen Philosophie bewiesen, wie wenig logisch er in der Entwicklung seiner Principien ist; Damiron hat philosophisches Verstandniß, aber ist doch eigentlich nur ein Nachdenker, ein philosophischer Aemulphiler, um einen Goethe'schen Ausdruck auf ihn anzuwenden; Souffin endlich ist zu eclecticisch zu Werke gegangen, um als großer Philosoph dazustehen. In Jouffroy allein war der Stoff zu einem wahren Selbstdenker. In Schärfe des Denkens, in Sicherheit der Folgerung übertrugte er alle solchen genannten Schriftsteller. In seinen Artikeln liegen Gedanken, die ein ganzes philosophisches System im Keime tragen. Jouffroy war eins der vielseitigsten Talente. Nach allen Seiten hin war er thätig. Seine „Mélanges“ enthalten Proben seiner umfassenden Kenntnisse. Er war besonders befähigt zum Historiker und hätte gewiß auch als Dichter Bedeutendes geleistet; denn er war eine künstlerische Natur. Seine Freunde haben lange einen Roman erwartet, den er versprochen hatte und der seinem Verfasser gewiß einen der ersten Plätze unter den Dichtern Frankreichs angewiesen hätte.

Guizot's Einfluß auf die Redaction des „Globe“ hat man überschätzt. Er selbst steuerte wenig zum Journal bei. Dabois, der über die Aufnahme der eingereichten Artikel entschied, traute der Aufrichtigkeit des eingefleischtesten Doctrinaires nicht und wies mehr als einmal Aufsätze zurück, die aus der Feder desselben geflossen waren. Der eigentliche Vertreter der doctrinairn Schule war A. de Rémusat, auf dessen Schultern fast die ganze Last der rein politischen Redaction des „Globe“ ruhte. Als das Blatt im J. 1828 eine ganz politische Farbe annahm, erhielt die Feder Rémusat's eine hohe Bedeutung. In den letzten Monaten vor der Julirevolution leitete er allein den „Globe“, dessen Artikel immer ungestümer, immer flammender wurden. Dubois häßte gerade die kühne Sprache des von ihm unterzeichneten Journals im Gefängniß. Rémusat hat in seinem neuesten Werke („Essai de philosophie“, 2 Bde.), das vor kurzem erschienen ist, bewiesen, daß die philosophische Richtung seines Geistes ungefähr dieselbe geblieben ist. Wir sehen in dieser Sammlung einzelner Abhandlungen, daß er für das philosophische Verstandniß im hohen Grade befähigt, zugleich aber nicht im Stande ist, den eigentlichen Faden der Philosophie um einige Knoten weiter fortzuspinnen. Wir erwähnen noch, daß Thiers, der sich damals nach allen Seiten hin versuchte, nur einige Artikel über die pariser Gemäldeausstellung für den „Globe“ schrieb. Ubrigens gefallt er sich noch gegenwärtig in der Rolle eines Kunstkenners. Merkwürdigerweise ist der beste Artikel, den Guizot im „Globe“ hat einrücken lassen, die Besprechung eines Gemäldes von Gérard. Auch Duvergier de Launay, der bekanntlich jetzt einer der einschreibendsten französischen Pamphletisten ist, bewegte sich damals fast ausschließlich auf dem Gebiete der Ästhetik. Er war Einer von denen, die im Streite des Glasficismus mit der neuen Schule mehr zum ersten hinneigte, während in derselben Zeitschrift Leroux, Dubois, Etc. Beweise sich enthielten für die aufstauende romantische Richtung anzusprechen.

Fast alle Mitarbeiter am „Globe“ haben späterhin eine Rolle, sei es in der Politik, sei es in der Literatur, gespielt. Duchatell und Blot gehörten zu den eifrigsten Bekennern der neuen politischen Ideen, die vom „Globe“ in Umlauf gebracht wurden, die aber gegenwärtig von beiden gegen Positivismus aufgegeben zu sein scheinen. Barante hat einen einzigen Artikel geschrieben. Auch Trognon, der jetzt Erzherzog der Prinzen ist und der sich durch Untersuchungen über französische Geschichte

gungen lenken, der versteht nichts von ihren Bedürfnissen und ihren Wünschen — oder er behauptet aus eigenthümlichen Gründen, was er selbst nicht glaubt. (S. 79.)

Freilich kann Niemand die unmittelbare Wichtigkeit des auferwachten Slavismus für die nächste Zukunft der europäischen Staaten ableugnen. Sollte es auch der Diplomatie gelingen, den Ausbruch der Streitigkeiten, wie sie sich über die Verhältnisse des Orients herausstellen, noch eine Zeit lang hinzubalten, so müssen die Reibungen doch über kurz oder lang zum offenen Kampfe führen.

Auf die Entscheidung dieses werden die slawischen Völker einen entscheidenden Einfluß üben. Darum liegt viel daran, daß sie jener Zeitpunkt nicht unvorbereitet überrasche: — denn was, wie wir oben behauptet haben, den Interessen der slawischen Völker nicht entspricht und von den entferntesten Völkern niemals gewollt werden wird, von dem besorgen wir gleichwohl selbst, daß es ein unheilvolles Weil im entscheidenden Augenblicke verurtheilen könne, zumal wenn es in seinem Nationalgefühl gekränkt worden und deshalb sein Urtheil befangen ist, — im ersten Taumel jugendlichen Selbstgefühls, den Rath wahrer Freunde verachtend, verderbliche Bahnen einzuschlagen. (S. 80.)

Wir können nicht umhin, einzugestehen, daß, so deutlich und klar auch der Idergang des geehrten Verf. über den Panславismus, seine Tendenz und Gefährlichkeit vor unsern Augen daliegt, uns dennoch ein schärferes Charakteristikon des Wesens des Panславismus, wie er sich in Böhmen ausgebildet und nach und nach auch zu den übrigen Slaven verbreitet hat, ein tieferes Eingehen in den Kreis seiner Wirksamkeit und seiner Wirkungsfähigkeit, eine genauere Darlegung der nächsten Bestrebungen desselben aus mehr als einem Grunde gut und wünschenswerth erschienen wäre. Einmal schon knüpfen sich in Deutschland, ich kann sagen, beinahe allgemein an das Wort „Panславismus“ eine solche Unzahl grundfalscher Ideen von geheimen politischen Verbindungen, slawischen Propaganden, russischer Politik und — wie erst vor einiger Zeit ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ in einem langen Artikel über Livland — von wilder „Barbarenwuth“ und dem „Vandalismus“ der slawisch-asiatischen „Horden“; man verwechselt so häufig slawisches Volksthum mit Russismus, um mich dieses echt barbarischen Wortes zu bedienen, Zarenthum, Knute und Sibirien, daß es an der Zeit ist, unsern achtbaren Nachbarn, welche nur unser Streben verkennten, wenn sie es nicht würdigen, endlich einmal zu zeigen und frei und offen einzugestehen, was wir wollen und wie? Dann aber regt sich in dem deutschen Leser bei Betrachtung slawischer Verhältnisse unwillkürlich und oft unbewußt die alte, durch die Geschichte leider nur zu sehr begründete Abneigung dieser beiden Völker gegeneinander, es dringt sich ihm die dunkle, aber unabwiesliche Ahnung auf, daß auch die Völker des Ostens, welche bisher nur als Bollwerk für die Civilisation gegen den Andrang asiatischer Horden dienten, unter allen den Kämpfen und Stürmen allmählig herangewachsen sind, um ein schweres Gevolk in die politischen Wagschalen Europas zu legen. Und können wir es ihnen verargen, wenn sie mit besorgtem Blicke uns zusehen: „Was beglänzt Ihr?“ Eine genügende Ant-

wort können sie jetzt nur von uns und von uns allein empfangen.

Von S. 81 an bespricht der Verf. das Verhältniß der slawischen Bewegungen in Böhmen, Mähren, Ungarn und den südlichen Ländern zur österreichischen Monarchie. Er widerspricht der Behauptung, Oesterreich sei ein deutscher Staat, sowie der Meinung, „daß das erwachende Nationalgefühl verschiedener, unter einem Scepter vereinigter Völker sie nothwendig auseinander treibe“; behauptet vielmehr, „daß es ein Princip der österreichischen Regierung ist, die verschiedenen Nationalitäten, über die sie gebietet, in ihrer freien Entwicklung nicht zu hemmen“; ja, glaubt sogar, „daß die österreichische Monarchie recht eigentlich dazu berufen ist, dieses wahrhaft liberale Princip vor den Augen Europas zu verwirklichen“. (S. 82.) Wir können in diese Ansicht des Verf. nicht unbedingt einstimmen; vielmehr zwingt uns gerade das Zusätsliche in der Art, wie sich der österreichische Staat herausgebildet (der Verf. bespricht das S. 82—84), sowie die geringe Energie, welche sich bisher in der innern Verwaltung Oesterreichs gezeigt hat, diese so blindlings zusammengefallenen Theile zu einem organischen Ganzen zu vereinen; Alles dieses, wie so manche Einzelheiten, welche nur bei einer längern Beobachtung der verschiedenartigen Elemente, aus welchen dieser Staat zusammengesetzt ist, und der gegenseitige Einfluß derselben zwingen uns zu der Meinung, ein ganz anderes Schicksal stehe dem österreichischen Staate bevor. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß die Zerstückelung, in welche die verschiedenen Völkerschaften Oesterreichs gerissen sind, indem eines immer von mehreren andern so fest eingeklemmt gehalten wird, daß es jeden Augenblick von den Nachbarn zermalmt werden könnte, den Bewohnern dieses Staates eine feste Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Ganzen wol wünschenswerth macht. Allein jene Zerstückelung ist nur zum Theil bedeutsam; denn immer noch sitzen in Salzburg, den beiden Erzherzogthümern, Tirol, Nordsteiermark und Westungarn, dann in Böhmen (mit Ausschluß des Nordgrenzstrichs), Mähren und Nordungarn, ferner in Mittel- und Südsteiermark, Illyrien, Kroatien, Slavonien und Südungarn, endlich Italien so compacte Massen, daß sie sich leicht vereinigen können. Dabei sind einzelne Hauptstädte gegen die andern offenbar so zurückgesetzt, daß eine tiefgefühlte Erkenntniß dieses Mißverhältnisses, wenn sie nicht schon da ist, jeden Augenblick zu erwachen droht. Aufhalten läßt sich diese Erkenntniß nicht, das haben Oesterreichs Staatsmänner durch eine Erfahrung von nahe an 40 Jahren endlich einsehen gelernt; so gibt es also nur ein Mittel, das gekränkte Gefühl zu versöhnen; die Herstellung aller Nationalitäten, gegründet „auf die gegenseitige Achtung der Individualität der Völker“, welche Graf Thun als das Princip angibt, das „den Bestand der österreichischen Monarchie sichere“. Dabei muß das deutsche Element das Organ der Regierung bleiben, wie bisher; aber den Landesprachen muß, außer den obersten Verwaltungsbehörden, gleiche Berechtigung zuerkannt werden. Nur so kann die österreichische Regierung

mit Sicherheit den Boden in Besitz nehmen, der jetzt unter ihren Füßen schwankt.

In der kurzen Übersicht, die wir den Lesern dieser Blätter von dem Buche des Grafen Thun gaben, dürften einzelne Sachen Manchem in einem weniger klaren Lichte erscheinen, als er wol wünschte. Allein bei der Beschränktheit des Raumes in diesen der deutschen Literatur gewidmeten Blättern war das wol nicht gut anders thumlich; auch lag es nicht in unserer Absicht, das ganze Buch wiederzugeben; wir müssen daher auf dasselbe selbst hinweisen, wen der Gegenstand näher berührt. Daraus jedoch müssen wir aufmerksam machen, daß die Vorrede im März 1841 unterzeichnet ist und das Buch selbst erst im März 1842 in Druck kam. Daß daran weder Verf. noch Buchhändler Schuld war, läßt sich fast mit Gewissheit behaupten. Ubrigens zeigt sich im Ganzen eine Freiheit der Censur, wie wir sie in Österreich bisher noch nie gefunden.

J. P. Jordan.

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere. Von C. A. Wilkenhahn. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Und nun, lieber Leser, was hältst du von dem Pietismus Spener?“ Mit dieser Frage schließt der Verf. seinen geistlichen Roman, der den Namen und die Sache des Pietismus zu dem „schmerzlich“ vermischten Ansehen, zu neuer Ehre und Würde bringen soll, indem in dem Buche das Leben des frommen Spener und die Geschichte einer sogenannten geistlichen Webergebet der Gegenwart der Darstellung gewesen ist. Jedermann wird wol dem Verf. bestimmen, daß der ehrwürdige Spener ein ausgezeichneter Charakter und ein Mann von großer christlicher Wirksamkeit gewesen; aber freilich läßt sich daraus auch nicht die geringste glänzende Anwendung auf die Geschichte unseres modernen Pietismus machen; der bleibt immer ein geistlicher Greuel und ein tiefer Abfall des einen Theils der protestantischen Welt von dem Principe der Reformation und der christlichen Wahrheit. Seitdem der moderne Pietismus nicht allein durch die Wissenschaft, sondern noch mehr durch seine eigene Praxis seine ganze Heilslosigkeit und Blöße immer freier ausgedrückt hat, zeigt er nicht ungerne auf die ehrwürdige Gestalt Spener's und auf die fromme Richtung des 17. Jahrhunderts hin, obgleich die Bedingungen, der Verlauf, das Resultat des antiquirten Pietismus von der Natur und der Entwicklung der modernen Frommthuerei ganz und gar verschieden sind und kaum mehr als den Namen gemein haben. Denn während der Spener'sche Pietismus seinem Wesen und seiner Stellung noch auf die Vollendung und die Entwicklung des geistigen Lebens seiner Zeit hinarbeitete und darin wesentlich wirkte, stellt sich die moderne Frömmigkeit vielmehr als eine Desorganisation des Geistes heraus, die die Empfindung über den Gedanken, das unsere Gemüth über die Macht des selbständigen Geistes erhebt. Wir dürfen nur oberflächlich auf die Elemente der modernen Frömmigkeit sehen, um sie als kranke, desorganisirende Richtung zu erkennen. Wie gewöhnlich nach großen physischen und moralischen Anstrengungen eine ganz Nothwendigkeit des übrigen Geisteslebens gesteigerte Gemüthsanspannung eintritt, so zeigte sich auch in Deutschland nach den letzten großen politischen Umwälzungen eine solche einseitige Geistesrichtung, die sich auf dem religiösen Gebiete alsbald in einer außerordentlichen Neigung zu religiöser Gefühlschwelgerei kundgab; seitdem sind wir mit dieser „schmerzlich“ verkannten Religiosität im Ganzen und Großen beglückt, die ansetzt und sich fortpflanzt, wie jedes psychische Leiden. Bald beghet dieser, wir möchten sagen, natür-

liche Pietismus seinen gewöhnlichen passiven Charakter und äußerte sich nur in separatistischen Gankstelen und einer kindischen Liebelei mit den kirchlichen Dogmen, bald sahen wir ihn auch in phantastische Schwärmerie übergehen, die ganze Gemeinden und Gesellschaften in ihre Strudel zog und in dem Propheetenthume und der Muckerrei unserer Zeit unfehlbar den höchsten Gipfel religiöser Verirrung erreicht hat. Allein dieses rein psychische Element des modernen Pietismus ist nicht das einzige, auch nicht das gefährliche; es ist als eine, wenn auch langwierige, Krankheit immer vorübergehend und ohne geschichtliche Gestaltungsfähigkeit. Der „schmerzlich“ verkannte Pietismus hat noch eine andere Seite. Der großen Zahl Einzelner nicht zu gedenken, die sich aus sittlicher Leere und Zerrüttung der Kopfhängerei ergeben, befindet sich innerhalb des Pietismus eine compacte Masse, die in ihrer negativen Stellung zum bürgerlichen Leben und zur Geschichte der Gegenwart in jener bornirten Frömmigkeit den Boden für ihre reactionären Tendenzen findet und nach dem Spruchworte: „Gibt man dem Teufel die Hand, so nimmt er auch das Herz“, mit mehr oder weniger Ernst in die Krankheit selbst verfallen: dies ist das jesuitische Element des modernen Pietismus, der dadurch nachhaltig, bewußt und willensstättig und hiermit ein wahrer Feind unserer geschichtlichen Gegenwart geworden ist.

Der Grund und die Tendenz einer solchen Frömmigkeit ist ebenso zusammengesetzt als ursprünglich verschieden. Je mehr nämlich ein tüchtiger Rationalismus und die Philosophie des Geistes die theologische Wissenschaft und das Christenthum von der Autorität und dem dogmatischen Scholasticismus des 16. Jahrhunderts befreit, um so bedeutungsloser und ärmlischer wird die Stellung Derer, die den starren Kirchenglauben ohne alle Vermittelung der Wissenschaft festhalten und unter der Entschuldigung von „Austläuterung“ und geistigem „Hochmuth“ das Leben und die Bewegung des Geistes abweisen. Allein das Gefühl, daß Einem die Zeit über den Kopf wächst, ist immer peinlich; und so treibt diese zurückgebliebenen das Bewußtsein der geistigen Armut und Verlassenheit inmitten des Reichthums moderner Geistesbildung gewöhnlich mit dem ganzen Rüßzeuge einer tradirten Gläubigkeit der frommen Richtung, dem Pietismus, zu, der ihnen entgegentritt, der sie tröftet und der ihnen so gern die Anstrengung des Denkens und Forschens erspart. Mit einer gewissen innern Rechtfertigung und voll Partheihaft stehen dann diese unwillkürlichen Convertiten gegen den freien Geist und die freie Wissenschaft auf und suchen ihn, wenn auch nicht durch die Waffen des Geistes, doch durch politische Denunciationen zu bekämpfen.

Dem dogmatischen Pietismus, wie wir ihn hier angeführt, steht der hierarchische Pietismus ergänzend zur Seite. Während der freie Protestantismus die Kirche immer mehr von den Formen einer unchristlichen Hierarchie entleert und anstatt des weltlichen Priesterthums eine freie, unsichtbare Kirche und eine geistige Gemeinde Christi zu gründen sucht, finden sich auch im Protestantismus genug verkappte Päpste, die gegen die freie Verfassung reagieren, um eine neue Priesterchaft und ein neues weltliches Kirchenthum zu gründen. Der bornirte, mit der Gegenwart zerfallene und bei seiner innerlichen Gestaltlosigkeit nach äußerer Haltung haschende Pietismus kann nur der Grund und Boden sein, auf welchem diese Hierarchisten die Verwirklichung ihrer reactionären Tendenzen und die Früchte derselben erwarten. — Die neueste Zeit hat hinlänglich bewiesen, was es mit dieser so sehr eifernden und hinarbeitenden Frömmigkeit für eine schlimme Bewandniß hat; sie wendet sich an jede Autorität; sie conspiret mit jeder Erscheinung außerhalb des Protestantismus, um der „minder vollkommen organisirten“ Kirche wieder aufzuhelfen, d. h. mit klaren Worten, um die eigene Persönlichkeit mit der Macht des Bischofs und des Priesters an die Stelle des freien protestantischen Geistes zu setzen.

Neben dieser wissenschaftlich und kirchlich reactionären Frömmigkeit dürfen wir den politischen Pietismus nicht vergessen, eine nicht minder jesuitische Frömmigkeit, nur auf an-

dem Boden. Der Geist der Freiheit hat nicht allein die Wissenschaft und die Kirche reformirt, sondern er hat auch die Gesellschaft der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates entwickelt; er hat die politische Freiheit begründet und zählt darum auch seine Feinde von dieser Seite. Die Reactionsmänner gegen den protestantischen Staat, die Schüler Haller's, die Liebhaber und confusen Freunde mittelalterlicher Lebensformen, bewerteten ganz richtig, daß sie erst dann die Art an die Wurzel der politischen Freiheit legen, wenn sie die Religion und die Wissenschaft, die beiden Formen des freien Geistes, der sich die freie Welt schafft, in ihrer ferneren Entwicklung aufhalten. Die wunderlichste Conspiration und Verblüdung mit den frommen Dunkelmännern, mit dem Pietismus, der sich zur ernsten, stillschweigenden Selbstmacht negativ verhält, geht aus diesen politischen Tendenzen hervor; und die fromm philosophirenden Schriften der heutigen Abelsvereine, die neuerdings gemachte „christliche“ Behauptung, daß der Adel ein „christliches, unmittelbar von Gott eingesetztes“ Institut sei, und dergleichen, das sind so die Zeichen, in welchen sich diese „schmerzliche“ verkannte Frömmigkeit offenbart. Und diese klägliche Religiosität in Bausch und Wogen, die man nur aufzuzeigen braucht, um zu überzeugen, die will der Verf. dadurch retten und beschönigen, daß er uns eine fromme Geschichte aus dem 17. Jahrhundert vorträgt? Werfen wir einen Blick auf Spener und seine Frömmigkeit und die Ungehörigkeit dieser Tendenz muß sich noch mehr herausstellen.

Der dreißigjährige Krieg hatte Deutschland und auch den deutschen Protestantismus beinahe als Leiche zurückgelassen; mit der Vernichtung des politischen Lebens war die lebendige Bewegung in Kunst und Wissenschaft und die innere Entwicklung des reformatorischen Werks durch die theologische Wissenschaft abhanden gekommen: kein Gedanke, kein Princip, selbst keine bedeutende Persönlichkeit belebte und regierte die Welt des Geistes, sondern man war allein darauf bedacht von der Seite der Theologie die todtten Trümmer des 16. Jahrhunderts zu retten und das Dogma der Kirche festzuhalten. Man sieht aus diesem elenden Zustande, daß auch die Theologie verlassen und todt ist, wenn der allgemeine Geist, die allgemeine Bildung aus der Nation entweicht. Unter den heimlichen Anschlägen und verdeckten Angriffen auf die Kirche und den Glauben des Protestantismus von Seiten der Katholiken, unter den eigenen confessionellen Spaltungen, unter den Umtrieben einer Menge fanatischer Religionschwärmer und Sektenstifter, die nach so viel Unglück und Zerstörung allenthalben heraufstaueten, richtete sich die theologische Wissenschaft und die protestantische Wissenschaft auf die alleinige Abwehr ihrer vielen Feinde und erschöpfte sich hierbei in polemischem Eifer und in einem dünnen, die Unterschiede der Bekenntnisse in pedantischer Breite feststellenden Scholasticismus. Auf der Kanzel wurde wie auf dem Katheder polemisiert und Wortfechterei getrieben, sodas besonders die Predigten aus dieser Zeit ein trauriges Bild der geistesvergesenen Zeit abgeben: in ihnen ist selten eine Spur religiöser Begeisterung, selten ein Ergreifen des sittlichen Menschen, sondern eitel Polemik, oder herzlose und ohne Empfindung vorgetragene Moral. Da erschien Philipp Jakob Spener, der in jener einerseits unfruchtbaren, andererseits rohen und verwilderten Zeit allerdings eine andere Bedeutung und eine andere Wirksamkeit haben mußte, als er in dem vollen und allseitigen Leben der Gegenwart haben würde. Er war ein Mann von glücklichen Gaben und besaß neben der kirchlich-theologischen Bildung seiner Zeit ausgebreitete geschichtliche und politische Kenntnisse; ein Genius, der eine neue Stufe des theoretischen Geistes erstieg und den Keim einer neuen christlichen Geistesepoche legte, war er nicht: diese neue Geistesepoche, der alle, und auch die theologischen Richtungen anheimfielen, ging erst später in der Leibniz-Wolffschen Philosophie auf. Allein Spener hatte eine vorwiegend natürliche, unmittelbare Qualität seines Wesens, es war die Innigkeit und Lebendigkeit seines Gemüths, die überwiegende Seite eines reichen Herzens, die ihn

inmitten eines Kugelspiels und dünnen Scholasticismus, dem der lebendige Geist der Wissenschaft und Religion zum todtten Buchstaben zusammenschrumpfte, eine ausgeglichene praktische Weltanschauung verschaffte und mit welcher er die Wiegeburt des neuen Geistes unterstüzte. Das lebendige Gemüth, das zu seinem Inhalte und als Gleichgewicht das geistige Bewußtsein und die Bildung seiner Zeit in sich schloß, möge nun dieses Bewußtsein in dogmatischer oder speculativer Form auftreten, ist immer fromm, d. h. es empfindet in jedem Augenblicke und unter allen Verhältnissen die Abhängigkeit seines Ichs und Wollens von dem Höchsten, von Gott, und wird von dieser subjectiven und die Objectivität des sittlichen Bewußtseins begleitenden Empfindung in seiner Lebenspraxis befestigt und getrieben. Spener daß diese wahre, erfüllte, sich an kein Verkenntnis blinde, von der leeren, kranken Herzensbewegung unserer Zeit verschiedene, Frömmigkeit; er empfand aber darum auch um so tiefer, daß sie seinen Zeitgenossen und besonders dem Lehramt der Schule und der Kirche gänzlich mangelte. Es war deshalb das feste Ziel und der begeisterte Zweck seiner ganzen langen Thätigkeit, in den erforderlichen Gemüthern seiner Zeitgenossen die lebendige Empfindung für die Wahrheit der christlichen Offenbarung, wie sie die Kirche aufstelte, zu wecken und damit das Christenthum im religiös-sittlichen Wandel praktisch zu machen und zu verwirklichen; von diesem Gesichtspunkte ist seine segensreiche Thätigkeit zu würdigen, ist die Streckung zur Theologie des 17. Jahrhunderts, sind Streitigkeiten und Wirren, die seine Richtung hier und da hervorrief, zu beurtheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die neuesten Vorgänge in Indien haben die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf dieses Land gerichtet. Die spekulirenden Bucherfabrikanten in Paris, die aufmerksam auf die Stimmung der Tagesinteressen achten und dieselben zu befriedigen wissen, haben den literarischen Markt mit einigen, auf die indischen Verhältnisse bezüglichen Werken versehen. So hat Petit de Baroncourt, Professor am College Bourbon unter dem Titel: „Tableau de l'Empire britannique dans l'Inde“, das bekannte Werk des Hrn. v. Blyth, das sich in England ein gewisses Ansehen verschafft hat, bearbeiten lassen und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben. Ein anonymes Werk ähnlichen Titels ist gleichfalls nur nach englischen Quellen angefertigt und befriedigt nur kritische Anforderungen. Ein interessantes Werk haben wir dagegen vom gelehrten Kavaler Raymond zu erwarten, der bereits in dem „Journal des débats“ mehrere englischen Schriften über Indien ausführliche Besprechungen gewidmet hat. Raymond ist schon als gewandter Kritiker bekannt und hat kürzlich Tocqueville's lehrreiches Werk über die englische Expedition nach China ins Französische übersetzt. Indem wir einmal Indien berührt haben, wollen wir noch auf einen gehaltreichen Artikel hinweisen, den vor kurzem die „Revue des deux mondes“ brachte. Philastre Charles besprach in demselben eine Reihe englischer Werke. Wie jeder Aufsatz aus der Feder dieses vielseitigen Kritikers neben der Analyse der zu besprechenden Werke noch immer eine originelle Grundidee enthält, so weist der fragliche Artikel darauf hin, wie aus dem Kampfe des englischen und indischen Elements ein neues, ein anglo-indisches hervorgeht. Gewisse Eigentümlichkeiten des englischen Menschenschlages vermischen sich; die Hindus nehmen Gebräuche ihrer Eroberer an; beide Rassen nähern sich immer mehr und entfernen sich so immer mehr gleichmäßig von ihrer früheren Beschaffenheit. Diese allmähliche Vermischung, die schon lange ruhig ihren Gang verfolgt, wird einen Menschenschlag hervorbringen, der weder von Engländern noch Indiern gebildet wird und der eine eigene Zukunft im Schooße trägt.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 173.

22. Juni 1842.

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von Gustav Schwab und Friedrich Förster. Drei Bände. Leipzig, Teubner. 1841. 12. 3 Thlr.

Der freundliche Mann, der in Berlin, in Wesen und Schriften, durch lange Jahre eine untergegangene Literaturepoche repräsentirte, ist nun selbst schon vier Jahre aus diesem Leben geschieden. Seine Freunde und Verwandten haben es für zweckmäßig erachtet, eine Auswahl aus seinen Schriften zu veranstalten und dieselben an der Stelle von: Gesammelten Werken des verewigten Franz Horn, dem Publicum zu schenken. Eine Beschränkung, die nur zu billigen ist. Nur von den ersten Geistern der Nation ist es für das Publicum von Werth, Alles zu wissen, Alles zu besitzen; von denen, welche mächtige Umschwünge im geistigen Leben hervorgebracht und deren Ideen und Ansichten in unserer Bildung, bewußt oder unbewußt, fortleben. Und wenn es da schon rathsam ist, doch auch von dem „Alles“ Einiges ausscheiden zu lassen, um wie viel mehr bei Schriftstellern, die ihrer Zeit angehörten und nur durch ihre charakteristischen und vorzüglichern Seiten einen Anspruch haben, für die Nachwelt fortzudauern. Bei einem Schriftsteller wie der selige Horn scheint aber dieses Verfahren ganz besonders gerechtfertigt. Seine Gemüthlichkeit breitete sich gern aus über die Gegenstände, die er mit Liebe erfaßte, und man warf ihm nicht ganz mit Unrecht vor, daß er wie ein Goldschläger die Gedankenkörnlein verarbeitete, eine Anwendung, welche ihrer Zeit und für ihr Publicum wol gewirkt haben mag, die aber nicht für alle Dauer ihren Werth behält. Im Gegentheil wird es da zur Pflicht, um das Gediegene und Echte zu retten, von der freundlichen Zugabe, bei der vom Geber immer an die Beschenkten gedacht wurde, die Kommetenschweife zu trennen. Daß aber Kernes genug in Horn's Schriften ist, um auf die Folgezeit überzugehen, ist außer Zweifel und die Herausgeber verdienen um ihrer Mühe willen unsern Dank. Horn selbst pflegte zu sagen: Jemand sei schon ein Dichter und als solcher anerkannt und belohnt, wenn sein Gedicht nur einem Einzigen als Poesie ins Herz dringe. Nach diesem Maßstab seiner gemüthlichen Bescheidenheit wäre er zu den glücklichen Dichtern zu zählen, denn seine Schriften fanden viele theilnehmende Seelen und so wird es auch mit den

ausgewählten Stücken seines Nachlasses der Fall sein. Nicht eine, sondern viele seiner Ansichten und Urtheile werden Anklang finden und ihren Werth und ihre Bedeutung behalten.

Ob wir Franz Horn einen glücklichen oder einen unglücklichen Dichter nennen sollen, entscheide Jeder bei sich, je nachdem er die Güter des Lebens abwägt. Er war glücklich, weil er in sich zufrieden war, weil er einen Kreis von Freunden und Bewunderern gefunden, welche ihn theilnehmend umgaben, ihn trösteten in seinen Leiden und denen seine Worte und Blicke wie Sonnenstrahlen dünkten, die auf ihr Dasein fielen; er war glücklich, weil er mit seinem unendlich weichen Gemüthe und seiner Liebe ausathmenden Seele Licht und Glückseligkeit überall dahin trug, wo Andern Wolken und Trübsal entgegenblickten. Er war kein Phantast, nicht mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt; es war vielmehr seine innerste gotiselige Natur, daß ihm die Welt schön dünkte, auch wo er mitten unter ihren Verfehrtheiten allein stand und duldete. Er war ein Dulder in mehr als einem Sinne; aber, wenn auch sonst die Kraft ihm abging, darin bewies er sie in einem hohen, seltenen Grade, daß er seine Leiden so überwand, daß er seinen Umgebungen bis auf die letzten Stunden dadurch nichts weniger als lästig wurde; in seinen Schmerzen hesterte er sie vielmehr auf, und statt des Trostes zu bedürfen, theilte er ihn aus.

Ein Dulder war er, wie wenige Dichter es gewesen, wegen seines leidenden Körpers. Er zählte die Nächte in seinem ganzen Leben, in denen er der Wohlthat des Schlafes genossen. Von der Gicht geplagt, entbehrte er sogar Dessen, was so oft der einzige Trost eines Schriftstellers ist, selbst die Feder führen zu können. Zwar konnte er mit großer Anstrengung schreiben; wenn er aber mit Freude schaffen wollte, mußte er dictiren. Sein Glück hatte ihm eine Gattin zugeführt, welche ganz im Idyllenreife ihres Gatten und in Bewunderung für seine Gedanken und Gefühle lebte. Sie führte statt seiner die Feder. Dies mag in gewisser Beziehung förderlich gewesen sein, z. B. für die Correctheit des Styls; welchen Abbruch thut es aber der freien Bewegung und verhindert die Wendungen, welche so oft die bezaubernde Eigenthümlichkeit einer Schreibart ausmachen. Horn pflegte selbst oft zu sagen: er könne sich nicht denken, wie ein Dichter

seine Schöpfungen einem Andern in die Feder dictire. Denn dieses andere schreibende Wesen werde in den Augenblicken der Eingebung zu weit mehr als einem Instrumente; es identificire sich, wenigstens in der Phantasie des Dichtenden, mit ihm selbst, und ein gemüthliches Copist, der plötzlich absetze und sich umwandelnd spreche: wie heißt das Wort, Herr Doctor? müsse die besten Gedanken in ihrem Gedährungsproceß zurückscheuchen. Nur indem er eine liebende Gattin neben sich auf dem Sofa sitzen habe, die, ein Theil seines Selbst, mit ihm fühle, denke, ausruhe und keine Ungeduld blicken lasse, wenn er sinne, da sie Dasselbe thue, sei es ihm möglich, dictirend zu dichten. Auf die weiche Gliederung seiner Prosa mag dieses äußere Verhältniß von Einfluß gewesen sein. Den Grund zu seinem Krankheitszustande hatte Franz Horn schon in seiner frühesten Jugend durch zu eifriges Studiren gelegt, als Knabe schon arbeitete er bis in die tiefe Nacht und trat, wie uns seine Biographie erzählt, schon zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahre als Autor vor das Publicum. Das hatte seine Nerven angegriffen und unheilbar zerstört.

Er war ein kranker Dichter. Dies beachtete das Publicum und die Kritik ihrer Zeit nicht, und das physische Duldbarthum wurde auch zu einem moralischen. Horn's frühere Schriften, kritischen, historischen und novellistischen Inhalts, hatten Theilnahme, auch Bewunderung gefunden. Das Lob gewichtiger Autoritäten hatte den viel versprechenden Jüngling ins Leben begleitet. Er sah sich in die Sphäre der ersten schöpferischen Geister versetzt, mit vielen derselben genau bekannt und befreundet. Aber die Gunst des Publicums ist wandelbar. Die Umschwünge im Geschmack gingen nach den Befreiungskriegen in schnellen Progressionen vor sich. Horn hielt sich an die alte Schiller- und Goetheverehrung, er begleitete in christlicher Bewunderung die Koryphäen und Werke der romantischen Schule. Noch trat er bundesbrüderlich zu Fouqué, obgleich dessen Nordlandsrecken mit den sanft gemüthlichen Gebilden seiner Novellistik wenig mehr gemein hatten als die christliche Tendenz; aber schon Hoffmann's Diabolik war seinem Wesen fremd. Und wie weit zurück liegt jetzt Hoffmann's Streben! Horn's Gemüthlichkeit fand bald in schroffem Gegensatz zu der ährenden Kritik und dem beißenden Witz, der aus dem berliner Leben in die berliner Literatur übergang. Des freundlichen Mannes „Freundliche Schriften für freundliche Leser“ gaben dem bösen Willen und dem gemeinen Sinne unerschöpflichen Stoff zu bitteren und hämischen Angriffen. Diesen sah der Gefeckte, in Banne und Liebe Schwimmende sich unerwartet und plötzlich ausgesetzt und sie gerrten unverkämmt und unermüdet an seinem Rufe. Böse Zeiten der Art kommen für jeden Schriftsteller, besonders für diejenigen, welche von der Volksgunst eine Zeit lang im Triumph umhergezogen worden. Erst auf den Schultern getragen und dann in den Noth geworfen. Es ist ein furchtbarer Umschlag. Wohl Dem, welcher ihm die Kraft seines Bewußtseins entgegensetzt und, dieser Kraft vertrauend, durch die wildigen Strömungen und Wetter

weitersegeln mag. Das heitere Wetter, der blaue Himmel kommen immer wieder. Wer diese Kraft des Bewußtseins nicht hat, tröstet sich mit Illusionen; er sagt vielleicht: der Himmel ist ja blau und klar, das Schüllen des Sturmes sind nur unnütze Wuden, welche auf einer Höhe pfeife blasen; Nicht und Bedenken eines Taschenspieler. Franz Horn that weder das Eine noch das Andere. Er war zu ehrlich und fromm, um sich und Andere täuschen zu wollen. Es überkam ihn wol selbst die Überzeugung, daß er nicht jene dichterische Größe sei, die über die kleinen Stürme den endlichen Sieg notwendig davontragen müsse. Er mochte sich selbst zugestehen, daß seine Kritiker in ~~Wandern~~ Recht hatten. Aber er war Mensch; irgend eine Genugthuung muß jedes Gemüth sich verschaffen und es ist so selig, gelobt werden. Nicht daß er zu den gemeinen Kunstmitteln des Claquewesens griff und sich von Anhängern loben ließ, oder in jedem Troge selbst lobte; aber er ließ, um seinen Feinden zu antworten, die günstigen Kritiken bedeutender Stimmen über ihn abdrucken und gab sie in einem Bändchen heraus. Wäre es auf die Namen der Kritiker angekommen, dann konnte er freilich mit den autoritätvollen Namen hinter sich die kleinen, namenlosen Kläffer vor sich todtschlagen. Aber das waren Zeugnisse aus einer früheren Zeit, zum Theil bössliche Empfehlungsbriefe für den viel versprechenden Anfänger. Seine Feinde vor ihm hatten es mit dem Manne zu thun, der nicht Alles geleistet, was seine Söhne von ihm erwarteten.

Auch diese böse Zeit ging vorüber. Jeder Angriff haucht seine Wuth aus, wenn keine positive Schöpferkraft damit verbunden ist. Seine letzten Jahre lebte Franz Horn ziemlich unangefindet. Aber es war nur eine Periode der Ruhe ohne Wirken. Seine Zeit war vorüber, seine Kräfte waren gebrochen. Den jüngsten Kämpfen gegenüber fand sein frommes Gemüth gar kein Terrain mehr, sein Arm hatte keine Waffen dagegen. So viel es anging, ignorirte er; so viel seine Liebe vermochte, verdeckte er und verhüllte, was seinen Sinn beleidigen mußte. Als junger Mann hatte er feste Streiche gegen das alte Philistertum geführt. Als alternder Mann suchte er, was seinem Sinne widerstehen mußte, zu beschönigen und dem Peinlichen, Erbrenden, ja dem ihm absolut Feindlichen doch eine Seite abzugewinnen, die er lieben und loben konnte.

Wie eine Erscheinung aus einer vergangenen Zeit lebte Franz Horn in den letzten Jahren in dem so veränderten Berlin. Seine Freunde, die mit ihm gestrebt, waren ausgestorben; andere hatten der Poesie den Rücken gekehrt, nur in praktischen Bestrebungen, die ihm fremd waren, verkehrend. Und er war doch so gesellig, er liebte es, was in ihm wogte, auszusprechen. Gern zog er die Jüngern an sich, belehrend, ermunternd; unter dem Scheine, sich selbst belehren, ermuntern lassen zu wollen. Die Jüngern kamen auch, aber sie blieben nicht lange. Es war ein anderes Geschlecht aufgewachsen, mit andern Augen, Sinnen, Wägen, Trachten. Sie kosteten roth den Mann der Vergangenheit, gingen aber dann ihrer

Wege; die böswilligen verspöttelten ihn wol auch. Horn's Theologesellschaften waren berühmt, mußten aber bei auswärtigen Schriftstellern herhalten, und man ließ in ihnen sich alles Das repräsentiren, was die berliner ästhetische Bildung, besonders für den Süddeutschen, Befremdliches und Lächerliches hat. So brachte Wilhelm Hauff in seinem „Memoiren des Satans“ einen Theabend bei Franz Horn vor, und zwar ohne ihn zu kennen, nach der Erzählung Anderer. Horn war so freundlich, als der junge Schriftsteller später nach Berlin kam, ihn zu sich zu laden und mit Güte zu überhäufen für das Vergnügen, welches er ihm durch seine Satire bereitet.

(Der Beschluß folgt.)

Philipp Jakob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsrer. Von E. A. Wildenhahn. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 112.)

Zunächst tritt diese Thätigkeit Spener's, die Gemüther seiner Zeitgenossen für ein empfundenes, lebendiges Christenthum zu erwecken, in seiner Seelsorge und seiner amtlichen Wirksamkeit auf. Seine Predigten und geistlichen Schriften athmen die ergreifende Wärme eines religiösen, dem christlichen Leben ergebenden Herzens; erheben sich aber gewöhnlich nicht zu der hinreichenden Betrachtungsweise Kierke's, den er schätzte und empfahl. Die lutherische Kirche seiner Zeit vernachlässigte den Unterricht und die religiöse Erziehung der Jugend ganz, und so erwarb sich der thätige Spener das bleibende Verdienst, daß er sich der verlassenen Jugend annahm und in Frankfurt, wie in Dresden und später in Berlin den Katechismusunterricht und die lutherische Lehrmethode begründete und amtlich einführte. Nicht allein der Unterricht, sondern auch die Erbauung des religiösen Herzens und Lebens war sein stetes Ziel. Um diese fromme und zur Frömmigkeit leitende Wirksamkeit in den Gemeinden zu erhöhen, kam Spener allmählig darauf, besondere Zusammenkünfte einzuführen, die unter dem Namen Collegia pietatis die Erweckung und Bildung des religiösen Gemüths zum Zwecke hatten und in denen gewöhnlich ein Abschnitt der Bibel durchgegangen und betrachtet wurde. Er empfahl diese „ecclesiolae in ecclesia“ seinen Schülern und Anhängern, und diese stifteten nach den Kreisen ihrer Thätigkeit in den Gemeinden und selbst auf den Universitäten solche fromme Zusammenkünfte. An sich waren diese Vereine wol gut und fördernd, besonders wenn sie unter der Leitung des maßvollen und charakterfesten Spener standen; allein wie gefährlich praktisch solche Zusammenkünfte sind, wie bald sie in ein exclusives Christenthum, in Schwärmerei und das Leben und die Kirche störende Aesete ausarten, mußte sich auch schon damals beweisen: und diesen Umstand hätte eher der Verf. als lutherischer Seelsorger zur Warnung hervorheben sollen, als die Sache von der empfehlenden Seite darstellen. Der Baskampf und das Dogma von der durchbrechenden Gnade und der geistlichen Wiedergeburt that sich in diesen Conventikeln sehr bald hervor und führte die sogenannten „Wiedergeborenen“ zu geistlichem Hochmuth, der sich in Verachtung Anderer, in feindseliger Bersegerung der übrigen Seelsorger Luft machte und in kirchlichen Unordnungen allenthalben hervortrat. Hier und da schlichen sich in diese, ursprünglich reinen, Conventikel sogar die Schwärmerien und fanatischen Sekten, zu denen jene verwahrloste Zeit aufgelegt war, ein.

Die Reaction von Seiten der kirchlichen Theologie gegen die Spener'sche Wirksamkeit und Richtung blieb nicht aus; und hier ist allerdings ein Feld, auf welches wir auch unsere Zeitgenossen und namentlich den einen Welt unserer modernen Pietisten führen möchten, die uns jetzt die Theologie und die Dog-

matik jener Zeit als das Wesentliche christlichen Glaubens und christlicher Frömmigkeit aufbringen möchten: sie würden hier in einem Geschichtsspiegel ihr eigenes Wirken und ihre Gestalt erblicken. Die reformatorischen Bestrebungen Spener's in Bezug auf das theologische Studium, seiner und seiner Schüler Forderung, daß zu einer wahren Gotteserkenntniß nicht allein die Bekanntheit mit den kirchlichen Lehren, sondern die Entzündung des heiligen Geistes und die geistliche Wiedergeburt, d. h. nach unserm Begriffe der lebendige innere Mensch und die sittliche Reife, gehöre, ferner die Milde Spener's und Francke's gegen die dogmatischen Unterschiede, die Vorliebe derselben zu den tiefinnigen und religiös begeisterten Mystikern älterer und neuerer Zeit, mit einem Worte die reformatorischen Consequenzen, zu welchen das fromme, lebendige Herz gegen eine tode und erstarrte Dogmatik trieb, leiten eine Reihe von theologischen, den alten Pietismus bekämpfenden Errichtungen ein, die weder zu einem Ende noch zu einem Resultate führten, weil beide Parteien einen einseitigen, über das überlieferte Dogma und die Autorität der Kirche nicht wesentlich hinausgehenden Standpunkt hatten. Es zeigt sich, daß das fromme Herz nicht, sondern allein der zum Denken getriebene Geist, der freie und schaffende Geist ist, der die Welt und die Zeit überwindet und neue Schöpfungen des Geistes in Religion und Wissenschaft beginnt.

Wenn uns darum der Verf. das Leben und Wirken Spener's und seiner Zeitgenossen in romanhafter Form vorführt und einzig dabei diesen frommen Standpunkt festhält, so begreifen wir freilich nicht, wie er damit dem modernen Pietismus zu dem „schmerzlich“ vermisten Ansehen bringen will, denn schon jener alte zeigt auf, daß er sowohl der Verirrung fähig ist, als auch, daß die fromme Herzensbewegung vor der Macht des Geistes und einer rationellen Gotteserkenntniß verschwindet. „Unsere“ Zeit, für die er hier das Leben Spener's erzählt, ist für geistigen und geistlichen Unterricht und Erziehung so sehr thätig und an lebendiger, das Leben und Wesen des Einzelnen heiligender, Sittlichkeit so reich, daß wir wol gerade an dieser gottesverlassenen Zeit des 17. Jahrhunderts nicht hinausschauen dürfen: und noch dazu sind es die Nationalisten, denen er die praktische Religiosität in der Borrede so gewandt abspricht, die religiöse Bildung und Erziehung zur Welt- und zur Volksfrage erhoben haben. Unsere Feinde aber in dieser Rücksicht sind die modernen Pietisten.

Das Talent der Darstellung ist dem Verf. nicht abzusprechen, wenn es auch eben hier nur in einzelnen Momenten, wo er die pietistische Tendenz vergißt, hervortritt. Der junge Wapler, der Schulmeister Petermann und der Candidat Rutenbräuer sind lebendige und gelungene Gestalten. Spener selbst ist viel zu sehr abstracte Tendenzfigur, als daß er auf diesen Vorrang Anspruch machen könnte; seine Geschichte bis zur Entfernung von Dresden bewegt sich zwischen breiten amtlichen Schreiben, salbungsvollen Auszügen aus seinen Schriften und historischen Auserwählungen, die er gethan haben soll. Ein ästhetisches Maß ist darum an das Werk, das zwischen einem Tractatchen und einer poetischen Erzählung schwebt, nicht anzuwenden.

37.

Deutsche Anliegen und Zustände von M. Leban. Ersten Bandes erste Abtheilung. Leipzig, F. Zitzscher. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

Das wunderliche Büchlein hat uns unwillkürlich in eine heitere Laune versetzt. Denn so sehr wir auch ein Freund einer reindeutschen Schreibart sind, und so sehr wir die Überzeugung haben, daß unsere so überaus reiche und bildsame Sprache die meisten Fremdwörter von sich ausstoßen und aus ihrem Eigennamen ersehen könnte und sollte, so würde doch die Art, wie unser Verf. in seinen eintelnden Betrachtungen „Nothwendige sprach-

Höhe Vorbemerkungen in dieser Beziehung mit unserer Sprache umspringt, oder vielmehr ganz willkürlich wirthschaftet, und so selbst in den von ihm getadelten Fehler des „Umkürzismus“ verfällt, uns offenbar in eine ganz barbarische Sprache und Schreibweise hineinführen. Seine Eucht, unsere Sprache von allem „Gremdismus“ zu reinigen, verführt ihn zu den willkürlichsten und in Wahrheit lächerlichsten Epithetien. Der Name „Deutsche, Teutsche“ ist ihm ein Stein des Anstoßes; „es nenne sich die große Volksschaft der Germanen“, meint unser Verf., „damit nur mit einem Beiworte, gleichsam, als käme ihm eine großdeutige, hauptwörtliche Benennung nicht zu.“ Deutsch „sammtgezogen aus Deutisch“ (!) ist ihm nämlich eine Ableitung von Deut, Diet, Volk, sodaß also Deutsch so viel heiße als volkangehörig. Er will sich nun eher für die Ableitung von Teut, also für Teutsche, Teutsche erklären, und findet zuletzt Teutonen, Teutonen noch großartiger und schöner. Wir unsererseits können eben nichts besonders Großartiges oder Schönes darin finden, und sollten glauben, der Verf. müßte selbst einsehen, daß sein christlicher Name und Ruf bei weitem nicht genug Gewicht hat, um dergleichen Willkürlichkeiten das Bürgerrecht in unserer Sprache zu verschaffen. Noch belustigender und seltsamer sind folgende Sprachverrenkungen, denn anders können wir sie süßlich nicht nennen, die es unserm Verf. beliebt hat, zum Glück nur in seinem Büchlein aufzunehmen: „Adeutsche, Abgermanien, Teutonabien“, worunter er alle von „Teutonen“ abgerissenen, abgefallenen Länder (Schweiz, Holland, Belgien, Elsaß) verstanden wissen will. „Germanasien“ sind ihm alle Völker germanischer Zunge, Scandinavien, jedoch nicht England, wo das germanische Blut noch mehr vorherrscht, mit inbegriffen. Der Inbegriff aller europäischen Länder, wo Völker von vorzüglich germanischer Abkunft wohnen, England mit inbegriffen, heißt ihm „Germanonien“. Unter „Teutanten“ begreift unser Verf., aber freilich auch nur er, die Gesamtheit der kleinen deutschen Bundesstaaten, und ganz Teutonen, Oesterreich und Preußen mit inbegriffen, ist ihm „Teutalen“. Seine weiteren Erfindungen glauben wir süßlich übergehen zu können: aber ein paar von den unzähligen Wunderlichkeiten, mit denen der Verf. unsere Sprache so gar freigebig bereichern und vollständig von allem unndutigen „Gremdismus“ reinigen möchte, glauben wir jedoch anführen zu müssen, um damit unsere Bitte an den Verf. zu rechtfertigen, doch ja in Zukunft, wenn es ihm einmal wieder belieben sollte ein Buch, oder Büchlein zu schreiben, des Verständnisses willen gleich ein Exkursion mit beizufügen, da ihn sonst schwerlich irgend ein „Teutaler“, oder „Teutale“ oder „Teutonale“ verstehen möchte.

So ist unser Verf. so glücklich gewesen, eine Abhilfe zur Bezeichnung des „glücklich“, seinen verschiedenen Graden nach, ausfindig zu machen; man darf nämlich nur ein „ial“, „iel“ oder „iell“ einschreiben, so hat man ein glücklicher Mensch, d. i. ein sehr glücklicher Mensch, oder ein glücklicher, d. i. nur mäßig glücklicher Mensch, oder endlich ein glückliches, d. i. ein nur etwas vom Glücke begünstigter Mensch. Jedemfalls ist unser Verf. über diese seine Einfälle — denn für mehr kann man es doch unmöglich gelten lassen — ein höchst glücklicher Mensch gewesen, und wir wollen ihm seine Vaterfreude über diese, sowie über seine anderweitigen Einfälle von ganzem Herzen gönnen, wenn er uns nur nicht anmuthen will, sie für Verbesserungen oder Bereicherungen unserer Sprache gelten zu lassen.

Es ist uns übrigens wirklich leid, daß der Verf. sein Buch mit dergleichen Abenteuerlichkeiten ausküstert und dadurch ungenießbar gemacht hat. Denn die folgenden Abschnitte (2. Zweck und Richtung dieses Werks u. s. w. 3. Ein Blick zurück. 4. Blick auf die Gegenwart; die große Weltfrage, und unser Verhältniß, wie unsere Aufgabe zu derselben), die das staatliche Verhältniß (für politisch, wozu wir weniger einzuwenden hätten als das von dem Verf. für Politik beliebte

„Staats“) Deutschlands zu den übrigen europäischen Großmächten, namentlich Rußland und Frankreich gegenüber, erörtern und beleuchten, enthalten viel Gesundes und Beachtungswerthes, wenigstens nichts Neues, oder nicht schon vielfach Besprochenes; aber wir sind mit dem Verf. völlig darin einverstanden, daß man die uns von Rußland aus drohende Gefahr nicht oft und stark genug herausheben kann, um uns in Zeiten dagegen zu wahren, und wir sind in dieser Beziehung so sehr ein „Rußienabier“, d. i. ein der uns bedrohenden russischen Herrschaft Widerhaariger, als er es nur immerhin sein kann. Was endlich die große Weltfrage betrifft, so möchte wol schwerlich irgend ein sterblicher Blick diese ergründen können. Wir an unserm Theile glauben, daß dies Erdenbasen nicht Zweck, Endziel weder für die Menschheit, noch für den einzelnen Menschen, sondern eben nur Vorbereitung für ein höheres und vollkommeneres Dasein im Jenseits ist; daß also die Menschheit, wie der Mensch im Erdenbasen zwar nach geistig-sittlicher Vollkommenheit zu streben habe, sie aber zu erreichen niemals hoffen dürfe.

73.

Literarische Notiz.

An belletristischen Neugkeiten erschienen neuerdings in Paris: „L'homme de la nuit ou les mystères“, Roman in zwei Bänden vom Baron de Lamotte-Langon, Verf. von „La femme du banquier“, „Mlle. de Rohan“, „Bonaparte et le Doge“, „Roi et grisette“ u.; „Louisa“, von August Gourry, ein kleiner, lebhaft und natürlich geschriebener Grifftenroman; „Robertine“, von Frau de Bawr; „Marceline“, von Mad. Camille Robin (2 Bde.). Von den Phantastikern und Erzählungen von G. A. Hoffmann, welcher den Franzosen als classischer Repräsentant der deutschen Novellistik zu gelten scheint und von einem französischen Kritiker der populärste unter allen deutschen Schriftstellern genannt wird (!), wird unter dem Titel „Contes fantastiques de Hoffmann, traduction nouvelle, précédée de souvenirs intimes sur la vie de l'auteur“, von P. Christian, eine neue Ausgabe in einem einzigen Bande angekündigt, mit 10 Kupfern und 160 in den Text gedruckten Bignetten, nach Gavarni von Brévière und Kamler ausgeführt. Der Band erscheint in 40 Lieferungen, allwöchentlich eine. Auch von Rosière's Werken erscheint eine illustrierte Ausgabe, mit 600 Zeichnungen von Tony Johannot und einer kritisch biographischen Einleitung von Ste. Beuve.

2.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Naturgeschichte für

Landwirth, Gärtner und Techniker.

Herausgegeben

von

William Löbe.

Mit 20 Tafeln.

In fünf Heften.

Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Das Werk hat gleich nach dem Erscheinen des ersten Hefts allgemeinen Beifall gefunden. Die noch fehlenden Hefte werden bis Ende dieses Jahres geliefert werden.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brochhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brochhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

Donnerstag,

— Nr. 174. —

23. Juni 1842.

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von Gustav Schwab und Friedrich Förster. Drei Bände.

(Schluß aus Nr. 173.)

Diese Theaterabende waren Horn's Bonnestunden. Früher hatte er ästhetische Vorlesungen in seinem Hause gehalten, meistens über Shakspeare. Auch angesehene Männer hatten sich als Zuhörer eingefunden. Aber auch dafür war die Zeit vorüber. Seine kritischen Blicke in die Verständniß des Briten, denen ihr großes Verdienst nicht abzusprechen ist, wurden so eingehüllt in die Franz Horn'sche Liebe und Gemüthlichkeit, daß Männern eben Shakspeare in dieser Übersetzung nicht mehr zusagen mochte. Wenn es schon Mühe kostete, in seinen gedruckten dramaturgischen Abhandlungen die treffenden Urtheile von der süßen Weise zu trennen, so wurde dies noch schwieriger, wenn man Horn mit begeisterten Blicken — Einige wollten sie verhimmelt nennen — seine Urtheile mit seinen Visionen über Shakspeare's Ideen verschmelzen sah, und das in schön konstruirten Phrasen, welche zur Shakspeare'schen Art und Weise am wenigsten paßten. Fouqué war vielleicht der letzte namhafte Mann, dem er sich anschloß, mit dem ein Seelenbund stattfand. Aber allein blieb darum Franz Horn nicht. Er hatte keine pares mehr um sich, aber eine Kirche, in deren Mitte er als ein Ideal, mit dem Heiligenschein um die Stirn, thronte.

Wie sagten schon, daß er mit seiner Gattin in einem selten schönen Liebesverhältniß lebte, welches dadurch, daß mit Beseitigung der Sinnenreize nur das Verhältniß der Pflege obwaltete, sich immer mehr veredelte und vergeistigte. Das hinderte aber nicht, daß sich auch ein Kreis von Verehrerinnen um ihn sammelte, die zu ihm als — um etwas noch Heiligeres nicht zu profanisiren — ihren Reichthum und Seelsorger heraufblickten. Wie dem deutschen Dichter, der, unzufrieden mit der Verehrung im großen Publicum, sich sein kleines Damenpublicum um sich her bildet, wo jeder Gedanke, jedes Wort, jeder Laut, ja wo er sicher ist, daß jede Pause entzückt; wo der Ausdruck des Dichters unfehlbare Orakelsprüche sind und es zum Majestätsverbrechen wird, wenn ein Fremder in diesem Kreise eine eigene Meinung aufzustellen wagt, welche der des Meisters entgegen ist. Das Verhältniß kann nur in Deutschland vorkommen, wo der

Gelehrte und Dichter noch immer, wenn er aus seinen vier Pfählen in die Welt hinaustritt, scheu, wie auf ungewohntem Boden geht und bei der leisesten unangenehmen Berührung sich schnell wieder in sein Haus zurückzieht. Aber er hat den Genuß gekostet, den der Umgang, das Wort, zur Menge gesprochen, und der widerhallende Beifall bereitet; er will ihn sich möglichst in seinen Mauern bereiten. Ein Männerpublicum im Kleinen um sich zu sammeln, ist nicht ausführbar; aber die Frauen sind immer bereit zu folgen, wenn der Meister ruft. Der Damenkreis um Franz Horn war nach ihm geformt, wie sich das von selbst versteht. Wohlwollen, Liebe und Genügsamkeit herrschten vor. Es wurde nicht verdammt und die Schönen schleuderten keine Bannsprüche. Sie waren selig, wenn der Meister den Mund aufthat, und genügsam und selig, wenn sie bei den fremden Zuhörern Anklang und Theilnahme bemerkten. Der Meister predigte Respect vor jedem Talente, dem sein mildes Christenthum eine christliche Seite abgewann. So waren denn auch die Schülerinnen, neben der Verehrung für den Meister, Verehrerinnen von vielen andern Meistern.

Einige derselben hatten es sich zur Lebensaufgabe gemacht, ihm, im edelsten Sinne des Wortes, anzugehören, seine Gesellschafterinnen, seine Führerinnen zu sein. Es ist ein bekannter Zug, der der Öffentlichkeit zu vertrauen jetzt wol erlaubt ist, daß eine dieser jungen Verehrerinnen, um ihres Franz Horn Geburtstag durch eine besondere Gabe zu feiern, nach Weimar reiste und sich für den theuern Meister von dem Altmeister eine Locke seines Silberhaars erbat. Goethe hatte die Gefälligkeit, ihr eine solche von dem spärlichen Haare seines Scheitels abzuschneiden. Eine andere Verehrerin, welche, so viel dem Ref. bekannt, seine Leiden und Freuden theilend, bis zu seinem Ende seine Hausgenossin war, setzte ihm durch eine Biographie ein frommes und schätzenswerthes Denkmal. Ein Auszug aus derselben ist dem gegenwärtigen Nachlasse beigelegt. Es war die Schriftstellerin Karoline Bernheim, die selbst durch mehrere achtungswerthe literarische Arbeiten sich hervorgethan hat. So innig war die Eiferneigung zu dem theuern Verewigten, daß sie ihn nur um kurze Zeit überlebte und nicht mehr die Herausgabe ihrer Biographie erlebte.

Daß solche Anbetungen ihr Lächerliches für den ernstern

Mann haben, braucht nicht ausgesprochen zu werden; auch fehlte es nicht an mannichfachen satirischen Beleuchtungen deshalb. Aber wie leben in einer Periode, wo die Poesie nicht, wie der Pietismus zu den grassirenden Krankheiten gehört; wir dürfen um deshalb der Art vereinzeltste Erscheinungen, wenn nicht mit Respect gegen die deutsche und weibliche Gemüthlichkeit, die sich darin ausspricht, doch mit Schonung gegen einen geistigen Durst betrachten, der nicht zu den schlimmsten gehört. Wenn aber ein Mann und Dichter, trotz eines so andauernden, seine besten Kräfte vergehrenden Krankheitszustandes, wenn er trotz solcher Anbetungen eines entzückten Damentreffes, doch noch Werthvolles leistete, so zeugt das von einer ebenso großen Willenskraft, als seine große Liebe und Begeisterung für alles Schöne unbestritten ist. Wie viele Hunderte, in ähnlichen Tagen als Horn, wären untergegangen in Misanthropie und Zerrissenheit. Wie Vielen wäre die Welt grau, ihr Treiben eitel erschienen; wie Mancher hätte auch an sich selbst gezweifelt. Seine Religion half ihm auf. Mit schmucklosem Körper, trug er sich doch aufrecht und schaute gen Himmel. Aber, ein wie gläubiger Christ er auch war, sein Christenthum war doch weder ein dumpfes Schweigen in Gefühlen, noch drückte es sich in Verachtung der weltlichen Herrlichkeiten aus. Im Gegentheil, er genoß, wo er genießen konnte, und hielt es für Pflicht, von der schönen Welt und ihren Strömungen so viel einzuathmen, als ihm vergönnt war. Sein Krankheitszustand erlaubte ihm wenig oder gar nicht gefellige und rauschende Freuden außer dem Hause zu suchen. Er suchte sie dafür in seinen vier Mauern zu veranstalten. Aber der Luftgenuß, das eigene Anschauen der Menschen, Häuser, Straßen war ihm ein Bedürfnis, welchem er, so oft es der Körper und die Bitterung erlaubte, nachging. Es war rührend, den kranken und doch immer wohlgenuthen Mann am Arm seiner Gattin, oder einer seiner Freundinnen durch die Linden gehen zu sehen. Er athmete, genoß, bewunderte gewiß weit mehr als irgend einer der tausend Spaziergänger, welche in Fülle der Gesundheit an ihm vorüberstreiften und denen Alles allmählich war, was ihm stets einen neuen Reiz oder doch neue Anknüpfungspunkte für seine geistige Welt bot. Nur um noch einen Beleg dafür zu geben, daß er den niedern Freuden des Lebens nichts weniger als abgestorben war, bemerken wir die geringfügige Thatsache, daß er gern die Conditoreien besuchte und an ihren süßen Erfrischungen sich erlabte. Noch mehr, der streng-religiöse Mann hielt es für keine Sünde, auch das Theater recht oft zu besuchen, ja es blieb bis zuletzt sein sehr großes Vergnügen, ob er doch auf demselben wenig von Dem fand, was seine innere Dichterwelt bewegte. Es war ihm ein Leidwesen, als sein letztes Krankenlager ihm diesen Genuß verbot.

Horn war zu Braunschweig 1781 geboren, am 19. Juli 1837 starb er in Berlin. Seine Leiche wurde ehrenvoll unter Begleitung einer großen Anzahl namhafter Männer zur Erde bestattet. Seine Gattin hat ihm ein würdevolles Denkmal errichtet; ein dauerndes hat er selbst,

da er kinderlos starb, durch ein anschauliches Vermächtniß zum Besten armer Studirender an der Berliner Universität gestiftet. Seine Biographen sagen, daß Horn's Sanftmuth und Milde nicht Naturanlage und Temperament waren, sondern vielmehr durch ein bis in die späten Lebensjahre fortgesetztes hartnäckiges Kämpfen mit beiden errungen. Alles Gemeine und Unlautere habe ihn von je an bis aufs Äußerste empört, und indem er auch gegen sich selbst nie einen Fehler beschönigt, sei er durch die Selbstkämpfe zu jener geläuterten Stimmung gelangt.

Franz Horn's Muse konnte ihm, bei den angedeuteten Verhältnissen, nur gelegentliche Besuche machen. Sein Dichterfeuer war weder ein mächtig aufstrebendes, noch ein lang andauerndes, um größere Werke zu schaffen. Auch, wo sein ganzes Können dahin gehen mußte den Schmerz zu überwinden, konnte ihn die ständige Auffassung der Begegnisse des Lebens und der Natur nicht beim Dichten inspiriren. Seine historischen Darstellungen gehören frühern Lebensperioden an; einer seiner größern socialen Romane „Die Dichter“ beruhte nur gewisse exclusive Sphären des gebildeten Lebens. Er konnte, wie alle Nachbilder „Wilhelm Meister's“ nicht auf die Nation wirken, so treffliche Schilderungen derselbe auch enthält. Seine Dichterkraft, um zu wirken, mußte sich auf gemüthliche Anschauungen einzelner Zustände, auf psychologische Processe beschränken. Die Herausgeber haben eine seiner besthetischen Novellen: „Der ewige Jude“, mit Recht ausgenommen. Es war eine Aufgabe jener Zeit, die freilich heute Vielen bestrebend klingt, die großen Dissonanzen des Lebens in Harmonien aufzulösen.

Charakteristiken waren Horn's Fach. Auch in seinen letzten Schmerztagen hat er noch treffliche Bilder darin geliefert. Seine Shakspeare-Untersuchungen werden ihren Werth für künftige behalten, wenn auch die Anschauungen wechseln sollten; aber in diesen kleinen Bildern sprudelt oft eine Laune und ein Witz hervor, die ahnen lassen, was Horn, als gesunder Mann, hätte leisten können. In vielen ist eine ungemein populaire Sprache, bei einem gesunden Sinn, wogegen Horn in andern freilich nicht von der ästhetisch gelehrten Krankheit seiner Bildungsepoche frei erscheint, nämlich der Lust, Paradoxien aufzustellen. Daß er auch in letzter Zeit mit polemischem Witz gegen die Erscheinungen der Zeit aufzutreten sich veranlaßt finden konnte, beweist ein Fragment, betitelt „Neue Philosophie“.

Die Philosophie des Tages, wie sie sich wenigstens bei einer Menge von Schülern zeigt, könnte wol am besten und traurigsten als eine völlig sehnachtslose bezeichnet werden; ja, ich bin überzeugt, daß jene mit wahrem Stolz auf die Sehnacht, wie auf einen erhabenen und fabelhaften Zustand, herabschauen, da sie von der echten Sehnacht keine Abnung erschwingen können. Christoph Wagner muß sich freilich von seinem Herrn nachsagen lassen, daß er froh ist, wenn er Regenwärmer findet; so steht es mit ihnen nicht: denn eher könnte man sagen, sie haben einen einzigen ungeheuer langen und sich nach allem Seiten beliebig schlängelnden Regenwurm, der sich als reinster Begriff des Seins und Rechts verkündigt.

Die Auswahl des Nachlasses können wir nur lobend. Noch mehr aber die scharfe Schere, mit welcher die Her-

ausgedr. den Umlauf abgeschlossen haben. Die Mehrzahl der Aufsätze haben einen ebenso prägnanten als populären Charakter gewonnen, man findet darin so reichen Aufschluß über die ästhetischen, religiösen, besonders aber die dramatischen Zustände und Meinungen des letzten halben Jahrhunderts, daß das ganze Buch als ein belehrendes Schatzkästlein erscheint, werth in vieler Händen als liebedendes Hülfsbuch zu sein.

Wie Jemand, Zug für Zug ähnlich, portraitiert werden mag und doch in der Totalität als eine Caricatur erscheint, davon gibt das Kritikpfeffer, Franz Horn's Portrait darstellend, eine Probe. Möchten, die ihn gekannt haben, von dem Bilde, was wir von ihm zu entwerfen suchten, nicht Dasselbe urtheilen.

15.

Der ehemalige „Globe“ und die jetzige Stellung seiner Mitarbeiter.

Die Gebrüder Schlegel im „Athenäum“ und Ruge in den „Holländischen Jahrbüchern“ haben in unserer deutschen Journalistik etwa dieselbe Rolle gespielt, wie in der französischen die Geister und Leiter des ehemaligen „Globe“. Die Schlegel begnügten sich, die herrschende Ästhetik vom Throne zu stoßen, während Ruge, nach dem Vergange des „Globe“, die neuen Ideen bis in die sozialen Verhältnisse wollte eindringen lassen. Die holländischen, jetzt „Deutschen Jahrbücher“ haben lebhaft Diskussionen hervorgerufen, der Einfluß, den sie bis jetzt ausgeübt haben, ist gewiß schon bedeutend gewesen; aber es ist in Zweifel zu ziehen, daß ihre Wirkung so unmittelbar und so nachhaltig sein wird wie die des erwähnten französischen Journals. Napoleon hatte jedes Zeitblatt, das sein Haupt über die Linie einer laien Mittelmaßigkeit zu erheben versuchte, niedergehalten. So lange unter der Restauration die Censur noch herrschte, durfte die Journalistik gleichfalls keinen hohen Aufschwung wagen. Als aber endlich die Fesseln der Pressgesetzgebung abgestreift waren, begann ein neues Leben in den öffentlichen Blättern zu pulsen. Die neuen Ideen über Kunst, Literatur und Staatsverhältnisse, theils ein Erbtum der großen Revolution, theils ein Ergebnis der nähern Bekanntschaft der Franzosen mit der Literatur anderer Völker, machten sich immer mehr Luft. Mehrere junge Geister, die von denselben mächtig durchdrungen waren, traten zusammen und stifteten im J. 1824 den „Globe“, dessen Wirkung unberechenbar gewesen ist und auf den wir gegenwärtig zurückkommen, weil eine kurze Geschichte dieses wichtigen Blattes und eine Reihe glänzender Schriftsteller zeigen wird, die jetzt, nach verschiedenen Seiten hin wühlend, sich einen bedeutenden Namen gemacht haben.

Von Pierre Leroux, der früher Typograph gewesen und der heute unter die ersten Philosophen Frankreichs zu zählen ist, ging die Idee von der Stiftung eines neuen Blattes aus. Das Journal, das er gründen wollte, sollte eine Art literarischen Magazins, etwa nach dem Muster der gewöhnlichen Revues werden. Seinem jungen, sterbenden Freunde Dubois, den er bei diesem Unternehmen zur Berathung zog, schwebte ein anderes Bild vor. Derselbe gab dem neuen Journal einen ganz andern, freieren Gang. Leroux, der damals noch seinen eigenen Kräften mißtraute, hätte sich mit einer stillern gräulichsten Thätigkeit begnügt, während Dubois eine Phalanx um sich scharte, durch die er das Lager der alten Schule in Alarm brachte. Ersterer hat selbst vor kurzem in der „Revue indépendante“ einige Erinnerungen aus der Blüthezeit des „Globe“ gegeben. Wir sehen, mit welcher Umsicht und mit welchem Nachdruck Dubois, der sich bereits durch eine werthvolle Bearbeitung der „Chronique de Flore“, in der bekannten Quellenammlung von Guizot, einen Namen gemacht hatte, der Leitung dieses Blattes vorstand.

Eine der Hauptstützen des „Globe“ war Prosper Louffroy, der vor wenigen Monaten, noch in jugendlicher Kraft, vom Schauplatz seiner Thätigkeit abgetreten ist. Aus seiner Feder war der berühmte Artikel „Comment les dogmes amènent“, der so entsetzliches Gekrüch veranlaßte. Louffroy war unserer Ansicht nach seit Descartes und Malebranche der philosophischste Kopf in Frankreich. Lamennais ist ein überschätzlicher Kräumer, ein tiefkanniger Poet, wenn man will; Leroux hat in seiner letzten Darstellung der Schelling'schen Philosophie bewiesen, wie wenig logisch er in der Entwicklung seiner Principien ist; Damiron hat philosophisches Verstandniß, aber ist doch eigentlich nur ein Nachdenker, ein philosophischer Anempfehlender, um einen Goethe'schen Ausdruck auf ihn angewendet; Souffier endlich ist zu eklektisch zu Werke gegangen, um als großer Philosoph dazustehen. In Louffroy allein war der Stoff zu einem wahren Selbstdenker. In Schärfe des Denkens, in Sicherheit der Folgerung überragte er alle solchen genannten Schriftsteller. In seinen Artikeln liegen Gedanken, die ein ganzes philosophisches System im Keime tragen. Louffroy war eins der vielseitigsten Talente. Nach allen Seiten hin war er thätig. Seine „Mélanges“ enthalten Proben seiner umfassenden Kenntnisse. Er war besonders befähigt zum Historiker und hätte gewiß auch als Dichter Bedeutendes geleistet; denn er war eine künstlerische Natur. Seine Freunde haben lange einen Roman erwartet, den er versprochen hatte und der seinem Verfasser gewiß einen der ersten Plätze unter den Dichtern Frankreichs angewiesen hätte.

Guizot's Einfluß auf die Redaction des „Globe“ hat man überschätzt. Er selbst steuerte wenig zum Journal bei. Dubois, der über die Aufnahme der eingereichten Artikel entschied, traute der Aufrichtigkeit des eingefleischten Doctrinaires nicht und wies mehr als einmal Aufsätze zurück, die aus der Feder desselben geflossen waren. Der eigentliche Vertreter der doctrinären Schule war A. de Rémusat, auf dessen Schaltern fast die ganze Last der rein politischen Redaction des „Globe“ ruhte. Als das Blatt im J. 1828 eine ganz politische Farbe annahm, erhielt die Feder Rémusat's eine hohe Bedeutung. In den letzten Monaten vor der Julirevolution leitete er allein den „Globe“, dessen Artikel immer ungeklärter, immer flammender wurden. Dubois hüfte gerade die kühne Sprache des von ihm unterzeichneten Journals im Gefängniß. Rémusat hat in seinem neuesten Werke („Essai de philosophie“, 2 Bde.), das vor kurzem erschienen ist, bewiesen, daß die philosophische Richtung seines Geistes ungefähr dieselbe geblieben ist. Wir sehen in dieser Sammlung einzelner Abhandlungen, daß er für das philosophische Verstandniß im hohen Grade befähigt, zugleich aber nicht im Stande ist, den eigentlichen Faden der Philosophie um einige Knoten weiter fortzuspinnen. Wir erwähnen noch, daß Thiers, der sich damals nach allen Seiten hin versuchte, nur einige Artikel über die pariser Gemäldeausstellung für den „Globe“ schrieb. Ubrigens gefällt er sich noch gegenwärtig in der Rolle eines Kunstkenners. Merkwürdigerweise ist der beste Artikel, den Guizot im „Globe“ hat einrücken lassen, die Besprechung eines Gemäldes von Gerard. Auch Duvergier de Laureanne, der bekanntlich jetzt einer der einschnittensten französischen Pamphletisten ist, bewegte sich damals fast ausschließlich auf dem Gebiete der Ästhetik. Er war Einer von denen, die im Streite des Classicismus mit der neuen Schule mehr zum ersten hinneigte, während in derselben Zeitschrift Leroux, Dubois, etc. Beweise sich entschieden für die aufstauende romantische Richtung aussprachen.

Fast alle Mitarbeiter am „Globe“ haben späterhin eine Rolle, sei es in der Politik, sei es in der Literatur, gespielt. Duchatel und Bitet gehörten zu den eifrigsten Bekennern der neuen politischen Ideen, die vom „Globe“ in Umlauf gebracht wurden, die aber gegenwärtig von beiden gegen Positivismus aufgegeben zu sein scheinen. Barante hat einen einzigen Artikel geschrieben. Auch Trognon, der jetzt Erzieher der Prinzen ist und der sich durch Untersuchungen über französische Geschichte

bekannt gemacht hat, war nur kurze Zeit unter der Zahl der Mitarbeiter.

Wir müssen uns mit diesen wenigen Andeutungen begnügen. Eine ausführlichere Geschichte des „Globe“ wäre eine interessante Aufgabe, die selbst in Frankreich noch nicht gelöst ist. Dieses Journal hat eine Bedeutung gehabt wie selten ein anderes. In der Literatur hat es Autoritäten gestützt und neue Ansichten in Circulation gebracht, in der Politik aber selbst ist sein Einfluß außerordentlich gewesen.

Die Julirevolution hat die einzelnen Mitarbeiter am „Globe“ zerstreut und nach verschiedenen Richtungen hingetrieben. Das Blatt hat seine entschiedene Farbe verloren, ist endlich eingegangen, bis es vom schon mehrmals in diesen Blättern erwähnten Granier de Cassagnac unter veränderter Gestalt wieder ins Leben gerufen ist. Der gegenwärtige „Globe“ hat mit dem früheren nichts gemein. Er ist vorzugsweise den Colonialinteressen gewidmet und verteidigt unerbittlich die Fortdauer der Sklaverei. 50.

Bibliographie.

- Ammon, Ch. F. v., Die Geschichte des Lebens Jesu mit steter Rücksicht auf die vorhandenen Quellen dargestellt. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, B. Vogel. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Brandis, Ch. A., Mittheilungen über Griechenland. 3 Theile. I. Reisekizzen. II. Zur Geschichte des Befreiungskrieges, nach griechischen Quellen. III. Blicke auf die gegenwärtigen Zustände des Königreichs. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Ernst am Ende, Ch. G., Kornblumen. Gedichte. Mit einem Vorworte von G. von Brunow. Gr. 12. Dresden, Gilly. 1 Thlr.
- Egger, B., Franz von Fürstenberg. Dessen Leben und Wirken nebst seinen Schriften über Erziehung und Unterricht. Gr. 8. München, Welser. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Etzmüller, L., Pfaffenrath und Bürgerzwist über die Kölner Erzbischöfe Konrad von Hochstetten 1240—1261 und Engelbert von Falkenburg 1261—1272. Nach der Cronica der Mäurer Rat van Gölle von 1499 bearbeitet und herausgegeben. Gr. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 15 Ngr.
- Die juristische Fakultät der Universität zu Berlin, seit der Berufung des Herrn von Savigny bis zur Wiederlegung seines akademischen Amtes, und deren erforderliche Umgestaltung. Gr. 8. Berlin, Berliner Verlagsanstalt. 7 1/2 Ngr.
- Fane, H. G., Der Kriegsschauplatz in Indien und Lebensbilder aus dem Ost. Aus dem Englischen von G. Richard. Gr. 8.achen, Mayr. 1 Thlr. 2 1/2 Ngr.
- Sechszwanzigjähriger Friedensjahr. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Ngr.
- Fröbel, J., Friedrich Rohmer aus Weissenburg in Franken und seine messianischen Geschäfte in Zürich. Ein Wort in eigener Sache und zugleich ein Beitrag zur Geschichte reaktionärer Speculationen unserer Tage. Gr. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 7 1/2 Ngr.
- Handbuch für Reisende in Griechenland von J. F. Reizebaur und F. Aidenhoven. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.
- Helbig, C. G., Die Macht der Ähnlichkeit, und wie es zu erklären ist, daß Ähnliches Ähnliches heilt. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 15 Ngr.
- Herbart's, J. F., kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von G. Hartenstein. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.
- Höfig, J. G., Vier Variationen über ein Zeitthema. Gr. 8. Berlin, Berliner Verlagsanstalt. 5 Ngr.
- Andreas Hofer und der Freiheitskampf in Tyrol 1809. Von *r. 3 Bände. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 2 Thlr.

- Herwig, L., Lebenssymptome. Gedichte. Gr. 8. Berlin, Berliner Verlagsanstalt. 1 Thlr.
- Julius, G., über die Ordnung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche. Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Kapp, Ch., Die Weltgeschichte. Ein Vortrag gehalten zu Heidelberg beim Schluß seiner Vorlesungen über Geschichte und Politik (Philosophie der Geschichte). Gr. 8. Heidelberg, Hoffmeister. 10 Ngr.
- Leдебур, L. v., Der Malengau oder das Mayensfeld nicht Malfeld. Eine historisch-geographische Untersuchung. Gr. 8. Berlin, Lohberg. 12 1/2 Ngr.
- Linck, H. J., Das Alterthum und der Übergang zur neuen Zeit. Eine Fortsetzung des Buches über die Umwelt und das Alterthum. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 2 1/2 Ngr.
- Lynar, Fürst zu, Die Mediceer. Drama in 5 Acten. Leipzig, Brockhaus. 24 Ngr.
- Macheneke, P., Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Ideologie. Nebst einem Separatvotum über B. Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte. Gr. 8. Berlin, Guttentag. 15 Ngr.
- , Das gottesdienstliche Leben des Christen. Betrachtungen christlicher Andacht. 1ste Abtheilung. 8. Magdeburg, Heinrichs Hofen. 1 Thlr.
- Pellegrino, D., Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterricht der römischen Patricier und Plebejer. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr.
- Peter, G., Die Epochen der Verfassungsgeschichte der römischen Republik. Mit besonderer Berücksichtigung der Senatsreformen und der mit diesen vorgangenen Veränderungen. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Christliche Religion und christlicher Kirchenglaube. Eine Skizze der Ansichten eines Nichttheologen. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1841. 10 Ngr.
- Schädel, A., Der Wiener microscop eine mittelhochdeutsche Erzählung mit Anmerkungen. Gr. 8. Gausthal, Schweitzer. 10 Ngr.
- Scheidler, A. F., Paränese für Studierende. 2te Sammlung. Zur Rechts- und Staatswissenschaft. 2te Abth. Paränetische Prolegomena für das Studium der Rechtsphilosophie. — A. u. d. L.: Paränetische Prolegomena der Rechtsphilosophie. Mit besonderer Beziehung auf die praktische Bedeutung des Berufsrechts für die wichtigsten Probleme unserer Zeit, dem Constitutionalismus und die Lebensfrage der Civilisation überhaupt. Gr. 8. Jena, Gröber. 1 Thlr.
- Schorf, F. G., Das Leben Jesu in seiner Angemessenheit zu den religiösen Bedürfnissen des Menschengeschlechts. Für den Betrachter Jesu. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 1841. 26 1/2 Ngr.
- Stephani, L., Der Kampf zwischen Theos und Minotaurus. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung. Imp. - Fol. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 6 Thlr.
- Steus, B., Gedichte. Gr. 8. Bonn, Pabst. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Strass, A. F. H. (Otto von Deppen). Gedichte. Breitgr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.
- Ein Traum der Zeit. Leben und Phantasie. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.
- Über die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten. Theologisches Votum. 8. Berlin, Berliner Verlagsanstalt. 10 Ngr.
- Ungarns politische Stellung in Europa, von Einwanderung der Magyaren bis auf die Gegenwart. Von Gr. v. L. Gr. 8. Leipzig, Teubner. 13 1/2 Ngr.
- Weiske, B. G., Prometheus und sein Mythenkreis. Mit Beziehung auf die Geschichte der griechischen Philosophie, Poesie und Kunst dargestellt. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von H. Leyser. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 3 Thlr.

Freitag,

— Nr. 175. —

24. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

Unglück über Unglück.

Hühnchen und Läschen
Wohnten in einem Häuschen
Und hielten zusammen Haus;
Es sah possirlich aus.

Einst kochten sie sich ein Süsschen fein;
D woz, da fiel sich Läschen hinein.
Das arme Thierchen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod.
Drob sing Hühnchen an zu weinen.

Da sprach der warme Ofen: „Was weinst du?“
Hühnchen sprach: „Sollt' ich nicht weinen?
Läschen eben noch frisch und roth
Verbrannte sich zu Tod';
Und ich sollte nicht weinen?“ —
Drob sing das Hühnchen an zu scheinen.

Da sprach ein Hühnchen Stroh: „Was scheinst du?“
Hühnchen sprach: „Sollt' ich nicht scheinen?
Läschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Hühnchen weint, —
Und ich sollte nicht scheinen?“ —
Drob sing das Strohchen an zu stimmen und zu flammen.

Da sprach die Kirchenglocke: „Was stimmst und flammst du?“
Strohchen sprach: „Sollt' ich nicht stimmen und flammen?
Läschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Hühnchen weint,
Hühnchen scheint,
Und ich sollte nicht stimmen und flammen?
Drob sing das Glöckchen an zu blimmen und zu bammen.

Da sprach das Menschenvögel: „Was blimmst und bammst du?“
Glöckchen sprach: „Sollt' ich nicht blimmen und bammen?
Läschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Hühnchen weint,
Hühnchen scheint,
Strohchen stimmt und flammt,
Und ich sollte nicht blimmen und bammen?“ —
Drob sing das Vögelchen an zu rennen.

Da sprach das alte Haus: „Was rennst du?“
Vögelchen sprach: „Sollt' ich nicht rennen?
Läschen, eben noch frisch und roth,
Verbrannte sich zu Tod';
Hühnchen weint,
Hühnchen scheint,
Strohchen stimmt und flammt,
Glöckchen blimmt und bammt,

Und ich sollte nicht rennen?“ —

Da fing das Häuschen an zu brennen.

Da sprach der nahe Fluß: „Was brennst du?“

Häuschen sprach: „Sollt' ich nicht brennen?

Läschen, eben noch frisch und roth,

Verbrannte sich zu Tod';

Hühnchen weint,

Hühnchen scheint,

Strohchen stimmt und flammt,

Glöckchen blimmt und bammt,

Vögelchen rennt, —

Und ich sollte nicht brennen?“ —

Drob sing der Fluß an überzufließen,

Gleich Augen, die Thränen vergießen.

Er überschwemmte die ganze Stadt,

Sammt Allem, wovon mein Lieb gemeldet hat

Häuschen,

Vögelchen, Glöckchen, Strohchen,

Hühnchen, Hühnchen

Und das verbrannte Läschen.

Wobbel war

Weinen, Scheinen,

Stimmen und Flammen,

Blimmen und Bammen,

Rennen

Und Brennen.

Hatte es nicht für ein böses Omen, wohlwollender Leser d. Bl., daß gleich auf dem ersten Blatte des diesjährigen Literaturberichts lästiges Ungeziefer springt und kriecht; laß es dich nicht bedenklich machen, hier noch weiter zu blättern, oder laß dich von diesem Hühnchen und Läschen nicht, wie Hr. Nicolai aus Italien, aus den hesperischen Wäldern diesjähriger schöner Literatur verjagen. Die Sache ist, bei Licht besehen, so schlimm nicht; dieses etwas zu naive „Bissel Wis“ ist aus einem fürs Volk geschriebenen Buche genommen, welches unter dem Titel:

1. Sagen: und Märchenwald im Blütenstaub. Von L. Wiese. Barmen, Langewiesche. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

erschienen ist. Auf den folgenden Seiten ist eben nicht mehr von Läschen und Hühnchen die Rede, sondern von mancherlei andern Ergötzlichkeiten, Begebnissen und Schwänken, wie sie das Volk liebt und auch nicht liebt. Manche unter ihnen sind nicht bloß gut vorgetragen, sondern auch Märchen, frisch dem Munde des Volks entnommen und eben deshalb ansprechend. Dahin gehört vor Allem „Der Nachandelbaum“ (S. 31—53), eine echte Volkspantastieblüte. In der Romane „Königs Ohn-macht“ (S. 77) wird den Kronenträgern der Erde eine tüchtige Lection gegeben und das kleine Stück mahnt recht ergreifend zur Demuth. Dem Stoffe nach scheinen die Märchen aus dem bekannten Hausmärchenbuch der Gebrüder Grimm entlehnt zu sein; doch hat der Verf. aus eigener Phantasie hier geschnitten und da geleimt, manches wol mit kundiger Hand und Glück.

Unglück über Unglück nur, daß hin und wieder wunderliche, verlegende Reime, Sprachwenbungen, die dem Munde des Volks wahrscheinlich entnommen sein sollen, aber im Grunde Gemeinheiten sind, auch einige zu grelle Spulgeschichten mitunterlaufen, wovon wir leicht ein kleines Florilegium halten könnten, wenn die Masse des vor uns aufgespeicherten und noch zu lucubrierenden Materials das gestattete.

2. Gedichte für das Volk. Von Johannes Kefflen. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Stuttgart, Wachenborf. 1841. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wenn der Verf., der, wahrscheinlich im Drange eines gewissen Unsterblichkeitsgefühls, sein Bild in Stein druck den Lesern mit in den Kauf gibt, seine „Gedichte für das Volk“ also im Vorwort charakterisirt:

Für Pöbel- und Wohlgeboren,
Hochwürdig und Gelehrt
Seid ihr nicht auskassirt,
Ist euch kein Kleid besichert.
Nicht sein ist's auch am (?) Noth. —
In Pöbeln war geküßt, —
Doch ist's nicht betadelt;
Die Pöbeln sind gegerbt —

So sagt er noch zu wenig über ihr Kleid und ihre geistige Gestalt; denn das Epigrammatische ist so schal und matt, die Schwänke so unziert und sogar unanständig, die Anekdoten so langweilig und abgebrochen, die Sprache so voll Baumörter, Partien und Geschraubtheiten, daß es uns unmöglich ward, mehr als die Hälfte des Buchs zu lesen. Der Mann scheint nicht zu wissen, daß die wahre Popularität, sowohl in geistlicher Rede, wie in der Poesie, nicht im Wort, sondern im Gedanken liegt.

3. Duelle. Dümham. Sammlung heiterer Poesien und Scherzreden zu Vorträgen in geselligen Kreisen. Berlin, Stange. 1841. Gr. 12. 12½ Ngr.

Ganz gewöhnliche berliner Witz, bei denen man sich herzlich langweilt.

4. Poetische Schriften von Eugen Fuhr. I. Gedichte. Karlsruhe, Macklot. 1841. Gr. 8. 20 Ngr.

Fremd Pauelsen, der nach S. 4 dem Freunde Eugen Fuhr anrieth, seine Dieder nicht zu behalten, sondern sie aller Welt zu geben, hat keinen überdachten Rath gegeben; denn jede Blattseite befundet, daß der Verf. invita Minerva sich abgemüht hat. Er bringt nichts an den Tag als matte Empfindungen, hausbackene Gedanken und weiß weder die Sprache noch die Form zu handhaben. Die Ziffer I. deutet auf Fortsetzungen; möge kein zweiter Pauelsen animiren!

5. Deutsche Rheinlieder von J. Kreuser. Köln, Nigefeld. 1841. Gr. 8. 5 Ngr.

Wenn diese sieben Rheinlieder dem eigenen Grund und Boden eines deutschen Gemüths entsprossen wären, so würden sie die beabsichtigte Wirkung schwärzlich versphlen, denn die patriotische Klage klingt darin energisch und anregend und überschreitet nur selten die Grenzen der Mäßigung; aber sie erscheinen in der Jetztwelt leider nur als Funken, vom Becker'schen Stahl hervorge schlagen, und klingen wie sieben Variationen über jenes allbekannte Thema.

6. Epheuranen. Dichtungen von F. J. Fried. Zwei Bände. Landau. 1840—41. 8. 2 Thlr.

Es gibt heutzutage nicht wenige Sänger, die beim Gefühl eigener poetischer Unfähigkeit mit allerlei Ausflucht und mit apologetischen Phrasen die Veröffentlichung ihrer mittelmäßigen Producte entschuldigen. „Wenn der Duell meines Sangs auch nur Wenige laßt“ — „Wer kann dem Drange der Brust widerstehen“ — „Singe, wenn Gesang gegeben u. s. w.“ sagen sie sich so oft wie möglich vor und machen diese Lebensarten zu einem Palladium, hinter welchem sie getrost oder gar mit Keckheit die Leser schlagen, daß dem Hörer und Leser Hören und Lesen vergeht. So lullen sie den Geist ruhiger Prüfung und Bescheiden-

heit in einen tiefen Schlaf und wie der phantastische Lügner durch oftmaliges Erzählen seiner Fiktionen von deren Realität überzeugt wird, so werden sie von ihrer Kraft und ihrem Beruf zum Dichten in besagtenwerther Selbstverblendung überzeugt. Das scheint dem Pflanz und Pfleger dieser „Epheuranen“ besagnet zu sein. Er hätte sie unmöglich öffentlich ausgestellt, hätte er sich nicht über seinen Dichterberuf belogen. Nun mögen wir zwar die in diesen beiden enggedruckten dicken Bänden ausgesprochene patriotische und kindliche Gesinnung weder verkennen, noch in Abrede stellen; aber die Unbeholfenheit im Ausdruck, die Mangelhaftigkeit der Form, die Dürftigkeit der Phantasie, die oft unglückliche Wahl der Romanzenstoffe und das ängstliche Ringen nach dem unsterblichen Lorbeer läßt uns bald jene Lauterkeit der Gesinnung vergeffen und drängt uns die Überzeugung auf, daß zum Dichter mehr gehöre als ein gutes Herz und die Fähigkeit, einen Gedanken in Reim und Rhythmus zu fichten. Wahrscheinlich haben die Verleger, denen Dr. Fried seine Waare angeboten haben mag, ähnlich geurtheilt; denn beide wohlbeliebte Bände sind im Selbstverlage des Verf. erschienen. Wir bezweifeln deshalb auch, daß sein im „Parsenliede“ (Bd. 2, S. 3) ausgesprochener Wunsch:

Einsam sang in dem Gemäuer
Kling die Parze ihren Drang.
Doch sie läßt nun frei und freier
Hoffend tönen ihren Klang.
Was sie einsam tief empfunden
Bei dem schüchtern' Lampenlicht,
Wäge in des Tages Stunden
Einsam, ach, verklingen nicht!

in Erfüllung gehen werde.

7. Gedichte von Joseph Rüttger. Mannheim, Bensheimer. 1841. Gr. 12. 25 Ngr.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagt die Schrift; wir veranlassen zur Erreichung dieses Zwecks eine kleine Anthologie aus vorliegendem Werke. Ein Probbchen aus „Kampf“ (S. 4):

Sieh, voll Sehnsucht wogelt allem Schönen
Ein Spötterherr, ein schleichend Krotgeäst;
Dies Schlangengift! gepreßt aus finstern Pflänen —
Abdülk! wirks! wo des Lärrens Junge nicht.
Auf Freundschaftsfläche wohnst du Lügen zu bauen! —
Thor! helfe, wer sich selber helfen kann;
Du bist erstarrt ist menschliches Vertrauen,
Und mancher Schuft, er glänzt als Ehrenmann.
Der Judasfuß betäubt die Herzen, schwillt die Lippen;
Berstend würgt des Feindes Nagerzahn;
Und im Strom der Menschheit, — welche Klippen!
Es zerfällt umkärmt der leichte Kahn.

Ein Probbchen aus „An die Muse“ (S. 7):

Auf des Lebens nicht'gem Wellenspiel
Manheit eine Göttin, himmlisch rein;
Sie beseligt ein Wonn'gefühl
Und ihr Treiben macht sie nie gemein.

Mit dem Zauber göttlicher Gewalt
Schwinget sich die wunderfel'ge Brant
Herrschend ob des Tages Kruggefalten;
Eina. sie entzückt, was sie erschaut!

In traulicher Entfernung hält sie Alle;
Und doch ist so lebend, sanft und gut;
Alle Herzen nimmt sie auf in ihre Halle,
Reicht Allen ihrer Quelle göttne Flut.

Sie reißt im Sturme der Gefühle
Nicht von des Winters kalten Föhn;
Hinweg aus des Tages Wirrgewühle,
Auf, wo Frühlingslächel Balsam wehn.

Voran schwebt sie, eines Seraphs Lichtgestalt.
So umfasse sie in liebevoller Gewalt;

In meinen Sinnen trunken ihre glänzen;
Um meinen Naden ihre Locken strehn.

So geht es 20 Seiten fort.

Einen schwermüthigen Greis läßt er klagen (S. 24):

Ich, komm doch, Bephit, spiel gelinde,
Behe Kühlung diesem Herzen wund;
Du mein Fröling mit dem Angebinde,
Wo bleiben meine Blumen bunt? —
„Was verblüht“, bleibst auf ewig hin!“
Nief des Herbstes thümentreicher Wind; —
„Je nach der Blüte reift des Herbstes Frucht;
„Das Leben zählt sich treu zurück.“ —
Für der Minute Lust rang ich wie ein Biaton (?)
Mit des Lebens jahrelangen Wehen.
Schmisch lächelnd mähete der Dämon;
Ich sah Gestalten spurlos untergehen.

„Die Nacht der Wünsche“ (S. 65) lautet wortgetreu also:

In Wünschen und in Tränen —
Sonderbar! welche Contraste!
Der wünscht, was die kühnste Sage sog!
Betheuert laut, wie tief das Herz es spricht, —
Dieser jauchzt ein herzlos „Lebeshoch!“
Und im Worte lockt ihm Haß, Gift und Bist.
O! die zu Gott gerichteten Wünsche! —
Die für das Wohl aus der tausenden Brust
Oft zur glühenden Lava haben
Millionen Flüsse voll Blutgier und Durst.
Diese Herzensschminke süßer Laute —
Wenn doch mancher Edle nicht
Dem Blendnis dieser Firnis trauete,
Unter welcher oft der schlechteste, dümmste Wicht!
Der Wunsch fliehet lächelnd von der Lippe,
Er erobert keine Kron,
Und zerfällt nicht an der Klippe,
Doch er ist ein Robeton.
Ein Kind oft nach der Saune,
Der Augen und dem Geln Pohn;
Und wirkte er — er wär' gleich Noth!
Ja noch mehr: Ein wügender Dämon.
D'rum, Freund, Blonde und du Braune!
Glaubt nicht dem süßen Alltagssohn,
Als Quersler lüthet er oft — nur Loh.
Nicht oft Unanz!! — Blutgier für die Herzensgüte:
Das ist die Schmach der That und des Wunsches Blüte.

Wenn sich in diesem sogenannten Gedichte die Schwulst bis
zum Konfess steigt, so offenbart sich in „Der Baum der Re-
ligiosität“ (S. 84) ein bornirter Fanatismus. Er beginnt:

Kräftig ist sein Stamm.
Den Elementen reumt er sich zum Troß;
Kein Organ kann ihn entwurzeln;
Und sein Votum! —
Nun mein Name wird dir's kouten,
Denn ich sage nur — Katholik!
— — —
Was wärst du, ein kühler Stamm,
Entsprössen wir nicht dem göttlichen Strahl! —
Ich glähe vom Worte Kon — Lutheraner.
Rebe, wo bleibt deine Einwendung
Liberaler, wackerer Staatsbürger?
Welchem Theil gebührt denn du?
Kraam von beiden.

Nachdem er die Seite herunter rabotirt, schließt der geist-
reichste aller Berklärer:

Aber, wie gesagt, es sind eifrige Bekenner
— — — — — Fanatiker:
An den Früchten sollt ihr sie erkennen,
Denn sie gehören dem Pappelbaum!

„Rust“ (S. 91) gibt ein tolles Durcheinander, woraus
nur die Stelle:

Wenn bei abendlich trauer (?) Dämm'ungsstille
Der mollige Pylomelensang und der trillernde Lerchenschlag
Den Abschied so sanft dir bringt —
Der Liebe Thänen das Auge vergießt
Und die Erinnerung zerschmilzt in süße Wehmuth
Und die Freude zur edlern Art und himmlisch wird: —
Göttlich ist ein Herz in solchem Wallen
Wenn der Sang die Seele auflüht —
Wogen des Saatengeflüß, Harmonien ihn rauscht
Und die kosen den Wogen des Blättergeflüßes
Im Säuseln sie wiegen zum Urquell der Bönne: —
Glückselig in der Jugend Trunkenheit ist das Herz;
Sein Flug überragt des Sternereichs Größe,
Überhüpft den Rang des Weltkerns
Und wälzet dahin im rhythmischen Schwung mit rollenden Sonnen,
Und will sich nimmer finden auf der Erde rippigen Furchen.

S. 81 läßt er ein Mädchen im Traume sich ängstigen und
in bangem Herzeleid grämen; doch

— plötzlich schleicht ein Kitzeln sich
So sanft ins Busenkleid, —

und Wilhelm setzt sich so froh zu ihr ins Gras, wie sie ihn
noch nie sah. Den Beschluß der Blumenlese mache „Geistloser
Erwerbsleiß“ (S. 88):

Was ich nicht habe — — das kann ich euch zweifach schrift-
lich zeigen:
Ich schreibe, weil mir das Geld fehlt, um zu schweigen.

Und diese Gedichte sind im Herzen Deutschlands gegen Ende
der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gedruckt!

8. Rundgang um Jena auf Bersäßen. Leipzig, Teubner.
1841. 8. 6½ Rgr.

Der Verf. dieses kleinen humoristischen Products steht we-
nigstens fester mit seinen trockenen Füßen auf rhythmischem
Boden als der vorgenannte. Nach dem Vorwort will er nicht
gesehen und genannt sein, da er kein Dichter sei, sondern nur
ein freundlicher Führer sein wolle. Das ist er in der That.
Er führt von Kneipe zu Kneipe, von Dorf zu Dorf, von
Städtlein zu Städtlein, vergißt als echter Deutscher nicht, an-
zudeuten, wo gutes Bier und wohlgeschmeckende Schinkensemmel
zu haben sei, vermeidet die Burschenterminologie und Burschen-
weise und wird besonders Allen mit seinem Wächlein eine Freude
machen, die, einst in Jena studirend, die Geister der genoß-
nen Burschenfreuden durch ihn aus dem Nebel der Vergangen-
heit heraufbeschworen sehen.

9. Preußenlieder von E. Stäber. Kottbus, Meyer. 1840.
8. 7½ Rgr.

Diese Festgabe zur Erinnerung an den großen Freiheits-
kampf und zur Feier vaterländischer Feste ist wegen der Lauter-
keit der in ihr ausgesprochenen vaterländischen Gesinnung, we-
gen der Besonnenheit ihrer Haltung und wegen der Zweckmäßig-
keit ihrer Tendenz nicht bloß den Mitgenossen und Theilnehmern
an jenem großen Kampfe, sondern, da der Ertrag derselben für
eine milde Stiftung bestimmt ist, auch Allen zu empfehlen, die
ihre Liebe betheiligen wollen.

10. Danfa. Auswahl von Gedichten aus dem Dänischen über-
tragen von Emil Bennett. Leipzig, Reclam jun. 1841.
Gr. 12. 1 Thlr.

Jedenfalls that der Verdeutschter dieser Pieder geistreicher
Dichter Dänemarks etwas Verdienstliches, indem er die neuesten
poetischen Erzeugnisse seines Vaterlandes uns zukommen ließ,
die wir in der That uns etwas kalt und spärlich gegen unsere
nordischen Nachbarn und Sprachverwandten gezeigt haben; denn
wenn wir auch Jens Baggesen, Ohlenschläger und allenfalls
Andersen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie in unsere Poeten-
Magazinart mit goldenen Buchstaben eintragen, so haben wir
doch auf manchen wackern Sängern dänischer Zunge mit ungezie-

man der Bornehmheit herabgesehen und scheinen gar nicht daran gedacht zu haben, daß wol noch Mancher unter ihnen mit allem Recht Ansprüche machen kann, in jenem goldenen Buche eine Stelle zu finden. Solcher werden uns hier Verschiedene genannt und in ihren Erzeugnissen vorgestellt, als Emil Karestrup, Karl Bagger, J. Swals, J. E. Heiberg, P. P. Holst, J. P. Hansen, Henrik Herz, B. S. Ingemann, R. Krossing, Paul Möller, Fr. Valudan, Müller, Claud. Rosenhoff, Fr. Schaldemose, Schack Staffeldt, Chr. Winther und C. Storm. Als Besseres notirten wir bei der Lecture: „Die Nord-Expedition“ von Karestrup (S. 6); „Der citirte Bräutigam“, eine ansprechende Nationalromanze von Ingemann (S. 50); „Der Aufruhr in der Seele“ von Demselben (S. 57); „Der Räfer und die Fliege“, eine Fabel von Paul Möller (S. 62); „Freia's Saal“ von Dohlenfänger (S. 70); „Der Rutter Tod“ von Rosenhoff (S. 78); „Die zwei Raben“ von Schaldemose, der entweder Feine oder die französischen Neuromantiker gelesen haben mag (S. 84); „An das Herz“ von Schack Staffeldt (S. 91); „Der achte Sohn“, eine treffliche Romanze von Demselben (S. 97); „Der Fluß“ von dem Schweden Scaias Tegner, der sich nachbarlich hier in die Dänengesellschaft mischt (S. 108); und „Das Wiedersehen“ von Chr. Winther. Da Ref. die Originale nicht vorliegen und er der dänischen Sprache unfähig ist, so vermag er den innern Werth der Übertragungen nicht zu beurtheilen; doch scheint ihm die Übersetzung sehr wortgetreu zu sein, worauf der Umstand hindeutet, daß man es den Gedichten anhört, sie seien aus einer fremden Sprache übersetzt.

11. Eugen Kram's Traum von Th. Hood. Übersetzt durch v. Franck und Ruhe. Bromberg, Levit. 1841. Gr. 8. 15 Rgr.

Schon ehe Bulwer seinen auch in Deutschland vielgelesenen Roman: „Eugen Kram“ schrieb und ehe die demselben nachgebildete berliner Tragödie jenen Helben auf der Kuhhaut über die Bühne geschleift und gesünftelt hatte, war vom englischen Dichter Hood derselbe Stoff poetisch behandelt worden. Bulwer selbst erwähnt des Hood'schen Gedichts mit der Bemerkung, der Dichter scheine darin gefehlt zu haben, daß er den so stoisch häßlern Kram gänzlich der Neue hingegeben habe. Wir wagen nicht zu beurtheilen, ob dieses Urtheil richtig sei; nur so viel ergibt sich aus vorliegendem Fragment des Hood'schen Gedichts, daß der Seelenzustand Kram's mit Meisterhand gezeichnet und psychologisch richtig sei. In diesem Fragment wird uns ein Traum des Mörders erzählt und zwar ein Traum, dessen Gewebe sich in einer eigenen nächtlichen Traumvision Hood's gesponnen hatte und den er seinen Helben träumen läßt. Eugen Kram nämlich (der an der Schule zu Epen in Norfolk Lehrer und bei seinen Jünglingen sehr beliebt war) wird hier, unter der frohsinnigen und harmlosen Jugend mit seinem zerfetzten, schuldschwernen Herzen weiland, dargestellt. Ein Knabe, den er lesend findet, antwortet ihm auf die Frage: was er lese? — den Tod Abel's. Kram's tiefstes Innere erhebt bei dieser Antwort; doch faßt er sich, belehrt ihn über das Verbrechen des Nordes im Allgemeinen und Kain's Brudermord insbesondere; dann erzählt er dem Jüngling

— von Mördern, die gingen aus auf Erden,

Versucht, wie Kain war,
Mit rothen Balken vor ihren Augen
Und Flammen um Haupt und Haar;
Denn Blut hab' ihre Seelen gekost
Mit Flecken, unaussilgbar.

So wol, sprach er, ich weiß es, ich,
Ihre Qual ermisst sich kaum;
Weh, unaussprechlich Weh, wer fället
Des Lebens heiligen Baum!
Denn sieh' — ich selbst beging die That
'nen gefährlichen Mord im Traum.

Einen alten, unschuldigen Mann, so erzählt er weiter, habe er erschlagen. Er schildert die Gefühle, welche der Anblick der Leiche in ihm geweckt, wie ihm eine Stimme zugerufen, den Todten zu bestatten; wie er ihn aufgeladen, in einen Strom geworfen und die Nacht nach der gräßlichen That hingebracht habe. Von unsichtbaren Mächten getrieben, sei er am andern Tage zur Stätte des Schreckens zurückgekehrt und habe mit Entsetzen wahrgenommen, wie der Leichnam in dem trockenen Strohmessbette offen dagelegen habe. Schauernd habe er sich vom neuem die blutige Last aufgedrückt und habe sie unter trockenem Laube verscharrt; aber der Wind habe das Laub verweht und er habe vergebens gerungen, den blutigen Zeugen seiner Schuld zu verscharren und diesen Traum habe er wachend fortgeträumt. Alles ist frisch und lebendig mit psychologischer Wahrheit gezeichnet. Der Übersetzung fehlt nicht viel, daß sie wörtlich ist, und man sieht es eben nicht den Versen an, daß sie überfetzt sind. Ein Anhang gibt uns Eugen Kram's eigene Vertheidigung vor seinen Richtern, die durch ihre Schärfe und Berechtbarkeit ebenso anziehend als ausgezeichnet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Immer machen sich noch neue Danaiden daran, das unerschöpfliche Faß der Geschichte der französischen Revolution mit ihrer Belehrbarkeit zu füllen. Vor kurzem ist ein neues Werk von Raubot erschienen unter dem Titel: „La France avant la révolution. Son état politique et social en 1787.“ Der Verf. dieser Schrift hat die glückliche Idee gehabt, sich zurückzuversetzen in die Zeit vor der großen Umwälzung aller Verhältnisse. Er beschreibt das Staatsgebäude, das schon tracht und zerbersten will und das nur des Hauses wartet, der das ganze Gerümmel über den Haufen wirft. In der Ausführung seiner Arbeit ist der Verf. weniger glücklich und er bringt trotz des Aufwandes seiner Belehrbarkeit wenig Besonderes zu Stande. Immerhin finden wir in seiner Schrift mancherlei Materialien, die bei einer Geschichte der französischen Revolution zu berücksichtigen sind. Noch hat keiner der französischen Historiker etwas über die ungeheure Revolutionsperiode geschrieben, wodurch das herrliche Werk von Thiers in den Schatten gestellt werden könnte. Es übertrifft dasselbe, was Geschicht in der Zeichnung der Charaktere, Blut und Anschaulichkeit in der Darstellung, Klarheit in der Verfolgung des ganzen Ganges der Ereignisse betrifft, alles Ähnliche. Wir erwarten mit Ungeduld die Fortsetzung dieses hervorragenden Werkes: die Geschichte des Consulates und des Kaiserreichs. Die Erscheinung desselben ist schon seit einigen Monaten angekündigt worden, indessen werden, wie es heißt, die ersten Bände nicht vor November erscheinen, dann aber die übrigen in rascher Folge ausgegeben werden.

32

Literarische Anzeige.

Bei **H. A. Brodhans** in Leipzig ist folgende interessante Schrift erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Über die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche.

Eine kirchenrechtliche und praktische Erörterung
von **G. Julius**.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Rgr..

Sonnabend,

— Nr. 176. —

25. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

12. Parabeln und Gemälde aus dem Reiche der Blumen. Von Pauline Klein. Essen, Bader. 1841. Gr. 12. 15 Rgr.

In diesem Büchlein steht mehr und Besseres als in den bekannten Selambüchern mit Goldschnitt und im Maroquinbande, und mit wahren Vergnügen haben wir diesen zarten, einer echt weiblichen Brust entflohenen Phantasiespielen gelauscht, die oft sinnigen Deutungen des Charakters der Kinder Flora's bewundert und auf die zierlichen Worte geachtet, welche die Verf. über die Rippen der Blumenkelche gehen läßt. Der Titel des Buchs: Parabeln, scheint weniger passend als: Gemälde aus dem Reiche der Blumen; denn wir sehen hier eine Galerie kleiner Genrebilder, zierlich eingerahmt und sinnig aufgestellt. Denkend und sinnend steht sie vor jedem bunten, duftenden Kinde der vier Jahreszeiten aus unserm Himmelsstrich, bald den Mythos, bald die Geschichte, bald die eigene Phantasie zu Hülfen rufend. Jeder Jahreszeit ist eine Schilderung geweiht, wo die des Frühlings und Herbstes am gelungensten zu nennen ist. Will nun auch die schöne Verf. ihre Blumengabe als Mimosa sensitiva betrachten wissen, welche die Kritik ansieht: „Berühre mich nicht mit deinen eiskalten Tropfen!“ so wird sie uns doch das Lächeln nicht abel deuten, mit welchem wir (S. 8) den Irrthum lasen, der Festland sei im kalten Decembermonat geboren; aber das ist ja nur ein Stäubchen auf einer spiegelklaren Metallplatte und nur die Äußerung eines Referenten, der das Recensiren nicht lassen kann. Wie Vieles gibt dafür vierfache Entschuldigung. Wie artig heißt es z. B. in der „Schilderung des Frühlings“ (S. 13):

„Festlich gekleidet sprossen die Keimchen des Grases hervor und drängen neugierig sich durch, den Frühling zu sehen, der sie erweckt. Der Erde schmutzig gewordenen Schlafkleid, den Schnee, zerreißen sie eifrig und wirken dafür ihr die grüne sammetne Robe. Doch sie, die sorgliche Mutter, sammelt die Stücke des weißen Gewandes, das sie so lange umhüllt, und näht daraus Kleidchen für ihre frühesten Kinder (die Schneeglockchen); denn sie gedenket noch gern, wie wärmend ihr selbst es gewesen. Und angethan mit dem schneigen Hemdchen, heben die Kleinen ihr Köpfchen und schauen gar fröhlich sich um und flüstern nickend sich zu: „Wie ist es so freundlich hier oben!“ Drauf springen sie schnell aus dem dunkeln Bett, nicht achtend des barischen: „Wer da schon?“ womit des Winters Nachtrab, der streifende Frost, sie brummend anfängt, wenn er auf nächster Kunde Opfer suchend umherspährt.“

Hören wir nun noch eine gar sinnige Deutung auf die „Tausendschönchen“ (S. 39):

„Wie durch die ziehende Hand des Gärtners aus Gänseblümchen die zierlichen, überfüllten Tausendschönchen werden, sieht man an euch nicht allein, man sieht's auch in den Töchterschulen der Stadt. Fatal nur ist's, daß, wenn euch der

Gärtner einmal auf längere Zeit euch selbst überläßt, die Gänseblümennatur sich Bahn bricht durch die Cultur, ihr wieder werdet, was einst ihr gewesen — die einfachen lachenden Blümchen der Trist.“ Etwas boshaft, aber wahr. Man lese außerdem: „Die März- oder Leberblümchen“ (S. 23); „Himmelschlüsselchen“ (S. 38); „Die weiße Lilie“ (S. 57); „Eisenhut oder Venuswagen“ (S. 59); „Georgine“ (S. 101); „Braut in Haaren“, rhythmisiert (S. 118), und der eigensinnigste Geschmack wird vielleicht Befriedigung finden. Wenn die Verf., was kaum zu bezweifeln steht, die epische Autorbahn auch in Zukunft betritt, so wende sie ihren Fleiß auf den Anbau der Iphile; dazu scheint Talent und Kraft ihr beizumohnen.

13. Neue Sammlung von Parabeln von Agnes Franz. Mit einem Stahlstich. Essen, Bader. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein Allud, aber kein schlechteres einer bereits rühmlich bekannten Verf., deren Leistungen und Befugniß schon vielfach in d. Bl. besprochen sind. Diese neuen Parabeln zeichnen sich durch Einfachheit, Natürlichkeit und sinnige Gemüthlichkeit aus, und der liebliche Stahlstich, dem Titelblatte gegenüber, ist eine dankenswerthe Zugabe.

14. Phantasien nach Liebig's Urania. Ein poetischer Versuch. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 10 Rgr.

Diese Verse sind nicht mehr und nicht weniger, als was sie von sich aussagen: Nachbildungen eines gefeierten Gedichts.

15. Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr. Liederfranz von Alexander Patuzzi. Ulm, Räßling. 1841. Gr. 12. 10 Rgr.

Man hat seit einigen Jahren drei bis vier bessern Dichtern Wander- und Reise- und Heimkehrlieder nachgesungen und sie werden in den jetzt erscheinenden Sammlungen nachgerade zu Stereotypen. Unser Urtheil über die vorliegenden können wir in wenige Worte zusammendrängen. Es mischen sich zwei Elemente in ihnen, die sonst miteinander contrastiren und schwer zu vereinigen sind: Tiefsinn und Leichtsin; schade, daß der Tiefsinn nicht tief genug und der Leichtsin nicht genial genug ist, um recht lebhaftes Interesse zu wecken. Man findet manches Dagewesene (S. 44 sogar einen Heine'schen Ton) und Das, was neu ist, entbehrt der Kraft. Was die jetzt so beliebten, auch hier hin und wieder auftauchenden, in wenige Worte gedrängten Stosseufzer und Reflexionen anbelangt, so halten sie nur dann der Kritik Stich, wenn sie sich durch Gedankenreichtum und Elasticität auszeichnen. Im „Trinklieb“ (S. 13) überschlägt sich die Phantasie; überdies ist es kein singbares Lied, sondern nur ein gereimter Einsfall. Zu dem Besten gehört: „Das gefundene Schwert“ (S. 33); „Winterlandschaft“ (S. 38); „Das ferne Kind“ (S. 58) und „Das Gespenst“ (S. 84).

16. Noch funfzig Gedichte von Philipp Engelhardt Rathusius. Magdeburg, Heinrichshofen. 1841. 8. 20 Rgr.

Wir vermuthen, es werde noch manches funfzig folgen; denn wo dem Quell Aganippe durch Anerkennung und Lob Nahrung zugeführt wird, da strömt er gewöhnlich immer reicher,

während er im entgegengesetzten Falle leicht gänzlich verlegt. Wäre das erste fünftig, das in diesen und andern Blättern nicht ungünstig beurtheilt ist, beim Publicum durchgefallen, so hätten wir schwerlich gegenwärtiges zweites Heft der Probe-sammlung. In erster Abtheilung werden uns deutsche Sagen geboten, die der bekannten Sammlung der Gebrüder Grimm entnommen und mit Glück rhythmisirt und gereimt sind. Allerliebst ist „Der Krämer und die Maus“ (S. 53). Warum aber nahm Hr. Rathsius den ganzen Stoff aus einem andern Buche und warum gibt er nicht auch etwas von eigener Invention? Auch ist die Sage vom Landgrafen Ludwig von Thüringen schon so oft dagewesen, daß sie hier in der That, in so gefälliger Form sie erscheinen mag, zur crampo sexcenties cocta wird. Eine zweite Abtheilung bringt Mythen, die in Rom, ihrem Heimatlande, niedergeschrieben wurden. Es sind nur drei, aber sie haben Ref. wohl gefallen; ob dem heutigen Publicum, das sich zur Romantik neigt — das ist die Frage. Die dritte Abtheilung gibt Lieder, die wir schon deshalb für Besseres erklären, weil sie auf dem Grund und Boden des eigenen Dichtungsvermögens entstanden sind und aufsprössen. Als die zartesten, frischesten und lebendigsten notirten wir: „Die Liebes-Vertraute“ (S. 97); „Abendgedanken“ (S. 103); „Frühlingsfestermorgen“ (S. 111) und das unten mitgetheilte „Nachtgebet“. Die vierte und letzte Abtheilung hat das Etiquett „Bermischte Gedichte“. Es läßt sich schwer begreifen, warum sie der dritten Abtheilung nicht angeschlossen und einverleibt wurden; es müßte denn sein, ihr Verf. habe das nicht gewollt, weil sie durch ihre Länge aus dem Gebiete des Lyrisch-Sangbaren sich entfernt hielten. Hier zeichnet sich vor Allem der schöne Erguß „An den Genius“ (S. 126) und „Der Morgen“ (S. 134) aus. Bedauerlich ist's, daß der Verf. sich Inversionen, Wortbehnungen und rhythmische Nachlässigkeiten gestattete, die er geistlich darin gelassen zu haben scheint, die aber unsehlbar den Genuß jedes Lesers von unverbundenem Geschmack chociren werden. Zur Probe theilen wir das S. 116 abgedruckte „Nachtgebet“ mit.

Alle Felder schweigen still,
Alle Wälder ruhn,
Alle Menschenwirth und -wahn,
Alle Krüben nun.

Und ich auch, ich lege jetzt
Still mich auch zur Ruh,
Kehre, Vater, deinem Haus
Wandermüde zu.

Leg mit den Kleibern auch
Tages Freud' und Leid,
Alles, was mich von dir trennt,
Ab in Feisterei.

Hülle meine Seele bloß
In den Willen dein,
Wie ein weiches, warmes Tuch,
Neugeschaffen ein.

Einen Wunsch nur hab' ich noch:
Daß ich alle Tag'
So, wie ich es heute kann,
In dich kehren mag.

17. Lieder der Zeit. Stuttgart, Krabbe. 1841. Gr. 12. 26 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Titel dieser Anthologie ist zweideutig; sollen wir ihn deuten: Lieder, wie sie die junge Dichtergewelt und die Zeitgenossen lieben, oder: Lieder, zur Beherzigung an die Zeitgenossen gerichtet? Daß der ungenannte Sammler und Zusammensteller derselben letzteres gemeint habe, ergibt sich aus des Buches Inhalt. Alle nämlich, die hier singen, haben die Saite von Apollo's Lyra herabgerissen und daraus eine Bogensehne gemacht, um ihre Pfeile abzuschleßen. Bei einigen erscheint die Zeitpoesie als eine klagende, im namenlosen Schmerz vergehende Nothe, bei andern geberdet sie sich wie eine Medea, die in ihrem maß-

losen Wuthen alle Schranken überfliegt. Und um was kämpfen und wüthen sie? Auf welches Ziel richtet sich des Sonnengottes Bogen? Um was wehklagen und jammern sie? Um die verlorene Freiheit; sie ziehen gegen vermeinte Tyrannen zu Felde; sie wollen freie Presse und andere politische Institutionen, und das Alles verlangen sie mit einer Energie, mit einer Reifer-schaft in Wort- und Verbalbildung, mit einem Aufwand poetischer Malerei, daß man den christlichen Hausvater Herkules und die verständige Hausfrau Ruhe zu Hülfe rufen muß, um nicht befangen zu werden und ihnen Recht zu geben. Dazu kommt, daß der ungenannte Sammler durch die Namen dichterischer Re-tabilitäten dem Leser zu imponiren strebt, so daß man auf den Gedanken kommen muß, hier seien sie aufgetreten die Herolde der Freiheit, die unerschrockenen Vertreter der Volksrechte, die achtbaren Kämpfer pro aris et focis, und ihre Unzufriedenheit mit den literarischen, socialen, politischen und religiösen Ver-hältnissen in Deutschland wurzele in gutem Grund und Boden. Wer sich aber durch die Namen: Uhlant, Lenau, Grün, Freiligrath, Sallet, Platen u. s. w. nicht täuschen läßt, die Sachen mit kaltem Blute betrachtet und mit der Fackel der Vernunft beleuchtet, der gewahrt bald die Nichtigkeit eines Strebens, welches Schatten und trügende Phantome bekämpft; er sieht, daß sie gar oft ins Blaue hineinschießen und daß sie dem Götzen des Dünkels und Egoismus Opfer bringen. So ruft Nik. Lenau, nachdem er erzählt, die Chinesen wählten zu ihrem Schächer den Geist des grimmigen Tigers, solch ein Tigergeist möge auch seine Gedanken bewachen, seine traurigen Erinnerungen mor-den, seine Feinde verjagen und die freigen Tyrannen quaden, am Schlusse dieses Ergusses aus (S. 25):

Millionen wunde Herzen seh' ich bluten,
So viele Thronenströme seh' ich fluten.
Von frecher Willkür weilt die Welt zerrüttet,
Der Menschheit Freundschaftsflügel rings verschüttet;
Ich seh' gepöppelt von hochgestellten Zwergen
Gesang'ne Kiesen, Entschend ihren Schergen.
O Welt, aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! —
Wohin ich ließ von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen;
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen.

Durch den Traum in eine Ode versetzt, hört er eine Stimme, die ihm rath, das wallende Blut zu sämftigen, sich der Natur, der Religion, der Liebe, die auf Golgatha starb, in die Arme zu werfen; doch eine zweite Stimme ruft:

Haße Randhaft! Hüte dich zum Strette!

Waffen braucht die Welt; kein Liebesdäheim
Kann das Uebel ihr von dannen fäheln.

Wieder muß Jehovah's Donner rollen,
Blitze müssen in die Dächer fahren,
Schlachgetümmel muß ihn offenbaren.

Menschheit will in Lützen feig versinken,
Die entnervend durch die Herzen kriechen;
Soll sie heilen Schleimend faule Sünden,
Muß die alte Wunde sich entzünd'n.
Uebel gibts, wovon die Welt zu reinen,
Mehr als Thränen, um es zu beweinen.

Karl Beck, den wir jüngst den deutschen Virgilius genannt fanden, trägt die Farben wo möglich noch stärker auf. Die Studentenmüge auf dem Haupte, an den Stiefeln die blanken Sporen, mit der Pfeife im Munde, die Gedankenblitze und gepanzerte Gedanken austreut, unbekümmert, daß ihn der Phil-ister einen tollen Huten felle, der in seiner Stube bleiben solle, macht er einen stürmischen „Gang um Leipzig“ (S. 30). Auf der Dichtung schwanen Sturmeslektern erklimmt sein Geist den alten deutschen Himmel;

Da will er (der Geist) denn den alten Gott befragen:
Ob Alle, die des Hergens Blut versprigen,
Die auf der Erde hier ein Kreuz getragen,
Befeligt einst, zu seiner Rechten sitzen?

Und wie er nun mit flammendem Gesieder
Zum Himmel kommt, — da tönen Stimmen oben:
„Suräd! Suräd! Er schädft — komm morgen wieder —
Er träumt, er hat die Wolken vorgeschoben.“

Da war es mir, als läg' ich tief begraben,
Als hört' ich Geisterklänge um mich rauschen;
Dem großen Himmel willst du Antwort haben?
Wird dir die Erde denn, die kleine, lauschen?

(Möchte die folgende Strophe doch dem Buche als Motto
vorgelegt sein!)

Sie höret nicht dein Flehen und dein Schelten,
Des Himmels Hammer spaltet keine Wunde,
Gebantenkugeln treffen nicht und selten
Und Schranken stürzen nicht im Silberbrande.

Nach trieb's zur Stadt zurück mit Bittgebelle,
Ich sah — die Stimmen hatten wahr gesprochen —
Philisterthum und Markt und Borurtheile,
Sie standen fest — mein Herz nur war gebrochen.

Dieses vom Welt Schmerz gebrochene Herz tragen hier nun
noch Manche zur Schau. Franz Dingelstedt verwünscht den
Tag und die schwarze Stunde, wo ihm das erste Lieb im Herzen
keimte. Freilichgrath läßt einen Reiter durch die Finsterniß
der Höfen seufzen: Gott, warum gabst du mir Lieder? In
die Variationen dieses Themas webt er die wirkliche dichterische
Beantwortung der Frage: Was ist Poesie? Gebor Ldwe
meint (S. 54), der Dichter sei ein Vampyr,

Der aus dem Reich der Schatten taucht
Und mit der heftigsten Begier
Das eigne, warme Herzblut saugt;

in der folgenden Nummer ist ihm das Dichterwort ein Schwert,
das von Süd nach Nord Flammen wirft. Franz Dingelstedt
sehnt sich (S. 66) in zwei wohlklingenden Sonetten nach den
Zeiten der Freiheit, wo der Dichter, ohne Furcht vor dem ro-
then Schergerentragen der Polizei, zur Schönen gehen und singen
durfte, und schließt:

Jetzt schleicht er an dem Knabenzaum der Gütte,
Der dunkelste und thörichtste von Allen,
Durch leere Häuser, leerer Köpfe Mitte,
Und will's einmal in Unmuth überwallen,
So zerzt er zornig an der jähnen Kette.
Und zählt sich ab durch frohbelnde Sonette.

Karl Beck schließt die Ranie auf. Börne's Tod also
(S. 68):

Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob seiner Hülle Kerker sprang —
Ob auch sein Geist auf lähnem Flügel
Zum Himmel von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor gedffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Theodor Geiznach ergießt in „Der deutsche Jude“
(S. 73) sich nicht in weiblichen Klagen, sondern gibt der Hoff-
nung auf schönere Zeiten Raum:

Drum lassen wir uns nichts verkümmern;
In Stand die alte Herrlichkeit;
Denn doch erhebt aus Schutt und Trümmern
Der Freiheitsbaum der neuern Zeit.

Engelow schleubert unter der Aufschrift „Gutenberg“
seines Wortes Donnerkeil gegen die Censur. Dem bekannten
Liebe von Prüg „Der Rhein“ ist auch eine Stelle einge-
räumt. Sogar Uhland wird in diese Sphäre gezogen und

sein „Achtzehnter October“ nimmt sich im Widerschein der übrige
gen Lieder gar grell und seltsam aus. Heinrich Stieglitz
läßt in „Unsere Zeit“ aus dem Munde der jungen Deutsch-
thümeler ein hoffnungsreiches Wort ertönen, dem wir die Stelle
entnehmen (S. 105):

Wir hätten an die Zeit, die große,
Wie keine noch so reich und groß,
Die herrlich birgt im Mutter Schooße
Der Zukunft segensvolles Loos,
Wir halten uns an die Verkündung,
Die nie den Gläubigen betrog,
Der an des Zeitstroms mächt'ger Mäandern
Mit reinem Munde Hoffnung sog.

Nach einer gemischten Canzone von Drelle nimmt Ernst
von Münch das Wort in drei Sonetten: „Deutsche Frühlinge-
rufe“ (S. 112): „D Schneidereiwirtschaft der Diplomaten“ zc.
Lesenswerth ist, was dem Magharen Beck vor Schiller's Hause
in Gohlis passirte (S. 117). Wie mag Meister Uhland die
Xpostrophe an ihn von Dingelstedt (S. 128) aufnehmen?
Ein wiener Poet charakterisirt „Unsere Zeit“ nicht unpoetisch
also (S. 146):

Auf dem grünen Tische prangen Crucifix und Kerkgenicht,
Schöff und Rätthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Grenierin,
Weil sie trüb und unheilbrohend und von Sturmbeugtem Sinn.

Doch es kommt nicht die Gernsue, denn die Zeit, sie hat
nicht Zeit,

Kann nicht Rille stehen im Saale weltlicher Gerechtigkeit.
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stun-
den fern;

Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht
ihr euch!

Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebenen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift nicht juß erbaulich, nun, was kann das Blatt
besser?

„Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so hell, so rein!
Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gleißt nicht eure Hefen
drein!

Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst
sich aus;

Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

„Seht, es ist die Zeit ein Saatseld; — da ihr Diskeln aus-
gestät,

Et, wie thant ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen
steht?

Cäsar sieht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Nermen, zum Entlaufen, ist es satzsam groß und
weit.

„Zeit ist eine stumme Harfe; — preßt ein Stämper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Run wohl an, so greift begeistert, wie Amphion fest darrin,
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den
Stein!“

Außerdem notiren wir: „An einen Ultra“ vom Grafen
Platen (S. 164) und einen Erguß von Stieglitz über die
Worte Jesu: „Ich bin kommen, daß ich ein groß Feuer an-
zünde“ (S. 166). Endlich machen wir aufmerksam auf einen
„Nachruf an Georg Büchner“ (S. 178) von Georg Her-
wegh, den das junge politische-Deutschland folg den Dichter
der Männer nennt, dessen aus Eisen gegossene Gedichte alle die
ungeschliffene Unabängigkeit, die dem germanischen Urthum eigen-
thümlich war, bekunden. „Das freie Wort“, „Das Reiterlieb“,
oder „Dem deutschen Volke“ würden hierben vorliegender Samm-
lung sein. Hier theilen wir von ihm mit, was er von Büchner
singt (S. 184):

Was er geschaffen, ist ein Edelstein,
 Drauf billigen Strahlen für die Ewigkeit;
 Doch hält' er uns ein Seikern sollen sein
 In dieser halben, irrgewordenen Zeit,
 In dieser Zeit, so witterschmal und bang,
 Die noch im Ohr der Kindheit Glockenklang
 Und mit der Hand schon nach dem Schwerte zittert.
 Zur Hälfte todt, zur Hälfte neu geboren,
 Gleich einer Pflanze, die den Frühling wittert
 Und ihre alten Blätter nicht verloren.
 Er hätte — aber gönnt ihm seine Ruß!
 Die Augen fielen einem Mädchen zu;
 Doch hat er, funkelnd in Begeisterung,
 Vom Himmelslichte trunken, sie geschlossen,
 Der Dichtung Quelle hat sich voll und jung
 Noch in den stillen Ocean ergossen
 Und eine Braut nahm ihn der andern ab.
 Vor der verhaucht er frieblich, sanft sein Leben.
 Die Freiheit trug den Sänger in das Grab
 Und legt sich bis zum jüngsten Tag daneben.
 Auch nicht allein ist er dahingegangen,
 Zwei Pfeiler unsrer Kirche stützen ein;
 Erst als den freissen Mann die Gruft empfangen,
 Giebt man auch Wächner in den Todtenschein.
 Wächner und Wörner! deutsche Dichturen,
 Weh! daß der Lorber nicht auf deutschen Fluren
 Für solch' geweihte Häupter wachsen darf!
 Der Wind im Norden weht noch rauh und scharf.
 Ein Lorber will im Treibhaus nur gedeihen,
 Ein freier Mann holt sich ihn aus dem Freien!

Ein trefflicher Aufsatz in ungebundener Rede, „Pia vota für Deutschland“ überschrieben und entnommen der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. März 1841, setzt gleichsam dem Ganzen die Krone auf und gibt einen hinlänglichen Commentar über den Geist, in welchem die Lieder gesammelt sind und den wir durch vorstehende Proben hinlänglich charakterisirt zu haben glauben.

18. Sternbilder. Dichtungen von Karl Maien. Leipzig, Fort. 1841. 8. 1 Zhr. 7½ Ngr.

Hier tritt uns ein Talent entgegen, welches im Taschensbuche „Zschurun“ und in den „Weichen“ (vgl. Nr. 269 d. Bl. f. 1841) zuerst die Schwingen entfaltet und ein gutes Vorurtheil weckt. Es ist zwar kein blendenbes und überragendes, wol aber dem Boden guter Gesinnung, der Verehrung großer Geister, der gemüthlichen Innigkeit und Pietät entsprossen. Wer diese Verse ohne Gemüth liest, wird sie vielleicht zu weich oder gar zu schal finden; Den aber, der sie mit Empfänglichkeit für die Regungen eines schönen Herzens auffaßt, werden sie gewiß ansprechen. Die Subjectivität, das Element der Lyrik, tritt gleich in der ersten Abtheilung: „Bekenntnisse und Denkmale“, hervor und ergibt sich am klarsten in „Dichterleben“ (S. 28); „Fragmente aus meinem Seelenleben“ (S. 34); „Aus meinem Tagebuche“ (S. 87). Die vier erzählenden Gedichte, welche die zweite Abtheilung bilden, sind, wie alles übrige, gut versificirt, bewegen sich größtentheils in der Sphäre des jüdischen Lebens und Glaubens und sind anziehend durch ihre ethischen Pointen, vorzugsweise das erstere „Elisabeth“. In dem letzten: „Die Geschwister“, fehlt die Pointe und es ist etwas rebfelig gehalten. Dann folgen einige Übertragungen aus dem Russischen des Komonoffow, Derzhawin, Dimitrijew, Wajutskow und Alexander Puschkin, unter denen die erste am nationalsten ist. Übrigens muß man bei Lesung dieser russischen Gedichte bestätigt finden, was der Verf. in einem Prologe derselben von der russischen Dichterswelt im Allgemeinen sagt:

„Heiter wird's und immer lichter
 An dem nord'schen Himmelszelt.“

Das der Glanz geweihter Dichter,
 Wie des Morgens Strahl erhebt.

Ein Motiv zu der Wahl des Titels konnten wir nicht finden.

19. Vermischte Gedichte von Ernst Schulze. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 1 Zhr. 10 Ngr.

Es ist ein glücklicher Gedanke des Verlegers dieser Gedichte des lieblichen, zu früh geschiedenen Sängers der „Bezauberten Rose“ und der „Ediclie“, eine zweite Auflage derselben zu veranstalten; denn Ernst Schulze wird trotz der Menge moderner Poeten von einem nicht kleinen Theile des Publicums in großen Ehren gehalten und namentlich auch vom schönen Geschlecht noch immer gefeiert. Seine Manier und der Plag, den er in den Reihen der deutschen Dichter einnimmt, sind zu bekannt, als daß es hier einer weitläufigen Besprechung seiner Leistungen und Eigenthümlichkeiten bedürfte; deshalb nur einige Andeutungen über das hier Gebotene. Zuerst tritt uns die Elegie entgegen, aber nicht verhäßt mit dem düstern Schleier, den der Volkswahn ihr herrisch um die Stirn wohnt, sondern die leichtschlafende Grazientochter, die Freundin zarten Gefühls, das schlante, gelentame, flüchtige Kind, dessen Fuß tanzend über die Blumen der Flur schwebt und von Lust und Liebe singt. Was die ihr folgenden poetischen Briefe anbetrifft, so athmen sie nicht die gefeilte Lebensphilosophie jener Episteln, die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts von Gleim, Göttinger, Klammer Schmitt und Liebig geschrieben wurden, sondern auch sie hüpfen wie leichtgeschürzte Nymphen und Grazien in das vielfach bewegte Leben und erinnern höchstens an Wieland. Das Schönste im Buche bleiben aber die Sonette, und wenn der Dichter im ersten derselben sagt, Petrarca habe ihm die Laute gereicht und ihm gebeten, seine Lieder zu singen, so ist das keine Rodomontade, sondern Erzeugniß eines sichern Selbstgefühls. Man sieht und hört, Ernst Schulze hat den Sänger der Laura gekannt und studirt. Zum Beweise theilen wir Nr. 10 mit:

Schon in der Kindheit träumt Morgenstunden
 Ging nur auf dich mein Dichten und mein Streben;
 Durch dich hat erst mein Geist dem niedern Leben,
 Die Phantasie den Fesseln sich entwunden.

Als ich dich sah, hab' ich zuerst empfunden,
 Dein Bild hat mir den ersten Traum gegeben,
 Dein Sauber hat des Herzens irres Schweben
 Mit ew'gem Zwang an einen Punkt gebunden.

Den Schmerz hab' ich gelernt bei deinem Schmerze,
 Die heitre Lust bei deinem zarten Scherze,
 Du bist mein Gram, mein Glück, mein ew'ges Sehnen.

Als Grazie lehrt du mich zart empfinden,
 Als Muse mich dem Erdenraum entschwinden,
 Und naht als Urbild mich dem höchsten Schönen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Philipp Egalité ist einer der Charaktere der französischen Revolution, über die sich die widersprechendsten Stimmen erhoben haben. Der größte Theil der Historiker wirft den Stein auf ihn und Thiers in seiner Geschichte zeichnet ihn mit harten Zügen. Vor kurzem ist ein Werk erschienen („Histoire de Philippe-Egalité“ von Tournois), das ihn von den Vorurtheilen, die man ihm gemacht hat, wieder reinigen soll. Wir wollen nicht hier unsere Meinung darlegen, inwiefern es dem befehlten Verf. gelungen ist, in dessen Müssen wir gestehen, daß er in der Zeichnung solcher Charaktere wie Bailly, Lafayette, über die sich bereits ein festes Urtheil gebildet hat, durchaus nicht glücklich gewesen ist. Besonders falsch beurtheilt er die Finanzspeculation Law's, obgleich er sich in diesem Punkte auf die herrliche Arbeit von Thiers stützen konnte.

32.

Sonntag,

— Nr. 177. —

26. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

20. Der Christenjüngling. Ein Gedicht. Die Kriegserklärung. Von Karl Schiele. Magdeburg, Heinrichshofen. 1841. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der warme Rebel, der über allen Erzeugnissen der antiken und modernen Kunst in trägerischen Formen und Gestaltungen schwebt, ruht auch auf diesem Buche. Man wähnt zuweilen, die Wahrheiten unter der Silberhülle zu erkennen und zu erfassen; aber zu rechter Klarheit und Erkenntnis kommt man nicht. Dagegen werden des Verf. Geistesverwandten, bei denen Alles, nach des Apostels Ausdruck, geistlich gerichtet ist, sie wohl erkennen oder zu erkennen glauben. Zwar haben sie, wie einige Insekten, nur Fühlhörner statt der Augen; aber jene erzeugen diese und sie finden sich unbeschreiblich wohl im Besitz der halben Sehkraft. Mit ihren Fühlhörnern betasten sie die Sprache der Propheten, der Apostel und des Herrn selbst, und mit ihnen schaffen sie sich eine Hermeneutik und Exegese nach eigenem Sinn. Mittels derselben werden sie auch vorliegendes Buch besser verstehen als ein profaner Recensent, für den es nicht geschrieben wurde. Es schildert in vierzeiligen, jambischen, größtentheils wohlklingenden Versen die Kämpfe eines orthodoxen, protestantischen Jünglings um den Glauben in mythischen Bildern und in einer dem Alten und Neuen Testament entlehnten Sprache. Es ist uns leider nicht möglich gewesen, uns durch den bicken Großoctavband hindurchzuarbeiten und dem Fluge des Verf. zu folgen, geben jedoch eine Probe von seiner Diction und Versification, indem wir ein Paar Verse, die das Schwert, welches die Welt und den alten Feind bekämpfte, schildern, mit hersetzen (S. 54):

Das Schwert, breit, blank, hellklingend, Diamanten,
Das Gott in seiner Himmelswerthheit segte,
Das durch den Sohn er seinen Heiligsankten
In die Apostelhände segnend legte.

Des Gnadenreichs Palladium, das zur Wahrung
Er anempfahl der Obhut seiner Knechte,
Das, wenn sie's wählten, Sieg, Glanz, Wachsthum, Nahrung,
Wenn sie's verließen, Schand' und Elend brächte —

Dieses Schwert ist im Rhythmus mythischer Gefühle gesetzt und geschliffen, und wirkt hier in der That hin und wieder wie jenes zweischneidige, das, nach Pauli Wort, durchbringt Hart und Weich und schelbet Seele und Geist.

21. Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge von Abraham Emanuel Fröblich. Zürich u. Frauenfeld, Bepel. 1840. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unsere Zeit liebt Denkmale, Biographien und Charakteristiken, und zwar nicht bloß in Statuen und Marken der Architektur, sondern auch in Werken der Poesie und Typographie. Dieser Betrachtung verbannt unbezweifelnd auch vorliegendes, uns

etwas spät zugewommene historische Epos sein Entstehen, welches insofern nicht rein poetisch gehalten ist, als es sich streng an das Geschichtliche hält und sogar den Charakter des Selbst wenig idealisirt; deshalb ermangelt es indessen keineswegs des Interesse; dieses wächst sogar, je weiter man vorschreitet in der Lecture des materiell starken Buchs, welches 21 Gesänge auf ebenso viel Großoctavblattseiten mittheilt, als es Tage im Jahre gibt. Jeder Gesang kündigt durch eine Überschrift seinen Inhalt an und das Datum und Jahr des Ereignisses ist nicht vergessen. Die drei ersten Gesänge: „Die Predigt zu Monza“, „Der Aufbruch aus Mailand“ und „Die Schlacht zu Marignano“, bilden die Einleitung und verbreiten sich über politische Zustände und schweizerische Ereignisse vor der Reformation, in die jedoch Zwingli handelnd und redend mit eingreift. Erst der Abschied von Glarus im Sommer 1516, im vierten Gesange geschildert, führt uns näher zur Persönlichkeit des schweizerischen Kurbis, beleuchtet seine Lieblingsstudien, die Männer, welche Vorbilder für sein Denken, Handeln und Streben waren, und die Richtung seines Geistes auf das Evangelium. Er selbst erklärt, er könne in Glarus, wo er 1506 Priester geworden war, nicht bleiben und widersteht den Bitten seiner Freunde, die ihn da fesseln wollen. Der folgende Gesang mit der Überschrift: „Die Predigt zu Einsiedeln“, zeigt ihn uns als Prediger an diesem damals berühmten Wallfahrtsort, welcher hier näher beschrieben wird. Dort bekämpft er am Feste der Engelweihe zum ersten Male freimüthig und ohne Rückhalt den herrschenden Aberglauben, das Sündliche der Bilderverehrung, die Gewalt des Papstes, die Finsterniß und Pest des Mönchtums und eifert nicht bloß gegen die in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche, sondern schafft sie auch ab. Seine ganze in Bezug hierauf gehaltene Predigt ist ein Meisterstück von Beredsamkeit und athmet jenen echt evangelischen Geist, der durch den Zauber der Neuheit in jener Zeit seinen Einfluß auf die Gemüther nicht verfehlte. Im sechsten Gesange wird seine Ankunft in Zürich erzählt, wohin Zwingli als Prediger an den großen Münster auf Veranlassung des Bürgermeisters Klost berufen wird; im folgenden, welchen siegreichen Kampf er mit dem Ablassdrücker Sarnon im J. 1519 bestand, wobei wir bemerken, daß der Verf. aus sehr genauen historischen Quellen geschöpft haben muß, da er hinsichtlich der Ereignisse und der Namen der handelnden Personen in ein Detail geht, wie man es kaum anderswo in schweizerischen Reformationsgeschichten findet. Diese Bemerkung gilt aber nicht bloß für diesen Gesang, sondern für das ganze Buch. Über Zwingli's seelsorgerische Wirksamkeit in den Zeiten der Pest 1519 stattet der folgende Gesang Bericht ab und zugleich, wie er bei dieser Gelegenheit seine nachmalige Gattin, die verwitwete Frau Anna Reinhard, kennen lernt. Die Anfeindungen und Nachstellungen, die dem Reformator von 1520—23 von Seiten der Mönche und anderer Papisten wurden, sind im neunten Gesange Gegenstand der Darstellung; im zehnten aber werden seine Bemühungen geschildert, das Licht des Evangeliums durch Disputationen auszubreiten, die gegen Faber Amgrüt, die Augustiner und Dominikaner 1523 zu Zürich

gehalten wurden, und wo er die Vertheidiger der Wälderlehre und Transsubstantiationslehre ehrenvoll aus dem Felde schlägt. In der Disputation mit Ambrat benutzte er einen nächtlichen Traum, in welchem ihm ein alttestamentliches Wort zugesprochen wird, welches ihm als Waffe dient und worauf er seine Argumente baut. Der erste Gesang bringt seine Verlobung mit Anna Reinhard im J. 1524, der zwölfte die Hochzeit mit ihr, der dreizehnte eine anziehende Schilderung der ersten Abendmahlsfeier nach den von ihm bestimmten Cultformen. Die Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifte in den reformierten Cantons (wobei man unwillkürlich an den jetzt herrschenden aargauer Klosterstreit erinnert wird) erwirbt ihm fast ebenso viele Gegner als die früher schon erfolgte Abschaffung der Messe. Auch wird hier das Ende des ersten schweizerischen reformierten Märtyrers, des Klaus Göttinger, erzählt. Der Bericht, den ihm die Wiedertäufer in den Jahren 1525–26 verursachten, und die Charakteristik ihrer Häupter schildert der funfzehnte Gesang, der sechzehnte die Disputationen zu Basel und Bern, wo ihm Molampadius zur Seite stand; der siebzehnte den ersten kappeler Krieg; doch ist dieser von geringerem Interesse als der achtzehnte: „Die Reise nach Marburg, zum Religionsgespräch mit Luther im J. 1529.“ Hier läßt (S. 265) der Verf. den Helden, welchen Abust bemerkbar macht, man schreibe seinem Ehrgeiz den Brand des Religionszwistes zu, die Worte sagen:

Des reiht mich (sagt Zwingli) selbst Luther in der Wuth.
Die über mich er ausgießt in wilder Schriften Flut.
Nicht heist man lutherisch; er auch meint, was ich je gelernt,
Hab' ihm ich nachgesprochen und mich aus Reich von ihm
entfernt.

Und doch that ich schon lange dem Papstthum Widerstand,
Bevor man Luthers Namen genannt in deutschem Land;
Die heil'ge Schrift und Sprache wußt' ich schon jener Frist;
Was mich auch Andre lehrten, erleuchtet hat mich Jesus Christ.

Der neunzehnte Gesang gibt nun Details über jenes berühmte, ja berühmte Religionsgespräch zu Marburg am 1. 2. und 3. Weinmonat 1529. Über die Persönlichkeit des schweizerischen und schweizerischen Reformators heist es (S. 282):

Gebietende Gestalten, zwei Häupter wärdumkränzt,
In priesterlicher Weihe und Heidenflegelgewand,
Zwei bunte Augenpaare voll Feuer und voll Licht,
Der Denker harsche Stirne, die Lippe, die auch lautlos spricht.

Und eine Welle schau'n sich Welke schweigend an,
Und Jeder sieht im Andern mehr, als ihm kund gethan,
Erhöb'nen Hauptes Luther, doch blaß und blasser schier,
In seiner Fritze Zwingli und sanfter Blick: — so stehn
sie hier.

Die Logomachie beginnt über die bedeutenden Worte: „Dieses ist“ x. — in den Einsetzungsworten des Abendmahls, und Zwingli vertheidigt seine Ansicht mit siegender Kraft, sodaß ihm nicht blos Philipp von Hesse und Molampad, sondern auch Melancthon beistimmt. Der Schluß und das Resultat des Gesprächs wird hier so beschrieben (S. 291):

— Zwingli sprach mit Luther drapenlich noch einmal —
Und wieder reisefertig stehn Alle nun im Saal.
Da hobst sanften Tones erst Zwingli an und spricht:
„Besetzt und, theurer Meister, zum Abhieb Eure Stube
nicht“ x. f. w.

Doch Luther erwidert zu Zwingli's größtem Schmerze:

— „Noch einmal, es darf des Bundes nicht,
Des Hohen nicht und Bräutern, und dennoch siegt das Licht.
Ich lieb' Euch, wie die Feinde, wie sie man Bräuer heist;
Und will's Euch nicht verschweigen: Ihr habt nicht den rechten
Griff.“

Kein Wort hat je dem Zwingli so bitteren Schmerz erregt;
Das Wasser in den Augen speicht er nun kiesel bewegt:

„Nur Einer ist's, der selig und macht und kraft gerecht;
Dem Herrn nur heil' und sal' ich, was richtig du den frem-
den Knecht!“

Der zwanzigste Gesang schildert den zweiten kappeler Krieg und der letzte die Schlacht bei genanntem Orte, Mittwoch, den 11. Weinmonat 1531, wo der Feld sei, und enthält die anziehendsten Details.

Der Blick auf das Ganze lehrt, der Verf. hielt sich streng an das Historische, und Zwingli's Verdienste werden mit Begeisterung hervorgehoben. Hätte er aber recht unparteiisch sein wollen, so durfte er nicht unerwähnt lassen, daß, so hart auch der schweizerische Reformator gegen den schweizerischen sich zeigte, doch auch letzterer sich Manches zu Schulden kommen ließ. Er suchte sich nämlich auf eine nicht zu billige Weise Anhänger zu verschaffen und zog Kirchen, die sich bereits für Luther erklärt hatten, zu seiner Confession herüber. Auch mischte er sich nicht selten unbefugt in Staatsfachen, was Luther nie that. Beide Reformatoren gingen einen Weg und zu einem Ziel; aber sie unterschieden sich darin voneinander, daß Luther, welchem jede Geistesfreiheit bis in den Tod verhaft war, blos die Wahrheit suchte; Zwingli rang auch nach ihr, aber stets mit dem Freiheitsfinn eines eidgehörigen Republikaners. Diese letzte Richtung des Charakters von Zwingli hätte in vorliegendem Werke mehr hervorgehoben werden sollen; der Poesie hätte das wahrlich keinen Eintrag gethan. Was die Form des äußerlich spielenden Werks hinsichtlich der Verse anbelangt, so sieht der Leser aus den mitgetheilten Proben, daß der Verf. glücklich gewählt ist und daß die an den Ausgang der Strophen gestellten Daktylen oder Anapästien einen wohlthätigen Eindruck auf das Ohr machen.

22. Der Heiland. Ein Epos in zwölf Gesängen von Friedrich August Steger. Zeig, Schieferdecker. 1841. 8. 1 Thlr.

Die Versuchung, das Leben Jesu episch darzustellen, erscheinen, nachdem Klopstock gesungen, alle mehr oder weniger als Iliaden nach Homer, und vorliegendes Epos macht davon keine Ausnahme. In der Vorrede ist von eblen Menschenherzen die Rede, die dem Verf. ihre reichliche Unterstützung bei der Herausgabe des Buchs haben zu Theil werden lassen und ein Subscribentenverzeichnis bekräftigt das; somit ist wenigstens das Unternehmen motivirt, in unserer Zeit ein Gedicht dieses Inhalts drucken zu lassen. Es ist in Stangen geschrieben, unendlich verschieden in Reimstellung und der Zahl der Jamben. Hiatus, kataphonische Dehnungen der Zeitwörter, einige Reimhärten, einige Sprachfehler (vergl. S. 4, St. 2), ausgelassene Interpunctionen und Apostrophe, selbst Nachlässigkeiten im Versbau supplirenden beim Leser um Nachsicht. Dabei ist der Mann nicht ohne Phantasie; aber er läßt die edle Pflanze in wilden Schlinglingen sich wuchernd ausbreiten und der klare, ordnende Geist schwebt nirgend über den trüben, bewegten Wassern. Richtige und vererbte Begriffe über das Wesen Gottes hat er auch nicht, sonst ließ er Gott nicht sagen (S. 17), das Schicksal sei ihm zunächst an Macht gestellt, und die Sache wird dadurch nicht besser, wenn das höchste Wesen besteht, das Schicksal solle dem großen Genius, dem er zum Vollstrecker seiner Befehle erteilt, nicht unterthanig sein. Das Werk hat einen epischen Zuschnitt. Die Einleitung spielt im Himmel und es figuriren die albekannten epischen Agenten, auf der linken Seite Moloch, Urian, Astaroth x., auf der rechten Rafael, Uriel, Gabriel x. Auch scheint sich durch das Ganze die Idee vom Sturz des Lichts über die Finsternis zu ziehen. Mit besonderer Vorliebe ist die Hölle mit ihren Bewohnern ausgemalt; aber es ist gar schlimm, daß all diese Bilder und Scenen, Zustände und Charaktere schon dagewesen sind, und sie erscheinen sonach wie Lithographien, die eine Schälchenhand mit bunten Deckfarben überzieht. Das Ganze laborirt an einer unelblichen Breite, und gleichwol ist die ganze Passionsgeschichte, die der dichtenden Imagination anstrengt das weiteste Feld eröffnet, in die zwei letzten Gesänge zusammengepackt; also die Gesammtnummer nach dem Kampfe auf Gethsemane, das Verhör vor dem Syn-

beio, das Verhalten des mordlustigen Pöbels, die Scenen vor Pilatus und Herodes, der Gang nach Golgatha, die Kreuzigung, der Tod, der ominöse Kampf der Elemente, die Auferstehung und Himmelfahrt ist mit striller Wortkargheit dargestellt und von einer richtigen Auffassung des Charakters der im großen Trauerspiel handelnden Personen ist nirgend die Rede. Ebenso verfehlt der Verf., die Sprache der Evangelisten, die oft so schlagend und großartig wirkt, zu gebrauchen. Endlich hat er auch gar nicht daran gedacht, die Reihenfolge der Ereignisse nach einer guten Synopse zu ordnen, sondern erlaubt sich in deren Darstellung ein buntes Durcheinander. Wir sehen, es läßt sich wenig Gutes über das Ganze sagen; doch wollen wir zur Steuer der Wahrheit nicht unerwähnt lassen, daß einige gelungene lyrische Stellen mit unterlaufen, vergleichbar grünenben Dasen in einer Sahara.

23. Christus der Überwinder. Ein Gedicht in fünf Gesängen von Karl Rorig, Oppeln, Baron. 1841. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Glücklicherweise läßt sich über dieses Gedicht, welches einen dem vorigen verwandten Gegenstand, nur in geringerem Umfange, behandelt, ein freundlicheres Urtheil fällen; nicht eben als ob hier eine höhere Phantasie vorwaltete, wol aber hat der Verf. seinen Stoff mit Ernst geprüft, mit Ruhe durchdacht, mit Klarheit geordnet und die Schwierigkeiten nicht übersehen, die sich dem Darbieten, der denselben mit möglichster eigener Genugthuung und objectiv würdig behandeln will. In dem einleitenden Vorwort, „Weihe“ überschrieben, findet sich eine Strophe, die von seiner Ansicht und seiner Beschcheidenheit Kunde und Zeugniß gibt; sie lautet:

Ich beiste vor dem höchsten Untersagen,
Und thant' ich singen auch wie Seraphim;
Doch kann ich nicht mehr wehren dem Verlangen,
Das täglich in mir rast: „O bringe Ihm
Des Herzens Dank, daß er für dich gestorben,
Den Himmel schon auf Erden dir erworben!“

In Folge dieses Sinnes und Gefühls hat er, nach seiner eigenen Versicherung, langsam, in Pausen und anfänglich nicht einmal in der Absicht, es drucken zu lassen, daran gearbeitet; er verkennt die Schwächen nicht, die es hat und haben mag, schickt es nicht ohne Besorgniß in ein größeres Publicum und erwartet ein nicht zu strenges Urtheil über dasselbe. Wir wollen nun nicht mit ihm rechten, daß er in Anordnung und Aufeinanderfolge der Begebenheiten etwas einseitig dem bekannten rationalistischen Commentar des Dr. Paulus über das Neue Testament gefolgt ist und nicht eine selbständige Ansicht zu gewinnen erstrebt hat; weicht er doch hin und wieder auch von den allgemein angenommenen Ansichten ab, welche durch eine oberflächliche Lectüre der Evangelien gegeben werden; räumt der blickenden Phantasie überall ihre Rechte ein und weiß gar gewandt die vollklingende Tuba mit der lieblichen Lyra zu vertauschen. Hinsichtlich der Annahme von Hypothesen und der Abweichung von den gewöhnlichen Meinungen zeigt er viel Tactgefühl und zarten Sinn. So behandelt er den längst gebrandmarkten und verhassten Verräther besonders zart; nicht Weiz ist die Triebfeder seiner schwarzen That, sondern der Gedanke, Jesum durch die Lebensgefahr, der er ihn aussetzt, zu zwingen, sein Reich in Israel (d. h. ein irdisches) zu errichten. Bei der Einsetzung des Abendmahls muß der Arculose schon abwesend sein, und bei dem Versuche, sich das Leben zu nehmen, läßt er ihn durch einen Sturz vom Felsen den Tod finden. So liest man sich leicht und oft sogar erwidert und erbaud durch alle fünf Gesänge hindurch. Die oben erwähnten lyrischen Stellen weichen größtentheils von dem trochäischen Metrum ab, in welchem das Epische vorgetragen wird, und bieten abwechselnde Rhythmen und Metra. Die besten dieser Stellen sind die Reue des Petrus, die Verzweiflung des Judas, der Traum der Perle, der Gemahl des Pilatus, der Schmerzerguß um den großen Todten, die Kämpfe der Elemente in den Augenblicken des Todes und die freie Bearbeitung der Stelle im ersten Briefe an die Korinther im dreizehnten Capitel. Als Probe theilen wir sie mit:

Wenn ich auch noch so lieblich rede,
Wenn ich Engelzungen hätte;
Ohne Liebe wär' mein Herz,
Wär' ich nur ein tönend Erz.

Wenn ich noch so weise rede,
Wenn ich allen Glauben hätte,
Nähmt' ich mich des besten Lichts —
Ohne Liebe wär' ich nichts.

Wenn ich Gutes und Gut vertheile,
Selbst darob in Drangsal weile;
Darbt' ich aus Liebe nicht —
Nicht entging' ich dem Gericht.

Liebe — immer freundlich, gütig,
Nimmer halt' noch übermüthig —
Will nicht Vortheil, nicht Gewinn,
Kennt nicht ehrbegier'gen Sinn.

Liebe — glaubt und hofft in Demuth,
Liebe — trägt mit stiller Beharrlichkeit;
Ohne Eifer, sanft und mild,
Sie das Herz mit Mohn' erfüllt.

Ohne Nachsicht, ohne Grollen
Wist sie gern mit übervollen
Händen; treu, gerecht und wahr
Stellt sie stets ihr Bild uns dar.

Wär' nicht Liebe, Hoffnung, Glaube,
Wärde oft der Mensch zum Raube
Der Verzweiflung; Lieb' allein
Tadelt Schmerzen, Angst und Pein.

Was auch immer wird vergehen,
Liebe, Liebe bleibt bestehen,
Schuf, erlöste und erhält,
Segnet ewig ihre Welt.

Schließlich erwähnen wir noch, daß das sogenannte hohepriesterliche Gebet Christi oder die Abschiedsrede an seine Jünger besonders gut behandelt ist.

24. Psalterklänge. Eine Sammlung geistlicher Gedichte von Gulalia Mertz. Leipzig, Giese. 1841. 8. 15 Ngr.

Diese Gulalia macht ihrem Namen Ehre: sie ist eine gemüthliche Sängerin, die nur einen passenden Titel für ihre frommen Ergüsse hätte wählen sollen; denn sie gibt nicht Psalterklänge im Geiste des Psalmen oder eines Knapf, sondern mehr Dorfsklänge aus der Neuzeit, die sich gerade hinsichtlich des Gemüthlichen denen der längst vergessenen Caroline Rudolphi nähern. Man vergl. „Schlaf und Tod“ (S. 15) und a. m. Besonders ansprechend wird sie, wo sie in der Natur Symbole des Heiligen findet, wofür ihr der Genius ein besonders glückliches Auge verliehen zu haben scheint; man sehe in dieser Beziehung „Die Raupe und ich“ (S. 4); „Die Sonnenrose“ (S. 9); „Der Strauß“ (S. 13); „Die Zugvögel“ (S. 42) und a. m. Sie reflectirt, allegorisirt, erhebt, tröstet und ermuntert mit jener Glaubensinnigkeit, die sich in Dräseke's homiletischen Weisheitsreden kund gibt; hat sie doch auch diesem und einem andern Geistlichen ihr Büchlein gewidmet. Als gelungen notirten wir ferner „Am Begräbnistage“ (S. 33); „Erinnerung“ (S. 31); „Der Kranz“ (S. 37); „Die stille Stunde“ (S. 44) und „Die Braut“ (S. 66). Doch ziehen auch Volkenscharten über diese Frühlingslandschaft, oder, um im Bilde zu bleiben, der Psalter gibt auch Winterklänge. Nehmen wir „Abend vor dem Gräbniß“ aus, so finden sich in den Festliedern wenige eigenthümliche Ansichten und Gefühle, ja, sie verschwimmen in dargelegenen Phrasen. Ein ebenso großer, wo nicht größerer Mangel ist die Unbekanntheit der Verf. mit der Sprache und der Verskunst. Man könnte manchen orthographischen und rhythmischen Verstoß für einen Druckfehler erklären, lebte er nicht zu oft wieder. Für die Ruffel des Verses scheint sie zu weilen kein Ohr zu haben und bildet namentlich Daktylen, die man nicht schlechter verlangt. Der Leser erlaube uns Beweise

für diese Behauptung; wir theilen ihm lieber einen gemäßigten Besonnenheitspauk mit, überschrieben „Eifens Wundwundsch“:

Der Geduld halt im Abendwind,
Nief unter ihm schließt lang' mein Kind;
O hebe, zitter, Geduld halt du!
Mein süßes Kind fand ew'ge Ruh:
Es liegt sein liebes Köpfchen still,
Woll es mein Herr so haben will;
Hier unten schließt's, doch dort ist's wach.
O, folgt ihm bald die Mutter nach,
Und daß zu Seinem Throne dann
Mein Engelstüb mich rief hinaan!

25. Glockentöne, oder Christliche Lieder. Von Friedrich Springmann. Danabruck. 1841. Gr. 12. 15 Kgr.
In der zweiten Strophe der Widmung: „Dem Beschöner“, spricht sich die hier eingeschlagene religiöse Richtung also aus:

Der Bitterklang von diesen Glockentönen
Ist, lieber Herr! dein Leiden und Veröhnen.
Was du dervorn auf Golgatha vollbracht,
Das gibt dem Geist die rechten Glaubensschwingen.
Hinauf, hinauf sich in das Reich zu fügen,
Du deinem Thron der Majestät und Pracht.

So sind denn die meisten Blätter mit dem Blute Christi gefärbt; der Teufel geht auch hin und wieder darauf umher, nicht eben als ein brüllender Löwe, wol aber als ein ohnmächtiger entbrannter Tyrann; die Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem, der Hunger nach dem Manna des Lebens, der Durst nach den Strömen des lebendigen Wassers macht sich überall bemerkbar. Die Sprache ist die der Evangelisten und Propheten und bekundet überall die genaueste Bekanntschaft mit dem Kanon. Viele Bilder und Allegorien sind aus dem geistlichen Kisthaufe der Tauler, Speer, Arndt und Opener herbeigetragen. Die Festlieder, die größtentheils auf bekannte Choralmelodien gebichtet sind, athmen den Geist der besten Gesangsweise, wie sie vor 100 Jahren gefunden ward, nur hat sich die Sprache darin den Forderungen unserer Zeit anbequemt. Die Lieder, wo der Verf. stiefe Anhänglichkeit an das Dogma nicht mispricht, sind viel besser gelungen als die eigentlichen Festlieder. Man sehe z. B. „Christliche Ergebung“ (S. 96) und das folgende „Harmonie mit Gott“; da ist ein weicher, milder Geist und sie wirken wohlthätig auf das religiöse Gefühl. Sonst aber findet der Kritikergeist viele Mistöne in diesen „Glockentönen“. Wir wollen nur auf Einiges hindeuten. Zunächst wird der Purist an der Menge von Fremdwörtern Anstoß nehmen; denn wir lesen hier Haupttendenz und Quintessenz, Firmament und Element, Signatur und Residenz, Risticismus (sic!) und Dissonanz, und einmal verirrt sich gar Pomona ins himmlische Jerusalem (S. 46). Mitunter gibt es recht prosaische Passus und müßige Worte, die der Verf. für edle, biblische Einfalt wahrscheinlich gelten lassen will. Auch die Klarheit des Gedankens und die Sprache wird beeinträchtigt. So ist in dem „Pfingstliede“ (S. 28) die Strophe:

Geist, der uns die Wahrheit lehret,
Die ein Glanz des ew'gen Lichts,
Gottes Bild in uns verkündet,
Jesus Christus und sonst nichts!

ganz unverständlich. Hätte er geschrieben Jesum Christum, dann gäbe es einigermaßen einen Sinn. „Ein hochpriesterlich Geschlecht“ (S. 6) ist sprachwidrig. Ebenso unrichtig ist Seraphimen (S. 127); soll heißen Seraphim. „Bistang“ (S. 139) ist ein Provinzialismus. Selbst der Reim und seine Reinheit wird nicht respectirt. S. 86 wird brennt auf kommt gereimt. Wenn Folgendes für „Die wichtigste Frage“ (S. 80) erklärt wird:

Frage dich, o Mensch von Erbe:
Lieber Herr, was muß ich thun,

Daß ich ewig selig werde
Und in Abraham's Schoos mag ruhn?

so müssen wir eingestehen, daß es doch noch wichtigere, unser ewiges Heil betreffende Fragen gibt als diese, durch die er uns Christen überhaupt zu Juden macht, wie das außerdem noch einige Male geschieht. Summa des Urtheils: So entschieden hier die religiöse Richtung sich offenbart, so hat sich der Verf. dennoch keine klare Vorstellung von dem Kreise seiner Leser gemacht. Er strebt nach edler Einfalt im Sinn und mischt doch einen widerlichen modernen Phrasentram in seine Sprache.

(Der Beschluß folgt.)

The translated; an historical romance. By N. Michell. Drei Bände. London 1842.

Ich weiß nicht — und wie verzeihlich ist es, in der flüchtigen Tagesliteratur etwas nicht zu wissen —, ob eine frühere Novelle des obengenannten Herrn Michell: „The fatalist, or the fortunes of Godolphin“, die in England mit ungewöhnlichem Beifalle aufgenommen wurde, in Deutschland einen Übersetzer gefunden hat. Jedenfalls hätte sie darauf dessen Anspruch gehabt als einige Schoos französische et cetera. Der vorliegende historische Roman steht, muß vielleicht wegen seines geschichtlichen Inhalts als Phantasiegebilde gegen das frühere Werk zurückstehen. In keiner andern Hinsicht braucht er das. Er erzählt auf die anziehendste Weise die Lebensgeschichte einer der berühmtesten und schönsten Frauen ihrer Zeit — Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence. Die geschichtlichen Thatfachen sind der dunkle Grundstoff, aber die Dichtung hat helle Blumen hineingewebt. Johanna lebte im 14. Jahrhundert und wurde außer andern Verbrechen auch der Ermordung ihres Gemahls beschuldigt, des Prinzen Andreas von Ungarn, den im Gölsteinerkloster zu Xurisa, wo er mit seiner Gemahlin verweilte, eine unbekannte Hand nach einem Saufgelage ermordet hatte. Des Prinzen Bruder, König von Ungarn, ergriff die Waffen gegen die angebliche Mörderin und zwang sie, aus Neapel nach Avignon zu flüchten, wo der ebenso gelehrte als galante Papst Clemens VI. die schöne Frau unter seinen besondern und mächtigen Schutz nahm, bis ein zu solchem Zwecke versammeltes Consistorium nach reiflicher Prüfung und Erwägung aller wider die Königin vorgebrachten Zeugnisse sie von jedem ihr beigemessenen Verbrechen quitt und ledig sprach, oder wie der Historiograph de Sade es ausdrückt: „Les accusateurs furent confondus, et ses juges décidèrent qu'elle ne devait pas même être soupçonnée du crime dont on l'accusait.“ Schuldlos vor den Augen der Welt und beschützt vom Donner des päpstlichen Stuhls, befreit sie mit ihrem zweiten Gemahle, Prinz Ludwig, den neapolitanischen Thron, während Empörungen im eigenen Lande den König von Ungarn in sein Reich riefen und der tapfere Prinz und sein ritterlicher Adel die zurückgelassenen Soldaten schnell zu Paaren trieb. Das ist die Geschichte des Romans, in freier und kräftiger Darstellung, ohne die neumodischen Stylfabeleien, deren sich oft Romantiker und Pantoffeln schämen müssen. Die aufgerollten Gemälde sind zahlreich, aber künstlerisch geordnet, und das Interresse, welches der Verf. vom ersten Anfange für die schöne Johanna, für den edelmüthigen Ludwig, für den tapferen Courtenay und für die sanfte Amalie zu erwecken weiß, versteht er bis zum letzten Schlusse zu erhalten. Einige Male gibt er Schilderungen italienischer Scenerien, die keine gefrorene Maske sind, und die historischen Bilder loben ihren Meister. Die Ermordung des Prinzen und Johanna's Verhör vor dem päpstlichen Richterstuhle sind vortreflich erzählt. Auch werden diejenigen, die zufällig über Petrarca sich noch nicht satt gelesen, eine Beschreibung seines philosophischen Aufenthalts zu Banchise nicht überflüssig. Mit einem Worte, das Buch muß auf den deutschen Markt.

Montag,

Nr. 178.

27. Juni 1842.

Bericht über deutsche Poeten aus dem Jahre 1841.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 177.)

26. Christlicher Meeresstempel. Von Eduard Bohn. Bremen, Geisler. 1841. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Wie vielseitig sind doch heutzutage die poetischen Ascteten! Schon in frühern Zeiten schrieb man zwar Gebetbücher für jeden Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht, jedes Verhältnis und jedes Lebensereignis, wie solches schon das Gebetbuch des christlichen Benjamin Schmolke hinlänglich bekundet; hier aber werden nun auch den wanderlustigen deutschen Zeitgenossen, die über das Weltmeer schiffen, um sich eine neue Heimat zu suchen, erbauliche Betrachtungen und Gebete, Blüthblätter gleichsam für das religiöse Gefühl, dargeboten. Ihnen ruft der Verf. zu:

Die Ihr mit Thränen im Auge schelbet vom Lande der Väter,
Bessere Tage Euch sucht jenseit des kützenden Meers,
Hoffend, daß dort Ihr entgeht der Verzerrung schleichendem Gifte,
Oder vom Unglück verfolgt, fliehet das heimliche Band:
Euch zum erhebenden Trost, in freudig stiller Ergebung,
Sang ich mein betendes Lied, tief in dem Herzen geföhlt.

Zunächst sind es Morgen- und Abendgebete in Versen, die entwerfen einen Spruch aus der heiligen Schrift als Thema gleichsam an der Stirn tragen, oder die ganze Psalmen rhythmisch paraphrasiren. Auch auf die Seelenzustände und wechselnden Stimmungen der Auswanderer, auf die Heimat, die sie verlassen, auf den Schmerz der Trennung und auf die Neue, die sie fühlen mögen beim Rückblick auf ihren Wandel in Europa, ist vorforglicher Weise Rücksicht genommen, sowie auch nie vergessen wird, daß diese Gebete auf dem Meere, dessen bunte Scenerie lebhaft genug geschildert wird, gesprochen werden. Dann folgen Betrachtungen an den jährlichen Festtagen, ein Stoßseufzer beim Sturme, ein Gebet auf dem Krankenlager, eines am Grabe eines Gefährten, welches eine Umschreibung des Vaterunser bildet, und selbst eines bei der Taufe eines Kindes. „Der Sturm“ (S. 85), nach Psalm 46, ist eine poetische Beschreibung des Kampfs der Elemente auf dem Meere, an die sich die daraus hervorgehenden Reflexionen und Empfindungen anreihen; indessen muthet der Verf. doch wol dem Menschen etwas zu viel zu, daß er in der Stunde der Gefahr so reflectiren und beten soll; man betet da aus dem Buche des Herzens. Anders ist es freilich mit dem Gebete „Nach dem Sturm“ (S. 99); da gestattet das ruhig gewordene Gemüth die längere Betrachtung. Einen zweiten Theil des Buchs bilden die „Nachhallen des Meeresstempels“, d. h. die Betrachtungen, Lieder und Gebete für Diejenigen, die in der neuen Heimat jenseit des Meeres glücklich angelangt sind; hier scheint uns nur die Anzahl der „Klagelieder“ etwas übermäßig; sonst sind sie im Geift und Ton der ersten geschrieben. Die Sprache ist nie gesucht, ebel, der Sache angemessen und erinnert nur zuweilen an die Wischelsche Weise. Der Verf. hat, wahrscheinlich zu Recht und

frommen der auswandernden Greise, die Schrift mit großen, deutlichen Lettern drucken lassen, eine Erscheinung, die man jetzt selten noch in Gebetbüchern sieht. Das Format, Großoctav, ist für ein Reisetaschenbuch etwas unbequem; übrigens empfehlen wir es allen frommen Europäern, denen wir auch das S. 189 befindliche „Lied bei der Ankunft im neuen Lande“ abschreiben:

Gefährten, reicht euch froh die Hand.

Vor unsern Blicken ausgebreitet,
Liegt jetzt das heißersehnte Land,
An dem sich Herz und Auge weidet.
Des neuen Lebens Hoffnung laßt
Uns nach dem Sturm der Meeresnacht.

Vom fernen Heimatlande her
Trug uns zum seßlichen Gesinde
Amerikas, auf weitem Meer,
Durch Nacht und Stürme Gottes Gnade.
Laßt unser Schicksal ihr allein
Auch künftighin befohlen sein.

Amerika, ersehntes Land,
Entzieh' dich nicht den fremden Armen
Der Wand'rer von Europas Strand;
Laß uns an deiner Brust erwärmen,
Und nimm zum Heil für unser Loos
Uns freundlich auf in deinen Schoos.

Ihr ist des Segens viel besetzt.
Laß unter deinen hellern Sonen
Uns finden einen stillen Ferk,
Wo künftighin wir zufrieden wohnen;
Wo nach des Lebens Mittagsglut
Das müde Haupt am Abend ruht.

So laßt uns männlich vorwärtsziehn
Und hoffend unsern Blick erheben,
Nicht vor den neuen Lebensmahn
Unmännlich, feig, zurückschrecken;
Mit uns ist Gott und seine Hand
Ist unser Schutz im neuen Land.

27. Geschichten der christlichen Kirche. Dichtungen von Moriz Alexander Jille. Leipzig, Frischke. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

O sehet still! — Ich will erzählen
Euch von des heiligen Geistes Macht,
Der schwache Mensch konnte fühlen,
Daß sie geklagt in Sturm und Nacht.
Die Feinde mochten spotten, quälen,
Sie loden mit der Erde Pracht:
Sie haben Pracht und Spott und Qual
Betrachtet freudig allzumal.

So kündet der Verf. in dem einleitenden Gedicht „Das Pfingstfest“ den Zweck an, den er hatte, indem er diese „Geschichten der christlichen Kirche“ niederschrieb. Gedächtnis

sind es Blutzeugen aus der Urzeit des Christenthums, die hier leiden, handeln und sterben. Mit Johannes, dem Jünger, den Jesus liebte, beginnt es; dann folgt Origenes in vier Nummern, dann Perpetua, Numidicus, der heilige Antonius und Bonifacius. Den Schluß macht Bruder Klaus von der Höhe, ein Heiliger aus späterer Zeit. Nirgend spielen die Erzählungen in das Gebiet der Legende und die Verse fließen mit der dem Gegenstande angemessenen Ruhe und Würde dahin. Ausstellungen lassen sich nicht machen.

28. Harfe und Stab. Von Theodor Fahr. Elegisch, Reimer. 1841. Gr. 12. 15 Ngr.

Dieses Büchlein macht den Übergang aus dem geistlichen in das weltliche Element. Die Harfe klingt zwar hin und wieder Davidisch, wie denn auch einige Psalmen mit auftauchen; aber sie wird an einen Stab geknüpft, den die hellen Blumen des socialen Lebens und Weltsinns umranken. So wagen wir wenigstens den Titel zu deuten, über den sich der Verf. nur unklar und undeutlich in dem kleinen elegischen Hauche „Harfe und Stab“ (S. 26) ausgesprochen hat und den er, wie er im Vorworte sagt, jedem Tadler preisgibt. Viele Lieder athmen eine überaus gemüthliche und gesunde Philosophie für Haus und Leben, andere strömen fromme Gefühle und Reflexionen aus, noch andere klingen romanzantig, noch andere ergießen sich in Elegien und den Schluß bilden Sprüche und Gleichnisse, die dem Stachelverse verwandt sind und Zeitustände berühren; aus allen aber klingt und schimmert ein gebildeter Geist, ein scharfer Blick, ein fühlendes Herz und eine gehaltene Phantasie. Über die eigenen poetischen Leistungen urtheilt der Dichter bescheiden, wenn er sagt, schwerlich möge Jemand von deren Schwäche so überzeugt sein wie er selbst; über unsere gesanglustige Zeit aber spricht er fast verächtlich ab, wenn er behauptet, es sei früher eine Ehre gewesen, Dichter zu sein; heute möchte man sich vielmehr schämen, wenn man Verse mache, geschweige denn, wenn man öffentlich mit ihnen hervortrete. Wir für unsere Person möchten letzteres Urtheil zwar unterschreiben, halten aber das über seine eigene Persönlichkeit für zu streng. Er leistet viel mehr, als man nach solchen Äußerungen erwartet, und wir haben namentlich „Bänders Liebe“ (S. 33), „Die du fern wohnst jenseit deiner Hügel“ (S. 61), „Abschied“ (S. 74), „Klage“ (S. 89) und einige Sprüche mit größter Satisfaction gelesen. Vielleicht stimmt der Leser dem Ref. bei, wenn er folgenden elegischen Hauch, überschrieben „In einem Winter“ (S. 79), sich anweisen läßt:

Einsam und öde ist's in meinen Werten,
Kein Freundeswort zu meinem Parnos bringt:
Soll' in der Wästen mein Gemüth erstarren,
Das oft in bitterm Seelenqualen ringt?
Es ringt sich auf, es möchte gern erstarren,
Ein böser Geist es immer niederzwingt;
Es lechzt nach Kraft, es lechzt nach Trost und Ruh';
Kein Freund blieb ihm, als Gott, nur du, nur du.

Es schweift der Blick in schneebedeckte Weiten,
Blickt sehnsuchtsvoll zum Sternenhimmel auf;
Voll Wehmuth schau' ich in vergang'ne Zeiten,
Beschwör' vergeblich wieder sie herauf;
Zum irden Raum möchte ich die Arme breiten,
Und Ärdnen hemmen der Gedanken Lauf;
Der Frühling kommt, die Lerche kehrt zurück;
Und Herz kehrt nimmer das entschwand'ne Glück.

Wärst ich entrückt in Eden's Frühlingsauen,
Hätt' Gold und Ehren, wie's das Herz begehrt,
Könnt' traute Lieb' und Freundschaft um mich bauen,
Und keine Lust wär' meinem Sinn verwehrt;
Voll Wehmuth müßt' ich doch gen Himmel schauen:
Ich, Eins ist Noth, und Eins nur suchendwerth,
Nicht auß'res Glück, nicht Ehre, Lust und Schertz,
Durch Gottes Gaab' ein neugebornes Herz.

29. Antonello. Gedicht in vier Gesängen von Gustav Gardehausen. Kiel, Schwes. 1841. 8. 25 Ngr.

Dürfen wir aus der Beweglichkeit, mit der die Begebenheiten in diesem kleinen Epos vorschreiten, und aus dem Feuer, welches Alles durchdringt, einen Schluß ziehen, so ist der Verf., dessen Namen wir übrigens bis heute nicht gehört haben in der literarischen Welt, ein noch junger Mann, der mit diesem Probuet sich Bahn zum Parnas bricht. Der Schauplatz der Handlung ist der Orient, von welchem die Einleitung zum ersten Gesang ein frisch gefärbtes, glänzendes Gemälde darbietet. Die wesentlichen Theile des Gedichts sind zwar geschichtlich, aber die Details sind Gedichte der dichtenden Phantasie. Antonello, der Held, eine tüchtige, frische, republikanische, venetianische Natur, fällt in einer Seefahrt dem Pascha von Abydos in die Hände, dessen morische Sklavin Fatime ihn aus dem Kerker rettet und zur Flucht verhilft. Er eilt ins Vaterland zurück, rüstet einen Brander aus, rettet seinerseits Fatime aus dem Kerker, zündet das Arsenal und die Flotte des Sultans Mohammed an, wird dabei gefangen, vor den Sultan geführt und von demselben begnadigt. Aber Fatime, die zu seiner Rettung herbeigeeilt ist, wird vom Sultan für seinen Harem bestimmt. Antonello ermordet die Geliebte unter Mohammed's Augen, worauf ihn dieser langsam zu Tode martern läßt. Dieser Stoff ist in einer angemessenen Form behandelt, die Charaktere sind mit wenigen scharfen Strichen oft höchst glücklich gezeichnet, der Dialog, wo er etwa vorkommt, ist fließend und die eingestreuten lyrischen Stellen zeugen von Talent. Dem Ganzen sieht man jedoch ein zweifaches Studium an. Der geniale Verf. hat einerseits des Morgenlandes Sitten und Charaktere und andererseits Lord Byron studirt. Derselbe Prägung in der Sprache, dieselben Genusblitze in Darstellungen von Menschen und Zuständen, dieselbe Gewandtheit in der Malerei orientaltischer Scenerie wie bei diesem; am meisten wird man an Byron's „Coriaces“ gemahnt, obwohl Konrad und Medora ganz andere Persönlichkeiten sind als Antonello und Fatime. Wir können uns nicht versagen, hier die „Beschreibung einer Mondnacht im Morgenlande“ mitzutheilen (S. 87):

Nicht lange, und des Mondes Strahl
Wirft goldenen Schein auf Berg und Thal.
Das schimmert durch des Gartens Bäume,
Umspielt sie rings wie Feenräume.
Ihr weiter Schatten, sanft erhell't,
Liegt hingestreck't auf grünem Feld.
Wo funkelnd zwischen Blumen bunt
Der Glühworm scheint auf dunkeln Grund.
An freien Plätzen, mondbesucht,
Sind Gras und Blumen thaubesucht.
Hier Friede rings, und ohne Zwang.
Die Tage aus ihrer Kapsel sprang
Mit Tigers Reiz und Kraft, die Blume
Steht nun ein Kind im Heiligtume.
O Elie, träumst sie, ich bin du.
Und ach, träumt Elie dann hinaus,
Nicht ich bin du, bin gar nicht ich,
Bist du, und du bist du und ich.
Viole träumt: Nun bin ich todt
Und bin im Himmel. Nelke roth
Erblüht, weil Nachtviole starb,
Die lange doch um Nelke warb.
Und Weißkorn, das bisher gesäumt,
Denkt: Was den Blick, weil Rose träumt.
Doch Rose, vom Gedanken wach,
Begegnet ihrem Blick und Ach
Entzückend. So warb's offenbar,
Jasmine weint; die Tulpe gar,
Rings aller Blumen süßes Meer
Es träumt: Wenn ich ein Weibchen wär'.

Nimmt man hierzu noch die Beschreibung des Arsenalbrandes, den der Flotte und einige Dialoge im letzten Gesange,

so wird man gewiß aufmerksam auf diese literarische Erscheinung, die viel Gutes für die Zukunft verspricht.

30. *Wienba. Romantisches Heldengedicht in fünf Gesängen.* Nach dem Schwedischen. Kiel, Schwes. 1841. Gr. 8. 17 1/2 Ngr.

Da diese nordische Schöne aus der Hand einer frommen Christin eine auf der Engel Befehl gestickte Fahne empfängt, um das bedrängte Schwedenland von dem feigen und listigen Dänenprinzen Dlof zu befreien, so könnte man sie eine zweite Jungfrau von Orleans nennen; richtiger aber bezeichnen wir sie als eine moderne Judith, da sie den in sie verliebten Prinzen in ein von ihr gebildetes Amazonenlager lockt und ihn in ihrem Zelte erdolcht, worauf sie reuig in ein Kloster geht. Wir würden nicht so karg und wortarm über den hier bearbeiteten Sagenstoff sein, wenn er ein genaueres Exposé verdiente. Das Original dieses sogenannten Gedichtes, welches wir gern eine epische Mißgeburt nennen möchten, rührt von dem vormaligen schwedischen Bibliothekar Hammarström her, der mit einigen philosophischen Schriften auch eine schwedische Literaturgeschichte geschrieben und wahrscheinlich im Staube der stockholmer Bibliothek diese nordische Volkssage auffand und auf den unglücklichen Gedanken kam, sie rhythmisch zu bearbeiten. Besser war es gewiß, wäre er Historiker und Philosoph geblieben; denn Epiker ist er invita Minerva geworden. Eine triviale, an Gemeinheit grenzende Sprache, eine ermüdende Breite, höchst prosaische Gedanken und Windungen schleppen sich durch alle fünf Gesänge, bis zum schalen matten Schluß. Held und Heldin und Nebenfiguren haben alle prophetische Träume, die den Leser ganz confus machen und aller poetischen Magie ermangeln. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß der deutsche Übersetzer oder Nachbildner nichts verbessert, sondern Alles verwässert und dabei eine wirklich bejammernswerthe Unbeholfenheit in der Behandlung unserer Sprache bekundet. Der Held schwengte, st. schwang sich zu Pferde, sagt er S. 54; trete st. tritt (S. 18), verfroren st. erfroren (S. 20); das Wortwort trotz konstruiert er in einem und demselben Verse mit dem zweiten und dem dritten Fall (S. 38); durch Småland's muth'ge st. muth'gen Schöne (S. 12), und S. 70 heißt es, er saß an Dlofs linken Seite. Solcher Incorectheiten und Sprachschneider können wir noch viele nachweisen, wenn wir nicht einiger allzu popularer Ausdrücke Erwähnung thun müßten, welche die Diction beflecken; z. B. der Prinz wird gepreßt; der Fieb bringt ins Fell, und endlich führen wir die Reime Müdengesumm's auf uns bloß an, um dem Bearbeiter bemerkbar zu machen, daß man zunächst die Muttersprache erlernen müsse, ehe man es wagt, aus einer fremden Sprache zu übertragen. Bei Gelegenheit der Anzeige des vorigen Epos haben wir die Beschreibung einer orientalischen Monbnacht gegeben; hier geben wir als Pendant, um des Contrasts willen, die „Beschreibung eines Sagers der bekürzten Amazonen Wienba's“ (S. 65):

Im Geiste sah indes man manche Kanne liegen
Voll Märzbier, als prophädisches Gefäß;
Und mancher Schinken, mancher Ris'
Wußt hier und dort dem Jahn sich fügen.
Aus Gelfleisch und Gemüß, hart ranzig oder feiß;
Wenigstens braucht man nicht zu guden.
Selbst Ahiere schaute man, bald auf, bald unterm Aisch,
Schmeckbarlich hier, bald todt, bald lebend sputen.

Ein Ferkelchen blieb ohne Streu.
Sprang kreuz und quer mit Mordgescheit;
Der Hundellen hört man schon am frühen Morgen:
Hier maulte schwach die Kat', dort brüllte dumpf die Kuh,
Als hätten beide nimmer Ruh'.
Sich härmend um des Landes Sorgen:
Es bildet ein Lämmchen auch sein kleines Leiden spät.
Indem der stolze Hahn Ebnwohl zur Sonne kräht.

Doch genug des Quikens, Wellens, Mriauens, Brüllens,
Wüßens und Krähens in diesem traurigen Nachwerk.

31. *Der Saga Saal, eine nordische Dichtung in drei Gesängen.* Von J. G. L. Hilbing. Halle, Heynemann. 1841. 8. 7 1/2 Ngr.

Der Verf. läßt sich auf 45 Seiten in Duodez allerlei Sagen von der Göttin Saga in Fouqué'scher Manier erzählen.

32. *Der Kemsen-Immen-Krieg.* Ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen. Von Ferdinand Bereslas. Berlin, Garte und Spener. 1841. 8. 11 1/2 Ngr.

Der Verf., der sich weiland königlichen Historiographen zu Kemsstadt und Hofdichter zu Immenheim, auch Mitglied mehrerer lustiger Gesellschaften nennt, hat diesen Kemsen- und Immenkrieg sich selbst und Andern zur Kurzwelt gedichtet und sein freundschaftliches Opusculum allen Freunden des kunstfertigen Gelehrers gewidmet. Er scherzt so zierlich und anmuthig, bildet so wohlthunende und regelrichtige Schöpfung, erfindet so passende Situationen in der Welt der von ihm beobachteten und besungenen Thierlein und läßt überall ein so komisches Pathos walten, daß kein Leser — er müßte denn ein eigensinniger Kritiker oder ein finsterner Kopfhänger sein — das Büchlein unbesiegt aus der Hand legen wird. Gestattete es der Raum hier, so würden wir zu diesem Urtheil die Belege geben. *)

58.

Krug's Lebensreise in sechs Stationen von ihm selbst beschrieben. Nebst Franz Volkmar Reinhard's Vliesen an den Verfasser. Neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Baumgärtner. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Diese neue Ausgabe des im J. 1825 unter dem Titel „Arcus's Lebensreise“ erschienenen Buchs enthält im Ganzen nur wenige neue Zusätze. Der berühmte, nun auch verstorbene Verf. hat dieselbe allerdings hier und da berichtigt, manchen unpassenden Ausdruck getilgt und einige kleinere Anmerkungen, wie über den Lugenbund, die Knigsberger Mucker, die Theilung von Sachsen, den Landtag zu Dresden, über Napoleon hinzugefügt, sonst aber die Erzählung seiner Lebensschicksale unangewandelt gelassen. Der längste Zusatz war bereits im J. 1831 niedergeschrieben: er handelt von den leipziger Freuden und Leiden, besonders im J. 1830, als dem merkwürdigsten Lebensjahre des Verf. Derselbe wird namentlich für sächsische Leser durch die ausführliche Erzählung der Begebenheiten in Leipzig am 300jährigen Jubelfeste der augsbургischen Confession (25. Juni 1830), am 2. und 3. September desselben Jahres und am Reformationsfeste ein besonderes Interesse haben und einen hinreichenden Beweis liefern, wie werth Krug, als damaliger Rector der Universität Leipzig, der ehrenvollsten Anerkennung gewesen ist. Ein anderer Zusatz aus dem Jahre 1841 schildert die nachmaligen Ergebnisse aus dem Leben des Verf., seinen Anteil an der polnischen Sache, die Niederlegung seines öffentlichen Beiraths und schließt mit der ausführlichen Beschreibung seines Doctor-Jubelums am 17. October 1841, die er für eine unerlässliche Pflicht der Dankbarkeit erachtet hat.

Man ist früher in der Beurtheilung dieses Buchs hart, ja ungerecht gegen Krug gewesen. Aber dasselbe enthält doch, namentlich nach Ausschreibung mancher überflüssigen, werthvollen Beiträge zur Geschichte der deutschen Universitätsgelehrten und dürfte daher nicht unerwähnt bleiben.

Der wiederholte Abdruck der Vliese Reinhard's wird eine willkommenere Zugabe für alle Die sein, welche die so verdienstliche Thätigkeit dieses edeln Mannes, ausgezeichneten Kanzenröthners und gründlich vielseitigen Gelehrten zu schätzen wissen.

19.

*) Der zweite Artikel folgt im Monat August.

D. Reb.

MacKenzie über den Krieg in China.

Eine durch ihr scharfes Urtheil und ihre ungeschminkte Darstellung sich auszeichnende Schrift ist K. C. MacKenzie's „Narrative of the second campaign in China“. Der Verf. erzählt, die Chinesen hätten bei manchen Gelegenheiten gezeigt, daß sie festen Muthen; ihr Widerstand in den Forts zu Kanton habe dargethan, daß es ihnen mehr an Mannsguth als an Muth fehle. Mehrmals sah er, daß die brennende Sunst (die Chinesen kennen keine andere als Luntensinten, die für den Tragenden immer gefährlich sind) sich den Kleidern der Verwundeten und Fallenden mittheilte, und einige sah er bei lebendigem Leibe verbrennen. „In diesem Kampfe“, sagt MacKenzie, „zeigten weder die Offiziere noch die Gemeinen unter den Chinesen irgend Mangel an Muth; im Gegentheil, sie gaben manche Beweise von persönlicher Tapferkeit und alle vertheiligten ihre Stellungen, so lange sie zu halten waren, mit großer Aufopferung. Der befehlende Offizier ward, während er seine Leute anführte, durch die Brust geschossen, sein Knopf und Federbusch befanden sich unter den Siegeszeichen in meinem Besitz.“ Aus MacKenzie's Darstellung geht hervor, daß nach jedem Erfolge die Früchte des Sieges durch Unterhandlung verloren gingen. Man kann seine Schilderung von Rossen's Diplomatie, von der Willfährigkeit, womit die englischen Bevollmächtigten, selbst nach wiederholten Beweisen von Verrätheri und Falschheit, die Unterhandlungen erneuerten, nicht ohne Unwillen lesen. „Es ist mehr als wahrscheinlich“, sagt der Geschichtschreiber dieses Krieges, „daß, hätte man die Action von 7. Jan. 1841 kräftig zur gänzlichen Zerstörung der Forts benutzt und wäre man sodann auf Kanton geradezu losgegangen, wir unsere Bedingungen mit größerer Leichtigkeit, als es später im Mai geschah, hätten vorschreiben können. MacKenzie möchte dies vielleicht als eine zu übereilte Maßregel erscheinen, aber wenn man erwägt, daß wir damals außer den Seelen, die man im Nothfalle landen lassen konnte, 1300 Mann, lauter gesunde Leute, die Jahreszeit zu unsern Gunkn und keine Concentration Chinesischer Truppen gegen uns hatten, so ist der Vorschlag wol nicht so ganz unmöglich. Aber der Aufschub und der Glaube an die Punicia fides der Chinesen verbarben unsere Angelegenheiten; und dieselbe Bemerkung ist in der That auf alle Operationen dieses Feldzugs anwendbar. Hätten wir gleich bei der Ankunft der Expedition die Forts demolirt, Amoy, Ningpo zerstört, und wären wir dann vor Paofo erschienen, so würde man unsere Forderungen bewilligt haben; wir hätten auf Chusan nicht so viele Menschen verloren; keine Barbaren wären gegen Mrs. Noble, eine verwitwete Dame, zu Ningpo verabschiedet worden; unsere Kaufleute hätten nicht die schweren Verluste gehabt und der Feldzug würde wahrscheinlich zur Ehre unserer Waffen und Nation zu Ende gebracht worden sein, statt daß er jetzt von Neuem wieder anfängt.“ Fast komisch ist es zu lesen, wenn der Verf. erzählt, daß man in einem obersten Fort eine Menge weiblicher Anzüge fand, denn die Chinesischen Soldaten glauben, daß ein Stück von einer Frauenszimmerkleidung den Krieger unverwundbar mache. Noch erzählt der Verf. Folgendes als Beweis von der allgemeinen Sitte des Opiumrauchens in China: „Der Älteste des Dorfs, in welchem wir uns befanden, kam heraus und lud uns ein, uns in seinem Hause niederzulassen, eine Einladung, welche ich mit Vergnügen annahm. Nachdem wir eine oder zwei Minuten gesessen, brachte der alte Herr eine Opiumpfeife hervor, nebst allem Zubehör, besorgte sie und bot sie mir an. Nicht geneigt davon Gebrauch zu machen, lehnte ich das höfliche Anerbieten ab, worauf der Alte die Pfeife selbst rauchte. Dies ist eins von den vielen mir bekannt gewordenen Beispielen betreffs der Vorliebe der Chinesen für dies Gift. Die wohlbekannte Heiligkeit der Mandarinen ist so groß, daß meine Leser nicht überrascht sein werden, wenn ich sage, daß ich niemals das Haus eines Mandarinen betrat, ohne eine Quantität von Opium zu finden. Dies wird dienen, den Irrthum einiger zu widerlegen, welche

diesen Brauch in China nicht für allgemein und von den Beamten für nicht gebildet halten. Wahrscheinlich, zu sagen, daß das Chinesische Gouvernement das Opiumrauchen unterdrückt oder nur zu unterdrücken wünsche, wäre ebenso absurd, als zu versuchen, das Biertrinken im Vereinigten Königreiche abzuschaffen.“ Dies einige von den interessanten Bemerkungen des Verf. über einen seltsamen Krieg, in Bezug auf welchen ein Engländer folgende Worte eines Sklaveneigenthümers: „Ich bin mehr ermüdet vom Pfeischn als er vom Gepfeischtwerden“, in Erinnerung bringt.

M i s c e l l e n.

Der Dichter Luigi Mamanni, der nach seiner Flucht aus Florenz sich in Frankreich wohnhaft gemacht hatte, wo ihn König Franz I. als ein großer Freund von italienischer Poesie sehr gnädig aufnahm, mit dem Orden des heiligen Michael beehrte und bei wichtigen Gesandtschaften brauchte, zeigte einst, als er von Franz I. zu Karl V. gesandt war, viele Geistesgegenwart. Da er nämlich in seiner Anrede an den Kaiser öfters des kaiserlichen Adlers Erwähnung that, so wandte sich Karl, der ihn bis ans Ende aufmerksam angehört hatte, plötzlich zu ihm, und wiederholte mit spöttischem Nachdruck eine Stelle aus Mamanni's Gedichten, wo dieser von dem räuberischen Adler, der, um so viel mehr zu verschlingen, zwei Schnäbel trägt, gesprochen hatte:

— — l'aquila grifagna
Che per più divorar due beochi porta.

Mamanni hörte diesen Vorwurf mit Ruhe an und erwiderte sogleich: „Da Sw. Majestät die Stelle kennen, so werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß, als ich sie schrieb, ich mich des Rechtes der Dichter bediente; jetzt aber spreche ich als Gesandter eines großen Monarchen an einen andern; jene Gedichte waren die Frucht des leichten Sinnes der Jugendzeit, jetzt rede ich mit dem Ernste des Alters; damals war ich böse, weil man mich aus meinem Vaterlande verbannt hatte, jetzt erscheine ich vor Sw. Majestät mit völliger Gemüthsruhe.“ Hier stand Karl von seinem Stuhle auf, klopfte den Gesandten auf die Schulter und sagte mit freundlichem Lächeln: „Sie haben keine Ursache, Ihre Verbannung zu bedauern, da Sie einen Mann besitzen wie Franz I.“ und — sagte er hinzu — „der tugendhafte Mann ist überall zu Hause.“

Abraham Galov, Professor der Theologie, Pastor primarius, Consistorial-Affessor und Generalsuperintendent zu Wittenberg (gest. 1686), hatte sich in einer ihn betreffenden Angelegenheit an einen der ersten Minister am sächsischen Hofe bittend gewendet. Dieser glaubte der Bitte nicht willfahren zu können und ertheilte eine abschlägige Antwort. Darauf schrieb ihm Galov: „er werde Gott ansehen, daß er ihn, den Minister, dafür strafe“. Diese Drohung erschreckte den etwas ängstlichen Minister dergestalt, daß er Galov auf der Stelle antwortete: „es solle ihm Alles gewährt sein, was er immer wünsche, nur möge er von dem angedrohten Strafgebete abstehen“. „Wie schwer“, sagt Keyser, der diese Anekdote (Sp. 568. M. 3) erzählt, „mit den Theologen auszukommen sei, wenn sie die Religion nur zum Deckmantel brauchen, hat mich dies Beispiel gelehrt.“

Die Lords Nikolaus Cliford und Anton Sherley hatten während ihres Aufenthaltes in Frankreich vom König Heinrich IV. den Ritterorden vom heil. Michael erhalten, welchen sie, ohne ihrer Monarchin, der Königin Elisabeth von England, davon Anzeige gemacht zu haben, trugen. Als sie daher nach England zurückgekommen waren, ließ die Königin sie verhaften und erklärte: „Ein guter Bürger muß einer züchtigen Hausfrau gleichen; wie diese allein ihren Mann, so muß jener allein seinen Landesfürsten berücksichtigen. Es ist nicht mein Wille, daß meine Schafe fremde Zeichen tragen, oder den Pfirsichkern eines ausländischen Birten folgen.“

Geschichte des ersten Kreuzzuges von Heinrich von Sybel. Düsseldorf, Schreiner. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

Unter den vielen vortrefflichen Monographien, mit welchen in neuester Zeit die Geschichtswissenschaft bereichert worden, zeichnet sich die vorliegende durch gelehrte Forschung, überraschende Resultate und philosophischen Geist ganz besonders aus. Dem Verf. ist seine Aufgabe aus den Untersuchungen Ranke's über die Quellschriftsteller des ersten Kreuzzuges erwachsen. Diese Untersuchungen führten zunächst zu der Überzeugung, daß des Willermus Epterus Bücher fast nur die Berichte Albert's, Raimund's und der „Gesta Francorum“ enthalten, sowie daß das Werk des Albertus Auenensis im Ganzen auf mündlichen, von dem Schmucke der Sage reichlich durchwebten Mittheilungen beruhe. Wer mit den Quellen und den späteren Darstellungen der Kreuzzüge nur in etwas vertraut ist, wird leicht ermessen, wie diese und ähnliche Resultate bei einer durchgreifenden Kritik der betreffenden Literatur einen entschieden revolutionnären Ausgangspunkt nehmen müssen; und indem sich der Verf. nach dieser Überzeugung einer vollständigen Kritik der Quellen des ersten Kreuzzuges, sowie einer kritischen Sichtung und Reinigung des historischen Thatbestandes unterzogen, hat er auch in der That mit Muth und Energie eine Revolution in der Geschichtsschreibung eingeleitet, die leicht die Grenzen der Kreuzzüge überschreiten und auf die Kritik wie auf die historische Darstellungsweise überhaupt von entscheidenden Folgen sein dürfte.

Indem wir es hier also lediglich mit der historischen Kritik zu thun haben, bei welcher die Darstellung des gewonnenen Gegenstandes Nebensache, das Wissen und die scharfsinnige und gebildete Untersuchung des Verf. die Hauptsache ist, so werden wir hier in der Kürze, ohne uns in die Labyrinth der Kritik selbst einzulassen, das kritische Princip des Verf., die schlagenden Folgen in dessen Anwendung auf die Quellschriftsteller und die spätere Literatur, sowie die Resultate einer solchen Kritik auf den historischen Stoff selbst zu entwickeln suchen.

Der Verf. ist in seiner historischen Kritik kein Naturalist, der sich mit der bloß äußerlichen Lösung der Frage begnügt, ob der fragliche Autor die Wahrheit habe sagen wollen oder können, sondern er faßt die literaturgeschicht-

liche Thatsache in ihrer historischen Objectivität und stellt allen diesen Untersuchungen den Grundsatz vor, daß ein historischer Bericht nicht als Bild der Thatsache, sondern als der bestimmte Eindruck gelten müsse, den der Autor von der Thatsache empfangen hat. Dieses wahrhaft wissenschaftliche Princip, welches das kritische Geschäft aus der reflectirenden Willkür zur philosophischen Arbeit und Gewißheit erhebt, gewährt zuvörderst die Anschauung der persönlichen Natur des Autors, des innersten Kerns der Darstellung, und führt hiermit zu einer thatsächlichen „Reconstruction“ der Quellen. Wie sind die Quellen aus der Natur ihrer Verf., aus deren Verhältnis zu der Vergangenheit und zu der übrigen Welt erwachsen? gibt es verschiedene Auffassungsweisen, nach denen die Ansicht über den Kreuzzug, als ein Ganzes gefaßt, sich geändert und entwickelt hat? inwiefern hängt diese Verschiedenheit mit allgemeinen Richtungen und Bestrebungen jener Zeit zusammen? — dies sind die praktischen Fragen, welche sich aus dem Principe herleiten und die auch in der Wahrheit über allen diesen weitausgreifenden und auf großartigen Apparat gestützten Untersuchungen von dem ersten Kreuzzuge und Dem, was damit zusammenhängt, schweben.

Der Verf. betrachtet zuvor die Redungen und Berichte der Augenzeugen, die Darstellungen der Gleichzeitigen, deren Nachgestaltungen, die spätere Literatur in ihrem historischen und literarischen Kreise und wendet sich dann erst zur Feststellung und Reinigung, sowie zur Darstellung des fortlaufenden Factums selbst. Der amtlichen Berichte, die sich auf die Eröffnung und den Verlauf des ersten Kreuzzuges beziehen, sind acht. Bis auf eine Verfälschung eines Schreibens des Kaiser Alexius, die auch, wenn wir nicht sehr irren, Willen verwirrt, erkennt der Verf. die Echtheit dieser Berichte an; sie haben im Ganzen für die Erörterung des Thatbestandes nur eine geringe, befriedigende Bedeutung, sodaß wir an ihnen hier vorbeiziehen.

Das volle Gewicht der kritischen Untersuchungen unseres Verf. ruht auf den fortlaufenden Berichten und Werken der gleichzeitigen Geschichtsschreiber. Hier tritt zuerst Raimund von Agiles hervor. Der Verf. widmet diesem wichtigen Quellschriftsteller große und gründliche Aufmerksamkeit, indem er seinem Principe gemäß aus den äußern und innern Umständen die Persönlichkeit desselben festzustellen sucht. Er schildert ihn als einen Schöpfer

starker voll Leidenschaft und Aberglauben, aber auch voll persönlichen Eindrucks und Wahrheit; denn Raimund, der Provenzale, ist ein rechter Sohn seiner Zeit und seines Landes und hat, so niedrig er auch steht, einen richtigen Blick für die äußern Dinge, er ist echt und unbeschönigt durch und durch. Die Interpolation in Raimund's Geschichte einer Stelle aus den „Gestis Francorum“ gibt der Verf. zwar zu, er beweist aber auch sehr evident, wie Raimund dieselbe später selbst habe vernehmen müssen. Dann geht der Verf. zu den „Gestis Francorum et aliorum Hierosolymitanorum“ über. Wir müssen ihm sehr dankbar sein, daß er dieser Quelle durch seine Kritik die verdiente Achtung wiederum verschafft hat. Joh. Vesly nämlich, in seiner Vorrede zu Ludebod's jerusalemischer Geschichte, und mit ihm eine Menge Nachbeter behaupten mit der größten Sicherheit, die „Gesta Francorum“, von Bongars als eine Originalquelle herausgegeben und als solche vielfach benutzt, seien nichts als ein Plagium in der ärgsten Weise und ihr namenloser Verf. habe seinen Ruf nur der wörtlichen Benützung des Ludebod'schen Buches zu verdanken: es sei Pflicht, endlich diesen Mißbrauch aufzudecken. Der Verf. ist aber im Stande, gerade das umgekehrte Verhältnis zu beweisen. Derselbe erhebt den Anonymus zu einem unmittelbaren Augenzeugen des Kreuzzuges, der als Normann im Gefolge Raimund's die Thatfachen mit Freiheit aufsaßt und einfach niederschreibt, während Raimund ein leidenschaftlicher Provenzale im Gefolge Raimund's von Toulouse ist. Die „Gesta Francorum“, entwickelt der Verf., haben einen Mann zum Autor, der von der allgemeinen Gesinnung des Zuges ganz durchdrungen ist, der ihn unmittelbar an göttliche Vorausbestimmung knüpft und bei dem jeder Anspruch auf Lob oder Tadel sich von selbst verbietet; es ist keineswegs allein ein Tagebuch, das er führt, über die persönlichen Erlebnisse, sondern eine ausführliche, aber einfache und reflexionslose Erzählung des Wesentlichen. Indessen glauben wir, daß der Verf., ohne dessen Gewissenhaftigkeit und gelehrte Umsicht schmälern zu wollen, im Gegensatz zu Vesly doch ein wenig zu weit gegangen sei. Ganz nach dem Principe des Verf. hat sich auch dem Referenten die vollkommene Überzeugung von der Originalität der „Gesta Francorum“ längst festgestellt; allein aus der völligen Interesslosigkeit, aus dem Mangel alles Pathos, das sich Jedem und namentlich dem Manne jenes Jahrhunderts, war er auch eine noch so ruhige und klare Natur, inmitten solch ungeheuern und großartigen Ereignissen aufdrängen mußte, aus diesem Mangel alles Pathos in den Gesten, möchten wir behaupten, der Anonymus sei kein unmittelbarer Augenzeuge gewesen, sondern er habe die großen Thaten der Kreuzfahrer aus dem Munde, oder aus den Tagebüchern gebildeter, vielleicht hochgestellter Normannen zu einer fortlaufenden Geschichte niedergeschrieben. Was die Benützung dieser beiden Quellen betrifft, so findet der Verf. Raimund'sche Fragmente nur bei Ludebod und in der „Historia sacra“; dann erst wieder bei Wilhelm von Tyrus. Desto häufiger tritt ihm aber der Text der Gesten entgegen, und mit einer unsäglich Beharrlichkeit und Ge-

nauität sucht er dieses in einer großen Reihe von Schriftstellern darzutun. Diese Autoren sind Ludebod, Guibert, Abt zu Nogent, Baldrich, Erzbischof zu Dol, Radulf und Raimund, Fulco, Gilo und der Mönch Robert und Andere.

Als die dritte Hauptquelle stellt der Verf. die „Gesta peregrinantium Francorum“ des Fulcher von Chartres hin. Die Kritik dieser wichtigen Schrift hat ihre Grundlage ganz besonders in dem Lebensgange ihres Autors. Fulcher war Kaplan im Gefolge des Grafen Robert von der Normandie und Stephan's von Blois, mit denen er bei dem großen Heere bis zur Ankunft in Meraasch blieb, sich aber dann trennte und der Unternehmung Baldrich's gegen Edessa beizuwohnte. Bis hierher, ist der Verf. versichert, hat er sehr gute, manchmal höchst wichtige Notizen für einzelne Vorgänge wie für den allgemeinen Gang der Ereignisse, und ganz entscheidend ist er besonders als der einzige Augenzeuge über die Ereignisse von Edessa. Allein hier bricht er auch ab; er wendet seinen Blick auf die fernern Ereignisse des großen Heeres und gibt sich, wie der Verf. ganz recht bemerkt, einem abergläubischen und bornirten Enthusiasmus hin. Erst nach dem Tode Gottfried's begleitet Fulcher Balduin I. nach Jerusalem, und bleibt seitdem um die Person des Königs, wie er früher um die Person des Grafen war. Von dieser Zeit an wird sein Tagebuch, wo die übrigen Augenzeugen verstummen, ungeachtet seiner Zusammenhanglosigkeit wahrhaft wichtig. Der Verf. verfolgt auch hier wieder die Um- und Abschreiber von Fulcher mit außerordentlicher Gründlichkeit und geht unter denselben ein auf Guibert, Bartholf de Rangejo, Esiard von Tours, Wilhelm von Malmesbury, Orderich Vitalis; aus dem 12. Jahrhundert auf den Mönch Robert, Richard von Pactou, Bischof Sicard von Cremona.

Hiermit schließen die unmittelbaren Quellen des Kreuzzuges. Jede der drei Hauptnationen, welche das große Heer bildeten, hat ihren ursprünglichen Autor, indem Raimund Provenzale, der Anonymus der Gesten ein Normanne und Fulcher ein Lothringer ist, welcher Letztere auch dann erst als Schriftsteller von Bedeutung wird, als sein nationales Element unter Balduin I. das Übergewicht erhält. Diese Autoren repräsentiren in ihren Schriften den Charakter ihres Volkes so ausschließend, ihre Anschauung und ihre Darstellung wurzelt so sehr im nationalen Elemente, daß man dieses Element kennen und auszuscheiden verstehen muß, wenn man an das reine historische Factum, vielleicht gar erst an den Privatmenschen gelangen will. Eine solche außerordentliche Verschiedenheit dreier Darsteller, die gewiß unter ziemlich gleichen äußern Bedingungen geschrieben haben, rechtfertigt aber gerade schlagend das kritische Princip, das Verfahren und die Erfolge unsers Verf. Rudolf von Caen, sowie Eckhard von Urach, welche der Verf. in eine Kategorie stellt und nun näher ins Auge faßt, sind bei dem Kreuzzuge ohne Zweifel nicht anwesend gewesen, aber dessenungeachtet müssen sie als Quellen gelten, da sie die Nachrichten für ihre Geschichte aus dem Munde handelnder und zwar

sehr bedeutender Personen empfangen. Rudolf war um die Person Lancelot's, und sein Hauptgegenstand ist Lancelot und dessen Herrlichkeit. Der Verf., der ihn flüchtig geprüft, ist überzeugt, daß Rudolf, obschon er begeistert und poetisch gestimmt sei, dennoch durchweg eine unparteiische, historische Gesinnung in seinen Eröffnungen über den Helden bewahrt. Eckhard ist nicht minder ein sehr ehrlicher Historiker, der ruhig erzählt nicht allein was, sondern auch wo er es gehört und gelesen. Der Verf. setzt die Verhältnisse Eckhard's zu der Chronik von Auerberg und den sächsischen Annalisten, wie dieselbe Perz feststellt, gründlich auseinander, aber er vergißt dabei auf eine bestimmte Charakteristik des Bischofs, wie er es dem Principe nach thun muß, einzugehen.

In dieser ersten Literatur über den Kreuzzug nimmt das Werk Albert's von Aachen eine so eigenthümliche Stelle ein, daß ihm der Verf. ein eigenes Capitel widmet: und er hat Recht; kein Quellschriftsteller ist wol mehr verkannt worden und bei keinem andern ist das kritische Princip unsers Verf. mehr in seiner Geltung als bei Albert. Der Verf. hält den sonst unbekannten Albert für einen Kanonikus zu Aachen, zumal derselbe Frankreich das Reich im Westen nennt. Die Geschichte, welche derselbe geliefert, besteht aus einer Reihe zahlloser Bruchstücke, die, unter sich ohne Verbindung, in keine Zeit, in keinen Ort hineinpaffen wollen und in denen im buntesten Wechsel Gestalten und Bilder hervortreten und verschwinden, um neuen Platz zu gönnen. In seinem Buche — dies sind kurzgefaßt die Resultate einer gründlichen Untersuchung — sehen wir unverfälscht, durch keine Redaction eines Einzelnen umgestaltet, eine gewaltige Masse von Zeugnissen Theilnehmender und Gleichzeitiger, in der That nach seiner Weise berichtet oder fabuliert. Indessen, und diese Bemerkung des Verf. wird für die Folge sehr wichtig, herrschen deutsche und lothringische Überlieferungen und Charakterzüge vor: Gottfried von Bouillon ist ausgesprochenemassen der Held der Erzählung. Albert hat auch nicht eben himmlische Wunder und positive Thaten Gottes, sondern die reichste Fülle menschlich-persönlichen Schicksals, die Herrlichkeit irdischen Heldenthums entfaltet er in allen nur möglichen Zügen, in wunderbarem Glücke und märchenhaftem Elende. Die Episoden seines Werks sind darum für Theile einer im ganzen Abendlande einheimischen Überlieferung, für ein historisches Factum, das mit der Pracht und den Wundern der Sage geschmückt ist, anzuerkennen, wo aber jede Stelle von neuem zu untersuchen und zu beglaubigen ist. Die Nachrichten, welche Albert gibt, reichen bis 1191, und so ungewiß auch Ort und Zeit der Abfassung und Zusammenstellung des Ganzen ist, so viel hält der Verf. doch für ausgemacht, daß die Entstehung des Buchs nicht lange nachher muß stattgefunden haben, da sich der Autor an mehreren Stellen auf die Belehrung der Augenzeugen beruft.

Von gleicher Wichtigkeit für die Kritik der Geschichte des Kreuzzuges ist das Werk des Wilhelm von Tyrus. Was unser Verf. über diesen Mann und seine Schrift als das Resultat kritischer Forschung aufstellt, ist schla-

gend, überzeugend, aber neu und folgenreich. Wilhelm ist nach dem Verf. ein Mann, der durch seine Bildung und sein Bewußtsein den ganzen großen Stoff beherrscht; er hat Styl und Methode und ist ein wahrer gelehrter Geschichtsschreiber. Er hat die frühern Quellen benutzt, hat auf Ort und Stelle nach 80 Jahren gewissenhafte Forschungen angestellt und die Nachrichten angesehenen und glaubwürdiger Männer aufgenommen. Die Klarheit der Anordnung und Gruppierung des Stoffes ist bei Wilhelm ausgezeichnet, ja er opfert seiner Methode sogar nicht selten die Chronologie, sodaß Willen dieselbe erst wieder durch die Vergleichung mit arabischen Schriftstellern hat herstellen müssen. Wilhelm steht auf der Stufe, die in jeder Literatur unmittelbar auf die Entwicklung der Sage folgt: der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Wirklichkeit ist ihm verschwunden, er sucht nun die erstere mit der letztern zu vereinigen: es erfolgt eine förmliche Transaction. Wie dabei die Wahrheit der einen und die Schönheit der andern verloren geht, sieht er nicht; er fährt vielmehr mit der Energie, die Talent und Willen geben, fort, die verschiedensten Thatfachen zu transagieren, und liefert somit ein Bild, das immer mehr seine eigene Natur als die reine Geschichte abspiegelt. So zerfällt, sagt der Verf., das Werk der Geltung nach in zwei Theile, deren einer, die Anordnung und Entfaltung des geschichtlichen Inhalts, alles Lob verdient, deren anderer Theil aber, nämlich der Inhalt selbst, der Anordnung und Vollständigkeit dergestalt zum Opfer gebracht worden ist, daß man jedem Geschichtsschreiber anrathen muß, er möge auf die eigentlichen Quellen und zu den uranfänglichen Formen der Poesie und der Wirklichkeit für seine Forschungen zurückkehren.

Nach diesen trefflichen Erörterungen über die Quellschriftsteller verbreitet sich der Verfasser auch über die Epochen der spätern Literatur, und wiewol er hier selbst auf Vollständigkeit nicht Anspruch macht, kennt er doch die Schriftsteller und weiß allenthalben das Charakteristische für seinen Zweck mit Geschick und Gründlichkeit hervorzugeben. Bei der Feststellung dieser Charakteristik in den verschiedenen Epochen kommen ihm zwei Punkte in Betracht: 1) die Quellen, welche in jedem Zeitabschnitte vorherrschenden Einfluß gehabt; 2) der Standpunkt, den die Schreibenden gegen die darzustellende Begebenheit eingenommen. Wir suchen hier die Hauptmomente dieser historischen Entwicklung einer Geschichtsschreibung wiederzugeben, nicht allein, weil diese Entwicklung in das vollständige Bild von des Verf. gediegener Thätigkeit gehört, sondern weil diese Weise der Kritik überhaupt ein bedeutsames Licht auf die Geschichtsschreibung wirft, weil sie aufzeigt, wie es mit allem Streben nach objectiver Treue und Wahrheit nichts ist, wenn der Geschichtsschreiber selbst einen beschränkten, subjectiven Gesichtspunkt hat.

Bis zu Ende des 15. Jahrhunderts werden in einer Reihe spärlicher und ärmlicher Chroniken die Quellen noch benutzt; Wilhelm von Tyrus wird hingegen selten citirt und herbeigezogen. Es herrscht keine allgemeine An-

Schauung; der einzige Gedanke von weiterer und umfassender Bedeutung ist die Anerkennung des Papstes als Moment des religiösen Lebens und geistiger Bewegung: nur in untergeordneter Bedeutung tritt die mystische oder ritterliche Färbung hervor. Hierher gehört zuvörderst die Compilation des Scholasticus Dillier, der 1218 die Geschichte der Kreuzzüge im Lager von Damiette, da wo vor wenigen Jahren Wilhelm geschrieben und gelehrt hatte, zusammenstellte. Weiterem mehr Ansehen hat jedoch die Compilation des Vincenz, Bischof von Beauvais, gefunden, der in seinem „Geschichtsspiegel“ eine kurze Darstellung ohne Kritik und Talent lieferte; man hat ihn oft und lange als Quelle benützt. Ferner gehören in diese Kategorie die große belgische Chronik, die „Flores historiarum“ von Westminster, Johann von Ypern, Goebelin Persona, Platina und Blondus mit seinem breiten Buche ohne Darstellungskraft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz zu dem Bericht über Kapp's „Gymnasialpädagogik“ in Nr. 145 d. Bl.

Zu der Äußerung des Verf., daß die Gymnasiallehrer, um der Verbesserung ihrer äußeren Verhältnisse auf die ganze Lebenszeit gegen alle störenden Eingriffe des Schicksals Bedeutung zu geben, auch in die allgemeine Pensionsanstalt aufgenommen werden müßten, macht der Berichtsfasser über die Kapp'sche Schrift in Nr. 145 d. Bl. die Bemerkung: „daß dies in Preußen bei den verheiratheten Lehrern stattfindet.“ Es sei uns erlaubt, den in diesen letzten Worten liegenden Irrthum zu berichtigen. Die preussischen Gymnasiallehrer, ohne Unterschied, ob sie verheirathet sind oder nicht, besitzen bis jetzt noch keine Pensionberechtigung wie die übrigen Civilbeamten; vielmehr erfolgt ihre Pensionierung auf dem Wege der Gnade und es werden die Ruhegehälter theils aus öffentlichen Fonds, theils durch Abzüge von dem Gehalt des neu einrückenden Lehrers bestritten. Erst im vorigen Jahre ist den Provinzialständen der Entwurf zu einem Pensionsreglement für Lehrer der höheren Unterrichtsanstalten zur Begutachtung vorgelegt worden; ein definitives Gesetz über diesen Gegenstand steht also noch zu erwarten.

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, mit welcher die innern und äußern Verhältnisse des preussischen Unterrichtswesens beachtet werden, dürfte eine Mittheilung der Hauptpunkte aus jenem Entwurf nicht unwillkommen sein. Ein Anspruch auf Pensionierung soll zustehen: den Directoren, Rectoren, Lehrern und Beamten der Gymnasien, Progymnasien, Seminarien, Taubstummen- und Blindenanstalten, Kunst- und höheren Bürgerschulen und der Garnisonschulen. Die auf Kündigung oder Widerruf angestellten Lehrer sind davon ausgeschlossen. Der Pensionsanspruch soll in der Regel erst nach zurückgelegtem fünfzehnten Dienstjahre in Gültigkeit treten; nur besondere Umstände können Ausnahmen begründen. Lehrer und Beamte, welche zur theilweisen Verwaltung ihres Amtes nach dem Ermessen der vorgesetzten Behörden noch die Fähigkeit besitzen, sind verpflichtet, einen Theil ihres Einkommens nach dem Ermessen der Behörde zur Besoldung eines geeigneten Gehülfen abzutreten. Die Dienstzeit, welche der Berechnung über die Dienstdauer zum Grunde zu legen ist, fängt mit der ersten eiblichen Verpflichtung oder mit der ersten Einführung des Lehrers in den Dienst an. Die Höhe der Pension richtet sich nach der Dienstdauer und Besoldung; vom 15. bis 20. Dienstjahre beträgt sie zwei Achtel, vom 20. bis 30. drei Achtel, vom 30. bis 40. vier Achtel,

vom 40. bis 50. fünf Achtel und darüber hinaus sechs Achtel des Dienst Einkommens. Für diejenigen Beamten, deren Dienstleistung bei der Schule bios in mechanischen Verrichtungen oder gemeiner Arbeit besteht, soll ein Pensionsminimum von 60 — 80 Thlr. festgesetzt werden. (Für Lehrer ist kein Minimum festgesetzt.) In allen Fällen, welche die Anwendung dieses Pensionsreglements betreffen, steht dem Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten die Entscheidung zu, in zweiter Instanz dem gesammten Staatsministerium, niemals den Gerichten. Die Beiträge zur Pensionskasse betragen: a) von einem Dienst Einkommen bis incl. 400 Thlr. 1 Procent, b) von einem Dienst Einkommen über 400 bis incl. 1000 Thlr. 1½ Procent, c) bei höherem Einkommen wird für das erste Tausend ebenfalls 1½ Procent, für die Beträge innerhalb des zweiten Tausend 2 Procent, für die Beträge innerhalb des dritten Tausend 3 Procent an Beiträgen entrichtet. Jeder neu angestellte Beamte, auf welchen das gegenwärtige Reglement Anwendung findet, soll den zwölften Theil des ihm beizulegenden Einkommens, sowie jeder schon angestellte Beamte den zwölften Theil der künftig zu empfangenden Gehaltserhöhung als Beitrag zur Pensionskasse entrichten. Pensionaire, die ihre Pension im Auslande verzehren, erleiden einen Abzug von 10 Procent.

Somit werden die betreffenden Lehrer künftig mit den übrigen Civilbeamten hinsichtlich der Pensionierung gleiche Rechte erlangen und gleiche Verpflichtungen übernehmen. Ob bei dieser Sichtstellung die eigenthümlichen Verhältnisse des Lehrstandes beachtet worden sind, und ob derselbe das zu erwartende Pensionsreglement als eine wirkliche Verbesserung seiner Lage anzusehen hat oder nicht, ist eine Frage für sich; es kann nur besremden, daß zu ihrer Beantwortung von den zunächst Beteiligten noch nichts geschehen ist, da es bei der echten Humanität, welche das preussische Unterrichtsministerium charakterisirt, außer Zweifel ist, daß hierauf bezügliche Vorstellungen und Erörterungen nicht anders als wohlwollend aufgenommen werden und eine billige Berücksichtigung finden würden. Ist das Gesetz einmal definitiv erlassen, dann freilich würden auch die gegründetsten Reclamationen zu spät kommen. 20.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

aus der

medizinischen und chirurgischen Praxis.

Von

Georg Friedrich Mlost.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Encyklopädie der medicinischen und chirurgischen Praxis.

Zweite Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 10 Thlr.

— Supplement zur ersten Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Zwei

Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers. Zwei Bände. 3 Thlr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht. Dritte Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Mittwoch,

Nr. 180.

29. Juni 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzuges von Heinrich von Sybel.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

Gleichzeitig erhob sich aber auch eine völlig entgegen-
gesetzte Weise, die Geschichte des Kreuzzuges zu fassen,
nämlich: das Streben die nationalen Sagen über den
Kreuzzug dichterisch zu bearbeiten. Diese vielen und brei-
ten Romane und Epen verdienen aber darum die Auf-
merksamkeit des Kritikers und Geschichtschreibers, weil in
ihnen eine völlige Trennung der Dichtung von dem wirk-
lichen Leben nicht stattfindet; diese Dichter sind nicht ge-
sonnen, sich als Erfinder geltend zu machen, sondern sie
geben ihre Arbeiten als den Ausdruck ununterbrochener
Überlieferung der geschichtlichen Ereignisse. Die wirklichen
geschichtlichen Darstellungen, welche man auf dieselben
gründete, sind in alten, ganz verschollenen Ausgaben vor-
handen. Der gelehrte Verf. führt mehrere Namen dieser
Autoren an, sowie er von einer Menge solcher Dichtun-
gen berichtet, die alle ein und denselben fabelhaften Cha-
rakter tragen und meist nur noch in Bruchstücken vor-
handen sind. Gottfried von Bouillon ist gewöhnlich der
herrliche und wundervolle Ritter des Kreuzzuges. Nach
dem Geiste dieser Jahrhunderte, in welchen sich vorzüglich
das Ritterepos gestaltete, mußte dieser Stoff gerade will-
kommen sein und zu den wunderbarsten Ausbildungen
veranlassen; das nördliche Frankreich war die Heimat des-
selben und einzelne Spuren weisen uns dann nach Hol-
land, England, Italien und Deutschland. Die Entwick-
lung geschah auch der allgemeinen Richtung analog; im
13. Jahrhundert hielt man sich strenger an dichterischen
Boden und kündigte das Epos durch metrische Formen
an: später aber verschwand Vers und Reim und die Ro-
manprosa trat an die Stelle, sodaß der Glaube an die
äußerliche Wahrheit zunehmen konnte und der gebildete
Leser in diesen bunten Nachwerken zu Ende des 14.
Jahrhunderts weder Poesie noch Geschichte mehr zu un-
terscheiden wußte.

Mit dem Erwachen der Wissenschaften entstand durch
die Rücksicht auf Wilhelm von Tyrus eine würdigere
Darstellung des Kreuzzuges, und im Vergleich zu dieser
Mischung von Weltlichkeit und Dichtung war dies ein
bedeutender wissenschaftlicher Fortschritt. So lieferte Ja-
cob von Vitry, Cardinal und Bischof von Aulusum

eine zusammenhängende Geschichte des Reiches Jerusalem
ganz nach Wilhelm von Tyrus. Sein Buch geniesst mit
Recht nicht wegen seiner historischen, sondern seiner topo-
graphischen und statistischen Angaben selbständigen Werth.
Aus ihm nahm zuvörderst der Venetianer Marino Sanuto,
was er von historischer Kunde für sein merkwürdiges
Buch „Secretum fidelium Crucis“ bedurfte. Kurze Zeit
nachdem wird Wilhelm der Gewährsmann der weitläufi-
gen, vielgelesenen Darstellung des Kreuzzuges, der „Histo-
ria Angliae major“ des Matthäus Paris. In der zwei-
ten Hälfte des 13. Jahrhunderts wird Wilhelm sogar
von einem Schatzmeister Bernhard ins Französische über-
setzt, ein Werk das Michaud wiederaufgefunden hat und
das später wieder ins Lateinische übertragen wurde. 1450
bearbeitete den ersten Kreuzzug, wesentlich nach Wilhelm,
Antonin, Erzbischof von Florenz; er steigerte die Darstel-
lung nach der geistlichen Seite hin. Um eben diese Zeit
(1465), erschien des „Benedicti Accolti de bello a Chri-
stianis contra barbaros gesto libri IV“, wozu der Stoff
aus Wilhelm im Wesentlichen gezogen war. Das Buch
ist schön geschrieben; der Verf. hat sich durch das Stu-
dium und nach dem Muster der Alten gebildet, und man
kann ihn so fleißig, daß erst 1731 die letzte Auflage von
dem Werke erschien. In eben dieser Weise, nur daß er
es sich mit der Forschung noch leichter machte, schrieb Georg
Rauclerus und, wiewol mit mehr Rücksicht auf die
Quellen, Paulus Amilius von Verona. Der Charakter
aller dieser Werke ist ganz in Übereinstimmung mit der
allgemeinen Richtung jener Geistesepoche; der Sinn für
geschmackvolle, classische Formen beherrscht die Darstellung;
man sieht den Künstler ohne praktische und persönliche
Interessen sich in der Ruhe seiner Gestaltung des Schaf-
fens erfreuen.

Die folgende und letzte Epoche, welche der Verf. mit
eben dieser außerordentlichen Sachkenntnis und Schärfe
entwickelt, hat einen ganz andern Charakter. Die kirch-
liche Reformation, die Aufklärung und die Philosophie
des 16. Jahrhundert haben den objectiven Standpunkt
des Geschichtschreibers nothwendig ganz verrückt. Urban II.
hat nach diesen Schriftstellern den Kreuzzug bloß aus
Egoismus angeregt und Peter der Einsiedler aus verwerf-
lichem Fanatismus unterstützt. Die Kreuzfahrer stellen
sich als Abenteurer heraus, die unter der Fahne der Re-

Widerst. festgestellt werden, wo Willen eine Transaction der Thatfachen nach Art des Wilhelm von Tyrus vorgenommen; ferner muß festgestellt werden, wo sich Willen durch den Glanz und die Fülle Albert's, oder durch die Hingabe an das religiöse Element zur Einföhrung der Sage hat verleiten lassen. Inwiefern aber auch der Geschichtschreiber die Sagenkreise, als den lebendigsten Ausdruck einer Zeit, behandeln und benutzen soll, darüber hat sich der Verf. bestimmter nicht erklären mögen; in der Darstellung selbst scheint er den geschichtlichen Gehalt der Sage ganz unberücksichtigt zu lassen.

Die Eintheilung, welche Hr. v. Sybel seiner kritischen Geschichte des Kreuzzuges gegeben, würden wir nicht billigen, wenn der kritisch ordnende und sichtende Zweck hier nicht als die Hauptsache gälte. Anstatt ein zusammenhängendes Bild, gleich Willen, zu entrollen, das seine notwendigen Ruhepunkte in sich selbst trägt, hat der Verf. das Ganze in einzelne Abhandlungen zerfällt, welche die Überschrift tragen wie: „Motive und Anlaß des Kreuzzuges“, „Peter der Einsiedler“ u. s. w. Wenn also Willen in epischer Breite von dem Morgenlande anhebt und auf den Mysticismus des Abendlandes und seine Thatfachen übergeht, zählt unser Verf. dafür mit erlauternder Ausführlichkeit und kritischer Vielseitigkeit in abstracter Weise die Motive zu dem Kreuzzuge der Reihe nach auf. Jede Thatfache muß so durch das kritische Feuer gehen und erhält ihre Beziehung zu einem allgemeinen Gesichtspunkte, welchen der Verf. im Verlaufe seiner außerordentlichen Arbeit gefaßt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Neue Erzählungen und Novellen von Johann R. Vogl. Wien, Ballisphauser. 1842. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Die erste und längste Novelle dieser Sammlung ist „Der tolle Geiger in Wien“, eine phantastische Geschichte, deren Verlauf es mit der Wahrscheinlichkeit nicht allzu genau nimmt. Der tolle Geiger ist wahnsinnig geworden, weil seine Geliebte zur Ehe mit einem reichern Bewerber gezwungen ward und am gebrochenen Herzen starb. Die Tochter dieser Geliebten, Anna, wird von dem harten Wiedermann, ihrem Vater, dem Jugendgespielen versagt, weil dessen Vater in den Verdacht der Unreife gekommen ist, und Anna stirbt an der schwarzen Krankheit. Der alte Geiger gräbt sie aus und bringt sie ins Leben zurück. Nach Monaten erzählt er dem trostlosen Vater, daß Anna am Leben, und will ihm die Tochter vorenthalten, um sich zu rächen — er läßt sich aber durch Flehen und Jammern erweichen und gibt die Tochter zurück, die dann den geliebten Jugendgespielen heirathet, um so mehr, da dessen Vater sich von jeglichem Verdacht befreit hat. So wenig dieser Faden nun dem Leben angepaßt ist und so wenig diese kurze Darstellung zu Gunsten der Novelle spricht, so ist sie doch in ihrer Ausführung nicht ohne Reiz und manche poetisch-phantastische Schilderung fesselt den Leser. So die Schrecknisse des schwarzen Todes und die als furchtbarer Contrast hervortretende Lustigkeit, womit der wilde Student Armleder und seine Gefellen die Befragung vor der Pest zu überleben sich bemühen. Sterben, Trauer, Begräbnisscenen sind gelungene Bilder, in schöner Sprache dargelegt. „Wille und That“ ist ein vollendetes Ganze, welches sich im Gebiete der Wahrscheinlichkeit bewegt. Emilie, die Tochter des Reutemeisters, zählt so tiefes Mitleid

mit einem jungen Pöten, daß sie ihn zu bestrafen gedenkt. Nachdem sie lange diesen Entschluß mit sich herumgetragen und in ihrem Innern durchgekämpft hat, gesteht es ihr, ihm den Rader zu öffnen und ihn in den Casematten zu bergen, wosin sie ihm am nächsten Tage Nahrung zu bringen verspricht. Die Aufregung dieser That, die vielfachen Gemüthsbewegungen, die das junge Mädchen bestrafen, werfen sie im hitzigen Fieber auf das Krankenlager, und als sie nach 14 Tagen zu sich kommt, ist der junge Mann verhungert. Sie starb bald darauf in Fieberphantasie. „Die beiden Benetianer“ sind etwas zu breit erzählt und das Märchen „Janko und seine neunundsneunzig Brüder“ ist nicht poetisch genug für ein Phantasieprodukt, das so ganz des tiefen Sinnes ermangelt. Im Ganzen bietet indeß die vorliegende Sammlung viel Angiehendes.

2. Der Jögling der Natur. Roman von E. Mühlbach. Altona, Hammerich. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn auch im Eingange des Buchs der Jögling der Natur in seinem Aufschlügen an die Natur und schnellen Emporkanken zu Wissen und Gelehrsamkeit etwas unnatürlich erscheint und den Kindern auf der Bühne mehr gleicht als den Kindern der Natur, so verzeiht man in der letzten Hälfte des Romans diesen kleinen Mißgriff der geistreichen Feder ganz. Freilich tritt der Contrast des ränkvollen stillischen Hofes, worauf das junge Reissig der Natur gepflanzt wird, etwas grell hervor in seiner Verderbtheit, mit Ränken, Wendeln, listernen Frauen, Reich, Verrath und Heuchelei, bietet aber auch ein reiches Feld für die malende Feder zu feurigen Schilderungen, Liebes- und Hasseszenen. Der junge Held ist eine durchaus edle Erschöpfung. Der Bicebönig von Sicilien entreißt ihn der harmlosen Beschäftigung des Kuhhirten, um ihn zum Favoriten zu nehmen und an den Hof zu führen. Die Hofleute erscheinen ihm nicht als Männer, und er begreift, daß Rom untergegangen, weil es ihm an Männern gebrach. Den einzigen, den er für einen Mann gelten läßt, den Grafen Mannavedo, bittet er um Freundschaft und zieht in ihm den bittersten Feind an sein Herz und in sein Vertrauen. Er rettet ihm das Leben, entsetzt um seinetwillen der Geliebten und muß erfahren, daß dieser Freund Mordmörder zu seiner Ermordung gedungen und daß die Geliebte, der er so heldenmüthig entsagt, ihm den Giftbecher gereicht hat. Er will in die Einsamkeit fliehen, die verderbte Welt verlassen und wieder an dem Busen der Natur das verlorne Glück suchen. Die schöne Sängerin Signora Katharina Gabrielle hatte die erste Liebe des jungen Mannes erregt und in seinen Armen geruht; in ihrer leidenschaftlichen Hingebung hatte Antonio eine Ewigkeit zu ahnen geglaubt; aber sie weigert sich ihm zu folgen, weil sie ein Weltkind ist, und sucht Trost für seinen Verlust in Gesellschaften und Vergnügungen. Nur sein Beschützer, der Bicebönig, begreift des jungen Mannes Sehnsucht, den Hof zu verlassen, und weist ihm eine einsame Villa in dem Walde an. Diese begiebt er mit der Tochter eines Eggarone, welche er zur Gattin nimmt; und Lonina, das schlichte Mädchen, wird von ihm herangebildet, lernt die Dichter verstehen und die Schönheiten der Natur erfassen. „Alles Wissen, wenn es das rechte ist, muß ausgehen von der Natur“, sagte Antonio, „und wiederum zurückführen auf die Natur, denn in ihr wurzelt alle Erkenntnis und alle Begeisterung, und wie sie die Mutter ist alles Wissens, ist sie auch die Mutter der Poesie. Kein Dichter ist groß, wenn er nicht naturvoll und wahr und fern von Unnatur und Lüge ist.“ Das Ballet ist mit viel Humor und Lebendigkeit geschildert und diesem Schauspiel der Kunst sehr geschickt ein Sonnenaufgang als Schauspiel der Natur zur Seite gestellt, während eine Scene aus „Didone abbandonata“ als vollendeter Kunsttriumph mit außerordentlichem Talent geschildert wird.

3. Land und Nadeln von Johann Gabriel Seidl. Zwei Bände. Wien, Pichler. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Diese hübsch geschriebenen, hübsch erdachten, hübsch ausgeführten Novellen, 23 an der Zahl, werden wieder einmal an

dem Buch der jetzigen Periode im deutschen Buchhandel zu tragen haben. Sie sind gewiß schon in manchen Zeitschriften abgedruckt worden — denn wie wenig Leser lesen noch Romane — und werden nun auch wol in der Sammlung nicht viel gelesen werden, obgleich sie wirklich recht hübsch, spannend, anziehend erzählt sind. Aber was jetzt nicht allgemalig austauscht, bleibt auf dem Boden und geht verloren, und dieses Allgemalige ist hier nicht zu finden. In mehreren von den 23 ist Etwas recht gut und Ref. beklagt sich nur über manche Detailverschwendung, die nicht zum Ganzen nöthig, nicht zum Ziel führt. Der Verf. scheint überhaupt nicht immer das Ziel, sondern das Erzählen als die Erzählung vor Augen zu haben, so daß er durch eine Menge Umstände und Einzelheiten vom Hauptinteresse abführt, anstatt es dadurch zu erhöhen. Manchem Leihbibliothekar, der den Grundsatze hat, „so viel als möglich fürs Geld“, mag es wol zusagen.

4. Mathilde. Romanerzählung von Eginhardt. Drei Bände. Altemburg, Pierer. 1841. Kl. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.
5. Neue Abendgenossen von Eginhardt. Zwei Theile. Altemburg, Pierer. 1842. Kl. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sehr gewöhnliche, sich im gewöhnlichen Leben bewegende und für gewöhnliche Leser berechnete Romane. Die sind sie mit einem Streben nach Humor gewürzt, meistens aber durch lange und breite Schilderungen überladen. „Onkel Severin“ ist eine der ausgeführtesten Erzählungen und stellt einen alten, mit Erbfeindern umgebenen Mann dar, der endlich seinem Verwandten die ihnen lange entzogene Liebe, nebst dem Antheil an seinen Reichthümern wieder zuwendet. Einige, oft allzu sehr ausgeführte Details möchten wol zum Lächeln nöthigen, und da jetzt das Lesen so allgemalig wird, können diese Romane den Leihbibliotheken als Zeitvertreib der Winterabende für Handwerker anempfohlen werden, obgleich sie eigentlich wol nicht zur Entwicklung der Moralität oder der Klugheit beizutragen vermögen. „Das Wahrhausehen“ ist an Erfindung nicht so ganz gewöhnlich als die andern. „Das Pfarrhaus zu Wiberam“ wird durch die Einflechtung des Feldzugs von 1812 in die Länge gezogen, ohne an Interesse zu gewinnen; „Die himmlische Christine“ ist eine Kleinigkeit ohne allen Inhalt. Das Beste von allen ist wol „Der Treue Kampf“, die erste Novelle des ersten Bandes der „Mathilde“, obgleich auch da viel Unbedeutendes an Unwahrscheinliches gerührt ist. Wo soll nun aber auch bei den zu Tugenden entziehenden Romanen noch origineller Stoff herkommen? Im Namen Novelle liegt eigentlich schon die Verheißung auf Neues und es ist schwierig, etwas Neues zu finden.

6. Lucie und Alongo von Charles Reybaud. Aus dem Französischen von Döster von Birkeneck. Breslau, Breylag's-Comptoir. 1842. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Die der Vergiftung des Onkels angeklagte Richterin des Marquis de Placy hat sich nach ihrer Freisprechung in die Einsamkeit zurückgezogen, mit der bleichen Freundin Eleonore. Sie wird von einem jungen vornehmen Engländer geküßt, und nachdem sie ihn lange von sich gewiesen, willigt sie endlich ein, ihm den Verdacht, der auf ihrem Namen ruht, auszusprechen, und obgleich dieser Verdacht in der Meinung der Welt nicht durch den Richterspruch gehoben ward, bietet der junge Mann ihr die Hand, im festen Glauben an ihre Unschuld. Seine Mutter wünscht er indes nicht von dem traurigen Umstand, welcher der geküßten Lucie so viel Thränen gekostet hat, in Kenntniß zu setzen. Einer reichlichen Cousine des jungen Mannes, welche selbst Abacht auf ihn hat, gelingt es, das Geheimniß zu erforschen, und mit Zeugen versehen, früherer Bekannte der Braut, bringt sie in den glücklichen Kreis, welcher aus den Verlobten, des Bräutigams Mutter und der Freundin Eleonore besteht. Mutter und Sohn erklären feierlich ihren Glauben an Lucie's Unschuld, und Eleonore, welche einen Augenblick das Zimmer verlassen hat, wankt herein und gesteht, daß sie die Ver-

giftin des Marquis de Placy gewesen; er habe sie verurtheilt, und als er eine Andere heirathen wolle, habe Raue und Eifersucht sie zur That getrieben. Sie hat selbst Gift genommen, um sich den Gerichten, denen dieses Geständniß sie überliefern würde, zu entziehen. Auch die Novelle „Alongo“ ist voll lebhafter Handlung und alle Verhältnisse sind gut und charakteristisch gezeichnet, so daß die Begebenheiten sich natürlich entwickeln. Jede dieser Romane ist ein abgerundetes Ganze, dem Alltäglichen entrückt und doch ins Alltägliche passend. 8.

Der provenzalische Dichter Jacques Jasmin.

Vor einigen Tagen haben wir Gelegenheit gehabt, den bekannten provenzalischen Dichter Jasmin (vgl. „Conversations-Ersklen der Gegenwart“) zu hören. Er befindet sich gegenwärtig in Paris zum Besuch und brachte neulich einen Abend bei A. Thierry zu. Wir waren so glücklich, zu dem Kreise zu gehören, d. h. der lebenswürdige Historiker eingeladen hatte. Wir kannten bereits einen beträchtlichen Theil seiner dastigen Poesien, zudem ist und das Provenzalische goldig genug, um seinem lebendigen, rhapsodischen Vortrage folgen zu können. Der Dichter selbst ist eine lebenswürdige Erscheinung. Er trägt seinen halben Scherz, seine portlich anschauliche Sprache auch in die gewöhnliche Conversation über; wenn er sich aber anspricht, seine Gedichte, die er nach Art der Rhapsoden alle auswendig kann, vorzutragen, dann belebt sich sein Auge, seine Stimme schwillt an und er reißt seine Zuhörer unwiderstehlich mit sich fort. Der Sieg, den er jüngst in Toulouse gefeiert hat, beweist den großen Zauber seiner Worte. Schon längst erfreuten sich seine Gedichte der allgemeinsten Gunst im westlichen Theile von Frankreich. Er selbst war im Lande umhergezogen und hatte überall die Flamme der Begeisterung angezündet. Toulouse nur hatte sich seinen lieblichen Gesängen verschlossen, weil hier die weißen Blumen einer künstlichen Poesie mehr galten als die frischen Kinder der Wiese. Und doch verlangte Jasmin's Herz in seinem kindlichen Ehrgeiz auch hier anerkannt zu werden. So machte sich der Dichter denn auf und begab sich nach der großen Stadt, deren Befall er sich erobern wollte. Mit postendem Herzen unternahm er diese Reise. Aber kaum hatte er sich hier und da in Privatsirkeln vernahmen lassen, als man ihn aufforderte, seine Dichtungen öffentlich vorzutragen. Er ließ sich leicht bewegen und seine Poesien verschafften ihm einen Triumph, wie er noch nie einem neuen Dichter, wenigstens so unmittelbar, so sichtlich geworden ist. Viele Tausende hingen an seinen Lippen, lauchten dem musikalischen Halle seiner Verse, ließen sich hinarbeiten von den einfachen, dastigen Poesien und brachen in ungekünstelten Jubel aus, so oft der Dichter in seinem Vortrage einen Höhepunkt machte. Seine Verse üben über das Herz des mittäglichen Franzosen einen unwiderstehlichen Zauber aus. Seine Lieder werden in Dörfern, in Städten, von Reich und Arm, von Alt und Jung gesungen. Auch wir, obgleich Ausländer und unbekannt mit mancher Schönheit des Ausdrucks, wurden ungerne von dem Gesange: „L'aveugle de Castel-Cuillé“ ergriffen. Die Dichtung selbst ist vielleicht manchem unserer Leser aus einer geistvollen Analyse bekannt, die Sainte-Beuve vor einiger Zeit davon in der „Revue des deux mondes“ gegeben hat. Aber man muß seine Verse von ihm selbst vortragen hören, um den mächtigen Eindruck zu beurtheilen, den er damit hervorzubringen vermag. Das Provenzalische, besonders in der Gestalt, deren sich Jasmin bedient, hat neben sonorer Kraft eine große Reizbarkeit. Es hat zwar vielfache Berührungspunkte mit dem Spanischen, strotzt aber weniger als dieses von unangenehmen Sutturallauten, über die wir nicht die Meinung eines deutschen Gelehrten theilen, der in ihnen den Lebenshauch einer Sprache sieht.

Donnerstag,

— Nr. 181. —

30. Juni 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich von Sybel.

(Veskius aus Nr. 180.)

Auf die unzähligen Fälle, in welchen Hr. v. Sybel andere Thatsachen und andere Gesichtspunkte als sein großer Vorgänger gewinnt, können wir hier freilich nicht eingehen; es wird zur Charakteristik seiner Arbeit hinreichend sein, wenn wir auf die entschiedensten Resultate in der Kürze hinweisen. Der Verf. verwirft zuvörderst sehr gründlich die Ansicht, nach welcher man bisher die Motive zum Kreuzzuge einseitig in das Morgenland allein verlegt und den Ausbruch desselben unmittelbar (auch bei Willen) an die Legende von Peter dem Einsiedler geknüpft hat. Damit ist gewiß Jedermann einverstanden; allein der Verf. will diesem Letztern überhaupt keinen überwiegenden Einfluß auf die Entwicklung des Unternehmens zugestehen, sondern er nimmt vielmehr an, daß man die Fabel nur von gewissen Seiten benutzt habe, um dem Papste das Verdienst der letzten Ausführung zu entziehen. Hier müssen wir uns eine Gegenbemerkung erlauben. Der Hr. Verf. verliert nach unserer Ansicht vor lauter kritischem Detail das allgemeine Motiv des Unternehmens, das nie geeignet wurde und neben welchem die übrigen Anlässe als untergeordnet beiseite spielen, aus den Augen. Wir wollen ihm zugeben, daß die Tendenzen Gregor's VII. auf die Völker und Kirchen des Morgenlandes so scharf und bedeutend gewesen seien, wie er behauptet; wir wollen ihm nicht weniger zugestehen, daß diesen beiden Päpsten schon aus diesem Grunde das Verdienst mannichfaltiger Anregung und letzter Ausführung zukommt, aber der eigentliche Grund und Boden des Kreuzzuges, das allgemeine, tiefe, von Persönlichkeiten, selbst von der Kirche gewissermaßen unabhängige Motiv zur Erhebung war die religiöse Mystik des Zeitalters, die den Himmel sichtbarlich ergreifen und genießen wollte und darum die Christen schon Jahrhunderte hindurch in das Morgenland führte. An dieses Hauptmoment hat also auch gerade mit vollem Rechte jene Zeit die allgemeine Bewegung nach dem Oriente geknüpft, und zwar wiederum im concreten Falle, recht charakteristisch an die Legende von Peter dem Einsiedler. In mehreren andern Stellen tritt das Bestreben des Verf., die Thätigkeit und den Einfluß der römischen Curie und des Papstes für den

Kreuzzug einseitig in den Vordergrund zu stellen und die Kirche zum Träger der allgemeinen Bewegung zu machen, noch mehr hervor; hat er die protestantische Einseitigkeit vermieden, so ist er dabei in die katholische Einseitigkeit verfallen. So sagt er nicht allein; daß der Papst der letzte Anstoß für die Bewegung gewesen, sondern er behauptet sogar und sucht herauszustellen, daß der Papst für den Kreuzzug gerade diesen und keinen andern Zeitpunkt selbständig gewählt habe; er legt das Unternehmen so ganz in dessen Hände, daß es einmal sogar heißt: „so entließ Urban seine Krieger“. Schon die allgemeinsten Umstände sprechen dagegen, daß Urban mit solcher Bestimmtheit, mit solcher Absicht, mit solchem Bewußtsein und mit dieser Machtvollkommenheit gehandelt habe. Urban war der asketischen Richtung des Zeitalters zuvörderst selbst unterworfen, sodas die geistliche Politik seinem Interesse am Kreuzzuge gar nicht zu Hülfe zu kommen brauchte. Die Verhältnisse Urban's zu den abendländischen Fürsten waren zwar ein wenig geregelter wie früher, aber die äußere Lage Urban's war ganz und gar nicht von der Art, daß er den Fürsten eine Art Befehl zum Aufbruche ins Morgenland geben konnte; er that es auch nie, und die Fürsten, welche zogen, standen sämtlich freiwillig auf und hatten zum Theil im Abendlande wenig zu verlieren. Aber noch mehr; die Art, wie sich das ganze Unternehmen entwickelt, die Zufälligkeit, mit welcher sich um Einzelne die Massen sammeln, lassen an gar keine bestimmte Vorbereitung, an gar keine Folge eines politischen Gedankens von Seiten des Papstes erinnern, sondern — wie auch der Verf. an andern Orten unfangener sich ausdrückt — es ist die Ascese, welche die Aufstände beherrscht und die Massen elektrifiziert, es sind solche Charaktere wie Peter der Einsiedler, welche die allgemeine, große Bewegung hervorrufen. Es ist endlich sogar gewiß, daß sich Urban nach der Abfahrt der Kreuzfahrer wenig mehr für den Fortgang des Unternehmens interessierte: er that einige Aufforderungen, ließ es aber geben, wie es mochte, und nahm die großartigen Erfolge der Expedition für seine Politik gar nicht in Anspruch. Nicht als kirchlicher, sondern als religiöser Mittelpunkt steht also der Papst im ersten Beginn der Kreuzzüge da.

Unter dem Titel „Kriegerische Richtung“ entwickelt der Verf. ferner die weltlichen Motive, welche außer dem

allgemeinen, dem geistlichen, die Sache nicht wenig unterstützten. Auch Willelm hat dies, wenn auch mit geringerer Umständlichkeit, gethan. Unter diese weltliche Beweggründe zählt er zuvörderst den nach Kampf und Abenteuern dürstenden Sinn der Normannen und das entzündliche und ritterliche Gemüth der romanischen Völker, von denen die ersten Kämpfe ausgingen. Dann erwähnt er der aufgelösten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, den verzweifeltsten Zustand, der im südlichen Frankreich, England und Italien durch drückende Adelswirtschaft und politischen Despotismus unter den niederen Ständen herrschte. Vorzüglich waren es die Scharen Peter's und seines Gleichen, die nicht selten den Zug als ein von Gott gesandtes Mittel ansahen, aus ihrem Elende und ihren Fesseln herauszubrechen und sich der weltlichen Formen ihrer Heimat gänzlich zu entledigen. Besonders interessant ist der Nachweis, daß Deutschland im Ganzen aus politischen Gründen, nicht minder, weil im Volksgemüthe der religiös-sinnliche Schwindel vor der Hand keine genügende Höhe erreicht, an dem Kreuzzuge wenig theilnehmen konnte.

Die Bildung der Züge und das erste Auftreten der rohen und unförmlichen Massen erzählt der Verf. ohne große Abweichungen von Willelm, nur daß er noch mehr darauf bedacht ist, die Vernichtung der Haufen von den Ungarn unter Kalmant als Nothwehr, denn als heillose Brutalität, wie jenes Zeitalters gern thun möchte, darzustellen. Der Ausbruch und die ersten Schicksale der großen und wahrhaft organisirten Heere sind mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit von dem Verf. in das hellste Licht gestellt, wie nie bisher. In den ersten Begebenheiten auf dem Boden des byzantinischen Reichs dieselbe und jenseit des Meeres, in den Conflicten der Kreuzfahrer mit dem Kaiser Alexius sucht er darzuthun, daß die Berichte der Anna Komnena ein wesentliches Licht auf die Geschichte werfen und besonders die Einseitigkeit aufheben, in welcher die abendländischen Quellen die Hergänge zum Vortheile der Kreuzfahrer erzählen. Ganz besonders läßt sich es aber Hr. v. Sybel anlegen sein, die von Willelm so ganz vernachlässigten Zustände des byzantinischen Reichs quellenmäßig zu erläutern, die Lage von Kaiser und Reich zu schildern; der erste Kreuzzug erhält hiermit so manche bis jetzt ungeschehene Erläuterung. Die Führer der großen Heere werden in voraus einer scharfen Charakteristik unterworfen und diese Schilderung an der spätern Entwicklung der Thatfachen vollkommen bewährt. Gottfried von Bouillon wird in dem läuternden Feuer einer tiefen Kritik von dem Schmutze der Sage völlig entkleidet und tritt als ein zwar tapferer und gutmüthiger Mann seiner Zeit, aber freilich nicht als der Mittelpunkt des Unternehmens und als der gotteseleuchtete Genius auf. Boemund, Fürst von Lorent, erhebt sich unter der Kritik von Sybel noch mehr als bei Willelm zu einem Manne von Kraft, Klugheit und Tiefblick in allen weltlichen Dingen. Raimund von Toulouse bewährt sich als der eigensinnige, vom Kaiser heimlich gewonnene und seinen Vortheil stets wahrende Fürst, der aber lange nicht so kleinlich und

habstüchtig ist, wie ihn die Quellen zum Vortheile Gottfried's darstellen möchten.

Es ist nicht genug hervorzuheben und jedem Geschichtschreiber zur Beachtung zu empfehlen, daß Hr. v. Sybel dem Kampfen in Syrien aus abendländischen und selbst morgenländischen Quellen geschöpfte Erläuterungen über die damaligen geographischen und politischen Zustände von Kleinasien vorausschickt. Willelm ist hier gewöhnlich so verfahren, daß der Leser schon tüchtige Kenntnisse hinzubringen muß, wenn er eine klarere Einsicht in den Ablauf dieser Völker- und Ortsverhältnisse haben will. Die verwickelten Verhältnisse der Griechen zu den Armeniern und beider Theile wieder zu den Saracenen und Arabern, die Entstehung und den Zustand der unzähligen Reimen, bald halb bald ganz selbständigen Gebiete und Städte, in welche sich Kleinasien schon seit langer Zeit auflöste — alles Dies hat unser Verf. so viel als möglich mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit in das rechte Licht gesetzt. Auch die Chronologie hat er genauer bestimmt und allenthalben weit fester als Willelm im Auge behalten. Die Kämpfe mit Kilikisch Arslan sind nach der Kritik Sybel's nicht so fürchterlich für die Kreuzfahrer gewesen, wie Albert es darstellt: der Verf. folgt hier den Gesetzen, während Willelm und Wilhelm von Tyrus die Erzählungen Anna's, der Armenier und Albert's zu verschmelzen suchen. Der Zug des Kreuzheers von Nicäa nach Antiochien, der dunkelste, aber eigentlich der ereignisreichste und verhängnisvollste Zeitraum im ganzen Kreuzzuge, ist von Sybel mit der gebührenden Genauigkeit behandelt worden; und wenn bei Willelm die Einzelheiten im Laufe der Darstellung umgangen werden oder unterdrückt bleiben, so beschäftigt sich unser Verf. mit einer jeden dieser Einzelheiten und erwirbt sich das schwere Verdienst, nicht etwa neue Thatfachen aufzufinden, sondern die schon bekannten zu untersuchen, zu bestimmen, zu reinigen, oder als Fabel Albert's und jener Zeit zu verwerfen. Der ganze Kreuzzug mit sammt den Kreuzfahrern, Alles verliert durch eine solche Behandlung den Glorienschein der Poesie und der religiösen Mystik und doch hat dabei der Zug immer noch das Interesse einer außerordentlichen Geschichtsepisode, er ist immer noch einer der größten Geschichtsergebnisse, obwohl wir die sinnliche Mystik und die religiöse Beschränktheit jenes Zeitalters, wie bei Willelm, nicht mit in den Kauf nehmen dürfen, obgleich diese Dinge als historisches Moment behandelt werden. Die Belagerung von Antiochien und die geschichtlichen Begebenheiten, welche sich daran knüpfen, die Zerwürfnisse der Kreuzfahrer, die Schlachten mit Kerboga, die Besitznahme Edessa durch Balduin, das Benehmen Alexius' gegen die Kreuzfahrer vor Antiochien, die Versuche Raimund's, sich eine Herrschaft gleich Boemund zu gründen, dessen Versuch auf Tripolis, die Päntereien auf dem Zuge durch Palästina und noch viele andere der hauptsächlichsten Begebenheiten erhalten durch die Kritik Sybel's eine ganz neue Fassung und Gestalt, wie noch nicht vorhanden gewesen. Die Einnahme von Jerusalem und die Kriege, welche sich daran mit Aegypten knüpfen, bis zu dem Vor-

fällen bei Askalon, bilden den letzten Haupttheil seiner gründlichen Forschungen. Auch hier treten die Begebenheiten reiner, menschlicher und darum historischer hervor, als es je geschehen. Daran schließen sich die gründlichen und umständlichen Untersuchungen über die Constituirung, den Zustand, über die Regierungsperiode Gottfried's in dem neuen Königreiche Jerusalem. Eybel weist nach, daß es eine falsche Ansicht sei, wenn man glaubt, das neue Königreich sei so constituirte gewesen, wie es uns dem Anschein nach in den „Assisen“ aufbewahrt ist. Gottfried war wol ein tapferer und frommer Mann, er war aber kein schöpferischer Geist. Er mochte wol die allgemeinen Einrichtungen der europäischen Politik zur Grundlage nehmen und auf diese Weise den hierarchischen Bestrebungen die Thür schließen, allein zu einer Durchführung des Werks fehlte es ihm sogar an den Hauptsachen, nämlich an einer bürgerlichen Gesellschaft, oder an den Elementen derselben. Es waren von den gewaltigen Heeren nur wenige Menschen übriggeblieben und der Zufluß aus Europa sehr gering; darum konnten sich keine Municipaltäten bilden und die Lehnarmee, wie überhaupt die Lehnverhältnisse mußten noch sehr unbedeutend sein. Nur eine Baronie ist von Gottfried ausgeliehen worden; die kleine Zahl von jerusalemischen Edeln erscheinen als Dienstgefolge des Königs. Der Verf. bringt überdies noch einen bis jetzt ganz unbekannten Reisebericht eines Pilgers von 1102 und 1103 (Seawulf) ans Licht, der die Ansicht vollkommen bestätigt, daß an eine Reichsverfassung im Sinne der Assisen noch nicht zu denken gewesen sei. Überhaupt beweist aber der Verf., daß Gottfried allerdings viel geleistet, indem er mit so geringen Mitteln den Status quo erhalten, aber daß es auch für die Existenz des Reichs ein Glück gewesen, als Gottfried durch seinen Tod von dem Schauplatz abgetreten und hiermit kräftigern Geistern Raum verstattet habe.

Zum Schluß überseht der Verf. noch einmal den ganzen Verlauf seiner historischen Arbeit und bleibt bei dem allgemeinen Gesichtspunkte stehen, daß die Askese die Entstehung und den Verlauf des Kreuzzuges wol beherrscht, daß aber, einmal am Ziele, die Hierarchie die Entwicklung der Folge, sowie die Anschauung des Unternehmens bedingt habe. Wie der weltgeschichtliche Einfluß der römischen Curie in der Folgezeit steigt und fällt, so thut sich auch in den spätern Kreuzzügen und in den Schicksalen des Königreichs Jerusalem dieser Einfluß der Curie und der Hierarchie sichtbarlich kund.

Wir schließen nicht allein mit dem Wunsche, daß die gelehrte und gründliche Arbeit des Hrn. v. Eybel die allgemeine Anerkennung, die sie in der gelehrten Welt verdient, finden möge, sondern auch, daß es dem Verf. gelinge, neben seinen kritischen Bemühungen auch sein gewiß nicht unbedeutendes Talent für die reine historische Darstellung, ohne Belastung mit dem kritischen Apparate baldigst hervortreten zu lassen.

A. Kerpel.

Literarische Notiz.

J. Didot in Paris kündigt an: „Oeuvres complètes de Madame la Princesse Constance de Salm“ (4 Bde., mit mehreren Kupferstichen und dem Portrait der Verfasserin). Es sind ferner in Paris erschienen: „Amour et dévouement“, von Mad. Adèle Regnault; „Daniel et Jézé“, von einem gefeierten Schriftsteller; zwei neue Bände der „Anciens costumes bretons“, von Ch. de la Billémarque, Herausgeber der „Chants populaires de la Bretagne“; „Jérôme Rudeix“, vom Baron von Bayancourt (3 Bde.). Ferner wurden angekündigt: „Fleurs d'hiver“, von de Subécourt; „Ursule de Mérouët“, von Balzac; „Marguerite“, von Goulté; „Un premier pas“, von Fanny Collet; „Aventures galantes d'un ténor“, von J. Etcombe; „Les amours du chevalier de Plénoch et Mme de la Guette“, von Paul de Ruffet (3 Bde.); „Marie Louise d'Orléans“, von Sophie Gay; „Une vierge aux enchères“, von Andrieu Paul. „La grande ville, nouveau tableau de Paris comique, critique et philosophique“, heißt ein neues Illustrationswerk von Paul de Rod, welches in 52 Lieferungen erscheint und mit Illustrationen von Gavarni, Gigour, Victor Adam und Daumier geschmückt ist. 2.

Bibliographie.

Ancelot, Mme, Emerenzia. Ein Roman aus dem modernen Leben. Aus dem Französischen von D. v. Birkener. 2 Theile. 8. Leipzig, Beyer. 2 Thlr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 12ter, 13ter Band. — Mit d. L.: Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von A. L. Kannegiesser und A. Witte. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster Theil: Text. 2ter Theil: Anmerkungen von A. Witte. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Ngr.

— 14ter Band. — Mit d. L.: Der geraubte Elmer von A. Tassoni. Aus dem Italienischen übersetzt von P. L. Kriq. Mit 1 die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Ortslichkeiten darstellenden Karte. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 9 Ngr.

— 15ter Band. — Mit d. L.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. L.: Kleinere Erzählungen von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 10 Ngr.

— 16ter Band. — Mit d. L.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. L.: Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. 2te, verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 10 Ngr.

Boden, A., Seydelmann, oder ein paar dramaturgische Versuche. 8. Mainz, Jaber. 5 Ngr.

Bulgarin, Chaddäus, Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung dargestellt. Ein Handbuch für Gebildete jeden Standes. Mit Genehmigung und unter Mitwirkung des Herrn Verfassers aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brafel. Geschichte. 2ter Band, mit 1 Karte und 3 Zeichnungen. Gr. 8. Riga, Franzen. 2 Thlr.

Bulwer, Banoni. Aus dem Englischen von G. Pfiffer. 2 Bände. Gr. 8. Stuttgart, Nebler. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lübeckische Chronik. Gr. 8. Lübeck, Aschensmidt. 2 Thlr. Cooper's sämtliche Werke. 175tes bis 177tes Bändchen. Die zwei Admirale. 1ster Theil. — Auch u. d. L.: Die zwei Admirale. Ein Secretoman von J. F. Cooper. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster Theil. 16. Frankfurt a. M., Bauerländer. 10 Ngr.

Altenmäßige Darstellung der Verhandlungen der Württembergischen Kammer der Abgeordneten über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Württemberg, auf dem Landtage von

1841—42. Mit einem Vorwort. Gr. 8. Stuttgart, Metzger. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gaber, C. L., Die maurischen Brüder. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit der arabischen Herrschaft in Spanien. 2 Bände. 8. Berlin, Rudolph. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fink, G. W., Der neu-musikalische Lehrjammor, oder Beleuchtung der Schrift: Die alte Musiklehre im Struht mit unserer Zeit. Zur Wegräumung „rumpeliger Vorrtheile“ und aus Achtung gegen die „heilige Anlage der Jugend“. Allen Kennern und Freunden der Tonkunst gewidmet Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 1 Thlr.

— System der musikalischen Harmonielehre mit Rücksicht auf praktische Anwendbarkeit für Vorlesungen auf Universitäten, Gymnasien, Seminarien und allen höhern Schulen, sowie zum Selbstunterrichte für Gebildete. Gr. 8. Leipzig, Mayer u. Wigand. 20 Ngr.

Görres, J. v., Kirche und Staat nach Ablauf der Eölnner Irrung. Gr. 8. Weipenburg a. S., Meyer. 25 Ngr.

Grafer, J. B., Die Elementarschule für's Leben in der Erziehung, als 1ter Theil der Elementarschule für's Leben in der Grundlage, eine Bebingung zur Herbeiführung der Ciltlichkeit und Wohlfahrt. 2te Auflage. 8. Hof u. Bunfiedel, Braun. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hall, Mrs. G. C., Isländische Erzählungen. Aus dem Englischen. Uebersetzt von Linette Homberg. 8. Recs, Pfeifferath. 1841. 1 Thlr.

Die graue Fülle, oder Erdmanns Wanderung. Ein Wort zur Zeit. Gr. 8. Gobleng, Hölcher. 1 Thlr.

Hoffmann, J. G., Das Verhältniss der Staatsgewalt zu den Vorstellungen ihrer Untergebenen. Ein Beitrag zur Erleichterung gründlicher Urtheile über die Anforderungen, welche das Zeitalter an die Staatsverwaltung macht. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr.

Der St.-Annen-Altar. Aus den hinterlassenen Papieren der Frau Gräfin von S. geordnet und herausgegeben von Dr. B....., genannt J. Pylartus. 8. Gobleng, Hölcher. 22 1/2 Ngr.

Pylartus, J., Die Geschwister. Biedersehen, oder Wanderungen in Sachlen. Zwei Erzählungen. 8. Gobleng, Hölcher. 27 1/2 Ngr.

Köster, C., Zerstreute Gedanken-Blätter über Kunst. 5tes Heft. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 20 Ngr.

Ludwig, J. L., Vollständig praktische Bearbeitung des sechs ersten Lebensverhältnisse nach Grafer. Mit einer Beschreibung des elementarischen Sprachunterrichts, Herrn Dr. Grafer's Principien und einem Nachtrag für den 2ten Band: „Ausführliche Geschichte der göttlichen Offenbarung.“ 3ter Band: Das Unterthanenverhältniss. Gr. 8. Hof und Bunfiedel, Braun. 25 Ngr.

Marr, A. F. P., Erinnerungen an England. 1841. Gr. 8. Braunschweig, G. C. C. Meyer sen. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mayenburg, A., Die Volksage vom Eölnner Dome poetisch bearbeitet. Mit topographisch-historischen Vorbemerkungen begleitet und herausgegeben. Gr. 8. Berlin, Hald. 7 1/2 Ngr.

Michelsen, A. E. J., Sammlung altdänischer Rechtsquellen. Namens der Schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte herausgegeben. Gr. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Mitarbeiter an Friedrich Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek nach ihren Namen und Zeichen in zwei Registern geordnet. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Gr. 4. Berlin, Nicolai. 25 Ngr.

Roback, J., Der Kaufmann als Lehrling, Commis und Prinzipal. 1ter Band: Der Handels-Lehrling. — Auch u. d. L.: Der Handels-Lehrling. Sein Beruf, seine Stellung, seine Bildung. Ein Geschenk für die Jüglinge des Handels und diejenigen, welche sich diesem Stande widmen wollen. Gr. 16. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr. 10 Ngr.

Puttli, G. Z. Freih. Hans, Obler Herr zu, Sapphira. Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nebst einigen kleineren Gedichten. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 25 Ngr.

Ramshorn, A., Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Mit 12 Kupfern. Gr. 16. Leipzig, Brandes. 1 Thlr.

Christofel nach dem Dome in Eöln. Gr. 8. Gobleng, Hölcher. 7 1/2 Ngr.

Schaefer, J. B., Handbuch der deutschen Literatur. 1ter Theil. Von der ältesten Zeit bis auf Oplg. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 1 Thlr. 11 1/2 Ngr.

Schröder, H., Über die Abbildungen des Domestheons mit Beziehung auf eine antike Bronzebüste im Herzoglichen Museum zu Braunschweig. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Gr. 4. Braunschweig, Oehme u. Müller. 15 Ngr.

Schweiger, C., Der Christen Glaube an Isram von Ragareth, den Gottmenschen und sein Gottverdienst, vertheidigt in Briefen an einen Lehrer der jüdischen Religion, auf Veranlassung des Lebens Jesu von Dr. David Strauß, auch für Eaien. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 2 Thlr. 25 Ngr.

Scribe, C., Eine Fessel. Komödie in 5 Akten. Uebersetzung von A. Reußadt. Gr. 8. Preßburg, Korn. 13 1/2 Ngr.

Scribe's C., ausgewählte Werke. In sorgfältigen Uebersetzungen gesammelt und herausgegeben. 1tes Bändchen. Festseln. — Auch u. d. L.: Festseln. Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Französischen des E. Scribe bearbeitet von A. Schumacher. Mit einem einleitenden Vorworte. 12. Wien, Lauer u. Sohn. 8 Ngr.

Sophokles' Aias. Deutsch in den Versmaßen des Originals, mit einer Einleitung über Aian und Geschichte der Aiasiden-Fabel, und einem Anhang über zwei zum Aias gehörige Tragödien von A. Schöll. Gr. 8. Berlin, Reit u. Comp. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Soulé, F., Margarethe. Aus dem Französischen von B. Schulze. 2 Theile. 8. Braunschweig, G. C. C. Meyer sen. 2 Thlr. 10 Ngr.

Süden und Norden. Vom Verfasser des Bizey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, des Gajütenbuches. 1ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Metzger. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tarnowski, E., Blutige Fußstapfen. Arme-Glänzer-Geschichten. 2 Bände. 8. Braunschweig, G. C. C. Meyer sen. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Világosváry, T., Der Sprachkampf in Ungarn. Dargestellt. Gr. 8. Agram. 15 Ngr.

Volksbücher. 27. Herausgegeben von G. D. Rasbach. Schnurten. 8. Leipzig, D. Wigand. 2 1/2 Ngr.

Wangenheim, J. Th., Vierzig Jahre eines Kerkermeisters. 2 Theile. 8. Leipzig, Meyer. 2 Thlr.

Wappäus, J. E., Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer. Ein Beitrag zur Geschichte des Seehandels und der Geographie im Mittelalter. 1ter Theil. Untersuchungen über die Negerländer der Araber und über den Seehandel der Italiener, Spanier und Portugiesen im Mittelalter. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weltgegenden. Herausgegeben von Chlodwig. Mit Beiträgen von B. Alex, A. Apel, B. Auerbach, E. Beckstein, J. Dingelstedt, C. Duller, B. v. Gusek, A. Guskow, R. Heller, J. Jiboris orientalis, A. Ewald, R. Wornung, A. Wügge, C. Wank, Pandira, A. Peters, Maria v. R., E. Reiffen, J. v. Gallet, E. Schaefer, P. Scherer, W. v. B. u. 1ter Jahrg. 1ter Band. Dten. 8. Gottbus, Meyer. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiese, E., Aug. Gottl. Spilleke, Direktor des Königl. Friedrichs-Wilhelms-Gymnasiums, der Reals- und Elisabeth-Schule zu Berlin, nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt. Gr. 8. Berlin, Endlin. 20 Ngr.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Hans Stodard's von Schaffhausen, Pilgers zum heiligen Grabe im Jahre des Heils 1519, Heimfahrt von Jerusalem und Tagebuch von 1520 — 29, mit einem erklärenden Wortregister und Anmerkungen; nebst zehn Briefen des Hauptmanns Ulrich Harber von 1524 und 1525 und Auszügen aus dem heiligen Leben von 1475. Herausgegeben von Maurer-Constant. Schaffhausen, Hurter. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der französische Prediger Maurer-Constant zu Schaffhausen veröffentlichte vorgenannte Schrift des alten Schaffhauers Hans Stodard, welcher 1556 starb und dessen Geschlecht sich rühmlich auszeichnete. Zwei Stodard fielen schon in der Schlacht bei Sempach 1386, für Österreich tapfer kämpfend. Alexander Stodard, der Bruder von Hans Stodard, kämpfte in der blutigen Schlacht bei Novara 1513 und wurde von Maximilian I. geädelt. Der eine Sohn von Hans Stodard kämpfte für Heinrich IV. bei Jori; ein Sohn von Alexander Stodard wurde von dem französischen Könige Franz II. geädelt.

Es ist die Herausgabe des Tagebuchs des alten Hans Stodard ein verdienstliches Werk, besonders in jetziger Zeit, die mit der damaligen viel Ähnlichkeit hat; der alte Stodard kann seinen jetzigen Landesleuten als ein Vorbild zur Nachahmung dienen. Es ist ein redlicher Schweizer, von frommem, dieberm Sinne, unternehmend, thatkräftig, jedem Unrechte feind, dabei von gesundem Verstande und seltener Welt- und Menschenkenntnis. Auch für den Nicht-Schweizer hat diese Schrift Interesse; denn wer beobachtet nicht gern den Gang eines guten, kräftigen Mannes durch eine unruhige Zeit? Wer sieht nicht gern die bekanntesten wichtigen Weltbegebenheiten aus dem Spiegel eines unbefangenen, richtigen Verstandes reflectirt? So lesen wir ja mit dem größten Interesse Reisebeschreibungen von den Ländern, die uns genau bekannt sind.

Aber leider werden wenige Deutsche diese Schrift lesen, wegen der unverständlichen Sprache, in der sie geschrieben ist. Der Herausgeber hat durch sein unbequemes, unvollständiges Wörterbuch wenig zum Verständnisse beigetragen; ja gerade die schwierigsten Wörter findet man nicht erklärt. Hier nur einige Proben, wie sich bekannte Wörter, besonders lateinische und französische, in der Stodard'schen Orthographie ausnehmen. Pungskom und Pilatom ist Pontius Pilatus; Affendären, aventures; Bolettam, Bilet; Drang-Runt, transmontana — Abendwind; Frenedom, Veronica; Dissjodaz — disputatio. Auch Eigennamen sind oft schwer zu verstehen; z. B. Aultiar, Kairo; Bullam, Apulien; Bolegen, Polen; Baschon, Sebastian u. s. w. Manche Wörter werden, so oft sie vorkommen, anders geschrieben. Viele fremde Wörter sind eingemischt, z. B. Darjeng, d'argent; Kustain, Fusta — Kenschiff; Kleschen, fleches — Pfeile u. s. w.

Wie sich die Zeiten geändert haben! Vierzehn Wochen brauchte Stodard zur Heimreise von Jerusalem und allenthalben sah er wunderliches Ding. Er besuchte in Jerusalem und in der Umgegend gegen 50 heilige Orte, von denen freilich viele ganz aneinander lagen. Z. B. an die Stadt, wo Petrus seinen Herrn drei Mal verleugnet hat; an die Stadt, da die Juden das Feuer hatten und sich wärmten; an die Stadt, da der Hahn krähte u. s. w. Die heiligen drei Könige sind nach seiner Meinung wirklich, wie es nach der Legende heißt, von verschiedenen Richtungen gekommen und haben sich zufällig hier getroffen. Christus hat im Seelenkampfe am Ölberge sieben Stunden, 77 Paternoster und 77 Ave Marias gebetet. Die Juden haben trompeten und ausrufen lassen in der ganzen Stadt: wer Jesum wollte hinausführen und kreuzigen sehen,

der sollte vor das Rathhaus kommen. Man habe, sagt er, das Kreuz in das Loch so fallen lassen, daß sein ganzer Erd erschüttert sei. Das heilige Kreuz habe man so unter dreien herausgefunden, daß man einen todtten Mann auf jedes gebunden, an dem wahren Kreuze sei der Todte lebendig geworden. Der Kalvarienberg hat einen Spalt drei Finger breit. Wenn man auch über diese Nachrichten lächeln möchte, so wird man doch von der frommen Nahrung ergötzt, mit welcher er dies Alles sieht, an der Stelle das heilige Abendmahl genießt, wo es Christus eingelegt hat, die Stelle küßt, wo Christus mit dem Kreuze niedergestürzt, die noch, wie er sagt, roth ist. Welche Zeit war glücklicher, unsere ungläubige oder jene übergläubige? Wie konnte ein Zweifel an der heiligen Geschichte bei Denen emporkommen, die diese Orte betreten, auf denen der Herr gewandelt hatte? Wir erdenken uns aber andere Wunder, um die uns überlieferten, schwer zu bezweifeln nicht zu glauben. Er nimmt Agnus Dei mit, die aus der Erde der heiligen Orte gemacht sind. Er beschreibt das Menschengewühl von allen Nationen in Jerusalem, den Markt von Jaffa, wo ein Venetianer 30,000 Dukaten aus seinen Waaren löst. Auf der Fahrt nach Cypern glaubt man Seeräuber zu sehen und rüstet sich zum Kampfe; den Schweizern werden die schlimmsten Posten anvertraut. In Cypern erregen die Salzreiche seine Bewunderung in hohem Grade; von dem venetianischen Hauptmann daselbst gelingt es den Schweizer Pilgern nach vielen Bitten drei Landesleute loszumachen, die unter den Venetianern dienten, es ihnen aber später keinen Dank wußten.

Es starben auf dem Schiffe zwei Schweizer Pilger, welche Stodard verpflegt mit vieler Überwindung wegen des bösen Geschmacks und Geruchs. Sie ließen die Todten nicht ins Meer werfen, sondern führten sie wohl verpackt in ihren Truhen auf einem Boote mit sich und bestatteten sie feierlich zu Rhodus. Die Herren von Rhodus wollten sie nicht landen lassen wegen der Todten, bis einer von den Leuten einen, nach seiner Meinung, falschen Eid schwur, daß sie nicht an der Pest gestorben wären. Hundzig geklebte Tücher sieht er zu Rhodus, von denen drei mit 30,000 Dukaten sich wollten loskaufen; er erhält zum Geschenke einen schönen türkischen Rock und Hut von den rhodischen Herren.

Auf der Fahrt von Asante (Sante) trifft sie ein Fortunamseesturm; sie beten, beschien, ihun Gelübde und erwarten den gewissen Tod. Der venetianische Hauptmann läßt alle Segel aufziehen, das Banner von Jerusalem, des heiligen Markus und des Herrn Banner aufstecken, um, nach seinem Ausbruche, ritterlich zu sterben. In Venedig kauft Stodard ein türkisches Ross, einen Schimmel, welches einige Tage nachher auf der Reise einen gefährlichen Sprung den Berg hinab that, und „wer das Ross nit so handfest gefas, so wer als hoch gefallen als der Sauti Hans Durm 3 hoch. Gott der Herr, der behüt mich, Gott sey gedankt!“ Dies Ross kam nachher an mehre große Herren, und immer freut sich Stodard, wenn er etwas von ihm hört; so erzählt ihm der Herzog Ulrich von Württemberg von diesem edeln Thiere. In Bärlich sieht er seine Schwester Barbal und spricht zu ihr: „Wie hand jer Hus gehen, das jer min Bruder Alexander hand lon sterben?“ Sie antwortet: „Gott, der heit es dun, und sy wer frog, das ich wider don wer x. Und also hattend wirer Fräd und Lieb mit einandern. Gott sey Lob und Dank!“

Zuletzt macht er ein weitläufiges Verzeichniß von allem Dingen, mit welchen sich ein Pilger zu versehen habe, wo sogar das Papier zu einem gewissen Behufe nicht fehlt. Man sieht daraus, daß die Pilger für ihre Bequemlichkeit und gutes Leben zu sorgen wußten. Er rath besonders drei Seckel mit

zunehmen, den einen voll Glauben, den andern voll Geduld, den dritten voll Weisheit; ihm selbst kostete die Reise 300 Dukaten. Über das Betragen seiner Mitpilger beklagt er sich sehr, besonders über ihre Hoffahrt und ihre Wohlleben, das er hätte mit bezahlen müssen.

Das Tagebuch von Hans Stöckar geht von 1520—29. Auch hier zeigt sich Stöckar als ein redlicher, gottvertrauender Mann, der den bösen Tag mit hinnimmt und für den guten Gott aufrichtig dankbar ist. Merkwürdig ist es, daß er sich bei der Aufzeichnung der religiösen Neuerungen und Irrtümer über seine eigene Meinung nicht ausspricht und sie weder tadelt noch billigt. Er selbst blieb dem alten Glauben wohl zugehörig, doch ändert er später die Formel „Gott sey gedankt und Gottes Mütter und allen lieben Heiligen“ und dankt nur Gott und Jesu. Einmal sagt er: „Pfaffen und Mönche waren wider einander mit Predigen, mit Gotteswort und scheldeten einander Krzer und wollten Einer mehr wissen, denn der Andere und verworfen viele Dinge in der Kirche mit Singen und Lesen, päpstliche Saegung und Menschenstand.“ Er bekleidete selbst in seiner Vaterstadt ansehnliche Ämter mit Gewissenhaftigkeit und Treue. Doch wir heben nur Einiges von allgemeinem Interesse heraus, was zur Charakteristik damaliger Zeit gehört.

Sehr entrüstet ist er über das Bündniß der Schweizer mit Franz, dem Könige von Frankreich. „Wer es geredet hätte“, spricht er, „vor drei Jahren, der hätte müssen sterben, so übel war man an ihm, und er uns zu Mailand großen Schaden zugefügt hat und uns manchen Hiebemann hat umgebracht, das war nun Alles vergessen; das macht das Geld und die Kronen, die haben uns blind gemacht, daß wir unsere Schand und Laster haben vergessen, das er uns zugefügt hat. Und das Blutgeld, das man von ihm genommen hat, das wird uns der Tage einst mit ihm zu sauer werden. Es wären mir auch wohl Kronen geworden; ich habe aber deren keine gewollt.“ etc. Sie kamen auch bald krank und elend wieder. Zu derselben Zeit stritten auch Eidgenossen beim Kaiser und beim Papste und suchten daher die Eidgenossen oft gegeneinander.

Den 2. Febr. 1522 zichen abermals 16,000 Eidgenossen für Franz ins Mailändische, Franz nimmt die Eidgenossen zu Vevatern, Zürich war nicht mit beim Bunde.

Boß unwillen und Schmerz ist er über die Einnahme von Rhodis. Ein Johanniter, Wolf von Rodmünster, den er auf seiner Pilgerfahrt hatte kennen lernen, kommt zu ihm, läßt seine Wunden verbinden, hält sich drei Tage bei ihm auf und erzählt ihm den Hergang der Sache. Mit 300,000 Mann führt Soliman, verliert in 10 Stürmen 30,000. In der Stadt waren 1500 Mann mit den Ritters, davon fielen 700, nur 300 Mann kamen ohne Schaden davon. Ein deutscher Vorführer unter Soliman's Heer habe ihnen durch Feuerwerfen viel geschadet; ein Christenheuptmann bei den Türken über 100,000 Mann habe Briefe in die Stadt geschossen, um ihnen anzuzeigen, wo die Türken zu Hürmen gedächten, aber der Wind habe ihn umgestimmt. Er lobt Soliman's Großmuth und Gerechtigkeitsspflege; viel habe er den Ritters angethan, wenn sie bei ihm bleiben wollten, sei selbst auf ihre Schiffe gekommen, damit ihnen nichts fehle, und habe sie 300 Meilen auf dem Meere begleitet. „Das Gott erbarm“, schließt er, „und soll uns Christen wohl zu Herzen gehn, wenn wir solche Christen wären und sein sollten. Daran ist schuldig“, sagt er weiter oben, „der Papst, der Kaiser und der König von Frankreich, denen war es so Roth in Mailand und Picardie, daß sie arme Leute machten und das Christenblut verbarben, und ließen die fürstliche Stadt Rhodis untergehen und den Schicksal der Christenheit, das Gott geklagt sei!“

Den Franzosen und ihrem Könige ist er nicht gut. So sagt er, als er erwähnt, daß der Kaiser den Schweizern und den Franzosen aus dem Mailändischen freien Abzug gegeben: „Das heit der König ist dun.“ Auch auf die Schweizer ist er nicht gut zu sprechen. Nach der Schlacht bei Baffig (Pavia) hätten die Lanzknechte den Schweizern viel Gutes ge-

than. „Das hätten die Ansrigen nicht gethan“, fügt er hinzu, „das habe ich von ihnen selbst gehört; darum hat es Gott nicht wollen geschehen lassen und das Glück und den Sieg den Ansrigen genommen und den Andern gegeben, daß unser Rathswille zu viel wollte werden, dem wir bisher verurtheilt haben, das will Gott nimmer verragen.“ Er bedauert sehr die geschehenen Schwenker; „wäre das Welt nit gesin“, sagt er hinzu, „und das Uffwigen, Gott stelle es ab und behüt uns! Amen.“

Dem Herzog Ulrich von Württemberg halfen die Schweizer auch und Stöckar ging als Lüttinar mit. Drei Wochen dauerte der Zug, sie kamen bis Stuttgart, nahmen eine Vorstadt, das schaffhäuser Käthlein war an der Spitze mit beim Sturm; nur 3000 Schweizer waren dort geblieben, 12,000 waren sogleich in den ersten Tagen davongegangen, weil der Herzog nicht zahlen konnte; nach drei Wochen wurden auch die übrigen abgerufen. Stöckar klagt, daß es ihm 30 Gulden gekostet und daß er als einen Heller vom Herzoge erhalten habe. Die ganze Unternehmung scheint gegen unsere jetzige Art, Krieg zu führen, fast wie Kinderspiel. Von dem Bauernkriege ist Stöckar's Urtheil: „Sie hatten zuerst ein gutes Fürnehmen, aber sie fielen davon, wie sie handelten, so ging es ihnen.“ Sehr erzürnt ist er auf den Herzog von Lothringen, der gegen 30,000 Leute im Elfaß erschlagen. „Er heit die armen Lütt um Elb und Gutt bracht. Gott geb im nach sin Verdienen den Lon, dem Württemberg!“

Bürgerunruhen waren damals, wie jetzt, nichts Ungewöhnliches in der Schweiz. Die Rebleute rotteten sich einmal in Schaffhausen zusammen, aber der Rath und die andern Jünste umgaben sie; sie mußten sich ergeben. Der Hauptmann und Rädelsführer war entwischt. Er hätte müssen sterben, sagt Stöckar, aber Gott half ihm davon. Er ist sehr erfreut darüber, daß es zum Frieden kam. „Und als Gott, der Herr die Sinen nie verlies, und uns behüt, das es zu ihm Zekeden bracht ward.“ „Ich bin auch gegen die Rebleute gezogen, bin aber nie keines Augs leidiger gewesen, und war froh, daß der Krieg wohl ausschlag und zerging, und uns Gott so trulich behütet.“

Bei Gelegenheit, wie er von der Einnahme Roms spricht, lobt er den Jerg Frundsberg. „Er soll ein seiner Kriegsmann sein“, sagen die Lanzknechte, „und ist das der stebende Sieg, den er gesiegt hat, mit Rom, und hat uns Schweizer auch einmal darnieder gelegt. Die Schweizer, hätte er gehört, hätten keinen wollen leben lassen, wenn sie gesiegt hätten. Drum ist unser Herrgott Meister, und der kann den Sieg austheilen nach seinem Wohlgefallen, und daß wir in seinem Willen leben, helf und Gott!“ Über die Sitten seiner Zeit beklagt er sich sehr. Von seinen Brüdern waren ihm einige, darunter auch ein Schulmeister, in den Keller gebrungen, hatten ihm viel Wein ausgegossen, viel verwirrt und mitgenommen, und dieselben hatten es schon zweimal vorher gethan.

„Die Leute sind nie“, sagt er, „so böß übereinander gewesen und so untreu und so neidisch und gehässig und so feind einander und so übermüthig und stolz und so köstlich mit Essen und Trinken. Gott, der stelle es zum Besten! Amen.“ Zu Fastnachten kamen viele Ritter und Herren nach Schaffhausen, wo es toll herging; „also hatten Pilatus und Herodes einander lieb“, sagt Stöckar.

Die Sittenlosigkeit mußte einen hohen Grad erreicht haben. Von dem Markte zu Burgach sagt Stöckar: „Ich habe da viel Wunder gesehen und große Buberel und ein schändlich, lächerlich Ding mit den Frauen; mit der Unkeuschheit, da man am öffentlichen Tage keine Scham hatte. Ich habe nie ein so schändliches Leben gesehen, als da auf dem Markte, wie Christen fährten. Es war kein Wunder, daß uns Gott lies untergehen und kaste uns wegen des Übels, das dort geschah.“ „Auf das Jahr“ (1527), sagt er an einer andern Stelle, „ist die Welt so böß gewesen mit Stehlen und mit Schaden den Leuten zugefügt, und so erlogen und verrucht, und kein Gnan-

ben, keine Treue, noch Liebe; so wohl haben wir uns gebessert, Gott, der Herr wende!" Man gab auch Verordnungen gegen die Unsitlichkeit, namentlich gegen die schamlose Kleidung der Frauen, sowie gegen die Beischläferinnen der Geistlichen. Bei alledem waren die Strafen äußerst streng, ja grausam. Ein Dieb wurde gehängt, der Sohn, der mit gestohlen, aber von dem Vater verführt war, wurde nur zum Pranger verurtheilt. Alzeuner wurden auf dem Rathhause gemartert und fortgeführt. Ein Wiedertäufer wurde enthauptet, der bis zum Tode bei seinem Glauben verharrte. Noch drei Andere wurden enthauptet des Glaubens wegen und wegen des Klosterbrandes zu Ittingen, die sich äußerst standhaft zeigten und von Stockar fromme Leute genannt werden. Es konnte natürlich nicht von guten Folgen sein, daß die Eidgenossen zum Kriegsdienste sich verkaufen und das Kriegshandwerk nur darum trieben, um zu plündern und zu rauben, worüber sich Stockar häufig beklagt. Es war überhaupt eine höchst unglückliche Zeit. Glaubenszwiespalt, Verfolgungen, Aufruhr, Bauernkrieg, Eheuerung, Pestilenz; wie denn überhaupt neue Zeitepochen mit großen Wehen einzutreten pflegen. Man findet so Manches in dem Tagebuche von Stockar, was die Ansichten von jenen Zeiten berichtigt und erweitert.

Angehängt sind noch elf Briefe in der Originalsprache von Ulrich Harber, Hauptmann des schaffhäuser Fähnleins, gerichtet an den schaffhäuser Rath; sie gehen vom 3. März 1524 bis 6. Jan. 1525 und fallen in den merkwürdigen Zeitraum vor der Schlacht bei Pavla, welche den 24. Febr. war. Harber ist in diesen Briefen voll Eilegshoffnungen, besonders verzärtelt er in den fünf letzten Briefen, die er vor Pavla schreibt, nicht die mindeste Andeutung von einem bösen Gesichte, das die Seinigen und ihn selbst traf; denn er blieb in dieser mörderischen Schlacht und viele Schweizer. So sagt Stockar: „Die Eidgenossen haben auch viel rebliche Leute verloren, eine gute Zahl Hauptleute, Leutenante (Lüttenar), Fähndriche und viel guter Gefellen und reblicher Leute. Es kam uns hier um unser Hauptmann Ulrich Harber und was herauskam, war krank und nacht."

Merkwürdig ist der Kangleistyl und die Titulatur in diesen Briefen. Sechs Zeilen vom Anfange nehmen die Titel ein und auch im Texte selbst kehren sie immer wieder. Diese Briefe sind schon benutzt von Hottinger und von andern Schweizern, aber hier zuerst vollständig herausgegeben. Im Ganzen enthalten sie freilich nicht viel Wichtiges. Zuletzt folgen noch Auszüge aus dem heiligen Leben, vier Legenden, welche den Leser in den Sauerbühl religiöser Wunder und Märchen hineinführen, in welchem sich auch Stockar's Phantasie von Jugend auf bewegte.

unbebingter Weise, wie von dem vorliegenden, ausgesprochen werden.

Dem Leser der früheren Bände ist die sorgsame Detailsammlung bereits bekannt, die der Verf. in eine behagliche und gefällige Darstellung zu verbinden gewußt hat. In diesem Bande ist es vorzüglich das Leben der Hauptstadt, die Verhältnisse Amsterdams, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und außer der Hauptstadt die nördlichen, ziemlich selten geschilderten Provinzen von Friesland, Groningen, Drenthe und Overijssel, mit den Städten Leeuwarden, Groningen, Zwolle, Deventer u. s. w. Amsterdam ist mit einer Genauigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt und die stets das Bedeutsame von dem Unerheblichen trennt, dargestellt und gibt ein um so musterhafteres Städtebild, als der Verf. nicht nach wüßigen Vergleicheln und geistreichen Erhaben ringt, der Wahrheit stets den Tribut bringt und auf das innigste in die Tiefen des häuslichen und des Familienlebens eingeweiht erscheint. Ebenso können wir ihm volles Vertrauen schenken, wenn er von der steigenden Blüte der Stadt, von ihrer wachsenden Industrie, der die Trennung von Belgien günstig war, von ihren Fortschritten in Kenntniß und Übung der neuen Handelsverhältnisse, welche anfangs nicht recht erkannt und richtig beurtheilt wurden, wenn er von der Popularität des Könighauses, von der innigen herzlichen Liebe der Bewohner für ihren Fürstenstamm, von der gänzlichen Höllichkeit der in jüngerer Zeit hervorgetretenen ständischen Opposition und anderen Verhältnissen spricht, die er mit Sorgfalt und natürlich richtigem Blick geprüft hat. Am liebsten aber folgen wir ihm, wenn er den Zustand der Sitten, die moralischen Standpunkte der Gesellschaft, die stilleren Tugenden der Häuslichkeit und des Familienlebens und vorführt, die ihm die Holländer, wie es scheint, überaus werth gemacht haben. Welch ein schöner Geist in den Familien lebe, wie Treue, Anhänglichkeit und zärtliche Neigung hier charakteristisch auftreten, wie der oft verkannte holländische Webersstamm diese echtdeutschen Sittenzüge treu und sorgsam bewahrt, wie glücklich er dem Eindringen fremder und namentlich französischer Weltfitt gewehrt habe, darüber ist der Verf. unerschütterlich und er ist wahr! Der Holländer scheint in dieser Beziehung wie auf einer glückseligen Insel verflochten zu wohnen und selbst die kurze Verbindung mit seinem südlichen, geringgeschätzten Nachbar hat seiner Lächelheit, seiner Reinheit und dem deutschen Lebenselemente in ihm keinen bemerklichen Schaden gebracht. Vor solchem schützte ihn vielleicht gerade die geringe Schätzung, die er gegen ihn empfand, ebenso wie dieselbe Empfindung ihn siegreich und überlegen, ausdauernd und muthvoll machte; denn nie waren zwei Volksstämme sich innerlich fremder, ja feindseliger und ihrer Natur nach entgegengesetzter, als der katholische Ballone und der protestantische Holländer. Grund genug zu ewigem Widerspruch und Grund genug, weshalb wir auch die jüngsten Bestrebungen der niederländischen Regierung, die auf eine gewisse Verschmelzung hinausgehen, nicht unbedingt gutheissen möchten. Dem Holländer gilt die Tugend, die Moral noch etwas, und die Franzosen, welche mit Achselzucken von den Deutschen sagen: „Ces bons enfants; il paraît vraiment, qu'ils ont retrouvé le paradis", können dies mit noch größerem Rechte von dem holländisch-germanischen Stamm sagen. Tugend, Talent und Reichthum sind die Maßstäbe des Niederländers zur Beurtheilung der Menschen; auf den bloßen Adel der Geburt gibt er nichts, von gnädigen Herren und Frauen weiß er nichts, dagegen aber sagt er wol: Wie schwer ist der Mann? d. h. was befreit er? Die Kirche, die Geistlichkeit sieht ihm in hohem Ansehen, die Gotteshäuser sieht man stets gefüllt, auch das Militär fehlt nicht; Kunstfertigkeit stellt er so hoch als Kunst, der Ruhm der Tapferkeit gilt ihm hoch und den jetzigen König empfiehlt nicht mehr als sein bewährter Degen. Wie republikanisch auch der Amsterdamer denken mag, die Weisheit, Rechtlichkeit und Thätigkeit seines alten Königs sind ihm theuer. Wohlthun und Theilnahme für fremdes Unglück sind in seiner Hauptstadt ver-

Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner.
Von F. W. Dethmar. Dritter Band. Essen, Bader. 1840. Gr. 12. 1 1/2 Thlr.

Schon bei der Anzeige der früheren Bände dieser mit Liebe und Sachkunde geschriebenen Reisebriefe aus Holland *) haben wir der sinnigen Gemüthlichkeit des Berichterstatters, seiner guten Erkenntniß und der Behaglichkeit und Anmuth seiner Schilderung ein wohlverdientes Lob nicht versagen können. Dies Urtheil bekräftigt auch der dritte Band seiner stets mit gleicher Sorgfalt und Neigung fortgeführten Darstellung. So tief wie der Verf. blickt der Reisende selten in den Kern des fremden Lebens, so sorgsam, wie er, prüft sie selten die Verhältnisse, die sie zu schildern unternehmen, und so gewissenhaft, wohlwollend und vorsichtig gehen sie selten bei ihren Urtheilen zu Werke. Es ist ein Buch, auf das man sich verlassen kann, und dies kann von wenigen Reiseberichten unserer Zeit in so

*) Bgl. Nr. 144 d. Bl. f. 1839.

breiteter als in Amsterdam; für Schulen und Kirchen zu wirken, gilt überall für ehrenvoll; ein Bankrotteur hat nirgend schlimmern Stand als in Amsterdam. „Wird diese Stadt“, sagt der Verf. am Schlusse seines Gemäldes, „diese Grösse treu bewahren, so wird sie feststehen, obwohl auf vergänglichem Pfählen gegründet.“ Die Genügsamkeit des Holländers, sein freudiger Genuß kleiner und bescheidener Erholungen sind ein anderer Zug, den der Verf. hervorhebt. Auch das Schulwesen lobt er, obgleich es uns scheint, daß hierin noch gar viel zu thun sei. Die öffentliche Verwaltung stellt ihn auch zufrieden —, wir hätten auch hiergegen erhebliche Einwendungen zu machen und, ohne der Opposition des „arnheimischen Journal“ beizupflichten, nur Zweierlei zu erwähnen: die Unbienstwilligkeit der Behörden und den schweren, fast unerträglichen Abgabendruck. Allerdings, so lange Holland an der Goldquelle seiner Colonien schöpft, vermag es viel zu tragen; aber der endliche Frieden hätte doch einige Erleichterung bringen sollen. Es gehört wirklich holländische Geduld dazu, sich fortbauend und hoffnungslos so belastet zu sehen und nicht zu murren.

Die Reise in die nördlichen Provinzen Drenthe, Grönningen und Overijssel ist besonders durch den anziehenden Besuch der drei großen Bettlercolonien von Frederiksdooit bei Steenwijk, eine Schöpfung des Generals v. d. Bosch, Dammerschanz und Beenhuyzen ausgezeichnet. Diese vortrefflichen und blühenden Colonien bieten in ihrer Art unvergleichliche und nachahmenswerthe Musteranstalten dar und wirken besonders durch ihre zusammengesetzte Thätigkeit und den aufricht erhaltenen Ehrenpunkt so ungemein wohlthätig. Der Colonie Frederiksdooit anzugehören, ist ein gewisser Vorzug, den man nur erlangt, nachdem man sich in der Vorbereitungsanstalt zu Beenhuyzen bewährt und des Zutrauns würdig gezeigt hat. Hier ist Alles beschaffen, reinlich im höchsten Grade und Jedermann genießt einer ununterbrochenen Versorgung, so läßt er Lust zur Arbeit bezeugt. Nach Beenhuyzen zurückversetzt, oder gar nach Dammerschanz, der Strafanstalt, gewiesen zu werden, ist den Bewohnern dieser Colonie ein schreckender Gedanke. Nach dieser trefflichen Darstellung eilt der Verf. zum Schluß und endet seinen dankenswerthen Bericht mit einer warmen, herzlichen Empfehlung an seine Landsleute, das holländische, von fremd gesinntem Volk so oft mißhandelte Brudervolk besser zu erkennen und wohlwollender zu behandeln. Wir stimmen hierin ganz mit ihm zusammen. *)

M i s c e l l e n .

Salomo wurde von den Juden sehr frühe für einen großen Zauberer und Teufelsbannern gehalten. Josephus versichert, daß Salomo gewisse Beschwörungsformeln hinterlassen habe, mittels deren ein gewisser Eleazar in Vespasian's Gegenwart Wunderdinge verrichtet und die den Menschen inwohnenden Teufel durch die Rasenlöcher ausgezogen habe. Auch Drigenes gedenkt der von Salomo hinterlassenen Beschwörungsformeln. Ohne Zweifel sind diese der Grund von der noch jetzt bekannten „Clavicula Salomonis“, oder eines andern ähnlichen dem Salomo zugeschriebenen Zauberbuches; denn man hat deren mehrere. Das hebräische Original der „Clavicula“ ist sehr selten; man hat aber davon spanische, italienische, französische und lateinische Übersetzungen, welche nicht minder von Liebhabern gesucht und theuer bezahlt werden. P. F. Krpe („De talismanibus et amuletis“, S. 56) versichert, daß ein Exemplar schon mehrmals mit 1000 Thalern bezahlt worden sei. Ausführlich ist von dieser „Clavicula Salomonis“ gehandelt in Adenau's „Geschichte der menschlichen Kabbale“, Thl. 6, S. 332—457. Die Stelle im ersten Theil von Goethe's „Faust“:

*) Auch der vierte Band des Dehmar'schen Werks ist seit der Auffassung dieser Ausgabe erschienen (1841, 1 Hft.). D. Red.

Für solche kalte Menschen Ist Salomon's Schlüssel gut

erhält hierdurch ihre Erläuterung. Als Commentar zu einer andern Stelle dieses Gedichtes:

Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus' eigener Hand,
Ist dir es nicht leicht genug?

kann Folgendes dienen: Als der Kaiser Joseph II. mit dem Papste zerfiel, wollten Einige diese Begehrtheit von Michael Nostradamus, den 1566 verstorbenen berühmten Astrologen prophezeit wissen. Die Sache machte vieles Aufsehen und der römische Hof war schwach genug, Nostradamus' Weissagungen am Pfingstfeste 1781 bei Strafe der Excommunication und der Galerien öffentlich zu verbieten. Dadurch wurde die Begierde nach Nostradamus' „Centurien“ *) so gesteigert, daß ein einziges Exemplar in einer Auction zu Avignon für 1823 Livres verkauft wurde. Jetzt sollen, den erschienenen Ankündigungen zufolge, diese „Centurien“ wieder neu aufgelegt werden.

Der Kaiser Anastasius hat in der L. 4 C. de advocatis divers. iud. (2, 8) dem Stande der Advocaten die solchen an sich gebührenden Lobspürche ertheilt. Damit waren aber die Advocaten der spätern Jahrhunderte nicht zufrieden, welche ihren Innungsstolz so weit trieben, daß sie Christus und den heiligen Geist zu den Advocaten zählten, denen daher auch in der „Eloge et les devoirs de la profession de l'avocat“ (Paris 1713) ein göttlicher Ursprung zuerkannt wird. Selbstem die größere Anzahl der diesem Stande Angehörigen hat aber nicht immer darnach getrachtet, sich einer solchen Erhebung würdig zu zeigen, besonders in früherer Zeit. Davon nur Ein Beispiel: Nach der L. 13 §. 1 C. de iudiciis (3, 1) sollen alle Prozesse über Eolissachen, mit Ausnahme derer, welche sich auf das Recht des Fiskus beziehen, oder welche öffentliche Ämter betreffen, nicht über die Zeit von drei Jahren hinausgezogen werden. Dieser gesetzlichen Vorschrift gleichsam Hohn sprechend, hat Gratianus Urbini, welcher einen Tractat „De citationibus“ (Rdin 1702) herausgegeben hat, die Behauptung aufgestellt: „Der sei ein schlechter Advocat, welcher es geschehen läßt, daß die Einlassung auf den Streit (litiscontestatio) innerhalb 10 Jahren erfolgt.“ Dem Alexander ab Alexandro, Protosynarchus des Königreichs Neapel (gest. 1523), ist es daher nicht zu verdenken, wenn er die Advocatenpraxis mit dem Studium der Philologie vertauschte, indem er zu sagen pflegte: „Satus est, modico civilique cultu contentum vivere, quam bona animi turpi quaestu pessimo exemplo foedare.“

Zu der „Berichtigung“ in Nr. 196 d. Bl. f. 1841.

Der Einsender weist nur die richtig abgedruckte Stelle in einer Gesamtausgabe der Werke Voltaire's nach, aber dem Verf. Dieses liegt auch ein zu Dresden bei Walther 1752 erschienener besonderer Abdruck der „Histoire de Charles XII“ vor, in welchem, wenn er auch übrigens in mehrfacher Hinsicht nicht sehr correct ist und oft das der französischen Kalligraphie fremde hat, dessen Verwechselung mit dem f so nahe ist, hier doch S. 64 ganz deutlich steht: dont ils furent la véritable cause.

*) Les vraies Centuries et Prophéties de Maître Nostradamus. Avignon 1566, 1566 und bis 1600 öfter, wobei jedoch zu bemerken, daß die spätern Ausgaben durch untergeschobene Weissagungen verfälscht sind; besonders ist die typogr. Ausgabe von 1600 mit 200 drittel Producten vermehrt, angeblich aus Nostradamus' hinterlassenen Papieren.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Anzeigen und Ankündigungen aller Art

werden in nachstehenden im Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** erscheinenden Zeitschriften und Journalen aufgenommen:

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, 1 Bogen nebst Beilage.

Die Insertionsgebühren betragen für die gespaltene Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der Leipziger Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der **Blätter für literarische Unterhaltung**, sowie auch mit den Monatsheften der **Isis** von **Oken** ausgegeben.

Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden an Insertionsgebühren 2½ Ngr. berechnet und besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thalern den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

Bibliographischer Anzeiger.

Mit der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** wird derselbe wöchentlich einmal ausgegeben, zugleich aber auch den beiden Monatsheften des **Repertorium der gesammten deutschen Literatur** von **Gerdorf** angeheftet.

Für die Petitzeile in gr. 8. oder deren Raum betragen die Insertionsgebühren 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. berechne ich bei jeder dieser Zeitschriften mit 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.

Die Zeitung erscheint wöchentlich in 6 Nummern, und werden Anzeigen für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Pfennig-Magazin.

Das Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Ankündigungen werden gegen 6 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**.

Ankündigungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet; besondere Beilagen lege ich derselben gegen eine Gebühr von ¼ Thlr. für das Tausend bei.

Von dem im Verlag von **Brockhaus & Avenarius in Leipzig** erscheinenden

Écho de la littérature française

werden monatlich 2 Hefte ausgegeben. Ankündigungen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für die Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. beigeheftet.

In Untergelbtem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Roth

illustrirt
mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von
Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von
Dr. Gustav Pfizer.

Erste Lieferung. Preis 1 Fl., oder 14 gGr.

Nach einer sorgfältigen Vorbereitung, unterstützt durch die eifrigste und wärmste Mitwirkung der Männer, welche zu der sprachlichen und künstlerischen Bearbeitung und Ausstattung ihre Bemühungen vereiniget hatten, sehen wir uns nunmehr im Stande, das erste Heft des Nibelungenliedes dem Publicum vorzulegen, mit der zuverlässigsten Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche echter Poesie und wahrer Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gern anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben, und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in seiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Etre und Keinerhaltung dieses herrlichen alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheilnehmenden, ihrer Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt ungetrübte Alter die bleibende Liebe zu echter, volkstümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in 8 Lieferungen à 1 Fl. Rhein. oder 14 gGr. erscheinen, die sich in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen werden.

Stuttgart und Tübingen im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Sammlung werthvoller schönwissenschaftlicher Literatur.

Für Privat- und Lesebibliotheken und Lesecirkel.

17 Bände im Ladenpreise 26 Thlr. 17 gGr. für
Einen Louisdor.

Nur auf einige Zeit. Einzelne Werke behalten den
Ladenpreis.

Darunter sind: **Wilhelm's** Europamäße, Civilisationsnovellen, **Wider's** gesammelte Schriften, **Detleff's** Bilder der Nacht, **Marggraf's** Läubchen von Amsterdam, **Mohl-Brück's** Schöffe von Paris, **Wilhelm's** Jahrbücher für Theater (welche auch keiner Theaterbibliothek fehlen sollten) u.

G. Bunder in Leipzig.

Bei **Boigt & Moser** in Würzburg ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Catalogus Herbarii

I. Theil,
oder

vollständige Aufzählung

der

phanerogamischen und kryptogamischen Gewächse
Deutschlands.

Nach Koch's Synopsis und Walpurg's Compendium fl. germ.
crypt. u. u.

von **Ernst Berger.**

12. Geh. 8 Bogen. Preis 54 Kr., oder 15 Sgr.

Als beste Empfehlung haben wir Folgendes aus der Vorrede des Hrn. Candrath Admer (selbst tüchtigen Botanikers und

botanischen Schriftstellers) aus: „Für die meisten deutschen Botaniker ist dieses Werkchen gewiß willkommen, für Pflanzensammler unentbehrlich. Da sämmtliche Pflanzenspecies mit fortlaufenden Nummern versehen sind, so gewährt dasselbe, wenn die bereits im Herbarium befindlichen Pflanzen im Buche angemerkt werden, stets eine klare Übersicht des Reichthums der Sammlung und der Lücken, die noch auszufüllen sind. Der Sammler wird daher in jedem Augenblicke sich überzeugen können, was er schon besitzt und was ihm noch zu wünschen übrig bleibt. Mit Recht kann somit das Buch Jedem empfohlen werden, der sich mit Pflanzentunde abgibt; namentlich sollten Pharmaceuten auf ihren botanischen Excursionen es nie zu Hause lassen u.“

Interessante Neuigkeit.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Denkwürdigkeiten

der

Marie Cappelle
Witwe Lafarge

von ihr selbst geschrieben.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im Januar 1842.

Brachmann & Arenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literaturen.

Einladung zur Pränumeration

auf den

Jahrgang 1842
der

medizinischen Jahrbücher

des kais. k. österr. Staates

und der damit verbundenen

österreichischen medicinischen

Wochenschrift.

Herausgegeben von

Dr. Joh. Nep. Ritter v. Raimann,

redigirt von

Prof. Dr. A. Edh. v. Reuss, Prof. Dr. S. C.

Fischer und Prof. Dr. J. Wissgrill.

Preis des Jahrganges von 12 Monatsheften und
52 Nummern der Wochenschrift 15 Fl. C.-M.

Dieses Journal fand im Jahre 1841 eine wesentliche Umgestaltung durch Hinzufügung der medicinischen Wochenschrift und wird nun auch im kommenden Jahre auf dieselbe Weise fortgesetzt, da der Beifall des medicinischen Publicums sich so entschieden für diese zweckmässige Einrichtung ausgesprochen hat.

Für Diejenigen, welche bereits das Blatt besitzen, dürfen wir nur versichern, dass es durchaus keine Umänderung erleiden wird, sowol was den innern Gehalt der Originalaufsätze, der sorgfältigen und doch bündigen Auszüge fremder Journale Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens, als auch was die schöne Ausstattung und die regelmässige, pünktliche Ausgabe betrifft.

Für Diejenigen aber, welche sich noch nicht von den wesentlichen Vorzügen, welche dieses Journal vor allen andern medicinischen auszeichnet, überzeugt, wird es nicht überflüssig erscheinen, die Tendenz des Blattes nach Dem, was bereits vor dem Auge des Publicums liegt, zu entwickeln.

Die 12 monatlichen Hefte, jedesmal am Ende des Monats erscheinend, bringen:

I. Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde. Diese sind von grösserm Umfange, füllen gewöhnlich 2 und 3 Bogen, und wurden daher, um die Aufmerksamkeit der Leser nicht allzu sehr zu zersplittern, in den Heften abgedruckt. Sämmtlich Originalaufsätze.

II. Studium der Heilkunde und öffentliches Sanitätswesen. Aufsätze, welche vorzugsweise Oesterreich betreffen, ohne deshalb für den ausländischen Arzt, Naturforscher und Statistiker weniger Interesse zu bieten, liefern sie im Gegentheile reichhaltige Aufklärung über viele Eigenthümlichkeiten, öffentliche Einrichtungen und Topographien Oesterreichs, die dem Auslande zum Theil noch unbekannt sind.

III. Literatur. Hierin werden von sachkundigen, tüchtigen, erprobten Männern die Erscheinungen der Gesamtliteratur der Medicin mit Freimuth beurtheilt, das Verdienst gewürdigt, die schwächeren Productionen mit gerechtem, aber schonendem Tadel besprochen.

Die 52 Nummern der Wochenschrift, jede von 1½ Bogen, enthalten:

1) Originalmittheilungen, bestehend in kürzern Aufsätzen aus der Praxis. Fälle, die schnell der Lesewelt mitzutheilen sind werden hierin aufgenom-

men, und bei der ungeheuern Praxis Wiens und der übrigen Städte der Monarchie strömt hier eine Fülle der verschiedenartigsten praktischen Erfahrungen zusammen, wie sie wol kein Staat Europas darbietet.

2) Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken. Diese Rubrik macht eigentlich jedes fremde Journal entbehrlich, indem es Alles in gedrängter Kürze enthält, was die ausländischen Blätter Gutes und Gediengenes geliefert haben. Durch die wöchentliche Erscheinung des Blattes und dadurch, dass die Redaction durch die Post in den schnellsten Besitz der auswärtigen Blätter gelangt, sind diese Auszüge ebenso geschwind in den Händen des Publicums als die ausgezogenen Blätter selbst.

3) Notizen, Beförderungen, Ehrenbezeugungen.

4) Literarischer Anzeiger. Angabe der medicinischen Bücher, welche in jeder Woche in Deutschland, England, Frankreich und Italien erschienen sind, ganz vollständig durch die besten Quellen unterstützt; endlich

5) Verzeichniss der in verschiedenen deutschen und fremden medicinischen Zeitschriften des ganzen Jahres enthaltenen Originalaufsätze.

So nützlich diese Abtheilung auch ist, die noch durch das am Ende des Jahres unserer Zeitschrift unentgeltlich beigegebene Register an Brauchbarkeit gewinnt, so liefert es doch den sprechendsten Beweis, wie arm alle übrigen Zeitschriften in Vergleich zu der unserigen an gediegenen Originalaufsätzen sind. Die Aufzählung der im Jahrgang 1841 enthaltenen wird die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen; derselbe enthält nämlich an 200 grössere und kleinere Originalaufsätze.

Der ganze Jahrgang, auf das schönste Maschinen-Vollpapier gedruckt, besteht aus 172 Bogen in 8. und kostet nur 15 Fl. C.-M.; durch die Postämter bezogen in allen Theilen der Monarchie 15 Fl. 30 Kr. C.-M.

Jeden Samstag erscheint eine Nummer der Wochenschrift von 1½ Bogen; jeder Letzten des Monats ein Heft von 8 Bogen.

Das Verzeichniss der Herren P. T. Pränumeranten wird jedes Jahr mit dem Decemberheft ausgegeben, das vom Jahre 1841 wird zugleich den Beleg liefern, welche Theilnahme das ärztliche Publicum diesem Unternehmen geschenkt hat.

Um dasselbe auch für das Jahr 1842 mit der grössten Genauigkeit zu liefern, werden die Herren Abnehmer um deutliche Angabe des Namens und Charakters ersucht.

Wien, im December 1841.

Braunmüller & Seidel,

am Graben im Hause der Sparkasse.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

J. W. J. v. Schelling's

erste Vorlesung in Berlin,

gehalten den 15. Nov. 1841.

8. Heftchen. Preis 18 Kr., oder 5 Sgr.

Stuttgart und Tübingen, im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

im Verlage von
S. M. Brodhans in Leipzig.

Stängewählte Bibliothek der Klasse für Geo. Mus.

Einleitungen. Erster
Hr.

Premer. Dritte
Runde. 20 Wgr. —
hierl. 20 Wgr. —
beide 20 Wgr. —
a von Frederike
IX. Das Band, oben
Frederike 20 Wgr.
v. Manilla 2. von

**Graf Paweł (Michael), Korybutow, des
Grafen im Grenzlande, Geschichte Erzählung aus
dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen überf. Zwei
Theile. Gr. 12. Geb. 2 Thlr.**

**Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem
Italienischen überf. und erläutert von Karl Götz.**
Gr. 12. Geh. 50 Hgr.

Söhne Welt. Ein Roman von Jean Charles.
Zwei Theile. Gr. 12. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Scipio Cicilia. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe.
Zwei Bände. 8. 6 Mkr. 15 Nkr.

Stimmen aus dem Stängelsleben, von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh.

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin.
Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Cousine. Dritte verbesserte Auflage. 10 Kr.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familien-

20 Kr.

Die Familie 5. 10 Ngr.

Unter Meim's Zeitgenossen, von 1780 — 1803.
Größe Originalausgabe aus des Dichters Handschriften nach
22115. Rste. Gr. 12. Geb. 20 Mgr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von G. H. G. Meissner's Werken (7 Bde., 1811-18).

Jüdische Gedichte in deutschen Nachbildungen von H. L. Herzl
Herausg. von Dr. L. F. W. 12. Bb. 1. Aufl.

5. Auflage (Erste), Vermehrte Ausgabe. Zweite
Auflage. Gr. 12. Geb. 1 Zfr. 10 Ngr.

Womes (Johs Baptista), Agnes de Castro.
Trauerspiel in fünf Aufzügen nach der fibularen Verbesserung
der Auflage der portugiesischen Uebersicht überlegt von H. Legan-
des Bittich. Mit geistlicher Einleitung und einer
vergleichen Kritik der verschiedenen Agnes, Tragbilen.
Gr. 12. Geh. 20 Rgr.

Stenz (Ludwig), Bilder aus Griechenland.
Zwei Theile. Gr. 12. Geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Buxton (Thomas Powell), Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Aus dem Englischen übersezt von C. Julius. Mit einer Vorrede: Die Riggerexpedition und ihre Befimmung von Axel Wigger. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Rthl. 20 Sgr.

Die Uebersetzung bietet wichtigen und interessanten Stoff für das Leben der Menschheit für die Ausrottung der Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas geruht, und hat durch große Verbreitung derselben die eben genannte dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

Memin. Zeichenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge.
Vierter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8.
Bd. 1. Theil. 20 Nbr.

Von früheren Aufhebungen der Steuern sind noch ein großer Steuerplan aus 1891—92 vorhanden, der im hiesigen Landratsamt zu 15 Flg. der Zahlung abgelassen worden. Die Jahrgänge 1890 und 1891, über der Steuern Folge erster und zweiter Zahlung, sollen je zu 1 Flg. 15 Flg., der dritte Jahrgang 2 Flg. 20 Flg.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich v. Hammer. Fünf Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Kthl.

Die erste Folge des ökonomischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1880—89), die im Verkaufspreise 19 Bdr. 20 Bgr. kosten; es waren aber schon der erste bis fünfte (1880—84) als der sechste bis zehnte Jahrgang (1885—89)

Zusammengenommen für fünf Schulen.
erhalten, wobei die ganze Folge zehn Schulen bildet. Hinsin ist aber
hier der 10. Jahrgang 1. Abt. 10 St., der 11. Jahrgang der 2. Abt.
Folge 2. Abt., der 12. Jahrgang 2. Abt. 10 St.

Leßendruck dramatischer Originale. Herausgegeben von **Hr. Franz.** Neue Folge. Erstes Jahrgang. Mit Franz von Sollen's Bildnis. 8. Cart. 2 Thlr. 15 Bat.

Die erste aus fünf Bänden (1837—41) bestehende Folge dieses
Nachdruckes kostet

ins Gesamtgefesten Gewicht 6 Hekt. 4
einzelne Leinwandstücke werden zu 1 Hekt. 10 Hekt. eingeteilt.

Sterns (Schwarz), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 2 Bde.

Sammler (Friedrich v.), Geschichte der Hohenzollern und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erster bis vierter Band oder erste bis sechzehnte Lieferung. Preis der Lieferung auf Weisung. 15 Mgr., auf extrafeinem Weisung. 1 Mgr.

Jeden Monat erscheint eine Hefung, alle vier Monate ein Band.

**Kölganz (Paul), Die Corcorpschen Gesichtspunkte.
Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Cor-
beianse. Gr. 8. Gr. 1 Thlr.**

Wetzer (H. F.), *Druckerei über die wissenschaftlich notwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Universitäten. Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyclopädie aller akademischen Hauptfächer.* Gr. 8. Geh. 15 Kr.

De Far (Kronprinz von Schweden und Norwegen), über Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen überf. von H. von Treutler. Mit Einleitung und Anmerkungen von H. G. Gmelin. Mit 3 lithogr. bündigen Tafeln. Gr. 8. Geb. 1 Thlr.

Siemens (Georg), Die Elemente des Staats-
RECHTS. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wheaton (Henry), Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne. Avec un précis historique du droit des européens avant la paix de Westphalie. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. II.

Dieser literarische Anzeiger wird bei J. F. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2/4 Rgr.

Nr. IV.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

J. F. Brochhaus in Leipzig.

1841. October, November und December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März) enthalten, findet sich in Nr. XIII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XIX; Nr. III, die Versendungen vom Juli, August und September, in Nr. XXIX und XXX.)

56. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achter bis zehnter Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

VIII. IX. **Worms (Frederike), Ötügen aus dem Ötügenleben.** Aus dem Schwedischen. Das Haus, oder Familienorgen und Familienleben. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1/2 Thlr. — X. **Bremer (Frederike), Ötügen aus dem Ötügenleben.** Aus dem Schwedischen. Die Familie S. 1/2 Thlr.

57. **Wilder, Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Vierter Band: S—Z. Dreizehnte und vierzehnte (letzte) Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 1/4 Thlr.

Erster Band in 12 Hef.: A—E. Mit 200 Abbild. u. 17 Landkarten. 1837. 8 Thlr.

Zweiter Band in 14 Hef.: F—L. Mit 200 Abbild. u. 17 Landkarten. 1838. 8 1/2 Thlr.

Dritter Band in 14 Hef.: M—R. Mit 200 Abbild. u. 10 Landkarten. 1839. 3 1/2 Thlr.

Vierter Band in 14 Hef.: S—Z. Mit 200 Abbild. u. 7 Landkarten. 1841. 3 1/2 Thlr.

Das ganze aus vier Bänden bestehende Werk, mit 1200 Abbildungen und 46 Landkarten, kostet geh. 13 1/2 Thlr., cart. 14 1/2 Thlr.

58. **Bremer (Frederike), Ötügen aus dem Ötügenleben.** Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. Das Haus, oder Familienorgen und Familienleben. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1/2 Thlr.

Die Familie S. 1/2 Thlr.

59. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. G. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druck. 3 1/2 Thlr., auf Belimp. 5 Thlr., auf extrafeinem Belimp. für größten Quartformat mit breitem Stegen (Prachtempelate) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 36 Hef. (Nat.—Epilogus).

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von G. A. Hoffmann. 18 Hef. (Idee—Linné).

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von W. F. G. Reiser und J. F. Kämp. 18 Hef. (Poesie—Pöbel).

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigen Bedingungen.

60. **Meißner (G. Friedr.), Denkschrift über die wissenschaftlich notwendige Ausgestaltung der weltlichen Facultäten auf dem deutschen Hoch-**

schulen. Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyclopädie aller akademischen Fächersachen. Gr. 8. Geh. 1/2 Thlr.

61. **Noback (Christian und Friedrich), Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet. In 5—6 Hefen. Zweites Heft. (Bernburg—Frankfurt a. M.) Breit 12. Preis eines Heftes von 8 Bogen 1/2 Thlr.

Die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen, sobald das ganze Werk binnen Jahresfrist in den Händen der Buchhändler wird.

62. **Kaumer (Friedr. v.), Geschichte des Hohenstaufen und ihres Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Funfzehnte bis siebzehnte Lieferung. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Belimp. 1/4 Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Belimp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

63. — — — Kupfer und Karten. 2 Thlr.

64. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Ernst Gotthelf Gersdorf. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Dreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Hefen 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Hefen, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beider Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Rgr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospekte, Anzeigen u. dgl. werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium aus gegeben und dafür die Gebühren mit 1/2 Thlr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

65. **Winkler (Ed.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Heilwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studierende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes (letztes) Heft. (Nachträge, Register, Titel etc.) Gr. 8. 1 Thlr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk kostet 9 1/2 Thlr.

Im Verlage von H. Campe in Hamburg erschienen und wird wie der frühere Verlag desselben von mir debittirt:

Play (F. C.), Englisch-deutsche Gespräche. Ein Erlernungsmittel für Anfänger. Nach Perrin bear-

beitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten.
Neunte Auflage. 8. 1/2 Thlr.

Im Preise ermäßigt sind folgende Artikel meines Verlags:
Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von H. Müller. Fortgesetzt von A. Förster. 14 Bändchen. 8. 1822—38.
Früher 20 1/2 Thlr., jetzt 10 Thlr.

I. Boie. 1/2 Thlr. — II. Geyssler. 1/2 Thlr. — III. Niemöller. 1/2 Thlr. — IV. Mecklenburg. 1/2 Thlr. — V. Bach. 1/2 Thlr. — VI. Reger und Römberg. 1/2 Thlr. — VII. Stiefel. 1/2 Thlr. — VIII. Stiefel. 1/2 Thlr. — IX. Stiefel. 1/2 Thlr. — X. Stiefel. 1/2 Thlr. — XI. Stiefel. 1/2 Thlr. — XII. Stiefel. 1/2 Thlr. — XIII. Stiefel. 1/2 Thlr. — XIV. Stiefel. 1/2 Thlr. — XV. Stiefel. 1/2 Thlr. — XVI. Stiefel. 1/2 Thlr. — XVII. Stiefel. 1/2 Thlr. — XVIII. Stiefel. 1/2 Thlr. — XIX. Stiefel. 1/2 Thlr. — XX. Stiefel. 1/2 Thlr.

Für einzelne Bändchen gilt der beigefugte frühere Ladenpreis.

Buddens (K.), Volksgemälde und Charakterköpfe des russischen Volks. Ein Beitrag zur nähern Kenntniss der Sitten und Gebräuche, der Wohnungen, Beschäftigungen und Vergnügungen desselben. 2 Hefte. Mit französischem und deutschem Texte und 16 illum. Kupfern. Fol. 1820. Früher 20 Thlr., jetzt 6 Thlr.

Le parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Jean François Casimir Delavigne et Pierre Jean de Béranger. Gr. 8. 1832. Früher 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

(Enthält von Lamartine: Méditations poétiques, Poésies diverses; von Delavigne: Mémorial; von Béranger: Chansons.)

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an auf nachstehendes in meinem Verlage erscheinende Werk:

Bibliotheca Romana. Edidit G. Julius. Opus uno volumine I. aliquarum plagularum absolutum. Gr. 8. Geh.

Ausführliche Prospekte dieses Werks sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Soeben erschienen und sind durch alle Musikhandlungen zu beziehen:

Fr. Kücken's neueste Compositionen.

Op. 36—39:

Polonaise mit willkürlicher Begleitung von Gesang.

Für Piano 10 Sgr., für das grosse Orchester 1 1/2 Thlr.

Zwei Gesänge für eine tiefe Stimme mit Piano, 1. Der Wunsch. 2. So willst du gehen. 20 Sgr.

Lied der Brautjungfer mit Piano. 10 Sgr.

Occur König für 4 Männerstimmen. 1/4 Thlr.

Die Perle auf Lindahaide, 7 Romanzen

von Fr. Curschmann und C. Eckert.

Op. 28. 1 1/2 Thlr. Mit Goldtitel und 7 Zeichnungen von C. Stürmer. Prachtausgabe 5 Thlr.

Weihnachts-Sinfonie von Haydn

für Piano allein arr. von Wagner 7 1/2 Sgr., mit 8 Kinderinstrumenten 12 1/2 Sgr., dito mit 2 Violinen, Viola und Violoncelle 1/4 Thlr.

Musikalisches Bilder-ABC von Lysor.

Vom Lesenlernen der Noten, Vorzeichen und Schlüssel, 15 Sgr.; colorirt 25 Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei H. C. Rossmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Juden

und die

Kreuzfahrer in England

unter

Richard Löwenherz

von

Eugen Nispart.

Zwei Bände. 3 1/2 Thlr.

H. Jell's Blätter für Literatur und bildende Kunst (4. Dec. 1841) sagen davon unter Anderm: „Wenn kein blinder Zufall, sondern innerer Gehalt den glänzenden Erfolg eines Literaturproductes sichern würde, so dürfte vorliegendem Roman das glänzendste Prognostikon zu stellen sein. — Schwerlich ist die mittelalterliche Barbarei jemals mit so frischen Farben gezeichnet worden, als von diesem bis jetzt noch gar nicht bekannten, aber zu großen Hoffnungen berechtigenden Dichter.“ Der Ref. schließt seine ausführliche Anzeige, indem er diesem trefflichen Werke nicht nur viel Theilnehmer unter dem christlichen Publicum wünscht, sondern hinzufügt: „Wahrlich, es dürfte jede israelitische Gemeinde die Anschaffung dieses Buches wie eine religiöse Pflicht betrachten.“ Ich darf noch hinzufügen, daß ich gegründete Hoffnung habe, das Publicum im nächsten Jahre mit einem neuen Werke dieses Dichters erfreuen zu können.

Bei Unterzeichnetem erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kammava, liber de officiis sacerdotum Buddhicorum. Palice et latine edidit atque adnotationes adiecit **Fridericus Spiegel.** Gr. 8. Geh. Preis 31 gGr.

Bonn, den 1. December 1841.

F. S. König.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer, italienischer etc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von Brockhaus & Avenarius in Leipzig, Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur, zu beziehen sind. Nr. 2.

(2 1/2 Bogen.)

Allen Freunden ausländischer Literatur kann dieses Verzeichniss, als an guten Werken sehr reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Ferner sind an Katalogen von Brockhaus & Avenarius in Leipzig zu beziehen:

1) Bulletin bibliographique de la littérature française. Monatlich eine Nummer. 2) Liste des journaux de la France et de l'Angleterre qui paraissent pour 1842. 3) Die Werke der drei orientalischen gelehrten Gesellschaften in England. 4) Catalogue de livres au rabais, qui se trouvent chez Brockhaus & Avenarius à Paris. (1/2 Thlr.)

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte von Goethe.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 8 gGr.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Der erste Band enthält sämtliche Gedichte, welche in unserm Verlage bereits vier Auflagen erlebt haben, der zweite Theil bildet die dritte Auflage der bisher im Verlage der Hallberger'schen Buchhandlung erschienenen „Neueren Gedichte“. Der Beifall, den diese Gedichte voll echter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantasie stets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Gesamtausgabe derselben vielen Freunden des Schönen erwünscht sein wird.

Stuttgart und Tübingen im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse:

1841. December. Nr. 453—456.

Nr. 453. König Karl XII. Der Rußboden in Galz- burg. Die Meteorenküster in Griechenland. Bilder aus Sibirien und vom nördlichen Eismeere. Miscellen. Die Höhe der Wolken. — Nr. 454. Die Abtei Jumieges. König Karl XII. (Fortsetzung.) Die verbrannte Säule in Konstantinopel. Bilder aus Sibirien und vom nördlichen Eismeere. (Beschluß.) Die Sinesisch-englischen Handel. Wunderbare Lebensrettung. — Nr. 455. Giovanni Boccaccio. König Karl XII. (Beschluß.) Die Stadt Janina. Die Sinesisch-englischen Handel. (Beschluß.) Magdeburg. Frankreichs Geldausmünzung. Verhütung des Funkenzündens der Locomotiven. — Nr. 456. Die Gulloten. Magdeburg. (Beschluß.) Die Höhe der Himmelskörper. Eisen- industrie in Frankreich. Bergwerkseigenen. Die eiserne Kirche. Unerklärlicher Bahnhofsanfall.

In Abtheilungen sind in diesen Nummern enthalten:

König Karl XII. — Die Meteorenküster in Griechenland. — Die Procession des grünen Wolfs. — Die verbrannte Säule in Konstantinopel. — Giovanni Boccaccio. — Die Stadt Janina. — Die Gulloten. — Die Gulloten. — Die Gulloten.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9/4 Thlr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzelne kostet jeder dieser Jahrgänge 1 1/2 Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntag-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

Rational-Magazin. Ein Band. 1/2 Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 1/2 Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 1/2 Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im Januar 1842.

J. W. Brockhaus.

Die Zeitinteressen.

Unter diesem Titel erscheint vom Neujahre 1842 an eine Zeitung, welche in politischer, literarischer, artistischer, technischer, ökonomischer, gewerblicher, mercantillischer, historischer, geographischer, naturhistorischer, überhaupt wissenschaftlicher und religiöser Beziehung die Erscheinungen der Zeit begleitet und eine aufsehtige wohlgeordnete Controlle der Zeit unter den höchsten Gesichtspunkten bietet. Abtheilung werden zwei Nummern ausgegeben. Der Preis des Jahrgangs ist 5 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 3 Thlr. Alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen hierauf an und geben die schon erschienenen Probestätter 1—3 ab. Pflanzmäßige Beiträge werden nach Verlangen angemessen honorirt.

Wm.

Verlag der Stettin'schen Buchhandlung.

In der Buchhandlung von Voigt & Wacker in Wärgsburg ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

GANGLIORUM CAPITIS GLANDULAS ORNANTUM

EXPOSITIO

ANATOMICO-PHYSIOLOGICA.

Tabulis tribus lithographis illustratur.

Auctore

Hermann Horn,

Philosophiae et medicinae doctor, medicus practicus ac in alma Julia privatim docens.

4. Brosch. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 2 gGr.

Verfasser legt in dieses Werkchen in gedrängtester Kürze seine neuesten Entdeckungen der menschlichen Kopfdrüsen, Ganglien, sowie deren Zusammensetzung, nieder; dabei gibt derselbe eine Erklärung ihrer physiologischen Bedeutung. Insofern durch diese anatomische Nachweisung, sowie Folgerungen aus derselben nicht allein die Function dieser Ganglien erhellt, sondern die des ganzen Gangliensystems in ein helleres Licht tritt, dürfte dieses Werkchen der genauesten Würdigung des verehrten ärztlichen Publicums gewiß werth sein.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:
Geschichte der neueren deutschen Kunst
 VON
Anastasis Graf Bocklinski.
 Drei Bände. Gr. 4. 1836—41.

1ster Band: Düsseldorf und das Rheinland. Ausflug nach Paris.
 Mit 80 in den Text eingedruckten Holzschnitten, vielen Steinbrüchen und einem Atlas in Folio von 11 Kupferstichen. 23 $\frac{1}{2}$ Thlr.

2ter Band: München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Karlsruhe, Prag und Wien. Ausflug nach Italien.
 Mit 107 in den Text eingedruckten Holzschnitten, vielen Kupferstichen u., und einem Atlas in Folio von 13 Kupferstichen und Steinbrüchen. 29 $\frac{1}{2}$ Thlr.

3ter Band: Berlin, Dresden, Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt und Göttingen. Ausflüge nach Holland, Belgien, England, Schweiz, Polen, Russland, Schweden, Dänemark und Nord-Amerika.
 Mit 61 in den Text eingedruckten Holzschnitten, Kupferstichen u. und einem Atlas in Folio von 14 Kupferstichen. 16 Thlr.

Alle 3 Bände kosten demnach 69 $\frac{1}{2}$ Thlr., und können wir zu diesen Preisen einzelne Bände sowohl wie das ganze Werk in der französischen Original-Ausgabe liefern.
 Leipzig, im Januar 1842.

Brockhaus & Vieweg,
 Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Durch die Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M., durch J. E. Herbig in Leipzig und durch alle deutsche Buchhandlungen ist zu beziehen die neue Zeitschrift:

Die Grenzboten.

Blätter für Deutschland und Belgien
 redigirt von

J. A. Kuranda.

Diese Revue hat ungeachtet der kurzen Zeit ihres Bestehens ihren Ruf und ihre Stellung bereits begründet, die besten deutschen Journale haben ihre Aufträge entlehnt und mehr sind davon ins Morning Chronicle und in französische Blätter abgegangen.

Die Zeitschrift zerfällt in zwei Abtheilungen. Jede Woche erscheint ein Heft von 2 Bogen gr. 8., welches Aufträge enthält, die unmittelbar die Interessen der Zeit, der Literatur, der Kunst und der Gesellschaft berühren. Außerdem erscheint jeden Monat als Supplement ein Heft Novellen von 4 Bogen, welches Erzählungen und Novellen der besten deutschen Schriftsteller bringt.

Originalcorrespondenzen aus Paris, London und Amsterdam und den Rheinländern werden durch die geographische Lage dieser Revue ihre Hauptaufgabe sein.

⚡ Außerdem hat die Redaction die Veranstaltung getroffen, daß von den besten Dramen, welche auf den deutschen Bühnen als Neuigkeiten erscheinen, sogleich Probestücken in die Grenzboten gegeben werden.

Die ersten Lieferungen des neuen Jahres werden enthalten: Französische und deutsche Parabeln von J. A. Kuranda. Zwei Acte aus dem Trauerspiele Ronalbecht von Heinrich Laube. Die flamandische Malerschule, ihr Verfall und Wiederaufleben von H. van Hasselt. Kritische Briefe an den Redacteur der Grenzboten von Dr. J. G. Kühne. Caricaturen und Caricaturisten von C. v. Schmidt. Zwei Acte aus dem

politischen Trauerspiele Paktul von Karl Gutzkow. Die Interessen Frankreichs und Deutschlands den Engländern gegenüber von Prof. Wilmshof. Literarische Übersichten von Dr. Schopenhauer (I. Goethes Literaturgeschichte; II. Schiller's Charakteristik der neuen Philosophie). Briefe aus London von Dr. Brandes. Briefe aus Paris von H. Weiss, aus Köln, Stuttgart u. u. Die Novellenhefte enthalten: Deutsche Abende, Novelle von Berthold Kuntze. Ein Geheimniß des Grafen Gernon, historische Novelle von H. van Hasselt. Drei, Novelle von C. v. Schmidt.

Der Preis des ganzen Jahrgangs ist 10 Thaler.
 Man abonniert in allen deutschen Buchhandlungen.

Das „Anzeigebblatt“, Beilage zu den Grenzboten, empfiehlt sich besonders für solche deutsche Anzeigen, die eine Verbreitung in Belgien und Holland wünschen. Der Preis einer Petitzeile ist 1 gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von H. G. Gersdorf. 1841. Neunundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XVIII.) — Dreissigsten Bandes erstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1841. Monat December, oder Nr. 49—53, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 49—53. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1842.

J. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. III.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei H. A. Brodhau in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2% Rgr.

Vericht

über die im Laufe des Jahres 1841

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster und zweiter Band in 8 Heften und dritten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1837—41. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.
2. **Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig**. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Geyer**. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
Die Berichte von 1838—40 haben denselben Preis.
3. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland**. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Sechster Jahrgang. 1841. 53 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.
Jahrgang 1836 kostet 2 Thlr. 20 Ngr., Jahrgang 1837—40 je 2 Thlr. — Sgl. Rz. M.
4. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes**. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erste bis zehnter Band. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.
5. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk**. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Tafeln. Gr. 4. 1837—41. Geh. 12 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.
6. **Blätter für literarische Unterhaltung**. Jahrgang 1841. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr. In den Blättern für literarische Unterhaltung und der *Zeitschrift für die deutsche Literatur* (S. 1) befindet sich eine Liste derjenigen, für literarische Unterhaltungen aller Art bestimmt. Für die getheiltsten Beiträge oder deren Raum wurden 2 1/2 Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 1 Thlr. werden beigetragen und bezogen. Den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Ngr. der *Zeitschrift* beigetragen oder beigefügt.
7. **Bremer (Fischer'sche), Skizzen aus dem Volksleben**. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. Die Töchter des Präbidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr. Rine. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfeinden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. Die Familie G. 10 Ngr.
8. **Brockhaus (Herm.)**, Über den Drucksamkritischen Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.
Träger erschien von dem Herausgeber bei mir:
Gründung der Stadt Patliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Katha Sarit Sāgara des Boma Deva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr. Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comodia. Sanscrit et latine. Fasciculus I, continens textum *Prabodha Chandrodaya*. 8maj. 1835. 1 Thlr.
Katha Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhattacharya aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
9. **Busch (Dietr. Will. Heinrich)**, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Gr. 8. 1839—41.
Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 3 Thlr. 25 Ngr.
Zweiter Band: Aetologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch spezielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 3 Thlr.
Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Gebärtsorgane. 4 Thlr.

10. **Bugton (Thomas Howell), Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhilfe.** Aus dem Englischen überf. von G. Julius. Mit einer Vorrede: Die Negerexpedition und ihre Bestimmung, von Carl Ritter. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Uebersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derselben die edlen Zwecke dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

11. **Conversations-Verikon der Gegenwart.** (Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Verikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachbrudern und Nachbildungen desselben.) Vier Bände in fünf Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 1838—41. Druck. 12 Thlr., Schreib. 18 Thlr., Bindung. 27 Thlr.

Die achte Originalausgabe des Conversations-Verikons in zwölf Bänden ist fortwährend zu dem Subscriptionspreise zu haben. Ein Exemplar kostet auf Druck. 16 Thlr., auf Schreib. 24 Thlr., auf Bindung. 36 Thlr., und um für jeden Heften unentbehrliches Universalfarregister, auf Druck. 20 Ngr., auf Schreib. 1 Thlr., auf Bindung. 1 Thlr. 16 Ngr.

Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenience und in beliebigen Zeitstücken dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preisermäßigung beziehen.

12. **Gajkowski (Michael), Versuch einer Lehre im Grenzlande. Griechische Erklärung aus dem Jahre 1768.** Aus dem Polnischen überf. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

13. **Dante Alighieri, Das neue Eden.** Aus dem Italienischen überf. und erläutert von Carl Herzer. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

14. **A complete Dictionary english-german-french.** On an entirely new plan, for the use of the three nations. Third edition. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr. 30 Ngr.

15. **Dictionnaire françois-allemand-anglais.** Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Troisième édition. Breit 8. Velinp. Cart. 25 Ngr.

Die 14 und 15 sind einzelne Theile des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuchs.

16. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von gelehrten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. G. Wolf und J. G. Meißner.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—41. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Meißner. Dieser die funfzehnheftige Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. G. Hoffmann. Dieser die funfzehnheftige Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von R. F. F. Meier und J. F. Kämpf. Dieser die funfzehnheftige Theil.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druck. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Querformat (Pracht.) 15 Thlr.

Für den Kautschuk jungen Werks, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung vollständiger Exemplare, gewährt die billigsten Bedingungen.

17. **Verste (Wend), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Ezzar III.** Erster Theil: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 2 Thlr.

18. **Bater Klein's Zeitgeschichte, von 1789—1803.** Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch J. B. Körte. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bietet zugleich den achten Band von J. B. Klein's Werken (7 Bde., 1811—13).

19. **Gobée (Hart), Die sogenannte ägyptisch-contagieuse Augenentzündung, mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren.** Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

20. **Gomes (João Baptista), Aguez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Ueberschrift überf. von H. Egan: der Kitzler. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Aguez: Tragödien. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

21. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Dritte Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. in einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr. Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Syl. Nr. 14, 15 und 22.)

22. **Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Dritte Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr. Bietet einen einzelnen Theil des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuchs.

23. **Gerold (Wend), Die Rechte der Handwerker und ihrer Zünfte.** Nach den im kaiserlichen Reichstag gütigen Gesetzen zusammengestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

24. —, **Sammlung der für die Stadt Leipzig erlassenen, anneh gütigen wohlthätigkeitsrechtlichen Anordnungen.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

25. **Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Albert Hoefer.** Erste Bde. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

26. **1840. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken.** Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr. Vol. Nr. 6.

27. **Meijer (G. J.), Denkschrift über die wissenschaftlich notwendigen Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen.** Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyclopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

28. **Meier (G. F.), Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere.** Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits in meinem Verlage:

Encyclopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshilfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie etc. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

— Supplement zur ersten Auflage, enthaltend alle Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyclopädie der gesamten Staatsarzneikunde. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Medicinalbeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Verste einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Schiffschiffs und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1836. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und bildlicher Hinsicht nebst einer Anleitung zur richtigen pädagogischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

29. **Meier (Kronprinz von Schweden und Norwegen), Über Strafe und Strafanstalten.** Aus dem Schwedischen überf. von G. J. Meier. Mit Einleitung und Anmerkungen von H. F. Julius. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

30. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Neunter Jahrgang. 1841. 52 Nummern. (Nr. 405—456.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Das Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Anzeigen werden gegen 6 Ngr. Insertionsgebühren für die gewöhnliche Stelle oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgekauft, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Zeilenpaar belagert.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—348, kosten jetzt zusammen genommen 10 Thlr. 15 Ngr. für den abgesetzten Preis nur 8 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis achte Jahrgang (1838—40) kosten jeder 2 Thlr.

Desfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 3 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr. Sonntag-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bände. Früher 1 Thlr. Jetzt 15 Ngr.

31. Allgemeine Predigtensammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Wm. Bauer**. Erster Band. — Auch u. d. T.: Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein zweiter Band mit Epistelpredigten, ein dritter Predigten über freie Texte enthalten.

32. **Bauer (Friedrich v.)**, Geschichte der Bauern und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis sechzehnte Lieferung, oder erster bis vierter Band. Gr. 8. 1840—41. Preis der Lieferung auf Beis. 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Beis. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr. Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

33. —, Kupfer und Karten hierzu. 2 Thlr.

34. —, Die Kornpreise Englands. 12. Geh. 10 Ngr.

(Der Beschlus folgt.)

In Unterschriebenem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyclopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

v. d. k. k. ö. österr. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien u.

Elfter Band.

Parfümeriewaren — Kleiderarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 230—257.

Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Der vorliegende Band dieser mit ungemeinem Aufwande aufgenommenen und in technologischen Schriften aller Art, selbst

im Auslande (wie z. B. in Dr. Ure's Dictionary of arts etc.) vielfach benutzten Werkes enthält die Artikel: Parfümeriewaren, Holzwerk, Pergament, Perlen, Perlmutterarbeiten, Pinsel, Platin, Plättierung, Pressen, Pumpen, Quecksilber, Silber, Schneidwerk, Stabwerk, Rahmen, Kessel, Riegen- und Wannenwerke, Melbaste, Riemen (endlos), Kleiderarbeiten. Diese Artikel bilden ebenso viele Originalabhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, sodass ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengefasst finden kann, was er selbst mit Benutzung einer der bedeutenden Bachersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten 10 Bände, mit 230 Kupfertafeln, kosten jeder 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geben ist in Paris erschienen und durch alle Buchhandlungen von und zu beziehen:

Petites misères de la vie humaine

par **Old Nick et Grandville.**

Livr. 1. à 3 1/2 Ngr.

Grandville, bereits hinlänglich durch seine genialen Zeichnungen bekannt, liefert auch jetzt wieder, verbunden mit Old Nick, ein Werk, das sich den frühern durch seine prächtige Ausstattung würdig anreicht.

Das ganze Werk soll in 50 wöchentlichen Lieferungen erscheinen.

Leipzig, im Januar 1842.

Brodhans & Ebenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **Herschel & Wählrad** in Lüneburg ist auf neue wieder erschienen:

Dr. Heinrich Müller's heilige Geistes-Handen. Auf neue revidirt und herausgegeben von **Joh. G. Kufwurm.** 45 Bogen. 8. Preis 1 Thlr.

Unter allen Bauwerksbüchern der neuesten Zeit ist keines, das dem Müller'schen gleich läme an Kürze, an Tiefe und an Kraft. Ein besonderer Vorzug desselben ist eine edle Popularität; Alles wird erläutert durch Bilder, aus dem gewöhnlichen Leben entnommen.

Nicht leicht wird Jemand dieses Buch ohne irgend eine fromme Anregung des Geistes, froher Beruhigung in Gott, aus der Hand legen.

Bei **H. C. Schand** in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Müllers Handen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Müllersmann.**

4 Bände. Zweite wohlfeile Ausgabe in farbigen Umschlag geheftet. 4 Thlr. 15 gGr.

Dr. Müllersmann, welche diese Hand von so vielen Menschen, unter anderem auch von den Töchtern, hat sich auch thätig bewährt, indem die erste Auflage in sehr kurzer Zeit vergriffen ist. Es

kennt, daß hier einmal wieder ein Rationalwerk, welches dem vielseitigen deutschen Sinne Genüge leistet, jedem Stande und jedem Alter etwas gewährt, entstanden ist. Der Verleger glaubte es daher auch einem größeren Kreise von Lesern zugänglich machen zu müssen, indem er diese neue (wie es schon der langjährige Erfolg zeigt) sehr lobenswerthen und sehr dankbaren Verfassers mit sich brachte, dem Inhalte nach unveränderte Ausgabe zu einem fast auf die Hälfte ermäßigten Preise veranfaßte.

Lehrern der englischen Sprache empfehlen wir nachstehende in unserm Verlage erschienene Schriften:

Irving, Wash., Sketchbook, mit einer Einleitung über Irving's Leben und Schriften und mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. E. A. Tool, Lehrer an d. Ritter-Akademie in Lüneburg. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

— **Bracebridge Hall**, mit erklärenden Anmerkungen von Demselben. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

— **Tales of a Traveller**, mit erklärenden Anmerkungen von Demselben. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

Die Schriften von W. Irving haben in England wie in Deutschland seit fast zwei Decennien eine wohlverdiente Berühmtheit erlangt, und als Lehrbücher beim Unterricht in den Schulen den alten ehrwürdigen Vicar of Wakefield verdrängt, und zwar mit Recht, denn so trefflich auch jene meisterhaft geschriebene Roman eine gewisse Sphäre des Lebens schildert, so ist er doch, theils wegen der Beschränktheit Sphäre, theils wegen der veralteten Sprache und der veränderten Verhältnisse und Interessen der Gegenwart nur Lectüre auf Schulen geeignet. Dagegen besitzen die neuen Schriften den entschiedenen Vorzug, kürzer, so Aufträge zu enthalten, in der gleichförmigen, correctesten Art der gegenwärtigen Zeit, und geben dem Lehrer zugleich Gelegenheit die Unterricht so zu betreiben, wie derselbe in neuen Sprachen allein betrieben werden darf, wenn er als höheres Bildungsmittel zugleich benutzt werden soll.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische, als Anleitung zur Erlernung der englischen Conversation, enthaltend: Die Redenbücher, die Lektüre, von Sheridan. Aus dem Englischen übersetzt, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. C. K. Loel. Gr. 12. Brosch. 16 gGr.

Über die Brauchbarkeit dieses Buches neben so vielen „Anleitungen zum Übersetzen“ beweist einen eigenthümlichen Werth in Anspruch zu nehmen, erklärt sich der Verf. ausführlich in der Vorrede. Drei Gründe sind es hauptsächlich, die er für seine Behauptung geltend macht: 1) daß nur durch Zuzug Übersetzung eines ursprünglich englisch geschriebenen Werkes den Arbeiten des Schülers mit der Zeit ein nationelles Colocit zu geben sei; 2) daß die meisten bisher gebrauchten Materialien zum Übersetzen aus der Mädersprache entlehnt sind; 3) daß eine Anleitung zum Sprechen, welche in gefüllten Classen sonst nicht gegeben werden kann, durch eine verständige Benutzung dieses Werkes möglich gemacht wird, wozu die Vorrede mehrere Anleitungen enthält.

Die Anmerkungen erläutern theils die sachlichen Schwierigkeiten, theils enthalten sie eine Phrasologie, die bei der häuslichen Beschaffenheit der Lesersprachebücher, die man in den Händen der meisten Schüler findet, unumgänglich notwendig war.

Die rasche Einführung dieses Werkes in mehrere Schulen

halten Nord- und Südamerika bezeugt die Brauchbarkeit desselben hinlänglich.

Vorhandene Schriften gehören sich auch durch festen Druck und schönes Papier aus.

Lüneburg, im Januar 1843.

Georg & Wabstische Buchhandlung.

Vorben ist bei **Platz** in Leipzig erschienen und durch alle deutsche Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik. Begründet von R. F. E. Pölig.

In Verbindung mit mehreren (64) gelehrten Männern gegenwärtig herausgegeben vom Professor Friedrich Böhm. 1843. Der Jahrgang von 12 Bänden 6 Thaler.

Inhalt. 1) Das Bundesgrundgesetz für das Fürstenthum Schwarzburg-Sonderhausen und die deutschen Verfassungen überhaupt. Von Friedr. Böhm. 2) Paris als Fundgrube für die Geschichte der Revolution. Von Prof. Ritter Bachmann. 3) Kritische Literatur: a) Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Isenburg. b) Barton, Der afrikanische Skavenhandel u. c) Bogel's Naturbilder. d) Zeitschrift für Hamburg's Geschichte. e) u. Ledebur, Repertorium der historischen Literatur.

Bausch und Anzeiger.

Wäre Dem, welcher im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift, referirend über die Schrift eines Andern, nach dessen Angabe gesagt „Salat's Einschreibungen gegen Schelling“, — bekannt worden, was über mein Verhältnis zu dem Deutschen Lehrer in den neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik von Friedr. Böhm (1841, Juli) beabsichtigt ist! Dann, wenn u. von diesem Artikel Kenntnis bekommen oder genommen, mag sich der ungenannte Ref. wol geneigt haben, auch die Schrift gegen die so kindliches gesagt worden, zu lesen: ist da nicht ein würdiger Ton, und mit dem Grade, welchen die Sache nach des Verf. Überzeugung fordert, jede sonst mögliche Anerkennung verbunden? — Jener Artikel ward übrigens geschrieben und abgedruckt, bevor die bekannte Veröffentlichung v. Pölig'scher Briefe geschah. (Vergl. den Anzeiger XII v. J. 1841.) Die Vermuthung aber, welche dort, S. 69 in den genannten Jahrbüchern, über einen Hauptzweig der Philosophie an der Hochschule in München geäußert ist, was nicht begründet; nicht dem Prof. der Moralphilosophie, sondern dem Prof. der Dogmatik — dem Herrn Joh. Böhminger, der als tüchtiger Kämpfer mit Gien gegen Preußen bekannt ist — ward die Religion'sphilosophie übertragen. Und was sonst noch die Schrift „Schelling in München“ u. betreffen mag, so erinnert der Verf. gegen den Widerspruch sowohl als die Misdeutung — z. B. gegen die Auslegung eines Widerspruchs in den „Deutschen Jahrb.“ f. B. u. A., 1841, Nr. 17 — an den Aufsatz, der, betreffend die Entstehung und die Tendenz derselben, in der Zeit. u. Zeit. v. J. 1839 beabsichtigt ist: im Intell. dort Nr. 11, und hier Nr. 7 u. 8. Auch hat dieselbe jetzt, nach dem, was von Schelling in Berlin herrscht öffentlich verstanden ist, wol ein neues Interesse für Jeden, der, gütigst um die Sache willen, vergleichen mag.

Lüneburg, den 3. Jan. 1843.

Dr. J. Salat.

*) „Schelling in München, eine literarische und akademische Merkwürdigkeit, mit Reminiscenzen“ u. Freiburg i. B. bei G. W. W. Warum das Hr. G. „noch noch“ einig, sich leicht längerer Zeit erscheinen soll“ ward i. J. 1840 schon gesagt.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1841

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Bechluss aus Nr. III.)

35. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gotthelf Gersdorf.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenundzwanzigster bis dreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beider Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 8 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospekte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

36. Schöne Welt. Ein Roman von **Jean Charles.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

37. Schätze (Werk), Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von **Ernst Schätze** sind ferner bei mir erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Gedichte. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 3 Thlr. 15 Ngr.

Mythe. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

38. Scipio Cicala. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Vier Bände. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser des „Scipio Cicala“ erschien früher bei mir:

Die Belagerung des Castells von Goggo, oder der letzte Affasine. Zwei Bände. 8. 1834. 4 Thlr.

39. Siemens (Georg), Die Elemente des Staatsrechts. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

40. Gzell (Karl), Lehrbuch der Geometrie. Mit sechs lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

41. Giesb (Ludwig), Bilder aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

42. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von

Friedrich v. Hammer. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Es erlaube aber sowohl den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sobald die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste Jahrgang der neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite Jahrgang (1841) 3 Thlr. 15 Ngr.

43. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usancen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian und Friedrich Noback.** In 5—6 Heften. Erstes und zweites Heft. (Aachen—Frankfurt a. M.) Breit 12. Preis eines Heftes von 8 Bogen 15 Ngr.

Die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

44. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von früheren Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—35 vorrätig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgänge abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der Jahrgang 1841 1 Thlr. 20 Ngr.

45. Wheaton (Henry), Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne. Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

46. Wigand (Paul), Die Corvey'schen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser dieser Schrift erschien früher in meinem Verlage:

Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Drei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaft Ravensberg und Bielefeld, der Herrschaft Rheda und des Landes Rietberg in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung und Begründung; aus den Quellen dargestellt. Zwei Bände. Gr. 8. 1834. 3 Thlr. 15 Ngr.

Klauser-Plattow (Wilhelm), Praktisches italienisches Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Italienische zur Übung in der Umgangssprache der Italiener. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

—, **Schlüssel zum Praktischen italienischen Handbuche für Solche, die bei hienüchlichen Vorkenntnissen ihre italienischen Übersetzungen ohne Hilfe eines Lehrers verbessern wollen.** 8. Geh. 20 Ngr.

—, **Praktisches englisches Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische zur Übung in der Umgangssprache der Engländer.** Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

—, **Schlüssel zum Praktischen englischen Handbuche für Solche, die bei hienüchlichen Vorkenntnissen ihre englischen Übersetzungen ohne Hilfe eines Lehrers verbessern wollen.** 8. Geh. 20 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen **Subscription** an auf nachstehende demnächst in meinem Verlage erscheinende Werke:

Moses Mendelssohn's sämtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Sieben Bände. Gr. 12. Auf seinem Velinpapier. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

Kützing (Friedrich Traugott), Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange, erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Auf seinem Velinp. Cartonirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.

Bibliotheca Romana. Edidit **G. Julius.** Opus, uno volumine I. aliquarum plagularum absolutum. Gr. 8. Geh.

Ausführliche Prospekte dieser drei Werke sind in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Von nachstehenden in meinem Verlage erschienenen

Bildnisse

sind fortwährend gute Abdrücke für 10 Ngr. zu erhalten:

Wahr
von G.
Hamann
Kocher
rich Hof
Berthel
Friedrich
Gott.
Hilsh. Gedig. Geiter.

Durch die **Germaische Buchhandlung** in Frankfurt a. M., durch **G. L. Herbig** in Leipzig und durch alle deutsche Buchhandlungen ist zu beziehen die neue Zeitschrift:

Die Grenzboten.

Blätter für Deutschland und Belgien

redigirt von

J. A. A. A.

Diese Revue hat ungeachtet der kurzen Zeit ihres Bestehens ihren Ruf und ihre Stellung bereits begründet, die besten deutschen Journale haben ihre Aufsätze entlehnt und mehr als davon ins Morning Chronicle und in französische Blätter übergegangen.

Die Zeitschrift erscheint in zwei Abtheilungen. Jede Woche erscheint ein Heft von 2 Bogen gr. 8., welches Aufsätze enthält,

die unmittelbar die Interessen der Zeit, der Literatur, der Kunst und der Gesellschaft berühren. Außerdem erscheint jeden Monat als Supplement ein Heft Novellen von 4 Bogen, welches Erzählungen und Novellen der besten deutschen Schriftsteller bringt. Originalcorrespondenzen aus Paris, London und Amsterdam und den Rheinländern werden durch die geographische Lage dieser Revue ihre Hauptaufgabe sein.

Außerdem hat die Redaction die Veranstaltung getroffen, daß von den besten Dramen, welche auf den deutschen Bühnen als Neuigkeiten erscheinen, sogleich Probenzenen in die Grenzboten gegeben werden.

Die ersten Lieferungen des neuen Jahres werden enthalten: Französische und deutsche Parabeln von **J. A. A. A.** Zwei Acte aus dem Trauerspiele *Monatbesuch* von **Heinrich Laube**. Die flamändische Malerschule, ihr Verfall und Wiederaufleben von **H. van Hasselt**. Kritische Briefe an den Redacteur der Grenzboten von **Dr. G. W. Kühne**. Caricaturen und Caricaturisten von **C. v. Schmidt**. Zwei Acte aus dem politischen Trauerspiele *Patkul* von **Karl Gutzkow**. Die Interessen Frankreichs und Deutschlands den Engländern gegenüber von **Prof. Wilmayer**. Literarische Übersichten von **Dr. Schliephake** (I. *Scipians' Literaturgeschichte*; II. *Fichte's Charakteristik der neuen Philosophie*). Briefe aus London von **Dr. Brandes**. Briefe aus Paris von **H. Weiss**, aus Göttingen, Stuttgart u. c. Die Novellenhefte enthalten: Deutsche Abende, Novelle von **Berthold Auerbach**. Ein Geheimnis des Grafen Gromont, historische Novelle von **H. van Hasselt**. Zwei, Novelle von **C. v. Schmidt**.

Der Preis des ganzen Jahrgangs ist 10 Thaler.

Man abonnirt in allen deutschen Buchhandlungen.

Das „**Anzeigebblatt**“, Beilage zu den Grenzboten, empfiehlt sich besonders für solche deutsche Anzeigen, die eine Verbreitung in Belgien und Holland wünschen. Der Preis einer Petitzeile ist 1 gr.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 11te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. *Muth und Tapferkeit.* — II. *Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberösterreich.* Dritter Abschnitt. Die Schlacht bei Höchstädt. — III. *Der Marsch der Miltren 1813—14 über den Rhein.* Zweiter Abschnitt. — IV. *Neueste Militairveränderungen.* — V. *Miscelle Nr. 28.*

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Auf den Jahrgang 1842 wird bei allen Postämtern und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration angenommen.

Auf die mit dem 1. Januar d. J. in meinen Verlag übergegangene

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Kabe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Dritter Jahrgang. 1842. Preis 20 Ngr.

werden bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungs-
expeditionen fortwährend Bestellungen angenommen, wo auch
Probenummern dieses Blattes gratis zu erhalten sind. Aus-
zeigen werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Januar 1842.

J. A. Brockhaus.

best. Nebst einer Sammlung besonderer Lebensantra.
Neuere Auflage. 8. 1/2 Thlr.

Im Preise ermäßigt sind folgende Artikel meines Verlags:
Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhun-
derhs. Herausgegeben von W. Müller. Fortgesetzt
von A. Götz. 14 Bänden. 8. 1822—38.

1 Thlr.
2 Thlr.
3 Thlr.
4 Thlr.
5 Thlr.
6 Thlr.
7 Thlr.
8 Thlr.
9 Thlr.
10 Thlr.

erlegte frühere Lebenspreis.

Budden (K.), Volksgemälde und Charak-
terköpfe des russischen Volks. Ein Beitrag
zur nähern Kenntniss der Sitten und Gebräuche, der
Wohnungen, Beschäftigungen und Vergnügungen desselben.
2 Hefte. Mit französischem und deutschem Texte und
16 illum. Kupfern. Fol. 1820. Gräber 20 Thlr., jetzt
6 Thlr.

Le Parnasse français du dix-neuvième
siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de La-
martine, Jean François Casimir Dela-
vigne et Pierre Jean de Béranger. Gr. 8.
1837. Gräber 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

(Enthält von Lamartine: Méditations poétiques, Poésies diver-
ses; von Delavigne: Mœnélieux; von Béranger: Chansons.)

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an auf
nachstehendes in meinem Verlage erscheinende Werk:

Bibliotheca Romana. Edidit G. Julius. Opus
uno volumine I. aliquarum plagularum absolutum.
Gr. 8. Geh.

Alle Buchhandlungen dieses Werks sind in allen
Buchhandlungen gratis zu haben.

Sieben erschienen und sind durch alle Musikhandlungen
zu beziehen:

Fr. Kücken's neueste Compositionen.

Op. 36—39:

Polonaise mit willkürlicher Begleitung von Gesang.
Für Piano 10 Sgr., für das grosse Orchester 1 1/2 Thlr.
Zwei Gesänge für eine tiefe Stimme mit Piano, 1. Der
Wunsch. 2. So willst du gehen. 20 Sgr.
Lied der Brautjungfer mit Piano. 10 Sgr.
Occur König für 4 Männerstimmen. 1/2 Thlr.

Die Perle auf Lindahalde, 7 Romanzen

von Fr. Gurschmann und C. Eckert.

Op. 28. 1 1/2 Thlr. Mit Goldtitel und 7 Zeichnungen von
C. Stürmer. Prachtausgabe 5 Thlr.

Weihnachts-Sinfonie von Haydn

für Piano allein arr. von Wagner 7 1/2 Sgr., mit 8 Kinder-
instrumenten 12 1/2 Sgr., dito mit 2 Violinen, Viola und
Violoncelle 1/2 Thlr.

Musikalisches Bilder-ABC von Lyser.

Vom Lesenlernen der Noten, Vorzeichen und Schlüssel,
15 Sgr.; colorirt 25 Sgr.

Berlin.

Schlossinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei H. W. Kohlmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Die Juden

und die

Kreuzfahrer in England

unter

Richard Löwenherz

von

Eugen Rispart.

Zwei Bände. 3 1/2 Thlr.

Th. Dell's Blätter für Literatur und bildende Kunst (4. Dec.
1841) sagen davon unter Andern: „Wenn kein blinder Zufall,
sondern innerer Gehalt den glänzenden Erfolg eines Literatur-
productes sichern würde, so dürfte vorliegendem Roman das
glänzendste Prognostikon zu stellen sein. — — — — — Schmerzlich ist
die mittelalterliche Barbarei jemals mit so frischen Farben ge-
zeichnet worden, als von diesem bis jetzt noch gar nicht be-
kannten, aber zu großen Hoffnungen berechtigenden Dichter.“
Der Ref. schließt seine ausführliche Anzeige, indem er diesem
trefflichen Buche nicht nur viel Achtsamer unter dem christ-
lichen Publicum wünscht, sondern hinzufügt: „Wahrlich, es
dürfte jede israelitische Gemeinde die Anschaf-
fung dieses Buches als eine religiöse Pflicht be-
trachten.“ Ich darf noch hinzufügen, daß ich gegründete
Hoffnung habe, das Publicum im nächsten Jahre mit einem
neuen Werke dieses Dichters erfreuen zu können.

Bei Unterzeichnetem erschien soeben und ist durch alle Buch-
handlungen zu beziehen:

Kammava, liber de officiis sacer-
dotum Buddhicorum. Palice et latine
edidit atque adnotationes adiecit **Fridericus**
Spiegel. Gr. 8. Geh. Preis 21 gGr.

Bonn, den 1. December 1841.

H. B. König.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung älterer und neuerer Werke
in französischer, englischer, italienischer etc.
Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten
Preisen von Brockhaus & Avenarius in Leipzig,
Buchhandlung für deutsche und ausländische
Literatur, zu beziehen sind. Nr. 2.

(2 1/2 Bogen.)

Allen Freunden ausländischer Literatur kann
dieses Verzeichniss, als an guten Werken sehr
reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Neuer sind an Katalogen von Brockhaus & Avenarius
in Leipzig zu beziehen:

1) Bulletin bibliographique de la littérature fran-
çaise. Monatlich eine Nummer. 2) Liste des jour-
naux de la France et de l'Angleterre qui paraî-
tront pour 1842. 3) Die Werke der drei orien-
talischen gelehrten Gesellschaften in England;
4) Catalogue de livres au rabais, qui se trouvent
chez Brockhaus & Avenarius à Paris. (1/2 Thlr.)

Neue elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte von Goethe.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 8 gGr.

Gedichte von Nicolai Lenau.

2 Theile

in elegantester Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Der erste Band enthält sämtliche Gedichte, welche in unserm Verlage bereits vier Auflagen erlebt, der zweite Theil bildet die dritte Auflage der bisher im Verlage der Hallberger'schen Buchhandlung erschienenen „*Neueren Gedichte*“. Der Beifall, den diese Gedichte voll echter Romantik, Innigkeit, Bartheit, Tiefe, Blut und Glanz der Phantasie stets gefunden, be-
rechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Gesamtausgabe derselben vielen Freunden des Schönen erwünscht sein wird.

Stuttgart und Tübingen im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse:

1841. December. Nr. 453—456.

Nr. 453. König Karl XII. Der Rußoboden in Gal-
burg. Die Retorenkloster in Griechenland. Bilder aus Si-
birien und vom nördlichen Eismere. Miscellen. Die Höhe der
Wolken. — Nr. 454. Die Abtei Zumburg. König Karl XII.
(Fortsetzung.) Die verbrannte Säule in Konstantinopel. Bilder
aus Sibirien und vom nördlichen Eismere. (Beschluß.) Die
Chinesisch-englischen Handel. Wunderbare Lebenserzählung. —
Nr. 455. Giovanni Boccaccio. König Karl XII. (Beschluß.)
Die Stadt Janina. Die Chinesisch-englischen Handel. (Beschluß.)
Magdeburg. Frankreichs Geldausmünzung. Verhütung des
Funktensprühens der Locomotiven. — Nr. 456. Die Gulloten.
Magdeburg. (Beschluß.) Die Höhe der Himmelskörper. Eisen-
industrie in Frankreich. Bergwerkseigenen. Die Eisen Kirche.
Unzerklüchter Bahnstundensanfall.

In Abbildungen sind in diesen Nummern
enthalten:

König Karl XII. — Die Retorenkloster in Griechen-
land. — Die Procession des grünen Wolfs. — Die verbrannte
Säule in Konstantinopel. — Giovanni Boccaccio. — Die Stadt
Janina. — Die Gullotenhölzer. — Gullotische Krieger.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37,
Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9/4 Thlr. auf 5 Thlr. er-
mäßigt. Einzelne kostet jeder dieser Jahrgänge 1 1/4 Thlr.;
die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Samstag-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 1/2 Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände.
2 1/2 Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen

Kindern. Zwei Bändchen. 1/2 Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im Januar 1842.

J. W. Brockhaus.

Die Zeitinteressen.

Unter diesem Titel erscheint vom Newjahr 1842 an eine
Zeitung, welche in politischer, literarischer, artisti-
scher, technischer, ökonomischer, gewerblicher,
mercantiler, historischer, geographischer, na-
turhistorischer, überhaupt wissenschaftlicher und es-
siglicher Beziehung die Erscheinungen der Zeit
begleitet und eine allseitige wohlgeordnete Con-
trolle der Zeit unter den höchsten Gesichtspunkten
bietet. Wesentlich werden zwei Nummern ausgegeben. Der
Preis des Jahrgangs ist 5 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 3 Thlr.
Alle Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes
nehmen Bestellungen hierauf an und geben die schon erschie-
nenen Probeblätter 1—3 ab. Piangemäße Beiträge
werden nach Verlangen angemessen honorirt.

Mm.

Verlag der Stettin'schen Buchhandlung.

In der Buchhandlung von **Veigt & Moser** in Wärg-
burg ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

GANGLIORUM CAPITIS GLANDULAS ORNANTIAM

EXPOSITIO

ANATOMICO-PHYSIOLOGICA.

Tabulis tribus lithographis illustratur.

Auctore

Hermanno Horn,

Philosophiae et medicinae doctor, medicus practicus ac in alma Julia
privatim docens.

4. Brosch. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 2 gGr.

Verfasser legt in dieses Werkchen in gedrängtester Kürze
seine neuesten Entdeckungen der menschlichen Kopfdrüsen, Gan-
glion, sowie deren Zusammensetzung, nieder; dabei gibt derselbe
eine Erklärung ihrer physiologischen Bedeutung. Insofern
durch diese anatomische Nachweisung, sowie Folgerungen aus
derselben nicht allein die Function dieser Ganglien erhellt, son-
dern die des ganzen Gangliensystems in ein helleres Licht tritt,
darfste dieses Werkchen der genauesten Würdigung des verehrten
äztlichen Publicums gewiß werth sein.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:
Geschichte der neueren deutschen Kunst

VON
Anastasis Graf Baudynski.
Drei Bände. Gr. 4. 1836 — 41.

1ster Band: **Düsseldorf und das Rheinland. Ausflug nach Paris.**
Mit 80 in den Text eingedruckten Holzschnitten, vielen Steinbruden und einem Atlas in Folio von 11 Kupferstichen. 23 1/2 Thlr.

2ter Band: **München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Karlsruhe, Prag und Wien. Ausflug nach Italien.**
Mit 107 in den Text eingedruckten Holzschnitten, vielen Kupferstichen u., und einem Atlas in Folio von 13 Kupferstichen und Steinbruden. 29 1/2 Thlr.

3ter Band: **Berlin, Dresden, Hamburg, Mecklenburg, Weimar, Halberstadt und Göttingen. Ausflüge nach Holland, Belgien, England, Schweiz, Polen, Russland, Schweden, Dänemark und Nord-Amerika.**
Mit 61 in den Text eingedruckten Holzschnitten, Kupferstichen u. und einem Atlas in Folio von 14 Kupferstichen. 16 Thlr.

Alle 3 Bände kosten demnach 69 1/2 Thlr., und können wir zu diesen Preisen einzelne Bände sowohl wie das ganze Werk in der französischen Original-Ausgabe liefern.
Leipzig, im Januar 1842.

Brockhaus & Neumann,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Durch die Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M., durch F. A. Grubig in Leipzig und durch alle deutsche Buchhandlungen ist zu beziehen die neue Zeitschrift:

Die Grenzboten.

Blätter für Deutschland und Belgien

redigirt von

J. A. Aranda.

Diese Revue hat ungeachtet der kurzen Zeit ihres Bestehens ihren Ruf und ihre Stellung bereits begründet, die besten deutschen Journale haben ihre Aufsätze entlehnt und mehrere sind davon ins Morning Chronicle und in französische Blätter abgegangen.

Die Zeitschrift zerfällt in zwei Abtheilungen. Jede Woche erscheint ein Heft von 2 Bogen gr. 8., welches Aufsätze enthält, die unmittelbar die Interessen der Zeit, der Literatur, der Kunst und der Gesellschaft berühren. Außerdem erscheint jeden Monat als Supplement ein Heft Novellen von 4 Bogen, welches Erzählungen und Novellen der besten deutschen Schriftsteller bringt. Originalcorrespondenzen aus Paris, London und Amsterdam und den Rheinländern werden durch die geographische Lage dieser Revue ihre Hauptaufgabe sein.

Außerdem hat die Redaction die Veranstaltung getroffen, daß von den besten Dramen, welche auf den deutschen Bühnen als Neugkeiten erscheinen, sogleich Probestücken in die Grenzboten gegeben werden.

Die ersten Lieferungen des neuen Jahres werden enthalten: Französische und deutsche Parabeln von **J. A. Aranda**. Zwei Acte aus dem Trauerspiele Monaldi von **Heinrich Laube**. Die spanische Malerschule, ihr Verfall und Wiederaufleben von **H. van Hasselt**. Kritische Briefe an den Redacteur der Grenzboten von **Dr. J. G. Kühne**. Caricaturen und Caricaturisten von **C. v. Schmidt**. Zwei Acte aus dem

politischen Trauerspiele Paktul von **Karl Gutzkow**. Die Interessen Frankreichs und Deutschlands den Engländern gegenüber von **Prof. Wilmshier**. Literarische Übersichten von **Dr. Schlegel** (I. Servius' Literaturgeschichte; II. Plutarch's Charakteristik der neuen Philosophie). Briefe aus London von **Dr. Brandes**. Briefe aus Paris von **H. Weiss**, aus Göttingen, Stuttgart u. u. Die Novellenhefte enthalten: Deutsche Abende, Novelle von **Heinrich Laube**. Ein Geheimniß des Grafen Egmond, historische Novelle von **H. van Hasselt**. Zwei, Novelle von **C. v. Schmidt**.

Der Preis des ganzen Jahrgangs ist 10 Thaler.

Man abonniert in allen deutschen Buchhandlungen.

Das „Anzeigebblatt“, Beilage zu den Grenzboten, empfiehlt sich besonders für solche deutsche Anzeigen, die eine Verbreitung in Belgien und Holland wünschen. Der Preis einer Petitzeile ist 1 gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **H. G. Gersdorf**. 1841. Neunundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XVIII.) — Dreissigsten Bandes erstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1841. Monat December, oder Nr. 49 — 53, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 49 — 53. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1842.

f. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1841

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

- 1. Analecten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster und zweiter Band in 8 Heften und dritten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1837—41. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.
- 2. Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig**. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Weyse**. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
Die Berichte von 1835—40 haben denselben Preis.
- 3. Allgemeine Bibliographie für Deutschland**. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Sechster Jahrgang. 1841. 53 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.
Jahrgang 1840 kostete 2 Thlr. 10 Ngr., Jahrgang 1837—40 jeber 2 Thlr. — Bgl. Nr. 24.
- 4. Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes**. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis zehnter Band. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.
- 5. Bilder: Conversations-Lexikon für das deutsche Volk**. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Fünf Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Tafeln. Gr. 4. 1837—41. Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 6 Ngr.
- 6. Blätter für literarische Unterhaltung**. Jahrgang 1841. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
In den Blättern für literarische Unterhaltung und der Isis (vgl. Nr. 25) erscheint ein **Literarischer Anzeiger**, für literarische Anknüpfungen aller Art bestimmt. Für die gewöhnliche Zeile oder deren Raum werden 2 1/2 Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 8 Thlrn. werden Anzeigen und Vergrößerungen für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.
- 7. Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben**. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. Die Nachdruck. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Sonnermonte. Dritte verbesserte Auflage. 10 Ngr.
Mina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Das Haus, oder Familienforgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Die Familie G. 10 Ngr.
- 8. Brockhaus (Horn.), Über den Druckauskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben**. Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.
Gründer erschien von dem Herausgeber bei mir:
Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathā Sarit Sāgara des Somadeva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comœdia. Sanskrit et latino. Fasciculus I, continens textum sanscritum. Smaj. 1835. 1 Thlr.
Kathā Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhattacharya aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
- 9. Busch (Dietr. Wilh. Meier.), Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt**. Gr. 8. 1839—41.
Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 3 Thlr. 25 Ngr.
Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 3 Thlr.
Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 4 Thlr.

10. **Bugton (Thomas Howell), Der afrikanische Sklavenhandel und seine Wdhäfte.** Aus dem Englischen überfetzt von G. Julius. Mit einer Vorrede: Die Nigerrpediton und ihre Bestimmung, von Karl Ritter. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Uebersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derselben die ehren Swede dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

11. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** (Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.) Vier Bände in fünf Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 1838—41. Druck. 12 Thlr., Schreib. 18 Thlr., Velinp. 27 Thlr.

Die achte Originalausgabe des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden ist fortwährend zu dem Subscriptionspreise zu haben. Ein Exemplar kostet auf Druck. 16 Thlr., auf Schreib. 24 Thlr., auf Velinp. 36 Thlr., und um für jeden Heften unentbehrliches Universalkalender, auf Druck. 20 Ngr., auf Schreib. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenience und in beliebigen Zeitpunkten dieselben in einzelnen Bänden, Hefungen oder Heften ohne Preisermäßigung beziehen.

12. **Gajkowski (Michael), Chronik von der Seher im Grenzlande.** Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen überfetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

13. **Dante Alighieri, Das neue Eden.** Aus dem Italienischen überfetzt und erläutert von Karl Gutz. Gr. 8. 12. Geh. 20 Ngr.

14. **A complete Dictionary english-german-french.** On an entirely new plan, for the use of the three nations. Third edition. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr. 30 Ngr.

15. **Dictionnaire françois-allemand-anglais.** Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Troisième édition. Breit 8. Velinp. Cart. 25 Ngr.

Die 14 und 15 sind einzelne Theile des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuchs.

16. **Encyclopédie des Sciences, des Arts, des Manières, in alphabetischer Folge von gesammten Wissen und Künsten, in alphabetischer Folge von gesammten Wissen und Künsten, in alphabetischer Folge von gesammten Wissen und Künsten.** Herausgegeben von J. G. Hoff und J. G. Guder. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—41. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Guder. Erster bis funfzehnter Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. G. Hoff. Sechster bis zwanzigster Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Dr. J. H. Meier und J. G. Hoff. Erster bis funfzehnter Theil.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druck. 3 Thlr. 20 Ngr., auf Velinp. 4 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quadranten (Drucker.) 15 Ngr.

Für den Kautschuk des jungen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung zweifelhäufiger Exemplare, gewährt die billigsten Bedingungen.

17. **Verste (Edward), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III.** Erster Theil: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 3 Thlr.

18. **Walter Meim's Zeitgeschichte, von 1789—1803.** Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch H. H. Meim. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Geschichte bietet zugleich den achten Band von J. W. M. Meim's Werken (7 Bde., 1811—19).

19. **Gobée (Hart), Die sogenannte ägyptisch-contagiose Augenentzündung, mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren.** Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

20. **Gomes (João Baptista), Ague de Caffre.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der lebenden verbesserten Auflage der portugiesischen Urchrift überfetzt von H. H. Meim. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ague-Tragödien. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

21. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Dritte Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. in einem Bände. 3 Thlr. 20 Ngr. Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 14, 15 und 22.)

22. **Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Dritte Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr. Bietet einen einzelnen Theil des unter Nr. 21 erwähnten Handwörterbuchs.

23. **Gerold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen.** Nach den in den altniedrigen Gesetzen gütigen Zusammengefaßt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

24. —, **Sammlung der für die Stadt Leipzig erlassenen, annoch gültigen polizeipoliceellen Anordnungen.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

25. **Jüdische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Albert Hofer.** Erste Aufl. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

26. **Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Dfem.** Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr. Vel. Nr. 6.

27. **Meier (G. H.), Denkschrift über die wissenschaftlich notwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen.** Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyclopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

28. **Moos (C. F.), Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere.** Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits in meinem Verlage:

Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshilfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie etc. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

— Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrten, Polizeibeamte, Militärärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1836—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Darstellung der Geschichte des Scher, schließens und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsern Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1836. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und medicinischer Hinsicht nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

29. **Osseus (Kronprinz von Schweden und Norwegen), Über Strafe und Strafanstalten.** Aus dem Schwedischen überfetzt von G. H. Meim. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. J. G. Guder. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

30. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Neunter Jahrgang. 1841. 52 Nummern. (Nr. 405—456.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Das Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Entdeckungen werden gegen 6 Ngr. Inseratgebühren für die gespaltene Seite oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besonders Kugeln gegen eine Vergütung von 7 1/2 Thlr. für das Laufende beigelegt.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—48, kosten jetzt zusammen genommen statt 9 Thlr. 18 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis achte Jahrgang (1838—40) kosten jeder 3 Thlr.

Überhaupt im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonnig-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Früher 1 Thlr. Jetzt 15 Ngr.

31. Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Ch. W. Bauer**. Erster Band. — Auch u. d. T.: Evangelienpredigten auf alle Sonntage und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein zweiter Band wird Epistelpredigten, ein dritter Predigten über freie Texte enthalten.

32. **Ramzer (Friedrich v.)**, Geschichte der **Heiden und ihrer Zeit**. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis sechzehnte Lieferung, oder erster bis vierter Band. Gr. 8. 1840—41. Preis der Lieferung auf Belling. 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Belling. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr. Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

33. —, Kupfer und Karten hierzu. 2 Thlr.

34. —, Die Sittenverfassung Englands. 12. Geh. 10 Ngr.

(Der Beschlus folgt.)

In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyclopädie oder alphabetisches Handbuch

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum
Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler,
Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art.
Herausgegeben

von
Joh. Jos. Prechtl,

v. l. n. d. kais. k. Regierungsrath und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien.

Elfter Band.

Parfümeriewaren — Nimmerarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 230—257.

Preis 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Der vorliegende Band ist mit ungeheurer Hast, entnommen und in technologischen Schriften aller Art, folgt

lungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengefaßt finden kann, was er selbst mit Benutzung einer bedeutenden Bücherammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten 10 Bände, mit 230 Kupfertafeln, kosten jeder 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im December 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Erst in Paris erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Petites misères de la vie humaine par Old Nick et Grandville.

Livr. 1. à 3 1/2 Ngr.

Grandville, bereits hinlänglich durch seine genialen Zeichnungen bekannt, liefert auch jetzt wieder, verbunden mit Old Nick, ein Werk, das sich den früheren durch seine prächtige Ausstattung würdig anreicht.

Das ganze Werk soll in 50 wöchentlichen Lieferungen erscheinen.

Leipzig, im Januar 1842.

Brodhans & Wendt,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **Georg A. Mahlmann** in Lüneburg ist auf alle Weise erschienen:

Dr. Heinrich Müller's heilige Erbkinder. Auf's neue revuirt und herausgegeben von **Jo. G. Kufwurm**. 45 Bogen. 8. Preis 1 Thlr.

Unter allen Erbauungsbüchern der neuesten Zeit ist keines, das dem Müller'schen gleich läme an Länge, an Tiefe und an Kraft. Ein besonderer Vorzug desselben ist eine edle Popularität; Alles wird erläutert durch Bilder, aus dem gewöhnlichen Leben entnommen.

Nicht leicht wird Jemand dieses Buch ohne irgend eine fromme Anregung des Geistes, froher Beschäftigung in Gott, aus der Hand legen.

Bei **G. C. Schand** in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mühlhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Mühlmann.**

4 Bände. Zweite wohlfeile Ausgabe in farbigen Umschlag geheftet. 4 Thlr. 15 gGr.

Die **Mühlmann'sche** Verlagsanstalt, welche durch ihre vielen Verlagswerke, unter denen dieses Buch eine der wichtigsten ist, hat sich auch thätig bewährt, indem die erste Auflage in sehr kurzer Zeit vergriffen ist. Es

Die in Paris mit grösstem Beifall aufgenommene Oper:

Die Königin von Cypren, von Halevy,

wird in unserm Verlag erscheinen; die Übersetzung hat Hr. Grünbaum übernommen; es sind bereits die Partitur, die Orchesterstimmen, das Textbuch und der Clavierauszug mit deutschem und französischem Text unter der Presse.

Zugleich zeigen wir an, dass die Partitur, die Orchesterstimmen, das Textbuch und der vollständige Clavierauszug der neuen beliebten Opern: **Der Guitarrspieler von Halevy** und **Die Favoritin von Donizetti**, bei uns erschienen und durch alle Musikhandlungen zu beziehen sind.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842. Januar.

Inhalt:

Nr. 1. Politische Literatur. 1. Genesis der Julirevolution, oder die Staatsidee in Frankreich in ihrer notwendigen Entwicklung von Ludwig XIV. bis Ludwig Philipp. 2. Vues rétrospectives sur la question d'Orient et sur le ministère français du 1er Mars. Par Spiridon Castelli. 3. Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Von A. Rohmer. (Nr. 1—4.) — Ironie des Lebens. Novelle von A. Ritter v. Schabusnigg. — **Nr. 2.** Über die Rechte der Frauen. (Nr. 2.) — **Nr. 3.** Regersklaveri und Regershandel der neuesten Zeit. (Nr. 3—4.) — **Nr. 4.** Unterhaltungsliteratur. — **Nr. 5.** Reise durch England, vom Eremiten von Gouting. — **Nr. 6.** Schriften über Venedig. (1. Meine Sonnet und mein Sebiol bei dem Kaiserzuge Ferdinand's I. im Jahre 1838. Benetianische Studien und Bissaten von Eotichlos. 2. Sospiri. Blätter aus Venedig. Von F. G. Kühn.) Von F. Koenig. (Nr. 5, 10.) — Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes. Von R. Carriere. Erstes Heft. — **Nr. 10.** Die Abkunft der Völkerrämme im asiatischen Archipel. (Nr. 10, 11.) — **Nr. 11.** Die ungöttliche Komödie. Aus dem Polnischen von A. Batoniaki. (Nr. 11, 12.) — **Nr. 12.** Ballads, songs and poems, translated from the german. By Lord Lindsay. — **Nr. 13.** Tavole cronologiche e sincere della Storia Fiorentina, compilate da A. Reumont. Vom Verfasser selbst angezeigt. (Nr. 13—16.) — Ludwig Philipp, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens, von G. Birk. Erster Band. — The last King of Ulster. — **Nr. 14.** Doppelsucht, um den Verfolgungen der Franzosen zu entgehen. Bruchstück aus Erinnerungen meines Lebens von A. Mächler. — **Nr. 15.** Die Rechte der Juden im Mittelalter und ihre übermäßige Anhäufung in Polen. — **Nr. 16.** Unterhaltungsliteratur. — **Nr. 17.** Goethe's neueste Paralipomena. Von Karl Rosenkranz. (Nr. 17—20.) — Der gegenwärtige Volksunterricht in Frankreich. — **Nr. 18.** Michel Angelo Buonarroti's des Alters sämtliche Gedichte, italienisch und deutsch, herausgegeben von G. Regis. — **Nr. 19.** Souvenirs de la terreur de 1788 à 1793. Par M. G. Duval; précédées d'une introduction historique par M. Ch. Nodier. — **Nr. 20.** Karl van Mander. — **Nr. 21.** Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampf mit der modernen Wissenschaft dargestellt von D. F. Strauss. Erster Artikel. Von J. B. Hanne. (Nr. 21—24.) — Der Name Preußen. — **Nr. 22.** Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke, übersetzt von A. Streckfuß. — **Nr. 23.** Romanenliteratur. — **Nr. 24.** Gesangsverbesserung. (Nr. 24, 25.) — Über Schröder's Geschichte der christlichen Kirche. — **Nr. 25.** Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenslehre. Von G. Freyherrn v. Freyherrenleben. Zweiter Band. —

Die Menschenopfer bei den Rhonds. — Aus Italien. — **Nr. 26.** J. G. Merck's ausgewählte Schriften zur schönen Literatur und Kunst. Ein Denkmahl herausgegeben von I. Stahr. — Itinéraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse, par F. Aldenhoven. — **Nr. 27.** Taschenbüchereien für das Jahr 1842. Dritter und letzter Artikel. (Nr. 27—31.) — **Nr. 28.** Dresdner Correspondenz im „Athenaeum“. — **Nr. 29.** Humoresken aus dem Phyllisterleben. Von H. v. Kobbe. — Russische Alterthümer. Von J. P. Jordan. — **Nr. 30.** Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen etc.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den Blättern für literarische Unterhaltung und der **Zeitschrift** von Wien ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Seite 2½ Rgr. berechnet. Besondere Anzeigen etc. werden gegen Vergütung von 3 Thln. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brodhans.

Durch alle Buchhandlungen ist ein bei Friedrich Pfeiffer in Leipzig erschienenes

Verzeichniß von

650 Romanen und Unterhaltungsschriften.

1114 Bände. Ladenpreis 1261 Thaler.

welche im Preise sehr bedeutend ermäßigt, und bei Abnahme des Ganzen nur 250 Thaler kosten, bei Abnahme kleiner Partien aber auch noch mit außerordentlichen Vorteilen zu haben sind, zu erhalten. Man findet darin eine reiche Auswahl und Schriften der vorzüglichsten Verfasser, z. B. von Arndt, B. Becker, Beckstein, Belant, Bronatowsky, Heyn, Houqué, C. J. Fischer, Herlossohn, Kind, Th. Kerner, Kühn, Ewald, Marggraf, J. Rosen, Schmidt, Storch, Schoppe, F. Tarnow, Tarnowsky u. v. a. Es ist dieses Verzeichniß besonders auch Lesebibliotheken zu deren Vervollständigung zu empfehlen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesamten deutschen Literatur.

Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.**

Jahrgang 1842. Einunddreissigsten Bandes

erstes Heft. (Nr. I.) Gr. 8. Preis eines

Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland.

Jahrgang 1842. Monat

Januar, oder Nr. 1—4. Gr. 8. Preis des

Jahrgangs 2 Thlr.

Die Allgemeine Bibliographie wird auch dem Repertorium der deutschen Literatur beigelegt. Neben Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Seite mit 2 Rgr. berechnet werden. Besondere Anzeigen etc. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brodhans.

Ergänzung der älteren Ausgaben von Goethe's sämtlichen Werken

in 55 Bänden, sowol in 8. als in 16.

Bei Ertheilung des Bundesprivilegiums für die letzte Ausgabe der Goethe'schen Werke ist von einer hohen Bundesversammlung angeordnet worden, daß im Interesse der Besitzer der ältern Ausgaben, denselben durch Supplemente Alles zum Ankauf bereit gehalten werden solle, was diese neueste Ausgabe mehr enthält als die frühern.

Wir haben daher, im Einverständniß mit den v. Goethe'schen Erben, längst Anstalt getroffen, diesem hohen Auftrage nachzukommen, und es ist uns gelungen, Herrn Dr. J. P. Eckermann, den vieljährigen Freund und Hausgenossen Goethe's, den gründlichsten Kenner seiner Schriften, für die besondere Zusammenstellung alles Dessen zu gewinnen, was nachher noch von Goethe'schen Schriften vorgefunden und für die lehterschienene Ausgabe in 40 Bänden benutzt worden ist.

Es besteht dies in Folgendem:

(Eintheilung der Taschenausgabe.)

Erster Band.

Vermischte Gedichte. An Personen. Invektiven. Satyre Xenien. Nachträge zum Divan. Maximen und Reflexionen. Verschiedenes Einzelne. Reise der Edhne Megaprozons. Brief des Pastors an seinen Amtsbruder u.

Zweiter Band.

Das Lustspiel: Die Betze. Iphigenia in Prosa. Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella in der frühesten Gestalt. Hanswurste Hochzeit. Paraispomena zu Faust. Fragmente einer Tragödie u.

Dritter Band.

Die Metamorphose der Pflanzen. Beiträge zur Optik.

Vierter Band.

Der polemische Theil der Farbenlehre.

Fünfter Band.

Nachträge zur Farbenlehre, zur Mineralogie und Geologie. Biographische Einzelheiten. Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften.

Dieser reichhaltige Stoff wird in 4 Bänden in 8., gleiches Format wie die Ausgabe in 55 Bänden, und in 5 Bänden, Format wie die in 16., geliefert werden, welche Goethe's Portrait (in seinem 27ten Jahre), von Schwerdgeburth nach Chodowiecki in Stahl gestochen, als Beigabe erhalten. Da es unsere Absicht ist, die Anschaffung durch möglichst billigen Preis zu erleichtern, so werden wir

erstere, nämlich die 4 Bände in 8., in keinem Falle über 5 Fl. — oder 3 Thlr. —

letztere, " " 5 " in 16., nicht über 3 Fl. 15 Kr. — oder 2 Thlr. —

und, wenn eine ansehnliche Subscribentenzahl es möglich macht, noch billiger ansetzen lassen.

Wir laden nunmehr alle Besitzer der ältern Ausgaben von Goethe's sämtlichen Werken, welche diese Ergänzung derselben zu erhalten wünschen, hiermit ein, Unterzeichnungen auf die erscheinenden Supplementbände an die ihnen zunächst gelegene Sortiments-Buchhandlung recht bald abgeben zu wollen, auf welchem Wege wir allein die Größe der nöthig werdenden Auflage erführen können.

Im Laufe des Monats März wird der Druck begonnen und so schnellig betrieben werden, daß das Ganze noch im Sommer dieses Jahres vollständig ausgegeben werden kann. Vorausbezahlung verlangen wir nicht.

Das Format wird, wie oben gesagt, genau den ältern Editionen sich anschließen, Papier und Druck aber den Anforderungen der jetzigen Zeit entsprechend gewählt werden.

Da die Auflage nicht viel größer gemacht werden kann, als die Zahl der einlaufenden Subscriptionen, so können zu spät eingehende Bestellungen möglicher Weise unberücksichtigt bleiben müssen, und wir ersuchen deshalb die verehrlichen Theilnehmer, in ihrem eigenen Interesse, um baldige Mittheilung ihrer Wünsche durch die ihnen zunächst gelegenen Sortimentshandlungen; da wir unsere Versendungen nur an Buchhandlungen machen.

Ausführlichere Prospective und Subscriptionslisten werden demnächst an alle Sortimentshandlungen gesandt werden.

Stuttgart und Tübingen im Januar 1842.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Das Unmoralische der Todesstrafe.

Von Dr. Michael Petöcz. Gr. 8. Geh. 18 Ngr.

Die „Anstalt der Welt“ des Verfassers, zu welcher diese interessante Schrift einen Nachtrag bildet, erschien 1839 und kostet 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1842.

f. A. Brockhaus.

Bei J. Urban Stern in Breslau ist erschienen:

Der Titanide.

Novelle in 2 Bänden, von Karl Citner.

Auf dies neueste schöpferische Product des Verfassers des „Robernen Razarus“ (Leipzig, bei Brockhaus, 1838) erlaube ich mir, als ein bedeutames Werk, aufmerksam zu machen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
 für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
 1842. Januar. Nr. 457—461.

Inhalt:

Die Jungfrau mit dem Kinde, nach Van Dyl. — Die Souveraine europäischer Abkunft, nach den Zeitpunkten ihres Regierungsantritts, geordnet am 1. Januar 1842. — Ein Tag Ludwig's XIV. in Versailles. — Der Brand des londoner Lomew. — Von den Kometen. — Christian Fürchtegott Gellert. — Die Kathedrale von Eyon. — Frankreichs Marschälle. — Philipp Bouverman. — Landreise von Indien nach Europa. — Der Prinz von Wales. — Eine walachische Postkutsche. — Das Ägyptische und das Gregorianische Museum in Rom. — Der Meteorsteinregen zu Zwan in Ungarn. — Handel Frankreichs im Jahre 1840. — Eine londoner Bierbrauerei. — Der spanische Kesselflicker, nach Murillo. — Die ausgezeichnetesten Verstorbenen des Jahres 1841. — Die Stadt Bedchapur. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

In Abbildungen enthalten diese Nummern:

Die Jungfrau mit dem Kinde, nach Van Dyl. — Ludwig XIV. in seinem Schlafgemach. — Christian Fürchtegott Gellert. — Die Kathedrale von Eyon. — Eine Landkutsche, nach Bouverman. — Sultanisch in Nordpersien. — Gottfried August Bürger. — Eine walachische Postkutsche. — Eine londoner Brauerei. — Der spanische Kesselflicker, nach Murillo.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Abkürzungen** werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **Besondere Anzeigen** zc. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzelne kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
Rational-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.
Ursprungsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

J. K. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Une chaîne par Scribe.

Gr. 8. Brosch.

Répertoire du théâtre fr. à Berlin. 2. Série Nr. 7 à 5 Sgr. für Subscribenten auf eine Série von 6 Nr. (6—8 vollständige Stücke) einzeln 7 1/2 Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Druck und Verlag von J. K. Brockhaus in Leipzig.

Sorben empfangen wir von Paris:

VOTAGE
AU POLE SUD
 ET DANS L'OCÉANIE,

sur les corvettes

L'Astrolabe et la Zélée,

exécuté par ordre du roi

pendant les années 1837—1838—1839—1840,

sous le commandement

de M. J. Dumont-D'Urville,

capitaine de vaisseau.

Publié par ordonnance de sa Majesté.

Histoire du voyage

par

Dumont-D'Urville.

TOME PREMIER.

1 vol. In-8. avec carte et atlas. Paris, 1841.

Preis der gewöhnlichen Ausgabe 1 1/2 Thlr.

— des Atlas 4 1/2 Thlr.

— der Ausgabe auf Bellinapapier mit Atlas 6 1/2 Thlr.

Diese letztere Ausgabe wird nicht ohne den Atlas ausgegeben.

Leipzig, im Februar 1842.

Brockhaus & Asenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei J. Neban Kern in Breslau sind sorben erschienen und in allen Buchhandlungen Schlesiens zc. zu haben:

Synchronistische Tabellen

zur vergleichenden Übersicht der

Geschichte

der deutschen Rational-Literatur.

Zum Gebrauche beim Unterrichte in höhern Lehranstalten und für Freunde der Literatur.

Von **Karl Götter.**

Erste Lieferung in gr. 4. Geh. Preis 11 1/2 Sgr.
 (Älteste Literatur bis zu den Minnesängern 300—1350.)

Das Ganze in circa 3—4 Lieferungen.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Das Kriegerthum.

Von einem Invaliden.

Erster Theil:

Ueber die Wahl und Bildung höherer Truppenführer.

8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Litterarischer Anzeiger.

1842. Nr. VII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile, oder deren Raum 2½ Ngr.

Schul- und Unterrichtsbücher.

Nachstehende, in den letzten Jahren in meinem Verlage erschienenen Schul- und Unterrichtsbücher erlaube ich mir Lehrern und Erziehern zur besondern Beachtung zu empfehlen:

Gähner (J.), Zwei Mal zweihundertfünfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Auf neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von D. J. H. Eubner. Die 103te der alten, oder die 4te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 1837. 10 Ngr.

Kantengießer (A. E.), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Matthäi (H.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 25 Ngr.

Wuts Wuts (J. C. F.), Kurzer Abriß der Erdbeschreibung. Als Leitfaden und Memorienbuch für Schulen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1829. 22 Ngr.

Kaumer (A. C. v.), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorlesung der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

— Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Palästina. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.

— Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina“. Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr.

Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Cobbett's (William), englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat-, und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von J. F. F. Kallschmidt. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1839. 22 Ngr.

Klauser-Plattowski (K.), Praktisches Französisches Handbuch zum Übersezen aus dem Deutschen ins Französische zur Übung in der Umgangssprache der Franzosen. Zwei Theile. (I. Lert. II. Vocabular.) 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Schlüssel zum Praktischen Französischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre französischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. 1841. 20 Ngr.

— Praktisches Italienisches Handbuch u. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Schlüssel dazu u. 8. 1841. 20 Ngr.

— Praktisches Englisches Handbuch u. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Schlüssel dazu u. 8. 1841. 20 Ngr.

Sang (J. C.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1839. 1 Thlr.

Eubmann (C. W. v.), Lehrbuch der neuenglischen Sprache. Gr. 8. 1836. 1 Thlr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Dritte Auflage. Breit 8. 1841. Cart. in einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr. Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. A complete Dictionary english-german-french. On an entirely new plan, for the use of the three nations. Third edition. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

II. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Troisième édition. Breit 8. Cart. 1841. 25 Ngr.

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Dritte Auflage. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr.

Endwig (Ch.), Complete dictionary, English and German, and German and English. Second edition, carefully corrected and accommodated to the general use of both nations; improved with a more precise account of the signification of the words, phrases, and proverbs, and enlarged with a great number of new expressions, and with a table, of the irregular verbs, both English and German. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gmel (A.), Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kager (C. F. v. d.), Praktische Übungen für angehende Mathematiker. Ein Hülfsbuch für Alle, welche die Fertigkeit zu erlangen wünschen, die Mathematik mit Nutzen anwenden zu können. Zwei Bände. Mit 12 Figurentafeln. Gr. 8. 1828—29. 4 Thlr.

Die beiden Bände auch unter den Titeln:

I. Das Strecken, Herwanbeln und Theilen der Figuren. Ein Hülfsbuch für Geometer- und für Solche, die mit Gemeintheilungen zu thun haben, und ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

II. Die Lehre von dem Kreise. Erläutert durch eine bedeutende Sammlung von systematisch geordneten Aufgaben aus allen Theilen der reinen Mathematik. Ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

Ungern-Sternberg (H., Baron v.), Projectionslehre (Géométrie descriptive). Mit 12 lithographirten Tafeln. Gr. 4. 1828. 1 Thlr.

Lehrern, die sich vor der Einführung der vorstehenden Lehrbücher näher vertraut damit machen

wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch eine Buchhandlung an mich wenden.
 Leipzig, im Februar 1842.

J. A. Brockhaus.

Den zahlreichen Verehrern Meyerbeer's zeigen wir an, dass die letzten Nummern der

Méloides de G. Meyerbeer

folgende acht Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Piano und deutschem und französischem Text enthalten: Der Garten des Herzens; Gesang der Schnitter; Sulditra; Hör' ich das Liedchen; Komm; Scirocco, Sie und ich, und das Lied vom Meister Floh für eine Bassstimme. Preis à 5—10 Sgr.

In einigen Tagen erscheint:

Le Moine (Der Mönch) transcrit par F. Liszt.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Die Zeitinteressen.

Unter diesem Titel erscheint von Neujahr 1842 an eine Zeitung, welche in politischer, literarischer, artistischer, technischer, ökonomischer, gewerblicher, mercantillischer, historischer, geographischer, naturhistorischer, überhaupt wissenschaftlicher und religiöser Beziehung die Erscheinungen der Zeit begleitet und eine allseitige wohlgeordnete Controle der Zeit unter den höchsten Gesichtspunkten bietet.

Im Monat Januar sind außer einer fortlaufenden Tageschronik und den kürzern Nachweisen der Fortschritte, Rückschritte und Tendenzen der Zeit an größern Aufsätzen erschienen:

- I. in der Tages-Chronik **J. G. Wagner's** Nekrolog mit dessen Portrait in Stahlstich.
- II. Von Zuständen und Parallelen: **Die katholischen Zustände in Baden.** — **Pressfreiheit in England.** — **Wunschnen des deutschen Volkvereins.** — **Die Medicin unserer Zeit.** Erster Artikel. — **Überblick der politisch-socialen Zustände in Europa im Jahre 1841.** Erster und zweiter Artikel.
- III. Von Verbesserungsvorschlägen und Debatten darüber: **Eisenbahnen auf Staatskosten.** — **Die Richtung von Eisenbahnen,** mit besonderer Beziehung auf das Recht des deutschen Bundes und in Anwendung auf Würtemberg. **Reminiscenzen und Wunschnen aus dem Kants- und Staatsleben:** I. Was verlangt die Zeit von einem Staatsmanne? II. Das historische Princip.
- III. Die Redaction auf dem kirchlichen Gebiete.
- IV. Der kirchliche Friede. V. Die Ehre der Deutschen. VI. Das Wirken für den Beruf.
- VII. Die Cardinaltugenden des Verwaltungsbeamten. VIII. Die Verwaltung und das Leben. — **Gefahr der Uebersiedelung.** — **Der Wirkungsbereich des Kruges.** — **Die Krankheits- und populäre Vorträge für Gewerbetreibende.** — **Gesungen, ihr Werth und ihre Bedeutung.** — **Volksgerichte.**
- IV. Fortschritte, Rückschritte und Tendenzen: **Die Landwirtschaft in Würtemberg.**

So oft es der reichlich zutreffende interessante Stoff erlaubt, werden noch besondere Beilagen gratis gegeben. Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in Großquart auf feinstem weißen Papier. Der Pränumerationspreis beträgt für das Jahr nur 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein. Bestellungen

nehmen alle solche Buchhandlungen und alle Postämter des In- und Auslandes an.

Pflichtmäßige Beiträge werden nach Verlangen ankündigend honorirt. Anzeigen jeder Art finden schnelle Aufnahme.

Wien, am 1. Februar 1842.

Verlag der Stettin'schen Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Medicinalpflanzen

der

österreichischen Pharmakopoe.

Ein Handbuch

für

Ärzte und Apotheker

von

Stephan Endlicher,

Doctor der Medicin, k. k. Professor der Botanik und Mitglied der medicinischen Facultät an der Universität zu Wien.

Wien 1842.

Gr. 8. In Umschlag broch. Preis 3 Thlr. 8 gGr.

Gegenwärtiges Buch enthält ausser der detaillirten naturhistorischen Beschreibung der einzelnen in die österreichische Pharmakopoe aufgenommenen Pflanzenarten auch Alles, was über die gebräuchlichen Theile derselben in pharmakognostischer Beziehung für Arzt und Apotheker zu wissen nöthig ist. Die Monographien der verschiedenen officinellen Pflanzen sind in die Fächer des vom Verfasser vielfach umgestalteten natürlichen Systems vertheilt und nach Familien unter den Gesichtspunkt der Einheit gebracht worden. Jeder Pflanzenfamilie ist ausser einer Übersicht des Formenkreises, welchen sie umfasst, auch das Wichtigste über ihre geographische Verbreitung und über die Eigenschaften, durch welche sie ausgezeichnet ist oder mit andern übereinkommt, vorausgeschickt. Die bemerkenswerthesten Cultur- und Nahrungspflanzen, und viele nicht mehr gebräuchliche, oder wenigstens nicht in den österreichischen Medicamentencodex aufgenommene Medicinalpflanzen sind an ihrer Stelle kurz erwähnt, oder auch weitläufiger behandelt und dienen dem Rahmen des Systems abzuschliessen, sodass das Buch zugleich einen Abriss der Systematik gibt, für welchen die einzelnen Arten wieder Beispiele und Belege sind. Ein dreifaches Register, nach der officinellen Nomenclatur, nach den gebräuchlichen Pflanzentheilen und ein alphabetisches der systematischen Benennungen, dient zur Verständigung, und gewährt Übersicht und Orientirung.

Neu erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mejer (Dr. G. F.), Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Enthaltend die Constructionen einer Universal-Encyclopädie aller akademischen Hauptstudien. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1842.

J. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt
mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes

von

Dr. Gustav Pfizer.

Zweite Lieferung. Preis 1 Fl., oder 14 gr.

Wir übergeben das zweite Heft des Nibelungenliedes mit der zuverlässigen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen, mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben und welche dahingingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrwürdigen Nationalepos in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuester Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheilnehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentfalte Ate die bleibende Liebe zu echter, volkstümlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen. Das Ganze wird in acht Lieferungen à 1 Fl. Rhein., oder 14 gr., erscheinen und die dritte Lieferung innerhalb vier Wochen ausgegeben werden können.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius**, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries**, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. Januar.

Inhalt:

Baumgarten-Crusius: 1. Kritik der christlichen Dogmen, nach Anleitung des apostolischen Symbolums. Von **K. Conradi**. 2. Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt von **D. F. Strauss**. 3. Das Wesen des Christenthums. Von **L. Feuerbach**. 4. Christus in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Drei Abhandlungen als Beiträge zur richtigen Fassung des Begriffs der Persönlichkeit. 5. Die speculative Dogmatik von Strauss. Erster Band. Von **K. T. Fischer**. 6. Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. (Nr. 1—3.) — **Francke**: System des heutigen Römischen Rechts. Von **F. C. v. Savigny**. Erster Artikel. (Nr. 3—5.) — **Zeis**: Über den jetzigen Standpunkt der Tenotomie. (Nr. 5, 7 u. 8.) — **Fries**: Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit von **J. Schaller**. (Nr. 8—12.) — **Hase**: Moritz Herzog und Kurfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation, von **F. A. v. Langemann**. (Nr. 10, 11 u. 12.) — **Goetting**: Über die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbnis und ihre ursprüngliche Gestalt. Von **O. F. Gruppe**. (Nr. 13—15.) — **Schleiden**: *H. R. Goepfert*, De coniferarum structura anatomica. (Nr. 16—17.) — **Fries**:

Lehrbuch der Geometrie, ausgearbeitet von **C. L. A. Kasse**. Erster Band. (Nr. 19 u. 20.) — **Schulze**: Das nationale System der politischen Ökonomie. Von **F. List**. Erster Band. (Nr. 20—22.) — **Tuch**: Liber climatum auctore Schleicho Abu-Ishako-Faresi vulgo el-Istthachri. Ad similitudinem codicis Gothani accuratissime delineandum et lapidibus exprimendum curavit **J. H. Müller**. (Nr. 22 u. 23.) — **Wolff**: Ulrich. Von **Ida Gräfin Bahn-Hahn**. (Nr. 23 u. 24.) — **Tross**: 1. Bijdragen tot de oude letterkunde der Nederlanden, door **L. G. Visscher**. 2. Fergunt. Ridderroman mit den Fabelkring van de ronde Tafel, uitgegeven door **L. G. Visscher**. 3. Nieuwe Werken van de maatschappij der Nederlandsche letterkunde te Leiden. (Nr. 24 u. 25.) — **Ungedruckte Briefe von Leibnitz**; **Chronik der Universitäten**; **Gelehrte Gesellschaften**; **Beförderungen und Ehrenbezeichnungen**; **Nekrolog**; **Literarische Nachrichten**; **Miscellen**; **Ankündigungen**.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **J. Urban Kern** in Breslau ist erschienen:

Schloss Gorzyn.

Roman aus den Papieren
einer Dame von Stande.

8. Geh. Velinpapier. 1 Thlr. 15 Egr.

Der sehr günstige Erfolg, den diese Dichtung aus der Feder einer vornehmen, geistreichen Dame in so kurzer Zeit erlebte, rechtfertigt die Erwartungen, die wir bei Erscheinen derselben aussprachen.

En vente chez **Broekhaus & Avenarius** à Leipzig:

de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5 1/2 Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1 1/2 Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 1. Souvenirs des Açores, par **Jules de Lastoyrie**. — Les deux fleurs, par **Louis Lurine**. — Impressions de jeunes femmes. Peur, peine et plaisir. Par **Mad. Eulalie Bayoux**. — La principauté de Monaco, par **Maximilien**. — Colonies pénitentiaires de L'Angleterre, par **Casimir Henricy**. — Souvenirs du Parlement de Paris. La fausse pucelle d'Orléans. Par **H. R.** — *Tribunaux:* L'exercice des hommes de garde. Un homme poli. Le portrait d'une femme mariée.

Sommaire du No. 2. Une course dans l'Asie-Mineure. Lettre à M. Sainte-Beuve, par **Ampère**. — Le Rhin, par **Victor Hugo**. — La Belgique. Histoire. Caractère. Par le comte de **Vandoeuil**. — Histoire d'un musicien compilateur. Dangers de la prévention. Par **Castil-Blanc**.

Bei mir ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die 5. Auflage der Octav-Ausgabe

der
Frithjofs Sage

von
Gustav Tegner.

Aus dem Schwedischen

von
Gottlieb Mohnike.

Brosch. Preis 1 Thlr.

Dieser so bald nach Erscheinen der vierten durchaus verbesserten und vermehrten Auflage nöthig gewordene Abdruck liefert den sprechendsten Beweis, daß die Übersetzung des Herrn **Dr. Mohnike** nicht allein den größten Beifall gefunden, sondern auch wegen der beigegebenen erklärenden Anmerkungen und der in dem Vorwort enthaltenen Einleitung den Vorzug vor allen andern Übersetzungen behauptet hat. Dieselbe bildet auch in dieser 5. Auflage den 3. Band der bei mir erschienenen

Sämmtlichen Gedichte

von
Gustav Tegner.

Deutsch von **Gottlieb Mohnike.**

und ist davon der 1. und 2. Band, broschirt, für den Preis von 2 1/2 Thlr. ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Neben dieser kritischen und commentirten Ausgabe der **Frithjofs Sage** kann auch die vor kurzem, auf vielfaches Verlangen, in dem jetzt allgemein beliebten

Schiller, Götter-epikuren — und bereits sehr häufig aufgenommenen wohlfeile —

Zwischen-Ausgabe

mit erklärendem Wortregister für den Preis von nur 1/2 Thlr. fortwährend bezogen werden.

Ferner hat soeben die Presse verlassen und ist von mir an alle Buchhandlungen verkauft worden:

Die Nachtmahlskinder

von
Gustav Tegner.

Deutsch von
Gottlieb Mohnike

Zweite Auflage.

12. Sander broschirt. Preis 1/2 Thlr.

Diese aus dem ersten Theil der Tegnerschen Gedichte besonders abgedruckte religiöse, höchst anziehende Dichtung fand gleich bei Erscheinung der ersten Auflage den ungetheiltesten Beifall, und wurde besonders von Erziehern, Lehrern und Schulpflichtern — als das passendste und wohlfeileste

Confirmanden-Geschenk,

der größten Verbreitung würdig — einstimmig empfohlen.

Leipzig, im Februar 1842.

Carl Onoblock.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthes von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Davon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen zc. gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Laufend beigelegt.

Inhalt des Monats Januar:

Dorfzeitung. Vorwort. Die Nachtheile des allzu vermehrten Kartoffelbaus. — Der Obstbaum ist ein Baum des Nutzens, der Freude und der religiösen Erhebung des Menschen zu Gott; aber dennoch wird die Obstbaumpflanz vernachlässigt. — Über zweckmäßige Anlage der Dängerstätten. — Über Kartoffelmehl und dessen Anfertigung. — Warum sind bei weitem unserer Landleute in diesem Frühjahr ganze Äcker mit Kartoffeln nicht aufgegangen? — Wie man sich an heißen Sommertagen auf eine einfache Weise kaltes Wasser verschaffen kann. — Die beste Benutzung der Klostergärten. — Gruppen englischen Kinderlebens. Mit einer Abbildung. — Mittheilungen aus den Verhandlungen des Vereins zur Verbesserung der Landwirthschaft in Gondershausen. — **Wissen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Die Freier. — Pferdebegehrung. — Das unabdingbare ostindische Kopf. — Ausgaberegeln. — An einen jungen Geschäftsmann. — Enthüllung eines sehr wichtigen Geheimnisses, die Hundswuth betreffend. — Der hundertjährige Kalender. — Deschibbel Rakus, oder der Glockenberg auf der Halbinsel Sinai. — Der Todtentanz. — **Wissen, Ankündigungen.**

Leipzig, im Februar 1842.

F. A. Broekhaus.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Rgr.

PROSPECTUS.

BIBLIOTHECA ROMANA.

EDIDIT

G. JULIUS.

OPUS UNO VOLUMINE L ALIQUARUM PLAGULARUM ABSOLUTUM.

LIPSIÆ:

F. A. BROCKHAUS.

Die Bibliotheca Romana, welche im Laufe des Jahres 1842 erscheinen wird, soll, durch geordnete Zusammenstellung aller gedruckten Bücher und bildlichen Darstellungen, welche sich auf Rom, seine Lage, seine Geschichte, seine Denkmäler, seine Verfassung, sein religiöses und sociales Leben beziehen, eine bequeme Übersicht der gesammten Rom betreffenden Literatur gewähren.

Der Reichthum und die Wichtigkeit dieser Literatur rechtfertigen die Absicht, sie in einem speciellen Handbuche nachzuweisen.

Was bisher an Nachweisungen dieser Art vorhanden, ist unendlich zerstreut und muß aus zahllosen Büchern zusammengelesen werden. Für einzelne Partien gibt es zwar treffliche Hülfsmittel, wie z. B. in Bezug auf die Bibliotheken: Blume's „Iter Italicum“ u.; aber eine nur einigermaßen vollständige, alle Verhältnisse umfassende Zusammenstellung ist nicht vorhanden, und was mit dem Ansprüche, eine Übersicht darzubieten, sich gesammelt findet, genügt den Bedürfnissen, wenn es jemals genügt, wenigstens jetzt nicht mehr. Rangiaschi's „Bibliographie des Kirchenstaates“ reicht nur bis in das letzte Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, ist außerdem planlos zusammengetragen und in vielen Fällen so ungenau, daß sie z. B. oft ein und dasselbe Werk bald mit, bald ohne Namen des Autors, oder unter verschiedenen Titeln mehrmals verzeichnet; Hase's „Nachweisungen für Reisende in Italien“ lassen die ältere Literatur, sowie die ganze Historie, Verfassung, Institute u. ganz bei Seite, und sind für die neuere Literatur noch unzureichender als Rangiaschi's Werk für die ältere; Lichtenthal's „Manuale bibliografico“ enthält der Büchertitel zwar eine beträchtliche Anzahl mehr, aber nur solche, die sich aus Verlagskatalogen und Journalen mit leichter Mühe haben lassen, und ebenfalls ohne die verschiedenen Seiten des römischen Lebens und der römischen Geschichte zu berücksichtigen.

Durch die hier angekündigte Bibliotheca Romana wird daher der Versuch gemacht, eine große und oft gefühlte Lücke auszufüllen. Sodann, da zwischen den Ländern diesseit und jenseit der Berge der Verkehr, zumal der literarische, so beschränkt ist, daß man, was auf der einen Seite geleistet wird, auf der andern nur spät und spärlich oder gar nicht zu erfahren pflegt,

Bibliotheca Romana, quam anno MDCCCXLII proditurae illis viris, qui talia curant, breviter commendamus, libros typis expressos et tabulas aeri incisas, quotquot spectant ad Romam illustrandam justo ordine dispositas complectetur, omnia igitur exhibebit quae ad topographiam et historiam Urbis aeternae statumque praesentem referenda sunt, ita ut quicumque de monumentis artis antiquae et recentioris, de rebus publicis et privatis, sacris et profanis edoceri velit, scriptores hic accurate recensitos inveniat qui haec omnia tractarunt. Quantum usum talis bibliotheca habitura sit in tanta librorum qui de his rebus agunt gravissimis copia, facile intelliget, qui vel leviter his studiis imbutus est.

Ut nunc res se habet, summis molestiis ac difficultatibus ei qui in quancunque rem accuratius inquirere vult, dispersa undique colligenda sunt. Quamquam enim de singulis quibusdam egregia subsidia exstant, ex quibus Blume's *Iter Italicum* nominasse, sufficit, negari tamen non potest, eos libros si qui sunt, qui omnia complectantur, ita comparatos esse, ut nullo modo eum usum praestent quem a tali libro jure expectes. Rangiaschi's *Bibliographia Status Pontificalis* (*Bibliografia storica etc. Rom. 1792*) ne ad finem quidem saeculi praeteriti accedit, et tam imprudenter et negligenter composita est, ut non modo multa eaque gravissima praetermittat sed saepissime eundem librum modo allato scriptoris nomine modo omisso aut plane mutato titulo pluries repetat Hase's liber (*Nachweisungen f. Reisende etc. Leipzig 1821*) praeterquam quod multas res, at historiam, politicam, aliaque de consilio omittit, antiquiores libros non curat, et recentiores negligentius etiam affert quam Rangiaschius veteres. Lichtenthal's autem *Compendium bibliographicum* (*Manuale bibliografico del viaggiatore etc. Milano 1830*) libros quidem longe plures recenset, sed fere eos solum qui facili negotio ex indicibus et diariis corradri potuerunt, neque omnia respexit, quae is, qui de rebus et institutis Romanis quaerit, scire cupiat.

Quae cum ita sint, jure nostro speramus, fore ut hac *Bibl. Rom.* Viri docti non sine gaudio studia sua adjuncta sentiant.

so wünschen wir den beiderseitigen Gelehrten einen Dienst zu erzeigen, indem wir ihnen, wenigstens in Bezug auf Rom, so viel thunlich die ganze vorhandene Literatur, also beiden Theilen die entfernte und fremde neben der einheimischen und bekannten vor Augen stellen. Endlich, da die Erfahrung zeigt, daß Reisende, Sammler, Liebhaber von Alterthümern aller Art, oder solche Gäste der ewigen Stadt, die in reger Theilnahme für Einzelnes, gern die Untersuchungen, welche darüber angestellt worden sind, sich zu Nutzen machen wollen, meistens nicht wissen, wohin um Belehrung sich wenden, so hoffen wir auch diese zu beraten, indem wir ihnen die Bücher, welche Auskunft geben über alle Gehenswürdigkeiten, Alterthümer, Denkmäler, Münzen, Einrichtungen, Bräuche, kirchliche und bürgerliche Feste oder was sonst Interesse haben mag, in den betreffenden, leicht übersichtlichen Abschnitten unsern Rathes nachweisen.

Diesen verschiedenen Zwecken gemäß sind die Grenzlinien gezogen worden für das aufzunehmende Material. Vollständigkeit wird nur in Bezug auf Dasjenige angestrebt, was Rom, unmittelbar betrifft, so in der eigentlichen Stadtsbeschreibung, der Beschreibung und Untersuchung aller in Rom befindlichen Denkmäler, der römischen Institute, der engern Geschichte der Stadt u. s. w. Wo aber die zum Verständnis des eigen Römischen erforderlichen Hülfsmittel in die verschiedenen allgemeinen Gebiete selbständiger Wissenschaften eingreifen, wird es nöthig sein, eine Auswahl, den oben angegebenen Zwecken entsprechend, zu treffen, so daß einerseits den billigen Anforderungen Decret, die an Ort und Stelle des Handbuchs sich bedienen wollen, ohne genöthigt zu sein, daneben noch zu Anderm zu greifen, nach Möglichkeit genügt, andererseits aber das durch den Zweck, sowie die Bequemlichkeit des Gebrauchs gewiesene Maß nicht überschritten werde.

Bibliographisch im engern Sinne, die Werke, welche aufgeführt werden, auch die seltenern, und alten Drucke, zu beschreiben, wird nicht beabsichtigt. Doch werden die Titel vollständig und genau aufgeführt und überall die verschiedenen Ausgaben bemerkt und, wo es nöthig scheint, nach ihrem verschiedenen Werthe charakterisirt werden. Um das Buch gemeinnütziger zu machen, werden die kurzen Anmerkungen in lateinischer Sprache gegeben werden. Quellenchriften und Abhandlungen, welche sich zerstreut in Sammelwerken, Zeitschriften oder in solchen Büchern, wo sie nicht leicht gesucht werden, befinden, sollen ebensowohl als die den Gegenstand eigentlich behandelnden Schriften verzeichnet werden.

Das Material ist dadurch zusammengebracht, daß der Verfasser die Bibliotheken Roms durchmusterte, das übrige aber aus den schon gehend vorhandenen Hülfsmitteln, bibliographischen Werken, Katalogen und Literaturnachweisungen in den verschiedenen betreffenden Specialwerken und Monographien hinzufügte.

Nam cum Alpes commercio litterario majus impedimentum faciant, quam paucis est, et raro ea, quae in Italia eduntur, in usum veniant ceterarum gentium Viri docti, ut nec Itali magnam partem eorum cognoscere possunt, quae foris scribuntur — quae quam vera sit quaerimonia, facile quisque sibi potest persuadere, — utriusque partis Viri docti haud parvo cum fructu subsidio utentur, quo libri qui ad Romanam spectant omnes notitiae eorum quam plenissime et accuratissime tradantur. Neque tamen solum Viris doctis studemus. Et enim cum experientia edocti bene sciamus, eos qui Romanam adierint, de multis rebus antiquis et recentioribus, de monumentis, nummis, fastis, institutis ac moribus accuratius edoceri cupere, quam vulgo fit, necesse tamen, unde haec quaerant, etiam talibus usui fore librum nostrum speramus.

Bibliotheca igitur Romana quaecunque ad ipsam Romanam et res a Populo Romano gestas referenda sunt, quae quidem Urbis topographiam, monumentorum cujusque generis in ea servatarum historiam et descriptionem, insularum Romanarum explicationem, Urbis ipsius historiam et similia spectant, omnia plenissime recensere, neque quicquam, quantum fieri potest, omittet. Ubi tamen ex variis disciplinis petenda sunt quae ad explicandas res Romanas necessaria videntur, delectus quidam habendus erit, ita quidem, ut dum ejus usui consulatur qui fortasse Romae ea uti velit nec alios ad manum habeat libros bibliographicos quos perquirat, is tamen modus adhibeatur, quem ratio talis jubet.

In recensendis libris non ita versabimur ut bibliographia diligentia libros, etiam antiquiores et rariores, describamus, sed in ea continabit opera nostra, ut cujusvis libri indicem pleno et accurate afferamus, et diversas editiones enumeremus, addita de diversa eorum utilitate et auctoritate brevi quadam nota. Has et similes notas, quae de libris ipsi aut eorum auctoribus suscitatas hic illis notitiam habere latinae scribere aptissimum visum est in libris qui multum et diversorum usui destinatus est.

Ceterum praeter libros singulares, dissertationes etiam quae in magnis collectionibus, opusculis, ephemeridibus atque tescunt, summo studio collectae afferentur.

Omnia autem quae invententur in hac Bibl. ita ab editore collectae sunt, ut dum Romae versatur bibliothecam publicam et privatas sedulo perlustrans, omnia notaret quae e re esse viderentur, et tum adderet quae e Floris bibliographicis, indicibus librorum aliisque adici potuerunt.

Haec omnia denique hoc ordine digerantur:

PRAEMITTENDA.

- Cap. 1. Index libror. bibliographicor. qui in usum Bibl. Rom. adhibiti sunt.
- " 2. Index libror. bibliographicor. qui specialiter ad Romanam Romanaque spectant.
- " 3. Ephemeridarum recensio, 1) Romae editarum, 2) aliarum quae dissertationes res Romanas spectantes exhibent.

Libri I.

RES PHYSICAE.

- Cap. 1. De his quae in universum ad terrae solisque naturam participant.
- " 2. De altitudinum dimensionibus aliisque geometricis et rebus astronomia.
- " 3. De coeli natura, et salubritate et penitenti adaptatione (quae dicitur „Astr. critica“).
- " 4. Mineralogica.
- " 5. Botanica.
- " 6. Zoologica.

Libri II.

HISTORIA ROMANA.

- Cap. 1. Historia Romana universalis, 1) Fastium collectiones, 2) Scholia geographica et chronologica, 3) Opera quae totius Romae historiae tractant, 4) Historia gentium ante R. conditam, 5) Historia Romana.
- " 2. (Hist. specialis Pars I.) Historia politica, 1) Antiquitatis (universae — singulorum virorum, Consulum, Imperatorum, 2) Imperii cadentis et expugnationis, 3) Media aevi (universi — familiarum Romae — Speculum quatuordecim saeculorum), 4) Recentioris aevi, 5) Historia Paparum et Pontificum Cardinaliumque Romanorum.
- " 3. (Pars II.) Historia Romana, 1) Antiquitates sacrae veterum Romanorum, 2) Antiquitates et caeremoniae sacrae Christianae.

- Ca p4. Antiquitates et ritus civiles. } 1) Veterum Romanorum. 2) Christianorum.
 " 5. Antiquitates militares.
 " 6. Antiquitates vitae privatae.
 " 7. Historia litteraria. 3) Universalis, 2) Specialis, virorum doctissimorum, scriptorum Romanorum et postarum.
 " 8. Historia artium. 1) De artis Romanae archaeologia. 2) Historia omnis aevi, a. architecturae, b. sculpturae, c. picturae, d. musicae. 3) Vires Architecturae, Sculpturae Picturae et Musicae.

Liber III. DESCRIPTIO ET HISTORIA URBS.

- Cap. 1. Itineraria aliique libri qui de tota Italia aut parte ejus aliqua atque de Roma agunt.
 " 2. Descriptio Urbis universae tam veteris quam recentis. 1) Collectiones variorum librorum topographic. et antiquarior. 2) Descriptiones topographicae vetustissimae — Tabulae quorundam et postarum descriptiones urbis — Descriptiones antiquariae Saeculi XV — Itineraria ejusdem Saec. — Descriptiones antiquariae Saeculi XVI — Urbis et monumentorum formam primitivam graphice restaurandi consilia Saeculi XVI — Descriptiones eruditae et graphicae Saeculi XVII — Saeculi XVIII — Saeculi XIX — Libros qui „Guida“ Italicae dispart series. 3) Ichnographiae et Prospectus Urbis.
 Cap. 3. Descriptio singularum Urbis partium. 1) Tibria et Insula Tiberina — Montes Vaticanae Japygiaeque et Maris, Capitolinus, Palatinus, Aventinus, Caelius, Quirinalis, Viminalis, Esquilinus, Pincus, Testaceus et alii casu orti — Campus Martius — Regio Transiberina. 2) Regiones Urbis. 3) Moenia et portas — Pontes — Viae, fora, ambulationes — Fontes, aqueductus, cloacae. 4) Horti — Villae.
 " 4. Monumentorum singulorum descriptio. 1) Libri qui diversi generis monumenta complectuntur (Romana — Tusca — Christiana). 2) Aedificia, a. antiquitatis Romanae (templa — arcus — sepulcrorum monumenta — obelisci — portiones — circi — amphitheatra — theatra — thermae — palatia et aedificia publica), b. medii aevi et nostri temporis. 3) Vasa et utensilia — a. a. — lapideae et candelabra — specula. 4) Plastica opera, a. antiquitatis (signa — opera caelata — anaglypta), b. recentioris artis. 5) Picturae, a. antiquitatis (vascula picta — tectoria picta — musiva), b. recentioris artis (picturae in tectorio et in textili [tapetia] — tabulae aeri incisae etc.). 6) Numismata. 7) Inscriptiones.
 " 5. Specialia quaedam quae ad historiam Urbis pertinent. 1) De everione monumentorum, ruina veteris et incrementis recentioris Urbis. 2) De historia effodiendi et colligendi monumenta Urbis.

Liber IV. RES ET INSTITUTA NOSTRI TEMPORIS.

- Cap. 1. Statistica.
 " 2. Respublica (Sedia vacante, Conclave, Electio Pontificis Romani, consecratio, coronatio et processus Lateranensis. — Comitatus Pontificis et dignitates palatii apostolici. — Sacra Consistoria. — Congregationes tribunalesque et collegia Romana — Urbis magistratus.
 " 3. Leges et vestigia.
 " 4. Res militares.
 " 5. Ecclesiastica. 1) Loci Sacri. 2) Tempora sacra. 3) Ritus.
 " 6. Instituta pia et Beneficentiae.
 " 7. Artes et disciplinae earumque scholae — Academiae — Bibliothecae — Musea.
 " 8. Agricultura — Opificia — commercium.
 " 9. Res privatae — Fasta — Ludi.

APPENDIX.

Locorum in vicinis Regionibus alterum descriptio et historia.

INDICES.

1. Scriptorum.
2. Nominum et rerum secundum litterarum ordinem et.
3. Secundum argumenta dispositi.

In meinem Bedruff ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Farnkräuter in colorirten Abbildungen naturgetreu erläutert und beschrieben von Dr. **Gust. Kunze**, Professor der Bot. und Med., Director des bot. Gartens zu Leipzig. 1. Band. 4. Lieferung, oder **Schkuhr's Farnkräuter Supplement**. 4. 3 Bogen Text und 10 colorirte Kupfertafeln. In elegantem Umschlag. 2 1/2 Thlr.

Supplemente der Riedgräser (Cyperaceae) zu Schkuhr's Monographie in Abbildung und Beschreibung herausgegeben von Dr. **Gust. Kunze**, Professor der Bot. und Med., Director des bot. Gartens zu Leipzig. 1. Band. 3. Lieferung, oder **Schkuhr's Riedgräser neue Folge**.

8. 2 1/2 Bogen Text und 10 colorirte Kupfertafeln. In Umschlag. 3 Thlr.

Naturgeschichte der Vögel Deutschlands nach eigenen Beobachtungen entworfen von **J. A. Naumann**. Durchaus umgearbeitet und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und colorirten Abbildungen versehen von Professor Dr. **J. E. Naumann**. XI. Band. 4. Lieferung. 2 1/2 Thlr.

Letzteres Werk, das vollständigste und anerkannt beste seiner Art, dessen 1. bis 10. Band mit 277 sauber colorirten Kupfern 153 Thlr. kosten, wird aus 12 Bänden, einem Supplementbande und Generalregister bestehen und kann dessen Vollendung nunmehr innerhalb zwei Jahren zugesichert werden.

Leipzig, im Februar 1842.

Ernst Fleischer.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Iste Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1842.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl., oder 7 Thlr. 8 gr.

Inhalt:

Einige Beiträge zur Kenntniß des jetzigen Englands. — Zur Charakteristik Schiller's und seines Entwicklungsganges. — Über Successionsfreistigkeiten in Deutschland. — Die neuesten Ergebnisse und Fortschritte der Lebensversicherungsanstalten in Deutschland, mit Andeutungen über die nationalökonomische Wichtigkeit dieser Anstalten. — Der jetzige Staatsdienst, ökonomisch betrachtet. — Über die Befestigung von Ulm und Rastatt. — Deutschland, das Meer und Dänemark. — Die Autographensammlungen. — Etwas von deutschen Übersetzern. — Theaterreform. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wir übernehmen für Deutschland den Hauptdebit des

Journal des haras,

des chasses, des courses de chevaux, d'agriculture appliquée à l'élève du cheval et des bestiaux en général et de médecine comparée,

Journal des progrès des sciences zoologiques.

3 Bände. 8. 7 Thlr. ord., 5 1/2 Thlr. netto,

welches in 12 monatlichen Lieferungen erscheint, von denen je vier einen Band bilden. Wir kennen diese Zeitschrift in der pariser Originalausgabe zu demselben Preise liefern, den der brüsseler Nachdruck kostet. Probehefte stehen auf Verlangen gern zu Diensten.

Leipzig, im Februar 1842.

Brockhaus & Weynand,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Auf die mit dem 1. Januar d. J. in meinen Verlag übergegangene

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von E. von Pfaffenrath und William Löbe. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Dritter Jahrgang. 1842. Preis 20 Rgr.

werden bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungs-Expeditionen fortwährend Bestellungen angenommen, wo auch Probenummern dieses Blattes gratis zu erhalten sind. Anzeigen werden mit 2 Rgr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Februar 1842.

J. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Jungfrau vom See.

Ein Gedicht in sechs Gesängen.

Aus dem Englischen des Walter Scott.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Rgr.

Leipzig, im Februar 1842.

J. A. Brockhaus.

Abfertigung.

Ein Herr Theodor Rohmer, Verfasser von „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft“, geberdet sich, wie der Frosch unter der Luftpumpe, in komischer Aufgeblasenheit wegen einer Kritik seiner Schrift in Nr. 3 u. 4 des Jahrgangs 1842 der „Blätter für literarische Unterhaltung“. Dieses grimme Lamm hat in Nr. 34 der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ eine geheimnißvoll drohende Erklärung von sich gegeben. Der Hr. Theodor ist wol ein blutjunger Schriftsteller, der nach Auf Schnappt und es sehr äbel nimmt, wenn man nicht sofort das kindische Geschwätz seines literarischen Erstlings zum wenigsten für die Vorrede eines dritten Evangeliums gelten läßt. Zu den vielen Wissenschaften, die er nicht studirt hat, gehört ohne Zweifel die Rechtswissenschaft, sonst hätte er unmöglich bei einer Kritik, die sein ebenso anmaßliches als handgreiflich unreifes Schriftchen eher zu milde als zu strenge bewurtheilt hat, in die Fesellei von „persönlichen Verleumdungen“ (*) verfallen können. *) Vermag er übrigens seiner verlegten Eitelkeit nicht Herr zu werden und will er sich ferner zum Besten geben, so mag er es immerhin vor den Gerichten mit einer frivolsten Verleumdungsklage versuchen. Vorläufig danken wir ihm, daß er auch das Publicum der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ auf die bemerkte Recension aufmerksam gemacht hat. Das war sehr gutmüthig.

Der Verfasser der betreffenden Kritik.

*) Gibt es etwa — nebenbei gefragt — auch nicht persönliche Verleumdungen?

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Auf das am 1. April 1842 beginnende neue vierteljährliche Abonnement der

Leipziger Allgemeinen Zeitung

werden bei allen Postämtern und Zeitungserpeditoren des In- und Auslandes Bestellungen angenommen. Der Preis beträgt in **Sachsen** vierteljährlich 2 Thlr., in den übrigen Staaten aber wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht.

Ankündigungen aller Art, welche durch dies Blatt die allgemeinste Verbreitung finden, werden der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2 Ngr. berechnet.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Verlags- und Commissionsartikel
von

Brockhaus & Avenarius,

*Buchhandlung für deutsche und ausländische
Literatur in Leipzig.*

1841. Januar bis December.

Denkwürdigkeiten der **Marie Capelle, Witwe La-farge**, von ihr selbst geschrieben. Erster und zweiter Band. Gr. 12. Leipzig. Geh. 2½ Thlr.

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. 1841. 24 Livrs. In-8. Leipzig. Preis des Jahrgangs 5½ Thlr.

Diese Zeitschrift, die eine **Auswahl des Besten der gesamten französischen periodischen Presse** gibt, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits ein grosses Lesepublicum erworben und der Absatz ist fortwährend im Steigen. Allgemein erkennt man die umsichtige Auswahl, die vielseitige Abwechslung und die Schnelligkeit der Mittheilungen an.

In allen **Buchhandlungen können Hefte des Écho eingesehen werden; es erscheint regelmässig in Heften von 2-3 Bogen am 15. u. 30. d. M.**

Les Français, peints par eux-mêmes. Texte par les sommités littéraires, dessins par **Gavarni, Monnier** etc. Nouvelle souscription pour l'étranger. T. I, II, livr. 1-10. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ½ Thlr., color. ¾ Thlr.

Giraudeau de Saint-Gervais, Die syphilitischen Krankheiten mit vergleichender Prüfung ihrer verschiedenen Heilmethoden und besonderer Würdigung der Behandlung ohne Mercur. Nebst einem Anhang über Prostitution. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe des Originals unter Mitwirkung des Verfassers übertragen. Mit den Kupfern der Original-Ausgabe. 2 Bde. Gr. 8. Leipzig. 3 Thlr.

Jacob (de), Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand par **Jouffroy**. 2 vols. In-8. Leipzig. 5 Thlr.

Jouffroy (H.), Catéchisme de droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. In-8. Leipzig. 1 Thlr.

Ahrens (H.), Cours de droit naturel, ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne. Gr. in-8. Paris et Leipzig. 2 Thlr.

—, Cours de psychologie, fait à Paris sous les auspices du gouvernement. 2 vols. In-8. Paris. 3½ Thlr.

Albéri (E.), Vita di Caterina de' Medici, saggio storico. In-4. Firenze. 10 Thlr.

Ampère, Histoire de la littérature française au moyen-âge, comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. In-8. Paris. 2½ Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XII. (1840.) In-8. — *Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1840.* In-8. — *Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1840.* In-foglio. Roma. Prän.-Pr. jedes Jahrgangs * 14 Thlr.

Für die früheren Jahrgänge tritt der Ladenpreis von 16 Thalern ein.

Aristote, La métaphysique, traduite en français pour la première fois; accompagnée de notes, par **A. Pierron** et **C. Zévort**. 2 vols. In-8. Paris. 5½ Thlr.

Armengaud (ainé), Publication industrielle des machines, outils et appareils les plus perfectionnés et les plus récents employés dans les différentes branches de l'industrie française et étrangère. Livr. 10. In-8. Avec atlas in-folio. Paris. 10½ Thlr.

Baldou (Dr.), L'hydropathie, méthode rationnelle du traitement, par sueur, l'eau froide, le régime et l'exercice. In-8. Paris. ¾ Thlr.

Bavoux (E.), Alger. Voyage politique et descriptif dans le Nord de l'Afrique. 2 vols. In-8. Paris 5 Thlr.

—, Philosophie politique, ou de l'ordre moral dans les sociétés humaines. 2 vols. In-8. 5 Thlr.

Bigel (Dr.), Manuel d'hydrosudopathie, ou Traitement de maladies par l'eau froide, la sueur, l'exercice et le régime, suivant la méthode employée par **V. Priessnitz** à Gräfenberg. Suivi d'un Mémoire physiologique sur la chaleur animale, par **M. Pelletan**, professeur. In-18. Paris. 1½ Thlr.

Boudin (J.-C.-M.), Traité des fièvres intermittentes, rémittentes et continues, des pays chauds et des contrées marécageuses. In-8. Paris, 1842. 2½ Thlr.

Carné (de), Du gouvernement représentatif en France et en Angleterre. In-8. Paris. 2½ Thlr.

Chapuy, Le moyen-âge monumental et archéologique. Vues et détails des monuments les plus remarquables de l'Europe. Depuis le VI^{me} jusqu'au XVIII^{me} siècle. Livr. I. In-fol. Paris. 1½ Thlr.

Chopin (J.-M.), Révolutions des peuples du Nord. T. I. In-8. Paris. 2½ Thlr.

Le nouveau Correspondant. Recueil semi-périodique, philosophique et littéraire. T. I à III. In-18. Paris. 3½ Thlr.

Dussieux (L.), Recherches sur l'histoire de la peinture sur émail dans les temps anciens et modernes et spécialement en France. In-8. Paris. 1½ Thlr.

Galerie des maréchaux de France. Dédicée à l'armée de terre et de mer. Par **Ch. Gavard**. Gr. in-4. Mit 42 in Stahl gestochenen Portraits. Paris. 5½ Thlr.

Giraudeau de St.-Gervais, Guide pratique pour l'étude et le traitement des maladies de la peau. In-8. Avec gravures. Paris. 2½ Thlr.

Philodemi Rhetorica ex Herculansen papyro lithographice Oxonii excusa restituit latine vertit dissertatione de graeca eloquentia et rhetorica notitiaque de herculansenibus voluminibus auxit annotationibus indicibusque instruxit **E. Gros**. Adjecti sunt duo Philodemi libri de rhetorica Neapoli editi. In-8. Paris. 3½ Thlr.

Platon, Le Parménide, dialogue traduit et expliqué par **J. A. Schwalbe**. In-8. Paris. 2½ Thlr.

Prangey (Girault de), Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores en Espagne en Sicilie, et en Barbarie. Gr. in-8. Avec gravures. Paris. 11½ Thlr.

Raczynski (Athanase, comte), Histoire de l'art moderne en Allemagne. T. III. Le nord de l'Allemagne, principalement Berlin. Avec atlas in-fol. In-4. Paris. 15 Thlr.

C'est le dernier volume. Les T. I, II content 45 Thlr.

—, Geschichte der neuern deutschen Kunst. Aus dem Französischen übersetzt von **F. H. von der Hagen**. Bd. III. Norddeutschland, besonders Berlin. Nebst Atlas in Fol. 4. Berlin. 15 Thlr.

Mit diesem Bande ist das Werk geschlossen. Die zwei ersten Bände kosten 45 Thlr.

Baoul-Rochette, Mémoires de numismatique et d'antiquité. In-4. Avec planches. Paris. 5½ Thlr.

Recueil de documents et mémoires originaux sur l'Histoire des possessions espagnoles dans l'Amérique à diverses époques de la conquête, publié sur les manuscrits anciens et inédits de la bibliothèque de **M. Ternaux-Compans**. In-8. Paris. 3½ Thlr.

Règle et statuts secrets des templiers, précédés de l'Histoire de l'établissement, de la destruction et de la continuation moderne de l'Ordre du Temple, publiés sur les manuscrits inédits des Archives de Dijon, de la Bibliothèque Corsini à Rome, de la Bibliothèque royale à Paris, et des Archives de l'Ordre par **C. H. Maillard de Chambure**. In-8. Paris. 3 Thlr.

Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato, raccolte, annotate ed edita da **E. Aiberti** a spese di una società. Serie I, vol. I. Serie II, vol. I. Serie III, vol. I. In-8. Firenze. Jeder Band 2½ Thlr.

Dieses Werk erscheint in Bänden von ungefähr 80 Bogen. Die Käufer müssen sich zur Abnahme von 10 Bänden verbindlich machen, von denen jährlich nicht mehr als vier und nicht weniger als zwei erscheinen werden.

Le Roman du Saint-Graal, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royale par **Francisque Michel**. In-8. Bordeaux. 1½ Thlr.

Die ganze Auflage besteht aus 100 Exemplaren.

(Der Beschluss folgt.)

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Ein Handbuch

für junge

Freunde und Freundinnen Jesu

von

Dr. S. S. Dräseke.

Auf Wellpapier schön gedruckt 10 Ngr.

Dieses Büchlein ist der Leitfaden, an welchem der Verfasser seine Confirmanden in das Heiligtum des Evangeliums zu führen gestrebt hat. — Es ist ein Versuch, und zwar ein von allen schon vorhandenen unabhängiger, in keinerlei Nachahmung befangener Versuch: den Geist des Evangeliums Jesu vor Jünglingen und Jungfrauen, die man dem Tage ihrer Confirmation entgegen bilden will, würdig auszusprechen. Es bietet sich als Hülfesbuch denen dar, welche das heilige Bedürfnis fühlen, die Eindrücke ihres Weisheitstages zu erneuern und dadurch zu befestigen.

Dies Büchlein ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten und verlegt bei

Gerold & Wablstab in Lüneburg.

Bei **Ed. Anton** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H. Dr., Rectitudines singularum personarum; nebst einer einleitenden abhandlung über landansiedlung, landbau, gutsherliche und bäuerliche verhältnisse der Angelsachsen. Brosch. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Leo, S. Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Besonderer Abdruck aus der Universal-Geschichte.) Gr. 8. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Wohlfeile Ausgabe

der „Skizzen aus dem Alltagsleben“
von **Frederike Bremer.**

Jeder Theil 10 Ngr.

Von dieser wohlfeilen Ausgabe, die den allgemeinsten Beifall findet, sind bis jetzt erschienen und unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Dritte verbesserte Auflage.

Mina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile.

Die Familie S.

Alle bereits erschienenen und noch erscheinenden Schriften von **Frederike Bremer** werden in dieser Ausgabe gegeben werden.

Leipzig, im März 1842.

f. A. Brockhaus.

Litterarischer Anzeiger.

1842. Nr. VII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile, oder deren Raum 2/4 Ngr.

Schul- und Unterrichtsbücher.

Nachstehende, in den letzten Jahren in meinem Verlage erschienenen Schul- und Unterrichtsbücher erlaube ich mir Lehren und Erziehern zur besondern Beachtung zu empfehlen:

Hübner (J.), Zwei Mal zweihundertfünfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von D. J. H. Hübner. Die 103te der alten, oder die 4te der neuen vermehrten und umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 1837. 10 Ngr. **Kannegiesser (A. E.),** Abriss der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Matthias (W.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 25 Ngr.

Gute Muths (J. C. F.), Kurzer Abriss der Erbschreibung. Als Leitfaden und Memorienbuch für Schulen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1829. 22 Ngr.

Rammer (R. C. v.), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorlesung der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1838. 5 Ngr.

— Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Palästina. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.

— Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina“. Mit 1 Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr. Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Cobbett's (William), englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Begriffen aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat-, und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute beglückt von H. F. C. Kalkschmidt. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1839. 22 Ngr.

Klauser-Plattowski (W.), Praktisches Französisches Handbuch zum Überlesen aus dem Deutschen ins Französische zur Übung in der Umgangssprache der Franzosen. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Schlüssel zum Praktischen Französischen Handbuche für Solche, die bei holländischen Wortkenntnissen ihre französischen Übersetzungen ohne Hilfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. 1841. 20 Ngr.

— Praktisches Italienisches Handbuch u. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Schlüssel dazu u. 8. 1841. 20 Ngr.

— Praktisches Englisches Handbuch u. Zwei Theile. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Schlüssel dazu u. 8. 1841. 20 Ngr.

Sang (J. C.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1839. 1 Thlr.

Rüdemann (C. W. v.), Lehrbuch der neugriechischen Sprache. Gr. 8. 1826. 1 Thlr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Dritte Auflage. Breit 8. 1841. Cart. in Einem Bando. 2 Thlr. 20 Ngr. Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. A complete Dictionary english-german-french. On an entirely new plan, for the use of the three nations. Third edition. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr. 20 Ngr.

II. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Troisième édition. Breit 8. Cart. 1841. 25 Ngr.

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Dritte Auflage. Breit 8. Cart. 1841. 1 Thlr.

Landwig (Ch.), Complete dictionary, English and German, and German and English. Second edition, carefully corrected and accommodated to the general use of both nations; improved with a more precise account of the signification of the words, phrases, and proverbs, and enlarged with a great number of new expressions, and with a table of the irregular verbs, both English and German. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr.

Onek (A.), Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hager (Gebr. Sel.), Praktische Übungen für angehende Mathematiker. Ein Hilfsbuch für Alle, welche die Fertigkeit zu erlangen wünschen, die Mathematik mit Nutzen anwenden zu können. Zwei Bände. Mit 12 Figurentafeln. Gr. 8. 1828-29. 4 Thlr.

Die beiden Bände auch unter den Titeln:

I. Das Berechnen, Verwandeln und Theilen der Figuren. Ein Hilfsbuch für Geometer und für Solche, die mit Gemeinheitstheilungen zu thun haben, und ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

II. Die Lehre von dem Kreise. Erläutert durch eine bedeutende Sammlung von systematisch geordneten Aufgaben aus allen Theilen der reinen Mathematik. Ein Übungsbuch für Alle, welche von der Mathematik einen nützlichen Gebrauch zu machen wünschen. Mit 6 Figurentafeln. Gr. 8. 1828. 2 Thlr.

Ungern-Sternberg (H., Baron v.), Projectionslehre (Géométrie descriptive). Mit 12 lithographirten Tafeln. Gr. 4. 1828. 1 Thlr.

Lehrern, die sich vor der Einführung der vorstehenden Lehrbücher näher vertraut damit machen

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **William Löbe**. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hierin erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Seite berechnet, **besondere Anzeigen** zc. gegen eine Vergütung von $\frac{1}{2}$ Thlr. für das Laufend beigelegt.

Inhalt des Monats Februar:

Vorzeitung. über das Waschen der Wäsche. — Das Rösten des Flachses und Hanfes ist überflüssig. — Über die Unterscheidungsmerkmale des Spiesglazes vom Braunkstein. — Mist oder Dünger? — Über die neuerlich beobachtete Kartoffel-epidemie. — Der Einfluß der Eisenbahnen auf den Ackerbau. — Über das Dörren des Sägeleins. — Die Torfäse als Dünger. — **Wissen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Landmanns Freuden. — Die Dorfgemeinde ohne Bettler, Säuer, Diebe und Proceß. — Büchermarkt. — Kleine Ursachen — große Wirkungen. — Zur Warnung. — Zigeunersitten. — Der Gotteslästerer. Schlesische Volkslage. — William Löbe's Naturgeschichte für Land- und Forstwirthe, Gärtner und Techniker. — **Bermischtes, Anzeigen, Ankündigungen.**

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

In der Buchhandlung von **J. F. J. Dulp** in Bern sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuigkeiten der Oster- und Michaelis-Messe 1842.

Beck, M. (Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Bern), Die ersten Elemente der Mathematik, 2te Abtheilung; enth.: a) Planimetrie, b) Stereometrie, c) Trigonometrie. Gr. 8. Mit 14 Kupfertafeln. 1 Thlr. 8 gGr.

Daraus besonders zu haben:

—, Die ersten Elemente der Planimetrie. Gr. 8. Mit 7 Kupfertafeln.

—, Die ersten Elemente der Stereometrie. Gr. 8. Mit 6 Kupfertafeln. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

—, Die Trigonometrie. Gr. 8. Mit 1 Kupfertafel. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

Francoeur, L. B. (Professor der Mathematik an der Universität zu Paris, Mitglied der philomat. Gesellschaft, Ritter der Ehrenlegion etc.), Vollständiger Lehrkurs der reinen Mathematik. Nach der vierten Originalausgabe aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. **Ed. Kulp** (Lehrer der Mathematik und Physik an der höhern Gewerbschule zu Darmstadt), II. 2te Abtheilung, enth.: Analytische Geometrie im Raume. Gr. 8. Mit 1 Kupfertafel. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Gelpke, Dr. E. Fr. (Professor in Bern), Grammatisch-historische Erklärung und Vergleichung der beiden ersten Capitel des Lukas und Matthäus, des Johanneischen Prologs, der apokryphischen und jüdischen Sagen. Gr. 8.

Rougemon, Fr. v., Zweiter Unterricht in der Geographie, die politische Erdbeschreibung, nebst den Elementen der Völkerkunde und politischen Geographie um-

fassend. Aus dem Franz. mit nachträglichen Verbesserungen und Bereicherungen des Verfassers ins Deutsche übersetzt von **G. H. Hugendubel**. Zweite Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 gGr., oder 2 Fl. 6 Kr.

Studer, G. (Professor), Das Buch der Richter, grammatisch und historisch bearbeitet. Zweite Ausgabe. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

—, **Dr. B.** (Professor in Bern), Anfangsgründe der mathematischen Geographie, ein Lehrbuch für höhere Gymnasien, Realschulen und das Selbststudium. Zweite Ausgabe. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 4 gGr., oder 2 Fl. 6 Kr.

Zehender, E. F., Mustersammlung deutscher Lesestücke aus den vorzüglichsten Prosaikern der neuern und neuesten Zeit, zur Bildung des Geistes und Herzens der reifern Jugend. Zweite Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr. 8 gGr., oder 2 Fl. 24 Kr.

—, Der schweizerische Jugendfreund, eine Vierteljahrschrift. 1842. Erstes Heft. Gr. 8.

Zeitschrift, Schweizerische, für Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe. Herausgegeben von einigen Ärzten der Schweiz, unter Mitwirkung mehrerer medicinischer Cantonalgesellschaften. Erster Jahrgang, in 12 Heften (Fortsetzung von Pommer's Zeitschrift). Gr. 8. (In Commission.)

Mendel, J. (Organist an der Hauptkirche und Gesangslehrer in Bern), Der Vorläufer zum Schülerchor, oder zwei- und dreistimmige Lieder für Sopran- und Altstimmen gesammelt und zunächst für seine Schüler herausgegeben. Erstes Heft. Quer 8. 12 gGr., oder 54 Kr.

—, Der höhere Schülerchor, oder Lieder von verschiedenen Componisten, zum Gebrauch in obern Schulclassen und Singvereinen für Sopran, Alt, Tenor und Bass bearbeitet. Erstes Heft. 4. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

—, Partitur. 4. 14 gGr., oder 1 Fl. 3 Kr.

—, Die Wacht am Rhein, von **M. Sch.**, für den Mänerchor componirt für Tenor und Bass (vierstimmig). 4. 4 gGr., oder 18 Kr.

Unter der Presse befinden sich:

Beck, M., Die ersten Elemente der Mathematik, erster Theil, enth.: a) Arithmetik. b) Algebra. Gr. 8.

Francoeur, L. B., etc., Vollständiger Lehrkurs der Mathematik; II. 3te Abtheilung, enth.: Differential- und Integralrechnung. Gr. 8.

Rougemon, Fr. v., Beschreibung des heil. Landes, nach Bräm. Gr. 8.

Deguin, M., Elementarcurs der Physik für Gymnasien und andere Lehranstalten. In 5 Büchern. Nach der vierten verbesserten und vermehrten Ausgabe ins Deutsche übersetzt. Mit Kupfern. Gr. 8. Erstes Bändchen.

Studer, B. (Professor), Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie. Gr. 8. Mit vielen eingedruckten Abbildungen.

Sobald erscheint in meinem Verlage folgende **interessante Schrift**, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

C a n c a n

e i n e s

deutschen Edelmanns.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei G. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von **Brockhaus & Avenarius,** *Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.*

1841. Januar bis December.

(Beschluss aus Nr. IX.)

- Sauvan (Dr. L.),** Exposé des principes scientifiques de l'hydrothérapie, autrement dite méthode de Gräfenberg. In-8. Varsovie. 5/12 Thlr.
Serradifalco (Domenico, Duca di), Le Antichità della Sicilia esposte ed illustrate. T. IV. In-fol. Palermo. 30 Thlr.
T. I—III kosten 66¼ Thlr.
Serre, Histoire politique de 1839 — 40. In-8. Paris. 1½ Thlr.
Spécimen du Gya-Tcher-Rol-Pa. Texte Tibétain, traduit en français et accompagné de Notes par Ph.-Ed. Foucaux. In-8. Paris. 1½ Thlr.
Walter (F.), Histoire de la procédure civile chez les romains, traduite de l'allemand par E. Laboulaye. In-8. Paris. 1½ Thlr.
Wertheim (Dr. L.), De l'eau froide appliquée au traitement des maladies, ou de l'Hydrothérapie, suivie de Remarques sur l'emploi des bains et des lotions dans l'enfance. In-8. Paris. ¾ Thlr.

*Von jetzt an ist nur durch uns zu be-
siehen:*

- Frege (C. E.),** Schulgrammatik der französischen Sprache. 3 Theile. Gr. 8. Güstrow, 1837—38. 1½ Thlr.
Erster Theil: Etymologie; nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ¾ Thlr.
Zweiter und dritter Theil: Syntax und Orthoëpie, ebenfalls nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ¾ Thlr.

Prachtwerke

aus dem Verlag von L. CUBMER in Paris.

- Les Anglais peints par eux-mêmes, par les sommités littéraires anglaises; dessins de Meadows, traduction par de la Bédollière. T. I. Gr. in-8. 5½ Thlr.
Bossuet (J.-B.), Discours sur l'Histoire universelle. 2 vols. Gr. in-8. 17¼ Thlr.
Dassance, Heures nouvelles, paroissien complet latin-français. Illustré par douze gravures religieuses exécutées sur acier par Keller, Steifensand et Batavand, d'après Frédéric Overbeck. Gr. in-8. 10¼ Thlr.
L'imitation de Jésus-Christ. Traduction nouvelle. Par l'abbé Dassance. Gr. in-8. Paris. 7½ Thlr.

Les Prières de l'église, encadrés dans de charmantes bordures en cinq couleurs rehaussées d'or. Livr. 1—28. à ¾ Thlr.

- Rivallière-Fraendorff (de),** La religion du coeur, ou le Guide du Néophyte. In-12. ¾ Thlr.
Saint-Pierre (B. de), Paul et Virginie et la Chaudière indienne. Gr. in-8. 14¼ Thlr.
Wordsworth (Dr. C.), La Grèce pittoresque et historique. Traduit de l'anglais par Reynault. Gr. in-8. 13¼ Thlr.

NOVA SCRIPTORUM LATINORUM BIBLIOTHECA, edidit C. L. F. Panckoucke.

In-8. Jeder Band 1¼ Thlr.

- Caesar (C. J.),** Opera, edidit Johanneau. 2 vol. — **Cicero (M. T.),** De oratore, edidit Durand. 1 vol. — **Cicero (M. T.),** Orationes, edidit Mangeart. T. 1, 2. — **Claudianus,** Opera, edidit Doullay. 2 vol. — **Cornelius Nepos,** Opera, ediderunt Johanneau et Mangeart. 1 vol. — **Curtius Rufus (Q.),** De rebus gestis Alexandri Magni, edidit Huguet. 2 vol. — **Florus (L. A.),** Epitome rerum romanorum, edidit Langlois. 1 vol. — **Horatius (Q. F.),** Opera, edidit Burette. 2 vol. — **Justinus,** Historiarum Philippicarum ex trogo Pompeio libri XLIV, ediderunt Johanneau et Dubner. 2 vol. — **Juvenalis (D. J.),** Satirae, edidit Chardin. 1 vol. — **Lucretius (T.),** De rerum natura libri VI, edidit Regnier. 1 vol. — **Plinius Secundus (C.),** Historiae naturalis libri XXXVII, edidit de Grandisagne. Vol. 1—6. — **Plinius Secundus (C. C. jun.),** Epistolarum libri X et Panegyricus edidit Gros. 2 vol. — **Salustius (C.),** Omnia opera, edidit Burette. 1 vol. — **Statius (P. P.),** Opera quae extant, edidit Dubner. 2 vol. — **Suetonius (C.),** Opera, edidit Gros. 2 vol. — **Vellejus Paterculus (C.),** Historia romana, edidit Chardin. 1 vol.

Von dieser, sowol durch ihre Correctheit als ihre schöne äussere Ausstattung ausgezeichneten Sammlung ist uns jetzt der Debit für Deutschland übertragen worden, und können auch einzelne Bände derselben durch jede Buchhandlung von uns bezogen werden.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.

In-12. Jeder Band 1¼ Thlr.

- Aimé-Martin,** De l'éducation des mères de famille. 1 vol. — **Aiséri,** Mémoires. 1 vol. — **Ballanche,** Oeuvres. 1 vol. — **Balzac,** Physiologie du mariage. 1 vol. Eugénie Grandet. 1 vol. Scènes de la vie privée. 2 vols. Scènes de la vie de province. 2 vols. Scènes de la vie parisienne. 2 vols. Le médecin de campagne. 1 vol. Le père Goriot. 1 vol. Le lys dans la vallée. 1 vol. Histoire des treize. 1 vol. César Birotteau. 1 vol. Le peau de chagrin. 1 vol. La recherche de l'absolu. 1 vol. — **Bossuet,** Discours sur l'histoire universelle. 1 vol. —

Byron, Oeuvres complètes. 4 vols. — **Cameens**, Les Lusiadas, poème en dix chants. 1 vol. — **Chénier (André)**, Poésies complètes. 1 vol. — **Confucius et Mencius**, Les quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine. 1 vol. — **Constant (E.)**, Adolphe. 1 vol. — **Dante Alighieri**, La divine comédie. 1 vol. — **Delavigne (C.)**, Théâtre. 3 vols. Messéniennes. 1 vol. — **Desborough (Cooley)**, Histoire générale des voyages. 3 vols. — **Diogene Laërce**, Vies des Philosophes de l'antiquité. 1 vol. — **Eschyle**, Théâtre. 1 vol. Petits poèmes grecs. 1 vol. — **Fielding**, Tom Jones. 2 vols. — **Goethe**, Werther, suivi de Hermann et Dorothee. 1 vol. Théâtre. 1 vol. Faust. 1 vol. — **Goldsmith (O.)**, Le Vicair de Wakefield. 1 vol. — **Hérodote**, Histoire. 2 vols. — **Hugo**, Les orientales. 1 vol. — Notre-Dame de Paris. 2 vols. — **Klopstock**, La Messiade. 1 vol. — Le Koran, traduction par Kasimirski. 1 vol. — **Krüdner (Mme. de)**, Valérie. 1 vol. — **Labruyère**, Les caractères. 1 vol. — **Lafontaine**, Fables. 1 vol. — **Latour (de)**, Poésies complètes. 1 vol. — **Leaue**, Histoire de Gil Blas de Santillane. 1 vol. — Lyriques grecs. 1 vol. — **Maistre (J. de)**, Du Pape. 1 vol. — **Maistre (X. de)**, Oeuvres complètes. 1 vol. — **Manson (Alex.)**, Les fiancés. 1 vol. — **Millevoe**, Poésies. 1 vol. — **Milton**, Paradis perdu. 1 vol. — Morale de Jésus-Christ et des Apôtres. 1 vol. — Moralistes anciens. 1 vol. — **Musset (A. de)**, Poésies complètes. 1 vol. Comédies et proverbes. 1 vol. La confession d'un enfant du siècle. 1 vol. Nouvelles. 1 vol. — **Nodier (Ch.)**, Romans. 1 vol. Nouvelles. 1 vol. Contes. 1 vol. — **Pascal**, Pensées. 1 vol. — **Pellico (S.)**, Oeuvres. 1 vol. — **Platon**, L'état, ou la République. 1 vol. — **Prévost (l'Abbé)**, Manon Lescaut. 1 vol. — **Rabelais**, Oeuvres complètes. 1 vol. — **Racine (J.)**, Théâtre. 1 vol. — Romans grecs. Daphnis et Chloé, de Longus. 1 vol. — **Sainte-Beuve**, Poésies complètes. 1 vol. Volupté. 1 vol. — Satyre Menippée de la vertu du Catholicon d'Espagne etc. 1 vol. — **Savarin (B.)**, Physiologie du goût. 1 vol. — **Schiller**, Théâtre. 2 vols. — **Senancour**, Obermann. 1 vol. — **Sophocle**, Tragedies. 1 vol. — **Souza (Comte de)**, Oeuvres. 1 vol. — **Stael (Mme. de)**, Corinne ou l'Italie. 1 vol. De l'Allemagne. 1 vol. Delphine. 1 vol. — **Sterne**, Voyage sentimental en France et en Italie, suivi des lettres d'Yorkick à Eliza. 1 vol. — **Tasse (le)**, La Jérusalem délivrée. 1 vol. — **Thucydide**, Histoire. 1 vol. — **Toepffer**, Nouvelles Genevoises. 1 vol. — **de Vigny**, Cinq-Mars. 1 vol. — **Voltaire**, Siècle de Louis XIV. 1 vol.

BIBLIOTHÈQUE CHOISIE, herausgegeben von Delloye.

In-12. Jeder Band mit 1 Kupfer 1/2 Thlr.

Comédies de S. A. R. la princesse Amélie de Saxe. 1re Série. 1 vol. — **Delatouche (M.)**, Fragoletta. 2 vols. — **Gautier (Th.)**, Fortunio. 1 vol. — **Gilbert**, Poésies. 1 vol. — **Jacob (P.-L.)**, L'homme au masque de fer. 1 vol. — **Janin (J.)**, L'âne mort et la femme guillotinée. 1 vol. — **Karr (A.)**, Sous les tilleuls. 2 vols. — **Las-Cases**, Mémorial de Sainte-Hélène. 9 vols. — **Lewis (G.)**, Le moine. 2 vols. — **Marmier (X.)**, Lettres sur le Nord. 2 vols. — **Mickiewicz (A.)**, Oeuvres. Traduction nouvelle par Ostrowski. T. I. 1 1/2 Thlr. — **Napoléon**, Oeuvres politiques et littéraires. 1 vol. — **Raymond (M.)**, Le maçon. 2 vols. — **Reboul (J.)**, Poésies. 1 vol. — **Roger de Beauvoir**, Le chevalier de Saint-Georges. 4 vols. — **Ronsard**, Oeuvres choisies. 1 vol. — **Saint-Simon (de)**, Mémoires. 40 vols. — **Shakspeare**, Macbeth. 1 vol. — Souvenirs de la marquise de Créquy, de 1710 à 1803. 10 vols. — **Talleyrand**

des Méaux, Les historiettes. 10 vols. — Villeneuve, Le livre des affligés. 2 vols.

Auch sind durch uns zu beziehen die in Paris erschienenen Sitten- und Charaktergemälde unter dem Titel:

PHYSIOLOGIES.

In-32. Mit Holzschnitten. à 1/2 Thlr.

Physiologie du Médecin — du Célibataire — du Tailleur — du Rentier — du Flaneur — du Garde-National — de l'Employé — de la Portière — du Provincial — du Député — du Chasseur — de l'Étudiant — de l'Écolier — de l'Homme à bonnes fortunes — de l'Homme marié — de la Chaumière — du Troupier — de l'Homme de loi — du Théâtre — du Vin de Champagne — du Prédestiné — des Rats d'église — du Poète — des Amoureux — des Bals de Paris — du Carnaval, du Cancan et de la Cachucha — de la Presse — du Bourgeois — du Voyageur — de la Femme la plus malheureuse du monde — du Musicien — du Franc-Maçon — du Jardin des Plantes — du Bas bleu — du Parapluie — du Gant — des Foyers et des couliasses de tous les théâtres de Paris — du Parterre — de la Lorette — de l'Artiste — de la Parisienne — du Viseur — du Galopin industriel — de la Grisette — du Débardeur — du Floueur — du Débiteur et du créancier — de la Femme — des Auteurs dramatiques — des Gens de lettres.

Bei **M. F. Köhler** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch

der

Theorie des lateinischen Stils.

Zum Schul- und Privatgebrauch

verfasst

und mit den erforderlichen antibarbaristischen Bemerkungen begleitet

von

Dr. F. A. Heinichen.

Gr. 8. 20 Bogen. 1 Thlr.

Dieses Werkchen entspricht ebenso wol den Bedürfnissen der Schule als den Forderungen der Wissenschaft, und wird dem Schüler oberer Gymnasialclassen sowol beim Privatstudium als beim Vortrage des Lehrers ebenso von Nutzen sein, als in anderer Beziehung dem Lehrer bei Erläuterung und weiterer Ausführung der wichtigsten Regeln des lateinischen Stils.

Druck und Papier sind gut und der Preis billig.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M o s e.

Episches Gedicht

von

Moriz Rappaport.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im März 1842.

J. A. Brockhaus.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius** à Leipzig:



de la littérature française.

Journal de gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5 1/2 Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1 1/2 Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 3. Le monde gréco-slave, par **Cyprien Robert**. — Les petites misères de la vie humaine, par **Old Nick**. — Le tireur d'or. Chronique historique de la Sicile. Par **Lottin de Laval**. — *Revue critique et littéraire:* Du travail intellectuel en France, depuis 1815 jusqu'à 1837, par **Amédée Duquesnel**. Par **Philartète Charles**. — *Beaux arts:* Une maison de fous, par **Alfred des Essarts**. *Tribunaux:* La journée d'un chasseur. — Le ré de poitrine.

Sommaire du No. 4. Naples en 1841, par **Leonoe de Lavergne**. — De la poésie, de la vapeur et du paysage, par **Arsène Houssaye**. — Le budget littéraire de 1841, par **G. B.** — Causes criminelles de la Chine. Le tailleur lettré. — De l'influence des beaux arts sur la civilisation, par **U. Ladet**. — *Tribunaux:* Les démasqués.

Soeben ist bei **J. S. C. Schreiner** in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Balladen und Romanzen

von

Wolfgang Müller.

8. Belling. Geh. Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius**, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries**, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. Februar.

Inhalt:

Schwarz: Literatur des Cultus. Erster Artikel. (Nr. 27—29.) — **Hermann:** Platon's Timäus und Kritias. Übersetzt von **F. W. Wayner**. (Nr. 29, 31 u. 32.) — **Hand:** *A. F. Naekii* Opuscula philologica. Editio **F. Th. Welcker**. Vol. 1. (Nr. 46.) — **Luden:** Geschichte und System des deutschen Strafrechts von **K. F. Rosshirt**. Erster bis dritter Theil. (Nr. 22—35.) — **v. Gohren:** Skoda's Reform der akustischen Semiotik. (Nr. 26, 37 u. 38.) — **Fries:** *F. Schleiermacher's* Grundriss der philosophischen Ethik; mit einleitender Vorrede von **D. A. Twisten**. (Nr. 28 u. 29.) —

Stenzel: Lebensbilder aus dem Befreiungskriege (Nr. 20—41.) — **Jacob:** Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg etc. Mit einem Vorworte von **K. A. Varnhagen von Ense**. (Nr. 44 u. 45.) — **Dahlmann:** Haandbog i Fædrelandets Historie med stedigt Henblik paa Folkets og Statens indre Udvikling. Af **C. F. Allen**. (Nr. 50.) — **Baumgarten-Crusius:** Denkschrift über die wissenschaftlich nothwendige Umgestaltung der weltlichen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Von **E. F. Meizer**. (Nr. 41.) — **Eckermann:** Skythien und die Skythen des Herodot und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Von **F. L. Linder**. (Nr. 41 u. 43.) — **Kleser:** Kritik des preussischen Eisenbahngesetzes vom 3. Nov. 1838. Von **D. Hansemann**. (Nr. 45 u. 46.) — **Michelsen:** 1. *H. Martensen*, Grundriss til Moralphilosophiens System. 2. *F. C. Bornemann*, Inledningforedrag til Forelæsninger over Retshvidenskabene. 3. *C. Wets*, Nogle Bemærkninger om Retaphilosophien og det positiv Rette i deres Forhold til hinanden. 4. *J. W. Snellmann*, Philosophisk Elementar-Curs. Rættslära, 5. *C. J. Schlyter*, Om Laghistoriens Studium. 6. *S. Grubbe*, Rätts- och Samhälls-Lära. (Nr. 46, 47, 49 u. 50.) — Über die Eingänge am alten griechischen Theater; Chronik der Universitäten; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeichnungen; Preisaufgaben; Nekrolog; Miscellen; Ankündigungen.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

In der **Weidmann'schen** Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Lehrbuch

der

deutschen Sprache.

Zwei Theile, enthaltend sieben Stufen.

Buchst für

Volksschullehrer;

auch für Lehrer in den untern Classen der Reals- und Lehrerschulen.

Von

P. S. Reimers,

Lehrer an der Elementar- und Probenschule in Segeberg.

Erster Theil.

Die Sagehre mit besonderer Berücksichtigung der Wortlehre, die Rechtschreibung, Wort- und Aufgabebildung auf den vier ersten Stufen.

Mit zweihundertundsechzig kufenmäßig geordneten Übungsaufgaben.

Gr. 8. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Heinrich von Brannschweig. Drama in fünf Aufzügen von **Georg Freiherrn von Bredow**. 8. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, im März 1842.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. Februar. Nr. 462—465.

Inhalt:

Johann Bernhard Basedow. — Der kolossale Küchenzettel. — Die Stadt Lokat. — Reise nach Surinam. — Steinkohlenproduction in Frankreich. — Russische Christlichkeit. — Neue Rechenmaschinen. — Das ländliche Wahl, nach Girardet. — Die Kaffern. — Die Denkmäler der neuesten Zeit. — Ein durch Luftdruck in Bewegung gesetzter Wagen. — Lord Byron. — Die Abtei Melrose. — Kaschmir. — Invalidenhaus zu Paris. — Nikolaus Maes. — Das Schloß Ham. — Fanatischer Heroismus. — Curiosum.

In **Abbildungen** enthalten diese Nummern:

Johann Bernhard Basedow. — Die Stadt Lokat. — Das ländliche Wahl, nach Girardet. — Ein Kafferndorf. — Lord Byron. — Die Abtei Melrose. — Die holländische Hausfrau, nach Maes. — Das Schloß Ham.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** zc. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzelne kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.
Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von C. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.
 Leipzig, im März 1842.

J. A. Brodhans.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Magnetismus
 im Verhältniß zur
Natur und Religion.

Von
Dr. Joseph Cuenemose.

Gr. 8. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 gGr.

Die Nachwelt wird sich darüber wundern, daß man in unserm Jahrhundert so schwer und langsam dazu kommen konnte, die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wie sie sich durch alle Zeiten hindurchziehen, als einen Theil der Naturge-

schichte des Menschen, als den in der Erscheinung unendlich mannichfaltigen, dem Kern nach einfachen Ausfluß der ihm eingeborenen Anlage zu fassen. Man gewöhnt sich nach und nach daran; aber noch immer wird der Magnetismus, und was in der Geschichte mit ihm zusammenhängt, von den Einn mit skeptischen Widerwillen betrachtet, während er Andere zur grundlosten Schwärmerei hinreißt. Dem kann nicht anders sein, so lange in den Wissenschaften, welche von diesen merkwürdigen Ausprägungen des menschlichen Wesens zunächst berührt werden, in Philosophie, Medicin, Theologie, die entgegengesetzten Richtungen sich geltend machen. So lange aber der Magnetismus nicht überall als allgemeine Naturkraft anerkannt und als solche beobachtet wird, bleibt er auch als Heilmittel der rohen Empirie und dem Mysticismus preisgegeben. Die hier angekündigte Schrift verspricht nicht nur der Wissenschaft in der angegebenen Richtung Förderung, sondern ist auch geeignet, ein größeres Publicum über Gegenstände zu belehren, welche mit den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen so nahe zusammenhängen. Es zerfällt solche in folgende Hauptabschnitte: Einleitung. I. Von den Erscheinungen des thierischen Magnetismus. a) Physische Erscheinungen. b) Psychische Erscheinungen. 1) Das Schlafwachen. 2) Das Wachschlafen. II. Geschichte und Analogien von Erscheinungen, welche mit den magnetischen Ähnlichkeit haben. III. Kritische Untersuchungen über die Wahrheit der magnetischen Erscheinungen, über den Bau und die Arten des Schlafwachens und Heilsehens. IV. Naturkundige Erklärungen der magnetischen Erscheinungen. a) Physiologische Erklärung. b) Psychologische Erklärung. V. über die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel. a) Von der magnetischen Behandlung im Allgemeinen. b) Von der Behandlung des Schlafwachens und Heilsehens. VI. Das wahre Verhältniß des Magnetismus zur Medicin. VII. Aufklärungen über das geistige Leben und über mancherlei gegen den Magnetismus bestehende Vorurtheile. VIII. über das rechte Verhältniß des Magnetismus zur Religion.

Stuttgart und Tübingen, im März 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1841. Dreissigsten Bandes viertes Heft. (Nr. XXII.) — Jahrgang 1842. Hunddreissigsten Bandes zweites Heft. (Nr. II.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14 tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat Februar, oder Nr. 5—8. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigelegt. Schon Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** zc. werden dem Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im März 1842.

J. A. Brodhans.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1842.

M. I. Januar, Februar und März.

1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland.

Eine Übersicht der neuen Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Siebenter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.

Wird freitags ausgegeben.

Der Jahrg. 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2 Thlr. 15 Ngr., die Jahrg. 1837—40 jeber 3 Thlr., der Jahrg. 1841 2 Thlr.

2. Repertorium der gesamten deutschen Literatur.

(Neunter Jahrgang, für das Jahr 1842.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **E. Ghf. Gersdorf**. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland). Einunddreissigster Band. Gr. 8. Jeder Band in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beider Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

3. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1842.

365 Nummern nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstag und Freitag ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

4. Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken**.

Jahrgang 1842. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 3 und 4 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 8 Ngrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

5. Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. von Pfaffenrath** und **Wilh. Lam. Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**. Dritter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird freitags ausgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer gespalteten Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. Neue Jena'sche Allgemeine Literaturzeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt

von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius**, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Franke**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Meiser**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries**, als Specialredactoren. Jahrgang 1842. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter, von denen das sechste für Berichte über die Ergebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen u. bestimmt ist. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet. Wird wöchentlich am Dienstag, aber auch in Monatsheften ausgegeben.

7. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Sehnter Jahrgang. 1842. 52 Nummern. (Nr. 457—508.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang kosten zusammengekommen statt 9 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der sechste bis neunte Jahrgang (1839—41) kosten jeber 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. Jetzt 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Abbildungen. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **C. B. Binfier**. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 6 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1842.

365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben.

Anzeigen aller Art finden durch diese Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespalteten Zeile 3 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Beim Schluß des Jahres erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von 10 Ngr.

9. Aus einer Kleinen Stadt.

Erzählt von Frau von **B.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

10. Berthold (Franz), Gesammelte Novellen.

Herausgegeben von **E. Fied.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verstorbenen gelehrten Schriftstellerin, wie **J. B.** die meisterhafte Idyll-Novelle „**Jerusalem-Weise**“, enthält diese Sammlung mehrere ausgezeichnete Novellen, die sich in dem Nachlasse derselben vorgefunden haben. Dieß spricht sich in einer Vorrede ausführlich über die Leistungen der Verstorbenen aus.

(Der Beschlus folgt.)

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

**Musikalische
Compositionslehre**
praktisch-theoretisch

von
Dr. A. B. Marx.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Zwei Bände. Brochirt. Preis 6 Thlr.

Leipzig, im März 1842.

Brettkopf & Härtel.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Mein Wahnsinn im Kerker.
Memoiren

von
Angelo Frignani.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Die Symbolik
der Sprache,**
mit besonderer Berücksichtigung
des
Somnambulismus,

von
H. Werner,

der Philosophie Doctor.

Gr. 8. Broch. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Herrn Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambule ihre Krisen zu herrlichen Bilder galerien erhob hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht

vorenthalten wollte. Siamal in die Silberwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Herr Verfasser diese Symbole seiner Geheer nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie am Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Behandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

- I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes.
- III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums.
- V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen.
- VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen, im März 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **H. C. C. C. C.** in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Hamburger Tempelstreit,

eine Zeitfrage

von **Dr. Abraham Geiger,** Rabbiner in Breslau.

Preis 10 Sgr.

Der Gegenstand dieser Schrift, welcher die jüdische Gemeinde Hamburgs in zwei Parteien spaltet, bei allen einsichtigen Juten, sowie auch denen, die in den Bewegungen des Judenthums die Dissonanzen unserer Zeit zu erkennen vermögen, eine lebhafteste Theilnahme findet, wird hier, abgesehen von dem lokalen und dem ritualgesetzlich-befestenden, noch zugleich von dem geschichtlichen Standpunkte und in seinen Beziehungen zu den allgemeinen Ideen, welche das Judenthum jetzt durchdringen, aufgefaßt. Wir erlauben uns auf diese Klein, aber gehaltreiche Schrift ganz besonders aufmerksam zu machen.

Die Beerlagshandlung.

Bei **Braunmüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 1te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1842.

Inhalt dieses Heftes:

- I. Memoir des Schwedischen Generalleutenants Baron Axel Gyllenbrot über die Feldzüge des Königs Karl XII. 1707 — 9. (Fortsetzung.) II. Aus der Geschichte der Feuerwaffen.
- III. Des Generalleutenants Baron Blazingerode Gefangennehmung 1812 in Moskau und dessen Befreiung durch die Kosaken. IV. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Ober-Oesterreich. (Vierter Abschnitt.) V. neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen: Nr. 1 — 3.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Bei uns ist soeben erschienen:

MANUSCRIPTS

de

**littérature ancienne, ou court aperçu
des auteurs classiques, de l'archéologie,
de la mythologie et des antiquités
des Grecs et des Romains.**

Ouvrage traduit de l'allemand

par

Henri Jouffroy.

In-8. Leipzig und Paris, 1842. 3 Thlr.

Leipzig, im April 1842.

Brockhaus & Wengert,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Mit erstem Juni tritt der *Ladenpreis* ein von 7 Fl. 12 Kr., oder 4 $\frac{1}{2}$ Thlr. bei der (in allen Buchhandlungen vorrätigen) nun vollständig gewordenen sehr eleganten Ausgabe von

B. v. Spinoza's sämmtlichen Werken.

Aus dem Lateinischen,
sammt vollständiger Biographie

von

Uerthold Auerbach.

fünf Bände. Velinpapier.

Verlag von G. Scheible in Stuttgart.

Mit Spinoza's Bildniß in Stahlstich und einem Facsimile.

Wie zum letzten Mal existirt noch der Subscriptionspreis von nur 6 Fl., oder 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Preisherabsetzungen.

Nachstehende Schriften meines Verlags wurden im Laufe des Jahres 1841 im Preise ermäßigt und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von R. Müller. Fortgesetzt von R. Förster. 14 Bändchen. 8. 1822—38. Bisher 20 Thlr. 20 Ngr. Jetzt für 10 Thlr.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27 Bände. 1826—38. Gr. 12. Früher 17 Thlr. 6 Ngr. Jetzt für 8 Thlr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehen, ist für den beigefügten Preis auch einzeln zu erhalten.

Buddeus (K.). Volksgemälde und Charakterköpfe des russischen Volks. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß der Sitten und Gebräuche, der Wohnungen, Beschäftigungen und Vergnügungen desselben. Zwei Hefte. Mit französischem und deutschem Texte, und 16 illuminirten Kupfern. Fol. 1820. Bisher 20 Thlr. Jetzt für 6 Thlr.

Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. Oeuvres poétiques d'Alphonse de Lamartine, Jean François Casimir Delavigne et Pierre Jean de Béranger. Gr. 8. 1832. Bisher 2 Thlr. Jetzt für 1 Thlr.

(Enthält von Lamartine: Méditations poétiques, Poésies diverses; von Delavigne: Mousmélanes; von Béranger: Chansons.)

Von den früher in meinem Verlage stattgefundenen Preisherabsetzungen gibt ein

Verzeichniß

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen, und zu beigefügten Bedingungen zu bedeutend ermäßigten Preisen erlassen werden.

ausführliche Nachricht, und ist dasselbe durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Nibelungen Noth

illustrirt

mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von

Julius Schnorr von Carolsfeld und Eugen Neureuther.

Die Bearbeitung des Textes.

von

Dr. Gustav Pfizer.

Dritte Lieferung. Preis 1 Gl., oder 17½ Ngr. (14 gGr.)

Wir übergeben das dritte Heft des Nibelungen-Epöses mit der zuversichtlichen Erwartung, daß das edle Gedicht in der Form und Gestalt, worin es hier vorliegt, sich den Beifall Derjenigen gewinnen werde, welche, echter Poesie und würdiger Kunst zugethan, eine harmonische Verbindung beider zum erhöhten, befriedigendsten Genuß gerne anerkennen und willkommen heißen; mit der Hoffnung, es werden die Grundsätze, welche die künstlerischen und sprachlichen Bearbeiter geleitet haben und welche dahin gingen, dem großen, reinen und einfachen Charakter des alten, ehrenwürdigen Nationalepöses in keiner Weise Gewalt anzuthun, sich ihm mit sorgfältigster, treuer Auffassung seiner Eigenthümlichkeit anzuschließen und seine Originalität in Ton, Haltung und Gestalten ebenso sehr einerseits schonend zu bewahren, als andererseits zur lebendigen Anschauung zu bringen, in der Billigung der zum Urtheile Befähigten, der für Ehre und Reinerhaltung dieses herrlichen, alten Denkmals von deutscher Sprache, Poesie, Sitte und Kraft Antheil Nehmenden, ihre Rechtfertigung und Bewährung finden; es werde das in dieser neuen Gestalt unentstellte Alte die bleibende Liebe zu echter, vollstündlicher Kunst und Poesie in vielen Gemüthern zu erwecken und zu befestigen beitragen.

Das Ganze wird in 8 Lieferungen à 1 Gl. Rhein. oder 17½ Ngr. (14 gGr.) erscheinen, welche sich so rasch als möglich folgen werden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ankündigung eines

REPERTORIUM BOTANICUM

herausgegeben von

Dr. G. W. Walpers.

Der Zustand der Literatur der speciellen Botanik ist gegenwärtig ein solcher, dass das Bedürfniss nach einem allgemeinen, das zerstreut Vorhandene ordnenden Werke von jedem Botaniker, er sei Anfänger oder Meister, lebhaft gefühlt wird. Unter den in unserer Zeit die Species auf-führenden Werken ist das von Sprengel das einzige voll-endete, aber auch das unvollständigste. Unter den unvoll-endeten ist *De Candolle's Prodrömus* das noch am weitesten gelangte und wichtigste. Aber seit dessen Erscheinung sind auch die ersten Bände schon sehr unvollständig geworden, während die zweite, noch fehlende Hälfte noch lange nicht vollendet wird.

Unter diesen Umständen muss ein Repertorium die erwünschteste Erscheinung sein, ein solches nämlich, welches Alles, was in *De Candolle's Prodrömus* fehlt, sowohl neue Species als auch Citate von Abbildungen und Synonymen sorgfältig nachträgt und nach dem Schlusse des erschienenen Theiles von *De Candolle's Prodrömus* sich an andere Grund-lagen, wie Sprengel und Roemer et Schultes *systema*, Kunth *enumeratio*, dann die grossen Monographien der *Laurineae*, *Labiatae*, *Chenopodaceae* etc. anschliesst; kleinere Monogra-phen, insbesondere wenig verbreitete, wie *Agordh de Lupino* und dergleichen, ganz aufnimmt.

Das Repertorium wird sich in Format und Papier ganz an *De Candolle's Prodrömus* anschliessen und in 2 Bänden 110 Bogen stark werden. Der phanerogamische Theil wird

sowol wie der kryptogamische auch einzeln abgegeben. Der erste Band wird zu Michaelis 1842 erscheinen, der zweite noch vor Schluss desselben Jahres. In der Zukunft wird die Vollständigkeit des Werkes durch jährlich erscheinende Supplemente erhalten werden. Der Unterzeichnete wird für scharfen Druck und weisses fein geglättetes Papier sorgen, dabei aber den Preis so billig als möglich stellen. Die Herren Botaniker und Pflanzenliebhaber, besonders aber die Herren Vorsteher von botanischen Gärten und öffentlichen Bibliotheken werden auf dieses Werk aufmerksam gemacht. Es unterscheidet sich dasselbe durch Mittheilung der nöthi-gen Analysen und durch systematische Stellung von einem Nomenclator und gewährt den Vortheil, den ganzen wissen-schaftlichen Reichthum der Gegenwart mit einem Male über-sehen zu können. Ein Register der Gattungen wird bei-gegeben.

Leipzig, Ostern 1842.

Friedrich Hofmeister.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buch-handlungen zu beziehen:

Schauspiele

von

Hans Koster.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Maria Stuart. Schauspiel in fünf Auf-
zügen. — Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. —
Luise Amibel. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Polo
und Francesca. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

34. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback und F. Noback.**

In fünf bis sechs Heften. Drittes Heft. (Frankfurt a. O. — Kalkutta.) Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.
Die übrigen Hefte werden rasch folgen, sobald das Ganze im Laufe dieses Jahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu beziehen:

1) Katalog schönwissenschaftlicher, historischer und anderer werthvollen Schriften aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, welche zu bedeutend ermäßigten Preisen erlassen werden. (2 Bogen.)

↪ Freunden der Literatur, namentlich den Besitzern größerer Privatbibliotheken und Schulbibliotheken wird dieser Katalog zur Durchsicht empfohlen. ↪

↪ Die Bedingungen gelten nur noch kurze Zeit.

2) Bericht über die im Laufe des Jahres 1841 bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

3) Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1842 von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

4) Die Prospekte folgender, demnächst bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden wichtigen Werke:

- a) **Moses Mendelssohn's sämtliche Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Sieben Bände. Gr. 12. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.
- b) **Alsting (J. C.), Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange,** erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Cartonirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.
- c) **Bibliotheca Romana.** Editio **G. Julius.** Gr. 8. Geh.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kunden

an

Bartholomäus Fischenich.

Meist aus Briefen

Friedrich's von Schiller und Charlottens von Schiller.

Von

Dr. J. S. Hennes.

8. Brosch. Preis 1 Fl., oder 20 Ngr. (16 gGr.)

Diese dem Kunden eines bisher nur in engem Kreise geliebten und geachteten Mannes gewidmete Schrift wird durch die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Schiller's und seiner Gattin, die ihm Beide auf ihr Familienleben sich beziehende Mittheilungen der vertraulichsten Art machen, eine der angiehendsten von allen, die uns Beiträge zur Biographie des großen Dichters geliefert haben. Indem uns in das Innerste seiner häuslichen Verhältnisse ein Blick vergönnt wird und wir hier sehen, wie sehr er geliebt wurde, tritt er mehr als durch irgend ein anderes Werk auch unserm Herzen näher. Vor Allem, was diese Schrift enthält, sind die darin mitgetheilten Briefe der Witwe Schiller's interessant und bedeutend. Neben der hohen Gestalt des Dichters sehen wir ein anderes, nicht minder edles und schönes Bild vor uns stehen, das Bild seiner Gattin, die wir, bei ihrem reichen und tiefen Gefühl und ihrer seelenvollen Innigkeit, als ihm geistig ebenbürtig kennen

lernen. Man darf vielleicht von ihr behaupten, daß sie, ohne selbst je eine Ahnung davon gehabt zu haben, künftighin durch ihre Briefe eine hohe Stelle in unserer Literatur einnehmen wird. Wenn die Briefe der Frau von Söyngé, auf die unsere Nachbarn als auf ein berühmtes Denkmal ihrer Literatur hinweisen, gleichsam inhaltslos sind, uns kalt lassen und nur der schönen Form wegen Gegenstand der Bewunderung sind, so werden die Briefe von Frau von Schiller, die durch die schöne Form und den edlen und reichen Gehalt zugleich anziehen, mit größerem Rechte in den Kreis der deutschen Literatur eintreten und als eine ihrer schönsten Perlen gelten.

Stuttgart und Tübingen, im März 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Geologische Beobachtungen über die vulkanischen Erscheinungen und Bildungen in Unter- und Mittel-Italien.

Von

H. Abich,

Dr. der Philosophie, der geologischen Gesellschaft zu Paris und der königl. Akademie der Wissenschaften zu Neapel correspondirendem Mitglied.

Ersten Bandes Erste Lieferung.

Nebst 3 Karten und 2 lithographirten Tafeln. Gr. 4. Fein Velinpap. mit einem Kupferatlas in Royal geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Der Prospectus ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Braunschweig, den 1. März 1842.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder - Conversations - Lexikon für das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vier Bände in 54 Lieferungen.

Mit 1238 Abbildungen und 45 Landkarten.

400 Bogen in gr. 4. 1837—41.

Geh. 13 Thlr. 8 Ngr. Cart. 14 Thlr. 8 Ngr.

(Auch in Lieferungen zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Dieses Werk verbreitet sich, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, über alle dem gewöhnlichen Leben angehörende Gegenstände, und bietet neben der Belehrung angehende Unterhaltung. Die vielen dem Text eingebundenen Abbildungen vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Darstellung. Die sauber in Kupfer gestochenen Karten machen für die Besitzer jeden Atlas überflüssig.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **G. D. Bader** in **Essen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bedeutend ermäßigten Preisen zu erhalten:

Die Jungfrau vom See.

Ein Gedicht in sechs Gesängen

von **Walter Scott.**

Aus dem Englischen metrisch übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen von

Prof. Dr. A. Stork.

Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8.

Früher 1 Thlr. 15 Sgr., jetzt 22½ Sgr.

Der Fürst der Inseln.

Ein Gedicht in sechs Gesängen

von **Walter Scott.**

Aus dem Englischen metrisch übersetzt, mit historischen Anmerkungen von

Dr. C. A. Ascher.

Mit 1 Kupfer. Gr. 8.

Früher 1 Thlr. 25 Sgr., jetzt 25 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1842. März.

Inhalt:

Nr. 60. Bild auf die religiösen Verhältnisse in Frankreich. (Nr. 60—64.) — Nachschatten. Gedanken eines lebendig Begrabenen. Skizze von Chlodwig. — **Nr. 61.** Zur Shakespeare-Literatur. — **Nr. 62.** Aus Italien. — **Nr. 63.** Memorabillen aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen. Herausgegeben von F. A. v. Strombeck. — **Nr. 64.** Romanenliteratur. — **Nr. 65.** Clementine, oder die Frommen und Ungläubigen unserer Tage. Von A. G. Bretschneider. (Nr. 65—68.) — **Nr. 67.** Literarisches aus Holland. — **Nr. 68.** Geschichte der Entdeckungserreisen vom Ende des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Handel und Industrie. Nach den Quellen bearbeitet von Ph. F. Kallb. Erste Abtheilung. Erster Band. — **Nr. 69.** Frauenalter in der Poesie. — **Nr. 70.** Der Missionair Gussloff über China. (Nr. 70, 71.) — Romanenliteratur. — **Nr. 71.** Der französische Handelswerksbursche. Von G. Sand. Nach dem Französischen von W. L. Besché. — **Nr. 72.** Theaterroman. Von A. Ewald. — **Nr. 73.** Französische Kritik deutscher Philosophie. Von G. Julius. — Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment. — **Nr. 74.** 1. Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht von J. H. Krause. 2. Die Pythien, Nemeen und Isthmien, aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums dargestellt von J. H. Krause. — **Nr. 75.** Wikingzüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Scandinavier. Von A. R. Strinnholm. Aus dem Schwedischen von G. F. Frisch. (Nr. 75—77.) — **Nr. 76.** Englische Taschenbücher für 1842. — **Nr. 77.** Russische Geschichten und Erzählungen von A. Marinsky. Aus dem Russischen übersetzt von G. v. Brackel. — **Nr. 78.** Der karlistische Krieg. (1. Cabrera. Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege. Von W. Baron v. Rabden. 2. Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege. Von

A. v. Böben. 3. Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. 4. Arcocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. Herausgegeben von G. Höffen. 5. Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid von G. D. E. v. Arnim. 6. Reisebriefe von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Von Heinrich Laube. (Nr. 78—82.) — Aus Italien. — **Nr. 79.** Romanenliteratur. — **Nr. 80.** Schiller's Wilhelm Tell. Auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert von J. Meyer. — **Nr. 81.** De la littérature et des hommes de lettres des Etats-Unis d'Amérique par E. A. Vail. — **Nr. 82.** Philosophie der Philosophie. — **Nr. 83.** Zur Charakteristik unsers Rechtszustandes. (Nr. 83, 84.) — Oliver Cromwell. Historischer Roman von H. Smith. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Einbau. — **Nr. 84.** Der Reisebericht des Amerikaners Stephens über Centralamerika, insbesondere über die Ruinen von Palenque. (Nr. 84, 85.) — **Nr. 85.** Volksunterricht in England. (Nr. 85, 86.) — **Nr. 87.** Apologetische Studien. I. Karl Gutzkow. (Nr. 87, 88.) — Briefe der Liebe an eine berühmte Künstlerin von einem hochgestellten Manne. Aus dem Französischen übertragen von F. B. Wolf. — Tracts relating to Ireland. — **Nr. 88.** Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn v. Horman. XXXI. Jahrgang der gesammten und XLII. der neuen Folge. — **Nr. 89.** Untersuchungen über die Gletscher. Von E. Agassiz. (Nr. 89, 90.) — Romanenliteratur. — **Nr. 90.** Rede zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der öffentlichen Sitzung der Königlich preussischen Akademie der Wissenschaften am 27. Jan. 1842 gehalten von A. Böckh. — Die Witterungsverhältnisse von Berlin. Eine am 29. Jan. im Vereine für wissenschaftliche Vorträge gehaltene Vorlesung von H. B. Dove. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, literarische Anzeigen** etc.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird wöchentlich zweimal, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

literarischer Anzeiger

wird mit den Blättern für literarische Unterhaltung und der **Zeitschrift von Oken** ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Seite 2½ Rgr. berechnet. **Besondere Anzeigen** etc. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei **J. C. Schaub** in **Düsseldorf** ist erschienen:

Erstan und Solde.

Ein Gedicht in Romanzen.

Von **Karl Immermann.**

454 Seiten in 8. Auf seinem Beinpapier. In allegorischen Umschlag geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Rgr. (2 Thlr. 12 Sgr.)

Auch unter dem Titel:

Karl Immermann's Schriften. 13. Band.

Immermann's letztes und vielleicht gediegenstes Gedicht wird hier, so weit es dem Dichter zu schreiben vergönnt war, dem Publicum übergeben. Eine Übersicht des noch unvollendeten Theils ist hinzugefügt. Der Stoff, welcher dem Werke zum Grunde liegt, hat schon einen bedeutenden deutschen Dichter älterer Zeit begeistert, dessen Arbeit, wie diese, durch eine eigenthümliche Fügung des Schicksals unvollendet geblieben ist. Die Auffassung und Bearbeitung in dem vorliegenden Gedicht ist aber eine ganz neue, aus dem Geiste der gegenwärtigen Zeit hervorgegangene, von tiefer Beobachtung und Reflexion durchdrungen. Schon die einzelnen, bisher bekannt gemachten Gesänge haben den entschiedensten Beifall der Leser erlangt; dieses größere, wenn auch fragmentarische Ganze wird hoffentlich die Verehrer unsers Dichters ebenso befriedigen und ihre Zahl vermehren.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthte von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**.

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **Besondere Anzeigen** zc. gegen eine Vergütung von $\frac{3}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats März:

Dorfzeitung. Über Verbesserung und Verebelung des Rindviehes, namentlich durch Zucht und Kreuzung. — **Wesbänder** zur Ermittlung des Gewichts des Schlachtviehes. — Die Rindviehzucht im Altenburgischen. — Aus dem Kassanischen. — Wanderbibliotheken für Dorfgemeinden. — Bauwesen. — Über einige Hindernisse, welche dem Aufblühen und Emporkommen der Landwirthschaft hemmend entgegenstehen. — Die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Regenwalde in Pommern. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten, Miscellen, Ankündigungen.**

Unterhaltungsblatt. Schicksale und Ergebnisse der Riger Expedition. — Der Winter in der Schweiz. — Der Gotschläferer. — Schließliche Volkslage. — Büchermarkt. — Merkwürdiger Kampf mit einem Tiger. Aus den Memoiren eines englischen Reisenden. — Der Untergang des Dampfbootes Erie. — **Bermischtes, Anekdoten, Ankündigungen.**

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

R a t h e f.

Eine arabische Erzählung

von

William Beckford.

Aus dem Englischen

von

Dr. Otto Rohlf.

8. Geh. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die neuere Literatur hat wenig Erzeugnisse hervorgebracht wie diese meisterhafte Dichtung des **W. Beckford**. Sie vereint die Pracht und Glut des Orients mit der Tiefe und Originalität des englischen Humors. In England hat man sie, ohne Widerspruch, in die Reihe der klassischen Werke aufgenommen. Die größten Geister der Nation ehrten und be-

nutzten sie. **Byron**, Britanniens genialster Dichter, sprach am Schlosse seines „**Clason**“, einer vom Geiste des Orients durchglühenden Dichtung: „Für Einiges bin ich jener echt morgenländischen und mit Recht erhabenen genannten Dichtung „**Rathef**“ zu Dank verbunden. Was Correctheit der Zeichnung und Schönheit der Beschreibung und Zauber der Imagination betrifft, so übertrifft „**Rathef**“ alle europäischen Nachahmungen und trägt solche Spuren der Originalität, daß diejenigen, welche das Morgenland besuchten, Mühe haben werden, dieses Buch für eine bloße Nachahmung zu halten.“ — Stellen aus „**Rathef**“ gingen in **Byron's** berühmteste Gedichte über; die schönsten Verse in der „**Eroberung von Aorinth**“ sind ein Nachhall der Poesie **Beckford's**. Ein Denkmal, für den geistvollen Dichter des „**Rathef**“ enthält **Byron's** „**Childe Harold**“. — Die Übersetzung ist des Namen „**Rohlf**“ würdig.

Leipzig, im April 1842.

Carl Knobloch.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyclopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken**. Jahrgang 1842. Zweites Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **ISIS** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** zc. werden der **ISIS** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedanken

über die Organisation und das Verfahren
der

Criminalgerichte in Württemberg.

Gr. 8. Brosch. Preis 18 Kr., oder 5 Ngr. (4 gGr.)
Stuttgart und Tübingen, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle **Postämter**, **Zeitungsexpeditionen** und **Buchhandlungen** ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu dem Preise von 10 Ngr. zu beziehen:

Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister für den Jahrgang 1841

Leipziger Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

England.

Von
Friedrich von Ranmer.

Dritte, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage.

Drei Bände.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der dritte Band ist für die Besitzer der ersten Auflage dieses Werks auch einzeln zu erhalten unter dem Titel:

England im Jahre 1841. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Subscriptions - Einladung.

Soeben erschien die 2te Serie (in gr. 8. br.) des

Répertoire du théâtre français à Berlin.

Nur Stücke enthaltend, die entschieden Beifall in Paris oder Berlin gefunden haben.

No. 1—6 (acht vollständige Stücke) 1 Thlr., einzeln à 5—7½ Sgr.

Inhalt:

Un mariage à rompre p. *Fournier*; Un Monsieur et une Dame p. *Xavier*; Mérope, tragédie p. *Voltaire*; La marquise de Sennoterre p. *Mélesville*; Renaudin de Caen p. *Duvert*; Rodogune, tragédie p. *Cornelle*; L'humoriste, proverbe-dramat. p. *Leclercq*; Le parasite p. *Picard*.

No. 7—12 (acht Stücke) 1 Thlr., einzeln à 5—7½ Sgr.

Inhalt:

Une chaîne p. *Scirbe*; L'hôtel garni p. *Desaugiers*; Les gants jaunes p. *Bayard*; Le dépit amoureux p. *Molière*; La manie des proverbes p. *Leclercq*; Un secret p. *Bayard*; Tiridate p. *Fournier*; La calomnie p. *Scirbe*. Unter der Presse: *Lorenzino*, drame p. *Dumas*.

Die erste Serie des Répertoire (250 Stücke) ist als eine Auswahl der besten Stücke der ältern und neuern franz. Bühne geachtet und weit verbreitet. In Frankreich wird bekanntlich die Lecture und Aufführung von Theaterstücken nicht nur als eine geistreiche Unterhaltung, sondern als das geeignetste Mittel zur Erlangung des feinen, gewählten Conversationstones und Styles betrachtet; in Deutschland sind viele Unterrichtsanstalten und Gymnasien diesem Princip mit entschiedenem Erfolge beigetreten und haben ausser den classischen Tragödien von *Cornelle*, *Racine*, *Voltaire*, den unübertroffenen Komödien von *Molière* und *Beaumarchais*, auch die Dramen und Komödien von

Delavigne, *V. Hugo*, *Dumas*, *Scirbe*, *Mad. Gay*, *Bayard*, *Picard*, *Mélesville*, *Regnard*, *Duport* zum grössten Nutzen der Schüler beim Unterricht benutzt. Monatlich erscheinen zwei Stücke. Das vollständige Inhaltsverzeichniss des Répertoire gratis. Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **Braunmüller & Geidel** in Wien ist erschienen:

Das 3te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Ober-Ostreich. (Schluss des vierten Abschnitts.) II. Memoiren des schwedischen Generalleutenants Baron Axel Sjölenbrost über die Feldzüge des Königs Karl XII., 1707—9, bis zum Vorabend der Schlacht bei Poltawa. (Schluss.) III. Die Vertheidigung der Redouten an der circassischen Küste. IV. Militairische Geschichte des Rheines. Zweiter Theil. Zeitraum von 1477 bis auf die Gegenwart. (Einleitung.) V. Geschichte des 1. u. 42. Linien-Infanterieregiments Herzog Wellington. VI. Scenen aus dem dreissigjährigen Kriege. VII. Kartenanhang. VIII. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius** à Leipzig:

RCMO

de la littérature française.

Journal de gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5½ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1½ Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 5. Lettres sur l'Allemagne, par **Michel Chevallier**. — Un bal travesti, par **Paul de Kock**. — Une victime de la réduction, par la comtesse **Dash**. — Théâtre-français, par **Jules Janin**. — Collège de France. M. Philaret Charles; M. Edgar Quinet; M. Michelet. Par **P. M.** — *Mélanges et faits curieux*: Un canillat, ou quelle canne il a! — Un homme saisi. — *Tribunaux*.

Sommaire du No. 6. L'art moderne en Allemagne, par **Frédéric Mercey**. — Anecdote Ukrainienne, par le comte **de La Garde**. — Les mémoires d'un comédien, par **Marc Perrin**. — Ou'est-ce que la pudeur? Extrait des Pensées et Maximes de **M. Joubert**.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von
Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius**, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries**, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. März.

Inhalt:

Jost: Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. Von **F. J. Molitor**. (Nr. 51—52.) — **Baumgarten-Crusius:** 1. Commentaire sur l'épître aux Galates, par **P. A. Sardinoux**. 2. Commentaire sur l'épître de l'apôtre Paul aux Philippiens, par **A. Rilliet**. (Nr. 70.) — **Schwarz:** Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit etc. Von Dr. **K. F. W. Pamel**. (Nr. 70 u. 71.) — **Stimmen über Jerusalem**. (Nr. 74 u. 75.) — **Peter:** Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome emendata et annotata a **C. O. Muellero**. (Nr. 53, 55 u. 56.) — **Carus:** Allgemeine Anatomie. Lehre von dem Mischungs- und Formbestandtheilen des menschlichen Körpers, von **J. Henle**. (Nr. 56, 57 u. 58.) — **D.:** Handbuch der Eisenhüttenkunde. Von Dr. **C. J. B. Karsten**. (Nr. 58, 59 u. 61.) — **Wolf:** Leyendas Españolas, por **J. J. de Mora**. (Nr. 61.) — **Brockhaus:** Über den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises. Von **A. Holtzmann**. (Nr. 62.) — **Fries:** 1. Recherches sur la Probabilité des jugements en matière criminelle et en matière civile, précédées des règles générales du calcul des probabilités, par **S. D. Poisson**. 2. Lehrbuch der Wahrscheinlichkeitsrechnung und deren wichtigsten Anwendungen von **S. D. Poisson**. Deutsch bearbeitet und mit den nöthigen Zusätzen versehen von Dr. **C. H. Schnuse**. 3. Versuch einer Kritik der Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung von **J. F. Fries**. (Nr. 62 u. 63.) — **Gervinus:** Chronik des edlen **En Ramon Muntaner**. Aus dem Catalanischen des 14. Jahrh., übersetzt von Dr. **K. F. W. Lenz**. (Nr. 63, 64 u. 65.) — **Aschbach:** Geschichte des grossen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Von **F. W. Barthold**. (Nr. 77.) — **Thelle:** Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte. Von **C. Vogt**. (Nr. 66, 67, 68 u. 69.) — **Kosegarten:** 1. Ibn Khaldini narratio de expeditionibus Francorum in terras Islamismo subjectas. E codicibus Bodleianis edidit et latine vertit **C. J. Tornberg**. 2. Specimen e litteris orientalibus exhibens majorem partem libri Assojutii de nominibus relativis, inscripti Lubd ellobab, quod praeside **H. E. Weijers** ad publicam disceptationem proponit **P. J. Veth**. 3. Bericht über eine der Akademie aus Ägypten zugekommene Bereicherung der numismatischen Abtheilung ihres asiatischen Museums. Von **C. M. Fräha**. (Nr. 69 u. 70.) — **Harter:** Archiv für die Kenntniss von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. In Verbindung mit mehreren Mitarbeitern, und in zwanglosen Heften herausgegeben von **J. K. Schuller**. (Nr. 71 u. 73.) — **Kind:** Reisen und Reiserouten durch Griechenland. Von Dr. **L. Ross**. (Nr. 73.) — **Emminghaus:** Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornehmlich für Anfänger in der juristischen, besonders Ämter-Praxis. Von Dr. **W. H. Puchta**. (Nr. 73 u. 74.) — **Troxler:** Über endemischen Cretinismus. Erste Abtheilung. Rede zur Jahresfeier der Eröffnung der Hochschule Bern. Von Dr. **H. Demme**. (Nr. 75, 76 u. 77.) — Über eine Fourmont'sche Inschrift, von **Götting**; Für Theologen und Juristen, von **E. S.**; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehren-

bezeichnungen; Literarische Nachrichten; Preisaufgaben; Nekrolog; Verzeichniss der Vorlesungen in Jena und in Halle.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** etc. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer.

Von

F. J. Sugi.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Gl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.)

Diese Schrift, so schroff sie andern Arbeiten über die Gletscher entgegensteht, hat sicher ihr Gutes, wenn es auch nur in diesem Widerspruch und in vielen früher noch nicht beobachteten Thatsachen besteht. Über das Wesen der Gletscher ist bis jetzt nur noch so wenig bekannt, daß die hier mitgetheilten schwierigen Untersuchungen der Wissenschaft in vielfacher Beziehung förderlich sein werden und als ein nicht unbedeutender Gewinn für dieselbe betrachtet werden dürfen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesamten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf**. Jahrgang 1841. Dreissigsten Bandes fünftes Heft. (Nr. XXIII.) — Jahrgang 1842. Ein- und dreissigsten Bandes drittes Heft. (Nr. III.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat März oder Nr. 9—12. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die **Allgemeine Bibliographie** wird auch dem **Repertorium der deutschen Literatur** beigelegt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

worin **Ankündigungen** für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet werden. **Besondere Anzeigen** etc. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Mozin's grosses Wörterbuch.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 2te Abtheilung der 4ten Lieferung von

Mozin's vollständigem Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen &c.

Mit Beiträgen von

Enjot, Riber, Hölder, Courtin und mehreren andern Mitarbeitern.

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. W. Pechier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl., oder 8 1/2 Thlr.
Jede Lieferung 1 fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1 1/2 Ngr. (1 Thlr. 1 Gr.)

Poiloux — Reprise.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phrasologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niederen Classen angehören. Bereichert ist dieselbe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine verschiedene Synonymik, durch Angabe der unregelmässigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprichwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnismässig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und Tübingen, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben erscheint bei mir folgende anziehende Schrift, die durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster Theil.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt: Karl Ludwig Sanb. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Weh. — Die Ermordung des Vater Thomas in Damascus. — James Pinb der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendietta. — Die Frau des Parla-

mentsraths Liquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Dieses Werk ist von gleichem Interesse für den Juristen wie für jeden gebildeten Leser. Der zweite Theil, der nicht minder reich sein wird wie der erste an anziehenden Criminalfällen, erscheint noch in diesem Jahre.

Leipzig, im April 1842.

J. A. Brockhaus.

In der G. Ritter'schen Buchhandlung in Zweibrücken ist erschienen:

Al e i ft.

(Schlacht bei Annersdorf.)

Ein Gedicht von Karl Jos. Schuler.

Elegant broschirt. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gesammelte Novellen

von

Franz Borthold.

Herausgegeben

von

Ludwig Ziegler.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verstorbenen geistreichen Schriftstellerin, wie z. B. die meisterhafte Idyll: Novelle „Irrwisch-Frige“, enthält diese Sammlung mehrerer ausgezeichnete Novellen, die sich in dem Nachlasse derselben vorgefunden haben. Ziegler spricht sich in einer Vorrede ausführlich über die Leistungen der Verfasserin aus.

Leipzig, im April 1842.

J. A. Brochhaus.

In der
Karl Gerold'schen Buchhandlung
in Wien ist zu haben, sowie auch durch H. F. Savarier,
Buchhändler in Triest, zu beziehen:

S a h r b ü c h e r d e r L i t e r a t u r.

Sechshundneunzigster Band.

1841.

October. November. December.

Inhalt des sechshundneunzigsten Bandes.

- I. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leop. Ranke. 1ster, 2ter und 3ter Band. Berlin 1840. (Schluß.)
- II. Mittheilungen über Goethe, aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, von Dr. F. W. Riemer. Berlin 1841. Zwei Bände. (Schluß.)
- III. Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des Deutschen Reiches im Zeitalter der Reformation, von Dr. Heyd. Erster Band. Tübingen 1841.
- IV. Neunzig zur orientalischen Literatur gehörige Schriften.
- V. 1—10. Dramatische Schriften von Manuel Breton de los Herreros, D. José Zorilla und D. Ant. Garcia Gutierrez. Madrid 1832—40.
11. Spanische Dramen, übersetzt von G. A. Dohrn. Erster Theil. Berlin 1840.
- VI. Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Maler. Zwei Theile. Hamburg 1840—41.
- VII. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Erster Band. Zürich 1841.
- VIII. Nachträge zu Goethe's sämtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas. Zwei Theile. Leipzig 1841.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCVI.

Dr. G. G. Carus über Auffindung reicher goldenen Schmuckes in einer nubischen Pyramide durch Dr. Gerlini in Bologna.

Lärche'sche Werke aus der Druckerei der Buchhändler auf G. Lazzaro bei Venedig. Ein lithographischer Beitrag von Hbr. Krafft.

Des fletiermännischen Herrn und Sängers Herrant von Wilbon vier portifische Erzählungen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Aus dem sogenannten Heldenbuche der L. L. ambraser Sammlung zum ersten Male mitgetheilt von Jos. Bergmann. (Schluß.)

Pyrtter's neueste Werke.

Blätter aus einem Reisetagebuche, von Dr. Carus.

Auszug aus einem Briefe Herrn Prof. Freytag's vom 18. Januar 1837.

Register.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. März. Nr. 466—469.

Inhalt:

August Wilhelm Iffland. — Die Bräute von St. Maurice. — Erdbeben und andere Naturerscheinungen im Jahre 1841. — Von den Binden. — Todesurtheile in Preußen. — Spanische Bettelknaben, nach einem Gemälde von Murillo. — Die Schlacht bei Worcester. — Francia. — Mosaikarbeit und ähnliche Künste der Italiener. — Gedrönte Schweine. — Johann Gottlieb Fichte. — Keres. — Der Lob des ältern Plinius. — Die hydraulische Eisenbahn. — Das Haus des Malers Rubens in Antwerpen. — Der Zusammenhang des Dampfes mit der Elektricität. — Werdenberg. — Das Diorama. — Der Mosaikboden in Salzburg.

In Abbildungen enthalten diese Nummern:

August Wilhelm Iffland. — Die Bräute von St. Maurice. — Spanische Bettelknaben, nach einem Gemälde von Murillo. — Die Schlacht bei Worcester. — Johann Gottlieb Fichte. — Keres. — Das Haus des Malers Rubens in Antwerpen. — Werdenberg.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. An-
kündigungen werden mit 6 Ngr. für den Raum einer
gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen 2c. gegen
Vergütung von 1/2 Thlr. für das Laufend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-
Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr.
auf 8 Thlr. ermäßigt. Einzelne kostet jeder dieser Jah-
rgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder
2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften
mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände.
2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen
Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 19 Holzschnitten. 5 Ngr.
Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche
für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite
Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt vom
E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

J. A. Brochhaus.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei G. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Rgr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1842

von

G. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1842:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1842. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen, nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Rgr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt. Beim Schluß des Jahres erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von 10 Rgr.

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der neuen Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Jahrgang 1842. 52 Nummern. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostete 2 Thlr. 15 Rgr., die Jahrgänge 1837—40 jeder 3 Thlr., der Jahrgang 1841 2 Thlr.

*3. Repertorium der gesamten deutschen Literatur für das Jahr 1842. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Dr. E. Gf. Gersdorf. Einunddreissigster Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beider Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Rgr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium beigegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Rgr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: G. Brockhaus.) Jahrgang 1842. Kußer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*5. Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1842. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Su den unter Nr. 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltenen Zeile oder deren Raum werden 2½ Rgr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Rthn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den

Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Rgr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

*6. Landwirthschaftliche Dorfzeitung. Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von G. von Pfaffenrath und William Ede. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Jahrgang 1842. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Rgr.

Wird Freitags ausgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Rgr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*7. Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. F. Hand, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. W. Francke, Geh. Hofrath Prof. Dr. D. G. Kieser, Geh. Hofrath Prof. Dr. J. F. Fries, als Specialredactoren. Jahrgang 1842. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter, von denen das sechste für Berichte über die Begebenisse der literarischen Welt, Personalnotizen u. dgl. bestimmt ist. Anzeigen werden mit 1½ Rgr. für den Raum einer Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet. Wird wöchentlich am Dienstag, oder auch in Monatsheften ausgegeben.

*8. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrgang 1842. 52 Nummern. (Nr. 457—508.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang kosten zusammen genommen fast 9 Thlr. 15 Rgr. (im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Rgr. Der sechste bis neunte Jahrgang (1839—41) kosten jeder 2 Thlr.

Genauso im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Rgr. Einzelne Jahrgänge 20 Rgr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Rgr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bände. Mit 51 Abbildungen. Früher 1 Thlr. Jetzt 15 Rgr.

Verfälschte Fabeln. Mit 16 Abbildungen. 5 Rgr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von G. Wintler. Mit 140 Abbildungen. 20 Rgr.

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltenen Zeile oder deren Raum werden 6 Rgr. berechnet. Besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

II. In Fortsetzungen erscheint:

***9. Analecten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.** Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Dritten Bandes drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr. Der erste Band (1837) und der zweite Band (1840), jeder in 4 Heften, kosten zusammen 5 Thlr. 10 Ngr.; das erste und zweite Heft des dritten Bandes (1841) 1 Thlr. 10 Ngr.

***10. Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Fünfter Band und folgende. Gr. 12. Geb.

Wie jetzt ist von dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in jeder Hinsicht enthält und bei schöner Ausstattung doch wohlfeil ist, Folgendes erschienen:

I. II. Die Nachbarn von Frederike Bremer. Dritte Auflage. 20 Ngr. — III. Juncy de Castro von Gomes. 20 Ngr. — IV. Das neue Leben von Dante Alighieri. 20 Ngr. — V. Die Töchter des Präsidenten von Frederike Bremer. Zweite Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. Rina von Frederike Bremer. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. Das Haus, oder Familienleben und Familienleben von Frederike Bremer. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. Die Familie S. von Frederike Bremer. 10 Ngr.

***11. Buach (Dr. W. H.), Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt.** Vierten und fünften Band. Gr. 8.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 5 Thlr. 25 Ngr.; der zweite Band: Ätiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.; der dritte Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane (1841), 4 Thlr. — Der vierte Band wird die bösartigen Krankheiten der Gebärmutter, die Krankheiten der Eierstöcke und der Brüste, die Krankheiten der Schamlippen, Gebärmutter und Vaginae enthalten; der fünfte Band die Operationslehre der Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane und zugleich ein für sich bestehendes Werk bilden.

Dem ganzen Werke wird ein Atlas der notwendigen Abbildungen zur besten Verständigung der Vorlesungen folgen, welcher auch ein für sich bestehendes Werk ausmachen wird.

***12. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation.** Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe überfetzt und durch Zusätze erweitert von W. Sam. Meist. In sechs Bänden. Sechste

13.) kostet 4 Thlr., der 14.) 10 Ngr., der dritte vierte Band (Zweiter Band, 1836) 2 Thlr. 10 Ngr., 3 Thlr. 10 Ngr. — Der 15. Einweidenbinder, die 16. noch ein alphabetisches

haften und Künste, in griechischen bearbeitet, und J. G. Gruber.

art. item Druckpapier 3 Thlr. (extrafeinem Wellpapier im ternariere) 15 Thlr.

J. G. Gruber, Schö-

von Ind. GIL Hoff-

a H. G. M. G. Meier

ne Reihe von Thier-

themen auf das

eben die billigen

***13. Meissner (W.), Geschichte der deutschen Sprache unter der Regierung des Kaisers Friedrich V. und Lothar III.** Zweite

der Abteil. „Kaiser Friedrich V.“ (1841), kostet 2 Thlr.

***15. Meissner (W.), Allgemeines Wörterbuch, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichnis aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher u. A. Unter Band. — Auch u. d. T.: Allgemeines deutsches Wörterbuch oder Vollständiges alphabetisches Verzeichnis derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden**

sind u. bearbeitet und herausgegeben von D. K. Schütz. Zweiter Band, die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier. Der erste Band, die Literatur von 1728—34 enthaltend (1836—39), kostete auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 10 Ngr. Die früheren beiden Bände (1812—29) kosteten zusammen genommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

***16. Ikonographische Encyclopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe.** Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. Ammon in Dresden; Prof. Dr. Dieffenbach in Berlin; Leibarzt Dr. Grosshain in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. Jüngken in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. Kluge in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. Trüstedt in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. F. Jak. Behrend. Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.

Die Lithographie der Tafeln dieser zweiten Abtheilung ist so weit vorgerückt, daß sie bestimmt noch in diesem Jahre wird erscheinen können. Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichen systematischen Texten. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Prof. Dr. Trüstedt besorgt und herausgegeben von Dr. F. Jak. Behrend. 30 Tafeln Abbildungen und 20 Bogen Text. Sechste Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Rgl. Nr. 64.

17. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Th. Passer. Zweite Folge. Gr. 12. Geb.

Die erste Folge (1841) kostet 1 Thlr.

18. Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner zum Vorlesen in Landkirchen. In drei Bänden. Herausgegeben von Eduin Bauer. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band, unter dem Titel: „Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres zum Vorlesen in Landkirchen mit nach zur häuslichen Erbauung“ (1841), kostet 2 Thlr. — Der zweite Band mit Psalmspredigten, der dritte Predigten über feste Feste enthalten.

19. Kaumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8.

Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Wellpapier. Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 27 Ngr., auf Wellpapier 25 Thlr. 25 Ngr.

***20. Kaumer (F. von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden oder 24 Lieferungen. Fünfter und sechster Band. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Wellpapier 15 Ngr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Wellpapier die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint regelmäßig eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage werden für 2 Thlr. erlassen.

***21. Schmalz (J.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirtschaft gesammelt.** Siebenter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr. Der erste bis sechste Theil (1814—24) kosten im herabgesetzten Preise 6 Thlr. 15 Ngr. nur 3 Thlr. — Ein besonderer Theil auf diesem sechsten Theil ist unter Nr. 99 angeführt.

22. Schmid (Hb.), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nach Übersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Ngr.

***23. Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von F. von Kaumer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Der erste Folge des historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlaube mir somit den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammen genommen für fünf Thaler, so daß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzelne Theile dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste Jahrgang der neuen Folge kostet 2 Thlr., der zweite 2 Thlr. 15 Ngr., der dritte 2 Thlr.

***24. Taschenbuch dramatischer Originale.** Herausgegeben von Dr. Franz. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Drit Franz von Solheim's Bildnis. 8. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste und fünf Jahrgänge (1837—41) des neuen Taschenbuchs kosten im herabgesetzten Preise 6 Thlr.; einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. erlassen.

***25. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Uenzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von Ch. Noback und F. Noback. In fünf

bis sechs Hefen. Drittes Heft und folgende. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis dritte Heft enthalten: Aachen — Kalkutta; die übrigen Hefen werden rasch folgen, sobald das Ganze noch im Laufe dieses Jahres in den Händen der Abnehmer sein wird.

*26. Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, annotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe. Zweiter Band, den Schluss des Textes, ein vollständiges Glossar und eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Velinpapier.

Der erste Band ist mit dem Verlagsrecht aus der Schnupfseifen-Buchhandlung in Altona in meinen Verlag übergegangen, und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr.

*27. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1845. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Meyerbeer's. 8. Cart. Von früheren Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorrätig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelaufen werden. Der erste und zweite Jahrgang der neuen Folge kostet jeder 1 Thlr. 15 Ngr.; der dritte und vierte Jahrgang jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

*28. Varnhagen von Ense (R. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Sechster Band, ober: Neue Folge zweiter Band. Gr. 8. Geh.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten (4 Bde., 1837—38) ist aus dem Verlage von F. Hoff in Mannheim am 1. März übergegangen und kostet 9 Thlr., der erste Band der neuen Folge (1840) 2 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Unterzeichnetem sind soeben in zweitem ganz unverändertem ~~Wieder~~ erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen

eines

nachgeborenen Prinzen

aus der

nachgelassenen französischen Handschrift überseht von

G. G. v. R.

Gr. 8. in Umschlag brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.)

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volke. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tagblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Äußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volke. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volke. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Von den Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarschaft. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmitel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Wälder. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Räder. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichtum. 53. Ist eine Nationaleintracht möglich? 54. Von Etwas, was überall fehlt. 55. Vorherfagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens,

und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19. Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavelli's vermieden wurde und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und Tübingen, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Geld und Herz. Ein Roman von B. Chow-nig. 2 Theile. 8. 2 1/2 Thlr.

Der auf dem Felde des modernen Romans schon bekannte Verfasser stellt hier in den frappantesten Zügen ein Gemälde aus dem socialen Leben dar. In einer spannenden und lebensdigen Erzählung wurde zu schildern versucht, zu welchen Abgründen eine Gesellschaft geführt wird, die, fremd der Liebe und Treue, nur den materiellen Zielen unserer Tage: dem Geldbesitz und Sinnengenuss nachjagt. Wir hoffen, dieser Roman werde die Gunst des Publicums in hohem Grade sich erwerben.

Der Proceß. Geschichtlicher Roman von R. Lorenz. 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Die höchst abenteuerlichsten Lebensereignisse des unglücklichen Heinrich Reuß von Plauen, den die Geschichte den Unrechten nennt, werden in diesem Romane mit historischer Treue und der anmutigsten Darstellungswelse der rühmlichst bekannten Verfasserin erzählt, darin aus dem 16. Jahrhundert und von seinen geschichtlichen Personen interessante und lebendige Schilderungen entworfen.

Die Gespielen der Prinzessin. Novelle von Venferoso. 2 Theile. 8. 3 Thlr.

In dieser Novelle wird fortwährend die Theilnahme der handelnden Personen in Anspruch genommen; die Charaktere sind fast ohne Ausnahme liebenswerth, alles Widerwärtige gestaltet sich am Ende noch freundlich; und darum ist Venferoso wol vorzüglich so allgemein beliebt geworden, weil er die Lesernden stets sicher zum glücklichen Ziele führt und die Durchlesung seiner Schriften einen lange nachwirkenden angenehmen Eindruck hinterläßt.

Leipzig, im April 1842.

H. Wienbraut.

Bei E. W. Krause in Berlin ist erschienen:

Declamatorium.

Auswahl ernster und heiterer Dichtungen zum Vortrage in öffentlichen und Privat-Gesellschaften gesammelt und herausgegeben von

Georg Littas.

1stes bis 12tes Heft. à Heft 1/2 Thlr., ober 1ster und 2ter Band, jeder Band von 6 Heften, à Band 1 Thlr. Enthält 181 ernsthafte und 206 komische Gedichte mit Beiträgen von

111 der beliebtesten Dichter.

Die schnell notwendig gewordenen mehrfachen Auflagen von 9 verschiedenen Heften

ist ein Beweis, daß diese Sammlung als einzige so vollständige allen Bedürfnissen und Anforderungen entspricht. Es wurden in einem Jahre 21,000 Exemplare abgesetzt.

(Wird fortgesetzt.)

Vierteljahrs-Schrift 1842. 2tes Heft.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1842.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.)

Inhalt:

Nationalität und Sprache. — Die Zukunft der Astronomie. — Die Provinzialstände und die Reichsstände in Preußen. — Die Zeitungen und ihre Leser. — Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung. — Das Turnen (ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment). — Der Oplundskrieg und das Völkerrecht. — Der Centralpunkt Deutschlands und das seine Vertheiligung befördernde System von Eisenbahnen. — Der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus einer Kleinen Stadt.

Erzählt

von

Frau von W.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

In der Krieger'schen Buchhandlung (Fr. Goldmar) in Leipzig erscheint:

Mignet, Geschichte der französische Revolution, mit 200 Zeichnungen von Raffet und andern berühmten Malern.

Am 1. und 15. eines jeden Monats erscheint eine Lieferung von 5 Bogen auf dem feinsten Wellpapier und aufs eleganteste gedruckt. Der Subscriptionspreis einer jeden Lieferung ist 10 Ngr. — 10 Ggr. — 30 Kr. Conto. — 30 Kr. Rhein. Im September 1842 ist das ganze Werk vollendet. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und liegt nebst dem ausführlichen Prospect in jeder Buchhandlung zur Ansicht bereit.

Großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums tritt die französische Revolution von 1789 hervor aus dem Jammer der Zeit und begründet eine neue Welt der Ideen. — Unter allen Geschichtswerken, die diesen thatenreichsten Zeitraum schildern, geniesst keines als das von Mignet das unübertreffliche Verdienst, Gebrängtheit und Detail zu verringen. Die

frischeste und lebensvollste Auffassung der denkwürdigsten Scenen, die Darstellung jener großartigen Momente, in denen das verhöhrte Recht erlag oder die triumphirende Günde ihren Lohn fand, endlich die getreueste Abbildung der Portraits sämtlicher Hauptlinge der Revolution sichern auch in dieser Beziehung unsern Werken einen bleibenden Werth.

Vollständig ist jetzt folgendes wichtige Werk erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Vollständiges Real-Lexikon der medizinisch-pharmaceutischen Natur- geschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmacopoe für Ärzte, Studierende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. Eduard Winkler.

Zwei Bände in 11 Heften. 138 Bogen in gr. 8.

1839—41. 9 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in einzelnen Heften zu beziehen.)

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei J. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

B e r i c h t über die Verlagsunternehmungen für 1842 von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. XIV.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

- *29. Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Nach dem Book of sciences von J. Sporschil. Mit 86 Abbildungen. Zweite Auflage. Kl. 8. 12 Ngr.
Dieses Schriftchen bildet eine einzelne Abtheilung von:
Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Drei Bände. Mit 375 Abbildungen. Kl. 8. 1834—39. In englische Feinwand gebunden. 6 Thlr.
dessen übrige Abtheilungen ebenfalls sämtlich einzeln zu erhalten sind:
Anleitung zum Selbststudium der Hydraulik und Hydrostatik. 8 Ngr. — Pneumatik. 8 Ngr. — Akustik. 8 Ngr. — Pyronomie. Zweite Auflage. 8 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. 12 Ngr. — Electricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. 8 Ngr. — Mineralogie. 22 Ngr. — Kryptologie. 8 Ngr. — Geologie. 20 Ngr. — Vertheilungshunde. 15 Ngr. — Chemie. 22 Ngr. — Bergbau und Hüttenkunde. 15 Ngr. — Meteorologie. 12 Ngr.
- *30. Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Emil Braun. Folio.
Die erste und zweite Decade sind im Stich beendet und werden mit deutschem und französischem Texte noch in diesem Jahre erscheinen.
- *31. Die Lustspiele des Aristophanes, übersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. Drei Bände.
Der erste Band dieser Uebersetzung, die Frucht jahrelanger Studien, wird, außer einer größeren Einleitung über den Dichter, „Plutos“, „Politen“ und „Prolog“, enthalten, und mit einem Grundriß des altgriechischen Theaters ausgestattet.
- *32. Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau von B. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.
- *33. Baur (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Ergebnis forstlicher Reisen. Zwei Abtheilungen. Gr. 8.
- *34. Bericht vom Jahre 1842 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Espre. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
Die Berichte vom Jahre 1835—41 haben gleichen Preis.
- *35. Bruchthold (Franz), Gesammelte Novellen, herausgegeben von E. Tiedt. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.
Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verstorbenen geistlichen Schriftstellerin, wird diese Sammlung auch noch mehr ausgezeichnete Novellen enthalten, die sich in ihrem Nachlasse vorgefunden haben.
36. Bibliotheca romana. Editio J. G. Julius. Gr. 8. Geh.
Ein ausführlicher Prospectus über den Inhalt dieses wichtigen bibliographischen Werkes ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Es wird ungefähr 50 Bogen umfassen und im Druck noch dieses Jahr beginnen.
37. Bibliothèque de l'Ambassadeur, publié par le baron Charles de Martens et H. de Hoffmanns. Gr. 8. Geh.
Dieses wichtige Werk wird aus einer Reihe von Bänden bestehen und in folgenden Abtheilungen erscheinen, von denen jede unter besonderem Titel

auch einzeln zu erhalten sein wird: Nouveau Guide diplomatique; Droit des gens universel; Droit des gens maritime; Histoire des traités; Théorie et traités de commerce; Histoire des états européens avec les tables généalogiques des maisons souveraines; Droit germanique; Collection générale des traités; Littérature du droit des gens.

*38. Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*39. Brantius (G. A.), Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Der berühmte Verfasser theilt in diesem Werke seine Beobachtungen über Griechenland mit, das er in seiner Stellung als Cabinetrath des Königs von Griechenland die beste Gelegenheit hatte kennen zu lernen.

40. Brederlow (G. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur nebst Sprachproben. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Gr. 8. Geh.

*41. Brebow (G. Freiherr von), Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 18 Ngr.

*42. Bremer (Frederike), Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*43. — —, Die Töchter des Präsidenten. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

*44. — —, Nina. Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*45. — —, Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*46. — —, Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

*47. — —, Kleinere Erzählungen. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Alle noch erscheinenden Schriften von Frederike Bremer werden in dieser Ausgabe gegeben werden.

48. Abhidhāna-ppadpikā. Wörterbuch der Pali-Sprache. Herausgegeben von Hm. Brockhaus. Gr. 8.

49. Prabodha Chandrodāya. System der Vedānta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von Krishna Miśra. Mit den Scholien des Rāma Dāsa herausgegeben und übersetzt von Hm. Brockhaus. Gr. 8.

Bereits 1835 erschien bei mir der Ganstritt davon als erstes Heft (1 Thlr.). Die Scholien und die Uebersetzung werden auch als zweites Heft dieser Ausgabe besonders erscheinen, und diesem Heft wird dann ein neuer Titel für das Ganze beigelegt werden.

*50. Sammlung orientalischer Märchen, Erzählungen und Fabeln, herausgegeben von Hm. Brockhaus. Erstes und zweites Bändchen. — A. u. d. Titel: Kathā sarit sāgara.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatts aus Kaschmir. Buch I—VI. Aus dem Sanskrit übersetzt. Gr. 12. Geh. Das erste bis sechste Buch dieser Märchensammlung erschien 1839 bei mir im Sanskrit und in deutscher Übersetzung (8 Thlr.).

Früher erschienen von dem Herausgeber bei mir: Gründung der Stadt Palaliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Katha Sarit Sagara des Some Dasa. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1841. 4 Ngr.

Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

*51. Ganzen eines deutschen Edelmanns. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

*52. Celestine. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Ed. von Bülow. Gr. 12. Geh.

*53. Dante Alighieri, Epirische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von K. E. Kannegiesser und K. Witte. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von K. E. Kannegiesser. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildnis und geometrischen Plänen der Hölle, des Purgatoriums und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. Jetzt für 1 Thlr. 15 Ngr. Francesco Petrarca's sämtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von A. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 8 Ngr. Jetzt für 1 Thlr. 5 Ngr.

Lorquato Tasso's Descriptes Jerusalem. Übersetzt von K. Streckfuß. Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. Jetzt für 1 Thlr.

(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Exemplare vorräthig. Die ich für 22 Ngr. liefere.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 8 Ngr., im verminderten Preise 3 Thlr. 20 Ngr. kosten, zusammenkauft, erhält sie für drei Thaler.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von A. Förster. Gr. 12. 1841. 20 Ngr.

*54. Erck (J. Sm.), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Re-

*61. Handbuch für Reisende in Griechenland. Herausgegeben von Hb. Aldenhoven und J. Hb. Reigebaur. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

Dieses Handbuch ist von Reigebaur in Verbindung mit dem jetzt in Griechenland verstorbenen Aldenhoven ganz nach dem Plane der besten übrigen Reisebücher des Ostern bearbeitet worden.

In meinem Verlage sind früher von Reigebaur erschienen:

Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. 1829. 2 Thlr. 20 Ngr.

Handbuch für Reisende in Italien. Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

*62. Herbart's (J. F.) kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände. Gr. 8.

*63. Hübner (E. A. L.), Die Lehre von der Ansteckung, mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeiliche Seite derselben. Gr. 8. 3 Thlr.

*64. Ikographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomisch-pathologischen und therapeutischen Verhältnisse unter Mitwirkung, des Geh. Med. Rath Prof. Dr. Kluge bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. Jak. Behrend. Gegen 30 Tafeln Abbildungen mit Text. In Lieferungen. Grossfolio.

Bergl. Nr. 16.

*65. Irma und Ranke. Ein Roman von J. Bruno. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

*66. Kalkschmidt (Joh. F.), Kräftigstes und vollständigstes Fremdwörterbuch, zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Dieses Fremdwörterbuch wird sich nicht nur durch seine Vollständigkeit, so auch durch angenehme Billigkeit und eine zweckmäßige typographische Einrichtung auszeichnen. Das erste Heft erscheint bald.

*67. Kannegiesser (K. E.), Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. Zweite, mit einem Anhang von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

Die einzelnen Theile auch unter besondern Titeln:

*68. — — — Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die unteren Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweite, mit einem Anhang von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

*69. — — — Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höheren Classen der Bürgerschulen und die mittleren Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhang von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

*70. — — — Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter, insbesondere für die oberen Classen der Gymnasien. Zweite, mit einem Anhang von deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh.

*71. Der gestiefelte Kater. Mit Radirungen von D. Specter. Gr. 8. Auf feinstem Velinpapier. Cart.

Dieses Buch wird sich gleichermassen durch den Inhalt wie durch die artistische und typographische Ausführung auszeichnen und eine wohlthätig illustrierte Zugabe sein. Den Text bilden außer einer Einleitung über das alte Märchen die Perrault'sche Bearbeitung desselben und Tieck's Reitermärchen „Der gestiefelte Kater“. Die Radirungen sind höchst geistreich.

*72. Koecker (Hs.), Schauspiele. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Marie Stuart. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Konrad. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Luisa Amadi. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Polo und Francesca. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

*73. Das Kriegerthum. Von einem Invaliden. Erster Theil: Wahl und Bildung höherer Truppenführer. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

*74. Kützing (F. Fr.), Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange, erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 98 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln im gr. 4. Auf feinem Velinpapier. Cartonirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.

Da der Herr Verfasser schon weit mit dem Graviren der Tafeln beauftragt ist und sich unausgesetzt damit beschäftigt, der Text aber bereits vollständig und gedruckt vorliegt, so wird dieses wichtige und interessante Werk unbeschleunigt

Die „Literatur der vormerkten Schriften“ (1837) kostet 25 Ngr.; die „Literatur der schönen Künste“ (1840) 3 Thlr. 15 Ngr.

*55. Forster (G.), Gesammelte Schriften. Von dessen Tochter herausgegeben und mit einer Einleitung von G. Gf. Gerwinus. Acht bis neun Theile. Gr. 12. Geh.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen können.

*56. Frignani (Angelo), Mein Bohnsinn im Kerker. Memoiren. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

*57. Der deutsche Fürstenthum. Preliminarien. Berichte. Actenstücke. Correspondenz. Eingeleitet und herausgegeben von K. Göbels. Gr. 8. Geh.

*58. Gervais (G.), Kolf. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

*59. Gräfe (H.), Allgemeine Pädagogik in drei Büchern. Gr. 8. Geh.

Erstes Buch: Der Mensch, seine Entwicklung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

*60. Gustav III. (König von Schweden), Schauspiele. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Eichel. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

im Laufe d. J. erscheinen können. Da nur eine kleine Auflage veranstaltet werden soll, so werden diejenigen, die sich den Besitz des Werkes sichern wollen, aufgefordert, zeitig darauf zu subscribiren. Der Preis ist vorläufig auf 40 Thlr. festgesetzt, würde aber bei einer bedeutenden Theilnahme noch ermäßigt werden können.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*75. Edde (William), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten Tafeln. In fünf Heften. Gr. 8.

Jedes Heft von 5—6 Bogen und 4 Tafeln kostet 12 Ngr. Das ganze Werk wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen.

*76. Roebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band dieses wichtigen und interessanten Werks wird hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen können.

*77. Lynar (Fürst zu), Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel ward nach der neuesten Bearbeitung gedruckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue belletristische Werke
erschieden bei Friedrich Fleischer in Leipzig.

1. Bier und zwanzig Stunden.

Ein Feuilleton des Tages
von E. Prärler-Mansfeld.
1 Thlr. 15 Ngr.

2. Phantasie und Wirklichkeit

in Novellen und Erzählungen
von Wladimir.
1 Thlr. 15 Ngr.

3. Don Juan,
Drama in 5 Abtheilungen
von Braun von Braunthal.
20 Ngr.

4. Dramatische Werke

von Wilh. Schnitter.
Erster Band. Maria, Trauerspiel in 5 Acten.
15 Ngr.

Bei Gerhard in Danzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, von Dr. Alexander Jung. 8. Brosch.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Ein Buch, welches sich durch gediegene und geistreiche Kritik auszeichnet.

Preußen und die Verfassungsfrage von Dr. S. R. Schneider. Gr. 8. Brosch. Preis 12½ Ngr. (10 gGr.)

Bei H. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Was lehrt das Neue Testament über den Tod Jesu? Eine dogmatisch-ascetische Betrachtung von F. Harig. Geh. Preis ½ Thlr.

Diese Schrift entstand zuerst aus wissenschaftlichen Untersuchungen theologischer Convente. Was unser Christenglaube über den Tod Jesu lehrt, die Verpflichtungen, die er daraus herleitet, die Verheißungen, die er damit verbindet, die Aussichten, die er eröffnet, Alles dieses ist hier nach Aussprüchen des N. T. zusammenggetragen und zu einem harmonischen Ganzen vereinigt.

ECHO

de la

littérature française.

Journal des gens du monde.

Deuxième année. 1842.

24 Hefte. Preis 5½ Thlr.

Das erste Quartal, Nr. 1—6, ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Das ungestörte Forterscheinen dieses Journals, sowie die steigende Zahl der Subscribenten gibt wol den besten Beweis von der Vortrefflichkeit desselben; jeder Freund gehaltvoller französischer Lecture kann sich durch eigene Prüfung von dem werthvollen Inhalte überzeugen.

Leipzig, im Mai 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei E. W. Krause in Berlin ist soeben erschienen:

11tes und 12tes Heft à ½ Thlr. vom

Declamatorium.

Auswahl

ernster und heiterer Dichtungen zum Vortrage in öffentlichen und Privatgesellschaften, herausgegeben

von

Graf Littfas.

Enthält:

Die komischen Original-Pièces, die nur mit Erlaubniß des Herausgebers abgedruckt werden dürfen.

- 1) Re so was is noch nicht dagewesen, von Aug. Braß.
- 2) Morgengedanken eines berliner Postbriefträgers beim Sortiren der von ihm zu bestellenden Briefe, v. H. Hagenborff.
- 3) Ein Ehestandsbaummittel, von G. D. Hoffmann.
- 4) Das Rendez-vous bei der großen Kanone, von E. Kosarsky.
- 5) Die Fuchstaupe, von H. Hagenborff.
- 6) Alles Schein, von Mauritius.
- 7) 's fabelhaft, von E. Kosarsky.
- 8) Unsere Zeit hat keine Zeit, von R. Bärner.

In alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:

Nachrichten über das Gewerbschulwesen in **Preußen, Sachsen**, auch Stuttgart, Nürnberg und Karlsruhe. Herausgegeben von Dr. F. Jacobi. Gr. 8. Leipzig, **Wienbrack**. Geh. ½ Thlr.

Durch alle Buch- und Landkartenhandlungen ist zu beziehen:

Grundriss der Stadt Hamburg.

Entworfen von E. F. Bernhardt, mit Nachträgen von R. Kerner und F. E. Schuback.

Mit einer Uebersichtstabelle.

Gr. Royalfolio. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Die Zeitinteressen.

Erstes Vierteljahrsheft 1842.

Wir haben uns nicht getäuscht, wenn wir für diese mit der größten Umsicht begonnene Zeitschrift auch einen großen Erfolg uns versprochen. Die gebildeten Leser aller deutschen Länder und selbst über diese hinaus haben durch zahlreiche Theilnahme ihren Beifall diesem zeitgemäßen Unternehmen gezollt, die ausgezeichneten Geister ihm ihre Mitwirkung schon verliehen oder zugesagt; die öffentliche Meinung hat durch ihre geachteten Organe unzweideutig ihre Anerkennung ausgesprochen. So stehen „Die Zeitinteressen“ am Ende ihres ersten Vierteljahres fest begründet da und nehmen einen ehrenvollen Platz ein in der periodischen Literatur Deutschlands.

Indem wir hiermit zum weiteren Abonnement einladen, fügen wir hinzu, daß „Die Zeitinteressen“ sowohl durch die Post als durch den Buchhandel regelmäßig nach Erscheinen, aber auch in Vierteljahrsheften mit Inhaltsverzeichniss bezogen werden können. Das erste Vierteljahrsheft 1842 kann, so weit noch der geringe Vorrath reicht, bezogen werden. Der Pränumerationspreis beträgt für das ganze Jahr nur 3 Thlr., oder 5 fl. 24 Kr. Rhein.

Altm., im Mai 1842.

Verlag der Stettin'schen Buchhandlung.

Bekanntmachung.

Ich beile mich, hierdurch anzuzeigen, daß ich zur Unterstützung der hilfsbedürftigen Hamburger

Eine Geschichte des hamburger Brandes

herausgeben werde.

Herr Dr. Fr. Sch., durch längern Aufenthalt in Hamburg mit den dortigen Ortsverhältnissen hinlänglich bekannt, ist heute von hier nach Hamburg gereist, um an Ort und Stelle die Data zu sammeln.

Dieser ehrenwerthe Schriftsteller verzichtet auf jedes Honorar, und beansprucht nur die geringen Reisespesen. Herr Dr. Rob. Heller hat die Güte gehabt, die Redaction des Manuscripts ohne alle Vergütung zu übernehmen.

Ich werde das Buch in meiner Officin ohne allen Gewinn aufs billigste herstellen, und hoffe, durch die Theilnahme des Publicums unterstützt, binnen kurzem eine bedeutende Summe zur Linderung der grenzenlosen Noth an den Hilfsverein abliefern zu können.

Ich glaube, daß ich durch dieses Unternehmen jeder niedrigen Geldspeculation den Weg vertreten habe, und rechne bestimmt darauf, daß mir keiner meiner Herren Collegen durch eine Concurrenz die Mittel benehmen wird, die Noth in Etwas mildern zu können.

Leipzig, 10. Mai 1842.

Philipp Reclam jun.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von C. v. Pfaffenrath und W. Löbe. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Dritter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. Ankündigungen darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, besondere Anzeigen 2c. gegen eine Vergütung von $\frac{1}{2}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats April:

Dorfzeitung. Aber die Behandlung und Anwendung des Mistes. — Das zahme Schwein. — Ursachen des Verfalls vieler Wirthschaften in unserer Gegend. — Aus dem Nassau's-

chen. — Über den Brand im Weizen. — Landwirthschaftliche Buchführung. — Über die aus Samenapfels gezogenen Kartoffeln. — Mittel gegen den schwarzen Kornwurm. — Die Anzuchtart ohne Rauch. — Landwirthschaftlicher Bericht aus Westpreußen. — Gruppen englischen Federviehes. Mit einer Abbildung. — Über Holzanzüchtungen. — Ein Kämmerlein. — Landwirthschaftliche Neuigkeiten, Miscellen, Ankündigungen.

Unterhaltungsblatt. Schreckenvoller Tod, als Folge des nicht beachteten Bisses eines tollen Hundes. — Das Contraband-Museum in Paris. — Über Sonnenfinsternisse, besonders über die große Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842. — Der Hellerbecher, oder das merkwürdige Privilegium. — Eine Nacht aus dem Leben eines Pferdehändlers. — Zum 1. Mai. — Die Raiben. — Die Geschichte vom siebenjährigen Kriege. — Buchermarkt, Vermischtes, Anekdoten, Miscellaneen.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XVI.

Dieser literarische Anzeiger wird dem bei J. M. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Rgr.

B e r i c h t über die Verlagsunternehmungen für 1842 von J. M. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung angesetzt.

(Fortsetzung aus Nr. XV.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

78. Martens (*Charles de*), Biographie des diplomates les plus célèbres des trois derniers siècles, d'après l'ordre alphabétique des nations auxquelles ils appartiennent. Gr. 8. Geh.

*79. — —, Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Geh.

Die Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens herausgegebene Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens“ (2 Bände, 4 Thlr. 15 Rgr.).

Früher erschien von dem Herausgeber in meinem Verlage: Guide diplomatique. Zwei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Rgr.

*80. Moses Mendelssohn's sämtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. Dr. G. B. Mendelssohn. Sieben Bände. Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke Mendelssohn's wird außer den größten Schriften noch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehr noch ungedruckte Manuscripte enthalten; auch wird dazu eine philosophische Einleitung von Prof. Brandis in Bonn und eine ausführliche Biographie Mendelssohn's gegeben. Der Druck dieser Ausgabe hat bereits begonnen und sie wird in diesem Jahre vollständig erscheinen. Sollte die Theilnahme des Publicums, wie zu erwarten, sehr groß sich zeigen, so würde der Preis noch ermäßigt werden können.

Ausführliche Aufkündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*81. Montesquieu (*Charles de*), Persische Briefe. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh.

*82. Most (*G. F.*), Denkwürdigkeiten in der medicinischen und chirurgischen Praxis. Erster Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band erscheint in diesem Jahre und führt auch den besondern Titel: Beobachtungen und Bemerkungen über Protopalgie, Carcinom, Lungenschwindsucht, Ruhr, Scharlach, Masern, Keuchhusten, Pneumonie, Intermittens larvata, Hydrophobie, und über den Galvanismus als Heilmittel verschiedener Krankheiten. Nebst Anhang: I. Über meine Heilverfahren bei 104 Epileptischen; II. Medicinische und chirurgische Observationen meines seligen Vaters.

Von dem Verfassert erschien bereits in meinem Verlage: Encyclopädie der gesamten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluß der Geburtshilfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Vereine mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 16 Thlr.

— — — Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 15 Rgr. Ausführliche Encyclopädie der gesamten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtswissenschaft, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militär- und Gerichtsarzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Lehrschriftsteller, Polizeibeamte, Militärs, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplement und. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 10 Rgr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scherachsterns und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in physischer, naturgeschichtlicher und blästischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Rgr.

Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Rgr.

*83. Wägge (*Thdr.*), Gesammelte Novellen. Erster bis dritter Theil. Gr. 12. Geh.

Inhalt: I. Anglisten. Die Emigranten. II. Koselle. Zwei Orkute. Es demogile. III. Rette und Richte.

*84. Robach (*R.*), Lehrbuch der Baarentunde. Zwei Bände. In Lieferungen zu 8 Bogen. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Dieses Lehrbuch der Baarentunde, das einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen bestimmt ist, bildet zugleich die erste Abtheilung eines „Lehrbuch der gesamten Handelswissenschaften“, das der Verfasser in Verbindung mit G. H. und H. W. Robach bearbeitet, und erscheint in 8—10 Heften zu 15 Rgr., die sich bald folgen werden. Das erste Heft ist bereits erschienen.

85. Robach (*Gh.*), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank-, und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. Zweite umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 8.

*86. Rolte (*B.*), Lieber eines Einsiedlers. 8. Geh. 16 Rgr.

87. Rot (*R.*), Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

*88. Passow's (*Fr.*) vermischte Schriften. Herausgegeben von B. A. Passow. Mit zwei Kupferstücken. Gr. 8. Geh.

*89. Petocz (*Th.*), Das Unmoralische der Todesstrafe. Nachtrag zu dessen „Ansicht der Welt“. Gr. 8. Geh. 18 Rgr. Des Verfassers „Ansicht der Welt. Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen“ erschien 1838 und kostete 3 Thlr.

*90. Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben (Xeris).

und enthält:
aus der Frau
tes Kind, der
Donna Maria
Der falsche

Ferdinand's

und Habbellens von Spanien. Aus dem Englischen überfetzt. Drei Bände. Gr. 8.

*91. Predost b'Griles (*Antoine François*), Geschichte der Annon Ledant und des Operativer Des Gieur. Aus dem Französischen überfetzt von Gh. von Bölow. Gr. 12. Geh. 20 Rgr.

93. *Puchelt (F. A. H.)*, Das Venensystem in seinem krankhaften Verhältnisse. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage: Ueber die Indolucke Constitution und ihren Einfluß auf die Entstehung und den Charakter der Krankheiten. Gr. 8. 1823. 25 Ngr.

94. *Happaport (Hr.)*, Ruse. Episches Gedicht. Gr. 8. Geh. 1 Zhr.

95. *Raumer (G. von)*, England. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 12. Geh. 6 Zhr.

Der dritte Band führt auch den besondern Titel:

96. — —, England im Jahre 1841. Gr. 12. Geh. 2 Zhr.

(Der Beschuß folgt.)

Bei **E. G. Schröder** in Berlin ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Legislative Fragen,

betreffend: die Juden im preussischen Staats.

Von **Dr. J. M. Jost**.

Gr. 8. Schefter. Preis 10 Sgr.

Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens.

Von **Leman**, Geh. Justizrath.

Gr. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Der rheinische Provinzial-Landtag

im Jahre 1841.

(Fortsetzung und Schluß der 1841 erschienenen Resultate der Provinzial-Landtage.)

Gr. 8. Geh. 1 Zhr.

DE SOLONIS LEGIBUS

apud Oratores Atticos.

Von **H. Schelling**.

Gr. 8. Geh. Preis 22 1/2 Sgr.

Zwei Gespräche über das Reich:

Preußen,

seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland,

von **Pöhl-Sammerow**.

Gr. 8. Schefter. Preis 5 Sgr.

Die Pensionirung der Geistlichen mit Bezug auf die „Proposition von Hirsch“.

Von **Struncker**, evang. Pfarrer.

Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jénaische

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius**, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Eries**, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. April.

Inhalt:

Aschbach: Geschichte des grossen deutschen Kriegs vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Von **F. W. Barthold**. (Nr. 39.) — **Klippel**: Die corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeienso. Von **P. Wipend**. (Nr. 31, 32 u. 33.) — **Krömer**: Über den zur Zeit der Geburt Christi gehaltenen Cursus. Von **Ph. E. Haschke**. (Nr. 100 u. 101.) — **Mirbt**: Vorlesungen über die Poesie Gottes und Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Von **K. L. Michelet**. (Nr. 3, 4 u. 5.) — **Trendelenburg**: Die logische Frage in Hegel's System. Eine Aufforderung zu ihrer wissenschaftlichen Erledigung. (Nr. 37, 38 u. 39.) — **Bachmann**: 1. **K. Dettl**: philosophische und theologische Vorlesungen. Herausgegeben von **Marheineke** und **Dittenberger**. 2. **Grundriss der Psychologie** für Vorlesungen. Von **J. E. Brömmel**. (Nr. 36.) — **Neon v. Eschenbach**: Zwölf Briefe über das Erdleben. Von **K. G. Carus**. (Nr. 31 u. 32.) — **Ritter**: 1. Untersuchungen über das Leben des Thucydides, mit einer Beilage: über den Demos Malita. Von **K. W. Krüger**. 2. **De Thucydide scriptore belli Peloponnesiaci Specimen scriptit H. Walke**. 3. Die Stellung des Geschichtsschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands. Von **F. Kortüm**. 4. Historisch philologische Studien. Von **K. W. Krüger**. 5. Chronologische Beiträge zur griechischen Geschichte zwischen den Jahren 479—431. Von **J. J. Rospart**. 6. **F. Hasell**: Labradorenes Thucydidae. (Nr. 33, 34, 35, 36 u. 37.) — **Hermann**: Zur Lehre von der Mora. Ein civilistischer Versuch. Von **K. W. Wolff**. (Nr. 33 u. 34.) — **Kieser**: Über das Verhältniss der Medicin und Chirurgie und die Duplicität im ärztlichen Stande etc. Von **Ph. Fr. v. Walther**. (Nr. 38.) — **Rosenthal**: Über die Entwicklung der Architektur vom 10 bis 14. Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien. Von **H. Gally Knight**. Aus dem Englischen mit einer Einleitung herausgegeben von **C. R. Lepsius**. (Nr. 33, 34 u. 35.) — **Kieser**: Abhandlungen zur Physiologie und Pathologie. Anatomisch-mikroskopische Untersuchungen von **G. Ginge**. (Nr. 36.) — **Grünwaldt**: Beiträge zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgik. Von **J. Ch. W. Augusti**. (Nr. 39 u. 100.) — **Literarisches aus Holland**; **Gesellschaftsleben**; **Beförderungen und Ehrenbezeichnungen**; **Literarische Nachrichten**; **Chronik der Universitäten**; **Chronik der Gymnasien**; **Preisaufgaben**; **Miscellen**; **Nekrolog**; **Verzeichnisse der Vorlesungen in Würzburg, Leipzig, Erlangen und Jena**.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich abgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** etc. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Erste Ausgabe von Brockhaus & Avenarius in Leipzig:

de la Littérature française.

Journal de gens du monde.

Deuxième année. 1842.

Ce journal paraît tous les quinze jours. — Prix de l'abonnement pour un an 5 1/2 Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Prix d'insertion: 1 1/2 Ngr. par ligne. — Des Prospectus sont annexés à raison de 1 Thlr.

Sommaire du No. 7. Littérature Anglaise. Drame, Histoire, Traductions, Antiquités. Par **Philartète Charles**. — Père et mère, par **Mario Ayoard**. — Conte fantastique. A propos d'une aquarelle. Par **Annaïs de Raymond**. — Cours d'histoire moderne. Professe à la Sorbonne par **Charles Lenormant**. Par **A. F.** — Revue musicale. — Pierre-le-grand, ou un succès d'opéra comique, par **Paul Smith**. — **Tribunaux**: Le jeu de boules d'Alphonse Karr.

Sommaire du No. 8. Trésorier, par G. de Molènes. — Physiologie du théâtre, à Paris et en Province, par **L. Couaillhao**. — Voyage à Java, par **Casimir Henry**, ex-matelot.

Reiselecture.

Bei **A. G. Adler** in Leipzig ist soeben erschienen:

Reise- Berichte und Gedichte.

Erinnerungen

aus den

Commermandertagen 1841

von

J. Hellstab.

Zwei Theile. Brosch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mit Lebensrisse und geistreicher Auffassung ausgestattet, werden diese Reiseberichte jedem Leser eine sehr angenehme Lectüre gewähren. Die Durchzüge von Böhmen, Oesterreich, Oberitalien liefern eine Menge des verschiedensten Stoffes, den der reichhaltig bekannte Verfasser mit ihm eigenthümlich geistreicher Darstellung trefflich benutzt hat.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist neu erschienen:

Deutsche Anliegen und Zustände

von **M. Febeu.**

Erster Band erstes Heft.

Preis 20 Ngr.

Dieses Werk hat zum Zweck, Deutschlands Zustände, deren Mängel und Gebrechen, wie die deutschen Anliegen und Bedürfnisse nach dem Wesen der Zeit und der jetzigen Weltlage zu erforschen und zu besprechen, und den hohen Beruf der Volkshaupter bei der gegenwärtigen Weltentwicklung zu erkennen und darzustellen. So wie die Erfüllung dieses

Berufes auf das Schicksal des ganzen Völkergeschlechts die wichtigste Rückwirkung nehmen muß, so ist das Werk nicht bloß dem deutschen Vaterlande, sondern zugleich auch der gesammten Menschheit gewidmet. Aus oben angeführtem Hefte kann Inhalt, Bericht und Richtung des Werkes ersieht werden, welches auf drei Bände berechnet ist und in zwanglosen Heften erscheinen soll, deren jedes jedoch stets so viel als thunlich den Schluß einer Abhandlung enthalten soll, damit keine Unterbrechung des Zusammenhanges stattfindet.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. April. Nr. 470—474.

Inhalt:

Franz liegt. — Dunsen's galvanische Batterie. — Mastra. — Chronik der Eisenbahnen im Jahre 1841. — Galvano-plastische Nachbildungen von Kupferplatten. — Hamburger Schiffsahrt. — Landreisen von England nach Indien. — Von den Tromben oder Wasserhosen. — Das Aufschwebboot. — Die Kattendörfer in Prag. — Maria Theresia, deutsche Kaiserin. — Genf. — Die Abzugskanäle in London. — Die Bewässerung im Morgenlande. — Die englische Criminaljustiz. — Eine neue Spinnmaschine. — Schweizer Uhrenfabrikation. — Paul Gerhardt. — Zur Geschichte des großen Kriegs. — Chalons an der Saone. — Die Heuschrecken. — Das Südpolar-Land. — Pan bei Frankreich mit Preußen.

In Abbildungen enthalten diese Nummern:

Franz liegt. — Mastra. — Landungsplatz in Bulak bei Kairo. — Genf. — Maria Theresia, deutsche Kaiserin. — Genf. — Ägyptische Vorrichtung zum Wasserschöpfen. — Das Sackloch oder persische Rad. — Paul Gerhardt. — Chalons an der Saone. — Die Heuschrecken.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. Abonnements werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Seite berechnet, besondere Anzeigen 22. gegen Vergütung von 1/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzelne kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von **E. Winkler.** Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im Mai 1842.

J. W. Brockhaus.

Im Verlage des Naturgeschichters ist erschienen:

Naturgeschichte

für

Landwirthe, Gärtner und Techniker.

Herausgegeben

von

William L ö b e.

Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln.

In fünf Heften zu 12 Rgr.

Bei dem großen Umschwunge, welchem gegenwärtig alle praktischen Lebensinteressen durch eine lebendige Wechselwirkung der Theorie und Praxis, der Wissenschaft und des Lebens entgegengehen, ist es auch eine würdige Aufgabe, die Landwirtschaft immer mehr von der starren Gewohnheit und den mechanischen Handgriffen loszumachen und ihren Betrieb auf die wissenschaftliche Erkenntniß und die daraus hergeleiteten Grundsätze zurückzuführen. Es gibt kein Gewerbe, keine Kunst, in welcher noch gegenwärtig die Ausübung mit so geringer Kenntniß und Einsicht des Gegenstandes betrieben wird, als es bei der Landwirtschaft geschieht, und so sonderbar dies auch in dem nicht unbedeutenden Umfange der landwirtschaftlichen Literatur scheinen möchte, der Grund davon liegt in dem Mangel an Hilfsmitteln, die dem mit gewöhnlicher Elementarbildung versehenen Landmann und Landwirth für seinen Beruf und für die rationelle Ausbildung in demselben zu Gebote stehen.

Das vorliegende Werk ist dazu bestimmt, eine solche Lücke in der technischen Literatur auszufüllen. Es hat die Natur fremder Länder nicht zu seinem Gegenstande, es will keine vollständige Übersicht der Schätze entfallen, welche unsere Erde darbietet, sondern es will seine Leser mit allen den natürlichen Gegenständen näher bekannt machen, die für das technische Gewerbe, besonders aber für die Land- und Hauswirtschaft wesentlich sind. Von diesem praktischen Gesichtspunkte aus behandelt es zunächst das Thierreich. Der Leser empfängt eine aus der Wissenschaft geschöpfte Belehrung über die Haus- und alle andere Thiere, welche der Haus- und Landwirtschaft entweder zum Nutzen oder zum Schaden gereichen können. Eine vorausgeschickte allgemeine Naturgeschichte des Thierreichs hat die Darstellung der innern und äußern Organisation der Thiere zum Zweck und weist dabei auf die Ausmachte des Weltenschöpfers hin. Das Rämliche ist auch bei dem Pflanzenreiche der Fall, wo zuerst der Bau und die einzelnen Bestandtheile der Pflanzen, ihre innere Organisation zc. geschildert und dann die verschiedenen Pflanzen insofern einer Darstellung und Bearbeitung unterworfen werden, als die technischen Gewerbe, die Forstwissenschaft, die Haus- und ganz besonders die Landwirtschaft daran Interesse nehmen müssen. Eine dritte Abtheilung umfaßt die für den Landbau äußerst wichtige und in weitem Kreise bisher so sehr vernachlässigte Bodenkunde nach den Grundsätzen und wissenschaftlichen Entdeckungen, wie dieselben in der neuesten Zeit aus der Zusammenwirkung von Chemie, Mineralogie und Physik hervorgegangen sind. Ein vierter Abschnitt endlich führt die Leser selbst in die physikalischen Wissenschaften ein und macht sie mit den Gegenständen aus der Naturlehre bekannt, die für sie bei einem gründlichen Betriebe des Gewerbes und der Land- und Hauswirtschaft unentbehrlich sind.

So sehr aber alle diese Gegenstände in strenge und eigenthümliche Gebiete der Wissenschaften einklagen, so ist die Darstellung selbst doch mit jener Klarheit und Einfachheit gehalten, mit jener Entfaltung von der Einsicht des gesunden Menschenverstandes verdunkelndem Bewerte, daß der Leser jeder Bildung

und jedes Standes Belehrung und Unterhalt darin finden kann. Auch sind dem Leset an den entsprechenden Stellen illuminirte Abbildungen von Gegenständen des Thier- besonders aber des Pflanzenreichs beigelegt, die schon bei einem flüchtigen Blättern zeigen werden, daß sie ebenso geschmackvoll als naturgetreu entworfen und ausgeführt sind.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Mit Anfang Juli d. J. wird bei mir erscheinen und durch die H. J. Neuberger Buchhandlung in Leipzig zu beziehen sein:

Fr i s i a.

Eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.
Redigirt von Dr. Schwendendiek.

Die alten Griechen haben bekanntlich sehr viel Wichtiges am reinsten und längsten bewahrt. Da nun dieses Blatt vorzüglich dazu bestimmt ist, durch Mittheilung altgriechischer Denkmäler und durch Darstellungen des altgriechischen Lebens in allen seinen Beziehungen zu genauerer Kenntniß dieses wichtigen theilens des Volkes zu führen, so möchte das Erscheinen dieses Blattes auch Geschichts- und Alterthumsforschern nicht unwillkommen sein.

Monatlich werden vier Nummern, 2 Bogen in gr. 4., auf schönem Papier, elegant gedruckt erscheinen. Der Preis des ganzen Jahrgangs (52 Rtn.) beträgt 2 Thlr.

Buchhändlern empfehle ich das Blatt für Anzeigen von Büchern, welche in Holland bekannt werden sollen. Für die gespaltene Seite wird 1/2 Rgr. (1 gGr.) berechnet.

Leiden, im Mai 1842.

H. Woortman.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 4te Heft der
Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1842.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Zug der Allirten nach der Champagne im Jahre 1814. Mit 1 Karte des östlichen Frankreichs. II. Geschichte des 2. P. 42. Linien-Infanterieregiments Herzog Wellington. (Schluß.) III. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberösterreich. (Fünfter Abschnitt.) IV. Recent Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1842 in 12 Heften 8 Thlr.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schauspiele

von

Hans Koster.

8. Heftet. 2 Thlr.

Inhalt: Maria Stuart. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Konradin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Luisa Ambei. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Polo und Francesca. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei J. A. Brodhans in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Lehrbuch der Waarenkunde.

Herausgegeben
von
Karl Rohd.

In 8—10 Heften zu 15 Ngr.

Unter den für den Kaufmann unentbehrlichen Wissenschaften nimmt die **Waarenkunde** unstreitig eine der ersten Stellen ein. Die Waaren sind das Material des Handels, die Grundlage und Ursache alles Verkehrs; sie genau zu kennen, sie von ihrem ersten Ursprung bis zu ihrem Endziele, ihrer letzten Verwendung zu studiren, bildet also eine Hauptaufgabe für den Kaufmann.

Zum wirklichen, regelmäßigen Studium der Waarenkunde ist aber durchaus ein systematisch geordnetes Lehrbuch erforderlich und ein solches legt unter obigem Titel die unterzeichnete Verlagshandlung dem Publicum vor, indem sie sich noch die Einschränkung erlaubt, daß die neuere Literatur kein derartiges vollständiges Werk aufzuweisen hat. Die vielfach vorhandenen **Waarenlexika**, welche vorzugsweise die Tendenz schneller Belehrungsmittel bei plötzlich entstehendem Bedürfnis haben, sind keineswegs geeignet, ein allgemeines Bild, einen bequemen Überblick über das Gesamtgebiet der in den Handel kommenden Waaren zu gestatten, und zu einem methodischen Selbstunterrichte sind sie gar nicht geeignet, da sie ihrer alphabetischen Anordnung zufolge die verschiedenartigsten Artikel nebeneinander abhandeln und in ihnen die verwandtesten Gegenstände gewaltsam getrennt erscheinen. Der einzige Vorzug der Waarenlexika, welcher in der Möglichkeit der schnellen Auffindung von Artikeln bestehen möchte, aber die man eine augenblickliche Auskunft wünscht, wird bei unserm Werke durch ein mit der äußersten Sorgfalt bearbeitetes **Register** erreicht, durch welches dasselbe ebenfalls den genannten Vorzug erhält.

Was nun die innere Einrichtung des Buches betrifft, so wird die Einsicht desselben genügend darthun, daß es dem Verfasser nicht nur um die möglichste Genauigkeit und Vollständigkeit zu thun war, sondern daß er auch keine Mühe gescheut hat, sich in den Besitz der betreffenden neuesten Angaben zu setzen. Das erste Heft enthält überdies eine Einleitung, die auf eine wissenschaftliche Weise in das Gebiet der Waarenkunde einführen soll.

Bei jedem einzelnen Waarenartikel gehen historische Nachrichten über dessen Einführung in das Gebiet des Handels voraus, sowie über die allmähliche Ausbreitung desselben und die derselben entgegenstehenden Hindernisse; hiernächst folgt die Angabe des Vorkommens, der Gewinnung und der Fundorte bei den Rohstoffen und der Fabricationsmethode bei den durch künstliche Mittel dargestellten Waaren; ferner die Eigenschaften, die Beschreibung der verschiedenen in den Handel kommenden Sorten und ihre Unterscheidungsmerkmale; die Prüfungsmittel der Güte in der Erkennung des Verfälschens, der Anwen-

bungsarten u. s. w. Jeder Artikel schließt mit Untersuchungen und vergleichenden Angaben des Productionsquantums der denselben erzeugenden Gegenden und der Aus- und Einfuhr derselben für den Handel wichtigsten Staaten.

Leipzig, im Juni 1842.

J. A. Brodhans.

Sehr empfehlenswerthe Compositionen
über Themas aus den

Hugenotten von Meyerbeer.

Eckert. Potpourri brillant en forme de Fantaisie p. Piano. Op. 9. 17½ Sgr.

Schunke. Rondo facile p. Piano. Op. 44. 15 Sgr.
Taubert. Les Huguenots, Impromptu brillant p. Piano. Op. 25. 17½ Sgr.

Thiele. Hugenotten-Walzer für Piano. 5 Sgr.

Panofka. Premier Divertissement p. Piano et Violon concertans, Op. 10, 1 Thlr.; dito p. Pfte. et Violoncelle concertans 1 Thlr.; Erweiterungen für 2 Violinen, dito für 1 Violine, Heft 1, à 20 Sgr.

Lipinski. Fantaisie et Variations, Op. 26, p. le Violon av. Orchestre 2½ Thlr.; av. Quatuor 1½ Thlr.; av. Piano 1½ Thlr.

Schwenecke. Duo brillant, non difficile et agréable p. Piano et Violon, Op. 46, 17½ Sgr.; dito p. Piano et Violoncelle, 17½ Sgr.

Fürstenau. Les Huguenots, 3 Duos faciles pour 2 Flûtes, Op. 122, à 17½ Sgr. Rondino facile et agréable p. Flûte et Piano concertans, Op. 121, 25 Sgr.; dito Op. 134 p. Flûte 10 Sgr.

Portrait von Meyerbeer, lithographirt von Villmeren. Gr. Fol. Gedruckt in Paris. 1 Thlr.

Durch alle solide Musikhandlungen zu haben.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

PANTHÉON

DES

GRANDS ÉCRIVAINS

DES TEMPS MODERNES,

DEPUIS LE XIII^e SIÈCLE JUSQU'À NOS JOURS,

PAR

J. Pescontini et L. Delâtre.

Seconde édition.

In-folio. Paris. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1842.

Brodhans & Wernarins,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Vierteljahrs-Schrift 1842. 2tes Heft.

In Untergeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1842.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.)

I n h a l t :

Nationalität und Sprache. — Die Zukunft der Astronomie. — Die Provinzialstände und die Reichsstände in Preußen. — Die Zeitungen und ihre Leser. — Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedelung. — Das Turnen (ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment). — Der Oplumkrieg und das Völkerrecht. — Der Centralpunkt Deutschlands und das seine Vertheidigung befördernde System von Eisenbahnen. — Der gegenwärtige Stand der wissenschaftlichen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts. — Kurze Notizen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1842.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus einer Kleinen Stadt.

Erzählt

von

Frau von W.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im April 1842.

J. H. Brockhaus.

In der Krieger'schen Buchhandlung (Fr. Wolmar) in Leipzig erscheint:

Mignet, Geschichte der französischen Revolution, mit 200 Zeichnungen von Raffet und andern berühmten Malern.

Am 1. und 15. eines jeden Monats erscheint eine Lieferung von 5 Bogen auf dem feinsten Bellinpapier und aufs eleganteste gedruckt. Der Subscriptionspreis einer jeden Lieferung ist **10 Ngr. — 10 Ggr. — 30 Kr. Conv. — 10 Ngr. — 30 Kr. Rhein.** Im September 1842 ist das ganze Werk vollendet. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und liegt nebst dem ausführlichen Prospect in jeder Buchhandlung zur Ansicht bereit.

Großartig und gewaltig wie keine Erscheinung in der Geschichte der Menschheit seit der Stiftung des Christenthums tritt die französische Revolution von 1789 hervor aus dem Jammer der Zeit und begründet eine neue Welt der Ideen. — Unter allen Geschichtswerken, die diesen thatenreichsten Zeitraum schildern, genießt keine als das von Mignet das unbestrittene Verdienst, Gedrängtheit und Detail zu vereinigen. Die

frischeste und lebensvollste Auffassung der denkwürdigsten Scenen, die Darstellung jener großartigen Momente, in denen das verhöhrte Recht erlag oder die triumphirende Gänze ihren Lohn fand, endlich die getreueste Abbildung der Portraits sämtlicher Hauptlinge der Revolution sichern auch in dieser Beziehung unserm Werke einen bleibenden Werth.

Vollständig ist jetzt folgendes wichtige Werk erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studierende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. Eduard Winkler.

Zwei Bände in 11 Heften. 138 Bogen in gr. 8.

1839 — 41. 9 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in einzelnen Heften zu beziehen.)

Leipzig, im April 1842.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1842. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei J. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Be richt über die Verlagsunternehmungen für 1842 von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. XIV.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

- *29. Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Nach dem Book of science von J. Sporschil. Mit 86 Abbildungen. Zweite Auflage. Kl. 8. 12 Ngr.
Dieses Schriftchen bildet eine einzelne Abtheilung von:
Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Drei Bände. Mit 375 Abbildungen. Kl. 8. 1834—39. In englische Leinwand gebunden. 6 Thlr.
dessen übrige Abtheilungen ebenfalls sämmtlich einzeln zu erhalten sind:
Anleitung zum Selbststudium der Hydraulik und Hydrostatik. 8 Ngr. —
Pneumatik. 8 Ngr. — Akustik. 8 Ngr. — Pyronomik. Zweite Auflage. 8 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. 12 Ngr. — Electricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. 8 Ngr. — Mineralogie. 22 Ngr. — Kristallographie. 8 Ngr. — Geologie. 26 Ngr. — Verfeinerungskunde. 15 Ngr. — Chemie. 22 Ngr. — Bergbau- und Hüttenkunde. 15 Ngr. — Meteorologie. 12 Ngr.
- *30. Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Emil Braun. Folio.
Die erste und zweite Decade sind im Stich beendet und werden mit deutschem und französischem Texte noch in diesem Jahre erscheinen.
- *31. Die Lustspiele des Aristophanes, übersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. Drei Bände.
Der erste Band dieser Uebersetzung, die Frucht jahrelanger Studien, wird, außer einer grössern Einleitung über den Dichter, „Plutos“, „Wolken“ und „Froische“ enthalten, und mit einem Grundriß des altgriechischen Theaters ausgestattet.
- *32. Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau von B. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.
- *33. Baur (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Ergebnis forstlicher Reisen. Zwei Abtheilungen. Gr. 8.
- *34. Bericht vom Jahre 1842 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. K. Espe. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
Die Berichte vom Jahre 1835—41 haben gleichen Preis.
- *35. Berthold (Franz), Gesammelte Novellen, herausgegeben von E. Tied. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.
Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verdorbenen geistlichen Schriftsteller, wird diese Sammlung auch noch mehrere ausgezeichnete Novellen enthalten, die sich in ihrem Nachlasse vorgefunden haben.
36. Bibliotheca romana. Edidit G. Julius. Gr. 8. Geh.
Ein ausführlicher Prospectus über den Inhalt dieses wichtigen bibliographischen Werkes ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Es wird ungefähr 50 Bogen umfassen und im Druck noch dieses Jahr beginnen.
37. Bibliothèque de l'Ambassadeur, publié par le baron Charles de Martens et H. de Hoffmanns. Gr. 8. Geh.
Dieses wichtige Werk wird aus einer Reihe von Bänden bestehen und in folgenden Abtheilungen erscheinen, von denen jede unter besonderem Titel

- auch einzeln zu erhalten sein wird: Nouveau Guide diplomatique; Droit des gens universel; Droit des gens maritime; Histoire des traités; Théorie et traité de commerce; Histoire des états européens avec les tables généalogiques des maisons souveraines; Droit germanique; Collection générale des traités; Littérature du droit des gens.
- *38. Boccaccio (Giovanni), Das Decamerone. Aus dem Italienischen. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh.
- *39. Brandis (G. A.), Mittheilungen über Griechenland. Drei Theile. Gr. 12. Geh.
Der berühmte Verfasser theilt in diesem Werke seine Beobachtungen über Griechenland mit, das er in seiner Stellung als Cabinetrath des Königs von Griechenland die beste Gelegenheit hatte kennen zu lernen.
40. Frederlow (G. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur nebst Sprachproben. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Gr. 8. Geh.
- *41. Fredow (G. Freiherr von), Heinrich von Braunschweig. Drama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 18 Ngr.
- *42. Bremer (Frederike), Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
- *43. —, Die Töchter des Präsidenten. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.
- *44. —, Nina. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
- *45. —, Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
- *46. —, Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.
- *47. —, Kleinere Erzählungen. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.
Alle noch erscheinenden Schriften von Frederike Bremer werden in dieser Ausgabe gegeben werden.
48. Abhidhāna - ppadipikā. Wörterbuch der Pali-Sprache. Herausgegeben von Hm. Brockhaus. Gr. 8.
49. Prabodha Chandodaya. System der Vedānta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von Krishna Miśra. Mit den Scholien des Rāma Dāsa herausgegeben und übersetzt von Hm. Brockhaus. Gr. 8.
Bereits 1835 erschien bei mir der Ersttext davon als erstes Heft (1 Thlr.). Die Scholien und die Uebersetzung werden auch als zweites Heft dieser Ausgabe besonders erscheinen, und diesem Heft wird dann ein neuer Titel für das Ganze beigelegt werden.
- *50. Sammlung orientalischer Märchen, Erzählungen und Fabeln, herausgegeben von Hm. Brockhaus. Erstes und zweites Bändchen. — A. u. d. Titel: Kathā sarit sāgara.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1842. Nr. 475—478.

Inhalt:

Das britische Guiana. — Die Ministerien der größten europäischen Staaten am 1. Mai 1842. — Bunte Bilder aus Petersburg. — Die Engländer in Abyssinien. — Kieselgasthof. — George Louis Buffon. — Sir Alexander Burnes. — Die Finsternisse. — Skizzen aus Obeja. — Die elektrochemische Metallplattirung. — Schiffbarer Kanal zwischen dem atlantischen und Stillen Ocean. — Joachim Heinrich Campe. — Neueste Fortschritte der Daguerrotypie. — Worms. — Die Eisenharzmonita. — Elektromagnete von außerordentlicher Tragkraft.

In **Abbildungen** enthalten diese Nummern:

Die Hohe Berge im britischen Guiana. — Der Berg Ataripu im britischen Guiana. — George Louis Buffon. — Gegend am Kasaruni. — Fische Indianer im britischen Guiana. — Hütten und Kähne der Indianer im britischen Guiana. — Finsternisse. — Joachim Heinrich Campe. — Der Dom in Worms.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Einbändigungen** werden mit 6 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Seite berechnet, **besondere Anzeigen** zc. gegen Vergütung von $\frac{1}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge des Pfennig-Magazins, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 15 Ngr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzelne kostet jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.; die Jahrgänge 1838—41 kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls in **Preise** ermäßigt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
Rational-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 15 Ngr.

Persische Fabeln. Mit 18 Holzschnitten. 5 Ngr.

Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von E. Winkler. Mit 140 Abbildungen. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1842.

J. A. Brockhaus.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen:
Sacherkündende Anmerkungen

zu
Shakespeare's Dramen

herausgegeben von

Dr. Alex. Schmidt.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schließt sich in Format und Druck ganz der Schlegel'schen Übersetzung an, und dürfte wol von Vielen auch als ein sehr nützlicher und willkommener Supplementband zu derselben betrachtet werden.

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Beiträge

zur

wissenschaftlichen Heilkunde

von

C. F. W. Richter.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.

Den Inhalt dieser interessanten Schrift bilden folgende Abschnitte: *Untersuchung der wissenschaftlichen Grundgesetze der Heilkunde. — Spontane Genese und Heilung der Krankheiten. — Künstliche Genese und Heilung der Krankheiten.*

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

Bei J. C. Mayer in Tübingen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Drei Jahre in Persien

und

Reiseabenteuer in Kurdistan

von

Georg Fowler, Esq.

übersetzt

von

C. A. Scharrh.

Gr. 8. Zwei Bände. Eleg. geb. Preis 3 Thlr., oder 6 R. 12 S.

Eine der interessantesten Werke der neuen Zeit, eines bezeichnend für Zeiten, welcher über die wichtigsten Ereignisse Asien, die politischen und commerciellen Beziehungen Persien zu den europäischen Staaten Aufklärung wünscht, als haltend für Den, welcher gern die Geschichte, die Sitten und das öffentliche Leben eines fremden Volkes kennen lernen. Solche reiche Auffassung, gründliche Kenntniss der Zustände und wichtige Darstellung werden diesem Werke, besonders bei den gegenwärtigen Vorgängen in Mittelasien, die allgemeinste Theilnahme finden.

Bei B. Gihorn in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DEMOSTHENIS

Orationes Philippicae

NOVEM.

In usum scholarum edidit Fr. Franke.

Gr. 8. Broschirt. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Der Ritter von Rhodus.

Trauerspiel in vier Acten

von

FÜRSTEN ZU LYNAR.

Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Stück ist nach der neuesten Bearbeitung gedruckt.
 Leipzig, im Juni 1842.

J. A. Brockhaus.

im Laufe d. J. erscheinen können. Da nur eine kleine Auflage veranstaltet werden soll, so werden diejenigen, die sich den Besitz des Werkes sichern wollen, aufgefordert, zeitig darauf zu subscribiren. Der Preis ist vorläufig auf 40 Thlr. festgesetzt, würde aber bei einer bedeutenden Theilnahme noch ermäßigt werden können.
Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*75. Ebbe (William), Naturgeschichte für Landwirth, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten Tafeln. In fünf Heften. Gr. 8.

Jedes Heft von 5-6 Bogen und 4 Tafeln kostet 12 Ngr. Das ganze Werk wird noch in diesem Jahre vollständig erscheinen.

*76. Roebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band dieses wichtigen und interessanten Werkes wird hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen können.

*77. Synar (Fürst zu), Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel ward nach der neuesten Bearbeitung gedruckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue belletristische Werke
erschienen bei Friedrich Fleischer in Leipzig.

1.

Hier und zwanzig Stunden.

Ein Feuilleton des Tages
von E. Praxler-Mansfeld.
1 Thlr. 15 Ngr.

2.

Phantasie und Wirklichkeit

in Novellen und Erzählungen
von Wladimir.
1 Thlr. 15 Ngr.

3.

Don Juan,
Drama in 5 Abtheilungen
von Braun von Braunschweig.
20 Ngr.

4.

Dramatische Werke

von Wilh. Schnitter.
Erster Band. Maria, Trauerspiel in 5 Acten.
15 Ngr.

Bei Gerhard in Danzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, von Dr. Alexander Jung. 8. Brosch.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Ein Buch, welches sich durch gelegene und geistreiche Kritik auszeichnet.

Preußen und die Constitutionsfrage von Dr. S. R. Schneider. Gr. 8. Brosch. Preis 12½ Ngr. (10 gGr.)

Bei W. Wienbrack in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Was lehrt das Neue Testament über den Tod Jesu? Eine dogmatisch-ascetische Betrachtung von F. Harig. Geh. Preis ½ Thlr.

Diese Schrift entstand zuerst aus wissenschaftlichen Untersuchungen theologischer Convente. Was unser Christenglaube über den Tod Jesu lehrt, die Verpflichtungen, die er daraus herleitet, die Verheißungen, die er damit verbindet, die Aussichten, die er eröffnet, Alles dieses ist hier nach Aussprüchen des N. T. zusammengetragen und zu einem harmonischen Ganzen vereinigt.

ECHO
de la

Littérature française.

Journal des gens du monde.

Deuxième année. 1842.

24 Hefte. Preis 5½ Thlr.

Das erste Quartal, Nr. 1-6, ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Das ungestörte Forterscheinen dieses Journals, sowie die steigende Zahl der Subscribenten gibt wol den besten Beweis von der Vortrefflichkeit desselben; jeder Freund gehaltvoller französischer Lecture kann sich durch eigene Prüfung von dem werthvollen Inhalte überzeugen.

Leipzig, im Mai 1842.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei E. W. Krause in Berlin ist soeben erschienen:

11tes und 12tes Heft à ½ Thlr. vom

Declamatorium.

Auswahl

ernster und heiterer Dichtungen zum Vortrage in öffentlichen und Privatgesellschaften, herausgegeben

von

Ernst Rittfas.

Enthält:

Die komischen Original-Pièces,

die nur mit Erlaubniß des Herausgebers abgedruckt werden dürfen.

- 1) Re so was is noch nicht dagewesen, von Aug. Braß.
- 2) Morgengedanken eines berliner Postbriefträgers beim Sortiren der von ihm zu bestellenden Briefe, v. H. Hagenborff.
- 3) Ein Ehestandsmittel, von G. D. Hoffmann.
- 4) Das Rendez-vous bei der großen Kanone, von E. Kosarsky.
- 5) Die Fuchstaupe, von H. Hagenborff.
- 6) Alles Scheln, von Mauritius.
- 7) 's fabelhaft, von E. Kosarsky.
- 8) Unsere Zeit hat keine Zeit, von R. Bärner.

An alle Buchhandlungen wurde soeben versandt:
Nachrichten über das Gewerbschulwesen in **Preußen, Sachsen**, auch Stuttgart, Nürnberg und Karlsruhe. Herausgegeben von Dr. F. Jacobi. Gr. 8. Leipzig, **Wienbrack**. Geh. ½ Thlr.

Durch alle Buch- und Landkartenhandlungen ist zu beziehen:

Grundriss der Stadt Hamburg.

Entworfen von E. F. Bernhardt, mit Nachträgen von R. Kerner und F. E. Schuback.

Mit einer Uebersichtstabelle.

Gr. Royalfolio. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Mai 1842.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur.

Von
Dr. Johann Wilhelm Schaefer,
ord. Lehrer an der Hauptschule zu Bremen.

Erster Theil.

Von der ältesten Zeit bis auf Dyt.

Gr. 8. (372 S.) Geh. 1 1/2 Thlr.

Dieses Handbuch schildert die Geschichte der deutschen poetischen und prosaischen Literatur. Die gedankte, doch nicht compendienartige Darstellung liefert ein reiches Material nach den neuesten Forschungen, und die fortlaufenden Anmerkungen unter dem Texte geben weitere Nachweisungen. Besonders der deutschen Literaturgeschichte finden hier alles für den Unterricht Nützliche beisammen. Auch für Gebildete überhaupt, die für die Geschichte unserer Literatur sich interessieren, eignet sich dieses Handbuch zum Selbststudium.

Der zweite Theil, womit das Werk geschlossen ist, wird bald nachfolgen.

Bremen, im Juni 1842.

C. Schünemann.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **Dr. E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1841. Dreissigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XXIV.) — Jahrgang 1842. Einunddreissigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1842. Monat Mai, oder Nr. 18—21. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Die Allgemeine Bibliographie wird auch dem Repertorium der deutschen Literatur beigelegt. Beiden Zeitschriften gemeinschaftlich ist ein

Bibliographischer Anzeiger.

worin Veränderungen für den Raum einer Seite mit 2 Rgr. berechnet werden. Besondere Anzeigen u. werden diesen Zeitschriften beigelegt und dafür die Gebühren bei jeder mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

Leipzig, im Juni 1842.

J. W. Brockhaus.

Bei **H. Wiederauf** in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Freimüthige Beleuchtung des officiellen Verfahrens wider Niemeyer's Lehrbuch der Religion. Ein Beitrag zur neuesten Religionsgeschichte von **Dr. C. F. Vogel.** Gr. 8. Geh. 1/2 Thlr.

Das vor kurzem in Preußen erlassene Verbot wider Niemeyer's Lehrbuch der Religion wird hier freimüthig beleuchtet und diese Schrift um so größeres Interesse erwecken, als sie auf

echt wissenschaftlicher Grundlage beruht und mehr denn einen wunden Platz der neuen Pädagogik, Theologie und Philosophie mit Klarheit und Schärfe vor den Blickpunkt der öffentlichen Meinung stellt.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Wulberg, Entwurf eines **Codex medico-forensis** oder Zusammenstellung der bei Ausübung der gerichtlichen Arzneiwissenschaft allgemein zu befolgenden Vorschriften. 12 1/2 Sgr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. 3te Série. Subscriptionspreis für 8 Stücke 1 Thlr. Nr. 13—16:

Le bon moyen, comédie par *Leuven*. 5 Sgr.

Lorenzino, Drame en 5 actes par *Alex. Dumas*. 10 Sgr.

Les deux voleurs, comédie par *Leuven*. 5 Sgr.

Horace, tragédie en 5 actes par *Corneille*. 7 1/2 Sgr.

L'Ambitieux, comédie en 5 actes par *Scève*. 7 1/2 Sgr.

Théâtre français. No. 23—24. In 34. Subscriptionspreis à 2 1/2 Sgr.

L'école des vieillards, comédie par *Delavigne*.

Chacun de son côté, comédie par *Magères*.

The complete Novels of Walter Scott. 8. Broch. Vol. XII—XIII. *Peveril of the Peak*. 1 Thlr. Vol. XIV. *The Pirate*. 1/2 Thlr.

Vol. XV—XVIII: *Quentin Durward*, *Redgauntlet*, *Rob Roy*, à 1/4 Thlr., erscheint in 14 Tagen.

Poésies de Delavigne. 8. Broch. 10 Sgr.

Bildet den 3ten Band des *Parnasse moderne*, dessen Tom. I: *Poésies de Victor Hugo*, Tom. II: *Poésies de Lamartine*, Tom. IV: *Chansons choisies de Béranger*, enthält Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **C. S. Seipke** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

APHANOS. ANONYMOI TPEIZ. ALAGHE-POZ. TEMAXIA IYO. Arriani periplus ponti Euxini. Anonymi periplus ponti Euxini, qui Arrianus falso adscribitur. Anonymi periplus ponti Euxini et Maeotidis Paludis. Anonymi mensura ponti Euxini. Agathemerii hypotyposes geographicae. Fragmenta de geographica. Graece et latine additis H. Dodach F. Osanni aliorumque dissertationibus, atque Stadii Tennulii, Vossii, Gronovii, Hudsoni, Bastii, Köhler Gailii filii, Letronnii, tum integris tum selectis suisque notis edidit

S. F. Hoffmann, Dr. phil.
8maj. Broch. Preis 2 Thlr.

Von des Herrn Professor **Gerhard Fama** *Europae etc.* ist soeben das 22. Heft erschienen. 25 illum. Kupferst. nebst Text in Fattoral. Der Preis 1 1/2 Thlr.

Galle, den 4. Juni 1842.

Karl August Kimmels
Verlagsbuchhandlung.

B e r i c h t

über die
Verlagsunternehmungen für 1842
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Bechluss aus Nr. XVI.)

III. In neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

- *97. **Richter (C. F. W.)**, Beiträge zur wissenschaftlichen Heilkunde. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 9 Ngr.
- *98. **Roussseau (Jean Jacques)**, Bekenntnisse. Aus dem Französischen. Drei Theile. Gr. 12. Geh.
- *99. **Schmalz (H.)**, Anleitung zur Kenntniß und Anwendung eines neuen Ackerbausystems. Auf Theorie und Erfahrung gegründet. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.
Ein besonderer Abdruck aus dem unter Nr. 21 erwähnten Werke des Verfassers.
- Früher erschien auch noch in meinem Verlage von demselben: Versuch einer Anleitung zum Benutzen und Classificiren des Bodens. 8. 1824. 15 Ngr.
- *100. **Schmidt (L. E. B.)**, Das Preussische Familien-Recht nach dem Allgemeinen Landrechte mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht, dogmatisch-kritisch dargestellt. 8. Gr. 1 Thlr. 10 Ngr.
- *101. **Scott (Walter)**, Die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
- *102. **Sternberg (A. von)**, Der Missionar. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.
Früher erschien von dem Verfasser bei mir: Fortunat. Ein Gemüthsstück. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.
- *103. **Strass (K. F. P.)**, Gedichte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Der Verfasser ist längst unter dem Pseudonym Dito von Deppen bekannt und beliebt.
- *104. Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche, übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **E. Gf. Adf. Böckel**.
Diese Sammlung wird im Auftrage ganz mit der in meinem Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von **H. A. Roethe**“ (1830, 1 Thlr. 15 Ngr.) übereinstimmen.
- *105. **Tassoni (Alessandro)**, Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von **P. L. Krig**. Mit einem Scherz. Gr. 12. Geh.

- *106. **Waagen (J. F.)**, Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Gr. 12. Geh.
Der erste Theil dieses interessanten Werks wird auch den besondern Titel führen: „Kunstwerke in Sachsen, Franken, Schwaben.“
- *107. **Die Widerkehr**. Von dem Einsiedler bei St. Johannes. Novelle. Drei Theile. Gr. 12. Geh.
- *108. **Wolf (J. B.)**, Niederdeutsche Sagen. Zwei Theile. Mit einer Abbildung. Gr. 8. Geh.
- *109. Zur Nachfolge Christi. Eine Legendenammlung. Herausgegeben von **Ed. von Bülow**. 8. Geh.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig**, welche sich zur Erleichterung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen, und zu bedeutend ermässigten Preisen unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden. (2 Bogen.)

Die Bedingungen, die nur noch für kurze Zeit galten, sind aus dem Verzeichnisse selbst zu ersehen.

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen sowie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

Mein sorgfältig gearbeiteter und mit einem Autorenregister versehenen

Verlagskatalog,

welcher durch einen sechsten Nachtrag bis Ende 1841 vervollständigt wurde, ist von jeder Buchhandlung zu erhalten.

Ein neuer Abdruck des ganzen Verlagskatalogs ist unter der Presse.

Im Verlage von Brockhaus & Avenarius in Leipzig (à Paris: même maison, Rue Richelieu No. 69) werden im Laufe des Jahres 1842 folgende Werke erscheinen:

- *1. **Aan (Fr.)**, Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. Gr. 8. Geh.
- *2. **Annali dell' Istituto di corrispondenza archeologica**. Vol. XIII. (1841.) In-8. — **Bulletino dell' Istituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1841**. In-8. — **Monumenti inediti dell' Istituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1841**. In-foglio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.
Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829, und können mit diesem complet à 18 Thlr. per Jahrgang liefern. Den Jahrgang 1840 geben wir noch zum Pränumerationspreis von 14 Thlr.
- *3. **Echo de la Littérature française**. Journal des gens du monde. Deuxième année. 1842. 24 Hefts (von 2—3 Bogen). Gr. 8. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.
Erscheint am 15. und 22. jeden Monats und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Besondere auf den Umgang werden mit 1/2 Ngr. für die Hefte berechnet, und besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. beigegeben.

- *4. **Les Français peints par eux-mêmes**. Texte par les **séminaires littéraires**, dessinés par **Gavarni**, **Monter** etc. etc. Nouvelle souscription pour l'étranger. Gr. in-8. Geh. Jede Lieferung schwarz 10 Ngr., colorirt 18 Ngr.
Je 16 Lieferungen bilden einen Band. Der erste Band ist bereits vollständig erschienen, auch werden die folgenden Bände regelmäßig in nächsten Lieferungen erscheinen.
- *5. **Kant (J.)**, **Philosophia criticae enscigadae** en 26 leçons par **Henri Jouffroy**. Gr. 8. Geh.
- *6. **Manuel de littérature ancienne; ou Court aperçu des auteurs classiques, de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains**. Ouvrage traduit de l'allemand, par **Henri Jouffroy**. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.
- *7. **ΦΛΟΞΠΑΤΟΞ**. Philostrati opistolae ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, scholia graeca annotationesque suas addidit **J. Fr. Boissonade**. Gr. 8. Geh.
Der Commentar ist so eingerichtet, daß er gewissermaßen den Schlüsselstein aller philologischen Arbeiten von Boissonade bildet und sich somit an Phi-

Illustrati Herodica (Paris 1806) enthält; das Werk kann deshalb auch als ein lehrtes Supplement zu allen Ausgaben des hochverordneten Gelehrten gelten.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen und englischen, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns erteilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher allen Denen, die Bedarf davon haben, und sind stets mit Vergnügen bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu erteilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser *Bulletin bibliographique de la littérature étrangère*, welches mit 1842 seinen sechsten Jahrgang beginnt; alle 2 Monat erscheint eine Nummer und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Ferner sind von uns folgende Kataloge zu beziehen:

1. Verzeichniss einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer, italienischer etc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von *Brockhaus & Avenarius* in Leipzig zu beziehen sind. 8. Nr. 2. November 1841. *Gratis*.
2. Catalogue de Livres au Rabais qui se trouvent chez *Brockhaus & Avenarius*. 4. 1841. Prix 5 Ngr.
3. Die Werke der drei orientalischen gelehrten Gesellschaften in England. 8. *Gratis*.

Bei *Hr. Solzmar* in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Handbuch für Reisende in Frankreich

von *Hr. Ferd. Reichebans*. Zweite verbesserte Auflage. 12. Gebunden. Preis 2 Thlr. = 3 fl. C.-M.
= 3 fl. 36 Kr. Rhein.

Obiges ist das ausführlichste, gründlichste und empfehlenswerthe Reisehandbuch, was über Frankreich existirt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *L. F. O. Baumgarten-Crusius*, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. *W. Francke*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *J. F. Fries*, als Specialredactoren.

Jahrgang 1842. Mai.

Inhalt:

Bachmann: 1. *K. Daur's* philosophische und theologische Vorlesungen. Herausgegeben von *Marheineke* und *Dittenberger*. 2. Grundriss der Psychologie. Für Vorlesungen. Von *J. E. Erdmann*. (Nr. 104 u. 105.) — *Wessenberg*: *Schelling's* erste Vorlesung in Berlin am 15 Nov. 1841. (Nr. 106.) — *Poeppig*: Verhandlungen over de natuurlijke geschiedenis der nederlandsche overzeesche bezittingen. Door de leden der natuurkundige Commissie in Oost-Indië en andere schrijvers. (Nr. 106, 106 u. 107.) —

Kalb: Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfange des J. 1841. Von *C. O. L. Arnim*. (Nr. 107.) — *Klamm*: 1. *R. H. Schomburgk's* Reisen in Guiana und am Orinoko während der J. 1835—39, nach seinen Berichten und Mittheilungen an die geographische Gesellschaft in London. Herausgegeben von *O. A. Schomburgk*. 2. Dasselben geographisch-statistische Beschreibung von Britisch-Guiana, seine Hülfquellen und seine Ertragsfähigkeit, der gegenwärtige und zukünftige Zustand der Colonie und deren Aussichten. Aus dem Englischen von *O. A. Schomburgk*. (Nr. 110.) — *Klamm*: Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1838—40, in Gesellschaft des Ritters *F. A. v. Gerstner* unternommen von *Clara v. Gerstner*. (Nr. 110.) — *Hase*: Evangelische Dogmatik von *K. Hase*. (Nr. 109, 110 u. 111.) — *Baumgarten-Crusius*: Histoire critique du rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours. Par *A. Saintes*. (Nr. 111.) — *Grüneisen*: Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten. Herausgegeben von *H. Kiethe*. (Nr. 112.) — *Waltz*: Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Herausgegeben von *J. M. Lappenberg*. (Nr. 111 u. 112.) — *Kalb*: Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 u. 1839. (Nr. 112.) — *Voigt*: 1. Essais de Zoologie générale, ou mémoires et notices sur la Zoologie, l'Anthropologie et l'histoire de la science, par *Mr. Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire*. 2. *H. Milne-Edwards's* Handbuch der Zoologie oder Naturgeschichte der Thiere. Nach der zweiten französischen Ausgabe bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von *M. S. Krüger*. (Nr. 112 u. 113.) — *Herzog*: 1. Einige Worte zur Verständigung über Sinn und Zweck unseres Gymnasialunterrichts. An aufrichtige Schulfreunde gerichtet von einem Schulfreunde. (Vom Consistorialrath *Seebek* in Meiningen.) 2. Gymnasien und Realschulen in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Von *Weles*. 3. Das Gymnasium und das 19. Jahrhundert. Von *B. Thiersch*. (Nr. 115, 116 u. 117.) — *Heimbach*: Handbuch des herzoglich sächsisch-altenburgischen Privatrechts, einschliesslich der dabei einschlagenden polizeilichen, criminalrechtlichen und staatsrechtlichen Bestimmungen, gemeinschaftlich für alle Stände bearbeitet von *C. A. Hesse*. (Nr. 117 u. 118.) — *Stern*: Beiträge zur physischen Kenntniss der himmlischen Körper im Sonnensysteme. Von *W. Beer*. (Nr. 118.) — *Fischer*: Erläuterungen zur Theorie der Statistik in näherer Rücksicht für Staatszwecke. Von *J. E. Woerl*. (Nr. 119.) — *Hermann*: Fragmenta comicorum Graecorum. Collegit et disposuit *A. Meineke*. (Nr. 121, 122, 123 u. 124.) — *Bonitz*: Aristotelis opera omnia quas extant uno volumine comprehensa. Serie operum rectius constituta, textu accurate emendato et indice rerum locuplete adiecto edidit *C. H. Weiss*. (Nr. 124 u. 125.) — *Ewald*: Les livres sacrés de l'Orient, — traduits ou revus et publiés par *G. Pauthier*. (Nr. 125.) — *Stummler*: Andreas und Elene. Herausgegeben von *J. Grimm*. (Nr. 127, 128 u. 129.) — *Zeller*: Über Strafanstalten für jugendliche Verbrecher, mit vorausgeschickter kritischer Übersicht der gegenwärtig bestehenden Strafanstaltensysteme im Allgemeinen. Von *E. Riecke*. (Nr. 129.) — *Im Gedächtniss Johann Karl Ludwig's v. Schern* (von *F. v. Müller*); *Gedächtnissgesellschaften*; *Beförderungen und Ehrenbezeichnungen*; *Literarische Nachrichten*; *Chronik der Universitäten*; *Chronik der Gymnasien*; *Miscellen*; *Nekrolog*.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Juni 1842.

F. A. Brockhaus.

**This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.**

**A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.**

Please return promptly.